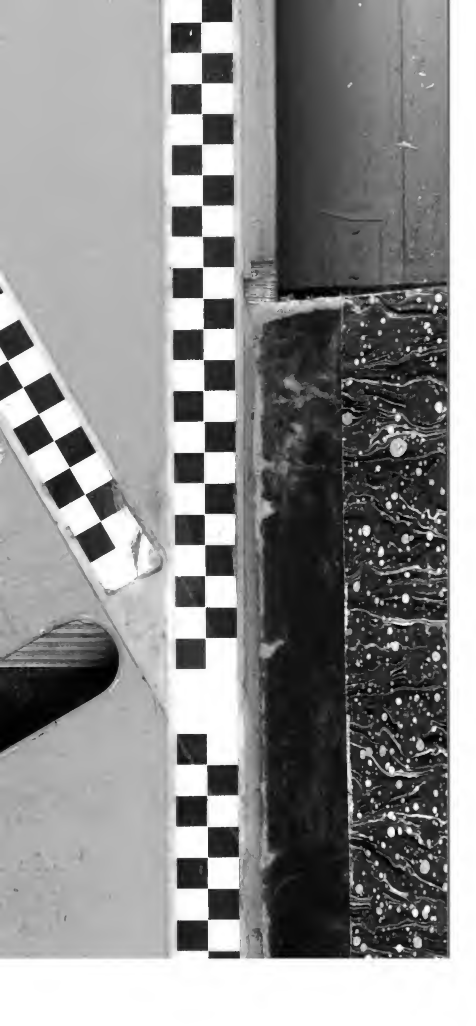
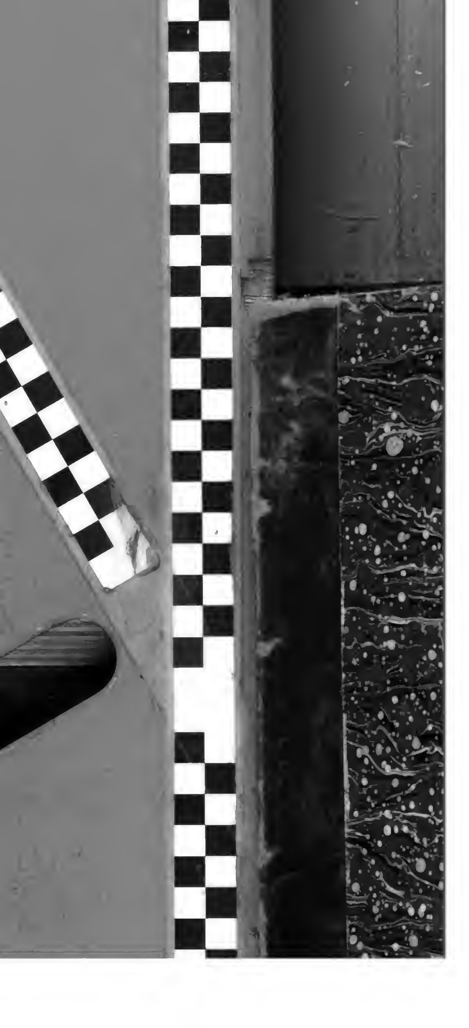
image
not
available









Das Magazin

für die

Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

Sechsundfünfzigster Jahrgang.

Begründet von Joseph Lehmann, 1832.

Herausgeber: Karl Bleibtreu.

Hundertundelfter Band.

Januar bis Juni 1887.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

K. R. Hofbuchhändler.



Inhalt.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1882 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 1. Leipzig, den 1. Januar. 1887.

Inhalt:

Die misera plebs der Erzählkunst.

Von Gerhard von Amyntor.

Die zahllosen deutschen Zeitungen, Revüen, Journale, Familienblätter, Wochen- und Monatsschriften sind heut fast ausnahmslos in der Zwangslage — in so weit sie nicht schon an und für sich nur der Verbreitung epischer Erzeugnisse dienen — ein sogenanntes „Feuilleton“ zu bringen und einen Teil ihres Raumes dem Abdrucke von Romanen und Novellen zu widmen. Da viele der nur Belletristik pflegenden, also ausschließlich schöngeistigen Wochenblätter so unschöngeistig sind, dass sie der lyrischen Produktion grundsätzlich den Rücken kehren, und da andererseits auch das kleinste und unbedeutendste Lokalblättchen seinen Wurst- und Sauerkrautanzeigen irgend eine sensationelle Liebes- oder Mordgeschichte unter dem Striche hinzuzufügen pflegt, so kann man sich einen Begriff davon machen, welche ungeheure Mengen epischen Lesestoffes der heißhungrig geöffnete Rachen der periodischen Presse alljährlich in Deutschland verschlingt. Oder vielmehr, man kann sich keinen Begriff davon machen, denn jede Schätzung wird möglicherweise noch lange nicht der Wahrheit nahe kommen; werden doch jetzt schon (um nur ein Beispiel von der Schwierigkeit der Berechnung zu geben) von besonders reklamegewandten kaufmännischen Geschäften kleine Broschüren versandt, die in keinem Zeitungsverzeichnis aufgeführt sind, die aber ihre Anpreisungen und Preislisten in Novellenform bringen, für deren Bearbeitung der gewinnspähende Kaufmann irgend einen Erzählhandwerker in Kost und Lohn genommen haben muss. Die 1303 Werke des schönen Schrifttums, die z. B. im Kalenderjahre 1884 erschienen sind, würden eine Durchschnittsproduktion von täglich beinahe vier schöngeistigen Werken ergeben, von denen sicher drei der erzählenden Gattung angehören; damit wäre aber bei weitem nicht das tägliche Gesammtergebnis der Erzählkunst erschöpft, denn wir haben hier nur jenen kleineren Teil desselben vor uns, der seine Verewigung (sit venia verbo!) in Buchform gefunden hat, während der größere Teil selbst allerharmlosesten Verlegern so zweifelhaft und verdächtig zu erscheinen pflegt, dass er überhaupt nur zur Feuilleton-Füllung benutzt wird und seine Auferstehung in Buchform niemals feiert. Rechnet man nun diese wahrhaft „ephemeren“ Erzeugnisse der Belletristik mit hinzu, so wird man mit der Annahme kaum zu hoch greifen, dass täglich in Deutschland ein halbes Dutzend Romane und Novellen geschaffen wird, und wenn man den Arbeitstag auf durchschnittlich zwölf Stunden schätzt, so ergiebt dies die verblüffende Tatsache, dass in unserem gelobten Vaterlande alle zwei Stunden ein neuer Roman fertig wird. Ein Mensch, der verurteilt wäre, alle diese Novitäten zu lesen (wenn überhaupt menschliche Leistungsfähigkeit dazu ausreichte), würde einer Marter ausgesetzt sein, der gegenüber der unterste Höllentrichter des Danteschen Inferno noch immer eine Art Abrahamschen Schoßes sein würde.

Um eine solche Sintflut schönen oder gelegentlich auch unschönen Schrifttums täglich zu erzeugen, muss neben der verhältnismäßig nur geringen Anzahl Berufener, neben den Genies der Erzählkunst, ein

ungewöhnlich starkes Aufgebot von Halbtalenten und mehr oder minder phantasiebegabten Dilettanten tätig sein, das man recht eigentlich als die misera plebs der Erzählkunst, als das fabulierende Proletariat bezeichnen kann, das berufen ist, die Kunst immer mehr zu verwässern und auf den Hund zu bringen, so dass sie zuletzt auch dem rohesten und anspruchslosesten Geschmacke eines ungebildeten Lesepöbels assimilierbar wird.

Diese Erzählhandwerker werden durch die Unfähigkeit oder Gewissenslosigkeit mancher Redaktion und durch die kritische Hülflosigkeit und das öde Sensationsbedürfnis der Leserwelt vielfach groß gezüchtet und im wahren Sinne des Wortes fettgemästet; sie ernten goldene Honorare, sie erlangen in den Kreisen der Urteilslosigkeit eine gewisse Berühmtheit, sie fangen an, sich mehr und mehr zu fühlen und für wirkliche Söhne Apolls zu halten, ja, sie finden durch irgend welche Gunst des Zufalls oder der Vetterschaft vielleicht sogar ihren Weg in die Litteraturgeschichten und Konversationslexika; nichtsdestoweniger bilden sie eine misera plebs, über die eines Tages das unerbittliche Gericht der Nachwelt sein Vernichtungsurteil sprechen wird; ihre Werke fallen über kurz oder lang der verdienten Vergessenheit unfehlbar anheim.

Wir haben Blätter, die nur mit den Schöpfungen dieser misera plebs ihre Leser abfüttern und sich dabei wohl befinden; erwacht ihnen wirklich einmal das ästhetische Gewissen, dann suchen sie es wohl durch den ausnahmsweisen Erwerb eines Werkes der echten Erzählkunst zu beschwichtigen, das sie dann, wie eine Schmuggelwaare, in ihre Spalten hineinpaschen, um so der vornehmen Minderheit ihrer Abonnenten Sand in die Augen zu streuen. Der Volkswitz nannte die bürgerlichen Offiziere, die in den revolutionären Sturmjahren hier und da in den exklusiven, nur aus dem Adel sich ergänzenden Truppenteilen auftauchten, „Konzessionsschulzes“: so pflegen auch die von der misera plebs der Erzählkunst bedienten Journale, wenn sie es gar zu arg getrieben haben, einmal einen epischen Konzessionsschulze vorzureiten, und es macht sich dann ganz wunderbar, wenn im Prospekte, den der Journalverlag fürs nächste Quartal urbi et orbi verkündet, neben den dem Janhagel bekannten und teuren Namen von Katharina Klecks oder Jesaias Schnellfinger auch einmal der den Abonnenten ungeläufige und eigentlich unsympathische einer wahrhaften Litteraturgröße, eines echten Vollblutdichters, paradiert. Noch wunderbarer wirkt es aber, wenn sich Katharina Klecks und Jesaias Schnellfinger nun für vollwertige Kollegen jenes echten Dichters halten, weil neben seinem epischen Kunstwerke auch ihre eigenen naturunwahren und seichten Böhnhasenfabrikate als gebratener Speck in der Abonnenten-Mausefalle aufgesteckt werden.

Dies sind Erscheinungen, die ein grelles Licht auf den Jammer unserer ästhetischen Herabgekommenheit werfen, und an denen die leidige Abkehr des Publikums vom gesammelten Genusse des Buches und seine zerstreute, leichtfertige Hinkehr zum ausschließlichen flüchtigen Journaldurchblättern nicht den kleineren Schuldanteil trägt. Gelegentlich ließe sich über diesen Punkt ein Mehreres sagen; hier wollen wir nur jene misera plebs der Erzählkunst näher ins Auge fassen.

Kommt so ein merkwürdiges Mitglied dieser Zunft neulich zu mir ins Zimmer und stellt sich mir als der „bekannte Romandichter X.“ vor. Er schreibe schon seit vielen Jahren für die großen Familienjournale von A., B. und C. mit bestem Erfolge; gewisse Zeitungen rissen sich um seine kleineren Beiträge; Bücher habe er noch nicht herausgegeben — „Gott! was tue ich mit 'nem Buch? Niemand kauft es, Niemand liest es; im Feuilleton, da liegt unsere Mission, unsere Kraft und unser Nutzen, unser Einfluß und unser Gold! Hat das Journal von A. mir den ersten Abdruck honorirt — und es honorirt anständig! —, dann verkaufe ich den zweiten Abdruck an die Provinzialzeitungen; bringt immer noch ein erkleckliches Sümmchen ein. Habe ich so den Rahm abgeschöpft, dann überlasse ich die blaue Milch irgend einer Agentur, die sie mir durch den Vertrieb an die Käse- und Wurstblätter letzten Ranges ein drittes Mal verwertet. Das ist die Theorie von der Kelter, die auch aus dem Pressrückstande noch einige Tropfen herauszuquetschen weiß. Es lebe die Presse, die Presse im wahren Sinne des Wortes!“ Er lachte und zeigte ein Gebiss, so fest und gesund, wie das eines Raubtieres. Dass er bisher noch nie einen Buchverleger gefunden hatte, verschwieg er. Freilich — dachte ich im Stillen — giebt es ja auch eine Menge seiner Brüder, die uns ihre epischen Nichtigkeiten auch in Buchform anbieten; es hängt eben alles von den Umständen ab.

Mit unstät spähendem Auge saß der kleine, wohlgenährte Bursch mit dem Spitzbäuchlein mir gegenüber und fuhr gelegentlich mit seiner weißen Hand, an deren kleinem Finger ein Brillantring funkelte, in das wirr emporgesträubte pechschwarze Haar. Er fragte mich nach Allerlei; er wollte einer Truppenschau beiwohnen, ein Rennen besuchen, sich auch eine Parforcejagd ansehen. „Ich brauche Stoff, Stoff, Stoff! Ich nehme ihn, wo ich ihn finde. Greift nur hinein ins volle Menschenleben . . . Sie kennen ja Schiller (sic!); Handlung ist das Geheimnis, nur Handlung; das Publikum pfeift auf Ideen.“

Ich erlaubte mir, zu bemerken, dass sein Citat dem hochseligen Herrn von Goethe entlehnt wäre. Er lächelte: „Oder auch Goethe — gleich viel! Die Zeit dieser Herren ist vorüber; wenn ich heute den „Faust“ schriebe, glauben Sie, dass ich ein Journal für den Abdruck finden würde? Ha, ha, ha! Verhungern würde ich eher, als eine Redaktion von der

Klassizität meiner Dichtung überzeugen. Danken wir dem Schicksal, dass es ist, wie es ist! Jede Zeit hat ihre Bedürfnisse, und nur, wer diesen Bedürfnissen zu genügen weiß, das ist der Mann der Zeit."

Selbstbewusst stand er auf. Die begehrte Auskunft auf seine Fragen hatte er gefunden. Noch einen spähenden Blick umherwerfend — ich hatte das Gefühl, als ob er ein „Interieur" für sein nächstes Kapitel brauchte — ging er, das Haupt im Nacken, davon.

Sinnend starrte ich dem Burschen nach. Ein einziges Mal hatte ich ein paar Fortsetzungen eines Romans aus seiner Feder im D'schen Unterhaltungsblatte gelesen und ihn sofort als ein Mitglied der misera plebs der Erzählkunst, als einen jener vielen phantasiebegabten Erzählhandwerker, erkannt. Nie wieder hatte ich eine Zeile von ihm zu lesen vermocht. Und heute hatte ich ihn in Fleisch und Blut vor mir gesehen und mein Urteil über ihn durch den Augenschein bestätigt gefunden. Dieser spähende, geistlose, gemeinpfiffige, nur das Aeußere der Dinge erfassende, nie nach dem Wesen derselben Verlangen tragende Blick! So, genau so, musste ein Plebejer der epischen Kunst aussehen! Und dabei hatte der öde Bursch Phantasie! er musste sie haben, schlenderte er doch alle vier Wochen einen Roman fix und fertig aufs Papier! War diese Verbindung von Phantasie und Gedankenlosigkeit möglich? Mir fiel eine Stelle in Schopenhauers Hauptwerk ein. Schnell ging ich zu meinem Bücherschrank, langte mir den betreffenden Band heraus und blätterte im dritten Buche der „Welt als Vorstellung", im Abschnitt vom „Objekte der Kunst". Richtig! da hatte ich schon gefunden, was ich suchte: „Die Phantasie also erweitert den Gesichtskreis des Genius über die sich seiner Person in Wirklichkeit darbietenden Objekte, sowohl der Qualität, als der Quantität nach. Dieserwegen nun ist ungewöhnliche Stärke der Phantasie Begleiterin, ja Bedingung der Genialität. Nicht aber zeugt umgekehrt jene von dieser; vielmehr können selbst höchst ungeniale Menschen viel Phantasie haben. Denn wie man ein wirkliches Objekt auf zweierlei entgegengesetzte Weisen betrachten kann: rein objektiv, genial, die Idee desselben erfassend; oder gemein, bloß in seinen dem Satz vom Grunde gemäßen Relationen zu andern Objekten und zum eigenen Willen; so kann man auch eben so ein Phantasma auf beide Weise anschauen: in der ersten Art betrachtet, ist es ein Mittel zur Erkenntnis der Idee, deren Mitteilung das Kunstwerk ist: im zweiten Fall wird das Phantasma verwendet, Luftschlösser zu bauen, die der Selbstsucht und der eigenen Laune zusagen, momentan täuschen und ergötzen; wobei von den so verknüpften Phantasmen eigentlich immer nur ihre Relationen erkannt werden. Der dieses Spiel Treibende ist ein Phantast: er wird leicht die Bilder, mit denen er sich einsam ergötzt, in die Wirklichkeit mischen und dadurch für diese untauglich werden: er wird die Gaukeleien seiner Phantasie vielleicht niederschreiben, wie sie die gewöhnlichen Romane aller Gattungen geben, die seines Gleichen und das große Publikum unterhalten, indem die Leser sich an die Stelle des Helden träumen und dann die Darstellung sehr „gemütlich" finden."

Die hier, nicht im Originale, gesperrt gedruckten Worte schienen ganz besonders im Hinblick auf meinen eben fortgegangenen Besuch niedergeschrieben zu sein. Das war das Bild meines Herrn X., wie er leibte und lebte! Ich las weiter und fand jene köstliche Stelle von der „Fabrikwaare der Natur" und jenen auf glücklichster Beobachtung beruhenden Ausspruch über den Unterschied des Blickes eines Genies und eines gemeinen Menschen. „Während dem gewöhnlichen Menschen sein Erkenntnisvermögen die Laterne ist, die seinen Weg beleuchtet, ist es dem Genialen die Sonne, welche die Welt offenbar macht." Der Blick des Menschen, in welchem der Genius lebt und wirkt, ist, nach Schopenhauer, lebhaft und fest zugleich, trägt den Charakter der Beschaulichkeit, der Kontemplation: „Hingegen wird im Blicke der Andern, wenn er nicht, wie meistens, stumpf oder nüchtern ist, leicht der wahre Gegensatz der Kontemplation sichtbar, das Spähen." Das war ja wieder mein Herr X. mit den unruhig umgehenden, lauernden, neugierigen, gemein-pfiffigen Augen! O heiliger Arthur, welch ein großer Menschenkenner bist du gewesen!

(Schluss folgt.)



Lebenserfahrungen.

Von Karl Bleibtreu.

Das litterarische Leben war zu allen Zeiten eine Verschwörung der Talentlosen gegen die Talente, der Talente gegen die Genies.

„Er kannte weder Griechisch noch Latein," urteilte Ben Jonson über den größten aller Dichter. Darüber mokieren sich heut dieselben Litterarhistoriker, die selber Professorengelahrtheit als Bedingung des Dichtertums aufstellen würden. Sobald aber Shakespeare im Grabe ruhte, erklärte sein neidgrüner Rivale, dass ein so großer Dichter noch nie auf Erden gewandelt sei. So schwer fällt es der Mitwelt, mit sehenden Augen zu sehen. Doch nicht einmal die Nachwelt ist immer gerecht.

Paart sich ein überreiztes Nervensystem mit einem gewaltigen Willenscentrum und übermäßiger Gehirnkraft, so entsteht jene Mischung von Stärke und Schwäche, welche so oft den Charakter genialer Naturen bildet. Wie oft werfen nicht philiströse beschränkte Geister einem Ungewöhnlichen Mangel an Festigkeit und haltlose Unruhe vor, während nur ihre

eigene Mittelmäßigkeit, Feigheit, ja Verlogenheit die scheinbar würdevolle, gleichmäßige Ruhe verleiht! Jeder Eindruck wirft sich auf geniale Naturen mit so intensiver Gewalt, dass zugleich alle Geistesstärke und alle Charakterschwäche hervorgelockt werden.

Die Veröffentlichung der Briefe großer Männer sollte untersagt werden. Ein hoher Gedanke in den Werken eines solchen Geistes enthüllt sein wahres Wesen besser, als alle Briefschreiberei oder Konversation mit Unbedeutenden, die vielleicht für Extravaganz, Unreife, Formlosigkeit halten, was weit mehr der ungezwungene joviale Ausbruch natürlichen Wahrheitsdranges sein mag.

Briefe sind nur für den kombinierenden Psychologen ein Spiegel der Seele, welcher sofort das Gemachte und das Spontane zu unterscheiden vermag. Will man unberechnende unmittelbare Aufrichtigkeit erzielen, so verletze man die Eitelkeit irgend eines Biedermannes. Dann wird man sofort schriftlich die unbewusste Beichte seiner innersten Natur empfangen.

Wenn der Löwe gutmütig mit einem Hündchen spazieren geht, so hält sich das Hündchen selber für den Löwen.

Die Schlangen beraten sich, um den Löwen von hinten in die Ferse zu stechen. „Wir möchten so gern und an Lebensklugheit — Falschheit, wie es die Dummköpfe nennen — sind wir ihm ja allesammt überlegen. Aber ach, wenn er sich mal umdreht und mit der Tatze haut, da wächst kein Gras!“ So ist es die Feigheit der gemeinen Naturen, die allein den hochherzigen Starken vor ihrer Bosheit schützt.

Es ist ein großes ethisches Gesetz, dass der schmutzige Kampf ums Dasein uns empört, sobald wir ihn losgelöst von uns selber betrachten, und dass die Perfidie der Andern die Stimme unseres eigenen Gewissens, die wahre Selbsterkenntnis, fördert.

Hüte dich vor Denen, so Tugend und Idealismus unnützlich im Munde führen! Hüte dich aber auch vor Denen, die ewig das „Alles verstehen heißt Alles verzeihen“ und „Wir sind ja allzumal Menschen“ betonen!

Es ist die schändlichste ungerechteste Philantropie, die Schwächlinge und Taugenichtse auf Kosten der ernsten Kämpfer, die eher sterben als sich ergeben, zu unterstützen!

Das „Buch bis zum Jüngsten Gericht.“*)

Von Karl Blind.

Der Londoner Gesellschaft für Geschichtskunde (Royal Historical Society), welche Lord Aberdare zum Vorsitzenden hat, hat man manche treffliche Leistung zu verdanken. Heuer ist die Feier zur achthundertjährigen Erinnerung an die Abfassung des berühmten „Domesday“ Buches durch den stellvertretenden Obmann des Vereins, Dr. Hyde Clarke, angeregt worden. Es ist dies ein verdienstvoller Forscher, der in seinen zahlreichen Schriften auch alt-germanische Stammesfragen kenntnisreich erörtert hat. Er selbst, leitet seinen Ursprung auf ein Geschlecht zurück, das „mit dem Eroberer herübergekommen“.

Auf dem Domesday Book beruht noch heute zum großen Teile die halb-feudale Grundeigentums-Verfassung von England. Ein eigentümliches Gefühl bewegte uns, als wir die zwei Bände, aus welchen dasselbe besteht, in dem, wenigstens von Außen ernst und dunkel aussehenden Staats-Urkunden-Amte (Public Record Office) bei Gelegenheit der Feier ausgestellt sahen. Hier lag greifbar ein Stück alter Geschichte vor uns, von welchem das Wohl und das Wehe — und wahrlich sehr viel Wehe! — ungeheuerer Reihen von Menschen abgehangen hat und noch abhängt.

Eine größere Anzahl Fachgelehrter befand sich unter den geladenen Gästen im Staats-Urkunden-Amte. In diesen Räumen hatte einst unser verstorbener greiser Freund Sir Thomas Duffus Hardy als Bewahrer gewaltet — ein Mann von der äußersten Liebenswürdigkeit, wie man deren unter den im Anfange unseres Jahrhunderts geborenenen Engländern von hoher Bildung nicht wenige findet; in seiner Weltanschauung ein vollkommener Freidenker, in Staatsdingen allerdings ein Tory: was jedoch in England noch keineswegs einen Rückschrittsmann im festländischen Sinne bedeutet.

Dem Gedächtnisse des Dahingeschiedenen war unser erster Gedanke beim Eintritte geweiht. Bald nahm jedoch der Anblick der kostbaren Handschriften*) — unter denen, außer dem Domesday-Buch, eine Menge anderer ausgestellt waren, — unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Um zu diesen Schätzen zu gelangen, hatten die Geladenen, unter welchen sich viele Männer und Frauen von Namen und Stellung befanden, eine halbe Stunde lang draußen in kalter Halle, auf engem, dazu noch durch ein Tau abgeteiltem Gange zu warten, von stämmigen Polizeibeamten in der Schranke gehalten.

„Das ist ein kalter Empfang!“ klagte mir der Nachbar.

„Es ist wohl der normannische Stil!“ erwiderte ich ihm. „Man will uns vielleicht einen Begriff davon beibringen.“

Indessen Scherz bei Seite! In einer Stadt wie London war bei solchem Anlasse doppelte und drei-

*) Domesday Commemoration: 1886. Notes on the Manuscripts etc. exhibited at H. M. Public Record Office. (Herausgegeben von der Königl. Gesellschaft für Geschichtskunde. London, Longmans, Green und Cie.)

*) Sie sind in der von der Gesellschaft für Geschichtskunde veröffentlichten Schrift besprochen. Es waren darunter die Abbreviatio of Domesday Book; das Breviate of Domesday Book; das Boldon Book; das Red Book of the Exchequer; das Black Book of the Exchequer; die Cartae Antiquae von Aethilberht, König von Kent, an bis auf Edward I.; und mancherlei andere.

fache Vorsicht, was Zulass und Vorzeigung der Karten betrifft, vollkommen begründet. Denn die ausgelegten Urkunden sind von unvergleichlichem geschichtlichen Wert. Und die Erinnerung an Vorfälle, wie z. B. der Raub es war, der einmal an einzelnen Blättern von Ulfilas gotischer Bibelübersetzung zu Upsala begangen worden, mochte den mit der Sammelwut ihrer Landsleute vertrauten Beamten des Staats-Archivs allerdings die größte Obsorge nötig scheinen lassen.

Da stand nun, an einen einfachen Glaskasten gelehnt, der eine Band des „Buches bis zum jüngsten Gericht" aufgeschlagen. Der andere lag in einem ebenso einfachen Kasten. Daneben der alte hölzerne, eisenbeschlagene, vom Zahn der Zeit hart mitgenommene Einbanddeckel, der jetzt durch einen schwarzen ledernen, silberbeschlagenen ersetzt ist. Auf keinem Purpurkissen ruhten die einst zu Winchester, zusammen mit dem Staatsschatze verwahrten, später hierher nach London (Westminster) verbrachten, unbezahlbaren Bücher. Nichts hob sie von den anderen umherliegenden handschriftlichen Werken ab. Eine einfache eiserne Truhe stand da. Sie enthielt früher das Oelfläschlein, mit welchem die Könige von England gesalbt wurden, die Krone, den Herrscherstab und zwei Paar Armspangen. Diese Truhe kam vor Zeiten mit dem Domesday-Buch von Winchester nach Westminster. Ueber ihr Alter ist nichts Näheres bekannt.

In weniger als acht Monaten war (1086) das umfassende statistische Werk, welches für Englands Grundeigentums-Zustände so bedentungsvoll werden sollte, und das nun so schmucklos uns vor Augen lag, zusammengestellt und mit merkwürdiger Sauberkeit der Handschrift ausgeführt worden. Anno millesimo octogesimo sexto ab incarnatione Domini vicesimo vero regni Willelmi facta est ista descriptio non solum per hos tres comitatus sed etiam per alios, so heißt es im zweiten Bande. („Im tausendundsechsundachtzigsten Jahre von der Fleischwerdung des Herrn an, und zwar im zwanzigsten Jahre der Regierung Wilhelms, ist diese Beschreibung verfasst worden, nicht bloß für diese drei Grafschaften, sondern auch für die anderen.") Noch heute aber wird oft genug auf das lateinisch, vielfach mit manchmal dunkeln Abkürzungen geschriebene Buch bei der Rechtsprechung zurückgegriffen. So pflanzt sich, „gleich einer ewigen Krankheit", das einem Volke angetane Unrecht fort.

Man hat den Namen des Werkes verschiedenartig erklären, es für ein „Liber Domus Dei" (Buch des Gotteshauses) ausgeben wollen; was indessen keinen wirklichen Sinn hat. In Wahrheit bedeutet es ohne Zweifel das Buch, das bis zum jüngsten Tage (Doom's Day) als die Rechtsquelle für die große Beschlagnahme gelten soll, durch welche der Eroberer das freie Landsassentum unserer Vorfahren niederwarf, die mit Schwert und Pflug Britannien in ein Angel-Land, ein England, umgeschaffen hatten.

„So hoch wie der Himmel und so tief wie die Hölle ist unser Recht. Wehe dem, der daran rührt!" Das war die Losung der Landschade, welche das freie englische Gemeinwesen zerstörten und ritterliche Zwingherrschaft an seine Stelle setzten. Dafür wurde die umfassende „Beschreibung" über das von dem Landräuber erstrittene Gebiet, über Güter, Dörfer und Städte, über Menschen und Vieh, über Freie und Unfreie, über Forst, Wiese und Weidetrift, über die Zahl der Pflüge, der Mühlen und der Fischteiche u. s. w. angeordnet und so schnell und so eingehend wie nur möglich ausgeführt. Fast einzig steht in älterer Geschichte eine solche Arbeit da. Alles wurde, wo immer tunlich, bis in die kleinsten Einzelheiten gebucht.

Eine Art statistischer Aufnahme muss wohl schon früher in England zur Angelsachsenzeit veranstaltet worden sein, und zwar zu allgemeinen Steuerzwecken des Landes. Richard Green, der Verfasser einer trefflichen „Geschichte des englischen Volkes", der auch die „Gründung Englands" (The Making of England) geschrieben und die „Eroberung Englands" als unvollendetes Werk hinterlassen hat, gedenkt der Tatsache. Das Genauere darüber ist heute nicht mehr herzustellen. Jene angelsächsische Aufnahme geschah in den Tagen, wo in Versammlungen frei beratender Männer, nach dem Brauche unserer Altvordern, die Steuern umgelegt wurden, nicht Fürstenwillkür die Satzungen schuf. Anders verfuhr der Eroberer, der mit allerhand Degen und mit mancherlei zusammengerafftem Kriegsvolk (teils aus der Normandie, der Bretagne und Frankreich, teils aus den Ländern des Nieder-Rheines und Belgiens) England überrannte, um schließlich in lateinische oder französische Urkunden die Knechtung eines ganzen Volkes einschreiben zu lassen.

Mit diesem furchtbaren Ereignisse trat ein großer Bruch in dem Staatsleben unserer englischen Stammverwandten ein. Es änderte sich die Verfassung. Allmählich bildete sich auch die Sprache um — wenigstens die Sprache Derer, welche die Feder führten.

Ein heutiger englischer Geschichtschreiber, auf dem Gebiete der Zeitfragen leider sehr unerfreulich bekannt durch die Wut, mit welcher er den „unsagbaren Türken", zu Ehren des Zarentums, als ein „wildes Tier" behandelt wissen wollte, hat es sich wohl zur Aufgabe gestellt, zu beweisen, dass die normannische Eroberung Englands im Grunde die zweite germanische Eroberung Britanniens gewesen sei. Nun, allerdings sind die Normannen ursprünglich skandinavischen Blutes gewesen. Auch Sachsenblut verbreitete sich an Frankreichs Nordküste; die Namen von Ortschaften sprechen dafür laut genug. Wer wollte zudem leugnen, dass viel frische Kraft durch die Normannen nach England hereinkam? Doch ein schlechter Trost war es für das von dem Sohne Ro-

berts des Teufels und der schönen Gerberstochter niedergeworfene Volk, dass aus dem Germanen-Stamme die Zwingherren entsprosst waren, welche mit französisch gewordener Zunge ihr räuberisches Anrecht auf Land und Leute ausriefen.

„Dieu et mon droit!“ „Car tel est notre plaisir!“ So lauten noch heute die französischen Brocken in der englischen Staatssprache. Ja, Parlamentsbeschlüsse werden vom Reichsoberhaupte mit solchen Formeln der Willkürherrschaft genehmigt, obwohl die Genehmigung gar nicht versagt werden kann. Man meint einen alten Halsring der Sklaverei um den Nacken freier Engländer gelegt zu sehen.

Im „Buche bis zum Jüngsten Gericht“ steht, wie bemerkt. Alles meist haarklein verzeichnet, was dem Eindringling von Nutzen sein konnte, um das Land planmäßig auszusaugen. An einzelnen Stellen sind die Angaben indessen nur allgemeiner Art. Es fehlen ganz die Mitteilugen über Northumberland, Cumberland, Westmoreland und Durham; und zwar, wie die von der Gesellschaft für Geschichtskunde herausgegebenen Schrift bemerkt, „aus irgendwelchem unerklärt gelassenen Grunde“. Auch steht Lancashire nicht mit seinem eigenen Namen in jenem Buche. Ein paar solcher Gebietsstücke sind jedoch tatsächlich in die Vermessung von Yorkshire eingeschlossen.

Indessen erklären sich die Lücken in der Aufnahme aus der furchtbaren Verwüstung, welche im Norden durch die Eroberung über das Land kam. So war das ganze Gebiet zwischen dem Humber- und Tees-Flusse zu einer Einöde geworden; neun Jahre blieb der Boden brach liegen. Die Entvölkerung lässt sich aus der Verminderung der Häuser entnehmen. Beispielsweise bestand Oxford, zu Edward*) des Bekenners Zeit, aus 721 Häusern. Unter Wilhelm waren sie auf 243 vermindert worden. York hatte unter Edward 1607, unter Wilhelm nur noch 967 Häuser.

Als königliches Hausbesitztum eignete sich der Eroberer alle großen Wälder an; und wie waldreich war England damals noch! Zum Grundsatz wurde erhoben, dass jeder Rechtstitel, der aus den Zuständen vor dem normannischen Einbruch erfloss, als erloschen zu betrachten sei, und keine Eigentumsübertragung ohne des Königs Zustimmung als gültig anerkannt werden solle. Wie zwei feindliche Lager standen sich lange die Sieger und die Besiegten gegenüber, geschieden durch Rechtsstellung, Sitte und Sprache.

Manche Empörung musste erst unterworfen werden, ehe das Angelsachsentum gänzlich gebeugt war. Denn die Schlacht bei Senlac, die Hastings-Schlacht, war 1066 wohl entscheidend gewesen, wenn wir die Sachen heute geschichtlich überblicken. Allein die Besiegten selbst, obwohl sie dort 60,000 Mann an Todten und Gefangenen einbüßten, hatten sich doch nicht für ganz überwunden gehalten: und starke, gewaltsame Nachzuckungen zur Wiedererlangung der Landesunabhängigkeit blieben daher nicht aus.

Schien doch sogar in der Hastings-Schlacht das Glück anfänglich auf Seite der Engländer zu sein! Erst ein paar Tage vor der Landung der Normannen hatte Harold den Einfall der Norweger-Schaaren Harald Hardrada's und seines eigenen Bruders Tostig siegreich zurückgeschlagen. Mit seinen Leibwachen (den „Hus-Carlen“, Haus-Kerlen, d. i. Mannen) und einer Menge schlechtbewaffneter Bauern oder Grundholden eilte er dann dem grimmen Normannen-Herzoge entgegen. Dort auf den Sussex-, auf den Süd-Sachsen-Hügeln sang Taillefer, sein Schwert in die Luft werfend und immer wieder auffangend, das Rolands-Lied und stürmte, Allen voran, auf die Engländer ein, als der Erste fallend. „Hinaus! hinaus!“ — unter diesem Schlachtruf der Engländer wurden die Normannen vor dem Verhau, den sie zu stürmen suchten, wiederholt zurückgeschlagen

Immer von Neuem hatte Wilhelm seine in Verwirrung und Flucht geratenen Truppen zu sammeln. Den Helm musste er, um sich den Seinen erkennbar zu machen, abreißen, als seine bretonischen Truppen, ihn todt vermeinend, in Unordnung flohen und im ganzen Heere die Furcht verbreiteten. „Ich lebe,“ — schrie er, sein Antlitz zeigend — „und mit Gottes Hülfe werde ich noch siegen!“ Doch wieder wankten seine Reihen. Durch eine verstellte größere Flucht lockte er schließlich einen Teil der ungeübten Schaaren Harolds aus ihrem sicheren Standorte, hieb sie in Stücke und machte sich dann zum Meister des Feldes.

Wie anders wäre der Lauf der Geschichte geworden, hätte die Streitaxt (in vielen Fällen eine steinerne!) und der Wurfspeer der Angel-Sachsen über die normännische Lanze und Klinge den Sieg davon getragen!

Neben mir stand, als ich das Domesday-Buch besichtigte, ein Mann im hier nicht gewöhnlichen hohen spitzen Filzhut — von kräftigen Gesichtszügen, breitem, von dichtem, langem Vollbart umrahmten Antlitz. Er hatte eher das Aussehen eines Kämpfers aus den Zeiten Cromwells, als das eines englischen Gelehrten. Man kann zwar Niemanden an den Augen anmerken, ob er Lateinisch oder Normannisch-Französisch versteht; doch fiel es mir auf, dass er sich zu keiner der Handschriften herbeugte, um etwa eine Musterprobe zu besichtigen, dagegen finster grimmige Blicke starr auf das handschriftliche Werk schoss, welches als Grund- und Lagerbuch für die große Beschlagnahme diente.

In seinem Fabrikwesen übermäßig entwickelt, in seinen Großstädten immer ungesunder anschwellend, in seiner Landbevölkerung fortwährend zusammenschrumpfend, befindet sich England heut in einer Wendung, welche mit dem Sturze der Grundeigen-

*) Warum schreiben wir im Deutschen: „Eduard“, nach halb französischer oder latinisirter Weise, ganz gegen unsere eigenen Sprachregeln? Aus den grunddeutschen Worten „Ed“ und „Ward“ ist der Name zusammengesetzt.

tums-Gesetze des Eroberers und seiner Nachfolger enden muss. Ich weiß nicht, ob ich mich in jenem Manne, der auf dem Staats-Urkunden-Amte so fremdartig dreinschaute, irrte; allein hätte man einen dramatischen Mienenausdruck solcher Erwartung und Hoffnung herbeigewünscht, er konnte nicht besser gegeben werden, als er sich in seinen Zügen und Blicken zu spiegeln schien.

Mit solchen Auffassungen hat die K. Gesellschaft für Geschichtskunde, ein parteiloser Verein von Forschern, gewiss nichts zu tun. Doch wenn wir im Sommer an Englands Süd-Ufer, an seinem Sachsen-Strande wandeln und über die Pevensey-Bucht, diese Achilles-Ferse des Landes, den Blick schweifen lassen, so klingt uns manchmal Taillefers Lied und das „Hinaus! hinaus!" unserer angel-sächsischen Stammverwandten geisterhaft ins Ohr; und dann kommt eigentümliches Leben in die feingeschnörkelten Buchstaben und die unbeholfen gemalten Handschriften.

Der litterarische Johannistrieb Paul Lindaus.

Man kann der beste, ja der weiseste Mensch sein, und doch kein gutes Buch zu Stande bringen.
Wolfgang Menzel.

Wenn die Litteratur der Spiegel eines Volkes sein soll, dann bewahre der Himmel die guten braven Deutschen davor, einmal gründlich in diesen Spiegel zu schauen: sie würden den Reichsparnass von gar sonderlichen Leuten beherbergt finden: Lindau und Blumenthal, Lubliner und Mauthner reichen sich über Kreuz die Hände und schwören, die Nation vor dem poetischen Verfall zu retten. Die Damen Ossip Schubin, Natalie Eschstruth, Sara Hutzler und Eugenie Marlitt umgeben sie als Genien. Photographien dieser Gruppe wären unbezahlbar.

Der kommende Litterarhistoriker, der die Weisheit nicht höher schätzt als die Wahrheitsliebe, dem der Name Nichts ist, die Tat aber Alles, der die Riesenaufgabe zu lösen haben wird, die Goldkörner in der Litteratur von den tausend Zentnern Talmi zu scheiden; dem im Leben Verkannten und Verhärmten zu seinem Rechte zu verhelfen und dem durch unwürdige Reklame und feilen Nepotismus großgezogenen Frechling noch übers Grab hinaus die wohlverdienten geistigen Fußtritte zu versetzen —: er wird mit Staunen das vor ihm angehäufte Material prüfen und zu dem Ergebnis kommen, dass die Litteratur unserer Tage der Ausdruck der Charakterlosigkeit unserer Zeit gewesen sei. Nichts ist leichter zu beweisen, als dieses harte Urteil, nichts aber auch schwerer als die große Menge von seiner Gerechtigkeit zu überzeugen. So lange die Mehrzahl der deutschen Schriftsteller Subjekte sind, die noch tief unter dem schäbigsten Handelsjuden stehen, weil sie mit dem Pfunde ihres Geistes Wucher treiben, so lange werden ihnen die Kraft und die Befähigung fehlen, das Volk zu erheben, seinen Geschmack zu läutern, es zu edleren Anschauungen von der Dichtung zu erziehen. Kein Prediger in der Wüste kann einsamer dastehen, als der Schriftsteller, der heute den Mut hat, öffentlich Front zu machen gegen eine verachtungswürdige Kritikerklique, die (wie z. B. bei einem gewissen Teil der Berliner Press) Christus von Nazareth verleugnen würde, falls er heute auftauchte und es wagte, seine gedruckten Bergpredigten den p. t. Redaktionen einzusenden, ohne dabei seines politischen oder konfessionellen Glaubensbekenntnisses Erwähnung zu tun. Statt des „Kreuziget ihn!" würde man die Parole ausgeben: „Schweigt ihn todt; vernichtet ihn wider besseres Denken und Wissen!" Es muss immerhin schon ein unabhängiger Mann „mit einem Namen" sein, der beim Sturmlaufen gegen diese verrotteten Verhältnisse der Hoffnung lebt, gehört zu werden.

Das hervorragendste Talent eines Schriftstellers vermag nicht das zu erreichen, was sein gesellschaftlicher Verkehr, seine mehr oder minder große Liebenswürdigkeit, seine Bücklinge, seine Handküsse und seine Heucheleien zu erreichen im Stande sind. A., ein junger „Neuentdeckter", hat einen schönen Kopf, der der Frau des Chefredakteurs B. besonders gefällt; einige Worte des „liebenswürdigen Weibes" zu ihrem Gatten und die „Berühmtheit" ist über Nacht entstanden. C. lobt den D. um deswegen, weil der Letztere mit dem Ersteren es ebenso macht. E. ist unverheiratet und lebt als Feuilletonredakteur einer großen Zeitung nur noch von seinen unverzinsbaren Vorschüssen. Gegen Ende des Monats ist „großer Dalles". Seine Besuche beim berühmten Dichter F. mehren sich dann, er isst für Zwei und übt Vergeltung durch eine „schneidige Kritik" des neuesten Werkes vom „berühmten Dichter". Man könnte derartige Proben bis ins Unendliche ausdehnen. Es giebt in Berlin litterarische Salons, die die wahren Brutstätten dieser ekelhaften „Ruhmeszüchtereien" sind. In solcher Umgebung muss das reinste Gemüt zu Grunde gehen. Die Ursprünglichkeit schwindet, die Empfindung verseicht, der Charakter leidet mit der Wahrheitsliebe Schiffbruch. Ich wohne nicht ohne besondere Gründe seit fünfzehn Jahren in der südöstlichen Vorstadt, eine Stunde entfernt vom litterarischen Westen Berlins. Es giebt für den ernst schaffenden Schriftsteller nichts Erquickenderes, als die zeitweilige Berührung mit schlichten, braven Leuten; den steten Anblick von harter Arbeit, des nimmer rastenden Kampfes ums Dasein, der die Triebfeder aller schlechten und guten Handlungen ist. Das Gefühl bleibt immer ein warmes (vorausgesetzt, dass eins vorhanden ist), die Phantasie wird neue Anregungen bekommen, und die Gestaltungskraft wird nicht erlahmen. Was für Stoffe, was für Bilder bieten

sich mitten im Volke dem Schriftsteller dar, der gelernt hat zu sehen und zu beobachten, und der es versteht, aus den äußeren Beziehungen zweier Menschen bereits, sich seine Geschichte zu machen! Und hier finde ich endlich den Berührungspunkt, um auf Herrn Paul Lindaus Roman „Der Zug nach dem Westen"*) zu kommen, mit dem die folgenden Zeilen sich beschäftigen sollen.

Ich habe die Erzählung bereits in „Vom Fels zum Meer" gelesen; ich habe dem Verfasser das Vergnügen bereitet (mir nicht!), sie nochmals in der Buchausgabe zu lesen, um mich durch die Pausen, die während des Erscheinens von Monatsheften liegen, nicht beeinflussen zu lassen, muss aber trotzdem mein anfängliches Urteil bestehen lassen: der Roman ist ein durchaus schwaches Buch; er ist weder eine litterarische noch eine epochale Erscheinung, weder eine tiefgreifende Dichtung, noch eine farbenreiche Kultur- oder Sittenschilderung, sondern lediglich eine geistreiche Berichterstattung über Ereignisse, die nicht einmal den Vorzug haben, originell zu sein. Wenn man dem geschickt inszenierten Tamtamschlagen in der Presse über das Buch Glauben schenken wollte, das mit einem, das homerische Gelächter aller ernstdenkenden Männer herausfordernden „offenen Briefe" in einem großen rheinischen, Herrn Lindau sehr verpflichteten Blatte begann, so müsste man eigentlich annehmen, der Verfasser habe zwei Romane unter demselben Titel verfasst: ein unvergleichliches Meisterwerk der Dichtung, und eine alltägliche Ehescheidungsgeschichte ohne poetische Vertiefung, ohne hervorragende Darstellungskraft und ohne jegliches Hervorkehren der dichterischen Leidenschaft; trotz des vorzüglichen Stils, trotz der bewiesenen genauen Kenntnisse der geschilderten Gesellschaftskreise! Da mir das Unglück zu Teil wurde, die letztere minderwertige Ausgabe in die Hände zu bekommen, so kann ich leider nur über den Eindruck schreiben, den diese auf mich gemacht hat.

Der Zug nach dem Westen! Was hätte ein wirklicher Dichter aus dieser ausgezeichneten Idee des Hinübertragens des im armseligen Osten Berlins sauer verdienten Geldes nach dem eleganten Westen schaffen, was für gewaltige soziale Konflikte hätte er gestalten können! Unwillkürlich denkt man an ein Gegenüberstellen des genießenden und des arbeitenden Berlins. Gerade der Osten mit seinen zahllosen Fabriken, seinem Heer von Proletariern, dem immer mehr verschwindenden Kleingetriebe, das sich hier noch in seinen Resten erhalten hat, hätte eine vortreffliche Folie zum Aufbau dieses symptomatischen Zuges nach der Vorstadt der müßiggängerischen oberen Zehntausend abgegeben. Wer in der Hoffnung lebt, dass Lindau auch nur die geringste Spur dieser weltstädtischen Erscheinung in seiner Erzählung erfasst habe, der wird sich bitter enttäuscht sehen. Der Titel ist das Aushängeschild, weiter nichts. Eigentlich wäre „Der Umzug nach dem Westen" richtiger gewesen, denn in der Tat deckt sich der Titel nur mit dem Wohnungswechsel Wilprechts und Ehrikes. Aber selbst dieser „Quartalsrummel" ist nicht einmal geschildert, sondern wird dem Ehebrecher Nortstetten von einem Journalisten erzählt! Von einem Werden ist gar nicht die Rede.

Mit dreizehn Jahren ist Ehrike als Laufbursche in das Wilprechtsche Holzgeschäft eingetreten, wird Kommis, heiratet die Tochter seines Chefs und wird schließlich Geschäftsteilhaber. Diese interessanteste Zeit seines Lebens, seiner Entwickelungsperiode wird mit wenigen Zeilen abgetan. Welch eine Fülle von Ereignissen, von Situationen, von komischen und tragischen Momenten hat der Verfasser zu schreiben vergessen! Man stelle sich einmal vor, was Dickens oder irgend ein neuerer Poet, der mehr Kenntnis von den Dingen besitzt, als Herr Lindau, aus dieser Figur gemacht haben würde! Ehrike tritt völlig fertig auf die Szene. Bereits vor Eingehen seiner zweiten Ehe hatte er ein Verhältnis mit einer Choristin, es überrascht also nicht einmal, wenn er später diese Beziehungen wieder aufnimmt. Er ist die widerwärtigste Person im ganzen Roman; unwahrscheinlich obendrein! Es muss in dem ehemaligen Laufjungen doch ein guter Kern gesteckt haben, wenn sein Chef, ein geachteter Kaufmann, ihn für würdig erachtete, sein Schwiegersohn zu werden. Woher also später die plötzlichen Umwandlungen in seinem Charakter, in seinen Prinzipien? Dazu hätte es allerdings einer Charakterentwickelung bedurft, und diese vorzuführen ist nicht Jedermanns Sache. Wie wenige Schriftsteller sehen sich überhaupt den Menschen an und für sich an! Den meisten genügt es schon zu wissen, wie Hinz sich schnäuzt, und Kunz den Schnurrbart dreht. Ueberall drängen bei Lindau diese Nichtigkeiten sich vor. Wohl ein Dutzendmal bekommen wir zu hören, dass Lolo La France-Rosen liebe. Julie Lessens „englischer Ulster" wird mehrfach erwähnt, ohne dass man im Stande wäre, sich dadurch ein besseres Bild von ihr zu machen. Auch die Schilderungen der Gesellschaft bei Wilprecht, der Häuslichkeit Ehrikes, des Café Bauer, des Tiergartens u. s. w. sind nur mit dem Reporterstift wiedergegeben, nicht aber mit der überzeugenden Kraft des Dichters. Alles ist fließend geschrieben, aber flach, ohne jede Originalität. Nicht eine einzige Wendung, die auffiele, nicht eine einzige Gestaltung, die um ihrer Neuheit wegen frappierte! Julius Stinde hätte es nicht hausbackener machen können. Man lese einmal Balzac, man vertiefe sich in Zolas Schilderungen; bei dem Ersteren in jedem dritten Satze eine bezeichnende Sentenz, bei dem Letzteren die Wiedergabe der Atmosphäre durch die Schilderungen, die Wahrheit der Figuren, durch ihre Handlungen. Diejenigen, die behaupten, dass Lindau bei den Fran-

*) Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

zosen in die Schule gegangen sei, haben ihm einen schlechten Dienst erwiesen. Er ist urdeutsch: philisterhaft durch und durch. Es fehlt ihm das, was die Realisten groß macht: dichterische Ueberzeugung und Wahrheitsliebe. Wie, diese Lolo wäre richtig gezeichnet, mit diesem Geschöpfe sollte der denkende Leser Mitleid empfinden? Halb blödwitzige Rezensenten, die in Gedanken Nortstetten wahrscheinlich beneidet haben, wagten es zu behaupten. Um wie viel tausendmal wahrer und ergreifender wirkt nicht die Gestalt der nichtswürdigen Sidonie in Daudets „Risler senior und Fromont junior!" Sie will betrügen, sie muss betrügen, der Leser wird diese Empfindung nicht mehr los, sobald er Sidonie kennen gelernt hat. Sie ist ein Typus: sie rächt sich für ihre Armut, sie ist gemein aus Prinzip und durch schlechte Einflüsse. Das Leben zwingt sie, die Hand zum Emporklimmen anzunehmen. Wie ganz anders Lolo! Ihr Vater ist ein Ehrenmann und hat ein reichliches Auskommen; sie ist jung, hübsch, begehrenswert und besitzt eine gute Bildung, denn sie hat sogar eine Pension besucht, was bei Töchtern von Buchhaltern nicht oft vorzukommen pflegt. Hundert junge Männer von Erziehung hätten sich durch ihre Hand beglückt gefühlt — sie aber heiratet ohne großes Widerstreben, den um achtundzwanzig Jahre älteren, ungebildeten, hässlichen und vierschrötigen Ehrike, um — eine reiche Partie zu machen. Kuppelei nennt man das auf deutsch! Natürlich bleibt der alte Pauly, ihr Vater, nach wie vor der „Ehrenmann" und sie das „Opferlamm der gesellschaftlichen Zustände", dessen späterer Fehltritt nicht einmal verdammt werden darf. Man könnte unter solchen Verhältnissen wirklich noch für Ehrike Sympathie hegen.

Es soll nicht bestritten werden, dass das Buch auch seine Vorzüge hat. Stephanie, die Frau Wilprechts, ist gut gezeichnet; sie ist die einzige Figur, die man als einen Typus bezeichnen kann. Auch der Oberlehrer Mölldorf läuft in Berlin herum, wenn er auch zu jener Sorte Philologen gehört, die schon zur Genüge in Romanen verarbeitet worden ist. Charakteristisch für diesen Berliner Roman ist, dass die vortrefflichsten, genrehaften Szenen in — Barmen im Hause eines Pastor sich abspielen!

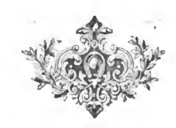
Wenn der Verfasser nun zum Schlusse Lolo am Kindbettfieber sterben lässt, so hatte ihm jedenfalls der Gedanke an Schuld und Sühne vorgeschwebt. Er hat aber seinen Zweck, der darin bestehen sollte, die letzte Stimme der Verdammung zu beschwichtigen, nicht erreicht; denn der Tod tritt durch einen Zufall ein: Lolo stirbt durch Ansteckung der Wärterin, die vorher bei einer gleichen Kranken gewartet hatte. Sie hätte eben so gut vier Wochen vorher bei einem Gange durch die Straßen von einem herabfallenden Dachstein erschlagen werden können. Sapienti sat.

Paul Lindau gehört zu den unglücklichen Schriftstellern, die keine litterarische Physiognomie aufzuweisen haben. Man weiß eigentlich nicht, was sie schreiben, ob Dramen, Novellen, Romane oder Feuilletons. Sie gleichen den Köchen, die jedes Gewürz durch ein stärkeres zu verdrängen meinen, und schließlich die ganze Speise verderben. Wenn mich Jemand fragen würde, was Herr Lindau in erster Linie eigentlich schreibe, so müsste ich bedauernd die Achseln zucken. Nach dem Kritiker kam der Dramatiker, nach diesem der Novellist, Reiseschriftsteller und Berichterstatter, und schließlich am Herbstabend seines Lebens, wo Kritiker, Dramatiker und auch Novellist (ich befürchte es fast!) halb und halb vergessen sind, kündet die journalistische Lärmtrompete den über Nacht entstandenen „Romancier" an. Man weiß wie Reklame gemacht wird. Herr Lindau ist Herausgeber einer Monatsrevue, Mitarbeiter einer einflussreichen Zeitung, macht ein „Haus", hat zahlreiche Freunde und besitzt eine große persönliche Liebenswürdigkeit. Was das bedeuten will, weiß jeder Eingeweihte. Vor mir liegen fünf verschiedene Zeitungen, in denen der Roman besprochen ist. Fast ganze Sätze klingen übereinstimmend. Als ich Ende November mit dem Redakteur einer großen Tageszeitung beim Biere saß, und auf die geradezu kindische Lobhudelei, die er dem Zug nach dem Westen „angetan" hatte, zu sprechen kam, bekam ich zur Erwiderung: „Was wollen Sie — ich habe mich nach der ‚Frankfurter Zeitung' gerichtet. Ich habe so viel zu lesen ... Lindau ist mir bekannt, man muss doch loben." Das ist das Geheimnis der Mache: Einer schreibt vom Anderen ab: es wird weder geprüft noch erwogen; — der Name giebt den Ausschlag. Selten Einer, der den Mut der Wahrheit hat. Das ist die Verlogenheit in der Litteratur, die sich nicht schämt, die Würde und Moral eines ganzen Standes zu untergraben.

Wolfgang Menzel schrieb vor fünfzig Jahren: „Schlechte Bücher haben ihre Jahreszeit, wie das Ungeziefer. Sie kommen in Schwärmen, und sind vernichtet, ehe man es denkt." Man kann diesen Ausspruch auf die Erzeugnisse der meisten unserer Modeschriftsteller anwenden.

Ich komme zum Schluss. Paul Lindau hat nach seiner neuesten Häutung als Romancier nicht viel zu bedeuten. Er gleicht einem Scheintodten: man freut sich, wenn er noch einmal erwacht, aber die Freude dauert nicht lange. Der Rückschlag tritt bald ein und selbst ein Riese hört dann auf zu zappeln.

Berlin. Max Kretzer.



Der serbische Freund Leopold von Rankes.

Mit Originalbriefen von Goethe, Jac. Grimm, der Talvj und S. Vater.

Von Dr. Heinrich Penn.

Der von dem gesammten deutschen Volke, ja von der ganzen wissenschaftlichen Welt schmerzlich empfundene Verlust Leopold Rankes hat uns wieder seinen serbischen Freund Vuk Stefanović Karadžić ins Gedächtnis gerufen, mit dem der verewigte Historiker bis zum Tode des ersteren in regstem Verkehre stand, und der einen entscheidenden Einfluss auf Rankes treffliches Buch „Die serbische Revolution“ (Hamburg 1830), dessen Mitarbeiter er war, übte, wie aus dem Briefwechsel der beiden bedeutenden Männer — von denen wir Einiges an anderer Stelle zu veröffentlichen in der Lage waren — hervorgeht.

Heute wollen wir uns speziell mit Vuk, „dem Vater der serbischen National-Litteratur“ — „dem Orakel des serbischen Altertums“, wie man ihn nannte, beschäftigen, mit dem Pfadfinder und Bahnbrecher für die neue Litteratur der Serben, welcher seinem Volk die Schätze hob, die der Geist vergangener Generationen den Epigonen überlassen hatte.

Halbtausendjährige Kriege begründeten erst am Eingange dieses Jahrhunderts den serbischen Staat aufs Neue, die Kämpfe während des letzten Jahrzehnts erhoben es zu einem unabhängigen Königreiche, dem das Haus Obrenović seinen ersten König gab.

Während des blutigen Ringens — in diesem Jahrhunderte unter Crni Juri, Karagjorgje, Milos Obrenović — mit der Barbarei der Moslems war das Kulturleben der Serben vollständig brach gelegen. Mit der Erweckung des staatlichen Lebens sollte jene der Kultur gleichen Schritt halten, allein die Männer, welchen diese Mission damals zugefallen war, verschmähten das Volkstümliche, spielten sich auf die Gelehrten hinaus, und bedienten sich eines kirchenslovenisch-russisch-serbischen Kauderwälsches als ihrer Sprache, welche das Volk nicht verstand und deshalb der Kultur nicht teilhaftig werden konnte.

Da trat wie ein Erlöser Vuk Stefanović Karadžić auf, welcher zum Messias der nationalen Sprache, der nationalen Litteratur, der nationalen Bildung und Kultur in Serbien wurde.

Vuk Karadžić wurde im Dorfe Tršić (Bezirk: Jadar, Nahie: Drinatal) im Jahre 1787 und zwar am 26. Oktober geboren. Die Familie der Karadžić (zu deutsch schwarze Pilger) stammte aus Drobnjak in der Herzegowina und ließ sich nach dem Sitovaer Frieden im Drinatale nieder. Interessant ist der Umstand, dass also jenem Gebiete der Herzegowina — welches durch drei Jahrhunderte die Reliquien des heiligen Sava, des Gründers der serbischen Litteratur, barg, — auch der Stamm entsprosste, aus welchem nach langem Dahinsiechen und tiefer Verkommenheit der Erwecker und Vater der neuen National-Litteratur hervorgehen sollte.

Den Namen Vuk (Wolf) verdankte der junge Karadžić einer abergläubischen Furcht seiner Eltern. Dieselben hatten nämlich vor ihm noch fünf Kinder gehabt, die aber nacheinander starben, was die Eltern auf den damals allgemein verbreiteten Aberglauben brachte, die Hexen fräßen ihre Kinder. Deshalb erhielt der Neugeborene in der Taufe den Namen Vuk, weil — wie das Volk meinte — die Hexen über die Wölfe nichts vermögen.

Vuks erster Lehrer war sein Anverwandter Jevto Savić-Čotrić, und da es damals in Tršić kaum Jemanden gab, der gedruckte Bücher auch nur gesehen hatte, so nahm Jevto Schießpulver aus einer Patrone, löste dasselbe in Wasser auf und schrieb damit das Alphabet, welches er dem wissbegierigen Jungen lehrte. So gelangte dieser zur Kenntnis des Lesens und Schreibens. Mit schwerer Mühe gelang es hierauf dem Lehrer, eine Fibel (Moskauer Ausgabe) für seinen Zögling zu verschaffen und die Freude des Letzteren war so groß, dass er sich Tag und Nacht von dem Buche nicht trennen konnte, es bei seinen Spaziergängen stets mit sich führte und jeden Fremden nach einzelnen Zeichen fragte, die er in dem russisch-kirchenslavischen „Bukwar“ (Fibelbuch) nicht verstand.

Freilich erhielt er nur in den wenigsten Fällen eine genügende Auskunft. Später wurde in der Kreisstadt Loznica eine allerdings sehr primitive Elementarschule errichtet, und Vater Karadžić sandte seinen Vuk an dieselbe; doch kaum begann der Unterricht, als in Loznica die Pest ausbrach und Schüler und Lehrer auseinander trieb. Vuk wurde hierauf den Mönchen des Klosters Tronoša zur weiteren Ausbildung übergeben; indess waren die serbischen Klöster damals Zufluchtsorte für die unter dem türkischen Joche seufzenden Raja, aber sie waren keine Pflegestätten des Wissens. So erhielt denn auch der lernbegierige Junge statt Büchern und Federn — die Hirtentasche und den Hirtenstock, und statt zum Doktor machten ihn die frommen Väter zum Ziegenhirten.

Natürlich nahm der Vater, als er von dieser Erziehungsmethode Kenntnis erhielt, den Sohn sofort wieder nach Hause und verschaffte ihm, nicht ohne große Mühen, eine Anzahl von Büchern, allerdings durchwegs religiösen und kirchlichen Inhaltes.

Der junge Vuk lernte so überraschend schnell, dass er bald nicht nur in seinem Dorfe, sondern auch über die Marken desselben hinaus als „gelehrter Mann“ galt, alle ihm begegnenden Frauenspersonen küssten seine Hände, bei Hochzeiten und „Hauspatronsgelagen“ war sein Platz der nächste neben dem des Pfarrers. Zu den Versammlungen und Beratungen der Gemeinde lud man stets den Sohn statt

des Vaters, und selbst Suleiman Beg Alajbegović, der damalige Spahija von Tršić, der jährlich zur Harać-Einsammlung kam, bediente sich seiner als Sekretär, und zog ihn zu Tisch, eine in jenen Zeiten für die Raja höchst seltene Ehre.

Da kam das für die serbische Nation hochwichtige Jahr 1804, Karagjorgje rief die kampffähigen Männer zu den Waffen, und der kaum siebzehnjährige Vuk fungierte als Schriftführer im Lager. Die Türken wurden vertrieben, allein für die Familie Karadžić war dieser Feldzug verhängnisvoll. Türkische Horden überfielen Tršić und äscherten es ein, bei welcher Gelegenheit Vuks Elternhaus ein Raub der Flammen wurde, und das ganze Besitztum der Familie den räuberischen Horden zum Opfer fiel.

Die Karadžićs verarmten dadurch, und Vuk musste sehen, wie er sich selbst seinen Unterhalt erwerbe. Sein unwiderstehlicher Wissensdrang trieb ihn nach einer guten Schule, und so ging er 1805 nach Carlowitz in Sirmien, wo er sich durch zwei Jahre für den Besuch des Gymnasiums vorbereitete. Als er jedoch um einen Freiplatz am Carlowitzer „Alumnäum“ ansuchte, wurde er von dem Mönche, welcher der Anstalt vorstand, rundweg abgewiesen.

Schweren Herzens verließ Vuk die Stadt, ging nach Petrinja in der Militärgrenze und kehrte dann nach Belgrad zurück, wo mittlerweile sein Anverwandter Jevto Senator geworden war. In dem Hause desselben wohnte auch der in der neueren serbischen Geschichte bekannte Jugović (eigentlich Jaro Savić), damals Senatssekretär, später Kultusminister.

Unter der Aufsicht dieser beiden Männer setzte Vuk seine Studien fort, war einer der ersten Schüler an der in Belgrad neu errichteten „velika škola“ (Hochschule) und machte solche Fortschritte, dass er kurz darauf Lehrer an derselben Anstalt wurde. 1812 fungierte er als Senatskommissär, stand mit dem Nationalhelden Hajduk-Veljko in Verbindung, wurde in diplomatischen Missionen zu Mula Pascha von Vidin gesandt und dann von Karagjorgje zum Richter in Brza-Palanka ernannt.

Da kam es für das kaum befreite Serbien wieder zur Katastrophe. Napoleon I. zog gegen die alte Czarenstadt Moskau; die russische Hülfsarmee wurde aus Serbien gezogen, die Türken fielen mit neuen Streitkräften über die Serben her, Karagjorgje musste das Land verlassen, die Raja büßten blutig den Aufstand.

Mit dem Fürsten verließ Vuk sein Vaterland und zog 1813 nach Wien, daselbst bis zu seinem 1864 erfolgten Tode, also durch mehr als fünfzig Jahre, seinen bleibenden Wohnsitz aufschlagend.

Ein Artikel über die Ursachen des Falles Serbiens, den Vuk für eine in Wien erscheinende serbische Zeitschrift: „Srbske Novine“ schrieb, zog durch seine reine Volkssprache die Aufmerksamkeit des als Censor fungierenden berühmten Slavisten J. Kopitar auf sich; Letzterer wünschte den Verfasser kennen zu lernen und von diesem Momente an trat ein Wendepunkt im Leben und Wirken Vuks ein, begann die neue Aera der serbischen Litteratur. Der Umgang mit dem gelehrten Kopitar, der selbst ein tüchtiger Kenner des serbischen Volkes wie seiner sagenreichen nationalen Poesie war, wirkte so ungemein anregend auf Vuk und war von so wohltätigem Einfluss auf seinen Entwickelungsgang und die Richtung, die er einschlug, dass bald die glänzendsten Resultate seiner Strebungen zu Tage traten. Es war ein Leben des litterarischen Kampfes, das Vuk nun führte, und seine Feder erlahmte in demselben nicht, sie blieb bis zum letzten Momente unermüdlich und schlagfertig, bis sie den Prinzipien ihres Lenkers sieghaft Bahn gebrochen hatte. Die zopfigen Stubengelehrten, die damals in Belgrad Litteratur machten, wollten Alles „nur gelehrt“ („po kniži“) schreiben und modernisierten die zur Zeit der dritten serbischen Einwanderung nach „Cäsarien“, beziehungsweise Ungarn noch ziemlich rein erhaltene serbische Kirchensprache, wodurch sie sich dem Volke ganz entfremdeten.

Diesem Unwesen trat Vuk entschieden entgegen, und — um seinem Volke die reine, unverfälschte Sprache zu geben — schrieb er 1815 die erste serbische Grammatik („Pismenica srbskoga jezika“), welche den Grund zur serbischen Philologie legte und die neue litterarische Aera einleitete.

Natürlich erhob sofort die Reaktion ihr Haupt, die Zöpfe — voran der Odendichter Jovan Hadzić (genannt Svetić) — verketzerten und verdammten Vuk, und es entstand jener vierzigjährige „Buchstabenkrieg“, welcher von den Gegnern jedoch perfid genug geführt wurde, da sie sofort das philologische Gebiet verließen und den Kampf zu einer religiösen Polemik machten.

Aber auf der Seite Vuks standen die slavischen Gelehrten Kopitar, Safařik, die deutschen Koriphäen Goethe, Grimm und Andere, standen der vorurteilsfreie serbische Poet Branko Radičević, der Philologe Gjuro Daničić, der Volksromantiker Bogoboj Atanacković, stand die ganze serbische Jugend und so erlebte Vuk die Zeit, wo seine Theorien zum Siege gelangten, wo die ganze Nation in ihm den Vater der Nationallitteratur anerkannte und ehrte.

(Schluss folgt.)



„Ein Aznaour" von A. G. von Suttner.

Kaukasischer Roman. München. O. Heinrichs.

Eine fremde Welt tritt uns in diesem Buche entgegen, aber die Menschen glauben, hoffen, hassen, sie erfreuen, trösten, täuschen und versöhnen sich aller Orten in gleicher Weise.

Und so ist auch in diesem Buche eine große, lebendige Wahrheit, — die ewige Wahrheit, dass Menschen Menschen bleiben, nur mit anderen Farben bekleidet.

Wenn man an einen Schriftsteller die Anforderung stellt, dass er die Wahrheit über Alles setzen soll, ohne der Schönheit, welche die Zwillingsschwester aller Künste ist, einen Aschenbrödelplatz anzuweisen, dass er sein Kunstwerk kunstgerecht aufbauen, der Fabel einen tieferen, gesunden, sittlichen Kern geben, in einer schönen, geistvollen Sprache reden, spannen, fesseln und unterhalten, endlich, auch richtig, zu beobachten, zu gestalten verstehen soll, so hat der Verfasser Alles erfüllt.

Und doch — ohne bei diesem bedeutenden und anziehenden Buche Sittenrichter sein zu wollen — muss ich sagen, dass eine Forderung der Schönheit nicht immer erfüllt ist. Es ist nämlich nicht schön, eine gewisse Lüsternheit und Nudität in die Darstellung zu bringen, und diese stört, weil sie entfremdet, den Wert schmälert.

„Das sind Prüderieen", werden Viele sagen. Ich meine: es ist ein Mangel, nicht Alles sagen zu können, „ohne Anstoß zu erregen". Es fehlt dann eben das feinere Handwerkszeug.

Die Realisten sagen: „Fort mit der Zimperlichkeit. Sagen wir, wie es ist!" — Ja, wozu dienen denn alle Lehren der Sitte, Aesthetik und Schönheit im engeren Sinne? Am Ende ist doch die Herzensbildung, Sinn für das Edle, Kenntnis und Uebung der feineren Umgangsformen, und Beschäftigung mit wahrhaft ernsten Dingen, das Vorrecht der Gebildeten.

Was zwischen zwei Menschen im Kämmerlein geschieht, — und macht auch der Mond sein krauses Gesicht, — hat keinen Richter, nein, es hat seine vollen Rechte! Aber auf offener Gasse küsst man sich höchstens die Hand.

Herr von Suttner beschreibt Trikots, das weiße, rosige Fleisch, volle Büsten und Strumpfbänder. — Schließt nicht ein gebildeter Mensch die Türe selbst vor seiner nächsten Umgebung, wenn er neben der Entfernung von Rock und Weste Toilette macht? Und in den Büchern soll nun plötzlich das mit gehören zu der großen Offenbarung des Realismus, oder — um dieses Wort zu umschreiben, richtig zu stellen; — zu der Verbannung aller Lügenhaftigkeit aus dem Tempel der Kunst, was wir aus dem notwendigen ästhetischen Muss unserer Erziehung bisher mit einem Schleier bedeckten?

Eine Dame, die gar nicht zimperlich ist, schrieb mir über dieses Buch: „Außerordentlich, aber doch abscheulich." Das ist bezeichnend. Ich meine, wir sollen, wenn wir die Darstellung des Lebens in seiner Rohheit und Gemeinheit für unsere Zwecke gebrauchen, uns über dieselben ästhetischen Grenzen ein für allemal ebenso in den Büchern verständigen, wie sonst im Leben.

Also lügen! sagen die Herren von der Linken. Nun ja, meinetwegen. Denn die Lüge ist nur hässlich, wenn sie niederen Zwecken dient. In der Lüge kann die allerzarteste Rücksicht liegen. Und Verschweigen ist noch keine Lüge. Wer so in das Herz seiner Nebenmenschen schaut, so das Leben kennt, so hinreißend schreiben, fortreißen, und eine Figur, wie die Fürstin Adriane, uns vorzaubern kann, der soll nicht, der darf nicht seine Werke durch Anlehnung an Paul de Kock zu Eintagsfliegen machen!

Die Menge, die gierige, lüsterne liest und vergisst, aber die Bessergearteten, die Gebildeten, die mit ihrem Unterscheidungsvermögen das Wertvolle von dem Oberflächlichen trennen, werden nicht durch ihre Befürwortung Büchern dauerhaften Wert zuerkennen, welche eine ehrbare Frau lieber versteckt liest und die für jüngere Menschen allerlei Gift enthalten.

Der Verfasser mag es glauben oder nicht! Seine Rose hat einen Wurm. Er hält etwas auf das Gethier. Diejenigen, welche sich den aus den Jahrtausenden entwickelten Gesetzen der edlen Verfeinerung unterordnen, legen um des Wurmes willen die Rose bei Seite. — Wenn Jemand sagt: Ich schreibe nicht für junge Mädchen und Kinder, so kann man erwidern: Dann musst du die Genialität der Großen haben, deren Namen die Zeit für immer verzeichnet hat. Um dieser Genialität willen wird man dir nachsehen, was vielleicht auch ein Mangel war bei Jenen. Denn so steht die Sache! Siehe Emil Zola!

Da aber Leuten wie Shakespeare, Zola und der Verfasser der Wahlverwandtschaften nicht jeden Tag geboren werden, sondern nur alle fünfhundert Jahre einmal, so sollten die ehrlichen Kunstjünger in den Grenzen bleiben, welche ihren Werken den allgemein lesbaren Charakter verleihen. Dann haben sie an sich dasselbe Recht, wie der Brite, der Franzose und der Weimarer Geheimrat, denn sie suchten, wie jene, in dem Umfange ihres Könnens das Höchste.

Suttner hat Schönheitssinn, Darstellungsvermögen, Leidenschaft, Kraft. Alles ist durchhaucht von der Liebe zu der Natur, dem Menschen und dem Guten. Weshalb Cocotten mit kurzen Röcken, und durchsichtigen Busentüchern statt eines Mieders? Ueberlassen wir das den Leuten, die Bücher unter dem Titel schreiben: „Im Schlafboudoir einer Tänzerin."

Berlin. Hermann Heiberg.

„L'oeuvre de la chair."

Von Louis de Hessem.

Das geistig freieste Völkchen auf Erden ist heutzutage das der französischen Schriftsteller. Sie kennen keinen Zwang, keine öffentliche oder private Censur, — sie brauchen keine Gesetze und wollen keine solchen, — denn der Geist hasst nichts so sehr, als den Knebel, — sie beobachten das Nächstbeste, das ihnen zusagt, wissen sich demzufolge dafür zu begeistern, und brauchen sich daher nicht lange um Sujets den Kopf zu zerbrechen, denn die ganze Welt, die offen daliegt, ist ihnen Sujet.

Der Franzose benötigt keinen anderen Apparat, als seine Beine, um zu wandern, — seine Augen, um zu sehen, — seine Hand, um zu schreiben. So ausgerüstet, tritt er seinen Marsch an, um — nicht aus Büchern, sondern aus der Natur zu schöpfen, — nicht nach der Schablone, sondern nach der Wirklichkeit zu arbeiten.

Der einzige litterarische Schablonenheld in Frankreich ist meines Wissens Georges Ohnet. — Auch welche Seichtigkeit in der Sprache, — welche Mangelhaftigkeit im Denken, — Abwesenheit sollte ich's eher nennen, — welche Einförmigkeit in den geistlosen Schlussaffekten der berüchtigten Pistolen-, Flinten-... vielleicht demnächst Mitrailleusen-Schüsse, die den Geschichten, frei nach Marlitt-Werner übertragen, ein Ende machen.

Da lobe ich mir die Anderen aus diesem frischen, frohen, freien, ... das fromm ist zum Glück überwundene Sache geworden — Völkchen, die uns kein X für ein U vormachen, die den Bauer nicht in Lackschuhen, die Bäuerin nicht im Schnürleib vorführen, sondern der Wahrheit ihre vollen Rechte lassen! — Freilich, — ich lobe mir auch die Verleger, welche nicht bedenklich die Achseln über die Ohren ziehen, welche nicht missbilligend den Kopf schütteln und sagen: „L'oeuvre de la chair, — das Werk des Fleisches! ... Nein, bester Herr, da müssen wir vor Allem den anstößigen Titel ändern, denn das Publikum" — — — Ja, das Publikum! ... Und so lobe ich mir denn zum dritten und letzten das Publikum, welches offen das Buch liest und darüber spricht, statt es im Geheimen zu verschlingen und dann jesuitisch die Augen zu verdrehen, wenn von irgend einer Seite der Titel erwähnt wird.

Unsere deutsche Keuschheit ist eine gar sonderliche Dame, die mir immer den Eindruck einer alten Sünderin macht, welche zur Betschwester geworden ist, dabei aber für sich, in unbeobachteten Momenten nicht ungern Reminiszenzen aus vergangenen Zeiten an sich vorüberziehen lässt, — nur darf, wie gesagt, in solchen Momenten Niemand zugegen sein. — Weit ehrlicher ist da die vielverschriene französische Unsittlichkeit, — ja nicht nur ehrlicher, sondern sogar auch sittlicher!

So wird denn auch aus französischem Munde der Titel l'oeuvre de la chair harmlos klingen, weil die Werke des Fleisches eine natürliche Sache sind, der man nicht den Accent der Unnatürlichkeit zu geben braucht, um schlimme Gedanken erst recht wachzurufen. Die ländlichen Bilder, welche uns der Verfasser vorführt, können in allen Weltgegenden beobachtet werden, — allüberall spricht das Fleisch ein gewichtiges Wort mit, — stimmt bald zum Guten, bald zum Bösen, — ist der Urheber großer Taten oder großer — Untaten.

In der Einsamkeit der Ardennen lässt Louis de Hessem seine anspruchslosen Geschichten spielen; Geschichten ist eigentlich zuviel gesagt, — Episoden sollte man's eher nennen, — einzelne Genrebilder, bald vom Frühlingssonnenschein belächelt, bald von Winterstürmen getrübt und in wirbelnde Schneeflocken gehüllt.

Der Hauptreiz dieser Bilder liegt in den naturwahren Farben, im verständnisvollen Kolorit, das allenthalben übereinstimmt. So wie die Landschaften sind auch die Personen streng lokal gehalten; wir sehen sie plastisch vor uns, wie sie als echte Kinder jenes entlegenen Winkels sprechen, denken, essen und — lieben; ein Gemenge von Ehrenhaftigkeit, Listigkeit, — Entsagung und Gier, — Zärtlichkeit und Brutalität, wie man eben diese Eigenschaften durcheinandergewürfelt in der Regel bei einem Menschenschlage beobachten kann, der fernab von der Heerstraße des Lebens fortvegetiert.

Es ist immer am besten, wenn man den Autor für sich selbst sprechen lässt, und so will ich es denn versuchen, einzelne Teile seiner Beschreibungen in deutscher Sprache wiederzugeben:

„Mit dem Schlag zwölf füllte sich der Weg, der gegen die südlichen Höhen aufsteigt, mit der lärmenden Schaar sämmtlicher Kühe und Kälber, des Weilers. Burschen und Dirnen trieben sie unter großem Geschrei und kräftigen Schlägen vor sich hin; die schwerfälligen Tiere trabten unter angstvollem Gebrülle und einzelnen Galoppsprüngen dahin und machten mit ihren breiten Hufen die Lachen aufspritzen, die sich in den Weggeleisen angesammelt hatten. — Hier und da legte sich pfeifend und schneidend eine mit voller Kraft losgelassene Peitschenschnur um eine Flanke. Die Nachzügler stürmten nach vorwärts, drängten sich heftig durch und schoben sich gleich Keilen bis zum Centrum der Heerde vor, die nun aufschwellend, ins Wogen geratend und plötzlich berstend, sich längs der Straße über die Gräben und Ackergründe ergoss. Jetzt warfen sich die Burschen und Mädchen unter Flüchen und aus voller Kehle kommenden Rufen ins Gemenge; die knotigen Stöcke vom Speierlingbaume fielen in wütendem Takt in die Flankenhöhlungen und auf die Schenkelflächen, auf diese Art so gut als möglich die Ordnung wiederherstellend."

An einer anderen Stelle:

„Er (der Schäfer) schritt voran, langsam, in

gemessener Entfernung von der Heerde, die ihren Vorbeizug durch die breiten Oeffnungen kennzeichnete, welche sie in das trockene Astwerk brach. Ein dumpfes Getöse zog sich allenthalben unter der Deckung dahin, die fast gänzlich abgeweidet war. Der Herbst war gekommen und da die ersten Stürme die Bäume durchschüttelt und die Blätter gleich reifen Früchten durcheinandergehäuft hatten, war die Erde mit den weichen Schichten der Baumabfälle bedeckt, welche, von den stampfenden Füßen aufgewühlt, den schweren und schalen Geruch der Verwesung in lauen Dünsten entströmen ließen, auf den schroffen Abhängen stuften sich die Baumstämme übereinander, die in den Verschlingungen ihrer Aeste das blasse, welke Blau des Himmels wie mit schwarzen Adern durchzogen. Die Witterung war milde, die Sonne versetzte die Luft mit durchdringender Feuchtigkeit und das weiße Licht, das sich über die Gegend ergoss, glitt längs den Zweigen herab, troptte durch das Astgewirre und sickerte bis in die großen gelben Gräser, welche hie und da den Boden überzogen."

Hier hat der Leser im Nu die ganze Szenerie deutlich vor sich, mit einem Schlage fühlt er sich an dem Orte zu Hause, der ihm so wohlbekannt scheint, weil seine Augen schon öfters das Original des Bildes vor sich gesehen.

(Man liebt es, den Realisten den Vorwurf der Kleinmalerei zu machen, aber ich meine, diese Kleinmalerei hat bis zu gewissen Grenzen ihre volle Berechtigung, denn sie versetzt den Leser in die notwendige lokale Stimmung, um auf ein paar Minuten die Außenwelt ganz vergessen und nur in jener Welt leben zu können, in die ihn der Autor einführt.

Die Kunst der Franzosen besteht eben in der feinen Ciselierung ihrer Arbeiten, und auf diese Kunst verwenden sie, mit Recht eine liebevolle Sorgfalt. Die „spannenden Momente" und ähnliche Interessehaschereien sind ihnen fremd; eine unerwartete Redewendung, ein frappierendes Schlusswort bringen auf den verständnisvollen Leser mehr Wirkung hervor, als weiß der Himmel was für mark- und beinerschütternde Schlusseffekte, wie man sie noch immer dem deutschen Publikum auftischen zu müssen glaubt.

Das Bedürfnis nach Tatsächlichkeit, nach Wahrheit ist heutzutage zu groß, als dass man noch an reiner Abstraktion Gefallen fände; das haben die französischen Schriftsteller vor uns erkannt, und das ist der Grund, warum ihre Werke, kaum von der Presse gekommen, die Runde um die Welt machen.)

Paris. A. G. von Suttner.



Litterarische Neuigkeiten.

„Die Gesellschaft". Monatsschrift für Litteratur und Kunst, herausgegeben von Dr. M. G. Conrad (München), erscheint vom Januar 1887 in erweiterter Gestalt im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig und beginnt soeben ihren dritten Jahrgang in vornehmster Ausstattung. Das erste Heft bringt ein Porträt Hermann Heibergs und Beiträge von M. G. Conrad, Hermann Heiberg, Karl Bleibtreu, Wilhelm Walloth, Detlev von Liliencron etc. etc. Preis pro Semester 5 Mark.

„Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste" von Hugo Zöller (Stuttgart, W. Spemann). Dies Werk des bekannten, um unsere Kolonialbestrebungen so hochverdienten Verfassers wird als ein grundlegendes Buch der deutschen Kolonialgeschichte bestehen bleiben. Es ist dem Reichskanzler gewidmet, wie es dem Begründer der deutschen Kolonialpolitik gebührt.

„Lettere disperse e inedite di Pietro Metastasio con un appendice di scritti intorno allo stesso a cura di Camillo Antona-Traversi" wurde soeben bei Euseo Molino in Rom verlegt.

Die von H. Lecène & H. Oudin in Paris (17, rue Bonaparte) herausgegebene „Nouvelle bibliothèque littéraire" hat Émile Faguet um ein weiteres Bändchen „Études littéraires" sur le dix-neuvième siècle vermehrt.

Die von Prof. Dr. M. Lazarus und Prof. Dr. H. Steinthal herausgegebene „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" ist in den Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig übergegangen; Heft 1 des XVII. Bandes befindet sich in Vorbereitung und wird demnächst veröffentlicht werden.

Von Dr. Richard Rothes „Entwurfe zu den Andachten über den ersten Brief Johannis, die Geschichte des Herrn, die Bergpredigt, Festtexte und andere Pastoraltexte, aus Richard Rothes handschriftlichem Nachlass herausgegeben von Carl Palmie, liegt bereits die zweite Auflage vor, die bei M. Heinsius in Bremen erschienen ist.

Von den „Christlichen Erzählungen des In- und Auslandes", herausgegeben von A. Steen, ist der sechste Band erschienen. Derselbe hat zum Inhalte „Dämmerung und Nacht in Italien." Frei nach dem Englischen von A. Steen. Bevorwortet von Hofprediger Adolf Stöcker. Mit 24 Illustrationen. (Bremen, M. Heinsius.) Diese Sammlung trefflicher christlicher Erzählungen eignet sich ganz besonders für die reifere Jugend wie überhaupt für christliche Volks-, Schul- und Jugendbibliotheken.

„Johannes Huss." Historisches Drama in fünf Akten von Henrik Scharling (deutsch von P. J. Willatzen.) — Bremen, M. Heinsius. Dieses Drama des bekannten, jetzt wohl auch bei uns gut eingeführten dänischen Dichters wird sich gewiss bald lebhafter Anerkennung zu erfreuen haben.

„Graf Lothar." Dramatische Dichtung von Cäsar Stuart (Leipzig, Wartig). Der Verfasser hat seine unleugbare echte Begabung an ein sogenanntes Gedanken-Drama, ein Kulturkampf-Problem, vergeudet, und dem „hohen Stil" ein neues Opfer gebracht. Wir wollen diese Jamben-Dramen nicht mehr. Wir wollen keine Manfred-Schmerzen mehr nach Manfred. Aber darum soll doch anerkannt werden, dass „Graf Lothar" als das Werk eines echten Dichters gelten muss. Hier ist wirkliche innere Ergriffenheit, hier ist kein phrasenhaftes Bombasteln, sondern ein ernstes kraftvolles Ringen mit den Rätseln des Lebens. Einige Momente in Lothars Ideenausbrüchen atmen eine gewisse Größe. Die Sprache lässt weder Würde noch Schwung vermissen. Eine wohl von eigener Leidenserfahrung genährte jugendliche Begeisterung reißt den Dichter fort.

„Wie die Lawine nichts im Sturz mehr hält,
So hindert keine Schranke auch die Wahrheit,
Zersplitternd am Geklipp der Ewigkeit,
Mit ihren Trümmern Gott und Welt verschüttend.
Das Vorwärts unseres Geistes, glaubt mir, wird
Das Ajaxschwert der armen Menschheit werden,
Der Schierlingstrank, den sie sich selber beut."

Jedenfalls — Glück auf!

Die „Dresdener Nachrichten“ vom 27. November schreiben: In dem im Anfang September erschienenen ersten Heft des dritten Jahrganges vom „Universum“ lesen wir unter der Rubrik „Miscellen“ Folgendes: „Beethoven als guter Deutscher.“ Wie der große Meister gut deutsch gedacht und gefühlt hat, bewies er, als er nach dem Sturze Oesterreichs eines Tages in einer Gesellschaft spielen sollte, die zu Ehren von Franzosen gegeben wurde. Da lief er einfach davon, indem er erklärte: „Eher lasse ich mir die rechte Hand abhauen, ehe ich mich dazu verstehen sollte, meine Kunst vor den Feinden meines Vaterlandes zu entweihen“. Und was tut heutzutage der Beethoveninterpret, Herr Hans von Bülow?!

„Der Abt.“ Ein Sang aus Preußens Ritterzeit von M. Tyrol (Leipzig, Reißner). Eine ganz vorzügliche Arbeit, von deren sicherer, klarer Komposition und echtpoetischer Sprache voll ungebrochenem rhythmischen Flusse ein Julius Wolff viel lernen könnte.

Die Societa Militare (früher Societa Tipografica dei Compositori) in Bologna veröffentlicht soeben den XIII. Band des „Novello Giobbe, vita romantica“ von Don Bernardino Negroni. Negroni will bekanntlich in diesem Werk eine neue Romangattung, den christlichen Sittenroman in streng katholischem Sinne schaffen. Von früher in gleichem Verlage erschienenen Werken desselben Verfassers erwähnen wir noch „Storia passata, presente e futura della setta anticristiana e antisociale ora Massoneria“ in 7 Bänden. „La vera causa della caduta di Roma, il 20. Settembre 1870“, „Della Verginita“, eine Reihe von Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen und „Compendio della vita del Glorioso santo Petronio“. Die „Societa“ giebt ferner „La Tromba apocaliptica“ heraus, eine Wochenschrift, die, wie die übrigen Werke dieses Verlags, für die Interessen der römisch-katholischen Kirche eintritt.

Paul Andrae hat bei F. Hegel & Sohn in Kopenhagen ein grösseres Werk über die Via Appia herausgegeben, „Via Appia“ dens historie og mindesmaerker af Poul Andrae (Kjobenhavn, Gyldendalske Boghandels Forlag, F. Hegel & Son).

Der soeben herausgekommene 2431. Band der Collection of british authors (Tauchnitz edition) enthält „Jos boys“ von Louisa M. Alcott. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

„Moderne Geister.“ Litterarische Bildnisse aus dem neunzehnten Jahrhundert von Georg Brandes. (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt von Rütten & Loening). Das uns bereits in zweiter Auflage vorliegende Werk ist noch bedeutend bereichert worden. Wir finden neu aufgenommene Aufsätze über Max Klinger, die Brüder Goncourt, Turgenjew und Henrik Ibsen und wird das Werk des bekannten Verfassers nunmehr gewiss eine allgemeine günstige Aufnahme finden. Bibliotheken machen wir noch ganz besonders darauf aufmerksam.

„Gega.“ Roman von Carl Römers. (Bielefeld, Velhagen & Klasing.) Der Roman ist aus Barbarossas und seines gewaltigen Reichskanzlers, des Kölnischen Erzbischofs Rainald von Dassels Zeit, in der die großen Gegensätze von weltlicher und geistlicher Macht, von „deutschem Zorn und welschem Groll“ in ungebrochener Leidenschaft miteinander ringen. Die merkwürdigen Parallelen jener Zeit mit der unsern erhöhen den Reiz des fesselnden, nicht selten packenden Zeitbildes.

„Perlen der pessimistischen Weltauschauung.“ In den Meisterwerken der Litteratur gefunden von Max Seiling. (München, Th. Ackermann.) Eine vortreffliche Auswahl, die jedem wirklich denkenden Menschen einen wirklichen Genuss bereiten wird. Ebenda erschien in Form einer Brochüre von Emil Schelhorn ein Nekrolog an den am 11. November 1861 verstorbenen König Dom Pedro V. von Portugal unter dem Titel „Zum fünfundzwanzigjährigen Todestage des Königs Dom Pedro V. von Portugal, Herzog zu Sachsen.

„Auf Umwegen.“ Roman von L. Bernhardt. — Halle, Julius Fricke. Vorliegender Roman ist ohne Zweifel ein Zeugnis von der Begabung des Verfassers. Eine hinreichende Phantasie, Beherrschung der Sprache und auch Kraft der Darstellung finden wir vereint in demselben und wird es dem Roman an Lesern gewiss nicht fehlen.

„Am Hofe des Kaisers“ (Berlin, Walther & Apolant). Das bereits in zweiter Auflage vorliegende Buch macht uns mit dem Hofstaate des deutschen Kaisers näher bekannt. Wir finden in demselben sämmtliche Personen, die irgendwie mit dem Hofe in Berührung kommen; da finden wir den Fürsten Pless, die Hohenlohe, den Herzog von Sagan, Fürst Putbus, die Radziwills, dann mehrere Mitglieder des Herrenhauses, die souveränen Häuser am Hofe, die verschiedenen Botschafter, unseren allgewaltigen Reichskanzler, die Minister und zuletzt die Prinzen des kaiserlichen Hauses. Wir können nur jedem anraten das Buch zu lesen, denn es verdient gelesen zu werden.

„Schwer gebüßt,“ „Wider Liebe und Pflicht.“ Zwei Novellen von Hans Ottensen (Düsseldorf, Aug. Bagel). Die beiden Novellen können sich einer geschickten Wahl und Zusammenstellung rühmen und werden auch auf jeden Leser Eindruck machen müssen.

Eine kleine bei Gebrüder Nübling in Ulm erschienene Brochüre betitelt sich „Altes und Neues aus Ulm“. Ein Nachtrag zur Chronik von Ulm, worin der Verfasser, Pfarrer D. A. Schultes, verschiedene bemerkenswerte Begebenheiten aus den Jahren 1093—1885 anführt.

„Die Bevölkerung der Urzeit.“ Eine Erzählung von Gustav Eckers (Berlin, W. Pinn). Wer sich nicht durch Romanphantasien den Geschmack an ernster Arbeit verdorben hat und das Bedürfnis fühlt, sich einmal im Leben über Vergangenheit und Zukunft der Menschheit klar zu werden und über Götzendienst, Aberglauben und Täuschung hinaus zu der Wahrheit zu gelangen, der wird die inhaltreiche Idylle mit Befriedigung lesen.

„Das Buch vom Bier“ von Dr. Eduard Maria Schranka (Frankfurt a. O. B. Waldmanns Verlag). Es existierte unseres Wissens ein derartiges Werk noch nicht, wie dieses, welches quasi ein kulturhistorisches Gepräge hat. Bei dem allgemein gehaltenen Inhalte dürfte dasselbe wohl auch von Vielen gelesen werden, in akademischen Kreisen wird die Aufnahme gewiss eine bei dem bekannten „bierologischem Interesse“ eine viel versprechende sein.

Eine Frage!

„Ist es erlaubt, eine große geschichtliche Persönlichkeit zum Helden einer Novelle zu machen und dabei die gröbsten historischen Schnitzer zu begehen?“ Diese Frage legten wir uns angesichts einer recht hübschen Novelle vor, welche jüngst die „Tägl. Rundschau“ zierte, unter dem spannenden Titel: „Shakespeare in Gefahr.“ Shakespeare, Er selbst! Ist es da wohl erlaubt, chronologische Irrtümer zu einem wahren System der Shakespeare-Unkunde auszuspinnen? Wie würde es uns Deutschen gefallen, wenn Goethe als Held einer Novelle etwa zur Entstehungszeit des „Tasso“ — Faust's zweiten Teil oder zur Entstehungszeit der „Iphigenie“ die Erfurter Audienz bei Napoleon sich leistete? So ähnlich in unserer neuen Shakespeare-Novelle. Dass die Stellung Shakespeares nach Ben Jonsons „Discoveries“, Websters Vorrede zur „Vittoria Acorombona“ und Nashs Kritik auch nicht entfernt derjenigen glich, die ihm hier zugeschoben wird, verzeihen wir. Aber die Verfasserin (E. Heldt) muss doch nicht die schwersten chronologischen Irrtümer häufen, welche im Interesse der Shakespeare-Kunde durchaus berichtigenswert erscheinen. Die Novelle beginnt mit der Première von Heinrich IV. und dem Prozess gegen Essex. Nun wurde aber Graf Essex am 25. Februar 1601 hingerichtet und Heinrich IV. schon 1595 aufgeführt, wenn nicht früher. Dann sollen Lear, Hamlet, Othello schon damals vorliegen. Lear ist aber (siehe darüber H. v. Friesens Shakespearestudien, Bd. 3, S. 79) frühstens 1604 geschrieben, Othello erst 1612 bühnenreif geworden, Hamlet gerade 1602 nach Essexs Tode. Wenn sogar im Jahre 1601 von „Prospero“ geredet wird, so muss man konstatieren, dass die Entstehung des „Sturm“ nur in die Jahre 1611 oder 1613 fallen kann, da Elzes Versuche, die Entstehung um 1604 nachzuweisen, schlagend widerlegt wurden.

Der Herausgeber.

Alle für das „Magazin“ bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“ Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 2. Leipzig, den 8. Januar. 1887.

Inhalt:

Gustav Kühne.

Ein Gedenkblatt zu seinem achtzigsten Geburtstage am 27. Dezember 1886.

Von Adolph Kohut.

Sie sind alle bereits längst in das Grab gestiegen, die Heroen des Jungen Deutschland: Heinrich Heine, Ludwig Börne, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Theodor Mundt und Ludolf Wienbarg; nur er, der Senior der deutschen Schriftsteller und Dichter überhaupt, Gustav Kühne, wandelt noch mit erhobenem Haupte auf dieser „Männererde“, der letzte vom „Jungen Deutschland“. er erfreut sich trotz seiner achtzig Jahre — er vollendete dieselben am 27. Dezember vorigen Jahres — noch immer einer großen Frische und Rüstigkeit, als wäre er noch mitten im Treiben der kraftgenialischen Recken vom Jungen Deutschland, die mit ihren markigen Armen den Ossa auf Pelion türmten und die „Revolution der Litteratur“ einst herbeiführten.

Und doch war Gustav Kühne noch lange nicht der kühnste und leidenschaftlichste jener litterarischen Gesellschaft, welche einst dem Bundesrate so viel zu schaffen machte, dass alle Perrücken wackelten — die Streiche, welche Heine, Börne und Laube führten, waren viel wuchtiger und sie saßen fester wie die eleganten Degenstiche Kühnes, der immer Gentleman blieb, auch wenn er seinen politischen und litterarischen Gegner aufspießte. Er tödtete mit seiner Kritik und seiner Satire, aber immer elegant; er schlachtete seine Widersacher ab, aber stets mit einer liebenswürdigen Grazie und unterließ es nie seine Opfer vorher gewissermaßen um Entschuldigung zu bitten, dass er sich in die Notwendigkeit versetzt sehe, sie unschädlich zu machen.

In der Blütezeit des Jungen Deutschland wurde zwar Kühne mit Mundt zusammen genannt, aber wenn er auch mit diesem eine gewisse innere Verwandtschaft hat, so sind doch die litterarischen Individualitäten der Beiden von einander grundverschieden. Auf Kühnes poetischem Schaffen ruht — im Gegensatz zu demjenigen Mundts — ein gewisser Hauch der Melancholie, der von großem Reiz ist. Während Mundt schließlich verbittert wurde, war und ist Kühne stets jovial, heiter und anmutig. Schon Robert Prutz hat darauf hingewiesen, dass Kühne mit männlicher Kraft die Zartheit und Grazie des Weibes verbindet. Hierzu tritt noch ein bei dem Jungen Deutschland seltener Charakterzug: eine sittliche Anmut, ein Instinkt des Rechten und Würdigen, eine Unparteilichkeit und Milde, welch' Letztere sich von Denen, die sie nicht besitzen, leichter verspotten als nachahmen lassen.

Gleich den übrigen Mitgliedern des Jungen Deutschland hat auch Gustav Kühne eine sehr ergiebige journalistische Tätigkeit entwickelt. Jahrzehnte lang hat er die seiner Zeit namhaftesten deutschen Blätter, die „Europa“ und die „Zeitung für die elegante Welt“ geleitet und hat in dieser seiner Eigenschaft nicht wenig zur Läuterung des Geschmackes des Publikums, zur Hebung der Dichtkunst, zur Einführung junger Talente und zum Emporblühen der modernen deutschen Publizistik, der Belletristik, speziell in den Zeitschriften schönwissen-

schaftlicher Art, beigetragen. Mit der angeborenen Weichheit und Milde seines Charakters ging ein strenges und kritisches Urteil Hand in Hand. Ein echter Kavalier der Feder blieb er auch als Herausgeber. Er hat sich nie dazu hergegeben, der Clique und Coterie zu dienen und litterarische Protektionspolitik zu treiben: das Talent und das Bedeutende erkannte er stets willig an und förderte sie nach besten Kräften. Von des Neides Blässe war er nie angekränkelt, vielmehr besaß er die bei einem Redakteur nicht immer vorhandene Fähigkeit, eigenen Tadel und fremdes Lob zu hören.

Dass Gustav Kühne mit den namhaftesten Männern und Frauen seiner Zeit in regem, litterarischen Verkehr stand, versteht sich eigentlich von selbst. Galt es doch Jahrzehnte lang für einen Dichter und Schriftsteller für den höchsten Ehrgeiz, in der „Europa“ und „Zeitung für die elegante Welt“ zum Worte zu kommen. Es wäre eine interessante Studie für den Litterarhistoriker, nachzuweisen, wie vielen jetzt bekannten Helden und Heldinnen der Feder er den Weg zum Ruhme geebnet hat; mich würde hier eine solche Untersuchung zu weit führen und ich beschränke mich nur darauf, ein kurzes litterarisches und Lebensbild des, wie man schon aus diesen flüchtigen Andeutungen ersieht, hochverdienten Greises zu geben.

* * *

Gustav Kühne wurde am 27. Dezember 1806 in Magdeburg geboren. Er kam frühzeitig nach Berlin, wo er sich unter Hegel dem Studium der Philosophie und unter Schleiermacher dem der Theologie widmete, aber sehr bald, angetrieben durch die jähe politische Entwickelung der dreißiger Jahre in Preußen, sich der Litteratur und dem Journalismus in die Arme warf. „Ich ward nicht aus Beruf und Talent, sondern nur als Patriot und weil ich in dem, was die Nation bewegte, das Rechte fand, politischer Schriftsteller“, sagt Kühne in der Vorrede zu seiner unter dem Titel: „Mein Tagebuch in bewegter Zeit“ 1863 erschienenen Sammlung politischer Aufsätze. Nachdem er 1833 zuerst politischer und kritischer Mitarbeiter der damals sehr einflussreichen „Preußischen Staatszeitung“ war, redigierte er in Leipzig in den Jahren von 1835 bis 1842 die „Zeitung für die elegante Welt“ und von 1846 die von August Lewald erkaufte Zeitschrift: „Europa“, deren Leitung er volle zehn Jahre, bis 1856, bis zu seiner Uebersiedelung nach Dresden, wo er seitdem ununterbrochen lebt, inne hatte. An diesen Journalen arbeiteten unter Anderen mit: Julius Hammer, Karl Beck, Nikolaus Lenau, Berthold Auerbach, Moritz Hartmann, Johannes Nordmann, Theodor Mügge, Ernst Willkomm, Anastasius Grün, Hermann Kletke, Robert Blum. Auch zahlreiche Schriftstellerinnen bildeten den weiblichen Generalstab des litterarischen Moltke; ich nenne nur Fanny Tarnow, Natalie von Herder u. s. w. Interessant dürfte es sein, das Programm kennen zu lernen, welches Kühne aufstellte, als er vor vierzig Jahren die Leitung der „Europa“ übernahm. Er sagt da in seinem Vorwort, welches aus „Dölitz bei Leipzig, den 29. September 1846“ datiert ist, unter Anderem Folgendes: „Dieser mein neuer Versuch zur Leitung einer deutschen Zeitschrift entspringt aus der Ueberzeugung, dass Blätter derart, die man belletristische zu nennen pflegt, immer noch ein Bedürfnis sind. Sie finden Zutritt zur Gesellschaft, zur Familie; sie eröffnen sich Kreise, in welche das politische Blatt trotz seinem Feuilleton, nicht dringt; sie würden zum wenigsten nachhelfen müssen, wenn wir die Politik lediglich für die lokomotive Kraft unseres Zeitalters hielten. Gönner und Freunde, die mich früher acht Jahre lang in der Leitung der ‚Zeitung für die elegante Welt‘ unterstützten, haben mir bereits für die ‚Europa‘ ihre Beteiligung zugesagt. Deutschland ist seitdem ein anderes geworden; die litterarische Debatte ist von der politischen wie der religiösen fast verdrängt. Belletristische, zu deutsch: schönträurige Gemüter, klagen über die Verwüstung auf dem ‚reinen‘ Gebiet des Schönen, als wenn dies Gebiet jemals so ganz ‚rein‘, will sagen, der Entwickelung der Nation entlegen gewesen wäre! Diese Furcht ist mindestens kränklich. Die Litteratur wird nur reicher, je mehr sie im Schoß des lebendigen Lebens nistet. Selbständig, sich selbst Zweck war sie nie; sie kann nur wollen, was die Nation will.

Politik und Theologie sind keineswegs die Felder, auf die ich meine Leser führe, aber die Beteiligung der Gesellschaft an den allgemeinen Fragen der Zeit kann vom Gebiet einer Zeitschrift, die sich eine Chronik der gebildeten Welt nennt, nicht ausgeschlossen sein. Eben diese Beteiligung der Gesellschaft an der Welt, ihre Fähigkeit und Unfähigkeit dazu, mithin eine Kritik unserer alten Bildung und unserer jungen Kräfte, die uns Bahnen für die Zukunft eröffnen möchten, wird uns hier beschäftigen. Stille Zufluchtsstätten giebt es nicht mehr für Litteratur und Kunst, selbst der Grund der Familie ist nicht um deswillen sicher, wenn man sich hinter ihn flüchtet. Nur der Vogel Strauß hält sich für gedeckt, wenn er den Kopf ins Gebüsch steckt und meint, nicht gesehen zu werden, wenn er selbst nicht sieht. Es giebt keine Bollwerke mehr gegen die Macht der Oeffentlichkeit und der Gemeinsamkeit Aller mit Allen. Er giebt keine Treibhäuser mehr für Künste und Wissenschaften, schon ihre Blüten suchen nach dem Tau vom allgemeinen Himmel, ihre Früchte reifen nur an der Sonne, die Allen gemein ist. Die Litteratur darf nicht unpopulär, darf nicht exklusiv sein wollen, die Sache der Nation ist ihre Sache.

Neben novellistische Darstellungen wird sich in unserem Blatte vor Allem die Skizze stellen, die uns deutsches Land und Volk schildert. Der Deutsche ist noch sehr fremd in seiner Heimat; es ist noch

jeden Tag möglich, Entdeckungsreisen unter uns zu machen; wir kennen noch zu wenig unsere Tugenden und unsere Gebrechen, und wenn plötzlich an ferner Grenze ein Brudervolk seine Hand nach uns ausstreckt, so wissen wir diese Hand oft nicht zu fassen, zu drücken, verstehen die Bewegung nicht, wissen nicht, wie tief sie greift, wie lange schon dies Feuer unter der Asche glimmt. . . . Den Deutschen ist so viel von Rom, von Frankreich überkommen, dass wir uns in Europa zurecht finden müssen, schon um die Quellen unserer verworrenen Entwickelung zu kennen. Wächter sind der deutschen Presse so heute wie vor zehn Jahren, als ich zuerst die Leitung eines Blattes übernahm, hinreichlich gestellt, Wächter voll Misstrauen und scheeler Sorge, die das ernten, was sie säen. Wir können das Unkraut der Zwietracht, das sich immer wieder von selber säet, den in Deutschland wuchernden Argwohn Aller gegen Alle, der dadurch verschuldet wird, nicht ausjäten; wir wollen nur daran arbeiten, dass trotzdem mitten hindurch die Sache der Nation gedeiht."

Diesem seinem Programme ist Gustav Kühne sowohl in der „Zeitung für die elegante Welt" wie in der „Europa" stets treu geblieben und hat dadurch beide Journale zu mächtigen Faktoren des geistigen Lebens in Deutschland erhoben.

Gustav Kühnes Haus in Dölitz bei Leipzig und später in Dresden bildete den Mittelpunkt des litterarischen Verkehrs. Treu stand und steht ihm zur Seite seine Gattin, eine geborene Harkort aus Westfalen, eine ebenso liebenswürdige wie hochgebildete Dame, von der soeben erst ein allerliebstes Buch: „Kleine Predigten fürs Haus" — Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag — erschienen ist. Ihr Onkel, Karl Harkort, hat sich durch hübsche Gedichte ausgezeichnet. Aus der Fülle derselben will ich hier ein bisher ungedrucktes reizendes Verslein auf den wilden Wein mitteilen. Dasselbe lautet:

Des wilden Weinstocks purpurfarbig Laub
Wird nicht im Herbst gemeinen Todes Raub,
Nein, glücklicher als Rosen selbst und Nelken,
Hent es die schönste Farbenpracht im Welken,
O möchte doch dein Loos, du wilder Wein,
Das Vorbild meines eignen Todes sein.

In Dölitz fanden zugleich in dem liebenswürdigen und gastfreundlichen Kühneschen Hause alle diejenigen eine herzliche Aufnahme, welche teils Opfer der Revolution waren und Ursache hatten, aus Preußen zu flüchten, teils die Weltschmerzler und Unzufriedenen, deren Herz sich nach Ruhe sehnte. Wie viele unserer namhaftesten Geister haben an der Dölitzer Quelle frische Lebenslust geschlürft! Wie viele haben dieses Buen retiro im Liede verherrlicht! Aus der Fülle dieser Gelegenheitsgedichte sei nur folgendes bisher noch ungedrucktes Poem Johannes Nordmanns, welches gerade vierzig Jahre alt ist, datiert November 1846 — mitgeteilt:

Wanderbrauch.

Flüchtig wie des Stromes Wellen
Streife durch die weite Welt ich,
Bei den schönsten, grünsten Stellen
Schlage auf mein leichtes Zelt ich.

Finde hier die Früchte reif ich,
Will ich sie vom Ast mir pflücken,
Und zum Wanderstabe greif' ich,
Will mich dort ein Leid bedrücken.

In die off'nen Fenster grüß ich,
Wo die duftigen Rosen stehen,
Und die schönsten Mädchen küss ich
Und sie lassen es geschehen.

Also hat es stets getrieben
Froh der wandernde Geselle,
Zu erringen fremdes Lieben,
Lagernd an der fremden Schwelle.

Hat dann an den fremden Pforten,
Die ihm freundlich aufgegangen,
Drin es klang von süßen Worten,
Blumenkränze aufgehangen.

Denket sein, wenn sie verblüht auch,
Reißet sie nicht von den Pforten,
Denn mit Lieb im Herzen glüht auch
Er für euch auch allerorten.

Der allgemeine Ruf und Drang hatte Kühne 1848 ins Parlament geführt. Im Herbste jenes Jahres erblickte er zu Frankfurt a. M. bereits den Anfang des Endes, die Auflösung im neuen Werden der Dinge. Zur Zeit der Kaiserdeputation war er für Zustände und Personen ein Beobachter an der Spree. Kurz vor dem Tage in Olmütz war er Zuschauer in Wien. Großes Aufsehen erregten damals die publizistischen Artikel, die er veröffentlichte. Im leidenschaftlichen Sturme jener Zeit wurden sie als zu mäßig befunden, aber als er diese Artikel in einer Sammlung: „Mein Tagebuch in bewegter Zeit" (Leipzig, 1863) herausgab, staunte man über die Schärfe des Urteils, sowie die Objektivität und Unparteilichkeit, womit einer der Führer des „Jungen Deutschland" die Ereignisse betrachtete und beschrieb.

* * *

Die Bedeutung Gustav Kühnes liegt aber nicht allein in seiner publizistisch-redaktionellen Tätigkeit, sondern vor Allem in seinem produktiven Schaffen, wodurch er in der Lyrik, im Roman und im Drama als ein berufener Vertreter der jungdeutschen Richtung in der Litteratur sich bewährte.

Als Lyriker zeichnet sich Kühne durch Schwung, originelle Gedanken und kühne Sprache, aber auch durch seltene Formglätte aus. In seinen Vaterlandsliedern ist er feurig, in seinen Liebesliedern leidenschaftlich und zärtlich und in seinen Revolutionsgedichten stürmisch, wie die Muse Herweghs und Freiligraths. Bekannt ist sein von Heinrich Marschner, Wilhelm Speidel u. A. in Musik gesetztes dithyrambisches Lied „Germania", welches mit dem Refrain endet:

Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch sind deine Freier da!

Die „Kölner Dombaulieder“ wurden zwar s. Z. durch die Zensur unterdrückt, aber die glühende Begeisterung für Freiheit und Wahrheit, welche aus denselben sprach, konnte die Zensur nicht bändigen, und trotz aller Chikanen wandelten diese Lieder von Hand zu Hand. Wie ein Echo aus Millionen Herzen erklangen die Worte des Apostels der Freiheit und Vaterlandsliebe:

Wer ist heut der Teufel,
Der das Werk uns stört?
Teufel ist der Zweifel,
Der uns All' betört!

Zweifel an der Klarheit
Hellem Sonnenlicht,
Zweifel an der Wahrheit,
Die ins Leben bricht.

Mag der Teufel holen,
Wer dem Zweifel traut,
Baue unverhohlen,
Wer auf Deutschland baut.

Baut ein Haus dem Glauben
An die eigne Kraft,
Und kein Gott kann rauben,
Was ein Volk sich schafft!

Wahre Perlen echter Lyrik sind die an H. (Henriette, seine spätere Frau) gerichteten „kleinen Lieder“, worin die ganze unendliche Liebe und das frohe Gemütsleben des Dichters sich ausprägt. Aus der Fülle derselben mag nur folgendes reizendes Lied mitgeteilt werden:

Du mein Buch, du meine Fibel,
Einzig Alphabet,
Mein Koran du, meine Bibel,
Und ich dein Prophet.

Kann ich's fassen, treu behalten,
Wie dein Atem weht,
Was in deinen Herzensfalten
Still geschrieben steht?

Kühnes Gedichte (erste Ausgabe) erschienen noch während seines Berliner Aufenthaltes, ebensoeine Reihe kleinerer novellistischer Arbeiten und eine größere: „Die beiden Magdalenen“. Die meiste Beachtung fanden seine Romane: „Eine Quarantaine im Irrenhause“, die „Kloster-Novellen“ und die „Rebellen von Irrland“. In der ersteren Erzählung hat Kühne gewissermaßen die philosophischen Memoiren der jungen Dichtergeneration geschrieben. Das Ringen zwischen philosophischem Abschluss — Stabilität des Systems — und der echt menschlichen, poetischen und historischen Bewegung — Leben — war in diesem originellen Roman mit Virtuosität durchgeführt. Was Conrad, Max Kretzer, Karl Bleibtreu und noch einige geniale Jünger des Jungen Deutschland mit ihren realistischen Romanen und Novellen in der modernen Dichtung durchführen wollen, hat Kühne für seine Zeit gleichfalls — vor gerade einem halben Jahrhundert — angestrebt. Er sagt in dem Vorworte dieses Romans: „Es regt sich in unserer Zeit eine Missachtung der Individualität, man stellt sich höchst unbequem und scheint auch in der Tat nach einer Seite hin durchaus ermüdet, um noch bloß persönlichen Interessen eine rege Aufmerksamkeit zu schenken und doch ist man gezwungen, die Erlebnisse aller Einzelner zu beachten, um zu erfahren, was in Kunst und Wissenschaft die Wahrheit unserer Zeit sei und worin man die Kraft, den Mut und die Lust zu einem Fortbestehen, zu einem Weiterleben zu suchen habe. Die Frage, was für uns Wahrheit sei, stellt sich in den hier gesammelten Blättern gewissermaßen auf den Kopf und der Versuch, sie indirekt zu beantworten, so dass es sich darum handelt, was der Wahn der Zeit sei, kann Anstoß erregen, lässt sich aber nicht so leicht von der Hand weisen. Wie die Erkenntnis der Tugend ein Verständnis dessen, was Sünde heißt, in sich fasst, wie Licht Finsternis bedingt, so lässt sich das Wahre in unserer Gegenwart nicht von deren Irrtum, selbst wenn er bis zum Wahnwitz gesteigert wäre, isoliert betrachten. Aus dem Ineinanderdringen der Gegenkräfte erzeugt sich erst das Spiel der Farben und die Menschenwelt.“ In den „Klosternovellen“ gab der Verfasser einen schönen Beweis der Fortbildung seines Talents. Wenn er auch in diesem Roman den Pulsschlag der Zeit belauschte, so diente er doch mehr den jungdeutschen Tendenzen durch feste und bedeutsame Gestaltung eines Kunstwerks, als durch die Debatte und Reflexion. In den „Rebellen von Irland“ hat Gustav Kühne mit bestem Gelingen versucht, einerseits die zähe Kraft des Bestehenden, durch das historische Recht Gewordenen, das die Söhne Altenglands verfochten, und andererseits die unterdrückten Irländer als Repräsentanten des legitimen Widerstandes gegen eine Willkür, die angebliches Recht zu ihrem schnöden Unrecht missbrauchte, zu schildern. Sehr packend ist hier namentlich die Zeichnung des irischen Volkscharakters und die Schilderung der irischen Patrioten: eines O'Connor, Lord Edward Fitzgerald, O'Coigley u. v. A. Das ganze Werk ist durchweht von der freiheitlichen und humanen Gesinnung seines Verfassers, die aus jeder Seite mit einer Innigkeit und Wahrheit spricht, die den Leser noch jetzt sehr wohltuend berühren muss.

Volle 14 Jahre hindurch veröffentlichte Kühne keinen neuen Roman, bis 1854 von ihm erschien: „Die Freimaurer. Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.“ Selbst Robert Prutz, ein erbitterter Gegner des Jungen Deutschland, versagte dem ausgezeichneten Roman seine Anerkennung nicht. „Die Freimaurer“ — sagt er — „lassen überall den Mann von feinem Geschmack, von redlichem Fleiß und ästhetischer wie sittlicher Gediegenheit erkennen; sie erfreuen den Leser überall durch die Solidität der geschichtlichen Unterlage, durch Klarheit und Festigkeit der Charakterzeichnung, sowie durch die Eleganz und Sauberkeit der Ausführung. Einzelne Seiten sind von einem höchst anmutigen poetischen Duft umflossen, der um so wohltätiger wirkt, je reiner er ist und je weniger wir

darin von dem Hautgout des Verbrechens und der sittlichen Verwilderung verspüren, mit dem unsere modernen Poeten ihre romantischen Schüsseln sonst wohl wie mit einer Asafoetida schmackhaft zu machen suchen. So namentlich die Waldidylle zu Anfang des Buches. Das ist echte Waldesluft, die wir hier atmen, das sind die düsteren und dabei doch so magischen, so herzverstrickenden Schatten der deutschen Waldeinsamkeit. Auch die Schilderung des kleinen deutschen Hoflebens ist vortrefflich; diese alte Erlaucht, diese Hofdamen, diese Pagen- und Knabenstreiche, wie das Alles lebt! Es ist uns, als hörten wir den schweren Schritt des alten Herrn durch die öden Gemächer schlürfen, wir hören das Rauschen der Gewänder, das Wehen der Fächer und auch das leise Gelächter hören wir, das sich über all' diese steife Pracht und die ganze kleingroße Herrlichkeit lustig macht . . ."

Eine hervorragende Stelle muss Kühne auf dem Gebiete des Dramas eingeräumt werden. Vor seinen Dramen, von welchen einige über die namhaftesten deutschen Bühnen gegangen sind, nenne ich „Kaiser Friedrich III.", „Isaura von Castilien", „Kaiser Friedrich in Prag", „Kuss und Gelübde", „Verschwörung von Dublin" und — zuletzt, aber nicht am letzten — „Demetrius". Am bekanntesten ist das letztere Drama des Dichters, welches vielfach die Schillerschen Bearbeitungen von Laube, Bodenstedt u. A. verdrängt hat — und mit Recht. Kühne hat sich streng an den Schillerschen Entwurf gehalten, wenigstens in der ersten Hälfte des Stückes. Ueberall, wo das Trauerspiel aufgeführt wurde, in Berlin, Dresden, Leipzig, Weimar u. s. f. hat es sehr gefallen. In liebenswürdiger Weise hatte der Autor die ersten Tantiemen der Demetrius-Aufführung teils der Weimarischen und Dresdener Schillerstiftung, teils der Nationallotterie zugewendet. Der Zweck seiner Arbeit war, Schillers Bruchstück für die darstellende Kunst lebensfähig zu machen. Schiller macht mit großen idealen Mitteln den Glauben seines Helden an sich selbst und an seine Echtheit zum Glauben der Zuschauer. Auf der Schwebe dieser Möglichkeit steht das Gerüst zum Bau bis in die Mitte des Stückes, bis zur Höhe des dritten Aktes, wo die Tücke des Verräters, welcher der Welt dieses Gaukelspiel vorführte, diesen Glauben stört und vernichtet. Trotz der Notwendigkeit, dem Helden diesen moralischen Kredit möglichst lange, bis zur Wendung der Dinge, bis zum Sturz seines bisher heilig gehaltenen Selbstgefühls, zu erhalten, stellte Schiller seinem Demetrius jene Marina zur Seite, nicht eine Liebende dem für seine Mission begeisterten Jüngling, sondern eine lauernde Intrigantin, die ihm im Polen Odowarsky einen Spion beiordnet, weil der Zweifel an der Echtheit des Prinzen in ihr aufgestiegen. Das ist der Stein des Anstoßes in Schillers Plan. Diese Marina breiter und voller durchzuführen, hieße den Helden beeinträchtigen. Kühne war daher bestrebt, es so einzurichten, dass der Zuschauer nicht eher aus der Schwebe der Illusion falle, bis Demetrius selbst und zwar mit der Raserei der Verzweiflung — sich um den Glauben an sich selbst gebracht sieht. Der Bearbeiter beseitigte ferner Alles, was als lyrisch-idealer Luxus in Schillers Entwurfe zu bezeichnen ist und fügte so manche Gestalten, die Schiller verkürzt hat, in ihrer ganzen Größe hinzu, so den Zaren Boris Godunow, sowie den Machinator der Intrigue, Namens Jesimoff. Bei alledem ist Kühne sehr behutsam vorgegangen, um den von Schiller geschürzten Knoten in der Hauptsache nicht anders, als dieser bezweckte, zu lösen. Die von ihm entworfene große Szene zwischen Demetrius und Marfa — zu Ende des vierten Aktes — hat Kühne festgehalten und sie dem großem Dichter mit möglichst getreuem Instinkt nachgefühlt.

Dass Kühne auch auf dem Felde des historischen Porträts, des Charakter- und Lebensbildes Ausgezeichnetes leistete, beweisen seine ebenso lehrreichen wie unterhaltenden Schriften: „Deutsche Männer und Frauen", „Männliche und weibliche Charaktere", „Porträts und Silhouetten". Er vereinigt hier Gründlichkeit mit richtigem sittlichen Gefühl, geistreiche Auffassung mit glänzender und pikanter Darstellung. Nirgends findet man hier gesuchte Pointen und das Bestreben, à tout prix, „geistreich" zu sein. Ein männlicher, gesunder Geist zeichnet alle diese Schriften aus, die überdies frei sind von jeder Tendenzjägerei, die man uns sonst wohl für politischen Charakter verkaufen will, und doch belebt von echtestem Gemeinsinn. Er hat als Silhouetteur nicht die Schärfe Gutzkows, doch ist er dafür viel schwungvoller und anmutiger. Jedenfalls sind alle diese Bücher sehr wertvolle Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts und verdienen mehr gelesen zu werden, als es der Fall zu sein scheint.

Nicht unerwähnt darf es schließlich bleiben, dass Kühne auch Reiseschilderungen in seinem „Sospiri" herausgab, in denen er seinen Aufenthalt in Venedig mit interessanten Hinblicken auf die Werke der Malerei beschrieb. Um den Geist zu kennzeichnen, der hier den Autor belebt, mag folgende Stelle — Seite 42 ff. — mitgeteilt werden: „Was mir im Leben von außen entgegentritt" — heißt es dort — „bleibt mir fremd, bis ich mich an seine Stelle setze, sein Dasein in meine Natur aufnehme, seine Freuden und Leiden teile. Um die Markuskirche (in Venedig) bin ich lange Zeit herumgeschlichen, ohne den Punkt in mir oder dem alten Bauwerk zu finden, wo er sich mir im Verständnis, im vertraulichen Verkehr mit seiner Seltsamkeit eröffnen wollte. Ein solches Werk, an welchem ganze Jahrhunderte arbeiteten, ist nicht bloß ein Körper — hier wär's ein Leichnam, ein geschmückter, verwesender Leib —, ein solches Gebein hat so gut wie jedes lebende Wesen auch seine Seele. Kannst du die Seele nicht finden, die

diesen Körper gliedert, den Geist nicht erfassen, der diese Massen anschwellen ließ und der noch über den Trümmern leise schwebt, so lass nur ab, die Erscheinung betrachten zu wollen, sie bleibt dir eine Hieroglyphe, deren ungelöstes Problem dich quält." Unter allen Reiseschriften über Venedig ist „Sospiri" gewiss eine der anziehendsten.

Kühne gab auch die hinterlassenen Papiere Eduard Harkorts heraus, unter denen namentlich das höchst interessante Buch: „Aus Mexikanischen Gefängnissen" s. Z. großes Aufsehen erregt hat.

Ist auch die litterarische Wirksamkeit Gustav Kühnes seit längerer Zeit abgeschlossen, so ist es doch angebracht, dass anlässlich des achtzigsten Geburtstages des verdienstvollen und hochbegabten Seniors der deutschen Dichter- und Schriftstellerwelt seiner an dieser Stelle ehrend gedacht werde. Mag sein Lebensabend stets ein fröhlicher und ungetrübter bleiben!



Betrachtungen.

Von Karl Bleibtreu.

Die Sonnen sind erloschen wie die Morgensterne des Gesanges und kein Mond zieht feierlich am Himmel herauf. Tiefe Nacht lastet ringsum, nur durchleuchtet von zuckenden Blitzen.

Ueberall Verwirrung der Begriffe. Das lächerliche „Jungdeutschland" predigt Revolution und schwärmt für die blaue Minneromantik des frommen Geibel. Es ist weniger die seichte Verkommenheit, als die allgemeine Verdummung, die das Aufkommen eines großen Dichters heute unmöglich macht. Man will keine Poesie mehr, weil man sie nicht versteht. Die Muse wurde zur Milchmagd, zur schwatzhaften Gevatterin, zum kichernden Backfisch, zur faselnden Großmutter. Die Litteratur dieser Epoche scheint unrettbar verloren. Ihr Untergang bedeutet den Ruin der bestehenden Gesellschaft. — Nur vorwärts auf der abschüssigen Bahn! Die bramarbasierenden „Idealisten" und die angeblichen „Realisten" ersticken mit ihrem Tamtam die Stimme der Dichterdenker mehr und mehr. Sahnen-Poesey; aufgewärmter Mumienkohl; Schweine-Karbonaden, mit sentimentaler Zwiebel und Berliner Paprika gewürzt, — gegen solche Tafelgenüsse vermögen Nektar und Ambrosia nicht aufzukommen.

Wenn man weder eine liebenswürdige Schwerenöter-Persönlichkeit noch einen Adelstitel noch eine volle Börse, noch eine reklameuse Frau besitzt, so kann ein Meister-Atelier für gegenseitiges Händewaschen kaum gegründet werden. Faule, feige, feile Scheerenschleifer und Kleisterfritzen ohne alle Beglaubigungsatteste tronen auf dem curulischen Sessel, als ob sie beim Verwaltungskomité der Unsterblichkeit angestellt seien. Dies herz- und geistlose Streberpack jämmerlicher Eintagsfliegen vergiftet die Atmosphäre.

Zur Beschimpfung eines Autors hat die Presse des deutschen Reiches immer Raum, für Anstandspflichten nie. Man beschuldige einen Autor eines Plagiats — flugs wird die ganze Scheerenschleiferei, entrüstet über den Missbrauch der Feder für das populäre Handwerk des Abschreibens — pardon, Abschneidens —, die „vernichtende Enthüllung" in alle Winde blasen. Falls er aber die Sache widerlegt oder sühnt, findet Niemand Raum für ein so gleichgültiges Faktum. Semper aliquid haeret!

Unsre sittlichen Begriffe sind so abgestumpft, dass wir die Unsterblichkeits-Assekuranzgesellschaften als etwas ganz Natürliches hinnehmen. Es lebe das Mittelmäßige, nieder mit dem Bedeutenden! Der Autorname allein entscheidet über die sechs Zeilen Verreißung oder Lobhudelei. Bist du, Dichter, konservativ? Nein? Dann hebe dich weg von der gesinnungstüchtigen Presse! Bist Du liberal? Nein? Dann verhängen wir, Presse des Fortschritts, über dich den Bann ewigen Todtschweigens. — Was murmeln Sie da? „Unparteiliche Kritik" — unparteilich, wie haißt!

Zu allen Zeiten empfahl es sich, statt stiller Versenkung in die Kunst zu leben, auf offenem Markte zu strebern. Gieb nur eine Champagnerfête und der Ruhm wird sich schon finden! — Die Presse unterscheidet sich gar sehr von der Straßen-Prostitution: Jene ist feil für Geld, diese aus — Passion.

Ich habe nun zwanzig Werke verfasst. Wenn irgend einer von den alten Herrn oder den grünen Jungen, die abgestandene Brocken des ästhetischen Jargon über mich wiederkäuen, mir beweist, dass er auch nur zwei davon wirklich gelesen hat, so will ich ihm eine warme Semmel spendieren.

Kein Wörtchen wird heut mehr missbraucht, als das ominöse „Größenwahn". Zerlegen wir doch das Wort in seine Bestandteile, um uns über den Begriff klar zu werden: „Wahn" einer „Größe" — die nicht existiert. Wo also wirkliche Größe hervorleuchtet, bleibt der Wahn ausgeschlossen. Heut aber in unsrer nivellierenden Trivialität würden wir Christus ebensogut wie Shakespeare und Michel Angelo des Größenwahns bezüchtigen.

Das Genie hat nie etwas davon gewusst, dass das „Genie immer bescheiden" sei. Diese bequeme Doktrin hat sich das Philisterium erfunden, um sich der Heroenverehrung entschlagen zu dürfen. Denn dieser Einbildung liegt nur das Prinzip zu Grunde, dass Rentier Schulze ein ebenso wichtiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei, wie das unbequeme und nirgends nach Schablone einzuschachtelnde Genie. Wäre freilich das Genie „bescheiden", so würde Schulze es völlig übersehen; sobald es aber hochmütig auftritt, ruft man ihm zu: „Sie sind kein Genie, weil Sie nicht ‚bescheiden' sind — so be-

scheiden, wie Bonaparte, Byron, Goethe, Schiller, Jean Paul, Kleist, Racine, Victor Hugo, Richard Wagner und all die anderen bescheidenen Größen." Ein meisterhaftes Manöver, das nach beiden Seiten hin deckt. — So krass und nackt ausgedrückt, scheint vielleicht Karrikatur, was doch nur buchstäbliche Wahrheit ist!

Es wirkt unbeschreiblich komisch, die sittliche Entrüstung und Abneigung zu verfolgen, mit welcher Jedermanns Eitelkeit kollert, sobald Jemand sich für etwas Besonderes hält. Die Ochsen, die ein roter Lappen blendet, stoßen mit heißhungrigem Grimm ins Blaue. — Von einem gewissen Shakespeare hieß es grollend, er halte sich für den einzigen „Shakescene" („Bühnenerschütterer"); er sei ein strebernder Hansdampf in allen Gassen („Johannes Faktotum"); ein Eklektiker, der jeden Stil nachahme, sogar ein Plagiator. Wenn man ihn mit Meister Ben Jonson vergleiche, da sehe man, wie dilettantisch und verfehlt seine Versuche seien, so größenwahnsinnig er sein Froschtalent auch aufblase. Also quakten aus ihrem Sumpfe die Greenes, Kyds, Deckers, Haywoods und all die andern Gebrüder. Shakespeare aber, so bescheiden wie das Genie nun einmal ist, schrieb in sein Sonett-Tagebuch: „Nicht Marmor noch der Könige vergüldete Denkmäler werden überleben mein machtvolles Lied, das da währen wird bis zum jüngsten Gericht, bewundert von noch ungeborenen Geschlechtern."

Wie kann man gegen das Selbstgefühl des Verdienstes etwas einwenden, wenn man die Großmannssucht all der hohlen Impotenzen damit vergleicht! „Schriftstellerrepublik" — ja wohl! Aber jede Republik hat ihren Präsidenten und es giebt ebensowenig eine Gleichheit der Geister, wie der sozialen Bedingungen.

Die Litteraten unter sich wollen auch gar keine Republik, sondern **Anarchie**, wo jeder naseweise Reporter sich als stimmberechtigt neben dem Dichter fühlt und jeder Zaunkönig den Adler „Kollege" schimpft. Eine Republik von lauter Königen — Percy, Prinz Heinz, Falstaff und seine Rekruten in Reih und Glied nebeneinander. Diese Disziplinlosigkeit schadet unendlich. Denn sie bildet die auf Gegenseitigkeit arbeitende Kameraderie aus, welche das Bedeutende nur anerkennt, wenn sie selbst als bedeutend begrüßt wird. So kommt das Große nicht auf und andrerseits vergeht dem Großen die Lust, wohlwollend das Kleinere zu fördern, weil dieses sich sofort ellenhohe Kothurne unterschnallt.

„Jungdeutschland" — ein Knecht Ruprecht, der heut nur in der Phantasie der alten Herren spukt und ein ahnungsvolles Grauen erzeugt. Ich kenne wohl einige hartgesottene „Idealisten", die den heiligen Pumpus von Perusia als Schutzpatron verehren und die Welt mit lyrischen Gedichtchen befreien. Aber dies Weltpfingsten habe ich nie sonderlich ernst genommen. „In magnis voluisse sat est" — auch die Umkehrung dieses Satzes gilt. Das **Können** unserer Techniker tröstet nicht über ihr Defizit des **Wollens**.

Im sogenannten „Weltschmerz" versteckt sich noch ein hochgradiger Optimismus, indem er es der Mühe wert hält, über etwas zu verzweifeln. Er kann nur enden mit Selbstüberwindung in vornehmkalter Abgeschlossenheit und prometheischem Selbstgenügen. Aber edler als die wollüstige Todessehnsucht des Pantheismus ist die freudige Lebensertragung, welche das quälende Ich abschüttelt und durch allumfassende Liebe ins Unendliche erweitert. Die rauschendste Melodie auf der Aeolsharfe der Empfindung wird stets das vaterländische, das Stammgefühl entlocken. Aus dem zerfahrenen Kosmopolitismus der ästhetischen und pessimistischen Weltanschauung erhebt sich der Geist, von der Naturbetrachtung sich der Geschichtsbetrachtung zuwendend, zu der Erkenntnis des Nationalbewusstseins. Da gewinnt die rauhe Wirklichkeit einen gesunderen Reiz, als Schönheitskultus ihn bieten kann; da wandelt sich der Schauder vor der ehernen Notwendigkeit in ein stolzes Wohlgefühl: Getragen zu werden von dem ewigen Wirbel des Weltenrades, das Jeden als Atom des Allgemeinen zu seiner Bestimmung fortreißt.

Das trotzige unselige Ich, das auf sich allein gestellt die Welt umfassen möchte und von der Last dieser selbstaufgelegten Mission erdrückt ward, erkennt sich jetzt freudig als untertan höheren Gesetzen. Die Ideen „Volk" und „Vaterland" bieten den wahren Schlüssel zum Verständnis des Einzellebens. Die Eitelkeit des Persönlichen zerrinnt so in den Stolz des Patriotismus, die Selbstsucht des Einzelnen überwindet sich leicht zu Nutzen und Ruhm der Rassenselbstsucht. Diese Weltanschauung schreitet zu wahrer Selbsterfüllung vor, sie bildet den verengten innersten Kreis nach all den weitausgreifenden Wirbeln des jugendlichen Idealismus.



Die misera plebs der Erzählkunst.

Von **Gerhard von Amyntor.**

(Schluss.)

Ich dachte an die fernen Jugendjahre. Jener X. hatte neben mir auf der Schulbank gesessen; er war immer ein langsamer Kopf gewesen, hatte bei den Versetzungen stets eine ausgesprochene Veranlagung zum Durchfall offenbart und war schließlich von uns Mitschülern weit überholt worden. Aus der Tertia war er abgegangen, und einige Jahre später erfuhren wir, dass er sich den Brettern, die die Welt bedeuten, zugewandt hätte. Dummdreist, ohne jeden Beruf zur Kunst des Mimen, hatte er zugetappt; nach mehreren Theaterskandalen, die seine Unfähigkeit herausgefordert hatte, war er wieder von den Brettern verschwunden und hatte mit derselben zutap-

penden Dummdreistigkeit die Bahn des „Schriftstellers“ betreten. Und, siehe da! die Sache war ihm seiner Meinung nach vollständig geglückt.

Hatte er wohl eine Ahnung davon, dass gerade der Roman, der heut sein Stoffgebiet so unendlich erweitert und das ganze wirkliche Leben mit seinen politischen, religiösen und sozialen Kämpfen in seine Kreise verschlungen hat, einen Autor erfordert, der dieses Leben nach irgend einer Seite hin in seiner Tiefe zu erfassen weiß? Hatte er durch Studium oder durch selbsttätiges exaktes Denken ein Verständnis für die brennenden Fragen der Gegenwart gewonnen? War ihm durch Kenntnis des Ertrages philosophischer Gedankenarbeit eine Weltanschauung aufgegangen, die ihn aus der glatten Menge heraushob und nur irgendwie befähigte, als Seher und Prophet — und ein Seher und Prophet muss der echte Romandichter sein! — das Wort zu ergreifen? Es gab eine Zeit, da eine Mutter von ihrem unbegabten, zurückgebliebenen Sohne sagen durfte: „der Junge lernt nichts — er soll Soldat oder Landwirt werden!“; diese Zeit ist vorbei; der brave Herr X. hatte aber jenes Mutterwort für die Gegenwart und zu seinem Hausbedarf travestiert und sich selbst kühnlich zugerufen: „ich habe Nichts gelernt und quäle mich nicht mit den Verheerungen des Denkens, darum will ich Schriftsteller werden.“ Es ist derselbe Gedankengang, den heut noch Hunderte von Müttern im Hinblick auf ihre unbeschäftigten und unversorgten Töchter wagen zu dürfen wähnen! das Mädchen hat Phantasie, ob sie am Ende nicht als Schriftstellerin ihr Brot verdienen könnte?

Mit bloßer Phantasie lockt man keinen Hund vom Ofen; mit bloßer Phantasie wird man noch weniger ein berufener Romandichter. Der Phantast ohne Gedanken bleibt ewig ein Stümper, er verhält sich zum Erzählkünstler von Gottes Gnaden, wie der Anstreicher zum Maler, der Steinmetz zum Bildhauer, der Drehorgelspieler zum Komponisten. Hätten die Freytag, die Scheffel und Reuter, die Grosse und Jensen, jemals ihre Erfolge erringen können, wenn sie nur phantasiebegabt, und nicht auch nebenher noch philosophische Köpfe gewesen wären? Man braucht deshalb nicht in verstaubten Hörsälen gebüffelt zu haben und nicht zum Doktor rite promovirt zu sein. Detlev von Liliencron ist Soldat gewesen, aber zu seiner blühenden und glühenden Phantasie hat ihm ein freundliches Geschick den philosophischen Blick geschenkt, der durch die Schale der Dinge nach ihrem Kern strebt, und nur deshalb hat er seine „Adjudantenritte“ und seine „Sommerschlacht“ zu dichten vermocht und wäre der deutsche Lesemichel durch den öden Chor der misera plebs der Erzählkunst nicht schon so heillos übertäubt, er hätte Liliencron längst den Tribut der Verehrung dargebracht; so aber muss dieser Gottbegnadete homo novus noch unentdeckt *) und ungeliebt ausharren.

Das Instrument jener misera plebs ist tatsächlich eine Drehorgel, deren rostige Walze immer das eine öde Stück ableiert; denn ob der Held des Stückes Hinz oder Kunz heißt und ob er die Grete oder die Hanne heimführt, es ist immer dieselbe gedankenarme, platte, nur aus Phantasiebrei zusammengequirlte Geschichte, eine Bouillon ohne Fettaugen, eine Melodie ohne harmonischen Untergrund. Die Epik dieser unberufenen Skribenten ist ein mit Spreu gefülltes Kaleidoskop, das sie mit oft krampfhafter Fingerfertigkeit um die Achse zu drehen wissen, so unermüdlich, wie der tibetanische Dalailama-Jünger seine Gebetmühle umdreht; die wechselnden epischen Bilder sind aber immer aus derselben Spreu zusammengesetzt und niemals, wie sich ihr Erzeuger auch mühen mag, glänzt aus der Spreu der Brillant eines schön geschliffenen Gedankens. Ein Mensch, durch dessen Darm nur Speisebrei geht, zu welchem nicht die erforderliche Menge Galle und Pankreasabsonderung hinzutritt, erkrankt an der Gelbsucht; so leidet jene misera plebs, die nur ihren Phantasiebrei wälzt, dem sie das unentbehrliche Ferment von Ideen nicht beizumengen vermag, an einem chronischen Icterus, der allen ihren Schriften eine ungesunde, widerliche Gesichtsfarbe verleiht und die Unglücklichen, die sich an solchen Schriften ergötzen, mit Ansteckung bedroht. Die Phantasie ist ein Rennpferd, das, wenn ein Genie im Sattel sitzt, den Reiter siegreich über Hindernisse aller Art hinweg ans Ziel trägt; klettert aber ein flacher und gewöhnlicher Kopf auf den Rücken des schäumenden Renners, dann nimmt dieser das Gebiss zwischen die Zähne, macht die ungeberdigsten und tollsten Bocksprünge und wirft schließlich den Dummdreisten zum Gelächter der Menge in den Sand. Mit dem Gebisse des Geistes, des logisch geschulten und vertieften Denkens, muss die Phantasie gezügelt werden, wenn sie nicht durchgehen und ihren Besitzer als — irrsinnig erscheinen lassen soll. Ich habe bei einem Bekannten eine phantasiebegabte Köchin gesehen, die nach dem landläufigen Irrtum in sich Veranlagung zur Dichterin verspürte. Sie stand mit Bleistift und einem Zettel Papier am Kochherde und pflegte ihre phantastischen Einfälle in gereimten, holperigen Versen ruckweise niederzuschreiben; trotz des Herdfeuers waren ihre Wangen bleich, und aus tiefliegenden übernächtigen Augen schaute sie einen spähend und lauernd an. Man bat mich, einmal von ihren Niederschriften Kenntnis zu nehmen, und betroffen starrte ich auf das mir gereichte, mit Bleistiftzügen bedeckte Blatt. Ein ins Ewig-Weibliche übersetzter Herr X.! Schwülstiges, sinnloses, gelegentlich wie Funken aufsprühendes Zeug, ohne den Faden eines leitenden Gedankens; wahre Orakel einer am Herdfeuer brütenden Pythia;

*) Oho! Unser schneidiger „Freiherr“ kann sich doch darüber nicht beklagen?! Wir selbst haben doch auf die Sprechvirtuosität und Stimmungsfeinheit des urwüchsigen Lyrikers genugsam hingewiesen. Als Novellist und Dramatiker muss er freilich noch Größeres bieten.

Der Herausgeber.

ein Gallimathias, wie ihn krauser und verworrener die Alte in der Faustschen Hexenküche nicht hervorgebracht hätte! Ich riet meinem Bekannten, diese wahnwitzige Köchin schleunigst zu entlassen, denn er liefe Gefahr, dass sie ihm einmal in ihrem Paroxysmus Gift in die Suppe mengte. Er schickte sie auch bald fort, und es war schade, dass sie kurze Zeit darauf in eine Anstalt für Geisteskranke aufgenommen wurde, sie wäre sonst ein fruchtbares Mitglied der misera plebs der Erzählkunst geworden und hätte bei der Bereicherung gewisser Journale durch ihre novellistischen Beiträge wahrscheinlich auch sich selbst bereichert.

Allen denen, die nur Phantasie besitzen, kann nicht laut und eindringlich genug die Warnung zugerufen werden, sich um Gottes willen nicht auf die Bahn der Romandichtung verlocken zu lassen. Wenn Ungeschmack der Menge und der wahllose Heißhunger unserer periodischen Presse nach schöngeistigem Füllstoff ihnen auch einen scheinbaren augenblicklichen Erfolg bereiten sollten, die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo sich der lesende, also immerhin gebildetere Teil des Publikums an den Erzeugnissen der misera plebs der Epik derart den Magen verdorben haben wird, dass ein Rückschlag eintreten und das Verlangen nach gesunderer, besser verdaulicher schöngeistiger Nahrung sich allgemein geltend machen wird; dann werden jene Plebejer des Erzählhandwerks ohne Nachfrage bleiben und die Erfahrung machen, dass jedes ehrliche Handwerk goldenen Boden hat, nur nicht das des gedankenlosen Romanfabrikanten. Phantasie ist ein hohes, köstliches Geschenk; ist ihr aber nicht geistige Kraft, exaktes Denken, logische Selbstzucht gesellt, dann ist sie eine verhängnisvolle, unselige Begabung, dann wird der von ihr Erfüllte zum Besessenen, der das Mitleid aller Leute von Geist und Geschmack herausfordert und schließlich zum Narren entartet. Ein Phantast mit ungeschultem Erkenntnisvermögen, der Romane schreibt, gleicht einem zum Schwindel geneigten Toren, der ohne Balancierstange das hohe Turmseil beschreitet; er wird so sicher den Hals brechen, als es eine Nemesis giebt, die jedes dummdreiste Unterfangen der Selbstüberschätzung früh oder spät züchtigt.



Segelfahrt.

Das Schiff verlässt die grüne Buhne *)
Und hisst sein großes Segel auf,
Sein Kiel furcht eine weiße Rune
Und teilt der trägen Wellen Hauf.

Es schwankt nicht mehr, als eine Fahne
In windstill sommerlicher Luft,
Kein Wölkchen, dass an Stürme mahne,
Rings Tanggeruch und Algenduft.

Nun tritt die rote Ziegelmasse
Des Fischerdorfes schon zurück,
Und wie ich jetzt das Steuer fasse,
Vertrau' ich mich dem Wellenglück,

Der Leuchtturm und das Inselzeichen *),
Ein Dreieck, auf den Kopf gestellt,
Ragt hoch empor aus Wellenreichen,
Indess ein West mein Segel schwellt!

Jetzt legt vors Auge sich der Hügel
Der Düne in gewalt'ger Ruh',
Und eine Windmühl' dreht die Flügel
In gleichem Maße, immerzu.

Doch so, dass hinterm Hügelrande
Der halbe Flügel stets erscheint,
Dass Mövenflüge, fern am Lande,
Das Auge zu erspähen scheint.

Wie Räder von Poseidons Wagen,
Erscheinen, zwischen Berg und Tal,
Delphine, die sich überschlagen,
Schwarzblauen Schimmers, wie der Stahl.

Da hebt sich ab vom Horizonte
Ein Flug Wildenten, schwarz und lang,
Der sich zuvor am Strande sonnte,
Mit ödem, krächzendem Gesang.

Ein Schuss und in die Wellen flattern
Getroffene! Nun Jagd darauf!
Sie sinken, tauchen dort mit mattern
Flugfedern wieder, sterbend, auf.

Es folgt das Boot den schwarzen Spuren,
Die doch im Meer verloren gehn,
Wir, die Verfolger, aber fuhren
Schon weit hinaus, im Windeswehn.

Nun dreht der Wind sich. Wellen rauschen
Mit weißem Gischt hoch über Bord,
Und heißt die Richtung wieder tauschen
Mit jener nach dem stillen Port.

Und wie ein Jagdpferd über Rasen,
Drauf weiße Fliederbüsche blühn,
Springt unser Boot, frisch hingeblasen
Vom Nordwind, über's Wellengrün!

Ein weißes Segel seh' ich wehen!
Ein Tuch ist's in geliebter Hand!
Wir landen, wo die Teuren stehen,
Und unser Häuslein blinkt am Strand!

Norderney. Alfred Friedmann.

*) Buhne. Ins Meer gebauter Wellenbrecher, aus Stein und Faschinenwerk bestehend.

*) Das Inselzeichen Norderneys ▽, das Helgolands △.

„Oceana“ von J. A. Froude.

London, Longmans Green & Co.

Durch die Biographie von Thomas Carlyle hat sich der Name Froude bei uns eingebürgert, wir wissen, dass er nicht nur ein bedeutender Geschichtschreiber ist; sondern auch als Litterarhistoriker einen ehrenwerten Platz einnimmt und so wird ein Buch, dem sein Name vorsteht, jederzeit unsere Aufmerksamkeit erregen. Dennoch bedurfte es einer gewissen Ueberwindung, um dem Inhalte eines Werkes nachzuforschen, das den befremdenden Titel Oceana trägt. Sollte es ein Roman sein? — Oder was sonst? — An eine Reisebeschreibung wird so leicht Niemand denken, und doch ist es eine solche und zwar der eigentümlichsten Art; denn sie gilt einem Besuche der englischen Kolonien, und einer Rundreise um die Welt.

Froude ist ein älterer Mann, steht dem siebzigsten Jahre nahe, er hat in seiner Jugend davon geträumt, die Wissenschaften über Bord zu werfen, die Arbeit der Hand der des Kopfes vorzuziehen, ein Ideal, das gegen die Mitte dieses Jahrhunderts manchen jungen Mann verleitete, die schon betretene Laufbahn zu verlassen und in der Fremde ein Glück zu suchen, das scheinbar die Heimat nicht bot. Damals hat er dieser Versuchung widerstanden und jetzt, am Abend seines Lebens, wird ihm die Gelegenheit zu Teil jene Stätten zu schauen, denen seine Sehnsucht galt. Sein Sohn, der soeben in Oxford promoviert hatte, begleitet ihn.

Dass es eine bloße Vergnügungsreise sei, dürfen wir nicht annehmen. Im Gegenteile! Der Zweck, der den gelehrten, viel belesenen Mann zu einer so eigentümlichen Rundfahrt vermag, schimmert zu deutlich hindurch, als dass er sich nicht jedem Leser verraten sollte Er ist beauftragt die Stimmung der Kolonisten in Bezug auf ihre Anhänglichkeit an das Mutterland zu sondieren, auszuforschen, wie sich eventuell ihre Zusammengehörigkeit herausstellen könne; denn nicht ohne Grund fürchtet Altengland, dass das Beispiel der Vereinigten Staaten, bei irgend einer Provokation, Nachfolge finden könnte, wodurch die Handelsinteressen einen großen Stoß erleiden würden. Von Kolonie zu Kolonie geht daher Froude und erörtert jedesmal eingehend die Verhältnisse.

„Wir Engländer lieben das Meer,“ sagt er. „Nicht nur unsere Geschäfte, sondern auch unser Vergnügen führt uns auf das Wasser. Vier Fünfteil des ganzen Welthandels werden von uns betrieben. Werden wir reich, so ist unser größtes Vergnügen eine Yacht. Eine Seereise ist unsere liebste Erholung.“

Froude teilt augenscheinlich diese Nationaleigenschaft; denn er wählt, nach einer Anzeige in der Times, ein Schiff, den Australasian, von 4000 Tonnen, das 170 Emigranten an Bord hat. Im Staatssalon sind nur neun Reisende. Es ist Anfang Dezember. Geraden Weges geht es nun auf die Linie zu.

Das Stillleben an Bord würzt Lektüre. Froude findet in der Schiffsbibliothek Romane, die ihm nicht zusagen und holt daher seine mitgenommenen Klassiker hervor, seinen Ovid — den er schließlich fortwirft und eine schlecht gewählte Jugendlektüre nennt — seinen Homer, Virgil und Lucian. Ueber den frommen Aeneas, der ein einziges Mal der Tugend untreu wird, belustigt er sich sehr und vergleicht ihn mit Tennysons König Arthur — dem Modell reiner Respektabilität.

Zu Neujahr ist man am Kap der guten Hoffnung, von da sind bis Australien noch 6000 Meilen, man kommt in die südliche Breite, wo Frost eintritt. Augenscheinlich kann weder Hitze noch Kälte unserem Reisenden die Laune verderben, kein Hochgang der Wellen ihn je krank machen. Er beobachtet das Meer, die Sterne und ihre Konstellation, er liest Pindar, spielt Schach und unterhält sich mit seinen Reisegefährten.

Am 18. Januar sind sie in Port Adelaide, wo nur Julisonne brennt. Vor fünfzig Jahren kamen die ersten Ansiedler hier an; jetzt lagen im Hafen Schiffe aller Nationen; am Ufer erhoben sich Reihen stattlicher Häuser, mit Kirchen und großen Gasthäusern untermischt, und fern am Horizont begrenzte eine Berglinie die Ebene mit ihren Reichtümern an Korn und Holz.

Froude ist entzückt von der Stadt, den schönen Straßen, dem botanischen Garten, vor allen Dingen aber von dem reinen Englisch, das seinem Ohre wunderbar wohl tut. Engländer sind unglaublich empfindlich gegen falsche Betonungen, schlechte Ausdrücke, oder näselnde Töne. Was sie am meisten an ihren amerikanischen Brüdern abstößt, ist deren Tonfall. Er widersteht ihnen. Man muss das wissen, um das Lob, das Froude der Sprache der Australier vielfach erteilt, zu verstehen. Sie haben Nichts verlernt, vielleicht zugelernt, sagt er.

Er wird überall mit offenen Armen empfangen, es wird ihm Alles zur Verfügung gestellt, die Munizipalität, der Gouverneur bieten ihm ihre Wohnung an. So ist es hier, so in Melbourne, so in Sidney. Der ungeheure Reichtum des Landes füllt Froude mit Erstaunen; er glaubt sich nach England zurück versetzt, nur nach einem neuen, schöneren.

Er kann es nicht fassen, dass ein einziges Menschenalter hingereicht haben solle, einen solchen Reichtum zu erzeugen. Er staunt auf jedem Schritte. Keine Armut, keine Not! Welcher neue Anblick! Jeder Arbeiter erhält acht Mark täglich. Dabei sind die Lebensbedürfnisse billig, folglich lebt Jeder gut, und diese bessere Nahrung erzeugt eine andere Sorte von Menschen. Das wundervolle Klima begünstigt jede Bodenkultur, jede Frucht, jeder Baum gedeiht hier doppelt. Man braucht nicht zu düngen, die Erde ist so reich, dass sie keines Zuschusses bedarf

Nur größer und schöner wächst hier Alles, als daheim. Er lässt Nichts unbeachtet, die Goldminen und ihren Betrieb, sowie der Landbau erregen seine volle Aufmerksamkeit. Auch der Sternwarte stattet er einen Besuch ab. Mr Ellery, der Astronom, findet viel zu erklären. Was Froude am meisten in Verwunderung setzt, ist eine Kolonie von Spinnen, zum Nutzen der Wissenschaft. Diese Spinnen machen dreidrähtige Fäden, die teilt der Astronom, und zieht sie über sein Glas.

Das Buch bietet eine vortreffliche Unterhaltung, während es zugleich über Menschen und Gegenden berichtet, die uns fremd sind und ganz neue Gesichtspunkte eröffnet.

Wiesbaden. Amely Bölte.



Die Sozialisten.

Roman von Peter Hille. Leipzig. Verlag von Wilh. Friedrich.

Peter Hille sagt auf Seite 213 seines Erstlingswerks: „Es giebt Bücher, welche eine edle Natur einige Male zerlesen haben muss". „Die Sozialisten" sind ein solches Buch. Wir befürchten, dass nur wenige der Mühe des „Zerlesens" sich unterziehen werden. Die meisten Leser, die ihre Langeweile durch eine Liebesgeschichte nach altem Stile zu vertreiben wünschen, werden es bald enttäuscht aus der Hand legen. Schon nach Genuss der ersten Kapitel wird ihnen klar werden, dass diese Frucht nicht zu jenen angenehmen Kompots gehört, die als leicht verdaulich und schlafbringend jedem Weiblein und Männlein zum Nachtisch empfohlen werden können. Wegen Schwindels und Bauchgrimmens werden solche Unvorsichtige den Verfasser als Giftmischer anklagen, der doch deutlich genug sein Buch als „Fliegentod" kennzeichnete. Statt der üblichen drei Kreuze wählte er nur das warnende Motto: „Der Roman sei gesellschaftliche Therapeutik. Allen Herren, welche keine Damen sind, gewidmet." Hilles Roman hat nur den einen Fehler, den bereits jenes bekannte Blaserohr zeigte: Er ist eigentlich kein Roman. Aber trotz des Schattenspiels der Handlung, trotz seines polizeiwidrig kopfbrechenden Baugefüges ist er ein bedeutendes Buch. Gedankenblitze erhellen das Dunkel. Eine Fülle der geistreichsten Aphorismen durchbricht das lose Fadennetz der Erzählung. Hille schreibt nicht nur eigenartig, — ein Kapitel besteht z. B. nur aus folgender Frage: „Das Mittelalter vorbei? Nicht dass ich wüsste. Was sind Streiks anders als Fehden?" — sondern vergleicht, betrachtet, denkt auch originell.

Nur wenige Proben: „In der Stimme am meisten liegt die Aristokratie. Der Kanonenschall ist ein brüllender Schrei nach Erlösung. Der Krieg tätowiert die Völker für den Frieden. Freiheit ist eine Summe mikroskopischer Unfreiheiten. Um den Irrtum herum sitzt die beste Wahrheit. Nationalitäten verfeinert geben Menschheit. Begeisterung ist eine aufs Sittliche gerichtete Leidenschaft. Laster ist ein gereiztes Vergnügen entlaufen und wieder eingebracht. Gläubig sein, heißt Toleranz üben. Das Klima ist das Temperament der Erde. Gemeinheit macht nahe und Geist macht fremd. Antisemitenbewegung ein übertriebenes Deutsch schreien, das an einen Stier, der Rot gesehen und an einen revanchedurstigen Franzosen mahnt. Wer Geist hat hütet Hasen; das Reich des Geistes ist ohne Ende." Seine interessanten Betrachtungen führen zu dem Ergebnis: „Die Sozialdemokratie entwickelt nicht weiter, deshalb darf man auf sie als den Zustand, in welchem man die schönsten menschlichen Kräfte entfaltet, nicht rechnen. Die ästhetisch, harmonisch, human angelegten Naturen werden erst im sozialen Staat ihre recht eigentliche Marterbank finden." Peter Hille verzapft hier kein Fassbier, das die gedankenlose Menge literweise trinkt, sondern eine seltene edle Weinsorte, deren feine Blume der Kenner mit Andacht und Entzücken im Kelchglase genießt. Aus dem Fleischextrakt seines Buches könnte eine große Anzahl geistig armer Dichter für ihre kraftlosen Musenkindlein Bouillon kochen. Wir stimmen seufzend in seinen Ruf ein: „Sozialisten . . . . ja wären wir Sozialisten des Schönen und Guten!!!"

Breslau. Th. Nöthig.



Der serbische Freund Leopold von Rankes.

Mit Originalbriefen von Goethe, Jac Grimm, der Talvj und S. Vater.

Von Dr. Heinrich Penn.

(Fortsetzung.)

Jakob Grimm und Schlegel waren mit den deutschen Diplomaten 1815 nach Wien zum Kongress gekommen, und wurden dort mit Kopitar und Vuk bekannt. Eben in demselben Jahre hatte der Letztere zwei Bände serbischer Volkslieder herausgegeben („Mala prostonarodna pjesmarica"), und die beiden deutschen Gelehrten waren des Lobes voll über den tiefpoetischen Gehalt, sowie die wohllautende Sprache der Lieder. Sie beschworen Vuk, nach Serbien zu gehen und dort Alles zu sammeln was sich an Liedern in Schrift und Tradition noch vorfinden sollte, ein Rat, den unser Karadžić gerne befolgte, und als Ergebnis jener Forscherreise erschienen 1823—1824 in Leipzig drei Bände serbischer Volkslieder.

Durch die vorgenannten deutschen Gelehrten war auch Goethe mit Vuk bekannt geworden und interessierte sich lebhaft für die serbischen Volkslieder,

die ihm Vuk nach seiner Sammlung zusandte. Wir veröffentlichen einen hierauf bezüglichen Brief Goethes an Karadžić, als dieser sich gerade in Halle befand:

Euer Wohlgeboren!

Haben mir durch die Uebersendung einer wörtlichen Uebersetzung vorzüglich schöner serbischer Lieder sehr viel Freude gegeben, sodann aber solche durch Gramatik und Lexikon verdoppelt und verdreyfacht. Ihre bedeutende Sprache hat hiedurch sich auch bey uns den Weg gebahnt und unsern Forschern die Pflicht auferlegt, sich emsig damit zu beschäftigen. Verzeihen Sie aber, wenn ich Sie abermals um eine Gefälligkeit ersuche, um eine gleichfalls wörtliche Uebersetzung der hie beikommenden serbischen Lieder, besonders des letzten, worin sich ein artiges Ereigniss hervorthut.*) Leben Sie recht wohl und bleiben meiner Theilnahme gewiss

ergebenst
J. W. Göthe.

Weimar den 20. December 1823.
An Herrn
Vuk. Steph. Karadschitsch
Wohlgeboren
nach
Halle.
Adr. Herrn Prof. Vater Wohlgeb.

Goethes Interesse an Vuk und den von ihm veröffentlichten Volksliedern der Serben war ein so lebendiges, dass er seine Freundin, die unter dem Namen Talvj litterarisch bekannte Schriftstellerin, aufforderte, diese Lieder ins Deutsche zu übersetzen. Die Dame, deren eigentlicher voller Name Therese Albertine Louise von Jakobs lautete, und die sich aus den Anfangsbuchstaben dieser Worte T. A. L. V. J. ihren Dichternamen bildete, war nämlich früher mit ihrem Vater nach Russland gegangen, und hatte sich dort die slavischen Dialekte zu eigen gemacht. Sie trat auch sofort, dem Wunsche Goethes entsprechend, mit Vuk, damals in Halle, in Verbindung. Derselbe lehrte sie Serbisch und schon 1825—1826 gab sie in Halle die „Volkslieder der Serben" heraus welche sie Goethe zueignete; die Uebersetzung ist sehr verdienstvoll, nur fand sie Jakob Grimm zu wenig kräftig, zu frauenhaft. Wir lassen hier einen, auf eben die Uebersetzung der Talvj bezüglichen Brief Vaters folgen.

Severin Vater war einer der besten Freunde Vuks, in stetem Verkehr mit demselben; denn auch er beschäftigte sich eingehend mit der serbischen Litteratur. Wir haben von ihm eine „Abhandlung über serbische Heldenlieder im Vergleich mit Homer und Ossian", sowie eine Prosa-Uebersetzung des alten Heldenliedes: „Die Hochzeit des Maksin Črnojević."

Der Brief lautet:

Mein theurer Freund!

Die erste Gelegenheit benütze ich, um Ihnen freundliche Worte und die besten Wünsche für Sie und Ihre liebe Familie zu schreiben. Mit meiner Frau und zwei Kindern habe ich eine schöne Reise ins Finster Bad und am Rhein gemacht, wovon ich eben zurückkehre; ich hoffe die beste Stärkung für mich und meine gute Frau, die sich sammt den Kindern bestens empfiehlt. Im July war ich in Kassel, wo der gute Grimm wenigstens nach dem ersten Anblick der Uebersetzung Ihrer Lieder noch nicht ganz zufrieden war, sondern selbe nicht für kräftig genug hielt, so dass man das Frauenzimmer erkenne.

Wir haben dort auch über Sie, und versteht sich das Freundschaftlichste gesprochen.

Gehe es Ihnen doch recht wohl! und kröne Ihre schöne Thätigkeit der beste Erfolg.

Ich suche von nun an meine Gesundheit zu schonen, werde aber über der Theologie dem Sprachstudium nicht untren. Ich biete Ihnen die Hand, achtungsvoll

der Ihrige
18. Sept. 25. Vater.
Herrn Doktor Vuk Stephanowitsch.

*) Das von Goethe hier angezogene serbische Lied ist jenes von Goethe selbst deutsch bearbeitete, von den weißen Zelten des Türkenheeres, die weißen Schwänen auf grüner Aue gleichen.

Im Jahre 1818 veröffentlichte Vuk das erste serbische Wörterbuch („Srbski rječnik"), deutsch und lateinisch ausgelegt. Es enthielt gleich in seiner ersten Auflage 20,000 Wörter, wie sie im Munde des Volkes leben. 1824 übersetzte Vuk das neue Testament („Ogledi srbskoga prevoda novoga zavjeta") und erschien dasselbe mit einem Vorworte von Vater.

In das Jahr 1824 fällt: „Vuks Stephanowitsch kleine serbische Grammatik verdeutscht und mit einer Vorrede von Jakob Grimm. Nebst Bemerkungen über die neueste Auffassung alter Heldenlieder aus dem Munde des serbischen Volkes und der Uebersicht der merkwürdigsten jener Lieder von Johann Severin Vater. Leipzig und Berlin bei Raimer. 1824." —

Von 1826—1834 redigirte Vuk den Almanach „Danica", 1826 schrieb er eine Biographie des russischen Generallieutenants Georg Emanuel und 1828 eine Charakteristik des Fürsten Miloš Obrenović. 1836 gab Vuk die serbischen Volkssprüchwörter heraus, welche später vervielfältigt weitere Auflagen erlebten. Er sandte die Sammlung an Jakob Grimm, mit dem er überhaupt im regsten Verkehre stand und der sich große Verdienste um die Bestrebungen und die Würdigung des serbischen Schriftstellers erwarb. Wir bringen bei dieser Gelegenheit das Antwortschreiben Grimms an Vuk:

Mein theuerer freund!

Den herzlichsten dank für Ihre treffliche sprichwörtersammlung und den lieben brief der sie begleitete, empfangen Sie so spät, und mit so wenigen kargen worten ausgesprochen! Ich gedachte Ihnen längst und genauer zu schreiben, komme aber nicht dazu. Ihren fruchtbaren fleiß und Ihr großes verdienst um Ihr vaterland erkenne und fühle ich lebhafter als einer. Den wahren lohn dafür tragen Sie in der seele, und das vorgefühl haben Sie, dass die nachkommen den werth Ihrer arbeiten gerechter schätzen werden.

Welche andere bücher und aufklärungen aus dem reichen schatze Ihrer sammlungen werden folgen? Fordert das wörterbuch nicht bald eine neue vermehrte auflage? Die nachrichten Ihres schreibens über thierfabel auch die stellen in der einleitung zu den sprichwörtern, die sich darauf beziehen waren mir sehr willkommen und ich weiß alles das gut zu brauchen, lassen Sie mich doch gelegentlich den Grund wissen, warum die grille popak heißt? freilich wohl, weil sie singt, aber giebt es nichts ausführlicheres darüber? Auch wird es Ihnen, wenn irgendeinem, noch gelingen, einzelne stücke der serbischen mythologie aufzuspüren, z. B. über gestirne, mondflecken und dgl.

Ich wünsche, dass es Ihnen so gehe, wie Sie es verdienen. Mit wahrer hochachtung und anhänglichkeit der Ihrige

Jac. Grimm.
i. merz 1837.

Auch für das unsrer bibliothek gesandte exemplar danke ich ausdrücklich.

1837 veröffentlichte Vuk ein ethnographisches Werk „Montenegro und die Montenegriner" in deutscher Sprache. Natürlich nennen wir jene vielen Aufsätze und polemischen Artikel nicht, die Vuk zur Abwehr in dem genannten Buchstabenkriege schrieb. Die Volkslieder hatten mittlerweile die dritte Auflage erlebt, und wurden in späteren Jahren um einen vierten Band vermehrt. 1847 erschien die serbische Uebersetzung des Neuen Testamentes („Novi zavjet"), — 1849 das „Schatzkästlein" („Kovčezić"), Sitten und Gebräuche der Bevölkerung Serbiens nach allen drei Religionen: der römisch-katholischen, griechischen und mohamedanischen beleuchtend, — 1853 die serbischen Sagen und Märchen („Srbske narodne pripovijetke") — 1860 Fragmente der serboslavischen Sprache („Primjeri Srbsko-slavenskoga jezika"), — ebenfalls 1860 die Geschichte des serbischen Senates („Pravitelstvujusti savjet serbsky").

Diese drei Publikationen waren die letzten größeren Arbeiten Vuks, aber wie rastlos derselbe bis zu seinem Ende geschaffen, geht aus dem Umstande hervor, dass man nach seinem am 29. Januar 1864 erfolgten Tode in seinem Nachlasse die Vorarbeiten zu einer umfassenden Geschichte Serbiens, Biographien der vorzüglichsten Zeitgenossen, eine Sammlung serbischer Volksrätsel und eine ziemlich große Anzahl noch ungedruckter Volkslieder fand.

In Vuk erleben wir das merkwürdige Beispiel, wie ein Mann, der trotz seines Wissensdranges in seiner Jugend der Schule gänzlich entbehren musste, immer wieder durch Verhältnisse einer systematischen Schulbildung entzogen, also ein reiner Autodidakt, trotzdem durch eisernen Fleiß, unermüdliches Selbststudium und natürlich angeborenes Genie, epochemachend für die Kultur seiner Nation wurde, ihr die Litteratursprache gab, was die ihn bekämpfenden Reaktionäre mit aller Gelehrsamkeit nicht vermochten. Was für mächtigen Einfluss Vuk auf die Südslaven ausgeübt, geht aus dem Umstande hervor, dass auch die Kroaten in der Neuzeit die Schriftsprache der Serben nach den Reformen Vuks zu der ihren gemacht haben.

Der Ruhm des Mannes ging weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus, und die ersten Fürsten Europas zeichneten ihn aus.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen berief ihn an die Universität zu Berlin, welchem Ruf jedoch Vuk in Folge seiner Kränklichkeit nicht nachkommen konnte. Hierauf verlieh ihm der edle Monarch den Rothen Adlerorden. Den darauf bezüglichen Brief Jakob Grimms veröffentlichen wir hier, weil er Zeugnis von dem edlen Wetteifer giebt, mit welchem sich zwei der größten Geister Deutschlands beeilten, dem slavischen Schriftsteller sich nützlich und fördernd zu zeigen. Der Brief lautet:

Verehrter freund!

Sie werden sich wundern, erst jetzt den erfolg Ihrer sendung und Ihres schreibens an den könig zu vernehmen. Die russischen gäste nahmen alle aufmerksamkeit in anspruch, endlich sind sie wieder abgereist.

Humboldt war so gütig Ihren brief und das wörterbuch dem könig selbst zu überreichen.

Humboldt meldet mir soeben, das S. M. Ihnen den rothen adlerorden dritter classe ertheilt hat. Sie werden die insignien durch unseren dortigen gesandten emptangen.

Diese öffentliche anerkennung Ihres großen verdienstes freut mich sehr. Vom deutschen wörterbuch ist lieferung 2 heraus und soll Ihnen nächstens zugehen. Diese zeilen in eile und in glühender hitze

Ihr

17. Juli 1852. Jac. Grimm.

(Schluss folgt.)



Litterarische Neuigkeiten.

„Bibliothek älterer Schriftwerke der Deutschen Schweiz", herausgegeben von Jacob Baechtold und Ferd. Vetter (Frauenfeld, J. Huber). Es sind von diesem hochinteressanten Werke bis jetzt sechs Bände erschienen; Band I enthält „die Streklinger Chronik", Band II „Niklaus Manuel", Band III „Albrecht von Hallers Gedichte" Band IV und V „Schweizer Volkslieder" und Band VI „Die Schweizer Minnesänger". Für jeden Litteraten und Bibliotheken ein sehr dienbares Buch.

„Das Prinzip des Schönen", Prolegomena zur Ästhetik von Martinus Schweisthal (Prag, H. Dominicus). In vorliegender Arbeit hat der Verfasser danach getrachtet so einfach als möglich das zu sagen, was man beim Genießen ästhetisch bedeutender Dinge denkt und empfindet, der Verfasser hat ganz recht, wenn er sagt, dass Klarheit und Uebersichtlichkeit ein Attribut sowohl des Schönen als auch des Wahren sei.

Von dem von der Langenscheidtschen Verlagshandlung in Berlin herausgegebenen „Notwörterbuch der englischen und deutschen Sprache für Reise, Lektüre und Conversation" liegt uns der 4. Teil vor, „Land und Leute in Amerika", zusammengestellt von Carl Naubert. Das Werkchen ist speziell ein höchst praktisches Büchlein für jeden nach Amerika gehenden Fremden, und bietet in lexikalischer Norm das, was man sich sonst nur nach längerem Aufenthalt im Lande mühsam aneignen muss. Der Leser derselben hat gewissermaßen schon bei seiner Ankunft in Amerika einen gewissen Ueberblick über die amerikanischen Verhältnisse, und kann sich so leicht über Land und Leute ein selbständiges Urtheil bilden und ist nicht was jedem Unbekannten stets lästig erst auf fremde Leute angewiesen.

„Mit der Tonsur", geistliche Novellen von Emil Marriot (Berlin, F. & P. Lehmann). Unter dem Titel: „Mit der Tonsur" giebt Emil Marriot (Pseudonym für Emilie Mataja) eine Reihe von geistlichen Novellen heraus, über die man nicht so leicht hinweggehen kann. Die Handlungen spielen in Priesterkreisen und dreht sich das Ganze um das Cölibat. Die Verfasserin macht durchaus nicht einen Angriff auf diese kirchliche Institution, auf die katholische Kirche und ihre Diener. Emil Marriot zieht nur mit unerschütterlichen, einer Vertreterin des zarten Geschlechts kaum zuzutrauenden Energie gegen jeden Berufszwang und zieht die fürchterlichen Consequenzen daraus, die ein solcher zu Folge haben kann und naturgemäss, könnte man fast sagen, oft genug auch in der Tat hat.

„Johanna Sebus." Gedicht von Wolfg. v. Goethe, für weibliche Stimmen (Soli und Chor) mit Klavierbegleitung komponiert von H. Kipper. Op. 95. — Verlag von L. Schwann in Düsseldorf. — Für die Feierlichkeit in höhern Töchterschulen, Pensionaten etc. fehlt es an passenden größeren Gesangstücken, die nach jeder Richtung hin den jugendlichen Sängerinnen gebührend Rechnung tragen. Dies weiß jeder Gesanglehrer und wird daher die obige Komposition, welche wir als einen bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete des höheren Schulgesanges betrachten, freudig begrüßen.

„König Ludwig II., Bayerns Stolz und Bayerns Schmerz", ein Lebensbild, dem bayrischen Volk und allen Verehrern des Königs dargestellt und erzählt von Ludwig Rudolf Schauferl (Kaiserslautern, Aug. Gottholds Verlagsbuchhandlung). Das vorliegende Werkchen aus der Feder eines kundigen Mannes, der lange Jahre in nahen Beziehungen zu dem königlichen Hofe stand, wird wie alle über diese große Tragödie geschriebenen Werke sein Publikum finden.

„Heimwärts." Lieder und Gesänge von Friedrich Blaul, Verfasser von „Träume und Schäume am Rhein", „Novellenkranz" etc. Mit dem Bildnisse des Verfassers. (Kaiserslautern, Aug. Gottholds Verlagsbuchhandlung). Das elegant ausgestattete Werk hat vermöge seines gediegenen Inhalts unbedingt Ansprüche auf Beachtung zu machen.

Im Verlage von Phil. Reclam jun. in Leipzig erscheint soeben eine zweite, revidierte und verbesserte Auflage von Jón Th. Tharoddsens Erzählung „Jüngling und Mädchen." Aus dem Neuisländischen von J. C. Poestion.

„Aus dem Natur- und Volksleben des tropischen Amerika"; für Gebildete jeden Standes von Dr. Franz Engel. Neue Ausgabe. (Jena, Fr. Maukes Verlag.) Das uns hier vorliegende Werk umfasst eine Reihe von Vorträgen und Aufsätzen, die größten Teils bereits in verschiedenen Zeitschriften der Erd-, Völker- und Naturkunde erschienen. Der Verfasser giebt hier eine vollständige Umarbeitung und systematische Zusammenstellung derselben und macht sie so dem großen Publikum zugänglich.

Nr. 2 des „Hausbuch", herausgegeben von Hermann Kiehne, enthält lyrische Beiträge von Avenarius, Telmann, Bleibtreu, Seidl, Zettel u. A. und stimmungsvolle novellistische Beiträge von Kiehne, Stanislas, sowie eine Reihe Kritiken.

Nr. 1 des Wiener Unterhaltungsblattes „An der schönen blauen Donau", herausgegeben von Dr. F. Mamroth, ist überaus reichhaltig. Geschmückt mit dem Bilde der Erzherzogin Marie Josefa, enthält das Blatt novellistische Beiträge von Mamroth, Deviloff, Agathe Barsescu, Rich. Robert, E. Rossi, ein Lustspiel von A. Günther (Herzog von Oldenburg), sowie Lyrik von Martin Greif, Max Kelbek, Forwey, Grieben, Eichrodt, Ada Christen, Bleibtreu, L. Pohl.

„Blicke auf den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie in Deutschland und Frankreich" von J. J. Borelius, Professor an der Universität Lund in Schweden, ist kürzlich in einer autorisierten vortrefflichen Uebersetzung von Emil Jonas in der Fischerschen medizinischen Buchhandlung in Berlin herausgegeben worden. Von demselben Verfasser liegt uns gleichzeitig eine gute Uebersetzung des schwedischen Schauspieles „Madeleine Bunge" von Oscar Wijkander vor; ferner ein Lustspiel in vier Aufzügen „Frommer Wunsch", das Jonas mit Benutzung eines älteren Stoffes zu einem bühnenfähigen Stück aufgebaut hat.

„Ne' boschi incantati" betitelt sich ein von P. Petrocchi bei Gebrüder Treves in Milano ediertes Märchenbuch, das von des Verfassers reger Phantasie und Gestaltungsgabe das beste Zeugnis ablegt. Wir wünschen dem Werke viele kleine Freunde und wird sicherlich auch ein Erwachsener bei der Lektüre desselben eine angenehme Zerstreuung finden. („Ne' boschi incantati", novelle per Ragazzi di P. Petrocchi, illustrate da Ettore Ximenes e Gennaro Amato. Milano, Fratelli Treves.)

„Hamburger Novellen" von Ilse Frapan. (Hamburg, Otto Meißner.) Den Inhalt bilden sieben kleinere Novellen, die Jeden über die Langeweile hinwegsetzen werden.

„Blätter im Winde." Neuere Gedichte von Robert Hamerling. (Hamburg, J. F. Richter.) Dieses neue Werk des beliebten Dichters bekundet wiederum zur Genüge das große Talent desselben. Wir halten es für unnötig, eine längere Lobrede darüber zu halten, der Name spricht für sich selbst.

„Conventional Cant" its results and remedy betitelt sich ein neues Werk von Sidney Whitmann, welches in London bei Paul Kegan, French & Co. (1 Paternoster square) erschienen ist.

Band 2427/28 der „Collection of british authors" (Tauchnitz Edition) enthält eine Novelle von Rhoda Broughton betitelt „Doctor Cupid", Band 2429/30 bringt eine Erzählung von dem bekannten Verfasser M. E. Braddon „One thing Needful".

„Brockhaus Konversations-Lexikon" liegt in der mit Abbildungen und Karten reich illustrierten dreizehnten Auflage nahezu vollendet vor, denn der Abschluss des letzten Bandes, von dem schon mehrere Hefte erschienen, ist in wenigen Wochen zu erwarten. Der vor kurzem ausgegebene fünfzehnte Band enthält gegen den entsprechenden Band in der vorigen Auflage wieder eine mehr als dreifach vermehrte Zahl von Artikeln: 6190 gegen 1956. Er schließt mit dem biographischen Artikel über General Uhrich, den Verteidiger von Straßburg und merkwürdigerweise sollte der Bogen gerade in die Presse gehen, als die Nachricht von Uhrichs am 9. Oktober erfolgten Tode eintraf. Von andern durch Neuheit des verarbeiteten Stoffs oder aktuelles Interesse hervorragenden Artikeln seien genannt: Spanische Litteratur und Kunst, Sparkassen, Sprachwissenschaft, Steuern, Strike, Sudau, Tabaksbesteuerung, Telephon, Tonking, Torpedo, Trambahnen, Troja, Tuberkulose, Türkische Litteratur. Wie immer kommen die realen und die idealen Gebiete gleichmässig zu ihrem Recht. In den Text sind 45 Holzschnitte eingedruckt. Die 19 separaten Tafeln und Karten bringen Darstellungen aus der Naturgeschichte, der gewerblichen Technik, dem Marinewesen, eine farbige Veranschaulichung der Spektralanalyse, Karten von Spanien und Portugal, Südamerika, der Südsee und dem nördlichen Sternhimmel. Von besonderm Interesse sind dabei die Bildertafeln Telegraph und Telephon, Tiefseeforschung, Torpedos und Seeminen sowie die überraschend naturgetreu und künstlerisch ausgeführten Tafeln der Vögel (Spechte, Stelzvögel, Strausse Tauben).

Die beste und billigste Volksbibliothek, welche unter dem Titel: „Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes 25-Pfennig-Ausgabe" im Verlage von Otto Hendel in Halle a. S. erscheint, nimmt erfreulicher Weise einen raschen Fortgang. Neuerdings gelangten zur Ausgabe: Nr. 53. Körner, Leier und Schwert. — Nr. 54—56. Hauff, Märchen. — Nr. 57. Goethe, Torquato Tasso. — Nr. 78. Tegnér, Frithjofssage, übers. von Mohnike. — Nr. 59. 60. Brand, Londoner Streifzüge. Sämtliche Bändchen sind mit biographischen und bibliographischen Einleitungen versehen und mit dem Porträt der Dichter geziert.

„Die Weltstellung Englands militärisch-politisch beleuchtet namentlich mit Bezug auf Russland" von Otto Wachs. Mit 7 Karten (Kassel, Theodor Fischer).

„Der Weltverkehr, Telegraphie und Post. Eisenbahnen und Schiffahrt in ihrer Entwickelung dargestellt" von Dr. Michael Geistbeck. Mit 123 Abbildungen und 33 Karten. Ein Gegenstand, der ohne Zweifel das Interesse der weitesten Kreise beanspruchen darf, sind die modernen Verkehrmittel. Gleichwohl hat es bis jetzt an einem Werke gefehlt, das in nicht allzu großem Umfange und in gemeinverständlicher Darstellung dieselben in ihrer Gesammtheit und nach dem neuesten Stand ihrer Entwickelung behandelt. Diesem Mangel hat der Verfasser durch vorliegendes Werk abgeholfen, welches vor allem eine äußerst geeignete Stoffauswahl und eine leicht übersichtliche Gliederung und Gruppierung des Ganzen aufzuweisen hat. Wir sind überzeugt, dass das Buch sowohl in Schule und Haus, wie in Bureau und Komptoir eine günstige Aufnahme finden wird.

„Er und sie", „Marit Skjölte", zwei norwegische Dorfgeschichten von Kristofer Janson, Deutsch von P. J. Willatzen (Bremen, M. Heinsius). Die beiden Dorfgeschichten, welche hiermit der deutschen Lesewelt dargeboten werden, dürften geeignet sein, für den uns neuen Dichter ein lebhaftes Interesse zu erwecken, da jede von ihnen eigentümliche Schönheiten enthält und der Verfasser in ihnen zwei ganz verschiedenartige Probleme mit Sicherheit löst. Die Feinheit und Lebenswahrheit der Charakterschilderungen wird ohne Zweifel gewürdigt werden und dem Verfasser den Beifall der deutschen Lesewelt erregen.

„Dichterbilder und Dichterstunden" aus der neueren und neusten Litteratur von Dr. Franz Alfred Muth. — Frankfurt a. M., Fössers Nachfolger.

„Heriman der Westfale", eine epische Dichtung von Jul. Thikötter (Bremen, M. Heinsius). Die Dichtung, bestehend aus zwölf nachstehenden Gesängen, I. Heriman und Ludger, II. Weihnachtsfeier im Kloster Werden, III. Heriman und Widukind, IV. Im Land der Bajuvaren (Tassilo), V. Gisela, VI. Der Ueberfall, VII. In Hispanien, VIII. Scheiden, IX. Bei den Avaren, X. Vor dem Gericht des Kaisers, XI. Des Helden Bekehrung und XII. Gesang, Tauffeier im Kloster Werden — ist sehr beachtenswert.

„Die Herren von Lindenberg." Roman von M. Gerhardt. „Der Verschollene", „Frau Susanne", zwei Novellen von M. Gerhardt. M. Gerhardt, dessen zuerst im „Daheim" erschienenen Romane „Geächtet" (2. Auflage) und „Weltverbesserer" in weiten Kreisen Aufsehen erregten und dessen letzte Arbeit „Vor Tagesanbruch" gleichfalls eine sehr warme Aufnahme fand, bietet hier abermals einen größeren fesselnden Roman und tritt gleichzeitig zum ersten Male mit zwei reifen Novellen-Dichtungen größeren Umfangs vor seine Freunde und Verehrer. — Der Roman sowohl, wie die Novellen behandeln mit seltener Meisterschaft tiefe sittliche Probleme und ergreifende seelische Konflikte. Die auf bekanntem vaterländischen Boden sich abspielenden Erzählungen bekunden eine große Meisterschaft in Behandlung des Stoffes, und Menschen wie Zustände sind in denselben mit lebensvoller, realistischer Treue geschildert. (Braunschweig, Friedrich Wagner Verlag.)

E. Marshall, ausgewählte Erzählungen VI. „Geduldig in Hoffnung." (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) Eine der besten, spannendsten Familiengeschichten der berühmten Verfasserin, mitten aus dem Leben, ein Bild der Zeit, des Wechsels von Reichtum und Armut und voll von feinen Zügen des Seelenlebens und der Ausblicke zu den ewigen Zielen.

J. A. Friis, Ausgewählte Erzählungen. „Lajla" oder „Von Finnmarken." Nordische Schilderungen. Aus dem Norwegischen von Th. Traub. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) Eine Erzählung, so einfach ergreifend wie ein Volkslied, zugleich ein meisterhaftes Charakterbild der Finnen und Lappen, der Rentiernomaden des hohen Nordens.

Von der im Verlage von Bernhard Tauchnitz in Leipzig erscheinenden weitverbreiteten „Collection of brithish authors" (Tauchnitz edition) liegt nun der 2432 Band vor, welcher eine Novelle „By roman's wit" von Mrs. Alexander, Verfasser von „A second life" etc. zum Inhalte hat.

Erschienene Neuigkeiten.

„Der schwäbische Dichterbund." Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Gustav Schwab, Karl Mayer, Eduard Mörike, Gustav Pfizer. Studien von Ambros Mayr. — Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung.

„Von der Kunst des ästhetischen Genießens" von Maurus Hoffmann. — Mährisch-Ostrau, Franz Wattolik.

„Sprachwissenschaftliche Kombinatorik." Ein Vorschlag Volapük vokalreicher und dennoch etwas kürzer darzustellen von Prof. Juray Bauer. — Zagreb in Kroatien, Verlag der Universitätsbuchhandlung Albrecht und Fiedler.

„Rationalismens tidsalder sidste halvdel af 18 århendrede, en literaerhistorick fremstilling af R. Rönning. — Kopenhagen, Karl Schonbergs Verlag.

„Teocrito idilli tradotti" da Giacomo Zanella. — Citta di Castello, S. Lapi tipografo editore.

„Erklärung der Tier-Namen" aus allen Sprachgebieten von August von Edlingen. — Landshut, Ph. Krüllsche Universitäts-Buchhandlung.

„Die Maxime Laissez faire et laissez passer, ihr Ursprung, ihr Werden." Ein Beitrag zur Geschichte der Freiheitslehre von Dr. August Oncken. — Bern, K. J. Wycz.

„Pietro Aretino." Charakterlustspiel in drei Akten von Ludwig Wolff-Kassel. — Karl, Gustav Klaunig.

„Erläuterungen ausgewählter Werke Goethes für die obersten Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht" von Paul Klaucke. Erstes Heft: „Götz von Berlichingen." Zweites Heft: „Egmont." — Berlin, W. Weber.

„Zur Erklärung deutscher Dramen" in den oberen Klassen höherer Lehranstalten von Paul Klancke. — Berlin, W Weber.

„Das Rolandslied des Pfaffen Konrad." Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des XII. Jahrhunderts (gekrönte Preisschrift) von Dr. Wolfgang Golther. — München, Christian Kaiser.

„Bekenntnisse. Was sollen wir tun?" Von Graf Leo Tolstoi. Aus dem russischen Manuskript übersetzt von H. Samson-Himmelstjerna. — Leipzig, Duncker & Humblot.

„Das altindische Tieropfer", mit Benutzung handschriftlicher Quellen bearbeitet von Dr. Julius Schwab. — Erlangen, Andreas Deichert.

„Schlaglichter zur Volksbildung" (Lieferung 1 2) von Eduard Sack. — Nürnberg, Wörlein & Komp

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

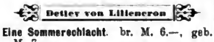
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig:

Gerhard von Amyntor

Vom Buchstaben zum Geiste. Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. broch. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Frauenlob. Ein Mainzer Kulturbild aus dem 13. und 14. Jahrhundert. 2 Bde. broch. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Caritas, Erzählungen für die christliche Familie. br. M. 5.—, geb. M. 6.—.



Eine Sommerschlacht. br. M. 6.—, geb. M. 7.—

Adjudantenritte und andere Gedichte. br. M. 2.—, geb. M. 3.—

Knut der Herr. Drama in fünf Acten. broch. M. 2.—

Der Trifels und Palermo. Trauerspiel in 4 Acten. broch. M. 2.—

Arbeit adelt. Genrebild in 2 Acten. broch. M. 10.



Seelenräthsel. Roman aus der Gegenwart. broch. M. 6.—, geb. M. 7.—

Paris der Mime. Realistisch-historischer Roman aus der Zeit Domitians. broch. M. 6.—, geb. M. 7.—

Das Schatzhaus des Königs. Ein Roman aus dem alten Aegypten. 3 Bde. broch. M. 10.—, geb. M. 11.—

Octavia. Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. br. M. 6.—, geb. M. 7.—

Gedichte. br. M. 2.—, geb. M. 13.—

Die hellenischen Taufnamen der Gegenwart soweit dieselben antiken Ursprungs sind nach Gebrauch und Bedeutung zusammengestellt von *Prof. Aug. Boltz.* broch. M. 1.50

Die academische Carrière der Gegenwart. broch. M. 1.—

Ueber unser Gymnasialwesen von *Ernst Christaller.* broch. M. 1.—

Ringkämpfe. Kleine Essays von *Ernst Eckstein.* broch. M. 3.—, geb. M. 4.—

Geschichte des semitischen Alterthums von *Victor Floigl.* broch. M. 3.50

Die Chronologie der Bibel des Manetho und Beros von *Victor Floigl.* br. M. 8.—

Die jüdische Stammverschiedenheit ihr Einfluss auf die innere und äussere Entwicklung des Judenthums von *Heinrich Mosler.* broch. M. 3.—

Zeitglossen. Essays, Plaudereien, Satiren von *Emil Peschkau.* broch. M. 3.—

Die Aussprache des Griechischen von *A. R. Rangabé.* broch. M. 2.—

Die Religion Alt-Israels nach den in der Bibel enthaltenen Grundzügen dargestellt von *Israel Sack.* broch. M. 3.—

Die Religion der Moral von *Will. Mack. Salter.* Herausgegeben von *G. v. Gizycki.* br. M. 3.—

Ueber den Ursprung der Sprache von *O. S. Seemann.* broch. M. 0.50

Germanische Göttersagen. Mythologische Gedichte gesammelt und zusammengestellt von *Georg von Schulpe* mit einer Einleitung von *Felix Dahn.* brochirt M. 2.—

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig:

Geschichte der altgriechischen Litteratur von ihren ersten Anfängen bis auf die Zeit der Ptolemäer von *Ferdinand Bender.* broch. M. 12.—, geb. M. 13.50

Das Zeitungswesen sonst und jetzt von *Detlev von Biedermann.* broch. M. 2.—

Die Harfe von Discatherine. Bekenntnisse eines Dichterphilosophen von *Alexander Jung.* 2 Bde. br. M. 10.—

Wieland und Reinhold. Originalmittheilungen als Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens von *Robert Keil.* broch. M. 6.—

Bibliographie der ungarischen nationalen und internationalen Litteratur von *K. M. Kertbeny.* broch. M. 10.—

Lafontaine, sein Leben und seine Fabeln von *Wilhelm Kulpe.* broch. M. 3.60

Schiller und die Schillerstiftung von *M. Lazarus.* broch. M. 1.—

Thomas Carlyle. Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken von *Eugen Oswald.* broch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Aus Hellas, Rom und Thule. Kultur- und Litteraturbilder von *Jos. Cal. Poestion.* broch M. 2.—, geb. M. 3.—

Johann Jakob Wilhelm Heinse. Sein Leben und seine Werke von *Johann Schober.* br. M. 5.—

Geschichte der russischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1886) von *Alexander von Reinholdt.* Preis broch. M. 3.50, eleg. geb. M. 15.—

Kunst-Neuigkeit

für

Salonausstattung.

Fenstervorsätze in echter **Handglasmalerei** (keine Imitation) Bleiverglasung und Medaillonskartouchen mit Glasgemälden. Besonders werden die **Meisterwerke der Gemäldegalerien** in Glas wiedergegeben nach jeder Bildvorlage, und zwar mit einer Vollkommenheit, dass man in der gläsernen Doublette unter der Loupe jeden Pinselstrich des Originalgemäldes wiederfindet.

Wir lieferten für Seine **Majestät Kaiser Wilhelm** u. A., die Verglasung aller Räume in der Burg Hohenzollern, für S. Kgl. Hoheit den Prinz-Regenten Albrecht von Braunschweig, für I. Kgl. Hoheit die Grossherzogin von Baden, für S. Kgl. Hoheit den Kronprinz von Schweden und für viele andere fürstliche Personen und Herrschaften Glasmalereien. Mehr als 2000 Bauten wurden von uns mit Glasgemälden ausgestattet.

Preismedaillen auf allen beschickten Weltausstellungen. Saloufenster mit Bildmedaillons alter und neuer Schule in unbegrenzter Auswahl, — für Speisesäle z. B. wie beifolgende Skizze zeigt, — bilden, vermöge des Lichtglanzes der Schmelzfarben, den schönsten Schmuck eines Zimmers, eines Erkers oder eines Treppenaufganges.

Bas de knèvres en tous genres

Porträts in echter Glasmalerei nach jeder photographischen Vorlage in Glas gemalt sind im Porträtfach das Vollendetste, was geboten werden kann.

Prospekte Preislisten und Zeichnungen stehen auf Wunsch zu Diensten.

Zweigateliers: Berlin, S.W. Zimmerstr. 86. Bruxelles 13. rue de la Molenbeek-Prospérité

Dr. H. Oidtmann & Co. Linnich, Regbz. Aachen.

!! Bedeutende Preisermässigung !!

Eckermann's Gespräche mit Goethe.

3 Bde. 5. Aufl. (Originalausg. Brockhaus).

Statt 9 M. für 3 M.

in 3 Prachtbänden **M. 4.**—

H. Barsdorf, Buchhandlung in **Leipzig.** Bibliotheken und einzelne Werke kauft stets bar.

Böcker, Harzburg.

Ein Postkistchen Harzkäse oder Sahnenkäse höchst pikant fr. per Nachnahme M. 3.60.

Einbanddecken

zum

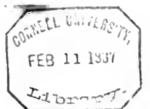
„Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" in reicher Goldprägung sind per Semesterband zu

1 Mark 20 Pfg.

durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Dieser Nummer liegen bei zwei Prospecte: Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus, Reuss j. L. — Otto Weisert in Stuttgart



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann. | 56. Jahrgang. | Herausgegeben von Karl Bleibtreu

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 3. — Leipzig, den 15. Januar. — 1887.

Inhalt:

Italien in deutscher Kunst und Litteratur.

Von Ernst Koppel.

Der bis zur Sehnsucht gesteigerte Wunsch der Germanen nach dem Süden ist eine seit Alters bekannte Tatsache. Derselbe hat tiefe Spuren in deutscher Kultur und Geschichte zurückgelassen und haftet den späten Enkeln an wie den Vätern und Vorfahren, wenn auch mannigfach in anderer, durch den Wechsel von Zeit und Entwickelung bedingten Formen. Keine Eroberungszüge führen den Deutschen mehr über die Alpen; von der Herrschaft der Goten, die einem kurzen Sommertraum gleicht, ist außer einigen zerfallenen Bauten und Grabmälern nur die Erinnerung geblieben. Ein friedlicher Wettstreit verbindet Deutschland mit Italien, aber jährlich ziehen Tausende seiner Söhne und Töchter in das gelobte Land, von einem oft unklaren Drang getrieben. In vergangenen Jahrhunderten waren es meist Künstler, Musiker, Maler und Bildhauer, die das eigentliche Band zwischen den beiden Ländern bildeten, deren Geschicke so oft und folgenschwer mit einander verknüpft waren. Will man weit zurückgreifen, so hat man nur nötig Albrecht Dürers zu gedenken, dessen Zug über die Alpen ihm eine ungewohnte Welt in Kunst und Leben erschloss, der sich der Künstler freilich nicht rückhaltslos hinzugeben vermochte, da der germanische Individualismus sich gerade in diesem Meister merkwürdig bis zur Schroffheit verkörpert. Die Verschiedenheit germanischer und romanischer Weltanschauung zeigt sich in den Werken Dürers und der zeitgenössischen großen Künstler Italiens in geradezu klassischer Weise. Aber es erhellt aus diesem Vergleich auch, was deutscher Art und Kunst fehlte und was nur der Verkehr mit dem formvollendeten Süden geben konnte.

Was die bildende Kunst Italiens dem kosmopolitischen Deutschland gewesen, ist zu allbekannt, um hier näher erörtert zu werden.

Heute, wo durch die gewaltigen technischen und mechanischen Errungenschaften und die allgemeine Bildung die Völker einander näher gerückt sind, treten die oben erwähnten Gegensätze nicht mehr so schroff zu Tage; heute aber noch zieht es den deutschen Künstler mit unwiderstehlicher Sehnsucht über die Alpen. Ob dise bei Allen eine wirklich künstlerische Notwendigkeit bedeutet, ob ein Aufenthalt in Italien, beziehungsweise in Rom für die Ausbildung eines zeugungsfähigen Talents unumgänglich sei, ist zu bezweifeln, denn die Kunst, auch die bildende, wandelt heute andern Idealen nach, als diejenige des Cinquecento, sowohl was den Gehalt als was die Technik anlangt. Immerhin mag ein Aufenthalt jenseits der Alpen für den Kunstjünger ersprießlich sein, wenn er den überwältigenden Eindrücken gegenüber seine Individualität voll und rein zu bewahren weiß, eine Fähigkeit, die nicht Vielen, selbst unter den Begabten, verliehen sein dürfte. Aber auch wenn dies der Fall ist, wird die in Italien verlebte Zeit mehr auf den ganzen Menschen, als auf den Künstler an sich wirken, wenn er sich mit bloßer Nachahmung begnügt oder in der Darstellung italienischer Natur sein Genüge findet. Was aber die so häufig betonte Notwendigkeit der Anschauung der Antike an den Quellen betrifft, so verhält es sich damit ungefähr, wie mit dem Studium des Griechischen und Latein an den Gymnasien. Ob dasselbe in der zumal in Deutschland beliebten Aus-

dehnung wirklich ersprießlich und die darauf verwendete Zeit, Mühe und Geistesanstrengung lohnt, ist ein unerschöpflicher Gegenstand der Debatte von Weisen und Unweisen. Die grundlegenden Regeln kann der Kunstjünger auch aus Nachbildungen lernen, die heute fast überall in Hülle und Fülle vorhanden oder innerhalb der Grenzen des Vaterlandes leicht zu erreichen sind. Was ihm die Anschauung der Antike an Ort und Stelle gewährt, dürfte einzig eine Befruchtung der Phantasie sein, im glücklichsten Falle ein höherer Grad wirklichen Verständnisses für dieselbe, eine wirkliche praktische Förderung ist in den seltensten Fällen davon zu erwarten. Will der Künstler dem Zuge der Zeit folgen, so hat er ein so weites Feld der Beobachtung zu überschauen, dass ihm für das Versenken in Geist und Art der Antike nicht eben lange Zeit übrig bleibt, denn auch die Kunst ist heute, vielleicht mehr als manches Andere, in den Streit des Tages und den Kampf ums Dasein hineingezogen. Der Zug der Zeit aber geht der Wirklichkeit nach und in der Kunst scheint ihr die Wahrheit der Darstellung als das Höchste zu gelten. Jede Zeit hat eben ihre eignen Ideale, nur ist es für den Mitlebenden meist schwer, diese klar und deutlich zu erkennen, da ein solches späterer historischer Betrachtung überlassen bleiben muss. Im Allgemeinen aber ist festzustellen, dass uns Italien in Hinsicht auf bildende Kunst die Dienste, die es uns leisten konnte, groß und schwerwiegend wie sie sind, geleistet hat und dass ihm unser Dank dafür stets gewiss ist. Die deutsche bildende Kunst der Gegenwart hat eigene Aufgaben zu erfüllen, die nur auf eigenen Wegen zu finden sind. Dass diese noch so selten eingeschlagen worden, ist bedauerlich, ja befremdend, da ein nationaler Höhepunkt doch schon seit ungefähr fünfzehn Jahren erreicht ist, dass sie aber gefunden werden müssen, ist zweifellos. Wie ein deutscher Meister sich italienischen Einflüssen gegenüber verhielt, zeigt vor Allem Adolf Menzel, dem es allerdings erst in späteren Jahren vergönnt war, das Wunderland jenseits der Alpen mit eigenen Augen zu schauen, der sich dann aber seiner eigensten, gestaltenden Individualität wegen, nicht abhalten ließ, dieses Land mit eigenen, modernen Augen zu sehen, d. h. mit einem die Wirklichkeit erfassenden Blick. Ein einziges Bild des Künstlers, wie der „Marktplatz von Verona“, legt ein beredtes Zeugnis für das Gesagte ab und lässt es wünschenswert erscheinen, dass der Meister sich weiter in jenes Land verliere, um sich selbst und seine deutsche Art stets dort wieder zu finden und zu zeigen, welche reiche Fülle von Dingen, die der Beobachtung und der künstlerischen Wiedergabe wert sind, dort noch zu finden ist, wenn man sie eben als Sohn seines Landes und als Mensch seiner Zeit betrachtet. Durch derartige Zeugnisse wird eben auch die namentlich unter Künstlern und Gebildeten verbreitete Meinung widerlegt, als ob in der Darstellung italienischen Lebens wie italienischer Natur nichts Neues mehr zu sagen wäre. Es kommt eben auf das Wie an. Mit einer ästhetischen Brille auf der Nase vollbringt man dies freilich nicht. Es ist leider ein hergebrachtes Vorrecht der Deutschen, physisch wie moralisch Manches durch die Brille zu sehen, was mit bloßem Auge sich ganz Anders und jedenfalls wahrer darstellen würde, wobei nicht viel darauf ankommt, ob die betreffende Brille von farblosem oder von farbigem Glase ist. Dieses Brillentragen erregt nicht selten den wenn auch formvollen Spott der meist naiv empfindenden Italiener, die der Natur gerade ins Antlitz sehen.

Aehnlich wie das Gesagte verhält es sich mit der umfangreichen Poesie und Litteratur Deutschlands, welche Italien zum Gegenstand hat. Besonders seit Goethes italienischer Reise ist das Land, wo die Citronen blühen, litteraturfähig und zum Gegenstand landschaftlicher, kulturhistorischer, kunstgeschichtlicher und belletristischer Schilderungen und Darstellungen geworden, die bei der Schreibseligkeit des Deutschen zu einer wahren Hochflut angeschwollen sind. Die vom rein menschlichen Standpunkte betrachtet, edle Eigenschaften der Deutschen zu idealisiren ist im Allgemeinen recht bedenklich und gefährlich und hat namentlich in unserer schönen Litteratur eine Verwirrung angerichtet, über welche sich selbst die Gebildeten noch kaum klar geworden. Wenn man die deutschen Arbeiten, welche Italien zum Gegenstand haben, mustert, so erstaunt und erschreckt man über die Fülle falscher Vorstellungen, Schilderungen, Anschauungen, die darin, sicher meist ohne dass dies beabsichtigt worden, enthalten sind. Selbst die wissenschaftlichen Werke sind davon nicht immer frei, wenn sich hier auch die Unsicherheit mehr in gewagten Voraussetzungen als mangelnder Gründlichkeit oder Beherrschung des Stoffes zeigt.

Greift man aus der Fülle eine einzelne Arbeit zum Beweis des Gesagten heraus, so genügt dieses Beispiel um die ganze Richtung zu kennzeichnen. Unter den Schilderungen, welche das Land jenseits der Alpen zum Gegenstand haben, sind diejenigen von Gregorvovius: „Wanderjahre in Italien“ betitelt, durch Schönheit der Form und Vertiefung in das Darzustellende gleich ausgezeichnet, dennoch vermisst man die unbedingte Wahrheit. Fast Alles ist in eine eigentümliche Stimmung getaucht, die nicht selten den Eindruck der Objektivität, bei aller Sachkenntnis des Autors, trübt ja verwischt. Alles scheint stilisiert und die jeweilige Stimmung des Autors begleitet die hervorgerufenen Bilder wie eine Art seelischer Musik. Das ist an sich gewiss künstlerisch und reizvoll, nur scheint es bei Darstellungen, die ein bestimmtes Land in Landschaft, Volksleben u. s. w. kennzeichnen sollen, gwagt und bedenklich, denn einen Begriff von Italien, wie er ist, erhält man dadurch nicht. Es ist Italien, wie es dem Autor erscheint, oder wie er will, dass es Allen erscheinen solle.

Lyrische Bestandteile aber trüben stets die Klar-

heit und den Wert epischer Darstellung, um so mehr, wenn es sich um einen Gegenstand handelt, der in der Wirklichkeit und nicht im Traumland vorhanden.

In erhöhtem Maße zeigt sich jene eigentümliche Idealisierung in unserer erzählenden Litteratur, welche Italien zum Gegenstand hat. Es scheint, als ob die Luft des reizvollen Landes den Deutschen berausche und als ob ihm die Organe der Beobachtung beim Betreten des ersehnten Bodens unterbunden würden. Selbst unsere besten Erzähler sind von dieser Schwäche nicht frei und man mag sich auch hier an einem Beispiele, demjenigen Paul Heyses, genügen lassen. Fasst man das Gesagte zusammen, so begreift man, dass dem Deutschen Italien noch immer als das Land des stets blauen Himmels, paradiesischer Landschaften und idealer Menschenschönheit gilt. Alles dies ist vorhanden, aber eben so gut grauer Himmel, endloser Regen, öde Landstriche und hässliche, ja oft abschreckende Menschenerscheinungen, denen selbst die Sonne, wenn sie noch so versöhnend und milde lächelt, Nichts von ihrer Widerwärtigkeit zu nehmen vermag. Die Wahrheit liegt hier einmal wieder in der Mitte. Wie im Menschenleben Gutes und Böses, Schönes und Hässliches hart neben einander liegt oder sich vermischt, so ist es auch mit dem zum Ueberdruss gepriesenen aber trotz des Gesagten nicht weniger interessanten und anziehenden Lande der Fall.

Aus den oben angeführten einigermaßen kindlichen Anschauungen über das uns so nahe gerückte und dennoch so fremde Land erklärt es sich auch, dass die Mehrzahl der Reisenden im November über die Alpen und im März nach Norden zurückzukehren pflegt, ohne natürlich einen wirklichen Begriff von italienischer Natur mitzunehmen, da es auch in Italien einen Winter giebt, der sich zwar nicht so hart anlässt, wie unser nordischer, aber an trüber Luft und anhaltendem Regen wenig zu wünschen übrig lässt. Selbstverständlich zeigt sich auch die Vegetation nur im Frühjahr und Frühsommer in ihrer eigentümlichen Pracht, aber die Mehrzahl der Reisenden ist zufrieden, Cypressen, Lorbeeren, Pinien und Orangen „im Freien“ wachsend gesehen zu haben und ist überzeugt, einen bleibenden Eindruck südlicher Natur und Vegetation davonzutragen. Aus diesen Umständen erklärt sich auch die bedauerliche, aber selbstverständliche Enttäuschung, welche die Mehrzahl namentlich deutscher Reisender erleben, wenn sie das gelobte Land betreten. Ihre Poeten und Schriftsteller haben das Ihrige gethan, um ihnen ein solches zu bereiten. Das gehört zum deutschen „Idealismus“.

Italien gilt dem deutschen Schriftsteller nun einmal als das klassische Land der Romantik. Daher sind die Schilderungen der Menschen, wie sie in deutschen Romanen und Novellen ihr Wesen treiben, bedenklicher und die Begriffe verwirrender, als die Schilderungen des Landes und der Natur. In den weitaus meisten Fällen erfüllen die in deutschen Erzählungen geschilderten Italiener nur die Aufgabe der Staffage. Sie sind äußerlich beobachtet und der bunte malerische Schimmer des italienischen Volks- und Menschenlebens, das ihm bis vor nicht zu langer Zeit anhaftete, den die Gegenwart aber immer mehr und mehr auslöscht, gilt für das Wesen. Wer den italienischen Volkscharakter aber in seinen Grundzügen kennt, Abweichungen sind bei der Verschiedenheit des Nord- und Süd-Italieners selbstverständlich, weiß, dass das Volk jenseits der Alpen ein durchaus nüchternes und praktisches ist, dass sich von den dunkeln feucht schimmernden oft Blitze schießende Augen durchaus auf kein tiefes Gefühl schließen lässt, dass seine oft besungene Leidenschaft Nichts als augenblickliche, unvermittelte Leidenschaftlichkeit bedeutet und dass seine moralischen Begriffe einigermaßen von den unsrigen abweichen, dass alles Unzulängliche aber milder beurteilt, ja in gewissem Sinne naiv aufgefasst wird. Alles dies mag sich bis zu einem gewissen Grade durch die jetzt angebahnte strengere Volkserziehung allmählich ändern, die Grundzüge aber werden sich nie verwischen. Alle diese Wahrheiten findet man in der belletristischen Litteratur Deutschlands, die sich Italien als eine Art litterarischer Kolonie bemächtigt hat, fast gar nicht oder unzureichend verwertet, für den begabten, mit Organen der Beobachtung ausgerüsteten Schriftsteller aber bietet gerade dieses Land mit seinen hochbegabten eigenartigen Bewohnern eine Fundgrube realistischer Darstellung, die zugleich eine Art moderner Kulturarbeit vollziehen würde, indem sie das uns so nah gerückte Volk endlich einmal zeigt, wie es ist, in seiner wahren, deshalb aber nicht minder interessanten Gestalt, die so mannigfaltige Formen und Züge aufweist, dass man erstaunen wird, so lange daran vorübergegangen und nur die Außenseite und auch diese nicht immer zureichend gesehen zu haben. Der treibende Zug der modernen Litteratur ist die künstlerische realistische Darstellung, die charakteristische Gestalten fordert. Sie sollte sich namentlich in Deutschland endlich auch einmal Italiens bemächtigen, nachdem unsere Autoren es lange genug in eine Art bengalischer Beleuchtung gerückt, welche die Eigenschaft hat, dass, nachdem sie erloschen, was bekanntlich sehr schnell geschieht, die Finsternis noch finsterer erscheint, als vordem. Die erzählende Litteratur Frankreichs, in der sich der treibende realistische Zug der Gegenwart so mächtig ausprägt, geht nicht auf weite Reisen wie die unserige, da sie genug im eigenen Hause zu tun hat. Wir sollten daher diese unsere litterarische Kolonie, als welche Italien oben bereits gekennzeichnet wurde, endlich einmal mit nüchternen Blicken betrachten und in ihr Wesen eindringen. Auf diese Weise würde unser Kosmopolitismus auch einmal wahrhafte Früchte zeitigen, was bekanntlich nicht stets der Fall ist. Möge also der friedliche Feldzug über die Alpen, mit allen Waffen der rea-

listischen Beobachtung ausgestattet, beginnen. Einige Anzeichen deuten darauf hin, dass einzelne Vortruppen bereits unterwegs sind. Möge ihr Beispiel die Säumigen anspornen und nachziehen!



Wiener Autoren.

Von Ernst Wechsler.

IV.

Ludwig Hevesi.

Die Mode, das wohlgeratenste Kind der Industrie, die Schutzgöttin der Luxus-, Buch- und Kleiderwaaren-Fabrikanten, bringt manchesmal, ohne dass sie es will, Wirkungen hervor, für die ihr der echte Freund des Schönen und Guten dankbar sein kann. Die in neuerer Zeit zur Mode geadelte Untugend — gelinde gesagt für Unfug — Essays, Feuilletons, Kritiken, Miszellen und journalistische Tintenspritzer zu sammeln und eine solche Vereinigung von edlen, „inspirierten“ Geistesblüten dem Publikum als Buch zu versetzen, ist einer der fatalsten Auswüchse moderner Journalistik und trägt sein gut Teil dazu bei, die Lesewelt noch mehr zu verwirren und sie mit noch größerem Misstrauen gegen neuere Erscheinungen zu erfüllen, das bereits in bedenklicher Weise auf Kosten des Bücherabsatzes sich bemerkbar macht. Diese Unsitte hat aber einem großen Talente zu seinem Rechte verholfen, sie hat die allgemeinsten Kreise auf das Vorhandensein eines echten Dichters aufmerksam gemacht, der allerdings schon längst in der journalistischen Welt Oesterreichs ein bedeutendes Ansehen genoss.

Wer **Ludwig Hevesi** ist, das wussten vor dem Jahre 1884 nur die Journalisten und die Leute, welche sich für das Feuilleton und die Kunstkritik interessierten; und jetzt nach kaum drei Jahren ist Ludwig Hevesi dem weiten Lesepublikum ein wohlbekannter und angenehmer Name. Dies Wunder haben drei Bände zu Stande gebracht, aber ohne die oben gerügte Mode wären wohl kaum diese drei Sammlungen erschienen, welche einen vollgiltigen Beweis von dem erstaunlichen und vielseitigen Talente Hevesis geben.*)

Ludwig Hevesi (pseudonym Onkel Tom) wurde am 20. Dezember 1843 zu Heves in Ungarn als der Sohn eines angesehenen Arztes geboren, absolvierte das Gymnasium in Pest und studierte dann in Wien Medizin, nebenher mit besonderer Vorliebe klassische Philologie. Von früh auf gezwungen, sich durch litterarische Arbeiten zu erhalten und von der Laufbahn eines praktischen Arztes wenig gelockt, warf er sich seit 1866 mit voller Kraft in die journalistische Strömung. Schon 1865 erhielt er einen Ruf als Feuilletonist an den „Pesther Lloyd“ und gehört er demselben noch heute an, ist aber seit 1875, wo er an das „Wiener Fremdenblatt“ berufen wurde, in Wien ansässig und teilt seine Tätigkeit seitdem zwischen beiden Blättern. Von 1871—74 hatte er auch die Leitung der Wiener Jugendschrift „Kleine Leute“ übernommen, und stammt der Inhalt der sieben ersten Bände gänzlich aus seiner Feder.

Diesen Daten, welche wir Franz Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts“ (Leipzig, Reclam) entnehmen, fügen wir noch einige Original-Mitteilungen Hevesis hinzu: „ . . Im Herbst erscheint ein dritter Novellenband*) u. s. f. Da ich zehn Jahre nichts gesammelt habe, ist mein Material nicht so leicht zu erschöpfen. Was meine ungarische Tätigkeit anbelangt, war sie eine ähnliche, wie meine jetzige deutsche ist. Es sind mehrere Bücher erschienen; auch war ich Mitbegründer des Witzblattes „Borszem Jankó“, des ersten in Ungarn, in das ich dreizehn Jahre lang für jede Nummer zwei Artikel schrieb. Auch Zeichnungen habe ich für dieses Blatt gemacht . . .“

Der Eintritt Hevesis in die Litteratur, welche den Tag überdauert, muss aus zwei Gründen herzlich willkommen geheißen werden. Eine Erscheinung, wie die Hevesis, erbringt den Beweis, dass ein glänzendes Talent dem Dienste des Journalismus nicht erliegt, dass seine Entwickelung zwar gehemmt, aber nicht unterdrückt werden kann. Die Leistungen Hevesis gereichen der Wiener Journalistik zu großer Ehre, denn aus diesen kann man ersehen, welch' hohe Stufe der Vollendung das Wiener Feuilleton dermalen erreicht hat. Ist also die Entpuppung des trefflichen Feuilletonisten Hevesi zu einem trefflichen Novellisten eine erfreuliche Metamorphose an und für sich, so wird dieselbe angesichts des Mangels an Humoristen, an dem unsere Litteratur leidet, eine für unser modernes Schrifttum sehr wichtige, denn in Ludwig Hevesi haben wir einen vollgiltigen Humoristen gewonnen, der an Originalität und Vielseitigkeit nicht viele Rivalen unter den lebenden deutschen Autoren hat.

Nur von der humoristischen Seite seines Wesens aus kann die Eigenart Hevesis am klarsten betrachtet und am leichtesten dargestellt werden. Es wird übrigens lange Zeit brauchen, bis Hevesi seinen rechten Kritiker findet, denn wahrlich, eine so komplizierte, chamäleonartige Individualität, die auf

*) Bibliographie „Auf der Schneide.“ Ein Geschichtenbuch. 1884. — „Neues Geschichtenbuch.“ 1885. — „Auf der Sonnenseite.“ Ein Geschichtenbuch. 1886. Sämmtlich im Verlag von Adolf Bonz & Komp. in Stuttgart erschien. Ferner rühren von ihm her: „Sie sollen ihn nicht haben.“ (Heiteres aus ernster Zeit.) 1871. „Des Schneidergesellen Andreas Jelky Abenteuer in vier Weltteilen.“ 1875 und zahlreiche Kinderschriften. Die letztgenannten Werke scheinen ohne rechten Erfolg geblieben zu sein, denn nur die drei ersten Bücher machten den Namen Hevesi allgemein bekannt.

*) Ist soeben erschienen: „Auf der Sonnenseite.“

jeder Seite andere Züge und doch dasselbe Gesicht zeigt, die aalglatt dem kritischen Seziermesser sich entwindet und unwiderstehlich zur näheren Untersuchung lockt, ist uns noch selten begegnet. Wie gesagt, nur der Humor ist die einzige beständige Eigenschaft Hevesis. Der Humor Hevesis ist ein ganz merkwürdiger, interessanter Geselle. Er verrät zwar keinen deutschen Ursprung, er ist feurigen, ungarischen Blutes; in den ersten Stunden der Bekanntschaft mit ihm wird man förmlich verdutzt und geblendet von seinen tausenderlei Künsten und man denkt gar nicht daran zu fragen: Mensch, hast du Herz, hast du Gemüth? Er überrumpelt dich mit seinen Schnurren und Späßen, er ist ein förmlicher Kautschukmann in seiner Gelenkigkeit und Flinkheit, und wenn er dir das Unglaublichste erzählt — du glaubst es, und wenn er sich plötzlich auf den Kopf stellte, findest du's in der Ordnung. Seine Worte schwirren nur so aus dem Munde, seine Einfälle führen einen tollen Čardas auf und dabei hat sein ganzes Wesen so etwas Hinreißendes, Berauschendes wie die schweren Weine seines Heimatlandes. Der herrliche Kauz ist aber noch immer nicht genug charakterisiert. Er besitzt ein Imitationstalent, um das du ihn schier beneidest. Er spielt einen dicken verliebten Rentier in Marienbad zum Verwechseln ähnlich; bald ist er ein vollendeter Lord Arthur, der spielend Arbeiten vollbringt, um ein sprödes Bräutchen zu erringen, die mit den Taten des Herkules keck konkurrieren können, bald ist er ein schwadronierender Italiener, der dir absolut ein Farbengesudel um hohen Preis aufdrängen will, um mit dem Erlös seine kokette, aber treue Geliebte heimzuführen, bald ist er ein Künstler, dass du glaubst, er sei mit dem Pinsel oder mit der Feder oder mit dem Meißel in der Hand mitten in einer großen Gesellschaft von Künstlern und Künstlerinnen geboren worden, bald ist er ein tragikomischer Gelehrter — kurz, alle die Leute die er dir vormacht, sind so naturgetreu, als ob du sie in Wirklichkeit erschautest. Und welchen raschen Blick besitzt der Geselle für die komischen Vorfälle des Lebens, mit wenigen Gesten hat er dir eine ganze komische Szenerie scharf und treffend vor Augen gezaubert; man sieht, dass er in den verschiedensten Gesellschaftsschichten zu Hause ist; oft scheint es, als besitze er nur ein Auge, das nichts weiter sieht als das Lächerliche und das zu Bespöttelnde auf der Welt, und nur ein Ohr, das nur ein Kichern des Zufalls und das schalkhafte Jauchzen Amors hört. Und wie er das Alles erzählt: er führt eine witzige Wendung, einen satirischen Einfall, einen komischen Vergleich durch mehrere Sätze fort, springt dann plötzlich zu etwas Anderem über und schüttelt die Einfälle des Momentes zu einem glänzenden Kaleidoskop durcheinander. Dabei scheut er weder eine Pikanterie, noch eine Bizarrerie, noch eine Bosheit. Selbst aus Dingen, die an und für sich spröde sind und an deren Behandlung hunderte von Autoren gründlich gescheitert wären, macht er ein reizendes Etwas, eine schillernde Seifenblase, und macht noch einen munteren Witz, wenn diese spurlos zerplatzt. Hier einige Beispiele: „Uebrigens soll ja ein Fräulein Nichte hier hausen; das wäre besonders nett, wenn sie uns führen wollte." — „O Mademoiselle Susanne," antwortete das Mädchen, „die führt überhaupt nicht, die sieht man auch bei Tage nur selten. Madame tut Alles; sie hat auch den Schlüssel zum Echo stets in der Tasche." — „Den Schlüssel zum Echo, sagt ich es nicht?" lachte Theodor. „Es scheint ein mechanisches Echo zu sein, das alle vier und zwanzig Stunden einmal aufgezogen werden muss." — „Der Schlüssel zum Gitter," erklärte das Mädchen, „denn der Zugang ist abgesperrt und die Person zahlt 50 Centimes Eintritt." Und als wir Herren schon nach der Geldtasche langten: „Bitte, bemühen Sie sich jetzt nicht, das Echo kommt auf die Rechnung." — „Auf der Stube serviert ist es natürlich um einen halben Frank teurer," stichelte Theodor, „das ist nur billig. Ist es denn nicht auch bei bengalischer Beleuchtung zu hören?" — „Nächstes Jahr, glaube ich, will Madame auch das einrichten." — „So, so, nächstes Jahr; da müssen wir wiederkommen; bengalische Schalleffekte, das wird etwas ganz Neues sein; jede Silbe in einer anderen Farbe. Schade, dass das Echo nicht sieben Silben hat, das gäbe einen akustischen Regenbogen." — — Oder wie hübsch fängt folgendermaßen eine Skizze an: „Wie Paul Heyse, Gottfried Keller und Andere, gehört auch das Leben zu den beliebtesten Erzählern der Gegenwart. Seine zahllosen Novellen, welche wegen Raummangels auf dieser Erde einstweilen noch nicht gesammelt herausgegeben wurden, sind zwar gewöhnlich nicht besonders gut geschrieben, auch keineswegs immer originell erfunden, mancher Sprung in der psychologischen Entwickelung und manche Unwahrscheinlichkeit beleidigt ein feiner geschliffenes Gefühl, aber die außerordentliche Lebendigkeit des Vortrags und eine geradezu unerhörte, selbst durch die ehrwürdigsten Rücksichten nicht gehemmte Keckheit in der Wahl des Stoffes wird diesem fruchtbaren Novellisten jederzeit ein großes Publikum sichern. Es ist nur zu bedauern, dass einer so riesigen Fruchtbarkeit, welche fortwährend vom Hundertsten ins Tausendste geraten muss, oft keine Zeit bleibt, den Stoff mit liebevoller Gewissenhaftigkeit bis an sein natürliches Ende zu führen . . ."

Aber wie ein jedes Ding eben zwei Seiten hat, so weist auch der Humor Hevesis einige Fehler auf, welche allerdings in der zu großen Pointierung seiner Vorzüge wurzeln; er überschlägt sich, seine Stimme versagt ihm öfter und seine Einfälle erscheinen manchmal forciert und unnatürlich. Abgesehen von diesen geringen Fällen, wo ihm der rechte Witz ausbleibt, ist Hevesi ein geradezu glänzendes humoristisches Talent, mit dem Hand in Hand seine Erzählungsgabe geht. Er ist ein Fabulist von schier unerschöpf-

licher Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit. Und was die Hauptsache ist: alle seine Arbeiten haben eine gewisse Atmosphäre, eine Temperatur, in der nur seine Gestalten gedeihen können, er ist mit einem Worte Goldbaums, der Hevesi einmal einen trefflichen Essay in der „Gartenlaube“ gewidmet hat, eine litterarische Physiognomie. Seine Novellen sind allzumeist eigenartige und treffliche durchgeführte Leistungen: „Ein starkes Paar“, „Das Echo“, „Das verhängnisvolle Ligament“, „Die Arbeiten des Herkules“, „Blau“, „Aus dem Krakó“, „Schneemanns Weihnachten“, das sind lauter Arbeiten, die Jedermann auch zu wiederholtenmalen mit Vergnügen lesen wird. Eine reiche Belesenheit verschafft Hevesi ab und zu Stoffe aus entlegenen Gebieten, die ein Anderer nicht so leicht gefunden hätte. Er ist nicht nur ein selbständiger Novellist, seine Causerien, seine modernen Skizzen über hunderte Dinge sind so sauber ausgearbeitet, so trefflich abgetönt, dass es ganz begreiflich wird, wenn Hevesi zu den begehrtesten Feuilletonisten der Journale gehört. Man lese nur: „Zwischen Thorbach und Seefehlen“, „Das Osterei“, „Der Epouseur“, „Tausendkuno“, „Rote Pfingsten“, „Franz“, „Daniel Löwengruber“, „Die Nase des großen Condé“ etc. etc. Die „Romanze“ ist ein Stück voll herrlicher Poesie und liest sich in ihrer markigen und geheimnisvoll anmutenden Sprache wie eine der schönsten Balladen Uhlands. Was wir bis jetzt am meisten vermissten, war das Gemüt und selten hörten wir das Herz des Dichters pochen; Hevesi hat uns bis jetzt mehr geblendet als erwärmt, sein Wesen gleicht dem elektrischen Licht. Und doch wäre es ein Unrecht zu verschweigen, dass es den drei Bänden nicht an Skizzen mangelte, in denen Hevesi zum Herzen spricht und uns rührt. Aber diese Skizzen gehören eben der entschiedenen Minorität an. . . .

Eigentümlich ist es, dass Hevesi auch grelle Nachtstücke liebt: „Durch, nach Amerika“, „Auf Posten“ sind in ihrer Art gelungen; schier wahnwitzig und der Phantasie Hoffmanns entsprungen däucht uns: „In der Christnacht“. Wie in einem Vexierspiel erscheint uns des Dichters Physiognomie. Dieses Ding hat Hevesi entschieden in einer verunglückten Stunde geschrieben; ebenso wenig können wir uns mit den „Modernen Kindern“ befreunden. Wie unerquicklich trotz einiger treffenden, famosen Stellen ist dies Alles, wie unwahrscheinlich und auf die Spitze getrieben! Auch „Alexanders Neujahrsnacht“ ist keine gelungene Arbeit — an eine Abspannung der Kräfte wollen wir bei Hevesi absolut nicht glauben — kurz und gut, der Gerechtigkeit zur Steuer sei erwähnt, dass sich in diesen drei Bänden einige, aber verhältnismäßig sehr wenige Nummern finden, welche nicht unseren Beifall haben und auch nicht so aus dem Vollen, Ursprünglichen geschöpft sind, wie wir es bei Hevesi gewohnt sind; aber es wäre eine Undankbarkeit gegen den Autor, der uns so viel Schönes und Originelles geboten hat, wollten wir bei dem Minderwertigen länger verweilen.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass mit diesen Zeilen durchaus keine erschöpfende Charakteristik Hevesis geliefert wurde; sie haben nur den Zweck, den Leser auf einen Autor aufmerksam zu machen, der zu den amüsantesten, originellsten Humoristen und Novellisten der zeitgenössischen Litteratur zählt. Ein Jeder, und stelle er noch so verwöhnte Ansprüche, der zu den drei Sammlungen Hevesis greift, darf mit Recht etwas Außerordentliches erwarten, er wird nach neuen Produkten des Autors begierig dessen bisherige Werke in seiner Hausbibliothek aufstellen, und dorthin gehören nur solche Bücher, die man auch ein zweites Mal lesen will.



Ein vergessenes Patois.

Unter dem Titel „Marche du patois actuel dans l'ancien pays de la Mée (Haute-Bretagne) par Alcide Leroux, Membre de l'Association Bretonne et de la Société française d'Archéologie. Saint-Brieuc, L. Prud'homme 1886“ ist eine höchst interessante Schrift erschienen, auf die wir die Philologen aufmerksam machen möchten. Der Verfasser charakterisiert seine Arbeit durch den Vers aus Virgils Georgica: „In tenui labor, at tenuis non gloria.“ Mit dem Namen „Le Pays de la Mée“, welcher sich schon in Waces Roman de Rou im XII. Jahrhundert findet, bezeichnete man die Landschaft zwischen den Flüssen Vilaine, Semnon, Erdre und Loire in der Bretagne, also im westlichen Winkel des Departements der Niederloire. Die Gefahr des Verschwindens dieses vereinsamten Dialektes hat Herrn Leroux gedrängt, seine Beobachtungen „über eines“, wie er sagt, „der im Westen Frankreichs verbreitetsten und vielleicht am wenigsten gekannten und geschriebenen Patois nieder zu schreiben. Am wenigsten gekannt, denn Littré führt es in seinem Wörterbuch der französischen Sprache nicht an.“ Es beschränkt sich übrigens, sagt Leroux, keineswegs auf das Land Mée, sondern wird noch weiter östlich gesprochen, sein Gebiet könnte sich wohl von der keltischredenden Bretagne bis zur Mayenne incl. und von der Loire bis zur Gegend von Saint-Malo erstrecken. Einzelne Laute glaubt Referent in der Normandie, z. B. bei Jean Chartier im fünfzehnten Jahrhundert wiedergefunden zu haben.

Nur um möglichst Irrtümer zu vermeiden, hat sich der Verfasser auf das Land Mée eingeschränkt, da er dieses besonders kennt. Wir begnügen uns hier mit wenigen Auszügen und Andeutungen, hoffend, dass die Philologen sich mit der nicht umfangreichen Schrift näher befassen werden.

Eingehend wird die Aussprache behandelt, denn das Patois enthält Laute, die im Französischen nicht existieren und die mit den gewöhnlichen Accenten nicht dargestellt werden können, weshalb der Verfasser sich besonderer Zeichenschrift bedient; er ruft hier die Zeichen der lateinischen Prosodie zu Hilfe. Dass das aspirirte h mit scharfem Kehllaute betont wird, ist wohl noch ein Ueberbleibsel des ehemals hier herrschenden Keltischen; den Franzosen wird es ungemein schwer, die mit h anlautenden Wörter des Bas-breton auszusprechen. Die Aussprache des l hat Analogien mit dem Italienischen; nach b und p lautet es wie i. z. B. plat wie pia, pleurer wie pieurer. Nach c und f erhält das l eine ganz eigentümliche Aussprache, halb wie das ch im deutschen ich oder im bretonischen c'h; z. B. clou, der Nagel, lautet c'hlİoū (vergleiche das italienische chiavo). Ebenso eigentümlich ist die Aussprache des r, das man mit der Zungenspitze spricht. Die Aussprache wird auf scharfsinnige Weise gerechtfertigt, meist als Anlehnung an die Schrift, zuweilen an die alte Schreibweise, ohne dass sich der Verfasser die Rauhheit und das Schleppende derselben verheimlicht: er sagt z. B., dass das Französische im Munde eines Bauern aus der Gegend von Châteaubriant (Niederloire) unangenehm klinge, dagegen harmonisch im Munde eines Kelten des Departements Morbihan. Der Bauer der Departements Niederloire und Ille-et-Vilaine lernt nie das Französische elegant aussprechen, und wenn er auch die Stadt zwanzig Jahre bewohnt hat, was Leroux nicht abhält, die Schönheit und Harmonie der Sprache für eine Sache der Uebereinkunft zu erklären.

Was die Grammatik dieses Patois anlangt, so glauben wir, dass einige Eigentümlichkeiten doch weit über Frankreich zerstreut sind, so dass sie wohl nicht auf das Land Mée sich beschränken. Z. B. sagt der Bauer auch anderswo: j'ai, j'avons; je lirai, je lirons, d. h. im Singular wie im Plural bleibt das persönliche Pronomen-Subjekt unveränderlich je. Auch im Innern Frankreichs habe ich statt des demonstrativen Fürworts ce, cet die Form ste vernommen, z. B. statt: ce livre, cet homme sprach man ste livre-là, st' homme-là, wobei zu bemerken ist, dass die Anhängung von là in diesem Fall unvermeidlich ist. Auch die von Leroux angegebene Deklination des Substantivs habe ich jenseits der Loire, also außerhalb des Landes Mée gehört. Verschiedene Redewendungen sind in der Volkssprache zu Nantes so häufig, dass sie mir jetzt noch unterlaufen, wenn ich im traulichen Verkehr mit Franzosen das volksmäßige Französisch spreche.

Ein Gebrauch der Präposition erinnert an das Deutsche: der Besitz wird nämlich nicht durch de (Genitiv), sondern durch à (Dativ) angegeben; so sagt man la fille au meunier, wie bei uns Volk oder Kinder „dem Müller seine Tochter“ sagen.

Bei der Bemerkung, welche Leroux gelegentlich der Interjektionen macht, wollen wir doch ein wenig verweilen. Es wird bekanntlich Lehrern und Schülern von Plötz weis gemacht, dass sie nur in Paris das gute oder gar das beste Französisch hören und lernen können; es ist da wie mit Rom und der ewigen Seligkeit: hors de Paris, pas de salut!

Leroux sagt: „Man kann zu den Interjectionen das Wort dame! rechnen, das im Patois der Oberbretagne so gebräuchlich geworden ist, dass es vollständig in die korrekte Sprache übergegangen ist; Bauern und Studierte gebrauchen es fortwährend. Sie treiben sogar Missbrauch damit, wenn man den Fremden glauben soll. Aber wenn wir denselben auch ein wenig Recht geben, so können wir doch nicht ganz die Meinung der Bewohner von Paris oder des Centrums teilen, die das Monopol der schönen Sprache beanspruchen und den andern Franzosen ihre eigentümliche Redeweise nicht vergeben können. Das Wort dame! hat einen so markierten Sinn, dass man, wenn man an die Sprache der Oberbretagne gewöhnt ist, selbst an die der großen Städte, kein Wort findet, das es ersetzen könnte, so dass man, wenn man es unterdrückt, seinen Gedanken nicht ganz ausgedrückt hat. In gewissen Fällen ist Dame! für sich allein ein ganzer Satz und zwar einer, der schwer formuliert werden kann. Wenn man z. B. zu mir sagt: „Vous hésitez à partir seul!“ und ich antworte: „Dame!“ so ist das so viel oder noch mehr als: „J'hésite; et j'ai des raisons d'hésiter.“ Das Wort Dame! ist eben so nützlich wie oui, non, peut-être. Warum haben die Modernen oui, ja, yes, si erfunden, lauter Wörter, welche die Alten nicht hatten?

Dame! zu oui und non hinzugefügt, giebt ihnen einen verschiedenen Sinn, verstärkt wenigstens sehr die Kraft der Verneinung oder Bejahung. Wenn ich sage: „Vous me permettez de m'en aller?“ und Sie antworten mir: „Dame non!“ so liegt darin viel mehr als in dem einfachen non, es drückt ausserdem noch das Erstaunen aus, welches die Frage verursacht. Die Diskussion scheint vielleicht müßig, da ja das Wörterbuch das Wort dame! zugelassen und es mehr oder minder glücklich definiert hat. Wenn wir es so scharf betonen, so geschieht es vielmehr, um die Sprache unserer Oberbretagne (ich meine nicht das Patois) gegen die Spöttereien vieler andrer Provinzen zu verteidigen, die unter einander mit dem Ellbogen anstoßen, wenn sie uns das Wort dame! aussprechen hören. Sie werfen uns auch den Tonfall unsrer Stimme vor (Singen nennen es die Franzosen im Centrum und in Paris) und dass wir am Schluss mancher Sätze etwas hinschleppen. Auch darüber lässt sich sprechen. Es giebt Sätze, in denen wir schleppen, und andre, in denen wir sehr kurz sind.

Wir wollen den gerügten Tonfall nicht in allen Fällen verteidigen; wir wollen den Gebrauch des Wortes dame! nicht bei jedem Umstande rechtfertigen, wie z. B. in der Phrase: „Oh! dame oui!

dame!“ die stark im Gebrauche ist. Wir wollen einfach sagen, dass das Wort oft notwendig ist. Die Fremden fühlen den Nutzen unsrer Interjectionen und unsrer gezogenen Vocale so sehr, dass sie nach sechs Monaten Aufenthalt im Lande sich derselben ebenso bedienen wie wir.“ Soweit Leroux. Was wenigstens das Wort dame! betrifft, so hat uns auch unser späterer Aufenthalt in Paris nicht davon korrigiert, Herr Leroux hat in Bezug darauf vollkommen Recht, selbst der französischen Akademie gegenüber, wenn sie etwa widersprechen wollte.

Wir betonen diese Bemerkungen absichtlich, um das Vorurteil zu bekämpfen, das namentlich Plötz unter Lehrern und Schülern zu Gunsten der sogenannten Pariser Aussprache genährt hat. Ohne im Geringsten seine Verdienste um den Unterricht in der französischen Sprache zu verkennen, müssen wir ihn doch einer großen Einseitigkeit, zuweilen sogar der Pedanterie zeihen. Der gebildete Mann spricht überall gut, aber die Sprache des Volks ist hier entscheidend, und da ist für uns der Eindruck bezeichnend, den die Pariser Volkssprache auf deutsche Landsleute ohne wissenschaftliche Schulung gemacht hat (mit den höhern Klassen der Stadt kamen sie in Folge ihrer sozialen Stellung nicht in Berührung). Wie widerlich, ja ekelhaft klang ihnen dies Pariser Französisch noch im Ohre nach! wie anmutend lautet dagegen die Sprache der Bauern bei Blois und Tours, der niedern Bürgersleute dieser Städte und ebenso das viel gescholtene „Singen“ der Bevölkerung von Nantes!

Ein besonderes Kapitel widmet Leroux den dem Lande Mée eigentümlichen Wörtern. Er sagt: „Die französische Sprache, man hat es oft genug wiederholt, ist eine der ärmsten, die es giebt. Unsere großen Autoren haben sie, indem sie ihrer Form sozusagen die Weihe gaben und ihren Wortschatz begrenzten, in so enge Schranken eingeschlossen, dass wir zu langen Umwegen genötigt sind, um den complexen Ausdruck eines Gedanken zu suchen, den ein Deutscher oder ein Lateiner mit einem Worte wiedergegeben hätte. Das Patois des Landes Mée hat .... eine bemerkenswerte Auswahl von Wörtern. Keines derselben, kann man sagen, ist unnütz. Man zählt sie zu Hunderten und alle drücken Ideen oder Schattierungen von Ideen aus, die man im Französischen nur mit Hülfe von Definitionen und Periphrasen übersetzen kann.“

Nur ein paar solcher Wörter seien hier angeführt: achaler = ennuyer jusqu'à produire l'irritation; adelaisie = désoeuvré et disposé à faire des sottises; s'abriver = se jeter en avant en prenant de l'élan et avec violence. Wird die Richtigkeit dieser Bemerkungen nicht durch die immer wachsende Anzahl von Neologismen bestätigt, die in die französische Sprache eindringen? Seit höchstens einem Jahre habe ich das bisher im Französischen unbekannte génial im deutschen Sinne des Wortes oft im Pariser „Figaro“ gefunden und es freut mich, dass es ein Bretone ist, der es gern gebraucht, nämlich der Maire von Saint-Lumine-de-Coutais bei Nantes, Herr Felix Platel, der im „Figaro“ als Ignotus zeichnet und der französischen Jugend vom Erlernen des Deutschen abgeraten hat.

In Bezug auf die Etymologie verweist Leroux auf eine Brochüre „de la Génération des mots, par J. Jozel, chez Plédran, impr. Nantes.“ (Der Verfasser wohnt in der Umgegend von Châteaubriant.) Hier aber dürfte die wissenschaftliche Kritik schwere Zweifel erheben. Aber welchen Reichtum besitzt dies Patois namentlich in Zeitwörtern, von denen viele, dem Ackerbauer namentlich, unumgänglich notwendig sind!

Den Schluss bildet eine Sammlung der interessantesten Wörtern, die diesem Patois eigentümlich sind. Hier müssten wir eben Alles geben, um zu zeigen, welches Interesse das Studium desselben gewährt; wir verweisen daher auf die Schrift selbst. Einzelne Wörter finden sich indessen auch anderswo in der Volkssprache wieder, haben aber hier einen eigenen Sinn erhalten. Wir müssten zu sehr ins Einzelne eingehen, um hier und da einen Vorbehalt zu machen, der dem gründlichen Kenner des Französischen auch von selbst beifallen wird. Zu „toucher va. = conduire (les bestiaux, les chevaux), vn. marcher, aller (Inusité en français)“ bemerken wir, dass zwischen Nevers und Lyon der Bauer im activen Sinne mit voller Ergänzung „piquer les boeufs“ sagt. Als auch von allgemeinem Interesse führen wir nur noch Folgendes an. Wie charakteristisch ist Bihon. Buhon, sm., temps noir, froid et sans pluie. (Les bihons de Noël)! Bei dem folgenden Worte, das man im Lande „frâ-ri“ ausspricht, denkt man unwillkürlich an die φρατρία, die Unterabteilung der φυλή im alten Attika: „frairie, sf. subdivision d'une paroisse (territoire et habitants), sous le patronage d'un saint. Institution particulière à la Bretagne et d'origine fort ancienne, érigée par le christianisme sur les ruines du clan breton.“

Wir glauben hiermit die Bedeutung dieser Ergänzung der Patois-Studien hinlänglich dargelegt zu haben und wünschen, dass die Neuphilologen einmal eine Wanderung in den Westen Frankreichs unternehmen.

Diesem Bericht fügen wir zum Schluss noch eine Frage, resp. Bitte hinzu. Mit unverdrossener Ausdauer und litterarischem Geschmack hat vor dreißig Jahren unser edler Freund Armand Guéraud zu Nantes eine reiche Auswahl von Volksliedern seiner Heimat gesammelt, die nicht nur für Geschichte und Poesie, sondern auch für die dortigen Dialekte von großem Werte ist. Das Manuskript dieser Sammlung von „Chants populaires du Comté Nantais et du Bas-Poitou“ liegt seit dem frühen Tode unseres Freundes (1860) auf der Stadtbibliothek zu Nantes. Warum wird sie nicht durch den Druck Allen zu-

gänglich gemacht? A. Guéraud starb, bevor er noch die letzte Hand an sein Werk legen konnte. Könnte nicht ein dortiger Litterator, vielleicht Dugast-Matifeux, das Werk vollenden? Prof. Suchier zu Halle hat auf der Nationalbibliothek zu Paris die von A. Guéraud redigierte „Revue des Provinces de l'Ouest" für seine französischen Dialektstudien benutzen können; warum ist ihm nicht auch jene Sammlung von Volksliedern zugänglich gewesen? Sie ist dem gelehrten Publikum gar nicht bekannt, und übrigens kann nicht Jeder noch von Paris nach Nantes reisen. Wir bitten die Société académique de la Loire-inférieure den Druck dieser Sammlung in die Hand zu nehmen; die Kosten sollten von den betreffenden Departements bestritten werden.

Leipzig. H. Semmig.



Der serbische Freund Leopold von Rankes.

Mit Originalbriefen von Goethe, Jac. Grimm, der Talvj und S. Vater.

Von Dr. Heinrich Penn.

(Schluss.)

Auch Kaiser Nikolaus von Russland trug ihm eine Stelle an der Petersburger Universität an und verlieh ihm das Comthurkreuz des Skt. Annenordens mit der Krone, Kaiser Ferdinand von Oesterreich beschenkte ihn mit einem wertvollen Brillantringe, und sein Nachfolger Kaiser Franz Josef verlieh ihm den Franz-Josefs-Orden, sowie die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Auf seinen Reisen in Deutschland, Russland und den südslavischen Ländern gewann Vuk zahlreiche Freunde.

Viele Akademiker und gelehrte Vereine machten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, die Universitäten von Jena und Charkow ernannten ihn zum Ehrendoktor.

Noch wollen wir an dieser Stelle ein Schreiben der Talvj veröffentlichen, das aus dem Jahre 1850 stammt und Zeugnis dafür giebt, wie rastlos die genannte Schriftstellerin an der Verbesserung ihrer Uebersetzung arbeitete. Der Brief ist aus New-York datiert, wohin die Dame ihrem Gemahle, dem Amerikaner Professor Robinson gefolgt war.

Neu-York, den 20. Juni 1850.
Hochgeschätzter Freund!

Seit beinahe drei Monaten sind wir wieder auf dieser Seite des Weltmeeres — es scheint mir ein Traum dass ich einmal wieder auf kurze Zeit meines theueren Vaterlandes froh geworden! und doch fühl' ich an der bedeutenden Ausbeute von Erinnerungen, die ich mitgebracht, deutlich genug, dass es nicht wirklich ein Traum war.

Nachdem wir Wien verlassen, haben wir uns hauptsächlich in Weimar aufgehalten, und nur eine kurze Reise nach Berlin gemacht. Mein Mann brauchte nothwendig einige Wochen der Ruhe, um das eingesammelte Material einigermaßen zu ordnen. Am 7. Oktober verließen wir Deutschland, am 13. England. 14 Tage waren für eine Dampfschiffreise lang genug, und auch eben nicht angenehm, aber immer noch kürzer und angenehmer als die meisten transatlantischen dieses gegenwärtigen Herbstes und Winters, die durch Stürme und widrige Winde recht wie dazu gemacht sind dem allzukühnen und übermüthigen menschlichen Geiste die Flügel zu beschneiden.

Hier hab' ich mich nun, sobald wir einigermaßen eingerichtet waren, an eine Ueberarbeitung meiner Uebersetzung der Serbischen Lieder gemacht, die in einer neuen Auflage bei Brockhaus herauskommen sollen. Ich hätte sehr gewünscht diese Arbeit noch in Deutschland vornehmen zu können, allein ich konnte ganz unmöglich Zeit dazu finden. Und da mein Material hauptsächlich in Ihren Büchern besteht, die ich durch Ihre Güte besitze, so war es im Grunde gleichgültig, wo ich meine Uebersetzung durchsah. Dies habe ich denn mit treuem Fleiße gethan, und sie Vers auf Vers mit dem Originale verglichen und besonders bei der ersten Lieferung, während deren Uebersetzung ich die Sprache erst lernte, vieles zu verbessern und zu ändern gefunden. Aber freilich habe ich es mir keineswegs zu danke machen können; die beiden Sprachen sind zu verschieden; und gerade die hohe Einfachheit des Liedes macht die Uebersetzung doppelt schwierig. Ich habe diesmal gewissenhaft die Nummern der Originalien (nach Ihrer neuesten Ausgabe) zugefügt, denn ich wünschte, dass die, welche beide Sprachen verstehen, die Lieder vergleichen, gerade weil ich mir bewusst bin, treu übersetzt zu haben, treuer als Kapper und nicht weniger treu als Frankl.

Leider hab ich erst bei dieser Gelegenheit entdeckt, dass ich durch Ihre Güte nur die beiden ersten Theile der neuesten Sammlung (Wien 1841 und 1845) besitze. Sie waren so freundlich mich zu fragen, ob ich auch Alles besäße? Der Umstand, dass mir von dem 4ten Theil der Leipz. Auflage durch einen Irrthum 2 Exemplare zugekommen sind, und die Gewohnheit, die ich habe, mich dieser Ausgabe beim Nachschlagen zu bedienen, machte mich im Augenblicke, da Sie mich darüber fragten, irre, Sie würden mich daher sehr verbinden, verehrtester Freund, wenn Sie mir den dritten Theil der neuesten Auflage nachschicken wollten. Sie brauchen ihn nur (für mich) nach Leipzig an Brockhaus zu senden, mit dem ich in steter Verbindung stehe, so wird er mich gewiss erreichen. Höchst unangenehm ist es mir, dass ich diesen Irrthum begangen, denn es wäre mir wegen der Bezeichnung der Nummern gar viel daran gelegen, das Buch jetzt zu haben. Indessen kömmt bei den größeren Liedern die leicht zu finden sind weniger darauf an, als bei den kleineren Frauenliedern. Von diesen habe ich meiner Uebersetzung mehrere neue hinzugefügt, und auch von den größeren vier oder fünf, z. B. unter anderen: Wukaschins Heurath. — Die wunderbaren Schlangen- und Zauberlieder, welche blos Ihre neueste Sammlung vollständig giebt, hätte ich wohl Lust dem deutschen Publikum in einer eigenen, separaten Ausgabe mitzutheilen. Sie stimmen so wunderbar mit den nordischen Sagen von verwandelten Schlangenprinzen, Kronenschlänglein u. s. w. zusammen.

Tausendmal ein herzliches Lebewohl!

Empfehlen Sie mich bestens Ihrer Frau Gemahlin und der theueren Minna. Marie schreibt an diese. Meines Mannes beste Grüße. Erfreuen Sie recht bald durch eine freundliche Antwort

Ihre ergebenste
Therese R.

Alle Erfolge und vielfachen Ehrenbezeugungen hatten Vuk nicht verändert, sein Herz nicht mit Stolz erfüllt, er blieb derselbe glühende Patriot für sein Vaterland, derselbe schlichte, einfache Mann für Alle, die seinen persönlichen Verkehr suchten. Und wer ihn suchte, fand den freundlichen, alten Herrn in seiner Wohnung auf der Landstraße in Wien, in dem geräumigen Arbeitszimmer, — dessen Wände mit den Bildnissen aller Helden der serbischen Revolution, meist von der Hand seiner gelehrten Tochter Wilhelmine herrührend, geziert waren, — vor einem großen, mit Schriften bedeckten Tische, zu seiner Linken die bis zum Plafond reichende. Bibliothek, von der echt nationalen „Gusle" gekrönt Dort saß Vuk, den roten serbischen Fez, den er

nie abnahm, auf dem ehrwürdigen Haupte, ein Kopf so schön und charakteristisch, wie ihn kein Maler zutreffender zeichnen konnte, denn Vuks Gesicht wies in ganz markanter Weise den unverfälschten, südslavischen Typus auf, wie wir ihn nur tief in Serbien und in Montenegro treffen. Dunkle, tiefliegende, feurige Augen, von dichten, grauen Augenbrauen überschattet, scharf hervortretende Backenknochen, ein ungewöhnlich langer, starker Schnurbart, schlichtes graues Haar bildeten die besonderen Merkmale dieses eigentümlichen Gesichtes.

Vuk war von mittlerer, fast kleiner Statur, aber schon seine Mutter hatte von ihrem Sohne gesagt: „Auch der Dukaten ist eine kleine Münze, und doch mehr wert, wie der größere Thaler.“ („I dukat je malen novac, al više vredi od talira.“) Wer den berühmten Philologen besuchte, fand ihn immer zugänglich, immer heiteren Gemütes, trotz aller Kämpfe und Anfeindungen und trotz seines durch viele Jahre andauernden Fußübels. Er war nämlich schon im Jahre 1810 von einer schweren Krankheit heimgesucht worden, aus welcher er ein gelähmtes Bein davontrug, so dass er sich beim Gehen einer Krücke bedienen musste.

Wenn die Sprache aber auf Serbien, auf seine Kämpfe für die Unabhängigkeit, die heimische Poesie kam, oder ihn der Besucher in den Lauten der Muttersprache begrüßte, da flammte sein Auge auf, da floss ihm das Herz über in jugendlicher Begeisterung da überströmte der Mund voll Lob und Preis der Heimat. Vuk sprach deutsch, russisch und natürlich auch serbisch vollkommen, verstand aber auch das Böhmische und Polnische. In Wien, wo er durch 50 Jahre lebte und schuf, hatte er auch seine Familie gegründet und eine Wienerin, Anna Kraus zur Frau genommen. Dieselbe stand ihm treulich bei seinen deutschen Arbeiten zur Seite. Interessant ist — wie uns der russische Gelehrte Ivan Sreznjevski, der russische Biograph Vuks, dessen Mitteilungen viele bemerkenswerte Einzelheiten aus dem Leben und Schaffen des serbischen Philologen zu verdanken sind. — das Zustandekommen des „serbisch-deutsch-lateinischen Wörterbuches“ schildert. Bei den deutschen Uebertragungen half ihm seine Frau, bezüglich der lateinischen musste sich Vuk jedoch an den berühmten Kopitar wenden, da Ersterer als reiner Autodidakt, wie wir bereits klargelegt, des Lateinischen nicht mächtig war. Kopitar sprang denn auch gerne mit Rat und Tat bei und so gelang das Werk in überraschender Weise.

Und nun kommen wir zu den dunklen Partien dieses Lichtbildes, zu dem traurigen Momente dieses ein ganzes Volk beglückenden Lebens! Vuk lebte in misslichen Vermögensverhältnissen und starb in Armut, seine Familie in Not zurücklassend! Die mäßige Pension, die er aus Russland und Serbien bezog, reichte nicht zum Unterhalte seiner zahlreichen Familie, den häufigen wissenschaftlichen Reisen, der Herausgabe seiner Werke. Er geriet oft in die größte Not, so dass er einst sogar den kostbaren Brillantring, das Ehrengeschenk des Kaisers Ferdinand, verkaufen musste, um damit — Druckkosten für seine Werke zu begleichen! Gerade im Jahre 1862, wo er in seinem 77. Lebensjahre stand, war die Not wieder groß geworden. Sie warf ihn aufs Krankenlager, das er nicht mehr verlassen sollte.

Vuk hinterließ eine Wittwe, seine verwittwete Tochter Wilhelmine und deren unmündiges Kind. Gedrängt durch unbarmherzige Forderungen und Drohungen einer gerichtlichen Exekution musste die Wittwe jene 1000 fl., die ihr Kaiser Franz Josef einhändigen ließ, zur Tilgung von Schulden verwenden

So hatte der brave Patriot nicht allein seine ganze geistige Kraft, er hatte auch seine materiellen Mittel der serbischen Nation geopfert!

Es konnte Vuk am Abend seines Lebens wie ein siegreicher Feldherr auf sein fünfzigjähriges, fruchtbares Wirken zurücksehen. Die Zeit war vorüber, wo seine Orthographie in Serbien verboten war, wo man seine religiösen Ansichten verketzerte, und dabei seine Uebersetzung des neuen Testamentes zum Vorwande nahm, wo man seine Grammatik und sein Wörterbuch öffentlich verbrannte.

Er war Sieger geblieben, er legte den festen Grund zum serbischen Sprachstudium, sein System ist von allen Serben angenommen, seine Orthographie mit dem Grundsatze: „Schreibe wie du sprichst“ ist eine der vollkommensten unter den Schreibarten des indo-europäischen Sprachgebietes und führt mit Recht den Namen Vuks. Die unvergleichliche Sammlung der Volkslieder aber, die er nur mit Hülfe seiner poetischen Begabung so meisterhaft auszuführen vermochte, sichert dem serbischen Volke wie auch dem genialen Sammler ein Denkmal für ewige Zeiten!



Mémoires de Barthelemy Sastrow, bourgmestre de Stralsund.

Traduits par Edouard Fick, docteur en droit et en philosophie. 2 vols. Genève, Imprimerie Jules Guillaume Fick. 1886.

Die höchst interessanten Denkwürdigkeiten des B. Sastrow erschienen zuerst 1823—1824 in Greifswald unter dem Titel: „Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen Lebens, auch was sich in dem Denkwerdiges zugetragen, so er mehrentheils selbst gesehen und gegenwärtig mit angehöret hat, von ihm selbst beschrieben.“ Auch wurde 1860 von Grote eine für das große Publikum bestimmte Ausgabe veranstaltet, und es hat G. Freytag diese Aufzeichnungen in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ verwertet. Das Verdienst, diese Denkwürdigkeiten dem französischen Leser zuerst zugänglich gemacht zu haben, und zwar in

musterhafter Uebersetzung und zugleich stilgerechter Ausstattung gebührt aber dem obengenannten Genfer Gelehrten Dr. E. Fick.

Leider sollte er die Vollendung beider Prachtbände nicht lange erleben. Kaum zehn Tage nachdem er dieses Werk, an dem er viele Jahre liebevoll gearbeitet hatte, in die Welt hinausgesandt, wurde er im kräftigsten Mannesalter in wenigen Stunden von einer heimtückischen Krankheit dahingerafft. Es ist unter diesen Umständen vielleicht an der Zeit, einen Rückblick auf den Lebenslauf des anspruchslosen Gelehrten, Verlegers nnd Buchdruckers zu werfen.

Nachdem Ed. Fick in Heidelberg und Berlin studiert und in ersterer Stadt die doppelte Würde eines Doktors der Rechte und der Philosophie erworben hatte, kehrte er nach Genf zurück, wo er bald darauf die Leitung der altberühmten Druckerei J. G. Fick aus den Händen seines Vaters übernahm. Sein Bestreben war von vorne herein darauf gerichtet, die uns überkommenen zahlreichen Schriften zur Genfer Reformationsgeschichte dem Publikum in absolut getreuen Nachbildungen vorzuführen, und er ist in dieser Beziehung im wahren Sinne des Wortes bahnbrechend gewesen; denn es traten erst bedeutend später die sogenannten Liebhaber-Ausgaben in Paris und alsdann in Deutschland auf. Unterstützt wurde Ed. Fick in seinen Bestrebungen dadurch sehr wesentlich, dass seine Druckerei die alten Holzstöcke und zum Teil sogar die Schriften des Genfer Zweiges der altberühmten Estienneschen Offizin überkommen hat. Diesen Vorrat ergänzte er nun, indem er in vielen Sammlungen und besonders in Berlin Initialen, Verzierungen etc. aus der Renaissancezeit kopieren und in Holz schneiden, Schriften aus dem sechszehnten Jahrhundert in getreuen Nachbildungen gravieren und schießlich mit großen Opfern Büttenpapier, möglichst nach alten Mustern, herstellen ließ.

Damit nicht zufrieden, überwachte er den Handpressendruck seiner Liebhaber-Ausgaben persönlich, verwarf jeden Bogen, der nicht in Bezug auf Sauberkeit, Farbe etc. den höchsten Anforderungen entsprach und las selbst jede Korrektur zwei bis drei Mal, ehe er das Imprimatur erteilte.

So entstand nach und nach eine kostbare Sammlung von meisterhaften Nachbildungen von Druckwerken aus der Glanzzeit der Buchdruckerkunst, die, zumal sie stets nur in sehr kleinen Auflagen gedruckt wurden, wohl dereinst von Liebhabern mit Gold aufgewogen werden, und sich den besten Leistungen der Estienne, Aldus, Plantin an die Seite stellen dürfen.

Mit zu den schönsten Werken der Sammlung gehören Sastrows Denkwürdigkeiten. Die Initialen sind unseres Wissens sämmtlich einem in der Berliner Kupferstichsammlung aufbewahrten alten Alphabete entnommen und mit höchster Gewissenhaftigkeit und Liebe auf Holz nachgeschnitten. Die Druck- und Papierausstattung aber ist über alles Lob erhaben. Das Buch bildet somit den würdigen Abschluss eines dem typographischen Kunstgewerbe und der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts gewidmeten Lebens.

Berlin. G. van Muyden.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 4. Leipzig, den 22. Januar. 1887.

Inhalt:

Ueber den Einfluss des Erlernens fremder Sprachen auf die Entwickelung der Muttersprache.

Von Franz Pfalz.

Es ist eine von den angeblich unumstößlichen Wahrheiten der Erziehungs- und Unterrichtskunst, dass man sich der Muttersprache erst dann vollkommen bewusst werde, wenn man sie Schritt für Schritt mit einer fremden Sprache vergleiche, indem man diese selbst erlerne. Deswegen treiben wir in den Gymnasien Latein und Griechisch, in Realschulen und höheren Mädchenschulen, ja selbst in den gehobenen Bürgerschulen Französisch und Englisch oder wenigstens Französisch. Man kann den obigen Grundsatz in einem allgemeinen, einem engeren und einem engsten Sinne fassen. Hört man sprachgelehrte Erzieher über die Sache reden, so begegnet man bald der einen, bald der anderen und bald der dritten Auffassung. Manche nehmen schon ganz im allgemeinen an, dass das Erlernen einer fremden Sprache dem Verständnisse der Muttersprache zu Gute komme. Allein diese Behauptung wird bei näherer Betrachtung ziemlich hinfällig, denn dann müssten Negerbuben, Kellner, Handelsleute, allerhand fahrende Leute, die zwei, drei Sprachen geläufig sprechen, ihre Muttersprache mit Sicherheit und Gewandtheit gebrauchen. Dass dies aber keineswegs der Fall ist, beweist die Erfahrung hinlänglich. Im Gegenteil, man findet nicht selten, dass solche Leute ihre Muttersprache fast ganz verlernen. Kinder, welche in andere Sprachbezirke versetzt werden, vermögen sich schon nach wenigen Jahren nicht mehr mit ihren Volksgenossen zu verständigen. Deshalb geben auch die Erzieher in der Regel zu, dass eine fortwährende Vergleichung der Muttersprache mit der fremden stattfinden müsse, wenn der Zweck des Sprachstudiums erreicht werden solle. Die Vergleichung aber kann nur an der Hand der Grammatik und unter beständiger Uebung im Uebersetzen geschehen. Aus diesem Grunde, meinen endlich die gründlichsten der Sprachgelehrten, sind die alten Sprachen, die todten, und unter ihnen wieder das Lateinische und Griechische am geeignetsten zur Veredlung der Muttersprache, sie allein sind im vollsten Maße abgeschlossen und logisch durchgearbeitet. Aber über den Wert der grammatischen Studien für den Sprachunterricht herrscht Streit. Viele Lehrer, und man darf sagen die frischesten und wohlmeinendsten, möchten den grammatischen Unterricht auf das äußerste beschränken. Bei den neueren Sprachen fordern sie lebendiges Sprechen und vieles Lesen, bei den alten wenigstens fleißiges Lesen als das wahrhaft Bildende und durchaus Notwendige. Denn die Grammatik, sagen sie, ist doch nur ein künstliches Fachwerk, in welches die Sprache hineingepresst wird; eine allgemeine Grammatik giebt es gar nicht und in der Grammatik einer einzelnen Sprache überwiegen nicht selten die Ausnahmen die Regeln. So bleibt denn eigentlich nur das Uebersetzen als das Formalbildende im Erlernen und Vergleichen der Sprachen übrig. Nun darf man sich aber doch die Bemerkung erlauben, dass eine gute Uebersetzung, selbst unter Anleitung eines sprachgewandten Lehrers nur dann gelingen kann, wenn man schon ziemlich viel von der Muttersprache versteht, für ihre Eigentümlichkeiten ein feines Gefühl besitzt, ihren Wort-

schatz kennt und zu gebrauchen weiß. Sonst ist das Uebersetzen nichts anderes als das Erlernen zweier Sprachen zu gleicher Zeit, und dies ist nach der Ansicht erfahrener Erzieher ein Unding. Oder der Ausdruck in der Muttersprache wird sich dem des fremden Musters anpassen, das heißt, die Muttersprache wird entarten. Wer viel aus dem Lateinischen übersetzt, ohne das Deutsche zu beherrschen, wird ein Lateinischdeutsch, wer das Französische in dieser Weise betreibt, ein Französischdeutsch sprechen und schreiben lernen. Wer Beispiele zu dem Gesagten sucht, darf sich nur in den Werken unserer Gelehrten umsehen, er wird darin mehr Lateinischdeutsch als wirkliches Deutsch finden. Die Sache ist wichtig und von so weitreichender Geltung, dass es sich wohl der Mühe verlohnen möchte, näher darauf einzugehen.

Wenn in dem Gesagten auch nur ein Fünkchen Wahrheit ist, so liegt auf dem Entwickelungsgange unserer guten deutschen Sprache ein schweres Verhängnis, denn seit fast 2000 Jahren bemüht sich das deutsche Volk, Inhalt und Form seiner Gedanken an fremden Sprachen zu veredeln, seit 2000 Jahren sitzt es als Schüler zu den Füßen der Sprachlehrer. Schon das älteste deutsche Litteraturwerk, die Bibelübersetzung des Ulfilas, ist eine — Uebersetzung, die nächsten Aeußerungen des deutschen Sprachgeistes sind Uebersetzungen zwischen den Zeilen (Interlinearversionen) und Wörterbücher (Glossarien). Aecht deutsche Werke, wie Muspilli, Heliand, Ottfrieds Christ, ragen gleich Inseln daraus hervor. Im 10. und 11. Jahrhunderte zwängte man unermüdlich unsere vaterländischen Stoffe in lateinische Formen. So das Walthariuslied, die Tiersage. Am Hofe, in den Klöstern, in den Kirchen sprach, sang und betete man lateinisch, die kleinen Klosterschüler bekamen die Rute, wenn sie deutsch sprachen. So ging es fort, das ganze Mittelalter hindurch; die Ritter stammelten daneben in ihren Epen und Minneliedern das Französische nach. Dann kamen die Humanisten mit ihren strengen Gymnasien und ihren lateinischen Gedichten. Wieder bestrafte man die kleinen deutschen Knaben mit Stock und Rute, wenn sie in den Schulen aus Versehen — deutsch redeten. Im dreißigjährigen Kriege führten die fremden Sprachen, Spanisch, Schwedisch, Französisch, einen wahren Hexentanz auf. Nun wurde auch das gemeine Volk in die Sprachmengerei hineingezogen. Das Lustspiel „Horribiliscribrifax" des Andreas Gryphius geißelt die Sucht, mit fremden Sprachbrocken zu glänzen. Nach dem Kriege beherrschte das Französische die gebildete Welt Deutschlands. Voltaire glaubte in Frankreich zu sein, als er in Deutschland reiste; so viele sprachen französisch. Die Gouvernantenwirtschaft steuerte darauf zu, das Deutsche in den vornehmen Familien auszurotten. Wieder wurden die kleinen Kinder gezwungen, ihre Muttersprache zu verleugnen, diesmal um des Französischen willen. Gegen Ende des Jahrhunderts begannen die Neuhumanisten die Gymnasien umzugestalten. Die Leistungen im Lateinischen und Griechischen wurden gesteigert, durch feste Lehrpläne bestimmt, in Prüfungen, die unter staatlicher Aufsicht standen, nachgewiesen, mit der Berechtigung zum Universitätsstudium gekrönt. Die höheren Realschulen, welche Latein, Französisch und Englisch betrieben, begannen nach denselben Berechtigungen zu streben, haben sie auch teilweise erlangt und kämpfen um das noch übrige (die Zulassung ihrer mit dem Reifezeugnisse versehenen Schüler zu den sogenannten Falkultätsstudien, besonders zu dem der Medizin). So sind wir also auch jetzt noch in das Lernen anderer Sprachen tief verflochten. Doch ist ein Unterschied zwischen Sonst und Jetzt. Dem Unterrichte in der Muttersprache ist auch im Gymnasium eine besondere Stelle angewiesen, und im Realgymnasium tritt die Einwirkung der neueren fremden Sprachen auf die Gestaltung der Muttersprache sehr hinter der Litteraturkenntnis und dem Lernen für das Leben zurück. Bei alle dem ist es unvermeidlich, dass der Unterricht in zwei, drei fremden Sprachen auf den Stil des Einzelnen und auf die allgemein gültige Sprech- und Schreibweise einwirkt.

Ich weiß recht wohl, was man uns entgegnet wird. Bei jeder Antrittsrede der Herren Rektoren der Gymnasien kann man es hören. Es ist, sagt man, ein besonderer Vorzug des deutschen Wesens, dass wir von anderen Völkern lernen wollen, und die Sprachen, die wir lernten und noch lernen, sind hochentwickelte, bergen die Geistesschätze der Völker, welche uns lange Zeit weit überlegen waren. Wir haben, wie die Bienen, aus diesen Sprachen den Honig gezogen, das Gift haben wir darin gelassen, oder noch besser, wir haben das edle Reis einer höheren Kultur auf den wilden Stamm unseres Volkslebens gepfropft und erfreuen uns jetzt der herrlichen Früchte, die wir damit erzielt haben. Dies alles ist vollkommen wahr und nicht genug anzuerkennen, wenn es sich nur um den Inhalt der entlehnten Geisteswerke handelt und nicht um die sprachliche Form. Der Inhalt fremder Litteraturwerke kann von den Gelehrten in der Ursprache übernommen und durch gute Uebersetzungen dem Volke zugänglich gemacht werden, wie es mit der Bibel, wie es mit Homer geschehen ist, aber wenn eine durch Erziehung und Unterricht bewirkte Umgestaltung der Sprache eintritt, dann ist jedes Volk, das nicht Mischvolk ist, übel daran. Bei Mischvölkern trifft es zu, dass eine höher kultivierte Sprache wie ein edles Reis auf die ursprüngliche Sprache gepfropft worden ist, und Mischvölker sind oft außerordentlich bildungsfähig. Dies beweisen die Engländer und die romanischen Völker, welche germanische und keltische Stämme mit sich verschmolzen haben. Aber wenn ein Volk reiner Abstammung wie das germanische sich viele Jahrhunderte lang immer von neuem in

fremde Sprachformen hineinzwängen lassen muss, dann wird der Baum der Sprache nicht veredelt, sondern wie in den Gärten der Zopfzeit in der Krone verschnitten und treibt gleich den Kugelakazien übermäßig in das Laub statt Früchte zu tragen. Wird nun gar mit dieser sprachlichen Zwangstracht wiederholt gewechselt, so geht aus der ungewöhnlichen Form zuletzt eine Missgestalt hervor. Dass man sich hierüber keine Sorge macht, beruht zum großen Teile auf der vermeintlichen Gewissheit, der Mensch könne gleichzeitig in mehr al. einer Sprache denken. Dies ist eine der schlimmsten Täuschungen, die es giebt. Die Sprache ist die Gedankenform, und jede Sprache hat ihre eigentümliche Form der Gedanken. Wir denken in der Sprache, die uns am geläufigsten ist, in anderen übersetzen wir nur oder schwatzen wie ein abgerichteter Vogel, sei es nun, dass wir im Lateinischen eine Redensart an die andere schieben oder im Französischen Sätze drechseln.

Ob durch das Jahrhunderte lange Abquälen mit fremden Sprachen unser Deutsch entartet ist, muss sich zeigen, wenn wir den Wortbestand und die Satzbildungen näher betrachten.

Der Wortschatz unserer Sprache ist durch Fremdwörter so grässlich verunreinigt, dass es kaum möglich sein wird, ihm wieder zu dem alten Glanze zu verhelfen. Die Fremdwörternot ist eine Seuche, an der wir unheilbar erkrankt sind. Nicht deshalb, weil sich eine Anzahl Fremdwörter bei uns nach und nach mit deutscher Biegung sesshaft gemacht haben, wie Tafel, Tisch, Teller, Fenster, Brief, Schrift, sondern weil die Unmasse der nicht eingebürgerten Fremdwörter bereits eine arge Verwüstung im Kerne der Sprache angerichtet hat. Woher rührt die Neigung, Fremdwörter zu suchen und zu gebrauchen? Woher kommt es, dass der Deutsche für jede Erfindung und Verbesserung, die er macht und auf die er stolz ist, sogleich nach einem Fremdworte sucht und zwar nach einem möglichst fremden, etwa einem griechischen? Was hat uns überschüttet mit Teleskopen, Mikroskopen, Kaleidoskopen, Photographien, Phonographen und Telegraphen, Telephonen und Velocipeden? Es ist die Eitelkeit, die Bequemlichkeit oder die absichtliche Täuschung! Die Schwäche des Deutschen, alles, was er schafft, was er erfindet oder nachbildet als Gelehrter zu erfinden oder nachzubilden, treibt zunächst diese wunderlichen Blüten. Es ist eine bettelhafte Großtuerei. Daher zeigt sich die Sucht, neue Fremdwörter einzuführen, am deutlichsten bei Quacksalbern, die neue Pillen oder Haarerzeugungsmittel auf den Markt bringen, bei Modehändlern, die fremde Zeuge und Spitzen anpreisen und bei Speisewirten, die ihre Fleischreste an den Mann bringen wollen.

So entnehme ich aus dem heutigen Tageblatte, wie sich die Bezeichnungen eben darbieten: Konzentriertes Restitutions-Fluid, Transatlantische Pulver-Kombination, Reis-Poudre, Comestique, Konfektionsstoffe, Tuche-Croisé. Es ist ganz unmöglich, alle die fremdländischen Anpreisungen der Waaren, Geschäfte und Gewerbe auch nur annähernd vollständig aufzuzählen oder einzuteilen, ist auch nicht nötig, denn jeder hat das Schauspiel täglich vor Augen, und tausendfach ist darüber geklagt worden. Hier gilt es nur festzustellen, dass Eitelkeit und schlaue Ausbeutung der einfältigen Anstaunung des Fremden die Hauptursachen dieser lächerlichen Sitte sind. Wir dürfen aber, so schwer es uns wird, nicht verschweigen, dass die Wissenschaft selbst einen großen Teil der Schuld trägt. Die Aerzte werfen immer neue Fremdwörter (sogenannte technische Bezeichnungen) in das Volk: Diphteritis, Tuberkulose, Typhus, Neuralgie, die Gerichte fahren fort mit ihren Resolutionen, Reskripten, Reklamationen, Appellationen und mit ihren Titeln: Registrator, Referendar, Assessor u. s. w., die Verwaltungsbehörden behalten ihre Bureaus, Kontrolleure, Inspektoren, Expedienten, die Kassen ihre Bilanz, Assekuranz, Effekten, Hypotheken, Aktien, ja die höchsten Auszeichnungen der armen Deutschen sind ausländische Titel und Anreden.

Neben der Eitelkeit und Gelehrttuerei ist besonders die Trägheit, die Bequemlichkeit die feuchte Wärme, welche die Fremdwörter ausbrütet und erhält. Man ist zu faul, ein deutsches Wort zu suchen, und unsere Sprache ist doch so reich! Der gesunde Sinn des Volkes übernimmt in vielen Fällen die Mühe, die sich die Gelehrten nicht geben. Aus Teleskop wurde Fernrohr, aus Photographie Lichtbild, aus Velocipedist Radfahrer, aus Stenographie Schnellschrift. Ganz sind diese Verdeutschungen noch nicht durchgedrungen, aber sie brechen sich Bahn — im Volke.

(Fortsetzung folgt.)



Drei Romane.

„Martin Salander" von Gottfried Keller (Berlin, Wilhelm Hertz, Bessersche Buchhandlung). Das ist der Roman eines rechtschaffenen Mannes, der von der Woge des Schicksals hinauf und hinunter geschleudert, endlich noch in einem sicheren Hafen anlangt und behaglich sein Schäfchen im Trocknen scheren kann. Er hat ein treues Weib, zwei Töchter, welche sich zwei Zwillingssöhne des kreuzbraven Ehepaares Weidelich erzwingen und von diesen seelenlosen Erzhalunken unsäglich unglücklich gemacht werden. Dann ist da ein alter Freund Salanders, Wohlwend, der immer von Idealismus spricht und, wie die jungen Zwillinge, ihm anvertraute Gelder unterschlägt, den Salander also zweimal zwingend, Weib und Kind zu verlassen um in Brasilien das Geld zu verdienen, das man nötig hat, wenn man in der Schweiz leben

will. Sodann gibt's noch zwei ungarische Frauenzimmer, welche Wohlwend nach Jahr und Tag wieder ins Heimatsland mitbringt, Töchter eines Händlers in Schweinefleisch und Borstenvieh, die eine als seine Frau, dumm und gefügig, die andere, Myrrha, von rührender Schönheit und ebensolcher Verblödung. Diese Letztere erweckt in dem alten Salander noch eine Art von Johannestrieb, dessen er sich selber schämt, als sein Sohn Arnold, ein grundkluger Mensch, von Brasilien zurückkommt und gleich merkt, dass die griechisch-schöne Myrrha auf ihn, Arnold, dressiert war. Im Ganzen sind die Vorgänge von einer erstaunlichen Einfachheit; es dreht sich die gute Hälfte der 450 Seiten um Geld, Nahrungssorgen, Defraudationen, Wechselgeschichten, Verbrechen und Zuchthaus. Da vier Kinder unglücklich werden und machen und der einzige Arnold ein wenn auch nicht recht nützlicher, doch wenigstens brauchbarer Mensch wird, so könnte man fast meinen, Gottfried Keller hätte die Verneinung des Willens zum Leben predigen, und doziren wollen: Habet keine Kinder. Ihr, die Alten, seid noch aus besserer Zeit, die neue Generation ist faul, betrügerisch, hoffärtig, eitel! Doch findet sich Arnold am Schlusse mit einer guten Sippe und Genossenschaft zusammen, an der man nur leider kein Interesse hat, da sie nicht einmal namentlich vorgestellt wird und nur auf einen kurzen Abend erscheint, zu politisieren, wissenschaftlern und zu singen. Dagegen sind die zwei Zwillinge Weidelich gar köstlich gezeichnet und man muss nachlesen, wie sie bei Bier und Würfelbecher losen, wer nun bei der Führung des Lebens liberal oder konservativ werden soll. Das Buch ist reich an köstlichen Einzelheiten, an Zügen von welterfahrener Menschen- und Herzens-Kenntnis; es ist reich an goldenen Goetheworten und der Stil nicht frei von Zürichismen (Begangenschaft, ungegessen schlafen gehen etc. etc.), es schillert recht oft in dem Abglanz göttlichen Humors, an dem die „Züricher Novellen", die „sieben Legenden" so reich sind, — aber — es übertrifft die genannten Werke nicht

Eine wackere Hausfrau, ähnlich der Marie und Amalie, der Gesponsinnen Salanders und Weidelichs, der ich das Buch zu lesen gab, weil sie es ohnehin keineswegs gekauft hätte, eine wackere Deutsche, antwortete auf meine Frage, wie es ihr gefallen, indem sie den Finger auf eine angebogene Stelle legte. Da sagt die Frau Marie Salander: „Und jetzt schlaf wohl, Mann, Deine Geschichte hat doch etwas Einschläferliches an sich!" Und Martin hatte ihr von seiner Nachliebe zur thessalischen Myrrha erzählt! Die wackre deutsche Frau hat aber mit ihrem urteilenden Finger Unrecht. Martin Salander wird zwar nur die Werke Gottfried Kellers, nicht aber seinen unverrückbaren Ruhm vermehren. Er verdient aber ein echtes Volksbuch zu werden, da er in schlichter, ergreifender Weise die Geschicke zweier ehrlicher Schweizerfamilien giebt, deren Kinder, durch die böse Zeit schlimm oder unglücklich gemacht, als warnendes Exempel für Streblinge, Besserwisser, Faulpelze und Irregeleitete dienen mögen. Und wenn man nur daraus lernen könnte, dass so mancher moderne Patriotismus nichts ist, als eitel Selbstsucht und -Liebe, so wäre dies schon ein reichlicher Gewinn.

Der Roman: „Eine Stimme" von dem Veteranen August Becker (E. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig) hat zu meinem aufrichtigen Bedauern die Hoffnung nicht erfüllt, die ich deshalb auf ihn setzte, weil ich noch jüngst die bei H. Costenoble in Jena erschienene „Nonnensusel" desselben Verfassers mit dem besten Gewissen loben konnte. In der Schilderung pfälzischen Dorflebens schien mir der wackere Sänger von „Jung-Friedel, der Spielmann" vollauf zu Hause zu sein, und in Eisenach auf dem Schriftstellertage bekundete er noch in Festliedern und Festreden, dass er Baumbachische Gesänge lange vor Baumbach und trotz ihm zu dichten gewusst und noch wisse, und dass unter dem ergrauten Haupte jugendlicher und echt kollegialer Sinn Raum habe. Die vorliegende Erzählung in drei Bänden (235, 228 und 254 gleich 717 Seiten!!!) hätte dürftig für eine gute Novelle ausgereicht. — So quält der Verfasser sich und uns, uninteressante Nebenfiguren durch allerlei manierierte Zutaten interessant zu machen; das Ganze scheint für Fortsetzungen in Familienblättern und unter dem Strich berechnet zu sein und enthält nichts, was nicht ein Mädchen von 11—13 Jahren lesen dürfte, ja, eine zimperliche Frau könnte diesen Roman geschrieben haben. Die simplen Vorgänge machen den Eindruck großer Unwahrscheinlichkeit. Ein Professor lässt auf der Hochzeitsreise nach dem „Oberon" (bei welcher Vorstellung die Elfenkönigin mit dem Kopf nach unten in der Luft hängen bleibt!) seine junge Frau allein nach Hause fahren, um in Gesellschaft einiger Freunde zu bleiben! Nach fünfjähriger, kindergesegneter Ehe wird dieser nebenbei an einem Fräulein Lony Gefallen findende Gelehrte, auf eine Erzählung seines Freundes, Major von Straff hin, ein Othello, weil er hört, seine Frau sei damals mit einem Herrn im Wagen nach Hause gefahren. Obwohl sich nun seine Haare in einer Nacht grau färben und er sich wie ein roher Mensch geberdet, raucht er am anderen Morgen vergnügt Zigaretten zum Kaffee, weil der Major ihm nun erzählte, es sei Lony gewesen, nicht seine Frau, in deren Wagen er gesprungen. Lony ihrerseits meinte, es sei ihr Bräutigam; als sie den Eindringling, den Major Straff, bittet, den Wagen zu verlassen, entschuldigt sich dieser, sein Rockzipfel sei eingeklemmt!! Wegen solcher Torheiten verlässt der Bräutigam die Braut und geht mit dem Major einen Vertrag ein, ihn niederschießen zu dürfen, wenn — er sich mit der Braut aussöhne. Der gute Bräutigam heiratet aber eine ganz Andere und schießt sich dennoch mit Major Straff! Dieser seinerseits hat Lony nie ge-

sehen, sondern sich im Wagen et ailleurs nur in ihre Stimme verliebt. — Er fordert ganz plötzlich Liebe von Lony, diese geberdet sich wütend — weil sie ihn liebt! Und als der sonderbare Major eine Kugel des früheren Bräutigams Lonys zwischen die Rippen bekommt, kennt ihre Liebe keine Grenzen mehr! — Das sind die Hauptbegebenheiten und man kann sich vorstellen, dass ich nicht in einer Spalte 717 Seiten zu exzerpieren vermag. Es wird in dem Roman unter Anderem geklagt — seitens einer alten Dame, Frau v. Wierz, — dass sich die Deutsche Nation von der Litteratur abwende. Ich begreife dies vollkommen, wenn sich ein Mann von hohem Können, wie der Sänger des „Jung-Friedel“ zu so alberner Fräulein-Litteraturproduktion hergiebt. Mit Beschämung müssen wir zugestehen, dass ähnliche leichte französische Romane doch wenigstens unterhaltend sind, dass sich auch die unflätigsten gallischen Romanciers doch an irgend ein Problem wagen, dass die nordischen Schriftsteller uns in jüngster Zeit keine solchen Milchsuppen senden, wie der Piersonsche Verlag in Dresden. Das ist der Roman, gegen den sich unsere deutsche Naturalistik mit Recht wendet, und der durchaus den Eindruck des Erfundenen und Nieerlebten macht, wenn er auch total erlebt ist!

Und, ein Zipfel wirklichen Lebens erhascht, un coin du monde regardè par un oeil réaliste, ist mehr wert, als eine ganze Romanbibliothek unwahrscheinlicher Erfindung, die uns höchstens den erstaunten Ausdruck ablockt: Wie, ums Himmels willen, ist es denn möglich, dass vernunftbegabte Menschen so handeln? — Ein Nachteil der Erzählung ist auch, dass fast Alles nachträglich berichtet wird, und sich fast nichts Wesentliches vor unseren Augen abrollt.

Das strikteste Gegenteil dieses Schattenromans ist „Der Spion“, ein historischer Roman aus der Geschichte des heutigen Russland. Er spielt zwar im Jahre 1825, zeigt aber nur zu unserer Trauer, dass die Verhältnisse im heiligen Nordreiche nicht besser geworden sind. Der Zar von damals, der Zar von heute, ein unumschränkter, unberechenbarer Despot, und deshalb von Verschwörern bedroht, umlauert, um jede glückliche Minute gebracht, so wie er das friedensbedürftige, altersmüde Europa um jede Minute des Friedens bringt. Doch dies nebenbei.

Der Roman, „Der Spion“, von Julius Große, dem verdienstvollen Verfasser „des getreuen Eckhart“ und so vieler gerngelesener Schriften, ist lebenswahr, spannend, dramatisch, und in einer tadellosen Sprache geschrieben. Ein wirklicher Held im Mittelpunkt der Erzählung. Er, Sherwood, ein Engländer, der in Russland lebt und durch die dortigen niederträchtigen Zustände um sein Lebensglück gebracht wird, gerät zufällig in den Besitz des Geheimnisses einer weitverzweigten Verschwörung, deren Ziel und Zweck Ausrottung des despotischen Hauses Romanow ist. Der Kaiser soll aufgehoben, ermordet, dem Volke soll die Freiheit gegeben werden. Sherwood gerät nun in eine eigentümliche Kollision der Leidenschaften und Pflichten, seines Ehrgeizes und seiner Ueberzeugung. Er muss den Zaren retten, und seine Freunde verraten. Er liebt die Freiheit und schlägt ihr doch die tiefsten Wunden. Er wird in ein tragisches Geschick verflochten; er tut seine Pflicht, wobei ihm sein feinfühliges Gewissen Marter genug bereitet. Prachtvoll ist jeder einzelne Charakter in diesem prächtigen Buche gezeichnet, durch das etwas vom Geiste der Tolstoi und Dostojewskij, vom „Raskolnikow“ und „Krieg und Frieden“ weht. Einmal steht Sherwood vor dem Kaiser, wie Posa vor Philipp II. von Spanien. Tatiana und Nadjeschda, so reizend und verführerisch in ihrem Gegensatze im Anfange, die Töchter des sprichwortreichen Gutsherrn Uschakoff, lieben, leben, leiden vor unseren Augen; es sind elementare Gewalten, reine, kräftige Menschen, die oft die untragbaren Verhältnisse in Russland zur Märtyrin oder zur Rachefurie machen. Alles erscheint im Lichte urewigster Wahrheit, Sprache und Vorfall decken sich und beide sind von einer herzzerreißenden Unerbittlichkeit. Es musste alles so kommen, wie es kam und es wurde alles so gesagt, dass uns nur Zustimmung, wenn auch in unendlicher Trauer, übrig bleibt. Es weht eine kalte, erkältende Luft aus diesen russischen Romanen, aber sie hat doch wieder mehr Belebendes als die Sciroccoluft, die aus so manchem französischen Buche herüberflutet. Es ist vielleicht der Gegensatz zu dem vorhergehenden Eindruck, der mich die Behauptung wagen lässt: Turgenjeff hätte vielleicht „den Spion“ gezeichnet!

In löblichem Kontrast zu hochnäsigen Plagiatoren, die der Verkaufserfolg übermütig gemacht hat, stellte mir Herr Julius Große seine Quellen zur Verfügung. Ich habe keine Veranlassung, mich einer Indiskretion schuldig zu machen und kann nur bezeugen, dass Herr Julius Große, hier, wie in seinen früheren historischen Romanen, (Maria Mancini, das Bürgerweib von Weimar, der Revolutionär etc. etc.) ehrliche Quellenforschungen gemacht und alles Erlaubte benützt hat, während die psychologische Entwickelung, und die so tatkräftig eingreifenden Frauencharaktere sein verdienstvolles Werk sind. Es ist ganz etwas Anderes, aus trockenen historischen Berichten eine lebensvolle, aktuelle Dichtung zu machen, als aus bereits gekochten Suppen seichte Brühen abzuziehen. Herr Julius Große hat das Kolorit meisterlich getroffen und es ist ihm gelungen: ex unguibus ursum zu konstruieren. Ich beglückwünsche den geschätzten Herrn Verfasser ebenso sehr, wie seine Leser.

Berlin. Alfred Friedmann.



Macedo-rumänische Volkslieder.

Uebersetzt von M. Hären.

IV.

Ach, ich hab's verschlafen,
Mir ist weh um's Herz,
Wüsstest du, o Mutter,
Meinen argen Schmerz!
In der Jungfrau'n Kreise
Spielte sorgenlos;
Blätter lispeln leise,
Müde ich die Augen schloss.
Stieg hinauf zum Söller
Am Zitronenbaum;
Unter'm Schatten lag ich da
In des Wipfels Raum.
Sitzt ein liebes Vögelein,
Munter blickt's und singt
Von dem frühsten Sonnenschein
Bis der Abend winkt.
Sein Gesang ruft Hirten
Aus dem Schlafe wach;
Weckt die Karawanen
Mägdlein allgemach.
Seht, wie sie am Tore
Hochweg niederspäht;
Nach der Karawane
All ihr Sinnen steht.
Jauchzend, mit Gesange,
Kehrt die Jünglingsschar
Aus der Fremde wieder; —
Freudig zum Altar,
Eilend mit den Bräuten,
Was will's mir bedeuten?
Dass ich einsam und verlassen bin!

V.

In Janina hat man mich verwundet,
Hat im Tal zu Boden mich geworfen,
Hat die Haare mir mit Staub besudelt.
Räuber griffen mich. Den Weg hinunter,
Weit hinunter, flohen die Genossen.
Flehend hab' ich ihnen nachgerufen,
Weinend sie zur Hülf' herbeigebeten.
Wehe euch, ihr treulosen Genossen,
Die ihr schnöde fliehend mich verlassen!
Wollet nur ein kleines Weilchen warten,
Dass um einen kleinen Dienst ich bitte.
Geht zu meinem Weibe, meinen Kindern, —
Wartet doch und fliehet nicht so eilig,
Nur bis ich zu Ende hab' gesprochen, —
Sagt, wenn ihr nach Hause seid gekommen,
Nicht, was mir gescheh'n. Sagt meiner Mutter:
Leiten möge sie das Hau . Uebt strenge Vorsicht,
Dass sie nicht erfährt, was mir geschehen;
Schlimmes könnte ihr darob geschehen;
Meiner Schwester, wenn sie in den Hof kommt,
Dann nach mir in banger Sehnsucht fraget,
Sollt ihr sagen, dass ich sterben werde,
Dass das Haupt entblößt sie um mich weinet.
Fragt mein Weib dann, wie es mir ergehe,
Sagt auch ihr: Er kehret nicht mehr wieder,
Nie mehr siehst du ihn. Befohlen hat er,
Beide Weingehege zu verkaufen
Und die beiden Töchter zu vermählen.

VI.

Berg, o schwarzer Berg,
Finster siehst du aus;
Schaurig weht der Wind,
Wieder kriecht der Winter 'raus.
Alter schleicht gebückt,
Junge nehmen Frauen;
's fiel ein Reif des Nachts —
Gras dorrt auf den Auen.
Zieht der Jüngling fort,
Seine Jugend schwindet;
Kleine werden groß,
Alter, schwach, erblindet.
Mädchen strickt verstimmt,
Bitter sie's empfindet,
Dass noch unvermählt,
Sie nicht den Brautkranz windet.
Heimlich ruht ihr Blick
Auf dem schönen Jüngling dort;
Ihre Augen schaut er tief,
Flüstert ihr manches Wort.
Sie lieben, sie vermählen sich —
Seine Wünsch' sie muss erfüllen;
„Große Liebe, schlechtes Leben!"
Hört man Neider, Feinde brüllen.

VII.

„Heiraten sollst du, Töchterlein!"
‚Heiraten? Wen, o Mütterlein?'
„Dein Gatte soll ein Hirte sein."
‚Nie werd' ich einen Hirten frei'n;
Im Walde sitzt er, jahraus, jahrein,
Lässt mich zu Haus, mutterseelenallein.'

„Heiraten sollst du, Töchterlein!"
‚Heiraten? Wen, o Mütterlein?'
„Dein Gatte soll Hausierer sein."
‚Nie werd' ich den Hausierer frei'n;
Der da schweift, o welche Pein,
Immer bei Mond- und Sonnenschein.'

„Heiraten sollst du, Töchterlein!"
‚Heiraten? Wen, o Mütterlein?'
„Dein Gatte soll ein Maurer sein."
‚Nie werd' ich einen Maurer frei'n;
Ferne reiht er Stein an Stein,
Bange wird's der Seele mein.'

„Heiraten sollst du, Töchterlein!"
‚Heiraten? Wen, o Mütterlein?'
„Dein Gatte soll ein Schneider sein."
‚Nie werd' ich einen Schneider frei'n;
Tag und Nacht nur Näherei'n,
Sticht die Nadel mich — Schererei'n.'

„Heiraten sollst du, Töchterlein!"
‚Heiraten? Wen, o Mütterlein?'
„Ein Silberschmied soll dein Gatte sein?"
‚Einen Silberschmied will ich wohl frei'n;
Er macht mir Ringe, niedlich und fein,
Hab' Ohrgehänge — und Silber im Schrein.'

The Greville Memoirs.

Drei starke Bände, jeder von nahezu vierhundert Seiten, enthalten die Anfzeichnungen eines jungen Diplomaten, der in der Stellung eines Sekretärs bei den Sitzungen der Minister gegenwärtig sein musste, und folglich genaue Kenntnis aller Vorgänge erhielt. Sein Platz machte ihn außerdem hoffähig; er wurde von der Königin zur Tafel gezogen, und war demzufolge ein gern gesehener Gast der ersten Familien. Im Jahre 1874, als er noch ein ganz junger Mann war, publizierte er den ersten Teil seiner Aufzeichnungen, der sich über die Regierungszeit von Georg IV. und Wilhelm IV. erstreckt; jetzt beginnt er mit der Königin Victoria, mit deren Tronbesteigung und schließt mit dem Jahre 1852.

Für den Geschichtsschreiber werden diese Tagebücher von außerordentlichem Werte sein; als Unterhaltungslektüre, wie die französischen Memoiren, dienen sie nicht; denn er hat alles das fortgelassen, was dem Tage angehörte und nur die Tatsachen verzeichnet, deren weitgehende Folgen er als Diplomat berechnen konnte.

Er begann mit Betrachtungen über den ruhigen Verlauf der Dinge beim Wechsel der Regierung. Er ist Zeuge gewesen, als Georg IV. starb, und ebenso hat er in nächster Nähe dem Ableben Wilhelm IV. zugesehen. Wir müssen uns wundern, wie freimütig diese Betrachtungen ausfallen. In keiner Weise schont er die Schwächen und Eigenschaften der königlichen Häupter.

Er meint, dass sich Niemand viel um Wilhelm IV. bekümmert haben würde, wenn er ein Privatmann gewesen wäre, und dass sein Hauptinteresse nicht sein Land, sondern seine Familie gewesen sei, für die zu sorgen er sich angelegentlich bemüht habe.

Gleich nach der Thronbesteigung der Königin Victoria erfolgte die Proklamation des Königs von Hannover, die die größte Missbilligung fand und ihn womöglich noch verhasster in England machte, als er ohnehin schon war.

Sein Hauptaugenmerk ist fürs Erste die junge Königin und ihr Minister, Lord Melbourne. Seit die Welt steht, hat es vielleicht kein ähnliches Verhältnis gegeben, Telemach und Mentor, in solcher Gestalt; denn der Schüler, ein reizendes junges Mädchen, beherrscht bereits ein Reich von 101 Millionen Bewohner, in dem die Sonne nicht mehr untergeht. Sie ist fast unzertrennlich von ihm; wo sie erscheint, ist sie an seiner Seite; reitet sie aus, so reitet er mit und hält sich neben ihr. Bei Tische ist sein Platz unfern des ihrigen und in der Abendgesellschaft spricht sie nur mit ihm. Ihr Vertrauen, ihre kindliche Zuneigung scheint ihm zu schmeicheln. Sie ist das Instrument, auf dem er spielt und das Lob, das ihr gezollt wird, trifft ihn. Wir bekommen in diesen Aufzeichnungen ein genaues Bild der ersten Regierungsjahre dieser jungen Königin, deren musterhafte Haltung er nicht genug rühmen kann, und ein Schmeichler ist er nicht. Wie schwer es der Herzogin von Kent wurde, vor ihrer Tochter zurücktreten zu müssen, schildert er uns gleichfalls. „Il n'a plus d'avenir pour moi", sagte sie eines Tages, mit Bezug darauf und keine Güte, keine Aufmerksamkeit der Tochter konnte den Stachel abstumpfen, den ihr verletztes Ehrgefühl gespitzt. Jene herrschte und sie sah zu. Hatte sie sie dazu erzogen?

Niemand hatte gedacht, dass die junge Königin so sicher und selbstbewusst auftreten würde. Als der König tot war, begab sich der Erzbischof von Canterbury mit Lord Conyngham in der Frühe des Morgens nach Kensington, um der Prinzessin Victoria zu verkünden, dass sie jetzt Königin von England sei. Es war fünf Uhr, als sie dort anlangten. Trotz der frühen Stunde drangen sie darauf, bei der Prinzessin angemeldet zu werden. Man wies sie in ein Vorgemach, und kaum hatten sie dort Platz genommen, so wurde die Türe aufgerissen und herein schlüpfte eine jugendliche Gestalt, gehüllt in einen Frisiermantel die nackten Füße in Pantoffeln gesteckt. Conyngham ergriff das Wort und teilte ihr die große Begebenheit mit. „Eure Majestät," sagte er. . . Sie unterbrach ihn, streckte ihre Rechte gegen ihn aus und deutete ihm an, dass er diese küssen müsse. Sogleich beugte er ein Knie und führte ihre Hand an seine Lippen. Darauf verlangte sie von dem Erzbischof die gleiche Huldigung, der dieser eine kurze Ermahnung folgen ließ, die sie ruhig anhörte und sich dann zurückzog.

Kleine Charakterzüge bedeutender Persönlichkeiten sind eingestreut, um dem gar zu ernsten Gang der politischen Begebenheiten eine kleine Würze zu leihen. Wie man hört, wird noch eine Fortsetzung folgen, die von dem Herausgeber, Henry Reeve, dem Mr Greville seinen litterarischen Nachlass, d. h. seine bezüglichen Briefe und Tagebücher vermacht hat, angekündigt worden ist. Als Quellen für die Geschichtsforschung wird diese Fortsetzung von Wert sein und hoffentlich durch Briefe ergänzt und vervollständigt werden.

Wiesbaden. Amely Bölte.

Zur neuesten hellenischen Litteratur.

II.*)

Eine kleine Anzahl Proben aus der großen Menge der vorliegenden landschaftlichen Sagen und Lieder möge nunmehr folgen. Vielleicht regen diese dazu an, diesem in Deutschland so emsig bebauten Gebiete auch für Hellas etwas mehr Geneigtheit zuzuwenden als bisher. Welch dankbaren Uebersetzungsstoff bietet beispielsweise schon dieses einzige griechische Jahrbuch (*Δελτίον κτλ.*) dar und wie mancher junge Gelehrte könnte hier bei verhältnismäßig geringer Mühe lohnende Ausbeute finden für seine Mußestunden. Und dann die übrige Litteratur!

Volkstümliches aus den entsprechenden Mundarten:

Sagen (*Παραδόσεις*).

Warum die Hunde einander beriechen. (Patras.)

(Mitgeteilt von Herrn Ch. Korfllos, Δελτίον. I. 531.)

Als die Hunde sahen, dass sie krepierten wie die Hunde, ohne ärztlichen Beistand, fassten sie einen Entschluss: sie legten zusammen und entsandten einen Hund ins Frankenland, auf dass er dort Medizin studieren und sie heilen möge. Jener Hund aber, gerade als ob er ein Mensch wäre, nahm die Sammelpfennige und kehrte nimmer heim. Von da an suchen ihn die anderen Hunde und so oft zweie sich begegnen, beriecht der eine den anderen, ob er etwa nach Medizin rieche, um den Doktor zu packen, der sie zum besten gehabt hatte.

Warum der Esel yant. (Zantesche Gegenden.)

(Mitgeteilt von Herrn S. Karavitis. II. 136.)

Der Teufel lässt selbst den armen Esel nicht ungeneckt. Drei, viermal des Tages tritt er ihn an und raunt ihm ins Ohr: „Verreckt sind alle Eselinnen!“ — Der Esel schenkt ihm Glauben und erhebt ein schreckliches Eselsgejammer: y-á! y-á!! y-á!!! Zuletzt, um ihn noch mehr zu petzen, sagt der Teufel: „Schweig, Schwanzvieh; es blieb ja noch eine für dich übrig!“ — Da stellt der Esel sein Jammergeschrei ein und beginnt zu fragen: „ah wó? ah wó?? ah wó???

An die Benennung der Rosstrappe im Harz gemahnt:

Die Fußspur der heiligen Jungfrau. (II. 132.)

(Aus Philiatrá, einem aufblühenden Flecken, [Route: Kalamata-Phigalia in der Gegend Triphylia, südlich von Olympia]; mitgeteilt von Herrn S. Karavitis.)

In der Ortschaft Stómnjo**), auf einem Sandsteinflötze, das von den Meereswellen arg zugerichtet wird, ist die Spur eines Maultieres zu sehen. Das ist die Trappe des Maultieres der heiligen Jungfrau. Einstmals, vor vielen Jahren, raste ein solches Unwetter, dass die Fische sogar aus dem Meere herausgeworfen wurden. Ein Fahrzeug aber war nahe daran zu kentern und auf dem Strandkies in Trümmern zu zerschellen. Da schlugen der Kapitän und die Schiffsleute glaubensvoll ihr Kreuz — denn sie waren gute Christen, nicht wie wir heute — und sprachen: „Hilf, meine Allerheiligste!“ Und die Allerheiligste, die nahe dabei auf ihrem Maultiere hielt, kam heran und warf drei Kieselsteinchen in das Meer, und sogleich ward das Meer obenauf wie Oel und das Schiff kam glücklich davon. Und seitdem sieht man die Maultierstapfe der heiligen Jungfrau auf jenem Sandsteingeschiebe.

Natürlich giebt es Zauberinnen:

Die gebundenen Schlangen. (Livadeia und anderwärts.)

(Mitgeteilt von Herrn N. G. Politis. I. 354.)

Auf dem Petrasgefilde giebt es eine große Menge Schlangen. Aber diese Schlangen sind weder giftig, noch beißen sie die Menschen, und wie viele Durchreisende auch in jener Gegend übernachten — sie schlafen ohne Furcht, sobald sie nur um sich herum Feuer anzünden. Man erzählt jedoch von den Schlangen, dass nicht alle so unschädlich seien. Aber einstmals kam dorten eine Zauberin durch und übernachtete, und der Führer, der sie begleitete, gedachte der Schlangen und fing an zu weinen und zu wehklagen. Die Zauberin hieß ihn sich beruhigen, und mit allerlei Beschwörungen band sie die Schlangen und machte sie so, dass sie den Menschen nichts antun konnten, so dass der Führer sie furchtlos in seine Hände nahm und sie bissen ihn doch nicht. Sobald aber die Zauberin schlief, tödtete der Führer sie, denn er wusste, dass sie dieselben den anderen Tag lösen würde. Und von da an blieben die Schlangen gebunden.

Auf Sinnestäuschungen beruhenden Aberglauben an Zauberei und Teufelsspuk schildern:

Die Teufelslaterne. (Sparta.)

(Mitgeteilt von Herrn N. G. Politis. I. 350.)

Ein Sergeant aus Sparta begab sich Nachts auf den Weg von einem Dorfe in Attika, um nach Athen zurück zu kehren. Es war Finsternis und schlechter Grund. Da sieht er mit einem Male, etwas weit ab

*) I in Nr. 18. 1886.

**) Τὸ Στόμιον τῆς Παναγίας. Schon im Altertum der Schauplatz geweihter Vorgänge. „Gewöhnlich verlegt man hierher, trotz der bedeutend größeren Entfernungsangabe des Pausanias, das Heiligtum der schwarzen Demeter. Nach der Sage sollte die Erdgöttin, trauernd über den Verlust ihrer Tochter Persephone und die ihr von Poseidon angetane Schmach, sich in einer Höhle des Berges Eleion verborgen haben. Während ihrer Abwesenheit hörte alle Fruchtbarkeit der Erde auf und eine allgemeine Hungersnot drohte das Menschengeschlecht zu vertilgen, bis Pan die Göttin endlich entdeckte und Aphrodite sie zur Rückkehr bewog. Das alte hölzerne Kultbild stellte die Demeter in der Gestalt einer pferdeköpfigen Frau dar, schwarz wegen ihrer Trauer u. s. w.“ Dr. Lolling: Handbuch für Griechenland, C. Bädeker, 1883. S. 303. (Der Uebersetzer.)

vor sich, eine Laterne, welche ein Truppenführer zu tragen schien, der auf seinem Wege dahin schritt. „Ich will doch,“ sagt er, „ein bischen schnell gehen, nm ihn einzuholen und so Begleitung und Licht zugleich zu haben.“ — Er schreitet also aus; als er aber näher kam, vergeht mit einem Male das Licht und er fühlt eine schwere Last und sieht vor sich auf seiner Brust zwei Beine baumeln, wie wenn Einer auf ihm ritte. In seiner Furcht rannte er nun, um sein Haus zu erreichen; aber kaum näherte er sich dem Tore nnd vermochte er zwei Mal daran zu pochen, so verendete er nnd fiel trocken znsammen.

Die Teufelsliturgie. (Kalámä, Messenien.)

(N. G. Polítis. I. 352.)

Es ist jetzt wohl an die fünfzig Jahre her, dass einstmals in der Nacht Einer von Kalamáta aufbrach, um in seine Weinberge zu gehen. Auf dem Wege war eine Einsiedlerkapelle, und wie er sich derselben näherte, sah er sie ganz erleuchtet und es schien ihm, als hörte er drinnen eine Psalmodie. Aber jene Psalmodien waren ganz etwas Anderes, als wenn die Engel des Himmels gesungen hätten. Er sagt bei sich selber: „Wie geht das zu — zu solcher Stunde — welcher Pope kann da gekommen sein, um Gottesdienst zu halten?“ Aber wiederum sagte er bei sich: „So will auch ich gehen, nm mein Kreuz zu machen.“ Kaum aber hatte er sein Krenz gemacht und nnverzüglich verstummten die Choräle, erloschen die Kerzen, und er hörte nur, wie in einem nahen Weiher dicht dabei viele Frösche quakten. Da fasste der Mann argen Verdacht, kehrte erschreckt in sein Haus zurück und fiel krank auf sein Bett.

Die Trauermesse für die Todten. (Gegend von Korinth.)

(N. G. Polítis. I. 351.)

Der Priester eines Dorfes von Korinthia hörte in der Nacht der Trauermesse, wie die Glocke der Kirche ertönte. Er war sehr beschämt darob, dass der Schlaf ihn also gepackt und er nicht vermocht hatte, znr rechten Zeit hin zu gehen, nm die fürs Todtenamt vorgeschriebenen Gesänge abzusingen; er erhob sich also von seinem Bette und rannte wacker drauf los, um schlennigst hin zu gelangen.

Hinter dem Allerheiligsten der Kirche war der Friedhof des Dorfes, wohl eingezäunet. Da drinnen sah er eine Menge Menschen und sprach bei sich: „Bin doch arg spät gekommen!“

Aber die Gesichter aller Derer da waren ihm unbekannt. Er trat in die Kirche, aber sie war leer, er fand nicht Einen darin. Es kam ihm Befremden, wie doch, da so viele Leute draußen waren, kein einziger drin war, und so rief er aus: „Kommet herbei, ihr Christen!“ Aber keiner trat ein. Da ging er zur Kirche hinaus, sie zu rufen; aber kaum gewahrte ihn jene ganze Schaar, so kehrte sie ihm den Rücken. Da begriff er nunmehr, wie das ein Teufelsspnk war und begann sich zn bekreuzen und Segensprüche und nnd Beschwörungen vorznlesen und so verschwanden denn anch vor ihm alle jene Truggestalten.

Dorfneckereien. (Wie ein neues Wort entsteht.)

(Bella, Eparchie Kalávryta*).)

Einstmals, als es mit der Gerstenernte zu Ende war, trat seines Wassers willen ein Bauer aus Bella mitten in einen Gerstenschober beiseite, da brach hinter ihm eine große Eidechse**) hervor. Der Baner erschrak sehr und flog halb besudelt ans dem Gerstenschober herans und sagte zu den Anderen: „Liebe Lente! dort — ans dem Gerstenschober — brach etwas heraus — — zit! gerade als wär's ein Wolf gewesen, oder ein Schakal“ — und rannte davon! Deshalb, so oft die anderen Banern einem Bellaiten begegnen, nennen sie ihn einen Zit!

Volkslieder (*Δημοτικὰ Ἄισματα*).

Der vergrämte Adler. (I. 549.)

(Peloponnes.)

Ein Adler hockte einsamlich
Einst in der Sonne und sonnte sich.
Ein andrer Adler zog vorbei
Und fragte freundlich grüßend: „Ei,
Mein Adler, warum denn jagst dn nicht,
Was hockst du so, womit plagst du dich?“
— „Mein Adler, nnd fragst dn mich das schon,
Verweil' ein wenig, dann zieh' davon:
Verloren hab' ich die Liebste mein —
Sie ist entschwunden — ich bin allein!“

Die Klagelieder (*Μοιρολόγια*) über Verstorbene werden gewöhnlich in jedem einzelnen Falle improvisiert oder neu angepasst. Ihre Zahl ist daher sehr groß. Hier nur eines der Nenesten:'

Aus den Klageliedern von Triphylia. (I. 364.)

Der Qualen hat die Welt so viel, der Hades gift'ge Peinen,
Ach könnte***) man nur einen Tag mit einer Nacht vereinen
— Und zwar den schönsten Sommertag mit einer Nacht des Winters —
Um auszusprechen all das Leid†) nnd alle bittre Schmerzen,
Und wessen einer zu viel hätt', dem nähmen's andre Herzen.

*) Die Landbewohner der Eparchie Kalávryta sind zu Scherz und Spott sehr geneigt. Es sind dort gar viele Scherzworte im Umlauf, die zu sammeln der Mühe lohnte.
**) κολοσαφρᾶ = σαύρα.
***) νά ἦταν τσαρὲς = δυνατόν.
†) τὰ ντέρτηα = πόνοι, παράπονα.

Eben so massenhaft werden die oft sehr anmutigen Liebesverse (*Ἐρωτικὰ Δίστιχα*) improvisiert, im folgenden Stile:

Improvisierte Liebesverse vom hellenischen Festlande. (I. 356.)

(Mitgeteilt von Geo. Drosinis.)

Sterb' ich um deinetwillen einst, was wird die Welt dann sagen?
„Erst hat sie ihn vergiftet, um ihn später zu beklagen."

Sprich, welcher Baum welkt nimmer hin, legt niemals ab die Zweige?
Und welches ledige Mädchen brennt ihr Herz nicht auf zur Neige?

Dahin sind meine Hoffnungen wie von dem Baum die Blätter, —
Ergreifet die der Wind, so bleibt sein Holz nur stehn im Wetter.

Von allen Himmelsternen gleicht dir, Herrin, Einer funkelnd:
Der steigt herauf um Mitternacht, die andern all' verdunkelnd.

Dass hier in unsrer Nachbarschaft doch Charos einmal wohnte,
Auf dass er alle Garstigen hol', die Schönen uns verschonte!

Steigst du hinauf die Stiege — o, lass mich mit hinan,
Dass ich auf jeder Stufe dich süßer küssen kann!

So will Geduld ich üben wie die Erde, die nie klaget.
Man reißt sie auf, doch spricht sie nicht, der Mund ist ihr versaget.

In dem folgenden Liede predigt die Volksweisheit den Wert der Wahrheit·

Die verlogene Witwe. (Triphylia bei Olympia.)

(Mitgeteilt von Herrn Karavitis. I. 362.)

's war eine Witwe, die schenkt Wein und handelt auch mit Weizen.
Tsakonen kommen, fordern Wein, auch Weizen woll'n sie kaufen.
— „Weib, Wasser hast du in dem Wein, und Erd' im Weizenmehle!"
„Hab' Wasser ich in meinem Wein und Erd' im Weizenmehle:
Ein einzig Kind nur habe ich — mag das der Wolf dann fressen!"
Und die Tsakonen brechen auf und gehen an ihr Tagwerk.
Jetzt aber trat die Kehrzeit an, die Zeit der schweren Sühne:
Es holte sich der Wolf das Kind aus seiner Mutter Armen,
Und Keiner hielt's von ihm zurück, und Keiner hält es feste,
Die Mutter, die das Kindlein hielt, die hält allein es feste:
— „Lass mir, o Wolf, das Kindlein doch, nimm mich an seiner Stelle;
Ich habe Fleisch und Knochen satt für dich zum Fraß und drüber!"
Zu ihr sagt dann das Kindelein tief aus des Wolfes Rachen:
— „Geh, Mutter, gehe heim ins Haus, gieb dich an deine Arbeit:
Du hast mich ja dem Wolf gelobt, nun muss der Wolf mich fressen!"

Freiburg i. Br. August Boltz.



Litterarische Neuigkeiten.

„Jan van Calker." Ein Malerlied in sechzehn Aventüren von J. Lauff (Friedenau Berlin. Fr. Thiel). Diese epische Dichtung im Stile Scheffels und Baumbachs atmet eine gesunde markige Kraft der Auffassnng und Darstellung. Lebendige Schilderung und spannende Situationsdramatik sind dem Buche nicht abzusprechen, obschon sich hier und da „stumpfe Punkte" finden — Momente, wo die poetische Weltbetrachtung in trockene pragmatische Erzählung übergeht. Zu rühmen sind die Versgewandtheit und Vielseitigkeit des Autors, der sein episches Steckenpferd auf vielen Gebieten umhertummelt — Scherz nnd Ernst, Krieg und Frieden, Landsknechttnm und Malerwesen, Kaiser und Bischöfe und Ratsherren, Alles in bunter Abwechselung. Der Humor wirkt nirgends gequält. Schon die ersten Gesänge verraten entschiedenes Stimmungstalent. An einigen Stellen ist eine Fülle keuscher Poesie in edler Einfalt des Ausdrucks zusammengedrängt, die eine tiefe Erfahrung nnd Empfindung in sich birgt. Nörgelsucht möchte hier nnd da unbeholfene Gewaltsamkeiten des Satzgefüges, nebulose Tiraden, nmständliche Langatmigkeit entdecken. Doch stehen nichtsdestoweniger Sprachgewalt, Anschaulichkeitsvermögen, sogar Schwung dem Dichter zu Gebote. Ueber dem Ganzen lagert ein magisches Halbdunkel, die Motive werden meist nur tastend angedeutet. Die Dichtung klingt nicht rein aus als vollausgetragene Lebensdarstellung, der Schluss erscheint sogar ganz verfehlt. — Gegen den reimlosen Trochäus, in dem der größte Teil geschrieben, haben wir an sich viel einzuwenden: er wirkt meist wie skandierte, zugestutzte Prosa. Es scheint bezeichnend, dass für die poetisch wertvollste Stelle (achte Aventüre) Reimverse gewählt wurden. Ebenso zeigt sich in dem duftigen Blumenstrauß der eingestreuten kecken Lieder eine quellende Frische. Lauff ist ein Kolorist. Aber wie seine „Farbe" oft etwas zu pastos aufgetragen scheint, so verwirrt auch ein zu Viel der wechselnden Szenerie nnd zersplittert den Eindruck. Der scharfgewürzte Konflikt leidet auch an Uebertriebenheit; psychologische Vertiefung ist in der krassen Lösung nicht erkennbar. Mit einer Ueberfülle von Gedanken ringt der Dichter nicht, dafür aber mit seinem archaistischen Wissen, das häufig seine sonstige Sprachflüssigkeit trübt. Doch was helfen die einzelnen Ausstellungen! Wir dürfen mit warmer Empfehlung sagen: Alles in Allem die erfreuliche Gabe eines berufenen Aventiuren-Sängers, wenn auch ohne das Gepräge der Eigenartigkeit.

Um den 20. Januar wird Prof. Dr. G. Kreks „Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte" (Verlag von Leuschner & Lubensky in Graz, Druck von Teubner in Leipzig) in zweiter vollständig umgearbeiteter Auflage ausgegeben werden. Das Werk dürfte um so mehr Anklang finden, als es insbesondere die traditionelle Litteratur in den Kreis der Betrachtung zieht und dadurch eine gründliche Einleitung für das Verständnis der slavischen Litteratur bietet.

„Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen" dargestellt von Georg Brandes. II. Band: „Die romantische Schule in Deutschland." (Leipzig, Veit & Co.) — In Ermangelung eines Vertrages zum Schutze geistigen Eigentums zwischen Dänemark und dem Deutschen Reich hat der weltbekannte dänische Aesthetiker es sich gefallen lassen müssen, dass von der Strodtmannschen Uebersetzung seines Hauptwerkes in Deutschland Nachdrucke veranstaltet sind. Er hat sich daher entschlossen, sein Werk selbst als deutsche Originalarbeit herauszugeben. Er motiviert dies teilweise damit, dass die damalige Form des Buches seiner heutigen Ueberzeugung nicht entspreche. Wir haben die Strodtmannsche Ausgabe und die neue genau verglichen und konstatieren, dass besonders kompositionell (schon gleich anfangs in den Einleitungskapiteln) Vieles wesentlich verbessert worden. — Ein wichtiges Stück unserer Litteraturgeschichte ist hier mit gewohntem Geschick behandelt. Wenn wir das ästhetisch-kritische Wirken der Romantiker betrachten, wie es z. B. Brandes hier an den Schlegels, Schleiermacher u. s. w. seziert, so müssen wir bekennen, dass die Herren unergründlichen Tiefsinn zusammensalbaderten, um ihre eigene Gestaltungsunfähigkeit den Weimarern gegenüber zu maskieren, wobei das Giftspritzen ohnmächtiger Neidsucht zum Behuf eigener Aufblähung nebenherlief. Und ihre poetischen Leistungen — von ihrer köstlichen intimen Naturmalerei abgesehen? Es erfüllt einen Vorurteilslosen mit Wehmut, wenn er die Anstrengungen der Romantiker verfolgt, die in Folge mangelnder Sehkraft sich dazu verurteilten, gegen Wind und Licht mit ungleicher Verteilung der Kampfverhältnisse zu streiten. Mit ernster Versenkung der Phantasiekräfte suchten sie ihr Fühlen in eine entlegene Vergangenheit zurückzuschrauben, ohne dass sie den wirklichen historischen Blick dafür besaßen. Auch wurde ihr ursprünglich edles Streben durch persönliche Nebenzwecke überwuchert und vergiftet. — Ausschließlich lyrische Didaktiker, pflegten sie weihevoll ihr stillbeschauliches „Gemüt" und verachteten das äußerlich Blendende in ihrer ruhigen Innerlichkeit. Sie litten an geistiger Nervenschwäche und vermochten mit ihren schwachen Lungen die stählende Meer- und Alpenluft einer tatkräftigen Mannespoesie nicht zu ertragen. So schritten sie denn so für sich hin und pflückten die blaue Blume, deren Arom sie visionär berauschte. — Der geistvolle und gewandte Verfasser hat seine reichen Kenntnisse mit jener flotten Verve in Aussprache seiner ästhetischen Ansichten verwertet, die wir stets an ihm geschätzt haben. Die durchsichtig klare Darstellung schmiegt sich bequem dem Stoffe an. Manches wird über den Haufen geworfen und die Auffassung von Grund aus umgeändert. Brandes Erörterungen sind stets anregend und zeugen von feinfühligem Eindringen in das Wesen der Poesie. Ueberall sehen wir die Fäden zusammenschießen und aus dem Ineinandergreifen von Ursache und Wirkung den feingewobenen Faden des Typischen sich verdichten. Die historischen Verhältnisse der Reaktion, die den Untergrund der romantischen Strömung bilden und auf die unser realistischer Kritiker den Schwerpunkt legt, werden gebührend beleuchtet. — Ihren dänischen Ursprung können diese gediegenen Studien zwar nicht verleugnen, denn die Wertung der kleinen dänischen Litteratur im Vergleich mit der des großen deutschen Kulturvolkes zeugt von oberflächlicher Ueberschätzung. An einem Oehlenschläger, Andersen, Ingemann, Baggesen gemessen, wird die riesenhafte Ueberlegenheit des deutschen Dichterdenkertums in Tieck, Novalis, Kleist u. s. w. erst recht klar. Ueberhaupt klebt Brandes doch gar oft an den Aeußerlichkeiten der romantischen Manier, obschon er weit über den Vorhof des tieferen Verständnisses vorgedrungen ist. Doch mag ja sein Satz berechtigt sein und uns vor vorschnellem Urteil unsererseits warnen: „Dem eingeborenen Beobachter scheint deutsch sein und Mensch sein als eins und dasselbe, da er gewohnt ist, fast stets, wenn er sich mit einem Menschen beschäftigt, einen Deutschen vor sich zu haben. Dem Fremden dagegen fällt Manches auf, dessen Eigentümlichkeit der Eingeborene übersieht." Was unseren Vorurteilen nicht schmeichelt, wollen wir noch nicht gleich als Verzerrung betrachten. — In dem Kapitel „Romantische Reflexion und Psychologie" fanden wir Callot-Hoffmann und Chamisso breiter gewürdigt, als früher. S. 248—271 ist ein ganz neuer Abschnitt über Schack Staffeldt eingeschaltet. Der ursprüngliche Abschnitt 12 „Verhältnis der romantischen Poesie zur Politik" ist als Abschnitt 16 in der neuen Ausgabe passender eingefügt. Auch in „Die Mystik im romantischen Drama" ist Manches neu hinzugekommen. Unter Anderem aber auch der Lapsus, Napoleon als „Vorläufer Attilas" (!) zu bezeichnen, den man dem deutschschreibenden Ausländer zu gute halten muss.

G. Swanborn, „Gedichten verzameld en uitgegeven door R. A. Swanborn" Gzn. Met een Voorwoord van Dr. A. J. Th Jonker (Rotterdam, J. M. Bredée).

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig:

Friedrich Friedrich

Die Frau des Arbeiters. Sozialer Roman. 3 Bde. broch. M. 12.—, geb. M. 13.50.
Das Pflegekind der Junggesellen. Roman. 2 Bde. br. M. 8.—, geb. M. 9.—
Mit den Waffen. Roman. 2 Bde. broch. M. 8 — geb. M. 9.—
Des Hauses Ehre. Roman. 2 Bde. broch. M. 8 —, geb M. 9.—
Die Schlossfrau. Roman. 3 Bde. broch. M. 12.—, geb. M. 14.—
Am Horizont. Roman. 2 Bände. broch. M. 8.—, geb. M. 9.—
Studentenfahrten. Lustige Bilder aus dem Burschenleben. br. M. 1.—
Hinter den Coulissen. Humoristische Skizzen und Bilder aus dem Schauspielerleben. broch. M. 1.—

B. von Suttner

Ein Manuscript. broch. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Inventarium einer Seele. broch. M. 6.—, geb. M. 7.—

Richard Voss

Rolla. Die Lebenstragödie einer Schauspielerin. Roman. 2 Bde. broch. M. 8.—, geb. M. 10.—
Regula Brandt. Schauspiel in 5 Aufzügen. broch. M. 1.—
Pater Modestus. Schauspiel in fünf Acten. broch. M. 1.—

Australien. Eine Reise durch den ganzen Welttheil von *Graf Anrep-Elmpt.* broch. M. 24.—
Die Sandwichsinseln oder das Inselreich von Hawaii von *Graf Anrep-Elmpt.* broch. M. 8.—, geb. M. 9.—
Land und Leute in Nord-Euböa von *Georgios Drosinis* übersetzt von *Aug. Boltz.* br. M. 3.—
Geschichte Bosniens von den ältesten Zeiten bis zum Verfall des Königreichs. Nach dem Kroatischen und bis auf die Gegenwart fortgeführt von *Dr. Ivan von Bojnicic.* br. M. 10.—, geb. M. 11.—
Bilder aus Brasilien von *G. von Koseritz.* Mit einem Vorwort von *A. W. Sellin* und 19 Illustrationen nach Original-Aufnahmen. br. M. 9.—, geb. M. 10.—
Georgien, Natur, Sitten und Bewohner mit 9 Illustrationen nach Original-Aufnahmen von *Arthur Leist.* broch. M. 3.—
Freiherr von Nordenskiöld und seine Entdeckungsreisen 1858—1879 von *Prof. T. M. Fries.* Deutsch von *Dr. Gottfried von Leinburg* mit 3 Illustrationen und einer Karte. broch. M. 1.—
Bilder aus dem englischen Leben. Studien und Skizzen von *Leopold Katscher.* br. M. 3.—
Deutsch-Afrika, Land und Leute, Handel und Wandel in unseren Kolonien von *Richard Oberländer.* broch. M. 5.—
Culturbilder aus Griechenland. Mit einem Vorwort von A. R. Rangabé von *Dr. J. Perranoglu.* broch. M. 4.—

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig:

Sprachwissenschaftliche Abhandlungen von *Dr. Karl Abel.* broch. M. 10.—
Über den Gegensinn der Urworte von *Dr. Karl Abel.* broch. M. 2.—
Die hellenischen Taufnamen der Gegenwart, soweit dieselben antiken Ursprungs sind, nach Gebrauch und Bedeutung zusammengestellt von *Prof. Aug. Boltz.* broch. M. 1.50
Der Himmel und seine Wunder. Eine archäologische Studie nach alten jüdischen Mythographieen von *Dr. Joseph Bergel.* broch. M. 1.80.
Mythologie der alten Hebräer von *Dr. Joseph Bergel.* broch. M. 3.—
Petöfi's Tod vor dreissig Jahren 1849, Jokais Erinnerungen an Petöfi 1879. Historisch-litterarische Daten und Enthüllungen, bibliographische Nachweise von *K. M. Kertbeny.* broch. M. 2.—
Der Verfall der Adelsgeschlechter, statistisch nachgewiesen von *Dr. H. Kleine.* broch. Mark 2.—
Plautus, Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte von *Carl von Reinhardstoettner.* br. M. 18.—
Die Sprache der transsilvanischen Zigeuner. Grammatik und Wörterbuch von *Dr. Heinrich von Wlislocki.* broch. M. 3.—
Eine Hildebrands-Ballade der transsilvanischen Zigeuner von *Dr. Heinrich von Wlislocki.* broch. M. 0.50.

Verlag von **Wilh. Friedrich,** K. R. Hofbuchhandlung in **Leipzig.**
Vor Kurzem erschien:

Gorgonenhäupter von Franz Held.

broch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—

Die sechs einzelnen Dichtungen, die Held hier unter dem Gesammttitel „Gorgonenhäupter" zusammenfasst, zeigen uns den Dichter als einen der bedeutendsten Vertreter der neuen Dichterschule. Die warme poetische Begeisterung, die glühende Leidenschaft und Sinnenlust, die aus jeder Zeile spricht, in Verbindung mit der virtuosen Behandlung der Versformen erheben diese Dichtungen weit über das Niveau des Gewöhnlichen und machen sie zu einer der bedeutungsreichsten poetischen Erscheinungen unserer Zeit.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Soeben erschien im Verlage der **Gebrüder Pallmann in Karlsruhe** u. ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Hie Mann — hie Weib!

Schauspiel in fünf Aufzügen von H. Grube.
112 Seiten Octav Eleg broch M. 2.—

Der Verfasser einer Reihe von hochinteressanten Novellen hat in seiner neuesten Schöpfung, dem vorliegenden dramatischen Werke, nicht nur ein grossartiges historisches Schauspiel geschaffen, sondern vor allem ein Problem geschürzt und glücklich gelöst, welches von der eminentesten realsten Tragweite auch für alle Gegenwart und Zukunft bleibt.

H. Grube wird in einigen Wochen einen neuen hochspannenden Roman aus unseren Tagen veröffentlichen, betitelt: **„Der Verbrecher aus Ehrgeiz".**

In Louis Heuser's Verlag in Leipzig und Neuwied erschien soeben:

Erbrecht und Erbschaftsregulirung
sowie
internationale Grundsätze u. Vertragsbestimmungen in Erbschaftssachen

von **C. Krah,** Amtsgerichtsrath.

2. verbesserte Auflage. 390 S. Preis M. 4.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Berühmte antike und moderne

Bildhauerwerke

von
Marmor-Elfenbeinmasse
und von **Gyps.**

Bildwerke aus Pergamon Reliefs vom Altarbau — **Olympia** (Hermes) — **Tanagra.**
Illustriert. Preisverzeichnis gratis.
Besseres mit **Photographien** 1 Mark (in Briefm.)
Gebrüder Micheli,
Berlin, Unter den Linden 12.

Böcker, Harzburg.

Ein Postkistchen Harzkäse oder Sahnenkäse höchst pikant fr. per Nachnahme M. 3.60.

!! Bedeutende Preisermässigung !!
Eckermann's Gespräche mit Goethe.
3 Bde. 5. Aufl. (Originalausg. Brockhaus)
Statt 9 M. für 3 M.
In 3 Prachtbänden **M. 4.—**
H. Barsdorf, Buchhandlung in **Leipzig.**
Bibliotheken und einzelne Werke kaufe stets bar.



zum
„Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" in reicher Goldprägung sind per Semesterband zu

1 Mark 20 Pfg.

durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

„Die Leuchte Asiens"

Buddha Epos.

Aus dem Englischen des **Edwin Arnold: „The light of Asia"** verdeutscht von **Dr. Arthur Pfungst.**

Preis broch. M. 2.—, Fein geb. M. 3.—

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospect über Amyntor, Bleibtreu, Conrad, Heiberg, Lange, Liliencron und Walloth.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 5. — Leipzig, den 29. Januar. — 1887.

Inhalt:

Ist Zola Sozialist?

Gelegentlich der bevorstehenden Veröffentlichung von Zolas neuestem Roman „La Terre" hielt es die Redaktion der „Lanterne" für angezeigt, den großen Meister in Bezug auf seine sozialpolitischen Anschauungen „interviewen" zu lassen. Die Antwort ist im höchsten Grade interessant und soll daher den Lesern des „Magazin" nicht vorenthalten sein. Sie lautet: „Ich habe keine Doktrinen, ja ich gestehe sogar ein, dass solche kaum ein Interesse für mich haben. Uebrigens besitze ich keinerlei Ehrgeiz und bin nicht gewillt, in Politik zu machen. Und dennoch bin ich von Grund aus (profondément) Sozialist, denn ich glaube, dass das kommende Jahrhundert nicht anfangen wird ohne einen gründlichen sozialen Umsturz.

Als ich ‚Germinal' schrieb, sollte das Buch besonders durch Erregung von Mitleid wirken; denn als ich das Elend der Minenarbeiter studierte, die Leiden so vieler in jenen Höllengründen vergrabener menschlicher Wesen, war ich selbst von einem unendlichen Mitleid erfasst worden.

Man muss den Mut haben es auszusprechen: 89 hat für den Arbeiter nichts getan. Durch die Revolution gewann der Bauer das Land, der Arbeiter aber verlor nur gewisse Privilegien der alten Korporationen.

Ich glaube nicht, dass die nächste revolutionäre Bewegung von Frankreich ausgeht. Auch von Russland kann sie nicht kommen, denn der Nihilismus ist etwas ganz Eigenartiges, ganz Besonderes.

Ich glaube vielmehr, dass, wenn eine soziale Revolution über Europa hereinbricht, dieselbe von Deutschland ausgehen wird. Ich habe viele Sozialisten gesehen, aber die deutschen scheinen mir die entschlossensten, — und dann lastet auf ihnen das harte Joch des Kaiserreichs, und eine so mächtige Unterdrückung muss eine rasende Revolution nach sich ziehen.

Mein nächster Roman, „La Terre", von dem ich erst etwas mehr als die Hälfte geschrieben habe, wird kein sozialistisches Buch werden. Immerhin wird der Sozialismus, weil wir nun doch einmal das Wort gebrauchen, darin einen Platz einnehmen.

Nicht in einem Bauern soll er seine Inkarnation finden, das wäre absurd; aber in einem jener vagabundierenden Arbeiter (ouvriers „rouleurs"), die aus den Dörfern kommen und die nächstbeste Straße dahinziehen, ein Schrecken der Bauern, die nur mit Widerwillen ihnen einen Scheunenwinkel zum Schlafen anweisen

Es ist ein tiefgewurzelter Irrtum, gegen den ich mich erhebe: in den konservativen Zeitungen behauptet man oft, der Bauer sei ein Eigentumsfanatiker, und wenn die Städte eine soziale Revolution machten, so würden die Landbezirke sich erheben, sie zu unterdrücken.

Um diese Sottise zu behaupten, muss man den Bauern nicht kennen, nicht ihn Jahre hindurch studiert haben, wie ich es getan.

Jawohl, es giebt noch etliche Departements, in denen der Bauer religiös geblieben ist und fügsam dem Pfarrer gehorcht. Im übrigen Frankreich jedoch ist der Bauer heutzutage ein Skeptiker und gleichgültig gegen Alles, was nicht in seinem Interesse liegt.

Nun dürfte es aber doch wohl niemals eine revolutionäre Regierung geben, die so dumm wäre, dass sie an dem kleinen Eigentume sich vergriffe; die Konfiskation der großen Güter jedoch würde schnell den Bauern lehren, die Vorteile der Besitzgemeinschaft zu schätzen.

Wenn morgen der Bauer auf den Wänden der Mairie die Proklamation läse:

‚Die revolutionäre Kommune hat den Militärdienst und die Grundsteuern abgeschafft,‘

so würde der Bauer schreien: ‚Es lebe die revolutionäre Kommune!‘

Denn nur zwei Dinge ärgern und bedrücken ihn: die Steuern — es ist eine Qual für ihn, seine Thaler dem Fiskus zuzutragen, — und der Militärdienst, — der ihm seinen Sohn in dem Moment nimmt, in welchem er ihn am notwendigsten braucht.

Vom ‚Patriotismus der Bauern‘ zu reden ist, die Grenzländer vielleicht ausgenommen, ein schlechter Witz. Dazu kommt, dass doch die allgemeine Wehrpflicht die Anschauungen in den Landbezirken gründlich geändert hat. Ist doch eine von Allen zugleich zu tragende Last minder schwer. Aber einst!

In Beauce hörte ich seinerzeit bloß Geschichten von jungen Burschen erzählen, die sich selbst verstümmelten, um dem Militärdienst zu entgehen. Als man noch die Patronen abbeißen musste, rissen sie sich die Zähne aus; später hackten sie sich ein Fingerglied ab, um nicht schießen zu können; ganz zuletzt hieben sie sich mit einem Beil eine Zehe ab, um nicht marschieren zu müssen.

Nein, der Bauer ist nicht konservativ in dem Sinne, welchen man dem Worte beilegt; er ist nur konservativ für seine Interessen, und es würde genügen ihm zu beweisen, dass seine Interessen in der Revolution liegen, um aus ihm einen schrecklichen, tollen, wilden Revolutionär zu machen.“

So weit Emile Zola.

Wer die Bauern kennt, wird ihm rückhaltslos Recht geben müssen. Zolas obige Aeußerungen haben ihm manches bittere Wort seitens der Chauvinisten eingetragen, welche aus den Kriegen in der Vendée und so weiter den Patriotismus der Bauern zu beweisen suchen. Als ob jene Bauern eine Ahnung gehabt hätten von dem, was sie bekämpften! Als ob jemals der Bauer seine Haut zu Markte getragen hätte für eine hehre Idee, für die Lösung einer jener welterschütternden Fragen! — — — —

Das „Magazin“ ist nicht der Ort für politische Meinungsäußerungen, Deutschland momentan nicht das Land, in dem man solche ungehindert tun dürfte . . . . . So schließe ich, den großen französischen Autor beneidend, der sagen durfte, was er dachte: La vérité, la vérité, rien que la vérité. Wer will, versteht mich auch, wenn ich schweige, oder (um mich unseren patentierten und doktorierten Litteraten verständlicher zu machen): Sapienti sat est.

Brüssel. Max Trautner.



Einzelbeiträge zur Allgemeinen und Vergleichenden Sprachwissenschaft.

I. Heft. Allgemeine Sprachwissenschaft und C. Abels Aegyptische Sprachstudien von Dr. Aug. Fried. Pott, Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft in Halle. Leipzig. 1886. Wilhelm Friedrich. 3 Mark.

I.

Pott: Allgemeine Sprachwissenschaft.

Die Frage nach der Entstehung und Entwickelung der Sprache beschäftigt jetzt die ganze gebildete Welt. Es gebührt daher dem Herrn Verleger Dank, dass er in Serien Abhandlungen über die Sprache veröffentlichen will, welche für ein größeres Publikum geschrieben sind und sowohl deshalb, als wegen ihres größeren Umfangs in den Spezialzeitschriften keinen Raum finden.

Ein Glückstern scheint's leuchtete diesem Unternehmen bei seinem Entstehen, indem Pott, der Nestor dieser Wissenschaft, der Meister des Etymon, mit einer längeren Abhandlung den Reigen dieser Sprachmusen begann.

Die Arbeit Potts zerfällt, wie schon der Titel besagt, in zwei Teile, in einen allgemeinen über die Sprachwissenschaft p. 1—50 und einen speziellen über die von Abel angeregte Frage vom Gegensinn.

Da jeder Philologe, wenn er auch der vergleichenden Sprachwissenschaft ferner steht, von der Frage über die Entwickelung der Sprache mit berührt wird, hat die erste Abhandlung ein allgemeines Interesse.

Pott geht in seiner anregenden, wenn auch oft springenden Weise hier von den Erfindungen der Neuzeit aus, spricht vom erleichterten Verkehr, wodurch die fünf Weltteile gleichsam nur ein Land geworden seien, betrachtet Geographie und Geschichte als allgemeine Völkerkunde und gelangt so zu der Sprache als einem wahrhaften Charakterbild der gesammten Menschheit. Ist's ja doch die Sprache, die der Mensch zugleich mit der Vernunft als Gottesgabe erhielt und durch die er vorzüglich Mensch ist. Sie ist das geistige Kunstwerk, an dem die Menschheit die Jahrtausende hindurch arbeitet und betritt der Mensch an dem Ariadnefaden der Sprache, die Werkstatt der geistigen Urarbeit unseres Geschlechts.

Dann spricht Pott von Herders „Ursprung der Sprache“, von seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ und handelt darauf von der neueren Sprachwissenschaft.

Halten wir hier einen Augenblick inne!

Es war wie ein Blitz des Genius, der die dunklen Schleier von Jahrtausenden zerriss, als es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geistreichen Männern (Jones, Colebrooke, Schlegel) wie Schuppen von den Augen fiel, dass die Sprache der Inder mit den uns bekannten Sprachen wie Griechisch, Lateinisch, Gotisch, in den Stämmen sowohl als der Formation derselben verwandt sei. Es entstand die Wissenschaft der Sprachvergleichung. Derselben gelang es mitten durch die Weltteile, Asien und Europa, einen Völkergürtel zu ziehen, der sich von den sonndurchglühten Fluren Indiens bis zu den eisbezackten Bergen Islands erstreckte. Ein Völkerstrom ergoss sich vor unseren Augen, der von Indien durch Persien, Armenien, Klein-Asien nach dem Norden Griechenlands hinüberflutete. Hier war das Mittelglied der Kette, hier scheint es, staute sich der Strom um gen Süden als Graeco-Italiker, gen Westen als die Goten und Kelten und gen Norden als die Slaven sich zu spalten.

Unterhalb dieses Völkergürtels in Asien finden wir einen anderen Stamm, welchen die h. Schrift den Japhetiten gegenüber als die Semiten bezeichnet (Gen. 10). Unter ihnen erringen die Nachkommen Abrahams die Palme, indem sie den gen Westen ziehenden Indogermanen gegenüber sich von den Vorsprüngen des Libanon bis zu dem indischen Ozean in gerader Linie von Norden nach Süden hinziehen, während die Hamiten den Süden besetzen (Afrikaner). Die Hebräer, Syrer und Araber werden die Träger der semitischen Kultur.

Nur die Indogermanischen Sprachen haben bis jetzt eine wissenschaftlich durchgeführte Vergleichung erfahren und zwar gebührt dieser Sieg im Reich des Geistes den Deutschen. Die Grundwerke sind Bopp's Conjugationssystem und seine vergleichende Grammatik und Pott's Wurzelwörterbuch.

Aber noch Größeres war dem Genius der Deutschen verliehen, indem Wilh. v. Humboldt in seiner Einleitung zur Kawi-Sprache die Grundzüge zu einer alle Sprachen umfassenden Sprachwissenschaft niederlegte. Er teilte die Sprachen in a) die isolierenden einsilbigen Sprachen d. h. die auf der Stufe der Einsilbigkeit stehen gebliebenen, wie das Chinesische, b) die agglutinierenden. Bei ihnen wächst durch äußerliche Zusammenklebung von Zusätzen das Grundwort, cf. das Türkische, c) die flexivischen, wo Stamm und Endung in inniger Zusammenstimmung wächst. Diese vollkommenste Stufe der Sprache erreichen nur das Indogermanische und Semitische. Pott setzt als d) hinzu die Polysynthetischen Sprachen mit ellenlangen Worten, so die Indianischen als geraden Gegensatz zu dem einsilbigen Chinesischen.

Humboldts Forschungen werden noch lange Jahre die Grundlage aller Sprachforschung bilden. Denn er betrachtete die Sprache in ihrer Entwickelung wie einen emporwachsenden Strauch. Denn, ist einmal der Sprachkeim im Menschen geweckt, entwickelt er sich wie eine Pflanze. Jede Sippe hat zunächst einen Dialekt, der dem der nächsten Sippe zwar ähnlich aber nicht gleich ist. So fand er fast in jedem Indianerdorf ein eigenes Idiom und bekannt ist jene Mythe von dem Papagei, der die Sprache einer verschollenen Sippe noch lange erhalten haben soll.

Dann erst entstehen, wenn es die Entwickelung mit sich bringt, durch die Mischung von verwandten Dialekten die Sprachen, bis endlich in späterer Zeit, besonders wenn die Schrift entsteht, die Gebildeten des Volkes dem wuchernden Strauch der Sprache eine glattere konventionelle Form geben. (Abhandlungen der Berliner Akademie 1820.)

Pott bespricht dann die Verdienste der späteren Forscher, so die Steinthals, der die Sprache, da sich nach Humboldt in einer jeden derselben eine verschiedene Weltansicht kund tut, der Völkerpsychologie zuteilt; von denen Fr. Millers, der bei seinen Sprachuntersuchungen selbst das Woll-, das schlichte und das Lockenhaar des Volkes mit berücksichtigt, redet von den Verdiensten von Lepsius für die afrikanischen und denen Grimms für die deutsche Sprache und geht dann zu der von Abel behandelten Frage vom „Gegensinn" über.

II.

Pott: Ueber Abels ägyptische Sprachstudien.

Obwohl Pott die Verdienste Abels für die vergleichende Sprachwissenschaft anerkennt, verhält er sich doch skeptisch der von Abel ausgesprochenen Ansicht gegenüber, dass nämlich anfänglich dasselbe Wort den Gegensatz also etwa stehen und gehen etc. bezeichnet hätte. Einem Wort, sagt Pott, komme immer nur ein Sinn zu, jedoch erscheine dasselbe verschieden, gleich wie das Licht im Prisma verschieden wirkt. Also fügen wir hinzu: die Regenbogenfarben des Sinns, wie blau, gelb, rot sind möglich, nicht aber schwarz und weiß. Ein geistiges Daneben wird im Sinn zugegeben, ein feindliches Dawider aber nicht.

Noch skeptischer ist Pott in Betreff der Umkehrform, wenn Abel Rebe und Beere für dasselbe erklärt. Wunderbare Ironie des Schicksals! Nach Abel würde Pott, der Meister der Etymologie, selbst ein verkehrtes Etymon mit sich herumtragen. Top wird nämlich nach Abel durch die Hintansetzung des ersten Radikal topot. Das erste T fällt dann wegen der Länge weg; der Vokal empfiehlt sich natürlich in dieser Wissenschaft, in der nach Voltaire die Konsonanten wenig, die Vokale aber gar nichts besagen, von selbst, und so bleibt pot = top.

Aber genug. Giebt's einen Gegensinn im Urwort oder ist das Unsinn?

Als semitischer Philolog habe ich es zunächst anzuerkennen, dass Abel die Perspektive der Sprachvergleichung höher stellt.

Bisher werden nämlich nur indogermanische Sprachen miteinander verglichen, das ist dann so

Nun dürfte es aber doch wohl niemals eine revolutionäre Regierung geben, die so dumm wäre, dass sie an dem kleinen Eigentume sich vergriffe; die Konfiskation der großen Güter jedoch würde schnell den Bauern lehren, die Vorteile der Besitzgemeinschaft zu schätzen.

Wenn morgen der Bauer auf den Wänden der Mairie die Proklamation läse:

‚Die revolutionäre Kommune hat den Militärdienst und die Grundsteuern abgeschafft,‘

so würde der Bauer schreien: ‚Es lebe die revolutionäre Kommune!‘

Denn nur zwei Dinge ärgern und bedrücken ihn: die Steuern — es ist eine Qual für ihn, seine Thaler dem Fiskus zuzutragen, — und der Militärdienst, — der ihm seinen Sohn in dem Moment nimmt, in welchem er ihn am notwendigsten braucht.

Vom ‚Patriotismus der Bauern‘ zu reden ist, die Grenzländer vielleicht ausgenommen, ein schlechter Witz. Dazu kommt, dass doch die allgemeine Wehrpflicht die Anschauungen in den Landbezirken gründlich geändert hat. Ist doch eine von Allen zugleich zu tragende Last minder schwer. Aber einst!

In Beauce hörte ich seinerzeit bloß Geschichten von jungen Burschen erzählen, die sich selbst verstümmelten, um dem Militärdienst zu entgehen. Als man noch die Patronen abbeißen musste, rissen sie sich die Zähne aus; später hackten sie sich ein [illegible]

Wer will, versteht mich auch, wenn ich schweige oder (um mich unseren patentierten und doktorierten Litteraten verständlicher zu machen): Sapienti sat est.

Brüssel. Max Trautner.



Einzelbeiträge zur Allgemeinen und Vergleichenden Sprachwissenschaft.

I. Heft. Allgemeine Sprachwissenschaft und C. Abels Aegyptische Sprachstudien von Dr. Aug. Fried. Pott, Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft in Halle. Leipzig, 1886. Wilhelm Friedrich. 3 Mark.

I.
Pott: Allgemeine Sprachwissenschaft.

Die Frage nach der Entstehung und Entwickelung der Sprache beschäftigt jetzt die ganze gebildete Welt. Es gebührt daher dem Herrn Verleger Dank, dass er in Serien Abhandlungen über die Sprache veröffentlichen will, welche für ein größeres Publikum geschrieben sind und sowohl deshalb, als wegen ihres größeren Umfangs in den Spezialzeitschriften keinen Raum finden.

Ein Glückstern scheint's leuchtete diesem Unternehmen bei seinem Entstehen, indem Pott, der Nestor dieser Wissenschaft, der Meister des Etymon, mit einer längeren Abhandlung den Reigen dieser Sprachmusen begann.

und enthüllen. Ja, das ist ganz etwas Anderes! Die Präposition giebt da die Unterscheidung. — Ganz recht. Was aber war früher da? Der Stamm oder der Zusatz — natürlich der Stamm. Dann also gab es doch eine Zeit, wo der Stamm das Entgegengesetzte bezeichnen musste, sonst hätte man ja überhaupt den Zusatz gar nicht zu erfinden brauchen. Das fand wahrscheinlich zu der Zeit statt, als man die Sprache nur zu einer gewöhnlichen Mittheilung gebrauchte und dabei das Hin und Her, das Ober oder Unter, das Für oder Wider mit einem Wink, einer Geste bezeichnete. Wer aber die Bedeutung einer Geste gering schätzt, der gehe hin, wo den Taubstummen eine Predigt gehalten wird und sehe sich darauf ein Bildchen aus uralter Zeit an. Ob nämlich der Aegypter mit χen stillstehen oder hingehen besagen wollte, mussten die dazu gemalten Beine klar bezeichnen, d. h. der alte Aegypter verewigte in dem Zusatz die Geste.

Bei den Muslim galt es für einen Frevel, den Koran zu übersetzen und studierten die den Islam annehmenden Völker hoher Kultur, wie Perser, Syrer mit dem größten Eifer und Scharfsinn die arabische Sprache, sie war ja die Sprache Gottes. Bei ihren Grammatikern und Lexikographen finden wir ein

*) Beidhavi ed. Fleischer 18 l. Z.

wickelung der Sprache her. Bei, wie schon der Tit[illegible] diese geistigen Anfänge.

III.
Der Gegensinn in der Entwickelung der Sprache.

Alle Welt redet jetzt heut vom Menschen als einem Edelaffen. Ein Affe ist er zwar nach Darwin nicht; aber wie zwei Zweige zugleich einem Baum entsprießen, so entspringen von einem, sagen wir „Uraffen“, Urmensch sowohl als Affe. Man kann dagegen Nichts machen; der Mensch ist nun einmal so adelstolz Homo sapiens ist nun ein Mal ein Heerdenvieh mit dem „Verbessern der Art durch Zuchtwahl.“ Nur das stärkste Individuum fährt ein in den Hafen der Liebe und kommt zur Fortpflanzung.

Die Herren Materialisten vergessen hierbei nur eine Kleinigkeit, das „Selbstbewusstsein“, und dies einfach weil sie es nicht erklären können, der Sprachforscher aber kann dasselbe nicht übersehen, denn darin liegt der Anfang eines Studiums.

Also eine kleine Erzählung:

Unsere Urahnen, welche dem Aeußeren nach sich als Waldmenschen vom Vetter Gorillo oder Urangutang wenig mögen unterschieden haben, erleben ein gewaltiges Unwetter. Die Wasser rauschen, die Bäume sausen, die Nebel hüllen sie ein, die Donner rollen.

Halten wir hier einen Augenblick inne!

Es war wie ein Blitz des Genius, der die dunklen Schleier von Jahrtausenden zerriss, als es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geistreichen Männern (Jones, Colebrooke, Schlegel) wie Schuppen von den Augen fiel, dass die Sprache der Inder mit den uns bekannten Sprachen wie Griechisch, Lateinisch, Gotisch, in den Stämmen sowohl als der Formation derselben verwandt sei. Es entstand die Wissenschaft der Sprachvergleichung. Derselben gelang es mitten durch die Weltteile, Asien und Europa, einen Völkergürtel zu ziehen, der sich von den sonndurchglühten Fluren Indiens bis zu den eisbezackten Bergen Islands erstreckte. Ein Völkerstrom ergoss sich vor unseren Augen, der von Indien durch Persien, Armenien, Klein-Asien nach dem Norden Griechenlands hinüberflutete. Hier war das Mittelglied der Kette, hier scheint es, staute sich der Strom um gen Süden als Graeco-Italiker, gen Westen als die Goten und Kelten und gen Norden als die Slaven sich zu spalten.

Unterhalb dieses Völkergürtels in Asien finden wir einen anderen Stamm, welchen die h. Schrift den Japhetiten gegenüber als die Semiten bezeichnet (Gen. 10). Unter ihnen erringen die Nachkommen Abrahams die Palme, indem sie den gen Westen ziehenden Indogermanen gegenüber sich von den Vorsprüngen des Libanon bis zu dem indischen Ozean in gerader Linie von Norden nach Süden hinziehen, während die Hamiten den Süden besetzen (Afrikaner). Die Hebräer, Syrer und Araber werden die Träger der sem[illegible]
[illegible] Laute mit jener Schallnachahmung nur graduell, von dem ewig sich gleich bleibenden Gebrüll des Gorillo aber absolut verschieden ist. Denn in beiden Erfindungen offenbart sich ein klares Selbstbewusstsein, eine harmonische, wohlbewusste Beziehung des Einzelwesens zur Gesammtheit nnd von da hinauf zu dem Urheber, zu dem Ur-Ich. Die Schallnachahmnng ist zuerst nur ein kleiner Schössling mit einigen Blättlein, unsere Sprache dagegen gleicht dem vollen starken Baum mit einer Unzahl von Aesten, Zweiglein und Blättern. Beide aber entsprossen dem zarten Keim im Innern der Eichel.

Aber weiter:

Ein Mittel durch Laute Wahrnehmnngen zu bekunden, war gefunden; bald drängen neue Eindrücke den Geist des Menschen. Das Gehen und Kommen, die Frende und der Schmerz, der Kampf zum Sieg sowohl als znm Tod; es galt den Eros, die Liebe, sowohl als die Eris, den Streit zn bezeichnen. Man nimmt die Laute, d. h. die Interjektionen, die diese Empfindnngen oft von selbst schon begleiten. Nomen und Verbum sind noch eins und die Geste tat die nähere Deutung des Lautes kund, denn selbst den Gegensatz wie Kommen und Gehen konnten diese Laute bezeichnen.

Wie arm war die Sprache, aber ein wie geringes geistiges Bedürfnis hatten anch diese Urmenschen. Reiste ich doch selbst einmal wochenlang in Nubien mal der Sprachkeim im Menschen geweckt, entwickelt er sich wie eine Pflanze. Jede Sippe hat znnächst einen Dialekt, der dem der nächsten Sippe zwar ähnlich aber nicht gleich ist. So fand er fast in jedem Indianerdorf ein eigenes Idiom und bekannt ist jene Mythe von dem Papagei, der die Sprache einer verschollenen Sippe noch lange erhalten haben soll.

Dann erst entstehen, wenn es die Entwickelung mit sich bringt, durch die Mischung von verwandten Dialekten die Sprachen, bis endlich in späterer Zeit, besonders wenn die Schrift entsteht, die Gebildeten des Volkes dem wuchernden Strauch der Sprache eine glattere konventionelle Form geben. (Abhandlungen der Berliner Akademie 1820.)

Pott bespricht dann die Verdienste der späteren Forscher, so die Steinthals, der die Sprache, da sich nach Humboldt in einer jeden derselben eine verschiedene Weltansicht kund tut, der Völkerpsychologie zuteilt; von denen Fr. Millers, der bei seinen Sprachuntersuchungen selbst das Woll-, das schlichte und das Lockenhaar des Volkes mit berücksichtigt, redet von den Verdiensten von Lepsius für die afrikanischen und denen Grimms für die deutsche Sprache und geht dann zu der von Abel behandelten Frage vom „Gegensinn“ über.

II.

Pott: Ueber Abels ägyptische Sprachstudien.

Obwohl Pott die Verdienste Abels für die vergleichende Sprachwissenschaft anerkennt, verhält er sich doch skeptisch der von Abel ausgesprochenen An-
[illegible] bisherigen Bewohner der Niederung verweichlicht. Jene werfen die Schwächlinge nieder und beginnen Staaten zu gründen, Sieger und Besiegte in festen Kasten voneinander trennend. Jetzt genügt die knappe Mundsprache nicht mehr, die Horde weilt nicht mehr bei einander wie in den Zügen, man will anch zu den Fernen nnd zu den Abwesenden reden. Was ist da zu tun. Nnn gut, man malt das, was man sagen will und Jener spricht beim Anblick das Wort zum Bild. Wie plnmp, wie nngefügig ist das noch. Man malt einen Löwen und Jener spricht, sagen wir, Lebi, — man will sagen „er läuft“ und malt dazu Springbeine. Da kann man lange malen, hnnderte ja tausende von Bildchen. Ein Teil von dieser Malerei ist noch im Chinesischen verblieben. Nimmermehr aber gelingt das Malen der fortschreitenden Sprachbildung. Doch halt: Das Bild ruft bei dem, der es sieht, einen Lautwert hervor. Nun gut, setzen wir es also als Bezeichnung dieser Silbe und bediene sich, sagen wir, des Löwen als Zeichen einer Silbe — sagen wir lab. Aber auch was ist da viel geholfen. — Rebusschrift. — Denn wieviel Bedeutungen hat eine solche Silbe! Nein, das Bild genügt zur Schrift nnr da, wo es einen Einzellaut, sagen wir hier L, bezeichnet. Fortan ist das Geheimnis gefunden, um weit — hin über Land und Meer — über die Jahrhunderte und Jahrtausende hin zu sprechen. Ranm und Zeit ist überwunden, denn das ist der

Beruf des zur Ewigkeit und Unendlichkeit hinstrebenden Geistes! Von Aegypten ging diese wunderbare Erfindung zu den Semiten, von den Semiten (Phöniker) zu den Griechen nnd ebenso von den Semiten zu den Indern. Dies bewies A. Weber. Somit giebt es nur ein Weltalphabet und wenn unsere Kinder ein A malen, ererben sie damit die Kunst von Jahrtausenden; weiß es, dass es im A ein Alef, einen Stierkopf malt? wohl schwerlich. — Das Weltabc ist eine Buchstabenschrift und keine Silbenschrift wie die Keilschrift, wo dieselbe Gruppe ma und am bedentet.

Aber wie? jene wenigen Urstämme der Sprache hatten eine vielfache, oft sich widersprechende Bedeutnng und die erklärende Geste fehlt; woher nun Gewissheit? Man nimmt einen Teil der Worte und degradiert sie zu Verhältnisworten; denn jetzt muss man die Gegensätze scheiden und dem Wirrwarr ein Ende machen. Wir setzen darum jene Umwandlungen in eine Zeit, ehe die Verschiedenheit zwischen Prä- und Postposition, ehe jener Unterschied zwischen Biradikalismus im Indogermanischen und dem Triradikalismus im Semitischen bestand.

Das Sprachfeld der alten Kulturwelt (Aegyptisch-Indogermanisch und Semitisch) denken wir uns wie ein Saatfeld, in das jene Wandervölker der Urzeit den Schatz ihrer ersten Wahrnehmungen als Saat niederlegt n. Die ersprießt, beginnt zu treiben, zu blühen und Früchte zu zeitigen.

So erwachsen die Keime der Sprache die Jahrtausende hindurch zu gewaltigen Bäumen, mit einer Unzahl von Aesten und Zweiglein heran. An sie tritt der Etymologe als Botaniker; er erkennt trotz der Fülle der Erscheinnngen die Gleichheit der Struktur, die Lage der den Saft hegenden Röhrchen, nnd tritt mutig hinein in jene Zeit, als der himmelhohe Stamm noch ein zartes Pflänzlein war und statt der unendlichen Zahl von Aesten und Zweigen nur einzelne schwache Blättlein trieb, welche nur die Anfangswahrnehmungen der erkennenden kindlichen Menschheit ungenau nnd allgemein, selbst widersprechend, wiedergaben und sich allmählich zur Klarheit entwickelten. Der Kulturhistoriker aber, d. h. der Philolog, er naht den alten Sprachen, um das Wehen des Geistes zu erkennen, der die Blüten und Früchte treibt. Er erfasst die Fülle der Schönheit in den Blüten des Geistes, die von dem Leben des göttlichen Wesens im Menschen Kunde geben.

Charlottenburg. Fr. Dieterici.



Epigramme.

Von Otto Ernst.

I.

„Dem Ernst gehört die heut'ge Zeit,
Dem praktischen Verrichten!
Heut' ziemt's dem wahren Manne nicht,
Zu träumen und zu dichten!"

So spreizt sich in der Gegenwart
Staatsmann, Soldat und Krämer,
Und Jeder wähnt, an männlichem Ernst
Shakespeare und Goethe beschäm' er.

II.

„Was kann aus Nazareth Gutes kommen!" —
Und sieh! Ein Licht ist dort entglommen,
Das überstrahlt das Erdenrund,
Und seine Macht ist Jedem kund.
Doch heute wie zu Christi Zeiten
Nasrümpfen alle Dumm-Gescheidten,
Des alten Wahnes unbenommen:
„Was kann aus Nazareth Gutes kommen!"

III.

„Der Prophet gilt Nichts im Vaterlande" — —
Ausgenommen, er ist von hohem Stande;
Da wird er erstickt vom Bravoschrein —
Und braucht nicht 'mal ein Prophet zu sein.



Ueber den Einfluss des Erlernens fremder Sprachen auf die Entwickelung der Muttersprache.

Von Franz Pfalz.

(Fortsetzung.)

Die Gelehrten wissen sehr wohl, was sich für die Fremdwörter in ihrem Bereiche sagen lässt. Die Fremdwörter, erklären sie, sind technische Ausdrücke, die sich im Deutschen nicht wiedergeben lassen, zum größten Teile auch „internationale", von allen Kulturvölkern vereinbarte Namen für gewisse Dinge, die in der Wissenschaft eine Rolle spielen. Und wenn der Gelehrte einen neuen Begriff feststellen will, so ist es um vieles besser, er nimmt dazu ein Fremdwort, als dass er ein deutsches bildet, dessen einzelne Bestandteile schon genau begrenzte Bedeutungen haben und meist nur bildlich gebraucht werden können. Bei einem elektrischen „Strome" denke man an Wasser, bei einem „Nervenstrange" an einen Strick, bei der „Wirbelsäule" an Fensterwirbel und steinerne Träger. Das Verdeutschen wissenschaftlicher Begriffe misslinge eben, so oft man es versuche. Das Fremdwort sei wie Wachs, es schmiege sich dem neuen Begriffe an, es sei ein neuer Beutel

in den man die neugeprägten, glänzenden Vorstellungen bequem einlege.

Es lässt sich leicht nachweisen, dass diese ganze Verteidigung keinen sicheren Boden hat. Ist es denn so unbedingt nötig, dass die sogenannten technischen Ausdrücke mit den Formen einer Sprache gebildet werden, die alle Kulturvölker verstehen? Wohl kaum. Wenn ein deutscher Gelehrter seine Forschungen in einem deutsch geschriebenen Werke niederlegt, wie es jetzt doch meistens geschieht, so setzt er voraus, dass der fremde Leser, etwa ein Franzose, der deutschen Sprache mächtig ist oder sich das Deutsche von einem anderen in seine Sprache übersetzen lässt. Die neuen Begriffe, die darin vorkommen, werden dadurch nicht im geringsten unverständlicher, dass sie deutsch ausgedrückt werden. Nehme man an, es handle sich um eine Fernsprecheinrichtung. Ist Telephon verständlicher? Kann sich der Franzose τῆλε und φωνεῖν anders zurecht legen als durch „loin“ und „parler“? Wenn er aber einmal das Griechische übersetzen muss, dann versteht er auch „Fernsprecher“ nicht falsch. Ja unsere vielen Fremdwörter müssen ihn stören, denn die halbdeutschen, nichts weniger als griechischen Endungen ie, ieren, ist, erschweren nur das Verständnis der Wörter. Einige Wissenschaften bedienen sich bereits deutscher technischer Bezeichnungen mit bestem Erfolge. Die Lehre von den Gesteinen und der Erdbildung redet von Geschieben, Geröllen, von Rotliegendem, von Granwacke, die Erdbeschreibung von Quertälern und Höhenschichten, und die übrigen Kulturvölker verstehen es recht wohl. Am zähesten hängen die Pflanzenkunde, die Tierkunde und die Zergliederungskunst an den lateinischen und griechischen Namen. Was die Bezeichnungen Phanerogamen und Kryptogamen, Monokotyledonen, Dikotyledonen und die unzähligen anderen nutzen, die nur zur Einteilung dienen, während auch die Gelehrten bereits die Bestandteile der Pflanzen deutsch bezeichnen und von Blütenstaub, Staubgefäßen, Fruchtknoten reden, ist unbegreiflich. Selbst die lateinischen Namen der Pflanzen und Tiere wären vielleicht nicht so unentbehrlich, wie man meint, sobald man sich nur in jeder Sprache über einen wissenschaftlichen Namen einigte. Die vielen lateinischen und griechischen technischen Ausdrücke der Gelehrten sind die natürliche Folge unserer langen Abhängigkeit von den romanischen Völkern, sie sind die Eierschalen, welche unsere wissenschaftliche Bildung auf dem Rücken trägt. Entschuldigt können sie allenfalls nur dadurch werden, dass unsere romanischen Nachbarn noch immer einen wesentlichen Bestandteil der wissenschaftlichen Welt ausmachen, in der wir leben und weben. Wenn nur unsere Gelehrten die vollständig überflüssigen Fremdwörter vermeiden wollten! Aber auch das tuen sie nicht, im Gegenteil mehr als früher gefallen sie sich im Gebrauche und in der Erfindung solcher Missgestalten. Warum nennen sie erst neuerdings den Punkt, wo der elektrische Strom in das Wasserzersetzungsgefäß eintritt die Anode, wo er austritt die Katode und beide zusammen die Elektroden?*) Ist Eintritts- und Austrittspunkt nicht eben so gut? Wenn die Gelehrten ihre Wissenschaft dem Geiste der Muttersprache anvertrauen wollten, so würden sie selbst den größten Nutzen davon haben. Ihr Wissen würde tiefer in das Volk eindringen, zur Beobachtung anregen, ergötzen, belehren, und sie selbst würden es frischer, umfangreicher, gestärkter aus den Kreisen des Volkes zurückerhalten. Ist es, könnte man weiter fragen, so durchaus notwendig, dass die Aerzte ihre Rezepte in lateinischer Sprache aufsetzen, auch dann, wenn es sich um die einfachsten Dinge, um Wasser, Kamillen und Brechweinstein handelt. Der Kranke empfindet doch immer das Bedürfnis, zu fragen, was ihn heilt. Will man mit den lateinischen Rezepten verhüten, dass die Arzneien nachgemacht werden? Oder will man nur den wissenschaftlichen Schein möglichst zu wahren suchen? Gewiss ist, dass der blinde Glaube an Quacksalberei und Wunderheilungen nicht zum kleinsten Teile in der abergläubischen Verehrung der lateinischen Rezepte seinen Grund hat.

Es wird noch lange währen, ehe von dem festen Bollwerke der gelehrten Fremdwörtermasse auch nur ein Steinchen abbröckelt. Aber jeder, dem die Ehre des Vaterlandes am Herzen liegt, wird sich freuen, wenn diese Zeit gekommen sein wird. Von den Leitern unserer Kulturentwickelung, von den Vertretern der Wissenschaft, von den Behörden, von den Körperschaften aller Art muss die Reinigung der Sprache ausgehen, sonst dringt die Flut der Fremdwörter von den Höhen der Bildung immer wieder den Niederungen des Volkslebens zu. Auch die Schule könnte viel, sehr viel tun, wenn im Unterrichte jedes überflüssige Fremdwort sorgfältig vermieden würde, und die Lehrer nicht mit allzu großer Gewissenhaftigkeit es für ihre Pflicht hielten, die Schüler mit so viel Fremdwörtern als möglich bekannt zu machen.

Die so eben angestellte Erörterung über die Ursachen und den Umfang der Fremdwörternot zeigt nur die eine Seite der Sprachverwirrung und zwar diejenige, welche schon oft der Gegenstand lauter Klagen gewesen ist. Wichtiger noch sind die Verwirrungen und Verheerungen, welche dadurch im Sprachbewusstsein des Volkes angerichtet werden. Nicht nur, dass der Wortschatz der deutschen Sprache selbst mit einem schwerfälligen Zusatze, der mit dem innersten Wesen der Sprache nichts gemein hat, belastet wird, die fremden Eindringlinge verdrängen auch eine Menge echt deutscher Wörter oder hemmen sie in ihrer Entwickelung und vermindern auf diese Weise die Bildungskraft der Sprache.

Man kann das Volk, in dessen Geiste und Munde

*) Von Faraday eingeführt, von deutschen Gelehrten, selbst in Schullehrbüchern, begierig nachgeahmt.

sich die Sprache bildet, in zwei Gruppen zerlegen, von denen die erste alle die umfasst, welche fremde Sprachen, besonders die alten, erlernt haben, die zweite die, welche auf die Muttersprache beschränkt sind. Wenn man von Gebildeten redet, so versteht man darunter gewöhnlich nur die ersteren, die letzteren nennt man schlechthin das Volk (im engern Sinne). Das Volk, um mit diesem zu beginnen, kann die unverständlichen und doch aufdringlichen Fremdwörter nicht ohne weiteres in die Formen und Verwandtschaften der Muttersprache aufnehmen. Es sucht sie daher, wenn der Lautbestand es nur irgend zulässt, zu verdeutschen, indem es sie einfach mit ähnlich klingenden Wörtern zusammenwirft. So ist bekanntlich aus arcubalista Armbrust, aus suade scherzhaft Schwarte, aus jocus Jucks, aus gensd'armes Schan-darm, aus passe le temps Pusseltand geworden. Man hilft sich eben, so gut man kann, aber die Bildungskraft der Sprache wird dabei in äußerlichen Spielereien vergeudet. Oder man verwechselt ähnlich klingende Fremdwörter im Gebrauche. So hört man häufig „absolvieren“ in der Bedeutung von „observieren“. „Ich habe ihn,“ sagt man, „zu diesem Zwecke lange schon absolviert.“*) Noch schlimmer ist es, dass durch das Nichtverstehen der Fremdwörter auch das Bedürfnis, den Sinn eines Wortes zu begreifen, im Bereiche der Muttersprache abgestumpft wird. Da auch die Gebildeten viele Fremdwörter übernehmen, deren Ableitung und ursprünglicher Sinn ihnen unbekannt ist, weil sie doch nicht alle Sprachen kennen, so wird dieses Sinken des Sprachgefühls zu einem allgemeinen Uebel, welches freilich auch noch dadurch gesteigert wird, dass in vielen deutschen Wörtern und Redensarten veraltete Anspielungen stecken, die dem lebenden Geschlechte unbekannt sind. Man würde ohne Zweifel mehr auf den Sinn unserer Wörter und sprichwörtlichen Redensarten achten, wenn uns nicht die Fremdwörter gewöhnt hätten, darauf zu verzichten. Wer denkt jetzt an die Abkunft von „mutterseelenallein“, „Hundsloden“, „Kinkerlitzchen“, „Maulwurf“, wer denkt sich überhaupt etwas bei „Federn schließen“ (statt „schleißen“), „Maulaffen feil halten“ (statt „das maul apen [offen] halten“). Wie sehr der Bildungstrieb erlahmt ist, sieht man auch an den Neubildungen der Sprache, die entweder übertrieben vergeistigt sind oder wenig Sinn haben, wie „selbstredend“, „in Ansehung“, „Beanstandung“, „beziehentlich“. Für die Gebildeten haben die Fremdwörter ganz besonders den Nachteil, dass sie ihnen die Gelegenheit nehmen, passende deutsche Ausdrücke zu suchen. Das Prunk- und Faulbett der Fremdwörter ist so verlockend, dass sich niemand die Mühe giebt, es zu vermeiden. In jedem Satze sinkt der undeutsche Deutsche gelehrt vornehm auf dasselbe und bildet sich etwas darauf ein, statt sich zu schämen. Wenn es erst Sitte werden wird, den einen faulen und eitlen Narren zu heißen, der ein Fremdwort ohne Not gebraucht, dann wird die Fremdwörterseuche bald erlöschen.

Das Jahrhunderte lange Nachbilden der fremden Sprachen hat auch den Satzbau der deutschen Sprache verwüstet. Besonders der Einfluss des Lateinischen lässt sich unschwer nachweisen, er zeigt sich in der Art, wie das logisch-grammatische Gesetz über den Wohlklang und das Naturgesetz die Oberhand gewonnen hat. Die todte Sprache ist ein rein wissenschaftlicher Gegenstand und darum nur noch der Zergliederung fähig, nicht mehr des Aufbaues und der Weiterbildung, von ihr können daher auch nur Regeln und Teile (Wörter und Redensarten) mit Hülfe des Verstandes entlehnt werden, das Gefühl des lebendigen Schaffens können sie nicht erzeugen. Wir mögen sie bewundern wie Bilder, Statuen, Knochenüberreste, aber sie lieben, in ihnen leben, sie umfassen, das können wir nicht, und wenn wir es zu können meinen, so täuschen wir uns. Trotzdem ist das Regelwerk der lateinischen Sprache unser deutsches Sprachgewissen geworden, macht uns scheu, unsicher, hindert die Entwickelung unserer Satzlehre und unserer Ausdrucksweise und trägt so wesentlich zur allmählichen Verschlechterung der Sprache bei. Es ist bezeichnend, dass die Brüder Grimm wohl eine deutsche Formenlehre, aber nicht eine deutsche Satzlehre zu schreiben vermochten. Sie vermochten es nicht, weil sie mehr Gewicht auf die natürlichen Vorgänge als auf die künstlichen Regeln legten, weil ihr Sprachgefühl in unseren, nach lateinischem Muster ineinander geschobenen Satzgebilden keine Nahrung fand.

Die deutsche Sprache ist ursprünglich außerordentlich bildsam und biegsam gewesen, man erkennt dies an Ueberlieferungen aus dem Altdeutschen und Mittelhochdeutschen, wie an der volkstümlichen Sprache zur Reformationszeit. Sie konnte kurz sein, sehr kurz, alle Arten der Zusammenziehung waren ihr gerecht, aber sie konnte auch so breit und behaglich dahin fließen, wie keine andere Sprache. Durch das ewige Uebersetzen in den Schulen sind ihr die Glieder verrenkt und der Leib zusammen geschnürt worden. Die Umschreibung durch Nebensätze, besonders mit rückbezüglichen Fürwörtern, hat immer mehr an Ausdehnung gewonnen und den Bau der Sprache mit unnützen Erkern, Treppen, Flügeln und Gängen belastet. Man wollte eben die lateinischen Partizipialkonstruktionen, Akkusative mit Infinitiven und die absoluten Ablative mit größter Deutlichkeit auslegen. Andererseits hat man sich abgequält, die lateinischen Partizipien im Deutschen wieder zu geben und ist in unnatürliche Zusammenziehungen wie „die zu erwartenden“, „sich erfüllenwerdenden“, „um ihn seienden“, „bestraft gewesenen“ verfallen. Wenn man mit

*) Viele Beispiele bietet in dieser Beziehung Paul, Herm., Prinzipien der Sprachgeschichte, Kap. XI und XII. Freilich fehlt hier durchaus eine Sichtung des Stoffes mit Rücksicht auf die Reinheit der Sprache.

Aufmerksamkeit nur eine Stunde lang zuhört, wie die Schüler sich abquälen, etwas zusammengesetzte lateinische Sätze in das Deutsche zu übertragen, und wenn man beobachtet, wie vieles Ungelenke, Weitschweifige, Unschöne der Lehrer durchgehen lässt, durchgehen lassen muss, um nur die nötige Deutlichkeit zu wahren, so wird man sich nicht über den undeutschen, ja ungefügen Stil wundern, der uns in sehr vielen gelehrten Werken entgegen tritt. Um nur einige Beispiele anzuführen, schlage ich einige Geschichtsbücher auf, die mir eben zur Hand sind und greife, ohne lange zu suchen, heraus, was sich eben darbietet. Da lese ich: „Während es so unsicher und widerspruchsvoll, bei wechselnder Befolgung und Nichtbeachtung der neuen, in sich unhaltbaren kaiserlichen Satzungen, in des Reiches urältesten Städten aussah, konnte, fern vom Mittelgetriebe des deutschen Staatslebens, die bürgerliche Freiheit im Norden, welche streitbar das dänische Joch gebrochen, ungehindert fortschreiten und allmählich den Hansabund erbauen" (Barthold, F. W., Geschichte der deutschen Städte. Leipzig, 1850. II. Teil. S. 129). „Wie weit er (Tiberius) jedoch noch davon entfernt blieb, das Land als eine Provinz betrachten zu können, beweist die Maßregel, dass er vierzig Tausend Deutsche, hauptsächlich Sigambrer, am jenseitigen Ufer des Rheines ansiedelte, denn können wir glauben, dass diese nicht Römerfreunde gewesen, welche die Genossenschaft ihrer Stammesbrüder meiden wollten? — Bekannt damit, dass eine altrömische Partei den fremdem Blute entsprossenen Männern des Staates und Krieges entgegen arbeitete, musste er nebenbuhlerischen Einfluss für immer zu beseitigen suchen" (Dietsch, R., Lehrbuch der Geschichte. Leipzig 1864. II. Bandes 1. Abteilung, S. 27 und 188). „Endlich hatte die Predigt des Christentums, in den Zeiten, wo das Wunderbare, auf den Schlachtfeldern unterlegen, zeitweilig das Joch christlicher Nationen getragen hatte, trotz allen zerstörenden Reaktionen lebenskräftige Keime hinterlassen" (Fock, O., Rügensch-Pommersche Geschichten. Leipzig 1861. I. Teil. S. 7). Alles dies ist Lateindeutsch in vollster Blüte. Die Beispiele ließen sich bis ins Unendliche häufen, denn nicht die Ausdrucksweise eines einzelnen Schriftstellers, unsere gesammte Sprache ist durchsetzt und durchzogen von lateinischen Partizipialkonstruktionen, Relativsätzen, kettenartig sich auseinander wickelnden Kasusfolgen, Fragen und Gegenstellungen. Wie ist unsere alte Sprache dagegen so knapp, ungezwungen, selbstbewusst und vielgestaltig! Man lese nur die herrliche Schilderung des Sturmes im „Heliand" nach Matth. 8, 23: „Da begann des Wetters Kraft, Sturm aufzusteigen, Wellen zu wachsen, es schwang sich Finsternis mitten hindurch, die See kam in Bewegung, Wind und Wasser kämpften, die Männer sorgten" oder eine Predigt von Berthold von Regensburg, oder die Schilderung der Kinder in Hans Sachsens „Die ungleichen Kinder Evä": „Die waren einesteils schön und adlich, subtiel gliedmasiert, untadelich, sinnreich, geschickt, höflich geberlich; doch hat sie viel Kinder gefährlich, tölpisch, grob und ungestalt, ungleich den Kindern oberzahlt. Deshalb Eva, die Mutter klug, die schönen Kinder vorzog, und hielt sie gar hold, lieb und wert, der anderen sich beschwert und achtet sich ihrer nicht so hart, weil sie waren geschlagen aus der Art." Oder man ergötze sich an den herrlichen Wechselgesprächen in Fischarts Glückhaftem Schiffe, und man wird zugeben, dass unsere jetzige Sprache dagegen im ganzen abgeschwächt, ängstlich gewissenhaft und geschnitzelt ist. Schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, noch mehr im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte wird die deutsche Ausdrucksweise schwerfälliger, steifer, abstrakter, und man wird nicht fehl greifen, wenn man den Humanisten, später auch dem französierten Adel einen großen Teil der Schuld zuschiebt. Das Deutsche verfiel, weil es von den Gebildeten von oben herab angesehen wurde. Lessing und Goethe haben die deutsche Prosa verjüngt, aber die alte Unsicherheit ist damit nicht beseitigt worden; vielmehr hat sie durch das beständige Nachtreten in die Fußtapfen der fremden Sprachen immer größere Verbreitung gewonnen. Wir plagen uns jetzt schon im Deutschen mit vielem Todten, Eingegleisten, Abgegriffenen ganz nach der Art und Weise, wie wir uns mit dem Latein herumplagen, und das ängstliche Suchen nach dem echten Ausdrucke oder der rechten Satzgliederfolge nimmt zu trotz der Vielschreiberei und dem Selbstbewusstsein, mit dem Tausende von Schriftstellern an die Sprache herantreten.

(Schluss folgt.)



Allerlei Humore.

„Herr und Frau Pieps" von Emil Peschkau. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. — „Berlin-Ostende. Mit zehntägigem Retourbillet" von Hans Arnold. Ebendaselbst. — „Zeitglossen." Essays, Plaudereien, Satiren von Emil Peschkau. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

„Es giebt viele Definitionen des Humors, aber keine veranschaulicht wirklich sein Wesen. Ein Bild tut das viel besser. Humor ist Sonnenglanz auf der Flur." Mit diesen Worten Emil Peschkaus könnte ich die drei namhaft gemachten Werke gleichfalls bezeichnen. Ein ganz eigenartiger, sonniger Glanz leuchtet uns aus diesen Blättern entgegen, und je mehr der echte und wahre Humor, der — nach Jean Paul — zwischen Tränen lächelt, aus unserer Litteratur verschwindet, desto willkommener sind uns solche Bücher, in welchen Gemütlichkeit mit heiterer Laune, harmloser Witz mit pikanter Lustigkeit sich vereint finden. Sie helfen nicht bloß über den Griesgram, der uns peinigt, obsiegen, sondern sie versetzen uns auch

in jene Stimmung, in welcher der Pessimismus keine Gewalt über die Herzen der Menschen hat.

Nicht weniger wie zwanzig Geschichten und Skizzen humoristischen Genres hat Emil Peschkau unter dem Titel: „Herr und Frau Pieps“ zusammengefasst; und alle diese zwanzig Sächelchen sind wahre Kabinetsstücke des Humors: originell, lustig, sprudelnd elegant in der Form und vornehm in der Gesinnung. Der derbe, drastische Volkshumor ist, wie es scheint, nicht die Domäne des fruchtbaren und begabten Schriftstellers; am liebsten bewegt er sich in der guten, bürgerlichen Gesellschaft, im Salon und allenfalls auch auf dem Parquet des high life. Nirgends stößt er an und überall erkennt man, dass ein feingebildeter und feinfühliger Geist die Historien erfunden hat. Allen diesen Humoresken liegt eine einfache und gesunde Idee zu Grunde; man merkt es denselben an, dass sie nicht im „Zwangsbett“ dichterischer Anstrengung, sondern in „freier Wahlumarmung“ eines wirklich Berufenen und Auserwählten entstanden sind. Den Titel: „Herr und Frau Pieps“, wie das erste Kapitel lautet, hat der Verfasser dem ganzen Werke gegeben, meines Erachtens nicht mit Recht; denn nicht alle die Helden und Heldinnen seines köstlichen Buches sind Piepse. Während das Original, das Urbild des Genus: „Pieps“, ein Philister ist, der hungert und abmagert, nur um zu sparen und das Geld zusammenzuscharren und der schließlich in Folge seines siechen Körpers elend stirbt, sind andere Gestalten gar muskelstark und gar kräftig wie die Kellnerinnen im Münchener Hofbräuhause oder wie Riesendamen von kolossalster Weiblichkeit. Manche Humoresken in Dialogform, wie z. B. „Sie muss dabei sein“, „Im Mansardenstock“, „Besuch bei der Heiligen“, „Ein Ballgespräch“ u. s. w., sind dramatische Blüten voll Esprit, Koketterie im Ausdruck und scharfsinniger Begabung. Emil Peschkau hat so entschiedenes dramatisches Talent, dass es mich wundert, dass er auf dem Gebiete des Lustspiels nicht jene Fruchtbarkeit entfaltet wie auf dem der Novelle und Humoreske. Reizend sind auch die kurzen Aphorismen des Autors unter dem Titel: „Einund Ausfälle“, nur hätte ich gewünscht, dass dieselben am Schlusse und nicht in der Mitte des Buches ihren Platz gefunden hätten, — so unterbrechen sie die einzelnen Humoresken, während sie am Schlusse dieselben harmonisch abgegrenzt hätten. Jedenfalls erfüllen sie ganz und gar die Definition, welche Peschkau von derartigen Aperçus giebt: „Aphorismen wollen nicht Früchte sein, sondern Samenkörner. Man muss sie in die Seele versenken, dass es dort sprosse, blühe und Frucht werde.“

Im selben Verlage und gleichzeitig ist eine andere Humoresken-Sammlung von Hans Arnold erschienen. „Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet“ umfasst sieben Humoresken, und der Titel des ersten Kapitels ist auch hier für das ganze Buch in Anwendung gekommen. Warum? Ist es so schwer, einen passenden Titel zu finden? Wenn wir auch nicht immer verlangen können, dass der Titel sich ganz und gar mit dem Inhalte eines Buches decke, so können und müssen wir doch die Forderung anfstellen, dass nicht ein derartiger Titulus, der wie die Faust auf das Auge passt, gang und gäbe werde. Was die einzelnen Abschnitte betrifft, so sind dieselben bezüglich ihres litterarischen Wertes verschieden. Kapitel I: „Berlin-Ostende“ ist ein recht amüsantes Reisefeuilleton, voll schalkhafter Bemerkungen, nur ist die Erzählung gar zu gedehnt, während die Humoreske: „Eine Stunde aus dem Leben einer novellenschreibenden Hausfrau“ einem circulus vitiosus gleicht, in dem Hans Arnold immer auf einem Punkte stehen bleibt. Sehr beachtenswert und geistreich sind die beiden Kapitel: „Kleine Unliebenswürdigkeiten“ und „Gute und schlechte Manieren“. Die unter dem Namen „Hans Arnold“ schreibende Verfasserin geißelt manche gesellschaftliche Unarten und Ungezogenheiten und kann ich nur wünschen, dass ihre Bemerkungen überall gelesen werden und weiteste Verbreitung finden, — was freilich diese Kapitel mit der Ueberschrift: „Berlin-Ostende“ gemein haben, weiß nur der himmlische Vater, der Herz und Nieren prüfet und also auch in Hans Arnolds Seele lesen kann!

Ich bedauere, selbst auf die Gefahr hin, den Vorwurf: „gegen Hans Arnold, also eine Dame, eine Unliebenswürdigkeit zu begehen“, hören zu müssen, es auszusprechen, dass der Stil Arnolds im Vergleiche zu der glatten und eleganten Schreibweise Emil Peschkaus hier und da recht salopp ist. Hier nur einige Proben (Seite 246): „Die Gefühle der Wirtin bei diesem Anblick wünsche ich meinem ärgsten Feinde nicht! Wenn sie die Erde verschlungen hätte, so wäre ihr dies entschieden angenehm gewesen, aber diese dachte natürlich nicht daran, und die glückliche Besitzerin Martins musste die unsterbliche Blamage dieses Erlebnisses ruhig hinnehmen. Wäre es dabei geblieben! Aber Martins Rausch stieg bei jedem Gange — er mochte wohl in den Pausen tüchtig nachheizen — und er krönte sein Werk, indem er die Schüssel mit dem Eis der Frau Majorin auf die Schulter setzte, und ganz überzeugt, sie dort ausnehmend gut und schön placiert zu haben, stehen ließ und sich empfahl.“... O Hans! o Arnold! Die Gefühle, die ich bei der Lektüre dieser Zeilen empfand, wünsche auch ich meinem ärgsten Feinde nicht! Was tut eigentlich dieser schreckliche Martin? Was ließ er stehen? Die Schulter der Majorin oder das Eis dieser Dame? Oder ließ er etwas anderes stehen? Credo, qui absurdum!.. Doch weiter. S. 148 ist zu lesen: „Starr vor Erstaunen und unfähig zu begreifen, was hier vorging, richteten wir unsere Blicke nach dem zweiten Wagen — und siehe da, der Kutscher Nr. 2 hing wie eine vom Stengel geknickte Lilie bereits zu Dreiviertel über das Spritzleder herunter. Das Unglaub-

liche war Tatsache! Wir sehen uns eine Weile starr an und sagten dann nur das inhaltschwere Wort: „Beide!" Ja — beide Kutscher hatten, ob in der Freude des bald zu erwartenden Wiedersehens, ob auch sonstige psychische oder physische Gründe vorlagen, sich so total betrunken, dass eine Fahrt unter ihrer Leitung ziemlich gleichbedeutend auf Selbstmord gewesen wäre." Eine höchst verwickelte Geschichte! Erst war man „starr vor Erstaunen", dann sah man sich eine Weile „starr" an, dann sprach man nur „ein" inhaltsschweres Wort. Wenn nun auch ein Kutscher, der einer „am Stengel geknickten Lilie" gleicht, ein sehr wirksames Schauspiel ist, so ist die Variation des bekannten Goetheschen geflügelten Wortes in: „Das Unglaubliche war Tatsache" — gleichfalls nicht zu verachten. Aber das sind zum Glück nur Kleinigkeiten.

In einem stattlichen Bande, betitelt: „Zeitglossen" bietet uns Emil Peschkau eine Reihe geistreicher und schlagfertiger Essays, Skizzen und Satiren, welche beweisen, dass unser Autor nicht nur auf produktivem Gebiete als Erzähler, sondern auch als Kritiker und als — Patholog des Zeitgeistes zu Hause ist wie nur Einer. Er hat sein hübsches Werk in drei Teile: „Welt und Leben", „Bücher und Zeitungen" und „Litterarische Märchen" rubriziert. Das sechzehn Bogen starke Buch hat mehr Inhalt, bietet mehr Anregung wie ganze Bibliotheken und der liebenswürdige Plauderer, der so reizend zu erzählen weiß, schweift vom Hundertsten ins Tausendste, überall neue Gesichtspunkte erschließend, überall unterhaltend, überall anregend, teils zur Zustimmung veranlassend, teils zur Opposition reizend. Ueberraschend ist oft die geniale Lebens-, Welt- und Kunstanschauung des Verfassers, der schon mit wenigen Worten den Nagel auf den Kopf trifft und die Situation blitzhell erleuchtet. Was Emil Peschkau über die Nüchternheit unserer Zeit, über die Unsinnigkeit unserer Kleidung, über die Bedeutung der Poesie als Bildnerin des Gemüts und der Phantasie, über Rücksichtslosigkeit, den Frauen-Roman, unsere Zeitungen, den Naturalismus und vieles Andere sagt, ist so treffend, so belustigend, aber zuweilen auch so erschütternd, dass ich lebhaft wünschte, dass die „Zeitglossen" auf dem Tische jedes Gebildeten sich befänden.

Vielen Widerspruch werden allerdings manche Postulate hervorrufen. So z. B., wenn er (auf S. 178 ff.) ein staatliches Examen für die Redakteure verlangt. Von allen anderen Gründen ästhetischer und kritischer Natur abgesehen, — meint denn Emil Peschkau, dass z. B. der Regierung missliebige oder — brr! sogar „ausgewiesene" Redakteure je ein staatliches Examen bestehen würden? Ich glaube es nicht! Wir wollen nicht die Einmischung des Staates in die Presse, „hand off!" müssen wir vielmehr mit Gladstone rufen. Die „Schmocks" und Pressparasiten werden schließlich doch an die Wand gedrückt, dass sie quietschen, auch ohne den Staatsanwalt und ohne den — Staat!

Die „Zeitglossen" verraten, dass Emil Peschkau unsere moderne Gesellschaft und Litteratur aus dem Fundamente kennt, dass er ein ausgezeichneter Diagnostiker ist und in den meisten Fällen auch die beste Medizin verordnet, um dem Uebel den Garaus zu machen. Sein „ferrum", sein „ignis" und sein Arcanum jeglicher Art ist die — Feder, so fein ciseliert und spitz, dass deren Stich nie ohne Wirkung bleibt.

Ich habe schon früher an dieser Stelle in einem längeren Aufsatz auf die Bedeutung Emil Peschkaus als Novellist, als Publizist und Humorist hingewiesen und freue mich, konstatieren zu können, dass jede seiner neueren Arbeiten einen Fortschritt bekundet. Mag er nie ermüden und stets dem Grundsatze huldigen: „Excelsior!"

Dresden. Adolph Kohut.



Johann Meyers Dialektdichtungen.

Die dritte Auflage der „Plattdeutschen Gedichte in dithmarscher Mundart" von Johann Meyer, welche soeben (Lipsius & Tischer, Kiel), weihnachtlich elegant ausgestattet, in Einem Bande erschienen ist, berechtigt vielleicht zu einigen Bemerkungen über deren Verfasser. Johann Meyer, ein Mann aus dem Volke, dem gleich Klaus Groth ein dithmarsisches Herz im Busen schlägt, ist, und zwar mit dem größten Unrecht von der Welt, über den Kreis Kiel hinaus so gut wie gar nicht bekannt geworden, obwohl er es verdient hat, überall, auch wo Nicht-Plattdeutsche leben, „erhoben" und gelesen zu werden. Heutzutage, wo nachgerade in jedem Hause zwei lyrische Dichter wohnen, lächelt man über die zur ungenießbaren Phrase gewordene stereotype Anklage in unseren litterarhistorischen Essays, welche besagt, der oder jener Dichter „sei vom Publikum noch lange nicht genug gewürdigt worden"; als wenn das Publikum nichts anderes zu tun hätte, als Dichtungen zu lesen und zu kaufen, die in den meisten Fällen keine sind. Hier aber gilt es, einen ganzen Dichter von echt norddeutschem Schrot und Korn aus der Verborgenheit und zurückgezogenen Bescheidenheit in den Kreis der Oeffentlichkeit zurückzurufen, wo nun einmal sein Platz ist und bleiben muss, zu einer Zeit, in welcher „Zaunkönige hausen, wo's kein Adler wagt". Reuter und Groth lasteten mit ihrem erdrückenden Weltruhm schwer auf unserem gleichstrebenden, von demselben sittlichen Ernst und heiligem Kunsteifer beseelten Johann Meyer; aber ganz können sie doch nicht die gesunde urwüchsige Dichterkraft von echt holsteinischer Zähigkeit und Eichenstärke zermalmen; und das haben Männer anerkannt wie Reuter, Friedrich Hebbel, Adolf Strodt-

mann, Ludolf Wienbarg, Heinrich Kurz, F. Ch. B. Avé-Lallement, und ich glaube auch, dass Klans Groth Meyern giebt, was Meyers ist. Was nun Meyer ganz besonders auszeichnet, das ist die große und seltene Gabe, in seinem Dialekt den rechten Volkston zu treffen und mit dem Volk in Fühlung zu bleiben; also nicht nur plattdeutsch zu schreiben, sondern auch plattdeutsch zu denken und zu empfinden, eine Tatsache, die nicht genug betont werden kann. Wahr im besten Sinne des Wortes sind die Schöpfungen dieses Dichters von Gottes Gnaden; kein verlogenes Wort findet man in dem 733 Seiten starken Band vor; die wenigsten Dichter in unseren Tagen besitzen die Begabung und den Mut, dem Papier gegenüber aufrichtig zu sein, daher die Menge unnatürlicher, nie mit dem Herzen empfundener Poesien. Liest man in Meyers Gedichten, so weht Einem der frische Erdgeruch der Ursprünglichkeit entgegen und man wird von Meyer in den Bann seiner Gemütswelt mit magischer Gewalt hineingezogen. Wie ein Stahlbad wirkt die Lektüre; sie wird zum ψυχῆς ἰατρεῖον. Komponisten wie der alte L. Friedrich Witt, Claudius Serpenthien, Emanuel Baldamus, Dr. Friedrich Dörr u. s. w. haben die herzigen, taufrischen Lieder des Poeten in Musik gesetzt, obgleich die Verse selbst schon melodisch klingen und das Ohr des Hörers ergötzen. Ich denke hier an die Lieder: „Kennst du dat Land an'n Holstenstrand“, an „O du, min Blom, so rosenrot“, „Du lüttje Deern, so lilgenwitt“, „Din steernhell blauen Ogen“, „De Wulken, de Wulken, de swevt dar so sacht“ und an unzählige andere, die als „Kriterien der Ursprünglichkeit“ gelten können. Das Buch zerfällt in einen lyrischen und epischen Teil und in Gelegenheitsgedichte; in Letzteren entwickelt Meyer oft einen so köstlichen, unverfrorenen, derben Humor, dass wir an die Gestalten und das Wesen des Niederländers Franz Hals gemahnt werden und zuweilen aus vollem Halse lachen (wie z. B. S. 687 „An Börgermeister Gurlitt in Husum“).

Gar manche seiner schönsten Lieder, sagt Ferdinand Jansen, sind von einer zart elegischen Stimmung durchhaucht. Herbstesahnen und Herbstesleid, die Einsamkeit der Heide, die Ruhe des Friedhofs sind Themata, die unser Dichter wiederholt anschlägt und die in ihrer stimmungsvollen Durchführung das Gemüt ergreifen und dort tiefere Empfindungen wecken. Zu solcher Wirkung mag auch nicht zum wenigsten die treffliche Wiedergabe des landschaftlichen Kolorits beitragen. Die Staffage seiner Stimmungsbilder, die Schilderung der Landschaft ist jedesmal, wie bei Groth, von seltener Anschaulichkeit und Plastik. Die eigentliche Wesenheit, „des Geistes ureigenste Prägung“, gewinnt jedoch erst in den humoristischen Gedichten Johann Meyers den treffendsten Ausdruck. Schalkhaftigkeit und Laune schaut aus manchem dieser Lieder mit einem gar eigen schelmischen Blick hervor. Wie köstlich anmutend ist sein Humor in dem „Günd, achter de Blompütt“. Man höre:

Günd, achter de Blompütt, schreeg öwer de Strat,
Persepter sin Döchder, dat is di en Staat!
Persepter sin Lischen, sin Witjen un Trin,
Dree Dierns, als dre Rosen, — künnt all Dree all frien.

Wa hebbt se för Haar, — rein so blank und so glatt!
Un Ogen, -- de Swarte, als Aalbein so swatt,
De Gehle, — so blau als Vergissmeinnichtblom,
De Brune, — so brun, als Kastanjen vun'n Bom.

Se danzt un se springt un se hüppt als en Reh,
Sünd rot, als en Ros' un so witt, als de Snee,
Se singt, als en Drossel, un lacht, als en Duv,
Un scheert sick den Deuvel um Hochtid un Huv.

Günd, achter de Blompütt, schreeg öwer de Strat,
Persepter sin Döchter, — dat is di en Staat!
Un schull ick Een rutnehm, un günn he mi Een,
Ick sä: „Herr Persepter, alle Dree - oder Keen!“

Perlen schönster Art sind für mich außer „Anna“ und „Gröndunnersdag bi Eckernför“ die gemütstiefen Gedichte: „Ick wull, ick harr di nümmer sehn“, „Weegenleed“, „Modergraff“ und „De Scheper op de Heiloh“. Wie Fritz Reuter über ihn dachte, finden wir in dessen nachgelassenen Schriften, II. Teil, S. 139. Er sagt kurz und bündig: „Selten gab es Schriften, die ein so treues Bild des Verfassers sind; aus jeder Zeile guckt Jan Meyers Gesicht hervor, bald mit dem ernsten, bald mit dem schelmischen Ausdruck, und immer gesund.“ Und Friedrich Hebbel schrieb schon 1859 in Nr. 80 der „Wiener Zeitung“ (vergleiche auch die Gesammtausgabe seiner Werke, Bd. IX, S. 306): „Die Gedichte Johann Meyers sind als eine wesentliche Bereicherung der plattdeutschen Litteratur zu bezeichnen, und ich mache mir eine Pflicht daraus, sie aufs wärmste zu empfehlen! Vom hellen sangbaren Liede an durch die saftige, frische Idylle hindurch bis zum historischen Genrebilde hinauf, klingen uns aus dieser Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen; einige schwächer und matter, wie das sich bei zwei verschiedenen Individuen von selbst versteht, andere in gleicher Stärke und einer mit viel größerer Gewalt. Findet sich kein Stück wie „Rumpelkaben“, oder „Matten-Haas“, die ich an die Spitze des „Quikborn“ stelle, so kann „Anna“ es kühn mit „Hanne ut Frankrik“ und mit „de Vullmach“ aufnehmen.“

Diese Worte der Empfehlung mögen genügen; sie sind übrigens kaum nötig, denn die Dichtungen empfehlen sich selbst. In Deutschland muss aber auch das noch extra bemerkt werden. Fünfzig Auflagen und darüber werden diese Poesieen des niederdeutschen Sängers kaum erleben, dazu sind sie viel zu gut. Sie verdienen, in weihevollen Stunden in die Hand genommen zu werden, Und wer Reuter und Groth kennt, wird es nicht bereuen, den Dritten im Bunde Plattdeutschlands, Johann Meyer, kennen und lieben gelernt zu haben.

Berlin. Wilhelm Röseler.

Bibliotheca germanica.

Verzeichnis aller auf Deutschland und Deutsch-Oesterreich bezüglichen Originalwerke, sowie der bemerkenswertesten Artikel, welche in den hervorragenden periodischen Schriften in den Jahren 1880—1885 im gesammten Auslande erschienen sind. Bearbeitet von Alwin Weise.
Paris und Leipzig, H. Le Soudier 1886.
(142 Seiten.)

Trotz der regen Aufmerksamkeit, mit welcher in Deutschland jede Besprechung verfolgt wird, welche das Ausland unseren litterarischen und wissenschaftlichen Arbeiten widmet, entgeht uns doch nicht Weniges in dieser Hinsicht. Namentlich Monographien und Aufsätze in schwer beschaffbaren Zeitschriften. Diese Lücke, welche von Schriftstellern und Gelehrten schon oft empfunden wurde, beginnt nun durch die vor Kurzem veröffentlichte Bibliotheca germanica vollständig ausgefüllt zu werden. Sie giebt in alphabetischer Anordnung ein sorgfältig gearbeitetes Verzeichnis aller derjenigen Bücher, Abhandlungen und Artikel, welche im gesammten Auslande über unsere bedeutendsten Taten und Forschungen auf dem wissenschaftlichen, schöngeistigen, religiösen, künstlerischen, sozialpolitischen und militärischen Gebiete während der so wichtigen sechs letzten Jahre erschienen sind.

Der Nutzen einer solchen Veröffentlichung übersteigt übrigens das bloß bibliographische Gebiet. Indem man nämlich durch die nahezu erschöpfende Zusammenstellung eines reichen bisher so leicht verborgen gebliebenen, Materials einen festen Anhaltspunkt gewinnt, um zu erkennen, in welcher Hinsicht und Ausdehnung unser innerstes Schaffen bei den wichtigsten Völkern beachtet, beurteilt, verwertet oder auch bekämpft wird, ist der Forscher weit mehr als bisher in den Stand gesetzt, die Geschichte unseres gegenwärtigen Kultureinflusses auf die hervorragendsten Länder klar zu bemessen und sicher festzustellen. Wir können das neue Unternehmen aus vollster Ueberzeugung und eigenster Erfahrung bestens empfehlen und geben uns der Hoffnung hin, dass diese nützliche Rundschau baldige Fortsetzung und zugleich noch einige Erweiterung ihres Rahmens finden wird.

Heidelberg. Th. Süpfle.



Sprechsaal.

I.

Der akademisch-slavische Verein zu Leipzig über A. von Reinholdt's „Geschichte der russischen Litteratur".

Unsern Lesern ist von Reinholdts tüchtige Arbeit jedenfalls schon bekannt. Es ist auch nicht unsere Absicht, das genannte Werk hier eingehender zu besprechen. Wir glauben aber, dass es zur Würdigung des Werkes von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, zu erfahren, in wie eingehender Weise sich der akademisch slavische Verein zu Leipzig mit A. von Reinholdts Litteraturgeschichte (Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887) beschäftigt hat. Eines der Mitglieder, Herr Kolubowsky, hat in zwei längeren Vorträgen darüber referiert, das Ganze kritisch beleuchtet, die besonderen Vorzüge des Werkes mit prägnanter Schärfe hervorgehoben und ist mit feinem Verständnis dem Autor Schritt für Schritt gefolgt. Außerdem wurden zwei ganze Sitzungen der Diskussion der gediegenen Arbeit gewidmet und zum Schluss wurde der Vorschlag einstimmig angenommen, ein Dankschreiben an den Verfasser zu richten. Wir glauben, allen Lesern einen Gefallen zu tun, wenn wir hiermit eine wortgetreue Uebersetzung dieses Schriftstückes der Oeffentlichkeit übergeben:

„Sehr geehrter Herr!

Seit langer Zeit hat sich das gebildete Publikum Deutschlands mit den hervorragenden Erzeugnissen der russischen Litteratur bekannt gemacht; fast alles Bedeutende wurde ins Deutsche übertragen, und einzelne Perioden der Litteratur fanden auch eine litterar-historische und kritische Bearbeitung. In den letzten Jahren jedoch steigerte sich das Interesse an russischer Litteratur in erheblichem Maße. Bereits werden die russischen Autoren systematisch übersetzt. Zugleich aber konnten einzelne Monographien, welche der Mehrheit des Publikums nicht zugänglich sind, die gerechte Wissbegierde nicht befriedigen. Es machte sich somit das Bedürfnis geltend, eine Gesammtübersicht über die russische Litteratur zu besitzen.

Sie, geehrter Herr, begnügten sich nicht mit der unmittelbaren Bekanntschaft der russischen Litteratur, Sie machten sich vielmehr auch die besten Forschungen auf diesem Gebiete zu Nutze und erfüllten so in vollstem Maße alle Anforderungen, welche die Wissenschaft an ein solches Werk zu stellen pflegt. Vor den Augen des Lesers ziehen die lichten und dunkeln Phasen des russischen Lebens in seiner geistigen Produktion vorüber. Dem russischen Volke ward von der Geschichte die schwere Aufgabe gestellt, von dem Westen die Vernichtung oder wenigstens jahrhundertlange Hemmung der Kultur fern zu halten. Jene Bande, welche Russland in den ersten drei Jahrhunderten seines historischen Lebens an den Westen knüpften, wurden zerrissen, und die Nation musste sich mit den trockenen Abfällen der byzantinischen Kultur begnügen. Drei Jahrhunderte dauerte dieser Kampf ums Dasein, bis sich die Wagschale auf Russlands Seite zu senken begann. Somit war es nicht der Mangel an urwüchsiger Geisteskraft, welcher das Hintanbleiben Russlands im Kulturleben verschuldete, sondern die unselige historische Konstellation. Kaum aber drang ein frischer Hauch ins russische Leben, da begann auch das russische Volk, wenn auch mit großer Mühe, sich dem erfrischenden Zuge der neuen Zeit hinzugeben. Wäre dem nicht so, die Existenz von Männern, wie Posoškow, Lomonosow, Radiščew, und das Aufblühen einer russischen Litteratur, an der sich auch der Nichtrusse erbaut, ganz undenkbar. Aber nicht sklavisch unterwerfen sich die besseren Vertreter der russischen Litteratur den Einflüssen des Westens; nein, Tolstoi, Dostojewskij, die Slavophilen, dieses natürliche Erzeugnis des Hauchs vom Westen, — sind sie nicht Beweises genug, dass die Schulzeit Russlands vorüber, dass jetzt eine Periode gekommen ist, in der jene Prinzipien, welche die Vorkämpfer der alten Kultur aufgestellt, organisch ausgebildet werden, und dass keine Reaktion mehr den Strom der neuen Bewegung aufzuhalten vermag?

Besonders wohltuend berührt überdies die warme Teilnahme an den Künstlern des russischen Wortes, welche sich fast auf jeder Seite Ihres Werkes zeigt. Dieses Gefühl, das sich oft beinahe zum Enthusiasmus steigert, ist doppelt wertvoll für den, der es fast schon gewöhnt ist, tagtäglich gegenteiligen Gefühlsäußerungen über Russland zu begegnen.

Dies ist der Grund, weshalb sich der slavisch-akademische Verein zu Leipzig die Freude nicht nehmen ließ, Ihnen die wärmste Anerkennung für Ihre so wertvolle Arbeit, die Geschichte der russischen Litteratur, auszudrücken."

Soweit der Brief, der am Besten für sich selbst spricht. Wir stimmen mit dem darin geäußerten Urteil völlig überein und wollen nur noch bemerken, dass die Ankündigung des Verlegers, welche besagt, dass sogar in russischer Sprache kein derartiges Werk existiere, durchaus keine bloße Geschäftsreklame ist. Hat doch eben der genannte akademisch-slavische Verein ausdrücklich anerkannt, dass eine pragmatische Geschichte der russischen Litteratur, welche bis auf die neueste Gegenwart reicht, auf Quellenstudien beruht, überall den historischen und kulturhistorischen Hintergrund eingehend berücksichtigt, freie Kritik übt und von der Censur unab-

hängig dasteht, bis jetzt gefehlt habe. Alles dies aber ist uns in A. von Reinholds Werk geboten. Wenn wir zum Schluss noch bemerken, dass die Uebersetzungen, die zahlreich in dem Buche verstreut sind, größtenteils geradezu musterhaft sind, so glauben wir die Vorzüge der vortrefflichen Arbeit in aller Kürze erschöpfend skizziert zu haben.

Leipzig. S. Mandelkern.

II.

Je mehr der Kampf zwischen Realismus und Idealismus sich seinem Ende zu nähern scheint, das heißt der vollständigen Niederlage unserer Gegner, desto wichtiger und interessanter erscheint es auf Stimmen von Männern aus dem Lager der Gegner zu achten, welche verständig genug sind, nicht länger wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand zu stecken, um den Eintritt des Umschwungs frech leugnen zu dürfen, sondern sich und der Welt die Wahrheit nicht länger verhehlen. Wir freuen uns wieder eine solche Tatsache konstatieren zu können. Diesmal handelt es sich um eines der Blätter, welche bisher auf dem alleräußersten Flügel unserer Gegner standen, für alle unsere Bestrebungen nichts hatten als den bittersten Hohn, die empörendste Beschimpfung, jede Mittelmäßigkeit aus dem Lager der „Idealisten" dagegen zu einer Größe ersten Ranges aufzubauschen bestrebt waren. Es ist der „Hamburgische Korrespondent", ein in jeder, auch litterarischer Hinsicht, gut konservatives Blatt. Die Nummer vom Sonntag den 9. Januar enthält nun ein ganz kernig und schneidig geschriebenes Feuilleton über Julius Wolffs neueste Missgeburt „Lurlei", in welcher die Jämmerlichkeit dieser Verseschmiederei schonungslos hervorgehoben, und zugleich mit offenen Worten anerkannt wird, dass auch Männer wie Freytag und Scheffel nicht hochragende Größen wären sondern nur „demütig" an der Schwelle einer neuen Litteraturepoche ständen, die jetzt hereinbräche, der Epoche des Realismus. Ja ja, so etwas ähnliches haben wir immer gesagt. Der Artikel ist unterzeichnet Max Bewer. Auch in „Ueber Land und Meer" erkennt Gustav Karpeles in einem Aufsatz über Gustav Kühne den Zusammenhang des modernen Realismus mit dem „Jungen Deutschland" von ehemals an und sieht in dem ersteren die Stufe der organischen Fortentwickelung des letzteren. A.

III.

Geehrter Herr Redakteur!

In dem Artikel „Das Buch bis zum jüngsten Gericht" (N. 1 des „Magazin", Jahrgang 1887) bespricht Karl Blind das Domes-day Book und leitet das Wort von Dooms day ab, während er die Erklärung: domus dei verwirft.

Beide Annahmen sind aber gleich unrichtig.

Domes-day (besser zu erkennen in der Sprachform: Domsti) ist die Verballhornung von Domestic.

Das Buch hieß Liber domesticus, Buch der Hausstände, Haushaltungen = Grundbuch.

Der Bedeutung von domus = Hausstand entsprechend, heißt der freeholder auch housekeeper, Haushälter.

Das Volk sprach vom Domesti' book und spätere Schreiber führten aus Missverständnis die Endsilbe: „ti" auf „day" zurück.

Dass die englische Rechtssprache fast ausschließlich auf lateinische oder französische Worte zurückführt, ist bekannt.

Achtungsvoll

Wien. Dr. Ofner.

Litterarische Neuigkeiten.

Die „Gespenster" von Henrik Ibsen wurden am 9. Dezember zum ersten und einzigen Male im Berliner Residenztheater aufgeführt. Die Anwesenheit des nordischen Dichters bei diesem Experiment gab natürlich einigen „Herren Ueberall", um mit Amyntor zu reden, einigen „Hans Dampf in allen Gassen", die bei allen unpassenden Veranlassungen das dringende Bedürfnis spüren, ihre Namen als „Komité" gedruckt zu sehen, Gelegenheit zu einem solennen Ehrenmal. Die Ansichten über das gespensterhafte Erzeugnis selber waren geteilt; wir wollen mit der ‚unseren nicht zurückhalten. — Betrachten wir dies Drama einfach als ein Geistesprodukt, so zeugt es unleugbar von tiefbohrender Reflexion und überlegenem Scharfblick, obschon die darin behandelten Fragen ziemlich auf der Oberfläche liegen und von geringer Tragweite sind. Betrachten wir es hingegen als Drama, so ist es völlig verfehlt; nur der zweite Akt wirkt dramatisch, der Rest als dialogisierte Novelle. Würde ein deutscher Dichter so etwas für „Drama" ausgeben, so würde man selbst bei der Lektüre ihm dramatischen Impuls abstreiten. Vor einer Aufführung bliebe er ja ohnehin durch den löblichen Usus unserer Theaterdirektionen, alles Ernste schlangweg zu verpönen, bewahrt. Untersuchen wir nun endlich „Gespenster" rein auf den dichterischen Gehalt hin, so scheint es ja eine wackere Leistung, obschon nicht mit „Leonarda" und „Ueber menschliche Kraft" von Björnson vergleichbar. Ja, in seiner Art wollen wir diesem Stücke — einer dialektischen Abhandlung in drei Akten! — alle mögliche Tüchtigkeit zusprechen. Wenn aber törichte unreife Köpfe, die alles Fremde anbeten, hierin das wahre Heil der Zukunftslitteratur erblicken und „Gespenster" für unbeschreiblich großartig erklären, so wollen wir denn mit dem offenen Bekenntnis nicht zögern, dass wir diesen ganzen Tamtam für einen neuen Humbug halten. Bei den Russen und Norwegern ist das spitzfindige Analysieren zu einer wahren Monomanie ausgeartet. Schon „Peer Gynt" enthält dichterische Wahnsinnkeime und „Gespenster" endet als ein Delirium tremens des Pseudo-Realismus. Diese Krankenstuben-Bulletins gehören nicht in die Dichtung, sondern in die Pathologie. Dass der Sohn eines Roués die Anlage zur Gehirnerweichung geerbt hat, ist ja recht nett und erbaulich; solche Gesetze der Vererbungstheorie können wir täglich im Leben studieren. Aber es heißt unserer Geduld viel zumuten, wenn wir die breite behagliche Ausmalung der obengenannten unendlich gleichgültigen Tatsache als ein wunderherrliches Sujet der Dichtung hinnehmen sollen.

„Das Oesterreichische Deutschtum in Not und Gefahr." Von Karl Pröll (Zürich, Cäsar Schmidt). Der wackere Kämpe für die unterdrückten österreichischen Stammesbrüder hat hier in markigen Versen seinen pangermanistischen Gesinnungen warme Worte geliehen. Wir heben besonders hervor „Kampflied der österreichischen Deutschen", „Der deutsche Böhmerwald-Bund", „Dem deutschen Schulverein" und „Die Siebenbürger Sachsen". Sehr treffend heißt es in dem Schluss-Epilog:

„Mit den vergriffenen Karten der Vergangenheit
Wir spielen, forschen nach den Rätseln
Des Völkerleides, die uns grausam prüfen."

Es liegt uns vor Nr. 1 von Band 4, Jahrgang 6, der Monatsschrift: „Am Urds-Brunnen". Mitteilungen für Freunde volkstümlich-wissenschaftlicher Kunde.

„Die Jugend- und Volkslitteratur." Ein Ratgeber und Warner. Herausgegeben von J. Müllermeister in Aachen. Verlag von Rudolf Barth in Aachen. Erscheint monatlich. Preis des Jahrganges 2 M. Inhalt der soeben erschienenen Nr. 9 (Erster Jahrgang). Philipp Jakob Beumer als Jugendschriftsteller (Goebel). — Kritik: a) Schriften für Kinder: Wiesing, Die Soldaten des Jesukindes (Giehrl); b) Schriften für die Jugend: Fleuriot-Laicus, In den Ferien (Alistermann); Höcker, Preußens Heer, Preußens Ehr'; (Koch); Osterwald, Sang und Klang (Heskamp); von Specht, Erzählungen einer Großmutter (Rommel); Schober, Aus dem Mädchenleben (Jordaens); c) Schriften für das Volk: Schumm, Robespierre (Wacker), Stühlen, Deutsche Feierklänge in Frieden und Krieg (Schumacher). — Kleine Mitteilungen. — Verzeichnis der neuesten Jugend- und Volksschriften. — Frage- und Briefkasten.

Die Leitung der „Deutschen Schriftstellerzeitung" ist von Balduin Groller auf den bekannten Uebersetzer Wilhelm Lange übergegangen. Die erste Nummer des neuen Jahrganges enthält: Wilhelm Lange, Zum neuen Jahr. — A. J. Mordtmann, Zum Kapitel der Preisausschreibungen. — Paul von Schönthan, Zur Charakteristik der Nachdruckspresse. — Eduard Engel, Beiträge zur Kenntnis des deutschen Autorrechtsgesetzes. — Leopold Katscher, Die weitere Lösung der Verbandsfrage. — Hans Hopfen, Gefährliche Konkurrenz. — Wilhelm Lange, Ein beachtenswerter Theaterprozess. — E. J., Die russische Tagespresse. — E. Zoeller-Lionheart, Eine Vorsichtsmahnung an meine Kollegen und Kolleginnen. — Kleine Mitteilungen. — Anzeigen.

Friedrich Friedrichs sozialer Roman „Die Frau des Arbeiters", der soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheint, ist, wie das ja auch nicht anders zu erwarten war, sofort von den Holländern als gute Beute erklärt und annektiert worden. Der Roman wird in holländischer Uebersetzung bei M. M. Olivier in Amsterdam erscheinen.

„Menschenlieder" ist der Titel einer Gedichtsammlung, welche Adalbert von Hanstein soeben im Verlag von C. F. Conrads Buchhandlung (Paul Ackermann) in Berlin erscheinen lässt. Der Verfasser reiht sich den jüngsten modernen Dichtern hoffnungsvoll an. Einem Erstlingswerke lyrischer Gattung wird man einzelne falsche Werthildungen, schiefe Bilder und prosaische Wendungen, sowie ein bisweilen hervertretendes Schillerisieren im Tone wohl zu gute halten müssen. Damit ist aber das Wesentlichste, was wir in formeller Hinsicht zu tadeln hätten, erschöpft, und wir können um so freudiger den reichen Gedankengehalt der Hanstein-schen Lieder anerkennen. Der junge Dichter steht auf dem Boden der neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen und ist begeistert für die sich hieraus ergehende Weltanschauung. So befehdet er die Orthodoxie bei aller hingebenden Liebe für den Menschen Christus. Eins der schönsten Gedichte dieser Art beginnt:

„Es ist vollbracht! — Ein Kreuz, hoch aufgerichtet,
Vom Berge Golgatha herniederragt,
Das Jedem, der von Menschentugend dichtet,
Den fürchterlichen Hohn der Wahrheit klagt. —
Als von Bergen niederstieg die Nacht,
Senkt er das Haupt und sprach: „Es ist vollbracht!"

Eine Reihe anderer Gedichte der Sammlung sind Balladen, welche zum Teil mit Glück einen volksliedartigen Ton anschlagen. Während ein Teil derselben aber nicht anschaulich genug ist, finden sich auch wirklich tief ergreifende Lieder darunter, wie „Der Musikant" mit dem Refrain:

„Rumdaradei! Rumdaradei!
Tod und Leben einerlei!"

Unter den nach Gemälden verfassten Gedichten schließlich ist das anschaulichste und packendste: „Die Jagd nach dem Glück." — Reife Leser werden gewiss manches von den liebenswürdigen Liedern aufrichtig lieb gewinnen.

Die neueste „Revue Britannique" bringt eine Uebersetzung der Novelle „Das Bild Tizians" von Alfred Friedmann; die Uebertragung dieser in der Universalbibliothek von Ph. Reclam enthaltenen Dichtung rührt aus der Feder des Herrn Auguste Dietrich her, der lange in Wien lebte und Hamerlings Ahasver in Rom etc., Hevesi, Groß u. A. dem französischen Publikum zugängig gemacht hat.

Von der von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff herausgegebenen, bei Gustav Freytag in Leipzig erscheinenden „Länderkunde" des Erdteils Europa liegen weitere drei Lieferungen (13/15) vor, ebenda erscheint „Vögel der Heimat", unsere Vogelwelt in Lebensbildern, geschildert von Dr. Carl Russ mit 120 Abbildungen in Farbendruck, wovon bis jetzt sechs Lieferungen vorliegen.

Reichhaltig und gediegen ist wieder die Signatur des neuesten Heftes der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer" (herausgegeben von W. Spemann, redigiert von Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart), das dadurch noch einen ganz besonderen Wert erhält, dass ihm als Gratisbeilage die neueste Ausgabe der „Statistischen Tafel" von Paul Lippert mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an allen möglichen wissenswerten Angaben beigegeben ist. Die Novellistik ist in dem vorliegenden Heft durch drei Beiträge vertreten: ein höchst poetisches Sylvestermärchen von Heinrich Seidel „Die Monate", eine ansprechende Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert von M. Barack „Ein Hofkonzert und seine Folgen", und die ungemein spannende Novelle „Was ist unter der Erde" von Maurus Jokai. Sehr anziehend ist die Beschreibung, welche Heinrich Brugsch-Bey unter dem Titel „Aus der Heimat Mirza Schaffys" von Persien und seinen Bewohnern liefert um so anziehender als der Aufsatz mit einer geradezu verschwenderischen Fülle der originellsten und reizvollsten Illustrationen geschmückt ist. Beiträge, welche ebenfalls von eindringendem Sachverständnis und wissenschaftlicher Gründlichkeit zeugen, sind „Aus der Entstehungsgeschichte der seidenen Kleider" von W. H. Uhland (illustriert), „Die Cholera" von Prof. O. K. Rost, Falbs Untersuchungen über Erdbeben und ihre Ursachen, L. von Henks Betrachtungen über den Wassersport und dessen Einfluss auf die Erziehung der männlichen Jugend. Erinnerungen an K. M. v Weber teilt August Lesimple mit, solche an J. P. Hebel O. Behagel, dessen illustrationsgeschmückter Aufsatz auch einen interessanten bisher nicht gedruckten Brief des Dichters des Schatzkästleins enthält. Außer dem vielseitigen Sammler enthält das Heft schließlich noch Gedichte von Felix Dahn, Frieda Schanz und Julius Sturm, und fünf Kunstblätter von Ad. Schweitzer, Karl Marr, Wilh. Lindenschmitt u. a. Der Verlag der Monatsschrift kündigt für das nächste Heft den Abdruck des einzigen nachgelassenen Werkes von Johannes Scherr an, dem in dem Heft auch ein kurzer Nachruf gewidmet ist.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 6. Leipzig, den 5. Februar. 1887.

Inhalt:

Tanhäuser, ein Dämon des Windes.

Von Edm. Veckenstedt.

Werden unsere in der Neuzeit gesammelten Sagen mit Vorliebe zum Auf- und Umbau der deutschen Götter- und Dämonenwelt verwandt, freilich oft genug mit nicht gewöhnlicher Verkennung ihres eigentlichen Gehaltes, so haben die entsprechenden Gestaltungen derselben, von welchen uns die Litteratur des Mittelalters berichtet, vielfach die ihnen gebührende Behandlung nicht gefunden. Seltsamerweise versucht die deutsche Litteratur und Kunst, in nicht gewöhnlicher Verkennung ihres Wesens und Könnens, jene Gestalten zu neuem Leben zu erwecken, während ihnen die deutsche Forschung eindringliches Studium in die Eigenheiten ihres Wesens versagt oder nur beschränkt zuwendet.

So hat auch die bekannteste Gestalt Richard Wagners als ursprüngliche Schöpfung der frühen deutschen Vorzeit eine befriedigende Behandlung von Seiten der Forscher bis jetzt nicht gefunden, weshalb ihr die folgenden Zeilen gewidmet sein mögen.

Nach der gewöhnlichen Ansicht ist bekanntlich Tanhäuser ein fahrender Ritter gewesen und Minnesänger dazu, — den Namen haben verschiedene edle Geschlechter des südlichen Deutschland geführt — der um 1270 gestorben ist.

Diejenigen Forscher, welche aus den Erlebnissen und Eigenschaften gewisser Personen heraus deutsche Volkssagen sich gestalten lassen, werden wie mit Wittekind, dem Sachsenherzog, oder mit Faust, dem Sohn eines Bauern zu Rod bei Weimar, oder mit Till Eulenspiegel, der 1350 zu Mölln starb, so mit den Fahrten und Erlebnissen des fränkischen Ritters die Lösung der entsprechenden Sagen gegeben finden: aber derjenige, welcher weiß, dass an Wittekind Sagen Anlehnung gefunden, welche dem Gebiet des weißen Königs, der am Himmel dahinziehenden Wolken entstammen, wem sich aus dem wendischen, litauischen und russischen Till Eulenspiegel, dem Hain- und Hausschpiegel (53), dem Sztukoris und Schut Fomka das Urbild des Dämons der Erfindungen erschlossen hat, welcher in der deutschen Volkssage die Erzeugnisse des Handwerkes, zu denen die Schöpfungen der Kunst einer früheren Bildungszeit herabgesunken sind, durch seine verkehrte Ausübung eben des Handwerkes verspottet; wer endlich in dem Bruder des deutschen Faust, dem Polen Twardowsky den litauischen Zauberer Wardauskis wieder erkennt, dessen Name eben besagt, dass er die Gestaltung der Zauberkunst selbst ist, der wird auch nicht daran denken, das Urbild des Tanhäuser in dem fränkischen Ritter von 1270 zu suchen.

Als echte Sagengestalt kennzeichnet sich uns Tanhäuser durch seine Verbindung mit Frau Venus, die nach Grimm für Frau Holda, nach Simrock für Frau Freyja eingetreten ist, seinen Aufenthalt wie später sein Ende im Berge, das Grünen des dürren Stabes. Etwas Ursprüngliches mag sein Zug nach Rom bergen, insofern er von seiner Neigung in die Ferne zu schweifen redet, aber das Bedürfnis nach Sündenvergebung werden wir als späterer Zeit entstammend anzunehmen haben.

Zur weiteren Erschließung seines Wesens werden wir aus Namen und sonstigen Eigenschaften Stoff zu gewinnen versuchen.

Zunächst aber sehen wir uns nach den Erklärungen der bisherigen Tanhäuser-Forscher um.

Heinrich Heine behauptet, dass das alte Tanhäuserlied ein christliches Dogma feiern will: nach seiner Ansicht ist dasselbe kurz vor der Reformation abgefasst worden — höchstens ein Jahrhundert zuvor — die Frau Venus setzt er als ursprünglich.

Der tiefe Gehalt des Wesens unseres Tanhäuser ist Heinrich Heine verborgen geblieben.

Henne Am Rhyn macht keinen Versuch, die Sage zu erklären, er berichtet nur, dass die Tanhäusersage und das Tanhäuserlied auch in andern Gegenden als in Thüringen gefunden werden.

Einen ganz unerwarteten Versuch, Tanhäuser den hohen Göttern einzuordnen, finden wir bei Cox, der in ihm einen Sonnengott, in der ihn anlockenden Gottheit eine Mondgöttin sieht; nach der englischen Schule ist so ziemlich Alles was sich bewegt und wandelt auf die Sonne in der mythologischen Sprache zurückzuführen, was schön ist auf die Nacht und den Mond.

So sehr es nun jetzt gebräuchlich ist, auf Jakob Grimms Mythologie vornehm herabzusehen, besonders seit Herr Geheimrat Professor Dr. Scherer mit wesentlicher Verkennung seiner Bedeutung als bahnbrechenden Mythologen über ihn geschrieben, so hat doch wieder allein Jakob Grimm in richtiger Ahnung seines Wesens den Tanhäuser da als Sagengestalt angeführt, wo er von dem wütenden Heer spricht, dem Hackelberend und Wuotan, dem wilden Jäger und der Perahta, den Gotttheiten also und Dämonen des Windes und Sturmes.

Freilich verknüpft er Tanhäuser nur lose mit diesen Gestalten einer übersinnlichen Welt durch dessen Besuch bei Frau Venus, also eigentlich Frau Holda, einer im Schwarm der Genossinnen umziehenden Gottheit, im übrigen meint er, dass in der Tanhäusersage die Sehnsucht nach dem alten Heidentum und die Härte der christlichen Geistlichkeit geschildert sei.

Das wären ungefähr die Ergebnisse der bisherigen Tanhäuserforschung in Bezug auf Tanhäuser als Gestalt der deutschen Sagenwelt, in allen ihren unbefriedigenden Unfertigkeiten.

Doch wenden wir uns nun dem Namen zu und suchen wir dann aus etwa sonst noch vorhandenen Eigenschaften Ergebnisse zu gewinnen.

Was den Namen betrifft, so wissen wir, dass althochdeutsch tanna sowohl Tanne als Eiche — somit Waldbaum bedeutet; mittelhochdeutsch heißt tan Wald. In hausen wird außer der Bedeutung sich aufhalten diejenige von sich bergen zu suchen sein, da Haus, ob mit Hütte verwandt oder nicht, auf den Begriff des Bergens zurückgeführt wird, wofür man auch das Gotische gudhûs, Tempel, anführt.

Der im Wald Weilende wird näher bestimmt durch die Eigenschaft eines Sängers, durch seine Neigung sich zu bergen und dann wieder in die Ferne zu schweifen.

Diese Eigenschaft und die berührten Neigungen entsprechen aber dem Element der bewegten Luft, dem Winde; Wind und Wasser als rieselnder Bach oder brausender See, sowie die hochtönende Stimme des Donners haben das Vorstellungsvermögen der Völker zu Gestalten angeregt, welche uns als Gottheiten und Dämonen des Liedes und Gesanges, der Musik also entgegentreten.

So erfindet die Wassergöttin Athene, die Tritogeneia — sie entstammt ihrem sie auszeichnenden Beiwort nach dem Wasser, und selbt der Inder Trita ist Wasser- und Luftgott, — die Flöte, denn das Rohr wächst am Wasser, der Wind spielt im Röhricht seine Melodien; so ist Hermes ein Windgott, dem man die Zither verdankt.

Die deutschen Wasserweiber singen ihre bezaubernden Lieder wie die Rusalkass der Slaven und der Litauer Parkenas hört und sieht traumbefangen unter eines mächtigen Baumes weitschattenden Zweigen, bei starkem Sturm im Walde übernachtend, wie die Götter und Göttinnen dem Donnerer Perkunas mit Gesang und Musik vom Himmel zur Erde herab das Geleite geben. Die gehörte Musik aufs Neue ertönen zu lassen, erfindet Parkenas musikalische Instrumente.

Die Neigung zu wandern, welche uns bei Tanhäuser entgegentrat, entspricht dem Wesen des Windes: Hermes der Windgott ist der Begleiter der Göttinnen und der Geleiter der Seelen der Abgeschiedenen. Der wilde Reiter der Litauer, die Gestaltung des Sturmes, zieht rastlos auf Erden umher und stürmt durch die Wolken dahin — auch der im deutschen Wald hausende Wind zieht als Tanhäuser in die Ferne.

Schließt Aiolos die Winde in einen Schlauch ein, so halten sich bei den Žamaiten, den Brüdern der Litauer, die Winde in einer Höhle auf, bei der Windfrau, zu welcher der Windmann nach seinen Umfahrten zurückzukehren pflegt — ein Vorstellung doch wohl aus des daherbrausenden und dann wieder scheinbar ruhenden Windes Wesen hervorgegangen, vielleicht den Menschen der Vorzeit sich besonders klar im Walde erschließend und an der Höhle des Berges, in welche der Wind einzugehen, aus welcher derselbe hervorzubrechen scheint, um dann wieder darin zu ersterben.

So mag auch der im Walde hausende deutsche Dämon des Windes nach langem Umherschweifen in die Höhle des Berges einziehen, zu neuem Herumschweifen aus derselben hervorbrechen, um dann wieder darin einzugehen, zum lieben Aufenthalt bei der Göttin der Lust, denn den Waldweibern und Bewohnerinnen der Höhle, und für eine solche ist Frau Venus eingetreten, ist wohl auch der Schrecken gesellt, sie atmen aber auch Freude und Lust, entsprechend der Empfindung, welche der Wanderer fühlt, wenn er am schattigen Platze im Walde oder

auf lauschigem Höhlenlager der Wonne des erquickenden Rastens sich erfreut.

Auf Gestaltnng solcher Eindrücke und entsprechender Empfindungen führt uns die Mär von Tanhäuser und der Frau Venns.



Die sozialen Verhältnisse in den spanisch-amerikanischen Republiken.

Wenn in der europäischen Gesellschaft der Sozialismus die Frucht einer auf ihre Spitze getriebenen Zivilisation ist, eines Gesellschaftszustandes, welcher, während er an Ueberfüllung leidet, bei den Massen den Durst nach Wohlleben und Genüssen hervorruft, ohne ihn befriedigen zu können, so findet sich nichts derartiges in den spanisch-amerikanischen Staatengruppen, welche noch ungestaltet und ohne Zusammenhang über einen grenzenlosen Raum ausgebreitet sind. Das europäische Leben spiegelt sich ohne Zweifel nach seinen Hauptcharakteren in den dortigen Städten wieder, allein dieser Einfluss ist selbst nur eines der Elemente jener Gesellschaftsbildung, welche ohne Ebenmaß nnd voll Widersprüche und Kontraste ist. Sobald man die Mauern dieser Städte überschreitet, ändert sich die ganze Szene und die Worte haben nicht mehr denselben Sinn; das Wort Freiheit hat nicht mehr eine politische nnd legale Bedeutung, sondern bezeichnet die selbsttätige Entwickelung individneller Energie, individuellen Instinkts. Der Antagonismus der Klassen ist nicht durch die Ungleichheit des Standes und des Besitzes, so gegründet diese auch sein möge, bedingt, sondern erklärt sich durch die Verschiedenheit des Blutes, vielleicht auch durch einen alten Hass des Besiegten gegen den Sieger, sicherlich aber durch den Mangel an sittlicher Solidarität zwischen den mehr neben einander geschichteten, als zu einem geschlossenen sozialen nnd politischen Ganzen verschmolzenen Rassen. Die Zerstreunng einer spärlichen und stagnirenden Bevölkerung und die Unmöglichkeit regelmäßiger Verbindungen hindern gleicher Weise die moralische Entwickelung, wie die Entfaltung des Reichtums. Es fehlt überall am anfmunternden Beispiele. Die gänzlich zersplitterte und zerstückelte Assoziation flüchtet sich natürlich in ihre elementaren Bedingungen und wird wieder, wie ein geistreicher Schriftsteller, Sarmiento, sich ansdrückte, zu einer Art feudaler Familie, vereinzelt, in sich selbst zurückgezogen. Beim Mangel alles kollektiven Lebens, welche Regierung ist da möglich? welches kann die Wirkung der Gerechtigkeit sein? welche dauernde Organisation lässt sich da gründen? Neben dem barbarischen Elemente, welches überall hervorbricht und unaufhörlich das bürgerliche Leben bedroht — dem eigentlich nenen Element dieser Welt — hat die Vergangenheit an den Sitten im Ganzen noch einen ungeheuren Anteil. Der spanische Charakter findet sich darin seinem Wesen nach wieder, nur verqnickt mit dem aufregenden Einflusse der wilden Einöde. Die Liebe zur Unabhängigkeit wird zu einem leidenschaftlichen, waghalsigen und zuchtlos-unfruchtbaren Instinkte. Das von der spanischen Natur untrennbare religiöse Gefühl verwischt sich nicht, wird jedoch unter dem Wuste örtlichen Aberglaubens begraben und findet nur von Zeit zu Zeit in seinem Ausdrucke die ursprüngliche Farbe wieder.

Die Einführnng des Sozialismus in die neue Welt ist vom ökonomischen Standpunkte aus nicht weniger seltsam. Pauperismus, Proletariat, industrielle Krisen, Einstellung oder durch Maschinen bewirkte Vervollkommnung der Arbeit, welche in Europa plötzlich eine Bevölkerung der Hungersnot preisgeben, Antagonismus der Interessen, Krieg des Kapitals — welche wirkliche Beziehungen können diese Fragen zu einem Lande haben, wo es der Arbeit eher an Armen, als den Armen an Arbeit gebricht, wo man wenig produziert, weil man wenige Bedürfnisse hat, nnd wo unter tausend verschiedenen Formen das Missverhältnis des Kapitals zu den der Ausbeutung gewärtigen Elementen, der Bevölkerung zu der Ansdehnunng des Bodens hervortritt? Der geheime wunde Fleck dieser Länder ist die Leere, die Wüste. Es giebt geheimnisvolle Gegenden, wie Gran Chaco, dessen Tiefen man noch nicht ergründet hat. Die Zone der Savannen, der Llanos von Venezuela umfasst gegen 190,000 Quadrat-Kilometer und zählt 40,000 Einwohner; die Zone der Urwälder könnte 15 Millionen Einwohner ernähren und hat deren 60,000. Der östliche Abhang der peruanischen Anden verliert sich in ungeheuere, unerforschte Länder gegen Brasilien. Die Argentinische Republik hat einen Gesammt-Flächeninhalt von 4,195,500 Quadrat-Kilometer, d. h. ist mehr als halb so groß als ganz Europa (9,896,197 Quadrat-Kilometer) und besitzt eine Bevölkerung, deren Seelenzahl wenig der von Paris nachsteht. Wenn es ein Recht auf Arbeit giebt, so hat es hier die Natur allein anzusprechen, die Erde, welche ein Recht hat auf den Schweiß des Menschen, seine Industrie, seine Arbeit. Allein gerade hier liegt der Grundfehler der südamerikanischen Bevölkerungen, deren Liebe zum Müßiggange und deren industrielle Unfähigkeit noch durch den gänzlichen Mangel an Bedürfnissen genährt und unterhalten werden. Ueberhaupt bleibt für den unparteiischen Beobachter dieser Länder noch die Frage zu lösen übrig, ob der Zwang ein ausreichendes Mittel sein würde, diese amerikanischen Bevölkerungen an eine rauhe und stete Arbeit zu gewöhnen. Daher sind anch die blühendsten und sozusagen nationalsten Indnstriezweige in Südamerika diejenigen, welche keine ausdauernde Energie und Arbeitsgewöhnung verlangen, als z. B. die Unter-

haltung ungeheuerer Viehheerden Kaum dass in einigen der am meisten begünstigten Republiken sich ein Fortschritt bemerkbar macht. So begreift man denn auf der Stelle, wie alle diese Fragen, welche die moralischen und materiellen Bedingungen Südamerikas betreffen, sobald sie sich etwas mehr entwickeln würden, einen ganz anderen Charakter als in Europa annehmen würden.

Wenn man daher behaupten darf, dass der Sozialismus, wie er aus den europäischen Staatsverhältnissen sich herausgebildet hat, ohne Beziehung zu der wahren Lage der südamerikanischen Gesellschaft ist, wie lässt sich dessen Erscheinung dort erklären? Ganz einfach aus der Eigentümlichkeit der Geistesrichtung der gebildeten Bewohner jener Länder. Ihr Streben nach Zivilisation geschieht nämlich nicht auf dem Wege moralischer Entwickelung, vermittelst der auf die Arbeit gerichteten menschlichen Tätigkeit, sondern durch einen rein intellektuellen Impuls. Wer auch nur wenig Gelegenheit hatte, einige der Repräsentanten der spanisch-amerikanischen Rasse zu beobachten, wird nicht umhin gekonnt haben, eine merkwürdige Lebhaftigkeit des Geistes, eine außerordentliche Leichtigkeit, Alles schnell zu erfassen und zu begreifen, mit einem Worte eine seltene Intelligenz wahrzunehmen, und diese Intelligenz neigt sich, wie bei allen südlichen Völkern, welche häufig mehr mit der Einbildungskraft arbeiten, als den Weg der eigenen Erfahrung einzuschlagen, leicht zur Nachahmung. Die Hispano-amerikaner ahmen nicht bloß gelegentlich und aus einer durch ihre verfrühte Emanzipation bedingten Notwendigkeit nach, sondern aus angeborenem Instinkte. Ein unbesiegbarer Hang treibt sie, Alles was in der alten Welt geschieht, zu reproduzieren, und was bei uns für das am meisten Excentrische und Uebertriebene gilt, ist eben am meisten geeignet, ihre unbewachte Einbildung zu entflammen. Der Geist der Nachahmung beherrscht das öffentliche Leben dieser Länder; er bildet in den Prinzipien des europäischen Gleichgewichtes sehr bewanderte Diplomaten, in die Geheimnisse unserer politischen Organisationen wunderbar eingeweihte Staatsmänner, Publizisten, welche mit allen Feinheiten unserer politischen Systeme und Diskussionen vertraut sind und die ganz den Schein des Talentes, ohne dessen Originalität besitzen; er macht das Wesen einer mehr oberflächlichen als tiefen intellektuellen Civilisation aus, welche sich bis jetzt nur durch eine Broschüren- und Journal-Litteratur kundzugeben vermocht hat, wo ohne Wahl, ohne Maß und Unterscheidung alle Arten von europäischen Einflüssen und Erinnerungen durch einander schwirren.

Die erste Frucht dieses Nachahmungsgeistes in Südamerika war die Herrschaft jener Generation unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung, deren vollendeten Typus die argentinischen Unitarier darstellen, — ein durch seine intellektuelle Fähigkeit und praktisches Unvermögen ausgezeichnetes Geschlecht, welche konstitutionelle, nur für Europa passende Symbole entwarf, in seiner Verehrung Montesquieu und Rousseau vermengte, alle Ideen des 18. Jahrhunderts in Gesetze und Dekrete verwandelte, ohne im Geringsten zu argwöhnen, dass viele dieser Spekulationen nichts weiter als Wahngebilde der vom Beispiele der alten Welt bezauberten Geister seien und nur dazu dienten, ein Luftgebäude aufzuführen. Daher jener erkünstelte Charakter, der sich in dem gesammten südamerikanischen Leben, in dem Zusammenstoß der Parteien und dem Spiele der politischen Einrichtungen bemerkbar macht; daher jener fortwährende Kontrast zwischen der geistigen Bewegung, der Alles, was Versuch politischer oder sozialer Umbildung ist, ausschließlich entstammt, und zwischen der praktischen Wirklichkeit. Theoretisch proklamirt man das Recht, die Souveränetät der Massen, und beim ersten Sturmgeläut des Bürgerkrieges eilt Jeder, zu seinen Gewohnheiten zurückkehrend, die Indianer zu pressen und sie, damit sie nicht entlaufen, nötigen Falls zu brandmarken. „Es ist eine Lüge," ruft Felix Frias in dem bemerkenswertesten seiner Briefe über den Einfluss der freiheitlichen Ideen Frankreichs auf die spanischen Republiken aus, „es ist eine Lüge, dass das amerikanische Volk unbedingte Pressfreiheit verlangt, da es wahr ist, dass es nicht lesen kann, es ist eine Lüge, dass es die unbeschränkte Klubfreiheit verlangt, da es wahr ist, dass es nicht zu sprechen weiß; noch mehr, da es den, der spricht, nicht versteht. Das Volk weiß von allem dem nichts und ist sich nicht einmal seiner Unwissenheit bewusst. — Es ist eine Lüge, dass wir die Republik vollständig verwirklichen können, da es im Gegenteil gewiss ist, dass wir Einrichtungen besitzen, die über unsere Sitten, unsere Kräfte und unsere gesellschaftliche Bildung weit hinausgehen." Dies ist der tiefgehende, geheime Zwiespalt, worin sich jene Gesellschaften zerarbeiten — ein fortwährender Keim der Anarchie, ein beständiges Missverhältnis zwischen der Wirklichkeit, welche ihren eigenen Charakter, ihre eigenen Bedingungen hat, und der Intelligenz, welche ihre Ideen, ihre Eindrücke und ihre Zauberformeln von dem nächsten aus Europa kommenden Dampfer erwartet.

Von allen politischen Formeln und Zauberworten, die die Nachachmungssucht in die südamerikanischen Republiken eingeschwärzt hat, ist vielleicht keines geeigneter, die gefährlichsten Konvulsionen zu erzeugen, als jenes der Massenherrschaft. In den spanisch-amerikanischen Staaten bedeutet die Zahl das eigentliche noch ungestaltete und wilde Element, jene Masse, welche je nach den Ländern den Namen wechselt, ohne ihre Natur zu ändern und hier Gaucho, dort Guasso oder Llanero oder Roto heißt. Man versuche, dies Element zur Wirksamkeit zu rufen und es wird nichts Anderes sein, als jene

mehr nationale als freiheitliche Bewegung, die man mit dem Namen „Amerikanismus" belegen kann und die eines der außerordentlichen Merkmale des öffentlichen Lebens dieser Länder darstellt: fortdauernder und heftiger Kampf der lokalen Sitten und Leidenschaften gegen die Zivilisation. Der langjährige Diktator Rosas war in der Argentinischen Republik das Haupt dieser Bewegung, deren er sich bemeisterte; in Mexiko war Santa-Ana, der immerwährende Parteigänger, nichts weiter als ein höher begabter Guajiro, der alle diesem Volkstypus eigentümliche Instinkte, Neigungen und Gewohnheiten besaß, die Indolenz und leidenschaftliche Heftigkeit desselben, seinen Aberglauben und Fanatismus, seine unbezähmbare Gemütsart, seine Vergnügungssucht und Vorliebe für Hahnenkämpfe, die ihn selbst in der Verbannung, zwischen zwei Revolutionen, trösteten und zerstreuten. In Guatemala hat Carrera dieselbe Rolle, vielleicht in einer noch auffallenderen Weise gespielt. Carrera war Mestize, Ladino, den man in seiner Jugend lesen zu lehren vergaß und dessen Antezedentien der Einöde angehörten. Während geraumer Zeit war er in Zentralamerika die Seele von mehr als einem Pronunciamento und nach jeder Niederlage verschwand er in den Gebirgen, wo er sich bisweilen in den Anzug eines Bauernburschen steckte oder Estanciero wurde. Eben dieser Mann übte unter den Volksmassen und den Indianern einen unerhörten Einfluss aus. So ist denn überall nur mit verschiedenen Schattierungen die amerikanische Barbarei, welche mit ihrer ursprünglichen Energie, aber auch mit ihren unbezähmbaren Leidenschaften, ihrem Ungeschicke und ihrer Unwissenheit, vor Allem aber mit ihrem Abscheu vor dem zivilisierten Leben, dessen erstes und unverzeihliches Unrecht in ihren Augen darin liegt, aus der Fremde zu stammen, drohend in die bürgerliche Gesellschaft hereinbricht. Daher kommt es, dass dort die demokratischen Parteien, durch ihre Rollen gezwungen, sich auf die Volksmassen zu stützen, so seltsame Amalgame machen, indem sie bürgerliche Freiheit und Militärdiktaturen durch einander mengen, vom Auslande ihre Inspirationen und Ideen holen und dem Hasse der Eingeborenen gegen die Fremden schmeicheln. Deshalb konnte ein Reisender mit Recht sagen: „In Südamerika sind die Namen zivilisiert, die Sachen barbarisch."

Der Fanatismus der Nachahmung und Abstraktion verursacht seit drei Viertel Jahrhunderten in der neuen Welt diese fortdauernde Luftspiegelung, welche durch eine Reihe von trügerischen Scheinbildern über die Wirklichkeit täuscht. Wechsel von Konstitutionen, politische Umwälzungen, sozialistische Gesetzgebungen können, da sie nur Symptome des Uebels sind, woran Südamerika leidet, das Land nicht heilen, sondern im Gegenteil sie erschweren das Uebel, indem sie es verkennen lassen. Dieses Uebel liegt im Mangel der moralischen Erziehung und des moralischen Charakters bei Rassen, welche zwischen ihren wilden Instinkten und den geistigen Ausschweifungen stets hin- und herschwanken. Das Uebel liegt ferner in ihrer praktischen Unfähigkeit gegenüber einer noch zu erobernden Welt und außerordentlichen Elementen des Reichtums, in dem Mangel an Bevölkerung auf einem grenzenlosen Gebiete. Was Südamerika von Europa zu fordern hat, sind nicht seine Theorien und Systeme, wie schön und human sie auch sein mögen — es sind seine Ingenieure, seine Techniker, seine Arbeiter, seine Industrien und seine Kapitalien — Alles, was in dem dortigen wilden Leben der Gesittung Bahn bricht, das gesellschaftliche Leben begründet, eine Strecke Urwald ausrodet, einen Quadratmeter Boden der Kultur gewinnt, einen Kilometer Eisenbahn baut, die Arbeit entwickelt, eine neue Kraft schafft, Alles, was mit einem Worte das Wesen und den Bestand der Zivilisation ausmacht. Und da im Grunde aller gegenwärtigen Bewegungen eine innere Gegenseitigkeit und Verkettung herrscht, so wird, was für Südamerika ein Bedürfnis, eine Notwendigkeit ist, für Europa zu einer Erleichterung. Eben über diese Verkettung sprach sich Felix Frias in den erwähnten Briefen in beredter Weise und nicht ohne das beigemischte Gefühl der Traurigkeit also aus: „Ich gestehe, dass der Pauperismus Europas wie ein Vorwurf auf meinem Gewissen als Amerikaner lastet. Die Geschichte wird mit Strenge von uns sagen können: während die Fortschritte der Zivilisation und der Industrie selbst in Europa die Zahl der Armen vermehrten, während die einsichtigsten Männer nutzlos daran arbeiteten, die Leiden des Pauperismus zu lindern und seinen Verheerungen Schranken zu setzen, was tat das spanische Amerika? Es ahmte mit unverständigem Enthusiasmus selbst die Ausschweifungen der französischen Revolution nach und gab sich törichten Plagiaten hin. Diese Länder bedurften der Bevölkerung, um sich zu zivilisieren, während Europa daran Ueberfluss hatte, und gleichwohl ließen die der Ordnung unfähigen, parteisüchtigen Amerikaner ihre ungeheueren Länderstrecken unbebaut, wo das Elend Europas eine so schnelle und leichte Abhülfe hätte finden können. Die kostbarere Hälfte der Welt des Columbus war da, als ob sie nicht für die Vergrößerung und den Wohlstand des Menschengeschlechts entdeckt worden wäre." — Was Felix Frias und nach ihm Andere noch hätten hinzufügen können, ist dieses, dass, während diese Bevölkerungen sich in ihrem politischen Fanatismus berauschen und ihre Kräfte mindestens in unnützen, wenn nicht blutigen Revolutionen vergeuden, die angloamerikanische Macht bereits auf sie losschreitet und lüsterne Blicke auf sie wirft.

Unter allen gleichzeitigen Erscheinungen ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten dieses rastlose

Umsichgreifen der angloamerikanischen Rasse gegenüber den spanischen Republiken, welche sie von allen Seiten bedrängt und umstrickt. Während sie ganze Länder, wie Texas und Californien — beide zusammen mehr als noch einmal so groß wie ganz Deutschland — sich einverleibte, bedroht sie seit Langem Cuba und schob ihre Vorposten bis in das Herz von Mexiko, das durch sie dem Vorabend seiner gänzlichen Auflösung immer näher gerückt wird. Gegenwärtig wirft sie ihre Blicke auf die Landenge von Panama und auf deren im Bau begriffenen Kanal. Ihr Eroberungsverfahren ist nicht das der europäischen Mächte, welche ihre Geschwader abschicken und ihre Flagge auf einem Gebiete aufpflanzen; sie bemächtigt sich eines Landes durch die Industrie ihrer Auswanderer, die sich dort niederlassen, bereichern und allmählich ihren Einfluss zum vorherrschenden machen. Schon gehören Centralamerika und Mexiko gewissermaßen den Angloamerikanern an; sie beherrschen mehr oder weniger alle Interessen und Industriezweige, sowie den Handel nach dort, und zwar nicht allein den legitimen, sondern auch den illegitimen, indem besonders in Mexiko der normale Gang der Geschäfte in Folge der hohen Einfuhrzölle stark durch den Schmuggelhandel beeinträchtigt ist, der in größerem Maßstabe, namentlich über die Nordgrenze von den Vereinigten Staaten her, betrieben wird. Die Eisenbahn, welche auf dem Panama-Isthmus die beiden Meere verbindet, ist ihr Werk und ihr Eigentum und sie werden zur richtigen Zeit schon die Hand auch auf den Kanal zu legen wissen. Die Einheimischen Mexikos und Centralamerikas selbst sehen den Tag kommen, wo sie einen Teil der nordamerikanischen Union bilden werden. Noch vor wenigen Jahrzehnten war die Landenge von Panama mit ihren außerordentlichen Elementen der Fruchtbarkeit eine verlassene, dem Elende preisgegebene Einöde, seit einigen Jahren haben sich neue Bevölkerungsmittelpunkte gebildet, in denen sich die industriellen Verhältnisse in verhältnismäßig hohem Grade bereits entwickelt haben.

Die Bewohner des Isthmus haben dies Schauspiel vor Augen und es ist merkwürdig zu sehen, wie diese energielose Bevölkerung sich vor dem Einflusse der Arbeit und Intelligenz beugt, welche der Yankee in seinen Eroberungen entwickelt und wie sie sich darein ergiebt, sich absorbieren zu lassen. „Der Isthmus von Panama wird ohne Zweifel ein Mitglied der nordamerikanischen Union werden," schrieb vor einiger Zeit ein Blatt in Leon, der Hauptstadt Nicaraguas, „er ist dazu bestimmt, eine der ersten Stellen in der Handelswelt einzunehmen und der Zielpunkt des Ehrgeizes der Bürger der Union, denen er sicherlich zufallen wird." Panama ist aber der Schlüssel des südamerikanischen Continents. So schreitet mit Riesenschritten diese unermüdliche Rasse vorwärts, bereit, jene merkwürdige Prophezeiung alles Ernstes zu nehmen, welche sich einst in dem Senate von Washington vernehmen ließ, „dass der Macht Nordamerikas keine anderen Grenzen gezogen seien als Patagonien und das Cap Horn."

Berlin. Dr. A. Berghaus.



Necken-Flutgeist.

Aus dem Schwedischen des Afzelius.

Uebersetzt von M. L. Sunder.

Tief im Meere, tief auf Demantgrunde
Ruhet Necken im grünen Saal.
Dunkeln Flor legt schon die Dämmerstunde
Ueber Wald, über Berg und Tal.
Herrlich kommt die Nacht im schwarzen Festgewand,
Nah und fern kein Laut am öden Meeresstrand
Stört die Ruh, rings Alles schweigt,
Wenn aus den Wassern Meereskönig steigt.

Aegirs Töchter schaukeln sanft und leise
Necken weiter auf klarer See.
Traurig tönt der goldnen Harfe Weise,
Hallet hin und erstirbt im Weh.
Ob zum Himmel starrt sein Aug' in banger Wacht,
Kündet doch kein Stern die Königin der Nacht.
Freia schmückt ihr goldnes Haar
Und Neckens Lied erklinget wunderbar:

„O, wo weilst du, herrlichster der Sterne,
In der blauenden Dämmerstund?
Warst, als Erdas Maid, vor Zeiten ferne,
Doch mein Lieb auf Meeresgrund!
Wenn dein Herz, entflammt von meines Herzens Lust,
Schmiegt sich scheu und süß an meine trunkne Brust
Stumm, allein, auf kühler Flut
Das goldne Saitenspiel vergessen ruht.

Hoch ob niedrer Erd', am Himmelsbogen
Strahlst du ewig nach Odins Rat
Einsam irrt dein Sänger auf den Wogen,
Nur dein Bildnis sich tröstend naht.
Aber wenn am Ziel die Mittgardsschlang' sich hebt,
Götter zieh'n zum Kampf, Natur erlöset webt:
Dann bei dir, im neuen Licht
Mein jubelnd Harfenspiel verklinget nicht!"

So der Traurige. Doch am Himmelsrande
Freia hold aus den Wolken winkt.
Immer an dem goldbestreuten Strande
Schimmernd ihre Träne blinkt.
Ihren Meeresfreund begrüßet sie so mild,
Wellen spiegeln leis der Holden zitternd Bild.
Auf der Flut, wo Freia lacht,
Ist Neckens Harfenlied auf's neu erwacht.

Nachtgespielen, alle Sternlein helle,
Geh'n zum Tanz in der Abendstund',
Wenn der Silberton, von Well' zu Welle,
Leis verhallt an Ufers Rund.
Doch, wenn blutig rot des Tages König steigt,
Bang erbleichend dann der holde Stern sich neigt.
Traur'gen Abschied noch winket er,
Und goldne Harfe klingt nicht mehr.



Ueber den Einfluss des Erlernens fremder Sprachen auf die Entwickelung der Muttersprache.

Von Franz Pfalz.

(Schluss.)

Vor dem sklavischen Uebersetzen des Fremden ist schon oft gewarnt worden. Köstlich ist, was Luther darüber sagt, dessen gutes Deutsch Jahrhunderte lang, noch für Lessing und Johann Heinrich Voss, maßgebend war. In dem Sendschreiben Vom Dolmetschen erzählt er von seiner Bibelübersetzung: „Ich habe mich dess geflissen, dass ich rein und klar Deutsch geben möchte. Und ist uns wohl begegnet, dass wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp, Aurogallus und ich, dass wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutschet und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern, läuft einer jetzt mit den Augen drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, die er jetzt überhingeht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben schwitzen und uns ängstigen müssen, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf dass man konnte so fein dahergehen." Da machen es sich unsere Gymnasiasten jetzt freilich leichter. Sie bedürfen zur Vorbereitung auf eine Seite lateinischen oder griechischen Textes kaum einer Stunde, wenn sie einigermaßen geübt sind und übersetzen dann vor ihrem gestrengen Lehrer so fließend, dass es eine Lust ist, d. h. sie setzen einfach statt der lateinischen oder griechischen die entsprechenden deutschen Wörter und haben keinen anderen Gewinn, als dass sie ihre deutsche Sprache latinisieren oder gräcisieren. Hören wir Luther weiter. „Man muss nicht den Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und danach dolmetschen, so verstehen sie es dann und merken, dass man deutsch mit ihnen redet. Als wenn Christus spricht: „„ex abundantia cordis os loquitur"". Wenn ich den Eseln folgen soll, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dolmetschen: aus dem Ueberflusse des Herzens redet der Mund. Sage mir, ist das deutsch geredt? Was ist „„Ueberfluss des Herzens"" für ein Deutsch? Das wollte kein Deutscher sagen, er wollte denn sagen, es sei, dass einer ein allzu groß Herz habe oder zu viel Herzens habe, wie wohl das auch noch nicht recht ist, denn Ueberfluss des Herzens ist kein Deutsch, so wenig als das Deutsch ist: Ueberfluss des Hauses, Ueberfluss des Kachelofens, Ueberfluss der Bank. Sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann: „„Wess das Herz voll ist, dess geht der Mund über."" Das heißt gut deutsch geredt, dess ich mich geflissen und leider nicht alle Wege erreicht noch getroffen habe, denn die lateinischen Buchstaben hindern aus der Masse sehr, gut deutsch zu reden." Trotz dieser so sehr wahren Mahnung Luthers glauben wir heute noch, dass das Studium des Lateinischen ganz besonders geeignet sei, in das Verständnis und den rechten Gebrauch der Muttersprache einzuführen. Noch ein anderes Beispiel führt Luther an, die Anrede des Engels an die Jungfrau: ave gratia plena. „„Maria voll Gnaden!"" wo redet der deutsche Mann so? Er denkt an ein Fass voll Bier oder einen Beutel voll Geldes. Darum habe ich's verdeutscht: „„Maria, du Holdselige."" Und hätte ich das beste Deutsch nehmen sollen, so hätte ich also verdeutschen müssen: „„Du liebe Maria"", denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er sie hätte deutsch grüßen wollen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: du liebe Maria! der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann." Ungefähr dasselbe, nur mit anderen Worten sagen alle, die sich ernstlich mit der Reinigung und Weiterbildung der deutschen Sprache beschäftigt haben: Moscherosch, Opitz, Schottel, Gottsched, Lessing, Herder und viele andere. Es würde zu weit führen, sie alle reden zu lassen. Nur ein paar der neuesten Stimmen mögen noch gehört werden. Heinrich Kurz sagt im zweiten Bande seiner Geschichte der deutschen Litteratur S. 724 von Lessing: „Seine Sprache ist bis auf seltene Ausnahmen durchaus deutsch, in Bezug auf den einzelnen Ausdruck sowohl als rücksichtlich der Satzbildung und des Periodenbaues, und wenn er sich auch an den großen Mustern der Alten und Neuen herangebildet hat, so ist deren Einfluss doch nur im Ganzen und Großen, namentlich darin sichtbar, dass seine Darstellung künstlerisch schön und geschmackvoll ist, im einzelnen hat er sich dagegen von jedem Einflusse frei erhalten und insbesondere Nachahmung fremdartiger Satz- und Periodenbildungen auf das strengste vermieden, was z. B. der prosaischen Darstellung Wielands einen beinahe fremdartigen Charakter aufdrückt und die Sprache des großen Johannes

von Müller unangenehm und widrig macht.“ Und in dem 1866 ausgegebenen VII. Bande des Goethe-Jahrbuches sagt Ludwig Geiger in den Anmerkungen zu den mitgeteilten Briefen Goethes an seine Schwester aus der Zeit seines Aufenthaltes in Leipzig S. 122: „Er (Goethe) beschäftigt sich so stark mit der französischen Sprache, dass er manchmal am Anfange eines Briefes, bisweilen an recht unnötigem Orte, Fremdwörter braucht und erst allmählich in die richtige einfache Ausdrucksweise kommt, dass er ferner durch die fremde Sprache eine gewisse Einwirkung auf seinen deutschen Stil erfährt. Die zwei frappantesten Beispiele solcher französischen undeutschen Wendungen sind: „Ich gefalle mir gar sehr, sie zu lesen“ und „da ich komme, das größte Glück gehabt zu haben.“ Goethe hat später die Natur und das Menschenleben auf sich wirken lassen und ist so den Schlingen sowohl der alten als der neuen Philologie entronnen. Aber welche Gefahr für die Entwickelung der deutschen Sprache in der Jahrhunderte langen stümperhaften Nachstammlung des Fremden in Haus und Schule gelegen hat, wird auch aus diesen Mitteilungen ersichtlich geworden sein.

Wie die Redeweisen und Satzkonstruktionen, so sind auch die grammatisch-logischen Regeln von den fremden Sprachen auf die unsrige übergegangen. Wieder ist es das Lateinische, welches in dieser Beziehung den größten Einfluss gehabt hat. In den Schulreden unserer Gymnasialrektoren hört man oft genug gerade dies als einen großen Vorzug des altsprachlichen Studiums preisen. Das grammatisch-logische Gefüge ist in einer todten Sprache festgeschlossen, es geht als ein unwandelbares Gesetz in das Bewusstsein des Schülers über und setzt ihn in den Stand, es zum Maßstabe seines eigenen Denkens zu machen. Aber gerade hierin liegt die große Gefahr. Grammatische Logik ist eine ziemlich willkürliche Abstraktion, wie Grammatik und Logik überhaupt. Wir haben das Regelwerk in die todte Sprache hineingetragen, beurteilen und modeln sie nach demselben, und die todte Sprache lässt es sich geduldig gefallen, das ist der ganze Vorteil. Und wenn es den Sprachkundigen wirklich gelungen wäre, den Geist der abgestorbenen Sprache in dem Regelfachwerke aufzufangen, was wäre damit gewonnen? Ist das der Geist unserer Sprache, oder giebt es eine allgemeine Grammatik, die allen Sprachen zu Grunde liegt? So wenig als der gesunde Menschenverstand sich an die Regeln der Professorenlogik bindet. Es bleiben immer eine Menge Ausnahmen, die im Wesen des einzelnen Falles begründet sind. Man kann wohl in den allgemeinsten Umrissen die Art und Weise kennzeichnen, wie menschliche Gedanken sich formen und aus einander entwickeln, man kann auch diese allgemeinen Gesetze, ich möchte sagen des mechanischen Denkens auf die Sprache übertragen, aber dem Geiste der Sprache kommt man damit nicht näher. Und will man nun gar einer lebenden Sprache die Grammatik einer todten aufdrängen, so thut man ihr einen barbarischen Zwang an. Im Lateinischen regieren die Präpositionen einen bestimmten Kasus, muss ich darum annehmen, dass unsere Präpositionen immer und ewig denselben Kasus regieren? Kann nicht eine Aenderung des Gebrauches eintreten? Weil „apud“ im Lateinischen immer den Akkusativ regiert, muss darum unser „bei“ immer den Dativ regieren? Im 16. Jahrhundert schrieb man „Komm bei mich“, und das Volk sagt heute noch so. Das ist nicht hochdeutsch, rufen die Sprachgelehrten, das Hochdeutsche richtet sich nach bestimmten Regeln! Nach welchen Regeln? Ist das Hochdeutsche eine todte Sprache oder ist es entwickelungsfähig? Wenn letzteres, so müssen wir erst abwarten, welcher Gebrauch die Oberhand gewinnt, was gefällt und nicht gefällt. Das Unschöne, das Undeutsche wird vom wahrhaft Gebildeten, besonders vom Schriftsteller, der sich einer guten Ausdrucksweise befleißigt, vermieden werden, weil es unschön und undeutsch ist. Aber eine grammatische Regel, die über der Sprache steht, giebt es nicht, so sehr dies die am Lateinischen und Griechischen geschulten Lehrer ihren Schülern einprägen möchten. Goethe sagt in der bekannten Stelle in „Hermann und Dorothea“: „Nun ist das meine meiner als je!“ Wenn das einer unserer Schüler geschrieben hätte, was für ein fettes rotes Fragezeichen würde der Lehrer gemacht haben! Freilich, was dem Meister gestattet ist, darf sich der Schüler nicht erlauben. Aber wir korrigieren zu viel am Manne, am geübten Schriftsteller herum, und auch unseren armen Schülern streichen wir zu viel an. Wenn wir doch immer so genau aufpassten, dass die Gymnasiasten und Gelehrten nicht das Fremde nachäffen! Wenn wir doch nicht gar zu gern Lateindeutsch und Französischdeutsch durchließen! Deutsches Sprachgefühl, Leben und Weben im Geiste der Muttersprache, das ist der Maßstab, den wir an Schülerarbeiten und Meisterwerke legen sollten. Von diesem Standpunkte aus müsste auch die deutsche Grammatik entworfen und gelehrt werden, eine Grammatik, die jederzeit bereit wäre, dem Walten des Sprachgeistes zu folgen. Die von todten Sprachen entlehnte grammatische Logik ertödtet das Sprachgefühl und den Sprachgeist. Wie weit sich ein Relativpronomen zurückbeziehen darf, das hängt nicht von grammatischen Regeln ab, sondern von dem Sinne für das Klare, Verständliche, Schöne. Und darauf allein kommt es an.

Es ist natürlich, dass unter dem Einflusse dieser Lateinlogik auch die Kritik eine eigentümliche Richtung genommen hat. Sie ist peinlich in Bezug auf gewisse eingebildete logische Hauptvergehen und blind in Bezug auf alles, was der Geist unserer Sprache fordert. Philologen von Fach leisten darin oft Erstaunliches. „Der König wirft den Ring in den Strudel; als er bemerkt, dass dieser nicht untersinkt, ruft er den Weisen herbei.“ Unerträglich!

ruft der philologische Kritiker, „dieser“ bezieht sich ja auf Strudel, nicht auf Ring! „Der Minnesänger besingt eben so gern die Himmelskönigin als die Königin des Herzens.“ Abscheulich, das heißt ja unzweifelhaft: die Himmelskönigin wird zur Königin des Herzens! „Die Tänzer wechselten mit den Takten und Wendungen nach Belieben.“ Unerhört! Es muss heißen: „wechselten die Takte und Wendungen“, wie mutare aliquid, changer quelque chose, sonst treten die Tänzer an die Stelle der Takte und Wendungen. Von der Beweglichkeit der deutschen Präpositionen, von dem traulichen: „Wie geht es mit deiner Gesundheit?“ „Wie steht es mit seiner Ruhe?“ hat der latinisierte Rezensent keine Ahnung. Er denkt nur an mutare und changer. „Verszeilen“ nennt er eine schreckliche Tautologie und denkt nicht daran, dass die Sprache solche Tautologien nicht verschmäht, wenn nur das Grundwort einen allgemeinen Begriff enthält, und in gleicher Weise: „Türöffnung“, „Glasfenster“ bildet.

Es ist unzweifelhaft eine Hauptaufgabe der Kritik, schiefen Ausdrücken, Unklarheiten und nichtssagenden Wiederholungen entgegenzutreten, besonders wenn es gilt, die Reinheit und Würde der Sprache gegen unberufene Vielschreiberei und Bequemlichkeit zu schützen, aber es ist ebenso sicher, dass eine pedantische Nörgelei, die dem Schriftsteller zumutet, sich ängstlich in dem ausgetretenen Gleise zu halten, damit denkfaule Leser ja nicht nötig haben, die Beziehungen der Wörter und Satzglieder aufzusuchen, mehr schadet als nützt. Denn eine Weiterentwickelung der Sprache aus der Fülle ihrer Formen und Wendungen ist nur dann möglich, wenn der Schriftsteller und der Leser ihre geistigen Kräfte an einander messen. Einförmiges Geben und träges Empfangen machen die lebende Sprache zu einer todten. Die kritische Herrschaft der Philologen ist schlimmer als die ganze französische Akademie, denn die letztere folgt doch dem Bedürfnisse der lebenden Sprache, die ersteren aber wollen die lebende Sprache zu einer todten machen, um sie an einer todten messen zu können.

Ich kann diese Betrachtung nicht schließen, ohne sie an das große Ganze unserer volkstümlichen Entwickelung anzuknüpfen. Ein gütiges Geschick, dazu die Kraft und Umsicht unserer Staatsleitung haben uns die nationale Einheit zurückgegeben und damit die Schmach vieler Jahrhunderte getilgt. Es gilt jetzt, das Volksleben diesen großen Umrissen gemäß umzuwandeln. Ein Hauptgebiet dieses inneren Ausbaues ist die deutsche Sprache, die unter dem Drucke des Fremden unsäglich gelitten und sich doch in ihrem innersten Kerne gesund erhalten hat. Jede Anregung, sie von dem fremden Drucke zu befreien, muss dem Freunde des Vaterlandes willkommen sein. Vielleicht können auch die obigen Andeutungen dazu dienen, Lehrende und Lernende, Gelehrte und Ungelehrte auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche der Muttersprache aus dem unbedingten Hingeben an die fremden Sprachen erwachsen, wenn wir nicht auf unserer Hut sind. Dank der Naturfrische und tiefen Innerlichkeit einer langen Reihe ausgezeichneter Schriftsteller hat unsere Sprache in Poesie und Prosa seit Lessing und Goethe eine solche Biegsamkeit und Fülle des Ausdrucks gewonnen, dass sie im Stande ist, alle Höhen und Tiefen mit gleicher Klarheit und Sicherheit zur Darstellung zu bringen, wenn wir ihre natürliche Gewalt nicht durch fremdartige Künsteleien stören und hemmen. Es gilt jetzt, alle ihre Mittel im Dienste des Eigenen und Heimischen zu verwenden, alle Anbauten, die ihre ursprüngliche Schönheit verdecken, niederzureißen und uns von der schülerhaften Nachahmung des Fremden frei zu machen. Dann erst wird uns auch das Studium der fremden Sprachen und Litteraturen den rechten Gewinn bringen und den rechten Genuss bereiten.



Aus der polnischen Litteratur.

Alfred Nossig: „Tragedya myśli“ (Die Tragödie des Gedankens). Dramatisches Gedicht.

„Es giebt gewisse Ideen, gewisse Anschauungen, die in der Wissenschaft längst schon anerkannt sind, denen aber die Mehrheit unsrer Gesellschaft ihrerseits die Sanktion verweigert.... Durch die Herausgabe der Nossigschen Dichtung wollen wir beweisen, dass es nicht immer so sein wird; dass auch in unserer Litteratur Gedankenfreiheit herrschen müsse. ...Befreiung der Forschung und der Wissenschaft von allen Banden der Tradition, reale Auffassung des Lebens und seiner Aufgaben — das ist und bleibt unser Ideal!“

Mit diesen volltönenden Worten kündet sich das Werk selbstbewusst als Bahnbrecher einer neuen Richtung, als Vorboten einer neuen Epoche in der polnischen Poesie an. Eine so hohe Mission kann ich der Dichtung freilich nicht zugestehen, weil dieselbe — und das wurde bereits von andrer Seite hervorgehoben — doch kaum mehr ist, als ein Schössling der neuen liberal-realistischen „Positivisten“-Schule, an deren Spitze der (nach Heines Manier sich geberdende, übrigens geistvolle) Redakteur der „Prawda“ Swientochowski steht. Jeder aber, der das Werk gelesen, wird gern zugeben, dass Niemand vor Nossig so derb und so kräftig die Wahrheit gesprochen und Niemand mit solchem Freimut daran zu rütteln gewagt hat, worüber die strenggläubigen Polen sonst mit frommer Scheu hinwegzugehen pflegen. Und von diesem Gesichtspunkte aus lässt sich auch das Aufsehen erklären, welches unser Drama bei seinem Erscheinen erregt hat. So mancher polnische Kritiker schlug ob der Ruchlosigkeit des Verfassers, welcher der sakrosankten katholischen Kirche den Spiegel

vorzuhalten sich erdreistete, die Hände über seinem gesalbten Haupte zusammen; desgleichen die österreichische Regierung, die aus Furcht vor einstiger Vergeltung ein ketzerisches Werk um keinen Preis passieren lassen wollte. Alle aber hatten über die hohe Begabung des Verfassers und die großen Schönheiten seiner Dichtung nur ein Wort der Anerkennung.

Giordano Bruno, der unglückliche „Mönch von Nola“, der auf den Holzstößen der Inquisition sein ruhmreiches Leben endete, ist der Held der „Tragödie“. Wie man sieht, wählte sich der Dichter einen Stoff, der abgesehen von Wilbrandt, von unzähligen andern deutschen und ausländischen Dichtern zum Vorwurf genommen wurde. Kaum einer hat aber denselben derart vertieft und erweitert wie Nossig. Schon der Titel des Dramas deutet es an, dass der Verfasser in Bruno nicht den gewöhnlichen Tragödienhelden sieht, der, weil er die vorgeschriebene tragische Schuld begangen, zu Grunde gehen muss; — ihm ist vielmehr Giordano ein Repräsentant der nach Wahrheit ringenden Menschheit, einer der Märtyrer, deren Heldenleichen den Triumphzug des siegenden Gedankens schmücken. Das spricht der Verfasser ganz unzweideutig im Prolog des Trauerspiels aus:

Sieh! es wächst die Schöpfung: denn im Einzelwesen
Spiegelt sich das Volk ab und im Volk die Menschheit. — —
Lebhaft sieht mein Geist der Menschheit ganze Idee,
Ihr Entstehn und Wachsen, ihre Kämpf' und Siege — — —
Ewig bleibt er gleich, der Kampf des Menschengedankens:
Seine Züg' erfass ich in dem Werk der Dichtung.

Und ganz ähnlich am Schlusse:

— — — — — Es brauset in der Menschheit Schosse
Ew'ger Kampf, dess' Formen gar verschieden sind;
Nur in der Bewegung, nur im steten Kampfe
Kann das Menschengeschlecht das höchste Gut erringen.

Durch diese hohe Auffassungsweise wurde der an sich schon recht dankbare Stoff in ein Licht gerückt, dass dem Drama eine gewisse Großheit und Erhabenheit verlieh. Und dennoch war diese Höhe der Konzeption für den Dichter recht verhängnisvoll. Denn was die Dichtung dadurch an ideellem Gehalte gewann, das hat sie an künstlerischer Rundung verloren. Das in den Schlusszeilen angedeutete Leitmotiv läuft ja den Grundsätzen des modernen Dramas stracks zuwider. Die neue Tragödie beruht auf dem Prinzip des reinen Individualismus; die Schicksale des Einzelwesens sind ihr Mittelpunkt; dieses Einzelwesen aber muss der modernen Ethik zufolge in seiner Brust seines Schicksals Sterne tragen. So muss denn auch das Tun und Lassen des Helden, insofern es mit dem Untergange desselben in Beziehung steht, an unserem innern Auge vorbeiziehen und zur endlichen Katastrophe sich wie Ursache zur Wirkung verhalten, weil sonst die hohe Aufgabe der Tragödie, die Läuterung kaum durchzuführen wäre. Bei Nossig aber ist gleich in den ersten Szenen das Schicksal des Helden besiegelt und die weiteren Aufzüge sind nur einzelne Stadien seines allmählichen Unterganges. Schon im ersten Akte fällt Bruno in die Hände der Inquisition, aus denen es bei seinem unbeugsamen Wahrheitseifer für ihn kein Entrinnen mehr giebt; im zweiten besteht er das erste große Verhör, welches zur Anwendung der Folter führt; im dritten wird ihm das Todesurteil verkündet; im vierten wird er auf dem Campo dei fiori feierlich verbrannt. „Brunos Tod“ — das wäre für dieses Drama der richtige Titel, denn nur den Untergang des Helden, nicht aber seine weitausgebreitete, für ihn so verhängnisvolle Tätigkeit führt uns Nossig vor. Um jedoch die Katastrophe, deren Unvermeidlichkeit der Zuschauer gleich von Anfang an empfindet, wie am weitesten hinauszuschieben, werden eine Menge retardierender Momente ins Feld geführt. Die Folge davon ist, dass der (ohnehin so dürftige) Inhalt gummiartig auseinandergezerrt und ohne innere Notwendigkeit in vier Akte zerhackt ist. So muss denn die Architektonik des Dramas Jedem, und ich gehöre gleich Nossig sicherlich nicht zu den Freunden des philiströsen Regelzwangs, als durchaus mangelhaft erscheinen. Die Peripetie und die Katastrophe machen noch lange kein Drama aus. Sie bilden bloß den Rumpf einer dramatischen Handlung, der sich selber auf der Bühne unmöglich macht, den Leser aber nie und nimmer zu befriedigen vermag. Warum stirbt Giordano? — das ist die stete Frage, die Einem während der Lektüre auf den Lippen schwebt. Die geschichtliche Notwendigkeit will es, — sagt der Verfasser — denn nur im Kampfe, nur in ewiger Bewegung erobert die Menschheit sich die höchsten Güter. Das ist sehr schön gesagt; im Drama jedoch darf dieser neue Fatalismus nicht die freie Entwickelung des Helden hindern. Er wird — wo er angewendet erscheint — uns immer peinlich berühren und den Eindruck hervorrufen, als stürbe der Held unverschuldet, nur als Opfer einer höheren Macht, als bloßes Spielzeug in den Händen der ehernen Notwendigkeit. Oder sollte vielleicht der freie Geistesschwung Brunos, der ihn seiner Zeit vorauseilen ließ, sollte der Mangel an praktischer Geschmeidigkeit seine Schuld bilden? Nein, das würde gewiss der (Eingangs angedeuteten) Tendenz unsres Dramas widersprechen. Doch gesetzt, der Untergang des Helden sei begründet, die Katastrophe sei entsprechend eingeleitet und vorbereitet, — muss sich da nicht der verdutzte Leser dennoch am Schlusse fragen: Wie? Giordano, der die Wahrheit seine Religion und die Forschung die Bestimmung des Menschen nennt, unterliegt, er, der Träger so gewaltiger, so erhabener Gedanken fällt und das Vorurteil, die Finsternis triumphiert? Das ist ein Missklang zwischen Tendenz und Handlung, den selbst der versöhnende Schlussakkord nicht auszugleichen vermag.

Dies wäre mein Hauptbedenken. Ich habe es absichtlich vorweggenommen, um desto ungestörter

die Vorzüge der Dichtung hervorheben zu können. Und diese sind wahrlich hoch und selten — umso höher, wenn wir ihnen die trostlose Dürftigkeit der polnischen Dramenlitteratur ernsterer Gattung entgegenhalten. Wem die Letztere bekannt ist, der wird nicht anstehen, die „Tragödie des Gedankens" nicht bloß eine wertvolle Bereicherung, sondern eine Zierde der polnischen Litteratur überhaupt zu nennen. Schon das Aeußere des Werkes bekundet einen großen Fortschritt. Die Verse — trochäische Trimeter von bezaubernder Grazie — wechseln nach Shakespearescher Weise mit klangvoller Prosa sehr zweckmäßig ab und der Blankvers — in der polnischen Dichtung eine rara avis — vertritt sehr wirksam das in Polen sonst übliche, störende Reimgeklingel. Die Sprache selbst ist von lieblicher Frische und Fülle und erinnert in manchen Stücken (besonders durch ihren weihevollen Ton) an Krasiński, den sprachgewaltigsten Dichter der Polen. Nur ist sie statt pomphafter Rhetorik bei Nossig knapper und gedrungener und voll kerniger, origineller Gedanken. Allerdings weiß sie sich nicht immer auf gleicher Höhe zu erhalten, denn Nossig will Realist sein und lässt die Inquisitionsknechte einander Ausdrücke, wie Schweinsmaul u. m. a. ins Gesicht schleudern und bedient sich auch sonst mit besonderer Vorliebe derber, gräulich-naturalistischer Redewendungen. Das wäre nun gewiss ein erfreuliches Zeichen der Prüderielosigkeit, wenn diese Ausdrücke zu dem gehobenen Tone des Ganzen nur besser stimmen wollten und den Leser, der ganz Feuer und Flamme ist, nicht wie ein unerwartetes, kaltes Sturzbad berührten. Nein, nein, dieser tierische Laut will dort, wo die höchsten Fragen behandelt werden, nicht recht hineinpassen! Der Dichter schwankt eben noch zwischen Hyperidealismus und extremem Realismus. Und eben dieses Schwanken, diese jähen, unvermuteten Uebergänge von schwungvoller Begeisterung zu kühler Ernüchterung, zeigen das junge, unausgegohrene Talent, den Stürmer und Dränger an. Man erkennt unschwer den Most, der sich noch „absurd geberdet", um schließlich doch einen guten Wein zu geben. — Auch sonst hat Nossig mit dem Sturm und Drang so Manches gemein. So die dithyrambische Begeisterung, welche sein Werk durchweht, die stürmische, stellenweise (Brunos Wahnsinn) maßlose Leidenschaft, die kecke Unerschrockenheit, mit der er geschlechtliche Probleme erfasst, das Schwelgen im Krassen und Schroffen, die kühne Hyperbolik der Sprache. Dies Alles bin ich indes weit entfernt Nossig als Fehler anrechnen zu wollen: es wäre dies ebenso lächerlich, als wenn Jemand es Schiller ernstlich verdenken wollte, dass dieser einmal die „Räuber" geschrieben. Die erwähnten Momente sind ja sämmtlich Kennzeichen eines unleugbaren Genies, das, um Großes zu leisten, nur noch der Klärung und Läuterung bedarf.

Eine ganz besondere Meisterschaft entwickelte Nossig in der Charakterzeichnung. Seine Figuren atmen Lebenswahrheit und Frische. Vor Allem die zarte und duftige Gestalt der einzigen weiblichen Person des Stückes, der armen, hingebungsvollen Geliebten Brunos, Beatrice. Von den männlichen Figuren hat der Verfasser naturgemäß die meiste Sorgfalt und Kraft auf Giordano Bruno verwendet: eine reckenhafte, imponierende Gestalt. Neben ihm ragen der heißblütige venetianische Edelmann Mocenigo und der von ehrlichem Fanatismus erfüllte Großinquisitor hervor. Selbst die minderbedeutenden einzelnen Mitglieder des Inquisitionstribunals heben sich durch einige kräftige Züge von einander vorteilhaft ab. Nur die symbolischen Gestalten Lucifers und des Propheten — hinter dessen Figur der Dichter selbst sich verbirgt — sind von mystischer Verschwommenheit.

Nossig liebt es, seine Farben dick aufzutragen. Dafür zeugt am besten die Art und Weise, wie er die Tendenz zum Ausdruck bringt. Dass in einem Werke, dessen Held ein Opfer der Inquisition ist, die Kirche nicht ungerupft bleiben konnte, ist selbstverständlich. Sie war es ja, welche den freien Menschengeist, als er mündig zu werden begann, in Fesseln schlug und, indem sie jeglichen Fortschritt hintan hielt, der Zivilisation unermesslichen Schaden zufügte. Zur Hetzschrift gegen die Alleinseligmachende durfte jedoch die „Tragödie" niemals werden. Die Angriffe gegen die Kirche konnten nur insofern gerechtfertigt sein, als sie sich aus der Tendenz der Dichtung ergaben. Diese sollte aber durch positive Tätigkeit Brunos und selbständiges Eingreifen, nicht aber durch prunkvolle Phrasen und passive Abwehr ausgedrückt werden! Man vergesse nicht, dass Giordano in erster Linie ein Kämpfer für die Freiheit des Gewissens und der individuellen Ueberzeugung, nicht bloß ein Streiter gegen die Kirche war. Der Kampf gegen die Letztere war nur Ausfluss seiner Philosophie, welche höheren, positiven Gehalt hatte. Hätte dies Nossig vor Augen gehabt, so wären die zwei imposanten, hier aber unzweckmäßigen, weil den Gang der Handlung störenden Anklageakte gegen die Kirche (II, 9—III, 4), vollends aber die Ausfälle gegen den Katholizismus (Dreieinigkeitslehre, unbefleckte Empfängnis etc.), gewiss nicht zum Nachteil des Ganzen, entfallen.

Eine seltsame Eigentümlichkeit des Werkes ist es, dass trotz seiner kraftgenialen Originalität in Form und Gehalt sich ein gewisser Mangel an Selbständigkeit fühlbar macht. Bald ist es Krasinski, bald Mickiewiczs „Dziady", bald „Faust", bald Byron und Shakespeare, die sich uns bei der Lektüre ganz unwillkürlich aufdrängen, ohne dass man indes eine positive Beeinflussung nachzuweisen im Stande wäre. Nur der Orgelton und die Strophen des lateinischen Kirchenliedes, die am Schlusse der Dichtung den Monolog Brunos von Zeit zu Zeit unterbrechen — das

ist zweifellos eine Reminiszenz aus der Domszene des „Faust“!

Hoch zu loben ist dagegen die Treue, mit der sich Nossig an die geschichtliche Ueberlieferung hielt und der Eifer, mit welchem er Alles, was den geschichtlichen Tatsachen Gewalt antun könnte, vermied. Dieser Eifer ging so weit, dass er sogar einzelne Redewendungen aus der Geschichte wörtlich herübernahm; so die kecken Schlussworte des dritten Aufsatzes: „Ihr fürchtetet mehr, als ihr das Urteil fälltet, als ich, indem ich es annahm!“ Sehr hübsch ist ferner auch die Lehre Brunos wiedergegeben. Es ist das kopernikanische Weltsystem, welches Giordano zu einem unklaren Pantheismus mit phantastisch-salbungsvollem Aufputz erweiterte. Dies Alles im Verein mit dem — bei Nossig recht stark vorherrschenden, dekorativen Element, legt für ein sorgfältiges, gewissenhaftes Quellenstudium ehrenvolles Zeugnis ab.

Nossig besitzt ein ungewöhnliches und — was wichtiger ist — entwickelungsfähiges Talent.*) Und eben deshalb, weil sein Talent groß und entwickelungsfähig ist, wird es, auch wenn es irrt, des rechten Wegs sich stets bewusst bleiben und bei normalem Vorwärtsschreiten im Laufe der Zeit Großes und Bleibendes zu schaffen im Stande sein. Quod felix faustum fortunatumque sit! —

Lemberg. S. Wollerner.



Die Presskanzleien in Oesterreich.

Jede der beiden großen deutschen Parteien in Oesterreich besitzt ihre Presskanzlei. Der Zweck, den man mit diesen Gründungen zu erreichen strebte, ist: Versorgung der kleinen Provinzpresse mit Artikeln und Nachrichten, welche Parteiangelegenheiten behandeln. Würde man sich damit begnügt haben, so wäre dagegen rein gar nichts einzuwenden; es wird immer Blätter geben, welche kostenlos ihnen übermittelten Nachrichten ihre Spalten öffnen. Mit der Zeit hat aber die Geschichte ein ganz anderes Gesicht bekommen. Die Redakteure der Parteikorrespondenzen beschränken sich nicht mehr auf die Besprechung von Parteiangelegenheiten, sondern unterziehen alle möglichen politische und wirtschaftliche Vorgänge einer Besprechung und Beurteilung. Und so kommt es, dass wir heute einem Artikel über Bismarck, am nächsten Samstag oder Sonntag einem Aufsatze: „Ueber die Notwendigkeit der Freiteilbarkeit von Grund und Boden“, in drei, vier, sechs und noch mehr Wochenblättern begegnen. Dass dieser Umstand: das gleichzeitige Auftreten ein und desselben Artikels in verschiedenen Zeitungen — bei jedem Unbefangenen nicht gerade zur Wertschätzung der Provinzpresse beiträgt, ist Tatsache, kümmert uns aber hier nicht weiter. Andere Folgen sind es, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Die Blätter, um welche es sich hier handelt, sind fast ohne Ausnahme kaufmännische Unternehmungen. Irgend ein Kapitalist gründet eine Zeitung, wie ein anderer einen Wurstladen oder eine Schnittwaarenhandlung eröffnet, das Ziel ist das gleiche: Möglichst hohe Verzinsung des angelegten Kapitales. Der Herr wird daher trachten, seine Ausgaben so viel wie möglich zu verringern, Arbeitskräfte so billig als möglich zu bekommen. Früher musste der Eigentümer einer Zeitung seinen Redakteur immer in der Voraussetzung bezahlen, dass dieser die Artikel seines Blattes wenn nicht alle, so doch den größten Teil derselben selbst schreibe. Er musste sich also bei der Wahl eines Redakteurs von den geistigen Fähigkeiten der Bewerber leiten lassen. Heute — ist das ganz und gar unnötig. Den Umschwung haben die Presskanzleien herbeigeführt. Jeder ausgediente Unteroffizier kann heute als Redakteur eines Wochenblattes figurieren. — Als Leitartikel werden die Waschzettel einer Presskanzlei verwendet — reichen die der einen nicht aus, so nimmt man auch die der anderen hinzu; „politische Rundschau“ und „Vermischtes“ werden mit Scheere und Kleistertopf zusammengeflickt; das „Lokale“ kommt ins Haus oder auf die Bierbank; hier wird ein „dem“ in „den“, dort ein „ihr“ in „sie“ umgewandelt — die Arbeit ist getan, das Blatt gefüllt. Der Herausgeber hat einen „billigen“ Redakteur, dieser eine aufregungslose, wenig Gehirnschmalz und Schweiß erheischende Stelle, das Publikum eine zwar billige, aber saft- und kraftlose Geisteskost, an der es herumlutscht, wie ein kleines Kind an der Gummipiepe seiner leeren Saugflasche. Ich habe des „Feuilletons“ nicht erwähnt. Diese Rubrik macht die allerwenigste Mühe. Liegen keine Einsendungen schreibwütiger Dilettanten vor, so wird einfach darauf losgestohlen, was das Zeug hält. Mir ist ein Fall bekannt, dass ein Blatt im Verlaufe zweier Jahre nicht weniger als ein und ein halbes Dutzend Arbeiten ein und desselben Autors nachdruckte, darunter Sachen, die schon in der Buchausgabe stehen. Und dieses Vorgehen sucht man damit zu beschönigen, dass man sagt, man wolle dadurch den Autor bekannt und beliebt machen.

Das ist der Redakteur, wie er durch das Ueberhandnehmen der Presskanzleien großgezogen wird.

*) Dies beweist von Neuem die letzte Schöpfung Nossigs, eine philosophische Prosadichtung „Daniels Tagebuch“ betitelt, welche vor wenigen Monaten in einer Warschauer Wochenschrift veröffentlicht wurde. Was in der „Tragödie“ nur angedeutet ward, ist hier zu einem selbständigen, rationalistisch-epikuräischen System entwickelt. Zugleich wird gegen alle konventionellen Lügen Sturm gelaufen und das Evangelium der reinen Natur gepredigt. An gedanklichem Gehalt ist, dieses Werk der Erstlingsarbeit Nossigs sicherlich überlegen, doch ist nicht immer das reine Maß der Schönheit eingehalten. Der Feuergeist der „Tragödie“ ist hier stark gedämpft und gemildert und eine herbe Nüchternheit durchweht das Ganze.

Achtung genießt er keine, am allerwenigsten von Seite des Zeitungseigentümers, dem er sogar das Briefgeheimnis der Redaktion ausliefern musste ... Und die weitere Folge? Der Eigentümer der Zeitung beginnt sich bald als großes Kirchenlicht zu fühlen und verlangt, dass die ganze Stadt, die ganze Gegend bewundernd zu seinen Füßen liege.

Die Presskanzleien also tragen zum größten Teile die Schuld, wenn die Provinzredakteure immer minderwertiger und weniger geachtet werden; an den Presskanzleien liegt es, wenn für wirkliche Schriftsteller der Stellen immer weniger werden, die ihnen einen sicheren Rückhalt gewähren können; die Presskanzleien sind eine der Ursachen, welche das Absatzgebiet des Schriftstellers stetig vermindern.

Heute haben wir die Presskanzleien, in einigen Jahren folgen die „kopflosen" Zeitungen. Der Anfang wurde ja schon gemacht, und nur dem Widerspruche der Behörden ist es zuzuschreiben, dass diese testimonia paupertatis nicht schon in größerer Anzahl ihre augen- und hirnlosen Köpfe erheben.

Eger (Böhmen).

Hans N. Krauss.



Ein Handbüchlein der Moral.

L. Buro, Begründung der sittlichen Gesetze vom Standpunkte der natürlichen Erkenntnis. Berlin, W. Issleib (G. Schuhr).

„Die Lehren der Religion, in welcher wir erzogen und aufgewachsen sind," so beginnt der Verfasser seine kleine Schrift, „erscheinen Vielen in späteren Lebensjahren, wenn selbständige Prüfung der empfangenen Lehren erfolgt, unhaltbar, und es tritt dann die Frage heran, worauf die sittlichen Gesetze beruhen sollen, wenn die Religion, welche dieselben bisher anscheinend allein begründete, als hinfällig betrachtet wird. Das vorliegende Werkchen soll eine Begründung der, von Staatsreligionen unabhängigen, sittlichen Gesetze vom Standpunkte der natürlichen Erkenntnis geben, und soll zugleich eine Abwehr der Angriffe sein, welche häufig diejenigen erfahren, welche die herrschenden Religionen mit ihrer Ueberzeugung nicht in Einklang zu bringen vermögen." Das Buch ist allgemein verständlich und mit großer Wahrheitsliebe geschrieben. Seiner Ansicht, dass weder ein persönlicher Gott noch eine Unsterblichkeit der Seele anzunehmen ist, giebt der Verfasser einen nicht misszuverstehenden Ausdruck. Er tadelt „die Neigung, als falsch und eingebildet erkannte Begriffe, wie Himmel, Hölle, Schicksal, Vorsehung, Gott, beizubehalten und diesen Bezeichnungen andere Begriffe unterzulegen, nur um diese Bezeichnungen nicht ganz beseitigen zu müssen", als „der Aufklärung hinderlich". „Die Erkenntnis, dass der Mensch nur einmal lebt," erklärt er, „muss uns veranlassen, das Leben möglichst würdig zu genießen und Andere genießen zu lassen, und Alles zu vermeiden, was uns und Anderen das Leben verbittern oder verkürzen kann." „Gegen überzeugungstreue duldsame Angehörige aller Religionen und deren Priester ist zarte Rücksicht geboten; aber gegen Unduldsame ist möglichst entschiedenes Auftreten am Platze." Das Büchlein, das sich durch seine würdige Haltung vor manchen Anderen seiner Art auszeichnet, wird in Freidenkerkreisen gewiss viele Freunde finden, obwohl es seinem Titel wenig entspricht, da es sich im Wesentlichen auf eine Darstellung der sittlichen Gesetze beschränkt und eine eigentliche Begründung derselben größtenteils vermissen lässt.

Einen beherzigenswerten Satz aus dem Buche gestatte man mir noch anzuführen: „Was Jedem verständlich sein soll, muss in der Muttersprache, und so deutlich auszudrücken sein, dass es, ohne an Klarheit zu verlieren, in jede gebildete Sprache übertragen werden kann."

Berlin. G. v. Gizycki.



Litterarische Neuigkeiten.

Die Wintersche Verlagsbuchhandlung in Leipzig giebt eine neue Viertel-Jahresschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes von Hans Blum, unter dem Titel „Deutscher Pitaval" heraus. Es liegt uns soeben das dritte Heft vor, welches zwei interessante Berichte über zwei Prozesse „Die ultramontanen Verbrechen im Kanton Tessin" und „Der Fall Ittner" bringt, auf die wir hier an dieser Stelle noch ganz besonders aufmerksam machen.

Eine lesbare Brochüre ist die bei Siegfried Cronbach erschienene „Aus Klein-Deutschland", Bilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben von Arthur Zapp, nebst einem Anhange: „Fingerzeige für Auswanderer".

Bei Eredi Botta ist von einem Anonymus ein Drama in drei Akten erschienen, welches eine Episode aus der „Sizilianischen Nacht" zum Gegenstand hat, „Amicizia e patria, episodio da vespero Siciliano", Drama in tre atti (Roma, tipografia Eredi Botta).

Hermann Jahnke hat zur Feier des 70. Geburtstages des gefeierten Historiker Ferdinand Schmidt, eine Festschrift veröffentlicht, in derselben entrollt uns der Verfasser ein Bild seines Lebens und seines Wirkens sowohl als Jugenderzieher, Volkspädagog als auch als Schriftsteller. Berlin, Sensenhauersche Buchhandlung.

„Die Bürgermeisterwahl", humoristisches Epos mit lyrischen Einlagen von Hugo Söderström (Leipzig, L. A. Kittler). Die köstliche Satire keinstädtischer Zustände empfehlen wir Allen, die Freude an einem gesundem Humor haben. Der Verfasser hat sich die handelnden Personen förmlich von der Straße gegriffen und giebt uns ein Bild von dem Handeln und Treiben einer kleinen Stadt, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Die einzelnen Szenen die Charakterschilderungen sind prächtig geraten und dürften dieselben selbst dem größten Hypochonder und dem verbissensten Pessimisten ein Lächeln entlocken und ihn in eine animirte Stimmung versetzen.

Deutsch-nationaler Kalender für Oesterreich auf das Jahr 1887, geleitet von Carl W. Gawalowski. 2. Jahrgang. Verlag von F. Goll in Graz. Auch dieser Jahrgang des bei

seinem ersten Erscheinen vom deutschen Publikum aufs Freudigste begrüßten und rasch zum beliebten Volksbuche gewordenen Kalenders ist dem Grundsatze treu geblieben, zunächst alle praktischen Bedürfnisse zu befriedigen und dann in dem beigegebenen deutschen Jahrbuche, ohne das Gebiet der Tagespolitik zu betreten dem deutschen Volke eine wahrhaft nationale Lektüre, die in gleicher Weise belehrt und erbaut, zu bieten.

„Der rothe Baschlik." Novelle von Johannes van Dewall. 3. Auflage. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Es giebt Erzählungen, die eine tiefwurzelnde Lebenskraft besitzen, das beweist die dritte Auflage dieser Novelle. Die Spielsäle von Wiesbaden haben längst ein friedliches, idyllisches Ansehen gewonnen, jedoch die Novelle Dewalls zaubert uns das bunte, gefährliche Treiben dort so lebhaft vor, dass wir sofort wieder auf jenem brennenden Boden uns bewegen, der früher dort heimisch war. Eine Anzahl scharf, mit großer Menschenkenntnis gezeichneter Typen der Gesellschaft, die mehr oder minder dem Roulette und Trente-et-Quarente verfallen, sind überaus plastisch gezeichnet und lassen uns mit inniger Teilnahme und großer Spannung ihren Schicksalen folgen, deren geistvolle Kurven und Verschlingungen dieser Autor mit bekannter Meisterschaft leitet und löst. Die Novelle ist ein Stück geistreich beschauten, mit Laune, Witz und Tragik dargestellten Lebens jener Welt, die trotz aller polizeilichen Verbote unter leicht zu durchschauender Maske weiterfloriert. Als interessantes Unterhaltungswerk nimmt diese Novelle einen hohen Rang ein.

„Georg Ramstedt." Roman von O. v. Monteton. Hannover, Schmorl & von Seefeld. Mit diesem Roman tritt uns ein Autor als anmutiger Erzähler entgegen. Und wie lebensvoll, wie spannend und doch wie gesund und wahr ist Alles erzählt? Die Erzählung schildert den Lebenslauf des jungen Ramstedt vom Vaterhause, durch die Schuljahre und Lieutenantsjahre in Berlin hindurch, dann seine Werbung, Verheiratung und glückliches Familienleben, auf das Wunderbarste verschlungen mit den Schicksalen Anderer, die zu tragischen Konflikten und zu einer gewaltigen Katastrophe führen, wodurch dann seine Lebenspfade neu geebnet sind. Da die Ereignisse der Jahre 1848 und 1866 ihre Schatten hineinwerfen, so wird mancher Leser Verhältnisse gezeichnet finden, deren er sich selbst noch lebendig zu erinnern weiß.

„Phrasen." Roman von Hermann Conradi (Leipzig, Wilh. Friedrich). Der junge, entschieden reich beanlagte Autor veröffentlicht in diesem Buche sein erstes größeres Prosawerk. Und — man muss es ihm lassen — er hat ein Werk geschaffen, das sich in solcher Eigenart hält, dass es nicht im Geringsten nach der Schablone schmeckt. Der Verfasser, der sich mit ganz neuen ästhetischen Anschauungen trägt, geht seine eigenen Wege. Mit derber Kraft malt er realistische Szenen und er fühlt sich ganz einig mit dem wahren Wesen der Kunst, auch wenn er mit kühner Unerschrockenheit an die gewagtesten Situationen herantritt. Von demselben Verfasser liegt uns vor ein Bändchen Gedichte, die unter dem Titel: „Lieder eines Sünders", gleichfalls bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen sind. Die Sammlung lässt einen tiefen Einblick in das überaus verwickelte Seelenleben dieses jungdeutschen Poeten gewinnen. Sie enthält Dichtungen jeder Art, vom einfachsten Stimmungsbilde bis zur Dithyrambe, Glut und Leidenschaft leben in diesen Strophen, aber so manches Gedicht legt auch Zeugnis von hinreißendem Gedankenschwunge ab. Kurz es wird nicht eine Gedichtsammlung sein, die nur gedruckt, sondern auch gekauft sein will.

„Ikaria." Ein Beitrag zur Geschichte des Kommunismus von Albert Shaw, autorisierte Ausgabe, übersetzt von M. Jacobi (Stuttgart, Robert Lutz). Unter den zahlreichen sozialgeschichtlichen Abhandlungen, welche in Folge des erwachten Interesses für die Kenntnis und Reform des Gemeinde- und Staatslebens in Amerika in neuester Zeit erschienen sind, hat die von A. Shaw als eine der vorzüglichsten verdiente Anerkennung gefunden. Sie beruht sowohl auf eingehenden historischen Studien, als auf eigener Anschauung an Ort und Stelle.

Von dem bei Enslin & Laiblin in Reutlingen erscheinenden „Hausschatz deutscher Erzählungen" liegen uns zwei Bändchen vor. Th. Messerer: „Alpenrosen". Zwei Erzählungen aus dem Hochland. (Die Waisen. Die Macht des Glaubens.) Th. Justus, „In Schutt und Asche." Eine Geschichte aus Deutschlands trübster Zeit. Sowohl der Inhalt als auch die Ausstattung werden bei dem billigen Preise von nur 50 Pfg. pro Band viel zur Weiterverbreitung der trefflichen Sammlung beitragen. Zwei andere empfehlenswerte Erzählungen betiteln sich: „Aus eigner Kraft". Eine Erzählung für die Jugend von F. Brunold durch gute Farbenbilder noch bereichert (Reutlingen, Enslin & Laiblin) und „Leo Autrancs Weg zum Glücke", Erzählung aus dem Jura von T. Combe. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Bagge (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses).

In Th. Griebens Verlag (L. Fernau) in Leipzig ist ein „buddhistischer Katechismus" von H. S. Olcott erschienen — ein laut redendes Zeichen unserer Zeit, in welcher das gebildete Publikum Deutschlands durch unsere jüngst eingeleitete Kolonialpolitik angefangen hat, sich auch praktisch mehr mit den Anschauungen überseeischer Völker zu befassen. Seitdem durch Schopenhauer und die orientalische Sprachforschung der Blick unserer Philosophie vorzugsweise auf Indien gelenkt worden war, ist auch in immer breiteren Schichten unserer gebildeten Gesellschaftskreise ein lebhaftes Interesse für die tiefen und feinsinnigen Seiten der Kultur des Morgenlandes erwacht. Es ist ebenso lehrreich wie anregend, aus diesem „Katechismus" zu ersehen, wie im Buddhismus die auch den europäischen Völkern als höchstes Ideal vorschwebende Sittenlehre in reicher Form ausgeprägt ist. Authentischen Wert erhielt dieses kleine Buch, durch eine beglaubigende Empfehlung desselben seitens des buddhistischen Papstes, des obersten Hohenpriesters Rumangala. Am interessantesten dagegen sind offenbar die Anmerkungen von Professor Coues, welche weitgehende Mitteilungen über die Geheimlehre des Buddhismus enthalten.

„Ein Kampf mit der Gartenlaube" von Franz Siking. Diese Schrift enthält ein prägnantes Bild der litterarischen Zustände auf dem Boden der Novellistik. Dieselbe bekennt Farbe und veranschaulicht die Ursachen, warum der guten Autoren immer weniger werden im deutschen Reiche. Sie entlarvt die Geister, welche die dominierende Peitsche schwingen zum Nachteil des Buchhandels, wie zum Nachteil der von Franz Siking mit Feuereifer angestrebten Regeneration des guten Geschmacks. Der genannte Dichter war Jahre lang das Opfer dieser im Verborgenen spinnenden Macht. Endlich tritt er hervor und legt die Fäden des Netzes bloß, in das man auch ihn zu locken sich bemühte. Dass der Kampf Sikings mit der „Gartenlaube" kein persönlicher, sondern ein Kampf um die idealen Güter des deutschen Volkes ist, dafür bürgen seine Briefe, deren Kernfragen das Herz der Broschüre bilden. Die Broschüre erschien bei J. Schabelitz in Zürich.

J. v. Dirkink, „Herms Vermächtnis", Elise Polko. „Dita", Karl v. Lenhard, „Der Teufelstriller". Die ernste Heide des Münsterlandes, die wundervollen Gestade des Genfer Sees und die südlichen Gefilde Italiens vereinigen sich zum Hintergrunde der Novellen des vorliegenden 24. Bandes von „Bachems Novellen-Sammlung" (Zweite Reihe der Ein-Mark-Bände). In einem kleinen, lebhaft sich entwickelnden Romane eröffnet Dirkink interessante Einblicke in das Leben der Landbewohner der rothen Erde. Elise Polko fesselt in einer längeren Erzählung ihre Leser an die Schicksale der Titelheldin „Dita" und vermehrt damit zweifellos den Kreis ihrer Verehrer und noch mehr ihrer Verehrerinnen. In Karl von Lenhard begrüßen wir ebenso wie bei J. von Dirkink einen neuen Autor in der Sammlung. Er entwickelt ein offenbares Talent für die kulturgeschichtliche Novelle, die in diesem Falle, genauer bezeichnet, eine musikgeschichtliche Novelle ist.

„Mundartliche und stammheitliche Nachträge" zu A. F. C. Vilmars Idiotikon von Hessen herausgegeben von Hermann von Pfister. Dieses in der N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung erscheinende und von vielem Fleiß zeugende Werk sei einer größeren Beachtung empfohlen, besonders für Sprachlehrer wird dasselbe von hohem Werte sein.

„Buchholtz und Knebbchen auf dem Skatcongress", herausgegeben von Arthur Mennel (Leipzig, Albert Unflad). Vorliegendes Werkchen, welches bereits fünf Auflagen hinter sich hat, beweist wohl damit am besten, dass es überall eine günstige Aufnahme gefunden hat; es läuft durch das Ganze ein kräftiger Humor, der sicherlich das Seine dazu beigetragen hat.

„Das Kloster zu Petschenga." Schilderungen aus dem russischen Lappland. Aus dem Norwegischen von O. Gleiss. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) Der Mönch Ambrosius und der Räuber Anika, Feodor und Annita sind wie Lajla dem Ekkehard Scheffels ebenbürtig, und beruhen gleich diesem auf Geschichte und Sage, ausgestattet durch innere Wahrheit und Poesie, welche gleich dem Nordlicht mit ihrem Purpur die Schneefelder des Landes, die Kämpfe und Tiefen ungekünstelter kraftvoller Gemüter überstrahlen.

„Bibliothek der gesammten Naturwissenschaften." Lieferung 2. Verlag von Otto Weisert in Stuttgart. Die Behandlung, die Rahmer seinem ohnedem für die weitesten Kreise interessanten Stoffe angedeihen lässt, verdient ob ihrer Klarheit und Uebersichtlichkeit alle Anerkennung. Wie schwer es ist ein rein wissenschaftliches Gebiet dem gebildeten Publikum zugänglich zu machen, ohne in Oberflächlichkeit oder trockene Geschmacklosigkeit zu verfallen, das entzieht sich der allgemeinen Kenntnis, und nur der Kenner weiß, welche Mühe und Arbeit auch in einer solch schönen und eleganten Darstellung wie derjenigen Rahmers steckt. Gerade die zweite Lieferung bringt ihrem hauptsächlichsten Inhalt nach eines der wichtigsten Kapitel aus der Physiologie des Menschen, „die Physiologie des Blutes, des Herzens und des Blutkreislaufes", und wenn irgendwo, so tut hier eine klare und eingehende Darstellung und Belehrung not.

Von der Reclamschen Universalbibliothek (Leipzig, Ph. Reclam jun.) liegen uns weitere 10 Bände (2201—2210) vor, mit nachstehendem Inhalt: „Die Geschichten des Herodotos" übersetzt von Friedrich Lange. Neu herausgegeben von Dr. Otto Güthling I. Teil. Klio, Euterpe, Thalia, Melpomene (2201/03), II. Teil. Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania, Kalliope (2204/06). „Die Danischeffs", Schauspiel in vier Aufzügen von Pierre Newsky (2207). „Die Reise um die Erde in achtzig Tagen" nebst einem Vorspiel „Die Wette um eine Million", Spektakelstück mit Gesang, Tanz, Evolutionen und Aufzügen in 5 Abteilungen und 15 Tableaux von d'Ennery und Jules Verne (2208). „Ferréol" Schauspiel in vier Aufzügen von Victorien Sardou, Deutsch von R. Schelcher (2209). „Schulröschen", Lustspiel in fünf Aufzügen von Rudolf von Gottschall (2210).

„Die Via Appia von Rom bis Albana" von Architekt Gustav Bohnsack, eine Schilderung ihrer Entstehung, ihres Laufes und ihrer näheren Umgebungen nebst einem Anhange, enthaltend das Verzeichnis der vornehmsten Bauwerke an der Via Appia, welchem noch ein übersichtlicher Situationsplan beigegeben ist.

Von Engelhorns Allgemeiner Romanbibliothek liegen uns Bd. 7 und 8 des III. Jahrganges. Bd. 7 bringt eine Erzählung von Abont „Pariser Ehen", Anmut und graziöse Leichtigkeit bilden den Grund zu dieser geistprüfenden Novellen des bekannten französischen Dichters. Bd. 8 hat zum Inhalte einen Roman von Florence Marryat, betitelt „Hanna Varners Herz". Das Geschick der Heldin dieses Romans schildert die Verfasserin mit prächtiger Charakteristik und warmer Empfindung.

„Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rudolf Virchow und Fr. von Holtzendorf (Neue Folge, erste Serie) bringt in Heft 11 „Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen, besonders seit der Eiszeit" von Dr. H. Potonié, Heft 12 eine Arbeit von Dr. Hugo Preuß über „Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten". (Hamburg, J. F. Richter), von den in dem gleichen Verlage erschienenen „Deutsche Zeit- und Streit-Fragen", Flugschrift zur Kenntnis der Gegenwart, herausgegeben von Franz von Holtzendorf, liegt uns Heft 9/10 vor, worin J. F. Ahrens uns „Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgange" vor Augen führt.

Friedrich Spielhagens neuester Roman „Was will das werden?" der zugleich in der Gartenlaube veröffentlicht worden ist, ist soeben von der Verlagshandlung L. Staakmann in Leipzig in drei stattlichen Bänden auf den Markt gebracht worden. Der großartig angelegte Roman, welcher lange Zeit die Leser der „Gartenlaube" in atemloser Spannung gehalten hat, ist in dieser Ausgabe frei von jenen, mehr als ein ganzes Buch umfassenden Auslassungen, welche durch Rücksichten, die die Gartenlaube zu nehmen hatte, bedingt wurden. Das Werk, ein mit gewohnter Meisterschaft gezeichnetes Spiegelbild des modernen Lebens mit seinen Wirren und Kämpfen namentlich auf sozialem Gebiet, schließt sich würdig den großen Zeitromanen des genialen Autors an, die seinen Ruhm vorzugsweise begründet haben, und wird nicht verfehlen, das hervorragendste Interesse in den weitesten Kreisen der gebildeten Welt wachzurufen.

Italienische Neuigkeiten:

„Un poeta" scritti di Giacomo Marchini con Prefazione di E. de Marchi (Milano, Giacomo Agnelli). „D'una teoria razionale di metrica italiana di Giuseppe Fraccaroli (Edmond, Comeno Loescher).

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 7. Leipzig, den 12. Februar. 1887.

Inhalt:

Die Prüderie und die Litteratur.

Von Otto Felsing.

Wer es unternimmt dem Einflusse nachzuspüren, den die Prüderie auf die Litteratur unserer Tage ausübt, tut gut daran, zunächst erst den Begriff der Prüderie festzustellen, und zwar deshalb, weil er sonst leicht Gefahr läuft, zu falschen Schlussfolgerungen zu gelangen und, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Was ist also Prüderie? Prüderie ist überspanntes, wenn nicht gar geheucheltes Schamgefühl; sie verhält sich zur echten Sittsamkeit, zum wahrhaft keuschen Sinne einerseits wie der Aberglaube zum Glauben und andererseits wie die Frömmelei zur Frömmigkeit. Und wie es bei weitem mehr Aberglauben und Frömmelei als echten Glauben und wahre Frömmigkeit giebt, so giebt es auch außerordentlich viel mehr Prüderie als wahres Schamgefühl in der Welt; ja, man kann dreist behaupten, dass unsere Gesellschaft von der Prüderie beherrscht wird und dass diese Herrschaft der Prüderie leider ganz wesentlich dazu beigetragen hat, nicht nur die Konversation sondern auch die Hervorbringungen der Künste mit Einschluss der schönen Litteratur zu verflachen.

Der flüchtigste Blick auf die Werke der Malerei und Skulptur zeigt, dass ihr schönster Vorwurf der nackte menschliche Körper mit seinem entzückenden Linien- und Farbenspiel ist. Die Prüderie verlangt aber — zum Glück nur zum Teil mit Erfolg — dass der Maler wie der Bildhauer der sogenannten „Wohlanständigkeit“ Konzessionen mache und den Körper nicht ganz nackt darstelle, dass er ihn wenigstens an gewissen Stellen verhülle und sei es auch nur durch die Anbringung eines Feigenblattes.

Dieses Feigenblatt, das Symbol der Decenz, spielt auch in der schönen Litteratur eine große Rolle, sogar eine noch größere als in den bildenden Künsten. Wird doch in der Litteratur, speziell in der deutschen und englischen, ganz außerordentlich viel auf Decenz gegeben. Haben doch nicht nur Publikum und Verleger dekretiert, dass der Autor einem der größten und künstlerisch ergiebigsten Felde, dem der sinnlichen Liebe, fern zu bleiben habe; nein auch unsere hochwohllöbliche Polizei und unsere Gerichte haben sich als Anstandswächter aufgetan und durch Zensurstriche sowie Konfiskationen eine Säuberung der Werke nicht nur unbedeutender Autoren, sondern auch der hervorragendsten Dichter vorgenommen resp. vorzunehmen versucht — man denke nur an die Konfiskation von Goethes Tagebuch und an den Prozess gegen Spielhagen wegen einer Stelle in seinem Roman „Angela“. Die meisten dieser Purifikationen kommen, trotzdem sie in der besten Absicht vorgenommen wurden und werden, einer Kastration des Kunstwerks gleich, das ihnen zum Opfer fällt. Sie sind nach meiner Ansicht auch da von Uebel oder doch mindestens von keinem Nutzen, wo das puritizierte Schriftwerk keinen Anspruch auf die Bezeichnung Kunstwerk erheben kann. Mancher wird der Ueberzeugung sein, dass in diesem Falle die Zensurstriche resp. die Konfiskationen ganz angebracht sind; dem möchte ich indes die Ansicht gegenüberstellen, dass diese Maßregeln schon aus dem allgemeinen Grunde unzulässig sein sollten, weil sie mit der in Deutschland (angeblich!) existierenden

Pressfreiheit nicht vereinbar sind und zweitens, weil sie doch nichts nützen. Behördliche Verbote haben nach meiner Auffassung nur dann eine Existenzberechtigung, wenn es gilt eine Gefahr für das Gemeinwohl zu beseitigen. Eine solche wird aber selbst durch die ausschweifendsten Produkte der französischen Pornographen nicht hervorgerufen — sie sind keine Tugendverderber, welche die sittlichen Grundlagen der Gesellschaft und somit des Staates erschüttern können, denn die Tugend, welche schon durch bloße Lektüre Gefahr läuft, Schiffbruch zu leiden, wird unter allen Umständen bei der ersten an sie herantretenden wirklichen Versuchung scheitern, auch wenn es überhaupt keine Bücher gäbe.

Die Prüderie verlangt nun vom Autor, er solle ihr zu Liebe auf dasjenige poetische Motiv verzichten, das von allen die gewaltigsten Wirkungen zu erzeugen geeignet ist, auf dasjenige Motiv, welches im Leben fast noch häufiger als alle übrigen das menschliche Schicksal gestaltet: die sinnliche Leidenschaft und ihre Konsequenzen. Der Autor soll auf ihre Darstellung verzichten oder sie mindestens befeigenblättern. Und dabei kümmert sich die Prüderie nicht im geringsten darum, ob nicht der Autor, wenn er zu diesem Motiv greift, die höchsten sittlichen Ideen im Auge hat, ob er nicht gerade dadurch, dass er die Gefahren zeigt, in welche die sinnliche Leidenschaft den Menschen stürzt, die Anschauungen seiner Leser klärt und veredelnd auf den Charakter derselben einwirkt. Die Prüderie, welcher nebenbei bemerkt mit Gründen und Beweisführungen nicht beizukommen ist, was sich aus ihrem weiblichen Charakter erklärt, wendet sich chokiert ab und erwidert auf alle Einwendungen nur: „Und wenn auch, ... es ist doch skandalös!“

Ginge es nach ihr, und leider geht es schon viel zu viel nach ihr, so sähe sich die Dichtung der dankbarsten Stoffe beraubt und der Autor dürfte getrost das Wort Mephisto's zu Faust auch auf sich anwenden: „Das Beste was du weißt, darfst du den Jungen doch nicht sagen,“ wenn es sich nämlich hier um die Jungen handelte; es handelt sich aber bei der Prüderie um die Mägdelein und Frauen, von denen es im zweiten Teil des Faust so treffend heißt: „Du darfst Das nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können.“ Es sind eben nur die Frauen, welche die Herrschaft der Prüderie wie im Leben, so auch in der Kunst und der Litteratur etabliert haben.

Unzweifelhaft, die Frauen haben ein Recht darauf, dass ihr Schamgefühl nicht verletzt werde. Nur dürfen sie nicht beanspruchen, dass der Autor ihretwegen die Wahrheit unterdrücke oder übertünche, weil die Wahrheit — nackt ist, und noch viel weniger dürfen sie es verlangen, wenn dieses Schamgefühl ein so unnatürlich überspanntes ist, dass ihnen das Natürliche gemein und anstößig vorkommt.

Rohes und Gemeines hat allerdings in der Litteratur kein Geltungsrecht — oder doch nur da, wo es als Folie gebraucht wird — aber nicht, weil dadurch die Ansprüche der Prüderie verletzt werden, sondern weil das Gemeine künstlerisch unschön und darum verwerflich ist.

Aus diesen Gründen und nicht aus Gründen der Prüderie wird man also dagegen opponieren müssen, wenn einem Autor z. B. die Schilderung sexueller Beziehungen als Hauptzweck seines Werkes gilt, wenn er sie breit ausmalt ohne damit einen bestimmten künstlerischen Zweck zu verfolgen, vielleicht sogar um auf die niedrigen Instinkte seiner Leser zu spekulieren. Hier hat die Prüderie eine Unterstützung nicht nur von der wahren Schamhaftigkeit, sondern auch von der Aesthetik zu gewärtigen. Ebenso verwerflich, und aus demselben Grunde, ist die Zote, gleichviel ob sie das Auge des Lesers oder das Ohr des Theaterbesuchers trifft. Der Witz, welcher sexuelle Beziehungen zum Gegenstand hat, hat nur in einem einzigen Falle litterarische Existenzberechtigung, nämlich in dem äußerst seltenen Falle, wo er ein unumgänglich notwendiges Requisit zur Charakterzeichnung ist, wo die Person, die der Autor zeichnet, ohne diesen Zotenwitz unwahr oder unzulänglich charakterisiert sein würde. Streicht ein prüder Regisseur oder ein „Familien-Shakespeare“-Verfertiger die Zoten aus den Aeußerungen Falstaff's und den Aeußerungen über Falstaff weg, so haben wir eine von der Prüderie verübte Verfälschung des ganzen Charakters. Hätte Shakespeare diesen Charakter ohne die Zote zu schildern versucht, so wäre sein Falstaff eben nicht jene unübertreffliche, in jedem Zuge naturgetreue Meisterleistung des genialsten Menschenschilderers, der je gelebt hat, sondern wiese ein künstlerisches Defizit von großer Bedeutung auf. Falstaff ohne die Zote wäre nicht nur nicht Falstaff, sondern sogar eine unwahre Figur.

Auch in Bezug auf den Zotenwitz — den angeführten seltenen Fall ausgenommen — verfolgen also, wie in Bezug auf das Zwecklos-Gemeine, Aesthetik und Prüderie das gleiche Ziel; in allem Uebrigen aber stehen sie sich diametral gegenüber, und die Aesthetik rechnet zu ihren schlimmsten Feinden die Prüderie, weil sie beständig bemüht ist, große Gebiete des ästhetisch Zulässigen resp. Notwendigen als „unmoralisch“ mit Bann und Interdikt zu belegen.

Leider zieht die Aesthetik dabei fast immer den Kürzeren und die Prüderie erobert ein Terrain nach dem andern. Manches freilich hat sie auch wieder räumen müssen. So ist es ihr z. B. nicht gelungen, das Theater, oder wenn man lieber will: die dramatische Dichtung auf die Dauer zu okkupieren. Wie hatte sich einst die Prüderie gegen die „Französischen Ehebruchsdramen“ erhoben, wie eiferten und zeterten kritische und — sehr unkritische Moralisten gegen die Verwendung des Ehebruchsmotives,

das doch von so außerordentlicher dramatischer Kraft ist .... Heute ist es ziemlich still davon im Publikum wie in der Presse. Man sieht sich nicht nur die modernen Ehebruchstragödien, sondern auch die Messalinenstücke ohne Prüderie an, vorausgesetzt, dass der Autor den Forderungen der Aesthetik entspricht und, trotzdem er Entschuldigungsgründe für seine sündige Heldin vorzubringen, Sympathie für sie zu erwecken sucht, dennoch nicht für sondern gegen den Ehebruch eintritt; vorausgesetzt gleichfalls, dass er sein Thema nicht frivol sondern mit sittlichem Ernste behandelt. Ja, die Prüderie hat sogar da die Waffen gestreckt, wo es sehr wenig zu erwarten war, nämlich gegenüber der recht bedenklichen Situation Sieglinde's und Siegmund's vor dem ersten Aktschlusse der Wagner'schen „Walküre", einer Situation, in der Ehebruch plus Blutschande fast vor den Augen der Zuschauer verübt werden. Sogar hier hat die Prüderie vor der Macht der Idee des Kunstwerkes den Rückzug angetreten und erörtert kaum die sehr wohl aufzuwerfende Frage, ob es denn die Idee des Kunstwerkes absolut verlangte, dass sein Schöpfer die Szene zwischen Sieglinde und Siegmund bis zu diesem Non plus ultra der Deutlichkeit führte, einer Deutlichkeit, die Schopenhauer veranlasste in sein Handexemplar des „Ringes der Nibelungen" hinter die von Wagner's eigener Besorgnis zeugende Regiebemerkung: „Der Vorhang fällt rasch" mit trefflicher Satire zu schreiben: „Ist aber auch die höchste Zeit!" —

Wenn also trotz dieser Deutlichkeit die Prüderie kein Wehegeheul ausstößt, so darf man das wohl unbedenklich als einen Beweis dafür betrachten, dass sie es nicht wagt, ihren Pigmäenmaßstab für das Sittliche an ein so grandioses Kunstwerk zu legen.

Wenn doch das Gefühl der Unzulänglichkeit ihres Maßstabes auch bei anderer Gelegenheit lebendig würde! Aber leider ist das nicht der Fall und am allerwenigsten da, wo es sich um die verbreitetste Gattung von Litteraturwerken handelt, um die des Romanes. Hier schwingt die Prüderie ihr feigenblattumwundenes Scepter unumschränkt; hier regiert sie absolut.

Wie kam es aber, dass die Prüderie ganz besonders auf dem Gebiete des Romans zur Herrschaft gelangte? Die Antwort wird sein: Daher, dass die Prüderie unser ganzes gesellschaftliches Leben durchsetzt, dass sich die geschäftliche Spekulation einer großen Anzahl von Verlegern und Schriftstellern dieses Umstandes bemächtigt hat und ihn geschäftsmäßig ausbeutet. Der Schriftsteller dieser Klasse — und sie ist sehr zahlreich — folgt da dem Verlangen des Verlegers, denn sonst hätte er keinen Absatz für seine Produkte, und der Verleger wieder der Neigung des Publikums, welcher er seiner Kasse wegen Vorschub leistet, ganz ohne Rücksicht darauf, dass er in diesem Falle mit Umkehrung des Dichterwortes glaubt geschoben zu werden und in der Tat selber schiebt — stellt doch in litterarischer wie in allen anderen Beziehungen das Publikum desto mehr Ansprüche, je mehr man ihm entgegenkommt. Hält also der Verleger, besonders der Zeitungsverleger, auf Decenz, dann wird das Publikum sehr bald Hyperdecenz verlangen. So hat z. B. die Decenzsucht eines mir bekannten Verlegers eines großen Provinzblattes die Leser desselben so prüde gemacht, dass sie es eines schönen Tages sogar als „unmoralisch" bezeichneten, dass jenes Blatt von der Tatsache der Verurteilung eines amerikanischen Photographen Notiz nahm, der um einen Erpressungsversuch gegen die Schauspielerin Mary Anderson zu verüben, die Photographie einer entkleideten Dirne mit dem Porträtkopfe der Künstlerin versehen und derselben die Veröffentlichung im Nichtzahlungsfalle angedroht hatte. — Dagegen rebellierten Leute von sonst ganz gesunden fünf Sinnen und erklärten, sie müssten mit Rücksicht auf ihre Töchter das Blatt abbestellen! Man sieht, wie weit unzeitiges Entgegenkommen die Leser nach der Seite der Pseudomoral hin degeneriert. Ist das Publikum nun schon in Bezug auf den Inhalt der Rubrik „Gerichtszeitung" so prüde, wieviel prüder muss es in Hinsicht auf das Romanfeuilleton sein, diesem speziell für den Lesehunger der weiblichen Leser bestimmten Futter! Gott sei Dank, es giebt ja noch Blätter, die sich von der Prüderie ferne halten und ihr gelegentlich sogar die Maske der Scheinsittsamkeit vom Gesicht reißen; aber die meisten Zeitungen unterwerfen sich blindlings den von ihnen selbst großgezogenen Ansprüchen des Publikums und verwässern die geistige Nahrung, welche sie ihm darbieten auf eine wahrhaft schmachvolle Weise. Die meisten Zeitungsverleger wollen ausschließlich ein Geschäft machen; sie haben nur einen Schutzpatron, den „Heiligen Abonnenten", und was diesem recht ist, das allein wird getan!

Noch schlimmer verhält es sich mit den Familienjournalen, weil unter dieser Kategorie von Presserzeugnissen nur äußerst wenige aufzufinden sind, die sich der Herrschaft der Prüderie zu erwehren wissen. Freilich, sie müssen von allen am meisten darauf halten, dass die in ihren Spalten zur Veröffentlichung kommenden Romanen das sittliche Gefühl nicht verletzen, denn sie werden fast nur von Frauen und Mädchen gelesen — leider aber verwechseln sie ganz wie ihre Leserinnen das echte sittliche Gefühl mit dessen Bastardschwester Prüderie, und so kommt es, dass die Romane und Novellen ihrer Autoren eine erschreckende Enge des Stoffkreises, ein wahrhaft backfischartiges Augen-Niederschlagen vor Allem bekunden, was nicht auf dem Katheder der höheren Töchterschule vorgetragen werden könnte, und mit nahezu krankhafter Scheu davor zurückbeben, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen.

Wer diese Tatsache konstatiert, deckt damit auch die Schäden auf, welche die Prüderie der

Litteratur zufügt. Sie sind leider groß genug. Dank der Prüderie spiegelt unsere moderne Dichtung — das Wort Dichtung natürlich im weitesten Sinne genommen — nicht mehr das Leben wie es ist, und noch weniger, wie es sein sollte. Es wird dem Leser eine unwahre Welt geschildert, aus der eine der mächtigsten Triebfedern aller menschlichen Handlungen forteskamotiert ist, und in Konsequenz davon werden Charaktere vorgeführt, die mit den Menschen, wie sie um uns leben, kaum noch Aehnlichkeit haben. Und schließlich, wie der Stoffkreis des Schriftstellers zur Aermlichkeit eingeengt wird, die Charaktere seiner Phantasiewelt verbackfischt werden, so wird auch die Sprache durch die Anforderungen der Prüderie verweichlicht und verwässert. Mit einem Worte: die aus geschäftlichen Erwägungen geübte Rücksicht auf das übertriebene oder gar geheuchelte Schicklichkeitsgefühl unserer Frauen- und Mädchenwelt hat es zu Wege gebracht, dass ein sehr großer Teil unserer Schriftsteller uns statt nahrhafter Bouillon nur schale Milchsuppe vorsetzt, die uns den Magen verschlampt und ihn schließlich unfähig macht eine kräftigere und gesündere Kost auch nur zu verlangen.

Bewahre uns der Himmel vor der Ueberhandnahme des überwürzten Paprikas der Cochonnerielitteratur — um in dem einmal gewählten kulinarischen Gleichnisse zu bleiben — aber noch mehr ist wohl die Bitte gerechtfertigt: bewahre uns ein gnädiges Geschick vor dem weiteren Umsichgreifen der Herrschaft der Prüderie oder der „höheren Tochter“ (was ganz dasselbe sagen will), also vor dem Dominieren der oben gekennzeichneten Milchsuppen- und Feigenblattlitteratur!

Ob man sich aber wirklich Hoffnung auf eine Verminderung des Einflusses der Prüderie auf die Litteratur machen darf?

Wie ich meine Pappenheimer kenne — schwerlich!



Albert Lindners „Bluthochzeit“ im deutschen Theater.

„Laut preist ihn der Haufe nun, — die Guten!
Erst doch musste sich der Held verbluten.“
Henrik Ibsen.

Diese und ähnliche Paradoxe hört man sehr häufig über große Männer, die ein tragisches Ende fanden, namentlich auf litterarischem Gebiet, und wir Deutschen gehen da in unseren Selbstanklagen sehr weit, teils mit Recht, teils mit Unrecht. Aber ich glaube sicherlich mit ebenso viel Unrecht. Man ist allzu leicht geneigt, sich den Dichter ganz losgelöst von der menschlichen Gesellschaft zu denken, und wenn dann dieser Halbgott physisch zu Grunde geht, ehe er gefeiert wird, die Schuld daran dem deutschen Volke ganz allein aufzuladen und nicht dem Menschen im Dichter. Wohl mag sich ein Genie über die spießbürgerliche Moral hinwegsetzen, nicht bewusst, nicht aus Absicht, nicht aus Hohn gegen die konventionelle Gesellschaft, sondern einem inneren, natürlichen Drange folgend, aber er darf doch nie den festen sittlichen Halt, die Säule jeder Existenz auch des größten Geistes, verlieren, sondern muss wie ein Strom, der manchmal seine Fessel zerbricht und über die Ufer schäumt, auch wieder in das alte Bett der Menschheit zurückkehren, der Sitte, des Gesetzes, der Arbeit. Wird man das Elend Grabbes Deutschland auf die Seele binden, Deutschland damit anklagen? Ich denke nicht. Sein Ruin lag in seinem eigenen Leben. Nicht anders ist es mit Lindner. Die große Menge sieht in dem unglücklichen Dichter nur den Leidenden, es sieht und kennt nur die Tatsachen, aber die Ursache dieses Leidens kennt sie nicht; und das ist ganz natürlich! denn es dringt der Dichter immer zehn Jahre eher ins Publikum, als der Mensch in ihm, als sein Leben. Man hat hier in Berlin für Lindner viel getan — das wissen alle Eingeweihten, aber seine Natur, seine Leidenschaften waren nicht zu zügeln. Und dann noch eins: hat Lindner mehr um die Eroberung des deutschen Publikum gerungen als z. B. Wildenbruch? Kämpfen müssen die deutschen Poeten alle, rastlos, unermüdlich kämpfen; der Eine siegt, der Andere fällt, immer neue Geister drängen aufs Schlachtfeld, über Leichname gehts hin. Wer fragt danach?! O, in der Litteratur giebt es auch einen Kampf ums Dasein, ganz wie in der Natur.

Es ist wie ein Verhängnis. Jetzt, wo der Dichter fürs Leben wie für die Zukunft der deutschen Bühne verloren ist, jetzt nimmt sich eines der größten Theater seiner an. Wär's früher geschehen, was hätte Lindner nicht unserem Drama werden können! Sein ganzes Sein wäre nicht in eine so grause Differenz ausgeklungen; seine Schöpferkraft wäre uns erhalten geblieben. Denn, dass eine gewaltige, dichterische Ader in ihm rollt, das haben wir bei der Première „Der Bluthochzeit“ zur Genüge ersehen.

Unwillkürlich drängt sich mir der Vergleich Lindners mit Wildenbruch auf. Aber während man bei diesem, wie es sich am deutlichsten im „Neuen Gebot“ zeigt, streng geschlossene Handlung und Festigkeit und Einheit des Baues vermisste, während der Erbe Schillers oft im Klassizismus und Rhetorizismus erstickt, indem gleich darauf der krasseste Realismus durchbricht, wie z. B. im oben erwähnten Stück, als die schwangere Königin auf die Bühne getragen wird, — haben wir bei Lindner festen Zusammenfluss, es reiht sich Szene zu Szene wie bei einem Gebäude Stein zu Stein. Alsdann ist die Sprache einfach, fern vom Bilderüberschwang, ohne dabei an Kraft und Gewalt zu verlieren, sie ist modern im besten Sinne. Ferner ist die geschichtliche Wahrheit, der Schiller in seiner „Maria Stuart“ so derb ins Gesicht schlug, bis zum Aeußersten ge-

wahrt. Die Maria Schillers ist nicht die Maria der Geschichte, jene weiß sehr wenig von diesem sinnlichen, üppigen Weibe; aber hier in der „Bluthochzeit“ ist das Drama der wunderbare, verklärte Spiegel der Geschichte. Der schwache, unselbständige und doch so grundgute Karl IX. ist so wahr, so ganz wahr nach dem historischen Bilde gezeichnet. Aus dem vollen Rahmen der Geschichte hat der Dichter diese Gestalt herausgehoben und uns mit dem treuesten Griffel vor die Augen gemalt. Und dasselbe finden wir mehr oder minder bei allen Figuren des Trauerspieles, dem soldatischen, tapferen, geraden Heinrich von Navarra, seiner Margot, und besonders bei „der florentinischen Schlange“, Katharina v. Medici. Der Dichter hat hier die Farben stark, sehr stark aufgetragen, das Gebet auf den Lippen hat sie die Hölle im Herzen, sinnt auf Verwirklichung ihrer ehrsüchtigen Pläne, und geht der Weg auch über 40 000 Franzosenleichen. Aber hat Shakespeare in seinem Richard III. anders verfahren? Die Katharina der Geschichte war so und ganz so; warum soll sie es nicht in der Dichtung sein?

Wir wollen hier nicht den Kritikaster spielen. Das Werk hat seine Fehler: ganz gewiss. So z. B. lässt die Exposition an Klarheit und Durchsichtigkeit, an scharfer logischer Entwickelung zu wünschen übrig, was den durchschlagenden Erfolg des ersten Aktes hemmt, aber was ist vollkommen? Die großen und tüchtigen Eigenschaften des Dramas sind so hervorragend, die beiden letzten Akte von so durchschlagender Wirkung auf Herz und Gemüt, dass wir über die dichterische Bedeutung Lindners nicht in Zweifel sein können, und nur ein geistig vollständig abgestorbener, todter Mensch sich dem Banne der „Bluthochzeit“ entziehen kann.

Die Aufführung entsprach dem Werk in jeder Weise. Im Vordergrund steht der unvergleichliche Karl IX. Siegwart Friedmanns, der auf den Dichter selbst, wie aus einem interessanten, in den Zeitungen jüngst veröffentlichten Briefe Lindners hervorgeht, einen so gewaltigen Eindruck machte. Im dritten und vierten Akt hat mir beim Spiel des genialen Künstlers das Herz im Leibe gebebt. Ebenso war die Katharina der Julie Schamberg eine Glanzleistung ersten Ranges, die im vierten Akte, wo alle ihre stolzen Luftgebäude wie Kartenhäuser in einem einzigen Moment zusammenbrechen, ihren Gipfelpunkt hatte. Arthur Kraußneck zeichnete schon im Aeußeren vortrefflich den einfachen, soldatischen König von Navarra, den hellste Verzweiflung packt, als er seine Glaubensgenossen fallen lassen muss, ohne sie retten zu können. Diese Szene wurde meisterhaft durchgeführt. Anna Jürgens, die als seine Gattin Margarethe erschien, schlug oft einen allzu sentimentalen Ton an; in leidenschaftlichen Auftritten war sie dagegen vortrefflich. Joseph Kainz als Heinrich von Guise war realistisch wie immer, aber er poltert oft ein wenig zu arg, wo es nicht am Platze ist. Die kleinen Partien war durchweg gut besetzt.

Während sich nach den ersten beiden Akten das Publikum ziemlich kühl verhielt, brauste nach dem dritten Aufzug ein Beifallssturm durchs Theater, wie wir ihn selten gehört haben, ein Beifall, der auch nicht auf den leisesten Widerspruch stieß. Ein deutsches Werk hat am Sonnabend auf den Brettern seinen Sieg gefeiert. Gegenüber all den Erscheinungen einer schwindsüchtigen, marklosen Franzosenaffenlitteratur fühlt man eine wahre Befriedigung, man möchte fast sagen, eine diabolische Freude, wenn einmal ein neues, von nationalem Geist durchwehtes Stück auftritt und sich das Publikum erobert. Was will gegen den Erfolg der „Bluthochzeit“ ein Achtungsklatsch für Blumenthal, Philippi, Lubliner und Genossen sagen?! Und wo ist dieser Erfolg errungen? In dem Stammhause der genannten Herren, im „Deutschen Theater“ hat die Auferstehung des deutschen Dramas seinen ersten Triumph gefeiert. Das ist ein Ereignis von höchster Bedeutung! Ob aber die „Bluthochzeit“ den Flug über die deutschen Bühnen hiermit antreten wird, das muss ich bezweifeln, denn außer dem szenischen Apparat gehören ganz gewaltige schauspielerische Kräfte zur Wiedergabe des Trauerspiels. Wer aber vom Ruin des deutschen Dramas faselt, der gehe in die Schumannstraße, und er wird bald eines Anderen belehrt werden!

Berlin. Otto Krack.



Liebesschauer.

Von seliger Wonne
Zu düsterem Grausen
Schwankt die genießende,
Bangende Liebe.

Du liegst mir im Arme
Mit glühenden Wangen,
Geschlossenen Auges,
Die schwellenden Lippen
Wie träumend erschlossen
Vor lechzender Sehnsucht
Nach brennenden Küssen.
Und immer, immer
Mit neuen Flammen
Durchjagt's mir die Seele,
Und immer, immer
Die zitternden Lippen
Von neuem press' ich
Auf Mund dir und Wangen,
Als müsst' ich dir rauben
Den süßen Atem,
Als müsst' ich ersticken

Dein warmes Leben,
Als müsst' ich dich küssen
Unersättlich,
Bis todt an die Schulter
Dein Haupt mir sänke,
Vor Wonne entseelt. —

Todt . . . entseelt . . . .
Und wenn er erschiene
Am andern Tage,
Der bleiche Allmächt'ge,
Der tags und nächtens
Die Erde durchschreitet
Und aus den atmenden,
Blühenden Leibern
Unstillbaren Durstes
Das Leben saugt —
Und er nähme mir dich!
Und würfe zum Staub
Deinen blühenden Leib — —
Dann käme ein andrer
Als du mir ins Zimmer,
Mit kalten, feuchten
Knöchernen Fingern
Die Hand mir reichend
Zu ewiger Freundschaft,
Ein seltsamer Fremdling!
Zur Seite mir wär' er
Bei Nacht und am Tage,
Bald irre Klagen
Ins Ohr mir raunend
Vom Glück der Liebe —
Bald gellend und lachend
Ins Ohr mir schreiend
Verrückte Geschichten
Vom Glück der Liebe! —
Das wäre der Wahnsinn.
Vorahnend schaut ihn,
Entrückt, meine Seele,
Und schon in der Ahnung
Packt er mein Inneres,
Als wollt' er mir Nerven
Und Adern zerreißen — —
— — — — — — — — — —
Du aber fürchte
Dich nicht, Geliebte,
Weil wild meine Augen
Starren ins Leere;
Schon sink' ich dir wieder
Ans pochende Herz:

Von seliger Wonne
Zu düsterem Grausen
Schwankt die genießende,
Bangende Liebe! —

Ottensen. Otto Ernst.

D. J. von Wisin.

Eine litterar-historische Skizze von Max Behrmann.

Kein einziger Abschnitt der russischen Geschichte dürfte seitens der Kulturhistoriker soviel Interesse beanspruchen, als wie die Zeit zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Nach einer langen Zeit voller Schrecken, wo Johann der Grausame, Boris Godunow und das unheilvolle Interregnum das russische Volk an den Rand des Abgrundes gebracht hatten, kam zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts für Russland die Zeit der Reformen, und Peter der Große, sowie später Katharina II. versuchten es aus Russland ein zivilisiertes Land zu machen. Wahrlich, es war keine leichte Aufgabe für den feurigen und unternehmungslustigen Peter I. das um Jahrhunderte zurückgebliebene Reich zu reformieren, und es bedurfte eines entschlossenen, vor Nichts zurückschreckenden Geistes, um den starren Sinn des russischen Adels zu brechen, den korrumpierten Beamtenstand zu reorganisieren, den halbwilden Bauern aufzuklären! Und wenn die Geschichte uns erzählt, dass Peter nicht allzu wählerisch in seinen Mitteln gewesen, dass er auch vor Strenge, ja Grausamkeit nicht zurückgeschreckt ist, wenn es galt. seine weitgehenden Pläne auszuführen, oder Verrat und Widersetzlichkeit gegen seine Neuerungen zu bestrafen — wir müssen es ihm verzeihen, wenn wir bedenken, dass er es mit dem damaligen Russland zu tun hatte, d. h. mit einem Lande, wo Aberglaube, starrer Sinn, Unlust zur Arbeit und chinesische Abgeschlossenheit sich gegen jede Neuerung sträubten. Aber trotz alledem legte Peter der Große dennoch die erste Bresche in diese chinesische Mauer, wenn die Bresche auch viel Menschenblut gekostet hat. Peter brachte seine Ideale von seinen Reisen nach dem Auslande mit und das hat der orthodoxe Adel. der in Russland von jeher maßgebend gewesen war. ihm nicht verzeihen können. Nicht nur der russische Bauer und Kleinkrämer — auch der vornehme Beamte und Gutsbesitzer hielten damals den Ausländer für einen Unreinen, einen Ungläubigen, und von diesen „Antichristen“ sollte sich nun der strenggläubige Russe Lebensanschauungen aneignen — das konnte, das durfte der tonangebende hohe Adel nicht zulassen! Es begannen Unruhen, Komplotte und Verschwörungen gegen den Zaren, den Urheber aller Neuerungen, aber Peters zähe Ausdauer und sein unbeugsamer Wille schreckten vor nichts zurück. Klüger und weitsehender als seine Ratgeber wusste Peter ganz gut, dass nur allein die Berührung mit dem Westen das sittliche Niveau des russischen Volkes heben kann, er wusste auch, dass nach Ueberwindung des ersten Unbehagens sein Volk an diesen Neuerungen Gefallen finden wird. Die nächste Zukunft hat das, was er vorausgesehen, nicht nur erfüllt, sondern noch übertroffen. Kaum einige Jahrzehnte später — zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts —

sehen wir das russische Volk alles, was aus dem Auslande kommt, gierig aufnehmen und der Ausländer — besonders aber der leichtlebige galante Franzose — wird von Vielen als Ideal eines Menschen angesehen.

Zu dieser Zeit bestieg Katharina II. den russishen Thron. Mit einem empfänglichen Gemüt, mit Bildung und Klugheit reichlich ausgestattet, bestrebte sich die Fürstin auf dem Wege, welchen Peter der Große zuerst eingeschlagen hatte, weiter fortzuschreiten, und wiederum war es das Ausland, aus welchem sie ihr Heil kommen zu sehen glaubte. Katharina war selbst aus dem Auslande nach Russland gekommen, ihre umfassende Bildung und ihr wacher Geist brachten sie in Berührung mit den Philologen und Gelehrten des damaligen Frankreichs und Deutschlands — kein Wunder, dass ihre Blicke fortwährend nach dem Westen gerichtet waren. Russland wurde infolge dessen von ganzen Schaaren von Ausländern überschwemmt: Ausländer waren es, die in Russland Bauten aufführten und Fabriken errichteten, Ausländer waren es, die dort sämmtliche Wissenschaften monopolisierten, Ausländer waren es vor Allem, die die bessere russische Jugend unterrichteten. „Einen Franzosen sich halten“ hieß mit anderen Worten einen Hauslehrer haben — diese beiden Begriffe waren ganz identisch geworden.

Aber die Ausländer, die fortwährend nach Russland wanderten, waren bei Weitem nicht immer lautere Charaktere, und auch nicht immer war es das humane Bestreben, aufzuklären und zu bilden, was die Deutschen und Franzosen nach dem großen Zarenreiche trieb — gar mancher deutsche Haarkräusler oder französche Kammerdiener fand zu damaliger Zeit auf den Gütern des russischen Adels ein Unterkommen als Lehrer der hohen Wissenschaften und Künste! Unter solche Bedingungen konnte die wahre Bildung in Russland keinen festen Boden gewinnen, Alles, was der adlige Russe von den Ausländern angenommen hatte, bestand aus „übertünchter Höflichkeit des Westens“ und Verachtung gegen diejenigen seiner Landsleute, die diesen „Aufklärungen“ abhold waren. — Der vornehme junge russische Gutsbesitzer schämte sich zuletzt russich zu sprechen, sein höchster Stolz lag darin einmal in Paris gewesen zu sein und Pariser Anzüge zu tragen; er behielt seine eigenen Fehler und eignete sich von den Ausländern nur deren Schattenseiten an.

Diese bloße Nachäffung der Ausländer hat zuletzt notgedrungenerweise seitens der wenigen wirklich aufgeklärten und gebildeten Russen eine heftige Opposition hervorrufen müssen, und so sehen wir die russischen Satiriker jener Zeit jede Gelegenheit ergreifen, um diese Halbbildung zu verhöhnen. Der gebildete Russe schließt sich freudig den Schaaren der Reaktionäre an, verpönt alles Ausländische und erwartet sein Heil aus der Mitte der russischen Nation selbst. Damals entstand vielleicht zuerst diejenige antioccidentale Bewegung, deren Ausläufer wir noch jetzt in dem Redaktionsbureau der Moskauer panslavistischen „Moskowskija Wjedomosti“ als maßgebende Parteiführer finden.

Wie gesagt, die Satiriker jener Zeit erprobten gar oft ihren derben Witz an der Sucht der adligen Russen aufgeklärt zu erscheinen, ohne es im Wirklichen auch nur annähernd zu sein, und einer der geistvollsten und witzigsten dieser geißelnden Humoristen war von Wisin.

Es war ein eigentümliches Spiel des Zufalls, dass dieser Humorist, der seine kaustischen Satiren indirekt gegen die Ausländer richtete, eigentlich selbst aus einer nichtrussischen Familie herstammte. Während des Krieges zwischen Russland und Livonien zu Zeiten Johanns des Grausamen geriet ein Baron Peter von Wisin mit seinem Sohne in russische Gefangenschaft, und kehrte nach Beendigung dieses Krieges nach seinem Vaterlande nicht mehr zurück. Ein Enkel dieses Barons nahm unter der Regierung des Zaren Alexeij Michailowitsch den griechisch-katholischen Glauben an und streifte von sich auch die letzte Spur seiner nichtrussischen Abstammung dadurch ab, dass er sich nicht mehr nach der Art der deutschen Adligen „von Wisin“, sondern einfach „Vonwisin“ zu nennen anfing. Zu dieser russifizierten deutschen Familie gehört nun unser Humorist.

Denis Ivanowitsch*) von Wisin wurde im Jahre 1745 zu Moskau geboren, wo sein Vater als ziemlich wohlhabender Beamter des sogen. Revisionskollegiums lebte und und als ehrlicher Mann und guter Familienvater bekannt war. Denis bekam eine sorgfältige Erziehung, seine Bildung hatte er allerdings mehr seinem Vater, als dem „Universitätsgymnasium“ zu verdanken, welches er im Jahre 1755 bezog. Von Wisin selbst schildert mit köstlichem Humor die Art und Weise, wie damals im Gymnasium unterrichtet wurde:

„. . . . Als Beispiel will ich unser Examen in der untern lateinischen Klasse anführen. Ein Tag vor dem Examen wurden schon die nötigen Vorbereitungen dazu getroffen. Der Lehrer kam zu uns in einem Rock, auf welchem fünf Knöpfe, und in einer Weste, auf der bloß vier Knöpfe angenäht waren. Darob verwundert frug ich ihn was das zu bedeuten habe. ‚Meine Knöpfe scheinen Euch lächerlich zu sein‘, antwortete er, ‚und dennoch sind sie die Hüter Eurer Ehre und auch der meinigen, denn die fünf Knöpfe auf meinem Rock bedeuten die fünf Deklinationen, und die vier auf der Weste — die vier Conjugationen. Höret also, fuhr er fort, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, was ich Euch sage: Wenn man Euch fragen wird, zu welcher Deklination ein Wort gehöre, dann merket Euch was für einen Rockknopf ich dabei fassen

*) Der Russe fügt bekanntlich seinem eignen Taufnamen auch denjenigen seines Vaters hinzu, so dass Denis Ivanowitsch — Denis Sohn des Ivan bedeutet.

werde, und wenn ich zum Beispiel meinen zweiten Knopf berühre, dann antwortet ganz dreist: zur zweiten! Bei der Frage nach Conjugationen achtet auf meine Westenknöpfe — und auf diese Weise werdet Ihr niemals falsch antworten."" Derartig waren damals unsere Prüfungen! O, Ihr Eltern, die Ihr Euch freut, wenn Ihr in den Zeitungen leset, dass Eure Söhne Preise davongetragen haben, höret nur wofür ich meine Medaille bekommen habe! Unser Inspektor protegierte damals einen Deutschen, welcher als Geographielehrer bei uns angestellt war und allerdings nur drei Schüler hatte. Da dieser Lehrer nun bei Weitem nicht so klug wie der obenerwähnte Lateiner war, so kam er zum Examen mit der vollen Zahl seiner Knöpfe und wir wurden deshalb ohne jede Vorbereitung geprüft. Ein Kamerad von mir wurde befragt, wohin sich die Wolga ergieße? „„In das Schwarze Meer"", lautete die Antwort. Man frug einen andern Schüler — „„in das Weiße Meer"", antwortete er. Nun kam die Reihe an mich und ich sagte: ich weiß es nicht! mit einer solchen Freimütigkeit, dass mir einstimmig die Medaille zuerkannt wurde."

Ganz ohne Einwirkung blieb das Gymnasium auf die Ausbildung von Wisins dennoch nicht, er erzählt selbst, dass er dort die lateinische und deutsche Sprache erlernt, auch sich mit dem Studium der allgemeinen Litteratur beschäftigt habe.

Im Jahre 1758 reiste der Direktor dieses Gymnasiums nach Petersburg und nahm zehn seiner besten Schüler mit, um sie dort dem Kurator J. J. Schuwalow vorzustellen, unter diesen Schülern befand sich auch von Wisin. Der kaiserliche Hof, in den er eingeführt wurde, blendete den jungen Gymnasiasten, noch mehr aber das Petersburger Theater, welches damals sich zwar in seinen ersten Anfängen befand, aber schon sehr gute Schauspieler aufzuweisen hatte. Im Hause seines Onkels lernte von Wisin diese Schauspieler persönlich kennen, von denen der damals berühmte Komiker Schumsky ihn geradezu entzückte. Im April 1759 wurde von Wisin auf die Petersburger Universität aufgenommen und warf sich mit Eifer auf philosophische, logische und litterarische Studien. In dieser Zeit wurde er auch mit der französischen Sprache bekannt und beschäftigte sich sehr viel mit Uebersetzungen ins Russische. Im Jahre 1762 verließ er die Universität und trat in das — — Gardekorps ein, wo er es aber nicht lange aushielt, denn noch im selben Jahre verließ er den Militärdienst und ging zum Ministerium — oder, wie es damals hieß, Kollegium — für auswärtige Angelegenheiten über. Der Kabinetsminister J. Jelagin, zu dem er ein Jahr später kommandiert wurde, war selbst eifriger Litteraturfreund und protegierte deshalb seinen jungen litterarisch gebildeten Beamten; leider hatte Letzterer von seinem Dienstgenossen Lukin, der auch Schriftsteller war, viel Unannehmlichkeiten auszustehen, und er verließ infolgedessen Jelagin, um im Jahre 1768 beim Minister und Erzieher des damaligen Thronfolgers und nachherigen Zaren Paul I., dem Grafen Panin, anderweitige Beschäftigungen zu bekommen. Hier erst fühlte sich von Wisin wohl und glücklich, auch seine materiellen Verhältnisse, die bis dahin nicht sehr glänzend gewesen waren, verbesserten sich jetzt und zwar auf folgende Weise. Sein Chef, der — wie gesagt — Erzieher des Thronfolgers war, erhielt von der Kaiserin Katharina II. zum Zeichen ihrer Zufriedenheit 9000 Bauern — oder „Seelen", wie es damals und noch bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Russland hieß — zum Geschenk. Der edelmütige Graf gab die Hälfte davon seinen Sekretären ab und von Wisin bekam auf diese Weise 1800 „Seelen", die ein beträchtliches Vermögen repräsentierten. Endlich heiratete er noch eine sehr reiche Wittwe und wurde durch Alles das in den Stand gesetzt auf großem Fuße zu leben. Nach dem Tode des Grafen Panin im Jahre 1783 nahm von Wisin seinen Abschied, um sich ganz der Litteratur widmen zu können, bekam aber schon nach zwei Jahren einen Schlaganfall, der ihn bis zu seinem Tode des Gebrauches der Zunge und der ganzen linken Körperhälfte beraubte. Wiederholte Kuren und einige Reisen nach dem Auslande vermochten ihn nicht zu heilen, er kehrte nach Petersburg zurück und starb da eines plötzlichen Todes im Jahre 1793.

(Fortsetzung folgt.)



Das Mädchen von Athen.

Von Justus Mc Carthy M. P.
London, Chatto & Windus

Wir begegnen in diesem englischen Romane etwas noch nicht Dagewesenem; wir finden das neue Athen, mit Rückblicken auf das klassische Altertum zu einem Ganzen verwebt, das lebhaft an die Corinna der Frau von Staël erinnert. Selten fühlt man sich von einem Buche mehr angezogen. Jeder gebildete Leser schwärmt ja für die Stätten, wo seine kindliche Phantasie zuerst jene Eindrücke empfing, die ihn lebenslang für das Schöne und Große empfänglich machten. Wo Leonidas kämpfte, wo Sokrates den Giftbecher trank, dahin kehrt er gern zurück, wenn die Erfahrungen des Lebens ihn gereift, wenn er zu sondern und zu urteilen gelernt.

Herr Mc Carthy muss sich längere Zeit in Griechenland aufgehalten haben, und mit Land und Leuten sehr vertraut geworden sein, um ihre Denkweise erörtern zu können, wie er es tut. Warum sie den Krieg wollen und wünschen, das ist sein Vorwurf, den er in eine reizende Fabel gehüllt hat. Athena Rosaire ist von englischen Eltern in Athen geboren, ist schön und begabt und schwärmt

für die Idee, Griechenland zu seiner einstmaligen Größe wieder erstehen zu sehen. Ihre Mutter ist Wittwe, sie lebt mit ihr in äußerlich glänzenden Verhältnissen, die erste Gesellschaft von Athen verkehrt in ihrem Hause, die schöne Tochter zieht viele Bewerber an, will aber nur dem ihre Hand reichen, der für die ihr heilig dünkende Sache fechten, für dieselbe leben und sterben will.

Ein junger Seeoffizier hat die schöne Athena vor fünf Jahren, als sie den Kinderschuhen eben entwuchs, gesehen und geliebt. Jetzt kehrt er auf Urlaub nach Athen zurück und ist gespannt, sie wieder zu finden. Wie mag sie sich entwickelt haben? Gedenkt sie seiner noch?

Er kann kaum den Mut fassen, zu ihr zu gehen. Er will erst eine Wanderung durch die Straßen unternehmen, will die Orte wiedersehen, die er mit ihr sah. Das Hotel, wo er abgestiegen, liegt in der Hermesstraße, von den Fenstern seines Zimmers überschaut er den großen Konstitutions-Platz, auf dem der königliche Palast steht, der, trotz der Ueberkleidung mit weißem Marmor, einer ungeheueren Kaserne gleicht. Die Sonne sendet ihre glühenden Strahlen, sie blendet das Auge. Doppelte Reihen von Pfefferbäumen schützen die Fußgänger dagegen. Es ist, trotz der Hitze, lebhaft in den Straßen, ungefähr so, wie es St. Paul und wie es Aristophanes schildert, das passt noch heute auf Athen. Aber nach der Akropolis, nach dem Pantheon zieht es ihn. Die Byronstraße führt da hinauf. In maßloser Bewunderung hält er den Schritt an. Seit er hier stand, hat er die Ruinen von Karnack gesehen, ist er von ihrer Großartigkeit durchdrungen worden, allein diese vollendete Schönheit der Proportionen wirkt doch überwältigender noch, als dort die Größe. Wie verloren in dem Anschauen steht er lange da; dann plötzlich weckt eine Stimme ihn aus seinen Träumereien und sich zurückwendend, gewahrt er sie, der sein Herz gehört, auf einer Bank neben einem Herrn sitzend, der sie eifrig unterhält. Er will sie nicht stören, will sie nicht in dieser zufälligen Weise begrüßen und eilt rasch heimwärts, bevor sie ihn, wie er hofft, erkannt hat. Aber noch an demselben Tage sucht er sie auf, wird von ihrer Mutter empfangen und von dieser von den weit gehenden Plänen der Tochter unterrichtet. Er sieht sofort ein, dass, um der Tochter zu gefallen, er Teil nehmen muss an einer Verschwörung, die auf einen Anfstand hinaus läuft, dessen Resultat fraglich ist. Allein jeder Zweifel an dem Erfolge wäre eine Beleidigung für die schöne Athena, es hieße auf sie verzichten, auf ihre Pläne nicht eingehen.

Am Schlusse der Erzählung ist man denn endlich so weit, um den Putsch über die Grenze mit zu machen und in die Türkei einzufallen. Der Erfolg rechtfertigt hier jede Befürchtung, die Bundesgenossen lassen die Anführer im Stiche, das kleine Häuflein schlägt sich brav, und doch heißt es „sauve qui peut“.

Griechenland und die Griechen kennen wir aus diesen Schilderungen genau; ihr häusliches und öffentliches Leben ist uns so bekannt, als wären sie uns plötzlich näher gerückt und in Wahrheit sind sie es auch durch die gewonnenen Kenntnisse.

Das Buch würde sich sehr zum Uebersetzen, auch der schönen Sprache halber, eignen, wenn eine geschickte Hand diese wieder zu geben wüsste. Auf der Lehrerversammlung in Schottland hat neulich ein vornehmer Engländer sehr geringschätzig von der deutschen Litteratur des Tages gesprochen und uns in die vierte Kategorie der Kulturvölker damit verwiesen. Unsere Presse hat sich dadurch tief beleidigt gefühlt. Sollten wir aber dies abweichende Urteil nicht auch ein wenig verdient haben? Besitzen wir eine gerechte Kritik, die unabhängig von aller Kameraderie lobt und tadelt? — Die Saturday Review bietet eine solche, ohne Nennung des Namens der Kritiker. Wenn wir etwas Aehnliches aufzuweisen hätten, so würden bei uns nicht so sehr viele Romane gedruckt werden, die nicht nur keinen Stil haben, sondern ganz fehlerhaft geschrieben sind. In England kommt das freilich nicht vor; ich wüsste keinen Roman zu nennen, der eine so mangelhafte Sprache aufwiese, wie sie bei uns gewöhnlich ist. Wohin soll uns das aber führen, wenn wir nicht endlich dem Einhalt zu tun versuchen?

Wiesbaden. Amely Bölte.

Litterarische Neuigkeiten.

Wolfgang Kirchbach hat sein Drama „Waiblinger“ nun wirklich allen Ernstes in Jamben umgearbeitet, trotzdem der größte Teil des Stückes im oberbayerischen Dialekt geschrieben! Dies seltsame Beginnen zeigt leider — wie wir zu unserer Betrübnis gestehen — Herrn Kirchbach noch ganz in veraltete Missbräuche des Epigonentums versunken. Was den Inhalt des „Waiblinger“ betrifft, so beharren wir, allem Hohngelächter der Kirchbach-Feinde zum Trotz, die das Drama von Aufgang bis Niedergang lächerlich zu machen suchten, bei unserer günstigen Ansicht. Nur dass sowohl die Anlage des Ganzen als der lyrische Schwung einzelner Stellen früher in Prosabehandlung kräftiger auf uns wirkten. — Der verwandte Stoff des „Waiblinger“ legt es uns bei dieser Gelegenheit nahe, einige Bemerkungen über die zweite Auflage des „Raskolnikow“ von Dostojewskij. Deutsch von W. Henckel (Verlag von W. Friedrich in Leipzig) zu wagen.

(Was segelt heut nicht alles unter der Flagge des „Realismus“ — dass Gott erbarm! Koloristen, Formdrechseler, kokette Nichtse, urigste Romantiker — Genie und Formtalentchen, Original und Nachäffungsepigone, Kraftmeierei und Salonsäuselei — alles wird von dem unwissenden Urteil, dem jeder klare Ueberblick fehlt, in einen Topf geworfen.) Man möchte mit Lear ausrufen „Narr, ich werde rasend“, wenn man das Durcheinanderplappern der verschiedenen unklaren „Richtungen“ hört. So erklärte uns einst ein bekannter hochgeschätzter Anti-Naturalist, der Shakespeares Dramen kühllächelnd „Studien“ nannte, den Dostojewskischen Roman für eine großartige „Studie“ — „Studie“ im Gegensatz zu „Kunstwerk“, worin 1) jede banausische Forderung des Formalismus erfüllt, 2) poetische „Versöhnung“ erzielt werden muss. Also dekretiert die Altweiber-Aesthetik. „Raskolnikow“ ist ein Kunstwerk von einer Virtuosität der Technik, die jeglichem

Lobe zu groß. Auch klingt die erschütternde Tragödie in der edelsten wahrsten „Versöhnung" aus, wie überhaupt alle wahrhaft realistischen Dichtungen dies tun müssen. Nur liegt die „Versöhnung" natürlich in der eigenen Brust — nicht etwa in dem freundlichen Ausgang der Fabel, wo es am Schluss Hochzeittorten giebt. Oder meinen unsre „Idealisten" vielleicht diese Hochzeittorten-Versöhnung? Oder erklären sie überhaupt alles Dämonische, übermenschlich Tragische für „Studie", weil ihr Geist hier nicht nachkommen kann, hingegen alles Niedliche, Hübsche, Seichte mit harmonischer Nippsachen-Abrundung für „Kunstwerk", weil es im Bereich ihrer Fähigkeiten liegt?

In der Gestalt der Ssonja sind Tiefen des Gefühlslebens enthüllt, wie in wenigen Dichtungen der Neuzeit. Wir unsrerseits müssen dem unreifen Gerede von „Studien" gegenüber, es ehrlich bekennen: „Iphigenie", „Tasso", „Hermann und Dorothea" und so vieles „Klassische" sonst — das sind für unsere Einsicht bloß „Studien", ohne Dichterkraft im höheren Sinne, „Studien", nicht mit dem Herzblut geschrieben, sondern mit kunstverständigem Behagen zurechtgefeilt.

In den sämmtlichen Zeitungs- und Briefurteilen über „Raskolnikow", die uns vorliegen — von Brandes, Heyse, Ebers, Bodenstedt é tutti quanti — finden wir nicht ein einziges tiefes bestimmendes Wort, alles nur Banalitäten. „Ein Quellenwerk für die Entwickelungsgeschichte des modernen Russland" soll das laut Brandes sein? Wie so denn? Doch nur so wie sämmtliche andern russischen Romane auch, und viel weniger als so manches Werk von Turgenjew und Gogol. „Raskolnikow" ist in erster Linie der Roman des Gewissens, des Gewissens schlechtweg. Niemals ist das Weltproblem, um das sich das Menschenleben seit Adam und Eva dreht: die allbeherrschende Gewalt des unbekannten Gottes, der uns eingeboren und den wir „Gewissen" nennen, so erschöpfend dargethan — niemals, außer in einigen Werken Byrons und in Shakespeare. Während aber der russische Roman durch den Vergleich mit seinem englischen Vorbild „Eugen Aram" um so mehr an Wert steigt, wird uns der Vergleich mit „Macbeth", „Hamlet", „Othello", „Lear", am besten lehren, was bisher dem modernen Realismus noch fehlt, um die höchsten Stufen der Kunst zu erklimmen. Wir bedauern, dass es an Raum gebricht, hier diese Andeutung näher anzuführen. Wenn wir aber ein Werk wie „Germinal" mit „Raskolnikow" vergleichen, so müssen wir zwar sowohl als Kunstwerk wie auch an rein dichterischem Inhalt das russische Werk über das französische stellen, dennoch aber dem französischen eine höhere litterar-historische und ethisch-soziale Bedeutung zusprechen. Denn nicht das Wie und das Können, sondern auch das Was und das Wollen entscheidet. Entkleiden wir „Raskolnikow" seiner wundervollen psychologischen Ausführung, so bleibt eine Kriminalgeschichte übrig à la Gaboriau. Nehmen wir hingegen „Germinal" seine herrlichen Einzelheiten, so bleibt noch übrig die gewaltige Anschauung, die Idee.

(Aus der Mischung der Elemente von „Germinal" und „Raskolnikow" wird der große eigentliche Roman des Realismus hervorgehen.)

(Es ist an der Zeit, nochmals ausdrücklich zu betonen, was denn der neudeutsche Realismus eigentlich will: Der landläufigen Zucker-Erotik den Garaus machen und in erster Linie politische und soziale Konflikte betonen. Dass der Realismus nebenbei das Erotische auch als glühenden schäumenden Wein kredenzt, neben den matten Limonaden der Afterpoetlein ist ja begreiflich.) Dringt er doch überall tief in das Innerste der Dinge, während das Geschwätz der Pseudo-Idealisten überall an der Oberfläche haften bleibt — grade so wie die „ideale" Kritik nur elende Schablonen kennt, ohne von dem wahren Wesen der Dichtung nur eine Ahnung zu haben.

„Erlebtes und Verwebtes" aus der Schreibmappe eines Malers von Lorenz Clasen (Leipzig, Eugen Peterson). Wie der Titel schon sagt, bilden den Inhalt des Buches teils persönliche Erlebnisse, teils auf Grund solcher ausgeführte Novellen, wie auch Erzählungen und Aufzeichnungen über Zeitgenossen, und Vorgänge im Künsterleben. Die Auswahl ist als eine gelungene zu bezeichnen, und dürfte auch in weiteren Kreisen Interesse erregen.

Die Collection of British Authors (Tauchnitz Edition) bringt in Band 2437—39 eine ansprechende Erzählung „Once again" von Mrs. Forrester, author of „Viva", „Rhona", „Omnia vanitas" etc. (Leipzig, Bernhard Tauchnitz.)

Sphinx, Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage, — herausgegeben von Dr. Hübbe-Schleiden in Th. Griebens Verlag (L. Fernau), Leipzig. Inhalt des Januarheftes 1887: Die Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Welt. Von Dr. Carl du Prel. — Unmittelbare Willensübertragung. Experimente, angestellt und mitgeteilt von Albert von Notzing. — Das zweite Gesicht bei den Westfalen. Ein Beitrag zur thatsächlichen Grundlegung wissenschaftlicher Mystik. Von Dr. jur. Ludwig Kuhlenbeck. — Hypnotismus und Erziehung. Von Dr. med. Edgar Bérillon. — Programme der Psychologischen Gesellschaft in München. — Zur Geschichte Schrepfers. Ein Beitrag zu derselben von Johann S. Hanssen. — Michael Nostradamus und seine Prophezeihungen. (Mit Abbildung.) Von Carl Kiesewetter. — Eine Art von sogenannten Geistern. Ein eigenes Erlebnis und dessen Erklärung von Lord Lytton Bulwer (Schluss). — Kürzere Bemerkungen: Gott. — Hypnotismus und Mesmerismus. — Leo Hofrichters Vorträge in Berlin. — Ein telegathischer Wahrtraum. — Das transcendentale Zeitmaß im Gegensatz zu unseren sinnlichen Raum- und Zeitbegriffen. — Die Proportion des goldenen Schnittes — Phantom eines Lebenden. — Hellsehen und Irrwahn. Ernst und Scherz in der Mystik. — Einheit von Kraft und Stoff. Die Materie ist Darstellung des Geistes.

Henri Des Houx, ein klerikaler Schriftsteller und Anhänger des Grafen von Chambord, veröffentlicht soeben ein Werk, dem er den Titel gegeben hat: Ma Prison; La Triple Alliance; Le Comte de Chambord; Le Comte de Paris; M. Jules Ferry; Capri; Paestum; La Sicile (Paris, Paul Ollendorff, 1887) Wir haben es mit Erinnerungen persönlicher, politischer, litterarischer, geographischer und landschaftlicher Natur zu thun, welche Des Houx, der nach dem Tode seines Meisters zur republikanischen Partei übergegangen ist, während seines Aufenthaltes in Italien gesammelt hat. Warum nun dieser umständliche Titel, da doch ein früheres Werk ganz ähnlichen Inhaltes die viel treffendere Aufschrift trug: „Erinnerungen eines französischen Schriftstellers in Rom"? Jenes Buch hatte dem Verfasser trotz seiner ultramontanen Denkweise den höchsten Zorn des Papstes zugezogen, der Des Houx mit schweren Kirchenstrafen bedrohte und sein Buch auf die „Liste der verbotenen Bücher" setzen ließ. In der Vorrede der jetzt erschienenen Erinnerungen macht Des Houx pater peccavi und sagt, dass er einen anderen Titel wähle als den früheren, um nicht von vornherein unangenehme Erinnerungen an höchster Stelle wachzurufen. — Am meisten wird dem deutschen Leser interessieren, was über das italienische Gefängniswesen und über hervorragende Persönlichkeiten gesagt ist. Allerdings tritt manchmal, so in der Beurteilung unseres erlauchten kaiserlichen Kronprinzen, der französische Deutschenhasser etwas unangenehm hervor, während an anderen Stellen die persönliche und nationale Selbstgefälligkeit abstoßend berührt; im Ganzen aber zeigt Des Houx ein scharfes und besonnenes Urteil und eine gute politische Beobachtungsgabe. Dies tritt am deutlichsten hervor in den Kapiteln 6—9, deren Inhalt wir mit den wenigen Worten wiedergeben können. Wie konnte eine Tripelallianz: Deutschland, Oesterreich, Italien entstehen; welche Gefahr erwuchs Frankreich aus derselben und wie kam es, dass die Gefahr beseitigt wurde? Wir finden da, abgesehen von einer Anzahl tendenziöser Stellen, viel Treffendes und Lehrreiches gesagt. Die Ausführungen über das Wesen des Irredentismus sind geradezu ausgezeichnet. — Die Schilderung des Aufenthaltes in den Gegenden, welche die Ueberschrift näher bezeichnet, bietet an sich nicht viel Neues und Bemerkenswertes. Zur angenehmen und anregenden Lektüre werden die betreffenden Kapitel durch den feinen Geist, den frischen Witz, mit dem sich der Verfasser über die heterogensten Dinge ausspricht und so die schon oft beschriebenen Himmelsstriche mit seinem eigenartigen, echt französischen Esprit erhellt.

Ernst Rethwischs Schauspiel in fünf Akten „Papst Leo XIII." ist kürzlich in zweiter, umgestalteter Auflage auf den Markt gebracht worden. (Norden, Fischer Nachfolger.)

„Die Familie Obnoskow", Roman von Michailow, aus dem Russischen übersetzt von Ed. Gottheiner (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz]). Der vorliegende Roman, ein neueres Produkt eines jüngeren russischen Realisten hat in der wohlgelungenen deutschen Uebertragung unbedingt Ansprüche auf Beachtung.

„Eine kaiserliche Hoheit." Man kann wohl behaupten, dass die Verarbeitung von Hofklatsch zu Romanen in der Neuzeit ein besonderer Zweig der Litteratur geworden ist, der leider oft recht bittere Früchte trägt. In den letzten Wochen sind in Frankreich abermals zwei derartige Bücher erschienen, die wir zu lesen Gelegenheit hatten. Das eine ist betitelt Sophie-Adelaïde (Paris, Paul Ollendorff, 1886), und die Verfasserin, welche das Buch aus Rachsucht veröffentlicht, beteuert in der Einleitung auf ihr ewiges Seelenheil, dass alles von ihr Behauptete wahr sei, und dass die Beweise dafür in den päpstlichen Archiven Roms niedergelegt seien. Wir gehen mit keinem Worte auf den Inhalt des Buches ein, von dem wir, von unserem Standpunkte aus, sehr skeptisch Kenntnis nahmen, indem wir Zweifel an der Ungestörtheit der geistigen Funktionen der Verfasserin nicht zu unterdrücken vermochten! Das zweite Werk ist betitelt „Une Altesse Impériale" (Paris, Alphonse Lemerre, 9e Ed., 1886) und nennt Ary Ecilaw als Verfasser. Wir glauben es mit einer Verfasserin zu thun zu haben; dafür sprechen die zahlreichen Schilderungen von Damentoiletten, welche von der genausten Sachkenntnis aller Einzelheiten zeugen. Der Figaro vom 23. Oktober sagt, dass er be: Besprechung der beiden ersten Werke derselben Verfasserin (!) (Roland und Le Roi de Thessalie) Andeutungen über die hochgestellte Persönlichkeit gemacht habe, welche sich unter dem Pseudonym verberge. — Die Gestaltungsgabe der Unbekannten, welche wesentlich mit den Mitteln der Realisten arbeitet, uns aber bei der Verwendung derselben den Takt des Weibes zu zeigen scheint, ist großartig. Die Schilderung der Hochzeit, diejenige des Lebens im Wallfahrtsorte „Kewa", die Schilderung des Polizei- und Gefängniswesens der „Tartarei", das Thun und Treiben der Nihilisten sind von zuweilen Schauder erregender Plastik. Immerhin erregen manche Stellen Zweifel darüber, ob man der Verfasserin überall den Glauben beimessen kann, den sie für sich in Anspruch nimmt, oder ob wir es nicht vielmehr ausschließlich mit einem Tendenz-Roman zu tun haben.

„Städtebilder aus aller Welt." Nr. 33—37. Wien: von F. Schlögl. Zürich, Verlag von Caes. Schmidt. Unter den bis jetzt erschienenen Bändchen dieser Kollektion, so hübsch dieselben sämtlich sind, nimmt Obiges doch entschieden den ersten Rang ein. — Da haben einmal die Tausende von Freunden der herrlichen Kaiserstadt an der Donau endlich ein Buch, welches ihnen nur Freude macht — Wenn einer berufen war, den Text zu diesem Buche zu schreiben, so war es der Altmeister Schlögl; und wie hat er seine Aufgabe gelöst; es ist eine Lust darin zu lesen und man wird nicht fertig, bis man zu Ende ist. Von der ältesten Zeit beginnend führt uns der Autor in fesselnder Weise durch alle Jahrhunderte bis heute eine Fülle von Wissen in angenehmster Form bietend.

Die gesammelten Werke unserer größten deutschen Dichterin liegen nunmehr in der trefflichen Ausgabe von P. W. Kreiten vollständig vor. Die eben erschienene erste Hälfte des ersten Bandes bringt das Lebensbild Annettens aus der Feder des Herausgebers. Wir lernen die Dichterin kennen nach allen Seiten ihres großen und edlen Charakters, wir beobachten ihren litterarischen Entwickelungsgang, die Entstehung ihrer einzelnen Werke und werden eingeweiht in ihre Ansichten über Gott, Welt, Litteratur und Kunst. Gleichzeitig werden wir bekannt gemacht mit einer Reihe interessanter Personen, mit denen Annette von Droste in Berührung kam und mit denen sie freundschaftlich verkehrte. Ihr Verhältnis zu Levin Schücking, ihrem Schützling, findet eine eingehende Darstellung, welche allen leeren Mutmaßungen ein Ende macht. Dass P. W. Kreiten seinem Gegenstand völlig gewachsen ist, wird Niemand bestreiten. Er ist ein feiner Kenner der Drosteschen Poesie und hat sich mit Liebe und Begeisterung in das Studium des Lebens und der Werke Annettens versenkt. Die Werke sind bei Ferdinand Schöningh in Paderborn und Münster erschienen.

„Sturm auf Frauenherzen!" oder „Die Gesetze der Liebeskunst." Von Alexander v. d. Linden. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart. Das klassische Altertum hatte seinen Ovid, das Mittelalter hatte seine Liebeshöfe und Minneregeln — wir Epigonen erhalten hier nunmehr eine Quintessenz aller Liebeserfahrungen und Liebeskünste: einen „Sturm auf Frauenherzen!" Man wird wohl nicht fehlgehen mit der Annahme, dass dieses Buch eine Menge dankbarer Leser finden wird. Ist doch unter den Gefühlen, welche das Menschenherz bewegen, die Liebe das mächtigste!

Der talentvolle junge Dichter Hermann Jahn, Verfasser von „Iauschka", hat kürzlich in Meinhards Verlagshandlung in Beerfelden (Hessen) einen grösseren Band Gedichte unter dem Titel „Wegewart" herausgegeben; dieselben bezeugen entschieden eine grössere Begabung und ragen weit über das Niveau des Alltäglichen hinaus.

Von Josef Kürschners „Deutschen National-Litteratur" liegen uns weitere fünf Bände, 255—59, vor, die zum Inhalte „Das deutsche Heldenbuch", herausgegeben von Emil Henrici und H. Düntzer, Bearbeitung des vierten Bandes von Goethes Werken, haben.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

= Soeben erscheinen: =

Heinrich Heines sämtliche Werke.

Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämtlicher Lesarten.

Von Dr. **Ernst Elster.**

= 36 Hefte von je 5 Bogen Text à 30 Pfennig. =

Bibliographisches Institut in Leipzig.

In Kurzem erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Breide Hummelsbüttel.

Roman von **Detlev von Liliencron.**

broch. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—

Liliencron ist wohl der originellste unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart, er hat sich durch seine „Adjutantenritte" und seine „Sommerschlacht" einen Namen gemacht und ein Publikum gewonnen, das im steten Zunehmen begriffen ist. Litterarische Feinschmecker werden das Buch mit Enthusiasmus begrüssen, es ist kein Sammelsurium von Fremdwörtern, Patchouli, Grafen und krummbeinigen Baronen, sondern der Autor hat Menschen gezeichnet, Menschen, die menschlich denken in unsrer Zeit! Grund genug, um auf das Buch gespannt sein. Das Werk besitzt eine Frische und Ursprünglichkeit, deren nur Liliencron fähig ist.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Soeben beginnt zu erscheinen:



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erscheint:

Antiqua oder Fraktur?

von

Ernst Knobel.

Preis 50 Pf.

Der Verfasser betont, dass die **Doppelwährung in der Schrift nicht nur ein Hemmniss für unsern internationalen Verkehr ist,** sondern auch **ihren Teil an der Ueberbürdung der deutschen Schuljugend hat.** Vorstehende Brochüre wird daher nicht verfehlen, in den weitesten Kreisen Aufsehen zu erregen. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen, sowie gegen Einsendung des Betrages die Verlagsbuchhandlung.

Danzig. **Franz Axt.**

Im Verlage der K. R. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich in Leipzig** wurde soeben veröffentlicht:

Geschichte der russischen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste (1886) Zeit

von **Alexander von Reinholdt.**

Preis broch. M. 13.50, in elegantem Original-Einband M. 15.—

Es existierte bisher noch kein Werk, welches die geistigen Bestrebungen unseres grossen Nachbarvolkes erschöpfend und mit gediegener Gründlichkeit parteilos darzustellen bestimmt war; denn was bis jetzt über den Gegenstand geschrieben wurde, ist so schülerhaft, dass an Geschichte oder Kritik dabei gar nicht zu denken ist.

Der Verfasser ist ein Deutschrusse, Russland ist seine Heimat, und er hat von Jugend auf der russischen Poesie und dem russischen Nationalcharakter die wärmste Liebe und jenes ernste Interesse und lebendige Studium entgegengebracht, die allein befähigen den Geist eines Volkes sich zu eigen zu machen und dessen Schaffen mit wirklichem Verständnis zu beurteilen.

Die traditionelle Volkspoesie, die Litteratur und geistliche volkstümliche Dichtung des Mittelalters, die alte russische Belletristik, die neue und neueste Zeit, die neue Belletristik, Poesie, Theater, Wissenschaft und Journalistik werden in grösster Vollständigkeit behandelt, und **es giebt nicht einmal ein russisches Werk,** welches in systematischer Zusammenstellung eine Charakterisierung **aller** geistigen Bestrebungen dieses grossen Reiches bis zur neuesten Zeit bietet.

!! Bedeutende Preisermässigung !!

Eckermann's Gespräche mit Goethe.

3 Bde. 5. Aufl. (Originalausg. Brockhaus)

Statt 9 M. für 3 M.

In 3 Prachtbänden **M. 4.—**

H. Barsdorf, Buchhandlung in Leipzig. Bibliotheken und einzelne Werke kaufe stets bar.

У книгопродавца Б. Гердера въ Фрейбургѣ въ Бризгавѣ.

Сергѣй Асташковъ, Исхожденіе св. духа и вседенское первоапостольство. 8°. (VIII и 138 стр.) Цѣна 3 марка.

Sergei Astaschkow, Der Ausgang des hl. Geistes und die Entsendung der Apostel. 8°. (VIII u. 138 S.) M. 3.—.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 8. — Leipzig, den 19. Februar. — 1887.

Inhalt:

Normal-Klassiker-Aufführungen.

Von Hellmuth Mielke.

Wie von Seiten der Philologen gegen unsere Klassiker gefehlt und gesündigt wird, ist bekannt und oft verspottet worden. Die tiftelnde Kleinkrämerei, die am Worte hängt, hat eine Litteratur erzeugt, die nicht minder gewaltig, aber auch nicht minder langweilig und kurios ist als die Folianten mittelalterlicher Scholastik. Dazu erfreuen sich die Herren Gelehrten einer gesunden Grobheit, welche gewiss etwas Herzerfrischendes hätte, wenn sie sich nur nicht etwa um den Streit drehte, ob es Seite so und so des großen Unsterblichen „Ach, mein Herr“ oder „Ach nein, Herr“ heißen muss. Es hagelt Schriften und Gegenschriften; um zum leidlichen Verständnis des „Faust“ zu kommen — leidlich insofern als es dem „neuesten“ Standpunkt des Streites entspricht — muss man eine ganze Bibliothek durcharbeiten. Das haben sich unsere Klassiker nicht träumen lassen und sicherlich haben sie es auch nicht gewollt, als sie ihre Werke schrieben: sie verlangten Hingebung, Vertiefung und Bewunderung, und würden, wenn sie auf ihrem olympischen Sitz einmal zu sehen bekämen, über welche Dinge bei ihnen man sich erhitzt, erschrocken sein, der armen und sowieso mühseligen und beladenen Menschheit so viel Schweißtropfen zu kosten. Nehmt uns hin, würden sie rufen, wie wir sind in unserer Vollendung; zerhackt und seziert uns nicht, stellt keine Untersuchungen darüber an, welche Verse wir bei einer Tasse Thee und welche wir bei einem Glase Wein gedichtet haben. Da sind die Gestalten, die wir geschaffen; genießt sie in ihrer heitern oder düstern, aber stets lebendigen Schöne.

Es giebt eine Stätte, wo, wie es scheint, dieser Ruf noch zu Ehren kommt, wo den Klassikern noch Heil widerfährt — die Bühne. Hier freut man sich ihrer Werke, ohne über dickleibige Kommentare sich zu ärgern; hier erleben sie bei strahlendem Lichtglanz fast täglich eine Auferstehung ihres Geistes, leibhaftig treten ihre Gebilde vor eine bewundernde Menge und lebendig ertönt ihr Wort wie aus ihrem eigenem Munde — welch ein Glück der Dramatiker! Auf philologischem Schlachtfelde streitet man sich um den Text, um nichtige Worte; hier fällt das einzelne Wort nicht ins Gewicht, denn der Gedanke wird von einer menschlichen Empfindung getragen und eine menschliche Stimme, ein Charakter giebt ihn als Teil seines Ichs wieder. — Ach, die Sünden der weltbedeutenden Bretter sind noch weit größer als die der Gelehrtenstuben.

Man weiß aus den Bekenntnissen des Theaterdirektors Herrn Striese, wie sich mit viel Kunstsinn und wenig Mitteln eine hohe, klassische Tragödie „einrichten“ lässt. Einrichten ist wohl nicht die richtige Bezeichnung; „einschlachten“ wäre richtiger. Es kommt darauf an, das Stück den Raum-, Dekorations- und Personalverhältnissen der Bühne, nicht zuletzt aber dem Geschmack und der Geduld des Publikums anzupassen. Nur eine gewiegte und erfahrene, feinsinnige Hand vermag das Kunststück zu vollbringen, und welche Hand wäre wohl gewiegter und erfahrener als die des Regisseurs X. am Stadttheater zu Kyritz, der seine ästhetischen

Studien stets nur auf den weltbedeutenden Brettern betrieben hat und seine „Leute" kennt. Unter den Leuten versteht er die, welche im Parquet und auf den Gallerien zu sitzen pflegen. Wenn er eine Hülfe gebraucht, so ist es die eines alten, verstaubten Regie-Buches, das sich seit einem Menschenalter unter den Manuskripten der Theaterbibliothek erhalten hat.

Das Theater ist das konservativste aller Institute und der „alte Schlendrian" eigentlich ein guter, lieber Koulissengeist, der nur zur Abwechselung auch andere Leute heimzusuchen pflegt. Ehrwürdig und verschimmelt wie die Rollen-Manuskripte sind auch die Rollen-Auffassungen und nur die Bühnen-Einrichtung der klassischen Dramen muss sich den besonderen Verhältnissen fügen. An kleinen Theatern entscheidet hier die Not, an großen der Geschmack und die Experimentiersucht der Regisseure. Es ist nicht zu leugnen, dass die Meininger grade hinsichtlich der Darstellung unserer Klassiker eine großartige Anregung geboten haben; sie legten den Schwerpunkt, wenn man sich so ausdrücken darf, auf das Verbildlichen der dramatischen Handlung. In diesem Sinne waren sie Revolutionäre für die Bühne, und da sie als Revolutionäre in die Mode kamen, so fanden sie viel Nacheiferung. Es hatte das sein Gutes; die kahlen Koulissen der Provinzialtheater belebten sich mit einigen helleren Farben. Aber dann wurde das „Meiningern" Sport der Regisseure, die es Jenen nicht bloß gleich machen, sondern sie auch in dieser und jener Beziehung übertreffen wollten. Und natürlich — wie es bei Provinzialtheatern selbstverständlich ist — in solchen Beziehungen, die am wenigsten das in Anspruch nahmen, was die Meininger voraus hatten, nämlich Geld. Auf diese Weise ist es gekommen, dass die Schillerschen und Shakespeareschen Stücke in der Provinz Objekte einer Experimentierwut geworden sind, die bedauerlich nicht nur in den Text, sondern auch in den Zusammenhang oder besser in das Verständnis des Zusammenhanges eingreift.

Ein Gutes hat diese Sucht bei größeren Theatern und dadurch unterscheidet sie sich von den Experimenten an den „Schmieren". Während an diesen dem Zuhörer so wenig wie möglich von dem Text des Dichters zu Ohren kommt, sucht man ihm dort, wenn nicht Alles, so doch das Meiste zu bieten. Man will dem Poeten sein individuelles Recht zu Teil werden lassen, das er verdient — so charakterisiert sich die Aufgabe der modernen Regie. Nun aber sollen sich oft im Gegensatz zu jenen „Einschlachtungen" die Raum-, Dekorations- und Personalverhältnisse der Bühne dem Stücke fügen. Auch dort, wo es nicht möglich! Dekorationen kann man malen lassen, Komparserie engagieren, sobald Geld da ist und das ist selten bei Provinzialbühnen der Fall; immerhin diese Schwierigkeiten sind zu überwinden. Was sich aber nicht vergrößern lässt, sind die Dimensionen der Bühne. Ein Regisseur der das nicht bedenkt, begeht hier die größten Irrtümer.

Die Faust-Aufführung unter Zuhülfenahme der alten, dreistöckigen Mysterienbühne hat alle Regisseure von größeren Provinzialtheatern erhitzt. Das musste man auch machen. Jeder machte es auch, dazu noch mit individuellen Zutaten. Aber einer dieser Herren hätte sich das Bild nur vom Zuschauerraume ansehen sollen: Dom, Garten der Martha Schwertlein, Gretchens Haus, das Mutter-Gottesbild u. s. w. nehmen sich wie auf einander gepfropft bei den kleinen Raumverhältnissen aus. Nichts ist sonderbarer, als die Szene, wo Faust an den Vogelbauer tritt, der Gretchens Haus darstellt und seinen bekannten Monolog hineinspricht. Wer dabei ernst bleiben kann, hat nie gelacht. Oder auch wenn die beiden Paare, Faust und Gretchen, Mephisto und Martha, in dem kleinen Garten spazieren gehen und die Damen drohen jedesmal, den Zaun mit der Schleppe wegzufegen. Es giebt noch mehr Experimente, die eine gefährliche Wendung nehmen. Die Crux aller Regisseure aber ist Shakespeare. Sein häufiger Szenenwechsel stellt nur die Alternative, den Rotstift in die Hand zu nehmen oder eine Szenerie zu wählen, die so viel wie möglich für die wichtigen Situationen ausreicht. So erlebt man die wunderliche Tatsache, dass auf unseren Bühnen der „Hamlet" z. B. in den verschiedensten Gestaltungen zur Aufführung gelangt. In N. hört man einen ganz anderen Text als in P., ganz andere Bilder als hier ziehen dort vor dem Auge des Zuschauers vorüber. In dem einen „Hamlet" giebt es einen Prinzen, der Fortinbras heißt, in dem anderen erfährt man kein Wort von ihm. Wahrlich, dieser Norwege ist eine der vielumstrittensten Persönlichkeiten. Am bösesten geht es in den Königsdramen zu; hier ist der vollen Willkür Tür und Tor geöffnet. Man muss es sehen, was an einem guten Provinzialtheater von „Richard III." übrig bleibt, sobald man das Hauptgewicht allein auf einige effektvolle Dekorationen legt. Diese Dinge sind gar nicht im Einzelnen zu erörtern; man müsste denn dramaturgische Abhandlungen schreiben wollen. Es war noch gar keine schlechte Aufführung, an die ich denke, und doch erfuhr man erst aus dem Geistertableau des Schlussaktes, dass der Bösewicht Richard auch eine Anzahl Morde auf dem Gewissen habe.

Das dramaturgische Sündenregister unserer Regisseure — ich meine namentlich der an Provinzialbühnen — ist unendlich lang. Wohl den Wenigsten fehlt es an gutem Willen, etwas Gutes „herauszubringen"; im Gegenteil, alle bemühen sich, so eigenartig wie es nur angeht mit ihren Inszenierungen aufzutreten. Was ihnen meistens abgeht, ist ein ästhetischer Blick und ein genügend feinsinniges Verständnis der klassischen Meisterwerke. Hier sollte die Lokalpresse ihnen hülfreich zur Seite stehen, indessen die in der Provinz auf kritischen Dreifüßen sitzen, pflegen auch nicht immer die Stimme der

Götter zu verkünden. Unsere dramatische Kritik in der Provinz klebt dort, wo sie von Bildung zeugt, noch immer zu sehr an einem rein philologischen Standpunkt, der nur eine Sammlung schöner Gedanken in einem klassischen Drama erkennen lässt, und wo sie nicht in der Hand eines gebildeten Referenten (das ist keine Tautologie) ruht, ist sie geradezu gemeingefährlich, und Herr Striese hat Recht, wenn er sich nicht um sie kümmert.

Nur ein Weg führt vielleicht aus diesem ästhetischen Wirrwarr zu einer Ordnung und Einheit. Auf allen anderen technischen Gebieten vereinen sich die Fachgenossen, um ihre Erfahrungen auszutauschen und auch für den Beruf bindende Normen aufzustellen. Wir haben in Deutschland eine ganze Zahl tüchtiger und intelligenter Regisseure; warum treten sie nicht einmal zusammen, um die Einrichtung dramatischer Meisterwerke für die Bühnen-Aufführung zu besprechen? Normal-Klassiker-Aufführungen — sollten sie in unserer Zeit, wo auf so vielen Gebieten der Ruf nach einer Norm sich erhebt, etwas Unmögliches sein? Sicherlich wird dabei nicht zu verkennen sein, dass einem großen Theater ein ganz anderer Spielraum gewährt ist, als einem kleinen, allein deswegen lässt sich sehr wohl ein gleicher Text und eine gleiche Regie-Einrichtung für den Durchschnitt festsetzen. Es ist nur in der Ordnung, wenn die Regisseure an kleinen Theatern durch die Erfahrungen und Anweisungen ihrer begabteren und besser gestellten Kollegen gewinnen. Wo die Kunst Wissenschaft und Technik wird, soll ihrer ein Jeder teilhaftig werden. Wer über die Forderung eines gleichen Bühnentextes Schillers und Shakespeares spöttelt als einer besonderen Klassiker-Ausgabe, der mag sich erinnern, dass die Engländer sogar ihren „Family-Shakespeare" haben. Die innere Gestalt, die Seele unserer Klassiker, würde uns dann auf jeder deutschen Bühne, einerlei ob Hoftheater oder Schmiere, in gleicher Weise sich zeigen. Mag man ihnen dies und jenes genommen haben, geradezu geschmackloser Entstellungen dürfte man sich bei einem Kreis erprobter und gebildeter Regisseure sicherlich nicht gewärtig sein. Das Dekorations- und Maschinenwesen freilich ist sehr von den räumlichen und pekuniären Verhältnissen eines Theaters abhängig, allein über Auf- und Abtritt der Personen, über Gruppierungen und Gruppenstellungen etc. ließen sich doch bedeutsame Winke geben, die gewiss für die meisten kleineren Bühnen von Nutzen wären.

Noch ein Beitrag zur Theaterreform, wird man sagen. Er ist kurz, lasse man das als seinen Vorzug gelten, wenn auch hoffentlich nicht als seinen einzigen Vorzug. Es hat schon Brochüren über minder wichtige Dinge geregnet. Das Theater muss sich, wo es eine Reform überhaupt notwendig hat, aus sich selbst reformieren. Es wird bestimmt nicht der böseste Tag für die Unsterblichen droben auf dem Olymp sein, wenn hienieden die Regisseure sich einmal darüber verständigen in einer Fachkonferenz, wie man die Werke der alten Herren ihren nachgeborenen Geschlechtern zu präsentieren habe. Und auch für diese letzteren wird das kein Nachteil sein.



Eine sentimentale Dichtung.

Herr Ferdinand Avenarius, welcher sich durch seine lyrische Sammlung „Wandern und Werden" und eine Anthologie „Deutsche Lyrik der Gegenwart" (Louis Ehlermann in Dresden) bereits einen klangvollen Namen errungen, hat soeben in gleichem Verlage ein kleines Idyll, ein lyrisches Stimmungsbild „Die Kinder von Wohldorf" ediert. Die Zeit, da Goethe sein Lied „Hermann und Dorothea", Voss seine „Luise", Gessner seine Nachahmungen des Theocrit, Moschos und Bion gedichtet, liegt uns ferne und ferner. Andere Ideen und Empfindungen scheinen die Welt und die Litteratur zu regieren, und dass die unparteiliche Wochenschrift, welche vor Kurzem noch die Petroleumfackel ihres früheren Herausgebers in den Eisenring ihres fünfzigjährigen Gebäudes steckte, mich nun mit der milden Flamme des sentimentalen Eidyllion nahen lässt, deucht fast ein Anachronismus. Der scheinbare Rückschritt ist aber ein entschiedener Fortschritt. Denn die deutsche Menschheit begreift gar manche Altersklassen in sich und die Herren Conrad, Welten, Conradi, Alberti etc. etc. etc. können nicht verlangen, dass die deutsche Jungfrau, Mutter-, Groß- und Schwiegermutter hinfüro ihre Geistes- und Herzensbildung einzig und allein aus ihren Novellenschätzen saugen solle. Ebenso wenig begehre ich, dass alle Gymnasiasten, Studenten, Kriegervereine, Wachtstuben-Insassen und pensionierte Majore, wie Rittmeister, mit den „Kindern von Wohldorf" unter dem Kopfkissen zu schlafen hätten. — Raum für Alle hat die Erde, und es deuchte mir stets eine perfide Kritik, wenn man den Hans nicht loben kann, ohne Hinz eine Ohrfeige und Kunz einen Nasenstüber zu geben.

Ferdinand Avenarius hat sich die Aufgabe gestellt, im Verlaufe seiner Dichtung zu zeigen, wie auch ein unverstandenes Hohes allmählich zur Liebe zwingt. In einer Chronik las er — so berichtet der Dichter im Eingange, von Krieg, Pestilenz, Wundern, Morden, von finstern Vorurteilen und Liebe, dran sie doch kläglich zerschellen, die Narrheiten der Menschen. „Von einem Mann, dem ein verratner Schmerz langsam zernagt ein großes stummes Herz." — „Doch sing es du, mein Sang", fährt der Erzähler fort, in origineller Unterbrechung seiner Vorrede und so singt er uns denn das Lied von einem Gesellen, der wie der Wind, man weiß nicht von wannen er kommt und wohin er geht — mit seinem

Fiedelbogen ein Dorf betritt, wie ein Wandervogel aus der Luft auf die Erde fällt. Er spielt in der Schenke und bezaubert Groß und Klein. Aber als er am nächsten Morgen den Dorfschulzen um Heimatsrecht bittet und nicht angeben kann oder will, „woher des Wegs und wess' die Art“, verweist man ihn des Landes. Er gehört ja gewiss zum unehrlichen Volke! Aber der Fiedler siedelt sich im Walde an, Forstwart und Waldherr lassen ihn gewähren. An der Alster Borden zimmert sich der Geigenmann ein kleines Haus. Doch man meidet ihn. Entehrt sein Handschlag nicht? Fremd blieb er und wehrte selbst der Frage nach seiner Vergangenheit. Indess zwei Welten mit abertausend Wesen sind sein. Das Blumenreich und die Vogelwelt. Epheu und Heckenrosen umklammern seine Hütte; im Winter lockt er die Vögel mit seinen Brosamen und sie bleiben ihm auch im Lenz und Sommer treu. Die Kunde dringt ins Dorf und der Geigen Weise lockt die Kinder heran, ganz wie die Pfeife des Rattenfängers. Aber nicht zum Tode, zum Leben, zur Liebe führt der Spielmann seine kleine Welt. Er wird der Lehrer und Leiter der jungen Dorfschar, wohl zwei Generationen lang. Man spielt, tanzt, singt um den „Ohm“ und seine Geige ist selbst eine Nachtigall! Volkslied und Märchen, das sind die Verbündeten des fahrenden, nun angesessenen Gesellen.

Die Bauern stürmen aber zum Pfarrer; sind ihre Kinder nicht durch den Umgang entehrt? Der Pfarrer hört sein eigen Kind aus: es weiß aber nur Lieder und Märchen. „Wo ist das Teufelswerk, ihr Lieben, wo?“ Und da er seinem Kinde den Besuch im Wald nicht wehrt, und die Bauern den unheimlichen Umgang lieber verschweigen, so spinnt der Geiger Alles mehr und mehr mit Liebe ein. Nicht nur die Kleinen, auch die Alten nahen der verzauberten, bezaubernden Hütte und — der Schulze selbst bietet dem Fragwürdigen die Hand. So schmolz langsam das Eis um den Einsamen, und zur Hochzeit des Kindes des Pfarrers — lädt man ihn ein und er spielt auf. Doch eine geheime Scheu konnten die Bauern nicht überwinden und Freund nannte sich ihm Keiner. Nur seiner Geige klagte er sein Leid, nur die Fiedel lässt er seinen Gram in die Weite singen. Er heilt Kranke; einmal ist er schon nahe daran, sich zu entdecken, doch er schweigt. Eines Tages findet man ihn im Bache, ertränkt, ein Blatt in der Hand: „Lebt wohl, ihr Lieben! Kinder, denkt, ein Lied sei nun zu End', — fragt nicht, warum ich schied!“

„Ein Selbstmörder also!“ Nochmals überwältigt die Bauern das Vorurteil. So hatten sie doch Recht mit ihrem Argwohn! Die Kinder aber ziehen wie sonst hinaus, erschrecken wohl zuerst, als sie den lieben Spielmann so kalt und reglos finden, kehren dann um und singen ihm einen Choral, den er sie gelehrt. Die jungen Gatten, die er als Kinder gekannt, sie wollen nicht, dass er elend verscharrt werde, Groß und Klein bittet beim Pfarrer für ihn. Der verfügt, dass man ihn, wenn auch ganz im Stillen, doch nach Christenart bestatte. Vier Männer holten ihn Nächtens mit einer Bahre ab.

Aber da regt sich's hinterm Busche, aus allen Ecken und Enden, aus jedem Gehöft strömen Kinder herbei, im Sonntagsstaat, mit Blumenkränzen; Bursche und Mädchen folgen und murrend schließen sich endlich die Alten dem imposanten, nie gesehenen Leichenzuge an. Sie mussten folgen ihm in Liebe. Der Pfarrer harrt am Grabe. Doch der Kirchhof war zu enge.

> „Der war der Beste:
> Als Liebe nur ausfloss er allerwärts!
> Wir sah'n sie nicht, wir wollten Richter sein,
> Gewalt'ger nie sprach Gott, der Herr, sein Nein!“

Das ist der einfache und doch gedanken- und gemütreiche Inhalt einer Dichtung, die sich an all die Seelen wendet, die noch süße Kost vertragen, denen nicht unser Naturalismus den Gaumen für alles Andere als Pfeffer unempfindlich gemacht. Wenn auch nicht frei von einer gewissen Herbigkeit und einem manchmal zu verschlungen gekünstelten Satzbau, wenn auch nicht ohne einige kleine, demnächst zu beseitigende Härten, drängt sich diese Dichtung doch mächtig dem Vorleser in die Hand. Dieser wird finden, dass er kein so leichtes Spiel hat, wie etwa bei Epen Baumbachs. Das Geheimnisvolle ist das Geheimnis der Poesie und Avenarius hat das Inkognito seines Helden so gut gewahrt, dass er uns einigermaßen enttäuscht, wenn wir am Schlusse nur einem sehr guten, aber doch etwas uninteressanten Menschen gegenüber stehen. Die Andeutung seiner Schicksale hätte nichts verdorben. Doch dürfen wir annehmen, dass ein großer Schmerz das Leben des Spielmanns überschattet; dass aus diesem ihn läuternden Schmerze Großes entsteht, sehen wir: dass das Große erst nach und nach, und nach des Leidenden Tod von der umgebenden Welt anerkannt wird und sie durchdringt, ist das Ethos der ganzen Erzählung. Diese zu empfehlen, war mir Vergnügen und Pflicht.

Berlin. Alfred Friedmann.



Pariser Premièren.

Jules Moinaux und Bisson haben gemeinsam ein Lustspiel in drei Akten verfasst, das den Titel trägt: „Un Conseil judiciaire“ (ein Rechtsrat; in diesem Falle ein Kurator), und das Mitte November 1886 im Vaudeville-Theater aufgeführt wurde. — Da der erstgenannte der beiden Verfasser sich bereits durch die Veröffentlichung seiner Beobachtungen über das Leben und Treiben in der Advokatenwelt einen Namen

gemacht hat, so kann man wohl annehmen, dass auch das vorliegende Stück, wie auch der Titel schon andeutet, uns in diese Kreise führt.

Der immer fein geschniegelte Damenadvokat Boisrobin hat die hübsche Frau Thomery vor Gericht zu vertreten. Diese, eine liebenswürdige Verschwenderin, verschleudert ihr Vermögen, über das sie unbeschränktes Verfügungsrecht hat. Ihr Gatte, der seine Frau zärtlich liebt, sie aber von ihrem Fehler um jeden Preis heilen will, hat bei Gericht beantragt, ihr einen Kurator zu bestellen und lässt seine Sache durch den griesgrämigen Advokaten Pagevin vertreten. Das Gericht giebt dem Antrage Folge und bestimmt den sittenstrengen und charakterfesten Pagevin zum Kurator. (1. Akt.) Am Ersten des Monats zahlt dieser seinen leichtsinnigen Mündeln — er hat deren sehr viele — die ihnen zugebilligten Beträge aus. Wir sehen, wie die reizende Frau Thomery den alten Bären durch ihre Liebenswürdigkeit bezaubert hat und von ihm Alles erreicht, was sie will, so dass sie im Stande ist, in der Abwesenheit ihres Gatten ihr altes Leben fortzuführen. Pagevin ist wie verwandelt und sein höchster Wunsch ist, mit seiner schönen Schutzbefohlenen in das Bad Royat zu reisen. Nun hat er aber eine zänkische Frau, welche viel älter ist wie er und ihn mit ihrer Eifersucht beständig quält. Der Verkehr mit Mme Thomery hat ihren Verdacht schon längst erregt, und sie hat den Diener ihres Gatten durch Bestechung zu ihrem Spion gemacht. Von dieser Gefahr hat Pagevin rechtzeitig Kenntnis erhalten und hat sie beseitigt, indem er seinerseits den Diener bestochen hat. Mit Hülfe eines befreundeten Militärarztes gelingt es unserem verliebten Advokaten, alle Einwände seiner misstrauischen Gattin zu beseitigen und ohne sie Frau Thomery nach Royat zu folgen. (2. Akt.) Hier wird er ganz zum verliebten Stutzer. Eines Tages erscheint plötzlich die besorgte Gattin Pagevins und ebenso Herr Thomery, der von der fortgesetzten Verschwendung seiner Gattin gehört hat, die er sich überdies wiederzusehen wünscht. Zuerst will er den unglücklichen Advokaten töten, den er für den Geliebten seiner Frau hält. Schließlich gleicht sich aber alles aus: Thomery bezahlt die Schulden seiner Frau und beide Ehepaare trennen sich friedlich, um in ihre Häuslichkeiten zurückzukehren und — vermutlich — das alte Leben fortzusetzen.

Francisque Sarcey sagt im „Temps" vom 15. Nov. 1886, der erste Akt habe durch seinen gedankenreichen Dialog und seinen vortrefflichen Grundgedanken großen Beifall errungen, der sich aber in den beiden folgenden Akten immer mehr verringert habe. Wir stimmen Sarcey zu, der den Grund für die wachsende Teilnahmslosigkeit des Publikums in dem Umstande sucht, dass die Handlung, undramatisch, nur darin bestehe, dass sich alle Personen einmal um sich selbst drehen.

Das der Stadt Paris gehörige Théâtre de Paris, das vertragsmäßig das historische Drama zu pflegen hat, führte Anfang November zum ersten Male das fünfaktige Drama von Maujan „Jacques Bonhomme" auf, das auf das prächtigste mit Dekorationen von Rubé, Chaperon und Jambon sowie mit von Lacressonnière gezeichneten Kostümen ausgestattet war.*)

Maujan hat bereits 1881 unter dem Pseudonym Jean Malus mit einem vieraktigen Trauerspiel „Léa" einen Erfolg in der von ihm gemieteten Comédie-Parisienne (heißt heute: Menus-Plaisirs) errungen. Jenes Stück hatte Maujan als einen talentvollen, aber unerfahrenen Bühnenschriftsteller gekennzeichnet, der durch seinen naiven Stil anzusprechen und durch packende Szenen zu fesseln weiß. — Fünf Jahre sind seit jener Zeit verflossen, aber Maujan hat nichts hinzugelernt.

Jacques Bonhomme ist der Name eines Bauern, der mit seinem Bruder Guillaume an der Spitze eines Aufruhrs steht, welcher sich gegen den Marquis de Saint-Leu, seine hochmütige aber mildthätige Tochter Jeanne, den verbrecherischen Seigneur de Marino richtet, gegen welchen letzteren auch der deswegen den Meuchelmördern seines Feindes verfallene Sire de Brenneville Partei nimmt. Das Ende vom Liede ist, dass die Empörer, nachdem sie weidlich gewüstet haben, gehängt werden, zuvor aber noch ihrer Hoffnung auf eine bessere Zukunft für ihren Stand Ausdruck gegeben haben.

Das Trauerspiel soll die Verworfenheit und Willkür des Adels im 14. Jahrhundert und die Leiden des Bauernstandes zu dieser Zeit schildern. Der große Fehler des Stückes ist, dass es nur einzelne Bilder bietet, die zwar zum Teil an sich vortrefflich sind, aber des Zusammenhanges und somit des eigentlich dramatischen Interesses entbehren. — —

Wenn man dem Altvater der französischen Kritik Francisque Sarcey Glauben schenkt, so ist neben Gaudillot ein neuer Stern am Himmel der Lustspieldichter aufgegangen.

„Tailleur pour Dames" heißt das dreiaktige Lustspiel, das George Feydeau Mitte Dezember hat im Renaissancetheater aufführen lassen. — Ein jung verheirateter Arzt, Namens Moulinot, gerät auf Abwege, welche seine furchtbare Schwiegermutter, Frau Aigreville, durchschaut und zu durchkreuzen sucht. Moulinot hat die ehemalige Wohnung einer Damenschneiderin gemietet und sich daselbst ein Rendez-vous gegeben, das Gelegenheit zu einer Unzahl der überraschendsten und komischsten Szenen giebt. Die Missverständnisse, Witze, unvorhergesehenen Zwischenfälle jagen sich derart, dass die Vorstellung zu einem großartigen Erfolge werden musste, wie die franz. Kritik sagt.

Im Theater Château-d'Eeau wurde Mitte November ein Volksdrama in fünf Akten aufgeführt,

*) Wir entnehmen diesen Bericht einer sehr ausführlichen Kritik, die Francisque Sarcey im Temps vom 8. Nov. 1886 über die drei ersten Aufführungen des Stückes veröffentlicht hat.

das betitelt ist „Le Père Chasselas" und Jean Athis und Louis Picard zu Verfassern hat. Der Titelheld ist ein biederer Maurer, der sich aber aus Gram über den Tod seiner Gattin dem Trunke ergeben hat. Diese hat in die Ehe eine natürliche Tochter gebracht, die ihren Vater nicht kennt, der inzwischen verstorben und seinem Kinde, dessen Aufenthalt er nicht kannte, sein Vermögen von über einer Million vermacht hat. Hiervon haben zunächst die Beteiligten keine Ahnung, wohl aber ein edles Gaunerkleeblatt, welches das junge Mädchen unter Anwendung aller Schurkenschliche um das ihre zu bringen suchen, bevor es von seinem Glücke Kunde hat. Die Verruchten empfangen schließlich den verdienten Lohn; und das junge Mädchen kommt in den Besitz ihres Vermögens. — Die Kritik lobt das Stück, das, für das Volk berechnet, selbstverständlich viel Derbheiten enthält. (Das Stück ist, obgleich von der Kritik gelobt, zu Neujahr 1887 wieder vom Repertoire des Theaters verschwunden.)

Eine andere Erbschaftsgeschichte wird in dem vieraktigen Lustspiele „Gotte" von Henri Meilhac behandelt, das dieser Anfang Dezember im Theater des Palais-Royal aufführen ließ.

Herr und Frau Courtebec, ein altes, kinderloses Ehepaar, haben ein Stubenmädchen vom Lande, Namens Gotte, das sich in ihren alten Herrn verliebt und dieses Gefühl in der lächerlichsten Form zum Ausdruck bringt. Das Ehepaar Courtebec erhält die Nachricht, dass Gotte, welcher dies verheimlicht wird, achtzehn Millionen Francs (!) geerbt hat. Sie überschütten die Ahnungslose von nun an mit den sonderbarsten Aufmerksamkeiten. Von dem Plane, sich einen Teil des Vermögens anzueignen, kommen die im Grunde ehrenwerten Leute zurück und teilen Gotte ihr Glück mit, die ganz außer sich gerät. Nun war aber jener Brief, der die verhängnisvolle Nachricht enthielt, eigentlich für die achtzehnjährige Frau Lahire bestimmt, welche ihrerseits den von einem Advokaten an Gotte gerichteten Liebesbrief erhalten hat. Ihr um vieles ältere Gatte beobachtet seine Frau schon lange mit unberechtigtem, eifersüchtigem Misstrauen und gerät ganz außer sich, als er Kenntnis von jenem Liebesbriefe des Advokaten bekommt, den er für den Liebhaber seiner Gattin hält. Schließlich endet jedoch alles gut, da Frau Lahire sieht, dass ihr Gatte sie mehr liebt als ihre achtzehn Millionen. — Das Stück ist reich an Stellen, welche die Grenze des Erlaubten streifen, ja überschreiten (nach deutscher Auffassung!). — Die Kritik Sarceys („Temps" 6. Dezember 1886) tadelt, dass zwei schlecht verbundene Handlungen vorhanden seien, lobt dagegen die Drastik der Szenen, die geistreichen Paradoxen und die unerwarteten Entwickelungen.

Wismar. Dr. Léon Wespy.

Dunkle Stunde.

Ein Leuchten schwül und schwer,
O Sommerabend, will dein Glanz verhauchen.
Da seh ich Alles um mich her
In ein geheimnisvolles Dunkel tauchen.

Anstarrt mich jeder Stein,
Als ob er ein Medusenhaupt besitze.
Ein wortlos Grauen spinnt mich ein.
Schläfrig dehnt sich die Straße in der Hitze.

O Menschenpflanze, lang
Dem festen Boden, der dich liebt, entrissen!
Vom Wind entführt, hinsiechst du bang
In ziellos zwecklos öden Finsternissen.

Helle Stunde

Der Beredsamkeit Gewalt
Blieb dem Mond noch immer,
Spendet seine Lichtgestalt
Mir den alten Schimmer.

Was mich winterlang gequält,
Es verblutet balde.
Und die Seele sich vermählt
Mit dem Hauch der Halde.

Ja, des Schöpfers Odem dringt
In befreite Adern,
Lerchenfroh der Geist sich schwingt
Ob der Erde Hadern.

Allgefühl, mit dir allein
Will ich fürder schreiten,
Wo mich grüßt der Sonnenschein
Blauer Ewigkeiten.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.



D. J. von Wisin.

Eine litterar-historische Skizze von Max Behrmann.

(Schluss.)

Von Wisin hatte früh angefangen sich mit litterarischen Arbeiten zu beschäftigen, und zwar waren es — wie ich schon oben bemerkt habe — Uebersetzungen aus dem Französischen, die von ihm im Jahre 1761 zuerst erschienen. In den folgenden Jahren übersetzte er aus dem Französischen und Deutschen Fabeln, Erzählungen, Poemen u. s. w. die teils in Buchform, teils in verschiedenen russischen Zeitschriften veröffentlicht wurden. Während seiner Studentenzeit in Petersburg ging er zum ersten Mal

an ein dramaturgisches Werk: er bearbeitete ein französisches Lustspiel in Versen „Corion“, welches am Petersburger Theater — allerdings ohne nennenswerten Erfolg — auch aufgeführt wurde.

Zu jener Zeit hatte die russische dramatische Litteratur noch keine einzige Originalarbeit aufzuweisen; die wenigen Stücke, die auf russischen Theatern gegeben wurden, waren direkte — oder höchstens freie — Uebersetzungen aus dem Deutschen und Französischen. Bei diesen Uebersetzungen versuchten allerdings ab und zu die russischen Dramaturgen auch einige Charakterzüge aus dem russischen Leben hineinzuflechten, trotzdem blieben diese Stücke — zu welchen auch von Wisins „Corion“ gehört — immerhin bloße Bearbeitungen. Da gab von Wisin im Jahre 1766 seinen „Brigadeur“ heraus, und dieses erste russische Originallustpiel erregte ungeheueres Aufsehen. Ganz Petersburg sprach von diesem Stück und sein Verfasser wurde mit einem Schlage die bekannteste Persönlichkeit der Residenz, die höchste Gesellschaft zog ihn in ihre Salons, jeder wollte den witzigen Dichter kennen lernen. Auch die Kaiserin erfuhr davon und ließ sich das Lustspiel vom Verfasser selbst vorlesen, ebenso der Thronfolger Paul.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, dass der „Brigadeur“ damals von sich so viel sprechen machte, denn abgesehen davon, dass man in ihm das erste russische Originallustspiel begrüßte, hat auch die ausgesprochene Tendenz des Stückes den wirklich gebildeten Russen höchst willkommen sein müssen, geißelte es doch eine der traurigsten Eigentümlichkeiten des damaligen halbgebildeten Russlands — die Sucht nach allem Ausländischen und die Verachtung des eigenen Vaterlandes. Mit Recht bemerkte der hochgebildete Graf Panin, nachdem er sich das Stück angesehen hatte, zu von Wisin: „Sie kennen ganz genau unsere Sitten und Charaktereigentümlichkeiten, denn die Personen Ihres Lustspiels sind uns allen verwandt.“

Bei alledem ist der „Brigadeur“ ein nur sehr schwaches Werk, welches uns beim Lesen ein fast mitleidiges Lächeln entlockt. Einzelne Personen sind allerdings treffend gezeichnet, auch ist das allgemeine Kolorit — die geistige Atmosphäre, wenn ich so sagen darf — gut geschildert, im großen Ganzen lässt uns aber das Stück kalt, und noch jetzt — nach 120 Jahren — können wir dreist behaupten, dass solche Personen, wie sie uns von Wisin im „Brigadeur“ geschildert, nie existiert haben. Es sind eben nicht markante, aus dem Leben herausgegriffene Gestalten, mit den wir zu tun haben, sondern todte Puppen, Marionetten, welche der Verfasser so tanzen lässt, wie seine tendenziöse Ideen — nicht aber das wirkliche Leben — ihm diktiert haben. Von Wisin hatte auf seiner Palette überhaupt nur grelle Farben und ließ feine Schattierungen ganz außer Acht, seine derbe Satire versetzte nicht feine Nadelstiche, sondern wuchtige Keulenschläge, und dieser Mangel an Nüancen macht den „Brigadeur“ für uns so gut wie ganz ungenießbar. Das damalige Petersburger Publikum mag allerdings dieses Werk mit ganz anderen Augen betrachtet haben, es suchte weniger nach abgerundeten lebenswahren Charakteren und richtigen Verhältnissen zwischen einzelnen Personen des Stückes, sondern verlangte Tendenz, und das letzte fand es ja im „Brigadeur“ in Hülle und Fülle. Das Zuviel, das Grelle in den Farben machte das Lustspiel dem damaligen Publikum nur annehmbarer.

Und dennoch würden wir eine große Ungerechtigkeit gegen von Wisins Bedeutung begehen, wollten wir dem „Brigadeur“ ganz und gar jeden Wert absprechen, denn das Stück ist entschieden von großem Einfluss auf das damalige Publikum in Russland gewesen. Es zeigte ihm seine Fehler und Schwächen in so lächerlicher Gestalt, dass es auf die Russen unbestritten aufklärend wirken musste. Das Bestreben der damaligen Russen alles Einheimische von sich abzustreifen, die lächerliche Ansicht, dass jeder, der nicht mindestens ein Mal in Paris gewesen, notgedrungen ein Narr sein müsse, die von den Franzosen nach Russland importierte Geringschätzung solcher Begriffe, wie Treue in der Ehe, Achtung den Eltern gegenüber u. s. w., die durch verkehrte Erziehung hervorgerufene Unlust zu jeder ernsten Arbeit, die Geckenhaftigkeit der damaligen adligen Jugend in Russland — Alles das konnte nicht schärfer und derber gegeißelt werden, als wie es im „Brigadeur“ der Fall gewesen ist. Dazu zeichnet auch eine reine, fließende Sprache das Stück vor allen anderen Werken der jenerzeitigen russischen Litteratur sehr vorteilhaft aus; an manchen Stellen möchte man gar nicht glauben, dass dieses Lustspiel in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts geschrieben worden ist, zu einer Zeit, wo die meisten russischen Schriftsteller eine schwulstige, ungefügige und nichts weniger als rein-russische Sprache führten.

Sechzehn Jahre waren vergangen seit der ersten Vorstellung des „Brigadeur“ — da erschien im Jahre 1782 das „Muttersöhnchen“, oder, wie der russische Originaltitel heißt, „Njedorosl“, und hier lernen wir in von Wisin einen wirklich vorzüglichen Humoristen kennen. Ich sage ausdrücklich Humorist und nicht Lustspieldichter, denn als Letzterer ist von Wisin auch in diesem seinen besten Stücke nicht bedeutend. Ueberhaupt ist von Wisin nichts weniger als das, was wir jetzt unter einem Lustspieldichter verstehen, gewesen: dazu fehlte ihm das Vermögen eine gute Fabel, eine rasche Handlung, fein pointierte Situationen, packende Konflikte und was noch Alles zu einem modernen Lustspiel gehören mag, zu erfinden und seine Stücke sind deshalb absolut nicht das, was wir jetzt „bühnenfähig“ nennen.

Um so bedeutender erscheint uns aber von Wisin in seinem „Muttersöhnchen“ als Humorist. Vor Allem haben wir es hier nicht mit Schablonen, sondern mit wirklichen Individualitäten zu thun, das „Mutter-

söhnchen“ ist — wenn ich so sagen darf — menschlich, die Personen des Lustspiels — wenigsten zum größten Teil — sprechen und handeln streng folgerecht und logisch je nach den Charakteren, die der Dichter ihnen verliehen hat. Und nnn erst diese Charaktere! Von Wisin zeigt sich uns hier als ein genauer und geistvoller Beobachter des damaligen russischen Lebens und jeder, der die heutigen Russen genau kennt, wird zugeben müssen, dass gar manche Zeichnung von Wisins auch auf sie noch zutrifft. Wir würden allerdings fehlgehen, wollten wir solche Charaktere heutigen Tages in Moskau oder gar Petersburg suchen — die Großstadt nivelliert zu sehr die Menschen — aber im Innern Russlands, in den weiten östlichen Steppengegenden habe ich selbst auf meinen Streifzügen verschiedene Prototypen des „Muttersöhnchens“ gesehen und beobachtet. Freilich sind auch im „Muttersöhnchen“ manche Charakterzeichnungen nicht ganz frei von Uebertreibungen — viele der komischen Personen kommen uns in manchen Situationen mehr idiotenhaft als wie dumm vor — aber wir übersehen diese und noch einige andere Mängel ganz gern, denn im Allgemeinen ist von Wisin hier geradezu großartig als feinsinniger Psychologe und witziger Humorist. Aber auch in diesem Lustspiel bemerken wir, dass es dem Dichter hauptsächlich darum zu thun war, seine Ideen zu verteidigen, indem er die Schattenseiten seiner Landsleute in möglichst lächerlicher und abschreckender Weise bloßstellte. Diesen wohlmeinenden Ideen opferte er alles Andere~~, wie z. B. auch~~ eine gute Handlung, die dem „Muttersöhnchen“ in noch viel höherem Grade als dem „Brigadeur“ fehlt, und deren Mangel das Stück eigentlich bloß zu einer humoristisch-satirischen Abhandlung in sehr loser Lustspielform macht.

Während von Wisin in seinem „Brigadeur“ die lächerliche Manie seiner Landsleute, allem Ausländischen nachzuäffen, an den Pranger stellt, schildert er im „Muttersöhnchen“ in lebhaften Farben die Roheit und Unwissenheit der damaligen russischen „besseren Gesellschaft“, die verkehrte Erziehung des jungen Adels und die traurigen Konsequenzen der Leibeigenschaft. Der Inhalt des Stückes ist bald erzählt. Ein russisches Gutsbesitzerpaar mit Namen Prostakow besitzt ein einziges Kind, den sechzehnjährigen Mitrofan, der von seiner Mutter abgöttisch geliebt und verhätschelt wird. Außerdem gehört noch zur Familie eine entfernte Verwandte der Frau Prostakow — Sophie, die als elternlose Waise und im Besitze eines geerbten nicht ganz unbedeutenden Vermögens hauptsächlich nur des letzteren wegen von den Prostakows aufgenommen wurde. Um Sophiens Vermögen nicht aus der Familie zu lassen, hat Frau Prostakow ihren eigenen Bruder, den einfältigen Skotinin, zu Sophiens Gemahl auserkoren. Sophie will davon nichts wissen, denn sie liebt leidenschaftlich einen jungen Offizier — Milon, den sie noch im Hause ihrer Eltern kennen gelernt, von dem sie aber in der letzten Zeit keine Kunde erhalten hat. Sophie hat einen Onkel Starodum, einen ehemaligen Hofmann, der, der Hofintrignen müde, nach Sibirien gegangen ist, um dort abgeschlossen von der ganzen Welt ruhig leben und arbeiten zu können. Da er in der letzten Zeit von sich nichts hat hören lassen, so wird er allgemein für todt gehalten. Starodum lebt aber, ja noch mehr: durch jahrlange Mühe und Arbeit hat er sich in Sibirien ein großes Vermögen erworben; nnd nun ergreift ihn die Sehnsucht nach seiner Nichte Sophie, die seine einzige Verwandte ist. Er meldet ihr schriftlich, dass er nun sehr reich geworden sei und Sophie zu seiner Universalerbin ernannt habe. Nach einigen Tagen werde er bei ihr sein, da er das einsame Leben im fernen Sibirien nicht mehr ertragen könne. Frau Prostakow hat bei dieser Nachricht ihren Plan fertig: nicht Skotinin, sondern ihr eigener Sohn Mitrofan müsse die nun steinreiche Sophie heiraten. Starodum langt wirklich nach einigen Tagen an und wird von der Frau Prostakow heuchlerisch-freundlich empfangen und aufs Beste bewirtet. Gleichzeitig mit ihm kommt auch Sophiens Geliebter Milon an, der als Befehlshaber einer Abteilung Soldaten auf seinem Wege nach Moskau das Prostakowsche Gut berührt, ohne zu wissen, dass seine Sophie sich dort befinde. Sophie hat nun drei Bewerber: Skotinin, Mitrofan und Milon. Klug und scharfsichtig wie er ist, kommt Starodum sehr bald zur Ueberzeugung, dass Skotinin ein selbstsüchtiger Idiot, und Mitrofan — ein grundverdorbener Junge, dass dagegen Milon, von dem er schon früher viel Gutes gehört hat, ein ehrlicher, braver Mensch ist, der seine Sophie glücklich machen wird. Frau Prostakow lässt nichts unversucht, um nur Starodum für ihren Mitrofan einzunehmen und als das ihr nicht gelingen will, wendet sie sogar Gewalt an, indem sie Sophie für ihren Sohn zu entführen versucht — alle ihre Pläne werden aber vereitelt. Mittlerweile ist auch die Regierung auf das tyrannische Regiment der Frau Prostakow aufmerksam geworden und entsendet nach dem Prostakowschen Gute einen Beamten mit Namen Prawdin, der das Verhalten der Frau Prostakow — Herr Prostakow ist Pantoffelmann in verwegenster Bedeutung dieses Wortes — ihren Leibeigenen gegenüber sich ansehen und nötigenfalls das Gut unter Kuratel stellen soll. Das letztere geschieht auch nach der misslungenen Entführung Sophiens und nachdem sich Prawdin überzeugt, dass die Gerüchte, Frau Prostakow sei eine engherzige [illegible] Tyrannin, die ihr ganzes Hausgesinde und ihre Leibeigenen grausam behandle, auf Wahrheit be[illegible] Bitten und Flehen seitens der Frau Prostako[illegible] sind vergeblich — Sophie wird ihr entrissen, ihr [illegible] Gut unter Verwaltung der Regierung gestellt, und [illegible] zuletzt wird sie von ihrem eigenen Sohn, dem ungez[illegible] und rohen Mitrofan, barsch angefahren, was zum [illegible] ihr den letzten

Stoß versetzt. Sie fällt in Ohnmacht und — das Stück ist zu Ende.

Der Inhalt des „Muttersöhnchens“ zeigt uns, wie ich schon oben bemerkt habe, die Armseligkeit der Handlung und den gänzlichen Mangel an Konflikten — diese Schwächen werden aber aufgewogen durch die prächtige Zeichnung der einzelnen Personen. Der Titelheld des Lustspiels Mitrofan ist trotz aller Uebertreibungen eine gut skizzierte Figur — ein echter „Njedorosl“ des XVIII. Jahrhunderts. Njedorosl — in wörtlicher Uebersetzung Halberwachsener — hieß damals offiziell jeder junge Adlige bis zu seinem 16.—17. Lebensjahre, die Benennung stammt von Peter dem Großen her. Der Njedorosl war verpflichtet nach Erlangung einer gewissen Bildung in den Staats- resp. Militärdienst zu treten, im Weigerungsfalle konnten behördlicherseits Repressalien angewandt werden: diejenigen Njedorosl z. B., die einen bestimmten Bildungsgrad nicht aufzuweisen vermochten, verloren dadurch das Recht sich zu — — verheiraten, diejenigen, welche sich nicht freiwillig zum Dienst meldeten, wurden als gemeine Soldaten in die Armee gesteckt, auf die Verheimlichung eines Njedorosl stand eine hohe Geld- und Gefängnisstrafe u. s. w. Peter der Große und nachher auch Katharina II. wollten dadurch den russischen Adel moralisch heben und ihn auf seinen Gütern nicht in Roheit und Trägheit aufwachsen und dahinsiechen lassen. Aber ungeachtet aller Maßregeln und hohen Strafen konnten sich die Eltern der Njedorosl nicht immer dazu entschließen, sich von ihren Kindern zu trennen, und suchten sie so lange wie nur möglich im elterlichen Hause zu behalten. Wie gesagt, Mitrofan ist als ein wohlgelungener, wenn auch etwas zu lächerlich dargestellter Typus eines Njedorosl zu betrachten, der von seiner Mutter verzärtelt und verwöhnt wird. Von der Art seiner Ausbildung legen seine drei Lehrer: der Kirchendiener Kntjeikin, der verabschiedete Soldat Ziffirkin und der ehemalige Kutscher Wralmann — die ersten beiden köstliche Kabinetsstückchen! — das beste Zeugnis ab.

Unter allen Personen des Stückes ist die Frau Prostakow dem Dichter wohl am besten gelungen, die Schilderung ihres Charakters ist psychologisch wahr und zeigt uns eine typische Repräsentantin des russischen Gutsbesitzertums im vorigen Jahrhundert. Da ist fast nichts übertrieben, jede Nüance, jeder kleinste Zug in ihrem Charakter ist dem wirklichen Leben abgelauscht. So und nicht anders hat eine Frau Prostakow zur Zeit Katharina II. ihren 16jährigen Njedorosl verzärtelt, so und nicht anders hat sie ihren Mann unter dem Pantoffel gehalten, ihre leibeigenen „Seelen“ misshandelt, ihren Willen überall durchzusetzen gesucht. Wie richtig schildert von Wisin ihre Tyrannei, unter welcher das ganze Haus zu leiden hat und gleich darauf ihre knechtische Unterwürfigkeit vor Starodum! Wie fein sind alle ihre Schattenseiten — Geiz, Herrschsucht, Feigheit, Verschlagenheit — und andererseits ihre Mutterliebe im letzten Akt durchgeführt! Die Figur der Frau Prostakow würde schon allein genügen, um uns von Wisin als einen vorzüglichen Psychologen und geistvollen Humoristen kennen lernen zu lassen.

Ueber Mitrofan habe ich schon oben gesprochen, ebenso die zwei prächtig geschilderten Nebenpersonen — Kntjeikin und Ziffirkin — angedeutet. Dagegen sind Herr Prostakow, Prawdin, Milon und Sophie nur sehr mittelmäßige und ganz blasse Figuren. Man merkt es ihnen sofort an, dass der Dichter sie ohne besondere Vorliebe und nur als etwas ganz Nebensächliches geschaffen hat — was sollte auch von Wisin in seinem tendenziösen Lustspiel mit einem ehrlichen aber ganz alltäglichen Liebespaar? — Prawdins Figur ist überhaupt bloß angedeutet und ganz schattenhaft, er hat mit der Handlung des Stückes eigentlich nichts zu tun und ist nur deshalb da, um im letzten Akt als deus ex machina den — allerdings nur sehr losen — Knoten durchhauen zu können.

Es giebt noch eine Hauptperson im „Muttersöhnchen“, die eine ganz eigentümliche Stellung da einnimmt, nämlich Starodum. Dieser grundbrave und fortwährend über Tugend und Bürgerpflicht sprechende alte Herr ist eine herzlich langweilige Person, die sehr wenig in ein Lustspiel hineinpasst, aber nichtsdestoweniger hat von Wisin ihn bringen müssen, um den negativen Figuren der Prostakows, des Mitrofan u. s. w. eine positive Gestalt gegenüberzustellen, und um dadurch die ersteren noch abschreckender zu machen. Auch Starodum hat mit der eigentlichen Handlung des Stückes sehr wenig zu thun, aber seine Schilderungen der Hofintriguen, des Adels, des Ehelebens sind wahr und mögen vielleicht auch auf die heutigen Verhältnisse in Russland und — sonst noch irgendwo passen.

Bei einem Lustspiele aus dem vorigen Jahrhundert ist es so gut wie selbstverständlich, dass die Namen der vorkommenden Personen einen engen Bezug auf ihre Träger haben, so auch hier. Prostakow bedeutet einfältig, Starodum — altdenkend, Prawdin — wahrheitsliebend u. s. w. Uebrigens sind in Russland derartige Namen bis auf den heutigen Tag noch im Gebrauch, wie überhaupt die russischen Famliennamen sehr charakteristisch sind.

Nach der ersten Vorstellung des „Muttersöhnchens“ soll der damals allmächtige Fürst Potemkin voll Entzücken ausgerufen haben: „Stirb, Denis, oder schreibe nichts mehr!“ womit er sagen wollte, dass ein besseres Lustspiel als das „Muttersöhnchen“ zu schreiben unmöglich sei. Dieses Urteil werden wir wohl kaum unterschreiben, immerhin aber verdient das Werk auch noch heute gelesen zu werden: ein klarer und witziger Kopf schildert uns darin meisterhaft einen großen Teil der russischen Gesellschaft im XVIII. Jahrhundert.

In den beiden Lustspielen: dem „Brigadeur“ und

hauptsächlich dem „Muttersöhnchen“ liegt die ganze Bedeutung von Wisins, denn alles andere, was er noch sonst geschrieben — Kritiken, humoristische kleinere Artikel, Gedichte — erhebt sich nicht über das Mittelmäßige, wenn man diesen kleineren Arbeiten auch Witz und Schlagfertigkeit nicht absprechen kann. Weit interessanter sind die Briefe von Wisin, die auf seinen Reisen im Auslande entstanden und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Das Ausland gefällt ihm zwar, aber er will überall merken, dass es seine Blütezeit hinter sich habe, dass es ihm an Kraft zum Weiterbestehen mangle. Der „faule Westen“, dieses Lieblingswort der heutigen Panslavisten, kommt also schon von Wisin nicht ganz gesund vor, und daraus schöpft er Hoffnungen und Trost für sein Vaterland. In einem seiner oben angeführten Briefe heißt es in Bezug auf das: „Wenn man hier (d. h. im Auslande) auch früher als bei uns zu leben angefangen hat, so können wir unserer Lebensweise diejenige Form verleihen, die uns die beste zu sein scheint, wir können diejenigen Unbequemlichkeiten und Schattenseiten vermeiden, die sich hier schon so sehr eingewurzelt haben. Nous commençons et ils finissent. Ich glaube, dass ein Neugeborener doch viel glücklicher ist als ein Sterbender . . . .“

In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich von Wisin mit der Abfassung einer Autobiographie — „Offenherzige Bekenntnisse“ sollte sie betitelt werden —, die aber unvollendet geblieben ist. Allerdings leiden solche „Bekenntnisse“ gewöhnlich an Objektivitätsmangel — entweder kokettiert der Schreiber mit seinen Schwächen, oder die Dichtung überwiegt bei Weitem die Wahrheit —, aber wenn wir davon absehen, so finden wir in den von Wisinschen „Bekenntnissen“ gar manches, was lesenswert ist. „Die Natur, heißt es da an einer Stelle, gab mir einen spitzen, klugen Sinn, aber keinen gesunden Verstand, und die Neigung zur Satire wurde schon sehr früh in mir wach. Meine spitzen Bemerkungen machten die Runde durch ganz Moskau, und da sie für viele sehr unangenehm waren, so schimpften mich die Beleidigten einen bösen und gefährlichen Jungen, während diejenigen, die sich durch meine spitzen Worte amüsierten, mich einen liebenswürdigen und angenehmen Gesellschafter nannten. Ich sah, dass man mich überall für einen klugen Menschen hielt und da kümmerte es mich sehr wenig, dass mein Verstand auf Kosten meines Herzens gelobt wurde . . . . Ohne mich zu loben kann ich behaupten, dass ich ein sehr gutes Herz besitze. Nichts war mir schrecklicher, als irgend ein Unrecht zu begehen, und deshalb habe ich mich vor Niemanden so sehr gefürchtet, als vor Personen, die von mir abhängig und daher nicht im Stande waren sich zu rächen . . . .“

Nur unreife und kindische Patienten — und das war ja der größte Teil der damaligen russischen Gesellschaft — hassen den Wundarzt, der ihnen zwar Schmerzen verursacht, aber dadurch ihre Gesundheit wieder herstellen will, und so wollen wir auch von Wisin glauben, dass er viele Feinde gehabt. Dass er aber seinen Landsleuten wirklich zu nützen glaubte, indem er ihre Schwächen bloß stellte, das zeigt uns am besten folgender Ausspruch von ihm:

„Ein talentvoller Schriftsteller ist, sozusagen, der Beschützer des allgemeinen Wohlergehens. In seinem Zimmer und mit der Feder in der Hand kann er ein nützlicher Ratgeber seines Monarchen, ja mitunter der Retter seiner Mitbürger und seines Vaterlandes sein.“

Ein Dichter, der seinen Beruf so hoch auffasste verdient auch von der Nachwelt nicht vergessen zu werden.



Justinus Kerner und sein Arzt.

Von Adolph Kohut.

(Aus dem litterarischen Nachlass Justinus Kerners.)

Durch die Freundlichkeit meines verehrten Freundes, des Sohnes Justinus Kerners, des Hofrats und Dichters Theobald Kerner in Weinsberg, bin ich in den Besitz eines höchst interessanten versifizierten Briefwechsels gelangt, den sein berühmter Vater an seinen langjährigen Freund und Hausarzt Dr. Maurer in Weinsberg an der Weibertreue gerichtet hat.

Diese Gedichte werden hier zum ersten Male veröffentlicht, und wir glauben den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir sie mit diesen Gelegenheitsgedichten, aus welchen der goldige Humor und das edle, sinnige Gemüt des großen Poeten, dessen hundertjährigen Geburtstag die ganze gebildete Welt am 18. September vorigen Jahres festlich begangen, bekannt machen.

Als Justinus Kerner, welcher das Kraut von den sog. „Fildern“ — oberhalb Stuttgart — und das den Neckar heraufkommende sog. „Schiffskraut“ sehr liebte, von Dr. Maurer ein aus weißen Rüben nach Sauerkrautart zubereitetes Gericht zugeschickt erhielt, schrieb er ihm mit dem Kernerschen Wappen (von Kaiser Maximilian 1565 den Kernern verliehen) folgendes allerliebste Poem:

Dein Rübenkraut war prächtig,
Das sag' und sing' ich laut,
Wenn drob auch noch so mächtig
Erschrickt das Filderkraut,
Und auch das Kraut vom Schiffe
Dir, Maurer, droht voll Wut,
Nein, deine Uebergriffe
Ins Rübenkraut sind gut.
Dank dir! Nun erst aufs Neue
Mein Wappen mir gefällt,
Auf dem ein goldner Leue
Eine weiße Rübe hält.

Justinus Kerner,
Ritter von der weißen Rübe.

Weinsberg, 1. März 1854.

Aus dem Jahre 1853 liegen mir zwei amüsante Scherzgedichte vor. Zuvörderst folgender Neujahrsgruß zum 1. Januar 1853:

Ach, mir liegt auf dem Gewissen,
Wie viel Schuh und Stiefel du,
Zu mir eilend, hast zerrissen,
Und ich habe keine Ruh'!
Herzensdank kann wohl beglücken,
Aber — keine Schuhe flicken,
Darum bitt' ich tausend Mal,
Ist die Gabe noch so schmal,
Freundlich doch auf sie zu blicken,
Prosit, Lieber! bleib' mir ferner
Freund und Arzt!
Justinus Kerner.
Weinsberg, 1. Januar 1853.

Sehr hübsch ist folgendes Verschen:

Lieber! hier nur ein Paar Tropfen
Deiner vielen Mühen wegen,
Könnt' ich aus den Taschen klopfen
Für dich einen goldnen Regen!!
Doch was wäre dran gelegen
Dir? — Du hast des Himmels Segen!
31. August 1853. Justinus Kerner.

Sehr humoristisch, wenn auch etwas weltschmerzlich angehaucht ist nachstehendes Neujahrspoem zum 1. Januar 1855:

Lieber! Lieber!
Immer trüber
Wird der Himmel und mein Herz!
Doch das Herz, das heilt kein Kraut,
Heilt es auch den Magenschmerz.
Lieber! sag' es mit mir laut:
Schmerzen, die das Herz zerteilen,
Kann kein Brei von Kleie heilen,
Dämpft auch unter dem die Haut!"

Solche aber weichen oft,
Kommt ein Freund ganz unverhofft,
Und am sichersten ein Freund,
Der wie du, so gut es meint.
Weinsberg, 1. Januar 1855. Justinus Kerner.

Ja, ein treuer, aufopferungsvoller Freund war Justinus Kerner Zeit seines Lebens! Davon wussten Alle zu erzählen, die je mit dem ausgezeichneten Dichter, Arzt und Menschen in Berührung gekommen sind. Nur wenige Menschen sind deshalb so geliebt worden, wie er, und man braucht nur die Briefe Ludwig Uhlands, Carl Mayers, G. Schwabs, G. Pfizers, Graf Al. von Württembergs, Matthissons, Tiecks, Freiligraths, Em. Geibels und verschiedener Anderer zu lesen, und man wird finden, dass alle diese Männer mit Enthusiasmus von der edlen Persönlichkeit, Gastfreundschaft und Herzensgüte Justinus Kerners singen und sagen. Man weiß, dass auch Nicolaus Lenau vom Kernerhause an der Weibertreue so ergreifend schön sang:

Linde werd' ich hier umweht
Von geheimen frohen Schauern,
Gleich, als hätt' ein still Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Dunst zerflossen,
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.

Und Theobald Kerner konnte am Säculärtage, den 18. September 1886, von seines Vaters Hause kühn behaupten:

Dies Haus, am Fuß der Weibertreu erbaut,
Wie hat's beherbergt manch' lieben Gast!
Ob hoch, ob nieder, ohne Unterschied!
Ein jeder Wandrer fand willkomm'ne Rast.

Den Kranken war es oft ein still' Asil,
Ein trautes Heim der Kunst und Poesie,
Ward' auch der Dichter alt, sein Herz blieb jung,
Und für die Freundschaft hat's gealtert nie!



Ralph Waldo Emerson.

Von Oliver Wendell Holmes. — London, Kegan Paul, French & Co.

Von einem Jugendfreunde Emersons liegt uns in zweiter Auflage dessen Biographie vor und verlangt, um auch in Deutschland einen weiten Leserkreis zu finden, einen Uebersetzer. Neben Thomas Carlyle muss dieser Lebensgang uns einsichtlich werden, neben dem Diogenes von Chelsea müssen wir den Einsiedler von Concord stellen, um Beide, in ihrer Verschiedenheit und doch einander zugehörig, zu verstehen. Emerson, der Idealist, der Transcendentale, voll von rührender, schöner Hoffnung, dass die Saat, die er säe, aufgehen und herrliche Früchte tragen würde; Carlyle, der Idealist, dessen Begleiterin der Zweifel, dass das Gute siegen werde, der sich für einen Prediger in der Wüste hielt. Der Briefwechsel Beider, der vor zwei Jahren herauskam, bekundet, wie innig ihr Verkehr war, der dem zwischen Goethe und Schiller ebenbürtig an die Seite gesetzt werden kann. Auch würde dieser Briefwechsel hinreichen, um uns mit dem Lebensgange und der litterarischen Entwickelung dieser beiden Ethiker bekannt zu machen, wenn dem deutschen Leser diese Bücher zugänglich wären. Aber nur unsere größeren Staatsbibliotheken erwerben solche Bücher. Eine Leihbibliothek darf nicht daran denken, denn sie müsste für Werke der Art einen bedeutend höheren Lesepreis haben, als der gangbare ist. Unsere Bildung verlangt jedoch die Kenntnis eines Lebenslaufes von Emerson, und so müssen wir denn unsere Hoffnung auf eine Tauchnitz-Edition oder auf Uebersetzung richten.

Holmes lässt in seiner Biographie die Tatsachen reden, denen er wenig aus eigener Anschauung hinzu tut. Der Weise von Concord war nicht nur ein Schriftgelehrter, der die Welt verbessern wollte; er wirkte auch beispielsvoll durch sein eigenes Leben. Das von ihm bewohnte Haus in Concord hatte sein Großvater erbaut; in den altmodischen Räumlichkeiten desselben verflossen seine Lebenstage, geteilt zwischen Arbeit und Ruhe. Seine Vorfahren, bis weit hinauf, waren Würdenträger der englischen

Kirche und auch er war diesem Berufe bestimmt gewesen; allein die beengenden Vorschriften, die seiner Beredsamkeit einen hemmenden Zügel anlegten, ließen ihn Katheder für Kanzel eintauschen. Seine Mittel erlaubten ihm diese Wahl, und sein einfacher Sinn, dem die Güter dieser Welt nie die Hauptsache, verlangte nicht nach Gold und Prunk, die Natur und Bücher waren die von ihm gepflegten Schätze. Er war zwei Mal verheiratet, war glücklich in seiner Ehe und im Besitze von drei Kindern, die er zärtlich liebte. Von diesen blieb eine Tochter unverheiratet und wurde die Herausgeberin seines litterarischen Nachlasses.

Das puritanische Boston, die Universität Cambridge, Beide in seiner Nähe, boten ihm Gelegenheit seine Rednergabe zu erproben. Doch gewann er nur einen kleinen, wenn auch ausgewählten Zuhörerkreis, weil seine Auffassung der Aufgabe des Menschenlebens dem allgemeinen Streben nach Erwerb entgegen stand. Nach und nach erweiterte sich jedoch dieser Kreis. Um für seine Ideen Propaganda zu machen, gab er dann, im Verein mit Margarethe Fuller, ein Journal heraus „The Dial", das aber sehr wenig Abnehmer fand. Er schwamm eben gegen den Strom und hatte mitunter Mühe, den Kopf über dem Wasser zu halten. Holmes sagt, dass man Emerson in einem anderen Lande, in einer anderen Epoche der Weltgeschichte gekreuzigt, gerädert, verbrannt haben würde. In dieser Annahme geht er wohl etwas zu weit; denn der Weise von Concord war stets sehr milde, ließ sich von keinem Zorn übermannen, blieb abstrakt. Das gerade machte ihm Carlyle häufig zum Vorwurfe. Er sollte Tatsachen reden lassen, sollte konkret sein, begehrte jener. Die Menschen mit sanftem Flügelschlage zu mahnen, dass die Stunde da sei, wo das Erwachen nötig, hielt der strenge Schotte für unwirksam. Wer von Beiden Recht hatte, wer kann es sagen? Die Zeit vielleicht, die Alles verschlingende, wenn sie nach Jahrhunderten, ja oft nach Tausenden von Jahren vergessene Bilder des Einst uns vorführt, wird eine strebsame Jugend für Emerson und Carlyle begeistern, wie jetzt für Sokrates und Plato, und sich staunend fragen, warum die goldene Zeit, von der die Weisen reden, immer noch eine schöne Mythe mit unvergänglichem Zauber sei.

Es wird vielleicht nicht allzu bekannt sein, dass Thomas Carlyle seine Bibliothek, die eine große Anzahl von wertvollen Werken, die er für Friedrich den Großen und Cromwell benutzt, an Amerika vermachte, das sie der Harvard Universität einverleibt hat. Was ihn dazu vermochte, wirft das schönste Licht auf seinen Charakter; denn er war eingedenk dessen, was Emerson, als Amerikaner, für ihn getan hatte, in der Zeit seiner Not, wo kein Buchhändler in England, was er schrieb, drucken wollte, und wo sich in Boston ein Verleger für ihn fand, so dass er auf diesem Umwege in seinem Vaterlande zur Geltung kam. Wenn Seneca sagt, man müsse froh sein unter hundert Menschen einen dankbaren zu finden, so sehen wir diese schöne Ausnahme hier. Niemals hat Carlyle aufgehört, sich Emerson verpflichtet zu fühlen, warm strömt sein Dankgefühl über gegen den bewährten Freund, jeder von diesem empfohlene Amerikaner findet die beste Aufnahme, jeden Freundschaftsbeweis, den er ihm geben kann, giebt er ihm, beantwortet Jener seine Briefe nicht, so schreibt er ihm dennoch, und verspricht nie aufhören zu wollen in seinen Mitteilungen, und zum Schlusse bietet er ihm dann für sein Vaterland diese Bibliothek an. Er konnte Emerson in keiner ehrenderen Weise lohnen. Nur ein edles Herz, nur ein edler Sinn war im Stande, einen Freundschaftsdienst so fest zu halten, durch vierzig lange Jahre daran zu zehren, und dem Abschluss des Lebens zugehend, diesen Markstein setzen, der sein innigstes Empfinden betätigte.

Es ist schön, wenn große Männer ein beispielvolles Leben unter uns leben, das auch im Scheiden noch solche Strahlen zurückwirft. Von Beiden sagt man, dass sie keine Jugendsünde zu bereuen hatten.

Wiesbaden. Amely Bölte.

Litterarische Neuigkeiten.

„Walt Whitman." Vortrag von Karl Knortz. (New-York.) Der verdiente deutsch-amerikanische Dichter sucht hier die Bedeutung des amerikanischen Rhapsoden klar zu legen und widmet demselben ein liebevolles Verständnis. Wir können die Bewunderung für die verworrenen krausen regellosen Ergüsse eines regellosen Lebens nicht teilen. Hinter diesen knorrigen Geschmackslosigkeiten erkennen wir nur einen dürftigen dichterischen Kern. Es sind die bekannten Tiraden nüchterner Rhetorik à la Victor Hugo. Einige der Whitmanschen Kriegs- und Lagerbilder („Beat, beat, drums!" „A letter from Camp", „A march in the ranks", „Vigil on the field") enthalten Stellen voll überraschender Augenblicksoffenbarung und die Ode auf Lincolns Tod entbehrt nicht eines gewissen seherhaften Pathos. Gleichwohl kann diese gezierte Formlosigkeit nur von krankhaft überreizten Organismen als jugendfrische Poesie empfunden werden. Whitman schreibt einen Bogen voll Prosa, trennt hinterher willkürlich die Prosaperioden und teilt sie in ungelenke Streckverse ab. Diese Zukunftsmusik, wo sich Orakelpathos mit nüchterner Leitartikelprosa mischt (in „Salut au monde!" bietet der Dichter sogar einen geographischen Leitfaden) kann eigentlich nur von der Pythia und and anderen Delphischen Kollegen gewürdigt werden. — Wir sind kein Freund der amerikanischen Lyrik. Selbst Poe's Wort-Tonmalerei und Formkünstelei scheint uns nur den Mangel elementarer Ursprünglichkeit verstecken zu sollen. Auch Joaquin Miller ist nur ein Kolorist, der seinen Pinsel in brennende Farben tauchte. Die einzige Gedichtsammlung, die ein eigenartig nationales Gepräge zeigt, ist die des genialen Novellisten Bret Harte. Hier redet ein ganzer Mensch zu uns. Das Alles ist selbsterlebt, unmittelbar wiedergegeben. — Whitman wird bald vergessen sein.

„Licht und Erkenntnis." Das Buch versucht die psychischen Erscheinungen der menschlichen Natur klarzulegen und kommt zu dem Resultate, dass dieselben nicht übernatürlicher, sondern nur übersinnlicher Art sind. Das geistreich geschriebene Werk ist für Spiritisten, Antispiritisten und das allgemein gebildete Publikum von großem Interesse. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Der französische Büchermarkt ist schon seit langer Zeit derart mit Erzeugnissen des krassesten Naturalismus überfüllt, dass ein Geist, der nicht gewohnt ist sich von Cayenne und Haut-goût zu nähren, schier krank werden muss, wenn sein Beruf ihn nötigt, viel solche Kost vorgesetzt zu bekommen, die er nicht zu genießen vermag. Ja, wir möchten sogar behaupten, dass der französische Esprit durch die beständige Gemeinschaft mit dem Naturalismus vermindert wird. Doch wir wollen nicht abschweifen. Es ist eine wahre Freude, wenn man unter so bewandten Umständen einmal eine Perle findet, die nicht angetressen ist von dem Geiste der Zeit, wenn sie auch dem Geschmacke derselben entsprechend gefasst ist. Ein solches Kleinod ist der Band Novellen, welchen der geistvolle George Vautier unter dem scherzhaft gemeinten Titel „Guerre aux Maris" veröffentlicht. (Paris, Paul Ollendorff, 1886, 2e Ed. Andere Werke desselben Verfassers sind: Le Salon des Refusées; La Grève des Femmes; Le Remords du Docteur; La Marraine; Le Crime du Substitut; La Revanche du Mari; Le Pays du Merle blanc.) In der ersten der 3 Novellen sind es flotte, jugendliche Reiteroffiziere, in der zweiten ist es ein Abbé, in der dritten ein enttäuschter und unglücklicher Ehemann, die den Gatten das Leben schwer machen. In allen drei Novellen zeigt Vautier in der Schilderung der ehelichen Verhältnisse, dass er die Mittel der Realisten nicht verschmäht, in allen anderen Punkten hält er sich frei von der Profanierung sogenannter Wahrheiten, welche lieber die Dunkelheit als den Tag suchen sollten.

„Der Einfall Bussignacs" zeichnet uns in lebhaften Farben das Leben der unverheirateten französischen Reiteroffiziere, schildert vortrefflich die schmerzliche Lage armer, gebildeter Eltern, wenn sie unter jetzigen Verhältnissen an die passende Verheiratung einer Tochter zu denken haben, zeichnet treffend die eitle Hohlheit der zu Reichtum gelangten, geistesrohen Börsenmenschen. Die doppelte Liebesgeschichte, welche das Thema ausmacht, ist vortrefflich erdacht und reich an packenden Darstellungen aller Art. Dass am Schluss die eben noch schwer gefährdete Einigkeit einer jungen Ehe auf eine Lüge begründet ward, ist ein schwerer Fehler, der jedoch den Wert der Novelle nicht sehr zu schädigen vermag.

Zeitgeschichtlich bedeutend ist die zweite Novelle: „Le Maitre". Der Herr ist ein Abbé, welcher zunächst Frau v. Jean und durch diese willensstarke Frau deren ganze Familie, sogar den durchaus freigeistigen Hausherren beherrscht. Die Tochter des Hauses, Clemence, darf ihrem Geliebten, dem Advokaten Félicien Durand erst die Hand reichen, nachdem der Widerstand des Abbé überwunden ist, welcher von dem nicht strenggläubigen Durand nichts wissen will. Endlich giebt der uns niemals zu Gesicht kommende Abbé nach, Félicien muss aber zuvor das Versprechen geben, niemals seine Frau in religiösen Dingen zu beeinflussen. Hieraus geht unsägliches Unglück hervor, denn der Abbé und die von ihm beeinflusste Schwiegermutter dehnen ihren Einfluss selbst auf die intimsten Dinge aus, so dass schließlich der Bruch zwischen den Gatten, sehr gegen deren Willen, erzwungen wird. Eine trotz der ernsten Lage urkomisch wirkende Entführungsszene durchschneidet endlich den durch Pfaffenlist geschürzten Knoten, löst befriedigend alle Schwierigkeiten und giebt Abbé und Schwiegermutter der verdienten Lächerlichkeit preis. — Leider ist es ein Bild des Lebens, das uns Vautier zeichnet.

„Mal Mariés" (Ungültige Heirat) ist die schwächste der drei Novellen, die indessen auch recht unterhaltend ist und die den Gedanken ausführt: „Wenn auch die Ehe eine Fessel auflegt, die zuweilen drückend sein kann, so ist dieselbe doch schließlich dem, der sie einmal getragen hat, unentbehrlich."

Wir können zuversichtlich allen Erwachsenen das Buch als unterhaltend und vortrefflich empfehlen.

Von der vom Professor der Litteraturgeschichte am königlichen Polytechnikum zu Dresden, Dr. Adolf Stern herausgegebenen „Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung" liegt soeben die zweite Lieferung vor (Stuttgart, Riegersche Verlagshandlung).

„Kalifornische Kulturbilder" von Theodor Kirchhoff (in San Francisco). (Cassel, Verlag von Theodor Fischer.) Der Verfasser, welcher sich bereits zwanzig Jahre in Kalifornien aufgehalten, giebt in dem vorliegenden Werke kaleidoskopisch aneinander gereihte Schilderungen von Land und Leute dieses so wundersamen Landes. Außerst interessant sind auch die Reisebilder. Eine Reihe derselben führt den Leser in die verschiedenartigsten, weit von einander entlegenen Gegenden des an Naturschönheiten so überreichen Kaliforniens, wodurch ihm das Gesamtbild dieses interessanten Landes möglichst klar vor das geistige Auge gebracht wird. Die abnorme Sonderstellung des chinesischen Volkselements und seine Beziehungen zu der kaukasischen Bevölkerung sind ebenfalls auf eingehende Weise geschildert worden. In dem Werke hat der Verfasser sich das Verdienst erworben, dieses Kalifornien und seine Bewohner mit objektiver Feder und auf eine ansprechende Weise gezeichnet zu haben.

Wilhelm Bölsche giebt im Verlage von Herm. Dürselen in Leipzig eine Gesammtausgabe von Heinrich Heines Werken heraus, wovon die beiden ersten Lieferungen bereits vorliegen. Bei dem bis jetzt sehr teu-ren Preise dieser Werke dürfte diese Ausgabe, welche in 20 Heften à 50 Pf. erscheinen wird, auch dem weniger Bemittelten zugänglich gemacht werden.

Dr. Max Schasler: „Aesthetik." Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst. (Das Wissen der Gegenwart. 55.—56. Band.) Leipzig: G. Freytag. — Prag: F. Tempsky. 1886 248 und 266 Seiten 8°. Die Aesthetik ist ein wesentlicher Bestandteil der modernen Bildung geworden. Eine verhältnismäßig noch junge Wissenschaft beherrscht sie heute bereits das gesammte geistige Leben der Zeit. Eine großartige Litteratur hat sich allmählich angesammelt; auch an Versuchen volkstümlicher Darstellung fehlt es nicht. Aber kein einziges dieser Bücher vermochte sich jene Verbreitung zu erringen, welche dem betreffenden Verfasser wohl als ideales Ziel vorschwebte. Immer noch war die Sprache in Folge des abstrakten Stoffes zu hoch gehalten, zu schwer; auch die Preise all dieser Werke waren zu kostspielig. Um so höher ist das Verdienst der Verlagshandlungen Freytag und Tempsky anzuschlagen, welche für ihre vorzügliche Sammlung einen Mann von der wissenschaftlichen Bedeutung Schaslers gewonnen haben, der das überaus schwierige Problem, eine Aesthetik populär zu schreiben, meisterhaft gelöst hat, wie eine Durchsicht der oben genannten Leistung lehrt. Für geringen Preis erhält man da ein vorzügliches Buch, elegant und dauerhaft gebunden, mit einem Inhalte, wie er nicht besser gewünscht werden kann. Der erste Teil beschäftigt sich mit der Idee des Schönen in ihrer Allgemeinheit und Besonderung, der zweite Teil führt uns in das herrliche, große Reich der Kunst; er weist uns die Elemente des Kunstschönen nach und bietet dann eine äußerst feinsinnig gehalte ästhetische Betrachtung der Architektur, Plastik, Malerei, Musik, Mimik und Poesie in all ihren Unterabteilungen. Die Sprache ist gehoben, edel und dabei körnig einfach. Kein Wort ist zu viel, keines zu wenig. Wer immer sich mit Kunst und Philosophie beschäftigt oder irgend ein Interesse für dieselben hat, wird das Buch mit größtem Nutzen lesen; es ist wie selten eines bestimmt, den Sinn für das Schöne und Edle in die weitesten Kreise zu tragen, Weltgemeingut des deutschen Volkes zu werden. Band 57 des „Wissens der Gegenwart" bringt eine Schilderung von Madagaskar und den Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen von Professor Dr. R. Hartmann und Band 58 „Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in den beiden Polarzonen" von J. Löwenberg, letzteren beiden Bänden sind noch zahlreiche Illustrationen und in den Text gedruckten Karten beigegeben. Ebenda ist erschienen: „Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte von Dr. Alwin Schultz, wovon uns bereits die 8. und 9. Lfg. vorliegt, und „Vögel der Heimat". Unsere Vogelwelt in Lebensbildern geschildert von Dr. Karl Ruß, mit 120 naturgetreuen Abbildungen, von letzterem sind bereits gleichfalls 9 Lieferungen herausgekommen.

Im Verlage von Hellmuth Wollermann in Braunschweig gelangt in Bälde zur Ausgabe: „Niedersächsisches Dichterbuch". Herausgegeben von Rudolf Eckart. Enthält Biographieen, Werkeverzeichnisse und lyrische Dichtungen von circa hundert niedersächsischen Dichtern der Gegenwart.

Das mit Spannung erwartete neueste Buch von Paolo Mantegazza: „Le Estasi Umane" ist soeben bei Fratelli Treves in Mailand erschienen. Alle jene Vorzüge, die die früher erschienenen Werke Mantegazzas so schnell berühmt gemacht haben, zeigt auch seine neueste Schöpfung in hohem Grade. Es ist ein Gedicht in Prosa, das den Enthusiasmus, mit dem es geschrieben, auf den Leser überträgt und durch die Macht seiner Beredsamkeit zur Bewunderung hinreißt. Der zahlreichen Gemeinde seiner deutschen Verehrer sei Mantegazzas neuestes Werk aufs Wärmste empfohlen.

„Das Leben, seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung." I. Teil. Die Fortdauer der Ueberzeugung, physikalisch erklärt und zum praktischen Nutzen für Ackerbau, Forstwissenschaft, Heilkunde und allgemeine Wohlfahrt. Hierzu eine Beilage „Theorie der Lebens-Chemie in Figuren" von Julius Hensel (Christiania, Huseby & Co.). Vorliegendes Buch hat den Zweck, auf dem Gebiet der Erkenntnis der Lebensgesetze, unter Fußfassung auf der Einheitlichkeit der Naturkräfte, dem gesunden Menschenverstand zu seinem Recht zu verhelfen und jeden denkenden Menschen unabhängig zu machen von den gekünstelten Systemen der modernen Wissenschaften.

„Bittere Scherze und Pariser Weisheit." Bekanntlich ist die Schreibweise Pariser Zeitungsschreiber eine ganz eigenartige, durch das Leben der Hauptstadt bedingte. Ein Feuilleton muss schon sehr prickelnd sein, wenn es in dem Jagen und Treiben der Millionenstadt bemerkt werden soll. Die armen Schriftsteller haben einen um so schwereren Stand, je mehr die Leser, für welche sie schreiben, der Welt angehören, in welcher man rasch lebt und etwas abgestumpfte Nerven hat. Da bedarf es eines kräftigen Hautgoûts, um den Kitzel des Besonderen auszuüben. Für welches Blatt gälte dies wohl mehr als für den „Gil-Blas", der sich an die ganze Welt richtet, soweit sie mit der halben in Verbindung steht oder sonst dem Sport huldigt. Wenn nun auch viele, ja die meisten Artikel dieser Zeitung das Gepräge der Gesellschaftsklasse tragen, für welche sie bestimmt sind, so findet man doch auch Betrachtungen darin, welche, abgesehen davon, dass auch sie etwas scharfe Würze (?) enthalten — doch in ihrer Art Moral lehren. Dies gilt in hervorragender Weise von den Aufsätzen des bekannten „Laternenmannes" Henri Rochefort, welche er unter dem angenommenen Namen Grimsel im Gil-Blas veröffentlichte und jetzt unter dem Sammeltitel Farces Amères (bittere Scherze) in einem stattlichen Bande (3,50 Fr.) bei Victor Havard herausgegeben hat. Wem daran gelegen ist, den französischen Esprit zu studieren, und wer etwas kräftige Kost nicht zu scheuen braucht, der sollte nicht verfehlen, einige der hier gesammelten Betrachtungen zu lesen. Wir möchten besonders auf die Abschnitte hinweisen, welche über das Théatre Français (S. 29 f. und 16? f.), über die Festsetzung einer „Polizeistunde" für Paris (S. 79 f.), über eine berüchtigte Duellgeschichte (S. ?0 f.), über einen neugewählten Abgeordneten (S. 142) gemacht werden. Hier tritt der Haut goût zurück und es macht sich dafür der scharfe Sarkasmus geltend, dem Rochefort seine Berühmtheit verdankt. Wir wollen jedoch, um kein Missverständnis aufkommen zu lassen, gleich hinzufügen, dass Rochefort vielfach recht oberflächlich ist und mehr darnach trachtet zu belustigen, als durch Tadel nach Besserung der gemissbilligten Verhältnisse zu streben. Das Wesen der Zeitung, für welche er schrieb, rechtfertigt ihn allerdings in dieser wie mancher andern Beziehung wenn auch nicht ganz, so doch — etwas.

Viel höher steht ein anderer Mitarbeiter des Gil-Blas, Henry Fouquier, der unter den Namen Nestor schrieb und eine Sammlung von Aufsätzen unter dem Titel La Sagesse Parisienne (Pariser Weisheit) in gleicher Ausstattung gleichfalls bei Victor Havard veröffentlichte (3,50 Fr.) — Während Rochefort mäkelt, um den Leser zu unterhalten, hat Fouquier die Absicht zu bessern, sucht also niederreißend wieder aufzubauen. Während jener das Obscöne um seiner selbst willen zu suchen scheint, dient es diesem nur dazu, dem Publikum, an das er sich vorzugsweise wendet, seine oft bittere Moral schmackhafter und annehmbarer zu machen. Rochefort muss lesen, wer den französischen Witz von seiner schärfsten Seite kennen lernen will, Fouquier, wer sich überzeugen will, wie der Philosoph auch aus den alltäglichsten Dingen — und wie oft ist nicht die Alltäglichkeit gemein — eine Moral zu ziehen weiß. Es sei noch erwähnt, dass das Werk von Fouquier in ihrer Art bemerkenswerte Arbeiten über Dumas, Jules Vallès About, Rouher, Broglie, Demidoff enthält.

Der rührige Verlag von E. Pierson (Dresden) bietet eine Reihe belletristischer Novitäten: — Da ist zuvörderst die vielbeanstandete Nataly von Eschstruth mit einer Novellensammlung „Potpourri". Das Talent darin wird ein Unparteilicher nicht verkennen dürfen. Die Sachen sind lebendig erzählt und flott geschrieben. Freilich macht sich das krankhaft überschwängliche Pathos, die phantastische Manieriertheit, welche fast allen weiblichen Schriftstellern anhaftet, darin störend bemerkbar. Was für ein erschrecklich edelmütiger Wüstensohn, dieser „Kaira-Jaffta"! Doch zeugt z. B. die Skizze „Eine Laune" von wirklicher Empfindung. — Künstlerisch noch gelungener in der Vortragsweise scheinen die zwei Novellen "Alte Gefährten" von Clara von Sydow. Allerdings treibt in der ersten Novelle wieder der geniale junge Künstler mit dem ewig verliebten Herzen sein Unwesen, diese uralte Lieblingsfigur weiblicher Federn. Wird diese Gestalt nicht endlich aus unsern Romanen verschwinden, wird man nicht endlich begreifen, dass der wirkliche Künstler, und nun gar der geniale, durchaus nicht den schönen Damenhelden zu entsprechen pflegt, welche „ewig weibliche" Gehirne sich zurechtzaubern? — Einen eigentümlichen Gegensatz zu den leidenschaftlichen dramatisch bewegten Erzählungen der beiden genannten Schriftstellerinnen bieten die schlichten Novellen eines Otto Roquette „Ueber den Wolken" in ihrer schmucklosen, aber behaglichen Einfachheit. — Auch der historische Roman „Souverain" von A. v. d. Elbe sei zum Schlusse lobend erwähnt. Er ist gut aufgebaut und nicht ohne Ansätze zu feinerer Charakteristik, wie denn die Figur des sächsischen Ministers Brühl, des Beust jener Tage, Gestaltungsvermögen verrät.

„Erzählungen aus der Schweiz" von J. v. Doblhoff (München, G. B. W. Callwey). Der Verfasser bekundet in den drei Erzählungen „Ma Renonce", „Madonna" und „Der Heiny von Realp" ein reiches Talent, und empfindet man bei der Lektüre derselben volle Befriedigung.

„Das Leben Thomas Carlyles." Aus dem Englischen von J. H. Froude. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Th. A. Fischer, Mitglied der Carlyle- und Wordsworth-Society. Uebersetzer des "Sartor Resartus" etc. Band I. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. James Anthony Froude, der langjährige Freund des großen englischen Schriftstellers und selbst ein Historiker ersten Ranges, veröffentlichte das „Leben Carlyles" in vier Bänden während der Jahre 1882—1884. Aus demselben ist mit Hinweglassungen unwesentlicher Wiederholungen, dagegen mit Hinzufügung von Aktenstücken, die selbst Froude unbekannt waren und von Anmerkungen, die das Verständnis des Textes für deutsche Leser nötig machte, das vorliegende Werk zusammengestellt. Wir sehen wie der kleine, barfüßige Bauernsohn aus Ecclefechan nach langen, schweren, geistigen Kämpfen und nach Besiegung der widrigsten äußeren Umstände, endlich zum Manne heranreift, dem selbst seine politischen Gegner die erste Stelle in der englischen Litteratur seiner Zeit einräumen müssen; wir erfahren von seinem einsamen Leben auf dem Gütchen Craigenputtock, „sechzehn Meilen von jeder menschlichen Seele entfernt", gewinnen einen Einblick in die Werkstatt, wo die berühmtesten Arbeiten Carlyles entweder das Licht sahen oder doch geplant wurden, und hören von seinen mit köstlichem Humor geschilderten Reisen in Frankreich, Holland und Deutschland. Endlich sehen wir ihn, als verehrter Meister, ein gern gesehener Gast in den Palästen der Aristokratie und eine gefürchtete Persönlichkeit selbst im Rate der Kabinettsminister sein vielbewegtes, nach dem tragischen Ende seiner Frau aber traurig-einsames Leben beschließen. Leopold v. Ranke und Fürst Bismarck waren unter den ersten, die dem Achtzigjährigen ihre Glückwünsche sandten.

Bei Eugen Peterson wurde soeben die zweite Auflage des von Professor Dr. Hermann Semmig herausgegebenen Werkes „Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen" mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Gegenwart auf den Markt gebracht, ebenda hat Heinrich Köhler unter dem Titel „Joseph Bäreufuß" eine Märchenerzählung für die Jugend veröffentlicht, der wir viele kleine Freunde und Freundinnen wünschen; Ausstattung wie Inhalt können darauf in jeder Weise Ansprüche machen.

Auf Veranlassung des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts und mit Unterstützung des Königlich Preußischen Ministeriums sind durch den K. Preußischen großen Generalstabe-Karten „Karten von Attika" aufgenommen und mit erläuterndem Text von E. Curtius und J. A. Kaupert herausgegeben, wovon uns das vierte Heft von der Verlagshandlung, D. Reimer in Berlin zugeht. Dasselbe hat zum Inhalte Blatt XII XIV Pentelikon, aufgenommen und gezeichnet von R. Wolff, Markopulo von demselben, Kap Sunion (West) und Kap Sunion (Ost) von v. Bernhardi. Die Karten zeichnen sich durch eine vorzügliche Ausführung und peinliche Genauigkeit aus, die sie zur Anschaffung allen Bibliotheken nur empfehlen können.

„Unter blühenden Blumen“ gemalt von Louise Preußer und Olga zu Eulenburg, Worte von Similde Gerhard (Meißner & Buch in Leipzig). Wir sind überzeugt, dass das auch äußerlich elegant ausgestattete Prachtwerk vermöge seines Inhalts sowohl Bilder wie Text betreffend überall, wo es den Einzug halten wird, gut aufgenommen wird.

„Architektonik des Muhamedanischen und Romanischen Stils“ von Professor Dr. Rudolf Adamy, mit 253 Holzschnitten und Zink-Hochätzungen (Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung). Dieser Teil, die zweite Abteilung des zweiten Bandes der „Architektonik des Mittelalters“, welcher widerum einen Teil des Gesammtwerkes „Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage“, herausgegeben von Dr. R. Adamy ist, befasst sich mit dem muhamedanischen und romanischen Stil, es ist ein Werk von hoher Bedeutung und dürfte dasselbe bei der Genauigkeit des gesammten Materials dazu berufen sein, als ein Musterwerk dahingestellt zu werden.

„Autour du concile, souvenirs et croquis d'un artiste à Rome, ce qui se passe au concile types et cérémonies le vatican intime — Rome capitale“, betitelt sich ein von Charles Yriatre bei J. Rothschild in Paris, 13 rue des Saints-Peres, herausgegebenes Werk. Das interessante Buch ist noch mit 91 Illustrationen von Detaille, Godetroy-Durand, Lix, Bocourt de Liphart, Yriatre e Wallet versehen, die auf die Lektüre des Werkes nur anregend wirken.

„G. E. Lessing“, sein Leben und seine Werke von Adolf Stahr, 2 Bände; mit einem Bilde Lessings und einem Faksimile aus „Emilia Galotti“. Das Leben Lessings, dieses Reformators unserer Litteratur, der dieselbe durch seine bahnbrechenden ästhetischen und kritischen Schriften siegreich von den Fesseln des Auslandes befreit und ihr in seinen Meisterdramen Vorbilder geschaffen, die zu dem Schönsten gehören, das alle Zeiten und Völker je hervorgebracht. Adolf Stahr hat es verstanden, das Leben dieses großen Mannes in allen seinen Verhältnissen getreu zu schildern und ist das Werk, welches bereits in neunter Auflage vorliegt, berufen und geeignet in die weitesten Schichten unseres deutschen Vaterlandes zu dringen.

„Monsieur Scapin“ ist der Titel eines Lustspieles in Versen und drei Akten von Jean Richepin (Verfasser des Dramas „Nana Sahib“, dem das Spiel der Sarah Bernhardt Geltung verschafft hat), das am 27. Oktober 1886 zuerst im Théâtre Français aufgeführt worden ist. Der Gedanke des Stückes ist entschieden eigenartig. Jedermann kennt den Scapin Molières, der unzählige Male seinen Herrn betrügt und denselben dann dadurch auszusöhnen weiß, dass er dessen Vater und andere ehrwürdige Bürger an der Nase herumführt, ihnen Geld und die Einwilligung zur Eingehung einer verbotenen Ehe entlockt. — Nun wohl; dieser Erzschlingel ist alt geworden, ist ehrwürdiger Familienvater, hat die Narrenkleidung sowie die dazu gehörige Gesinnung völlig abgelegt und — wird nun von seiner Tochter und dem „Scapin redivivus“ zum Narren gehabt. — Der Trefflichkeit des Gedankens entspricht nicht die der Ausführung des Stückes, obwohl Sprache und Verse von der französischen Kritik geradezu meisterhaft genannt werden. Wir erwarten mit Recht, dass Scapin im unklugen Kampf gegen jugendliche Liebe ein Opfer der einst von ihm selbst geübten Streiche werde. Der erste Akt entspricht noch am meisten dieser Voraussicht und errang dieser auch, wie die Berichte sagen, einen leidlichen Erfolg, während die beiden folgenden Akte mit wachsender Kühle aufgenommen wurden. Der zweite Akt ist nicht immer klar und Scapin fällt aus der ihm vorgezeichneten Rolle. Der dritte Akt, in dem Scapin darauf besteht, dass seine Tochter dem eines betrügerischen Vaters würdigen Sohn die Hand reiche, ist geradezu widersinnig. Am meisten werden die Liebes- und Familienszenen zwischen Susette und Florizel, sowie die zwischen Ersterer und ihrer Mutter, Mme Scapin, gerühmt. Am dramatischsten sind dieselben, aber dafür zeigen gerade sie eine sehr gezierte Sprache, die an das Pretieusentum gemahnt, so dass der Beifall, der gerade diesen Szenen geworden sein soll, wohl zum guten Teil den Schauspielern des Théâtre Français zuzuschreiben sein wird, wie man denn gar oft in diesem Eldorado wahrer Kunst einen Unterschied zwischen dem geschriebenen und dem gespielten Stücke machen muss, wo dann das Letztere gefällt, und man nach der Aufführung ärgerlich ist, dass man sich durch die Kunst der Schauspieler auf kritische Abwege hat täuschen lassen. — Immerhin kann ein Stück, selbst wenn sein Erfolg den Erwartungen der Societäre nicht entsprach, kaum als ganz unbedeutend übergangen werden.

Von der Serie „Städtebilder und Landschaften aus aller Welt“ aus dem Reisebücher-Verlag von Cäsar Schmidt in Zürich ist soeben wieder ein Heft „Salzburg“ nebst Ausflügen nach Reichenhall, Berchtesgaden und Königsee“ erschienen. Der bekannte Redakteur R. v. Freysauff schildert in anziehender Weise den alten Bischofssitz, ihre prächtige Natur und die lohnenden Ausflüge nach den obengenannten Gegenden, auch die Ramsau ist nicht vergessen; eine große Anzahl naturgetreuer Illustrationen teilweise von echt künstlerischer Auffassung und Ausführung ziert das Bändchen, welches gewiss viele Liebhaber finden wird.

„La visione di picche“ betitelt sich das neueste Opus von Frederico Verdinois, das bei A. Tocco & Co. in Neapel verlegt worden ist („La visione di Picche“ storia vera per chi ci credé, Napoli, casa editrice A. Tocco & Co.).

Erschienene Neuigkeiten.

„August von Sachsen (1553—1586).“ Eine Charakterstudie von Friedrich W. Ebeling. — Berlin, J. J. Heines Verlag.

„Bärbchen.“ Eine kleinstädtische Geschichte in fünf Versbündlein von Julius Dörr. — Prenzlau, A. Mieck.

„Das Archiv der Stadt Hermannstadt unter der sächsichen Nation“ von Franz Zimmermann. — Hermannstadt, Verlag des Archives.

„Die chronische Stuhlverstopfung“ (Hartleibigkeit) mit besonderer Berücksichtigung des Hämorrhoidalleidens und deren Heilung“, gemeinverständlich dargestellt von Dr. A. Messner.

„Der Epilepsismus aus dem Geschichtspunkte der Medizin, Straf-Rechtspflege und Staatskunst“ betrachtet von Eduard Reck. — Berlin, A. Zimmer.

„Die Diphtheritis-Heilmethode“ von Dr. Georg Friedrich-Wachsmuth“, illustriert durch die Statistik der Diphtherie für Berlin nach amtlichen Quellen. — Berlin, A. Zimmer.

„Die geologischen Verhältnisse der Umgegend von Rathenow“, mit einigen allgemein-geologischen Vorbemerkungen von Dr. F. Wahnschaffe. — Rathenow, Max Babenzien.

„Die hauswirtschaftliche Ausbildung und Erziehung der Mädchen der weniger bemittelten Stände“ von Mathilde Weber. — Berlin, George & Fiedler.

„Die sizilianische Vesper“, Trauerspiel von J. M. R. Lenz, herausgegeben von Karl Weinhold. — Breslau, W. Koebner.

„Kavalleristische Briefe an einen Waffengenossen über die technischen Fragen der Bewegungsformen und der Führung bei Kavallerie-Divisionsübungen. — Rathenow, Max Babenzien.

„Germanische Eigennamen der Stadt Rawitsch“ in einer etymologischen Untersuchung erklärt von Dr. Alfred Kadler. — Birkenstocksche Buchhandlung.

„König Ludwig II.“ Ein Rückblick auf den 13. Juni 1886 von einem Mitglied der bayrischen Abgeordnetenkammer. — Nördlingen, K. H. Becksche Buchhandlung.

„Reglements-Studien.“ Ein Beitrag zur Frage eines Zukunfts-Reglements für die deutsche Infanterie von F. A. Paris, Generalmajor a. D. — Rathenow, Max Babenzien.

„Fürst und Bettler.“ Frei nach dem amerikanischen Original des Mark Twain von Joseph Flach. — Konstanz, Verlag der Deutschen Heimat.

„Plaudereien aus dem Paradiese.“ Der Naturzustand in Wahrheit und Dichtung von Carus Sterne. — Teschen, Karl Prochaska.

A. de Gubernatis hat ein neues Werk „Peregrinagioni indiane India centrale“ veröffentlicht, welches im Verlage von Luigi Niccoti in Firenze erschienen ist.

„Ein Bändchen Gedichte“ von Armin Werhar wurde kürzlich in der Stahelschen Universitätsbuchhandlung in Würzburg ediert.

Alle für das „Magazin“ bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“ Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 9. Leipzig, den 26. Februar. 1887.

Inhalt:

Die Träger der Kultur.

Psychologische Skizze von Leo Berg.

Wenn wir den Prozess der Geschichtsentwicklung verfolgen, so sehen wir, wie fort und fort neue Ideen keimen, aufblühen und zur Reife gelangen, sich unaufhörlich neue Fragen sozialer oder politischer Art der Menschheit aufdrängen, erst freilich leise, wie ein ferner Westwind sich ankündigend, der dann aber immer heftiger und stürmischer anschwillt, bis schließlich der Held erscheint, der das erlösende Wort findet, auf dessen Geheiß die Stürme des Tages sich legen, und unter Wehen der Zeit die neue Erscheinung des Lebens zu Tage tritt; und mit Erstaunen fragen wir uns nach den Gründen, nicht wie jene Ideen gebildet, jene Fragen entwickelt werden, aber, wie es geschehe, dass dann eben auch jener Mann erscheint, der nur allein im Stande ist, die neugeborene Idee aus dem Schoße seiner Zeit zu heben, das Gebot der fortschreitenden Geschichte zu erfüllen. Ohne erst die Frage aufzuwerfen, ob man nicht, wie es freilich auch geschehen ist, die Sache auch umgekehrt darstellen kann, nämlich, dass wir die Ideen aus der Geschichte selbst ablesen, also auch anders ablesen würden, wenn sich die Geschichte anders ereignet hätte, eine Frage, deren Bejahung jede historische Entwickelung überhaupt negieren würde; statt dessen wollen wir es versuchen uns die Bildung jener Zeiten und Helden selber zum Bewusstsein zu führen, um daraus die Einsicht zu gewinnen, wie es durchaus naturgemäß geschehe, dass eben in jenen Zeiten jene Helden entstehen.

Was sich im Laufe der Jahrhunderte innerhalb der Geschichte vollzieht, pflegt sich auch in entsprechend kleineren Verhältnissen während weniger Jahre, oft sogar nur weniger Tage im einzelnen Individuum darzustellen. Wie sind die Zeitpunkte beschaffen, während welcher dieses zur Erkenntnis seiner selbst, seiner Ideen und Gefühle, zur Tatkraft des Handelns, zum umfassenden Gebrauch seiner geistigen und leiblichen Kräfte, kurz der harmonischen Abgeschlossenheit seiner gegenwärtigen Bildung gelangt? Jeder Mensch nimmt täglich, ja stündlich eine Summe von Erfahrungen auf, ohne sich gleichwohl in jedem Augenblicke des wachsenden Reichtums bewusst, und ohne, selbst wenn er ihn erkannt, im Stande zu sein, von diesem Besitze Gebrauch zu machen. Wer hat es nicht an sich erfahren, dass er heute ein großes Ereignis wahrnimmt, einer Summe von Vorgängen beigewohnt hat und dennoch nicht im Stande ist, auch nur zu einer einzigen klaren Vorstellung von alle dem zu gelangen; weil eben seine Seele gleichsam von Gefühlen überschwemmt wird, weil die Masse der Vorstellungen, die fort und fort über die Schwelle seines Bewusstseins dringen, jedes klare Bild verwirrt; dann aber kommt eine Zeit, in der er jedes einzelne Bild, das vor seine Seele zog, wohl zu erkennen vermag, in der er jedes Motiv, jeden Gedanken, wodurch die Dinge entstanden, deutlich einzusehen im Stande ist, in der jeder Affekt ausgeglichen ist; aber die unbedingteste Gleichgültigkeit erfüllt jetzt sein Gemüt gegen jene Vorgänge, und eine etwaige Darstellung oder Schilderung derselben, würde so trocken als möglich ausfallen. Waren damals die Bilder und Gedanken von den Gefühlen überflutet,

so ruhen jene jetzt gleichsam auf dürrem Sande. Aber dazwischen wird ein Zeitpunkt liegen, in dem, wenn anders es dem Individuum zum Bewusstsein kam, eine wunderbare harmonische Ausgleichung zwischen den Affekten der Seele und der Erkenntnis der Dinge stattgefunden hat, in dem die Ereignisse mit dem ganzen Glanze frischer Anschauungen vor der Seele standen, und doch wieder weit genug zurückgetreten waren, um in allen Teilen, Formen und Bedingungen erkannt zu werden. Das sind die Zeitpunkte, in denen die trefflichsten Historien geschrieben werden, in denen die Dichter, und vorerst die lyrischen, ihre subjektiven Gefühle am schönsten zu reproduzieren vermögend sind. Die Aesthetik spricht von einem Gesetz der poetischen Ferne, das nur das Schicksal so vieler poetischer Gesetze hatte, einseitig und engherzig aufgefasst zu werden; man hielt es für eine poetische Sünde, wenn ein Stoff im Lande und im Jahrhundert des Dichters spielte, man fand ein Ereignis, das in Aegypten zur Zeit Ramses des Großen vor sich ging, schon an sich für zweifellos poetischer, als wenn dies in unserem Jahrhundert und in Deutschland der Fall gewesen wäre. Dann aber wiederum hat man es vollständig ignorieren zu müssen geglaubt, hat die Vorgänge und Interessen des Tages ungekocht und ungegohren in bänkelsängerischer Weise in die Poesie hinüber zu nehmen sich für berechtigt geglaubt. Gleichwohl hat das Gesetz seinen guten Grund, und lässt sich an fast allen großen Dichtungen anfweisen, nur dass die Länge der Zeiten verschieden und abhängig von der individuellen Beschaffenheit des Dichters und seines Stoffes ist. Nicht zu nah, aber auch nicht zu fern darf dieser liegen, wenn er seine rechte Wirksamkeit nicht verfehlen soll. Noch sind die Ideen im Fluss, ist das Interesse im Volke lebendig, aber schon ist ihm das Persönliche abgestreift, schon tritt ihm der Beschauer selbst- und zwecklos entgegen, sieht ihn in jener idealen Ferne, aus der er ganz begriffen werden kann.

Was in idealer Weise von der poetischen Darstellung gilt, lässt sich auch von der Erkenntnis und von den Taten im Leben der Menschen und Völker sagen. Die Ideen der Reformation beispielsweise hat Luther weder auf die Welt gebracht noch so deutlich und klar erkannt, als wir dies heute vermögen.

Schon im 14. ja 13. Jahrhundert tauchten reformatorische Ideen auf, aber noch so unklar und fragmentarisch, dass auf irgend welche Erfolge derselben schlechterdings nicht gerechnet werden konnte. Und heute? Heute ist uns Alles, was in dieses Gebiet schlägt, in seinen Motiven so klar, dass wir überhaupt zu keiner Begeisterung, und in Folge dessen zu keiner Tatkraft mehr gelangen könnten. Es würde uns Alles zu selbstverständlich erscheinen, und deshalb nicht mehr der Mühe wert, sich dafür zu afficieren. Ungenaue und zu genaue Kenntnis wird immer die Tatkraft lähmen. Wer fühlte wohl heute die Begeisterung in sich, für eine Tatsache wie die von der Bewegung der Gestirne und dem Stillstand der Sonne sein Leben zu opfern? Und gleichwohl wissen wir sie ebenso genau wie Galilei, und wäre es uns schlechterdings noch viel weniger möglich als diesem anders zu glauben.

Warum das? Weshalb würde es uns an jeder Widerstandskraft fehlen? Weil wir nie einen Widerstand haben überwinden müssen, um zu dieser Wahrheit zu gelangen, keinen Zweifel zu bezwingen, keinen Kampf mit uns selbst haben kämpfen müssen. Denn nur die Notwendigkeit des inneren und äußeren Kampfes übt die Schwungkraft, die große Taten und Gedanken erheischen. Die Kräfte konzentrieren sich; es muss Alles, was an gedanklicher und materieller Kraft vorhanden ist, zur Verteidigung der neuen Errungenschaften aufgeboten werden. Was ist denn aber, und worin besteht jene Gegenkraft?

Niemals gehen alle Bestandteile in eine neue Idee eine Staats- oder Gesellschaftsform auf. Ist aber einmal der neue Gedanke eine Macht im Staate oder in der Gesellschaft geworden, dann werden auch die alten Ideen ihre Macht, ihre Kraft konzentrieren. Haben die Anhänger der einen oder anderen Partei noch anfangs sich von der Gegenpartei abwenden, auf sich selber beruhen zu können vermeint, so werden sie nunmehr sich immer dichter auf den Leib rücken, bis endlich ein Kampf auf Tod und Leben unvermeidlich ist. Des zum Beweise giebt es kein einschlagenderes Beispiel als die Entstehungsgeschichte der französischen Revolution. Das Frankreich des ancien régime war so ziemlich das absolute Gegenteil des aus der Revolution geborenen neuen Reiches. Nirgends war der Feudalismus so ausgebildet, nirgends die Autorität der römischen Kirche so groß, selbst in Italien und Spanien nicht, als im alten Reich, nirgends die Vorrechte des Adels und die Unterdrückung des dritten Standes himmelschreiender als eben hier; d. h. dem Volke nicht etwa aufgedrungen, sondern von ihm selbst als berechtigt empfunden und anerkannt. Und gerade, weil jene Standesunterschiede u. s. w. so tief im Bewusstsein des Volkes Wurzel geschlagen hatten, eben deshalb bedurfte es jener gewaltigen Widerstandskraft. Ja, überall sehen wir, wie aus dem entschiedensten Gegenteil sich große Gestalten hervorringen, oder dass diese um so bedeutender sind, je mächtiger ihr vorangegangenes Gegenteil. Das Christentum war nur möglich in dem alternden Rom, das aber zu gleicher Zeit alle seine physischen und intellektuellen Kräfte zusammenraffte. Die sittliche Kraft, die in dem Judentum ruhte, werden wir erst vollauf verstehen und würdigen können, wenn wir uns gegenwärtig halten, dass es von Staaten umgeben war, die sich gerade durch die entsittlichendsten Religionsübungen und Gebräuche auszeichneten, ja, dass sie fort und fort diesen Einflüssen ausgesetzt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Volksdichter.

Leider Gottes ist die Dichter- und Schriftstellerwelt des letzten Viertels unseres Jahrhunderts in zwei Klassen gespalten. Ich meine hier nicht die übliche Differenzierung der Idealisten und Realisten. Ich ziehe den trennenden Strich zwischen solchen Dichtern und Schriftstellern, welche nur in den sogenannten höheren Kreisen und solchen, die nur im Schubfach der Nähjungfern und poetisch gestimmter Kommis gefunden werden. So wenig nun ein Schriftsteller, zu dessen Verständnis eine Summe angelernten Wissens erforderlich ist, mit dem Namen Volksschriftseller getauft werden darf, — ich erinnere an die archäologischen Romane, mittelalterlichen Epen und auch an die moderne Novelle, deren Schöpfer trotz der großen Verbreitung ihrer Werke und deren litterarische und künstlerische Werte nicht Volksschriftsteller zu nennen sind — so wenig verdienen diesen Ehrentitel die Verfertiger der Dunkellitteratur.

Das litterarische Werden und Wachsen Maximilian Schmidts habe ich beobachtet aus weiter Ferne (seine ersteren Werke begleiteten mich auf meinen ozeanischen Reisen, und ich glaube in der „Welteneinsamkeit“ lernt man einen Schriftsteller „objektiv“ beurteilen), es hat sich mir dargestellt als ein durchaus gesundes, natürliches und darum erfreuliches Wachstum.

In den ersten Sachen aus den sechziger Jahren waltet das ungezügelte Drängen eines nach Betätigung ringenden Geistes, der auf sich allein angewiesen ist, Da ist das überquellende Naturgefühl, welches oft des Guten zu viel tut, Form und Charakter eines litterarischen Kunstwerks sind ihm noch fremd, er kennt nicht die wohltätigen Fesseln der Selbsterziehung, sondern folgt allein seinem kräftig durchbrechenden Genius. Er schöpft und giebt aus dem Vollen, in dem noch ungefügen Ganzen sind aber verheißungsvolle Strahlen des Werdenden zu finden. In den „Glasmacherleut“ zeigt sich bereits scharfe Beobachtungsgabe und Darstellung mit Selbstkritik innig verbunden, so dass diese Kultur- und Sittenschilderung auf bleibenden Wert Anspruch erheben kann.

Die „Glasmacherleut“ möchte ich, obgleich zwischen diesem und dem nächsten Buch ein langer, durch den französischen Krieg und darauf folgende Krankheit ausgefüllter Zeitraum liegt, als die eigentliche Grundlage, das erste von Schmidts Werken bezeichnet wissen. Seine gesunde, ernste und doch liebenswerte Art prägt sich in dem Buche aus. Da fühlt man, dass der Verfasser nicht im Boudoir oder am Schreibtisch allein seine Welt aufbaute, sondern dass er mitten im wirklichen unbarmherzigen Leben stand, als er dichtete und schrieb. Alles ist mit sicherer Hand, mit festen Strichen gezeichnet; vor Naturalismus — so lautet doch das Schlagwort? — bewahrte ihn sein tiefes Gemütsleben eben so, wie das rauhe Leben der äußeren Welt ihn vor sentimentaler Ueberschwenglichkeit schützte.

Nach der erwähnten mehrjährigen Pause setzt Schmidts litterarische Laufbahn auf's neue ein mit dem „Schutzgeist von Oberammergau“. Und wieder haben wir dasselbe Bild, jetzt im Roman. Eine Fülle der Personen und Ereignisse, eine Hetz in den Situationen, dass der Rahmen fast gesprengt wird; Ruhe und Einheitlichkeit fehlen. Auf der anderen Seite ist diese der Selbstkontrolle entbehrende Fülle ein Merkmal von Schmidts Hauptstärke, der Erfindungsgabe. Kaum dürften wir einen zweiten Lebenden nennen können, der in puncto frischer Erfindung mit ihm sich messen könnte. Im „Herrgottsmantel“, einem späteren Werke, weiß er einen alten, verschlissenen Soldatenmantel dadurch zum interessanten Mittelpunkt der Handlung zu machen, dass der Aberglaube des Volkes sich um das alte Kleidungsstück rankt. Ein anderes Mal, im „Vergangenen Auditor“, kommt ein unschuldig Angeklagter, welcher aus edlen Gründen den wirklichen Täter nicht verraten will, zu seinem Recht, indem er sein bedrücktes Herz einem Herrn, dem er Nachts als Führer dient, erleichtert, ohne zu wissen, dass dieser sein Richter, der andern Tags ihm Urteil sprechen muss. Stets wirkt seine Erfindung natürlich, der Leser hat die Ueberzeugung, das muss so und nicht anders sich zugetragen haben, der Autor hat es erlebt. Bei Schmidt ist die Grenze zwischen Erlebten und Erdachten völlig geschwunden.

In rascher Folge kamen nun eine Anzahl Romane und Kulturgemälde, die alle dem bayerischen Hochlande entnommen sind. Seine schöne Heimat kennt und liebt er und weiß sie zu schildern, wie Niemand sonst. Den geheimsten Pulsschlägen im Volksleben forscht er nach und lässt seine Leute und seine Charaktere aus der Natur und kulturellen Einflüssen hervorwachsen. Darum auch schafft er wahre Kulturbilder, die mit der Salon-Dorfgeschichte so wenig gemein haben, wie die künstlich gezüchtete Orchidee mit dem Duft frischer Alpenkräuter.

Es ist eine Freude zu verfolgen, wie dieser produktive Geist aus eigenem Drange zu künstlerischer Läuterung sich durcharbeitete, ohne von seiner Originalität einzubüßen. Dem in Konzipierung mangelhaften, des Schliffs entbehrenden „Schutzgeist“ folgte die „Johannisnacht“ und dieser der prächtige „Leonhardsritt“. Der letztere gestattet auch dem genießenden Kritiker volles Behagen. Ich stehe nicht an, den „Leonhardsritt“ dem Besten zuzuzählen, was die neuere Litteratur auf diesem Gebiete hervorgebracht hat.

Wenn es nach diesem Werke schien, als würde der vielbegehrte Dichter in Vielschreiberei zur Stagnation kommen, so war diese Befürchtung unbegründet. Nicht Alles ist gleichwert; manches trägt die Spuren zu schnellen Arbeiten, aber sichere Fort-

schritte sind unverkennbar. Wie andere Schreiber, wenn ihnen die Erfindung ausgeht, mit geistreichem Räsonnement und sonstigen Hilfsmitteln über die dünnen Stellen hinwegtäuschen, so lernte Schmidt mit der Handlung weise umgehen; mehr und mehr vollzogen sich die Ereignisse in richtiger Entwickelung, in logischer Progression, die Lösung des gut geschürzten Knotens erfolgte auf richtigem Wege, an rechter Stelle, zu rechter Zeit; kurz, Schmidt erreichte ohne äußere Einflüsse, aus sich selbst heraus, die künstlerische Rundung, welche wir an einem modernen Kunstgebilde für unerlässlich halten.

Zuletzt ist die „Wilde Braut“ erschienen, der dritte Band in der Gesammtausgabe seiner Werke, veranstaltet von der Firma Georg D. W. Callwey in München. In der „Wilden Braut“ finden wir den unverfälschten, warm- und treuherzigen Schmidt. Doch steht das Beste von ihm noch zu erwarten. Ich hatte Gelegenheit, seine jüngsten Schriften kennen zu lernen, die bisher nur in Zeitungen erschienen sind: „Der Zuggeist“ und „Der Musikant vom Tegernsee“ und da sage ich, Schmidt steht auf der Höhe. Die letzten Ungleichheiten in der Behandlung des Stoffes sind geschwunden; die Vorzüge, so namentlich Vertiefung des leitenden Gedankens und edle Einfachheit in Naturschilderungen sind gestiegen. Hoffentlich lässt die Buchausgabe der beiden Werke nicht lange auf sich warten.

Osnabrück. Helene Pichler.



Egeria.

Wehe dem, der dem Taumel entfloh'n mit gereiftem Blick,
Von sich stieß, was die Welt ihm als köstliche Labe preist
Und das Große beginnt in der Schar, die nur Kleines liebt,
Da die Muse ihm machtvoll gestaltenden Klang verlieh'n.
Ihm ist besser, es risse im lächelnden Kindheitstraum
Ein erbarmender Gott ihn zur dämmernden Unterwelt;
Denn wächst nun er heran und berauscht ihn der Sonne Pracht
Und besticht ihn der Dinge buntfarbiger Flitterglanz,
Und erkennt er den Wert und die Tiefe der eignen Brust,
Rings von Dunkel umstarrt und der hohlen Gehässigkeit —
Fasst unleidlicher Schmerz den Enttäuschten und leben heißt
Ihm fortan mit Bewusstsein erleiden den grimmsten Tod.

Zwar für ihn spart der Wald und die spiegelnde Einsamkeit
Des Bergsees manch schmerzlösendes Trostwort auf
Und wohl wünscht er herauf die verschollenen Zeiten sich,
Wenn der Unken Geläut mit ersterbendem Klagelaut
Vom Gestade ihn führt in die schweigende Felsenschlucht.
Und auf einmal umschlingt's ihn mit kühligem Liebesarm,
Wenn der Grotte Gewölb sein erschauerndes Haupt umhaucht,
Und der Mond durchs Geranke mit zitterndem Sehnsuchtsblick
In urältester Nacht ihm erschimmernde Brüste zeigt.
Und Entzückung durchrinnt ihm das liebeentwöhnte Herz,
Wenn dein Schoß ihn umfängt, du vertrauliche Nymphe du!
So wie einst du umfingst den Beherrscher der Tiberstadt.
In den Mantel gehüllt, die erhabene Stirn vom Druck
Der wundschürfenden Krone befreit, zu Egeria schlich
Der todmüde Monarch und es küsste die Liebe ihm —
Dass in Tiefen er dränge klar schauend, den Königsblick;
Und was hier er erworben am Busen der Einsamkeit
Der erhab'ne Geliebte der Göttin, klug wandt er's an
Im Getümmel der Welt zu erheben die Menschenbrust.

Darmstadt. Wilhelm Walloth.



Zur Ethik.

Es ist heutzutage eigentlich gefährlich, wenn man sich unterfängt, gegen die philosophische Verwertung der modernen Entwickelungstheorie bescheidene Zweifel zu äußern, und überhaupt es sich einfallen lässt der Spekulation noch ein stilles Plätzchen im Reiche der Wissenschaften zu sichern. Mindestens muss man sich nicht wundern, mit wenig erbaulichen Be- und Verurteilungen überschüttet zu werden, wie die gänzliche Unkenntnis der Errungenschaften und Methoden unserer exakten Disziplinen, vor Allem selbstverständlich der naturwissenschaftlichen, oder unaustilgbare Neigung zu antiquierten, längst überwundenen metaphysischen Irrtümern u. s. f. Bei nüchterner Ueberlegung zeigt sich dann freilich, dass einerseits die vermeintliche Konstruktion der alleinseligmachenden Weltanschauung keineswegs frei ist von allerlei unempirischen, intelligiblen Zusätzen, die gar sehr den Erzeugnissen der so verachteten idealistischen Spekulation ähnlich sehen, und dass anderseits überhaupt die wissenschaftliche Erfahrung nicht so ohne weiteres

gefunden und entdeckt werden kann, sondern dass es dazu eines sehr mühevollen, kritischen, den Zusammenhang der Dinge ergänzenden Prozesses unseres Denkens bedarf. Es bedarf keiner langen Ausführung, wie segensreich, namentlich methodologisch, die Naturwissenschaft auf die Behandlung philosophischer Probleme gewirkt hat, allein wie häufig es vorkommt, dass man durch unerlaubte Uebertragung der für eine Sphäre, z. B. für die Biologie, gültigen Beweismittel auf ein ganz anderes Gebiet, z. B. das der Ethik, ungeahnte Aufschlüsse gefunden zu haben glaubt, dafür führt Wilh. Wundt in seinem soeben erschienenen Werke*) einen meines Erachtens sehr bezeichnenden Umstand an. Es handelt sich um das bekannte darwinistische Vererbungsprinzip, das Herbert Spencer auf die Entstehung und Entwickelung unserer moralischen Vorstellungen anwendet. Diese sind letzten Endes individuellen Erfahrungen über das Nützliche entsprungen, die sich im Lauf der Zeit angesammelt und als Inventar gleichsam des ganzen Organismus in Gestalt physischer Dispositionen dem Nervensystem mitgeteilt haben. Mit Recht entgegnet Wundt dieser phantastischen Meinung: „Nun lässt es sich allenfalls begreifen, dass sich in dem Nervensystem im Lauf der generellen Entwickelung gewisse Nervenbindungen ausbilden, und dass dadurch die Anlagen zu Reflexbewegungen und automatischen Bewegungen von einem bestimmten zweckmäßigen Charakter vererbt werden; viele Beobachtungen sprechen in der Tat für diese Annahme. Wie aber aus Anlagen des Nervensystems moralische Anschauungen entstehen sollen, ist und bleibt ein Mysterium. Selbst diejenigen Physiologen und Psychologen, die der phantastischen Hypothese huldigen, die Nervenzellen des Gehirns seien permanente Träger von Vorstellungen, haben sich bisher nicht entschließen können, diese Hypothese dahin zu erweitern, dass sie einen Uebergang der Zellen sammt den Vorstellungen, von denen sie besetzt sind, von den Voreltern auf die Nachkommen annehmen. Noch misslicher aber steht es mit den empirischen Beweisen für diese psychologische Vererbungslehre. Wenn nicht einmal davon die Rede sein kann, dass so elementare Bewusstseinstatsachen wie einfache Sinnesempfindungen oder die Raumanschauung als angeborene nachzuweisen sind, wie kann dann von angeborenen, moralischen Anschauungen die Rede sein, Anschauungen, welche eine Menge verwickelter empirischer Vorstellungen, die sich auf den Handelnden selbst, seine Mitmenschen und seine sonstigen Relationen zur Außenwelt beziehen, voraussetzen?“ (S. 344.)

Dieser Missgriff führt auf eine weitere allgemeine Verkennung der Tatsachen zurück, die wir oben berührten, auf den Irrtum nämlich, dass überhaupt in der Ethik jede Spekulation von vorne herein vom Uebel sei. So wenig ersprießlich die idealistische Deduktion aus der Tiefe des subjektiven Bewusstseins war, aus der künstlichen Scheidung einer empirischen und einer intelligiblen Hälfte des Ich, so wenig wird eine zusammenhängende Erklärung der Gesetze und Erscheinungen der Sittlichkeit eines apriorischen Faktoren gänzlich entbehren können. Nur muss man nicht — und das war das πρῶτον ψεῦδος der früheren Versuche — dies Moment an den Anfang der ganzen Entwickelung stellen, weil dadurch natürlich der Connex mit der uns allein zugänglichen Welt durchschnitten wird. Aber wie man ohne ein solches spekulatives Axiom, sei es die Entfaltung des individuellen, sei es des generellen sittlichen Bewusstseins erklären will, falls man nicht auf die wirklich völlig unfruchtbaren Hypothesen der Sensualisten zurückgreifen will, das ist uns ein Rätsel. Der Mensch ist nicht ausschließlich ein Produkt nur äußerer Bedingungen, Klima, Nahrung, Erziehung u. s. w., sondern auch sehr weitreichender psychischer Ursachen. Richtig bleibt freilich der Einwand, dass diese nicht in einem unnahbaren metaphysischen Etwas, in einer transzendenten Substanz gesucht werden dürfen (das wäre der alte verhängnisvolle Saltomortale des Denkens), sondern, und darin besteht die wesentliche Erweiterung der Perspektive durch unsere moderne auf Vergleichung basierenden Wissenschaft, in der unlösbaren psychischen Wechselwirkung, in der der Einzelne mit seinen Mitmenschen auf allen Organisationsstufen seiner geistigen Entwickelung fortdauernd steht. Dieser sozialethische Gedanke, wie er in der Völkerpsychologie schon so schöne Früchte gezeitigt hat, beginnt auch in der umfassenden Ethnologie noch seine vielversprechende Wirksamkeit zu zeigen. Vor Allem gilt es einem Irrtum für immer zu entsagen, als ob der Mensch, wie es die Anschauung des vorigen Jahrhunderts war, je für die exakte kulturhistorische Wissenschaft in seiner singulären Existenz ein Objekt der Beobachtung sein könnte. Der Urmensch, sprachlos, ohne Besitz des Feuers, ohne Kenntnis der Vernunft etc., sei es nun in Rousseauscher Manier mit mancherlei anmutigen Zügen ausgestattet, oder als einsamer Troglodyte sein kümmerliches Dasein fristend, ist eine willkürliche Erfindung unserer Phantasie; auch alle weiteren Ableitungen, welche die Rechtsgeschichte aus dieser Hypothese versucht hat, wie die bekannte Occupatio des Res nullius fallen in sich zusammen. Wie der Wilde, ganz entgegen unserer gewöhnlichen Ansicht, tatsächlich überall auf Schritt und Tritt durch den Zwang der bis in das verächtlichste Detail geregelten, durch religiöse Sanktion außerdem geheiligten Sitte sich eingeengt fühlt, wie er durchaus nicht in ungebundener, schrankenloser Freiheit über die Länder dahinstreift, so wenig entspricht auch sein sittliches Verhalten diesen falschen Ansichten einer titanischen Willkür Grade umgekehrt könnte man sagen, der Begriff der individuellen Frei-

*) Ethik, eine Untersuchung der Tatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens, Stuttgart, F. Enke 1886.

heit war noch nicht erfunden, überall leuchtet uns aus dem streng kommunistischem Prinzip in ethischer und vermögensrechtlicher Beziehung eine solche Knechtung des Einzelnen entgegen, dass wir statt individuell ausgeprägter Naturen nur eine unterschiedslose wüste Hordenphysiognomie erblicken. Alle Errungenschaften unserer humanen Kultur, auf die wir nicht ohne Grund stolz sind, verdanken wir letzten Endes sozialen Faktoren, die weit über die Macht persönlicher Leistungsfähigkeit hinausgreifen; Sitte, Recht, Religion, Kunst (von der Sprache gar nicht zu reden) sind in diesem Sinne organische Entwickelungsprodukte wesentlich sozialen Ursprunges. Ganz besonders gilt dies von der Sitte und dem daraus entstehenden Recht, das immer noch in unbewusster Anlehnung an Rousseausche Maximen aus bestimmten Satzungen und Verträgen deduziert wird. „Jene Ableitung aus individueller Gewohnheit," sagt Wundt, „bleibt eine Fiktion, analog der Fiktion eines ersten Besitzergreifers oder eines ersten Gesetzgebers und Sprachschöpfers, mittelst deren man die ursprüngliche Entstehung des Eigentumes, der Staatsgemeinschaft und der Sprache hat erklären wollen. Alle diese Fiktionen entspringen aus dem an sich berechtigten Streben für die großen geistigen Tatsachen der menschlichen Gesellschaft in dem individuellen Bewusstsein die letzten Erklärungsgründe aufzufinden; sie machen nur von dieser Maxime einen unrechtmässigen Gebrauch, indem sie die unleugbare Tatsache, dass das Invidunm der Faktor der Gesammtenwickelung sei, in die Voraussetzung umwandeln, dass es der Motor derselben sei." (S. 111.) Freilich über diese letzte Grenze hinaus, über die Existenz des Individuums führt kein Weg der exakten Wissenschaft; diese müssen wir, wie so Vieles, als einfache Tatsache hinnehmen, ohne sie weiter aus kosmischen Urgründen, als Partialsysteme der kosmischen Substanzen und wie die mythologischen Phrasen sonst lauten mögen, ableiten zu können, und mit dieser Tatsache zugleich gewisse psychische Eigenschaften, die wir ebenfalls nicht weiter in einen regressus ad infinitum verfolgen können. Aber grade deshalb, weil hier die induktive Forschung aufhört, und das selige Reich des Glaubens und der Träume beginnt, bietet sich dafür als reicher Ersatz die sozialethische Perspektive, d. h. die Untersuchung der ethischen Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit. Denn dieser ganze Komplex ist ja doch nur ein Niederschlag aller derjenigen individuellen Züge, die wir eben in dieser Isoliertheit nicht mehr beim Einzelnen wahrnehmen können; anstatt aber rein apriorisch aus dem subjektiven Bewusstsein die unendliche Fülle der Entwickelung abzuleiten, wird hier umgekehrt die Geschichte der menschlichen Gattung, wie sie in unzweifelhaften psychischen Manifestationen, wie in Sitte, Recht, Religion etc. vorliegt, als Mittel benutzt zum Studium des uns anderweitig verschlossenen individuellen Geistes, da die Geschichte des Stammes eo ipso die des Einzelnen involviert. Wie gesagt, unsere vergleichenden Disziplinen der Sprache, Mythologie, des Rechtes und der Religion stehen sämmtlich auf dieser wohlfundierten Basis einer, man könnte fast behaupten, experimentellen Induktion. Ja, es fragt sich überhaupt, ob wir nicht noch in einer durch das vorige Jahrhundert hervorgerufenen Periode der Ueberschätzung des Individuums stehen: jenes, das noch nicht den Begriff der organischen Entwickelung kannte, fasste das ganze Geschehen als ausschließlich getragen von dem Willen und der Einsicht des menschlichen Geistes auf und geriet zufolge dieses rationalistischen Doktrinarismus in die abstrusen Vorstellungen über die Bildung des Rechtes, des Staates, der Religion u. s. f. Wir blicken heutzutage weiter, wesentlich deshalb, weil uns jener früher skizzierte soziale Zusammenhang im Leben der Menschheit aufgegangen ist, weil wir unter sehr erheblich verallgemeinerter Perspektive uns des alten Aristotelischen Spruches wieder erinnert haben ἄνθρωπος φύσει ζῶον πολιτικόν. Wie der Begriff des geistigen Lebens sich nicht mit dem des Ich deckt, sondern nur in ihm eine höchste Vollendung findet, so sind auch die höchsten Geister nie die originalen Schöpfer der Bewegung, an deren Spitze sie stehen, sondern nur die adäquaten Repräsentanten der viel weiter pulsierenden Strömung. Wir schließen mit einer beherzigenswerten Bemerkung unseres Autoren, der in längerer Auseinandersetzung dieses Problem behandelt: „Wir kennen den Menschen nur als soziales Wesen, gleichzeitig beherrscht von einem Einzelwillen und einem Gesammtwillen; und Nichts spricht dafür, dass dieser erst aus jenem entstanden sei. Vielmehr ist die relative Verselbständigung des Einzelwillens immer nur ein Resultat späterer Entwickelung. Wie das Kind seines individuellen Willens allmählich erst inne wird und langsam nur aus einer Umgebung heraus, von der es sich selbst kaum mehr unterscheidet, zur individuellen Persönlichkeit sich entwickelt, so ist auch im Naturzustande das gemeinsame Empfinden, Wollen und Denken das vorherrschende. Der Mensch individualisiert sich aus einem Zustande sozialer Indifferenz heraus: aber er individualisiert sich nicht, um sich bleibend von der Gemeinschaft zu lösen, aus der er hervorging, sondern um sich ihr mit reicher entwickelten Kräften zurückzugeben." (S. 384.) Das anregende, Kritik und eigene Ausführung in organischer Synthese verschmelzende Werk des übrigens auch durch seine nüchterne und objektive Darstellung rühmlichst bekannten Verfassers kann wiederholtem Studium nur dringend empfohlen werden.

Bremen. Ths. Achelis.



Ungarische Dichtungen in deutscher Uebertragung.

Timeo danaos et dona ferentes.

Und wenn sie Geschenke bringen, sind sie erst recht zu fürchten; denn gleich dem koketten Weibe, das ihrer Reize einen Teil schauen lässt, um ihrer enthüllten Schönheit ganze Macht ahnen zu lassen, das dem Seladon ein Küsschen gewährt, um ihn zum Kampfe für den Zaubertrunk ihrer vollen Liebe zu entflammen, so werden uns die Nationen gefährlich, wenn sie ihre köstlichsten Güter, ihre kräftigsten und süßesten nationalen Sänge, kunstvoll mundgerecht gestaltet, uns auf den Tisch legen und mit liebenswürdiger Gastlichkeit sagen: Greift zu! Verkostet, wie das schmeckt, womit wir unsere Kinder nähren, womit wir unsere Jünglinge in der Schlacht begeistern, unsere Mädchen entzücken, unsere Männer Weisheit lehren, unsere Greise zu Grabe geleiten! — Wir folgen der Weisung und sind entzückt, berauscht; wir begreifen alle Fehler, alle Tugenden des Volkes, das uns an seinen Tisch, an die Tafelrunde seiner Dichter geladen, und wir verzeihen die Fehler und preisen die Tugenden.

So ist es mir wenigstens mit den Ungarn und ihrer Litteratur ergangen.

Dass ich mich mit den chauvinistischen Purzelbäumen, die ihr Patriotismus schlägt, nicht achtend, ob er dabei einer anderen Nation mit Hand oder Fuß ums Ohr haut, als guter Deutscher nicht befreunden konnte, obgleich mir die politische Zweckmäßigkeit dieses Vorgehens klar geworden und die Energie desselben wehmütige Achtung abgezwungen, das behinderte mich doch nicht in der Anerkennung des großen Vorzuges dieser Nation, ihrer jugendlich-kraftvollen, frischen, üppig-gedeihenden Kultur, welche das einst viel und gerecht verhöhnte, von vielen Reisenden aber absichtlich karikierte „Halb-Asien“ immer mehr erdrückt und in die Städte die Kunst und Wissenschaft, in die Bauernhütte den Keim der Bildung trägt. Und aus dieser muss die Toleranz, ja mehr noch, die Liebe zu allem Fremden, die Dankbarkeit gegen alles Fremde erstehen, denn die Größten ihrer Großen sind nicht Blut und Fleisch von ihrem Fleisch, es sind fremde Elemente, die sich dem magyarischen Wesen aufs Innigste vermischt und dieses dadurch veredelt haben: eine Reihe ihrer größten Künstler, wie Michael Munkácsy (Lieb), Alexander Wagner, Alexander Lietzen-Mayer und Andere sind deutscher Eltern Söhne und ihr größter und volkstümlichster Dichter, Alexander Petöfi, ist der Sproße einer slavischen Familie Petrović.

Während gegenwärtig durch die dorren und welken Laubkronen des deutschen Dichterwaldes schon zum dritten Male ein kräftiger Sturmhauch fegt, dass es braust und kracht und splittert, um dann frische Triebe anzusetzen, erfreut sich die magyarische Litteratur, als eine moderne, noch ihrer ersten Blütezeit; und waren früher die Bäume, welche über das am Boden hinkriechende Krüppelastwerk stolz aufgeschossen, leicht zu übersehen und zu zählen, so drängt sich jetzt im jungen Hain Stamm an Stamm, schier alle voll Frische und üppiger Zeugungskraft, und der da hervorragt, muss schon was Rechtes sein.

Mit anderen Dichtergenossen hat sich Ludwig von Bartók zu respektabler Höhe emporgerungen, welche über die Grenzen seines Vaterlandes und damit seines Sprachgebietes hinaus Aufmerksamkeit zu erregen vermag. Ist es überhaupt wünschenswert, bedeutende poetische Werke aus der Allgemeinheit schwer zugänglichen Idiomen durch berufene Dolmetsche in unsere Sprache eingeführt zu sehen, — und mir will es scheinen, als wäre dies wünschenswert, — so ist die uns vorliegende Nachdichtung der bislang gelungensten Leistung des Poeten Bartók, seiner „Karpathen-Lieder“, welche den als gediegenen Uebersetzer längst anerkannten Schriftsteller Dr. Adolf Silberstein zum Autor hat, eine dankeswerte Tat. (Verlag der ungarischen litterarischen Anstalt „Franklin-Verein“, Budapest.) Der Dichter, der sich da mit poetischem Herzen und Auge in das Leben und Weben der magyarischen Alpenwelt vertieft und bald nachgestaltet, was er Schönes erschaut, bald die Natur zur Folie seines Empfindens macht, ist eine eigenartige Individualität, deren Anblick in unserer Zeit allgemeinen Nivellements, da von hundert Gesichtern kaum eines aus dem Schablonenschnitte fällt, erquickt und erwärmt. Er singt eine kernhafte Lyrik, versteht es, dem Unbedeutenden oder eigentlich dem scheinbar Unbedeutenden einen fesselnden Reiz abzugewinnen, und in seinen, immer auf dem Boden der Wirklichkeit stehenden Bildern spricht sich eine gewisse dichterische Energie aus, sie sind ebenso bezeichnend, als ungewöhnlich und kühn. An der Nachdichtung, welche bei der Ursprünglichkeit der Sprache und den charakteristischen Formen des Originals große Schwierigkeiten bot, ist deren glückliche Besiegung rückhaltlos anzuerkennen; der weitaus größere Teil der Gedichte liest sich wie Original. Als Probe für die Eigenart des Poeten und die Kunst seines Interpreten seien wahllos ein paar Verse aus dem Gedichte „Die Felsen“ hierher gesetzt:

Frauenherzen gleichen schönen, bunten Wiesen,
Tausend Blüten prangen, die verheißend sprießen,
Nicht vermagst du alle Kelche selbst zu pflücken,
D'rum sich And're heimlich mit den Blumen schmücken.

Gleich der Mannesbrust seid, Felsen, ihr unbeugsam,
Tragt die ernsten Wolken stets getreu und schweigsam,
Eure Wolken, doch ihr hasst der Falter Gaukeln,
Hasst der leichten Füße unverlässlich Schaukeln.

— — — — — — — — — —

Felsen, kahle Felsen, eure nackte Blöße,
Fremd dem Glanz der Welt, ist mir erhab'ne Größe,
Euer rauhes Antlitz kann mich nicht erschrecken,
Will getrost auf eure treue Brust mich strecken.

Wenn auf Rasenmatten ich zur Höhe steige,
Schau ich stets zu euch empor, erbeb' und schweige,
Fühle selbst mit euch so innig mich verwandt,
Den ein Sturm gebröckelt von der kahlen Wand.

* * *

„Französische und magyarische Dichtungen“ bietet uns „in metrischer Uebersetzung“ Heinrich Melas in einem bei Carl Gräser, Wien, erschienenen Bande. Heinrich Melas ist ein deutscher Ungar; in Siebenbürgen sesshaft, hat er sich für die ungarische Lyrik begeistert und seine Mußestunden dazu verwendet, was ihn „vermöge seiner poetischen Schönheit oder vermöge seiner Eigentümlichkeit am meisten anregte“ in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Und er hat damit seine Mußezeit gut benützt. Sowohl die Uebersetzungen einer Reihe der prächtigsten Gedichte von Victor Hugo und Lamartine, wie die einer Auswahl gediegener magyarischen Dichtungen von Petöfi, Arany, Bajza, Garay, K. Kisfaludy, Kölcsey, K. Szäß, Tompa, E. Tóth und Vörösmarty bekunden ihren Autor als berufenen Vermittler zwischen der französischen, ungarischen und deutschen Litteratur; doch scheint er die Farbenglut Hugos und die rhetorische Langatmigkeit Lamartines besser begriffen zu haben, als die seltsame Empfindungs- und Auffassungsweise der magyarischen Poeten, denn die Uebersetzungen aus dem Ungarischen stehen hinter denen aus dem Französischen zurück, ohne dass in ihrem künstlerischen Gehalte die Ursache hievon zu suchen wäre. Für die gemischte Sammlung verdient Melas warme Anerkennung; Petöfi speziell hat aber in Ladislaus Neugebauer einen gewandteren und seinem Genie gerechter werdenden Translator gefunden, und wir halten uns darum an diesen, wenn wir die Sänge des ungarischen Tyrtäus genießen wollen mit dem Schmelz und der duftigen Frische des Originals.

* * *

Alexander Fischer, ein talentvoller ungarischer Litterarhistoriker und Uebersetzer, hat vor Jahresfrist in einer bereits ins bessere Jenseits übergegangenen Revue einen umfassenden Essay über das Juwel der magyarischen Litteratur, über die große Gedankendichtung Alexander Madáchs: „Die Tragödie des Menschen“ veröffentlicht, welcher eine durch keinerlei chauvinistische Schönfärbung gefälschte Würdigung des Werkes bot, das die Ungarn mit Stolz neben den „Faust“ und neben die erhabenen Großtaten von Byrons göttlichem Genius „Manfred“ und „Kain“ stellen. Um nun dem deutschen Publikum die Selbstprüfung zu ermöglichen, hat Fischer das mächtige Gedicht mit Hingebung und Geschick übersetzt und auf unseren Markt gebracht. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Tatsächlich bestätigt es trotz der schier unüberwindlichen Mängel, welche in der Natur einer Uebertragung aus einer Sprache in die andere liegen, das Urteil, welches Fischer in jenem Essay abgegeben bis auf die unnötige Rechtfertigung vor dem Verdachte einer Nachahmung des „Faust“, welche der verständige, nicht am Kleinlichen hangende Leser kaum merken wird. Eine Beeinflussung, oder richtiger: die Anregung durch Goethes Lebenswerk ist wohl nicht in Abrede zu stellen; aber ebenso ist Byron vom Faust beeinflusst worden, und dieser Einfluss hat seine gewaltigen Gedichte nicht geschädigt, hat ihnen aber auch nicht ihren Wert, ihre innere Hoheit und Schönheit verliehen; sie sind ganz Byron, trotzdem Goethe etwas überscharfsichtig bemerkt haben will, dass der englische Dichter aus seinem Werke „die seinem Zwecke zusagenden Motive auf eigene Weise benützt“ habe. Die ungarische Dichtung ist denn auch nur Geist vom Geiste ihres Schöpfers, der ja ein so subjektiver Poet war, dass sich alles Unglück seines traurigen Lebensganges, dass sich seine eigene Tragödie in der „Tragödie des Menschen“ spiegelt und dass der Pessimismus, zu dem ihn herbe Täuschungen gebracht, in jeder Szene sein lautes Echo findet.

Das Geschick der Menschheit und des Einzelnen vom Uranfang her: Kampf und Untergang bildet die Grundidee der Dichtung. Das Leben des Menschen ist eine Tragödie, weil er, um Ideale ringend, vom Schicksale besiegt wird und gefällt, um in steter Verjüngung wieder zu erstehen und den ebenso erhabenen, als vergeblichen Kampf weiter zu kämpfen, an seiner Seite das Weib, mit ihm Lust und Leid teilend, erhoben von seinem Scheintriumpfe, mitgerissen in seinen Sturz, dem Kampfesmüden den Schweiß trocknend und ihn mit ihrer Liebe Zauberkraft befeuernd. So sah der Dichter sein, so jedes Staubgeborenen Dasein, und in dieser Anschauung entstand seine „Tragödie des Menschen“, ein mächtig starker, aus sich selbst hervorgewachsener Baum, dessen Wurzeln das große Weltganze im festgefügten Mikrokosmos umfassen, eine dichterische Esche Yggdrasil. Adam, der erste Mensch, schreitet, geführt von Luzifer, dem bösen Geiste, durch die Welt und alle ihre historischen Epochen. Durch den Teufel, als Schlange, verführt und dann von Gott aus Eden gejagt, begehrt Adam, einen Blick in die Zukunft zu werfen, zu schauen, wofür die Menschen kämpfen und leiden sollen. Um ihn von der Eitelkeit des Strebens und Lebens zu überzeugen und ihn so dem Abfalle von seinem Schöpfer und dem Selbstmorde zuzujagen, führt ihm nun Lucifer in Traumbildern die Weltgeschichte vor. Er setzt ihn zuerst auf den Tron Pharaos, den Adam, von der Macht über Sklaven angewidert, verlässt, ohne auf Evas Wink zu achten, in ihrer Liebe sein Glück zu suchen. Auch die atheniensische Freiheit bringt ihm als Miltiades durch die Demagogie Enttäuschung; die römische Wollust wird ihm und Eva zum Ekel und er hofft auf Heil von der neuen Lehre, die Petrus predigt. Als Tancred dient er ihr, wird aber in Byzanz seinem seligen Wahne durch die Ketzerverfolgungen entrissen. Als Keppler in Prag am Kaiserhofe quält ihn die Erkenntnis von der Unfruchtbarkeit der Abstraktion, während ihn sein Weib betrügt, und er sehnt sich nach einer Verjüngung der Menschheit durch die Zauberformel: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Als Danton der Revolution spricht er sie, aber die Blutgier Robespierres wirft ihn unter das Messer der Guillotine. Vom Londoner Markt, wo Alles, auch das weibliche Herz, käufliche Waare ist, tritt er in das Phalansterium, wo die Menschen zu Nummern herabgesunken, die Ideale unbekannt sind und Lebensfristung Lebenszweck ist. Luzifer muss ihn vor dem Narrenturme retten, dem er verfallen soll, weil er Eva in Liebe für sich begehrt und den Vorsteher des Phalansteriums beschimpft. Noch zeigt ihm Luzifer das Erstarren der Natur und in einem Eskimo-Paare das Zerrbild der Menschheit, um ihn dann auf seinen verzweifelten Wunsch in die Gegenwart an die Seite der schlummernden Eva zurückzuführen. Der Traum hat Adam über die Nichtigkeit seines Seins belehrt und er ist entschlossen, „das Possenspiel des Lebens“ durch einen Sprung in den Abgrund zu enden, als ihm Eva gesteht, dass sie sich Mutter fühlt. In ihm erwacht nun die Vaterpflicht, er vergisst seiner Traumgesichte und will im Schaffen für Weib und Geschlecht Herzensglück und Seelenfrieden finden.

Das ist die „Tragödie des Menschen“, ein stetes Wiederleben des ersten Kämpfers in anderer Gestalt, ein siegloses Ringen, ein zielloses Mühen. Der Held ist nicht ein sterblicher Mensch, sondern eine unsterbliche Idee: Die Menschheit, und darum ist diese Tragödie kein Drama, sondern eine philosophische Verkettung teils historischer, teils durch das Prisma der Phantasie in eine unergründliche Zukunft hin erschauter Szenen von seltener Energie und Tiefe der Gedanken, aber bar jeder plastischen Gestaltung. Dass sie auf der Bühne dennoch zu wirken vermag, hat der Versuch auf der ungarischen Nationalbühne gelehrt, in deren Repertoire sie oft erscheint; da sich Alexanders Fischers Uebertragung an die Bühnenbearbeitung des Direktors Eduard v. Paulay anlehnt, so wäre wohl auch deutschen Theatern der immerhin interessante Versuch einer Aufführung dieser Dichtung anzuempfehlen.

* * *

Von Maurus Jókai liegen uns die Uebertragungen dreier Romane: „Pater Peter“, „Ein Spieler, der gewinnt“ und „Die weiße Frau von Leutschau“ in zweiter Auflage vor (Gebrüder Révai, Budapest). Diese neue Auflage ist rasch genug notwendig geworden; die Beliebtheit des ungarischen Romanziers hält demnach noch immer an. Es ist natürlich, dass dies unsere Schriftsteller und speziell unsere erzählenden Autoren befremdet, da sie mit ihrem kritischen, sachverständigen Auge durchaus nicht in Jókais Werken jenes Moment erspähen können, das ihm diese beispiellose Popularität und den — wenigstens materiellen — Sieg über die nationalen Dichter fast aller Kulturvölker erringen konnte. Sie haben bald heraus, dass er an Gründlichkeit des Wissens, an Genauigkeit der Kenntnisse von Natur und Geschichte weder an Freytag und Zola, noch an beider Schulen heranreiche, dass seine scheinbare Allseitigkeit ein schärferes Hinschauen nicht vertrage, dass ihm in seinen Darstellungen nur eine außerordentliche Szenierungskunst und Vielfältigkeit der Gestaltungen über den Mangel jeder tiefen, ernsten Weltbetrachtung, der ehrlichen Konsequenz in der Charakteristik, eines historischen und psychologischen Blickes und des Sinnes für das Reale und Menschliche überhaupt hinweghelfe. Und zur Entkräftigung all dieser fachmännischen Einwürfe gegen Jókais Erfolge können selbst seine besten Freunde, seine glühendsten Verehrer kein Wort vorbringen, wenn sie dem logischen, verständigen Urteile nicht mutwillig ins Antlitz schlagen wollen. Der Ungar jedoch, und mit ihm Jeder, der die Romane Jókais oder doch einen Teil davon im Originale, nicht aus verwässerten Uebersetzungen kennen lernte, wird diese Bemängelung bestätigen, aber hinzufügen, dass solche Fehler in der raschen und reichlichen Produktion des Autors begründet sind, dessen Schriften schon über 300 Bände umfassen, ohne dass damit sein litterarisches Schaffen bereits abgeschlossen wäre, und dass diese Schatten seiner Eigenart unter dessen Lichtern verschwinden müssen, unter der bezwingenden Wirkung seines gutmütigen, milden Humors und seiner verblüffenden, mit scherzender Riesenhand Alles durcheinander schüttelnden Phantasiekraft. Mängel und Vorzüge Jókais treten denn auch in den vorliegenden drei Romanen hervor, deren einen „Die weiße Frau von Leutschau“ der Autor historisch nennt. Doch liefern die geschichtlichen Ereignisse bloß die Arena für die kühnen Harlekinsprünge Jókaischer Phantasiegelenkigkeit, an denen man aber sein aufrichtiges Ergötzen hat, so anmutig und kühn zugleich werden sie ausgeführt, und wenn sie sich bis in die vierte Dimension verirren, so knüpfen sie an reizvolle Familiensagen und -Legenden an, deren Verknüpfung mit der Geschichte man sich schon gefallen lassen kann. In den beiden anderen Romanen, deren einem („Pater Peter“) Dr. Adolf Silberstein ein treffliches Wort über die Jókai-Uebersetzung angefügt hat, feiert die unerschöpfliche Schwungkraft dieses Dichtergeistes wahre Orgien in der Glaubhaftmachung des Wunderbaren; dem kritischen Leser wird aber bald klar, dass Jókai nicht der Herr, sondern der Knecht seiner Phantasie sei, dass er sie nicht zügeln könne, sondern dass diese, wie ein schenes Ross, mit ihm ziellos hinjage — und darin scheint mir die Hauptschwäche seiner Produktion zu liegen.

Wien. Heinrich Glücksmann.



„Zo'har" von Catulle Mendès.

„Vollende!" schrie Naïm. „Warum verschonst du uns, Bote der Rache? Kennst du uns nicht? Sieh hier Jescha, meine Schwester und Gattin und ich, ich bin der junge blutschänderische König der Völker, die dem Herrn Javeh*) Trotz bieten. Vollende, — schlag', brenne, vernichte! Wir werden, mit anderem Staube vermengt, zur Asche, über welche der Wanderer am Ufer des Salzmeeres dahin schreitet. Was liegt uns daran! Wir triumphieren, weil wir uns geliebt. Der Stolz, den selbst dein Gott dem Verbrechen nicht benehmen kann, ist, der Züchtigung zuvor gekommen zu sein. Jede Strafe kommt zu spät! Nichts ist im Stande — da sie gewesen — die Wonne des Geschwisterhymens zu verhindern, und du kannst unsere Umschlingung von gestern nicht mehr lösen!" . . .

Bebend, keuchend, außer sich, das bleiche Gesicht von plötzlichen Blutströmungen gerötet, saß Leopold de La Roquebrussane im Hintergrunde seiner Loge, dem Spiegel fast gegenüber, in welchem sein Bild zitterte, während ein Schauspieler diese Worte sprach und die Wandeldekorationen in kunstvoller Aufeinanderfolge an ihm vorüberzogen. Einen Augenblick hindurch vornüber gebeugt, den Hals ausgestreckt gleich Einem, der will und nicht wagt, der begehrt und zögert, wiederholte er mit stummer Bewegung der Lippen die Worte, die Jener, der andere Bruder dort auf der Bühne, mit Betonung sprach.

Eine Hand senkte sich auf seine Schulter, eine Hand, schwerer als von Erz: „Elender!"

„Oh!" versetzte Leopold, und er knickte zusammen, blöde, mit hin- und herschlenkernden Armen.

Aber Cardenac, der ihn nicht freigab, zerrte ihn durch die leeren Gänge, dann durch die Straßen, längs den Häusern, mitten durch das Gewühl. Sie sprachen kein Wort. Leopold folgte, das Haupt gesenkt, wankend, bleich, ähnlich einem trunkenen Mörder, der plötzlich inmitten seines Verbrechens nüchtern geworden." — —

So schließt der erste Teil dieses merkwürdigen Buches.

Zo'har! Was bedeutet das Wort? Es ist der Name einer jener Städte, welche nach der biblischen Legende zum Sündenpfuhl geworden; wo Väter und Töchter, Mütter und Söhne, Brüder und Schwestern, in blutschänderischer Gemeinschaft lebend, den Zorn Javehs, des Herrn, wachriefen und über die der rächende Gott seinen himmlischen Feuerregen sandte, um alles Lebende zu vernichten und die Stätten dem Erdboden gleich zu machen.

Und weil der Roman eine solche widernatürliche Liebe zum Vorwurf hat, führt uns der Dichter ein Zwischenspiel vor, das Ballet Zo'har, wo der bleiche, bebende, keuchende Insasse der Loge, der Marquis de La Roquebrussane den Abglanz seiner ungeheuerlichen Liebe zur Schwester vor sich sieht, wo vor ihm in meisterhafter Darstellung der Schleier der Zukunft gelüftet wird und die rote Glut der Vernichtung am Horizont aufsteigt, um prasselnd, zischend, sengend, lebenzerstörend über die Sündenstätte herein zu brechen.

Der Autor nennt sein Buch einen Zeitroman, aber er verschmäht es, eine naheliegende moderne Lösung zu suchen, die ihm die allzeit dispensbereite römische Kurie zur Verfügung stellt; es dürfte kaum unbekannt sein, dass in der Nenzeit eine solche Geschwisterehe durch den Machtspruch des Kirchenoberhauptes, natürlich gegen entsprechende klingende Entschädigung für die Mühe, als gültig und geheiligt erklärt worden ist.

Diese banale Lösung, die man überdies in einem Buche im höchsten Grade unmoralisch fände, — denn quod licet Jovi, non licet bovi, — entspricht nicht dem Kunstgefühl des Dichters, sondern er zieht es vor, nach alttestamentlicher Ueberlieferung die Rache des Himmels über das verbrecherische Paar fallen zu lassen, und damit stempelt er seinen Roman zu einem dramatischen Kunstwerke ersten Ranges.

Die strengsten Moralisten können dem Buche nicht beikommen, denn der Autor hat ihnen die Konzession der sogenannten „befriedigenden Gerechtigkeit" in vollstem Maße eingeräumt; nicht genug, dass Leopold, sobald er die Gewissheit erlangt, seine leibliche Schwester geheiratet zu haben, sich in den Abgrund stürzt, und dass Stephana sich in seinem Sarge zum letzten Schlafe bettet, führt noch der Zufall den Racheengel in Gestalt des Jugendfreundes Cardenac an die Grabstätte, um die Gebeine des unglücklichen Paares nach verschiedenen Richtungen in das Meer zu schleudern. Griffen nicht mehrere realistisch gehaltene Personen, die Zubringerin Marchisio, ihr Sohn Paul und dessen Maitresse Loulou, in das Ganze maßgebend ein, so müsste man der Dichtung die Bezeichnung Roman absprechen und dafür die Benennung Drama setzen. Leopold und Stephana sind zwei hochdramatische Gestalten in des Wortes vollster Bedeutung, und die Szenerie, welche das Paar umgiebt, ist immer streng im Einklange mit der Situation gehalten: das Zwischenspiel Zo'har ist großartig schön wieder gegeben und bereitet gewissermaßen den Leser auf die kommenden Dinge vor. Darsteller und Zuschauer verstehen einander jetzt vollkommen, — wir ahnen, was aus dem Ganzen werden soll, und doch sind wir nicht gefasst, einen Schluss von so hochpoetischer Wirkung, — eine Apotheose von so meisterlicher Darstellung vor uns heraufgezaubert zu sehen.

Die tragischen Momente, wie Leopold sich bei der Feuerglut des Nordlichtes in die Tiefe stürzt und Stephana im Mausoleum das Eisentor zuschlägt, um jede Rückkehr zu den Lebenden unmöglich zu

*) Jehovah.

machen und an der Seite des Brudergatten den Tod zu erwarten, — diese beiden Momente erheben das Sünderpaar zu den Heroen, und wenn der unerbittliche Sittenrichter Cardenac in echt altbiblischem Zorne die Gebeine der im Tod verbundenen Schläfer in alle Winde streut, so passen auf ihn die Worte Naïms, der dem Abgesandten Javehs zuruft: „der Stolz, den selbst dein Gott dem Verbrechen nicht benehmen kann, ist, der Züchtigung zuvor gekommen zu sein. Jede Strafe kommt zu spät! Nichts ist im Stande, — da sie gewesen, — die Wonne des Geschwisterhymens zu verhindern und du kannst unsere Umschlingung von gestern nicht mehr lösen!" . . .

Zo'har ist ein Meisterwerk der Sprache, der Dichtung und der Darstellung, nach meiner Ansicht, das Eigenartigste, was die Gesammtbelletristik der verflossenen Jahres geleistet hat.

Paris. A. G. von Suttner.

Sprechsaal.

Eine köstliche Abfertigung ist dem berüchtigten Romanschmierer Ebers kürzlich zu Teil geworden, der auf seinen Professorentitel hin Jahrzehnte lang die dreistesten Attentate wider den heiligen Geist der Poesie ungestraft begehen durfte. Und man rate: wo und durch wen? In der „Nationalzeitung" und durch Karl Frenzel! Nr. 1 dieses Blattes (vom 1. Januar 1887) bringt ein köstliches, neun Spalten umfassendes Feuilleton von K. Fr. über die neueste Missgeburt des Papyrosfressers: „Die Nilbraut". Mit der ganzen Schärfe seines kaustischen Humors deckt der berühmte Kritiker die Jämmerlichkeiten und Gebrechen jenes Machwerks auf und zeigt implicite, wie dasselbe typisch ist für jenen Dichterling und die ganze Richtung, in der er schafft. Wahrlich, wenn das „vornehmste" Organ des deutschen Reiches sich so über den Liebling der Salons und seine ganze Richtung äußert, wenn einem so vorsichtigen und maßvollen Manne wie Frenzel endlich die Galle überläuft über diesen ganzen idealistischen Unsinn und er den Ebers und Konsorten in so unverblümter Weise die Wahrheit sagt, dann dürfen wir uns wohl freudig zurufen: die Sache, für die wir seit Jahren ringen und kämpfen, hat endlich die Straße gewonnen, welche zum Siege führt; es geht vorwärts, vorwärts, vorwärts! Hält man die vorliegende Rezension zusammen mit den jüngst in der „Nationalzeitung" erschienenen kühl ablehnenden Besprechungen Frenzels über die neuesten Machwerk Wolffs und Lindaus und den aufmunternden und anerkennenden Artikeln, die er den jüngsten Schriften Max Kretzers, Conrad Albertis und anderer Autoren der realistischen Schule gewidmet, so dürfen wir wohl sagen: auch Frenzel, den wir so lange Grund hatten für einen entschiedenen Gegner unserer Anschauungen zu halten, steht jetzt auf unserem Standpunkte, auf dem Standpunkte, dass die einzige Zukunft unserer Litteratur die Pflege des echten, gesunden Realismus sei — und ich glaube, wir dürfen stolz sein auf eine solche „Eroberung". A.

Litterarische Neuigkeiten.

In der K. R. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheint: „Geschichte der Ruthenen." Leidensgeschichte eines österreichischen Volkes. Von Gregor Kupczanko. Die ruthenische Frage bildet unstreitig eine der wichtigsten inneren Fragen des österreichisch-ungarischen Staates und ist besonders aktuell seit der jüngsten Zeit, wo ein russisch-österreichisch-ungarischer Konflikt sehr wahrscheinlich geworden. Dieses vorzügliche Werk des bekannten ruthenischen Schriftstellers wird alle Kreise gleich lebhaft interessieren.

Anlässlich ihres vor Kurzem begangenen fünfzigjährigen Geschäftsjubiläums versendet die Verlagsbuchhandlung von Bernhard Tauchnitz in Leipzig soeben ihren bis auf die jüngste Zeit komplettierten Verlagskatalog. Derselbe liegt uns elegant ausgestattet und im geschmackvollen Einband vor und legt ein würdiges Zeugnis von der äußerst rührigen Tätigkeit der weitbekannten Firma während dieser fünfzig Jahre ab.

Ewald Kunow hat im Verlage von Mayer & Müller in Berlin unter dem Titel „Theoderich, König der Gothen" ein Trauerspiel herausgegeben, welches Felix Dahn gewidmet ist, der ebenso, wie wir es müssen, dem Opus volle Anerkennung zu Teil hat werden lassen. Das Drama ist reich an überraschend schönen Gedanken und ein durchaus eigenartiges Werk.

„Das Ideal." Roman von D. E. Titmann. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die poetische Gestaltungskraft unserer Tage hat sich den Realismus als Losung im Kampf um das Dasein auf die Fahne geschrieben, leider bleibt es meistens beim Fahnenwehen, es ist leicht, ein solches Schlagwort aufzuwerfen, schwer aber, treu und doch künstlerisch die Natur widerzuspiegeln. Die besten Romanautoren sind immer Realisten gewesen und alle guten Schriftsteller werden jetzt und in Zukunft auch Realisten sein. Ein neues Werk dieser Gattung, das sicherlich auch Erfolg haben wird, ist der vorliegende Roman. Es ist erstaunlich, wie hier die Menschen, und zwar eine bunte Musterkarte von Personen aus aller Herren Länder, dem Leser porträtiert werden, dazu wird sich schwerlich viel Aehnliches in der gesammten deutschen Litteratur finden. Wie in einer Camera obscura erblickt man hier ein Stück Leben, das eben durch die absolute, aber auch höchst geistreich dargestellte Wahrheit ebenso belustigt als lehrreich in anderem Sinn brillant unterhält.

Eine zeitgemäße Brochüre betitelt sich „Der Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft". Ein Versuch zur Verständigung von Maurice Reinhold von Stern (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz]).

„Variétés révolutionaires" von Marcellin Pellet bildet den neuesten Band der bei Felix Alcan in Paris (108 Boulevard Saint Germain) erscheinenden „Bibliothèque d'histoire contemporaine".

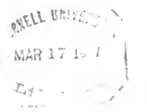
Lucien Perey veröffentlichte bei Calmann Lévy, Paris (rue Auber 3) ein auch für das Ausland hoch interessantes Werk „histoire dune grande dame au XVIIIe siècle la princeesse Hélène de Ligne".

„Zur Bekämpfung zweitausendjähriger Irrtümer." Von Thomas Frey. Verlag von Theod. Fritsch, Leipzig. 1. Teil. Eine Schrift, die nach rechts und links grundstürzende Vorstöße macht und gewiss eine Sturmflut von Erwiderungen hervorrufen wird. Der Verfasser will auf Grund der neu aufgedeckten altägyptischen und assyrischen Litteraturen nachweisen, dass das alte Testament kein jüdisches Originalwerk, sondern eine Sammlung der Schriften älterer Kulturvölker bilde. Er bestreitet überhaupt dem jüdischen Volke, dass es jemals eine Kulturnation gewesen sei, weist vielmehr nach, dass unter den jüdisch-semitischen Einflüssen gerade alle Kulturen zu Grunde gingen und will nur der arischen Rasse, den indogermanischen Völkern, eine kulturelle Kraft zugestehen. Er sucht nachzuweisen, dass sowohl in Aegypten, Babylonien und Indien arische Elemente die Kultur-Träger waren. — Einzelne Uebersetzungen aus altägyptischen und babylonischen Texten sind von hohem Interesse und voll poetischer Schönheit. — Im Uebrigen macht der Leser durch diese Schrift die Bekanntschaft einer Anzahl moderner Schriftsteller, deren eigenartige Werke noch wenig bekannt zu sein scheinen. Das Ganze ist fesselnd und allgemein verständlich geschrieben.

Das Volksepos der Finnen „Kalewala" ist von Hermann Paul ins Deutsche übertragen. Das Werkchen, im Selbstverlage des Verfassers (Helsingfors) erschienen, ist gut übersetzt und wird es gewiss auch bei uns Anklang finden.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann. | 56. Jahrgang. | Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 10. — Leipzig, den 5. März. — 1887.

Inhalt:

Ein- und Ausfälle.

Von Emil Peschkau.

Ob die Buchdruckerkunst ein Segen für die Menschheit? — Ich glaube, dass sie heute schon ein Fluch ist. Sie trägt wohl die Bildung rasch weiter, aber rascher noch die Dummheit und Gemeinheit, weil die Menschen für diese empfänglicher sind als für jene. Der Staat mag sich mit der Schule noch so viel Mühe geben und unsere besten Geister mögen ihr Herzblut verschwenden, ehe man nicht ein Mittel findet, um dieser Flut von Albernheit und Erbärmlichkeit, die beständig aus den Druckerpressen hervorschwillt, einen Damm zu setzen, wird alle Mühe vergeblich sein. Der Kulturpöbel bringt dem „Gedruckten“ dieselbe stumpfe Ehrfurcht, denselben Aberglauben entgegen, der den Wilden seinem Götzen gegenüber erfüllt, je dümmer und gemeiner das „Gedruckte“ aber ist, desto rascher wird es von ihm begriffen, desto gieriger nimmt er es auf.

* * *

Es ist ein Irrtum, anzunehmen, dass die breiten Schilderungen des Aeußerlichen, wie sie Zola liebt und wie sie genau eben so zahlreiche der gegnerischen Richtung angehörige Schriftsteller pflegen, nötig sind, um den Leser in Illusion zu versetzen. Dieses ganze äußere Drum und Dran ist nur nötig für den Dichter, der mit allen Einzelnheiten der Szenerie u. s. w. vertraut sein muss, weil nur das Zusammenspiel dieser Aeußerlichkeiten mit dem Seelischen des Vorgangs ihn in jene Stimmung versetzt, die ihn befähigt, so zu erzählen, als ob er erlebt hätte. Diesen Eindruck wird aber dann auch der Leser empfangen, er wird mit erleben, ob nun von der Schilderung wenig oder viel mit in die Darstellung übergegangen ist, ja er wird meist durch knappe, nebensächlich scheinende Andeutungen ein anschaulicheres Bild als durch eine detaillierte Beschreibung erhalten, weil die letztere seinen Geist zerstreut, statt ihn zu konzentrieren. Nur der Dichter bedarf für die Gestaltung einer Situation der vollen Detailkenntnis, während des Produzierens aber muss sich ihm das Mosaikbild in ein wirkliches Bild verwandeln, das Geschaute oder Erträumte muss lebendig werden, die erst einzeln gesehenen Aeußerlichkeiten müssen verschwinden, damit der handelnde Mensch kräftig und nirgends verhüllt und überwuchert in die Erscheinung trete.

* * *

Wie der Dichter im Stande ist, so viele und so gegensätzliche Charaktere zu schaffen, das möchte Mancher gar zu gern wissen. Die Einen glauben, es tut's die Phantasie, die Anderen meinen, man braucht nur Modelle abzuzeichnen. Wer aber nur mit der Phantasie arbeitet, oder nur die Wirklichkeit kopiert, der erzeugt immer nur Zeichnungen und nie Fleisch und Blut. Phantasie oder Wirklichkeit können nur die Anregung, die Konturen, die Kostüme geben; um Charaktere zu schaffen, muss man sie selber leben. Die Seele eines jeden Dichters enthält gewissermaßen die Keime seiner Charaktere — die guten, wie die bösen. Sie müssen da sein, sonst kann er die Charaktere nicht erschaffen. Sie ruhen im Leben nebeneinander und werden einerseits durch den Verstand und andererseits durch das Gewissen beherrscht — bisweilen auch nicht. Dann

haben wir die „unglücklichen Genies“, die sich entweder von ihren guten Keimen oder ihren bösen fortreißen lassen. Im Momente der dichterischen Zeugung nun entwickelt sich der betreffende Keim zum Menschen, alles Andere in dem Wesen des Dichters tritt zurück, er lässt nur diesen einen Keim in sich zur Entfaltung kommen, er lebt seinen Charakter.

* * *

Für den Kulturhistoriker ist die Litteratur einer Zeit immer das Spiegelbild derselben. Für den Laien kann sie es nicht sein, weil er nicht im Stande ist, zu beurteilen, welche Züge übertrieben und welche gefälscht sind. Der Kulturhistoriker aber erwirbt die Fähigkeit, richtig zu urteilen, durch den Vergleich der Einzelheiten. Er nimmt dann diejenigen, die seiner Prüfung standhielten und setzt mit ihrer Hülfe sein Bild zusammen. — Was für eine harte Nuss wird der Geschichtschreiber künftiger Jahrhunderte zu knacken haben, der in dieser Weise das Bild unseres jetzigen Deutschland entwerfen will! —

* * *

Ein Hauptübelstand unserer gesellschaftlichen Einrichtungen — (und ein Hauptheremmschuh für die Entwickelung der Litteratur) — ist darin zu suchen, dass Bildungserwerb in der Regel ein „Monopol“ des Geldes ist, statt ein solches der geistig Befähigten zu sein. Die Ausnahmen, die man dem entgegenhalten könnte, kommen nicht in Betracht, weil die immerhin stattliche Schaar Einzelner, die sich trotz ihrer Armut vermöge günstiger Zufälle oder außergewöhnlicher Energie den Weg nach aufwärts gebahnt haben, gegenüber der Masse verschwindet, und jener dürftige Unterricht, den der Staat gleichmäßig für Alle dekretiert, mit dem Begriff „Bildung“ nicht viel zu tun hat. Als Folge dieses Uebelstandes aber ist eine ganze Reihe trauriger Erscheinungen zu verzeichnen. Dass die Besitzenden ihrem Nachwuchs die Bildung gewaltsam aufpfropfen, das führt zu dem genugsam bekannten Bildungsphilisterium, zur Bildungsheuchelei, zu der maßlosen Ueberhebung von Schwachköpfen, die glauben, überall mitsprechen zu dürfen, weil sie ein paar griechische und lateinische Brocken mühselig erlernt haben, zu der Durchdringung des Beamtenstandes mit unfähigen und deshalb in doppelter Beziehung gefährlichen Elementen und endlich in letzter Linie einerseits zu abscheulichem Protektions-Unwesen und andererseits — wenn das Geld verpufft ist — zur Entstehung des Bildungs-Proletariats. Dass aber die Geistig-Befähigten unter den Besitzlosen nicht zur Bildung herangezogen werden, damit schädigt sich der Staat geistig wie materiell, indem er sich so viele wirkliche Kräfte entgehen lässt, und weiters ist hier der Urquell jener Unzufriedenheit und Verbitterung zu suchen, die unseren modernen Staatsmännern so viel zu schaffen macht. Die große Masse hat eine unglaublich dicke Haut und der Magen muss lange knurren, ehe sie nur die Faust ballt gegen die Bevorzugten. Die soziale Frage, wie man die Magenfrage der unteren Schichten gewöhnlich nennt, würde noch lange schlummern, hätte sie nicht ihre Wecker an jenen befähigten Köpfen, die erbittert sind über eine Gesellschaft, welche ihnen die Wege nach aufwärts verschloss. Die Triebfedern der revolutionären Bewegung sind diese Unzufriedenen, die zugleich Sonntagskinder der Natur und Stiefkinder der Gesellschaft sind, und neben ihnen eine andere Gattung Unzufriedener, das oben erwähnte Bildungsproletariat, es sind, wenn ich so sagen darf, die Emporkömmlings-Naturen, die man nicht aus dem Ei kriechen ließ, und die Herabkömmlinge, die man künstlich ausbrütete. Alle Nahrung und alle Arznei, die man den Magenkranken einflößt, werden deshalb die soziale Revolution nicht aus der Welt schaffen, wenn man nicht ihre Triebfedern beseitigt. Freiheit und Gleichheit — die Einen sagen, wir haben sie, die Anderen schreien beständig nach ihnen. Was wir aber brauchen ist Gerechtigkeit, nichts als Gerechtigkeit und wiederum Gerechtigkeit! Die Gesellschaft mache aus Jedem das, was er kraft seiner Anlagen werden kann, sie löse den Wechsel ein, den ihm die Natur mit auf den Weg gab. Der Wenigbefähigte wird glücklicher werden, wenn man nicht überspannte Anforderungen an ihn stellt, und das Talent wird es sein, wenn man ihm Gelegenheit giebt, sich zu entwickeln. Sklavennaturen können in einem patriarchalischen Verhältnisse (selbst mit Zugabe von Prügeln) glückliche und nützliche Menschen werden, während sie, gänzlich selbständig, dem Elend verfallen oder sich zu Lumpen heranbilden, und derjenige, der eine starke Individualität hat, bedarf wieder voller Freiheit, soll er sich das Glück erringen und der Gesellschaft zum Segen werden. Wer aber von der Natur einen Verbrecherbrief mit bekam — und es giebt trotz Rousseau leider solche Gesellen — den hätschle man nicht nach modernen Humanitätsprinzipien. Man bemühe sich weniger um die Zuchthäusler und dafür mehr um die Armen, man bestrafe Verbrechen, die Gemütswallungen entspringen (z. B. Diebstahl aus Verzweiflung, Kindesmord) milder und gemeine Verbrechen schärfer, und ein Scheusal überliefere man trotz seiner zwei Beine und seiner „Seele“ ohne sentimentale Bedenken dem Galgen. „Freiheit und Gleichheit“ sind Sturmrufe, die der Vergangenheit gedient haben, dieser aber auch angehören. Die Natur erschafft die Menschen nicht gleich und deshalb können sie nicht gleich sein; und aus demselben Grunde kann auch das Maß von Freiheit nicht für Alle das gleiche sein. Der Sturmruf der Zukunft muss das Wort „Gerechtigkeit!“ werden, und dazu muss sich die Liebe gesellen als der Kitt des von der Gerechtigkeit emporgeführten Baues.

Um ja nicht missverstanden zu werden, bemerke

ich übrigens ausdrücklich, dass es mir nicht einfällt, die Existenz der Magenfrage zu leugnen, oder die Errungenschaften der Freiheits- und Gleichheits-Kämpfe zu verunglimpfen. Aber die Begriffe „Gerechtigkeit und Liebe“ haben ja viel weiter reichende Grenzen als „Freiheit und Gleichheit“, sie umfassen diese, indem sie sie gleichzeitig auf das richtige Maß erweitern oder beschränken, und sie umfassen auch die Magenfrage. Und dann bin ich auch keiner jener Schwärmer, die an die Verwirklichung idealistischer Träume unter den Menschen, deren beste selbst nicht frei von Mängeln sind, zu denken vermögen. Aber wenn man auch das Vollkommene nicht erreichen kann, so kann man sich demselben doch nähern, und wenn man nach Prinzipien keinen Musterstaat baut, so kann ein Musterstaat doch die Tendenz dieser Prinzipien so weit verfolgen, als es praktisch möglich ist. Endlich kehre ich wieder zum Ausgangspunkt meiner Betrachtung zurück und sage noch ein Wort über Litteratur, Wissenschaft und Kunst. Insbesondere die Litteratur, die bei der Entwickelung, welche die Dinge genommen haben, nicht mehr von einzelnen Mäcenen abhängen kann, sondern auf ein Massenpublikum angewiesen ist, wird erst dann wieder eine Blütezeit zu verzeichnen haben, wenn dieses Massenpublikum aus den besten Köpfen der Nation besteht. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber stehen ihr nur wenige Prozente dieser besten Köpfe zur Verfügung. Von den übrigen ist weitaus die Mehrzahl gar nicht zur Entwickelung gelangt, das Reich der Bildung blieb ihnen verschlossen, weil ihre Eltern arme Teufel waren, und der Rest hat keine Zeit, Bücher zu lesen, oder wenigstens kein Geld, solche zu kaufen. — —



Volkslieder der transsilvanischen Zigeuner.

Inedita. Originaltexte nebst Verdeutschung.*)

I.

Láces jidyom yevende
Sigo ável e vreme;
Tumen ferinel o del,
Mire vodyi máy kámel!

Sár e yakh m're vodyi jál
Kánà ável e bárvál;
Uvà tele ferástrá,
Pirání hin pál ápsá.

Oh, raklyiye na rová!
Cá tut kámáv me lá́ysa,
Cáces kámáv tut láysá,
Sár ceroro cerçená!

Gut verfloss die Winterszeit
Und der Lenz ist nicht mehr weit;
Lebet wohl nun insgesammt,
Die ihr heiß in Liebe flammt!

Wie das Feuer treibt der Wind,
Treibt mich Lieb' zu dir, mein Kind;
Täubchen unterm Fenster dort,
Doch jetzt muss ich von dir fort!

Süßes Mägdlein, nicht mehr wein'!
Weißt, mein ganzes Herz ist dein;
Mich verlässt die Treue nicht,
Wie kein Stern den Himmel licht!

II.

Beshdáv me tele ruk
Hin mánge báre duk;
Bárá hin m're párnà,
Pro ádá me sovàv;
Ćero m'ro jákerpen,
Devlá m'ro pocipen:
Ćoro som me láysá,
Sár kerdyás mire dá;
Oh, gule devlá de
Meriben tu mánge!

Lieg' jetzt im Schatten hier,
Und mein Herz bricht mir schier;
Polster ist mir der Stein,
Drauf ich schlaf' hungrig ein;
Himmel hoch deckt mich zu,
Gott beschützt meine Ruh'!
Elend und tiefen Schmerz
Kennt nur mein armes Herz;
Ende Gott, meine Not,
Send' mir den sanften Tod!

III.

Lokes urál o cinege,
Shil ná bántol les yevende:
Ná bántol les e bárvál,
Vov kiçivel pál kopál.

Vov kásávo sár o rom,
Beshel lestár pro yek drom,
Sovel, çál te pibel, kelel;
Enku pál jíves kiçivel!

Immer lustig fliegt die Meise,
Singt stets eine lust'ge Weise;
Braust auch kalt der Wind durch's Ried,
Dennoch singt sie froh ihr Lied!

Dem Zigeuner ist sie gleich,
Wohnt mit ihm in einem Reich;
Schläft am Wege, isst und springt
Und dabei stets lustig singt!

*) Was die Orthographie betrifft, so entspricht c = tsch, j = dsch, y = j, ñ = ny, ç = ch, sh = sch. Vgl. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner“ (Leipzig, W. Friedrich, 1884).

IV.

Nā hin ākānā ñilay,
Cin e vreme lulervāv,
Te kāmeskro tātipestār
Devleskere bāçt may jiāl.

Cin krecuno hin çāben,
Te jevende soviben;
Pāl pātrāyi me usheāv,
Hin selenes e besā.

Rasch entfloh die Sommerzeit
Und der Lenz ist noch gar weit,
Mit dem warmen Sonnenschein
Zieht auch Gottes Segen ein.

Bis Weihnachten, Gott sei Dank!
Hab' ich reichlich Speis' und Trank,
Und bis Ostern schlaf' ich halt!
Wach' erst auf, wenn grün der Wald.

V.

Ñilāye o gulo kām mān tātyārel,
M'ro coripen ākānā mān bisterel;
So me kerāv, the me som coro,
Mānge dostā, the o kām tāto.

Golden scheint auf mich der Sonnenschein,
Lässt vergessen mich die Not und Pein;
Was kann ich dafür, dass ich so elend, arm?
Mir genügt's, dass jetzt die Sonne scheint recht warm.

VI.

M're pirānā pāly ivdvāv,
Mire romñi dāre āvlā;
Kānā jives māyd āvel,
Addles ājukārel.

Uvā biso me nā kāmāv,
Hoi pāl cerçā bute rākl,
Pushum, jiuv bārvālyol,
Addlendār rom eulyol!

Trost sprach ich dem Liebchen ein,
Dass ich bald es werde frei'n;
Es erwartet kaum die Zeit,
Harrt und hofft nun hocherfreut.

Doch wer mag es gerne haben,
Dass im Zelt sich Mädchen, Knaben, —
Mit dem Weib auch Flöh' einstellen,
Die das Leben ihm vergällen!

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Mühlbach (Siebenbürgen).



Ohne Schminke.

Wir Eingeweihten wissen ja alle, dass wir der in litterarischer Beziehung verständnislosesten Nation der Welt angehören. Nur ein Aufschrei der Wut und Verzweiflung kann das ausdrücken, was ein deutscher Dichter von Gottes Gnaden empfindet, wenn er auf seine hoffnungsfreudigen Anfänge zurückblickt; hat er gesiegt und überwunden, dann erst recht. Denn dann sieht er mit grimmigem Hohn unter sich zu Füßen des Parnass all die fruchtlose Mühsal; er sieht zu sich vertrauensvoll fromme Augen emporblicken, die nun gerade von ihm Förderung erwarten. Es drängt ihn förmlich, zu brüllen, dass alle Welt es höre: Ihr Unglücklichen, fort mit euch! Ihr ahnt natürlich gar nicht, dass eure Briefe und talentvollen Versuche nichts als Dolche der Erinnerung vorstellen. So haben wir auch einst gehofft, geprahlt, geschwärmt! Natürlich, wenn wir kamen, dann fielen die Schranken, welche Andere hemmten, fort; der Himmel selbst würde Wunder tun, um die deutsche Poesie in unserer Person zu retten!

Ja, es rettet sich was! Wenn wir wirklich siegen, dann haben wir gesiegt unter Aufopferung vieler Ideale. Wir haben gesiegt unter endlosen Kämpfen; wir konnten nur siegen, weil unsre Energie und unser physischer Fleiß ebenso ungewöhnlich, wie unsre rastlose Schaffenskraft.

So wird beispielsweise ein Wildenbruch empfinden. Er grade hat dies alles wie kein Andrer erproben müssen, weil seine Begabung ihn zum Undankbarsten hindrängte, was einem unglücklichen Menschensohn der Götter Zorn in die Wiege legen kann: zur Laufbahn des Bühnendichters.

Es kamen nicht weniger als drei Broschüren über diese uralte Misère zu gleicher Zeit auf mein Schreibpult geflogen. Den Reigen eröffnete „Schauspieler-Eitelkeit“ von Karl Böttcher (Berlin, J. Zenker). Das Schriftchen, glatt und schneidig geschrieben, enthält manches nicht Ueble, sündigt aber darin, dass sich aller Grimm lediglich gegen die armen Komödianten richtet. Erstlich muss man bedenken, dass ihr Gewerbe ja gradezu zur eiteln Schaustellung verlockt. Zweitens bedenke man die Unbildung und geistige Unfähigkeit sowie die niedre Herkunft der allermeisten Schauspieler, um ihren Mangel an Charakter und Erziehung milder zu beurteilen. Drittens trägt die törichte alberne Menge, das sogenannte „Publikum“, die Hauptschuld an der Selbstüberschätzung der mimenden Koulissenreißer. Denn so unglaublich es klingt, es bleibt doch wahr, dass selbst Menschen von leidlicher Durchschnittsbildung den Bühnenvirtuosen fast auf gleiche Stufe mit dem Dichter stellen, dessen Hauch diese automatische Gliederpuppe bewegt. Und sind es nicht gerade die Scribenten, diese würdigen Brüder der Mimen, die durch ihre schamlose schnöde Willfährigkeit unter der Rubrik „Theater“ oder „Kleine Chronik“ den

Reklamemanie des Theatervölkchens zu einem festgewurzelten Missbrauch erhoben? Die Macht der Presse, kaum hoch genug in einer geistig unmündigen Nation wie der Deutschen anzuschlagen, steht sklavisch zur Verfügung der Bühnenmacherei. Wenn wir auch die maßlos herben Urteile der zweiten vorliegenden Broschüre, „Ohne Schminke“ von Conrad Alberti (Dresden, Pierson), nicht völlig teilen können (wie er denn mit Kainz und sogar Possart doch gar zu scharf ins Gericht geht), so muss doch jeder Einsichtige zugeben, dass eine unendliche Mittelmäßigkeit trotz ebenso unendlichem Dünkel die deutsche Bühne beherrscht. Doch würden ja die Schauspieler unter sachgemäßer Leitung noch Tüchtiges leisten können, da es an gutem Willen nicht fehlt. Wir leben sogar der Ueberzeugung, dass die Schauspieler durchschnittlich noch mehr poetisches Verständnis besitzen, als die elende, jeder Brandmarkung werte Presse, wo nur die verkörperte Unfähigkeit und Charakterlosigkeit das kritische Richtbeil schwingen. Schlimmer steht es schon mit den Theaterdirektoren, deren trostloses Defizit an moralischer und geistiger Anständigkeit Alberti mit gebührender Schärfe geißelt. Am allerschuldigsten aber sind weder Publikum noch Theaterleute, die beide besserungsfähig erscheinen, sondern die maßgebenden Kreise „oben“ mit ihrem konsequenten Banausentum, dem ein Unteroffizier im Grunde höher gilt als ein Dichter, und welche durch ihre offizielle Gleichgültigkeit der Litteratur und Bühne den letzten Halt versagen — den letzten, denn nur der Staat kann dem Ruin unseres schönen Schrifttums steuern. Nur ein litterarischer Bismarck könnte diesen Augiasstall ausfegen und er muss es tun, falls nicht bedrohliche Folgen heraufbeschworen werden sollen. Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein, das ideale Bedürfnis lässt sich nicht ersticken, mehr denn je lechzt das geistige Elend nach Rettung durch die Religion der Kunst. Nur Staatshülfe kann hier retten, wenn wir nicht den Untergang dieser ganzen bestehenden Gesellschaft, die auf dem Triumph der uniformierten Mittelmäßigkeit und der Unterdrückung des Idealen sich aufbaut, durch eine Revolution erhoffen sollen.

Sei es auch nur eine ästhetische Revolution, wie sie Hans Herrig in seiner Broschüre „Luxustheater und Volksbühne“ (Berlin, Luckhart) anbahnen möchte!

Unternimmt ein so bedeutender Geist, seine Gedanken zu einem Ganzen zu ordnen, so fehlt es gewiss nicht an bedeutsamen Zügen im Einzelnen. So gleich im Anfang die geistvollen Bemerkungen über das Mitteilungsbedürfnis des Künstlers, über die Begriffe „Gesellschaft“ und „Volk“ und „Philister“. Ebenso gar manche Andeutung über das Wesen der nationalen Kunst, die Auffassung des Historischen und speziell der deutschen Eigenart. In allen diesen Punkten pflichte ich dem Autor unbedingt bei und setze mit voller Absicht einige Sonette her, die ich bei der Aufführung des „Konradin“ an den Dichter richtete, da ich die in demselben niedergelegte Anschauung über die Hohenstaufendramen Herrigs und deren Bedeutung zur Entwickelung eines nationalen Stils noch heute vertrete.

Im Dom Palermos ruhn die Sarkophage,
Umschließend der Unsterblichen Gebein!
Reliquien in der Geschichte Schrein,
Als ew'ge Lampe hütet sie die Sage.

Die Banner, zu des Windes Totenklage,
Sie rauschen schwermutsüße Melodein.
Ihr Echo drang in deine Seele ein
Und Antwort liehst du ihrer stummen Frage:

Sind wir umsonst gesunken ins Verderben.
Wir, aller Menschensöhne höchste Blüte,
Muss wie der Leib, auch unser Geist vermodern?

Nein, in Vergessenheit kann nicht ersterben,
Was einst der Schönheit Sonne überglühte,
Ihr Strahl wird unvergänglich weiterlodern.

Wohl ist es herrlicher, wie Manfreds Ende,
Verlornes ritterlich verfechtend, fallen
Und so, das Schwert gegürtet um die Lende,
Entsühnen sich, als Held beweint von allen.

Doch reinere Gefühle uns durchwallen,
Sehn wir als makellose Opferspende
Den reinen Jüngling in des Mörders Krallen,
Er, seines Stammes letzte Sonnenwende.

Dies Dulden wird ein unbewusstes Handeln,
Des großen Staufendramas Schlussgedanke,
Das Opfer mit Unsterblichkeit zu taufen.

Vergängliches will zum Symbol sich wandeln,
Vergangenheit und Zukunft sonder Schranke
Verschwimmen in der Kreuzigung der Staufen.

Auf diesen Bahnen sollst du fürder schreiten,
Erschließend den Kyffhäuser alter Zeit,
Bis aufersteht die alte Herrlichkeit,
Die neuen Hohenstaufen zu geleiten.

Und ob die Zwerge Dorn um Dornen spreiten
Auf Deinen Pfad, und ob in Widerstreit
Verwälschte Raben kreischen weit und breit,
Sollst, deutscher Pegasus, zum Siege reiten.

Zertritt das Unkraut des modernen Strebens,
Den Geist des Kotzebu, der seine Streiche
In tausend Masken übt, den Tempelschänder.

Du, Konradin, starbst nicht im Lied vergebens,
Bist Weckruf uns am Schild der Walsereiche,
Echt deutsche Dichtung heut für deutsche Länder!

Allein, dieses uneingeschränkte Lob zolle ich hauptsächlich nur der Idee, der historischen Auffassung Herrigs — im Gegensatz zu den ideenlosen und unhistorischen Ritterstücken der üblichen Jambenhistorien.*) Bezüglich der Ausführung habe ich mancherlei daran auszusetzen und das leitet mich sofort zu der großen Frage hinüber, welche uns hier beschäftigen soll: Das Wesen des Dramas überhaupt.

Herrig scheint einen Unterschied zwischen dem englischen und spanischen Nationaldrama der Renaissance anzunehmen. Ich kann das nicht zugeben.

*) Wildenbruch „Neues Gebot“ und „Väter und Söhne“, in welchen typische Symbole — mit den großen Staffagefiguren der wirklichen Historie als Hintergrund — zu hochdramatischer Wirkung gelangen, nehme ich hier natürlich aus

Calderon ist Shakespeare ins Romanische übersetzt. Die zwei Hauptkennzeichen des Renaissance-Dramas — umfassende Fülle der Weltabspiegelung durch Mischung von Tragik und Humor, und Ungebundenheit des szenischen Aufbaues — sind beiden eigen.

Die Alten, in ihrer liebenswürdigen Einfalt und zufriedenen Ruhe, durften es sich gestatten, eine gewisse bestimmte Idee in ihrer Einfachheit einem einfachen Konflikte anzupassen und diese nun schlicht und klar auseinander zu legen. Das Charakterdrama Shakespeares hingegen, jede akademische Regel verschmähend, nur organisch von inneren Lebensgesetzen bedingt, beruht auf der Theorie der kombinierten Kontraste. So schwatzt denn die zotige Albernheit der Amme wie die gentlemanlike Jovialität des Merkutio in das Flüstern keuscher Liebe hinein. So begleiten der kluge Narr und der kecke Bastard das Weh eines Lear und König Johann, so ergänzen sich Prinz Heinz und Falstaff, um wiederum den weltschmerzlichen König und den ehrgeizigen Percy ironisch zu ergänzen. So treiben die Handwerker im „Sommernachtstraum“ ihr Wesen, um den unirdischen Duft der Elfenreigen zu erhöhen. Für Shakespeares Weltblick ist der Held keine lebenatmende lebensberechtigte Figur, wenn nicht der Hanswurst dahinter seine Schellenkappe schüttelt.

Drama heißt Handlung. Daher erläutern sich uns Shakespeares Gestalten nicht redend, sondern handelnd. Freihandelnd nach eigener Willenswahl. Aber ihrer Freiheit steht das sittliche Weltgesetz, ihrer Selbstsucht das Ewige gegenüber. Und außer dieser unwandelbaren ewigen Schranke giebt es Schranken von buntem Papier, die der Mensch sich selber setzt: die Schranken des Konventionellen, alle jene lächerlichen Umhegungen, die der menschliche Ameisenstandpunkt in seinem Torenwahn sich aufbaut. Wenn der ernste Sinn des Ewigkeitsmenschen schaudert vor jenem unheimlichen Geheimnis, das ihn allerwärts im All umdräut, dann wendet er sich mitleidiger Heiterkeit der Posse des menschlichen Alltagslebens zu. So ist denn Shakespeares grundlegendes Dichtungsprinzip, Tragik und Humor zu mischen, und beide, auseinander bedingt, auseinander zu erläutern. Dabei aber stellt er das Individuelle stets als typisch dar und jede Leidenschaft, die er an seinen Einzelhelden erschöpfend darstellt, wird sofort in ihrem höchsten Extrem und in denkbar höchster Sphäre dargetan. Hamlet hieß später Lord Byron, Othello ist ein großer Feldherr der Renaissance mit dem vollen herostratischen Größenwahn seiner Zeit, Lear ist durchaus kein gekrönter Père Goriot, wenn auch Balzacs Père Goriot einen bürgerlichen Lear bedeutet. Lear verdirbt durch absolutistischen Größenwahn und jammert über den Undank der Welt, wie ein kürzlich untergegangener süddeutscher König. Zu bürgerlichen Familientragödien im Stil der Neufranzosen und Norweger hat der große Brite sich niemals herabgelassen.

Das Leben ist Selbstzweck, so auch die Kunst. Nicht in dem Sinne des „l'art pour l'art“, sondern in dem Sinne, dass alles Didaktische, alle Schnörkel der akademischen „Versöhnung“ und „poetischen Gerechtigkeit“ dem Normaldichtertum fremd bleiben. Bei aller Schonungslosigkeit seines Realismus bewahrt sich aber der Gewaltige stets „die Ehrfurcht vor dem unergründlichen Geheimnisse der Weltordnung“ (H. von Friesen, „Shakespearestudien“, II. Band, S. 471.)

Jedes Künstlers Wirkungskreis scheint begrenzt. Nur Er fand nirgends die Säulen des Herkules; über sie weg drang er in das unwirtbare Unendliche nur, um die Insel der Seligen, das Hesperideneiland Prosperos zu entdecken. In seiner liebevollen Hand ruhte das All wie eine Blume in Forscherhand, und all das feine Geäder ihrer Zellen und Staubfäden umfasst er mit einem einzigen milden Liebesblick, indem er sorglich die Kapsel der Urgeheimnisse öffnet.

Aus dem Volke war sein Irdisches entsprossen, mit dem Volke lebte er fort. Mitten durch die Menge schritt der unbekannte Gott mit freundlichem Lächeln, in den Tavernen zechte er mit Bardolf und Peto und Junker Tobias und dem großen Sir John Falstaff, ja bei der braven Wirtin zum Eberkopf soll er tief in der Kreide gesteckt haben. Aber sie grollte ihm nicht, denn er war gar zu liebenswürdig. Wo die schneidigen Witzbolde und die großspurigen Sturm- und Dranggenies zusammenhockten in der Schenke zur „Meermaid“ unter dem Präsidium des Elephanten Ben Jonson — da legte sich auch der gutmütige Leu, der König der Wüste, leutselig nieder und reckte seine Pranken unter dem weisen Rüssel des Elephanten. Auch in den Sälen der freigeistigen Aristokratie sah man Master Shakespeare, den Komödianten. Lords beehrten ihn mit ihrer Protektion und er beehrte sie mit der Unsterblichkeit. Sie alle, die stolzen Patrizier und erlauchten Damen, leben fort in den Gestalten der Lords Coriolan und Hamlet, Bassanio und Merkutio, der Ladies Porzia und Rosalinde, Beatrice und Olivia. Die Gärten von Belmont und die Jagdgelage des Ardennenwalds bilden eine erholende Sommerfrische, eine Villegiatura des Renaissancegeistes, nach den Stürmen und Schlachten mit Schwert und Feder... Auch die würdigen Honoratioren von Stratford, die so viel Uebles prophezeiten über den Tunichtgut William, der ehrsame Friedensrichter, der ihn ob schnöder Streiche gemaßregelt — sie alle berührte mit herzerfreuendem Lachen Prosperos Zauberstab und verwandelte sie zu unsterblichen Symbolen des Philisteriums. Ach, jener puritanische Haushofmeister bei Lady Pembroke, Freund Southamptons Schwester, der so oft den Landstreicher vom Globe-Theater hochtrabend

seiner Herin gemeldet, ärgerte sich nicht wenig, da er sich als Malvolio wieder erblickte.

Vor dem Richter der Könige, vor dem Seherblick schienen die Herzen der Erdengötzen eitel Glas. Des verstellungsmüden Königs Seelenpein belauschen wir mit ihm; aber im nächsten Augenblick hören wir die Kärrner über das Ungeziefer ihres Nachtlagers schimpfen. Hamlet hat seinen Polonius wie seine Ophelia, seine Rosenkranz und Osrik wie seine Totengräber, Ariel und Caliban grüßen sich auf derselben Erde, und der ehrsüchtige Percy stirbt neben der Scheinleiche Fallstaffs, der da weislich fragt: „Was ist Ehre?“ Götter und Halbgötter giebt es da nicht, sondern nur Menschen, die in unveränderlicher Naturentwickelung ihr Schicksal in sich selber tragen. Bei Shakespeare hat Jeder Recht, Shylok so gut wie Antonio. Edmund, der sich an den verlogenen Familiengesetzen der Welt rächen will, hat Recht, da er das Werkzeug wird, den Leichtsinn seines Vaters zu strafen. Auch Jago glaubt sich im Recht, die Ungerechtigkeit des Schicksals durch Bösewichtstreiche zu sühnen. Cäsar hat Recht, Brutus hat auch Recht. Lord Corilan donnert gegen Brotverteilung, wie Anfang dieses Jahrhunderts der Herzog von Richmond gegen die Brodtaxe, und „bannt“ die „Hundeseelen“ — da hat er ganz Recht. Aber ein höheres Recht dröhnt ihm aus dem Hohn der Volkstribunen entgegen, dieser römischen Cobdens und Brights: „Du sprichst vom Volk, als wärest du ein Gott, gesandt zu strafen, und nicht ein Mensch, so schwach wie sie.“ Schönfärbende Tünche ekelt den Shakespeare an. Schildert er die Liebe, so müssen neben den psychisch reinen auch die psychisch gemeinen Impulse hervortreten. Unsere zimperliche Rohheit der „gebildeten“ Unnatur ruiniert den ganzen Othello, wenn sie die wundervollen Naturschreie des erotisch-Besessenen streicht: „I had been happy, if the general campe“ u. s. w. und den Ohnmachtsanfall: „Auf ihr, bei ihr“ u. s. w.

Aber einmal und in einer Beziehung hat der milde Objektive völlig die Geduld verloren. Das war, wie er mit beißendem Hohn auf die gepriesene Antike ein realistisches Schlaglicht zu werfen wagte, in „Troilus und Cressida“.

(Schluss folgt.)

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Litteraturbericht aus Russland.

II.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, zusammenhängend mit den räumlichen und sozialen Verhältnissen Russlands, wie mit der Zeit-Epoche, in welcher seine Litteratur, die jetzige, größere Verbreitung gewann, dass man hier zu Lande weniger Bücher als Zeitschriften liest, dass man weniger wie anderswo Privatbibliotheken neuern Datums begegnet. Selbst die gelehrten Stände wie Aerzte, Juristen, Pädagogen, Philologen hüten sich davor, ihre Wohnung in eine Bücherei zu verwandeln und zu der typischen und uniformen Einrichtung des Hauses comme il faut gehört weder Bücherschrank noch Bücherbrett, während in Deutschland und Frankreich schon der Gymnasiast und Realschüler den Grund zu einem eigenen Bücherschatz legt und in England die „library“ einen integrierenden Bestandteil jedes halbwegs wohlhäbigen Hauses bildet.*) Diese Abwesenheit der Handbibliothek im russischen Hause, welche den Fremden aus Westeuropa anfangs unangenehm frappiert, erklärt sich bei näherer Kenntnis der Lebensverhältnisse als eine Notwendigkeit. Piragjew erzählt in seinen Memoiren, dass ein Provinzbeamter seinem neuen Chef auf die Frage, ob er schon lange dort sei, geantwortet habe: „Ich habe unter neunzehn Gouverneuren gedient; Euer Excellenz sind der zwanzigste.“ Wenn also eine Gouvernementsstadt in einem Menschenalter zwanzig Gouverneure einander folgen sieht, so kann man sich denken, dass diese Herrn keine Bibliotheken mit sich führen. Wenn ein Militär oder Militärarzt im Verlauf seiner Karriere ganz leicht von Petersburg nach Warschau oder Lublin, von da nach Kasan oder Wladiwostok, von da nach Riga und abermals nach Aschabad versetzt werden kann, so erscheint eine wohl assortierte Bibliothek als ein Unding. Dagegen ist die „Rundschau“, die „Revue“, das „Monatsjournal“ die entsprechende und beliebte Form, um sich geistige Nahrung zuführen zu lassen. Eine solche kann nachgeschickt werden, wohin man auch versetzt wird. Alle Offiziersbibliotheken und Klubs, alle Leihbibliotheken und Lesezimmer, alle Gutsbesitzer und Beamtenkollegien der Provinz halten sich die Russkaja Starina, die russische Altertumskunde, den Wojennij Sbornik, den militärischen Sammler, den Russkij Westnik, den russischen Boten, den Westnik Jewropij, den europäischen Boten und wie sie alle heißen, die Wochen- und Monatsschriften, in welchen die Tolstoi, Turgeniew, Wereschtschagin, Nemirowitsch-Danschenko, Katkow, Danilewski ihre Romane, Denkwürdigkeiten und Erzählungen zuerst erscheinen ließen. Es wird daher in einem Litteraturreferat aus Russland notwendig ein bedeutendes Gewicht auf diese verschiedenen periodischen Erscheinungen gelegt werden müssen.

Eine der wichtigsten und gediegensten Zeitschriften ist die Russkaja Starina, welche sich zur Aufgabe stellt, historisches Material herauszugeben und namentlich eine ganze Reihe vortrefflicher Memoiren und Aufzeichnungen aus der allerjüngsten Vergangenheit, d. h. beinahe aus der zeitgenössischen Geschichte, zu veröffentlichen. Während in der Tagespresse und in den ultra-nationalen Organen es guter Ton ist, die letzte Regierung zu tadeln und

*) In alten Familien und alten Schlössern, namentlich aus der Zeit Katharina II. giebt es herrliche Bibliotheken.

ihr alle Unzuträglichkeiten der gegenwärtigen Situation in die Schuhe zu schieben, so hat Michael Iwanowitsch Ssemewski, der Herausgeber der Russkaja Starina, mit Vorliebe Dokumente und Aufzeichnungen gesammelt, welche auf die Regierung Alexanders II. und seine Mitarbeiter an dem großen Werk der Reform ein helles Licht werfen oder die Entstehung und Führung des letzten orientalischen Krieges näher erklären. Kein künftiger Geschichtsschreiber wird das in der Russkaja Starina niedergelegte Material entbehren können, um die Regierungen von Paul I., Nikolaus I., Alexander II. zu behandeln und speziell die Biographieen dieser Kaiser zu schreiben.

Ein wertvoller Beitrag zur Schilderung des Hof- und Familienlebens Kaiser Nikolaus und der Erziehung seines Sohnes und Tronfolgers bilden die Memoiren des General v. Moerder und die Korrespondenz des jugendlichen Großfürsten Alexander mit diesem seinen Erzieher. Moerder, der sich schon in der Schlacht von Austerlitz ausgezeichnet und eine Wunde davon getragen hatte, ward zum Erzieher des Grossfürsten Tronfolgers ernannt, als dieser erst sechs Jahre alt war anno 1824. Zehn Jahre hat er in dieser Stellung verharrt, an dem innigen Familienleben des Zaren und der preußischen Königstochter Teil genommen und seinen Zögling nicht einen Tag allein gelassen. Als er einer schweren Erkrankung wegen 1833 nach Deutschland und Italien reisen musste, entspann sich ein regelmäßiger Briefwechsel, in welchem des späteren Zar-Befreiers lebhaftes Gefühl, treues Gemüt und edle Richtung schon deutlich hervortreten.

Nicht weniger als einundzwanzig Briefe des Sechzehnjährigen bringt die R. St. von 1886, von denen ein Teil in der Russischen Revue gleichen Jahres ins Deutsche übersetzt sind.

Im vorhergehenden Jahrgang hatte die Russkaja Starina das Tagebuch des Generaladjutanten Moerder gebracht, welches zur Zeit der Krönung Nikolaus' in Moskau im Jahre 1826 beginnt und bis 1833 fortgeführt ist.

Der General und Erzieher verrät in diesen Denkwürdigkeiten keine politischen Geheimnisse, aber wir sehen die Ereignisse jener Zeit, die handelnden Personen in nächster Nähe an uns vorüberziehen und begleiten die Studien, Uebungen und mannigfaltigen Beschäftigungen des künftigen Kaisers von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Ueber dem Ganzen ruht ein Geist einfacher Pflichttreue und allgemeiner Befriedigung. Die Welt war damals weniger von feindlichen Strömungen und welterschütternden Doktrinen erfüllt wie jetzt. Der ganze Ideenkreis, die bewegenden Motive, die dominierenden Worte und Ausdrücke waren gegen unsre Tage einfach, beschränkt, ja man möchte sagen, harmlos. Bei dem jungen Alexander durfte ungestört sich ein reiches und lebhaftes Gefühlsleben entwickeln, wie es ihm auch später in allen Lagen des Lebens eigen blieb, wie es aber gerade damals durch die allgemeine Richtung einer die Litteratur, und in der Litteratur die Romantik und Poesie kultivierenden europäischen Gesellschaft Sitte war. Aus Moerders Denkwürdigkeiten, wie aus den Briefen des Großfürsten geht in Bezug auf dessen Mutter ein wohltuender Eindruck hervor. Diese deutsche Prinzessin, die Tochter Friedrich Wilhelm III. und Louisens, als russische Kaiserin Alexandra Feodorowna genannt, erscheint durchweg als die echte und rechte Mutter, als der Mittelpunkt des näheren, wie des erweiterten Familienlebens. Der Kaiserliche Gemahl, die Kinder, die Hofherren, die Lehrer, die Diener, Alles hängt an ihr, verehrt sie, findet an ihr einen Halt und ein fühlendes Herz.

Am 27. April 1828 schrieb Alexander in sein Tagebuch, das er nach damaligem Gebrauch angehalten wurde zu führen: „Ein für mich denkwürdiger Tag. Meine liebe Mama und Mary sind heute nach Odessa abgereist. — Ich habe viel geweint.“ Wir sehen ferner, dass der junge Großfürst zu ständigen Spiel- und Schulkameraden den jungen Grafen Wilhorsky, Patkul und Boranow hatte; dass der Dichter Shukowsky, der Uebersetzer von Schiller, einer seiner Lehrer war; dass die Knaben Soldaten spielen, baden, laufen, Examen haben, wie andere Kinder auch. Am Geburtstag der Großmutter Maria Feodorowna, Witwe Kaiser Pauls, durfte der zehnjährige Großfürst an der großen Tafel speisen und den Toast auf die Gesundheit der Kaiserin ausbringen, was er mit Geschick vollführte. Im Ganzen lobt der Erzieher den Fleiß und das Betragen seiner Zöglinge, doch kommt es vor, dass Kaiser Nikolaus seinen Sohn ein Paar Stunden Wache stehen lässt, weil er sich in der Lektion knabenhaft betragen (1829). Im Ganzen leuchtet aus Moerders Tagebuch kein besonderer Verstand, keine pädagogische Kunst, nichts von einer höheren Geistesrichtung hervor. Er war ein braver Mann und gab seinem Zögling das Beispiel eines solchen. Aus einigen Bemerkungen gelegentlich des Besuches des Prinzen Wilhelm von Preußen in Petersburg 1831 geht hervor, dass schon damals Großfürst Alexander seinem Oheim eine besondere Zuneigung entgegenbrachte, die sich nachher so vielfach bewährte, als sie beide Kaiser waren. Auch seinen Erzieher liebte der Cäsarewitsch zärtlich. Als derselbe 1832 zum ersten Mal an seinem später letal verlaufenden Herzübel erkrankte und daher aus des Tronfolgers Wohnung gebracht wurde, war sein Zögling untröstlich und besuchte ihn mehrmals am Tage. Das beste Zeugnis stellt er sich selbst aus in dem ersten an Moerder nach dessen Abreise gerichteten Briefe.

St. Petersburg, 16. März 1833.

Wir Alle sind hoch erfreut, lieber, teurer Karl Karlowitsch, dass Ihre Reise so glücklich begonnen hat. Ich bete täglich zu Gott, dass er Sie wieder zu uns zurückführe, aber nicht als Kranken, son-

dern als völlig Genesenen, damit wir wieder zusammen leben, wie früher. Ich werde mich bemühen, Ihnen nur Freude zu machen; denn das ist, wie Sie mir oft versichert, der einzige Lohn, den Sie sich für Ihre Mühe wünschen. Ich habe die sichere Zuversicht, dass Sie uns gesund wiederkehren; aber unterdessen ist es mir schwer, mich darein zu finden, dass Sie nicht bei mir sind. Wenn ich frei bin, möchte ich immer in Ihre Wohnung gehen, die seit Ihrem Weggang so leer und traurig dasteht.

Dieser Brief wird Sie wohl in Riga treffen. Gedenken Sie da unseres Besuches von 1829. Ich kann Ihnen, teurer Freund, gar nicht sagen, wie sonderbar es mich anmutet, dass ich Ihnen schreiben muss. In neun Jahren ist es mein erster Brief an Sie. Ich wollte, es wäre auch der letzte, damit wir immer beisammen blieben und uns niemals mehr trennen müssten.

Als Sie abreisten, habe ich und Mama Ihnen so lange nachgesehen, als wir konnten, dann gingen wir in Ihr Zimmer und beteten da zusammen für Sie. Nach diesem Gebet erwachte in mir neue Hoffnung, Sie gesund wieder zu sehen.

Wir Alle haben uns über Ihre Ernennung zum Generaladjutanten gefreut und mein Onkel Michael Pawlowitsch lässt Ihnen sagen, er gratuliere und freue sich, nunmehr Ihr Kamerad und Kollege (als General-Adjutant) zu sein. Papa und Mama, Schwestern und Brüder grüßen Sie, ebenso A. A. und alle hier Anwesenden. Ich aber bitte, mich Sara Nikolajewna (Moerders Gattin, eine geborene Engländerin) und Chotinskij zu empfehlen. Leben Sie wohl, teuerster Karl Karlowitsch, ich umarme Sie von ganzen Herzen.

Ihr treuer Freund Alexander.

Wir finden ferner in der R. St. 1884 im Septemberheft von dem General der Infanterie Olschewski eine detailierte Erzählung, wie der Tronfolger Cäsarewitsch 1850 den Kaukasus bereiste und dort das Georgenkreuz erwarb. Generalgouverneur des Kaukasus war damals Fürst Woronzow, Stabschef P. E. Kozebue, der spätere Statthalter von Polen, im Kabardiner Infanterie-Regiment dienten der jetzige Kartheusermönch, damals Oberstlieutenant Baron Nikolai, der Held des letzten Orientkrieges, damals Stabskapitän Heymann, der spätere Gehülfe des Großfürst Statthalters vom Kaukasus, damals Stabskapitän, Fürst Sweatopol-Mirsky und noch lebte ihr gefürchteter Gegner Schamyl.

Ueber den späteren Besuch, den Alexander Nikolajewitsch 1861 als regierender Herr dem Kaukasus machte, berichtet derselbe Olschewsky in dem Jahrgange 1884, Maiheft, der R. St.

Eine Reise des Kaisers Alexander II. in das Gouvernement Kursk 1861 erzählt im Februarheft 1885 N. Dawydow.

Episoden aus seiner Regierungszeit finden sich hin und wieder eingestreut in großer Menge. Als wichtige Beiträge sind zu verzeichnen: General Sotows Aufzeichnungen: „Der Krieg zur Befreiung der Balkanslaven“ 1886 Januar und Februar, deutsch in den Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine von J. von Marées 1886. — Graf D. A. Miljutin und seine Verwaltung des Kriegsministerums 1861—1881 im Januarheft 1886. — J. S. Aksakow von Orest Müller — Die Blokade von Plewna von General Schilder im Juliheft 1886 u. ff. — J. Samarin und N. Miljutin, sowie Graf Eduard Todleben von Alabin. Beide Aufsätze im Februarheft 1885. — Die ersten Seiten in der Geschichte der Gerichtsreform in Russland 1862—1867 von G. Dshantiew im Septemberheft 1885. — Nachrichten über die Bauernbefreiung in Russland von Konstantin Kawelin. Januar und Februar 1886. Endlich als Epilog im Februarheft 1886: „Die von Bauern errichteten Denkmäler für den Zar-Befreier“ und „Die Leibeigenschaft im Volkslied“ gesammelt von P. W. Schein.

Auch für die Regierung des Kaisers Nikolas I. und ihre Geschichte finden sich eine Reihe von interessanten Dokumenten. Das erste ist ein gleich nach der Thronbesteigung an einen vertrauten Freund und ergebenen Diener, den Grafen Sacken, gerichteter Brief, der dem Herzen des Monarchen die größte Ehre macht. Ein Stoßseufzer aus tiefster Brust, ein Schrei der Wahrheit aus bedrängtem Gemüte beweist er mehr und unwiderleglicher, was in der Seele des Kaisers Nikolaus in jenen schrecklichen Tagen vorging, als viele Reden oder jahrelanges Schweigen. Er lautet:

Petersburg, 14. (26.) Dezember 1825.

Mein lieber Graf, was soll ich Ihnen sagen. Ich bin Ihr legitimer Souverain und Gott hat gewollt, dass ich der unglückseligste Souverain sey, denn um den Preiß des Blutes meiner Unterthanen bin ich auf dem Thron! Welch eine Lage, großer Gott! Miloradowitsch auf dem Tode, Schenschin, und Friedrichs schwer verwundet. Toll wird Ihnen das Uebrige mündlich erzählen. Möge Gott mir beistehen und Ihnen helfen, dass die Armee, die ich Ihnen anvertraue und für die Sie mir verantworten, ihre Pflicht erfülle! Im Uebrigen kennen Sie meine Gesinnungen Ihnen gegenüber und dass dieselben unwandelbar sind. Meine Freundschaft und meine Hochachtung gehören Ihnen fürs Leben.

Nikolaus.

Es ist ein dornenvoller Pfad, auf welchem der junge Herrscher dahinschritt; die hier gesammelten Dokumente haben beinahe ausnahmslos Bezug auf Revolution, Krieg, Aufstand, Pestilenz, so gleich im Julihefte 1885 zwei Aufsätze: „Die Empörung auf dem Heumarkt am 22. Juni 1831“ erzählt von Herrn von der Hoven und „Die Cholera in St. Petersburg 1831“ von Poparew und sich daran anschließend

eine Erzählung von Arschaturow: „Die Cholera in Kleinrussland von 1830—31. Nach Dokumenten aus den Lokalarchiven.“ Bekanntlich hatte das Auftreten dieser neuen, in Europa bis dahin unbekannten Epidemie auf die unzivilisierte Menge einen schrecklichen Einfluss, der sie zu Grausamkeiten gegen die Aerzte, Auflehnung gegen die Obrigkeit und Ausschreitungen aller Art veranlasste, nicht unähnlich wie in unseren Tagen zu Neapel. „Der Krieg gegen die Aufständigen in Polen 1831, wie er in der Korrespondenz des Kaisers Nikolaus mit dem Grafen Diebitsch zu Tage tritt“, ein höchst wertvoller Beitrag zur Geschichte jener Zeit, zieht sich durch den ganzen Jahrgang 1885 und einen Teil des Jahrgangs 1886.

Von hervorragendem Interesse sind „Die Erinnerungen eines Deckabristen“ von Bjelajew im Dezemberheft 1885 und Januarheft 1886, davon jedoch in dem Archivschrank unedierten Materials bei Ssemewskij noch eine bedeutende Fortsetzung liegt: „Kaiser Nikolaus in seinen militärischen Verfügungen in den Jahren 1848—1854 von Admiral Tschitschagow“. „Der Aufstand in Krakau 1846. Memoir des Kaisers Nikolaus und ein Brief desselben an Paskiewitsch, Statthalter in Polen.“ „Fürst Paskiewitsch in Polen 1846. Ein Brief des Fürsten Paskiewitsch an den Fürsten Woronzow, veröffentlicht von Bergé.“

„Die Verhaftung von P. Kulisch und N. Kostomarew nach den Erzählungen der deutschen Presse vom Jahre 1847“ von St—t. findet sich im Oktoberheft 1885. Doch begegnen wir auch Aufsätzen, welche auf die Litteraturbewegung jener Regierungsperiode Bezug haben, außer einer Reihe von Nekrologen und Biographien z. B. folgende: „Die todten Seelen von Gogol im eigenhändigen Manuskript des Dichters“ von Nekrassow im Septemberheft 1886 und „Shukowskys Vermählung“ im Novemberheft desselben Jahres. „Ein Litterärisches Kaffeehaus in Moskau von 1830—1840.“ Erinnerungen von Galashow.

Ein Beitrag von Schilder zur Geschichte der Zeit Kaiser Nikolaus im Juliheft 1886 hat zum Titel: „Ein Deutscher und ein Franzose in ihren Aufzeichnungen über Russland.“ Es ist dies Gagerns: Journal meiner Reise nach Russland im Jahre 1839 und Custines: La Russie en 1839. Gelegentlich derselben sagt Schilder als Einleitung seiner Uebersetzung des Gagernschen Buches: „Das Jahr 1839 war darin besonders begünstigt, dass ein französischer Tourist und ein in holländischen Diensten stehender Deutscher unser Vaterland mit ihrem Besuch beehrten und ihre Eindrücke von dem großen Reiche für die Nachwelt niederschrieben. Zufällig waren die beiden Schreibenden mit denselben Persönlichkeiten zusammengetroffen und waren Zeugen derselben Feste; ihre Mitteilungen ergänzen einander gegenseitig. Seiner Zeit haben die Aufzeichnungen des französischen Touristen, eines Aristokraten und Klerikalen, viel Lärm in der russischen Gesellschaft hervorgerufen; selbst die offiziellen Sphären traten bei dieser Gelegenheit einiger Maßen aus ihrer, damals noch maßgebenden olympischen Ruhe heraus. Aber auch so hochbegabte Männer wie die Dichter Tjutschew und Shukowsky urteilten scharf über Custines Machwerk. Der erstere (Russisches Archiv 1873 in seinem Aufsatz: „Russland und Deutschland“) schreibt: „Das Buch ist ein Beweis für die geistige Unverschämtheit und seelische Unmoralität — Zeichen unserer Zeit besonders aber in Frankreich — nach welcher man die ernstesten Fragen mehr nach Stimmungen als nach der Vernunft behandelt; man beurteilt das Weltall mit weniger Ernst, als zur Kritik eines Veaudevilles erforderlich ist.“ Noch härter spricht sich der Dichter Shukowsky aus. Er schreibt an Bulgakow: „Hast du den Hund den Custine gelesen? Wahrscheinlich; doch verlange ich gar nicht zu wissen, was du von dem bischen Lob denkst, dass er dem russischen Volk im vierten Bande zukommen lässt.“ Schilder meint, dass die Urteile beider Reisenden über das damalige Russland, obgleich nicht frei von vorgefassten Meinungen und Irrtümern, für die russische lesende Mitwelt von Wert und Bedeutung sein müssen.

Aus einem ganz anderen Gebiete aber wohl sehr charakteristisch für die Zeit des Kaiser Nikolaus ist ein Aufsatz von Stukenberg im Novemberheft 1885: „Zur Geschichte der Eisenbahn in Russland. Die Nikolaibahn von 1842—1852.“ Dem Abschluss dieser Regierungsperiode gehören die durch mehrere Hefte des Jahrgangs 1885 gehenden Memoiren eines hohen Militärs aus der Zeit des Krimkrieges an: „Vor Sebastopol in den Jahren 1853—56. Tagebuch des Generalmajors Duchonin“ und Kryschanowskys Aufsatz: „Die Verteidiger von Sebastopol.“ Maiheft 1886. Speziell der Regierungszeit Kaiser Alexander I. sind nicht viele Aufsäze gewidmet wie z. B. „Die Militärkolonien am Flusse Wolchow, die Befreiungskriege“ etc.

Dagegen beziehen sich Memoiren, die sich durch mehrere Jahrgänge der Russkaja Starina hinziehen, ganz oder teilweise auch auf diese Epoche, wie die des Grusinen Kipiani, des Admiral Tschitschagow, des berühmten Arztes Dr. Pirogow, des Musikers Lomakin u. A. Manche von ihnen greifen schon auf die Zeit des Kaisers Paul I. zurück. Ganz speziell dieser Regierung gewidmet sind zwei höchst charakteristische Dokumente: 1. Petersburger Neuigkeiten und Nachrichten aus dem Jahre 1799, und 2. Kaiser Paul und sein Hof von 1796—1801 nach dem Hofjournal (Russkaja Starina Mai 1886).

Einzelne Briefe und bisher inedierte Schriftstücke von oder über die Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. sind von sekundärer Bedeutung. Höchst merkwürdig aber ist ein größeres geschichtliches Werk, welches fast durch den ganzen Jahrgang 1885 hindurch geht: „Die geheime Kanzley Peter I.

Nachdem auf diese Weise der Inhalt der Russkaja Starina in ihren letzten Jahrgängen übersicht-

lich dargestellt worden, können wir diese Revue und ihre Tendenz in Zukunft als ein Bekanntes annehmen, auf welches bei künftigen Besprechungen einzelner hervorragender Mitteilungen Bezug genommen werden darf. Als eine Eigentümlichkeit, die sie auszeichnet, darf auf die Fülle von Memoiren aufmerksam gemacht werden, welche ihr zur Disposition stehen und welche durch ihr Dasein, ihr massenhaftes Dasein vielleicht manchen deutschen Leser in Erstaunen setzt. Während dieser Litteraturzweig in Deutschland nie so recht zu Wachstum und Blüte gedieh, so ist die Vorliebe für Autobiographien und Memoiren einer der vielen Aehnlichkeits-Züge, in welchem sich die russische und die französische Welt begegnen. Es bedarf keiner philosophischen Vorbildung, noch einer systematischen Durcharbeitung, um Memoiren zu schreiben: Es wird aber dem Ich die Gelegenheit, sich zu bespiegeln, der Unterhaltungsgabe Raum, sich zu betätigen, reichlich geboten und hier und da dem Bedürfnis, seinen Groll, seine Kritik, seine vielleicht verkannte Weisheit an den Mann zu bringen, ein Ventil geöffnet. Für den Geschichtsschreiber bieten solche Aufzeichnungen häufig, beinahe immer eine wichtige Fundgrube, wenn nicht um ihres objektiven Gehalts willen, doch gewiss ob des Geistes aus dem, ob des Stiles in dem und der Tendenz mit der sie geschrieben sind. Der Memoirenschreiber giebt nicht immer das Bild von sich und seiner Zeit, das er beabsichtigte, aber häufig nichts destoweniger ein gelungenes Porträt von Beiden.

St. Petersburg. O. Heyfelder.



Zur stenographischen Frage.

Dr. J. Knövenagel: Neue abgekürzte Kurrentschrift. Hannover, Carl Meyer, 1886.

Wenn der alte Cicero seinem Freund und Privatsekretär Marcus Tullius Tiro die Produkte des arbeitenden Geistes „syllabatim" in den Stilus diktierte, und der feingebildete, ehemalige Sklave die aalglatte Suade des römischen Viktor Hugo emsig mittels der von ihm erweiterten und verbesserten Kurzschrift, welcher ein halbes Jahrtausend später sein eigner Name beigelegt ward, seinen Wachstäfelchen einverleibte, so mögen es sich die beiden Alten wohl nicht im Entferntesten haben träumen lassen, dass dereinst in nebelgrauer Zukunft, zu einer Zeit, da die sogar in den Schulen geübte tironische Notenschrift nur noch auf vereinzelten uralten Textfragmenten der Staubwerdung in den Bibliotheken entgegenmodert, auch noch stenographiert würde — und noch dazu ganz anders, als sie es konnten! — Und wenn Martial in seinen Epigrammen von dem „Notarius", wie die altrömischen Stenographen genannt wurden, begeistert hexametert, dass die Hand mit jener Notenschrift dem gesprochenen Wort sogar hätte vorauszueilen vermocht — wirklich ein anerkennenswertes Kunststück, in welchem wie in manchem Andern, die Alten der Gegenwart doch „über" gewesen zu sein scheinen — so dürfte er sich wohl mit ernster Miene und bedächtigem Kopfschütteln eine große Prise Schnupftabak, den er sich ja bieten konnte, zu Gemüte geführt haben bei der Wahrnehmung, dass man im neunzehnten Jahrhundert der christlichen Zeichrechnung nicht mehr nur mit der Schnellschrift arbeitet, sondern zu deren Umsetzung in brauchbare Kurrentschrift sich bereits eines noch weiteren Hülfsmittels bedient; der Schreibmaschine, die ihrerseits wieder einen gewöhnlichen Schreiber um das Doppelte an Schnelligkeit übertrifft.

Es lässt sich nicht leugnen, dass die moderne Stenographie nach Maßgabe der bis jetzt erfundenen und zur Verwendung gebrachten theoretischen Prinzipien auf dem Gipfelpunkt einer bestimmten, hochstehenden Entwickelungsphase angelangt ist. Dies beweist der Umstand, dass alle mit den bestehenden Hauptsystemen im Bestreben, es besser zu machen, vorgenommenen Bearbeitungen sich für das objektive Auge als nutzlose Afterbildungen entpuppen, dass geistig und physisch dazu disponierte Gebildete der geflügelten Rede in jeder Schnelligkeit — das Maximum menschlicher Sprachvolubilität dürfte im Durchschnitt über 330 Silben in der Minute betragen — wörtlich zu folgen vermögen, und dass schließlich die herrschenden Hauptsysteme, besonders das jüngere derselben, den Anforderungen der üblichen Orthographie erschöpfend Genüge leisten.

Es hat sich indes neben der kurzschriftlichen Strömung unsrer Zeit eine zweite, die orthographische, und eine dritte, die brachygraphische zur Geltung gebracht.

Auf die orthographische Bestrebung einzugehen, liegt hier zu fern; giebt es doch, wo zwei oder drei im Namen derselben zusammen sind, bereits in den Kardinalpunkten, wie in der Wahl gotischer oder lateinischer Schrift, Beibehaltung oder Verwerfung der großen Anfangsbuchstaben u. s. w. sofort zwei oder drei verschiedene Meinungen, welche sämmtlich gleichen Anspruch auf Geltung zu besitzen glauben.

Anders aber steht es mit der brachygraphischen Strömung, unter welcher hier — das Wort Brachygraphie wird namentlich in älterer Zeit vielfach im gleichen Sinn wie Stenographie oder Tachygraphie angewendet — ausschließlich ein vorwiegend der Neuzeit angehörendes Bestreben, die übliche Kurrentschrift durch methodische Abkürzung und Vereinfachung zu einer möglichst flüchtigen Schnellschrift zu entwickeln, zu verstehen ist. Dass diese Vereinfachung besonders auf einer im Interesse der Schreibflüchtigkeit vorgenommenen Veränderung der gebräuchlichen Buchstabenzeichen des Alphabets beruht, liegt schon in der Bezeichnung „Schriftkürzung."

Zu den beiden neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet derselben, also nicht der Stenographie, gehören die Werke von Otto Serini und von Dr. J. Knövenagel. Das Serinische Buch, mit großem Applomb angekündigt, ist schon klang- und sanglos zu Grabe getragen; das Knövenagelsche, dessen vor Kurzem im „Magazin" Erwähnung geschah, bildet die Veranlassung zu dem vorliegenden Artikel; erscheint es doch geboten, den Schriftkürzungen, von denen die stenographische Welt — es bleibe vorläufig dahingestellt, ob mit Recht — nur achselzuckend Notiz nimmt, einmal näher zu treten, und besonders unter ihnen der letztgenannten, weil diese sich eines Verfassers schmeicheln darf, der mit Recht den Namen eines stenographischen, nicht etwa brachygraphischen Nestors führt.

Es hat in den stenographischen Kreisen, namentlich der stolzeschen Schule Aufsehen erregt, dass Dr. Knövenagel, einer der ältesten Anhänger derselben, plötzlich und unvermittelt mit einer Arbeit vor die Oeffentlichkeit getreten ist, wie man sie von dieser Seite nimmermehr erwartet hätte.

Der Autor derselben besitzt verdienten und anerkannten Ruf als Verfasser eines ausgezeichneten und verbreiteten Lehrbuchs der sogenannten altstolzeschen Stenographie.

Bekanntlich weist die Geschichte der stolzeschen Kurzschrift zwei, resp. drei Entwickelungsphasen auf: Die erste derselben repräsentiert die altstolzesche Schrift, diejenige welche der Meister selbst geschaffen und 1841 ans Licht gegeben hat. Sie besaß eine Anzahl wissenschaftlicher Eigenschaften, die sie der Allgemeinheit des Volkes, für welche das Werk im Gegensatz zu Gabelsberger bestimmt war, nicht in erwünschter Weise zugänglich werden ließen; namentlich gehörte hierher die Schreibung der Fremdwörter, die ein gewisses philologisches Wissen voraussetzte, sowie das Bestehen einer außerordentlich großen Zahl von festen Kürzungen, Siglen, welche da sie auswendig zu lernen waren, das Gedächtnis beschwerten und eine schnelle Erlernung hinderten.

Eine Reformation nach des Meisters Tode 1867, welche unter der Leitung von dessen Sohn Dr. F. Stolze, im Jahr 1872 durch die erfahrensten und im Parlament erprobtesten Freunde des Verewigten durchgeführt wurde, beseitigte jene schwerwiegenden Hindernisse, und seitdem sprosst die n e u stolzesche Schnellschrift empor wie ein verschnittener Baum. Begreiflicherweise verhielt sich ein Teil der älteren Anhänger jener Reformation gegenüber ablehnend an dessen Spitze besonders auch Dr. Knövenagel. Einigungsversuche zwischen den beiden Parteien, von welchen übrigens die neustolzesche ca. 9000 Vereinsmitglieder, die altstolzesche deren nur 1200 zählt, blieben erfolglos; auch eine Neubearbeitung des altstolzeschen Systems, von der erfahren Hand Knövenagels unlängst ausgeführt, erwies sich als nicht geglückt und hat sich keiner weiteren Beachtung von Seiten der ausschlaggebenden Kreise zu erfreuen gehabt, als der kritischen Notiznahme.

Soeben ist nun die „Schriftkürzung" Knövenagels erschienen, und man dürfte nach Lage der Verhältnisse nicht viel irre gehen, dieselbe nur als ein Testimonium der Entmutigung des stenographischen Vereranen darüber, einer wohl verlorenen Sache gedient zu haben, zu betrachten.

Doch erscheint es nötig, dem Leser, der sich für die Vereinfachung und Verkürzung seiner täglichen Schreibarbeit interessieren dürfte, einige Erwägungen über die Beschaffenheit des Nutzens von „Schriftkürzungen" ins Licht zu rücken.

Knövenagels „Neue abgekürzte Kurrentschrift", deren Alphabet in einer Auswahl aus den Gabelsbergerschen und Stolzeschen Schnellschriftzeichen besteht, „ist erstaunlich leicht, in wenigen Stunden zu erlernen und gegenüber der gewöhnlichen Schrift um zwei Fünftel kürzer."

Dies sei zugegeben, aber wird sie deswegen in der Tat auf allseitigen Beifall rechnen können? Es ist mit dem stenographischen Studium ein eigenes Ding. Wieviele glauben da nicht, sie brauchen nur ein System durchzustudieren, um dann allsogleich wie eine stenographische Anadyomene aus der Flut der Systemregeln emporzutauchen; quod non, erst dann kommt die Arbeit, das Ueben, die praktische Ausbildung, das Stenographwerden!

So ist es bei jedem stenographischen Studium wie bei dem der Schriftkürzung. Ehe eine solche perfekt beherrscht wird, vergeht vielmehr Zeit, als wenige Stunden — und wird man nicht dann mit viel mehr Recht diese einem stenographischen System widmen? Man lernt beispielsweise das Neustolzesche im Normalfall innerhalb vierzehn Lehrstunden, das Gabelsbergersche in der doppelten Zeit; im Besitz solcher stenographischer Kenntnisse aber verfügt man über ein Stück verwertbaren Könnens, schon deshalb, weil das betreffende System bekannt und eingeführt ist.

Die Kürze der Knövenagelschen Schrift ist um zwei Fünftel höher, als die der gewöhnlichen, die Kürze der Stenographie aber ist auf w e n i g e r als e i n V i e r t e l der Kurrentschrift beschränkt, ja, der tiefer Eingedrungene vermag sie auf ein S i e b e n t e l zu reduzieren! Und hierzu vergleiche man nun die geringe Differenz in den Erlernungsfristen von Stenographie und Schriftkürzung!

Es muss ferner aber auch noch erwogen werden, dass die Schriftkürzung nicht minder lesbar für den Laien ist, als die Stenographie, ein allgemeiner Vorteil fällt bei ihr hinweg, und zwar in noch viel höherem Grade, als bei der Stenographie, die doch wenigstens unter dreihundert Menschen in Deutschland von E i n e m gelesen wird — an sich freilich immerhin bezeichnend genug für die Kulturverhältnisse der Jetztzeit.

Der Verfasser sagt in seinem Vorwort: „Seit

vierzig Jahren mit der Stenographie beschäftigt, sei er zu der Einsicht gekommen, dass der Uebergang zu dieser Kunst kein unvermittelter sein dürfe, weshalb er sich zur Aufstellung einer Zwischenstufe entschlossen habe, welche diesen Uebergang vermitteln solle."

Es ist nicht immer der Fall, dass mit wachsender Erfahrung auch der Horizont sich entsprechend erweitert, bisweilen vermag er sich sogar zu verengern. Der Verfasser will seine Schriftkürzung auch in den Schulen eingeführt wissen. Wozu doch die Schule noch herhalten soll! Wenn man die Stenographie aus vermeintlich triftigen Gründen nicht als obligatorischen Lehrgegenstand glaubt einführen zu können, so dürfte dies mit der Schriftkürzung wohl noch viel weniger der Fall werden, und es ist in der Tat nicht recht begreiflich, wie der auf der Höhe der stenographischen Frage zu vermutende Autor sich in einen solchen Irrtum hat hineinleben können.

Soll die Schriftkürzung das vermittelnde Element für den Stenographieunterricht, natürlich in der Schule, werden, so würde also der künftige Lehrplan in den unteren Klassen Knövenagel, in den oberen Stenographie führen. In der Tat etwas viel auf einmal, und dabei gilt es noch. Horazoden zu memorieren und lateinische Aufsätze zu schreiben!

Wie erstaunlich weniger Stunden übrigens die Schrift Dr. Knövenagels auch zur Erlernung benötigt, so wenig berührt dies den Stenographen. Versichert doch, um nur ein erklärendes Beispiel anzuführen, der stenographische After-Erfinder Roller in Berlin, man könne sein System schon in vier Stunden erlernen.

Es dürfte dem Leser aus Vorstehendem möglich werden, sich ein vergleichendes Urteil über Stenographie und Schriftkürzung zu bilden. Für den unbefangenen Blick ergiebt sich mit immer aufs Neue erstehender Gewissheit, dass es keinen größeren Schaden für die rationelle, ersprießliche Pflege der Kurzschrift, unter welcher man prinzipiell nur die beiden herrschenden Hauptsysteme zu verstehen hat, giebt, als das Vorhandensein parasitenhafter Wucherungen, die nur dazu angetan sind, das Urteil zu verwirren, die Zerfahrenheit die schon besteht, zu vergrößern und die werkeltätige Nutzbarmachung einer wichtigen, gar oft unschätzbaren Kunst in empfindlicher Weise zu beeinträchtigen.

Leipzig. Hans Moser.



Die Träger der Kultur.

Psychologische Skizze von Leo Berg.

(Fortsetzung.)

In Deutschland folgte dem philosophischen Idealismus, der eben erst in Fichte den Gipfel seiner Entwickelung erreicht hatte, der philosophische Materialismus auf dem Fuße. Die Gründe dieser Leidenschaft und Stärke, wie sie aus den Gegensätzen hervorgehen, durch diese bedingt werden, wollen wir später beim Individuum, bei der Bildung des Genies verfolgen. Aber wir sehen schon hier, dass dasselbe die Ideen nicht schafft, sondern von diesen selbst beherrscht wird; ja selbst von einem Luther lässt sich nicht sagen, dass er die Reformation eigentlich gemacht habe, diese hat ihn vielmehr gemacht, d. h. zu dem gestempelt, was er schließlich war. Denn wenn die neuen Ideen, mögen sie auch immer unausgesprochen sein, einmal zur Reife gelangen, gleichsam objektiv-real geworden sind, wie eine reife Frucht am Baume hängen, dann vermag eigentlich Jeder, der daher des Weges kommt, sie zu pflücken. Dann gilt es nur, das Resultat eines Exempels dessen Prämissen aufgestellt sind, abzulesen.*)

Nun aber gilt immer noch die Frage: Mag dem auch so sein, bleibt es nicht immer noch ein Rätsel, dass dann eben, wenn die Frucht reif ist, nun auch einer daher des Weges kommt, der sie sieht und pflückt? — Auf diese Frage kann uns allein die Bildungsgeschichte dieser Ingenien Antwort geben, eine Bildungsgeschichte, wie sie oft genug bezeugt, und die, auch wo dies nicht der Fall, anzunehmen ist. Für gewöhnlich gilt die Meinung, als käme das Genie mit seiner Mission in die Welt, sähe seinen Weg von Hause aus im Geiste vor sich, und pflege den in ihm mitgeborenen Fortschritt schon frühe zur Offenbarung zu bringen. Für gewöhnlich bezeugt die Geschichte das Gegenteil.

Weitaus in den meisten Fällen wächst der junge Held in der alten Welt auf und ahnt lange selbst noch nichts von irgend einer Umgestaltung; ja oft pflegt er viel einseitiger in den alten Verhältnissen und Vorstellungen befangen zu sein, fast immer aber unter Menschen aufzuwachsen, die so beschaffen sind. Nicht wenige der alten Kirchenväter, die frömmsten, ja orthodoxesten, waren getaufte Heiden, oft vorher arge Christenverfolger. Der Apostel Paulus selber war ein orthodoxer Jude. Moses ist in dem tiervergötternden Aegypten aufgewachsen; Miltiades war ein persischer Satrap, ehe er die Führung der Athener gegen die Perser unternahm; Schiller hatte noch, als schon die „Räuber" in seinem Kopfe rumorten, die schwülstigsten Lobreden

*) Es ist ja in der Geschichte der Wissenschaften durchaus kein seltenes Ereignis, dass dieselben Probleme zu gleicher Zeit von mehreren gelöst werden, wie die Franklinsche Tafel und die Leidensche Flasche. Die Differentialrechnung ist fast zu gleicher Zeit von Leibnitz und Newton gefunden worden.

auf den Herzog Karl von Württemberg gehalten. Fast alle Philosophen gehörten Schulen an, die sie bekämpften und stürzten.

Zu dem Fortschritt des Gedankens, zunächst wenigstens zur Aufnahme (Befruchtung) der neuen Ideen können sie auf zwiefache Weise kommen, die indes meist zusammen wirken werden; zunächst innerlich durch die logische Kraft der alten Idee oder äußerlich durch neue Erfahrungen, die ihren alten Standpunkt Lügen strafen, oder ganz äußerlich durch fremde Mitteilung. Zunächst wird freilich jede Natur, die mit einer gewissen Verehrung das Alte früher aufgenommen, die mit Anhänglichkeit, ja mit ganzer Seele an demjenigen hing, dem sie sich einst gewidmet, in dem sie einstmals aufgegangen war — und diese Treue pflegt den wahrhaften Ingenien eigen zu sein, so sehr auch ihr späterer Lebenslauf dagegen spricht — zunächst wird eine solche Natur den neuen Gedanken entschieden von sich weisen vor seiner Konsequenz erbeben, und dies um so mehr, als ihr logisches Bewusstsein es bereits leise ahnen mag, dass sie den Umsturz alles einst für heilig und wahr Gehaltenen bedeuten. Allein, ein einmal also ergriffener Gedanke lässt sich nicht mehr in die Nacht der Vergessenheit senken. Denn die Gedanken haben auch eine Schwerkraft, die nur umgekehrt wirkt, als die der Körper, denn wie diese nach unten zur Erde fallen, so haben jene die Neigung nach oben, über die Schwelle des Bewusstseins zu steigen. Und gegen diese ihre eigene Kraft beginnt jetzt eine Reaktion von Seiten des Individuums, das Bestreben, dieselben nicht über die Schwelle des Bewusstseins kommen zu lassen. Von allen diesen und den nachfolgenden Kämpfen pflegt die Welt nicht gerade viel zu erfahren, da das Individuum ihrer selbst nicht immer zum Bewusstsein zu kommen braucht. — Welche Scheu befällt nicht manche Menschen, wenn man gewisse Gegenstände z. B. die Religion nur berührt. Sie fürchten eben, dass gewisse Gedanken, die in ihnen ruhen, und von deren Macht und Existenz sie nur eine dunkle Ahnung haben, ihnen ins Bewusstsein treten; sie fürchten sich vor der Gedankenrevolution in ihrer Seele. Es sind nicht eben die sittenstärksten Menschen, die in weitem Bogen einem Spiel- oder Lusthause ausweichen. — Allein nicht nur, dass Niemand in jedem Augenblicke Herr seines Willens ist, und die Genialsten oft am allerwenigsten, auch ein ganz äußerlicher Umstand kann den Gedanken über die Schwelle des Bewusstseins locken.

Da die nächste Umgebung des Helden die einseitigsten Vertreter des Alten herzugeben pflegt, ja oft genug der ganze Kampf zweier Zeitrichtungen sich auf eine Familie konzentriert, wird eine äußere Reizung leicht genug herbeigeführt werden können, ein Ereignis eintreten, das zunächst nur den Glauben an das Alte einmal erschüttert, einen gewissen Hass gegen dasselbe schürt, Trotz in der Seele des Gereizten erzeugt. Eine wie häufige Erscheinung ist es nicht, dass zwischen Vater und Sohn erst jener Kampf ausgekämpft wird, der später ganze Völker ergreift. Man denke nur an die Jugendjahre des großen Friedrich, eines Mirabeau und Anderer! Was ehemals als eine Versuchung des Bösen erschien, jener rebellische Gedanke, er lockt jetzt ganz andere Empfindungen in der Seele wach. Er winkt wie ein scharfes Schwert, das an der Wand hängt, wenn Gefahr im Anzuge ist. Jedenfalls wird man ihn nicht mehr zurückweisen, sondern zunächst nur einmal auf seine Wahrheit und Stärke untersuchen. Das Unhaltbare, ja Beschämende der alten Zustände kann man sich jetzt nicht mehr verschweigen, und überlässt sich mit um so größerer Wollust der Macht der neuen Ideen, zu deren Erkenntnis im großen Maßstabe man jetzt zum ersten Male gelangt. Der Gegensatz kommt zur Klarheit, und dies pflegt der Moment zu sein, in welchem die zunächst freilich erst innere Lossagung von dem Alten erfolgt, und zwar mit einer Leidenschaft, die genau der Kraft entspricht, mit der das Individuum an die alte Welt geknüpft war. Es gilt, sich von alledem loszureißen, mit dem sein bestes Herzblut verwachsen ist; Kindheit, Liebe, Alles haftet an dem alten Boden. Selbstbeschämung vor der neuen größeren Idee gegenüber den alten Beschränktheiten sucht aber jene verführerischen Bilder zu unterdrücken, um so gewaltiger je größer ihre Macht ist. Wilder als der Kampf zwischen Nationen tobt daher der Bürgerkrieg. Die Trennung der Sekten, Familien, derer, die sich einst geliebt, ist am leidenschaftlichsten und rücksichtslosesten, weil jeder von der Furcht beseelt ist, dem versöhnlichen Einfluss des Gegners weichen zu müssen, der Macht des alten Liebesbundes gegenüber seine persönliche Interessen nicht behaupten zu können. Wie kindlich ist nicht z. B. die ängstliche Beflissenheit eines Othello, jedes Bild von seiner Gemahlin zurückzuweisen, das ihm diese in der Beleuchtung zeigt, wie er sie einst gesehen, mit der er alle Argumente gegen sie, alle Anforderungen der Gerechtigkeit heraufforziert, weil er jenem Bilde gegenüber keinen Willen, keine Manneskraft mehr zu besitzen fürchtet. Aus diesem psychischen Gesetze der Abstoßung und Anziehung erklärt sich unter anderem auch zugleich die größere Stärke und Schwäche des Weibes. Allein, sofern nicht in äußeren Handlungen eine Ausgleichung der also erregten Psyche stattfindet, wird sich nunmehr ein umgekehrter Kampf in der Brust entspinnen. Die Zeit des Zweifelns an sich und der Welt, der Selbstanklage, der Seelenkämpfe, wie sie noch kein wahrhaftes Genie entbehrt hat, beginnt. Ueberall stößt es auf Widerspruch und wird es doch nicht unterlassen können, Alles mit dem neuen Maße zu messen. Wenn aber nun doch der unvermeidliche Bruch eingetreten ist, so werden solche Menschen von außen her jede Gelegenheit benutzen, um die Idee zu unterstützen, der sie auf der andern Seite so viel Opfer haben bringen müssen; sie werden sich jeden Ge-

danken zu eigen machen, der diese Idee begründen kann. Was sie aber noch an die alten Zustände knüpft, das werden sie entweder mit der ganzen Gewalt in ihre Seele zurückdrängen, radikal die Wahrheit und Berechtigung dessen leugnen, an dem sie doch selbst hingen, das sie einst selbst geglaubt.

(Fortsetzung folgt.)



Litterarische Neuigkeiten.

Max Kretzer arbeitet an einem neuen zweibändigen Roman, der den Titel „Die sechste Großmacht" führen wird. Der gute und schlechte Einfluss der Presse auf das Volk wird das leitende Motiv der Erzählung bilden. Der Roman spielt wieder in Berlin. Eine Gallerie bekannter „Tagesgrößen" wird in der Sittenschilderung auftauchen. — Von höchster Bedeutung scheint auch der prachtvoll in Heft 1 der „Deutschen Post" einsetzende neue Roman Kretzers „Meister Timpe." Die genannte illustrierte Halbmonatsschrift, herausgegeben von R. von Mosch und Freiherr von Grotthuß soll als Centralorgan dienen für das Deutschtum aller Länder. Der Lage der Stammesgenossen in Russland und Ungarn wird besonderes Interesse gewidmet. Das erste Heft, welches Beiträge der vorzüglichsten Autoren enthält, macht einen geradezu vorzüglichen Eindruck.

Zwischen den beiden — anständigsten Börsenblättern des Jahrhunderts, dem „Berliner Tageblatt" und der „Frankfurter Zeitung", tobte letzthin eine grause Fehde, indem der „Dichter" Blumenthal und der „Kritiker" Brahm (Abrahamsohn) zu dem Heine'schen Verse „Dass sie alle beide stinken" eine ergötzliche Erläuterung boten. Wir loben aufrichtigen Herzens die scharfsinnige Beweisführung beider Herren und gestehen gerne zu, dass sie alle beide Recht hatten. Wer kann nach den Injurien, welche diese vornehmen Geister sich gegenseitig versetzten, noch darüber in Zweifel sein! Wozu überhaupt so viel Worte verlieren, was kann da sein! Dass jeder Tagesrezensent, vornehmlich jeder anonyme, von vornherein als ein zweifelhaftes Subjekt, von jedem Eingeweihten betrachtet wird — es sei denn, er beweise unwiderleglich das Gegenteil, — weiß ja doch die ganze Welt. Wenn wir so manche uns vorliegende Rezension betrachten, können wir unsere ehrliche Bewunderung nicht verhehlen. Wie solch ein namenloser penny-a-liner an die genialsten Geisteserzeugnisse leichten Gemütes herantritt, aus dicken Bänden einzelne Schnitzer herausschält und dann mit wenigen schnoddrigen Redensarten über Dinge aburteilt, die ihm selbst im stillen Herzenskämmerlein mordsmäßig imponierten, — das wirkt oft den boshaften Wissenden überwältigend, zwergfellerschütternd.

„Holda." Ein Elfentraum in neun Gesängen. Von Gustav Adolf Erdmann. Wien, Verlag von Karl Konegen. Der Verfasser tritt mit dieser anmutigen Dichtung zum ersten Male an die Oeffentlichkeit, und wird, wenn sein entschiedenes Talent sich in gleichem Maße fernerhin bewährt, sicherlich ein Lesepublikum finden, das seine Werke mit Freude begrüßt. Erdmann besitzt eine hübsche Formvollendung; dazu gesellen sich Wärme des Gemüts und wohlweise Beschränkung im Stoffe. Das Buch ist vorzüglich ausgestattet. Es sei namentlich den Frauen auf das Beste empfohlen.

„Griechische Reisen und Studien." Von Dr. Hans Müller. Der Verfasser, Philologe, behandelt in diesem Werke das moderne Griechenland, dessen jetzige Beschaffenheit, die heutigen Bewohner und deren Leistungen aus ihrer Befreiung von der Türkenherrschaft. Im ersten Teil giebt der Verfasser die Schilderung einer von ihm durch Griechenland unternommenen Reise mit spezieller Berücksichtigung der mittelalterlichen und modernen Geschichte unter besonderer Heranziehung der einschlägigen Litteratur über das Land und seine Hülfsquellen, das Volk in seiner Abstammung, seinen Fehlern und Vorzügen, seinen materiellen und geistigen Erfolgen. Speziell interessieren dürften die Kapitel über das Schulwesen, die neugriechische Sprache, ihre Entstehung und ihr Verhältnis zum Altgriechischen, die Vorteile ihres Studiums und den augenblicklichen Stand in Deutschland, den philologischen Wert des Lateinischen und Griechischen unter einander und die Bedeutung des Studiums des Neugriechischen auf die Entwickelung unseres Gymnasialwesens. Im zweiten Teil veröffentlicht der Verfasser eine Auswahl aus der lyrischen, epischen, dramatischen und namentlich Volks-Poesie der modernen Griechen nach meist schwer zugänglichen Originalen. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

„Die Diätetik des Geistes" von Dr. Friedrich Scholz (Leipzig, Eduard Heinrich Mayer). Der Verfasser hat sich in der vorliegenden Arbeit einer zeitgemäßen Aufgabe unterworfen. Unser Zeitalter ist nervös, wir sind selbst nervös und unseren Kindern droht die Gefahr, gleichfalls nervös zu werden. Dieses ist eine unbestreitbare Wahrheit, die gleichwohl nicht oft genug wiederholt werden kann. Das Werkchen ist zugleich eine Warnungstafel wie auch ein Wegweiser; bei der äußert gemeinverständlich gehaltenen Sprache ist es ein Buch für Jedermann; wir können dasselbe nur empfehlen.

Victor Rydberg hat soeben von einem hochbedeutsamen Werke, „Undersökningar i germanisk Mythologie", den I. Band herausgegeben, dasselbe erscheint in Stockholm bei Albert Bonnier und ist gleichzeitig in Deutschland durch die Buchhandlung von R. F. Köhler in Leipzig zu beziehen; wir werden später, wenn das Werk komplet vorliegt, noch ausführlicher darauf zurückkommen.

„Flatterfahrten." Berliner Skizzenbuch von Hermann Trescher. Verlag von Otto Janke in Berlin. Das Buch eines völlig talentlosen Autors. Lokalberichterstatter dürften derartige Skizzen kaum schlechter schreiben. Weshalb der Verfasser sein Buch gerade „Flatterfahrten" genannt hat, verstehen wir nicht recht zu würdigen. „Flatterfahrer" heißt in der Gaunersprache Wäschedieb. Wo ist der litterarische Zusammenhang? Oder soll der Leser der „Eingeseifte" sein?

„Im Dorf der Schmied." Eine Geschichte aus dem Elsass. Von Max Vogler. Leipzig, Verlag von Oskar Kufse. 1887. Eine einfache, schlicht und mit feinem Naturgefühl erzählte Dorfgeschichte, in welcher die Gegensätze durch milde Auffassung und den Schimmer echter Menschlichkeit verklärt sind.

„Sphinx." Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung, unter Mitwirkung in- und ausländischer Gelehrten herausgegeben von Dr. Hübbe-Schleiden in Th. Griebens Verlag (L. Fernau), Leipzig. VII. Band. 13. Heft. Februar 1887. Inhalt: Die hypnotische Suggestion, im Hinblick auf die Pädagogik betrachtet von Hippolyt Bernheim, Dr. med. und Professor der Universität Nancy. — Das zweite Gesicht bei den Westfalen. Ein Beitrag zur tatsächlichen Grundlegung wissenschaftlicher Mystik. Von Ludwig Kuhlenbeck, Dr. jur. — Spiritismus und Ethnologie. Von Professor Dr. Adolf Bastian, Direktor des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. — Michael Nostradamus und seine Prophezeihungen. Von Karl Kiesewetter. — Die Solidarität des Phantoms mit dem Körper. Von Dr. Carl du Prel. — Die Offenbarung Johannis. Von Joh. Kregher. — Versuche übersinnlicher Gedanken-Uebertragung, mit Abbildungen, mitgeteilt von Anton Schmoll. — Kürzere Bemerkungen. — Phantasmen Lebender. — Mesmerismus und Hypnotismus. — Ein buddhistischer Katechismus. — Ein Gespenst am Bord. — Gessmanns Buch über Hypnotismus. — Der Atomaufbau der Materie. — Die Revue scientifique. — Mediumistische Photographien.

„Eine Tochter der Philister" von Hjalmar Hjorth Boyesen, 2 Teile (Band 9/10 des III. Jahrgangs der Engelhornschen Romanbibliothek, Stuttgart, J. Engelhorn). Neben hohen künstlerischen Vorzügen fesselt Boyesens trefflicher Roman auch durch den interessanten Stoff. Der Verfasser entrollt vor uns ein treues Bild des Lebens und Treibens der raffinierten Geld-Aristokratie New-Yorks, welchem er edle Charaktere aus gesünderen Sphären gegenüberstellt.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 11. Leipzig, den 12. März. 1887.

Inhalt:

Ein verstossenes Kind unsrer Muttersprache.

Jeder Quintaner weiß, dass das lateinische Wort hodie aus „hoc die“ = an diesem Tage zusammengezogen ist, aber auch der gebildetste Deutsche, wenn er nicht auf dem Gymnasium etwas Altdeutsch gelernt hat, wird selten wissen, dass es mit unserm deutschen Worte heute nicht anders beschaffen ist; heute ist eine Zusammenziehung aus: hiu takû (mit diesem Tage; takû ist der fünfte Casus, der Instrumentalis, von tac = Tag) und lautete althochdeutsch: hiutû. „Heute“ werden wir wohl immer, bis zum Ende der Welt, sagen. Bedenklicher schon steht es mit dem verwandten heuer, und doch ist es ganz gleich gebildet; statt „heuriger Wein“ schreibt und spricht man vielfach schon „diesjähriger Wein“. Heuer lautete althochdeutsch hiurû und war zusammengezogen aus hiu jârû (mit diesem Jahre). Daneben hat (leider jetzt: hatte) unsre Muttersprache ein ähnliches Wort auch für die Nacht; in meiner Kindheit, in den zwanziger Jahren, hörte ich in meiner sächsischen Vaterstadt Döbeln von unsern Stallmägden noch immer sagen: „hinte giebt's Regen“ d. h. diesen Abend oder diese Nacht giebt's Regen. Damals schon verlachten wir städtisch Gebildeten dieses vom Dorfe hereingebrachte Wort als bäurisch; aber wir Städter waren die Ungebildeten, die Unwissenden, die Bauernmägde sprachen gut und richtig deutsch. Hinte ist zusammengezogen aus hia naht (diese Nacht) und lautete althochdeutsch hinaht; es ist ganz wie heute und heuer mit einem demonstrativen Pronomen gebildet, dessen Nominativ uns zwar in keinem Schriftdenkmal aufbewahrt ist, aber ganz dem Lateinischen hic entspricht und wahrscheinlich hir lautete; von dem Stamme dieses Pronomens kommen auch die Partikeln hëra, hiar, hina, neuhochdeutsch: her, hier, hin. Warum hat unsre gute Muttersprache dieses ihr eheliches Kind verstossen, während sie so viele fremde aufgenommen hat? Aus Vornehmtuerei? Aber die hat ja keinen Grund; heute und heuer tragen dasselbe Kleid und sehen nicht schöner aus, führen dieselben Laute und klingen nicht schöner. Aus dem klaren kurzen hinte haben wir den längeren Mischmasch: „heute Abend, heute Nacht“ gebildet. Die Dichter sollten sich des armen verstoßenen Kindes annehmen, aus dessen Augen es uns so treuherzig naiv anlacht wie aus einer Waldquelle, aus den schalkhaften Augen eines hübschen Bauernmädchens. Klingt es denn nicht ganz poetisch, wenn der Verliebte dem Mädchen zuwinkt:

> Unter der Linde
> Erwart' ich dich hinte,
> Trost meiner Seele, süßherziges Lieb!

Es braucht nur durch ein singbares Lied in die Seele des Volkes überzugehen und das Wort hält nach langer Verbannung fröhlich singend wieder seinen Einzug in unsre deutsche Sprache wie das Rotkehlchen nach langer Winterzeit in unsre Gärten.

Mit unsrer Vornehmtuerei sind wir im Mittelalter nahe daran gewesen, des wahren Reichtums unsrer Dichtung, unsres Rheingolds verlustig zu gehen. Die vornehmen Stände, der Adel voran, ließen unsre urgermanischen Sagen- und Geschichtskreise verächtlich bei Seite liegen, als sie die französische

Bearbeitung der bretonischen Artussage kennen lernten; schon damals ward die Pariser Mode bei uns litterarisch tonangebend wie sie es heute wieder ist (Gott sei Dank! haben wir noch einen Karl Stieler, Rosegger etc., die deutsches Leben in echt deutscher Sprache wiederspiegeln). Den Bauern verdanken wir die Erhaltung unsres heroischen Volksgesangs, der Dietrichsage, der Nibelungen etc.; so hat auch in der Bretagne Hersart de la Villemarqué von Bauern, ja aus Bettlermunde die uralten keltischen Sagen erhalten. Wir erachten es daher auch gar nicht für ein Unglück, wenn die Kulturhistoriker erzählen, dass in der Zeit nach dem dreissigjährigen Kriege der deutsche Adel, der nur französisch gesprochen habe, seine Kinder die deutsche Muttersprache nur von dem Gesinde habe erlernen lassen; das ungeschulte Volk, der Bauernstand besonders, hat unsern Sprachgenius besser gehütet als der Gelehrte.

Folgendes Beispiel sei aus Sachsen angeführt. Wir Stadtkinder lachten über den Bauernknaben, der uns frug: „Wenn kimmst du denn zu uns?“ Wir lernten ja in der Schule: „ich komme, du kommst, er kommt“ konjugieren. Und doch war der Bauer im Rechte gegen uns, wir hatten unsre alte richtige Flexion vergessen. Das Verbum kommen lautet ursprünglich im Althochdeutschen quëman und wurde konjugiert wie nehmen (Indic. Präs. sing. nimu, nimis, nimit); schon im Mittelhochdeutschen schwächten sich die alten reichen Formen ab und man findet kümest neben kümest, kumet neben kümet (letzteres im Parzival). Im Neuhochdeutschen ist nun die alte organisch richtig erwachsene Konjugation ganz verloren gegangen, und so sagt der Philolog Hahn (gest. 1857 in Wien) in seiner Neuhochdeutschen Grammatik: „Vom Verbum kommen wären die folgerichtigen Formen këme, kimst, kimt oder etwas entstellt köme, kümst, kümt, wir sagen aber jetzt komme, kömmst, kömmt, wodurch die Brechung (nämlich des i in ë) mehr das Ansehen des Umlauts hat.“ Aber auch kömmst, kömmt sagen wir nicht mehr, sondern kommst, kommt d. h. wir konjugieren jetzt das Präsens nach der schwachen Konjugation und haben die starken Formen nur für die vergangene Zeit (kam, gekommen) behalten, wie sich unsre einst so starke flexionsreiche Sprache auch sonst abschwächt. Wie freute ich mich da, als ich jüngst aus der Stadt Leipzig hinaus aufs Land ging und da an einem der Bahnhöfe einen Arbeiter, einen Mann aus dem Volke, in väterlicher Freude seinem Kinde, das die Mutter, die ihrem Manne das Mittagsessen brachte, auf dem Arme trug, in richtig konjugierter Sprache schalkhaft zurufen hörte: „Wer kimmt denn da?“ An der Universität wird es wohl den Studenten gesagt, dass dies die richtige Form ist, nur der Gebildete darf sie nicht mehr gebrauchen, sie ist veraltet und kaum noch für das Volk, für den Arbeitsmann gut. Ach, „die Wilden“ sind oft bessre Menschen, nicht bloß in Amerika, und doch bilden wir uns in Sachsen ein, „das beste Deitsch zu sprechen!“ Das Schwabenvolk spricht heute noch richtig: ich iss, wir Sachsen lachen darüber und sagen falsch: ich esse, falsch, der organischen Entwickelung unsrer deutschen Sprache zuwider, wenn es auch gebräuchlich geworden ist.

Da das arme verstoßene Kind hinte einmal mein Mitgefühl rege gemacht hat, so will ich noch eines Sprachfehlers gedenken, der sich rechthaberisch in unsre Litteratur einzubürgern sucht. Vor hundert Jahren (1770—75) erschien der Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“. Heutzutage müsste sein Verfasser, Hermes, „Sophie's Reise“ drucken lassen. d. h. nicht nur sich für den Genitiv mit dem bloßen s begnügen, sondern auch davor noch einen Apostroph setzen. Ein Thüringer wunderte sich, dass die Leipziger Bürgersleute noch immer deklinierten G. Louisens, D. Louisen, A. Louisen, und so auch D. Karln, A. Karln. Ich entgegnete ihm, dass die Eigennamen von Alters her im Deutschen dekliniert würden; er möge nur einmal Hahns Grammatik nachsehen. „Da hat Hahn Unrecht,“ entschied der Thüringer kurzweg. Nun ist Hahn einer der tüchtigsten Germanisten und Schüler Jakob Grimms; er hat wissenschaftlich streng die ganze Entwickelung unsrer Sprache von ihren ersten Anfängen an studiert, 1857 starb er als Universitätsprofessor in Wien. Tut nichts! Da hat Hahn Unrecht. So entscheiden kurzweg moderne Schriftsteller, die niemals philologische Studien getrieben haben. Ich sprach darüber mit Prof. Hildebrand in Leipzig, der doch als Fortsetzer Jakob Grimms bei der Herausgabe des deutschen Wörterbuchs eine angesehene Autorität ist; natürlich vertrat er dieselbe Ansicht wie Hahn etc.; „es ist unbegreiflich,“ sagte er, „wie man die Eigennamen als todte Sprachschlacken betrachten kann; und nun gar den Apostroph im Genitiv, fortwährend ermahne ich meine Zuhörer, von dieser Torheit abzulassen, aber man spricht in die Wüste.“ Ja, es ist eine seltsame Erscheinung, niemals hat sich die deutsche Sprache einer so gründlichen wissenschaftlichen Forschung erfreut als heutzutage, und doch schleichen sich gerade in der Gegenwart die schlimmsten Fehler ein. Um das Recht der Deklination der Eigennamen zu begründen, erinnern wir nur an Goethes (oder auch Goethens) Iphigenie: Genitiv Aegisthens, Lyäens (von Lyäus!), Orestens, Dianens; Akkusativ Ulyssen, Elektren. Den Dativ finden wir im Faust: bei Marthen; ferner in einem Briefe Goethes an Lavater: Knebeln; bei Schiller im Tell den Akkusativ: Herzog Hansen; bei Gries (Uebersetzer Calderons) den Dativ: Blancân, Clarân, den Akkusativ: Blancân. Lauter Formen, die man heutzutage fehlerhaft nennen möchte. Nun findet sich allerdings schon in der Iphigenie der Genitiv: Kreusa's (ob der Apostroph handschriftlich ist?), und neben Karln (sogar: Karlen), Blüchern (Dativ und Akkusativ) führt Hahn auch die starke Form: Karl, Blücher an; aber

es ist eben nur eine andere Form. Wir verweisen hier überhaupt auf die Grammatik, da wir natürlich nicht zu tief darauf eingehen können. Es sei aber betont, dass unsre einst so flexionsreiche Sprache unter den Federn moderner Schriftsteller verkümmert.

Wir könnten noch viele Klagen anstimmen, wollten wir die sprachlichen Verwüstungen angeben, die heutzutage angerichtet werden. Dass es eine starke Konjugation neben der schwachen giebt, scheinen manche Schriftsteller gar nicht zu wissen; in der „Illustrierten Zeitung" zu Wien hieß es in einer Novelle (19. Sept. 1886): „Treffe deine Reisevorbereitungen" anstatt: Triff. Mit Vorliebe gebrauche ich selbst die alten richtigen starken Formen: du stickst, er stickt (die sich bei Goethe im Götz befinden) statt der aufgekommenen: steckst, steckt. Wieviele der alten klangvollen Formen sind uns in Folge von Trägheit oder Unwissenheit verloren gegangen!

Eine arge Verwirrung, die sich heutzutage einschleicht, ist folgende. Manche scheinen gar nicht zu wissen, dass es zusammengesetzte Zeitwörter giebt, welche entweder stets untrennbar oder stets trennbar oder auch bald trennbar bald untrennbar sind. Am klarsten hat sich über die betreffenden Regeln der verstorbene Professor Adler-Mesnard in Paris ausgesprochen; als Flüchtling mit deutschem Unterricht beschäftigt, war er der Schwierigkeit auf den Grund gegangen. Man sehe darüber seine „Grammaire allemande, Paris, Dézobry". Zu dieser und andrer Verwirrung tragen heutzutage vielfach die Referenten über Musik bei, die sich auch als Schriftsteller aufspielen, nur haben sie den Kontrapunkt besser studiert als die deutsche Grammatik. Da schreibt denn ein Solcher: „1856 übersiedelte er nach Berlin" (statt: siedelte er — über); oder auch: „Dankbar anerkennt D., was er von R. gelernt hat" (statt: Dankbar erkennt D. an). Diesem letztern Fehler begegnet man sehr häufig, auch der Geh. Regierungsrat H. hat ihn im Landtage am Regierungstische gemacht. Ein namhafter Schriftsteller, der sich um die deutsche Dichtung sehr verdient macht, ist der Grammatik auch einmal aus dem Wege gegangen, er schrieb: „Der Frau obliegt die ganze Arbeit" (statt: liegt — ob). Die Präpositionen an und ob etc. sind eben stets trennbar, die Präpositionen durch, über, um, unter und die Adverbien voll und wieder sind bald trennbar bald untrennbar je nach dem Sinn. Wer die Grammatik nicht studieren will, braucht nur auf die Aussprache des ungeschulten Mannes aus dem Volke zu hören; dieser, wenn er sonst nur richtig denkt, wird sich nie irren und stets den Ton auf das trennbare Präfixum, ist das Präfixum aber untrennbar, auf das Zeitwort legen.

Es war eben von den Musikern die Rede, die auch in die deutsche Sprachbildung hineinpfuschen. Da haben sie, die von den Regeln des Umlauts gewiss keine Ahnung haben, den Plural „die Tenöre" gebildet, wahrscheinlich weil das Wort ein Maskulinum ist und man z. B. der Vorfall, die Vorfälle sagt. Bei den Fremdwörtern aber gelten die Regeln, denen die einheimischen Wörter gehorchen, nicht so unbedingt; von 54 Fremdwörtern, die ich zusammengestellt habe, lauten nur elf um. Wenn man nicht auch: die Accörde, Dekäne, Majöre, Patröne sagen will, so lasse man auch die Tenore ohne Umlaut weiter singen.

Wir hoffen mit diesen Bemerkungen zum Nachdenken angeregt zu haben. Sagen ließe sich noch vieles, z. B. über als und wie. Vor dreißig Jahren warf ein Referent dem Romanschreiber Spielhagen vor, „er konstruiere den Komparativ fälschlich mit wie statt mit als;" z. B. sage er: „er reitet besser wie du" (statt: als du). Allerdings soll man bei der Steigerung als gebrauchen, bei der Gleichheit wie (z. B. er reitet so gut wie du). Dieser Sprachfehler kommt immer häufiger vor; Spielhagen hätte ihn freilich vermeiden sollen, er war ja Schullehrer gewesen. Indessen irren ist menschlich und auch der unterzeichnete ehemalige Schullehrer hält sich keineswegs für unfehlbar.

Heute noch, als ich eben diesen Artikel zur Post getragen hatte, las ich eine Bekräftigung meiner Worte in der M. A. Z. vom 4. December. Bei der Besprechung v. J. Großes jüngsten Romanen sagt Franz v. Löher, nachdem er die Ueberfüllung der deutschen Sprache mit Fremdwörtern in Folge des dreißigjährigen Krieges beklagt hatte: „Nun darf man aber als Gradmesser, ob und wieweit ein Volk im Auf- oder Niedergang begriffen ist, die höhere oder geringere Achtung aufstellen, welche die Muttersprache bei ihm selbst genießt." Mit der Reinheit des Reimes nimmt man es heutzutage so genau, dass selbst Schiller und Goethe (s. „Die Klage der Ceres") nicht mehr vor der Kritik bestehen könnten, aber mit der Konjugation, Deklination, kurz mit dem innersten Kern der Sprache verfährt man, dass es dem gewissenhaften Leser schwindelt. Franz v. Löher sagt ferner: „Dass das Deutsche sich allmählich, wenn auch noch längst nicht vollständig, wieder gereinigt und gekräftigt hat, . . . dazu trug auch der Palmenorden bei, der 1617 zu Weimar gestiftet worden und Hunderte von Fürsten, Adeligen und Gelehrten zu dem Zwecke vereinigte, „die hochgeehrte deutsche Muttersprache in ihrem gründlichem Wesen und rechtem Verstande zu erhalten und auszuüben." Nachdem wir der Sünden gedacht haben, die unser Adel im Mittelalter an der deutschen Litteratur und im siebzehnten Jahrhundert an der deutschen Sprache begangen hat, fordert es die Gerechtigkeit, auch dieses redlichen Bemühens

eines patriotisch gesinnten Teils unsres Adels zu gedenken. In unserm Jahrhundert glänzen als leuchtende Muster in dieser Beziehung Graf von Platen und Freiherr von Schack. Möchten sie auch von der übrigen Schriftstellerwelt beachtet werden!

Leipzig. Herman Semmig.



Le Calvaire*) (Der Leidensweg).

(Ein Beispiel des „realistischen Feminismus“ in der französischen Litteratur.)

Zu allen Zeiten hat in Frankreich der Frauendienst in der Litteratur eine große Rolle gespielt; heutigentags hat derselbe derart überhand genommen, dass man für denselben einen besonderen Namen „féminismes“ und für seine Vertreter die Bezeichnung „féministe“ erfunden hat. — In der Nummer des „Figaro“ vom 26. Okt. 1886 findet sich eine Studie des geistreichen Henri Fouquier über den „Féminismus“, die zunächst zwar auf das neue Drama von Renan „l'Abesse de Jouarre“ hinzielt, aber so allgemeine Gültigkeit hat, und so sehr auf das von uns zu behandelnde Werk passt, dass wir sie im Auszug wiedergeben wollen.

„Man könnte meinen, die französische Gesellschaft sei gealtert, genieße die letzten ihr vergönnten Augenblicke zur Liebe und bedauere, jemals männliche Taten vollbracht zu haben. Alles drängt jetzt in Frankreich der Liebe zu; Wissenschaft, Kunst und Litteratur dienen ihr in gleicher Weise und glauben hierdurch ein Zeichen der Mannhaftigkeit zu geben. Die Romanschriftsteller besonders verlängern das Zeitalter der Liebe bis in das hohe Alter des Weibes und lassen dasselbe schon in frühester Kindheit beginnen. Ja, die Schilderung der Liebe genügt nicht mehr; um der überreizten Phantasie neues zu bieten, und so geht man zur Darstellung des hysterischen Wahnsinns über. Die Aufgabe der Philosophen ist es, auf das Gefährliche in dieser Richtung aufmerksam zu machen. Byzanz wurde durch die Spitzfindigkeiten der Theologen viel mehr, als durch das Schwert der Barbaren gestürzt. Im übertriebenen Dienste des ewig Weiblichen vergisst der Mann leicht die Pflichten des Handelns.“

Wie passt dies nun alles auf ein Werk, das den Titel führt „Der Leidensweg“, dem eine Fortsetzung unter dem Titel „Die Erlösung“ folgen soll, und in dem wir einen religiösen Inhalt erwarten? Der Titel täuscht: Octave Mirbeau giebt vielmehr die Lebensbeschreibung eines Unglücklichen, der in den ungünstigsten Verhältnissen aufwachsend, als Diener der Liebe auf die schrecklichsten Irrwege gerät, von Stufe zu Stufe sinkt und sich infolge eines echt „realistischen“ Ereignisses zur Besserung aufzuraffen scheint. Die Einleitung des fünften Kapitels bringt uns auf den Gedanken, der Verfasser lege in dem Werke ein Bekenntnis seiner eigenen Sünden ab. Dem ist nicht so, wie sich mit Sicherheit folgern lässt, und es ist gut, dass dem nicht so ist, denn wir würden sonst dem Romane jede Berechtigung absprechen müssen. — Suchen wir ein gedrängtes Bild des uns gezeichneten Jammerlebens zuentwerfen:

Jean-François-Marie Mintié ist in Saint-Michel einem kleinen Flecken des Département de l'Orne als der Sohn eines sehr wohlhabenden Gutsbesitzers geboren, der zugleich Notar und Inhaber einer großen Anzahl bürgerlicher Ehrenämter ist. Schon bei seiner Taufe ereignen sich Unglücksfälle: ein bei der veranstalteten Feier anwesender Knabe büßt durch einen Fall sein Leben ein, und ein Onkel stirbt kurz darauf am Typhus. Der wenig für das Familienleben geeignete, ganz anders als die Mutter geartete Vater Jeans hat für nichts Sinn als für seine Aemter und — das Töten von Tieren. Die vereinsamte Mutter, die Tochter einer Selbstmörderin, ist beständig dem Wahnsinn nahe, und nur auf kurze Zeit vermag die Sorge für ihr überaus schwaches Kind sie ihren blutigen Wahnvorstellungen zu entreißen, in die sie bei einer ganz geringfügigen Gelegenheit unheilbar zurückfällt. Zwölf Jahre alt, verliert Jean seine Mutter, das einzige Wesen, das von Zeit zu Zeit seiner Kindheit Licht verlieh. Das Begräbnis macht einen tiefen Eindruck auf den Knaben und scheint Vater und Sohn, die sich bisher völlig fremd gegenüberstanden, einander näher zu bringen. Die Liebe überdauert aber nicht die Trauer und ein unvernünftiger Hauslehrer trägt nicht dazu bei, ein besseres Verhältnis zu befördern. In dieser Zeit der Herzensöde zeigen sich bei Jean, als er ein Muttergottesbild der Kirche seines Heimatsortes mit wenig heiligen Gefühlen betrachtet, die ersten Spuren jenes „Feminismus“, der, sich bis zum Wahnsinn steigernd, ihn dem völligen Untergange nahe bringen wird. Nach Vollendung seiner Vorbildung kommt der Knabe nach Paris, wo er die Rechte studieren soll, um später die Güter und Aemter seines Vaters übernehmen zu können. Das Leben der Großstadt betäubt zuerst den Jüngling; dann ekelt es ihn an, schließlich — versinkt er im Schmutz derselben (Kap. I).

Geistig und körperlich in einem Zustande schnellen Verkommens, rafft sich Mintié auf und lässt sich anwerben, um im Kampfe gegen Deutschland Heilung oder — Tod zu finden. Dieses Kapitel ist gleichsam eine Episode; wichtig, weil es die Geschichte des siebziger Krieges treffend ergänzt, dessen Ereignisse, soweit sie in das Gesichtsfeld des einzelnen Mannes fallen, packend schildert. Zugleich werden die in Frankreich viel besprochenen Greuel-

*) Octave Mirbeau: Le Calvaire. Paris, Paul Ollendorff. Das im November erschienene Buch erlebte bereits 5 Auflagen.

taten deutscher Soldaten auf das richtige Maß zurückgeführt. (Kapitel II.)

Jean Mintié übersteht die Gefahren des Krieges und, körperlich gekräftigt durch die Anstrengungen desselben, hat ihn die Reue über seine frühere Untätigkeit und ein wahrer Wissensdurst gepackt. Fünf Jahre sind seit dem Feldzuge vergangen. Jean hat bei seiner Heimkehr seinen Vater tot gefunden und ist, im Besitze seines großen Vermögens, nach Paris zurückgekehrt, wo er sich eifrigen Studien und dem Verkehr mit Künstlern und Gelehrten hingegeben, auch ein Buch geschrieben hat, das großen Erfolg errang. Ein Maler Namens Lirat, ein Verächter der Liebe und ihrer „Opfer", ein „wahrer" Künstler, dem aber der Beifall der Menge fehlt, weil er sich ablehnend gegen das Hergebrachte verhält, und der seine eigenen Wege, nämlich die der Realisten geht, — der sich aber das Urteil der Menge nicht anfechten lässt, sondern bedürfnislos und zufrieden lebt, ist der Busenfreund Mintiés geworden. Durch sein scharfes und unbarmherziges, wenn auch meist übertrieben absprechendes Urteil weiß er den Unerfahrenen sittlich und künstlerisch zu heben. Dennoch ist Jean immer der Verzweiflung nahe, weil er durchaus talentvoll sein will und sich zu schwach hierzu fühlt. Die hierdurch verursachte Leere seines Gemütes führt den Abtrünnigen der Liebe wieder zu. Bei Lirat hat er die Geliebte des Künstlers Charles Malterre kennen gelernt, der durch dieselbe unglücklich geworden ist. Obgleich nun Lirat den Freund vor der gefährlichen Juliette Roux warnt, fällt er nach psychologisch scharf gezeichnetem Kampfe, in ihre Stricke. Die über Lirats Einfluss Erzürnte schwört dem Unbequemen später grimmige, unversöhnliche Rache(!). (Kap. III.)

Mintié findet zu seinem Bedauern in Juliette ein Weib, das sich nur wenig von ihresgleichen unterscheidet (Kap. IV.); trotzdem aber versteht sie Jean an sich zu fesseln und giebt Malterre den Laufpass. Schon nach 4 Monaten aber beginnt sich bei Mintié Reue und bei Juliette Langeweile zu zeigen, und durch keinerlei Mittel ist das Verhängnis aufzuhalten. (Kap. V.) Als Jean, einer guten Anwandlung folgend, Juliette zwingen will, ihren schlechten Umgang aufzugeben, kommt es zu den ersten heftigen Szenen, in denen Jean als der Schwächere unterliegt. Nachdem es ihm so missglückt ist, Juliette zu sich emporzuziehen, steigt er zu ihr in den Schmutz hinab. Um sich zu betäuben, wirft er sich wie rasend dem Genuss in die Arme: Vermögen, geistige Kraft, sittlicher Halt schwinden mehr und mehr. Seine väterlichen Besitzungen lässt er verkaufen, und die bewährten Diener seiner Familie rücksichtslos verjagen. Lirat, dem schnöde Verlassenen, schwindelt er die letzten Franken ab. Als gar kein Geld mehr aufzutreiben ist, wird Juliette angeblich Kunstreiterin, um ihren Gatten zu ernähren; es kommt zu geradezu entsetzlichen Szenen. (Kap. VI.) Jeans Verzweifelung ist grenzenlos (Kap. VII). Der Geängstigte flieht zu Lirat, der ihn als wahrer Freund zwingt, Paris zu verlassen, um am Ufer des Meeres, bei einer armen Fischerwitwe wohnend, Heilung seines kranken Gemütes, seiner untergrabenen Gesundheit zu suchen (Kap. VIII). Nichts nützt! Ueberall und zu allen Zeiten malt ihm sein Liebeswahnsinn die gräßlichsten Hallucinationen vor (Kap. IX); ein Besuch Juliettes, die, gelangweilt, den Unglücklichen bald wieder verlässt, verschlimmert noch den Zustand des beinahe Unzurechnungsfähigen (Kap. X), den wir nun bald wieder in Paris finden, wo er, getrennt von Juliette lebend, dieselbe mit quälendem Argwohn verfolgt. Eine dieser Stimmung und der wachsenden Tobsucht entsprechende Tat (Kap. XI) trennt beide auf immer. Juliette setzt ihr Leben, von Stufe zu Stufe sinkend, fort; Jean ist dem Selbstmorde nahe. Da — im Augenblicke der höchsten Erregung — sieht er Juliette mit Lirat in vertrautem Gespräche gehen: er weiß sofort, dass die Grässliche jetzt an die Ausführung der früher geschworenen Rache gehen will. Nocheinmal bäumen sich Liebe zu Juliette, Freundschaft zu Lirat in ihm auf und kämpfen furchtbar miteinander. Lirat weist den Freund zurück, Juliette übersieht ihn. Da ergreift Jean eine solche Verachtung der Welt, dass er plötzlich geheilt erscheint. Seine geringe Barschaft wendet er dazu an, sich Arbeiterkleidung zu kaufen; seine anderen Habseligkeiten schenkt er dem Aufwärter seines „Garni". So geht er von dannen; wir fühlen es — ein neuer Mensch — einem neuen Leben entgegen.

Wir haben es, wie aus Vorstehendem sich ergiebt, mit einem Werke zu tun, das den „Realismus" in den Dienst des „Feminismus" stellt. Es darf uns daher nicht wundern, dass wir in dem Romane neben einer Menge von Ueberschwänglichkeiten und Ungeheuerlichkeiten (man lese nur einen der zahlreichen Träume) auch oft — sehr oft, platte Gemeinheit finden, deren grelle Schamlosigkeit sich gelegentlich zur Blasphemie steigert. Ueberall — auch in diesen Stellen — zeigt der Verfasser eine glühende Phantasie, eine Gestaltungsfähigkeit, die hinreißen würde, wenn sie nicht solch abschreckende und verwerfliche Dinge behandelte. Zu Zeiten ist ja diese Art der Darstellung am Platze, man lese nur die Schilderung der Schattenseiten von Paris, des Lebens in den halbweltlichen Kaffees, des wankenden Baues gewisser Gesellschaftsschichten, alles Meisterwerke. Warum denn aber immer im Kote wühlen?! Wahr mag ja Vieles von den geschilderten Grässlichkeiten sein, aber, wenn auch Alles wahr wäre, könnte man es darum als Gegenstand künstlerischer Gestaltung betrachten? Dieser Vorwurf richtet sich gegen den „realistischen Feminismus" in der Litteratur in seiner jetzigen Gestalt überhaupt und nicht gegen den vorliegenden Roman, der im Lichte der Schule von einem Anhänger derselben vielleicht ein Meisterwerk genannt werden könnte. Zeigt uns das Leben nicht ohne

Zutun des Gemeinen genug; sollte nicht die Kunst, anstatt gerade dies zu beschreiben, durch künstlerische Gestaltung von Schönem und Edlem die Kraft verleihen, die Gemeinheit, wo sie uns auch entgegen tritt, zu besiegen? Bessern tun diese Realisten nicht, wie sie zu ihrer Entschuldigung behaupten; sie verletzten vielmehr reine und feste Gemüter, reizen und verderben schwache Geister.

Nachdem wir so unsere Ansicht über die ganze Richtung ausgesprochen haben, wollen wir hervorheben, was wir an dem vorliegenden Romane zu loben haben. Die meisterhafte Schilderung solcher Dinge, welche dem Realismus berechtigterweise freies Spiel gewähren, wurde schon erwähnt; desgleichen die Großartigkeit des entworfenen Kriegsbildes. Auch ein ernster Hintergrund fehlt nicht, vielmehr müssen sich die Aerzte, die moderne Pädagogik, Parlament und Akademie, Künstler, Gelehrte und Schriftsteller aller Art eine scharfe Kritik gefallen lassen. Daneben fehlen nicht Bilder, die mit unübertrefflicher Lieblichkeit gezeichnet sind, so das Bild des Fischerdorfes und des darin herrschenden Lebens. Warum, so fragen wir uns immer wieder, stellt sich soviel Talent in den Dienst des „realistischen Feminismus“? Die einzige Entschuldigung, die wir etwa finden könnten, wäre die, dass wir es mit einem Sitten- und Zeitromane zu tun haben; dazu erscheint aber die Darstellung vielfach zu absichtlich sinnlich und lüstern. Warten wir den zweiten Teil ab, der ausweisen wird, ob dieser oft maßlose Realismus ein (immerhin recht gefährliches!) Mittel zur Erreichung eines guten Zieles oder verwerflicher Selbstzweck ist.

Wismar. Dr. Léon Wespy.



Was ist Genie?

Was einst ein Gott dir in die Brust gelegt
Und bis zum letzten Atemzug dir bleibt,
Was dich mit Sturmesmacht beglückt, bewegt
Und zur Betät'gung deines Fühlens treibt,
Was unaufhaltsam deinen Geist bezwinget
Und dennoch unbegrenzte Freiheit schenkt,
Kraft dessen Macht dir jedes Werk gelinget,
Gebiet'risch jedes Auge auf dich lenkt,
Was lavaähnlich glühend vorwärts dringet
Aus deines Geistes, deines Herzens Schrein,
Was deine ganze Seelenkraft bedinget,
Von jedem Trug sich losreißt und vom Schein:
Auf Phantasienschwingen Felsenklüfte
Dich überfliegen lässet, adlergleich,
Bergauf, bergab, bis in die Todtengrüfte
Dich führet, bis ins kalte Schattenreich,
Dich drängt in Taten frei zu offenbaren
Was du geliebt, gelitten schon vor Jahren
Und was an Lust seither in dir gedieh. —
Das ist das Eine, Herrliche: Genie!
Ihm hast du jenen Zauber zu verdanken,
Der kühn durchbricht die festgesetzten Schranken,
Er wiegt dich in den schönen Hoffnungswahn:
Die ganze Welt sei dir nun untertan.
Dein schönheitsdurstig Aug' entdeckt in Fülle
Die Wunder in Natur und Menschenbrust.
Dein schöpferischer Geist durchdringt die Hülle,
In dir und um dich her herrscht Daseinslust,
Dies Alles aber in ein Werk du bannst,
Als Ausdruck dessen, was du willst und kannst,
Und durch die Macht, die dir ein Gott verlieh,
Bist du ein Auserwählter, ein Genie.

St. Petersburg. Emilie Haessel.



Ohne Schminke.

(Schluss.)

Wäre doch dieser heilige Zorn des Shakespeareschen Realismus wider die akademische Klassizität für seine Nachfolger Gesetz geblieben! Es sollte nicht sein. Ben Jonsons Pedantengrimm über den Naturburschen, der die höchsten Probleme der Poesie zu lösen wagte, ohne das Problem der Oxfordschen Magisterwürde lösen zu können, hat sich in tausend Variationen vererbt und die Antike ihren verderblichen Einfluss ungestört fortgeübt. Es kamen die französischen Klassiker, welche, auf einen falschen Aristoteles gestützt, die Antike gleichsam übertyrannten, indem sie nur deren äußerlichen Apparat sklavisch nachäfften. Es kamen die deutschen Klassiker, welche mit „Götz“, „Räuber“, „Emilia Galotti“ begannen und mit „Iphigenie“, „Braut von Messina“ und „Nathan“ (einem Stücke, das an Voltaires rhetorische Tendenzdramen erinnert) endeten. Sogar in Kleist und noch mehr in Grillparzer drangen nach den gesundesten Anfängen die antiken Formen und Stoffanregungen ein. — An Goethe war freilich als Dramatiker nichts zu verderben. Sehr richtig sagt Herrig: „Eine Darstellung des Götz, wie er gedichtet wurde, gehörte sogar auf der Shakespeareschen Bühne zu den Unmöglichkeiten.“ Allein dies lag wohl kaum, wie Herrig anzunehmen scheint, an irgend welchem Missverstehen Shakespeares seitens der Stürmer und Dränger, sondern einfach an deren totaler Dramatiker-Unfähigkeit. Götz und Egmont wie Lenz und Klingers Dramen sind bloß dialogisierte Novellen. Nicht die Kompositionslosigkeit und Lodderigkeit der Technik macht sie unmöglich, sondern der völlige Mangel an allen echtdramatischen Momenten. Von einem kunstgerechten Konflikt u. s. w. kann da vollends keine Rede sein. So rettete sich Goethe, seines Fiaskos innerlich wohl bewusst, in das lyrisch-didaktische Drama der Antike, wo er denn — gegenüber

den fürchterlichen Versuchen Schillers und Schlegels in diesem Genre — in „Iphigenie“ und „Tasso“ ein preiswürdiges Nachahmungstalent bewies.*)

Viel trauriger aber wirkt die Beobachtung, wie das größte theatralische Talent seit der Renaissance, Schiller, durch die missverstandene Schulmeister-Antike, durch Goethes Einfluss und endlich durch das in ihm selbst steckende deutsche Philistertum immer weiter vom rechten Wege verlockt wurde. Ich rechne es Rudolf Gottschall stets zur Ehre an, dass er, so ich nicht irre, der Erste war, der nachdrücklich hervorhob, auf Schillers Jugenddramen beruhe dessen wahre Bedeutung. Ja, das war das große historische Drama, das politische, welches Napoleon in der Unterredung mit Goethe ersehnte („Was sollen uns die Schicksalsdramen? Das Schicksal ist jetzt die Politik“) — in „Fiesco“ und „Don Carlos“! Das war das soziale Drama, das Lenz in „Hofmeister“ und „Soldaten“ inaugurierte, — in „Räuber“ und „Kabale und Liebe“! Ja, während er sich technisch in den äußeren Formen ausbildete, verlor Schiller allmählich so sehr den Sinn für die Gesetze des Dramas, dass er im „Tell“ statt eines wirklichen Helden eine Art Demos, ein ganzes Volk, zum Träger der Handlung machte. Freilich, das Charakterdrama Shakespeares, d. h. das eigentliche echte Drama, war Schiller niemals ganz zum Bewusstsein gekommen. So schien es nur eine Ironie des Schicksals, dass er in seinem dichterisch verfehltesten Werk, der „Jungfrau von Orleans“, zum ersten Mal einen straffen dramatischen Konflikt — Kampf der physischen Weibesnatur mit der reinen Idealität einer hohen Mission — zum Ausdruck brachte; im strikten Kontraste zu „Maria Stuart“, wo einem kompositionell meisterhaften Bühnendrama jeder wahre innere Konflikt mangelt. Als er endlich zum politischen Drama zurückkehrte und einen wirklichen Helden fand in „Wallenstein“, war sein dramatischer Nerv schon so herabgestimmt, dass der neue Macbeth sich in seinen Händen zu einer Mischung von sentimentalem Heldenvater und grübelndem Sophisten im Schlafrock, einem grauköpfigen Hamlet im Büffelkoller, gestaltete.

Wir verweilten so lange bei dem Normaldramatiker Shakespeare und seinem bedeutendsten Nachfolger, um gründlich zu der Herrigschen neuen Reformbühne Stellung nehmen zu können. Entkleiden wir nun die Pläne desselben aller verbrämenden Hülle, so kommen wir zu dem Schluss, so sehr sich Herrig dagegen wehren mag: Er will die Shakespearesche Primitivbühne zurück und doch zugleich mit dem Shakespeareschen Charakterdrama brechen.

Was nun den ersten Teil seines Ideals, das Praktische seiner Vorschläge im Allgemeinen, betrifft, so erklären wir uns rundweg zu seinem entschiedensten Anhänger.

Worin bestehen diese Pläne? Wir wollen es in zwei kurzen Thesen summieren.

1. Abschaffung der Dekorationen, des ganzen Koulissenwesens und des fallenden Vorhangs. — So wird das Zerreißen des poetischen Eindrucks durch Regisseurarbeit, das Zerhacken in getrennte Bilder, vernichtet und der ganzen Ausstattungspöbelei ein Ende bereitet. — Die Pausen werden mit Musik ausgefüllt, wofür ein eigenes Orchester nötig. Auch dagegen haben wir nichts. Uebrigens dürfte die nackte Primitivität der neuen Bühne wohl auch je nach Umständen belebt werden, wie es im altenglischen Theater z. B. durch die Kostümpracht der sogenannten „Masques“ geschah.

2. Die Volksbühne soll sich mit dem Publikum selbst in Beziehung setzen und neben etwaigen leitenden Schauspielern sollen Leute aus dem Volke selbst die Rollen übernehmen. — Wir erinnern wieder hier an den Präcedenzfall der altenglischen Handwerkertheater, wie sie uns Shakespeare im „Sommernachtstraum“ vorführt. Allein, so schön wir diese Idee finden und so sehr sie sich teilweise bei der Aufführung des Herrigschen Lutherfestspieles 1883 in Berlin bewährte (ich selbst hatte damals einige dreißig junge Handwerker als „Bilderstürmer“ mit einzudrillen, was ganz vorzüglich gelang), — so liegt die Befürchtung nahe, dass wir auf diese Weise nun ein ständiges Dilettantentheater genießen würden, was mehr bedrohlich als erfreulich.

Ueber die Einrichtung der Herrigschen „Volksbühne“*) wollen wir hier schweigen, und verweisen auf die Schrift selbst sowie auf die trefflichen derselben beigegebenen Planzeichnungen des Baumeisters O. March in Charlottenburg. Wohl aber fühlen wir uns gezwungen, jetzt nach der praktisch-theatralischen die rein künstlerische Seite der Frage mit Ernst zu erledigen.

Herrig könnte mit diesen Ideen, in weit höherem Sinne als Richard Wagner mit seinem zwitterigen Musikdrama, der Retter der deutschen Bühnendichtung werden, wenn seine Bühne nicht egoistischen Zwecken dienen soll, wenn er sich damit begnügen will, der theoretische Reformator zu heißen. Denn um in einem neuen Stil selbst bahnbrechend als Produzent zu wirken, dazu fehlt es ihm etwas an Elementarkraft. Ich habe vor Herrig dem Geist den schrankenlosesten Respekt; vor Herrig dem Dichter habe ich ebenfalls viel Respekt, wenn auch mit Einschränkung, da er meist Didaktiker bleibt;

*) Vom rein Dichterischen sehe ich hier natürlich ab; wir handeln hier nur vom Dramatischen. Ueberhaupt möchte ich für die Oberflächlichen ausdrücklich bemerken, dass stets und immer, wenn ich einen tadelnden Maßstab an die „Klassiker“ lege, nur die poetische Produktionstätigkeit derselben von mir ins Auge gefasst wird, da ich für ihre sonstige geistige Bedeutung im Allgemeinen nur unbegrenzte Verehrung empfinde.

*) Sie soll in Worms unter dem Protektorat des um die Kunst mehrfach verdienten Kommerziellen F. Schön gegründet werden.

vor Herrig dem Dramatiker aber habe ich nur mäßigen Respekt. Und zwar soll hier „Dramatiker" durchaus nicht „Theatraliker" bedeuten, denn grade dem Theatralischen scheint Herrig ziemlich zugeneigt, soweit sich dasselbe auf äußerliche Effektmittel bezieht. Daher das Melodramatische seiner Auffassung, die stete Benutzung der Musik, das Gruppieren lebender Bilder. Die Sprache ist oft von hoher Schönheit, verfällt jedoch leicht ins Lyrische. Wirkliche dramatische Seelenkonflikte hat er hingegen bisher noch nie gefunden und die Charakterzeichnung neigt sich dem Typisch-Schablonenhaften zu. Doch das scheint ja eben das stete Grundübel aller Jambendramatiker. Ansätze zum echten Charakterdrama, wie wir es oben in Shakespeare zu schildern versuchten, finden sich heut nur im Situationsdrama Wildenbruchs, nicht im Ideendrama Herrigs. Herrig fühlt, dass ihm das eigentliche Drama kaum gelingen wird. So möchte er alle Kunst-Traditionen seit Gründung des modernen Dramas opfern, um die ihm gemäße Form eines lyrisch-didaktischen historischen Ideen-Melodramas als das wahre Volksdrama à la Richard Wagner einzuführen. Viel schlimmer schloss einst der Akademiker Milton, über dessen didaktische Rhetorik ich in meiner „Geschichte der Englischen Litteratur" zum erstenmal das rechte Wort sage, mit dem Oratorium „Samson Agonistes", einem lyrischen Drama streng-antiken Stils nebst Chören. Dies konnte er natürlich nicht bewerkstelligen, ohne redlich auf das englische Nationaldrama zu schimpfen, was er denn auch aus Leibeskräften that.

Auf das lyrische Drama der Antike möchte nun zwar Herrig trotz seiner chorischen Gelüste nicht zurückgreifen — wohl aber auf die alten Mysterienspiele, wo also der Vergleich mit dem ältesten englischen Drama „Gorboduc" naheliegt, in welches Lord Sakville ja auch einen antiken Chor verpflanzte.

Wir sind nun überzeugt, dass es Herrig gelingen wird, seine historischen Ideendramen, z. B. die Umarbeitung des „Friedrich Rotbart", die er wie wir wissen vorbereitet, in ähnlicher Form wie sein Lutherfestspiel zu einer schönen Wirkung auf der Reformbühne einzurichten. Auch wollen wir Herrig, der selbst seinen einseitigen Standpunkt stets als Maßstab an fremde Erzeugnisse zu legen pflegt, seine Besonderheit in keiner Weise antasten. Spendet er uns hochpoetische Ideen-Melodramen wie wir erwarten, so soll uns dies willkommen sein. Allein eins müssen wir mit rücksichtsloser Schärfe betonen: Das wahre moderne (also nicht lyrisch-didaktische) Drama, wie es sich auf Shakespeare und den besseren Werken Schillers aufbaut, darf uns nicht im geringsten geschmälert werden. Wozu haben sich so viele erlauchte Geister denn mit den Gesetzen dieser höchsten Kunstform herumgequält, wozu quälen wir uns heute noch, wenn wir das wahre Drama einfach auf einen Majestätsstreich hin aufgeben sollen?

Nein, bis Herrigs Reformen, denen wir alles Heil wünschen, zum Segen der Kunst durchdringen, wird für erste bis dahin die wahre Reform darin bestehen müssen, dass die Bühnenleiter anständige Menschen werden aus charakterlosen Waschlappen und bloßen Geldwucherern und dass die wahren Dichter endlich auf die Bühne treten.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.



Moderne Ideale.

Roman von Konrad Telmann. 3 Bände Leipzig. 1886.

Konrad Telmann — Pseudonym für Konrad Zitelmann; Enkel des Historikers Giesebrecht — ist heute zweiunddreißig Jahre alt. Von Geburt ein Pommer, hat er in dieser Landschaft, wie natürlich, die ersten Motive für seine dichterischen Schöpfungen gefunden. 1874 veröffentlichte Telmann seine erste zweibändige Novellensammlung unter dem vielversprechenden Titel „In Pommern". Später trieb ihn Krankheit nach dem Süden. Neue Stoffe wurden gewonnen, die in dem Roman aus Monte Carlo „Das Spiel ist aus" und teilweise in der schon ganz stattlichen Reihe von Novellensammlungen, die der junge, trotz seiner körperlichen Leiden außerordentlich fleißige und fruchtbare Schriftsteller im Laufe der Jahre zusammengeschrieben, verwertet wurden. —

Wenn Telmann in dem — übrigens recht unbeholfen gefassten — Einleitungsgedichte †), das den vorliegenden Roman Johannes Proelß widmet, meint: „Zu keiner Schule — hab' ich geschworen, keinem Meister hab ich — mich zugelobt", so muss ich diese Ansicht für eine starke Selbsttäuschung des Verfassers erklären.

Konrad Telmann ist in keiner Hinsicht ein Poet, der seine eigenen Wege geht.

Ich bestreite nicht, dass er eine gute ehrliche Kraft besitzt, die, wenn auch nicht in weiterem Sinne entwicklungsfähig, doch in engerem Sinne bildungsfähig ist. Der Roman „Moderne Ideale" beweist, dass es sich Telmann hat angelegen sein lassen, mit energischer Zähigkeit und liebevoller Hingebung sein Talent zu schulen und zu festen. Aber eben ein Talent, dem alles Große, Ursprüngliche, Elementare abgeht.

Dieser Schriftsteller ist in einer Gegend aufgewachsen, deren charakteristische Wesensmomente vielfach die Sphäre Stormscher und Jensenscher Erzählungen ausmachen. Es war gar nicht möglich, dass Telmann, eine Natur, die außerordentlich leicht aufnimmt und sich zueignet, an der Art Jensens oder Storms vorüberging, ohne sich von ihr beein-

flussen zu lassen. An seinen Novellen lässt sich das auf Schritt und Tritt nachweisen. Telmann liebt wie Jensen der Novellist, wie Storm, der überhaupt nur Novellist, jene wehmütig-anheimelnde Dämmerungspoesie; jene Stimmungsmalerei; jenes Aufspüren einsamer Lebensläufe; jenes zärtlich-liebevolle Versenken in die Schicksale der „Stillen im Lande“: in das Schicksal einer alternden Jungfrau, in das Seelenleben eines einsamen Gelehrten ... eines Unverstandenen oder einer Unverstandenen ... kurz jene leisbewegte Stimmungswelt, wie sie im empfänglichen Gemüt ein stiller, heiter verklärter Herbsttag weckt.

Konrad Telmann gehört der jungromantischen Richtung der Gegenwart an. Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Maximilian Bern, Richard Voss sind seine Genossen, seine Geistesverwandten.

Richard Voss steht ein wenig abseits. Er bildet den Uebergang zu jener Gruppe, die sich dem „Realismus“ ergeben.

Auch Richard Voss ist ein Pommer. Auch er ist später zum Süden hinabgezogen, wie Telmann. Aber in sein Leben spielt ein großes, seltenes Ereignis hinein — und dieses Ereignis, dieses Erlebnis ist es, das den Vossischen Schöpfungen Glut, Kraft, Leidenschaft, Größe giebt.

Telmann hat nichts Vulkanisches, nichts Eruptives. Es scheint, als ob er nie durch das Wetter eines besonderen Schicksals hindurchgegangen. Er hat dem Leben mit klarem Blick, mit treuer Teilnahme zugeschaut. Aber allem Anschein nach doch sehr aus der Entfernung. Wie Telmann als Novellist nach Stoff und Stimmung vielfach Storm und Jensen, nach Form und Prägnanz Paul Heyse nachgebildet hat, so ist der Romanschreiber Telmann bei Waldau, Spielhagen, Frenzel in die Schule gegangen.

Mich dünkt, das Verständnis für das moderne Gesellschaftsleben hat er sich zumeist an den großen Situationsromanen dieser Schriftsteller erschlossen. Die Kräfte seines Schaffens hat mehr die Lektüre ausgelöst als das unmittelbar durchlebte Leben selbst.

Das Talent an sich ist weiblichen Geschlechts. Es bedarf der Befruchtung durch das Leben, durch eigenartige Erlebnisse, durch das beeinflussende Zusammenwirken besonderer Umstände und Verhältnisse.

Ohne Gährung keine Klärung. Ich habe ein Misstrauen gegen Schriftsteller, die nie jung gewesen zu sein scheinen — die nie an Gott und Welt und sich verzweifelt haben. Aus einer solchen Stimmung — einer solchen gesteigerten Konfliktswelt sind die Räuber, Werther und die Grundelemente des Faust herausgeboren. Ob wohl ohne die Räuber, ohne Werther ein Wallenstein oder ein Tasso überhaupt möglich gewesen wären? Nur der — heute von gewissen Leuten so in Verruf gebrachte — „Sturm und Drang“ bedeutet eine potenzielle Erhöhung des Ichs. Die Klärung ist kein Verdienst. Sie ist in letzter Instanz rein physiologischer Natur. Es ist selbstverständlich, dass der Gefühlstumult und der Faustische Gedankenkampf in der Seele des ringenden, künstlerisch veranlagten Jünglings ebensowenig auf persönliches Verdienst hinauslaufen. Aber dass eine Individualität dieser Art künstlerisch wertvoller ist als eine Durchschnittsnatur, liegt auf der Hand.

Der Roman „Moderne Ideale“ hat schon drei Vorgänger gehabt: „Das Spiel ist aus!“, „Götter und Götzen“, „Im Frührot“. Die letztgenannten kenne ich nicht. Aus den Namen möchte man fast schließen, dass sie auf einen Ton gestimmt sind, der dem im vorliegenden Roman angeschlagenen sehr ähnlich ist.

„Moderne Ideale“!

Wir wissen alle, wie es damit bestellt ist.

Im Laufe der letzten Jahre hat sich eine Art des Schrifttums immermehr herausgebildet, die deutlich den Charakter der Anklage- und Protestlitteratur trägt.

Den Schriften Nordaus, Nietzsches, Dahlens, Christensens, Max Voglers („Die Verwahrlosung des modernen Charakters“) hat sich eine Reihe von Romanen zugesellt, die mit mehr oder weniger Entschiedenheit und Schärfe dasselbe Thema variieren.

Der große Entrüstungs-Pessimist Johannes Scherr ist verstummt. Aber lauten Nachhall wecken Gott sei Dank immer noch seine granitnen Donnerworte, seine wuchtigen Hammerschläge.

Den quietistischen Pessimismus eines Hellwald hat die Nation zurückgewiesen. Dem Entrüstungs-Pessimismus leiht sie willig Gehör. Aber die Zustände werden keine anderen.

In Frankreich stellt Zola die fürchterliche Zwiespältigkeit der Zeit objektiv geschlossen, mit epischer Größe und Massivetät, in seinem „Germinal“ dar, mehr subjektiv in seinem neuesten Werke, dem „l'oeuvre“.

Max Kretzer schildert mit bedeutsamer schöpferischer Kraft die Leiden der „Enterbten“ in seinen Romanen „Die Betrogenen“ und „Die Verkommenen“.

Der „Realismus“, der „Naturalismus“ tragen eine starke Tendenz in die Litteratur hinein. Die gesammte, von Gogol heraufgeführte russische Prosa-Epik der Gegenwart trägt mit seltener Einheitlichkeit diesen Charakter.

Es ist immerhin kennzeichnend, dass in Deutschland Naturen von allgemeiner dichterischer Potenz, wie z. B. Karl Bleibtreu, sich schließlich auch diesem stark tendenziösen Realismus zuwenden.

Konrad Telmann polemisiert in seinem Roman „Moderne Ideale“ gegen Zola — den er übrigens gar nicht versteht. Das hindert aber nicht, dass er selbst ein ausgemacht tendenziöses Buch schreibt.

Telmann will ebenso wenig direkt bessern, belehren und bekehren wie Zola. Er versucht, eine Summe, ein Facit zu ziehen.

Und er konstruiert sich ein reichgegliedertes Gruppenbild. Alle gesellschaftlichen Sphären senden

ihre Vertreter: der Kaufmannsstand, die Welt der Kunst in allen ihren Spielarten, der Journalismus. Die Emanzipierte ist vertreten, und auch der Nihilismus fehlt nicht. Nur die Sozial-Demokratie ist vergessen. Diesem Faktor scheint Telmann persönlich ganz fremd gegenüber zu stehen.

Aber Telmann schreibt ja auch nicht ein Dutzend Kapitel aus der Leidensgeschichte des Volkes — er erzählt von den Sündern und Heiligen des zweiten und dritten Standes.

Jean Paul sagte schon 1808 zu Varnhagen: „Der moderne Dichter müsse sich an das Volk halten, nicht an die verdorbenen höheren Stände.“ (Ludwig Eckart, „Jean Paul“.)

Das Volk überlässt Telmann, seiner eklektischen Natur gemäß, Anderen. Er hält sich vorläufig an die „verdorbenen höheren Stände“, die er in einer sehr komplizierten und verzwickten Fabel vorführt.

Ich stehe nicht an, dieses Telmannsche Talent der Verknüpfung und Verschachtelung ausnehmend zu belobigen.†

Mittagshöhen im Stile giebt es nicht. Dagegen im Ganzen eine ehrenwerte Korrektheit.

Im Mittelpunkte des Romans steht der liberale Journalist Dietrich Pflüger — eine Siegfriedsnatur, ein Recke von Gestalt, seinem inneren Wesen nach ein Idealist, ein stolzer, trotzig-naiver Charakter, der nur in einer rastlosen Betätigung sein persönliches Heil findet. Zudem ein Gegner Schopenhauers, den er für die Gleichgültigkeit und Blasiertheit der Gesellschaft verantwortlich macht.

Es ist traurig, dass Schopenhauer so populär geworden ist. Man kennt seine Paradoxe über das Weib — die Gedankentiefen seiner gewaltigen Willenslehre meidet man. Die Vase Schopenhauers — „edelsten Inhalts voll“ — lässt sich wahrhaftig äußerst bequem an jenem pikanten Henkel auf dem Markte herumzeigen.

Wenn Telmann den Einfluss Schopenhauers auf die Halbbildung beklagt, so besitzt er dazu ein gewisses Recht. Aber die ganze Art und Weise, wie dieser Vorwurf in die Erscheinung tritt, führt unwillkürlich zu der Vermutung, dass der Verfasser selbst Schopenhauer nur nach dieser Richtung hin kenne.

Dietrich Pflüger ist ein bornierter Mensch — im Grundsinne dieses Wortes. Er ist „gesund“. Das macht eben seine „Größe“ aus. Mit Spielhagens Oswald Stein hat er gemeinsam, daß ihn alle Frauen anbeten. Doch das beruht wohl am Ende nur darauf, dass es eigentlich ein Graf Thissow-Wendburg ist. Woher sollte auch seine Hünengestalt stammen!

Der Fabrikbesitzer Kommerzienrat Johann Lebrecht Röseler ist der verworfenste Gesell, den je die liebe Sonne beschienen hat. Seine seelische Gemeinheit wird geradezu unheimlich. Röseler ist weiter nichts als eine Karikatur.

Telmann hat sich die Sache sehr leicht gemacht. Er scheidet einfach zwei Lager. Die Idealisten sind absolut gute, die Realisten, eben die Vertreter der „Modernen Ideale“, absolut schlechte Leute. Diese beiden Welten treten sich gegenüber. Sie kämpfen, aber sie beeinflussen sich kaum. Und das ist der psychologische Grundfehler des Romans. Die beiden Sphären hätten sich zu einer Sphäre durchdringen müssen — zu einer Sphäre der gegenseitigen Versuchung. Damit wird der äußere Kampf erst zum wirklichen seelischen Konflikt vergeistigt, vertieft. Telmann operiert mit seinen Personen wie mit Schachfiguren. Diese Konstellation hat diese äußere Folge, jene — jene. Aber ist das psychologische Gesetz, nach dem die Menschen unter einander in Beziehung treten, nicht etwas komplizierter als dass, nach dem sich das Schachspiel regelt?

Als den Höhepunkt des Romans möchte ich jene Szene hinstellen, in welcher der blinde Buchhalter Justus Zingerle seine Kinder von Johann Leberecht Röseler zurückfordert. Sie ist ergreifend erzählt.

Siegfried Halden ist wiederum Karikatur. Dieser Grad von Naivetät ist heute selbst bei dem „verbohrtesten“ Büchermenschen unmöglich.

Telmann lässt die Idealisten siegen. Das macht seinem Herzen alle Ehre. Aber in Wirklichkeit?

Der Roman wird seinen Weg machen. Das Publikum liebt die bunte Verschlungenheit, die atemlose Spannung. Beides wird es hier finden.

Das große ethische Pathos, das den Roman durchzittert, soll besonders anerkannt werden. Allerdings kann man sich oft genug nicht des Gefühls erwehren, dass so manche Szene, so manche Situation nur ersonnen und ausgeführt ist, um dieses oder jenes Thema aus dem großen Kapitel „Moderne Ideale“ zu behandeln.

Es ist viel Konstruktion in dem Buche. Ich bezweifle, dass dieses Moment ein ästhetischer Vorzug ist.

†) Anmerkung. Ich kann mir schließlich doch nicht versagen, in Anknüpfung an dieses hübsche, löblich-famose Poem einen kleinen Seitensprung zu machen und Herrn Telmann einiger Verse in diesem Gedichte halber ganz diktatorisch zur Ordnung zu rufen. Herr Telmann hat sich nämlich bemüßigt gefunden, wieder einmal von dem bewussten „Photographen“ zu reden, „der treulich des Alltagslebens Kleinkram wiedergiebt“. Ich habe schon in der Einleitung zu meinen „Brutalitäten“ bemerkt, dass nur eine geradezu dämonische Dummheit, Einfalt und Enggeistigkeit — eine rührende Unkenntnis und Unerfahrenheit auf dem Gebiete psychischer Prozesse das Märchen von dem Photographen erfinden konnte. Wenn Herr Telmann wirklich so selbständig wäre, wie er zu Anfang seines Dedikationsepistel behauptet — er hätte unmöglich den Unsinn nachreden können. Aber Herr Telmann ist eben in All' und Jedem Epigone — Nachtreter — ein guter Mensch, der auch eine ganz nette Dosis Talent besitzt, aber trotzdem ein schlechter Musikant in „Sachen“ einer elementaren, originellen Kunst, in der sich eine bedeutende Individualität darstellt — eine Individualität, die sich mit allen ihren

Gipfelhöhen und Abgrundstiefen in erster Linie selbst durchsetzen will und nicht auf das wohlfeile Rhabarberdurchschlagen mit der Schablone bei der Menge — dem „vulgus profanum" — spekuliert! — Weiter aber erdreistet sich dieser Herr Telmann, von einem Schwarm „übermütiger Knaben" zu reden, denen er eine gewisse Jugendfeuchte hinter den Ohren, „Großmannssucht", „wütendes Gelärm" und ähnliche delikate Dinge vorwirft. Herr Telmann! Herr Telmann! Sie sind eine ehrliche Haut und hassen ehrlich die bewussten „modernen Ideale". Gestehe ich Ihnen sehr gern zu. Allein — das sage ich Ihnen: Solche rührenden Himbeerlimonaden-Geschichten, wie Sie für Journale zu verbrechen pflegen, können Leute vom geistigen Schlage Conrads, Kretzers, Bleibtreus u. s. w. nicht schreiben — oder haben es wenigstens verlernt zu schreiben. Wenn Sie nur ein klein Wenig über das wirkliche Wesen der Kunst nachzudenken im Stande wären — Sie würden just zu minder in Vorurteilsvöllerei aufgehenden Resultaten gelangen. Aber Sie sind eben in Fragen wahrer, eigenartiger, männlicher Kunst blind und taub. Dafür können Sie nichts. Gewiss! Aber so viel hoffe ich Ihnen doch klar gemacht zu haben, dass Ihre geistige Beschränktheit Ihnen nicht das mindeste — Recht giebt, über Leute zu urteilen, die Leidenschaften in der Brust und Gedanken im Schädel haben, die Sie, sehr geehrter Herr Kollege, nicht einmal zu ahnen vermögen! Und nun gehen Sie hin, tun Sie Buße und freuen Sie sich darüber, dass Ihnen jene seelischen Konflikte und Wirrnisse erspart geblieben sind und erspart bleiben werden, die den bewussten ominösen „Sturm und Drang" gebären mussten. Es sollte mir lieb sein, wenn Sie mich wenigstens annähernd verstanden hätten. Die „Gährung" ist das spezifisch Dichterische — die „Klärung" nur eine Folge physiologischen Kältergewordenseins. Aber es giebt Leute, die nie warm waren. In diese Sippschaft scheinen Sie zu gehören, Herr Telmann! Ich bin fertig mit Ihnen, Herr Telmann, Sie Schablonenheiliger — Sie litterarischer Konstruktionsmensch! — ich bin fertig. —

Leipzig. Hermann Conradi.



Die Träger der Kultur.

Psychologische Skizze von Leo Berg.

(Fortsetzung.)

Wessen Art es aber nicht ist, solcherweise sich selbst zu betrügen, sein ganzes früheres Denken und Sein zu negieren, der wird vielmehr gerade jetzt alles das sich noch einmal ins Bewusstsein zurückrufen, was ihm einst die Berechtigung des nun zu Bekämpfenden zu begründen schien, bei dem er, wie so viele sich beruhigen konnte, um sich doch nun einmal ernstlich zu überzeugen, ob denn alles das in Wahrheit so thöricht, entehrend und dergleichen mehr gewesen sein kann. Jene werden nach Maßgabe der Kraft, mit der sie an den alten Anschauungen hingen, eine Gegenkraft, ihre ganze Leidenschaft, all ihre einzelnen physischen Kräfte aufbieten müssen, um jener das Gleichgewicht, ja das Uebergewicht halten zu können. Da die Reproduktion gewisser Gedankenreihen, namentlich solcher, die immer, von Kindesbeinen an, zusammen gedacht worden sind, nicht von ihrer Macht abhängt vielmehr wie ein chemischer Prozess vor sich geht so stehen sie gleichsam immer mit sich selber auf einem Kriegsfuße. Keinen Augenblick sind sie vor sich selber sicher, d. h. vor den im untersten Grunde ihrer Seele schlummernden Ideen und Gefühlen, die wie die in den Tartarus geworfenen Giganten fort und fort den im Lichte tronenden Gedankenkreis zu zerstören auf der Lauer liegen. Daher das Unruhige, Kampfbereite, ja Dämonische solcher Naturen. Nur, dass sie sich die im Stillen wütende Kraft alles dessen, was sie längst zu den Todten getan zu haben glaubten, niemals eingestehen. Mit Heftigkeit bekämpfen sie jeden, der das Alte vertritt, weil sie eben gegen sich selber dieses zu bekämpfen haben, oder richtiger gesagt, ihre Heftigkeit hat eben darin seinen Grund, weil sie mit sich selbst noch gar nicht so einig sind, als sich gerade jene Naturen so gerne den Anschein geben. Ja, bis zu einem gewissen Grade trifft das eigentlich bei allen Menschen zu. Es sind nicht selten die wahrsten Sklavennaturen, die in revolutionären Gährungen das große Wort führen. Es ist natürlich nicht von solchen die Rede, die ihre Stellung nur einem ganz zufälligen Glücksumstande verdanken. Nein, gerade ihre Sklavennatur befähigt sie zu dieser Stellung. Denn haben sie sich einmal durch irgend welche Umstände emanzipiert, so werden sie sich mit wahrem Feuereifer gegen alte Zustände sträuben, weil sie sich eben nicht die sittliche Kraft zutrauen dürfen, im etwaigen Falle die geistige Freiheit sich zu bewahren.*) Und wenn sie's selbst anders behaupten, so betrügen sie nicht die andern, sondern vor allem sich selber. Wie denn überhaupt (zur Ehre des Menschengeschlechts sei es gesagt!) noch kein Mensch einen Anderen belogen hat, ohne sich selbst vorher. Denn erstens geschieht das Letztere schon sehr früh, (jedes Wegleugnen, Ignorieren, Unterdrücken psychicher Vorgänge ist ein Selbstbetrug), und zweitens weil das Wahrnehmen desselben das Erste, wenn nicht das Einzige ist, das zu einer so entwürdigenden Verwendung der dem Menschen verliehenen Verkehrsmittel verführen kann. Denn hat der Mensch einmal erfahren, dass und wie man sich selbst betrügen kann, so schließt er auf eine Analogie bei den Andern, und macht von dieser Erfahrung Gebrauch. Um sich aber selbst in Zukunft über die wahre Beschaffenheit psychischer Zustände um so leichter hinwegtäuschen zu können, wird er diejenige Eigenschaft, die Kraft, um so sorgfältiger ausbilden, die ihm das Wegleugnen jener Anderen ermöglicht, die ihm diese bekämpfen, unterdrücken hilft. Mit wahrer Wollust wird sich leicht in einen Skeptizismus stürzen, — nicht wer keinen Glauben hat, sondern, wer vorher um so befangener an seinem Glauben hing, aber dabei nicht stehen bleiben kann. — Treffend bemerkt Karl Gutzkow in der Vorrede zu einer späteren Ausgabe seiner „Wally" „.... Ja, dass es nicht Wunder nehmen sollte, wenn die Phrenologen wirklich an dem Kopfe des bewussten und leidenschaftlichen Atheisten die Ausbildung des Organs der Gottesverehrung entdeckten!" Natürlich, denn sonst würden

*) Die französische Revolution hat eine ganze Reihe solcher Erscheinungen gezeitigt.

sie sich eben gar nicht soviel mit dem Begriffe Gottes beschäftigen!

Andererseits kann sich aber der Mensch gerade dadurch am leichtesten und gründlichsten von Schwächen, Vorurteilen u. s. w. befreien, dass er sie außer sich in Andern darstellt; sei es, nachdem er sie bei diesen auch bemerkt hat, oder nur zu bemerken sich einbildet und so gegen sie zu Felde zieht; oder sei es, dass er mit Bewusstsein seine eigenen Schwächen und Fehler in Andern zu diesem Zwecke hinstellt. Was er so an sich selber erfahren, wird er dann mit der Sicherheit und drastischen Wahrheit eines scharfen Beobachters an anderen darstellen. Und doch, wie wenig kann er bei diesen beobachtet haben, wie viele innere Vorgänge entziehen sich nicht völlig unserer äußeren Wahrnehmung! Woher entnähme wohl jemals ein Dichter, vor allem der Satiriker, jene feinen psychologischen Details, die man in der vulgären Sprache als „Gedankenraten“ bezeichnet, denn aus sich selber, d. h. aus seinen eigenen Trieben? Einen Gedanken wie den folgenden: „Wenn ich satt bin, so sollen die Anderen auch satt sein“, hat vielleicht nie ein Mensch so nackt und harmlos ausgesprochen, denn indem er es tut, hat schon der Gedanke die feinste Pointe, die in ihm liegt, verloren: soll er ja doch nicht eine Forderung, seiner Form nach, ausdrücken, sondern völligstes Unbeobachtetlassen Anderer; liegt doch nichts Tyrannisches, sondern rein Egoistisches in ihm. Es steckt vielleicht das non plus ultra, die Quintessenz des unbeschränkten Egoismus darin: die Annahme, wenn ich satt bin, müssen es die Anderen auch sein, weil ich keinen Hunger empfinde. Ein solches Wort hat der Dichter nur der Regung, aber zugleich auch der Erkenntnis und Unterdrückung des eigenen Egoismus abgelauscht. In diesem Sinne hat Molière seinen „Misanthropen“, Lessing seinen „Jungen Gelehrten“ gedichtet. — Das Resultat aller dieser Betrachtungen mag immerhin paradox erscheinen, es muss aber doch ausgesprochen werden: Jeder Mensch ist ein Stück von seinem eigenen Gegenteil.

Wer aber andererseits sich ehrlich diesen Gegensatz eingesteht, begreift, dass sein Herz noch nicht glauben kann, was sein Kopf schon weiß, sich vor Allem aber die Frage einmal gewissenhaft vorlegt: Wie kommt es denn, dass alle anderen Menschen und ich selber dieses und jenes geglaubt, wir hatten doch auch Gründe, worauf wir unsere Anschauungen und Taten stützten? Und, wenn sie schon unhaltbar sind, woher hatten sie denn die Kraft, alle unsere Theorien, Gepflogenheiten u. s. w. zu halten? Es genügt ihnen nicht, Fehler anzuerkennen; sie wollen wissen, weshalb es für die, die sie halten und hatten, eben keine Fehler waren. Denn es ist immer das gewisseste Anzeichen eigener geistiger Beschränktheit, sich ganze Zeitrichtungen, Generationen, Klassen und Parteien u. s. w. in unsäglicher Verblendung vorzustellen.

Wenn man sich also diese Fragen ernsthaft vorlegt, der Reproduktion oft gedachter Gedankenreihen nicht mit Gewalt wehrt, wenn man nicht jede Einwendung mit Entschiedenheit von sich weist, so wird man eben in den Stand gesetzt sein, sich mit jedem Gedanken eigens auseinander zu setzen: „Den Kampf der ganzen Menschheit kämpf' ich aus!“ ruft der Dichter mit schmerzlichem Stolze aus.

Jeder Irrtum ist falsche Apperception und wird eigens zu lösen und richtig, will sagen vom Standpunkte der neuen Anschauung, zu verknüpfen sein. Längst glaubt Jener sein neues System gesichert, da tritt ihm eine Erscheinung in den Weg, die ihr widerspricht; er weicht ihr nicht aus, er leugnet sie nicht; er untersucht sie auf sein System hin und dieses an ihr, bis er den Punkt findet, wo das Eine oder das Andere mit voreiligen Gedanken verknüpft ist. Alles was sich gegen seinen Standpunkt sagen lässt, wird ihm, in täglichem Umgang, in täglichem Kampfe mit der Welt entgegengehalten; und eben darin muss sich seine Stärke beweisen, ob und wie er Allen Rede stehen kann. In diesem Kampfe stählt sich seine Kraft; was ihn widerlegen sollte, giebt ihm neue Beweisgründe an der Hand; immer tiefer wird sein Erkennen, immer sicherer sein Selbstbewusstsein und Können, immer heldenhafter sein Auftreten.

Dass Raphael, auch wenn er ohne Arme geboren wäre, gleichwohl das größte Malergenie gewesen wäre, ist ein Paradoxon; diese Anschauung ist heute eben so allgemein, wie im vorigen Jahrhundert die Meinung, es ließen sich alle Bedingungen eines Genies anlernen, als könnte man zum Genie wie zum Doktor promovieren; eine Ansicht, gegen die eben Lessing in jenem Satze in erster Linie Front machen wollte. So sehr auch die Kräfte dem Menschen angeboren sein müssen, das Genie ist noch nicht, es wird erst im Menschen und wächst mit ihm. Wäre dem nicht so, so müsste es auch geniale Kinder, gar Säuglinge geben, Vorstellungen, die wohl schlecht zu vereinigen sind. Shakespeare war nicht ein eben so großes Genie, zur Zeit, da er den Titus Andronikus, als da er den Lear oder Hamlet dichtete. Denn die tiefere Erkenntnis, wenn schon nicht der Darstellungsart der Kunst, so doch des darzustellenden Gegenstandes gehört, und zwar ganz vornehmlich, zum Wesen des Genies. Der Weltanschauung entspricht bei Malern die Naturanschauung. Diese Anschauung (der Natur so wie der Welt) wird sogar der vornehmste Maßstab für die Größe eines Malers und Dichters sein. Zu dieser Anschauung gelangt man nur durch weitere und sichere Apperceptionen, denen um so häufigere Perceptionen vorangegangen sein müssen. Das Genie offenbart sich nicht nur, indem es sich äußert; durch die Aeußerung wird es erst zum Genie; ein Maler, der nicht malt, ist eben

so wenig ein Malergenie, als ein in der Einöde aufgewachsener Mensch ein Sprachgenie sein kann.*)

Das Vorschreiten von Erkenntnis zu Erkenntnis, und zwar immer tieferer und festerer, weil durch immer weitere und kühnere Apperceptionen erlangter Erkenntnis, kann man selbst schon bei einem Gespräche gebildeter Menschen wahrnehmen. Der Eine stellt einen Satz auf, der ihm unerschütterlich fest steht, und gegen den er keinen Widerspruch erwartet. Entschiedenste Zurückweisung des Andern folgt. Beiden kam es unerwartet, keiner ist auf die Verteidigung seines Standpunktes vorbereitet, weil er die Notwendigkeit nicht vorausgesehen. Heftige Reden, aber keine Beweisgründe! Eine Verständigung scheint ausgeschlossen. Da wendet der Eine etwas, vielleicht sehr Unbedeutendes, ein; der Andere greift es aber sofort auf und bezieht es auf den streitigen Gegenstand; er ahnt, wo sein Gegner hinaus will; ob er ihn widerlegen kann oder nicht, gleichviel, er verbindet den Gedanken mit seinem Satze; die Perspektive ist für den Andern dadurch erweitert, der nun wieder durch kühnere Ideen-Kombinationen seinem Gegner eine noch erweiterte Aussicht eröffnen kann u. s. f. So wird allmählich der ganze damit zusammenhängende Ideenkomplex heraufbeschworen, immer umfassender und in richtigerem Zusammenhang aufgefasst und beleuchtet. Und soll auch der Sieger kein Jota haben weichen müssen, die Erkenntnis, d. h. also den wahrhaften Besitz seines Satzes hat er seinem Gegner zu verdanken. Und das hat jeder seinem Gegner zu verdanken, mag dieser gleich noch so unbedeutend sein, wenn er nur beflissen ist (wenn auch in kleinlichster, persönlichster Absicht) seinen Gegner an den verwundbarsten Stellen anzugreifen. Es ist nicht ohne tieferen Grund, dass die Namen eines Meleton, eines Pfefferkorn, eines Götze, ebenso auf die Nachwelt gekommen sind, wie die eines Sokrates, Reuchlin und Lessing. Die Größe des Letzteren beruhte ganz vorzüglich auf solcher Berichtigung falscher Apperceptionen; seine geistige Entwickelung gäbe den besten Beleg für das oben Ausgeführte.

(Schluss folgt.)

Sprechsaal.

Geehrte Redaktion!

Es freut mich, an dieser Stelle konstatieren zu können, dass mein Magazin-Artikel „Der Staat und die Litteratur" nicht so ganz wirkungslos geblieben ist. Auf eine in demselben gegebene Anregung hin, betreffend die höchst merkwürdige Zusammensetzung der Litterarischen Sachverständigenkommission, so scheint es, hat der Vorstand des deutschen Schriftsteller-Verbandes sich jetzt entschlossen, ein Rundschreiben an die zuständigen Stellen zu senden, in welchem eine der Würde des Schriftstellerstandes entsprechendere Zusammensetzung gefordert wird. Wir billigen ein solches Vorgehen natürlich vollständig, sofern die Agitation nur auch mit Tatkraft betrieben werden wird. Uns würde jene Kommission dann am meisten der Billigkeit entsprechend zusammengesetzt erscheinen, wenn sie zu gleichen Teilen aus Vertrauensmännern des Schriftsteller- und Verlegerstandes bestände. Die Korporationen beider Berufskreise müssten für eine Reihe von Jahren eine gleiche Anzahl Mitglieder jener Kommission wählen, welche unter dem Vorsitz eines Vertreters der Regierung zu tagen hätte. Freilich müssten von beiden Parteien solche Männer gewählt werden, deren rege Betätigung an den Arbeiten der Kommission mit Bestimmtheit vorauszusetzen wäre, nicht Leute wie z. B. Herr Rodenberg, der seinerzeit seiner Pflicht als Kommissionsmitglied, wie uns von autoritativer Seite versichert wird, so gut wie nie nachgekommen ist. Uebrigens sind sich, wie ich bestimmt weiß, die meisten Mitglieder der Kommission selbst darüber einig, dass die gegenwärtige Zusammensetzung den Geboten der Gerechtigkeit in keiner Weise entspricht

Berlin. Conrad Alberti.

*) Ich stelle mir das Werden des Ingeniums ähnlich der Entstehung der Sprache vor. Vergl. Professor Lazarus: Leben der Seele Bd. II, Geist und Sprache. Besonders Kapitel 4, Einfluss der Sprache auf den Geist.



Litterarische Neuigkeiten.

„Der entfesselte Prometheus", Dichtung in fünf Gesängen von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Es ist charakteristisch für unsere Zeit, dass eine Dichtung, wie die vorliegende, in schleunige Vergessenheit begraben wurde. Vor etwa zehn Jahren erschienen, ist das Werk im Ganzen spurlos dahin gegangen und bald verschollen. Ja, Referent muss bekennen, dass er nie von dem Dasein eines ähnlichen Produkts geträumt hätte, wäre er nicht zufällig von dem verstorbenen Bayard Taylor darauf aufmerksam gemacht, der es aus Amerika mitbrachte.

Schon oft hat dieser mächtige Stoff gedankenreiche Poeten beschäftigt; Shelley hat ihn zur Grundlage seiner größten Schöpfung genommen. Wenn nun die deutsche Dichtung sich auch mit der englischen nicht messen kann, so ringt sie doch nicht minder ernst und gewissenhaft mit dem Kern, dem vieldeutigen Rätsel der uralten Mythe. Vielleicht zu sehr! Denn die metaphysisch-philosophischen Ergüsse tun dem eigentlich Poetischen Eintrag, während bei Shelley gerade der transcendentale Gehalt zu besonderer poetischer Wirkung umgewertet ist. — An Dante erinnert in Lipiners Dichtung lebhaft das Ende des ersten Gesanges (wohl absichtlich in Terzinen geschrieben), wo der Dichter sich mit Prometheus zu einer Wanderung über die Erde entschließt, analog dem Höllenbesuche unter der Führung Virgils. Eine götterlose Erde finden die Beiden, eine verdorbene, dem Untergang geweihte Welt. Schon sehen sie die nahenden Rächer und Vernichter, sie hören die Führer des Volkes (Kornelius) alle Leidenschaften entfesseln, sie hören predigen, dass sinnliches Glück und viehisches Wohlbehagen die einzige Bestimmung des Menschen sei, da Seele und Gott ja doch nicht sind; sie schaudern über den Missbrauch, der zur Aufstachelung des Pöbels mit dem heiligen Namen der Freiheit getrieben wird. Da vernehmen sie noch am Ende ihrer Wanderung aus einem einsamen weltabgelegenen Turm das Lied eines Gläubigen (Ich bin dein! Mein Gott, empfange . . .) und endlich weint der große Götterfeind „dass rings um ihn das Weltall götterlos". Ihn

„Hat gegraut,
Als er geschaut,
Entgöttert nicht bloß, nein entmenscht die Welt."
Doch bloßes Sehnen weckt die todten Götter nicht mehr.
„Nur Glaube ruft
Sie aus der Gruft —
Er hat geweint, doch hat noch nicht geglaubt."

Den Mittelpunkt und Glanzpunkt des Epos bildet der dritte Gesang „Die Entfesselten". Denn, was Prometheus schon ahnungsvoll sah, das keimende Verderben bricht nun los. Die Orgien der Sozialdemokratie, hier wohl der Pariser Kommune nachgebildet, werden mit Kraft und schauerlicher Nacktheit geschildert — die Megären und Messalinen der

Freiheit, die Wollustgier der „freien Liebe". Und doch befleckt der Schlamm da unten nicht das „heilige Lied" des Dichters, das „mit weißem Fittich" darüber hinschwebt.

Die Revolution wird im Blut erstickt. Der verschmachtende Prometheus dürstet „nach lebendigem Weh" in dieser allumfangenden Urmacht. Da zerreißen die Schatten, ein Flammenmeer wogt vor ihm und er hört „die Brandung der Gluten". Da erhebt sich aus ihnen eine Gestalt. Der große Dulder erkennt den größeren, den ans Kreuz geschlagenen Heiland. Dieser spricht:

„Unselig Geschlecht!
Du hast mich geschlagen
An tausend Kreuze, —
. . . .
Dir ward Vergebung."
Doch schon naht die Stunde: „Da du niedersinkst
An meinem Kreuz,
Nicht um zu lästern,
Nicht um zu beten,
Um zu sterben nur!
Es naht die Zeit, da du nicht sünd'gen wirst!
Da zu morsch dein Leib wird,
Um die Schuld zu tragen,
Und dein Geist zu siech,
Um zu wirken die Sühne."

Prometheus stürzt schaudernd auf's Angesicht. Da ruft eine Stimme: „Steh auf!"

„Kein Dulder mehr,
Ein Herrscher stand vor seinem Blick.
Und ringsum dröhnt' es gewaltig,
Wie tausendfacher Donner,
Und es war, als bebten
Die Vesten des Himmels und der Erden,
Und die feurigen Wogen
Brausten hoch empor
Und Millionen Klänge hallten wieder:
‚Ich will dich richten!'
Da richtete sich stolz
Prometheus auf und rief:
‚Wer ist es, der mich richten will?'
‚Der Liebende!'
‚Ich bin ein Liebender! Wer will mich richten?'
‚Der Leidende!'
‚Ich leide namenlos — wer will mich richten?'
‚Der Schaffende!'
‚Ich bin ein Schöpfer auch — wer will mich richten?'
Da verstummten alle Donner.
Heller flammte
Das königliche Auge.
Und wie des Fürsten Stimme
Den Mannen rufend,
Sicher des Gehorsams,
So klang des schmerzenreichen Forschers Wort:
‚Richten will dich,
Der sich gebeugt!'
Und dem Titanen ward's,
Als rissen laut aufschreiend
Alle Saiten seiner Seele.
. . . .
Als öffneten sich blutend
Seine Adern alle —
Als wär' sein ganzes Wesen
Eine große Wunde! —
Doch stolzer nun, als je, hob er sein Haupt
Und streckte kühn gebietend seinen Arm aus,
Und rief mit fester Stimme:
‚Richten wird mich Niemand,
Denn — ich beuge mich!'"

In dieser Vision bis zum Schluss hin herrscht überhaupt eine mächtige Einfachheit, die auf ein tiefes Versenken in den Stil des Goetheschen „Prometheus" schließen lässt.

Der vierte Gesang: „Die Schicksalsschwestern" beginnt mit einer zornigen Anrufung des jetzigen Geschlechts:

„Ihr habt gerungen, was habt ihr errungen?
Den Sieg gewannt ihr, was gewann der Sieg?
Vorüber sind des Lebens grause Wirren —
Wie ist's ringsum so windstill und so leer!
Nur eure Ketten hört man schaurig klirren!
Des Alten spottet ihr, das Neue schreckt euch,
Matt seid ihr in der Lust und feig im Leid,
So streckt euch hin und schlafet! Niemand weckt euch,
Und euer Atem kündet, dass ihr seid."

So herrscht denn über der müden entgötterten Welt das blinde Fatum, das grimme Schicksal. Der Geist, „der kraftlos hingesunk'ne Leu", liegt blöd und stier „in tatlos sühneloser Reue". Denn

„Es ist nur Schicksal — es ist keine Gottheit!
Es ist nur Schicksal — es ist keine Tat,
Es ist nur Schicksal — es ist keine Schuld."

Doch die Erlösung kommt, Prometheus stößt die finstern Schicksalsschwestern in das Urnichts zurück. Wie das geschah — „fragt mich nicht!

Was Worte künden mögen, künd' ich euch.
Doch ach, es gleicht das Wort dem feuchten Nebel,
Der aus der Meerflut in die Lüfte schwebt.
Wohl ist er aus dem Ozean geboren,
Doch trägt er nicht des großen Vaters Züge —
Er schmiegt sich kindlich nur um den Erzeuger,
Das königliche Antlitz trüb umschleiernd."

Dies sei eine Probe der originellen Gleichnisse des Autors, wie das Lied der Parzen für seine schwungvolle Form:

„Naht schon die Nacht, erbrauset der Brand?
Blendet den Blick mir der Blitz?
Sank mir das Seil aus der herrschenden Hand?
Stürzte im Sturme mein Sitz?"

Aber nicht, wie die Parzen denken, wechselt die Welt „des Lebens Schlaf" mit „ew'gem Tod", sondern „mit wachem Leben". Eine neue gesühnte Welt ersteht, welcher der Dichter seinen großartigen Triumph- und Siegesgesang „Erlösung" widmet. Das Schicksal ist gestürzt, ein Gott ist wieder, und die Menschheit ruft gläubig zu ihm empor:

„Bist ein Geist, ein Einzig-Einer, schaffend, schauend, liebereich —
Unergründlich, unermessen und kein Name kommt dir gleich.
Und du bist im winz'gen Wurme, wie du bist im ew'gen All,
Bist das Lied und bist der Sänger, bist die Saite und der Schall,
Bist das Ringen und der Friede, bist der Herzschlag und das Herz,
Bist die flammendste der Freuden und du bist der höchste Schmerz.
Bist die Gabe und der Geber, dessen Güte nie verarmt,
Bist die Brust, an deren Flammen der erstarrte Keim erwarmt,
Bist der Arm, der neu erschaffet, was des Todes Glut verzehrt,
Bist das heil'ge Brot des Lebens, das die Ungezählten nährt."

Lipiners Gedicht ist nur ein Zuruf an seine Gesinnungsgenossen, an das kommende Geschlecht. Ihnen ruft er zu:

„Sei's! Wir hassen: Denn es muss gehasst sein!
Doch ihr sollt gepanzert und gefasst sein,
Denn der Schmerz ist's, der den Hass entsühnt!
Und der Liebe soll der Hass entquillen.
Hassend sollen unsre Herzen bluten,
Hassend schaffen, bis der Morgen blinkt,
Bis im Osten glüh'n der Liebe Gluten
Und der Hass ins Nichts versinkt."

Mit einer zornigen Anrufung der Dichterlinge, die um den Beifall der gemeinen Masse buhlen, und einer schönen Apotheose auf den Schmerz, in dem der Dichter das eigentlich Zeugende und Fruchtbare in Welt und Leben erkennt, schließt die edle Dichtung. Wir verweilten so lange bei ihr, um den seltsamen Fall ins rechte Licht zu stellen, dass ein so überaus talentvoller Erstling ohne alle Nachfolger blieb, ein schwaches Pendant „Renatus" ausgenommen. Offenbar hat Lipiner, durch die Gleichgültigkeit des Publikums erbittert, sich vom Markt zurückgezogen und der litterarischen Produktion entsagt. Allerdings verrät dies immer eine gewisse Schwäche. Ob Lipiner Gestalten schaffen kann, ist eine andere Frage. Sein ganzes Auftreten mit dem kühnen Flug seiner Einbildungskraft und seiner in Glut getauchten Sprache erinnert an Alfred Meißners Debut mit dessen „Ziska".

Louis de Hessem veröffentlicht in der soeben erschienenen Nr. 10 des französischen bibliographischen Journals „Le Livre" den ersten Teil einer hochinteressanten Studie über den deutschen Buchhandel und zwar ist dieser Artikel ausschließlich der Betrachtung der großen Verlagsfirmen Stuttgarts gewidmet. Der bekannte französische Romancier bietet uns hier ein scharfumrissenes Gemälde der buchhändlerischen Verhältnisse Stuttgarts, wobei ihm sein inniges Vertrautsein mit den litterarischen Zuständen Deutschlands ungemein zu statten kommt. Ein zweiter Artikel, der im April oder Mai im „Livre" erscheinen soll, wird sich eingehendst mit dem Buchhandel Leipzigs beschäftigen.

„Rosmersholm." Drama von Henrik Ibsen. (Berlin, S. Fischers Verlag.) Ueber unser Frontmachen gegen den Ibsen-Schwindel in Sachen der „Gespenster" sind uns vielfache Zeichen der Zustimmung zugegangen. (Wir korrigieren hierbei nachträglich einen Lapsus der Feder: das Stück wurde nicht am 9. Dezember, sondern am 9. Januar in Berlin aufgeführt.) Ueber das neueste Werk Ibsens „Rosmersholm" können wir jedoch nur das lobendste Urteil fällen. Hier ist ein bedeutsamer Familien-Konflikt in erschöpfender Weise entwickelt. Manche Züge, z. B. die abergläubische Hellseherei (wieder „Gespenster"!) sind freilich nur dem verständlich, der Norwegen selbst kennt.

Jules Verne, der seit zwei Jahrzehnten in Deutschland tief eingebürgerte französische Romancier hat in der letzten Zeit in der buchhändlerischen Welt viel Staub aufgewirbelt. Die in A. Hartlebens Verlag in Wien erscheinenden autorisierten Ausgaben von dessen Schriften erhielten nämlich eine Konkurrenz, die in ihrer Anlage geradezu anstandslos genannt werden muss. Der Leipziger Verleger Albert Unflad konnte es nicht gut mit ansehen, dass Hartleben allein die Früchte seiner Mühen und Arbeit genießen sollte, nachdem ihm das Gesetz nur einen zehnjährigen Schutz für die Verneschen Uebersetzungen gewährt. Er ging darum hin und druckte einige ältere Schriften Vernes nach, die er zum Preise von 1 Mark pro Band ankündigte. A. Hartleben sah sich zur Wahrung seiner Interessen, wenn auch mit außerordentlichen Opfern genötigt, eine noch billigere Ausgabe von Vernes Schriften zu veranstalten, die bereits in einer Serie von 10 Bänden à 75 Pfennig vorliegt. Unflad beantwortete diesen Vorgang mit einer Preisermäßigung seiner Ausgabe auf 60 Pfennig pro Band und in dieser Form bestehen jetzt die beiden Konkurrenzunternehmen. Auf wessen Seite die berechtigte Sympathie aller Kreise stehen muss, ist klar.

Bei Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig sind in Form einer Broschüre fünf von Dr. Heinrich Weber gehaltene populäre wissenschaftliche Vorträge veröffentlicht worden, die für jeden Gebildeten von Interesse sein dürften.

Die drei metaphysischen Fragen nach Immanuel Kants Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können, beantwortet von F. V. von Wasserschleben. (Berlin, Carl Dunkers Verlag.)

Das im Verlage der Königl. Hofbuchhandlung von Wilh. Friedrich in Leipzig erschienene belletristische Werk „Ein Manuskript" von B. von Suttner wird demnächst von Klara Tschudi ins Norwegische und Dänische übertragen werden.

Von der bekannten „Collection of british authors", Tauchnitz edition. Verlag von Bernhard Tauchnitz in Leipzig, liegen uns weitere zwei Bände 2435/36 vor, Band 2435 enthält „Oceana or England and her colonies" von James Anthony Froude, Band 2436 hat zum Inhalt eine Erzählung von M. E. Braddon „Cut by the county".

„Gindelys Waldstein" betitelt sich eine kleine kritische Studie von Dr. Hermann Hallwich, welche bei H. Domicus in Prag verlegt ist.

Von J. Haberitichs „Handbuch des Schweizerischen Obligationsrechts" ist vor Kurzem der II. Band herausgegeben worden. (Zürich, Orell, Füssli & Co.)

Von J. A. Froudes bedeutendem Werke „Das Leben Thomas Carlyles" liegt uns von der vorzüglichen Uebersetzung Th. A. Fischer (Gotha, Fr. Andreas Perthes) bereits der zweite Band, der den Schluss des Werkes bildet vor. Die Vorzüge dieses Werkes wie auch das von Eugen Oswald im Verlage von Wilhelm Friedrich Leipzig herausgegebene „Thomas Carlyle", Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken, machen diese beiden Schriften der Beachtung des Publikums wert.

„Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek", dritter Jahrgang, Band 12/13 hat zum Inhalte einen Roman von dem beliebten französischen Dichter Georges Ohnet „Die Damen von Croix-Mort", übersetzt von J. Linden. Der fascinierende Reiz der Ohnetschen Erzählungskunst ist auch dieser jüngsten Schöpfung des geschätzten Romandichters, dessen große Beliebtheit mit jedem neuen Buche zunimmt, eigen. — Stuttgart, J. Engelhorn.

Bei Charles Ewings in Haag erscheint eine Novellen-Sammlung „Guldens-Editie, wovon uns das 166. Bändchen vorliegt, welche unter dem Titel „Varia" fünf kleinere gut geschriebene Novellen zum Inhalte hat.

„La sorte" betitelt sich ein jüngst erschienener Roman von E. de Roberto, welchec bei Niccolo Giannotta in Catania verlegt ist.

Berichtigung. In dem Artikel „Ohne Schminke" in Nummer 10 lies Seite 135, Zeile 25 von oben: „gegen die Abschaffung der Brodtaxe".

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 12. Leipzig, den 19. März. 1887.

Unsern verehrlichen Lesern wird die Notwendigkeit der baldigen Erneuerung des Abonnements in freundliche Erinnerung gebracht.

Leipzig. **Die Verlagshandlung des „Magazins“.**

Inhalt:

Untergegangene Sonnen.

Von Adolf Kohut.

Gustav Kühne, der letzte vom „Jungen Deutschland“, der noch auf dieser „Männer-Erde“ mit erhobenem Haupte wohlgemut einherwandelt und auf seinem reizenden Gute Niederpoyritz an der Elbe an der Seite seiner geistvollen und liebenswürdigen Gemahlin Frau Henriette Kühne, geborene Harkort, sich ein Tuskulum geschaffen, wohin am 18. Dezember v. J., dem achtzigsten Geburtstage des Nestors unter den deutschen Schriftstellern, viele seiner Verehrer wallfahrteten, besitzt einen außerordentlichen Schatz an wertvollen Manuskripten, Briefen, Gedichten etc. von litterarischen und künstlerischen Koryphäen. Bekanntlich redigierte Gustav Kühne viele Jahre die „Zeitung für die elegante Welt“ und die „Europa“ und stand als solcher mit zahlreichen Rittern vom Geiste — mit Heinrich Heine, Heinrich Laube, Karl Gutzkow, Moritz Hartmann und vielen Anderen — im regsten litterarischen Verkehr. Frau Henriette Kühne hatte nun die große Aufmerksamkeit, mir aus dieser Fülle des litterarhistorisch so bedeutsamen Materials das Interessanteste zur Verfügung zu stellen. Ich beeile mich, aus diesem unerschöpflichen Born Einiges zu veröffentlichen, in der Voraussetzung, damit unseren Lesern eine willkommene Gabe darzubieten.

Moritz Hartmann, der im gastfreundlichen Hause Kühne sehr viele frohe Wochen verlebte, ist mit mehreren sehr sinnigen Gedichten vertreten. Mag hier eins derselben aus „Dölitz, den 11. Mai 1845“, betitelt: „An die Dölitzer Gastfreunde“ mitgeteilt werden. Dasselbe ist ein reizendes Stimmungsbild und lautet:

Den Staub der Welt von meinen Füßen
Abschüttl' ich gern an eurer Schwelle;
Mit warmem Herzen euch zu grüßen
Komm ich, ein irrender Geselle.

Wie wird so wohl mir unter'm Dache,
Das herbergt meine liebsten Freunde!
Hab' ich gegrollt? — ich scherz' und lache,
Als gäb's auf Erden keine Feinde.

Mir ist's, als ob ich Heimatloser
Die neue Heimat doch gefunden;
Mir ist's, als müsst' ich Ruheloser
Bei dieser Pforte doch gesunden.

Mir ist's, wie Einem, der in Qualen
Von Land zu Land sich rastlos treibet,
Bis er mit Eins in milden Talen
Auf's Neu' Genesung hoffend bleibet.

Wie kranke Pilger ihre Krücke
Aufhängen an dem Gnadenorte,
So lass' ich dieses Lied zurücke,
Fällt ab der Schmerz an dieser Pforte.

Und sterb' ich bald — dann soll als treue
Hausschwalbe meine Seele leben —

Mit jedem Lenz will ich die neue
Wohnung an Eure Fenster kleben.

Ungemein charakteristisch ist das nachfolgende Gedicht Georg Scherers in München an einen „Rezensenten Freiligraths“. Dasselbe ist zwar bereits einige Jahrzehnte alt, Ferdinand Freiligrath ist zwar längst todt, aber es enthält doch noch immer so viele Wahrheiten, dass füglich von einem aktuellen Poem die Rede sein kann. Es heißt:

„Lass ab vom Sang der wilden Lieder,
Die gierig heiß nach Freiheit schrei'n;
Kehr' mit der „alten Leier“ wieder,
Der harmlos frohen, bei uns ein!
Sing von des Wüstenkönigs Mähne,
Vom Tiger, Papagei und Gnu;
Von der Giraffe, der Hyäne,
Vom Hottentotten der Karou!

Bring das Kameel mit seinen Affen
Und Negersklaven von Darfur;
Sing von des Scheikes Ross und Waffen
Und von des Sultans seidner Schnur!
Lass deine bunten Geisterschaaren,
Die aus der Wüste auferstehn,
Allnächtlich wild gen Mekka fahren,
Bis sie im Morgenwind verweh'n.

Dann ruh' an der Oase Quelle,
Beschattet von der Palme Pracht,
Und hüll' uns in die Dämmerhelle
Von tausend und von einer Nacht!
Lass wirbelnd tanzen deine Mohren
Und Straußenfedern mitten drein,
Und wieg', berückend Aug' und Ohren,
In Schlummer meine Kinder ein!

Du hast bisher dich brav gehalten,
Und — weißt du? — ich erkannt' es auch.
Wie blieb da Alles hübsch beim Alten! —
Doch warum änderst du den Brauch?
Was schreit mir jetzt dein böser Wille
Die Bälge wach aus Schlaf und Traum?
Wie ich die Schreier wieder stille,
Ich, armer Vater, weiß es kaum!“ —

So rufest dem Sänger du voll Sorgen.
Der aber treibt kein freches Spiel
Mit seinem Volk; sagt: „Guten Morgen!“
Und schreitet traurig ins Exil.
Da Viele schon voran gegangen.
Dich hält er keiner Antwort wert.
Statt seiner magst du sie empfangen
Von mir jetzt, wenn auch unbegehrt!

Zwar hat der Dichter einst besungen
Die Welt jenseit des Ozean;
Doch ist ihm auch das Wort erklungen:
„Schließ fest ans Vaterland dich an!“
Und wie er dann begann zu schauen
In seiner Näh', das Wunder, sieh!
Fand er auch in den deutschen Gauen
Die prächtigste — Menagerie. — — —

Drauf sang er wieder unverdrossen
Von Rübezahl und Lorelei,
Vom Mäuseturm, von Zöpfen, Rossen,
Von weißer Frau und süßem Brei.
Dann von der Sitte alter Schotten,
Vom Fensterkreuz, dem Freiheitsbaum,
Vom Visperwind, ja! deutsche Flotten
Sah er sogar im schönen — Traum.

Doch nicht den Alten nur, den Jungen
Auch bracht' er Freuden in das Haus:
Wie kindlich hat er nicht gesungen
Das Märlein vom Sankt Nicolaus! — —
Und der nun treu sein ganzes Leben
Und Lieben seinem Volk geweiht,
Sieht sich verlassen, preisgegeben
Der Fremde und der Dürftigkeit! —

Wohl geht der Dichter mit dem Volke,
Wie mit den Sternen zieht der Mond;
Doch auch als wetterschwang're Wolke
Steht er am fernen Horizont,
Und schleudert seines Zornes Blitze
In die verpestet schwüle Luft,
Dass wieder nach des Tages Hitze
Erquickung weht und Blütenduft.

Dann treufelt mild sein Liederregen
Herab auf die versengte Flur;
Und eitel Reichtum, eitel Segen
Entkeimt der üppigen Natur.
Das ist ein Blüh'n, ein lustig Sprossen!
Gesang erklingt in Waldes-Lust,
Und Liebe hat sich neu ergossen
Und Frieden in des Menschen Brust.

Dass solch' ein Völkermorgen tage
Auch unserm Vaterland; dass kein
Tyrann es mehr zu knechten wage —
Herr Gott vom Himmel sieh darein!
Ja, lass zur vollen Blüte reifen
Der deutschen Knospe zarten Keim;
Und führ' auch, die jetzt ferne schweifen,
Die deutschen Sänger wieder heim!

Vor mir liegt ein höchst interessanter Brief des am 6. Dezember 1877 verstorbenen Dichters Theodor Creizenach, des Herausgebers des „Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne von Willemer.“ Dieser Brief ist aus dem Jahre 1840 und der damals dreiundzwanzigjährige Poet schickt „Vater“ Kühne ein Gutenberg-Album und mehrere Gedichte ein. Von diesen sei nur das nachstehende allerliebste Lied „An eine Fee“ mitgeteilt:

Hältst du stets mich in dem Kreise
Tatenloser Lust zurück;
Fesselst mich nach alter Weise
Immer noch mit neuem Glück?
Fühle doch mit mir Erbarmen,
Lasse mich aus deinem Schoß!
O ihr lieben, sehnsuchtswarmen,
Weichen Arme, lasst mich los!

Lüstet mich nach Schwert und Rosse,
Nach dem Aar, der oben haust;
Wäre gern des Sturms Genosse,
Welcher um die Berge saust.
Meine Brüder wagen Tänze
Mit der Lanze, mit dem Schwert.
Meine Brüder holen Kränze;
Ach, sie sind des Neides wert!

Aber ich, an diesem Busen,
Diesen Augen, dieser Hand,
Denke nicht ans Spiel der Musen,
Ziehe nicht durchs grüne Land.
Von den glänzenden Gestirnen
Wendet sich mein Auge fort,
Und der Genius mit Zürnen
Sagt mir nächtlich dieses Wort:

Hast du darum jene Pfeile,
Die du in dem Köcher rollst,
Dass du stets an weiche Locken
Deine Seele knüpfen sollst?
Hast darum in den Klüften
Des Gedankens scheu gehaust,
Dass du nur nach dunklen Augen,
Statt nach Eichenkränzen schaust? —

Gerne zög' ich als Gefährte
Mit dem Zug, der fernhin wallt,

Lü tet mich nach Ross und Schwerte,
Nach dem Schlachtruf, der erschallt.
Fühle doch mit mir Erbarmen,
Lasse mich aus deinem Schoß,
O, ihr lieben, sehnsuchtswarmen,
Weichen Arme, lasst mich los! —

In seinem eben erwähnten Geleitbriefe an Kühne finden sich einige originelle Ansichten über Heinrich Heine und dessen Streit mit Ludwig Börne. Dieselben haben gerade für die Gegenwart mit ihrem wüsten Materialismus ein besonderes Interesse:

„.... In hundert Jahren denkt man so wenig an Herrn Stern und Madame Wohl, als jetzt an jene griechische Familie, die sich des Archilochos wegen aufgehängt hat. Geben wir Acht, dass wir uns mit dem — in Einzelheiten gerechten — Widerwillen und Zorn gegen Heine nicht zur Philisterei fortreißen lassen. Eine Menge Leute lärmt jetzt gegen ihn und freut sich, wenn geistreiche Leute den Kampf gegen ihn aufnehmen, eine Menge, sage ich, die sich ärgern, dass einige Philisterei und der breitmächtige plumpe geistlose Patriotismus von 1833 darin aufgedeckt ist... Sehen Sie jetzt nicht, wie dieselben Philister mit dem deutschen Vaterland, mit den reinsten, zartesten Sympathien für Deutschland und die Freiheit Affenschande treiben? Mir sind sie in der tiefsten Seele zuwider, diese hölzernen Schreier, die jetzt mit ihrem wohlfeilen, gefahrlosen Patriotismus paradieren und alle Errungenschaft der Freiheit und Humanität niederbrüllen oder niederschulmeistern wollen. Ich wollte, es stünde ein neuer Heine auf, um die frivolen Tölpel, die jetzt wieder auf Kommando Franzosen fressen wollen, lächerlich zu machen und ihr Gebell mit Satyrpfeife zu übertönen!..."

Da ich nun bei Briefen halte, schüttele ich mein Kaleidoskop hin und her und greife das eine oder das andere besonders bunte Stück heraus, in der Hoffnung, den Freunden der kulturgeschichtlichen Kuriositäten willkommene Leckerbissen zu reichen. Da ist vor Allem ein Brief Ottilie von Goethes, der genialen Schwiegertochter des größten deutschen Dichters, welche stets eine warme Gönnerin und Freundin Gustav Kühnes war; derselbe lautet wörtlich:

„Es ist mir heute sehr schmerzlich, lieber Freund, dass ich nicht selbst Ihnen Glück wünschen soll und fern bleiben muss, so mich doch meine Gesinnung Ihnen so nah stellt. Lassen Sie mich Ihnen herzlich danken, dass Sie mein Freund geblieben sind, lassen Sie mich aussprechen, wie sehr mich das Zusammensein hier mit Ihnen erfreut, und wie sehr ich Alles einsammle, auch zum Erinnerungsschatz für die Zukunft, wenn ich wieder fern bin. Da ich nun einmal auf dieser Erde eine Art von Feuerinspektor bin, aber nicht um zu dämpfen, sondern um überall Wärme zu erhalten, so kann Sie nicht wundern, dass meine Wahl auf einen Teppich fiel. Möge er Ihnen das Herz für mich warm erhalten und Sie bleiben, was ich für immer bin

Ihre treue Freundin
Ottilie von Goethe."

In hohem Grade bezeichnend ist ein Brief von Wolfgang Menzel, dem „Franzosenfresser" und Feind Goethes. Die Freunde und Feinde des „jungen Deutschlands" werden die nachstehenden Zeilen Menzels gewiss mit Interesse lesen:

Verehrtester Herr!
Mein Kampf mit Gutzkow veranlasst mich, Ihnen diese Zeilen zu schreiben. Auch Sie haben sich gegen sein Treiben erklärt und in Ihrer „Quarantäne", über die ich in meinem Litteraturblatt nächstens berichten werde, allgemeine Ansichten ausgesprochen, welche das Junge Deutschland wohl beherzigen dürfte. Ich erkenne in Ihrem Humor einen sehr edlen Ernst, der das reine Gegentheil von jener entstellt und philosophisch sich gebenden Frivolität Gutzkows ist. Sie haben den praktischen Vortheil, selbst zu den Jüngeren zu gehören, wodurch Ihre Stimme in diesem Kampfe ein doppeltes Gewicht erhält. Ich wünschte daher vorzugsweise von Ihnen vertheidigt zu werden, wenn Sie finden, dass ich eine gute Sache vertrete. Ich habe vielleicht zu lange allein gestanden, und Gutzkows Undank hat dafür gesorgt, heimlich überall unter den Jüngern Misstrauen gegen mich einzuflößen. Dieses Misstrauen verdiene ich wahrlich nicht, denn offen und entschieden habe ich für Alles gewirkt, was der deutschen Jugend heilig ist. Auch in diesem neuesten Kampfe bin ich nur für die Ehre dieser Jugend eingetreten und muss wünschen, dass dies anerkannt werde. Wenn die besten Geister in dieser Sache einig handeln, so wird es ungemein heilsam auch auf die noch Jüngeren wirken, die wieder nach Ihnen kommen.
Indem ich diesen Wunsch Ihrer Ehre und Diskretion anvertraue, unterzeichne ich mich mit vollkommener Hochachtung

Ihr ergebenster
Stuttgart, 25. Sept. 1835. Menzel.

Ein Jahr darauf stellt sich ein anderer Fürbitter bei Kühne ein, diesmal kein Schriftsteller, sondern der — Freund eines Schriftstellers, des von Wolfgang Menzel so ingrimmig befeindeten Ludwig Börne, ich meine Herrn S. Strauß. Dieser Brief ist für die Geschichte der Autoren-Honorare in jener Zeit sehr bedeutsam. Aus Anteuil bei Paris schreibt Herr Strauß vom 24. September 1836 an Kühne wörtlich:

„Ew. Wohlgeboren!
Mein Freund, Herr Dr. Boerne, der sich auf einer Reise befindet, hat mich in einem Briefe hierher ersucht, Ihnen in seinem Namen Folgendes mitzutheilen:
Sie hätten ihm vor einigen Jahren den Antrag gemacht, als Mitarbeiter an der Zeitung für elegante Welt Theil zu nehmen. Damals aber hätten anderweitige Beschäftigungen ihn abgehalten, Ihrer Einladung nachzukommen. In diesem Augenblick frei geworden, wäre er geneigt, für die Zeitung für die elegante Welt thätig zu sein. Herr Dr. Boerne bemerkt mir, Sie hätten ihm, so viel er sich erinnere, für den Bogen 30 Rthr. angeboten; für diesen Preis wäre es ihm aber unmöglich, sich zu engagiren. Er könne den Bogen nicht unter 200 Franken liefern. Wenn Sie geneigt sind, in den Antrag meines Freundes einzugehen, wollen Sie mir gef. darauf antworten. Herr Dr. Boerne wird in 14 Tagen wieder in Paris zurück sein.

Ihr ergebenster
S. Strauß."

Von Dichtern und Schriftstellern seien noch erwähnt: Karl Beck, Hackländer und Julius Mosen. Ersterer, bekanntlich der Dichter von: „Jankó, der Rosshirt", „Gepanzerte Lieder" etc.: schreibt seinem Freunde Kühne aus Pest, den 27. April 1846 u. A.:

„... Die Ueberzeugung, dass Leipzig nicht der richtige Ort für Ihr Wirken sei, tritt immer lebendiger und sicherer in mir auf. Sie haben keine genügende Anregung dort. Das Volk ist flach wie seine Gegend.*) Ihr Bild passt nicht in diesen Rahmen. Man sagt mir, dass Sie viel mit Laube verkehren; allein ich kann mir's kaum denken. Er hat Geist, aber er ist kein Geist. Er ist kindisch, Sie sind kindlich... Wie sind Sie beneidenswerth! Ein unangefochtener Heerd, ein liebes Weib, ein paar Stammhalter — „Liebchen, was willst du noch mehr?" Ich kenne auch wohl in Berlin ein 15jähriges Kind, dem ich gut bin, das ich für mich erziehe. Es ist leidlich hübsch, besitzt 10,000 Thaler, hat Geist und Herz, liebt den Menschen in mir mehr als den Dichter und ist besorgter um meine Gesundheit als um meinen Namen. Wenn noch ein paar Jahre in's Land gegangen sein werden, wer weiß!"

*) Natürlich ist das nur eine Privat-Meinung und — Privat-Grobheit Karl Becks! Adolf Kohut.

Hackländer offerirt in seinem Briefe vom 7. Mai 1850 von Stuttgart aus einen Correspondenz-Artikel über die Aufführung des Propheten und des Tasso, weil der Stuttgarter Berichterstatter der „Z. f. d. el. Welt“ angeblich „parteiisch“ sei. Kühne solle sich für die Zukunft nur an ihn wenden, wenn über Stuttgarter Verhältnisse die Rede sei.

Einen erschütternden Eindruck macht ein Brief des todtkranken Julius Mosen vom 5. Mai 1855, der bekanntlich Jahre lang dahin siechte. Der Brief lautet:

„Bester Kühne!
Nach einer langen, qualvollen Zeit bin ich wieder im Stande, Sie mit einem neuen Werke zu begrüßen, welchem ich den wenigen Sonnenschein glücklicherer Stunden mit auf den Weg gebe. Möge es zur guten Stunde in Ihre Hand gelangen. Es liegt mir diesmal an der Gunst des Publikums sehr viel, da ich vielleicht mit diesem Werke von ihm Abschied nehme!“

Sehr zahlreich sind die Briefe von Schauspielern und Schauspielerinnen, Sängern und Sängerinnen etc. Die eingehende Schilderung der Herzensergüsse derselben würde jedoch in diesen Rahmen nicht hinein passen und so beschränke ich mich nur auf die Wiedergabe mancher wirklich bedeutsamer Aussprüche einiger Koryphäen des rezitierenden Dramas. Dass die großen Männer der „alten guten“ Zeit zuweilen bescheidener waren als die Epigonen, mag man aus einem Schreiben Emil Devrients — Dresden, den 29. Januar 1842 — ersehen. Der berühmte Menschendarsteller schreibt:

„Hochgeschätzter Herr!
Vor einigen Tagen empfing ich durch Hofrath Winkler die freundliche Zusendung Ihres neuesten Manuskripts: „Isaura von Castilien“. — Mit wahrer, reiner Freude habe ich es gelesen und wie wenig Ihnen auch mein Urtheil gelten kann, so werden Sie doch meinen Dank für die edle, geistreiche Sprache des Trauerspiels, wie dessen einfach erhebenden Gang der Handlung nicht verschmähen. — Unterliegt es wohl einer Frage, wenn ich für den Pedro begeistert bin? Sie haben in diesem Charakter die hohe männliche Tugend eines Königssohnes hingestellt, der in seiner Freiheit athmenden Seele Menschenrechte auf so edle Weise vertritt, dass man sich nur zu ihm hingezogen fühlen kann ... Die Rolle der Isaura möchte wohl an vielen Bühnen schwer zu besetzen sein — die Dessoir, die Rettich möchten vielleicht die einzigen sein, die hier ausreichten.
Sobald das Stück uns angehören und zur Darstellung vorbereitet wird, erlaube ich mir, noch über Manches Ihre Meinung einzuholen — für heute konnte ich es nicht unterlassen, Ihnen meine Freude über Ihre Dichtung auszusprechen.
Mit vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit
der Ihrige
Emil Devrient.“

Geistvoll ist auch ein Brief Eduard Devrients, aus Berlin, 8. Febr. 1842:

„... Das Stück hat mein Interesse auf das Lebhafteste erregt; die Rolle des Prinzen ist ein überaus anziehender Vorwurf für den Schauspieler. Ja, der Antheil dafür wird in solchem Maße geweckt, dass es dem Schauspieler gewiss willkommen wäre, wenn die unumschränkt herrschende Gewalt des Dichters sich in etwas der Elastizität seines Stoffes mit konstitutioneller Nachgiebigkeit überlassen und durch einen weniger plötzlichen Abschluss der Handlung, dem Charakter des Prinzen die reichere Entwickelung gegönnt hätte, auf welche der Schauspieler sich während der beiden ersten Akte uneigennützige Rechnung macht. Jedoch dies ist nur ein Einwand jener Selbstsucht, um deren willen die armen Bühnenhelden ja schon genug gehudelt worden sind, ich nehme keine Beachtung dafür in Anspruch. Möge das Stück recht bald zur Aufführung reifen und mir Gelegenheit geben, durch die eifrigste Sorgfalt zu beweisen, wie sehr ich bin
Ihr hochachtungsvoll ergebener
Eduard Devrient.“

Hieran reihe ich schließlich noch einen Brief von Julie Rettich. Sie schreibt u. A.:

„Empfangen Sie meinen besten Dank für die mir gütigst übersandte Tragödie, die ich mit großem Anteil und wahrem Interesse gelesen habe. Es erfüllt mich immer mit der größten Freude, wenn ich sehe, dass bedeutende Talente sich der Bühne zuwenden, denn nur dadurch kann man sich zu einem Aufschwung unserer Kunst Hoffnung geben.“

Vielleicht ist es mir demnächst vergönnt, aus meiner eigenen Autographenmappe dem Leser gleichfalls manches Erbauliche auszukramen!



Moderner Religionsunterricht.

Eine zeitgemäße Betrachtung von Curt Abel.

Die Erziehung hat die dreifache Aufgabe der Ausbildung des Geistes, Charakters und Körpers. Eltern vertrauen ihre Kinder den öffentlichen Schulen in der Hoffnung an, dass diese vom Staate geleiteten Anstalten ihre pädagogischen Pflichten erfüllen. Nicht mit Unrecht wird vom Staate großer Wert auf den Religionsunterrricht gelegt, der mehr wie irgend eine andere Disziplin geeignet ist, im kindlichen Gemüte edle Keime zu wecken und sowohl für Geist wie Herz segensreiche Nahrung zu bieten. Dem Religionsunterrichte christlicher Kinder muss naturgemäß die Bibel zu Grunde liegen; in der Erkenntnis jedoch, dass die heilige Schrift Manches bietet, was für ein junges Ohr unverständlich oder gar schädlich sein könnte, werden sogenannte biblische Lesebücher geschrieben, die, teils aus Auszügen, teils aus kurzen Erzählungen bestehend, dem Kinde die Wahrheiten der Bibel in schlichter Form lehren wollen.

Ein derartige Bestimmung hat das von Otto Schulz verfasste, von Dr. G. A. Klix, Berlin, herausgegebene Biblische Lesebuch (L. Oehmigkes Verlag), welches an sehr vielen, wenn nicht fast allen höheren Schulen Preußens eingeführt ist, und in den Klassen von Sexta bis Ober-Tertia Verwendung zu finden bestimmt ist. Dem Vorworte gemäß ist der Zweck des Buches, „eine Auswahl der wichtigsten biblischen Erzählungen in ihrer einfachen, ursprünglichen Form zu geben, bloß mit Weglassung solcher Stellen und Ausdrücke, die für das jugendliche Alter entweder unverständlich oder anstößig sein könnten.“

Das klingt sehr hübsch und derjenige, der sich die Mühe giebt, das Vorwort zu lesen, wird diesen Prinzipien seine volle Anerkennung nicht versagen. Wie aber, wenn plötzlich der kleine zehnjährige Sohn zu uns kommt und über die Bedeutung eines absolut

unverständlichen, dem Buche entnommenen Satzes Auskunft verlangt? Wie, wenn das kleine, unschuldige Töchterlein die Mutter über unzüchtige Ausdrücke befragt, die sich in ihrem Lesestücke befinden? Da lohnt es sich dann wohl der Mühe, diese „Bearbeitung der Bibel für junge Gemüter" in die Hand zu nehmen, diese Bearbeitung, die täglich Zehntausende von Kindern der Reichshauptstadt und des Landes über Anstand, Sitte, Tugend und Pflicht belehrt.

Ja! auf den ersten Blick erkennen wir, dass das Schulz-Klixsche Buch ein Werk ganz besonderer Art ist. Da finden wir wunderbare Dinge in Hülle und Fülle: erstens Wörter, Sätze und Ausdrücke, die entweder völlig unverständlich sind, oder dem Aufsatze eines berühmten Quartaners entnommen zu sein scheinen, zweitens andere Wörter, Sätze und Ausdrücke, die durch ihre brutale Natürlichkeit das Anstandsgefühl aufs Tiefste verletzen.

Bevor wir die Konsequenzen dieser Tatsachen ziehen, wollen wir unsere Leser mit einigen Belegstellen vertraut machen, die wir in zwei Kategorien: I. Sprachlich Anstößiges, II. Unzüchtiges einteilen.

I. Sprachlich Anstößiges.

S. 6. Da sprach Gott zu Noah: Alles Fleisches Ende ist vor mich gekommen, denn die Erde ist voll Frevels von ihnen.

S. 10. Nach diesen Geschichten begab sich's, dass zu Abraham geschah das Wort des Herrn im Gesicht. (Soll bedeuten, der Herr offenbarte sich dem Abraham im Traume.)

S. 15. Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen von dem Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra. (Total unverständlich.)

S. 16. Hundert Jahre war Abraham alt, da ihm sein Sohn Isaak geboren ward. Und Sarah sprach: Gott hat mir ein Lachen zugerichtet; wer es hört, der wird mein lachen.

S. 22. Er aber sprach: Dein Bruder ist gekommen mit List und hat deinen Segen hinweg. Da sprach er: Er heißt wohl Jakob; denn er hat mich nun zwei Mal untertreten.

S. 24. Und er blieb die Nacht da und nahm von dem, das er vorhanden hatte, Geschenk seinem Bruder Esau. (Total unverständlich.)

S. 25. Da wurden sie ihm noch feinder. (Komparativ von Feind.)

S. 26. Als sie ihn nun sahen von ferne, ehe denn er nahe bei sie kam, schlugen sie an wider ihn

S. 30. Warum habt ihr so übel an mir getan, dass ihr dem Manne angesagt, wie ihr noch einen Bruder habt?

S. 31. Da sprach Joseph zu seinem Haushalter: Auf, und jage den Männern nach und wenn du sie ergreifest, so sprich zu ihnen: Warum habt ihr Gutes mit Bösem vergolten? Habt ihr nicht das, daraus mein Herr trinket, und damit er auch weissaget? (Total unverständlich.)

S. 39. Denn der Herr verstockte das Herz Pharaos, des Königs in Aegypten, dass er den Kindern Israel nachjagte. Aber die Kinder Israel waren durch eine hohe Hand ausgegangen.

S. 39. Und die Wolkensäule machte sich auch von ihrem Angesicht und trat hinter sie.

S. 55. Denn sie (die Kinder Israel) verließen je und je den Herrn und dieneten Baal und Astharoth.

S. 59. Desselben gleichen alles Uebel der Männer Sichems vergalt ihnen Gott auf ihren Kopf und kam über sie der Fluch Jonathans.

S. 62. Da er nun von seinem Schlaf erwachte, gedachte er: Ich will ausgehen, wie ich mehrmals getan habe, und will mich ausreißen. (Der Sinn ist nur zu erraten, soll heißen: aus der Gewalt der Feinde befreien.)

S. 62. Da machte sie sich auf mit ihren zwei Schnüren (= Schwägerin.)

S. 65. Siehe, es wird die Zeit kommen, dass ich entzwei brechen will deinen Arm und den Arm deines Vaters Hauses, dass kein Alter sei in deinem Hause.

S. 65. Und der Herr sprach zu Samuel: Siehe, ich tue ein Ding in Israel, dass, wer das hören wird, dem werden seine beiden Ohren gellen.

S. 72. Und er stand und rief zu dem Zeuge Israels und sprach zu ihnen: Was seid ihr ausgezogen, euch zu rüsten in einen Streit?

S. 73. Denn wer ist der Philister, der den Zeug des lebendigen Gottes höhnet?

S. 75. Der König begehret keine Morgengabe ohne hundert Häupter von den Philistern, dass man sich räche an des Königs Feinden.

S. 80. Siehe, deine Magd hat deiner Stimme gehorchet, und habe meine Seele in meine Hand gesetzt, dass ich deinen Worten gehorchte.

S. 93. Werden deine Kinder ihre Wege behüten ... so soll an dir nimmer gebrechen ein Mann auf dem Stuhle Israels.

S. 94. Ach, mein Herr, ich und dieses Weib wohneten in einem Hause und ich gelag bei ihr im Hause.

S. 110. Aber der Herr verschaffte einen großen Fisch, Jona zu verschlingen.

II. Unzüchtiges.

S. 10. Da erschien der Herr Abraham und sprach: Deinem Samen will ich dies Land geben.

S. 12. Und Abraham sprach weiter: Mir hast du keinen Samen gegeben.

S. 13. Da sprach er: Ich will wieder zu dir kommen übers Jahr, siehe, so soll Sarah, dein Weib, einen Sohn haben. Das hörte Sarah hinter ihm in der Tür der Hütte. Und sie waren beide,

Abraham und Sarah, alt und wohlbetagt. Darum lachte Sarah bei sich selbst. Da sprach der Herr zu Abraham: Warum lacht des Sarah? Sollte dem Herrn etwas unmöglich sein?

S. 16. Und der Herr suchte heim Sarah, wie er geredet hatte. Und Sarah gebar Abraham einen Sohn in seinem Alter um die Zeit, die ihm Gott geredet hatte. Und Sarah sprach: Gott hat mir ein Lachen zugerichtet, wer es hören wird, der wird mein lachen.

S. 17. . . und dein Same soll besitzen die Tore seiner Feinde.

S. 18. Und sie war eine sehr schöne Dirne von Angesicht, noch eine Jungfrau.

S. 27. Da verklagte das Weib Joseph bei ihrem Manne, als hätte er sie zur Sünde verführen wollen.

S. 61. Es ist nie ein Scheermesser auf mein Haupt gekommen, denn ich bin ein Verlobter Gottes von Mutterleibe an.

S. 86. Und es begab sich, dass David um den Abend aufstand von seinem Lager und ging auf dem Dach des Könighauses und sah vom Dach ein Weib sich waschen und das Weib war sehr schöner Gestalt. Und David sandte hin und ließ nach dem Weibe fragen, und man sagte: Das ist Bathseba, die Tochter Eliams, das Weib Urias. . . . Und da Urias Weib hörete, dass ihr Mann Uria todt war, trug sie Leid um ihren Hauswirt. (Anmerkung. David hat nämlich den Tod des unbequemen Gatten mittlerweile veranlasst.) Da sie aber ausgetrauert hatte, sandte David hin und ließ sie in sein Haus holen und sie ward sein Weib und gebar ihm einen Sohn. Aber die Tat gefiel dem Herrn übel, die David tat.

S. 89. Und David sprach: Siehe, mein Sohn, der von meinem Leibe gekommen ist, stehet mir nach meinem Leben.

S. 99. Denn du hast meine Nieren in deiner Gewalt, du warest über mir in Mutterleibe. Ich danke dir darüber, dass ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind deine Werke und das erkennet meine Seele wohl. Es war dir mein Gebein nicht verhohlen, da ich im Verborgenen gemacht ward, da ich gebildet ward unten in der Erde. Deine Auge sahen mich, da ich noch unbereitet war . . .

S. 113. Ich bin nackend von meiner Mutter Leibe gekommen.

S. 154. Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.

S. 159. Jesus spricht zu ihr: Du hast recht gesagt: Ich habe keinen Mann. Fünf Männer hast du gehabt und den du nun hast, der ist nicht dein Mann.

S. 188. Nun sind bei uns gewesen sieben Brüder. Der erste freite und starb, und dieweil er nicht Samen hatte, ließ er sein Weib seinem Bruder.

* * *

Nicht wahr? das genügt! Solche Früchte trägt das Bestreben „Stellen und Ausdrücke, die für das jugendliche Alter entweder unverständlich oder anstößig sein könnten“, fortzulassen! Wir glauben kaum, dass Herr Klix viele Anhänger seines Begriffes von Unverständlichkeit und Anstößigkeit finden wird, sondern sind vielmehr überzeugt, dass alle Denkenden uns in folgenden Schlüssen beistimmen werden: 1. Wenn man auch die der Bibel eigentümliche Sprache wahren will, so ist es doch im höchsten Grade unvernünftig, das Kind mit veralteten, falschen, unsinnigen Konstruktionen und Ausdrücken zu traktieren, die seine Sprache, sein logisches Denkvermögen nur schädigen oder verderben, ihm aber in keiner Weise nützlich sein können. Wie würde sich Herr Schulrat Klix ereifern, wenn Sextaner ihm in diesem Deutsch Aufsätze schreiben wollten. Und Schulrat Klix hätte völlig Recht. 2. Wie ist es möglich, dass man den Kindern im Alter von 10 bis 16 Jahren so unzüchtige Geistesnahrung bietet und sie Religion nennt? Es ist wahr, die Kinder treten mit unschuldigem Gemüte an diese Ausdrücke brutaler Natürlichkeit heran — doch desto schlimmer ist es, wenn man auf Kosten ihrer Unschuld derartige Sünden begeht, wenn man dem unbefangenen Gemüt die Unschuld raubt, anstatt dieselbe in jeder Weise zu kräftigen. Im besten Falle versteht das Kind nicht, was es liest — dann bietet man ihm etwas Unverdauliches und das kann doch unmöglich in der Absicht einer gesunden Pädagogik liegen. Aber wie lange dauert es denn, bis das Kind den Sinn dieser unzüchtigen Ausdrücke seines biblischen Lesebuches begreift und dadurch zum Nachdenken über Dinge angeregt wird, die ein vernünftiger Erzieher, der seinen hohen Beruf erkennt, von dem Zöglinge möglichst fernhält? Soll diese Geistesnahrung etwa den Verstand der Kinder logisch schulen oder das Gemüt derselben in Keuschheit und kindlicher Reinheit erhalten? Und wie ist es denkbar, dass man diesen Frevel an der Pädagogik begeht, trotzdem man doch so leicht alle Unzucht durch Fortlassung der betreffenden Berichte oder durch Umschreibung der Ausdrücke vermeiden könnte? Man sollte meinen, dass das Schulz-Klixsche Buch eine phenomenale, unerhörte Erscheinung ist, doch nein! Fast alle biblischen Lesebücher unserer höheren Schulen machen sich desselben gemeingefährlichen Vergehens schuldig.

Wir wollen uns jeden weiteren Kommentars enthalten. In Kürze: Der Religions-Unterricht auf Grundlage des Klixschen Buches oder ähnlicher Surrogate der heiligen Schrift verfehlt völlig seinen Zweck.

Das Mächtigste.

Verheerend ist des Feuers Flamme,
Das Meer schlingt tausend Leben ein;
Der Sturm wirft von des Lebens Stamme
Die Menschenfrucht ins Grab hinein.

Die Erde bebt, und hunderttausend
Jetzt goldne Häupter sind versehrt,
Der Fluss tritt übers Ufer, brausend
Hat er schon Dorf und Stadt verheert!

Ein Minotaurus ist das Leben,
Ein Menschenfresser, nimmersatt;
Ihm geht zur Seite, dicht daneben,
Etwas, das noch mehr Hunger hat!

Wie leise, leise über Leichen
Des Riesenschlachtfelds sinkt der Schnee,
Bedeckt es Alles, lässt kein Zeichen,
Nicht von der Lust, nicht von dem Weh!

Wie eine Flut erklimmt die Düne
Und Muscheln, Sand und Ried bedeckt,
Erzwingt sich dieser Nordlandhüne
Sein Reich, das endlos sich erstreckt!

Du meinst, der Alte mit der Sense
Sei jenes Mächtige? Die Zeit!! —
Nein! Lehrt sie doch Erstehn im Lenze,
Sieht vorwärts auch die Ewigkeit!

Wer also schaltet so vermessen?
Den Massenmörder, künd' ihn an!
Des Menschen Erbfeind heißt „Vergessen",
Es tödtet, wie kein Andres kann!

Es ist der Ahriman der Helden,
Der Auserwählten dieser Welt,
Will Ormuzd „Licht" von Jenen melden,
Hat's immer ihm den Weg verstellt!

Es heißt mit Recht — die Nacht der Zeiten,
Es lullt dich ein! Es schweigt dich todt!
Du siehst's nicht nahen, hörst's nicht schreiten,
Der fühlt's kaum, dem zumeist es droht!

Sein Ahriman heißt das Erinnern:
Das Süßeste der Menschenbrust;
Die Brüder, fremd sich im Tiefinnern,
Sie haben nie von sich gewusst!

* * *

Doch ist's ein Schmerz auch, unermesslich,
Auf dieser Welt, „vergessen sein!",
Es tröstet den, der — unvergesslich —,
Dass er vergessen kann, allein!

Berlin. Alfred Friedmann.



Ouidas ungarischer Roman.

(„Wanda.")

In der allerneuesten Zeit wenden sich die ausländischen Schriftsteller gerne nach Ungarn, um in dem wechselvollen Leben „des Orientvolkes" (wie Graf Stephan Széchenyi die Ungarn nannte), irgend ein frisches, neues Motiv zu finden. Die deutsche Litteratur erwirbt gerne die neuesten Produkte des — besonders humoristischen — Ungarns, während die französischen und englischen Schriftsteller um einen Schritt weitergehen und sogar echte „Kernmagyaren" in ihren Dramen und Romanen auftreten, liebeln, eifersüchteln und ehebrecheln lassen. Das Rezept ist dazu sehr einfach: man stellt sich einen französischen Edelmann vor, man bekleidet ihn mit heißen Leidenschaften, legt ihm fortwährend die geflügelten Worte der Ehre, Ritterlichkeit etc. in den Mund, zieht ihn in reichverschnürte Husarentracht, lässt ihn Besitzer „unabsehbarer Steppen" und „langer Rudeln von wilden Pferden" sein, — und der ungarische Fürst ist fertig. Nach der Auffassung der sonst wohlwollenden französischen Schriftsteller liegt Ungarn beiläufig zwischen Bulgarien und Griechenland, die asiatischen Leidenschaften erscheinen also leidlich motiviert. Und welch haarsträubende ungarische Namen! Gerade wie Poes zwei ungarische Fürsten „Metzengerstein" und „Berlifitzing".

Aber das Pariser Publikum schwört hoch und heilig darauf, dass die echten Ungarn diesen Gestalten ähnlich sind, und gafft unsere herumziehenden Zigeunermusiker als ebenso viele Grafen und Honvèdoffiziere an, welch letztere in dienstfreien Monaten ihr Leben mit Violinspiel fristen, beim Ausbruche eines Krieges aber schleunigst heimwärts ziehen, um das Kommando ihrer Regimenter und Bataillone zu übernehmen!

Ouida-Louise Rameé stellte sich jüngst auch in die Reihe dieser ausländischen Ungarnfreunde und wenn sie als die Tochter einer viel gründlicher geschulten Nation, den Ungarn solch arge Stöße auch nicht widerfahren lässt, so verriet sie doch eine fast rührende Unkenntnis der ungarischen Verhältnisse. Ohne uns in weite und breite Erörterung der Kompositionsfehler und der Mängel der Charakterzeichnung einzulassen, halten wir es an der Zeit, wo Ouidas ungarischer Roman durch die Reklamsche Universalbibliothek*) auch den weiteren Kreisen des deutschen Lesepublikums zugänglich wurde, manche Berichtigungen hinzuzufügen, wodurch einer fälschlich-schiefen Auffassung seitens der deutschen Schriftsteller und Kritiker vorgebeugt werden kann.

Fast möchte ich Lust haben, für die deutschen Schriftsteller-Kollegen, welche irgendein ungarisches Sujet benötigen, ein litterarisches Auskunftsbüreau zu eröffnen, wo sie unparteiische Aufklärungen über die ungarischen Verhältnisse (natür-

*) Nummer 2171—2174. „Wanda", Roman von Ouida. Autorisierte deutsche Uebertragung von Arthur Roehl.

ich unentgeltlich) nur unter der Bedingung beziehen können, dass sie unser armes Vaterland wahrheitsgetreu (nämlich von den schweren Schlägen der europäischen Zivilisation in der Gestalt der zweitausend Millionen Gulden Staatsschulden, der unmenschlichen Korruption, der politischen Charakterlosigkeit und des bodenlosen Servilismus heimgesucht) und richtig darstellen werden. Diese Züge sind zwar weniger romantisch als die „herumziehenden Räuberbanden“, „der blitzende Dolch eines feurigen Zigeunermädchens“, der „wilde Leidenschaften anfachende Tokayerwein“ etc., sie sind aber zugleich viel realistischer und der Losung der litterarischen Jetztzeit, dem Realismus mehr entsprechend.

Nach dieser Abschwenkung kehren wir zum Roman Ouidas zurück. „Wanda“ spielt in unserer Zeit, die Heldin des Romans ist „Wanda Szalras“, eine ungarische Magnatentochter, deren Brüder „Béla“, „Géla“ und „Viktor“ teils bei Solferino und Magenta an der Spitze ihrer Reiterregimenter für den ‚Kaiser“ gefallen, teils in der Rettungsarbeit am sturmbewegten „Szalrassee“ umgekommen sind. Allerdings ist „Béla“ ein ungarischer Name und er entspricht dem deutschen Adalbert, „Géla“ aber ist schon eine Erfindung der Autorin und kann ebensogut für einen zulukafferischen wie ungarischen Namen gelten. Der ungarisch sein sollende Familienname ‚Szalras“ hat auch keinen rechten Sinn, er sollte ganz entschieden „Szállás“ sein und in diesem Falle bedeutet er soviel wie „Niederlass“. In der Tat existiert eine kleine ungarische Stadt, welche den Namen „Szabadszállás“ („Freier Niederlass“) führt und zur Zeit ihrer Begründung mit dem königlichen Privilegium der freien Niederlassung beschenkt wurde.

Viel glücklicher ist der Name „Egon Vásárhely“ zu nennen, unter welchem uns ein ungarischer Fürst und Husarenoberst vorgestellt wird. Vásárhely ist der Name einer größeren ungarischen Stadt in der Theißgegend unweit von Szegedin und ist im Deutschen mit dem Worte „Marktort“ wiederzugeben. Die Namen der Städte „Idrac“ und „Tarok“ sind aber höchstkomisch, da sie ebensogut „Tarok und Whist“, oder „Baccarat und Écarté“ heißen könnten und nichts weniger als ungarisch klingen. Welch schöne und echtungarische Namen könnte die Verfasserin aus einem Bande des „Baedecker“ oder aus Balbis „Allgemeinen Erdbeschreibung“ heraussuchen, wodurch ihr auch der fürchterliche Schnitzer erspart bliebe, dass die sturmgepeitschten Wogen des Bosporus bis nach „Idrac“ (also oberhalb Belgrad und Peterwardein) hinauffluten (!). Wenn die Verfasserin einen Teil ihres Romans auf dem Donaugebiete abspielen lässt, so ist es doch keine übertriebene Forderung an sie, dass sie ein einziges Werkchen über die Donau und Donaugegend flüchtig durchblätterte. Die deutsche Litteratur ist ja überreich an Werken, welche die „schöne blaue Donau“ und deren Matten und Fluren auch in den Niederungen behandeln, — und unseres Wissens ist Ouida der deutschen Sprache ziemlich mächtig.

Wir verlangen ferner von einer Romandichterin keinesfalls, dass sie im Staatsrechte Ungarns bewandert sei, allein wenn sie sich den Anschein giebt, dass ihr dies ein bekanntes Terrain ist, so hoffen wir, dass sie doch die primitivsten Elemente der Verfassung kennt. Leider ist dem nicht so, wenigstens bei Madame Ouida nicht, indem sie von privilegierten Städten spricht, welche einer Familie angehören, während alle Privilegien in Ungarn mit der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1848 außer Kraft gesetzt, somit sogar auch die Dörfer mit „Selfgovernment“ versehen wurden, was natürlich dem angeführten Eigentumsrecht über eine Stadt haarsträubend widerspricht. Im „freien“ England existieren wohl solche Institutionen, dass z. B. der gesamte Grund Londons drei Prinzen gehört, und die Bauten der Stadt auf einem Mietgrunde stehen, aber in Deutschland, Frankreich und Ungarn, ja selbst in Russland gehört der städtische Boden dem Hauseigentümer. Und doch nennt man London nicht das Eigentum der drei Prinzen, wie angeblich „Idrac“ sammt Mann und Maus, das der Grafen von Szalras. Nur in Dörfern kommt es auch jetzt vor, dass auf einigen herrschaftlichen, den sogenannten „Allodial“-Gründen, das Superedificat anderen Personen gehört, wie es vor 1848 auf dem sogenannten „Urbarial“ Gründen gewesen ist, welche jetzt grundbücherlich den gewesenen Bauern als Eigentümern gehören.

Was die Ungarn der geistreichen Verfasserin besonders verübeln werden, will ich ihr nicht anrechnen: dass sie nämlich den apostolischen König von Ungarn durchaus „Kaiser“ nennt, und die ungarischen Magnaten für ihren „Kaiser“ schwärmen lässt. In staatsrechtlicher Beziehung ist dies aber ein himmelhoher Unterschied: der Königstitel ist nämlich das einzige Symbol der Sonderstellung Ungarns in der Monarchie — vor den Augen des Auslandes. Dieses aber lassen wir beiseite. An einer Stelle des Romans können wir aber ein Lächeln kaum unterdrücken: es ist nämlich erzählt, das Marquis Sabran eine, vom Kaiser eigenhändig unterfertigte Jagderlaubnis besitze, welche ihm das Jagdrecht in der ganzen Monarchie einräumt. Ich bin nicht so minutiös in der Verwaltung Englands bewandert, dass ich den Vorgang bezüglich der Ausfertigung der Jagdpässe genau wüsste, aber ich glaube kaum, dass ihre Majestät „the gracious Queen“ dieselben ausfolgt. In Oesterreich-Ungarn fiel dieser wichtige Teil der Staatsangelegenheiten den — Unterbezirksvorständen, bezw. den Vizestuhlrichtern zu und das Jagdrecht bildete immer ein Privatgrundrecht, welches meist verpachtet wurde.

Eine unerhörte Brutalität lässt die Verfasserin durch die Gräfin Wanda an den Tag legen, indem die ungarische Comtesse einen, allem Anschein nach hochgestellten Herrn durch ihre Förster ganz einfach knebeln lässt. Und warum? Weil der feine Herr

im Jagdrevier der Gräfin einen Adler zu erlegen beabsichtigte. Nun, erstens ist die Erlegung der Raubvögel in Oesterreich-Ungarn Jedermann, der den obenerwähnten Jagdpass hat, nicht nur erlaubt, sondern gewissermaßen eine moralische Pflicht, da diese Raubvögel oft auch Kinder angreifen; zweitens aber existiert keine, noch so wilde und aufgeblasene Gräfin, die einen sichtlich hervorragenden Herrn ganz einfach binden zu lassen wagte. Einen betrunkenen Bauer oder höchstens einen Dorfschullehrer noch eher, — aber einen nach Parfum riechenden eleganten Herrn nie; da die ungarische Magnatenwelt, zwar meistens hohlköpfig und hochfahrend ist, aber Ihresgleichen immer schätzt.

Zum Schlusse sei noch bemerkt: Verfasserin hält den Fürstentitel auch in den ungarischen Magnatenhäusern für erblich und in dieser Beziehung hat sie Recht. Sie hatte dies aber nach englischem Muster derart dargestellt, als hätten die ungarischen Magnaten mit der Annahme des Fürstentitels auch gleich den Namen verändert, wie es in England Sitte ist. Nun aber bilden die Engländer in dieser Hinsicht die Ausnahme und alle übrigen Länder die Regel: d. h. jener Eszterházy, Pálffy oder Batthyányi, dem als Majoresko der Fürstentitel zukommt, bleibt sein lebelang Eszterházy, Pálffy und Batthyányi (ebenso in Deutschland, Frankreich und Italien), also keinesfalls kann der Majoresko „Vásárhely“ sein Bruder aber „Brancka“ heißen, wie es die Verfasserin angiebt.

Mit der Aufzählung dieser auffallenderen Unrichtigkeiten wollten wir nur das erreichen, dass die Schriftsteller, die sich vielleicht zur Bearbeitung ganz fremder Sujets angeregt fühlen, vorerst sich durch Kenner der betreffenden Länder informieren lassen' um sich dadurch den Folgen der unvermeidlichen Oberflächlichkeit zu entziehen.

Budapest. Géza von Kacziány.



Die letzte Transcendenta...*)

Es war in den vierziger Jahren, als die romantische Schule in Boston ihren Glanzpunkt erreichte, und unter der Benennung der Transcendentalen einen Dichterkreis besass, der jene Idealität vertrat, deren Grundzüge im Christentume beruhen, und grade damals von dem französischen Sozialisten Fourrier in neuer Ausgabe in die Gesellschaft geschleudert wurden. Anfangs Januar 1844 fand in Folge dessen eine Versammlung der begeisterten Anhänger dieses neuen Propheten in Boston statt, der auch Miss Elisabeth Peabody beiwohnte, und wo beschlossen wurde, auf der sogenannten Brook Farm zu Rosebury bei Boston eine Kolonie zur Verwirklichung dieser idealen Träume zu gründen.

Channing, der berühmte Kanzelredner, war nicht für die Idee einer Vernichtung der Individualität durch Hingabe an die Gesellschaft gewonnen und seine Gründe dagegen wurden überstimmt. Nathaniel Hawthorne, ein jugendlicher Schöngeist, der eine Anstellung beim Zollamte gefunden, die ihn nötigte seinem träumerischen Sinnen zu entsagen, entschloss sich leicht der Gesellschaft beizutreten, deren Haupt John Ripley war, der das dazu nötige Kapital gesammelt hatte. Margarethe Fuller aber, diese Corinna ihrer Zeit, pries mit laut tönendem Pathos die göttliche, die herrliche Idee einer solchen brüderlichen Gemeinsamkeit, zog es dabei aber fürs Erste doch vor die belebende Stadtluft zu atmen, und eine schön gefleckte Kuh, als Ausdruck ihrer begeisterten Hingabe an die Sache, dem Vorstand zu übermitteln. In sehr gehobener Stimmung brach die kleine Gemeinde der Transcendentalen nach dem neuen Eldorado auf; Miss Peabody aber begleitete sie nicht. Sie, Emerson und Channing sahen gedankenvoll ihrem Beginnen zu, das ihrer Meinung nach der menschlichen Natur zu sehr entgegen laufe, um Früchte zu tragen.

Elisabeth Peabody war damals schon über die erste Jugend hinaus. Sie besaß kein Vermögen, sie lebte bei ihrer Mutter, der Wittwe eines Gelehrten, mit noch zwei Schwestern, von denen die ältere sich mit Horace Mann verheiratete, während die jüngere später Hawthorne's Gattin wurde. Elisabeth hatte eine Leihbibliothek für fremde Litteratur errichtet, und schrieb außerdem, zumeist wohl für die Dialriner Wochenschrift, welche Emerson für die Verbreitung seiner Ideen gegründet hatte und für die er Carlyle zu gewinnen suchte.

Der kleine Kreis dieser Transcendentalen versammelte sich wöchentlich bei Margarethe Fuller und besprach sich über die Fragen der Zeit. Plato, Aristoteles, Goethe und Schiller kamen an die Reihe, und Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit wurden verfochten. Margarethe Fuller verstand deutsch und übersetzte mit Eifer, so dass wir ihr für die Einführung unserer Litteratur in den Vereinigten Staaten zu Dank verpflichtet sind. Mitunter ging sie indessen auf einige Tage nach Brook Farm und sah zu, wie Hawthorne die Mistgabel führte und den Acker pflügte; sie selbst aber fand sich nie versucht die ländlichen Beschäftigungen zu teilen, selbst das Melken ihrer Kuh überließ sie den transcendentalen Herrn.

Die Tagebuchblätter, die Elisabeth Peabody jetzt aus jener Zeit veröffentlicht, sind sehr schön geschrieben, sehr geistvoll gedacht, sie verraten in jeder Zeile die gebildete Frau, die Idealistin. Allen Zeitfragen hat sie nachgesonnen, sich über alles Vorkommende ein Urteil gebildet. Sie schwärmt für die Idee Fröbels, sie begründet einen Kindergarten in

*) Last evening with Allston, and other papers by Elisabeth Peabody, Boston, Lothrop & Co.

Boston. Dann wieder ist es das Mittelalter und dessen Kunst, was sie beschäftigt. Im Jahre 1848 sind es die Flüchtlinge, die sie interessieren, ist es Kossuth, ist es dessen Schwester, Frau Meszlenyl, die in Amerika mittellos ankommt, deren Schicksale ein Kapitel dieses wertvollen Buches ausmachen. Am längsten und liebsten verweilt sie bei dem Maler Allston, mit dem ihre Aufzeichnungen beginnen, der in seinem Heimatlande der Amerikanische Titian genannt wurde. Sie rühmt in ihm, neben seiner Kunst, seinen Menschenwert, sein ideales Streben, sie nennt ihn einen Transcendentalen vom reinsten Wasser, wie sie selbst es war und noch ist.

Wiesbaden. Amely Bölte.



Ein neuer Roman von Heinrich Sienkiewicz.

„Potop", powieść historyczna Henryka Sienkiewicza. Warschau 1886.

Es giebt wenig Völker, die so emsig an der Darstellung ihrer Vergangenheit arbeiten, wie die Polen, bei denen die Erforschung und Klarlegung der eigenen Geschichte bis heute noch gewissermaßen die Axe ist, um die sich das Getriebe des gesammten geistigen Schaffens dreht. In der Litteratur wie in der Kunst lehnt sich bei ihnen Alles mittelbar oder unmittelbar an die Vergangenheit an, in ihr wurzelt fast jede, selbst unbedeutende Regung des nationalen Lebens und trotz der großartigen Verarbeitung westeuropäischer Geistesprodukte, die seit einer geraumen Reihe von Jahren auf allen Gebieten der polnischen Wissenschaft herrscht, ist es doch immer das Studium der eigenen Vergangenheit, das im Geistesleben der Polen allem anderen voran geht. Die poetische oder wissenschaftliche Wiederbelebung der Vergangenheit hat seit den Tagen der ersten Romantiker nicht aufgehört, die begabtesten Dichter und Schriftsteller Polens zu beschäftigen. Für die großen Sänger der romantischen Schule war der eigene Nationalismus ein Zauberbann, aus dem sie sich nur selten in das Bereich des Allgemeinmenschlichen hinaus zu bewegen vermochten, weshalb auch die größten politischen Dichterwerke jener Zeit ein fast ausschließlich nationales Gepräge tragen. Bei einer so streng nationalen Strömung in der Dichtkunst musste natürlich auch die Prosadichtung von derselben beeinflusst werden und der historische Roman zu einer entsprechenden Entwickelung gelangen. So war es auch und wenn man die Geschichte der polnischen Romanlitteratur durchgeht, sieht man, dass nicht nur die hervorragendsten polnischen Prosaiker den historischen Roman gepflegt haben, sondern dass auch viele der gediegensten polnischen Romane historischen Inhaltes sind. Heinrich Rzewuski, Kaczkowski und Kraszewski haben den historischen Roman gepflegt und Werke geliefert, die gewiss nicht mittelmäßig sind. Neben diesen Meistern der Erzählungskunst war stets eine ansehnliche Zahl minder begabter Schriftsteller auf demselben Gebiete tätig und erst in den letzten Jahren scheint sich die Zahl der historischen Romanschriftsteller verringert zu haben. Als Ersatz hierfür ist aber in Sienkiewicz ein so hervorragendes Talent erschienen, dass die Polen die Zusammenschrumpfung, die in jener Schar eingetreten, leicht verschmerzen können. Sienkiewiczs Werke stellen alles, was bisher auf dem Gebiete der geschichtlichen Erzählung in Polen geleistet worden, in den Schatten und so wie vor ein Paar Jahren das Erscheinen seines Romanes „Mit Feuer und Schwert" ein wahres Ereignis in der polnischen Litteratur war, so ist es auch in diesem Jahre seine „Sintflut" (Potop). In dem ersten schilderte Sienkiewicz mit wahrhaft hinreißender Kraft die Kosakenkriege unter Johannes Kasimir, in dem zweiten den denselben folgenden Schwedenkrieg.

Die „Sintflut" ist kein gewöhnlicher Roman, sondern auch ein großartiges Zeitgemälde, das dem Leser nicht einzelne Episoden der gegebenen Epoche vorführt, sondern vielmehr deren gesammtes Leben in politischer, sozialer und kultureller Hinsicht. Hunderte von Gestalten treten auf dieser umfangreichen Schaubühne auf, unzählige Male wird die Dekoration gewechselt und doch haben alle und alles ein einheitliches Gepräge, das Gepräge der Zeit. Ja, in der „Sintflut" sieht man das Polen des siebzehnten Jahrhunderts, wie es war, wie es lebte und waltete, mit all seinen Tugenden und Uebeln, mit seiner Größe und Schwäche. Es ist allerdings schwer über die Wahrheitstreue einer historischen Erzählung ein Urteil zu fällen, aber wer die polnische Geschichte, den polnischen Charakter und polnisches Leben und Sitte kennt, der muss nach dem Durchlesen der „Sintflut" sagen: nur so kann es gewesen sein und nicht anders.

Von archäologischer Künstelei, von einem Kostümfest moderner Menschen in alter Tracht ist hier keine Spur. Alle, vom Könige und dem gewaltigen Radziwill bis zum letzten Raubgesellen des von Blut triefenden Kmicic, sind Menschen, denen ihre Zeit bis in den Knochen sitzt, die ihre Sprache sprechen und nie die geringste Verstellung verraten.

Ja, Sienkiewicz weiß sich in die Welt seiner Helden hinein zu leben wie kaum ein anderer, denn er ist ein Realist, der seines Gleichen sucht und diese Unvergleichlichkeit liegt nicht etwa in einem tendenziösen Haschen nach Blöße und unschöner Wirklichkeit, sondern in einer zwanglosen Schilderung des Wirklichen, sei es schön oder hässlich, gut oder böse. Sein Realismus ist weit entfernt von jenem erkünstelten, ganz von Tendenz durchschwängerten und darum unwahren Realismus, den Zola und Dostojewskij pflegen. Alles, die vielen Heldentaten aus-

genommen, ist bei ihm natürlich und entwickelt sich von selbst, wie eben das Leben fließt. Wie es nur Taine versteht, füllt Sienkiewicz sein großartiges Zeitgemälde mit einem ungeheuren Vorrate von Aeußerlichkeiten an und lässt diese im bunten Lebensdurcheinander als wichtige Zeugen mitreden, denn wie Taine scheint er nicht an einen à priori bestehenden Zeitgeist zu glauben, sondern lässt diesen nur als Summe der in den Einzelmenschen sich äußernden Bestrebungen und Gelüste gelten. Dieser dem wahren Realismus entsprechenden Ansicht folgt Sienkiewicz geschickt bis ans Ende seiner fünf Bände starken Erzählung, ohne dass sie jedoch irgendwie den Schein einer Tendenz habe.

Daher finden wir auch in der „Sintflut“ ein wahres Bild der damaligen Zustände Polens und von einer Beschönigung oder Bemäntelung des Bösen und Schlimmen ist nirgends eine Spur da.

Die Fabel des Romanes ist die Fortsetzung der von „Mit Feuer und Schwert“ und mag sie auch manchmal wirklich fabelhaft scheinen und in ihr der deus ex machina des alten Dumas sein Wesen treiben, so lässt sich doch das Alles übersehen angesichts der packenden Sittenschilderung, der erstaunenswerten Naturtreue der Menschen und der großartigen Bilderreihe, die uns der Verfasser in seiner Erzählung vorführt. Obwohl es in der polnischen Litteratur sehr zahlreiche Werke giebt, die sich durch vortreffliche Schilderung polnischer Charaktere und Typen auszeichnen, so ist es doch schwer eins zu finden, in dem die Wiedergabe des polnischen Charakters so plastisch, naturtreu und vollständig wäre wie bei Sienkiewicz. Und dann erst die Bilder! In ihnen zeigt sich der Verfasser in seiner ganzen Größe, denn mit einer an Matejko und Siemiradzki erinnernden Sicherheit und Kraft stellt er das bunteste Durcheinander in ein harmonisches Ganzes zusammen. Es ist schwer zu sagen, was in dieser Hinsicht in der „Sintflut“ das Beste sei, aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Lagerbilder im Posenschen, dann die vielen Szenen im Radziwillschen Schlosse, das Gelage in Kmicics Hause und die Belagerung von Czenstochowa als die gelungensten nenne.

Bei all diesen unzähligen Vorzügen und aller mit wahrhaft großartiger Schaffensgabe entfalteten Farbenpracht, hat dieses Werk auch seine Mängel. Erstens ist es zu lang und zweitens lässt Sienkiewicz seine Liebeblingshelden allzu viel Heldentaten vollbringen, so dass es oft scheint, als seien in seinem nun schon gealterten Zagloba und dessen Kameraden die drei Musketiere des alten Dumas auferstanden. Diese so massenhaft hier aufgetragenen Großtaten sind allerdings nicht realistisch und die langen Gespräche ermüden den Leser.

Das wäre im Allgemeinen Alles, was man dem Verfasser vorwerfen kann, und man darf es tun, ohne den hohen Wert seines neuesten Werkes im Geringsten zu schmälern, denn wie gesagt, die „Sintflut“ ist ohne Zweifel eine der hervorragendsten Schöpfungen der letzten Jahre und zwar nicht nur in der polnischen, sondern in der Weltlitteratur.

Gegenwärtig weilt Sienkiewicz in Konstantinopel, um Lokalstoff für den letzten Teil seiner großartigen Trilogie zu sammeln, denn auch der nun kommende Roman „Pan Wołodyjowski“ wird eine weitere geschichtliche Fortsetzung der Regierungszeit Johannes Kasimirs sein und die Türkenkriege umfassen.

Ich zweifle nicht, dass das Ende der Trilogie etwas außergewöhnlich Großes sein wird, aber ich möchte doch den Verfasser fragen, warum er nicht wieder ins Leben der Gegenwart greift, um nun im Großen das zu geben, was in „Hania“, „Stary Sługa“ etc. im Kleinen gegeben hat. Es wäre ja auch für die Weltlitteratur ein bedeutender Erwerb, ein Werk zu besitzen, in dem das zeitgenössische Leben der Polen als großes Gesammtbild wiedergegeben wäre.

Ob eine deutsche Uebersetzung von „Mit Feuer und Schwert“ und der „Sintflut“ in Angriff genommen, weiß ich nicht und würde es auch nur einem sehr begabten Uebersetzer und ausgezeichneten Kenner Polens raten, denn es ist ein sehr schwieriges, wenn auch sehr dankbares Unternehmen.

Tiflis. Arthur Leist.



Die Träger der Kultur.

Psychologische Skizze von Leo Berg.

(Schluss.)

Oft geschieht es aber auch, dass infolgedessen zwei Ingenien in einer Zeit sich gegenübertreten, indem jeder ein Prinzip vertritt, in welchem sich die verschiedensten Richtungen konzentrieren, die beide gleich berechtigt, wenn auch einseitig sein mögen. So Sulla und Marius, so Voltaire und Rousseau, und viele Andere. Sulla rafft in sich noch einmal alle Kraft der Optimatenpartei zusammen, so wie sich in Marius bereits die Macht des Plebejerstandes offenbarte. Beide Parteien waren noch ziemlich gleich mächtig, der Sieg schwankte, und beide fanden ihren Ausdruck in diesen Männern. Als sich dieser Kampf zwischen Patriziern und Plebejern zum ersten Male zur Zeit der Gracchen in der römischen Geschichte abspielte, und als er zum dritten Male zwischen Cäsar und Pompejus ausgefochten werden sollte, konnte es nicht zweifelhaft sein, welcher Partei der Sieg zufallen musste. — Alles was sich für die Religions- und Naturspötterei anführen ließe, hat Voltaire, gleichsam der inkarnierte Skeptizismus, ausgesprochen, als zu gleicher Zeit die Unbefriedigtheit mit dieser Weltanschauung, die seligste Naturschwärmerei, in Rousseau ihre Orgien feierte. —

Der Verstärkung und Konzentrierung geht ein Wachstum heldenhaften Auftretens nach Außen parallel. Alle die inneren und äußeren Kämpfe verstärken die innige Hingabe an die einmal ergriffene Partei, die Opferfreude über dieselbe; beginnt ja doch, wie oben gezeigt, der Prozess sogleich mit der Opferung eines Teils seiner selbst. Im Menschen wächst der Stolz und die Liebe zu Allem, dem er ein Opfer gebracht, eben weil er dies getan; der Gegenstand aber, dem man geopfert, muss ihm als Ersatz um so teurer und liebwerter erscheinen. Es ist, um mit Goethe zu reden, „ein Siegen im Besiegtwerden". Es ist bekannt, dass Mütter gerade die Kinder am innigsten lieben, die ihnen die meisten Schmerzen bereiten. Muss doch auch jeder Akt der Selbstaufopferung den Erhaltungstrieb im Menschen unterdrücken, gegen jede Art von Egoismus kämpfen und so dem Intellekt Spielraum verschaffen. Darum ist Geben seliger denn Nehmen, weil es die Wonne des Sieges über sich selbst, gegen den eigenen Egoismus bedeutet. Die sinnlos wollüstige Selbstqual für eine Idee oder Person würde ohne diese Tatsachen ein wüstes psychologisches Problem sein. Das wahnwitzigste Wüten gegen den Leib pflegt die Menschheit immer in Perioden zu ergreifen, nachdem sie unmittelbar vorher denselben besiegen und beherrschen, den Intellekt in sich anerkennen gelernt hat. Das zeigt, um nur an ein Beispiel zu erinnern, die Einführung des Christentums bei den gerade auf der ersten Stufe der geschichtlichen Entwickelung stehenden Germanen, wie sich denn deren spätere Uebersinnlichkeit eben aus dem ihnen angeborenen Naturalismus erklärt.

Wo kein Widerstreit, kein Opfer, da giebt es auch nichts Großes. Kant will nur da wahre Tugend anerkennen, wo ein Widerstreit der Pflichten stattfindet. Im Volke geht eine ahnungsvolle Sage von der Bluttaufe, die jede neue Idee empfangen muss. Am Beginn der Staaten und Religionsgründungen, so wie beim Verfall derselben, geschehen die größten Taten der Aufopferung und Begeisterung.

Allein nicht nur durch den negativen Einfluss der Zeit bildet sich das Genie heran. Alle Gleichgesinnten schließen sich ihm an und bestärken ihn, helfen ihm den Zweifel überwinden und geben ihm Zuversicht, die zur Ausführung großer Taten gehört. Die Ueberzeugten schaaren sich unter seiner Fahne zusammen, er gewinnt auch äußerlich eine Macht, auf die er sich stützen kann. Gestattet dem Helden nun dieser Standpunkt weiter und tiefer zu sehen als alle seine Zeitgenossen, weil er ganz in seiner Zeit aufgeht, so wird auch seine Zeit seine Schranke sein. Die Schwächen, Vorurteile, in denen er noch steckt, sind es gerade, durch die er seine Zeit weiter fördert. Es sind die Punkte, die er mit Allen gemein hat, an denen er anknüpfen kann. Die klarsten Köpfe, die Philosophen, wirken nicht unmittelbar auf das Volk, auch nicht, wenn sie zufällig eine politische Stellung einnehmen. Die besten Lehrer sind immer diejenigen, die eben erst gelernt haben, was sie andere lehren sollen. Was ein Professor einem Knaben beizubringen sich vielleicht vergebens bemühen würde, gelingt der Mutter spielend. Gerade die Unvollkommenheit ist hier Vollkommenheit. Melanchthon war ein klarerer Kopf als Luther; jener erbleichte, wenn er in eine größere Gesellschaft treten sollte; dieser vermochte Tausende hinzureißen. Spinoza vollends hatte fast gar keinen Einfluss auf seine Zeit.

Haben wir uns so in kurzen Grundrissen vergegenwärtigt, wie und unter welchen Umständen ein Mann auf sein Volk einwirken, es weiterführen kann, so gilt doch jetzt immer noch die Frage: Wie kommt es, dass auch unter solchen Umständen ein also beschaffner Mann erscheine und sich also entwickeln kann? Hier aber ist es am Platze einen gewöhnlichen Irrtum zurückzuweisen, als sei das Genie ein ganz absonderliches Wesen, zwischen dem und der übrigen Gesellschaft eine tiefe Kluft liege. Die Natur kennt aber keine Sprünge. Es existieren zu jeder Zeit Menschen von jeder Beschaffenheit, die in allmählicher Stufenreihe vom niedrigsten bis zum höchst Begabten aufsteigen; und wenn wir auch einen ganz bestimmten Begriff in das „Genie" gelegt haben, so ließe sich doch ebensowenig sagen, wo das Genie aufhört und der gemeine Kopf beginnt, ob dieser Staatsmann, Maler, Dichter noch ein Genie sei oder nicht, es ließe sich das ebenso wenig sagen, als sich die Grenzen von Tier und Pflanze bis jetzt haben feststellen lassen. Wo die angeblichen Grenzen weit überschritten sind, ist die Frage leicht zu lösen; dass Goethe ein Genie, dass Gottsched keines war das ist leicht einzusehen; ob aber Gottfried August Bürger als ein solches zu betrachten sei, das ist lange und nicht ohne Gründe Gegenstand des Streites gewesen. — Und stufenweis steigt auch die richtige Stellung des Menschen zu seiner Zeit.

Es verhält sich hiermit, wie mit der Betrachtung eines Gegenstandes, dem wir gegenüber stehen. Wir wollen z. B. einen Berg betrachten. Bald stehen wir zu nahe und können ihn nicht überschauen, bald zu weit davon entfernt, und seine Umrisse verschwinden in luftiger Ferne. Dazwischen aber liegt ein Punkt von dem aus beides möglich ist, den Berg noch deutlich zu erkennen, und doch zugleich ganz zu überschauen. Doch wieder muss die Frage aufgeworfen werden: Die Existenz dieses Punktes bedingt doch noch nicht, dass sich nun auch Jemand auf diesen Standpunkt stellt. Allein, wenn dieser Berg nicht in einer einsamen Gegend steht, und nur selten und zufällig einmal ein Mensch vorübergeht, sondern durch seine Lage und Naturschönheit fort und fort die Menschen aus allen Ländern herbeilockt, und wenn er an einem Punkte steht, an dem vorbei sich Straßen nach vielen Städten und Dörfern ziehen; dann wird es fast kein Wunder mehr erscheinen

wenn nun auch ein Individuum jenes sich um den Berg drängenden Menschengewoges auf jenen Punkt zu stehen kommt, von dem aus es allein zu einer Ansicht des Berges gelangen kann wie keines um ihn, da die Andern eben bald zu nah, bald zu fern stehen. Wenn es sich eben um die wichtigsten, religiösen, politischen oder sozialen Interessen handelt, wenn diese Ideen eben an der Tagesordnung sind, so mag es doch schließlich nicht so wunderbar erscheinen, wenn nun einer den richtigen Standpunkt ihnen gegenüber gewinnt, schon durch den Ort, die Zeit seiner Geburt ihm nahe gerückt wird und die Lösung findet. Wie nun dieser Einsichtige durch seine Erkenntnis im Kontrast mit einem großen Teil der übrigen Welt und durch diesen Kontrast in einen Kampf mit derselben kommt, der wieder die Bedingung zu größerer Kraft und Einsicht wird, und wie alsdann diese auch zur Tat führen, das ist bereits oben entwickelt worden. Oft aber kommt eine richtige Erkenntnis des Problems, einer Lösung der Frage schon sehr nahe. Wenn Oedipus das Rätsel gelöst hat, so stürzt sich die Sphinx in den Abgrund.

Litterarische Neuigkeiten.

Das Erlöschen jeder unabhängigen Gesinnung hat die Zunftkritik zu einem Sinnbild der Unanständigkeit erhoben. Hält man eine Reihe von Rezensionen, lobende wie tadelnde, über irgend eine ungewöhnliche Leistung, die sich nicht mit den üblichen Cliché-Phrasen abspeisen lässt, nebeneinander, so schaudert man vor dieser abgründigen Unreife. Es giebt keine Kritik mehr! Bestochenes Lob, bestochener Tadel. Wer bei jeder Rezension den Grund kennt, mag vor Ekel keine mehr lesen. Mit der Diogeneslaterne muss man suchen, um einen Mann von Ehre unter den Schriftstellern und eine Zeitung von nicht allzugrosser Schmutzigkeit zu entdecken. — Vor Allem fehlt überall der weite geschulte Blick, der nicht am Aeußerlichen kleben bleibt, sondern ins Innere der Dinge dringt. Das Kennzeichen jeder alexandrinischen Epoche, der seichte und nüchterne Formalismus, weht uns allerorts aus den kritischen Ergießungen, selbst der noch leidlich vornehmen und unbefangenen Geister, erkältend entgegen.

Wie unwiderstehlich muss die Gewalt der Wahrheit, die aus dem Munde der realistischen Führer ertönt, doch wirken, wenn trotz aller Bajazzosprünge der „Alten" die neue Richtung wenigstens theoretisch auf allen Punkten gesiegt hat! „Praktisch" freilich kann dies in einem litterarischen Barbarenlande wie Deutschland noch lange nicht erhofft werden. Da wird Wolffs „Loreley" (eine Art Vers-Erbrechen, eine rhythmische Diarrhoë) noch immer in 20 000 Exemplaren gleich nach Erscheinen vergriffen werden, sintemal der biedere Deutsche dies schleichende Gift sentimentaler Lüsternheit seinen geliebten Backfischen, höheren Töchtern und Salondämchen schöngebunden auf dem Weihnachtstische zu kredenzen liebt. Allein, dieser äußerliche Anschein täuscht uns nicht über die litterarische Vernichtung der ganzen älteren Generation. Wir werden daher von jetzt ab dieselbe vollständig ignoriren und auch möglichst jede Polemik gegen dieselbe einschränken. De mortuis nil nisi bene!

Unter der siegreichen Armee der „Neuen" finden sich zwar nur Wenige, welche das Elementar-Dämonische, der eigentliche Grundtrieb der Poesie, bewegt, und nur eine kosmische Individualität. Allein, an glänzender Begabung für alles Technische, an hochgestimmter Auffassung des Schönen ist kein Mangel. Das bestätigen wieder vier Werke, die uns vorliegen — zwar nicht von den eigentlichen Centralgeistern, aber von gleichwohl führenden Recken der neuen Bewegung — welche W. Friedrich's Verlag uns vermittelt. Gerhard v. Amyntor bietet uns zwei neue Novellen „Durch Nacht zum Licht", von wohlabgetönter abgerundeter Vollendung im Einzelnen, als Ganzes jedoch ohne eigenartiges Gepräge. Wir müssen überhaupt Amyntor hauptsächlich als Denker und ernsten Vorfechter für alles Echte und Gute würdigen. Blendende Stilbehandlung wie blutvolle Leidenschaft vermissen wir freilich bei ihm. Aber sein männlicher Charakterkopf zeichnet sich am klarsten profiliert in seinen philosophisch-polemischen Schriften ab, — ähnlich wie bei Conrads prächtiger Repräsentativfigur die poetische Schaffenslust verhältnismäßig neben der kernhaften Wucht seines agitatorischen altbayrischen Kraftadeltums verkümmert. Auch Amyntor gewinnt durch sein Gesammtauftreten eine umfassendere Bedeutung.

Anders steht es mit W. Walloth, auf welchen Amyntor (leider mit einer höchst übertriebenen und einseitigen Anpreisung der Wallothschen Gedichte) und Bleibtreu zuerst hinwiesen. Er ist ein reifes und in sich geschlossenes Talent. Ob freilich ein ursprüngliches, sei dahingestellt. Sein neuester Roman „Aus der Praxis", an sich ein vortrefflich geschriebenes Werkchen, zeigt innerlich keinen Fortschritt.

Wer die Lyrik Walloths (in der äußeren Form unsauber, eintönig und epigonenhaft, dafür aber voll feiner poetischer Anschauung und magischem Stimmungsreiz), sowie sein mittelmäßiges Jambenstück „Gräfin Pusterla" voll greller Effekthascherei genossen hat, der wird keinen Augenblick zweifeln, dass in ihm noch ein Stück Romantiker schwarmgeistert. Auch in seinen Romanen liegt der Hauptaccent auf der lyrischen Stimmungsmalerei, die sich jedoch zu einer mimosenhaft zarten Charakterskizzierung ausweitet, sobald das Gemütsleben der geschilderten Figuren sich mit der krankhaft düstern Subjektivität des Poeten selber deckt. Walloth ist als Epiker ein Kolorist. Dazu befähigt ihn seine schwüle nervöse Sinnlichkeit, die sich mit einer gewissen weichlichen Schmerzenswollust paart. Allein, wenn auch mehr bildkünstlerischer Formensinn (daher die antiken Velleitäten bei diesem eklektischen Romantiker), als wirkliches Dichtertum, sich in diesen Makartereien ausprägt, — hier ist nichts Gemachtes, hier steckt unter aller Koketterie etwas Wahres.

Und nun wieder Heiberg in seinen „Papieren der Herzogin von Seeland" (2. Auflage), welch' ein Gegensatz! Dass dieser ein Realist sei, manchmal bis zur Nüchternheit, die sich dann durch Sentimentalität maskiert, wer möchte daran zweifeln! Welche gesunde Fülle des Wirklichkeitssinns, welche praktische Weltkenntnis, welche kaufmännisch-kluge Tatsächlichkeit der Auffassung! Daneben das leichteste gefälligste Erzählertalent, die ungezwungenste Stilflüssigkeit, goldklare Durchsichtigkeit der Darstellung. Ferner eine starke lyrische Ader, die in Empfindung und Naturmalerei schwelgt. Sein reifer künstlerischer Geschmack wird hingegen gehemmt durch einen organischen Fehler: Wie Andere durch Ideen und Wissen, so wird Heiberg durch die übersprudelnde Laune seiner realen Weltbetrachtung über den Rahmen des Kunstwerkes wegzuspringen verlockt. Ein neckischer Kobold zupft ihn am Ohr und der Erzähler überlässt sich subjektiv seinen Einfällen. Auf diesen aber, auf dem Episodischen, dem Anekdotenhaften beruht Heibergs Stärke und so scheint es denn nicht verwunderlich, dass seine letzten kompositionell gelungensten Arbeiten, wo dieser Fehler überwunden wird, die sonstige Frische vermissen lassen. Heiberg bildet eine Art Ergänzung zu Kretzer. Salonmäßig, ohne parfümiert à la Heyse zu werden, nicht ohne eine gewisse weltmännische Gewandtheit vertuschelnder Schönfärberei, spielt er als ein Uebergang zu dem knorrigen Elementarismus der eigentlichen Realisten eine bedeutsame Vermittlerrolle.

An ihn in erster Linie lehnt sich der Mann an, dessen neuste Arbeit uns hauptsächlich zu dieser vergleichenden Schematisierung verleitete. Detlev Freiherr v. Liliencron hat sich zumeist als Dramatiker versucht; nicht ohne Glück. Denn sein sprühend lebhaftes Naturell befähigt ihn, lebendige wirkungsvolle Szenen aneinander zu reihen; doch grade das, was den wahren Dramatiker macht, worin Wildenbruch Muster und Meister: straffe Spannung des Konflikts und zielgerechter Aufbau, versagt bei ihm völlig. Die „Handlung" allein macht noch kein Drama. Auch vergriff er sich in seinen Stoffen, ganz abgesehen von dem öden Jamben-Epigonentum der Auffassung. Wo er einen schüchternen Griff ins Realistische eines Gegenwart-Stoffes versucht, wie in dem unbedeutenden Zweiakter „Arbeit adelt", da klaffen die Lücken seiner Begabung noch trauriger. Dies nun möchte er gern verstecken durch das schillernde Kolorit seiner Sprache und tausend theatralische Kinkerlitzchen. Wer sich davon recht überzeugen will, der lese sein „Trifels und Palermo", wo er doch die geistige Vorlage des Romans „Der Nibelungen

Not“ klar vor Augen hatte. Die ideenlose Sinnlichkeit seiner stets ins Theatralische schweifenden Bildmäßigkeit verflüchtigt sich hier sogar bis zur unfreiwilligen Komik, wie in der Erzählung von Kaiser Heinrichs Heldentat, der sich seine Feindin Sybilla allerhöchstselbst von einem Elephanten in der Schlacht herunterholt! Weil er Heinrichs geistige Größe nicht zu schildern vermag, muss er ihm zu einem Circusreiter à la Murat umwandeln. Stets Theatraliker und Kolorist, entbehrt er aber dabei keineswegs einer wirklichen Anschaulichkeit, einer gewissen rauhen Leidenschaftlichkeit, welche einzelnen Partien einen energischen Nachdruck verleiht. Die markige bildereiche, wie alles bei Liliencron auf den Effekt berechnete, Sprache wirkt jedoch manchmal schwulstig und gequält, weil er an ihr zu viel herumdrechselt. Denn als höchstes Ideal schwebt ihm ja stets die schöne Form, das virtuose Schönreden vor.

Hier ergötzt den Psychologen ein physisches Gesetz. Liliencron, obschon durch manche Stürme hin und hergerüttelt, verleugnet nie den früheren Offizier und die hocharistokratische Erbschaft des holsteinischen Feudalgeistes. Wie im Leben, wird auch in der Kunst dem geborenen Aristokraten stets die Form als Höchstes vorschweben. Liliencron bewundert den großen Pseudo-Dichter Graf Platen über Alles. Das hat sogar seiner Lyrik geschadet, in welcher seine eigentliche Bedeutung liegt. Im Ganzen aber begegnen wir hier, neben einer pikanten Junkerlichkeit, einer unverwüstlichen Natürlichkeit des Ausdrucks, welche im wahrsten Sinne des Wortes als realistisch wirkt.

Diese lyrische Form- und Stimmungsbegabung ist es, welche auch seinen Prosaarbeiten eine Eigenart verleiht. Schon in „Sommerschlacht“, einer Sammlung von Skizzen ohne besonderen novellistischen Wert, fanden sich einzelne Partien von zarten lyrischen Schmelz. In seinem vorliegenden Roman „Breide Hummelsbüttel“ streut er verschwenderisch eine Fülle lyrischer Momente aus, streut sie in die Handlung ein, so dass man sofort merkt, wie nicht das Epische, sondern immer das lyrisch Stimmungsvolle auch in der Prosa ihn reizt. Die eigentliche Charakteristik macht nur unsichere Tastversuche, während einzelne Detailzüge wohlgelungen erscheinen. Die Erzählung bewegt sich in aphoristischem Andeuten und streift manchmal an „Drückebergerei“. Von einer Vertiefung nirgends eine Spur, die psychologische Entwickelung wird stets als etwas schon Vollzogenes gegeben. Die Handlung zeugt von fadenscheiniger Dürftigkeit der Fabulirung. Nebenbei scheinen viele Vorgänge ganz unvermittelt und widersprechend, so z. B. fordert Breide den Henning nicht einmal auf die fürchterliche Beleidigung „Hurensohn“; so kann aus der Baronin Heilwig, wie sie uns im Anfang nägelputzend erscheint, nie und nimmer ein solches Musterweib werden.

Ein Musterweib, ja! Heibergs „Vornehme Frau“ (an die übrigens die ganze Schulden-Geschichte erinnert) hat Schule gemacht. O Heilwig, o Wulfhilde! Wir können das Buch unbedenklich jeder Dame empfehlen, um so mehr unser ritterlicher Sänger dem deutschen Weibe so feinfühlige Komplimente sagt. Nun, er muss es wissen. Ueberhaupt, wie steckt doch die Welt voll biederer Menschen! Wir merken's nur nicht. Heibergs wundersamer Kammerdiener Tibet wird von Liliencrons Kammerdiener Kramer noch übervornehmt. Gott, und dieser Graf Heesten — was für ein Mann! Ueber „Die Revolution der Litteratur“ spricht er wie ein Buch! Am Schluss verheißt uns sogar der edle Lord, dass er den jungen Baron Breide in die frische Strömung der neuesten deutschen Litteratur einführen werde. Man wird Kamerad Liliencron um die Adresse des Grafen Heesten ersuchen; vielleicht stellt er uns auch dem jungen Baron vor. Denn, Donnerwetter, solch ein angehender Mäcen mit 900,000 Mark Einkünften (drunter tut er's nicht) verlangt entschiedene Huldigung von einem Dichter deutscher Nation.

Es gehört zum „guten Ton“ eines Mannes der „guten Gesellschaft“, dass er Jedermann möglichst viel Verbindlichkeit sage. Man muss sich beliebt zu machen wissen. Liliencron bewährt auch hierin den besten Ton. Sein Graf Henning (der logischerweise seiner Zeichnung nach nie etwas Belletristisches in die Hände bekommen haben müsste) schreibt einen Dankbrief an Dr. Franz Hirsch ob dessen — Litteraturgeschichte! Baron Breide singt unbewusst Lieder seines Standesgenossen Liliencron! Ja, am Schluss wirde Breide vom Dichter bedauert, dass er nicht das hübsche Gedichtchen eines gewissen Jüngstdeutschen kenne! Liliencrons Selbstverleugung geht so weit, dass er einer nur auf ein paar Minuten auftauchenden Nebenperson, einem jungen Bräutigam, eins seiner eigenen Lieder unterschiebt!

Doch all diese Ueberflüssigkeiten sind nicht zufällig. Sie sollen mit dazu dienen, über die Armut des Inhalts sanft hinweg zu täuschen. Liliencron hat ein reichbewegtes Leben hinter sich, wie wohl Wenige. Daher strotzt er von reifen und scharfen Beobachtungen weltmännischer Erfahrung. Diese schalten und schachteln sich ganz von selber in die Erzählung ein, um die allzu langsam rollenden Räder der Fabel etwas zu schmieren und die Lücken zu stopfen. Denn an eigentlicher Gestaltungskraft mangelt es doch gar sehr.

Der hier und da sichtbare Ansatz zu aufbauender Komposition erlahmt immer wieder. Ein loses Bündel mühsam zusammengeschmeißter Genrebilder und Stimmungen.

Liliencron wird wohl kaum je einen Roman schreiben können, da er doch eigentlich so gar nichts zu sagen hat. Viel eher mögen ihm glatt ciselirte Novellen à la Storm gelingen, welchen er mit Lenaus Versen ansingen darf:

„Den ich höchst als Meister ehre.“

Darin liegt Liliencrons Beschränktheit für immer beschlossen. Er wird stets ein blaublütiger Form-Mensch bleiben.

„Breide Hummelsbüttel“ ist meisterlich geschrieben — um das Unwesentlichste zu berühren, worauf unsre kümmerliche Zeit das Hauptgewicht legt. Episodischer Poet durch und durch, entrollt Liliencron eine Reihe liebenswürdiger Episoden. Der unbedeutende Inhalt bildet eine, im anmutigen ungezwungenen Weltton mit den angeboren feinen Manieren des Aristokraten geführte, Plauderei. Das Können im technischen Kunsthandwerk: ausgezeichnet — das Wollen in dichterischer und künstlerischer Anschauung Null.

Jede Sprache ist wie ein lebendiger Körper: sie wächst sich aus, sie verändert sich, blüht und erstarrt endlich, ja sie stirbt sogar; redet man doch mit Recht von toten und lebenden Sprachen. Wer im vollen Strome der Gegenwart steht, merkt wenig von diesen Veränderungen; dem Forscher sind sie bekannt. Noch vor dreißig Jahren pflegte man anstatt zutunlich zutuerisch, ja zutätig zu sagen; heute sind diese Ausdrücke veraltet. Niemand kennt mehr das Wort Wedde für Strafe, Geldstrafe; niemand würde mehr sagen können, was Sekret und Sekretfeger bedeutet. Diese Worte haben längst andern Platz gemacht. Und doch, was sind dreißig Jahre im Leben einer Sprache! Mehr noch als das Deutsche hat das Englische wunderbare Verschiebungen von Wortbedeutungen aufzuweisen. Saucer hieß früher Sauciere, jetzt ist es indes eine Untertasse; die Sauciere heißt dagegen jetzt sauce-tureen oder sauce-boat; ist sie aber mit zerlassener Butter gefüllt, so nennt man sie butter-boat. Saucisse ist kein Würstchen, sondern eine Pulverrolle zum Anzünden einer Mine. Solcher Beispiele lassen sich unendlich viele anführen; sie zeigen, wie sich die Sprache eigentümlich bildet; sie zeigen aber auch, wie rasch Wörterbücher veralten müssen, wenn sie nicht beständige Umarbeitungen erleben, was leider infolge der Einführung der Sterotypen oft nicht genügend der Fall ist. Da bietet denn ein ganz neues Buch die beste Gewähr, dass es der Jetztzeit angemessen ist: ein solches ist das „Neue Konversations-Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache von Wilh. Dunker und Dr. W. Ulrich,“ welches soeben im Verlage von Herrcke & Lebeling in Stettin erschienen ist. Eine bei Lexiken ungewöhnlich große Schrift ist eine gleichfalls gute Empfehlung des Buches, das eine Unmenge von neuen Wörtern bringt, die noch kein Wörterbuch enthielt. Wir können dieses Buch, das in jeder Buchhandlung zu haben ist, den Englisch Studierenden nur warm empfehlen.

Die soeben erschienenen weiteren 10 Bändchen (2231—40) der Reclamschen Universalbibliothek werden eröffnet mit „Heines Buch der Lieder“, vervollständigt herausgegeben von O. F. Bachmann (2231—32), daran schließen sich „Ciceros Ausgewählte Reden“ aus dem Lateinischen von Dr. Rähse (die erste und zweite Philippische Rede, 2223), „Ein Kuss“, Plauderei in einem Aufzug, „Ritter Blaubart“, Lustspiel in einem Aufzug von Max Bernstein (2234), „Die Schlinge des Schicksals“, Drama in fünf Aufzügen nach dem Russischen des Nicolaus Potjécbin von Ludwig Stein und S. Markós (2235), „Die schwarze Tulpe“, historischer Roman von Alexander Dumas, deutsch von H. Meerholz (2236—37), „Griechisches Feuer“, Lustspiel in drei Aufzügen von Oskar Justinus (2238), „Lebende Bilder“, zur Darstellung im häuslichen Kreise eingerichtet von Henriette Kühne-Harkort (2239) und zum Schluss „Die Gebieterin von St. Tropez“, Schauspiel in fünf Aufzügen, frei nach dem Französischen des Anicet-Bourgeois, für die deutsche Bühne bearbeitet von Demetrius Schrutz (2240). (Leipzig, Th. Reclam jun.)

„Sphinx." Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage, herausgegeben von Dr. Hübbe-Schleiden in Th. Griebens Verlag (L. Fernau), Leipzig. Märzheft 1887. Inhalt: Der Hypnotismus in Frankreich. Von Max Dessoir. — Verzeichnis der neuesten Litteratur über Hypnotismus und verwandte Erscheinungen. — Majari-Ruga. Von Dr. Carl du Prel. — Das zweite Gesicht bei den Westfalen. Von Dr. jur. Ludwig Kuhlenbeck. II. Beurteilung des Tatsachenmaterials. — Warnende Wahrträume, mitgeteilt und besprochen von Albert von Notzing. — Der Prosseuer Mann, ein Seher des achtzehnten Jahrhunderts. Von Johann S. Haussen. — Die hypnogenen Mittel. Von Gustav Gessmann. — Kürzere Bemerkungen. Missbrauch des Hypnotismus. — Einbildungkraft. Macht des Gemütes. — Die transcendentale Psychologie der Aegypter. — Todesvorzeichen im 16. Jahrhundert. — Die Kirchenväter über den Vegetarismus. — Geistige Selbstständigkeit.

Von „Englische Sprach- und Litteraturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts", herausgegeben von Prof. Dr. Karl Vollmöller, liegt uns Lieferung 4 vor. Dieselbe hat zum Inhalte „Euphues" the anatomy of wit von John Lyly, mit Anmerkungen versehen und veröffentlicht von Dr. Fr. Landmann.

Die Collection of british authors (Tauchnitz edition) enthält in Bd. 2441/42 eine vortreffliche Erzählung „Spiders of society" von Florence Marryat. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Eine beachtenswerte Broschüre „Antiqua oder Fraktur" von Ernst Knebel hat vor Kurzem die Verlagshandlung Franz Axt in Danzig herausgegeben. Das Schriftchen dürfte gewiss berufen sein, das Seinige zur Lösung dieser Frage beizutragen.

In der internationalen Buchhandlung von Karl Beck in Athen hat Dr. Clon Stephanos ein Werk veröffentlicht unter dem Titel „La Grèce au point de vue naturel, ethnologique, anthropolique, démographique et médical" das gerade in der jetzigen Zeit zu lesen jedem Gebildeten zu empfehlen ist.

„Les phénomènes affectifs et les lois de leur apparition" essai de psychologie générale" von Fr. Paulchan bildet den neuesten Band der von der Verlagsbuchhandlung Felix Alcan, Paris (108 Boulevard St. Germain) herausgegebene „Bibliotheque de philosophie contemporaine."

„Die Schule des Lebens." Ein Brevier für Weltleute. Herausgegeben von Dr. Karl Munding. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart. Zwei kulturgeschichtliche Perioden sehen wir heutzutage ineinander fließen, und eine dritte wird aus dieser Vermischung hervorgehen: Idealismus und Pessimismus kreuzen sich, und das Resultat ist eine realistische Zivilisation, deren Formen bereits im Werden begriffen sind. Auf diesem Grundgedanken basiert obiges Werk, das erste Handbuch einer positiven Lebenskunde im Sinne der modernen Weltanschauung, ein Brevier für Menschen, welche im Strome des Lebens schwimmen und sich behaupten müssen, falls sie nicht gewillt sein sollten, sich ohne Widerstand von den Wellen verschlingen zu lassen. Im engen Anschluss an die „Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunst" nach Lord Chesterfields „Briefen an seinen Sohn", welche Dr. Munding vor Jahresfrist mit großem Erfolge zur Veröffentlichung brachte, entwickelt derselbe in diesem neuen Werke eine Wissenschaft vom Leben, welche auf der Erfahrung beruht, eine Lebenskunst mit bestimmten Grundsätzen, die auf der ehernen Basis der Wirklichkeit und Wahrheit aufgebaut sind. Das Buch ist eine in scharfen Zügen gegebene praktische Weltanschauung mit der entschiedenen Tendenz, einerseits die Erkenntnis und andererseits das größtmögliche Glück und Wohlbefinden des Einzelnen zu fördern.

Die „Bibliothek für moderne Volks- und Staatenkunde", eine anerkannt ausgesprochene Spezialität, erfreut sich seit den drei Jahren ihres Bestehens einer allgemeinen guten Aufnahme in der Leserwelt. In dem bereits im Erscheinen begriffenen vierten Bande schildert der Herausgeber H. Neelmeyer-Vukassowitsch das große Kaiserreich „Russland"; es liegen bereits vier Lieferungen von dem neuen Bande vor und werden wir später nach Komplettierung des Werkes noch einmal darauf zurückkommen.

Unter den Werken deutscher Autoren, die in letzter Zeit wieder von den Holländern zu Nachdruckszwecken annektiert worden sind, befindet sich auch Dietericis orientalischer Roman „Mirjam" (Verlag von W. Friedrich in Leipzig). Der Roman wird in holländischer Uebersetzung bei S. u. W. N. van Nooten in Schoonheven erscheinen. — Auch von Walloths neuestem Roman, „Aus der Praxis", der eben erst bei W. Friedrich in Leipzig erschienen ist, befindet sich bereits eine holländische Uebersetzung in Vorbereitung.

Unter dem Titel „The Open Court" erscheint seit dem 17. Februar c. in Chicago ein neues, gediegen ausgestattetes „Fortnightly Journal", welches „der Begründung der Moral und Religion auf wissenschaftlicher Basis gewidmet" ist. Die Eröffnungsnummer, mit interessanten gemeinverständlichen Artikeln sozialwissenschaftlichen, politischen, ethischen, religiösen, philosophischen und allgemein-litterarischen Inhalts, berechtigt zu den besten Hoffnungen für den Erfolg der Zeitschrift. (Adresse des Redakteurs: B. F. Underwood, Esq., P. O. Drawer F. Chicago, Illinois, U. S. A.)

Erschienene Neuigkeiten.

„Schlaglichter zur Volksbildung" von Eduard Sack. Heft 5. — Nürnberg, Wörlein & Komp.

„Europäische Wanderbilder." Lugano und die Verbindungslinie zwischen den drei oberitalienischen Seen. Von J. Hardmeyer. Mit 55 Illustrationen von J. Weber und vier Karten. — Zürich, Orell Füssli & Komp.

„Wiener Humor." Heft 21. Sammlung von meist neuen Vorträgen für Damen und Herren, herausgegeben von C. A. Friese. — Wien, Moritz Stern.

„Der Urgemütliche." Heft 6. Heitere Vorträge in Prosa und Poesie. — Wien, Moritz Stern.

„Von der Ostsee bis zum Nordcap." Lieferung 5|8. Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen von Ferdinand Krauss. — Neutitschein, Rainer Hosch.

„Universalbibliothek der bildenden Künste." Lieferung 10/15. à Lieferung 20 Pfennige. Mit Illustrationen. — Leipzig, Bruno Lemme.

„Nordens historie" von N. Bache. Heft 51/52. — Kopenhagen, Verlagsbüreau.

„Nordisk Konversations-Lexikon." Heft 43/47. — Kopenhagen, Verlagsbüreau.

„Dahns Kampf um Rom." Eine Kritik von Oskar Klein. — Hagen i. W., Hermann Risel & Komp.

„Aus dem geistigen Leben des Egerlandes." Ein Ueberblick über die neueste Litteratur desselben von Alois John. — Eger, Selbstverlag des Verfassers.

„Orts-, Flur- und Waldnamen des Kreises Thaun im Oberelsass" von Dr. Bruno Stehle. — Straßburg, R. Schultz & Komp.

„Kornblumen." Gesammelt auf der Dichter Aehrenfeld. Blumenlese von Sinn- und Denksprüchen auf jeden Tag des Jahres von Anton Kohler. — Nördlingen, Th. Reischle.

Französische Neuigkeiten.

„La vie militaire" von Charles Leser. Mit einer Vorrede von Jules Claretie. — Paris, Berger-Levrault & Cie, 5 rue des beaux arts.

„Melchior Grimm." L'homme de lettres — le factotum — le diplomate avec un appendice sur la correspondence secrète de métra von Edmond Scherer. — Paris, Calman Levy, rue Auber 3.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt über die von Eugen Wolff und Leo Berg herausgegebenen „Litterarischen Volkshefte", gemeinverständliche Aufsätze über litterarische Fragen der Gegenwart, bei. Die unter Mitwirkung bekannter Autoren, wie Georg Brandes, Heinrich Bulthaupt, Moritz Carrière, M. G. Conrad, H. und J. Hart, Wolfgang Kirchbach, M. Koch, M. Lazarus, Ad. Stern etc. erscheinenden Hefte (Verlag von R. Ecksteins Nachfolger, Berlin) durchaus allgemein verständlich gehalten, dürften wohl das Interesse des gebildeten Publikums in Anspruch nehmen.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Humoristika und Novellen heiteren Genres von namhaften Autoren, wenn auch bereits in Zeitschriften erschienen, werden für Buchverlag gesucht.

Anerbietungen durch Herrn **Fr. Förster** in **Leipzig,** Querstrasse No. 19 erbeten.

Soeben erscheint:

Antiqua oder Fraktur?

von **Ernst Knebel.**

Preis 50 Pf.

Der Verfasser betont, daß die **Doppelwährung in der Schrift** nicht nur ein **Hemmnis für unsern internationalen Verkehr ist,** sondern auch ihren **Teil an der Ueberbürdung der deutschen Schuljugend hat.** Vorstehende Broschüre wird daher nicht verfehlen, in den weitesten Kreisen Aufsehen zu erregen. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen, sowie gegen Einsendung des Betrages die Verlagshandlung

Danzig. Franz Axt.

!! Bedeutende Preisermässigung !!

Eckermann's Gespräche mit Goethe.
3 Bde. 5. Aufl. (Originalausg. Brockhaus).
Statt 9 M. für 3 M.
In 3 Prachtbänden **M. 4.—**
H. Barsdorf, Buchhandlung in **Leipzig.**
Bibliotheken und einzelne Werke kaufe stets bar.

Ueberall vorräthig:



von **Hermann Heiberg.**

broch. M. 3 —, fein geb. M. 4 —

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandl., Leipzig.

In Kurzem erscheint:

Neu-Decameron. Zehn Novellen von **Dr. Märzroth.**

Ein Band Oktav, beste Ausstattung. Preis M. 3.—

Dr. Märzroth, dem deutschen Lesepublikum durch seine humorvollen Geschichten in den „Fliegenden Blättern" längst ein alter, lieber Bekannter, bietet uns hier eine Reihe von charakteristischen Genrebildern aus dem österreichischen Volksleben. Der gemüthvolle Ton und der herzerquickende Humor, von dem das ganze Büchlein durchweht ist, müssen Jeden fesseln, der sich an einer launigen und doch dabei gemüthreichen Lectüre erfreuen will.

Von demselben Verfasser erschien:

Alt-Wien. Bilder und Geschichten.

Mit illustriertem Umschlag. 8. Preis Mark 2.—, fein gebunden Mark 3.—

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Im Verlage von **W. Spemann** in **Berlin** und **Stuttgart** ist erschienen:

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1887,

herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Neunter Jahrgang. 8. Preis gebunden 5 M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ferner erschien im gleichen Verlage:

Berlin.

I.

Der Zug nach dem Westen.

Roman von **Paul Lindau.**

5. Auflage.

Die Kritik spricht sich einstimmig über die Vorzüglichkeit des Romans aus.

Preis broch. M. 6.—, eleg. geb. M. 7.—

H. Georg, Éditeur à Bâle.
Vient de paraître:

H.-F. Amiel.

Fragments d'un journal intime
précédés d'une étude
par
EDMOND SCHERER.
Cinquième édition revue et augmentée.
2 vols in 12. frcs. 7,— = Mark 5,60.

Ueberall vorräthig:

Revolution der Litteratur

von

Karl Bleibtreu.

Zweite vermehrte Auflage.
Preis broch. M. 1.50.
Verlag von Wilh. Friedrich, Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Russland und England

von

E. von Ugény.

brochiert Mark 3.—, gebunden Mark 4.—

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Die Gesellschaft.

Monatsschrift für Litteratur und Kunst.
Herausgegeben von
Dr. M. G. Conrad.
Preis pro Semester (6 Hefte) 5 Mark.

Zu einer der originellsten und interessantesten Revuen Deutschlands hat sich die „Gesellschaft" Monatsschrift für Litteratur und Kunst entwickelt. Ihr Begründer und Herausgeber Dr. M. G. Conrad in München hat einen Stab der hervorragendsten Schriftsteller deutsch-realistischer Richtung um sich geschaart, und bietet so auch dem anspruchvollsten, geistig höchstgestellten Leserkreis eine Fülle anregender und unterhaltender Lektüre.

Das soeben erschienene **dritte Heft** hat folgenden Inhalt: **Porträt von Detlev von Liliencron.** Zwischenakts-Politik von **M. G. Conrad.** Zur Frage der deutschen Zeitschriften von **Gerhard von Amyntor.** Nächtlicher Angriff. Skizze von **Detlev von Liliencron.** Schiller und Charlotte von Kalb von **Richard Weltrich.** Unser Dichteralbum mit Beiträgen von: **Detlev von Liliencron, Hermann Conradi, Heinz Osser, Karl M. Heidt.** Leben und Tod. Novelle von **Franz Wichmann.** Aus meinem Leben. Selbstbiographie von **Detlev von Liliencron.** Die deutschen Fehler der Siebenbürger Sachsen von **Karl Bleibtreu.** Detlev von Liliencron. Ein litterarisches Bild von **Johannes Schlaf.** Aus der Kulissenwelt (Berliner und Münchner Theater) von **Leo Berg** und **M. G. Conrad.**

Heft 2 enthielt: Das Porträt von Gerhard von Amyntor, und Originalbeiträge von: M. G. Conrad, Gerhard von Amyntor, B. von Suttner, Ernst von Wolzogen, Wilhelm Walloth, Carl Moot, Karl Bleibtreu, H. v. Reder, Wilhelm Idel, Otto Erich, Arthur Zapp, Karl Proell, Peter Hille, Erich Stahl. — **Heft 1** enthielt: Das Porträt von Hermann Heiberg, und Originalbeiträge von: M. G. Conrad, Heinrich von Reder, Ferdinand Avenarius, Detlev von Liliencron, M. E. delle Grazie, B. von Suttner, Fritz Hammer, Karl Bleibtreu, Hermann Heiberg, Erich Stahl, Paul Dobert, Ulrich Frank.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und durch die Post

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von Richard Eckstein's Nachfolger (Hammer & Runge) in Berlin.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 13. Leipzig, den 26. März. 1887.

Unsere verehrten Leser werden an die schleunige Erneuerung des Abonnements ganz ergebenst erinnert, da sonst Verzögerungen in der Bestellung unvermeidlich sind.

Leipzig. Die Verlagshandlung des „Magazins".

Inhalt:

Der Seelenkult.

Von Franz Held.

Die Todtenverehrung (auch in Bezug auf Todtgeborene!) bei litterarischer Wertschätzung grassiert bekanntlich schreckenerregend im kunstpfaffengläubigen, deutschen Publikum. Sowohl Dichter, wie Stoffe müssen verstummt und verschollen sein, um Anklang zu finden, um allzugänglich zu werden. Da gilt's für die lebfrische Litteratur, mit allem Trotz dem Rechte der lebenden und lebendigen Dichter Anerkennung zu erzwingen. Da wär's in Hinsicht auf die Stoffe ratsam, eben um dieser Anerkennung willen dem starken historischen Zuge sowohl der deutschen Eigenart, wie unseres Zeitgeschmacks möglichst entgegenzukommen. Ja, ich wage ihn, den ketzerischen Ruf nach historisch-realistischer Poesie! All die Antiquitätenbörsenritter kann man nur auf ihrem eigenen Turnei- und Tjostsand aus dem zierlichen Stegreif heben. Sie selbst fuchteln mit stilvollen Theaterblechschwertern. Aber im rostbraunen Haideboden wüstgewaltiger Urzeit, den sie als französisch zugestutzten Park darzustellen belieben, schlummern sieghaft wuchtige Notungsklingen! Also krasse, klobige Beschwörung der Blutzeiten, wo der noch unfertige Mensch den vollentwickelten Tiergeschlechtern gegenüber in der Lage eines vierten Standes war! Vom heutigen Ringkampf des Arbeiters mit dem gähnenden Hungerlindwurm will man nichts hören. Denn das könnte die Verdauung des satten Ichs hemmen. So entrolle der Poet den Einbruch eines auf Wurzelfund beschränkten Vegetarier-Stammes in die Höhlen der ein wenig besser genährten und deshalb waffenschwächeren Nachbarhorde! Mit ihrem warmen, weichlichen Blut muss sie ihn stillen, den Raubtierinstinkt der hungerfröstelnden, bittern Kraft, muss einen Kulturfortschritt der stärkeren Rasse mit Einbuße ihres Lebens ermöglichen. Und der Poet lasse die elementare Vehemenz des noch durch keinen Schulstaub versandeten Leidenschaftsstroms brausen und wüten, als eiskalte, nervenstählende Douche für unsere erschlaffte Pedantenzucht. Und um die Heiligung des Althergebrachten, den Konservativismus in Diplomatenfrack, Uniform, Talar als lächerlich anmaßend zu geißeln, enthülle er genialisch frech die höchst irdischen, erdigen, kotgenährten Wurzeln der schier in den Himmel gewachsenen Bäume!

Die Entstehung des Geisterglaubens bedeutet für die Menschheit wegen der ihm entquollenen grässlichen Wahnfratzen und duftigen Sehnsuchtsharmonien die Geburt ihres guten und bösen Prinzips in ein und derselben Wiege. An diesem Kardinalgriff will ich für heute die Kleinodientruhe der Urzeit anpacken, um sie dem Gesichtskreis dichterischer Schatzgräber näher zu rücken.

Die Forschung über Werden und Wesen der Urreligion hat sich von der philosophischen Betrachtungsweise, deren Hauptvertreter Feuerbach um die Mitte der vierziger und fünfziger Jahre war, neuerdings abgewandt und betrachtet nun die Frage genetisch, ausgehend von archäologischen und ethnographischen Gesichtspunkten und Materialien. In dieser neuen Richtung wirkte bahnbrechend Julius Lippert durch seine Darstellung des Seelenkults, den er als Grundlage der Religionsentwickelung für alle Zeiten und Völker evident nachwies.

Ueber die biblische Lehre von der Offenbarung Gottes an den ersten Menschen braucht wohl kein Wort verloren zu werden. Dem ersten Menschen konnte Gott die Religion ganz gewiss nicht offenbaren, höchstens dem zweiten. Denn der Ausgangspunkt der religiösen Entwickelung ist die menschliche Leiche. Also wie beim Eintritt in die ungläubige medizinische Wissenschaft war beim Eintritt in die Gottesgelahrtheit ein anatomisches Präparat erforderlich!

An Sterbefälle von blutsverwandten Mitgeschöpfen knüpfte der Mensch die ersten Reflexionen über den Zusammenhang der Dinge. Es waren dies allerdings sehr primitive Welterklärungsversuche, sie führten zur tollsten Gespensterfurcht, aber trotzdem baute sich so die Brücke von tierischer Dumpfheit zur elementaren Begriffsahnung. Denn ein Gespenst ist eine vom Körper mehr oder weniger getrennt gedachte Kraft, ein Begriff, wenn auch ein mit Vorstellungatomen noch stark verquickter Begriff. Der Tod ward die Wiege des geistigen Lebens. Ebenso ist's mit dem Irrtum, der die Wiege der Wahrheit war, ist und leider bleiben wird.

In seiner nackten Höhle barg sich der fellvermummte Urmensch vor tausend Schrecknissen. Gefräßige Elemente, gefräßige Tiere der Wildnis und nicht minder gefräßige Gattungsgenossen fletschten die riesigen Zähne nach seinem armseligen Leben. Er rang danach, vor diesem Heer von Plagen und Feinden einen Schutz zu finden. Selbstkraft war ein schlechtes Kampfmittel gegenüber der Wut elementarer Verheerungen oder urzeitlicher Ungetüme. Es mussten Bundesgenossen gesucht werden. Heutzutage gewinnt man lebende Armeen als Bundesgenossen und führt sie zum Tode. Damals weckte man die Todten auf, um sie in die Kämpferschaar einzureihen.

Solche Alliierte verschaffte widerwillig der schlimmste aller Feinde, der Tod, indem er der Horde die kräftigsten, rauflustigsten Kämpfer zuerst entriss. Das Ableben eines welken Greises, wenn in diesen mörderischen Zeiten überhaupt möglich, war dem Wilden nicht anstößig. Sah er doch auch den morschen Baum, der lang seine Hütte überragt hatte, unter der Macht des Sturmes stürzen.

Aber wundersam, schauerlich unfassbar erschien es ihm, wenn ein junger, kraftstrotzender Waidmann plötzlich durch den Schlag einer Bärenpranke in eine kalte, starre Masse verzaubert wurde. Dann sah er wohl im Traume, der ihm die Jagdschrecknisse des Tages widerspiegelte, den Todten leibhaftig an seiner Seite mit all der sonstigen gelenken Wucht die Streitaxt schwingen. Emporgefahren erblickte er halbwach die Leiche: sie ist nicht todt! musste sein schwaches Hirn ihn zu rufen zwingen, sie ist nur von ihrem Geist zeitweilig verlassen; dieser Geist, ja er wird in sie zurückkehren und bei der nächsten Jagd seinen Schild über mich halten! Siegesgewiss zog er aus, erlegte in Folge dessen den Gegner wirklich und glaubte nun fest an die Bundesgenossenschaft des Todten. Aus der Hebammenrolle, die der Traum bei der Geburt des Seelenglaubens spielte, erklärt sich auch das Schattenhafte der Geister, ihr schnelles Verschwinden, ihr phantastischer Aufzug. Der verstümmelte Zustand des erlegten Kriegers veranlasste wohl die Freiheiten, die sich Gespenster seit jeher im Märchen nehmen, so die Verwendung des herabgenommenen Kopfs als chapeau claque, der Arme als Prügel etc. Homers Hades trägt ein völlig traumhaftes Gepräge. Darum auch reden die Geister zu den Menschen nur im Traume, man denke an die Träume der Propheten, der Pythia, Loyolas, Richards III. Aber die neue Bundesgenossenschaft erinnerte an jene zwischen Löwe und Maus. Der Todte hatte weit größere Macht, wie der Lebende; denn er war unverwundbar und griff unvermutet an unter dem Tarnhelm seiner Unsichtbarkeit. Wie wenn er einmal seine Geisterfaust gegen seine lebendigen Bundesgenossen hob? Dieser Eventualität suchte man zuerst dadurch zu entgehen, dass man die Leiche, nachdem man durch ihre Beihülfe vor den Feinden Ruhe bekommen hatte, an möglichst entlegene Orte schleppte und sie dort der Fäulnis und den Geiern anheimfallen ließ. Traten trotzdem Unglücksschläge ein, regte sich also der Geist noch, so musste man darauf denken, sich auf eine bessere Art gegen die Uebergriffe des todten Schutzherrn zu sichern. Es lag nahe, dies mit dem Abgeschiedenen genau so zu versuchen, wie man es mit dem Lebenden zu halten gepflegt hatte. Der Herr der Horde erhielt, da er noch lebte, den Zehnten von allem Jagdertrag, die fettesten Braten aus den geschlachteten Feinden. Jetzt wusste man, wie der Todte satt und mild gestimmt werden könnte. Man opferte ihm Tiere und Menschen, legte wohl auch einen Trinknapf und im Winter ein wärmendes Fell auf den Felsblock seines Grabes nieder. Die Macht eines solchen Todten schwoll immer mehr an mit der wachsenden Zeitentfernung zwischen ihm und den Ueberlebenden. Denn um so schwächer wurde die Erinnerung an seine menschlichen Unvollkommenheiten, um so stärker das Vertrauen auf seine nun ja schon in so manchem Fall erprobte Waffenbrüderschaft.

Wenn man mit Hülfe des Geistes und aus

igener Kraft den feindlichen Stamm vernichtet, die wilden Bestien von der gerodeten Hüttenstelle in den Urwald zurückgejagt hatte, so blieb doch noch immer eine starke Unsicherheit zurück infolge des menschenfeindlichen Anpralls der Naturkräfte. Wie sollte man sich gegen diese wehren? Wegen ihrer Unsichtbarkeit und Unfasslichkeit ließen sich mit ihnen keine Bestechungsversuche anstellen. Alles war gewonnen, wenn man dem Strom und dem Sturm Speise und Trank zur Begütigung vorsetzen konnte. Aber der Strom schluckte gar zu viel Met und der rossfüßige Sturm blies den weißen Mehlstaub höhnisch in die schwarze Nacht. Halt! der Strom schluckte, der Wind blies — musste dann nicht hinter diesen Mächten ein Wesen stehen, das Kehle und Lungen besaß? Zu der Rolle eines Maschinenmeisters im Naturtheater war Niemand besser geeignet, als der mächtige Geist. Ihm konnte man Wellen- und Windeskräfte sehr wohl zuschreiben. Und damit stieg seine Macht ins Ungeheure. Jetzt konnte sein Zorn nur noch mit dem Blut von Menschenhekatomben gekühlt werden.

Dieser Seelenkult wird von Lippert sowohl archäologisch bei allen Kulturvölkern in ihrem Kindesalter, als auch ethnologisch bei sämmtlichen noch existierenden oder vor ihrem kürzlichen Untergang von Reisenden geschilderten Naturstämmen nachgewiesen.

So war das Opfer entstanden. Zunächst mag man wohl die Opferspeisen in die Grabhöhle des Todten scheu niedergelegt und dort dem vermeintlichen Nahrungsbedürfnis des Geistes, tatsächlich aber dem Verschwinden durch Fäulnis und Nagetiere preisgegeben haben. Bald aber fanden sich kluge, über ihrer Zeit stehende Leute, denen eine solche Vergeudung der besten Braten an Maden und Mäuse ärgerlich war. Dieselben nahmen den Haushalt des Geistes in ihre Hand. So entstand das Priestertum. Die Opferpriester, diese Hofküchenmeister des Todten, erfanden zur Befestigung ihrer Position einen mystisch verschnörkelten Zubereitungs- und Vorlege-Ritus der Opferspeisen, dessen Kenntnis sie von dem Todten in Visionen empfangen zu haben vorgaben. Der Geist, stark von Verdauungsgeschäften in Anspruch genommen, legte bald die irdischen Verwaltungsmühen in die Hände seiner Priester nieder. Diese wurden Feldherren und Aerzte, da der Geist Sieg und Gesundheit in seiner Macht hielt. Weil dem todten Häuptling die Schlichtung von Streitigkeiten zustand, schwangen sie sich zu Richtern auf Die Ueberlieferung des Opferritus an die folgende Generation machte sie zu Lehrern; zunächst nur in Bezug auf Kultgeheimnisse. Später aber erkannten sie in der Monopolisierung der gesammten Erfahrungen ihrer Zeit eine wirksame Stütze ihrer geistesaristokratischen Herrschaft.

Eine notwendige, logische Weiterbildung des Seelenbegriffs kam ihren Herrschaftsgelüsten prächtig zu Hülfe. Es war einleuchtend, dass gleich dem Häuptling auch dessen Untergebene eine Seele besitzen mussten, wenn auch eine Seele niederer Ordnung. Der Wunsch nach Unsterblichkeit war damals noch mächtiger, wie späterhin, weil das gehetzte Dasein meist ohne Auslebung jäh in einem Seufzer der Glückssehnsucht verwehte. So galt es für Jeden, bei Lebzeiten dafür zu sorgen, dass er in der Gruft nicht Mangel litte. Diese Mühewaltung übertrugen die Sterbenden ebenfalls den Priestern, indem sie diesen Kultvorräte zur Verfügung stellten. Dadurch wurden die Priester doppelt mächtig.

Ein Naturgeschlecht unter reichlichen Lebensbedingungen ist unbehelligt, aber auch ungesegnet von der janusköpfigen Sorge, die finster und gnädig zugleich blickt. Nun aber galt es, ein Kapital anzulegen, von dem man nach dem Tode würde zehren können. Misstrauen gegen die Enthaltsamkeit des Priesters ließen eine diesem zur Seite stehende Kontrolinstanz wünschenswert erscheinen.

Der älteste Sohn wurde zum Erben des für Kultzwecke gesammelten väterlichen Vermögens gemacht, mit der Klausel, dass er davon alle durch die Priester bezeichneten Bedürfnisse des Todten bestreiten müsse. So entstand das Erbeigentum und so verdichtete sich durch gegenseitige Interessennahme zwischen Vater und Sohn das Band der jedesmaligen Blutsverwandtschaft zur enggeschlossenen Generationen-Familie.

Noch unsere heutige Familie würde bei Aufhebung des Erbrechts auseinanderfallen. Die Religion hat die Heiligkeit des Eigentums und der Familie infolge dieser dunkeln Traditionen bis heute meist aufs Energischste verteidigt. Wie man immer über die Nützlichkeit des Erbrechts und der exclusiven Familie mit ihren Kehrseiten, der Sklaverei des erblosen Mannes, des familienlosen Weibes denken mag — zur Emporhebung der rohen Urmenschheit hat das Erbrecht durch Anspannung des Erwerbstriebes, hat das Familienleben durch Gemütsveredelung unendlich viel beigetragen.

Es ist noch ein langer Weg vom Seelenkult bis zum Monotheismus. Das Streben nach Kult-Zentralisation zum Zweck leichterer Beherrschung der Massen bewirkt durch Ausrottung der Stammgeisterkulte den Sieg des Henotheismus. Das ist der Kult einer Gottheit, die ein ganzes Volk umfasst. Doch lässt er den Glauben an die Existenz anderer Volksgottheiten bestehen, denen nur die Verehrung versagt bleibt. Indess auch unter den henotheistischen Religionen entbrennt mit dem Aufeinanderrücken der Völker ein Kampf ums Dasein. Der intolerante Welteroberer Monotheismus depossediert die toleranten und deshalb weniger gerüsteten henotheistischen Religionen. Aber wunderbar! Jede dieser von der gemeinsten Herrschsucht oder gar Gewinngier bewirkten Weiterbildungen des alten Wahns wird durch das verklärende Eingreifen herrlicher, messianischer

Geister zu einer neuen Schlackenbefreiung der Menschlichkeit. Das rituelle Speisegesetz wird in sanitärem Sinne umgedeutet, das rituelle Priesterlehramt wird zur Volksbildung, die rituellen Kultforderungen werden zum ethischen Gebot. Aus dem Menschenopfer des Priesters wird ein priesterliches Selbstopfer auf Golgatha. Das Genie ist die Lichtspur, welche die Erlösung bei ihrem Wandel über den dunkeln Erdball erquickend zurücklässt.



Juan de Arona.

Unter den peruanischen Dichtern ist der Autor, welcher sich mit dem Pseudonym Juan de Arona zu unterzeichnen pflegt, einer der bekanntesten und unstreitig auch der hervorragendsten. Sein Hauptvorzug besteht darin, dass er frei von dem Schwelgen in Gemeinplätzen, das in allen Produkten des spanischen Südamerika zu Tage tritt und dessen Lyrik so recht ausschließlich beherrscht, vor allem und in allem sich national zeigt. Natürlich in dem Sinne wie das in seinem Lande möglich ist, mit allen Tugenden und Schwächen, welche einmal das heutige Peru ausmachen. In keiner Weise lässt er sich mit einem Mickiewicz oder Petöfi vergleichen, in denen das Bewusstsein ihrer Nationen sich gleichsam verkörpert hat. Denn ein solches existiert streng genommen weder an den Ufern des Rimac, noch in dem ganzen, weiten Gebiete des alten Vizekönigreichs. Von einer Einheit der Rasse, der Bedürfnisse, der Ueberlieferungen kann dort fürs erste noch keine Rede sein, wie viel weniger von Gemeinsamkeit der Empfindungen! Gerade aber diese Zusammenhang- und Charakterlosigkeit mit ihren bald trivialen Bildern und sorglosen Freuden, bald düstern Reflexen und pessimistischen Reflexionen bildet den Grundzug in den Werken von Pedro Paz-Soldan y Unánue, sei es dass er in Naturschilderungen sich ergeht, oder den stillen Zauber des Landlebens feiert, oder das ereignislose Dasein der armen Neger und Mischlinge bis in die feinsten Züge kopiert oder die Geheimnisse der Stadt der Könige (ciudad de los reyes) vor uns entrollt. Schon um dieser Seite willen verdiente er Beachtung in weiteren Kreisen, selbst wenn seine glänzenden Geistesgaben ihm keinen Anspruch darauf gäben. Selten, sehr selten sind die hispano-amerikanischen Helden von der Feder, welche ihre Heimat anders als in patriotischem Ueberschwang feiern.

Geboren zu Lima im Jahre 1839 gehört Paz-Soldan einer Familie an, welche seinem Vaterlande eine Reihe hervorragender Pesönlichkeiten geschenkt hat: Mateo Paz-Soldan, den Verfasser der Geografia del Peru, Mariano Felipe Paz-Soldan, von dem der Atlas geográfico del Perú (Paris 1865), die Historia del Perú independiente (Lima 1868—74) und das Diccionario geográfico-estatistico del Perú (Lima 1877) herühren. Seine Kindheit verbrachte er auf dem väterlichen Landgute Arona, in dem reizenden Tal von Cañete gelegen, das er uns später in so innigen und ergreifenden Tönen besungen hat und dessen Name er sich in dankbarer Erinnerung beilegte. Dort atmete er zugleich mit der süßen Lust und unvergänglichen Kraft einer tropischen Natur, die alles von selbst giebt ohne die Schrecken der Unüberwindlichkeit, welche das Hochgebirge und das Innere des Kontinents bieten, den stillen Frieden und die Erhabenheit klassischer Bildung, zu der man ihn von früh auf anleitete. Beide Elemente bilden die Grundpfeiler seiner litterarischen Tätigkeit. Aus ihrer Vereinigung entsprang der wohlwollende Humor, der (gleichfalls eine Ausnahme im Lande der Conquista) über seinen Schöpfungen ausgebreitet liegt, und dem der satirische Zug, den manche einheimische Kritiker an ihm hervorkehren, ebenso untergeordnet ist, wie eine Laune des Augenblicks dem wirklichen Charakter. Niemals richtete er sein sprudelndes Talent gegen persönliche oder moralische Gegner, welche er in Wirklichkeit nicht besitzt. Und selbst wenn er die wahrlich zum Kampf herausfordernden gesellschaftlichen Zustände sich zum Augenmerk nimmt, verwandeln sich ihre klaffenden Abgründe, welche kernige Naturen zur gewaltsamen Umwälzung oder zur dumpfen Verzweiflung treiben, ihm unter der Hand in glänzende Antithesen und witzige Pointen. Ist er doch gerade darum so wohl gelitten von allen, welche die Musik ohne Dissonanzen lieben, d. h. von der überwiegenden Mehrheit aller Leser.

Und ist er nicht auch darin das treueste Abbild dieser südamerikanischen Republiken, in denen die unversöhnlichsten Gegensätze ungestört dicht bei einander wohnen und bei aller Gewaltsamkeit der Entwickelung das öffentliche und private Leben an seiner Oberfläche so ruhig erscheint, dass man es billigerweise langweilig nennen könnte! Giebt es einen treffenderen Ausdruck für all dies rätselhafte Treiben, als die Extravaganzen des Selbstporträts, das Juan de Arona in dem Gedicht „Los dias turbios" entwirft, oder die, welche jede Seite seiner „Poesias Peruanas" bietet!

Glücklicherweise waren seine Ziele höherer Art als auf dem Besitz seiner Väter ein patriarchalisches Dasein zu führen, und sein Talent bei der Pflege des Zuckerrohrs oder der Wahl der Zuchtstiere zu verschwenden. Von einem mächtigen Triebe erfasst, seinen Blick zu erweitern, verzichtete der junge Mann, der sich bereits durch einige Poesieen in den Tagesblättern der Hauptstadt rühmlich bekannt gemacht, auf alle jene harmlosen Freuden, um die „große Tour" anzutreten. Nicht ohne tiefe Wehmut gedenkt er in der Ferne zuweilen der schönen Fluren seines teuren Arona:

> Ein Jahr, ein langes Jahr ist hingegangen,
> Seit jenem bittren, kummervollen Tage,
> An dem mit übermüt'gem Flügelschlage
> Das Nest ich mied, das mich so traut umfangen.

Wem künd' ich nun mein brennendes Verlangen,
Ach! Niemand achtet hier auf meine Klage,
Wer tröstet mich, wer hört nur meine Frage,
In dieser fremden Welt voll Not und Bangen?

Du bist so fern, mein schönes Paradies,
Mein Glück, mein alles, was das Herz begehrt,
Und das so unbedacht ich von mir stieß.

Und ist mir auch dein Anblick jetzt verwehrt,
Im Geist trag' ich dich so, wie ich dich ließ,
Je ferner, um so mehr bist du mir wert.

Paris 12. April 1860.

Nachdem er in Paris litterarischen Studien obgelegen und den größeren Teil von Europa durchwandert, auch Griechenland, die Türkei, Kleinasien, Aegypten besucht, machte er sich wieder auf die Heimreise und landete im Hafen von Callao im Anfang des Jahres 1863. Als Beweis für seinen Studieneifer und zugleich als patriotische Gabe, brachte er ein in Frankreichs Metropole erschienenes Bändchen Gedichte mit, unter dem etwas gesuchten Titel: „Ruinen". Dieselben erregten damals durch ihre Originalität die Aufmerksamkeit des colombianischen Schriftsteller José Maria Samper, der sie unter dem Namen Juan de la Mina einer eingehenden Kritik unterwarf. Geradezu Sensation machte in weitesten Kreisen gleich beim ersten Erscheinen das burleske Gedicht, überschrieben „Die Weiber", das zwar keine eigentlich neuen Ideen entwickelt, aber durch seine grotesken Sprünge und seltsamen Aperçus überrascht.

Es ist kaum möglich in wenigen Worten eine Idee von dieser nach Stoff und Behandlung fremdartigen Sammlung mit ihren politischen Auslassungen, persönlichen Anspielungen und litterarischem Geplänkel zu geben. Wenn Manches darin den Stempel der Unvollkommenheit trägt, so darf zur Entschuldigung wohl das frühe Lebensalter angeführt werden, in welchem jene leichte Waare entstand. Nun ist Frühreife ja in südlichen Ländern nichts Ungewöhnliches. So sprang Minerva fertig gewappnet aus dem Haupte des Zeus, während das Genie eines Goethe oder Newton stetig und allmählich seine Werke reift. Dafür bleibt die geistige Entwickelung in tropischen Erdstrichen, ungleich der Entfaltung der umgebenden Natur, nur zu oft auf einer gewissen Stufe stehen. Hat nun auch Juan de Arona unbedingt späterhin noch große Fortschritte gemacht, so zeigen sich bereits in den „Ruinen" ebenso seine glänzenden Eigenschaften, wie seine Fehler, zu denen besonders seine beständigen Abschweifungen gehören, völlig ausgeprägt.

Seine Freunde haben die prickelnde Form, die er gerne wählt, mit Martial und Juvenal verglichen. Und doch liegt dem Peruaner nichts ferner, als der beißende Spott und das unerbittliche Richteramt der römischen Dichter; die ganze Macht seiner Feder liegt vielmehr ausschließlich in einer gewissen harmlosen Natürlichkeit. Z. B.

Don Fernando el presumido
Dijo —¿ Hacerme no podré
Literato i meter ruido?
Y yo respondíle —¡ Qué!

¡Literato! no Fernando;
Mas si meter ruido anhelas
Re es muy fácil —¿ Cómo? — Usando
Zapatos de cuatro suelas

(Don Fernando frug mich in seiner Aufgeblasenheit: Wie muss ich's anstellen, um mich zum Litteraten zu machen und Aufsehen zu erregen? Und ich erwiderte ihm: Litterat, Fernando, nein das kannst du nicht werden. Wenn du aber Lärm machen willst, nichts leichter als das. — Und wie? — Mit viersohligen Schuhen.) Eine Anspielung auf die Redensart: bribon de siete suelas, ein ausgemachter Spitzbube. Das ist kein attisches Salz, aber eine feine Selbstironie.

Bei aller Liebenswürdigkeit der Behandlung vermisst man Tiefe. Und dieser Mangel an Vertiefung macht sich um so fühlbarer, wo es sich um ernste soziale und politische Probleme dreht, wo Wohl und Wehe, Sein oder Nichtsein der Nation auf dem Spiele steht, wie in dem Büchelchen Sonette und Epigramme „Chispazos" benannt, das er unter der Scheinregierung von General Iglesias herausgab. Ein solcher Brand, wie der des letzten Krieges, der Gut und Ehre und alles verzehrt, ist wahrlich mehr als ein bloßer Funkenregen. Diese Ausstellung raubt der Darstellung im Einzelnen noch nicht ihr Verdienst. Und da diese Welt, zumal die sogenannte neue, einmal so eingerichtet ist, dass man entweder weinen und vor Kummer sich verzehren, oder aber lachen und Alles auf die leichte Achsel nehmen muss, hat unser Autor sicherlich nicht den schlechtesten Teil erwählt, wenn er jeder Angelegenheit ihr ridicule abzugewinnen weiß. Auch das vaterländische Element, das so recht der Nerv seiner Begeisterung ist, treibt ihn keineswegs zur Reaktion oder zur Revolution, was hier zu Lande ziemlich gleichbedeutend gilt. Da wo ein anderer seine Leier zerschlagen und das Schwert zur Hand genommen hätte, um Brust an Brust mit dem Uebel zu ringen, zieht er es vor seine wohlgeschnitzten poetischen Pfeile gegen dasselbe abzusenden, wie in der gleichfalls unter den jüngsten Kriegswirren entstandenen Broschüre: Vivir es defenderse! Dificultades de Basilio al traves de la vida limeña y diario de un pensador.

Eine dankbare Seite der „Ruinen", ist die, dass sie zum Bildnis des Verfassers manch treue Züge liefern. Ueberall erkennt man deutlich den Eindruck der Umgebung; wohlbemerkt, alle Stücke tragen Ort und Datum. So giebt sich in Valparaiso die Expansion des jugendlichen Gemütes kund, das zum ersten Mal auf fremdem Boden mitten in das Getriebe von Handel und Wandel sich versetzt sieht. In Rom facht der Anblick der stummtrauernden „Niobe der Völker" seine Liebe fürs Altertum zur Begeisterung an. In Paris reizt die imposante Größe des geistigen Mittelpunkts der lateinischen Welt seinen lebhaften Sinn

und einfache Moral zum Widerspruch gegen den Wirbel des modernen Babel; in Madrid endlich giebt ihm die Gemeinsamkeit der Abstammung, der Gewohnheiten und Ideen sein nach unserer Meinung vollendetstes Gedicht ein „Granada,“ in welchem der Donquijotismus, der trotz seiner Narrheiten einmal Amerika erobert hat, in graziöser Weise sich mit jenen Anschauungen vermählt, welche diesen Republiken zur Wiedergeburt verholfen haben. Da dasselbe in der Uebersetzung kaum etwas einbüßt, mag es hier in Prosa folgen.

Granada.

I.

„Aus Versehen oder mit Absicht oder sonst warum unterlässt der vielgefeierte Cervantes in seinem unsterblichen Werke uns einen Vorfall zu erzählen. Ohne dass ich so verwegen wäre, ihn verbessern zu wollen, was meinen schwachen Kräften wahrlich nicht anstünde, nehme ich mir heraus, dieses Abenteuer der Vergessenheit zu entreißen, in der Hoffnung den Beifall meiner Leser zu finden.

II.

Begleitet von seinem treuen Sancho, zog Don Quijote an einem klaren, frischen Morgen ohne bestimmtes Ziel umher. Beide mürrisch und verdrossen, weil keiner das geringste Anzeichen entdecken konnte von einer Gelegenheit, einen Waffengang zu machen oder sich den Magen zu füllen. Da, beim Himmel, steigt plötzlich unförmlich, unentwirrbar am Abhang eines malerisch gelegenen Berges, eine Häusermasse vor ihnen auf. „Ha, hier gilt's mit Mohren zu kämpfen,“ ruft frohbewegt der Held von der Mancha, indem er Rozinanten die Sporen eindrückt. „Was liegt mir daran!“ sagt Sancho leise, „wenn es nur etwas zu essen giebt.“ Während sie so sprachen, rückten Ritter und Knappe gegen die Masse vor; zu zweien Malen zogen sie rings herum, ohne dass sie zu ihrem Erstaunen irgend einen Eingang zur Stadt finden konnten.

„Eine Stadt ohne Thore ist ein Ding der Unmöglichkeit; dass diese aber keine hat, steht außer Zweifel. Wohlan, ihr erbärmlichen Feinde meiner Heldentaten, ihr niedrigen Betrüger, ihr gemeines Volk arglistiger Zauberer; ich merke wohl, dass eure Wut mir einen neuen Fallstrick gelegt hat. Für meinen starken Arm warst du bestimmt, du glänzendste aller meiner Taten!“ So sprach der sinnreiche Junker; dann hielt er einen Augenblick inne, und fest entschlossen mit Schwert oder Lanze sich einen Weg zu bahnen, erhebt er sich in den Bügeln, lässt das Visir vor, setzt die Lanze ein und empfiehlt sich mit frommem Mut seinem Gott und seiner Dame. Hinter der Lanze drein, deren eiserne Spitze alle Hindernisse wegräumt, stürzt er sich keuchend und mit Staub bedeckt auf das grause Gemisch. Dicht nach seinem Herrn dringt der Schildknappe vor, und erweitert die Bresche mit seiner wuchtigen Faust und seinem umfänglichen Wamst.

III.

Außer sich vor Freude gerieten die Granadiner, als sie dies bemerkten. Sie veranstalteten in Eile Feste, Turniere und Tanzbelustigungen, und läuteten alle Glocken zusammen. Der Stadtrat, den man berufen, netzte mit aufrichtigen Zähren der Dankbarkeit die Füße des Helden und beschloss einstimmig, dem ruhmreichen Ritter von der Mancha, dem Wohltäter Spaniens, eine Statue zu errichten, auch Don Sancho nicht zu vergessen, dessen stattlicher Figur sie die Entstehung verschiedener Plätze verdankten. Also bestimmte man im Einzelnen . . . Doch wozu das alles erzählen, lieber Leser? Genug, dass seit mit Faust und Waffen, mit Hieben und Stößen die Straßen und Plätze Granadas erweitert wurden.“

Die Heimkehr von der Wanderung brachte eine herbe Enttäuschung mit sich. „Umsonst“, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „suchte er nach dem trauten Sitz seiner Vorfahren, nach dem schönen Eden, aus welchem er sich selber freiwillig verbannt hatte. Seine sonst so klugen Hunde schienen ihm nun fremd und verwildert, seine Pferde störrisch und die ganze Natur stumm und leer. Die Zeit hatte ihre Spinngewebe überall aufgehangen, die Felder verwüstet, die Wohnungen zerstört. Unter diesem Eindruck fühlte er sich im Augenblick mehr dazu berufen, den Mephistopheles in der Stadt als Juan de Arona auf dem Lande zu spielen, und verlegte also sein photographisches Atelier von Cañete nach Lima. Mit dem Wohnort vertauschte er aber noch nicht seine Seele. Vielmehr getreu dem Schiller'schen Wort:

> Was unsterblich im Gesang soll leben,
> Muss im Leben untergeh'n,

reifte damals in ihm die Idee zu dem Mosaik von Kompositionen mannigfachster Art, die er unter dem Titel „Poesias Peruanas“ oder „Cuadros y episodios peruanos“ 1867 herausgab.

In diesem Buche zeigt sich sein Talent, das an die Uebertreibungskunst eines Fischart erinnert, in vollster Entfaltung. Alle Grenzen verwischt eine wunderbare Leichtigkeit des Ausdrucks, dem es nie an Reim und Silbenmaß fehlt. Freilich verschwindet bei all den redseligen Abschweifungen der Stoff nur zu leicht unter den Händen; gar nicht der Kaprice zu gedenken, mit der die Handlung oft aus einer derb realistischen Idylle auf das luftige Gebiet litterarischer Polemik überspringt.

> Aunque reprimirlo intento
> Es difuso mi talento

bekennt er naiv und schelmisch zugleich. Und doch kann man bei all den Unmöglichkeiten und Unzuträglichkeiten, in denen die Regeln der Kunst schlecht gewahrt bleiben, kaum je dem launischen Genie böse

werden, das sich in meist komischen, oft unbedeutenden, immer aber unterhaltenden Einfällen ergeht.

Großes Lob pflegen seine Landsleute den zahlreichen Proben beschreibender Dichtkunst zu spenden, in denen das Leben in jenem Gebiet des peruanischen Küstenstrichs sich spiegelt Ein europäischer Geschmack würde, selbst die Treue jener Gemälde, vorausgesetzt, sie kaum als Muster anerkennen. Man darf aber auch jene Innigkeit der Naturempfindung, welche das Schlagen des eigenen Herzens im Rauschen des Meeres und dem Atmen des Windes wieder findet, nicht in einem Gesellschaftskreise suchen, der erst von gestern stammt. Auch die einheimischen wilden Völkerstämme feiern in ihren Gesängen die Umgebung, in der sie aufgewachsen sind, mitunter auf die innigste und treueste Art. Aber die Natchez würden gleichwohl sich anders ausgedrückt haben, als der weltübersättigte Chateaubriand sie reden lässt. Ein Bernardin de St. Pierre ist nur als Kehrseite des Zeitalters eines Boileau und einer Pompadour vollverständlich.

Andererseits ist auch wieder das Geschick des Sprachmeisters bewunderungswert, womit er ebenso die Rohrzuckerbereitung, als einen guten Teil der einheimischen Fauna und Flora vorzuführen versteht Nur der Kenner wäre berufen, über das Zutreffende dieser Schilderungen und ihrer vielen homerischen Beinamen zu urteilen. Etwas Anderes ist der poetische Wert. Wenn hierbei vor Allem Einfalt und Wahrheit des Gefühls maßgebend sind, so verdient unbedingt die an das Ende des Bandes verwiesene Geschichte von dem armen Casimiro die Krone, dem jüngeren Bruder des Verfassers mit seinen Leiden und frühem Tode. Die Kindheit, jener überreiche Quell der Poesie, der einzige, der in den meisten Gemütern stets unversieglich bleibt, zählt ohnehin außer Victor Hugo und Rückert nur wenige Verkündiger.

Wie auch immer das Urteil über die „Poesias Peruanas" im Ganzen ausfallen mag, einen Vorzug eigener Art besitzen sie, der unabhängig von litterarischer Kritik ihnen einen ehrenvollen Platz sichert. Und der besteht in dem Festhalten aller jener Eigentümlichkeiten, welche den Natur- und Menschencharakter des heutigen Peru, d. h. sammt ihrer Nachbarschaft ausmachen. Die strenge Geschichte wird diese kaleidoskopischen Fragmente ihm danken, wenn die Ausgeburten anerzogener und anempfundener Klassizität zusammen mit dem falschen Pathos jugendlicher Versifexe längst verschollen sind.

Da es hier uns nicht um bibliographische Vollständigkeit zu tun sein kann, unterlassen wir es, all der unzähligen Rezensionen, Skizzen, Erinnerungen, Feuilletons Erwähnung zu tun, welche die angehende Berühmtheit in jenen Jahren in den limenischen Zeitungen veröffentlichte und die von seiner fruchtbaren Tätigkeit Zeugnis ablegen. Damals entstanden auch einige Theaterstücke, welche aber für seine Entwickelung kaum mehr charakteristisch sind, als die „Mitschuldigen", die „Laune des Verliebten" und andere für den Dichterhelden von Weimar.

Unter diesen und anderen Arbeiten reifte gleichwohl eine verhängnisvolle Ueberzeugung in Paz-Soldan, welche keinem in diesen halbkultivierten Freistaaten erspart bleibt. Nämlich die, dass das Litteratentum allein hier ein Leben nicht auszufüllen vermag. Zwischen einem Manuskript und einem gedruckten Werk giebt es unter uns kaum einen Unterschied, klagt er; Niemand kümmert sich darum. Während nun unter solchen Umständen das stolze und kräftige Genie eines Felipe Pardo unbeirrt von der Indolenz der Massen seine Zornespfeile gegen die verrottete Gesellschaft richtete, während das weiche und eindrucksfähige Gemüt eines Ricardo Palma sich in die Archive der vaterländischen Vergangenheit flüchtete und unter ihren Schätzen seine „Tradiciones" ausgrub, kehrte Juan de Arona mit treuer Pietät zu dem klassischen Altertum zurück, diesem ersten und letzten Urgrund aller Humanität. Was konnte auch seinen Neigungen zur Naturbetrachtung, seinem Hang zu glänzender Detailmalerei besser entsprechen, als das Lehrgedicht des Lukrez oder die Georgica Virgils! Alle die süßen Erinnerungen seiner Kindheit lebten hier von Neuem auf und drückten seinen Nachbildungen unbemerkt jenen Siegel ungezwungener Anmut auf, ohne die den modernen Gebildeten jene kostbaren Hesperidenfrüchte stets unerreichbar oder doch ungenießbar bleiben. Fast alle spanischen Vorgänger, Luis Ponce de Leon und andere berühmte Namen nicht ausgeschlossen, bemühten sich in ihren Uebersetzungen von Römern und Griechen ihre Gelehrsamkeit zu zeigen; ist doch „erudito" auch heute noch der höchste geistige Ehrentitel in der hispanischen Welt. War es sonach zeitgemäß einen anderen Vermittlungsweg zu betreten, so bleibt es nur bedauerlich, dass solche Bestrebungen nur auf Bruchstücke lateinischer Poeten sich beschränkend, keinen weiteren Umfang angenommen haben. Mittlerweile hat eine Autorität wie die spanische Akademie über den Wert derselben entschieden, indem sie auf Grund dieser Arbeiten, als sie vor wenigen Jahren in Amerika Zweigakademieen begründete, den Verfasser zum korrespondierenden Mitglied ernannte.

Seitdem Paz-Soldan seine Beziehungen zu den Vorbildern des antiken Parnasses enger knüpfte, traten philologische Studien mehr und mehr bei ihm in den Vordergrund. Obwohl er in seinem beweglichen Tateneifer damals mit der Politik sich näher befreundete, lange Jahre im Ministerium angestellt war, und dann in diplomatischer Sendung ins Ausland ging, zwischendurch auch sich versucht fühlte, eigentümliche Erscheinungen der Physiognomik seiner Heimat, wie die wandernden Sanddünen der Küste in dem Gedicht „Los médanos" in fünfsilbigen Versen auf etwas seltsame Art zu gestalten, — so beherrschte

doch eine große und, wenn man will, patriotische Idee, die er bereits bei seinem Aufenthalt in Europa gefasst, sein ganzes geistiges Schaffen. Das ist sein „Diccionario de peruanismos". Nachdem er seiner Gewohnheit gemäß vor dem Publikum der Tagespresse den Plan seiner Arbeit besprochen, auch etwas ungeduldig einige Kapitel daraus veröffentlicht, ist dieses Wörterbuch, das alle in Peru gebräuchlichen Abänderungen des großen iberischen Idioms in alphabetischer Folge umfasst, erst kürzlich als stattlicher Oktavband von über fünfhundert Seiten vollständig erschienen. Eine gewiss ebenso verdienstliche wie fleißige Leistung.

Man hat dasselbe (um wie billig der einheimischen Beurteilung den Vorrang zu lassen) dem 1875 von Zorobabel Rodriguez herausgegebenen „Diccionario de chilenismos" an die Seite gestellt. Aber der chilenische Autor geht wesentlich darauf aus, die wirklichen und vermeintlichen Missbräuche in der Sprache seiner Nation zu brandmarken, daneben aber ihr Recht auf gewisse Archaismen und Neologismen ebenso energisch zu verteidigen. Nicht so Juan de Arona, der mit poetischem Sinn vor Allem das Ausdrucksvolle und Bezeichnende in gewissen Wendungen hervorkehrt, indem er über die Puristen, die da das Recht der Individualität und der Gewohnheit nicht gelten lassen wollen, zu spotten sich herausnimmt. Natürlich ist das Stammland der Inkas, das zugleich zum Mittelpunkt der spanischen Invasion wurde, ungleich reicher an Besonderheiten in Wort und Sitte, als irgend einer der Nachbarstaaten.

Welche Fundgrube für den Sprachforscher müsste hier sich auftun! Eine Fundgrube, um deren Schätze zu heben es freilich das ganze Rüstzeug gelehrter Durchdringung, vorurteilsloser Beobachtung und rastlosen Eifers bedarf. Dass diese Bedingungen im vorliegenden Fall nicht zusammen treffen, ist kaum nötig besonders anzumerken. Der Titel des ersten im Jahre 1861 in London gedruckten Versuchs genügt, um Tendenz und Inhalt zu kennzeichnen. Derselbe lautet: „Galeria de novedades filolójicas; vocabulario de peruanismos en que, con acierto unas veces y siempre con buen humor, se da la etimolojia ú orijen probable y la significacion de ciertas voces y frases no usadas ni conocidas en España; ó, si algun tiempo lo fueron, ahora solo en el Perú vijentes."

Obgleich nun der Verfasser in der Einleitung über die allzu oberflächliche Behandlungsweise eines Verzeichnisses bogotanischer Dialekteigentümlichkeiten von Cuervo sich abfällig äußert, so ist doch der rein litterarische Zug in seinem eigenen Werke dessen Hauptfehler. In allen Ländern spanischen Ursprungs behaupten immer noch die diskursiven Zweige menschlichen Denkens ausschließlich das Feld; die beobachtenden Wissenschaften brechen sich nur langsam Bahn. Die Leistungen eines Bopp und Dietz sind noch nicht bis dorthin gedrungen, Sprachwissenschaft im deutschen Sinne eine terra incognita, selbst die Kritik und Grammatik gehen ganz eigentümliche Wege, wie dies das Beispiel eines Andres Bello beweisen kann. Das Studium der einheimischen Sprachen endlich, welche den Eroberern so manche Worte und Vorstellungen geliehen, liegt völlig darnieder. Man betrachtet sie mit Verachtung.

So wird es leicht verständlich, dass von Aronas Zusammenstellung besonderer Sprachgebräuche bis zum „Wörterbuch der deutschen Sprache" der Gebrüder Grimm ein Zwischenraum liegt, etwa ebenso groß wie zwischen dem Sammeln eines Straußes seltener Blumen und der fachmäßigen Untersuchung des Botanikers. Alle Angaben des peruanischen Autors haben fürs erste nur lokalen Wert, was nicht ausschließt, dass sie ein reiches Material für künftige Gelehrte enthalten. Er ist sich indessen hinlänglich bewusst, dass um die Peruanismen richtig zu beleuchten, die Kenntnis der Sprachabweichungen in Andalusien, Galizien und anderen spanischen Provinzen, welche das Hauptkontingent von Einwanderern in den Kolonien stellte, unbedingt erforderlich wäre. Und enthebt uns dieser Umstand auch der Mühe, auf Einzelheiten einzugehen, so raubt er darum dem Ganzen noch nichts von seinem wahren Ruhm. Ein vielversprechender Anfang ist gemacht; allenthalben in Südamerika regt sich das Interesse für das Studium der Sprache. Und in der Tat, kein anderes kann so nutzbringend und befreiend wirken als diese Einkehr in die innerste Werkstatt des Gedankens.

Mit Befriedigung ersehen wir aus den jüngsten Kundgebungen Aronas, dass er sich speziell deutschem Geiste und deutscher Litteratur mit liebevollem Eifer zugewandt hat. Während sonderbarer Weise jüngsthin für Heine ein besonderer Kultus in spanischen Landen im Werden begriffen scheint (sind doch in wenigen Jahren mehr als ein halbes Dutzend spanischer Bearbeitungen der Werke dieses Epigonengenies erschienen, dessen Reaktion leider nur zerstört und nicht wieder aufbaut), fühlt er sich vornehmlich von der Größe eines Goethe angezogen. Und wenn irgend wer, so ist der Fürst der Dichter berufen, das schöne Wort, das er an sich selbst erfahren, im weitesten Sinne wahrzunehmen: Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen! Hoffen wir, dass solche Annäherung weiter führe als zur Kenntnis und zum Verständnis der deutschen schönen Litteratur, dass vielmehr die Befreundung mit deutschem Forschergeist Rückerts tiefsinnige Brahmanenweisheit zur Geltung bringe:

„Sprachkunde, lieber Sohn, ist Anfang allem Wissen.
Drum dieser sei zuerst und sei zuletzt beflissen.
Der Anfang nicht allein und eine Vorbereitung
Zur Wissenschaft ist sie und Mittel zur Bestreitung.
Sie ist die Sache selbst im weitesten Wissenskreise,
Der Aufschluss über Welt und Menschendenkungsweise."

Santiago. L. Darapsky.

Das Herz.

Dem Pflaster gleichend, das seit langen Zeiten
Die Menschen unablässig überschreiten,
Wo Rad und Hufe tiefe Spuren graben,
Bist du mein vielgefurchtes Herz.

Aufjauchzend, sterngestreift, in Hochgedanken,
Jähnieder, erdgeschleift, in Dorn und Ranken,
Entblösst der Schätze und entblösst der Gaben
Bist du mein aufgewühltes Herz.

Ach, alle Freuden sind wie Rauch verflogen,
Verwelkt, verschwunden wie der Regenbogen.
Kein Ladenhüter blieb zurück der Gaben,
Bist du mein ausverkauftes Herz.

Und dennoch jung und dennoch stille Quellen
Und dennoch froh wie je die Narrenschellen,
Zu Spielen aufgelegt gleich tollen Knaben,
Bist du mein unbegreiflich Herz.

Detlev Freiherr von Liliencron.

Kellinghusen.



Litteraturbericht aus Russland.

III.

Graf Leo Tolstoi als Romancier und Volksschriftsteller.

Wenn man in Petersburg von dem Newaprospekt in die Kunsthandlung Daziaro hineintritt, so fällt der erste Blick auf das Portrait eines alten Mannes mit groben Zügen und knochigem Schädel. Das schlicht gescheitelte Haar hängt lang herunter wie bei einem Muschik, ein dunkles Gewand von uraltem Schnitt, wie die Apostel sie trugen, geht bis zum Halse herauf. Die Haltung des Hauptes ist demütig, der Blick des Auges gesenkt; aber ein Blitz von höherer Intelligenz fährt unter den Lidern hervor, ein Zug von Raffinement spielt in dem ordinären Antlitz; auf der Stirne ruht ein Glanz höheren Denkens, als mit der Tracht, Haltung und Miene stimmt. Gestehen wir es nur, dass wir an einen Schauspieler dachten, der sich in einer Rolle malen ließ z. B. als Suchanin oder gar an einen Choristen aus der russischen Oper. Auf unsere Frage: „Wen stellt das vor?" erfuhren wir zu unserer Beschämung: „Das ist Graf Leo Tolstoi."

Zwar nicht alle Dichter können einen Schillerkopf oder eine Goethegestalt, die Erscheinung eines Sophokles, die edeln Züge eines Dante, die charakteristische Physiognomie eines Shakespeares, noch die Dulder- und Denkerstirn eines Heine tragen, aber, die Enttäuschung war doch eine zu große. Der Schöpfer von „Krieg und Frieden", „Sebastopoler Erzählungen", „Anna Karenina", von „Kindheit", „Knabenzeit", „Jugend" und wie sie alle heißen, die beliebten und berühmten Erzählungen: er sieht nicht anders aus als ein Muschik (russ. Bauer) und noch dazu wie ein unächter, nachgemachter Muschik. Und doch, je öfter ich das Bild besuchte, um so mehr lernte ich es verstehen und zuletzt fand ich in dem Bilde auch den Mann, den Dichter, wie er uns durch die verschiedenen Entwickelungsperioden seines Lebens und Wirkens und besonders in seiner jetzigen Phase entgegentritt.

Durch die hässlichen Züge gehört Leo Tolstoi einem immer seltener werdenden, hässlichsten Typus seiner Nation an. Nicht nur durch Intermarriage mit grusinischen und armenischen Frauen, sondern im Allgemeinen durch die Bauernbefreiung, die Justizreform, die allgemeine Militärpflicht, den verbreiteten Schulunterricht, die erhöhte Würdigung und Selbstschätzung des Individuums seit Alexander II. ist die ganze jüngere Generation eine schönere, ist der Typus veredelt geworden. So wie Leo Tolstoi auf seinem Bilde, so sah das Volk vor einem halben Jahrhundert, ja noch vor einem Menschenalter aus; so sieht es heute nicht mehr aus. Es wird, wollen wir den Grafen richtig verstehen und erfassen, fest gehalten werden müssen, dass er ganz und voll seiner Nation und in derselben seiner Generation angehört; wie wir Menschen alle in unserer Körperlichkeit und in unseren Werken an das Volk und die Zeitepoche gebunden sind, die uns hervorbrachten. Eine solche Stirn aber, wie sie im Porträt wieder gegeben, bekommt nur ein Kopf, dessen Gehirn gedacht und gearbeitet hat; das Licht, welches über den oberen Teil des Gesichtes ausgegossen ist, ist das Licht der Intelligenz, der höheren, edeln Intelligenz.

Der primitive Anzug, die bäuerliche Haartracht, die gemachte Einfachheit — das Alles ist Symbol der nicht ganz von Affektiertheit freien Umkehr zum Volke, wie sie Tolstoi, gleich anderen modernen Aposteln seiner Nationalität, in Szene setzt.

„Krieg und Frieden", das große Werk des Grafen erschien vor zwanzig Jahren in der ersten Zeit der neuen Aera, da Alles aufwärts und zum Licht strebte, da sich alle Kräfte und Gewalten reckten und regten, schufen und bildeten, da Alle dachten und sprachen; eine Zeit, die in ihrer großen und tiefen Bedeutung dereinst allgemein anerkannt werden wird, wenn die erste Reaktion gegen dieselbe mit der ersten Verstimmung über nicht vollkommen Erreichtes verschwunden sein werden.

Dieser Schwung, diese Existenzfreudigkeit lebt auch in dem historischen Roman „Krieg und Frieden" und hat diesem ebenso patriotischen wie universellen Werk seinen Wert verliehen. Was in den vierziger Jahren für die deutsche Leserwelt „Das Jahr 1812" von Rellstab war, dasselbe war Tolstois Behandlung desselben Themas für die

russische Jugend in den sechziger Jahren. Es möchte auch nicht absolut zu leugnen sein, dass Jenes zu diesem eine gewisse Anregung gegeben, so verschieden an Behandlung und Tendenz beide auch sind gemäß der Nationalität ihrer Autoren und der Litteraturepoche ihrer Erscheinung. Rellstab schrieb im Geschmack seiner romantischen Zeit, Tolstoi in dem Beginne der realistischen Epoche, nachdem Gutzkows „Zauberer von Rom“ und Viktor Hugos „Miserables“ schon erschienen waren. Rellstab schrieb unter dem Einfluss der Polenschwärmerei und des Napoleonkultus, Tolstoi in der Epoche der bis zum Umsturz kritischen Historiographie. Schon zur Zeit als wir hier alle für das Tolstoische Werk schwärmten, drängte sich mir das Urteil auf, dass es für Geschichtsschreibung zu willkürlich und namentlich zu parteiisch, für ein Kunstwerk der schönen Litteratur zu realistisch und zu anspruchsvoll auf historische Kritik, ja auf eine Revision der Geschichte sei. Auch ein Zug von Chauvinismus schien darin zu wehen, der nicht nur durch die Verkleinerung des großen Korsen, sondern auch durch die feindselige Schilderung des deutschen Typus in der Gestalt des Offiziers Berg sich kündet. Ich glaube nicht, nachdem man es an dem großen Politiker und Geschichtsschreiber Thiers lächerlich gefunden hat, dass er auch in „Strategie“ machte, dass die Generalstabsoffiziere im Ernst die soit disant strategischen Fehler des großen Schlachtenlenkers Bonaparte bei Tolstoi studieren werden. Aber der russische Feldzug des Franzosenkaisers und sein Sturz ist an und für sich eine unsterbliche Tragödie, wie sollte sie nicht dargestellt mit der Kraft und dem patriotischen Feuer eines Tolstois zünden, gefallen, erschüttern und erheben?

„Anna Karenina, ein Ehebruchsroman aus dem russischen high-life, wird viel gerühmt und gleich dem Meisterwerk Tolstois viel übersetzt. Was trotz aller Vorzüglichkeit der Porträt- und Situationsschilderung an diesem Romane abstößt, ist der Ehebruch ohne Liebesleidenschaft, bei Bronski als gleichsam zu den traditionellen Funktionen des Gardeoffiziers gehörend, bei Anna Karenina durch kein Bedenken der Sittlichkeit, der Frauenwürde oder gesellschaftlicher Rücksichten erschwert. Das Selbstverständliche, welches hier der Ehebruch bei dem Liebhaber, den man nicht einmal Verführer nennen kann, bei der ungetreuen Gattin, bei deren Gemahl, bei ihrer Freundin, bei ihrem Bruder zu haben scheint, ist geradezu verletzend und, hoffen wir für die russische Gesellschaft, unwahr. Die erste und eigentlich einzige Heldentat oder wenigstens einzige positive Handlung, durch welche Bronsky die Aufmerksamkeit der Dame auf sich zieht, dass er bei einem Unglücksfall vor ihren Augen 200 Rubel spendet — ist allerdings charakteristisch aber vielleicht doch nicht für diese Gesellschaftssphäre. Welch grobe Verführungskunst?

Im Gutsbesitzer Lewin desselben Romans deutet Tolstoi an, wie er sich die Umkehr zum Volke denkt und wie er sie später selbst exekutierte: gewaltsam, unnatürlich, übertrieben, ohne die wohltätigen Folgen der Verbrüderung zwischen Volk und Intelligenz. Indem Lewin plötzlich einen ganzen Tag mit den Bauern mäht, soll ihm ebenso plötzlich der Segen der Arbeit offenbart werden, wie er, der Gutsbesitzer, hier zum ersten Mal den gewissen Wert der Bauern schätzen lernt. Auf der Bühne ist der Autor manchmal genötigt, solche schroffe Gegensätze neben einander zu stellen, im Roman ist die Breite psychologischer Entwickelung am Platz. Aber wie sein Lewin, treibt es Graf Leo Tolstoi selbst; er setzt bei Nachbarsleuten einen Ofen, kleidet sich wie ein Bauer, steigt zum Niveau des Muschik in Aeußerlichkeiten herab und glaubt dadurch den ihm wie vielen seiner Standesgenossen verlorenen organischen Zusammenhang mit den unteren Klassen hergestellt zu haben. Diesem Wahn entspricht auch die kleinen Volksschriften, welche er seit letzter Zeit schreibt und die von lautschreienden Kolporteuren auf der Straße, in dem Omnibus, auf der Pferdebahn angeboten, zudringlich angeboten werden. Da er in denselben unternimmt dem Volke auch Religionsunterricht zu geben, so hat die Geistlichkeit dagegen bereits ihre Bedenken ausgesprochen; auch die Presse begleitet vielfach seine neuesten Bestrebungen mit Tadel. Die so wünschenswerte Annäherung der höher Gebildeten an die Masse des Volkes, das Heranziehen des Volkes zu geistiger Entwickelung wird sich verwirklichen auf einfacherem, natürlicherem aber konsequentem Wege, durch dauerndes Zusammenleben bewusste, ein Leben, eine Generation, eine ganze Suite von Generationen fortgesetzten Bestrebungen, nicht par boutade, nicht als Experiment und nicht als letzter Versuch eines überspannten, aber auch schon dekrepiden Gehirns. Ginge nicht neben den Versuchen der Volksschriftstellerei dieses den Bauern Spielen im wirklichen Leben vor sich, man müsste es eigentlich hoch schätzen, dass ein begabter und berühmter Schriftsteller sich dem einfachen Volk in einfachen Erzählungen und Traktaten zuwendet. Es genügt die Titel der Traktate aufzuzählen, um einen Begriff von dieser Versuchsreihe zu bekommen. „Worin besteht mein Glaube? — Wovon die Menschen leben?“ — „Worin besteht das Glück?“ — „Gott sieht das Recht, doch beeilt er sich nicht es zu verkünden.“ — „Gedanken über die Volkszählung.“ — „Land und Stadt.“ — „Das Stadtleben.“ — „Das Licht.“ — „Die beiden Greise.“

Sein letztes Werk ist die noch ganz neue Novelle „Iwan Iljitschs Tod“. Sie zeigt seine Vorzüge, wie seine abstoßende Seite in höchstem Grade. Wie erschütternd und wie wahr ist der Gedanke, dass ein Mensch dahin leben kann wie die anderen, nicht besser, nicht schlechter, aber ebenso fade, so gewissenlos, so ohne allen inneren Gehalt und Fond, wie die Mehrzahl

seiner Genossen und Kameraden und dass er vor den Abschluss gestellt, vor den langsam und unwiderbrüchlich durch eine Wanderniere herbeigeführten Tod, sich als ein armer, haltungsloser, ungeliebter und liebloser Mensch herausstellt, in der anfangs unklaren, dann immer deutlicher, immer schrecklicher deutlich werdenden Erkenntnis, dass er das Alles nicht war, was er hätte sein sollen. Dieser Zusammenbruch einer scheinbar, mittleren Normalexistenz vor dem Schlussexamen ist tragisch und in seiner tragischen Wahrheit meisterhaft geschildert; aber die Schilderung steigt bis zum cynischen Nennen und Ausmalen derjenigen Details der physischen Existenz herab, welche selbst Hund und Katze mit einer gewissen Decenz zu verbergen gewohnt sind. Es kann die Darstellung der leiblichen Notdurft mit Allem was drum und dran ist nicht als Objekt der schönen Künste anerkannt werden. Derselbe Versuch, die unschöne, gemeine Natürlichkeit als das eigentlich Menschliche zur Erscheinung zu bringen, ist im Altertum wie schon im Mittelalter gemacht worden. Die Griechen haben diese Richtungverworfen und mit dem Namen „cynisch“ ein für alle Mal gebrandmarkt. Die Natur, wie sie der zivilisierte Mensch an sich herausarbeitet und in seiner Litteratur zur Erscheinung bringt, hat nichts mit cynischer (von Kyon, Cyon, Hund) Unnatur gemein.

Großer Meister der Schilderung, Seelenkundiger, Volksfreund, Schlachtenmaler, Virtuos des Erzählens, Gebieter des Wortes, Priester der Natur gesunde! werde wieder du selbst! erfreue noch einmal dein Volk und die gesammte Welt durch ein Kunstwerk! schenke uns noch einmal die Darstellung einer großen Epoche aus der Geschichte deines Vaterlandes, wo wir die Ideen und Gefühle hören, welche dein Volk bewegen, und den Zauber der weiten Ebenen und der fruchttragenden Felder mit Augen sehen, wie sie dein Heimatland verschönen; aber die Schilderung der Krankheit überlasse der Pathologie, das Flicken des Strohdachs dem Dachdecker und das Setzen der Oefen dem Ofensetzer.

St. Petersburg. O. Heyfelder.

Anmerkung. Welche epochemachende Bedeutung der Schriftsteller und Denker O. Tolstoi für sein Vaterland und dessen Litteratur hat, möchte am besten der Umstand beweisen, dass auch die Tagespresse beinahe täglich seiner erwähnt, sei es lobend, tadelnd, spottend, widerlegend, aber ohne seinen Namen kein Tag. Nulla dies sine Leone Tolstoi. Neuerdings berichten die Blätter Graf Tolstoi sei zum Winteraufenthalt nach Moskau übergesiedelt und damit beschäftigt, einen Kalender fürs Volk herauszugeben. Der Herausgeber der „Nowosti“ hat sogar ein Büchlein geschrieben: „Ein wenig Philosophie. Sophismen und Paradoxa anlässlich der religiös-philosophischen Schriften des Grafen L. N. Tolstoi“ von T. Notovitsch. (Deutsch Berlin 1887.) An dem ganzen Titel kann man die beiden ersten Worten „Ein wenig“ am meisten als zu Recht bestehend ansehen, von Philosophie aber, von Sophismen und Paradoxen wird man so wenig finden, dass es beinahe so viel wie nichts ist. Es lohnt sich jedoch von dem Buche Notiz zu nehmen, weil man daraus ein Urteil über den Bildungsgrad des Leiters einer der grössten russischen Zeitungen erhält. D. O.

William Lloyd Garrison.

A Memorial of William Lloyd Garrison from the City of Boston: Printed by Order of the City Council. 1886. (Press of Rockwell & Churchill.)

William Lloyd Garrison. 1805—1879. The Story of his Life told by his Children. Vol. I: 1805—1832. Vol. II: 1835—1840. New-York, The Century Co. 1885.

William Lloyd Garrison, dem Begründer und Führer der Antisklaverei-Bewegung in den Vereinigten Staaten, ist im vorigen Jahre in Boston eine Statue errichtet worden. Seine Mitbürger waren sich bewusst — so drückte Wendell Phillips, der mit Ralph Waldo Emerson dem Denkmal-Komitee angehörte, das allgemeine Gefühl aus, — „dass das Gedächtnis eines solchen Lebens, von großen Fähigkeiten, die so tapfer und selbstlos der Verteidigung von Gerechtigkeit und Menschlichkeit gewidmet wurden, von solch' unerschöpflicher Geduld und Beharrlichkeit und solchem Mute, fast unüberwindlichen Hindernissen gegenüber, und von so vollkommenem Erfolge, welcher, ohne das Opfer eines Grundsatzes oder die Annahme unehrenhafter Hülfe, bitterem Widerstande abgerungen wurde, ein reiches Erbe ist.“ Die Stadt Boston veröffentlichte eine Denkschrift über ihren großen Bürger, welche, außer einem Bericht über das Denkmal, einen ausgezeichneten biographischen Essay enthält; „kein besseres Textbuch kann der Jugend dieser Stadt gegeben werden,“ erklärte Mr. Whitmore „als eine kurze Skizze des glorreichen Lebens Garrisons.“

Das zweite, groß angelegte Werk enthält eine, in alles wesentliche Detail eingehende Biographie Garrisons und zugleich eine Geschichte der Antisklaverei-Bewegung Nordamerikas; den bisher erschienenen zwei Bänden werden noch zwei folgen. Das Werk ist gediegen ausgestattet und durch viele Illustrationen (darunter 21 Porträts) geschmückt. Die Verfasser, Wendell Phillips Garrison von New-York und Francis Jackson Garrison von Boston, zwei der Söhne des großen Mannes, haben in dem anziehend geschriebenen Werke ihre Aufgabe in bewundernswerter Weise gelöst.

Man gestatte mir, diese Anzeige mit einer kurzen Notiz über Garrisons Leben zu beschließen.

William Lloyd Garrison, geb. 10. Dezember 1805 in Newburyport in Massachusetts, kam erst bei einem Schuhmacher, dann bei einem Kunsttischler in die Lehre und ward dann, in seinem dreizehnten Jahre, Setzer in der Druckerei des „Herald“ in seiner Vaterstadt, wo er die gewöhnliche Lehrzeit von sieben Jahren durchmachte. Nach Vollendung derselben übernahm er auf kurze Zeit die Redaktion verschiedener Zeitschriften: der politischen Wochenschrift „Free Press“ in Newburyport, des Temperanz-Blattes „National Philanthropist“ in Boston, des politischen „Journal of the Times“, und wurde 1829 Mitherausgeber von Benjamin Lundys „Genius of Universal

Emancipation“ in Baltimore. Wegen eines Artikels über einen Kaufmann in seiner Vaterstadt, der sich am einheimischen Sklavenhandel beteiligt hatte, wurde er zu einer Geldstrafe verurteilt und, da er diese nicht zahlen konnte, ins Gefängnis gesetzt, wo er sieben Wochen zubrachte, bis Arthur Tappan die Summe beglich. Am 1. Januar 1831 begann Garrison in Boston die Herausgabe des „Liberator“, welcher seinen Namen bald bekannt machte. Diese Wochenschrift, mit dem (jetzt auf dem Postament von Garrisons Denkmal stehenden) Motto: „Mein Vaterland ist die Welt, meine Landsleute sind alle Menschen“, forderte die „sofortige und unbedingte Befreiung“ der Sklaven, und die machtvolle Beredtsamkeit und rücksichtslose Strenge, mit welcher Garrison gegen die Sklaverei auftrat — die er aber nur durch moralische Mittel, durch einen Appell an das Gewissen, nicht mit „Blut und Eisen“, bekämpft wissen wollte, — brachte die Südstaaten bald in die größte Aufregung. Die Legislatur von Georgia setzte einen Preis von 5000 Dollars auf seine Ergreifung, und oft war er in Lebensgefahr. In Boston bemächtigte sich seiner im Oktober 1835 ein Pöbelhaufen von einigen tausend Menschen (großenteils „Männer von Besitz und Stellung“) und schleppte ihn an einem Stricke durch die Straßen, und Garrison entging kaum dem Schicksal, geteert und gefedert zu werden. Allmählich gelang es Garrison und den Hunderten von Antisklaverei-Gesellschaften, deren erste er ins Leben gerufen hatte, die öffentliche Meinung der Nordstaaten zu bekehren. Im Dezember des Jahres 1865, welches den Sklaven die Freiheit brachte, ließ Garrison den „Liberator“, welchen er durch eine Periode von fünfunddreißig Jahren herausgegeben hatte, eingehen, da der Zweck, um dessen willen er ihn begründet hatte, erreicht war. Das Hauptverdienst an diesem Erfolge hatte Garrison. Der „Liberator“ enthält „die Archive der Sache des Abolitionismus“ und „den Geist des Zeitalters in Hinsicht auf die Sklaverei“. Im Mai desselben Jahres hatte Garrison das Amt eines Vorsitzenden der Antisklaverei-Gesellschaft, welches er zweiundzwanzig Jahre bekleidet, niedergelegt. Außer für die Emanzipation der Sklaven wirkte Garrison auch für die Rechte der Frauen, die Sache des universellen Friedens und die Temperanz-Bestrebungen. Er starb am 24. Mai 1879. Von seinen Schriften sind besonders zu erwähnen „Thoughts on African Colonization“ (1832), welche man das, seiner Wirkungen nach, wichtigste amerikanische Buch genannt hat, und „Selections from the Writings and Speeches of William Lloyd Garrison“ (1852). Die erste Biographie Garrisons ist Oliver Johnsons „William Lloyd Garrison and his Times“ (1881).

Berlin. G. v. Giżycki.



Ein — Musterroman.

„Farbenrausch.“ Von Friedrich Uhl. Berlin. Gebrüder Paetel. 1887.

Der Name Friedrich Uhl ist in der zeitgenössischen Litteratur ziemlich bekannt. Immerhin gehört Herr Uhl nicht zu den sogenannten „bekannten Autoren“. Daraus ist ihm kein Vorwurf zu machen. Das könnte im Gegenteil ein Beweis geistigen Adels, stolzer künstlerischer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sein. Allein der vorliegende Roman, dessen Hauptvorzug wirklich der nicht üble, nicht ungeschickt gewählte Titel „Farbenrausch“ ist, belehrt mich, dass Herr Uhl kaum verdient, in weiteren Kreisen anerkannt und berücksichtigt — von der Kunst in Wahrheit ernst genommen zu werden.

Es werden in diesem „Künstler-Roman“ die bewussten zwei Lager in Szene gesetzt, die sich mit den bewussten zwei Schlachtrufen „Hie Idealismus!“ — „Hie Realismus!“ auf den Leib rücken. Die Vertreter des Idealismus sind die Herren Coniere und Elfner — der Name ist jedenfalls nicht gerade geschmackvoll aus dem Aether-Begriff „Elf“ gemünzt worden — der Realist ist natürlich Makart, der Steiner umgetauft wird, wohl um an den Asphalt zu erinnern, den der große Kolorist zu verwenden pflegte. Herr Uhl hat nun die gewiss sehr löbliche Absicht, in seinem Roman die verderblichen Wirkungen zu schildern, welche die künstlerische Art Steiners auf Leben und Sitte seiner Mitbürger und nicht allein dieser, vielmehr seiner ganzen Zeit, ausübt. Aber dazu besitzt der alte Herr keine Kraft mehr. Er fängt an, jenem Greise aufs Haar zu gleichen, „der sich nicht zu helfen weiß“. Nicht ein Fünkchen ehrlicher, zeugungsmächtiger Phantasie besitzt Friedrich Uhl. Malwine Heller, die schöne Frau eines kleinen, furchtsamen, ängstlichen Beamten, wird das einzige „Opfer“ des „Farbenrausches“. Sie verliebt sich in Herrn Steiner, trennt sich von ihrer Familie und versucht es, mit ihrem emanzipierten Kopfe auf eigenen Füßen zu stehen. Aber es ergeht ihr nicht gut. Sie lernt es sogar, gelegentlich mit „langen Fingern“ zu arbeiten. Steiner, der in ihr nur den Ausdruck schöner Formen bewundert und verehrt hat, ertappt sie einmal in flagranti. Er hat sich vorgenommen, die Sünderin bei passender Gelegenheit zu „retten“, d. h. zu ihrer verwaisten Familie zurückzuführen. Die Gelegenheit ist jetzt gefunden. Und Frau Malwine lässt sich heimspedieren, ohne zu mucksen. Plötzlich hat sie erkannt, dass es doch das Vernünftigste für sie ist, die Rolle einer zärtlichen, ehrbaren Gattin und einer guten Mutter zu spielen. Das ist gewiss ganz lobenswert. Allein wir fragen doch: Wie ist das nur so unvermittelt möglich? Aber Herr Uhl hat sich die Sache leicht gemacht. Wir fragen nur so verwundert, weil wir Zeuge von verschiedenen Ereignissen gewesen sind. Und wir haben ganz übersehen, dass es der Ver-

fasser für vollkommen überflüssig gehalten hat, die Handlungen Frau Hellers tiefer zu begründen. Die ganze Persönlichkeit Malwinens ist entsetzlich oberflächlich gehalten. So dürfen wir denn auch nicht die Augen aufreißen, wenn wir mit einem Male sehen, dass Frau Heller unvermutet die Enge und Nüchternheit ihres Familienlebens der Weite und Farbenpracht der Steinerschen Ateilerswelt vorzieht. Bei der Dame ist eben Alles möglich, da sie weiter Nichts als ein Sprachrohr vorstellt, in das Herr Uhl seine Worte nach Belieben hineinruft

Die Liebesgeschichte zwischen Herrn Elfner und Fräulein Emmy Farren, der am Meisten sympathischen Gestalt des Romans, hat mit dem Motiv des Farbenrausches, der nur in der Einbildung des Verfassers existiert, im Roman aber nur ein kleines harmloses Räuschchen, ein liebenswürdiger „Spitz“ geworden ist, absolut nichts zu tun. Warum sich die Liebenden nach den ersten Präliminarien nicht in die Arme sinken, ist unerklärlich. Sie erkennen ja sehr bald, dass sie „für einander geschaffen sind“. Und es giebt ja keinen Konflikt, kein eigentliches Hindernis, das sie scheidet. Der Mutter Emmys ist Herr Elfner auch ganz sympathisch. Die gute Frau hat nur die Marotte, „arme Leute nicht leiden zu können“. Das lässt sich hören — ist aber eben nicht mehr als eine Marotte. Und ihr zu liebe malt Herr Uhl kapitellang Tränenszenen und Verzweiflungsanfälle, die das härteste Herz erweichen müssen. Herr Elfner scheint eine einzige große, kristallisierte Träne zu sein. Sein Herz gleicht einem wassergetränkten Schwamme: bei der leisesten Berührung setzt es Tränenbäche. Wäre er ein Mann, würde er schon seinem Rivalen, dem reichen Anthony Zalgere, in den Weg treten. Und dabei heißt es noch am Schlusse des Buches: Elfner blickte „die teuer Errungene liebevoll an“. Kein Mensch weiß etwas davon, dass Elfner seine Emmy wirklich „errungen“ hat!

Nein! Es ist nichts mit dem Romane! Er ist wertlos. Herrn Uhl ist es nicht gelungen, sein Motiv zu erweitern, die Grundidee gehörig zu vertiefen, neue Horizonte zu zeigen. Von den verderblichen Einflüssen der Makartschen Art nur zu überzeugen, ist er nicht im Stande gewesen. Oder sollen wir uns durch das Schicksal Malvinens und durch die Tatsache, dass Steiner einmal „bleich und müde“ aussieht, überzeugen lassen? Das wäre wohlfeil. Um seine Absicht zu erreichen, seine Idee zu erfüllen, hätte Uhl nicht so grenzenlos nüchtern, dürr und kalt schreiben und schildern dürfen. Da giebt es keinen einzigen tieferen Gedanken, keine einzige überraschende Wendung, keine einzige geistreiche Pointe, kein einziges originelles Bild! Wirkliche Gefühlstiefe, elementare Leidenschaft fehlen. Ueberall das hülflose Tasten dilettantischer Kraft. Wie hätte ein Berufener die Feste Steiners zu schildern vermocht! Aber dazu gehört eben eine Meisterhand — gehört eine Palette frischer, saftiger Farben! Doch Herr Uhl kann die Farben nicht ausstehen. Wahrhaftig! Wenn er im Leser die lebendigste Sehnsucht nach den verbotenen Früchten hätte erwecken wollen — er hätte nicht farbloser und eintöniger schreiben können!

Aber Herr Uhl ist nur ein Typus. Er ist ein Vertreter der älteren, mit stumpfen Waffen arbeitenden, verlebten Anschauungen huldigenden Schriftsteller-Generation. Wenn das deutsche Volk nichts „Besseres“, nichts „Wichtigeres“ zu tun hätte, als sich wirklich liebevoll und ernst um seine Litteratur zu kümmern — es hätte der gedankenlosen, leidenschaftsbaren Mumienlitteratur, dieser traurigen Armenhaus-Poesie schon längst den Rücken gekehrt — es hätte schon längst den Fetisch dieser Afterkunst zerschlagen! Aber es hat eben — „Besseres“ zu tun. Die Kulturhistoriker wollen, dass der gute Deutsche endlich auch einmal „politisch reif“ werde. Es wird noch eine gute Weile währen, bis sich diese Zeit erfüllt hat. Und unter dessen aschenbrödelt die Kunst in den Ecken und Winkeln herum. . .

Leipzig. Hermann Conradi.

Ohnet's und Dumas' neueste Theaterstücke.

Im Théâtre du Gymnase wurde in der zweiten Woche des Januar der dramatisierte Roman von Georges Ohnet aufgeführt, der den Titel trägt „La Comtesse Sarah.“ — Der unverheiratete General de Canaheilles hat sich trotz seiner sechzig Jahre jugendlichen Sinn bewahrt und, seiner großen Güte entsprechend, die Tochter seiner jüngst verstorbenen Schwester, Blanche de Cygne, zu sich genommen. Der alte Herr lernt in Rom Miss Sarah O'Dhonner kennen, eine Zigeunerin, welche von einer reichen Engländerin erzogen und als Erbin eingesetzt worden ist. Der Graf von Canaheilles fasst den Entschluss, die Ueberspannte zu heiraten; erbittet und erhält aber zuvor von seiner Nichte, welche im Hause bleiben soll, deren Zustimmung. Der strenge und finstere Adjudant des Generals, Pierre Sévérac, sein Liebling, scheint die Gräfin vom ersten Augenblicke an zu hassen, welche augenscheinlich diese Empfindung erwidert. Tatsächlich lieben sich aber die Beiden. Das Schicksal nimmt seinen Lauf. Sévérac benutzt einen gesellschaftlichen Missgriff der Generalin gegen ihn, um seine Versetzung zu erbitten. Diese wird ihm vom General verweigert, der seine Gemahlin zwingt, Sévérac um Verzeihung zu bitten. Bei dieser Gelegenheit gestehen sich beide ihre Liebe, und es entspinnt sich ein sträfliches Verhältnis, dessen aber Sévérac bald überdrüssig wird, da der Verrat an seinem Wohltäter schwer auf ihm lastet, und er überdies die Neigung erwidert, welche Blanche de Cygne

ihm unverkennbar entgegenbringt. — Der General hat einen Freund, den alten brummigen Oberst Merlot. Dieser besitzt eine Tochter Madeleine und diese einen Geliebten, den Advokaten Frossard. Sévérac ist Hauptmann geworden und soll nach Algier versetzt werden. Er begrüßt mit Freuden die Gelegenheit, sich von Sarah zu trennen und das drückende Verhältnis zu lösen; Sarah dagegen will den Geliebten nicht von sich lassen, vermag ihn aber nur zu einem letzten nächtlichen Stelldichein in einem Gewächshause zu veranlassen. Blanche hört hinter einem Vorhang die Unterhaltung der Beiden, welche ihr das ganze sträfliche Verhältnis klarlegt. Da erscheint der Advokat Frossard und teilt den Erschrockenen mit, dass der General und der Oberst im Anzuge seien. Letzterer bewacht nämlich mit Argusaugen seine Tochter, und da er Frossard in der Nähe des Gewächshauses gesehen hat, glaubt er an ein Stelldichein desselben mit seiner Tochter und eilt herbei, um dem Advokaten die Ohren abzuschneiden. Der gutmütige General schließt sich ihm an, um die Liebenden zu vereinen. Beide finden statt des erwarteten Liebespaares die Gräfin und Sévérac. Frossard beugt einer Entdeckung vor, indem er sagt, er habe seinen Freund der Gräfin zugeführt, damit er dieser seine Liebe zu Blanche gestehe und sie bitte, beim General für ihn anzuhalten. Die hervortretende Blanche bestätigt diese Unwahrheit und auf den Befehl des misstrauischen Generals muss die Generalin mit verhaltenem Ingrimm der Beiden Hände in einander legen. Der vierte Akt versetzt uns an den Tag der Hochzeit — eine trübe Hochzeit! Der General ist misstrauisch, Blanche unglücklich im Besitz des Geheimnisses, das ihr jene Nacht offenbarte, Sévérac schamerfüllt, Sarah wutkochend. Trotz des Versprechens zu schweigen, das sie Blanche gegeben hat, teilt die Generalin ihrem Gemahl den Sachverhalt mit und erhält dessen Verzeihung unter der Bedingung, dass sie schweigen und nichts gegen die geplante Ehe noch gegen ihr eigenes Leben unternehmen wolle. So glaubt der General seine Ehre am besten sicher zu stellen. Der fünfte Akt führt uns nach Irland auf die Terrasse vor einem alten Schlosse, an dessen Fuß ein blauer See spiegelt. Wir sehen Sarah, wie sie einen Brief in Empfang nimmt, der ihr, oder vielmehr eigentlich ihrem Gatten von dem Glück der jungen Eheleute Blanche und Sévérac meldet. Diese Nachricht treibt sie in Verzweiflung, sie springt in den See, und der General findet bei seiner Rückkehr nur die Leiche. — Frossard hat selbstverständlich Madeleine geheiratet und den alten brummigen Oberst in den liebenswürdigsten der Schwiegerväter umgewandelt.

Der ganze Stoff erscheint an sich zu gewagt und zu künstlich angeordnet, als dass man sich an demselben erfreuen könnte. So urteilt auch die französische Kritik. Sarcey sucht und vermag noch einiges Lobende herauszufinden (Temps v. 17/1. 87), hält aber doch mit seinem Lobe sehr zurück. Jules Lemaître aber (Débats v. 17/1. 87) geht sogar so weit, das Stück einfach platt zu nennen und Ohnet jeden schriftstellerischen Geist abzusprechen.

Die dritte Woche des Januar hat eine „Première“ in der Comedie Française gebracht, welche viel von sich reden macht. Es ist ein Drama in drei Akten von Alexandre Dumas dem Jüngeren, das den Titel trägt: Francillon. Wenn die Komtesse Sarah ein „Ehebruchsdrama“ in des Wortes verwegenster Bedeutung ist, so steht das oben genannte Stück dieser Gattung nicht allzu fern, da es den Lehrsatz erläutern (!) soll, dass der Treubruch des Mannes nicht milder zu beurteilen sei wie der der Frau. — Francillon, Gräfin von Riverolles, ist die vortreffliche Gattin eines unbedeutenden Mannes, die ausgezeichnete Mutter ihres einzigen Kindes. Ihr Gatte hat sich berechtigt geglaubt (!) zu einer ehemaligen Geliebten, Rosalie Michon, zurückzukehren. Das Stück beginnt damit, dass Francine ihren Gatten vergeblich zurückzuhalten sucht, ihr Haus zu verlassen, wo eben eine große Gesellschaft stattgefunden hat. Ihr Gemahl verweigert die Bitte, und da Francine ihren Gatten beargwöhnt, sagt sie ihm, sie werde in dem Augenblick sich nicht mehr zur Treue verpflichtet glauben, wo sie Beweise für seine Treulosigkeit habe. Sie folgt ihrem Gatten unbemerkt auf den Opernball, und da sie ihn dort mit Rosalie sieht, macht sie sich an einen Unbekannten heran und folgt mit diesem ihrem Gatten nach einem Speisehause, wo sie in separatem Zimmer speist, selbstverständlich ohne von ihrem Gatten bemerkt zu werden. Im zweiten und dritten Akte erzählt Francine ihrem Gemahl zunächst, was sie getan hat, und ihr Gatte sucht die Wahrheit zu erforschen. Schließlich will man zur Scheidung schreiten, als ein Zufall klarlegt, dass Francine unschuldig ist. — Die geistvolle Sprache und das dramatische Leben des Stückes werden von der Kritik gelobt; der Erfolg soll ein beispielloser gewesen sein. Der erste Akt wird als geistsprühend, der zweite als urkomisch, der dritte als der wenigst gelungene bezeichnet.

Wir vermögen beiden Stücken keinen Geschmack abzugewinnen und müssen es für eine Verarmung des Geschmacks halten, wenn Jemand seinen Geist an so gewagten Stoffen versucht. Schmutzwasser schmeckt darum nicht besser, weil es in kostbaren Bechern gereicht wird.

Wismar. Dr. Léon Wespy.



Litterarische Neuigkeiten.

Der Fürst von Verona. Trauerspiel von Ernst v. Wildenbruch. (Freund & Jeckel, Berlin.) Fürs Erste sei mit besonderem Wohlgefallen betont, dass Wildenbruch sich vom Epigonen-Jambus emanzipiert und dies Stück in markiger Prosa entworfen hat. Nur an einigen Stellen verfällt er in den Jambus, wo gesteigertes Empfindungsleben gesteigerten Ausdruck finden soll. Dagegen ist nichts einzuwenden.

„Der Fürst von Verona“ wird prächtige Bühnenwirkung erreichen. Die Handlung bewegt sich mit der Wildenbruch eigenen Lebendigkeit. Allein, grade das, worin wir unseres bedeutendsten Dramatikers Bedeutung stets erkannt haben: Der Scharfblick für runde dramatische Konflikte, versagt ihm hier. „Der Fürst von Verona“ hat weder einen Grundgedanken noch einen treibenden Mittelpunktkonflikt. Er stellt nichts dar als ein leidenschaftliches Hin und Her einer gewöhnlichen Ritterfehde. So hat sich diesmal Wildenbruchs Abneigung gegen das eigentlich Gedankliche bitter gerächt. Wir hören nämlich wohl die Schlachtrufe „Hie Guelf, hie Ghibellin!“ — was sie aber bedeuten, bleibt völlig unklar. Der Dichter verletzt das dramatische Gesetz: Die Voraussetzung, dass Leser und Zuschauer ganz unwissend und naiv der betreffenden Handlung gegenübertreten und dass daher die Handlung sich lediglich aus sich selbst zu erklären habe. Wir hören sogar fortwährend von einem gewissen Ezzelino da Romano, der gefallen ist: Wer aber dieser große Unbekannte sei, erfährt Niemand. Denn unseren historischen Leitfaden aus der Schule her haben wir doch zu Hause gelassen, und wenn im vierten Akt die Ankunft eines gewissen Konradin gemeldet wird, so haben wir natürlich ganz vergessen, wer dieser Herr ist, und wünschen, dass der Dichter ihn uns vorstelle. Wir erfahren aber nichts, schlechterdings nichts von den historischen Verhältnissen, unter denen das Stück spielt. „Der Fürst von Verona“ — wer?! Es müsste heißen: „Der Podesta von Verona“ — denn bloß um die große Frage, wer Podesta sein solle, dreht sich das Ganze. Was sind uns die Scalas und Sanbonifazios! Die Erinnerung an die alten „Liebenden von Verona“, Romeo und Julia, liegt nahe und wir bekommen ja eigentlich nur einen neuen Aufguss vom Zwist der Montagues und Capulets. „Selvaggia“ ist Fräulein Klara Meyer und „Mastino“ Herr Ludwig vom Schauspielhaus in Berlin. Hingegen wünschen wir dem Dichter Glück zur Schöpfung des „Scaramello“, seiner ersten Charakterfigur seit seinem „Marlowe“. — Dass das Stück innerlich verfehlt ist, zeigt der Schluss — frei nach Romeo an der Leiche Julias. Das Stück endet nämlich gar nicht. Die beiden Liebenden kommen um, der Zwist der Montague und Capulet — pardon, Scala und Sanbonifazio — währt weiter. Wir hören, dass Konradin in Verona einreitet (er hätte unter allen Umständen auftreten müssen) und ergänzen uns, wenn wir nach Beendung des Stückes unsren historischen Leitfaden wieder hervorholen, dass besagter Konradin demnächst untergeht und dass in den italienischen Städten das Morden und Wüten weitergeht. Vielleicht dämmert uns sogar bei dem Namen „Scala“ eine dunkle Erinnerung, dass ein späterer Scala dem Ghibellinen-Dichter Dante ein Asyl in Verona gewährte. Mit Kopfschütteln und Unbehagen scheiden wir von einem Bumbum-Stück, das gleichwohl im Einzelnen die prächtigsten farbigsten Details enthält. — Das Ideendrama Herrigs kann viel von Wildenbruch lernen, aber hier enthüllt sich so recht, was das Situationsdrama Wildenbruchs von Herrig zu lernen hat.

Ein interessanter Goethefund ist von Karl Theodor Gaedertz gemacht worden, wodurch ein neues Licht über die „Wahlverwandtschaften“ und deren Heldin Ottilie verbreitet wird. Bekanntlich gilt Wilhelmine Herzlieb als das Urbild Ottiliens, und neuerdings haben sich namhafte Goetheforscher bemüht, die Einwirkung und das Verhältnis der schönen von Goethe auch in den Sonetten gepriesenen „Mine“ auf unseren und zu unserem großen Dichter klar zu legen; doch mit unsicherem Erfolge, da jedes authentische Material fehlte. Dr. Gaedertz hat nun eine Reihe höchst interessanter Original-Briefe Minchen Herzlieb's aus den Jahren 1806—1809 entdeckt, die unerwartet sehr anziehende Aufschlüsse gewähren. Auch ein aus derselben Zeit stammendes, von Johanna Frommann gemaltes Portrait, „das einzige ähnliche“, wie es in einem Briefe heißt, wird Dr. Gaedertz seinem Buche beifügen, das unter dem Titel „Goethe's Minchen“ im Verlage von C. Ed. Müller in Bremen demnächst erscheinen und alle Verehrer Goethe's durch neue und fesselnde Mitteilungen überraschen wird.

„Volkstümliches aus Ostpreußen“ von E. Lemke II. Teil (Mohrungen, W. C. Harich). Das vorliegende Werk bezeugt, dass der Verfasser mit vieler Geduld und Mühe sich an seine Arbeit gemacht hat, wir wünschen derselben, die nicht wenig dazu beitragen wird, die verworrenen und zerrissenen Fäden der ostpreußischen Mythenwelt zu beleuchten, guten Erfolg.

„Marokko“. Das wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute von Victor J. Horowitz, Consulatssekretär zu Tanger (Leipzig, Wilh. Friedrich). Marokko ist ein bis jetzt wenig bekanntes, beschriebenes und doch so wichtiges Land, dass ein Werk von einem so gründlichen Kenner des Landes, wie der Verfasser, sicher eine Lücke ausfüllt. Die lebendig gehaltenen Schilderungen sämmtlicher Verhältnisse des Landes, der Bodenbeschaffenheit, der Landesprodukte, der verschiedenen Bewohner, der Sitten und Gebräuche, der Regierung und Geschichte derselben nebst spezieller Beschreibung sämmtlicher wichtigen Ortschaften etc., werden umsomehr Interesse finden, als gerade in letzter Zeit Marokko immer mehr in den allgemeinen politischen Vordergrund zu treten beginnt und besonders mit Deutschland in nähere Beziehungen tritt.

Von der fünften Auflage des bekannten Werkes „Der Kreislauf des Lebens“ von Jac. Moleschott liegt uns der zweite Band vor (Gießen, Emil Roth). Dieses epochemachende Werk ist ja bereits zu bekannt, als dass es noch einer Empfehlung bedürfte, die fünfte Auflage beweist dieses mehr als genug.

„Savelis Bäßung“ von Henry Gréville (Band 11 von Engelhorns Allgemeiner Roman-Bibliothek), Stuttgart, J. Engelhorn. In einem russischen Dorfe, zur Zeit der Leibeigenschaft spielen sich die ergreifenden Vorgänge ab, welche uns Grévile in diesem düsteren Sittengemälde mit packender Gewalt vorführt.

„Gedichte“ von Philipp Berke (Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung). Ein anmutige Gedichtsammlung, die mit Herzenswärme niedergeschrieben, gewiss auch Anklang finden wird. Die Ausstattung ist gleichfalls eine gediegene, sodass das Büchlein zu Festgeschenken sehr geeignet ist.

„Lieder und Gedichte eines Rheinischen Musikanten“ von Paul Schumacher (Mainz, Verlag von J. Diemer). Wenn die vorliegende Sammlung auch keine hohen Auflagen zu erwarten hat, so glauben wir doch, dass sie nicht unbeachtet bleiben wird.

„An Fürstenhöfen Europas“ (Berlin, Walther & Apolant). Der Herr Verfasser Anonymus, hinter dem sich stark vermutlich irgend eine diplomatische, den einzelnen Höfen nicht ferne stehende Persönlichkeit versteckt, macht uns in vorliegendem Werke mit den verschiedenen Fürstenhöfen Europas näher bekannt. Er führt uns in demselben an den Hof von St. James, nach der Wiener Hofburg, an den Hof des „weißen“ Zaren, zu unserm neunzigjährigen Kaiser, an den Hof des letzten Kurfürsten, an den des Siegers von Sliwnitza, an Carmen Sylvas Königshof, zum heiligen Vater und an den Hof im Quirinal. Die höchst interessanten Skizzen, welche den reichhaltigen Inhalt bilden, verdienen umsomehr eine ganz besondere Beachtung, weil der Verfasser sich durch nichts hat beeinflussen lassen und mit der nur denkbarsten Unparteilichkeit schildert; auch hat der Verfasser zahlreiche genaue Personalnotizen eingereiht, die nicht verfehlen werden, das Interesse das Publikum noch ganz besonders anzuregen.

Bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschien soeben ein neuer Roman „Breide Hummelsbüttel“ von Detlev von Liliencron, auf welchen wir seinerzeit noch ausführlich zurückkommen werden.

Unter dem Pseudonym Paul Frank hat der im vorigen Jahre verstorbene Verlagsbuchhändler Carl Merseburger mit einer Reihe von kleineren allgemein verständlichen Schriften unsere Litteratur bereichert, die es in vollem Maße verdienen, in die weiten Schichten der deutschen Bevölkerung zu dringen. Wir müssen hier zuerst das „Handbüchlein der Deutschen Litteraturgeschichte“ erwähnen, das bereits in sechster Auflage vorliegt, ferner „Grundzüge der Französischen Litteraturgeschichte“, „Grundzüge der Griechischen Litteraturgeschichte“, „Grundzüge der Römischen Litteraturgeschichte“, sämmtliche haben bereits mehrere Auflagen hinter sich und sprechen so am besten für sich selbst. (Leipzig, Carl Merseburger.)

Alle für das „Magazin“ bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“ Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 14. Leipzig, den 2. April. 1887.

Inhalt:

Bahnen der Zukunft.

Von Emil Peschkau.

Steigt man im Winter auf einen Berg und vermag das Auge den bleichen Dunst zu durchdringen, so sieht man alles verworren, verweht, man erkennt keine Straße mehr, keinen Wasserlauf, keinen der zahlreichen Fußsteige, die sich so behaglich durch Wiesen und Felder heranschlängelten zum Walde. Aber in den Schnee hat der Sturm neue, fremde Pfade gerissen, die gebahnten Wegen gleichen, bald dahin und bald dorthin drängen, dann aber sich verlieren in der allgemeinen Wirrnis. Dieses Bild kommt mir stets in den Sinn, wenn ich an unser litterarisches Treiben denke, aber ich glaube durch den Nebel hindurch doch die Spitzen jener hohen Pappel-Reihen zu erblicken und sage mir: Da zieht die Reichsstraße dahin, stolz und gerade, über verschneite Bauernwege und wüste Sturmphantasien hinweg nach dem ewig unverrückbaren Ziele.

Hänge ich dem Gedanken weiter nach, so glaube ich das Schellengeklingel der Schlitten, Hornstöße der Postillons, tolle Vorwärts-Rufe wagelustiger Jünglinge und Zeter- und Wehgeschrei furchtsamer Frauenzimmer zu hören. Eine bunte Gesellschaft, wie sie sich da weiterwälzt durch den Schnee! Die Pferde dampfen, die Peitschen knallen, der Schnee sprüht auf und fällt in weichen Flocken nieder — immer weiter und weiter, die Pappeln bleiben fern.

An mein Ohr tönen jetzt die Schlachtrufe der Gegenwart — Idealismus, Realismus, Naturalismus und so fort. Schellengeklingel, Hornstöße, Zeter- und Wehgeschrei. Alte Pfade und neue, sie kreuzen sich und schlingen sich in einander und dann wieder laufen sie feindselig der eine nach rechts, der andere nach links. Alles vom Schnee verweht, bald mehr, bald minder, und jetzt sehe ich, dass auch die grosse, mächtige Schlucht da drunten schon wieder verweht wird, während die Pappeln drüben feststehen im ärgsten Gestöber. Es will mir scheinen, als ob diese Worte, die man sich gegenseitig an den Kopf wirft — Idealismus, Realismus, Naturalismus und so fort — als ob sie wenig mehr wären als Worte, die jeder braucht, wie sie ihm eben in seinen Kram passen und in den Kram — seiner Gegner! Wenn ich auf das Wesen der Sache dringe — wo ist denn der Idealismus bei so vielen „Idealisten", während er so viele, die Realisten genannt werden, beseelt! Und betrachte ich die Form, die Darstellung, so finden sich „Idealisten", deren platte, nüchterne, entsetzlich breite Schildereien diejenigen Zolas weit übertreffen, und als Gegenstück „Realisten", in deren Gespinnsten man alles eher findet als die Sonnenwärme des Lebens. Und dann der große Streit: träumen, phantasieren oder die Wirklichkeit abzeichnen! Kann derjenige auch nur eine Spur vom Dichter oder vom Verständnis der Dichter in sich haben, der diese Frage ernstlich und ohne Nebenzwecke stellt? Führt nicht eins wie das andere in die Irre? Das eine zu den wahnwitzigen Fabeleien einer im Aussterben begriffenen Generation, das andere zu der modernsten Blüte, dem Reporter-Roman, der gewiss nicht mehr wert ist, als jenes Gefabel. Der Dichter phantasiert nicht und schreibt nicht das Leben ab, er dichtet, er schafft Leben.

Zola! Das ist die große, mächtige Schlncht da unten, die irre führen musste. Ein großer Dichter mit vielen Schwächen. Aus seiner Hauptschwäche wollte er eine Stärke machen nnd er fand Nachahmer und so entstand der Roman, der eigentlich nichts ist als die Schilderung eines gewissen Ausschnittes aus dem Treiben der Zeitgenossen, der höhere Reporter-Roman, auf den der niedere gefolgt ist. Auch seine anderen Schwächen fanden Nachahmung, man glaubte etwas besonderes zu sein, wenn man alles schwarz sah, wie der Meister, oder mit Geschlechtsreiz pfefferte wie er.

Zola ist ein großer Dichter, aber er ist einer von den kleineren. *Es giebt Dichter, deren Augen vornehmlich nach außen und solche, deren Augen vornehmlich nach innen gewendet sind.* Sophokles, Shakespeare sind von der letzteren Art, Zola gehört der ersteren an. Deshalb ist es erklärlich, dass in seinen Werken fast nichts als Gemeinheit und Erbärmlichkeit dargestellt wird. Ein echter Dichter, ein Mensch mit dem wunderbaren, feintühligen Dichterherzen, der mitten in den Kämpfen des Lebens emporwächst, muss, sobald seine Augen eben nach außen gerichtet sind, die Sehschärfe für das „Gute" der Menschennatur verlieren, er wird bald wenig mehr sehen als Gemeinheit und Erbärmlichkeit, weil diese überall sich breit machen, in den meisten Fällen den Sieg erringen, und weil sein echter Dichterhass gegen die widrige Bande ihm das Gesehene noch vergrößert und greller erscheinen lässt. Und deshalb sind Dichter von der Art Zolas die kleineren unter den großen. Sie können nie *ganz wahr* sein und können nie mehr als ein *Stück der Welt* umspannen. Die andern aber, deren Blick nach innen gewandt ist, lösen aus den Kämpfen ihrer Seele heraus die Kämpfe der *ganzen Welt*, sie sind *immer wahr* und *ganz* wahr, weil sie nicht anders sein können, weil sie ja selber in ihren Gestalten stecken. Wenn ein solcher Dichter einen Verbrecher schafft, so wird doch dieser Verbrecher ganz Mensch sein, weil seine eigene Seele während des Schaffens-Prozesses zu der Seele des Verbrechers wird und er so aus seinem Seelenleben heraus die nicht immer gerade „hässlichen" Triebfedern des Hässlichen aufdecken muss. Dichter wie Zola können uns Gemeinheit und Erbärmlichkeit in grandiosen Bildern malen, die nns gegenüber den erfundenen Schemen, den Idealgestalten aus Rübenzucker, wie sie kleine Dichter in die Welt setzen, mächtig ergreifen nnd uns dann wohl auch zur Ueberschätzung ihrer Schöpfer hinreißen. Die ganz großen Dichter aber können mehr. Sie schaffen uns Menschen mit all dem Wechselspiel zwischen „Gut" und „Böse", all dem wundersamen Auf und Nieder der Menschenseele, mit dem ganzen, uralten nnd ewig jungen Menschenkampf zwischen Licht und Finsternis. Ihnen gelingt Alles. Das zarte Aufblühen einer keuschen Mädchenseele ebenso wie das titanische Laster, die harmlose Vergnügtheit des Alltagsmenschen ebenso wie die gemeine Niedertracht des „Klugen". Alles wurzelt bei ihnen im Gemüte und deshalb lebt jedes ihrer Geschöpfe — hat jedes von seinem Standpunkt aus Recht — das Recht des Lebenden.

Nun sehen wir aber schon die Pappeln freier und schärfer durch den bleichen Nebel. *Gegenstand der Dichtkunst im höchsten Sinne* sind *nicht die Menschen — es ist der Mensch.* Nicht in dem Gestalten der Außenwelt, sondern in dem der Innenwelt gipfelt die Poesie. „Ei," — so höre ich eine bekannte Stimme — „dann brauchen wir ja keine nenen Dichter mehr, dann genügen uns die alten. Gibt es denn noch mehr Probleme der Seele, als die sie uns schon gelöst haben?" — Das wäre nicht das Schlimmste, was die Verständnislosigkeit geleistet hat, und deshalb mag die Frage auch gleich beantwortet werden. Ja wohl, wir brauchen neue Dichter, denn der Mensch bleibt sich nicht zu allen Zeiten gleich, er ist ein Prodnkt der Natur und der Verhältnisse, nnd wie kein Grieche den Hamlet oder den Faust hätte schreiben können, so kann nur der Dichter der Zukunft die Tragödie des durch den Hunger geknechteten Geistes dichten. Die Menschenseele ändert sich mit den wechselnden gesellschaftlichen Verhältnissen. Sie ändert sich beständig unter dem Einflusse großer geschichtlicher Ereignisse (Christentum, französische Revolntion, moderne Naturwissenschaft), wie kleinerer Katastrophen. Der Mensch ändert die Außenwelt und sie ändert ihn, und so werden alte Probleme gegenstandslos und neue tauchen auf. Auch unsere Zeit hat eine Fülle solcher Probleme vor die Dichter gestellt. Es gilt aber nicht, wie es vielfach schon geschehen ist, sich ihnen äußerlich zu nähern, es gilt nicht, zu schildern, wie sie das *Treiben der Menschen* beeinflussen, es gilt vielmehr, sie *im Menschen* zu verkörpern.

Also eine alte Straße, die Straße auf der die griechischen Tragiker — Shakespeare — der Dichter des Faust gewandelt sind. So ist es. Aber ist die Straße auch alt, so geht sie doch weit über das alte Ziel hinaus, es winkt ein nenes. Nene Probleme sind da und ihre Darstellung fordert eine neue Form.

Die große Form des Altertums war die Tragödie des Sophokles. Diese Form war zu enge geworden für den Gehalt einer neuen Zeit und Shakespeare schuf eine andere, sein eigenes Drama. Dem Dichter des „Faust" war auch das schon zu enge, die Form zerflattert ihm unter den Händen und ein Werk entsteht, dessen Klassifizierung und Rubrizierung den „Kunstrichtern" schwere Sorgen macht. Wie soll die Zukunft da weiterbauen?

Dass die neue große Form *im Wesentlichen* dem Drama nahestehen muss und nicht dem Epos, daran ist nicht zu zweifeln. Epos ist Gestaltung der Außenwelt, Lyrik Gestaltung der subjektiven Innenwelt, Drama Gestaltung objektivierter Innenwelt (wenn ich so sagen darf) *Verkörperung* der

Menschheitsprobleme. Nur das Drama erfüllt also unsere Forderung und in der Tat wurde das Drama auch immer als die höchste Form der Poesie angesehen. Will der Dichter also auf der Gipfellinie der Poesie bleiben (auf den „Willen" kommt es freilich nicht an — der große Dichter muss dort bleiben), so kann er nur „dramatisch" schaffen. Aber auch die entwickeltere Form des Dramas hat sich längst als zu enge erwiesen, so dass sie im „Faust" schon an allen Ecken und Enden geplatzt ist.*) Um den Geist der Zeit zu fassen, genügte sie schon damals nicht mehr, und heute genügt sie noch weniger. Andererseits ist das „Drama" seiner ganzen Art nach doch an das Theater gebunden, weil die Phantasie des Publikums nicht stark genug ist, um dem Dichter ohne den äußeren Apparat des Epikers oder des Regisseurs zu folgen. Unser Theater-Organismus ist aber nicht einmal im Stande, dem Shakespeareschen Drama immer gerecht zu werden, obwohl man bereits an die äußerste Grenze des uns möglich Scheinenden gelangt ist. Aufführungen Shakespearescher Stücke sind auf unseren Bühnen meist nur mit Hilfe von allerlei Bearbeitungen und Verrenkungen möglich. Wenn ich aber auch den wunderbarsten Theatermechanismus voraussetze, so würde die szenische Darstellung des Zukunftsdrama-Phantoms doch die beabsichtigte Wirkung verfehlen. Der große äußerliche Apparat würde die Aufmerksamkeit der Zuschauer ganz von dem Wesentlichen ablenken und die Dauer der Vorstellung würde sie ermüden. Man denke nur an die Ergebnisse der Aufführungen des ganzen Faust, denen selbst kräftige und ideal veranlagte Menschen — nach meinen Erfahrungen wenigstens — nicht gewachsen waren. Deshalb kann das Zukunftsdichterwerk auf das Theater nicht rechnen und das Theater hat für die Entwickelung der Litteratur keine Bedeutung mehr.

Unser Zukunftsdramatiker muss also sehen, ohne die Bühne fertig zu werden. Er muss es versuchen, selbst Regisseur und Schauspielerkorps zu sein, er muss sich epischer Darstellungsmittel noch in weitaus stärkerem Maße bedienen, als es der Faustdichter that. Oder mit anderen Worten, alles hier Ausgeführte und Angedeutete zusammengefasst:

Das Dichterwerk der Zukunft, das heißt jene Dichtung, welche auf der Gipfellinie der Poesie bleibt und doch ein Neues ist, Entwickelung, Fortschritt bedeutet, wird ein Drama in dem äußeren Gewande des Epos sein. Dieses Dichterwerk wird auf dem Gipfel der Poesie bleiben, weil es vermöge seines dramatischen Wesens objektivierte Innenwelt giebt, und es wird ein Neues sein, Entwickelung, Fortschritt bedeuten, weil es vermöge der epischen Kunstmittel den Gestaltungen der neuen Epoche frei nachgehen kann. Eben dieser Freiheit zu Liebe kann die Sprache dieses Dichtwerks nicht der Vers sein, der fast immer mehr oder weniger anderen Gesetzen zu folgen hat, als den aus dem Wesen der Dichtung entspringenden. Diesen schmiegt sich der Vers nur in den einfachsten (und darum höchsten) Formen der Lyrik und in den entsprechenden Stellen eines Dramas an. Die Sprache des Zukunfts-Dichtwerks muss deshalb Prosa sein, aber eine Prosa, die von der gemeinen Prosa sicher weiter entfernt ist, als das Handwerksgeklapper von Hexametern, vierfüßigen Trochäen und dergleichen, eine Prosa, welche auch die Vorzüge des Verses besitzt und rhetorisch, musikalisch, malend und plastisch ist wie er, ohne ihren freien, natürlichen Fluss einzubüßen.

Dieses Dichtwerk wird einen schweren Kampf ums Dasein zu kämpfen haben. Einzelne „Kunstrichter" werden entrüstet von einer Vermengung der so mühsam und sorgfältig umgrenzten und ausgemessenen Formen sprechen, die meisten aber werden wie das große Publikum lächeln und schreien: „Ha — das ist ja nichts anderes als ein Roman!" — Da sitzt der Haken. Der Roman ist der Stiefvater dieses Geschöpfes, der es adoptiert und ihm seinen Namen mit auf die Reise giebt. Die Mutter war eine brave Frau und der Vater ein ganzer Mann, aber der Stiefvater ist ein Lump und das Kind trägt seinen Namen. Und so wird das arme Kind wie ein Ball zwischen den Lumpen und den ehrbaren Leuten hin- und hergestoßen werden, wie das ja immer so geht. Den Lumpen wird es zu tüchtig sein und den ehrbaren Leuten wird immer der Stiefvater in die Nase riechen. Ein Romanschreiber — der Erbe Shakespeares! Ist das nicht toll?

Das Vorspiel dieses Zukunftsbildes können wir heute schon beobachten — es ist die Ursache der Gährung in der litterarischen Welt. Die sogenannten naturalistischen oder realistischen Romane sind nichts als die Vorläufer der Zukunftsdichtung. Aber sie stehen noch ganz auf episch-didaktischem Gebiete, es wird geschildert wie bei Zola, oder analysiert wie bei der Mehrzahl der Nordländer. Es wird fast Alles äußerlich angepackt und der ideale Gehalt ist häufig ein höchst ärmlicher. Trotzdem haben sie mehr erreicht und den Boden besser durchpflügt als die Deutschen, denn sie können sich freier bewegen und haben ein empfänglicheres Publikum, es lastet nicht der schwere Alp auf ihnen, der in Deutschland die Talente knicken oder biegen muss, der es verhindert, dass sie sich in ihrer jugendlichen Fülle und Kraft entfalten.

*) Es ist gewiss bemerkenswert, dass Goethe, obwohl er nicht die Kraft des Tragikers besaß, doch sein Bestes in der Form des Dramas gab. Dass aber nicht dieser Mangel an reindramatischer Begabung die Ursache des „Platzens" war, geht daraus hervor, dass Goethe in anderen Dramen die Theater-Form sehr gut zu wahren wusste, ja diese Form auch in der Regel von Autoren ohne eigentliches dramatisches Talent besser getroffen wird, als von Vollblutdramatikern. Und das liegt einfach daran, dass die Natur des Dramatikers ihn eben unwiderstehlich dazu treibt, seine Charaktere seinem Wesen gemäß handeln zu lassen und dass er seine Konflikte durchführen muss, wenn er auch zu beständigem Szeneriewechsel oder einem anderen Verbrechen gegen die Theater-Form genötigt wird.

Vielleicht will es der launige Zufall, dass gerade in Deutschland jener große Dichter ersteht, der eines Tages die Fesseln bricht und mit eisernen Händen den Alp erfasst und ihn zu Boden schlendert. In der deutschen Natur läge Alles, was diesem großen Dichter nötig ist — nur hat gerade sie höcht selten eiserne Hände.

Und damit hätte ich gesagt, was ich von dem Ziele der Zukunft denke. Mag man es vielleicht auch nicht so eng umgrenzt ins Auge fassen, wie ich, so werden mir doch sicher die Meisten recht geben, wenn ich als gemeinsame Bahnen der Zukunft nenne: Erfassen der großen Lebensprobleme und Vertiefung in den Menschen. Nicht schildern und analysieren, sondern gestalten, nicht Scherben der Welt nachschaffen, sondern Welten erschaffen, in denen wir unsere Welt wieder erkennen. Das Alles im Sinne der obigen Ausführungen.

Dass sich neben diesen Bahnen auch immer und überall stille, bescheidene Fußwege hinschlängeln werden — wer wollte sich dagegen wehren? Die Natur schafft nicht bloß Adler, sie schafft auch kleine, muntere Zeisige und anmutige Rotkehlchen und sie schafft auch watschelnde Gänse und krächzende Krähen. Sie Alle haben das Recht des Lebenden und wem eine Krähe lieber ist als ein Adler — der Mann hat auch das Recht, seinen eigenen Geschmack zu haben. Das kann uns aber nicht hindern, nach den Höhen zu weisen, auf denen der Adler horstet und ihn freudig zu begrüßen, wenn er seine Fittige erhebt.

Leider stimmt das Bild mit dem Adler nicht ganz. Der nistet hoch über den Wolken und kann sich erheben, wie's ihm gefällt. Der Dichter aber ist ein Mensch, der häufig nicht einmal einen Schlitten hat, wie die Gesellschaft da unten, der es trotz des Schneegestöbers offenbar gar nicht so übel zu Mute ist. Die Frauenzimmer lachen und freuen sich wieder, eine von ihnen ruht an der Brust des kühnsten der Jünglinge, der lachend ihre vollen Lippen sucht, die Pferde dampfen, die Peitschen knallen und die Postillons blasen ein altes Lied von Liebe und Lust. Der Schnee sprüht auf und fällt in weichen Flocken, der Nebel wird dichter, die Pappeln verschwinden wieder. Und dort — dort muss er dahin wandern, einsam, zu Fuße, durch den hohen Schnee. Er mag seinem Vater danken, wenn er wenigstens ein Paar hohe Wasserstiefel mit auf den Weg bekommen hat . . .



Der Troubadour.

Von Hermann Bang. Deutsch von Emil Jonas.

Hörst du, Geliebte, wie leis mein Gesang
Schwebet zu dir mit dem klagenden Klang?
Wenn er verschollen, dann glaube, mein Stern,
Wandre ich einsam in pfadloser Fern.

Burgen und Schlösser nicht hab' ich zum Lohn,
Was ich besessen, ich gab es dir schon;
Träume, und Sehnen und Hoffen sind dein,
Das war mein Alles, was wäre noch mein!

Denkst du noch, als wir ein kindliches Paar,
Eh' dich gefangen dein fürstlicher Aar?
Als er dann selig beim Fest dich umfasst,
Lud deinen Sänger der Kummer zu Gast.

Denkst du der Zeit, als einst schlossen zum Bund
Arm sich in Arm uns und Mund sich an Mund
Hast du vergessen der jubelnden Lust,
Als wir uns ruhten noch Brust an Brust?

Alles entflieht, nur Erinnerung nicht!
Sei sie zu pfadloser Ferne mein Licht.
Das ist mein Trost; die Erinnerung wacht,
Schimmer und Stern in einsamer Nacht.

So mit der Zither von Lande zu Land
Zieh' ich, Geliebte, bis Frieden ich fand!
All mein Gesang ist Erinnerung dein,
Segne dich Gott, — es sollte nicht sein!



Zur Pathologie der deutschen Litteratur.

Die erblichen Krankheiten.

Von Conrad Alberti.

Der moderne Litterarhistoriker steht längst nicht mehr auf dem bornierten Standpunkte der einstmals herrschenden philologischen Anschauung vom Wesen seines Berufs. Wir sehen jetzt in der Litteratur jeder Nation mehr als einen großen Haufen guter und schlechter Bücher, Litteraturgeschichtsforschung ist uns mehr als die Ergrübelung aller vorhandenen Varianten in den Werken der Klassiker, und Litteraturgeschichtsschreibung mehr als bloße kritische Bibliographie. Nationallitteratur bedeutet uns heute — je nach der eigenpersönlichen Auffassung des Betrachtenden — entweder einen einheitlichen abgeschlossenen Organismus, in dem sich eine Reihe von Haupt- und Nebenströmungen, eine Anzahl besonders schön ausgearbeiteter und hervorragender Einzelteile geltend machen, oder eine große Anzahl nach bestimmten Gattungen und Richtungen geordneter Einzelorganismen, welche sich zu einem großen sich beständig fortentwickelnden Gesammtorganismus zusammenschließen. So kann ich auch einen Palast als ein in künstlerische Teile zerfallendes architektonisches Ganzes oder als einen Aufbau zahlreicher harmonisch geordneter und der Bestimmung des Ganzen im Einzelnen angepasster Steine betrachten, von denen jeder den Andern stützt und hält, und jeder

inzelne um des Ganzen wie um der einzelnen Anern willen gleich notwendig ist.

Betrachten wir also die Nationallitteratur als nen einheitlichen Organismus, bezw. eine harmonische usammenfassung von Organismen, so werden wir ieselbe auch allen den Gesetzen unterworfen anehmen müssen, welche wir sonst als in der organichen Welt herrschend kennen, so den Gesetzen von er Erhaltung des Stoffes und der Kraft, der orgaischen Tätigkeit, also des Stoffwechsels, der unauförlichen Bewegung, der Fortentwicklung u. s. w. on den Erscheinungsformen dieser Gesetze im Leben er Litteratur vielleicht ein andermal. Natürlich ist ie Letztere, wie jeder Organismus, auch Krankheiten nterworfen, welche aus den verschiedensten Anlässen ntstehen können, und zwar — hier so gut wie anerwärts — infolge mangelhafter Ernährung, Störung er Tätigkeit einzelner Organe, äußerer klimatischer Einflüsse u. dergl. Treten Krankheitserscheinungen ur zeitweilig oder vorübergehend auf, fliegen sie ewissermaßen von außen an, so sind sie für das Geammtbefinden des Organismus nicht von erheblichem Schaden und ein geschickter Arzt wird sie auf opeativem oder innerlichem Wege zu entfernen wissen. Handelt es sich aber um alt eingewurzelte Uebel, o ist die Sache bedenklicher. (Die schlimmsten ller Krankheiten sind die erblichen, gegen diese ermag die Kunst in den seltensten Fällen etwas wirklich erfolgreiches, zumeist muss sie sich nach genauer Erkenntnis derselben mit Linderungsmitteln egnügen. Doch auch jene Erkenntnis ist für die Wissenschaft von großem Wert; die Therapie stets uf gleicher Höhe mit der Pathologie zu halten, hat sich ja schon längst in der Heilkunde als unnöglich erwiesen. Je nach unserer Betrachtungsweise werden wir nun auch in der Litteraturkunde von erblichen Krankheiten sprechen, welche, wenn auch längere Zeit latent bleibend, häufig als gefährliche Entwickelungsstörungen auftreten.)

Wählen wir — mehr um der leichteren Darlegung und Verständlichkeit willen als aus prinzipiellen Gründen — die letztere Bezeichnung, und untersuchen wir, welche erblichen Krankheiten unsere Nationallitteratur aufweist. Ich bitte nur um Fernhalten jeder Missdeutung der Anwendung der medizinischen Methoden und Ausdrücke auf das Gebiet der Litteratur, aber meiner Ueberzeugung nach hat eben der Kritiker und Litteraturforscher eine höhere Aufgabe als nur Bücher zu durchstöbern und Charakteristiken der Dichter zu schreiben, nämlich die: der Arzt der Litteratur zu sein.

Als erstes Hauptgebresten möchte ich den Mangel an Centralisation bezeichnen. Nie hat es in Deutschland einen geographischen Punkt gegeben, an dem alle Bestrebungen der Poesie sich zusammenfanden, Austausch hielten, in sich selbst Stärkung suchten, mit einander wetteiferten, sich von einander trennten, wo sich eine Tradition entwickeln konnte, als Handhabe und fester Angelpunkt für die litterarische Fortentwickelung. Trafen sich in irgend einem Winkel Deutschlands ein paar poetisch beanlagte Männer, so schlossen sie sich vielleicht zusammen, und dichteten in ihrem Krähwinkel hockend, munter drauf los, aufs Höchste bedacht, eine Anzahl Jünger um sich zu versammeln, nie in der Absicht, bestimmenden Einfluss auf gleichzeitige Bestrebungen zu gewinnen und die Poesie der Folgezeit an ihren Namen zu knüpfen. So liegt die führende Stelle bald am Rhein, bald in Schwaben, bald in Schlesien, bald in Leipzig, bald in der Schweiz, bald in Weimar, bald in Göttingen, bald in Wien und dazwischen an hundert anderen Orten. Von Zeit zu Zeit findet sich wohl einmal ähnliches Streben an derselben Stelle wieder, so spielt die Wartburg zu den verschiedensten Zeiten eine Rolle in der deutschen Dichtung, doch auch stets nur episodisch, ohne dauernde Führung. Jede Begabung scheint wie eine Pflanze an die Scholle gebunden, auf der sie zufällig gewachsen, und so kommen gewaltige Talente, wie Niclaus Manuel, Hans Sachs, Jakob Böhme, Jean Paul, Gottfried Keller, nie über ihren engen Kreis herauswachsend, auch nie zur vollen Entwickelung ihrer Begabung weder hinsichtlich des Ideenkreises, noch der formalen Gestaltung und leisten kaum das Zehntel dessen, was sie bei einem straffen centralisierten und litterarischen Leben hätte leisten können. Oder wären Molière in Dijon, Musset in Brest, Shakespeare in Liverpool schließlich Molière, Musset, Shakespeare geworden? Nie konnte sich in Deutschland ein einheitlicher Geschmack entwickeln, der großherzoglich badische Landesgeschmack musste schließlich ein ganz anderer werden als der republikanisch lübeckische, die Lorbeeren, die sich der Bayer in München gewonnen, galten und gelten noch heute nichts in Hamburg und müssen erst dort von neuem erkämpft werden; der deutsche Dichter wusste zuletzt gar nicht mehr, in welcher Geschmacksrichtung er schaffen sollte, denn sein Erzbild, seinen Gott, den man ihm in Süddeutschland angebetet hatte, Uhland, verhöhnte man ihm in Weimar. Und der gebildete Franzose, der sich einstmals über die Meisterwerke der deutschen Poesie hatte unterrichten wollen, und dem man in der Schweiz Klopstock als großen Dichter genannt, schüttelte erstaunt den Kopf und wusste nicht woran er war, wenn er diesen in Leipzig aufs unbarmherzigste getadelt hörte. Einer der genialsten Dichter der Neuzeit schrieb in einem Dialekt, den sieben Achtel seiner Mitbürger nicht verstanden, und der Russe, der die besten deutschen Dichter der Neuzeit kennen zu lernen wünschte, musste nicht nur Deutsch, er musste auch Plattdeutsch lernen. Das war ihm natürlich zu viel Mühe und so ging er hin und erzählte seinen Landsleuten, dass die deutsche Poesie nicht wert sei, näher studiert zu werden. So entstand der Zug ins Kleinliche, die Zerrissenheit des Geschmacks, die mangelhafte Darstellung, die Stillosigkeit, kurz Alles, was uns in der deutschen Litteratur so abstoßend berührt. Ist es

denn nicht entsetzlich zu denken, dass wir seit beinahe anderthalb Jahrtausend fest in unsern Wohnsitzen ansässig, seit tausend Jahren im Besitz einer hohen Kultur, aus Mangel an Centralisation erst seit 350 Jahren eine einheitliche Schriftsprache besitzen? Wo sollte da eine starke einheitliche Litteratur herkommen? Und wird nicht heute noch Wildenbruch in Berlin gefeiert, in Wien fast verhöhnt, Anzengruber in Oesterreich auf Händen getragen, in Norddeutschland kaum verstanden? So entstand der Mangel an Achtung, den das Ausland der größten und schönsten Litteratur der Welt entgegenbrachte und entgegenbringt. Alles dies, weil wir seit dem siebenten Jahrhundert, dem für uns nachweisbaren Anfang der deutschen Poesie, keinen Centralpunkt der litterarischen Bestrebungen besitzen. So nur ist's auch möglich, dass wir keine Bibliothek haben, welche sich neben der Londoner oder Pariser zeigen kann, während die in allen deutschen Bibliotheken zerstreuten Kostbarkeiten vereinigt eine litterarische Sammlung ergäben, die jene bei Weitem überträfe. Hätte die Palatina einstmals in Berlin gestanden und nicht in Heidelberg, wir besäßen sie wohl heute noch. Und ähnlich wie oben verhält es sich auch mit der bildenden Kunst, mit den Museen und Galerien, und mit dem Theater. Noch heute leidet unsere Litteratur schwer unter diesen Mängeln. Was hätte Gustav Freytags poetisches Talent schaffen können, wenn der Dichter den größten Teil seines Lebens nicht in dem trostlosen Leipzig oder seiner weltverlassenen Sieblebener Villa, sondern im rauschenden, gewaltigen Berlin oder Wien zugebracht hätte! Wir hätten davon statt der doch im Großen und Ganzen philisterhaften „Verlorenen Handschrift" vielleicht von ihm den deutschen Meisterroman, ein großstädtisches „Soll und Haben", erhalten. Und ähnlich ergeht es mit Wilhelm Raabe, Hamerling und den anderen großen Talenten unserer Litteratur. Sein einziges Werk von bleibender Bedeutung, die „Kinder der Welt", verdankt Paul Heyse seinen Erinnerungen an einen großen Centralpunkt des öffentlichen Lebens. Und durch unsere Klassiker würde ein noch weit tieferer nationaler Zug gehen, hätten sie an einem ebenderartigen Centralpunkt und nicht in dem weltverlassenen Weimar gewohnt. Heutzutage kann vollends der Poesie das Heil nicht mehr aus der Provinz kommen, die derselben stets den Stempel philiströser Kleinstädterei aufdrückt.

(Schluss folgt.)



Die Jungfrau von Orleans.

Einem deutschen Gelehrten hat es Frankreich überlassen, das abschließende Werk über die edelste Gestalt der französischen Geschichte zu vollenden. Unser verdienstvoller Mitarbeiter, Professor Herman Semmig, welcher lange Jahre, unter den ungünstigen politischen Verhältnissen und Wirren der deutschen Reaktionszeit, Orleans zu seinem Aufenthaltsort erkor und dort rühmlich wirkte, bewies seine Anhänglichkeit an seine zweite Heimat durch emsige Studien über die Schutzheilige von Orleans. Er entrichtete gleichsam einen Zoll der Dankbarkeit durch seine interessante Studie „Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen", die soeben in zweiter Auflage (E. Peterson, Leipzig) erschienen ist.

Der Geschichtsliebhaber findet in derselben eine Reihe neuer Gesichtspunkte. So entkleidet Semmig (Seite 84 ff.) die Maitresse Agnes Sorelle (diese richtige Schreibart wählt Semmig, statt des üblichen „Sorel") des falschen Flitterscheins, mit welchem höfische Galanterie sie umwob. Mit kritischer Schärfe berichtigt er die französischen Darstellungen und liefert wohl die erste richtige Biographie dieser Verläuferin der Pompadour, die ihrem königlichen Aushälter einen „Hirschpark" unterhielt. Diese Herren Könige bleiben doch immer die gleichen, und ihre betitelten Metzen item! Der Gesalbte des Himmels Karl VII., tritt uns aus Semmigs Darstellung so recht in seiner ganzen allerhöchsten Erbärmlichkeit entgegen und lässt uns doppelt schmerzlich empfinden, dass die erhabene Himmelsgesandtin, vom Gottesgnadentum ihres Genius umstrahlt, für diesen Keltmenschen sich opfern musste. Bezeichnend ist auch die Parallele des königlichen Undanks, welche der deutsche Forscher durch sein hochinteressantes Kapitel über Jaques Coeur, den patriotischen Staatsmann, entwirft.

Neben diesen mannhaften schroffen Gegensätzen zur beliebten „Mohrenwäsche" bietet Semmig jedoch auch Ehrenrettungen. Was diejenige des „Dichters" Chapelain betrifft, so können wir uns wenig damit befreunden. Hingegen stimmen wir Allem bei, was zur Entschuldigung Voltaires in Sachen der „Pucelle" vorgetragen wird. Das glorreiche, obschon mit Peinlichem gemischte, Andenken dieses großen Streiters darf nicht durch kleinliche Bemängelungen entweiht werden. Andrerseits weist Semmig mit Recht die grobe Geschichtsfälschung in Schillers Drama, die Glorifizierung all der nichtsnutzigen „Zeitgenossen" der Jungfrau, zurecht. Allein er vergisst, dass unser armer deutscher Poet, der als Ehemann doch auch Geld verdienen musste und den seine hochherzige Nation ja möglichst verhungern ließ, auf die Höhere Tochter bedeutende Rücksicht nahm. Nicht das fortreißende nationale Pathos, das sein Drama durchzittert, sondern der sentimentale Quatsch darin bezaubert den Mob. Was wäre die Jungfrau von Or-

leans für unsre Backfische, wenn sie sich nicht in Lionel verliebte! Edle Agnes Sorel „Krone der Frauen!“ edler König, der „auf der Menschheit Höhen mit dem Sänger gehet!“ edler Herzog von Burgund, du unritterlicher Bube, der die bürgerliche Heldin den Engländern verschachert und zugleich seinen Hohen Orden vom Goldenen Vließ als Zierde der Ritterschaft zu stiften geruht! O ihr alle, ihr Lieben, seid charakteristische Schöpfungen des deutschen „Idealismus“, nicht wahr? Die Wahrheit wäre ja gemein, wäre unschön, und außerdem — unklug.

O nein, wir bösen Realisten sind andrer Ansicht. Wir lesen Semmigs Kapitel über den Teufel in Menschengestalt, der an der Seite der Jungfrau focht, „Gilles de Rais, Marschall von Frankreich“, mit wahrer Ergötzung. Wir wissen, dass dem nichtswürdigen König und seinen hochgeborenen Maitressen eine verderbte Satanskirche und ein Stallbuben-Adel würdig entsprachen. Diese waren es wie immer, für welche das brave Volk sich opferte und welche die Früchte seines Patriotismus einheimsten. Sie waren es, welche das Heldenmädchen, die Heilige Frankreichs, in ihrem genialen Wirken hemmten und sie endlich der Kreuzigung überlieferten. Es ist die alte Geschichte.

Aber um so leuchtender, verklärt in himmlischer Glorie, hebt sich von diesem höllendunklen Hintergrunde die Gestalt des Engels ab, den der Weltgeist wie den Hirtensohn Isais erweckte zur Befreiung des Vaterlandes.

Die Wahrheit ist halt erhabener und „poetischer“, als die Phrasen-Rhetorik schönfärbender Idealisten. Allerdings gehören starke Nerven dazu, um sie zu ertragen.

Ich gestehe gern, ich bin ein böser Mensch. Seine Majestät Karl VII., mit heiligem Oel gesalbet, Seine Hoheit den Herrn Herzog von Burgund, Stifter des Goldenen Vließes, Marschall Rais, Blume der Ritterschaft, und andre erlauchte Wesen, an die ein niedriggeborener Plebejer nur mit Ehrfurcht denken sollte, möchte man noch nachträglich mit der Schärfe des Schwertes in Stücke hauen. Aber wenn man das Leben Jeanne d'Arcs, dieses kleinen Bauernmädchens, vor sich aufsteigen lässt, dann vergisst man die bittersten Tränen. So sentimental sind wir „Realisten“ — wir, denen es einen Hochgenuss bereitet, dreiste Unfähigkeit, gemästete Dummheit, strebernde Schurkerei mit unversöhnlichem Hohn und Grimm zu verfolgen, zu brandmarken, zu würgen!

Schiller hat sich unfähig gezeigt, diese Idealgestalt in ihrer strengen Würde zu begreifen. Bei ihm ist Alles falsch und verzerrt. Die Weiblichkeit der makellosen Jungfrau sucht er in ihrer sinnlichen Verliebtheit, während der junge Montgommery sie umsonst um Erbarmen bittet. Wie aber erzählt uns Semmig?

„Während man sich der reichen Herrn bemächtigte, von denen man ein gutes Lösegeld hoffte, wurden die armen einfachen Kriegsleute niedergemetzelt. Gegen zweitausend Kriegsleute bedeckten das Schlachtfeld. Beim Anblick von so viel Leichen brach Johanna in Tränen aus, ihr kindliches Wesen ließ sich auch im Kriegsgetümmel nicht ersticken. Ein Soldat hieb neben ihr unbarmherzig einen Engländer nieder, der um Gnade flehte. „Böser Franzose!“ rief Johanna erschüttert aus. „Sie sprang vom Pferde, richtete dem Verwundeten den Kopf auf, pflegte, tröstete ihn und erleichterte ihm seine Sterbestunde.“

So heldenhaft und so weich, so weich und so stolz — denn die Herren Prinzen und Connetables wusste sie gehörig anzulassen, wenn sie nicht Ordre parierten. Bei aller sanften Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit in persönlichen Dingen, betonte die Pucelle in ihrer erhabenen Kindlichkeit doch stets ihr Allmachtsbewusstsein als Trägerin einer göttlichen Mission. Ihre „Stimmen!“ Nicht mit dem Phrasenschnickschnack „Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude“ stirbt eine Bekennerin wie Johanna. Sie war wohl Schillern nicht rhetorisch genug, die schaurige gewaltige Wahrheit, wie sie aus den Flammen noch mit fester Stimme rief: „Meine Stimmen waren von Gott, sie haben mich nicht belogen!“

Als sie oben auf dem Scheiterhaufen stand und nun die große Menge und die große Stadt überblickte, sprach sie: „O Rouen, ich habe große Angst, dass du um meinen Tod zu leiden haben wirst.“

Und als die Flammen um sie emporloderten, da vergaß sie sich selbst, dachte nur an die Gefahr, der sich der Priester Ladvenu aussetzte, welcher mit ihr hinaufgestiegen war, und hieß ihn hinabsteigen. So blieb sie bis zum letzten Hauch ein Wunder selbstloser Aufopferung, getreu dem Beispiel des Gekreuzigten, mit dessen Namen auf den Lippen sie verschied.

Die ganze Geschichte der Jungfrau liest sich wie das Evangelium Johanni. Sie erscheint als der weibliche Heiland der Menschheit. Grade das wirkt so unbeschreiblich rührend und herzbewegend, dass dies überirdische Geschöpf äußerlich stets das einfache Mädchen aus dem Volke blieb und die Schwäche ihres Geschlechtes nie verleugnete. Als sie zum ersten Mal vor Orleans verwundet wird, fängt sie an zu weinen. Aber nur einen Augenblick, denn sie hat ihre „Stimme“ vernommen. Und als nun den Tapfersten, selbst dem kühnen Dunois, der Mut sinkt, da fleht sie um einige Minuten Geduld, berät sich in einem nahen Weingarten mit ihrem Gott, und verkündet dann so recht naiv: „Sobald ihr die Spitze meiner Fahne die Mauer berühren seht, dann stürmt vorwärts, der Platz ist euer.“ Damit stürmt sie seelenvergnügt gegen die Bastillen der Engländer an, im Winde schlägt der Fahnenwimpel an die Mauer, die Sturmleitern werden angelegt und Johanna erscheint zuerst oben auf der Mauer. „Ergieb dich,“ ruft sie dem feindlichen Führer zu, „ich habe großes Mitleid mit deiner Seele.“ — Ihr erstes Gefühl nach

dem Siege ist religiös, sie vergießt Tränen über das Seelenheil der Feinde, die jählings ohne Beichte starben.

Als die Besatzung von Troyes freien Abzug verlangt „mit Allem was sie haben", vergaß der König natürlich die Gefangenen, die hierunter einbegriffen waren. Da dachte die arme Dörflerin ganz allein an ihre Landsleute, die Soldaten und Untertanen des Königs, die sich für ihn geschlagen hatten und jetzt gefangen fortgeschleppt werden sollten, und setzte ihre Lösung durch. — Nach der Krönung in Rheims wollte sie zu ihrer Familie in ihre Verborgenheit zurückkehren. Aber bei der Krönung, wo das heimische eingeborene Volkstum in Karl gesalbt wurde, stand sie in ihrer Rüstung, die Fahne in der Hand, allein am Altar neben dem König. Das ließ sie sich nicht nehmen, das nahm sie als ihr Recht von Gottes Gnaden in Anspruch. — —

Es war ein schönes Wort von Gambetta, sein Herz sei groß genug, um Voltaire und der Pucelle zugleich Raum zu gewähren. In der Tat, bei all seinen Sünden und Mängeln, trug doch Voltaire selbst viel von der heiligen Flamme in sich, welche die ritterliche Jungfrau beseelte. So besteht denn Semmigs Hauptverdienst in unseren Augen in der strengen Opposition gegen all die pfäffisch-royalistischen Versuche, aus der „Ketzerin" eine katholische Schutzpatronin des Obscurantismus zurechtzuschneidern. So widerlegt er Baillargé und Du Fresne (S. 139 ff. und S. 270 ff.) aufs gründlichste. Was aber die „Stimmen" Johannas betrifft, wegen deren die seichte Naseweisheit des naturwissenschaftlichen Materialismus sie „eine hysterische Person" betitelt, so giebt Siméon Luce (1886) darüber die treffendste Erklärung: „Genau genommen, wer sich dem Ideale weiht oder dasselbe nach dem Maße der menschlichen Kräfte verwirklicht, hat das erhalten, was man mit der Jungfrau von Domremy eine Sendung von Oben nennen kann, und im Grunde bedeutet für einen Helden oder einen Heiligen wie für einen schöpferischen Künstler „der Pflicht, der göttlichen Gnade, der Begeisterung gehorchen" gewissermaßen so viel wie göttliche Stimmen vernehmen. Die mehr oder minder vergeistigte Form, unter welcher man die Stimmen wahrnimmt, ist Sache der Umgebung, der Erziehung und des Genies."

Wir versagen es uns, darauf einzugehen, wie unser deutscher Pucelle-Verehrer aufklärend und versöhnend dem deutsch-französischen Konflikt gegenüber treten möchte. Wir hätten es ihm gern erspart, denn ideologische Redensarten fruchten dabei wenig. Hingegen hat er sich den Dank Frankreichs durch die strikte Beweisführung verdient, mit welcher er die Legende vom lothringischen Ursprung der Pucelle zerstört. Wahrlich, die große Nation, welche so viele erlauchte Namen zu den Ihren zählt, darf denn mit besonderem Stolz sich rühmen, dass die Idealgestalt, in welcher wir das schönste Symbol des Patriotismus ehren, eine echte Französin war. Ebenso aber mag es Schopenhauerianer zum Nachdenken anregen, dass die zweifellos reinste Heldenerscheinung der Geschichte ein echtes Weib gewesen ist.

Nein, die Weltgeschichte ist kein Chaos von Greuel und Unsinn, wie quietistische Pessimisten, die selbst keinen Finger rühren würden für eine tapfere Tat, gern behaupten. Sehen wir nur auf die „höheren" Stände, auf das Getriebe der sogenannten „Politik", den brutalen Kampf ums Dasein auf der schimmernden Oberfläche der Gesellschaft, — dann allerdings scheint für den Wissenden das Bild ein trübes, obschon nicht jeder König ein Wicht, nicht jeder Junker ein Lump oder Bulle, nicht jeder Pfaffe ein sündiger Heuchler ist. Aber fort und fort offenbart sich der heilige Geist zur Rettung der verschlammten Welt unter den Unscheinbaren und Geringen. Der Unterdrückten Vorrecht ist das Genie — ihr Vorrecht und ihre Rache.

So wollen wir denn schließen mit den Worten des Sehers, dessen Geist — was auch seine dichterischen Schwächen gewesen sein mögen — dieselbe Lauterkeit begeistert, wie den seiner und unserer Madonna von Orleans:

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabene in den Staub zu zieh'n.
Doch fürchte nicht! Es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglüh'n."

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.



Ein in Deutschland lebender chilenischer Dichter.*)

Für welchen Deutschen ist es nicht von eigentümlichem Reiz, in den Liedern und Oden, die ein hervorragender chilenischer Staatsmann in der klangvollen spanischen Sprache gedichtet und so eben in Deutschland in zwei umfangreichen Bänden veröffentlicht, zahllose Hymnen auf Goethe zu entdecken, in dessen Geist das Weltall sich spiegelt, auf Schiller, dessen Strophen dem deutschen Volk Soldaten der Ehre gewesen, auf Dante, den Ankläger und Richter seines Jahrhunderts, auf die Heldenseele Lord Byrons, auf Luther und die hehre Freiheit des Gedankens, welche die Mutter der Kunst, die Wiege der Wissenschaft, die mächtigste Schwinge des Talents! Der Ton der Freiheit, den Quintana in diesem Jahrhundert in Spanien angeschlagen und der die Schlachtgesänge des Nuñez de Arce durchbebt, hallt in dieser Stimme des amerikanischen Gedankens wieder, die erst in der Verbannung, fern vom blauen Himmel und den hohen Gipfeln Chilis, erklang, aber jetzt frei in der Heimat des Dichters ertönen darf. Sein ran-

*) Nuevas Poesias de Guillermo Matta, 2 tomos, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887.

schendes Siegeslied schallt an den Ufern des Bio-Bio, dessen Wellen in fröhlichem Chor gleich einer Schar Vögel dem Meere zueilen, und den Sieger Amerikas und der Demokratie beglückt der Gedanke, dass die Stimme der Männer der Vergangenheit nicht zum Gesetze geworden, denn dann wäre jedes Tal Amerikas der Mittelpunkt eines Scheiterhaufens, jeder Berg ein Kalvarienberg, jedes Dorf ein Kloster, eine Welt des Grabes. Auf schneeigen Höhen sieht er den Kondor Chilis seine Flügel schlagen und den Schlangen, die ihn umzischen, die starken Krallen entgegenhalten!

Auf dem Brachfeld von Maipú von der spanischen Herrschaft befreit, ist Chili eine Mutter von Helden geworden, hat sie Denkmäler denen errichtet, die aus Bürgern Heere geschaffen, und seit dreißig Jahren erfreut sich die Republik des Friedens im Innern. Ihr ward die Werkstatt zur Schule des Soldaten. Die Kämpfe aber, die sie nach ihrer Unabhängigkeit von Spanien gegen die Elemente des Rückschritts, das Vermächtnis früherer Tage, zu bestehen hatte, spiegeln sich in den Gedichten Guillermo Mattas, der als einer der Gründer der liberalen Partei vor Allem ein Mann des Kampfes auf dem Felde der politischen Ideen seines Vaterlandes war.

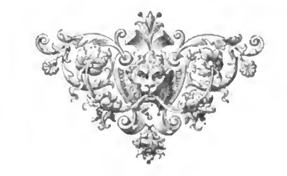
In Copiapó in der Provinz Atacama geboren, wurde Matta 1859 verbannt und reiste dann, nur von der wehmütigen Erinnerung an sein schönes verlorenes Heim begleitet, durch Europa, wo sich ihm, dem Künstler und Poeten, Alles was er sah und hörte, in Lieder verwandelte. Nach dem Siege seiner politischen Ideen ward er Gesandter Chilis am Berliner Hofe, welche Stellung er noch jetzt einnimmt. Aber es ward ihm auch das Glück, sein Vaterland wiederzusehen und seinen Sohn, der gegenwärtig der chilenischen Gesandschaft in Berlin angehört, unter den Sieggekrönten im Kampf Chilis mit Peru zu begrüßen. Schon vor 30 Jahren gab er Poesien in Madrid heraus, aber die jetzt in Leipzig erschienene Sammlung stellt erst die reiche Geschichte seiner Wanderungen und Kämpfe dar. In diesen Liedern findet sein Glauben an den Gott der Liebe und der Wahrheit, dies unendliche Meer, in welchem die Welt segelt, einen beredten Ausdruck, und begeisterte Psalmen singt er dem unsterblichen Lichte der Wissenschaft. Die Kampflieder des chilenischen Tyrtäus gegen Spanien, besonders das vom 31. März 1866 nach dem Bombardement von Valparaiso, sind von wilder dämonischer Glut: es sind die schaurigen Klänge eines Propheten des Unglücks. Jeder aber, der der Freiheit gedient, von Miguel Servet, der die Alpen der Schweiz zu Zeugen seines Todes hatte, bis zum Fra G. Pantaleo, dem sizilianischen Kaplan Garibaldis, und Benito Juárez, dem Freiheitsbringer Méjicos, erhält in diesem chilenischen Pantheon einen Ehrenplatz. Auch Lincoln, Adam Mickiewicz und Alexander Petöfy sind Helden des Dichters, wie die Chilenen O'Higgins, Freire und Carrera. Doch so sehr beherrscht die Freiheit ihren Sänger, dass er selbst in Nelson nicht den Seehelden von Aboukir und Trafalgar, sondern den ehrvergessenen Höfling eines Königs erblickt. Und den glühendsten Hass atmen seine Verse gegen das alte wie das päpstliche Rom, gegen das kaiserliche Frankreich und die Herrschaft der Spanier in Amerika. Die meisten seiner Lieder aber sind ein Preis der Wissenschaft, und von allen Dichtern ist ihm keiner sympathischer als Goethe, keiner verehrungswürdiger als Schiller.

Mattas Gedichte sind das Werk eines vornehmen Geistes, der auf den Höhen des Gedankens wohnt und von all den sozialen, religiösen und politischen Problemen erfüllt, die heute die Denker und selbst die Menge bewegen. Weniger sagt ihm das schlichte einfache Lied zu, aber die spanische Wortfülle ist ihm in ganz besonderem Maße eigen. Daher fehlt auch seinen Balladen die Knappheit, die er indess in seinen Uebersetzungen zu wahren versteht. Nach vielen Poesien, in denen die Reflexion vorherrscht, ist es ein wahres Labsal, auch einmal einem so frischen, ursprünglichen Gedichte zu begegnen wie das an die Kinder: „Nieder mit dem Latein!“ Er rät ihnen, ob auch der Lehrer darob schelten möge, zu spielen an und Musa, musae, quod und quid zu vergessen, denn wer dekliniert und konjugiert, wenn die Sonne scheint und die Blumen blühen? Wer Spanisch kann, spricht das alte Latein? —

Dem Dichter, der Schillers „Teilung der Erde“ so vortrefflich übersetzt, der die Einsamkeit von Charlottenburg und das Grab der beiden Humboldt besungen und unsere deutschen Dichter verherrlicht, sei es verziehen, dass ihm die deutsche Sprache nicht schön klingt, deucht dem Chilenen doch auch der Duft unserer Blumen nicht lieblich. Aber er sagt dies in so anmutiger Form, dass Keiner ihm darum zürnen kann.

Dem Drange romanischer Dichter, Heinesche Lieder zu übertragen, hat auch Matta nicht widerstehen können, und ist ihm die „Botschaft“ besonders gelungen.

Köln. Johannes Fastenrath.



Litteraturbericht aus Russland.

IV.

„Im Norden von Russland." Reise I. I. K. K. Hoheiten des Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch und der Großfürstin Maria Paulowna in den Jahren 1884 und 1885. 2 Bände. Mit 1 Karte und 132 Illustrationen K. Slutschewsky. St. Petersburg 1886.

„Von Orenburg nach Taschkent" von Karasin. St. Petersburg 1886. Herrmann Hoppe.

„Geographisch-historische Studie über das Gouvernement Orenburg" von Alektorow. Deutsch von S. Beck in der R. Revue. St. Petersburg 1886.

Wenn von mancher Seite der Ausspruch geschah, es sei neuerdings Mode geworden, dass die hohen Herrschaften unter die Dichter und Schriftsteller gehen, wie es die Mode mit sich gebracht, dass fürstliche Damen als barmherzige Schwestern funktionieren, so lässt sich dagegen am Ende nicht viel einwenden, nur macht es unserer Zeit und den betreffenden Personen alle Ehre, dass die Mode sich so ernste Ziele erwählt. Nun ist Slutschewsky keineswegs ein Pseudonym für den großfürstlichen Reisenden selbst, sondern der Name eines Kammerherrn und Litteraten, der die militärischen Inspektionsreisen mit macht und darüber laufende Berichte an die Moskauer Zeitung schreibt. Er hat die ethnographisch-geographische Vorbereitung für die Reise zu treffen, das Material zu sammeln und zu sichten, die Reiseeindrücke zu formulieren und zu Papier zu bringen; sein Werk sind die beiden stattlichen Bände: „Im Norden Russlands". In ähnlicher Weise werden auch seine Berichte über die diesjährige Reise des Großfürsten durch die Ostseeprovinzen in der Wsemirnaja Illustrazia und in der Moskauer russischen Zeitung publiziert und hernach wahrscheinlich als selbständiges Reisewerk erscheinen. Dass die Tätigkeit eines solchen Hofhistoriographen keine ganz leichte ist, ergiebt sich daraus, dass sein Werk die Approbation der erlauchten Reisenden bedarf, dass er es aber auch der Moskauer russischen Zeitung und ihrem einflussreichen Redakteur recht machen muss, sonst riskiert er herbe Kritik oder gar Nichtannahme seiner Berichte, und endlich muss ein Schriftsteller doch auch einigermaßen von der Richtigkeit dessen, was er schreibt, selbst erfüllt sein.

In dem vollendet vorliegenden, recht hübsch illustrierten Werke waren nun der Klippen weniger zu umschiffen; es liefen keine brennenden politischen und Parteifragen mit unter; der Gegenstand war unverfänglich. Der hohe Norden, das weiße Meer, das Eismeer wurde besucht, Städte und Klöster beschrieben, die man kaum dem Namen nach kennt, Kanäle, Flüsse, Wasserverbindungen wurden benutzt, die durch die Entwickelung der Eisenbahnen und den Drang nach Süden in Vergessenheit geraten. Ueberall auf Schritt und Tritt begegnen die Reisenden eigentümlicher Volksart, gefesteten Sitten und Verhältnissen, vielleicht ein wenig stagnierendem Leben; aber Wissenschaft und Patriotismus knüpfen an die älteste historische Zeit und an die schöpferische, Alles belebende und bewegende Epoche Peter des Großen an und in ihrem Lichte erscheinen die Einöden belebt von Erinnerungen und die unwirtlichen Küsten als ein wertvoller Besitz. Wenn man mit ansieht, wie die Touristen Amerika hinauf und hinab befahren, Egypten und den Orient aufsuchen und nach neuen Routen spähen: so kann man ihnen dies Reisewerk in der Hand nur empfehlen, einmal das Nowgoroder Gouvernement, den Ladogasee, Archangelsk mit dem weißen Meer, die Stadt Kola, das Kloster Ssolowetz zum Ziel einer Reise zu machen. Herr Slutschewsky beschreibt so gut, erzählt so anziehend und belehrend, dass man in Wirklichkeit den Wunsch empfindet, ihm nachzureisen.

Im selben Verlag bei Hermann Hoppe ist auch das hübsch skizzierte Reisebuch „Von Orenburg bis Taschkent" erschienen. Es ist dies zugleich der Verlag der bedeutendsten russischen Illustration, der „Wsemirnoja Illustrazia". Es mussten Deutsche, Herr Hoppe und Herr Marks (letzterer Herausgeber der Niwa) kommen, um Russland mit russischen Illustrationen von einem gewissen Wert zu versehen. Was vorher und seitdem von russischen Verlegern und Redakteuren auf diesem Felde versucht wurde, kann diesen beiden illustrierten Blättern nicht Konkurrenz machen. Auch sind alle früheren Konkurrenzerscheinungen eingegangen; der „Stern" oder russisch „Swesdo" von Kommarow, dem ehemaligen Redakteur der Russischen St. Petersburger Zeitung und jetzigen Herausgeber des „Swjet", hat sein Probejahr noch nicht bestanden und kann den beiden ersteren Illustrationen nicht das Wasser reichen.

An dem eleganten Folioband von Karasin ist der Text vom Zeichner, die Illustrationen vom Autor und man muss gestehen, diese ebenso flott gezeichnet als jener geschrieben. Wer wie der Referent das Land kennt, wo die Eisenbahn endet und der Kameeltransport anfängt, wo Asien und Europa in einander fließen, wie zwei ungleichartige Elemente, der wird dem Geschick der Darstellung von Karasin in Schrift und Bild große Anerkennung nicht versagen können. Er ist der leichtbeschwingte Tourist, während Alektorow-Beck als der eingehende Forscher erscheint. Sie ergänzen einander und decken einander vielfach; aber dort folgt sich eine Reihe lebhafter und origineller Bilder, hier ist die Geschichte des Landes, die Geschichte seiner Eroberung, seiner Besiedelung, seiner materiellen Entwickelung dargestellt. Merkwürdigerweise geht aus diesem wie aus jenem hervor, was ich auch selbst gehört und gesehen, dass Pugatschew, der kühne und grausame Parteigänger, noch heute in jenen Gegenden im Volksbewusstsein lebt und gefeiert wird. Nach ihm heißen noch Schanzen und Wälder im Munde des Volkes, während selbst der Jaikfluss und die Jaikkosaken offiziell ihren Namen einbüßten und durch Kaiserliches Dekret zum Uralflusse und Ural-Kosakenheer wurde. Recht charak-

teristisch ist, was Alektorow über die Montanindustrie und die Salzbergwerke des Gouvernements berichtet.

Der Uebersetzer S. Beck ist eine Dame, Mitarbeiterin einiger gelehrter Fachzeitschriften.

Was mich aber an diesen Schriften und andern ähnlichen Erscheinungen der neuesten Zeit das Wichtigste dünkt, ist, dass sie überhaupt geschrieben worden. Sonst überließ man es den Akademikern, der Kaiserlich geographischen Gesellschaft, dem statistischen Komité und andern offiziellen Personen und Köperschaften, über solche Gebiete zu verhandeln und zu schreiben. Jetzt aber erstehen in der Gesellschaft selbst, unter den Gebildeten aber nicht Gelehrten, Leute, welche sich mit geographischen, historischen, ethnographischen Studien befassen und diese ihre Studien publizieren. Es kann dies nur als ein bedeutender Fortschritt und ein günstiges Zeichen von der Geistesrichtung der heranwachsenden Generation betrachtet werden.

Anmerkung. In den vorstehenden Berichten sind die russischen Namen auf ew und ow entsprechend der russischen Schreibweise nicht mit eff und off wiedergegeben, wie eine Anzahl von deutschen Zeitungen und Werken noch immer druckt. Es wäre erwünscht, dass die deutsche Litteratur und Presse eine einheitliche Wiedergabe der russischen Schriftzeichen feststellte oder dass man sich wenigstens Rechenschaft gäbe, welcher Laut resp. welcher deutsche Buchstabe einem gewissen Buchstaben des russischen Alphabets entspricht. Man kann darin entweder die Methode befolgen, so zu schreiben wie man richtig spricht oder aber die Regeln adoptieren, welche die offiziellen und kompetenten deutschen Autoritäten in Russland selbst aufgestellt haben und seit einem Jahrhundert durchführen Obgleich nicht ganz und nicht durchweg über Kritik und Verbesserung erhaben, sind diese Regeln durch einen langen Gebrauch geheiligt und würde es sich nur um den Entschluss und Beschluss handeln, sie zu adoptiereren. Die erste Methode wäre die naturgemäßere, wenn überhaupt der nicht in Russland geborene Deutsche jemals das Russische richtig auszusprechen lernen könnte. Wir haben für die zweierlei l, die zweierlei s, die zweierlei i (wovon eines, das Jerü, ein getrübter Laut zwischen i und ü ist) kein Ohr und vielfach keine Zunge; die Mittel- und Süddeutschen unterscheiden die d und t, die b und p, die g und k weder mit dem Ohr noch mit der Sprache so scharf wie die Slaven und Romanen. Um vollends die beiden Endlaute nach Konsonanten Jer und Jerr in der Aussprache hören zu lassen, von denen eines den vorhergehenden Konsonanten weich, zart, das andere hart und herb macht: dazu gelangen deutsche Sprachorgane niemals, wie der Unterschied auch für unser Gehör anfangs unerfasslich ist. Positiverweise sprechen Deutsche, Finländer und Armenier das Russische am härtesten und ungelenkigsten aus.

Nun entspricht dem dritten Buchstaben im russischen Abc, dem We (slavonisch Wedi), der viertletzte im deutschen Alphabet das w, obgleich in der russischen Aussprache je nachdem das we am Anfang oder Ende eines Wortes steht, ein Unterschied obwaltet. Im Anfang eines Wortes vor Konsonant wie vor Vokal ist die Aussprache des russischen we mit unserm deutschen w identisch: Woronzow, Wladikawkas. Bildet es den Schluss eines Wortes oder einer Silbe, so erhält es einen etwas schärferen Charakter, der sich mehr unserm f nähert ohne vollkommen demselben zu entsprechen. Die slavische Zunge, die mit einer Häufung von Konsonanten leicht fertig wird, spricht in Wladikawkas auch die vorletzte Silbe positiv wie mit einem deutschen w aus, in Schuwalow, Ignatiew aber die Endsilbe beinahe wie f, wogegen im Genetiv und im Feminum Schuwalowo und Ignatiewa, ein unverfälschtes w zu hören ist. Da der Deutsche weder in seinem Ohr noch in seiner Zunge die Nüance dieses w mit dem f Laut besitzt, so macht er daraus ungeschickter Weise ein volles f und giebt diesen Laut in der Schrift mit seinem f Zeichen wieder. Es kann nichts Geschmackloseres und zugleich Unrichtigeres geben, als wenn ernsthafte und sogar puristische deutsche Organe die russischen Namen Ulibischew — der Kunstkritiker — und Schuwalow — die Generale und Diplomaten — nach französischer Schreibweise drucken Oulibischeff, Schouvaloff, wobei ihnen noch die Inkonsequenz passiert, das Sch nach deutscher, das u aber und die Silbe ow nach französischer Weise mit ou und off wieder zu geben. Bei dieser Schreibart ist nun weder der Laut noch das Vorbild der Petersburger deutschen Organe maßgebend gewesen. Diese Orthographie haben wir Deutschen einfach von den Franzosen und von den sich selbst französisch unterzeichnenden Russen adoptiert. Jedenfalls ist sie weder richtig, noch deutsch. Die Petersburger deutsche Schrift der russischen Laute, wie sie von der Akademie der Wissenschaften festgesetzt und in ihren Organen: der Deutschen St. Peterburger Zeitung, dem Deutschen St. Petersburger Kalender, dem Rechenschaftsbericht der Akademie durchgeführt wird, wie sie ferner in der Russischen Revue, dem St. Petersburger Herold angenommen ist, bestimmt noch Folgendes, was in dem vorstehenden Litteraturbericht ebenfalls beibehalten wurde:

1. Das milde s, entsprechend dem französischen z, dem s der Norddeutschen im Anfang des Wortes vor Vokalen, wird durch das deutsche einfache s, das russische, scharf zu sprechende s, durch zwei s wieder gegeben, daher Ssuworow, Ssachalin zu schreiben ist, Sotow aber, Swenigorod, Sinaide ist mit jenem weichen s auszusprechen.

2. Der im Deutschen eigentlich nicht existierende weiche sch-Laut, das französische j (jamais) oder g vor e, i, y (Gérard) wird, wo es im Russischen vorkommt, in der Petersburger akademischen Schreibart

etwas willkürlich mit Sh wieder gegeben; daher Shukowsky und nicht Schukoffsky.

3. Da der Buchstabe h im Russischen nicht vorkommt, so wird er bei der Adaption fremder Namen und Wörter durch g ersetzt. Bei der Rückübersetzung ins Deutsche muss natürlich das h wieder in sein Recht treten, was bei allgemein bekannten Namen wie bei Gomeopathie Homeopathie, Ardagan Ardahan nicht schwer ist; bei manchen Worten und Namen dagegen, wie z. B. bei dem russisch gedruckten Gagern, Gahn, Gyber, Gans kann es zweifelhaft sein, ob sie mit Gagern oder Hagern, Gahn oder Hahn, Guber oder Huber, Gans oder Hans im Deutschen wieder zu geben sind, bei fremdländischen Bezeichnungen aber, wie z. B. bei Hadhsi, Hissljar könnten Missverständnisse entstehen, wenn wir sie als Gadhsi, Gissljar in einem russischen Text begegnen.

4. Der getrübte Vokal ö existiert nicht im Russischen und wird, wo er in anderen Sprachen vorkommt, durch eo wiedergegeben, daher statt Gök-Tepe die Russen Geok-Tepe drucken; auch dieses muss bei der deutschen Wiedergabe russischer Namen berücksichtigt werden.

So lange es noch keine allgemein gültige Norm für die deutsche Orthographie giebt, ist es vielleicht nicht möglich, für die Wiedergabe der russischen Eigennamen allgemeine Regeln festzustellen. Aber es erscheint doch barok, wenn jeder Uebersetzer, jeder Verleger und jede Zeitung nach eigenem besten Wissen und Verständnis diese Uebertragung ausführt. Es empfiehlt sich da immerhin am Meisten der seit mehr als einem Jahrhundert bestehende Usus der kompetentesten und zugleich wissenschaftlichen Autorität, der Petersburger Akademie der Wissenschaften und ihrer Publikationen.

St. Petersburg. O. Heyfelder.



Dito und Idem.

„Anna Boleyn", historisches Trauerspiel von Dito und Idem.

Die feinfühligen Hände der beiden Verfasserinnen haben dem Roman „Astra" jetzt ein Trauerspiel folgen lassen.

Für die beiden genialen Schriftstellerinnen, welche sich eine eigene, selbst gedachte Welt in der heimatfernen Umgebung erbauen, ist das nicht zu viel. Carmen Sylva schreibt sich gesund, wenn sie leidend ist, sie vergisst das Weh der bösen Zeit, wenn sie früh Morgens, wo noch der ganze Hofstaat ruht, ihre Lampe entzündet und schreibt. Es ist ihr ein Seelenbad, die Gedanken, wie frisch gepflückte Blumen, hinaus zu streuen.

Das, was wir erhalten, ist nahezu ein Widerspruch der Art und Weise, wie es gegeben wird, vor Allem die knappe, jede Sentimentalität abweisende Form, welche sich von Buch zu Buch mehr herausarbeitet. Da wird nicht beschönigt und geschont, es geht voran, wie der Schritt der Zeit.

Wer über die Wahl des Stoffes stutzt, lese nicht nur „Anna Boleyn", sondern auch Shakespeares Heinrich VIII., und ihm wird klar, welche tiefe Tragik das Schicksal dieser Königin darstellt und wie sorgsam Shakespeare dieselbe umhüllte.

Die Königin Katharina der neuen Dichtung ist Spanierin geblieben in ihrer Liebe, in ihrem Zorne, ihrer Frömmigkeit. Sie kämpft mit allen politischen Mitteln und weicht mit dem Bewusstsein, dass sie alt wurde und keinen männlichen Erben für den Thron hinterlässt, der rücksichtslosen Gewalt.

Wir lernen Anna Boleyn als Maienkönigin, von den Männern, im Geschmacke jener Zeit, umworben und für den Blumenlohn in ihrer Hand besungen, im frohen Jugendmut kennen. Der König, als Pilger verkleidet, tritt in den Sängerkampf ein, wird aber von Anna erkannt.

Der König.
Mehr gälte
Mir eine Stunde Glück als langes Leben!
Anna (übermütig).
Mir nicht, ich will mich freun des Sonnenlichts,
Der Menschen ewige Gedanken trinkend,
Von Sangeslust berauscht, unendlich oft
Will auf dem wechselvollen Spiel der Jahre
Ich wiegen mich, und was ich mir erhoffe,
Das wünsch' ich Anderen.

Anna wird gewarnt, aber sie folgt ihrem glaubenden, hoffenden Herzen, nachdem der würdige Bischof Cranmer ihr bewies, des Königs erste Ehe, mit der Witwe seines Bruders, sei gesetzwidrig. Die Szene, welche den liebenden König und Anna vereint, ist groß gedacht. Anna tritt dem hohen Bewerber stolz und liebend entgegen:

Nicht weil der Papst betrogen Eure Treue,
Nicht weil der Bischof Cranmer mir bewiesen,
Dass Eure Ehe nichtig vor der Schrift,
Nicht weil Lord Narfolk in mich drang, um Euch
Vor Wolsey's Schlingen zu bewahren, nein,
Nur weil mein Stolz durch Eure Liebe ward
Bezwungen.
(Heinrich will sie umarmen, sie lässt es nicht zu.)
Lasst mich Alles sagen erst,
Das ist die Trauung unsrer Seelen hier,
Das Andere ist Form, Ihr wisst es ja
Ich bin lutherisch; — hört, mein Stolz musst' erst
Gebrochen werden, denn mein Herz gehört
Stets Euch; von Jugend an hab' ich gerungen,
Euer Sonnenauge aus dem Sinn zu bannen,
Die Jahre zogen hin, doch leuchtend blieb Euer Bild.
Da nahtet Ihr mir, und ich glaubt' zu sterben,
Der Inhalt meines Seins schien mir vergiftet,
Als mein Ideal sich in den Staub geworfen,
Der Göttergleiche sich vor mir, der Magd,
Gebeugt! Doch wieder zogen Jahre hin,
Die Lieb' allein ging lebend durch die Zeiten,
Und wenn sie mich, mich selbst bezwungen hat,
Soll ich an ihre Wunderkraft nicht glauben?
Weil ich an Eure heil'ge Liebe glaube,
Weil Euer Wort mir mehr als alle Pergamente,
Als alle lang verbrieften Rechte gilt,
Brauch ich nicht einen Spruch des Parlaments,
Heut noch werd' ich durch Priesterhand die Eure,
Und hier gelob' ich meine Seele Euch.
(Sie kniet nieder.)

Ich kenne keinen Willen mehr als Euren.
Kein Leben außer Eurem teuren Sein,
Ja keinen Gott, als den Ihr nennt den Euren.
König (richtet sie auf und umarmt sie).
Hätt' ich Euch nie geliebt, wählt' ich doch Euch
Zur Königin, zur Mutter meiner Erben,
Weil nie ein Weib an diese Größe reichte.
Ein Licht, von Euch erstrahlend, wird mein Land
Erhellen.

Annas erstes Kind ist, zu des Königs bitterer Enttäuschung eine Prinzessin, das zweite, ein Knabe, wird, kaum geboren, erstickt. Annas offene Wahrheitsliebe bringt den selbstsüchtigen Herrscher völlig gegen sie auf, er nennt sie die Mörderin der Königin Katharine, behauptet, sie habe ihn, ihren Gatten, listig umgarnt; sie weiß sich verloren und verteidigt den Erbarmungslosen, den eine neue Neigung hart machte, dennoch.

Annas Hinschreiten zum Schaffot wirkt wie eine Verklärung dieser edlen Märtyrerin, deren Anhänger und Verteidiger ihr bereits vorausgegangen sind in den Tod. — Alle Einzelheiten sind so lebenswahr und erwogen, die Volksszenen so überzeugend, dass man immer von Neuem wieder die Blätter des Buches studiert. Es ist schwer, selbst für Denjenigen, der Dito und Idem kennt, zu unterscheiden, wo die Arbeit der Einen sich in die der Anderen einfügt; es ist dieselbe Sprache, dieselbe sorgsame Satzbildung und Interpunktion.

Anna Boleyn wird ein bedeutsames Blatt in dem Dichterlorbeer Carmen Sylvas bleiben und ihre Biographen lebhaft beschäftigen. Eine der neuesten Charakteristiken der hohen Frau und vermutlich eine der gründlichsten und verständnisvollsten, erschien kürzlich in holländischer Sprache von F. Smit Kleine in dem Blatte „Nederland" (Amsterdam, Loman jr.) veröffentlicht. Eine gewissenhafte und einsichtsvolle Studie, die das ganze Schaffen der hohen Autorin eingehend beleuchtet.

Lingen. E. von Dincklage.



All sorts and conditions of Men.

Von Walter Besant. London, Chatto & Windus.

Der Verfasser nennt seinen Roman eine unmögliche Geschichte. Da die Wirklichkeit aber bis dahin noch Alles überbot, was die kühnste Phantasie erfinden konnte, so will es mir scheinen, als ob der Autor sich nur selbst durch dieses Vorwort gegen die Annahme habe schützen wollen, als ob die Bäume für ihn in den Himmel wüchsen, als ob die Volksbeglückung, von der die Utopisten träumen, schon vorhanden wäre, und von dem Dichter nur ausgebeutet zu werden brauche. Was zunächst ihn wohl auf sein Thema hingeführt haben mag, wird dieser Volkspalast sein, den man in London errichtet; denn seine Erzählung spitzt sich auf einen solchen hinaus. Es ist die moderne Zeit, es ist das warme Leben, das er zunächst packt. Im ersten Kapitel befinden wir uns zwei Studentinnen gegenüber, die in Cambridge ihre Studien vollendet haben und nun mit ihrem Wissen in die Welt hinausgehen wollen, die Eine, um einen Broderwerb damit zu erzielen, die Andere, um die gewonnene Einsicht in die Staatsökonomie dazu zu benutzen, Gutes zu wirken; denn sie ist kolossal reich, und urteilt, dass ihr Besitz ihr Verpflichtungen anferlege. Ihr Vater ist Bierbrauer gewesen, ist tot, die Mutter gleichfalls, Geschwister hat sie nicht. Die Firma besteht, sie ist jetzt der Chef derselben, und ohne jegliche Kenntnis der Verhältnisse, der Menschen, die ihr untergeben sind. Ihr Sinnen ist darauf gerichtet, wie sie dazu gelangen könne, einen Einblick in die Verwaltung zu gewinnen, ohne dass man sie hintergeht. Sie möchte ungekannt vor ihren Leuten erscheinen, denen ihre Persönlichkeit fremd ist, und die, so wie sie ihren Namen hören, bedacht sein werden ihr die Wahrheit zu verhehlen.

Die Brauerei, mit all ihren Werkstätten, Höfen, Kellern und Malzspeichern liegt inmitten der City von London, von Straßen umgeben, in die keine Sonne leuchtet, wo die Armut haust. Sie findet in diesem düsteren Stadtteile ein Boardinghouse, wo sie sich einmietet und der Vorsteherin sagt, dass es ihr darum zu tun sei ein Putzgeschäft zu errichten, weshalb sie ein Lokal, das sich dazu eigene, suche, und wenn sie es gefunden, eine Anzahl junger Mädchen als Arbeiterinnen gebrauche. Einstweilen packt sie ihre Sachen aus und lässt ein schönes Klavier bringen, das im gemeinschaftlichen Salon aufgestellt wird.

Am Abend beim Thee lernt sie einen jungen Mann kennen, der garnicht zu dieser Umgebung passt, der Violine spielt und ihr am Klavier begleitet. Er hat das Tischlerhandwerk gelernt, sagt er, und sucht Beschäftigung. Die Putzmacherin und der Handwerker sind beiderseits erstaunt in dem Stande des Anderen eine Bildung und eine Sittenfeinheit zu finden, wie sie in den oberen Schichten der Gesellschaft gangbar ist. Der junge Mann ist von einem Lord erzogen worden, der ihn kürzlich, an seinem einundzwanzigsten Geburtstage, mitgeteilt hat, dass er armer Leute Kind sei, und in Folge dieser Enthüllung, die ihn schmerzlich getroffen hat, ist er hier, um in diesem Stadtteile nachzuforschen, welche seiner Angehörigen noch am Leben sind und den Versuch zu machen, mit ihnen zu verkehren.

Wie uns bekannt ist, haben die großen Damen Londons vor einigen Jahren eine Bekleidungsakademie gegründet, die sie selbst überwachen. Die dabei beschäftigten Arbeiterinnen erfreuen sich ihres besonderen Schutzes. Somit ist das von der Heldin des Buches gegründete Geschäft in Wirklichkeit schon gegründet gewesen, als Herr Besant die Idee für sein Buch verwertete, und was er möglich machte, war bereits möglich geworden, so dass es keiner reinen Erfindung mehr unterliegen konnte.

Die Reflexionen über die Verwendung des Reichtums, und dass die sogenannten guten Werke des Einzelnen häufig wenig wirklichen Nutzen gewähren, sind sehr zu beherzigen, und wenn an diese sich schließlich die Idee reiht, dem Volke ein Haus zu bauen, wo es fröhlich sei, und durch die schönen Künste eine Veredelung erfahre, wie Perikles sie den Griechen angedeihen ließ; so liegt dem Vorwurf so viel Schönes und Hochherziges zu Grunde, dass man einem Buche, welches solche Probleme lösen will, recht zahlreiche Leser wünschen muss. „Die goldene Zeit, sie war so wenig, als sie ist; allein die Guten bringen sie zurück,“ so möchten wir auch hier sagen.

Wenn der talentvolle Dichter, Herr Gerhard von Amyntor, statt hart mit den schreibenden Frauen zu verfahren, von Misera plebs zu sprechen, ihnen doch anempfohlen hätte, mit warmen Herzen für die leidende Menschheit einzutreten, das warme Leben mit seinen Sorgen und Freuden zu packen, welchen großen Dienst würde er ihnen erwiesen haben! Denn so wenig wie für den Mann die Liebe das Alpha und Omega seines Daseins ist, so wenig ist sie es für die Frau, seit diese den Kampf um das Dasein auf sich nehmen soll, und es bedarf nur eines wohlwollenden Ratgebers, um die Feder erst dann in die Hand zu nehmen, wenn ein Studium sozialer Verhältnisse, eine Kenntnis des Menschenlebens mit seinen Bedingungen vorausgegangen ist.

Wiesbaden. Amely Bölte.

Sprechsaal.

Das Domesday-Buch.

Die Aufhellung der alt-englischen Rechtsgeschichte ist seit Kurzem in sichtbar steigendem Maße das Ziel einer Anzahl hiesiger Forscher. In dieser Beziehung sind die Vorträge während der Feier zur Erinnerung an die achthundertjährige Ablassung des Domesday-Buches von Bedeutung gewesen. Ebenso die neulich erfolgte Gründung des „Selden-Vereines“, der seinen Namen von dem berühmten Rechtskenner trägt, welcher einst so oft mit Grotius zusammen genannt wurde — u. A. in den, auch dem allgemeinen Leser vielfach bekannten ‚Tagebuche‘ von Samuel Pepys.

Ich habe in No. 1 des „Magazins“ die Vorgänge bei der Londoner Domesday-Buch-Feier zum Gegenstande der Besprechung genommen und dabei zweier Auslegungen des umstrittenen Wortes gedacht. Soll es ein „Liber Domus Dei“ (Buch des Gotteshauses) bedeuten, weil es einst in einer Kirche verwahrt wurde? Oder ist nicht vielmehr die Erklärung: „Buch bis zum jüngsten Gericht“ anzunehmen, da der normannische Landräuber sich seine angemaßte Gewalt auf ewige Zeiten rechtlich feststellen wollte? In meiner Ausführung entschied ich mich für die letztere Meinung.

In einem Briefe an das „Magazin“ (No. 5) behauptet nun Dr. Ofner mit Bestimmtheit:

„Beide Annahmen sind gleich unrichtig. Domes-Day (besser zu erkennen in der Sprachform: Domsti) ist die Verballhornung von Domestic. Das Buch hieß Liber Domesticus, Buch der Hausstände, Haushaltungen = Grundbuch. Der Bedeutung von Domus = Hausstand entsprechend, heißt der freeholder auch house-keeper, Haushälter. Das Volk sprach vom 'Domesti' book, und spätere Schreiber führten aus Missverständnis die Endsilbe ‚ti‘ auf ‚day‘ zurück.“

Obwohl ich den die Domesday-Frage betreffenden Erörterungen seit vielen Jahren aufmerksam gefolgt bin und bei der Einweihungsversammlung zur achthundertjährigen Feier persönlich zugegen war, gestehe ich, durch diese so bestimmt hingestellte Versicherung: dass das Domesday-Buch ursprünglich Liber domesticus hieß, und nur durch ein Missverständnis späterer Schreiber „Domesday“ daraus gemacht wurde, höchlich überrascht worden zu sein. Ehemals zwar selbst der Rechtswissenschaft obliegend, glaubte ich doch, — meiner Gewohnheit getreu, in Fachangelegenheiten stets Fachmänner zu Rate zu ziehen — in dieser auf eine englische Rechtsquelle bezüglichen Frage nochmals zur genauesten Prüfung schreiten zu sollen. Statt eigener Aeußerung will ich daher hier zwei Männer sprechen lassen, welche mit der Sache vertraut sein dürften.

Der Eine ist ein bekannter englischer Gelehrter, stellvertretender Vorsitzender des „K. Vereins für Geschichtekunde“, von welchem die Anregung zur Domesday-Buch-Feier ausgegangen ist. Er schreibt:

„Ich kann mir keinerlei Begründung für Dr. Ofner's Behauptung denken. Es ist die Behauptung eines der Sache Fernstehenden (an outsider). ‚Domus Dei‘ selbst ist die Ansicht eines Franzosen, der nicht wusste, was ‚Domesday‘ bedeutet. Der Gegenstand wurde bei der Versammlung auf dem Staats-Urkunden-Amte besprochen. Ursprung und Bedeutung des Wortes sind dunkel; aber Dr. Ofner's Angabe ist nicht berechtigt.“

Von dem Hauptbeamten des Staats-Urkunden-Amtes selbst, in welchem die Urschrift des Domesday-Buches liegt, erhalte ich folgende Mitteilung:

„**Es giebt keine geschichtliche Meldung, dass das Domesday-Buch je Liber Domesticus hiess.** Nach meiner Kenntnis ist auch eine Vermutung (theory) dieser Art niemals in England aufgestellt worden. Das Domesday-Buch wird hier auf dem Staats-Urkunden-Amte aufbewahrt.“

Nach diesen, wie mir dünkt, entscheidenden Erklärungen wäre es nun erwünscht, dass Dr. Ofner den geschichtlichen Nachweis für seine Versicherung erbringt: das Domesday-Buch habe ‚Liber Domesticus‘ geheißen, und der Name sei erst durch spätere Schreiber verballhornt worden. Wenn er dies vermag, werden ihm die englischen Forscher gewiss dankbar sein.

London, 15. Februar. Karl Blind.

Litterarische Neuigkeiten.

Conrad Alberti hat ein soziales Drama „Brot!“ vollendet, nicht neuzeitlichen Inhalts, sondern um die Gestalt Thomas Münzers gruppiert. Es ist, wie von einem Wissenden der neuen Richtung zu erwarten war, in markiger Prosa geschrieben. — Drei Dramen von Karl Bleibtreu erscheinen demnächst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig unter dem Gesammttitel „Vaterland“.

Eine Schriftstellerin, die ein männlich ernster Geschmack nicht ausstehen kann, ist Nataly von Eschstruth. Die Dame hat sich nach berühmten Mustern durch ihre Gänselieseleien Ruf — in sehr kurzer Zeit Ruf und Anerkennung erworben. Jetzt kommt sie mit einem dickleibigen Novellenbande in der Hand anspaziert (Dresden, Pierson) — und wünscht, wieder einmal ernst genommen zu werden. Fräulein von Eschstruth hat sich augenscheinlich an Ouida und Ossip Schubin gebildet. Leider gelingt es ihr nicht im Geringsten, den einen oder den anderen von den Vorzügen dieser Schriftstellerinnen in ihren eigenen Schöpfungen zum Ausdruck zu bringen. Dafür referiert sie mit köstlicher Objektivität über deren Schwächen. Die Unnatur in Stimmung, Sprache, Motiv feiert wahrhaftig Orgien. Alles unbestimmt, unklar, ekelhaft süßlich: schaale, abgestandene, warmgewordene Limonade!.. Nicht eine Spur von Plastik in den Situationsschilderungen, nicht eine Spur von psychologischer Korrektheit und Treffsicherheit. Einigermaaßen noch geht die Skizze „Eine Laune“ an, wenn der Stoff auch schäbig geworden ist wie ein abgetragener Rock. Nataly von Eschstruth besitzt einen gewissen Trieb zum Fabulieren, der bei Damen übrigens häufiger vorkommen soll, als man glauben möchte, auch eine Dosis Phantasie, aber sie hat keine Augen zu sehen und kein Herz, das den Mut besäße, sich intimer mit den Abgründen und Konflikten des Lebens zu beschäftigen. Allerdings: wie ein Talent dazu gehört, jung zu sein, so gehört auch eines dazu, mutig zu sein. Nataly von Eschstruth ist eine sehr negative Schriftstellerin, die den Kundigen nicht durch ihre schleiernden Parfumforcen um die Erkenntnis ihrer innerlichen Leerheit betrügt. H. C.

„Brockenteufel.“ Ein Harzbild von Wilhelm Röseler. (Berlin, Freund & Jeckel.) Ein überaus ansprechender Versuch, eine alte Volkssage — ähnlich wie Wolff's „Wilder Jäger“ — zu beschwören. Der reimlose Trochäus wirkt freilich sehr eintönig, aber die schlichte Echtheit der poetischen Empfindung hilft überall über den Eindruck des Gekünstelten hinweg, der sonst so schwer bei solchen Stoffen vermieden wird. Die Naivetät, das absichtlich Kindliche in Anlage und Erzählungsweise, auch das Hineinragen des Geisterhaften und Dämonischen — all dieser Mysterien der alten Romantik ist unser Dichter kundig. Wald- und Bergluft durchströmt die anmutige Erzählung und die frische fröhliche Fahnlierungslust zeigt Röseler als einen begnadeten Aventiurensänger. Das Psychologische scheint freilich nur dürftig entwickelt und die Historie selbst, obschon fließender und reicher als die meisten „Mären“ von J. Wolff, ist manchmal mit überflüssigem Beiwerk überladen, das die Gesetze der Epik verletzt. Doch wird man sich gern an dem bunten Vielerlei einer wirklichen Poetenphantasie ergötzen.

Ein Bündel ganz stimmungsvoller Skizzen hat John Henry Mackay in seinen „Schatten“ auf den Markt geworfen. (Leipzig, Eugen Peterson.) Mehr allerdings als Stimmung kann man ihnen nicht nachrühmen. Der Dichter ist ein lyrischer Melancholiker, ein weicher, zartherziger, seelisch sehr feinhäutiger Mensch, der in der Novelle und Novellette gern Jensensche und Stormsche Bahnen wandelt. Kein eigener, kein neuer, kühner, mutiger Geist spricht aus diesen säuerlichsüßen Sekundenbildern. Wenig Modernes steckt in ihnen — Kraft in der Plastik, feinfühliges Tasten auf dem Gebiete der psychologischen Analyse findet sich nicht. Besonderes Kolorit und die intime Sprache einer ehrlichen, vulkanischen Leidenschaft fehlen. Ab und zu bricht ein Naturlaut durch, wie in der relativ besten Nummer des Buches „Der Mut des Vergessens“. Ein Zug ins Große, Bedeutende geht Mackay vollständig ab. Ob nur vorläufig noch? Oder stellt er nur eine künstlerische Peripherie-Natur dar? H. C.

„Oeuvres Coisies d'Edgar Poe“, traduction nouvelle par W. L. Hughes. Paris, Hennuyer. 47, Rue Laffitte. 1886. (3,50 fr.) Die Franzosen gelten bekanntlich und das mit Recht für eingefleischte Rationalisten auf dem Gebiete der schönen Litteratur. Das Wunderbare, Uebernatürliche spielt dort entweder die ganz konventionelle Rolle der mythologischen Maschinerie, oder — gar keine. Kommen aber jene Elemente einmal außerhalb der Reihe vor, dann will man sie auch gleich ordentlich gesalzen und gepfeffert haben, und zwar in Verbindung mit dem reell Handgreiflichen. Man vergleiche nur die neuromantische Schule der Franzosen aus den dreißiger Jahren mit der unserigen zu Anfang des Jahrhunderts. Hier ekstatische Verhimmelung und Seufzen nach der unfindbaren blauen Blume — dort ein derbes Anfassen der Wirklichkeit selbst bei weitvergangenen oder ortsfernen Gegenständen. Bei diesen letzteren aber besteht das Wunderbare mehr im Erschrecklichen, Außerordentlichen, Unerwarteten als in einer Störung der natürlichen Ordnung der Dinge. Freilich giebt es einen deutschen Romantiker, welcher das französische Rezept schon anwandte, ehe es nur existierte, indem er das Realistische mit dem unmöglich Scheinenden verknüpfte, nämlich den vornehmsten unter den sogenannten Welthumoristen, T. A. Hoffmann, Verfasser des Majorats, des Sandmanns, des Kater Murr und der Königsbraut, aus welch letzterer Sardou seine Feerie: le roi Carotte herausgeschnitzelt hat. Gerade an Hoffmann haben die französischen Fantasisten großen Geschmack gefunden. Er ist mehrfach übersetzt worden; man kann ihn selbst dorten als den, der Quantität nach bekanntesten deutschen Schriftsteller ansehn. Einen ähnlichen Erfolg hat nur der amerikanische Fantasist E. A. Poe aufzuweisen. Dennoch möchten wir denselben nicht auf eine Linie mit Hoffmann stellen, weil die Ueberreizung der Einbildungskraft, das gräßlich Haarsträubende, das krankhaft Absonderliche bei Poe allzustark aufgetragen und dabei doch immer auf eine natürliche und selbst wissenschaftliche Weise erklärt wird. Hierin erinnert Poe eher an die kleineren Erzählungen Balzacs von übergeschnappten Genies, verkannten Erfindern und Schätzesuchern sowie anderen Monomanen, in la Recherche de l'Absolu, Louis Lambert, Facino Cane u. s. w. Ueberhaupt ist es schwer ein vernünftiges Wort über Poe zu reden gegenüber der durchgängigen Abenteuerlichkeit seines ganzen Daseins und seiner unwillkürlichen Sucht, sich selbst und Andere zu mystifizieren, um nicht zu sagen: anzulügen. Aber Tatsache bleibt es, dass er in Frankreich eifrig studiert und übersetzt wird. Außer der hier erwähnten Uebersetzung von W. L. Hughes lagen schon welche von Baudelaire und von Mallarmé vor; ebenso wird er oft in kritischen Zeitschriften besprochen wie neuerdings von E. Hennequin in der Revue Contemporaine. Endlich ist zu bemerken, dass Poe einen französischen Nachahmer angeregt hat, Jules Verne nämlich, den berühmten Verfasser wissenschaftlich phantastischer Romane. Die Verwebung spannender Probleme, mathematischer, chemischer, physikalischer, astronomischer, ethnologischer, geographischer, psychiatrischer und sonstiger Art, in eine magere Romanhandlung war jedenfalls von Poe zuerst praktiziert worden. Doch kam derselbe damit nicht über Novellen und Skizzen von geringem Umfang hinaus. Jules Verne dagegen hat diese Manier in einer systematischen und ausführlichen Weise angewandt und sich damit ausgedehnte Leserkreise erworben. Wird die französische Romanschriftstellerei auf dieser Bahn des Realistisch-Phantastischen weiter voranschreiten? Wir glauben es kaum, aber die bisher gemachten Konzessionen an diese Geschmacksrichtung sind auffallend und wichtig genug, um betont zu werden.

„Prince Bismarck.“ An Historical Biography (2 Vols. London, Cassel & Co.) by Charles Lowe. Wer einen klaren Einblick in die Entwickelung der Bismarckschen Politik gewinnen will, wird in diesem männlich unabhängigen Buch die weitaus umfassendste Darstellung derselben finden. Neue Dokumente enthält diese Biographie zwar kaum; aber die Herein- und Heranziehung britischer Urteile über Bismarck mag für deutsche Leser neu und belehrend wirken. Stil und Anlage des Werkes verraten die geübte Hand eines langgedienten Pressmanns von gutem alten Schlag und ein gesunder Freimut wie ein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn zeigt auch in Charles Lowe den Briten von echter Rasse. In dem Kapitel „Characteristics“ giebt sich unser englischer Bismarckverehrer einer vielleicht zu optimistischen Auffassung hin. Doch steht den Zeitgenossen ja nie genügendes Material zu Gebote. Seichte und selbstische Parteimeinung deckt sich nimmer mit dem unbestechlichen Wahrspruch, den dereinst überlegene Wissende vor dem Richterstuhl der Geschichte fällen werden. Auch unterscheidet sich das mechanische Getriebe der Welthändel gar sehr von den ewigen Taten der Kunst und Wissenschaft, indem eine feststehende Wertung kaum möglich scheint, wo so vieles vom Zufall, den „untoward events“, abhängt. — Es hat einen tragikomischen Beigeschmack zu beobachten, wie auch diesem Mann der Tat keine der üblichen Scherze erspart blieben, die man an jedem genialen Menschen verübt, bis Erfolg und Macht ihn gefeit haben. „Il est fou“ urteilte Louis Napoleon über den Mann von Biaritz und der intrigante Phantast Disraeli nannte Bismarcks vertrauliche Eröffnungen „the moon-shine of a German baron“. Auch fanden größenwahnsinnige Impotenzen wie Graf Goltz und später Graf Arnim, dass dieser erfolgreiche Streber weit überschätzt werde und dass eigentlich sie die wahren Messiasse seien. Ein Glück für die deutsche Nation, dass der eiserne Kanzler solche Leute stets mit rücksichtsloser Härte unter seine Sporen trat.

Von dem in Max Hesses Verlag in Leipzig erscheinenden Musiklexikon, herausgegeben von Dr. Hugo Riemann, liegen uns weitere Bändchen (Lieferung 4—8) vor, das Werk zeichnet sich durch klare, übersichtliche und gemeinverständliche Bearbeitung besonders aus und dürfte dasselbe in allen musikliebenden Kreisen eine gute Aufnahme finden.

Die Collection of british authors hat in der Erzählung „Sketches from my Life“, welche den Admiral Hobart Pasha zum Autor hat, eine glückliche Acquisition gemacht, das Bändchen bildet den 2440. Bd. dieser so beliebten Kollektion, die die Verlagsbuchhandlung von Bernhard Tauchnitz in Leipzig stets durch weitere gute Erzeugnisse der englischen Belletristik auf der Höhe hält.

Bei Fratelli Treves in Milano erschien „La spada di fuoco“ von Giulio Barili, eine Erzählung, welche ein großes Talent verrät; die Charaktere sind sicher und fest geschildert und legt man das Buch nach der Lektüre desselben mit einer gewissen inneren Befriedigung aus der Hand.

Alle für das „Magazin“ bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“ Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospect über Herrmann Heiberg, Aus den Papieren der Herzogin von Seeland.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 15. — Leipzig, den 9. April. — 1887.

Inhalt:

Ueber das Tragische.

Von G. Cristaller.

Die merkwürdige aber weitverbreitete Vorliebe, verhältnismäßig einfache Erkenntnisgegenstände durch hohe philosophisch klingende Worte zu verwirren, zeigt sich vielleicht auf keinem Gebiet auffallender als in der Aesthetik. Statt diese Sparte der Psychologie — denn nichts anderes ist sie — rein psychologisch zu behandeln, zieht man allerlei Philosopheme von sittlicher Weltordnung oder sonderbaren Lebensäußerungen mythologisch hypostasierter Begriffe (Hegel-Vischer) in die Aesthetik herein, so dass diese einen ganz unnötig tiefsinnigen (oder soll man sagen unsinnigen?) Anstrich erhält.

Da ist es an einem kleinen Schriftchen, das uns vorliegt, „Ueber Wesen und Wirkung der Tragödie" von Adolf Metz, sehr zu loben, dass der Verfasser bestrebt ist, die psychologischen Vorgänge, welche das Tragische in uns erregt, zu analysieren. Freilich kann auch er bei Lösung dieser ganz konkreten Aufgabe, welche rein empirisch, nämlich durch Selbstbeobachtung zu lösen ist, nicht ganz vermeiden, sich als einen in der luftigen Welt der Philosopheme und Theologeme vielgereisten Mann zu erweisen. Namentlich als Theologe, mag er es nun aus Liebhaberei oder von Fach sein, ist er sofort zu erkennen, und zwar gehört er zu der Klasse derjenigen, welche tatsächlich über die christlich-dogmatische Vorstellungswelt hinausgewachsen sind, dennoch aber, sei es amtshalber, sei es aus reiner unüberwindlicher Herzensneigung an den alten Formen festhalten und diese mit modernen Ideen zu verbinden suchen. So bringt Metz das Wesen der Tragödie in Verbindung mit — der Paulinischen Erlösungstheorie. Wie nach Paulus der Mensch durch den Glauben an Christus mit diesem dem Bewusstsein nach eins wird, mit Christus stirbt und so die leider unerlässliche Sündenstrafe in unschädlicher Weise verbüßt, so wird nach Metz der Theaterbesucher durch die Illusion eins mit dem tragischen Helden und erlebt gleichsam in dessen Person „das Unheil, das wir in der Welt fürchten, in der höchsten Steigerung, aber auf unschädliche Weise und wird so frei von der Furcht vor den Mächten des Unheils". Nun, eine Analogie ist, wenn man auch dabei lächeln muss, in der Tat vorhanden; der Gedanke ist eine nicht ungeistreiche Spielerei, aber auch nichts weiter als eine Spielerei; unsere Erkenntnis wird nicht im Geringsten dadurch gefördert. Höchstens wird damit jener obengenannten Klasse von Theologen gedient sein, welche sich förmlich darnach sehnen, zu ihren geliebten dogmatischen Nussschalen einen einigermaßen genießbaren modernen Inhalt geliefert zu bekommen.

Doch wie gesagt, das Wichtigere an unserem Büchlein, und das was wohl auch der Verfasser selbst für das Wichtigere hält, ist die Untersuchung über die Frage: „Welche psychologischen Vorgänge weckt die Tragödie im Zuschauer und worin besteht die tragische Lust?" Metz fasst das Ergebnis (S. 33) dahin zusammen, dass wir durch das ideelle Erleben des Furchtbaren „das Bewusstsein erwerben, den Mächten des Unheils genug getan zu haben, und damit die Furcht vor ihnen hinter uns werfen, so dass die Seele, abgewendet von ihnen, einmal ganz bei sich sein und sich der Empfindung und dem Ge-

nuss ihres eigenen Wesens und ihrer eigentümlichen Kräfte rein hingeben kann. In dem Uebergang aus dem einen Zustand in den andern, d. h. in dem Uebergang aus dem Hochdruck der Erniedrigung unter die objektiven Mächte, unter welchen die tragische Entwickelung uns stellt, in die Erhebung zum ungehemmten geistigen Freiheitsgefühl, mit welchem sie uns entlässt, besteht das Wesen der tragischen Lust.“ Die Formulierung dieses Gedankens, insbesondere der Ausdruck „Bewusstsein“ ist zwar nicht ganz gut zu heißen, da die fraglichen Vorgänge doch nur unbewusst stattfinden; (es müsste auch ein sonderbarer Mensch sein, der bewusstermaßen glauben sollte, weil er schon im Theater seine Angst ausgestanden habe, dürfe ihm nun im Leben kein Unglück mehr geschehen). Allein davon abgesehen lässt sich die Richtigkeit des gemeinten Gedankens nicht leugnen. Nur irrt der Verfasser darin, dass er offenbar glaubt, nunmehr vollständig das Wesen der tragischen Lust bestimmt zu haben, während er doch nur eine von den mehreren Wurzeln desselben aufgezeigt hat, wie aus unserer nachfolgenden Erklärung des Tragischen hervorgehen wird.

* * *

Wie der Magen die Speise, und die Lunge die Luft, so braucht das Gehirn äußere Gegenstände und Ereignisse gleichsam als Nahrung. Unser geistiges Wesen ist eine organisierte Summe von besonderen Tätigkeiten, deren jede die Tendenz hat, in ähnlicher nur wenig variierter Weise sich zu wiederholen, wozu aber das Hereinspielen äußerer Faktoren in den Lebensprozess nötig ist, wie der Wind für die Windmühle. Zum Beispiel: soll unser Ehrtrieb sich ausleben, so bedarf er einer freien Bahn mit mäßigen Hindernissen, auf welcher er vorwärts streben kann; soll unser Liebesbedürfnis ungehemmt spielen, so bedarf es eines reizenden und willigen Gegenstandes etc.

Nun liefert aber die Wirklichkeit, in welcher wir leben, keineswegs einem Jeden sämmtliche für seinen Gehirnbetrieb nötigen Treibkräfte und alle auch zugleich in der richtigen Qualität. Ein Napoleon z. B. kann, statt in einer flüssigen Revolutionszeit, auch in einer Periode politischer und sozialer Starrheit geboren werden; oder ein Romeo kann in einer Zeit leben müssen, in welcher nüchterne Rechnerinnen und gute Spekulantinnen viel dichter gesät sind, als Liebesgenies. Für all solche überhaupt unzeitgemäßen oder wegen individueller Verhältnisse nicht zu befriedigenden Triebe tritt nun die Kunst als Surrogattreibkraft ein. Der Napoleon niet- und nagelfester Zustände (sofern dessen Natur dem umzüchtenden Einfluss der Realität nicht nachgiebt), schwelgt eben in eigenen oder von Dichtern soufflierten Träumen statt in realen Erfolgen, und der Romeo materialistischer Zeiten liebt meist auf psychologischem Weg erzeugte Julien; kurz die Kunst ist so gleichsam ein Hilfsblasebalg für unsere Gehirnwerkstatt.

Wir sehen hier einen der hauptsächlichsten Daseinsgründe der Kunst überhaupt und zugleich haben wir damit die Grundlage für das Verständnis des Tragischen. Es handelt sich nur noch darum, nachzuweisen, welchen besonderen Bedürfnissen gerade das Tragische in der Kunst entspricht.

Was am meisten an demselben auffällt und erklärungsbedürftig erscheint, ist dies, dass wir etwas Trauriges und somit anscheinend Unangenehmes aufsuchen und uns unzweifelhaft daran erfreuen. Genau betrachtet ist jedoch gar nichts Unbegreifliches dabei; denn Schmerz, Betrübnis und alle Formen von Unbefriedigtsein gehören eben auch zu den Seelenzuständen, deren Auftreten im Bewusstsein wir gewöhnt sind, nach deren Wiederkehr wie daher ein förmliches Bedürfnis haben. In der Tat hat sich im Menschen durch die uralte Gewohnheit zu leiden ein Schmerztrieb entwickelt, ein Bedürfnis nach sämmtlichen vorkommenden Arten von Unlustgefühlen, als da sind Trauer, Sehnsucht, Angst, Mitleid, Neid, Hass, Zorn u. s. w.; daher die bekannte Thatsache, dass eine Reihe von ungemischt schönen Tagen so schwer zu ertragen ist. Demnach haben also alle Unlustgefühle (so lange sie nicht übertrieben massenhaft auf den Menschen loshageln) auch das angenehme Moment einer Bedürfnisbefriedigung an sich; und dieses Lustmoment, das bei den Unannehmlichkeiten des realen Lebens relativ klein ist und sozusagen nur wenige Prozent der Gesammtempfindung ausmacht, kann bei den nur vorgestellten, gleichsam verdünnten Unlustgefühlen, wie sie in der Kunst vorkommen, dermaßen vorwiegen, dass man die Gesammtempfindung von etwas Angenehmen hat.

Uebrigens empfinden wir ja nur zur Hälfte das Traurige der Tragödie vermöge des Mit-leidens als eigenen Schmerz; zur anderen Hälfte fühlen wir uns dem tragischen Helden gegenüber gerade als nichtleidend, und hier ist es nun ein anderes menschliches Bedürfnis, dem durch das Tragische Genüge geleistet wird: unser Hang zur Grausamkeit. Metz berührt (wie überhaupt vielleicht fast alle Aesthetiker) diesen Punkt nur ganz kurz, um ihn sofort mit der üblichen moralischen Schönfärberei abzuweisen, als wären wir für solche Lustbarkeiten viel zu gut. Es ist aber mit dieser Güte noch nicht so gar weit her. Der Hang zur Grausamkeit ist beim Raubtier und beim Raubmenschen (aus dem sich erst allmählich der Kulturmensch entwickelt) ein Bedürfnis, das wie alle Bedürfnisse durch oftmalige Wiederholung von Handlungen entstanden ist, nämlich durch die Gewohnheit, im Kampf ums Dasein andere Wesen zu beschädigen. Grausamkeit ist für Raubtier und -mensch geradezu eine Tugend, wie denn überhaupt in jenem rohen Zustand alles das und nur das eine Tugend ist, was das Individuum kampf- und widerstandsfähiger macht. Noch bei Völkern von der Kulturstufe der Indianer wird die Grausamkeit völlig naiv und ohne alle Gewissensbisse förmlich sportmäßig betrieben, wie man

ich in den Waffen übt. Mit der zunehmenden Gesittung aber und Milderung des Kampfes ums Dasein verliert die Grausamkeit zugleich mit ihrer Notwendigkeit auch ihren Wert und Tugendcharakter; sie kommt auf den Aussterbeetat wie der weiland Affenschwanz. Aber wie dieser auch nicht plötzlich abgebrochen ist, sondern allmählich zusammenschrumpfte zu den paar Knochen, die wir jetzt noch im Steiß tragen, so kann auch der Grausamkeitstrieb nur in langen Zeiträumen allmählich verkümmern, während deren er immerhin noch ab und zu ein Gnadenbrot verlangt. Und man wird nicht behaupten können, dass er heute schon aus dem Menschentypus verschwunden sei; vielmehr tut's dem alten verreckenden Löwen noch merklich wohl, wenn ihm zuweilen der Wille geschieht, sei es auch nur in der Vorstellung. Wer dies nicht sofort schon auf Grund der Selbstbeobachtung zugeben sollte, der mag in Erwägung ziehen, dass ja selbst so große Grausamkeiten, wie sie sich in den Stier- und Hahnenkämpfen zeigen, noch heute ein großes Publikum finden; da wird man wohl die feinere Grausamkeit, die sich in der Freude an den geistigen Leiden poetischer Figuren ausspricht, auch noch den ethisch höher stehenden Exemplaren unseres Jahrhunderts zuschreiben dürfen.

Zu den genannten Ursachen der Verwendung des Traurigen, Schrecklichen u. s. w. in der Kunst kommt noch das menschliche Abwechslungsbedürfnis. Ewig das Direkt-angenehme, immer edle und gute Menschen, immer erfüllte Hoffnungen und Lustspielschlüsse, glückliche Liebespaare und siegreiche Tugendhelden, — das wäre offenbar langweilig; auch die mäßige Anwendung des Widerwärtigen, die Hereinziehung von Bösewichtern, die zum Schluss bestraft, von Hindernissen, die endlich beseitigt werden, genügt zur Abwechslung noch nicht: zuweilen muss das Widerwärtige vorherrschen und gleichsam das letzte Wort behalten. Es ist aber in diesem Fall nur scheinbar widerwärtig, und tatsächlich angenehm, weil es ein fühlbares Kontrastbedürfnis befriedigt, gleich dem Hässlichen, welches ebenfalls mit in die Kategorie des Indirekt-angenehmen gehört. Zuweilen, nebenbei gesagt, geschieht es, dass dieses natürliche Kontrastbedürfnis bei Einzelnen oder ganzen Zeitgenossenschaften, der herrschenden Moderichtung halber, lange unbefriedigt bleibt, so dass sich eine immer größer wachsende instinktive Sehnsucht nach ästhetischen Bitternissen ansammelt; solche Zeiten sind dann dem Aufkommen einer herberen Kunstmode günstig, wie sie heute der Zolaismus mit seiner Vorliebe für das an sich Hässliche darstellt.

Es ist nun freilich wahr, dass das Tragische nicht identisch ist mit dem Traurigen oder Furchtbaren, von welchem allein bisher die Rede war, und es soll hier gewiss nicht jener jämmerlichen Sprachverflachung und Maulvollnehmerei Vorschub geleistet werden, vermöge deren man gleich von „tragischem Geschick“ spricht, wenn einen harmlosen Menschen der Schlag trifft, oder von einer „Familientragödie“, wenn einer seine Kinder umbringt; eine wahre Schande, dass diese Terminologie sich in der Tagespresse eingenistet hat. Das Tragische ist etwas anderes, etwas höheres als das bloß Traurige, aber es ist doch nicht so ganz und gar von demselben verschieden: der Unterschied liegt überhaupt nicht in dem Objekt, sondern in dem Subjekt, d. h. man kann nicht sagen, diese Tatsache ist tragisch und jene ist es nicht, sondern dieselbe Sache ist für den Einen tragisch, für den Anderen nicht. Tragisch ist das Traurige, sofern es nicht als einzelnes Faktum, sondern als Glied einer betrachtungswürdigen Ursachenkette Aufmerksamkeit und Teilnahme erweckt und zu einer gewissen Betrachtungsweise führt, deren aber nur der gebildetere Geist fähig ist, einer Betrachtungsweise, die man gewissermaßen mystisch oder religiös (im allgemeinen Sinn) nennen kann, die uns eben aus dem alltäglichen, gleichsam profanen Bewusstseinszustand erhebt in die Region der höchsten Ideen und der zugehörigen Empfindungen. Absichtlich ist die Definition so allgemein und damit etwas unbestimmt gehalten, denn all die üblichen spezielleren Formeln, in welchen Schuld und Sühne, sittliche Weltordnung, oder gar philosophische Abstrakta eine Rolle spielen, sind viel zu eng und subjektiv, d. h. nur für die subjektive Weltanschauung eben des Definierenden selbst zugeschnitten; offenbar kann doch auch ein anders philosophierender Mann, in dessen philosophischem Lexikon weder der Schuldbegriff noch die sittliche Weltordnung figurieren, eine Tragödie gehörig erfassen, und was dieser dabei empfindet, muss doch in der Definition des Tragischen mitenthalten sein. Kurz, das Wesentliche bei der Empfindung des Tragischen ist nicht die besondere Art, wie sie durch den philosophierenden Verstand bei jedem Einzelnen gleichsam beleuchtet und kommentiert wird, sondern das Wesentliche ist eben die Empfindung selbst, zu der wir im Laufe des Stückes, durch die oben genannten niederen Empfindungen hindurch, hinausgeleitet werden, jenes wunderbare Lustgefühl, worein wir durch das Anrühren unserer Gedanken an das Absolute, an das Welträtsel, versetzt werden.



La France jugée par l'Allemagne.

Von J. Grand-Carteret. — Paris. Librairie Illustrée. Librairie Nilsson. 1886. Zweites Tausend.

Nachdem wir Alle den Vorwurf, die Franzosen umgäben sich für fremde Litteratur mit einer chinesischen Mauer, bis zum Ueberdruss gemacht und gehört, muss uns ein Autor von vornherein günstig für sich einnehmen, der, ein Gallier, sich eingehend mit deutschen Dingen beschäftigt. Der Ansicht scheinen

Viele, denn Herrn Grand Carterets „Raphael und Gambrinus", sowie das vorliegende „Deuxième Mille" sind in unserer Heimat mehr besprochen worden, als es ähnlichen Büchern, aus deutschem Verlage hervorgegangen, beschieden gewesen wäre. Ich hatte gehofft, zugleich des Verfassers „L'Allemagne jugée par la France" mit anzeigen zu können. Ein unparteiisches Verdikt ist nämlich erst möglich, wenn die gewählten Urteile der altera pars vorliegen. Seit Jahrhunderten herrscht doch wohl hüben eine franzosen-, drüben eine deutsch-freundliche Strömung. Man kann nun sein Sammler-Schifflein auf dieser oder der nebenhergehenden feindlichen schwimmen lassen. Und da wäre denn so recht ein Aussöhnungswerk zu tun. Nichts ist sehnlicher zu wünschen, als eine Verständigung Frankreichs und Deutschlands. Ein neuer Krieg, ein neuer Sieg, es wäre ein unermessliches Unglück. Die Deutschen hegen keinen Groll und Hass gegen Frankreich. Wem es vergönnt war, ein paar Jahre bei unseren Nachbarn zu verleben, der muss Sympathie mit dem schönen Land, den tüchtigen Menschen hegen, und ihren Nationalfehlern haben wir die unsrigen gegenüberzustellen. Sehen wir nun, was Herr Grand-Carteret, ein Genfer, also kein Stockgallier, für „Urteile" zusammengelesen.

Hat er wohlwollend die wohlwollendsten ausgesucht? Hat er deutschfeindlich die gehässigsten vereint? Ist vielleicht sein Motto das der Leonore von Este entlehnte Wort:

„Lass uns, geliebter Bruder, nicht vergessen,
Dass von sich selbst der Mensch nicht scheiden kann!"

oder das verwandte:

„Der Andre hört in Allem nur das Nein!"?

Im Vorwort heißt es: „Den Tag von der Nacht richten lassen, das wäre Frankreich von Deutschland gerichtet!" Es soll mit diesem Vergleich aber nur die Grundverschiedenheit der beiden Nationen angedeutet werden! Aber diese Gegenüberstellung der beiden feindlichen Schwestern — „das ist grade das Pikante an der Sache!" Und so geht der Autor ans Werk, sans parti pris, sans haine, sans passion!! Das erste Kapitel ist ein historischer Rückblick. Wir erfahren, dass Reisende in beiden Ländern stets nur oberflächliche Urteile abgeben können, dass sie nicht die Dächer zu den Familienhäusern abheben können, wie Lesages Teufel, dass ihnen das Innere der Natur stets ein Buch mit sieben Siegeln bleiben muss. Trotz der Anstrengungen Luthers herrschte die französische Sprache wieder in Deutschland am Ende des XVI. Jahrhunderts und wie war es anders möglich, wenn die Soldaten Louis XIII. und Louis XIV. mehr als fünfzig Jahre auf germanischem Gebiete zubrachten? Wenn das Edikt von Nantes, und 1789, Auswanderer und Proskribierte wie Heuschrecken über die Grenze jagten? Der Glanz der französischen Zivilisation zwang den Deutschen, Französisch zu lernen, im XVII. Säculum, um Voltaire, Rousseau, d'Alembert, Diderot, die Encyklopädie und das Journal des Sávants lesen zu können. Die Kenntnis so vieles Schönen weckte den Reisetrieb in das gelobte Land. Daher die Urteile so Mancher über Schriftsteller und Schrifttum, Musik, Land, Leute. Man beurteilt aber stets Andere — nach seinem eigenen Ebenbilde! Man redet sich ein, unparteiisch zu sein — und doch kennt man kein anderes Volk! Die Franzosen haben nun gar die Neigung, sich selbst zu persiflieren — die Deutschen lesen diese Selbstverspottung in Journalen, Büchern, Pamphleten und — das schiefe Urteil ist fertig! — Alles zugegeben! Doch schon auf Seite 6 heißt es: „Aber man darf sich fragen, ob die Menge der sich widersprechenden Verdikte, die Hartnäckigkeit der gehässigen Vorurteile Deutschland erlauben, die Franzosen so richtig zu richten, wie es glaubt!"

In diesem Satze offenbart sich der Geist, die Stimmung des sehr geschätzten Verfassers, mit welchen er an seine schöne, große, konziliatorische Aufgabe herantritt.

Alle heute lebenden Franzosen haben einen Schimmer vor den Augen. Es ist, als ob ihr Auge viel geweint hätte, es ist gerötet, getrübt. Sie haben alle eine Brille auf und die wurde 1870 geschliffen. Ich, Schreiber dieses, habe die Franzosen von 186[illegible] bis 1866 gekannt; auf zehn internationalen Kongressen über welche einfältige Stubenhocker gespottet und gelächelt, habe ich mit den Edelsten und Besten Bekanntschaft geschlossen — es sind ganz andere Menschen geworden! Welche Fülle von Beobachtungen haben wir in Paris, London, Lissabon, Brüssel, Antwerpen, Genf an den trefflichen Schriftstellern angestellt; es waren Männer darunter, die von Geist und Witz sprühten, Gedankenüberfluss hatten, wie daheim gebliebene Kollegen Gedankenmangel, sie waren heiter, lustig, aufgeknöpft, charmant, ernst Wichtigstes diskutierend — indessen, sahen sie etwas Deutsches an, so kam das trübe Auge, die Brille zum Vorschein. Herr Grand-Carteret mag sich selbst glauben, er sei sans parti pris, sans haine, sans passion! Auf Seite 6 sind wir schon voller gehässiger Vorurteile! Das ist schief gesehen. Ich glaube, wir haben immer, trotz aller angeführten Todurteile, eine allzugroße Liebe zu Frankreich gehegt. Wir hätscheln die Franzosen noch heute ebensosehr, wie wir uns selbst unter einander verunglimpfen. Die Franzosen sind uns das Kind, welches uns am meisten Sorge und Not verursacht und ihm sind wir der liebendste Vater. Die Franzosen sind eben ein geistreiches, geniales, etwas verzogenes Kind — wir lieben es parceque und quoique. Hat je ein Franzose ein französisches Lied gedichtet, das sich so ozeantief in den deutschen Geist, das deutsche Gefühl, der deutschen Patriotismus versenkte, wie der Unglückliche, der da sang:

„Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Russland gefangen;
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr,
Dass Frankreich verloren gegangen . . .

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit besseres Verlangen!!
Lass sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind,
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

. . nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde!

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab . . ."

Man wird mir antworten: Chamisso! Aber Cha-isso, 1781 auf Schloss Boncourt in der Champagne eboren, war schon 1790 ein kleiner Emigrant und r würde höchstens beweisen, dass sich für jede Be-auptung auch in Herrn Grand-Carterets Buche ein ro und ein contra finden lassen würde.

Herr Carteret ist gegen die Bezeichnungen, die inem Volke wie ein Stempel aufgedrückt werden. 'reilich sind die Völker keine Schafe, bei denen ein oter, ein blauer Strich genügt, um den Eigentümer ein Eigentum finden zu lassen. Man streicht die Engländer grün an, das heißt, das „perfide Albion", ine schwarze Marke bedeutet auch den „phlegma-ischen Sohn Britanniens". Rot will sagen: der „leichtsinnige Franzose" etc. — und auf Seite 7 esen wir: Les Allemands, peuple documentaire avant tout . . .! Seite 11 schon finden wir die Stelle: Toutefois les Allemands, et pour cause, ont encore e bon sens... Es werden nun eine Reihe von Urteilen ngeführt. Aber was hat zum Beispiel ein Ausspruch les Reisenden Heinrich von Maltzahn für einen Wert: „Les français ont sucé le mensonge avec leur lait maternel et ne peuvent que mentir et blaguer?" — Ich mache mich anheischig, aus der Fülle meiner französischen Lektüre, aus vortrefflichen Romanen Daudets, Coppées, Theuriets, aus Poesien des von mir überaus geschätzten Lyoneser Dichters Josephin Soulary, der jetzt einundsiebzig Jahre zählt, also kein kindischer Beurteiler mehr sein sollte, eine anti-deutsche Anthologie zusammen zu schweißen, nach deren Lektüre man sämmtliche Deutsche für Mord-brenner, Galgenstricke und Galeerensträflinge halten müsste!

Ich signalisiere Herrn Grand-Carteret für sein: L'Allemagne jugée par la France folgende zahmste Prophezeihung des Herrn Soulary:

Et ce n'est pas fini! — Le mal mal au mal s'enchaine;
La guerre a ses res retours, et nous les connaitrons,
Nous verrons ce retour des surprises; la haine,
Et la ferocité, ce retour des affronts.
Vous aussi, vous saurez, ô rois, ce qu'il en coûte
De blaser l'âme humaine aux crimes de sang-froid,
Et comment, chien docile à vos leçons, qu'il goûte
Le peuple sait fonder la morale du doute
Sur l'abus de la force et le mepris du droit.
(J. S. œuvres poëtiques, III. partie. Lemerre 1883.)

Man lese in der IIe partie „Paris bombardé", die Ode an den „Roi Guillaume", welche abdrucken zu lassen ich mir selbst als ein Verbrechen an-rechnen würde, und man wird mit Schaudern sehen, wohin blinder Hass die Elite der Geister ge-trieben. „Page déchirée heißt ein anderes Gedicht. Der Poet hat das Tischtuch zwischen sich und Goethe zerrissen! Was kann der arme Goethe zu 1870!

Plus rien n'est entre nous, ô mon frère Allemand,!
Car en toi le bandit m'a gâté le poëte! . . .
Mais ton fort, c'est tuer et voler proprement!

Doch wohin reißest du mich, heilige Muse heiliger Entrüstung! Nicht an mir ist es, das zweite Buch Grand Carterets zu schreiben; ich müsste ihm dann auch die wunderschönen Verse Lamartines citieren, der die Barrièren zwischen den Völkern niederreißt und sagt, à peu près:

L'humanité commence, où les nations finissent!

Herr Grand Carteret meint auf Seite 20: „Oft auch werfen die Deutschen den Franzosen vor, kein Interieur, kein home, zu haben, kein Familienleben zu führen. — Die Wahrheit ist, dass der Franzose wenig bei sich lebt!"

Ich verstehe weder den Vorwurf, noch dessen Zugabe! Ich habe zwei Jahre in Pariser Familien verkehrt und gefunden, dass sie — zu Hause lebten! Solche Urteile sollte man überhaupt nicht abgeben und — nicht aufheben! Herr Grand Car-teret spricht gern vom „blond Germain", tadelt es aber, wenn man in ähnlicher, ebenfalls höchst un-zutreffender und läppischer Weise vom Noir français sprechen würde. Wir Alle kennen blonde Franzosen und schwarze Deutsche. — Der „Allemand Lasey", Seite 36 wird wohl ein Pole oder ein Ungar ge-wesen sein? Eine Menge vorgebrachter Anekdoten erinnern lebhaft an jenen Franzosen, der da übersetzte:

Me voila sur le Meiningen!
(Hier steh' ich auf dem Meinigen!)

Einer der schlimmsten Irrtümer ist folgender: Seite 73 heißt es: Deutschland — im XVIII. Jahr-hundert — ließ nicht ab, in der Nachahmung der Franzosen fortzufahren und die Anbetung für Alles, was aus Frankreich kam, streifte beinahe an den Wahnsinn. Man urteile danach, was Lessing am Ende seiner Dramaturgie sagt. Und nun citiert Herr Grand-Carteret fast wörtlich das Stück 101—104 vom 19. April 1768:

Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutsche doch keine Nation sind. Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwo-renen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die untertänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; Alles, was uns von jenseit

dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als dass wir es anders finden sollten, lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Gehenle für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Anteile erhalten hat!" — Wie treffend und wahr noch heute! Und Herr Grand Carteret nimmt das für baare Münze; er sieht die Ironie nicht und führt Lessing für sich an!! Sollte Herr Grand Carteret nie von dem Kampfe des edlen Kamenzer Gotthold Ephraïm gegen das Vorurteil, der Corneille'sche Zopf sei aus den Locken Aeschylos' und Sophokles' gemacht, gehört haben? Das können wir kaum glauben. Denn trotz all der Ausstellungen ist sein Buch ein sehr verdienstliches, respektabnötigendes. Er kennt zwar dem Anscheine nach weder Bettelheims Beaumarchais, ein Quellenwerk von zehn Jahren der Arbeit; noch Lotheisens Bemühungen, Frankreich den Deutschen in seinem wahren Lichte zu zeigen und einer der eifrigsten Vermittler, der fleißige, gelehrte Stilist Hugo Wittmann von der Neuen freien Presse ist ihm bei seinen Recherchen nirgends aufgestoßen! Aber neben dieser Negation, welche Fülle von Position! Welch erstaunliche Belesenheit. Welche Fülle der Gesichte und Beispiele. Hundertundneunzig Namen circa im Register, darunter freilich „Buchholtzchen in Paris" und durchwegs Theophil Zollinger, während der Redakteur der Gegenwart doch Zolling heißt.

Er führt uns zu Kaiser Josef II. und Herder; Mathisson und Sybel sind ihm geläufig, wie Wachenhusen, Rodenberg und Paul Lindau. Er kennt Gutzkow und Kalisch, Th. Mundt und Lucian Herbert! Er citiert Th. Fontane, Freytag, Hillebrand und M. Nordau; er hat Conrad gelesen und Ferd. Groß, wie Ernst Eckstein, sind ihm terra cognita. Er hat politische, wie musikalische Schriften durchstöbert und Belege vorgebracht, die ohne ihn — längst vergessen wären. Wagner nimmt fast ein Kapitel ein und das Theater fordert natürlich seinen großen Raum, wie in den Spalten unserer Blätter. Man stößt auf Arndt und Kotzebue; zwischen Talma und Rachel treten Gutzkow und Devrient. Es wird wohl Niemand in Erstaunen setzen, dass von Bismarck achtmal, von Friedrich II. neunzehnmal, von Goethe siebzehnmal und einmal von Moltke die Rede ist. Heine und Börne werden fleißig citiert; wir stoßen auf Ed. Mauthner, Schopenhauer, Gustav Rasch, Sacher Masoch und Max Ring. Freundlich erwähnt werden die Urteile von Arthur Levysohn und R. von Gottschall, die „Neue freie Presse" verteidigt einmal während der Pariser Belagerung die französischen Frauen. Ida Kohl und Kotzebue figurieren unter den Dokumenten, Dingelstedt ist so unvergessen wie Hegel. — Die angeführten Belegstellen sind meistens treffend und interessant und ein Laie wird aus dem Buche Belehrung schöpfen. Es ist daher ein französisches Buch für Franzosen und ich würde ihm noch mehr das Wort reden, wenn es in noch versöhnlicherem Geiste geschrieben wäre. So wie es ist, können die Gallier denken, wir seien eigentlich der Erbfeind Frankreichs. Il n'en est rien!

Die Franzosen selbst haben sich stets viel strenger beurteilt, als wir. Der Franzose Charles Patin lebte zur Zeit Cromwells, konnte also nicht gut das Tischtuch zwischen sich und Goethe zerschneiden, wie Soulary. Als er einst einen Franzosen sagen hörte: „Die Deutschen sind alle Trinker!" antwortete er seinem Landsmann: „Les Allemands sont quelquefois fous dans leur vin; mais les français sont toujours fous!" — War deshalb Patin ein Narr? Sind alle Deutschen Trinker? Sind alle Franzosen Narren? — Nein! — Man muss sich also hüten, einzelne Urteile zu verallgemeinern, Hass und Liebe eines Einzelnen für Hass und Liebe eines Volkes zu nehmen!

Berlin. Alfred Friedmann.



Gedichte von Kadocsa Elek.

(Aus dem Ungarischen von M. Rückert.)

A szerzetes.

(Der Mönch.)

Die alten Kloster-Glocken schallen:
Zur Kirche steht des Volkes Sinn!
Ums braune Kruzifix nun wallen
Gedrängt so Greis, wie Kind dahin;
Voll Ernst ein jedes Antlitz leuchtet,
Die Lippe spricht ein heilig Wort —
Ein blondes Weib, das Aug' befeuchtet
Von Tränen, stehet einsam dort.

Kam sie hieher, wie all die Andern,
Dies blasse Weib, und wird Gebet
Von ihren Lippen aufwärts wandern
Zum Gott, zu dem die Menge fleht?
Mit starrem Antlitz, stummem Munde
Sieht glänzen sie den Becher wohl
Am Altar, drin in heil'ger Stunde
Der Wein zu Blut sich wandeln soll.

Gesang steigt auf. Man höret weinen.
Der Ordensbruder wendet sich
Dem Volke zu: und nun bei seinen
Worten das Weib weint bitterlich.

Aus seinem Aug' sich Tränen stehlen,
Als er das bleiche Weib dort sieht —
Kehr' schnell dich ab! sie zu verhehlen
Dem Knaben, der vor'm Altar kniet.

Az én sirom.

(Auch ich weine.)

„Musstest sterben schon als Knabe —
Schmerzlich muss ich um dich klagen —
Wer wohl wird dir Blumen bringen,
Wer sie pflanzen auf dem Grabe?“

Sag' es nicht! Denn wo ich liege
Stehen Blumen und Cypressen,
Und es wird auch, süße Mutter,
Sie zu pflegen nie vergessen.

Aber, wie gepflegt auch immer,
Weinen muss ich so voll Sehnen,
Dass der zarten Lilien Schimmer
Wird versengt von heißen Tränen.

Kiszáradt.

(Verdorrt.)

Und ob du, Baum, verdorrt auch sei'st,
Du bist noch nicht, wie ich, verwaist!
Die ich geliebt, hat mich betrogen,
Mein Himmel hat sich trüb umzogen.

Und wenn im Grab ich ruhen werd',
Die Wolke weint hinab zur Erd' —
So schön beweint, ach, bin ich dann,
So süß dabei ich schlummern kann.

Emléked!

(Erinnert!)

Ueberall oben
Leben sich regt,
Herz und die Seele
Liebend bewegt;
Und dennoch, ach, sterben —
Wen jätet nicht Tod!
Vom Frost verderben
Muss Rose rot.

Zur Pathologie der deutschen Litteratur.

Die erblichen Krankheiten.

Von Conrad Alberti.

(Fortsetzung.)

Die zweite der erblichen Krankheiten steht in engen Beziehungen zu der erstgenannten: sie ist der gerade Gegensatz derselben — die Ausländerei, die willige Hingabe an das Fremde, im Aufnehmen und Insichselbstverarbeiten, sowohl rücksichtlich der Form wie des geistigen Gehalts. Dieser Vorwurf ist ja oft genug als schlimme Charaktereigenschaft der Deutschen hervorgehoben worden. Sie hängt eng zusammen mit dem Vornehmheits-, dem falschen Bildungsdünkel des Deutschen, der sich für recht gebildet hält und bei seinen Genossen das meiste Ansehen genießt — nicht, wenn er seine Sprache so vollständig und zierlich als möglich beherrscht, sondern wenn er ein paar fremde zur Not zu radebrechen weiß. Der Hauptgrund dafür mag freilich in geophysischen und wirtschaftlichen Verhältnissen liegen: seinen Bodenverhältnissen und seinem Klima zufolge ist Deutschland ärmer als die meisten romanischen Länder und daher zum Teil wirtschaftlich auf das Ausland angewiesen. Auch die Uebervölkerung kommt dazu: wie wir ja auch heut noch nicht alle verfügbaren Arbeitskräfte im Inland verwenden können. Und diese Abhängigkeit vom Auslande machte den Deutschen dem Letzteren gefügig, über Gebühr willfährig und veranlasste ihn, das reichere Land auch für das bessere zu halten, es selbstlos zu bewundern und ihm nachzustreben. Jedenfalls machen die überwuchernden Einflüsse des Auslandes sich früher in der deutschen Litteratur sehr unangenehm bemerkbar. Ganz reine Nationallitteraturen giebt es heutzutage so wenig in Kulturländern wie ganz reine Rassen, und gewiss kann ein vernünftiger und maßvoller litterarischer Formen- und Ideenaustausch nur für alle Parteien von Nutzen sein. Allein in der deutschen Litteratur machen sich die Einflüsse Frankreichs, Italiens, Spaniens, Englands, der Antike in einer die ursprünglichen nationalen Keime beinahe vernichtenden Weise bemerkbar. Nur in der Lyrik hat sich das echt germanische Element trotz aller fremden Ueberwallungen noch stark und kräftig erhalten, noch im neunzehnten Jahrhundert bricht es in Goethe, Heine und Uhland in seiner ganzen Eigenart mächtig durch, der latenten Poesie, das heißt dem möglichst knappen Empfindungsausdruck. der Vermeidung jeglicher Rhetorik — im Gegensatz zum keltisch-romanischen — und der Einkleidung des psychischen Vorgangs in ein leibliches oder Naturbild. Das nationale Epos dagegen ist unter den Einflüssen des Auslandes — Italiens und Englands — vollständig zu Grunde gegangen. Welch unersetzlicher Verlust für die Poesie, wenn wir bedenken, wie hoch in künstlerischer Hinsicht das ganz auf nationalem Boden erwachsene Epos der Hohenstaufenzeit, das törichter Weise sogenannte „Volksepos“, z. B. die Nibelungen, neben dem gleichzeitig unter französischem Einfluss entstandenen „Hofepos“, z. B. den in vielen Teilen dunklen, breiten und schwerfälligen Parzeval Wolframs, oder den zierlich gedrechselten Dichtungen Hartmanns (dieses Paul Heyse des Mittelalters) steht! Und doch haben sich die höfischen Epen und die Namen ihrer Dichter weit besser erhalten, als die nationalen Epen, deren Dichter nicht nur, nein die zum Teil selbst Jahrhunderte

lang vergessen wurden. Die ersten Dichtungen, mit denen für uns sozusagen die deutsche Litteratur beginnt, behandeln fremde Stoffe: das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht und das Rolandslied des Pfaffen Konrad, während von den alten herrlichen nationalen Balladen kaum klägliche Reste geblieben sind. Man bedenke ferner den unermesslichen Schaden, den der Humanismus der nationalen Poesie und dem heimischen Recht zugefügt hat, man bedenke die lateinische Poesie, die jämmerliche, gleichfalls durch und durch romanische Schäferpoesie, die Amadis- und die Abenteuerromane, die Haupt- und Staatsaktionen, den vernichtenden Einfluss der „regelmäßigen" französischen Tragödie! Des genialen Hans Sachs echt deutsche Dichtungen wurden belächelt, indess das langweilige lateinische Schuldrama aufblühte. Die Antwort auf die Frage, was denn eigentlich Deutsch sei in der deutschen Litteratur, kann nur eine klägliche sein: Alle großen Epochen der Geschmacksverwirrung, welche unserer Litteratur so unendlichen Schaden getan haben, verdanken wir unserer Ausländerei. Und ist es etwa anders in neunzehnten Jahrhundert?

Von dem orientalischen Versgeklingel Rückerts und Bodenstedts lassen wir uns über die vollständige Empfindungs- und Gehaltlosigkeit dieser würdigen Dichter soweit täuschen, sie unseren kräftigen nationalen Lyrikern überzustellen, wir huldigen dem Unsinn der exotischen Poesie Freiligraths, nur weil er uns in die Tropen führt, und stellen seinen miserablen Löwenritt über oder neben seine gewaltigen Dichtungen aus dem modernen sozialen Leben, z. B. sein unvergleichliches „Von unten auf". Wir bewundern in unserm Bildungsdusel Ebers und Eckstein — weil sie uns in historischen Romanen nach Aegypten oder Rom führen und lesen die einzigen historischen Romane, die wirklich Poesie enthalten, die Werke Wilibald Alexis' nicht mehr, weil sie ja nur in der heimischen Mark Brandenburg spielen. Unsere Klassiker ließen die herrlichsten Epochen unserer Geschichte, in denen Stoff genug für hundert Dramen und Epen ruht, z. B. die Bauernkriege, fast ohne Beachtung, und begeisterten sich für französische, schottische gekrönte Dirnen und überspannte Hofpoeten der italienischen Renaissance.

Anstatt mit der Vollkraft seines Talentes für die Leiden des eignen, armen, geknechteten Volkes einzutreten, dichtete sich ein Teil unserer Poeten der zwanziger und dreißiger Jahre in eine übel angebrachte Begeisterung für griechisches Räubergesindel und polakische Abenteurer hinein — und dasselbe gute deutsche Philisterpublikum jubelte ihnen zu, das die herrlichsten Gesänge nationaler Begeisterung, Kleists „Hermannschlacht" und „Prinzen von Homburg", kaum beachtet hatte. Fürwahr, wenn Jemand eine Geschichte des poetischen Geschmacks in Deutschland schriebe — er würde damit eines der hässlichsten Blätter in dem großen Narrenbuche, „Völkerpsychologie" genannt, aufrollen. Wie würden wohl die Franzosen einen einheimischen Dichter aufnehmen, der ihnen zumutete, sich für die Heldentaten der Kreuzritter in Ostpreußen zu interessieren? Wir können heute ungefähr beurteilen, was es mit der schönen, zweifellos redlich gemeinten, Phrase Goethes von der durch deutsche Vermittelung geschaffenen Weltlitteratur auf sich hat. Wir sind damit so weit gekommen, dass wir Alles, auch den kläglichsten Schund des Auslandes, auf der Stelle übersetzen, dass in unsern Zeitungen fast nur von ausländischer Litteratur die Rede ist, und die einheimische Produktion ideell wie materiell den bittersten Schaden erleidet, während sich das Ausland um unsere exotisch angekränkelte Produktion keinen Deut kümmert. Höchstens übersetzt es die „Familie Buchholz", die enthält sie auch keinen Schimmer von Poesie, doch wenigstens deutsch ist. Nein, die Internationalität der Kunst ist ein leeres Schlagwort des deutschen Philistertums. Je nationaler eine Kunst, desto eher kann sie auf Beachtung des Auslands rechnen. Und das ist ganz natürlich. Den Franzosen können wir ihre Landsleute nicht besser schildern, als sie selbst denn sie selbst kennen sie, kennen ihre Geschichte am besten, und das dichterische Talent ist in Frankreich so stark vertreten als bei uns, wir können ihnen eben Neues und Unbekanntes nur über uns selbst sagen. Italien und den Italiener können uns wahrhaftig Salvatore Farina und Matilde Serrao besser schildern als Heyse und Voss, den Russen Dostojewski und Turgenjeff besser als Julius Grosse, den Deutschen aber Niemand besser als wir selbst. Bleibt im Lande und dichtet redlich. Aber zu träg, unablässig Studien nach dem Leben zu machen, versetzen die Herren die Ausgeburten ihrer Phantasie ins Ausland, weil sie wissen, dass sie da nur Wenige kontrollieren können, wenn ihre Darstellungen auch noch so verständlich sind. Der nationalste Maler der Gegenwart, Adolf Menzel, ist auch in Frankreich am höchsten geschätzt, während sich um Böcklin kein Mensch in Paris bekümmert. Nennt es meinethalb Beschränktheit, wenn der Franzose, Spanier, Russe, Norweger nur einheimische Stoffe und Verhältnisse behandelt, diese Beschränktheit hat Molière, Cervantes, Dostojewski, Björnson unsterblich machen helfen. Man komme mir nicht mit Shakespeare!

Sein mit keinem zweiten zu vergleichenden Genius wächst freilich über die Schranke jeder Nationalität hinaus, wiewohl ein großer Teil seiner Werke stofflich und gedanklich echt britisch ist. Aber wer wollte wagen, mit ihm um die Palme zu ringen? Man komme mir ferner nicht mit den französischen Tragikern. Als ob Athalie, der Cid u. s. w. nicht in jedem Gedanken, jeder Figur französisch wären und zwar aus dem siècle de Louis XIV. heraus! Auf das äußere Kleid, die Maske kommt es nicht an. Das hat ja — in Gemeinschaft mit einem der folgenden Punkte, den Vorzügen der Form — der fran-

zösischen Litteratur den Welteinfluss verschafft, dass sie streng national ist, sich, soweit es die Kunst eben überhaupt kann (es giebt natürlich da eine Grenze), von fremden Einflüssen fern hält und nur aus dem eignen Volksleben und -denken schöpft. Wir Deutsche sind zu gebildet um eine weltbeherrschende Litteratur besitzen zu können — das Wissen unserer Schriftsteller steht ja im Durchschnitt weit höher als das der französischen. Aber kein Zweifel, dass das übergroße Wissen die Ursprünglichkeit unterdrückt. Bildung macht fein, aber Ueberbildung ist der strengste Sklavenhalter, sie lässt keine frische gesunde Regung aufkommen. Ein Gramm natürlichen Talents ist aber mehr wert als zehn Kilo universeller Bildung. Deutschlands Unglück ist die — falsche — Ueberbildung, das heißt die Scheinbildung seiner produktiven Bevölkerungskreise. Jene Ausländerei ist es auch, die unsere schöne, kräftige, bergstromartige germanische Sprache in einen wüsten Sumpf verwandelt hat, in dem der Schlamm der Fremdwörter das klare Wasser verunreinigt. Seit der Mitte des elften Jahrhunderts kann man diesen hauptsächlich durch die französische Sprache hervorgerufenen allmählichen Verschlammungsprozess in allen Phasen verfolgen, und dem vermittelst der lateinischen Sprache die deutsche verunstaltenden Einfluss der Kirche, von Karl dem Großen ab, gesellte sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert als noch weit wirksamerer Bundesgenosse der Humanismus hinzu. Niemals hätten diese aber so großen Einfluss bekommen, wenn die Anlage, die Empfänglichkeit dafür nicht im deutschen Wesen selbst von Uranfang an gelegen hätten. Und da dem Deutschen, wie wir weiter unten sehen werden, auch der Formensinn, und damit auch der Geschmack, nur in geringer Menge verliehen ist, so mussten alle Bestrebungen der Sprachreiniger früherer Zeit, z. B. des ehrenwerten Philipp von Zesen, ins Uebertriebene, Lächerliche und damit Erfolglose fallen. Andere versuchten den Teufel durch Beelzebub auszutreiben, so der brave Lauremberg, der aus Hass gegen das Französeln ins Platt geriet.

Die folgende Krankheit ist eigentlich mehr eine solche der Schriftsteller und Dichter, aber sie wirkt auch dadurch verderblich auf die Litteratur ein. Ich behandle sie an dieser Stelle, weil sie mit den beiden vorigen zu einer Gruppe gehört. Es ist die Kriecherei der Schriftsteller vor den Höheren. Die früheren Zeiten kannten noch keinen Schutz des geistigen Eigentums, es sah mit der Bezahlung der litterarischen Leistungen sehr windig aus. Die Spielleute der alten Zeit, die an den Höfen und unter der Dorflinde sangen, wandten sich daher mit gerader Aufforderung um Lohn für ihre poetischen Leistungen an die, welche sie erheiterten und flochten oft diese Bitte in den Vortrag selbst mit ein. Diese Art des Bettelns ist in mannigfach veränderter Form bis auf den heutigen Tag eine Krankheit der deutschen Litteratur geblieben: Man denke an die Betteleien der Vaganten, an die schamlosen Schmierereien der Opitzianer, ja überhaupt der ganzen deutschen dichtenden Gelehrten. Selbst ein so hochehrenwerter Mann wie Simon Dach verschmähte nicht poetische Bettelbriefe an gekrönte Häupter. Nun ist's ja richtig, wir Deutschen sind nie eine litterarische Nation gewesen, der Poet war uns selten mehr als ein Spaßmacher, ein Unterhalter, künstlerisches Mitempfinden blieb der Masse bei uns stets versagt, und noch heut ließe derselbe Deutsche, der sich verpflichtet glaubt, täglich seine zehn Seidel Echtes hinter die Binde zu gießen, sich lieber einen Arm ausrenken, als dass er einmal drei Mark für ein gutes Buch ausgäbe. Auf Unterstützung und klingende Anerkennung hatte der Dichter in Deutschland nie zu rechnen — und wie gering ist noch heut, wo das Schwärmen für diesen oder jenen Schriftsteller Mode ist — das Einkommen der gekauftesten deutschen Schriftsteller im Vergleich zu dem eines beliebten französischen Autors! Aber darum hätte der deutsche Dichter nicht gleich zum Angstmeier, Kriecher, Speichellecker und Schnorrer bei den Großen werden müssen, wie er es ward. Nie besaß er den Mut zu fordern, was ihm gebührte. Wo haben wir in der deutschen Litteratur ein Seitenstück zu dem berühmten Briefe Molières an Ludwig XIV. nach dem Verbot des Tartuffe? Wie schwach erscheint dagegen selbst die Erklärung Freiligraths, welche seinen Verzicht auf die preußische Pension begleitete! Und ist es heutzutage besser? Sehen wir nicht „namhafte" Schriftsteller sich Orden und Titel beharrlich bei winzigen Duodezfürsten erwidmen, die ein echter Dichter kaum der Beachtung als seinesgleichen würdigen sollte?

(Schluss folgt.)



Noch Einiges zum „Attentat gegen Shakespeare".

Unlängst brachte die National-Zeitung einen von Prof. Rudolf Genée verfassten Artikel überschrieben „Ein neues Attentat gegen Shakespeare", in welchem er Eugen Reichels Werk „Shakespeare-Litteratur" kritisierte. Kurz wie der Aufsatz war, so erledigte er meiner Ansicht nach fast Alles, was über Reichels fünfhundert Seiten langes Werk überhaupt gesagt werden konnte. Dennoch giebt es gewisse Anhänger dieser Reicheltheorie, welche behaupten, es sei kein tatsächlicher Gegenbeweis geliefert worden, und mit einer allgemeinen Kritik über das Ganze sei nicht genug getan; obwohl es eigentlich Gegenbeweis genug ist, wenn die Wissenschaft ein solches Werk vollständig übergeht.

In der Tat ist dasselbe so unwissenschaftlich verfasst und so wenig durchdacht und häufig auch so unklar geschrieben, dass man kaum die Geduld

hat es vollständig durchzulesen; man tut es nur, wie Prof. Genée richtig bemerkte, weil es sich um keine „litterarische Schrulle“ handeln soll, sondern um tiefe Forschungen, von denen allerdings später nichts zu merken ist. Ich glaube, dass einige Proben von Herrn Reichels Art der Beweisführung genügen werden, um das Gesagte zu bestätigen, denn eins muss man den Verfasser lassen, er ist konsequent in der Durchführung seiner Ideen. Ich schicke voraus dass ich weder Kritiker noch Shakespeare-Gelehrter bin, also die Wissenschaft unmöglich kompromittieren kann, wenn ich selbst manchmal unwissenschaftlich vorgehe.

Zunächst wird es nötig sein Reichels Behauptung noch einmal zu wiederholen, sie lautet so: „Francis Bacon war nicht der ursprüngliche Verfasser der Shakespeareschen Dramen, wie die Erfinder der Bacon-Fabel meinten, sondern nur der Verstümmeler derselben.“ Eine Verstümmelung sucht nun unser Kritiker in den einzelnen Dramen nachzuweisen und besitzt einen solchen Scharfblick für das Echte und Unechte, dass man wahrlich staunen kann; sein Geist muss eine Art von Sieb sein, durch den alles geläutert hervorgeht; die Borniertheit, welche er uns armen Laien und der ganzen bisherigen Wissenschaft zutraut, ist außerordentlich schmeichelhaft.

Zu meinen Betrachtungen will ich mich auf den ersten Aufzug des Dramas, das er am eingehendsten behandelt hat, beschränken, nämlich des „Coriolan“; auch genügt das vollständig, um zu zeigen, wie unser Kritiker vorgeht. — Er hebt folgendermaßen an: „In der ersten Szene unterhalten sich zunächst einige Bürger in ganz gemütlicher Weise (!) von der auf dem Volke lastenden Hungersnot.“ Man glaubt gleich eine Ohrfeige zu bekommen. Muss man sich nicht gleich fragen, wie motiviert Herr Reichel den Ausdruck „gemütlich“? Ist eine bewaffnete Volksmenge jemals gemütlich? — Zum mindesten hat Herr Reichel eine ebenso abweichende Ansicht über Gemütlichkeit wie über Shakespeare. Diesen gemütlichen Leuten, welche den guten Menenius fast über den Haufen rennen, wird nun gleich von dem Senator die (nach Reichel) unnatürliche Frage gestellt, was sie vorhaben, und bald steht unser sonst so weiser Kritiker vor den „rätselhaften Worten“:

> Ihr werdet hingerissen von der Not,
> Wo größ're Euer harrt, und schmäht die Lenker
> Des Staates, die wie Väter für euch sorgen,
> Wenn ihr wir Feinde sie verflucht.

„Wann haben die leidlich gemütlichen Bürger die Staatenlenker verflucht?“ fragt er hier, „wir müssten doch wohl etwas davon gehört haben.“ Von einer Exposition scheint Herr Reichel noch nie gehört zu haben, er will Alles erleben, statt sich damit zu begnügen, dass es so ist. Glaubt er, dass der Pöbel so mir nichts, dir nichts das Kapitol stürmen würde, wenn nicht Feindseligkeiten vorangegangen wären? Wie erklärt er denn die Worte des Bürgers, „der Senat habe schon von ihrem Vorhaben munkeln hören?“ glaubt er, dieses sei in Form einer Petition oder vielleicht wie heutzutage durch Verbreiten sozialdemokratischer Flugschriften geschehen? — Das sind die Reichelschen Argumente, während Alles klar vor uns liegt. Das Volk will Getreide haben, der Senat hat es verweigert und zwar auf Gaius Marcius Rat hin; nun ist das Volk in Aufruhr, sie wollen Marcius todt schlagen, den sie als Feind betrachten. Der Senat hat von diesem Vorhaben gewusst und beauftragt Menenius, der bei dem Volke beliebt ist, so weit es geht durch gute Worte Ruhe zu erhalten. — Nun weiter. Jetzt erzählt uns Reichel in seiner Art die Fabel des Menenius und tadelt die darin bewiesenen anatomischen Kenntnisse!! Das genügt, darüber brauche ich nichts zu sagen, ich bin ganz seiner Ansicht, dass man dadurch unwillkürlich zur — Heiterkeit gereizt wird; ferner stößt er sich an den Pleonasmen, offenbar im Vertrauen darauf, dass der Leser den Shakespeare nicht zur Hand hat, denn er stellt zusammen, „der Magen antwortet“, „giebt zur Antwort“, „antwortet“ und „sagt“, obgleich Menenius immerfort durch den Bürger unterbrochen wird, ehe er die Antwort des Magens erzählen kann. Schließlich kommt er zu dem Resultat, dass wir mit einem „torkelnden Fabeldichter“, einem „schaffenden Dilettanten“ zu tun haben q. e. d.

Da es unmöglich wäre darüber irgendwie im Zweifel zu sein, oder die Sache von einem anderen Gesichtspunkte aufzufassen, fährt unser Kritiker folgendermaßen fort: „Nachdem Menenius die Fabel vorgetragen und dem ersten Bürger einige Grobheiten gesagt hat, tritt Marcius auf und giebt sich in seinen, wie aus den Wolken fallenden Reden, als den stolzen Kriegsmann, als den wir ihn später kennen lernen.“ Die „Grobheiten“ selbst, die außerordentlich pointiert und treffend sind, verschweigt der Kritiker gänzlich, oder giebt in einer Anmerkung nur ein Bruchstück davon, das in seinen Kram passt, und wir sind gewöhnt Reichel aufs Wort zu glauben. — Nun wundert er sich darüber, dass Marcius sich der meuterischen Bande gegenüber nicht höflich genug ausdrückt, und vor allen Dingen darüber, dass die Aufrührer nichts dagegen einwenden. Dass Marcius eine Gestalt ist, vor der wohl solch ein paar elende „Hunde“ den Schwanz einziehen dürften, dass der Dichter den Londoner Pöbel eher als das römische Volke gezeichnet haben könnte, das ist unserem Kritiker nicht glaubwürdig. Damit man aber nicht glaube, das seien von mir nur Redensarten, so möge hier ein Wort eines ähnlichen „schaffenden Dilettanten“ aus noch älterer Zeit stehen. In Sophokles „Ajas“ heißt es nämlich:

> ἀλλ-ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
> παταγοῦσιν ἅπερ πτηνῶν ἀγέλαι —
> μέγαν αἰγυπιὸν δ' ὑποδείσαντες
> τάχ' ἄν, ἐξαίφνης εἰ σὺ φανείης,
> σιγῇ πτήξειαν ἄφωνοι.

Inwiefern diese Verse auf das Auftreten des Marcius angewendet werden können, ergiebt sich

daraus von selbst. Dass außerdem die vorliegende Szene ein bedeutendes Stück Exposition enthält und sogar in meisterhafter Kürze uns die ganze Situation klar legt, ist für unseren Kritiker gleichgültig, das sind unsere Vorurteile, wir haben ja, um mit Reichel zu reden, „nichts von alle dem erlebt," was uns da gesagt wird, es ist „torkelnd", „dilettantenhaft" — und doch sind es Sachen über die man schon auf Prima klar ist. Nun tritt unser Kritiker, um uns die letzten Zweifel zu nehmen an den Plutarch, aus dem Shakespeare den Stoff zum Coriolan schöpfte, er schlägt das Buch auf, aber offenbar nicht an der richtigen Stelle, vielleicht hat der Wind, ohne dass er es bemerkte, einige Blätter herumgedreht, denn er schreibt: „Plutarch erzählt, dass nachdem Coriolanus zum Konsul (!!) gewählt worden ist u. s. w." Wir glauben zu träumen; wir befinden uns bei den Unruhen der ersten „secessio plebis in Montem Sacrum" und Reichel spricht von Coriolans Konsulat. Der Dichter hatte keinen Grund, die Fabel umzugestalten und hat es nicht getan, sondern hält sich genau an Plutarchs Erzählung, wovon sich jeder überzeugen kann, der den Plutarch zur Hand nimmt. — Sehen wir jedoch weiter. Ein Bote bringt die Nachricht, dass die Volsker in Waffen seien; Niemand wundert sich darüber, als unser Kritiker, denn die Sache war, wie aus den folgenden Reden des Senators schon ersichtlich ist, so gut wie bekannt. Es folgen die Worte des Marcius, in denen er den Aufidius nennt, wo unser Kritiker (wie schon Herr Prof. Genée entdeckt hat) die Worte „and were I anything but what I am, I would wish me only he" übersetzt, „und wäre ich nur Etwas, was ich bin, so wünschte ich nur es zu sein". In einer Anmerkung fügt er hinzu, „der Satz ist zu glatt, als dass man an eine Verstümmelung denken dürfte; der Vers kennzeichnet sich vielmehr als das Gestammel eines Dilettanten, der nur ungefähr sagen kann, was er sagen will" und, könnte man hinzusetzen, eines Kritikers, der gar nicht übersetzen kann, was er übersetzen will.

Hierauf folgen nach Reichel einige „unwesentliche Trivialitäten"; warum er sie so nennt, sagt er aber weiter nicht, denn wir kennen ihn bereits genügend, um uns so etwas gefallen zu lassen, und nachdem er nochmals die „gemütlichen Bürger" in Schutz genommen, wundert er sich über das sonderbare Benehmen der beiden Tribunen, und zwar über dreierlei, erstens dass sie zurückbleiben, zweitens dass sie sich unterhalten, drittens dass sie etwas besprechen, was wir noch nicht wissen und nicht erlebt haben. Auf den ersten Punkt kann man antworten, dass zwei, die sich auf der Strasse unterhalten, sehr häufig stehen bleiben, außerdem wundert mich, dass Reichel, der sonst so sehr für Höflichkeit ist, den Tribunen zumutet, über Marcius in seiner Gegenwart zu sprechen; die beiden letzteren Punkte beantwortet wieder das eine Wort — Exposition. Ferner hält er sich darüber auf, dass Marcius zum Feldherrn ernannt wird, als wenn er „zu einer Tasse Thee" eingeladen würde. Wozu glaubt er denn, dass Marcius aufs Kapitol gehe, als um dort ernannt zu werden? Man kann dem Kritiker nur immer und immer wieder zurufen — Exposition, Exposition, Exposition! Soll uns eine langweilige, umständliche Sitzung im Senat vorgeführt werden, während wir die Sache mit drei Worten erfahren?

Kaum hat sich Reichel in Rom ausgewundert, so wandert er nach Corioli, um sich dort weiter zu wundern, und dort sogar „höchlich", wie er selbst sagt. Den Anlass dazu giebt ihm ein Brief, den Anfidius zufällig bei sich hat (worüber er sich natürlich auch schon wundert) und der in kurzen, abgebrochenen Sätzen verfasst ist; eins ist hierbei aber gewiss dem Scharfsinn des Kritikers entgangen, nämlich dass dieser Brief sogar in Versen ist, was doch bei militärischen Meldungen in damaliger Zeit gewiss auch nicht gebräuchlich war. Jedenfalls kommt er zu dem „Argwohn", dass dieser Brief ursprünglich wohl ein „mündlich erstatteter Bericht" gewesen sei und zu einer Szene gehört haben mag, „von der wir wieder nichts sehen" noch ahnen, noch wissen als in einer eigenen Phantasie. Es ist unglaublich, was man durch Konjekturen nicht Alles erreichen kann! Mit diesem in der Luft schwebenden Argument und mit der Benennung „triviales Gespräch" wirft unser Kritiker die Szene zu dem Uebrigen, während sie zur Exposition, sowie zur Charakteristik des Marcius und Aufidius unentbehrlich ist.

„Die dritte Szene, die im Hause des Marcius spielt, ist ebenso stil- und zwecklos, wie die vorangegangene." Wir müssen diese Worte wieder ohne Beweis glauben; aber für die oberflächliche Art, wie er eine Szene abfertigt, möge Folgendes noch stehen, er sagt: „Als Charakteristikum sei noch erwähnt, dass Valeria die beiden Damen bittet, sie zu begleiten, dass Virgilia ablehnt .... und das Valeria, obwohl Volumnia ausdrücklich erklärt, sie ‚zu der guten Frau im Wochenbett' begleiten zu wollen, allein abgeht." Wissentlich oder unwissentlich hat der Kritiker hier die Unwahrheit berichtet, wie ein Blick in den Shakespeare genügend beweist. Wundern muss er sich auch wieder darüber, dass Virgilia und Volumnia, wie es guten Hausfrauen geziemt, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt sind, und dass wir mit einem Worte darauf aufmerksam gemacht werden!!

Was jetzt folgt, zeigt uns noch deutlicher, wie unwissenschaftlich unser Kritiker arbeitet. Es handelt sich um den Kampf gegen die Volsker, den er folgendermaßen schildert: „Die Römer werden in ihre Schanzen zurückgetrieben und Marcius kehrt allein auf die Bühne zurück, um von hier aus aufs Neue seine Krieger anzufeuern. Da der Wind günstig zu sein scheint, so hören sie die Mahnung und treiben die Volsker wieder durch das offene Tor in die Stadt. ‚Das Tor ist offen!' ruft jetzt der tollkühne Marcius und fordert seine Soldaten auf, mit ihm den

Fliehenden nachzueilen. Er rennt auch wirklich in die Stadt hinein, aber seine Krieger sind besonnene(!!) Leute und rennen ihm nicht nach. Jetzt aber wird das Tor zugeschlossen und sofort ruft ein Soldat: ‚Seht nun ist er eingeschlossen!‘“ Kurz darauf fährt Reichel fort: „Unser Künstler hatte jedenfalls irgendwo gelesen, dass im Kriege manchmal ein Führer von den Feinden ‚eingeschlossen‘ werde; und da die Gelegenheit so günstig wie möglich war, so fasste er sich ein Herz und brachte dem Helden ohne viele Umstände hinter Schloss und Riegel — da war er doch gründlich ‚eingeschlossen!‘“

Das soll eine wissenschaftliche Argumentation sein! — Darauf ist Herr Reichel so stolz, dass er es nicht lassen kann, bei jeder Gelegenheit im Laufe seines Buches darauf zurückzukommen! — Er muss uns doch Alle für recht einfältig halten! Im Plutarch, wo er immer noch nicht die richtige Stelle gefunden zu haben scheint, steht die Episode folgendermaßen: *„Οὐ πολλῶν δὲ βουλομένων ἐπακολουθεῖν, ὠσάμενος διὰ τῶν πολεμίων ἐνήλατο ταῖς πύλαις καὶ συνεισέπεσε, μηδενὸς ἀντισχεῖν μηδ' ὑποστῆναι τολμήσαντος.“* Das heißt: Da nicht viele Lust hatten, ihm zu folgen, brach er sich durch die Feinde Bahn, drängte sich durch das Tor und fiel mit ihnen in die Stadt ein, ohne dass Jemand es wagte, ihn aufzuhalten oder Widerstand zu leisten. — So berichtet die Geschichte. Der Dichter, der uns seinen Helden größer darstellen wollte, lässt ihn allein ohne Hülfe Anderer das kühne Wagnis unternehmen; das ist das Einzige, worin Shakespeare von Plutarch abweicht. Wie steht es jetzt mit unserem Kritiker, glaubt noch Jemand seiner abenteuerlichen Erklärung? Sollte es der Fall sein, so habe ich noch eine Einwendung dagegen, nämlich „shut in“ ist nicht der richtige Ausdruck für eine feindliche Einschließung, es wäre, gerade wie z. B. das deutsche „Einsperren“, zum mindesten ungebräuchlich, es so zu verwenden, und zu einer Verwechselung, wie hier unser Kritiker annehmen will, könnte es niemals Anlass geben, — seine Muttersprache wird der „stammelnde Dilettant“ doch wohl noch verstanden haben!

Die Handlung führt uns nun zum Heere des Cominius, dem ein Bote das Vorgefallene berichtet. Dieser Bote, sollte man meinen, ist endlich eine Figur nach Reichels Geschmack, denn es ist endlich einmal einer, der etwas erzählt, was wir wirklich „erlebt“ haben. Aber nein, — es soll nun einmal alles mit Gewalt „Dilettantengestammel“ sein. Dass uns diese Szene wieder mit meisterhafter Kürze die Situation vor Augen stellt und uns auf das Folgende vorbereitet, dass sie dem jetzt hinzukommenden Marcius lange Erklärungsreden und Auseinandersetzungen spart, das ist wieder für unseren Kritiker wertlos. Er fängt jetzt an, sich über den seltsamen „Expositionsakt“ zu wundern. Es ist uns eine wahre Beruhigung, zu erfahren, dass er von dem Wort „Exposition“ einmal gehört, wenn er es auch wenig verstanden zu haben scheint, denn hier kommt es zum ersten Male vor. Leider aber an falscher Stelle, denn wir befinden uns nunmehr in voller Handlung und zwar in so Schlag auf Schlag folgender und sich zusammendrängender Fülle von Ereignissen, dass unser Kritiker offenbar den Wald vor Bäumen nicht sieht, wenn er ganz naiv sagt — „wir bekommen vom Drama Nichts zu sehen.“ Doch hält er es auch hier nicht für nötig, seine Behauptungen zu beweisen.

„In der neunten Szene geht es wirklich einen Schritt weiter“, fährt er fort. Aber die ganze Szene soll uns, wie es scheint, auch nicht gegönnt werden, weil ein Stück Charakteristik für Coriolan darin steckt, was Reichel immer verwirft und für überflüssig hält. Hier hat nun der Dichter einen liebenswürdigen Zug seines Helden gezeigt, der uns mehr Sympathie für den sonst so schroffen Charakter einflößen soll. Coriolan bittet den Cominius, einen gefangenen Bürger von Corioli zu schonen, der ihn einst freundlich in seinem Hause aufgenommen. „Wann?“ ruft der Kritiker mit Stentor-Stimme dazwischen, als wenn das nicht vollständig gleichgültig wäre. Freilich „erlebt“ haben wir es nicht! Darauf begeben sich die Feldherrn ins Zelt, um, nach Reichel, „das Blut auf Coriolans Antlitz zu trocknen“, während im Text steht „The blood upon your visage dries; 't is time it should be looked to“ (Auch trocknet schon das Blut auf deinem Antlitz, 's ist Zeit, danach zu sehen). Nachdem Reichel die letzte Szene des Aktes, die uns über das Schicksal des Aufidius Aufschluss giebt, ebenfalls verworfen hat, geht er zum zweiten Aufzuge über.

Das ist in kurzer Darlegung der Geist, der das ganze Reichelsche Werk durchweht, das sind die Beweise, auf denen er seine abenteuerlichen Theorien aufbaut, und die man nur insofern schlagend nennen kann, als sie dem Leser wie so und so viele Ohrfeigen vorkommen. Was er beweisen will, hätte sich vielleicht ertragen lassen, unerträglich ist aber die Art und Weise der Darstellung, das Ungehörige des Ausdrucks und vor Allem der gänzliche Mangel an Bescheidenheit, Dinge, die man auf jeder Seite des Buches antrifft. Jedes beliebige Kunstwerk lässt sich auf Reichelsche Manier anfechten, wenn es darauf ankommt, das Resultat wird aber immer sein: „Vis consilii expers mole ruit sua“, wie Horaz sagt.

Zum Schluss muss ich den freundlichen Leser bitten, mir zu verzeihen*), wenn der Ton des Reichel-

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Nicht nötig! Dieser Artikel scheint noch viel zu urban gehalten. Da sprang David Asher in den „Bl. f. l. U.“ ganz anders mit dem dreisten Shakespeare-Beschimpfer um, der unter Anderem nachwies (was wir bestätigen können), dass Reichel gar nicht Englisch genug versteht, um Shakespeare im Original zu begreifen! Kirchbach nannte das Bacon-Buch von Morgan „einfach flegelhaft“. Wir wollen diese Andeutung hier nicht weiter verfolgen. In unserer Zeit steckt etwas Herostratisches. In den Krämpfen seiner größenwahnsinnigen Ohnmacht besudelt der hämische Neid Alles über ihm stehende.

schen Buches mich manchmal angesteckt hat, es ist nicht so leicht, sich davon frei zu halten. Ich hoffe aber, dass ich meine Aufgabe einigermaßen befriedigend gelöst habe, und dass wir mit Recht dem Verfasser eines solchen Werkes zurufen können: O si tacuisses, philosophus mansisses!

Berlin. Heinrich Villmar.



Die Königinhofer und Grünberger Handschrift.

II.

Ueber den von mir auf Seite 201 f. des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift besprochenen Aufsatz Gebauers ist eine heftige litterarische Fehde entbrannt, die auf der einen Seite mit Heranziehung immer neuen wissenschaftlichen Materials, auf der andern mit viel Bitterkeit und — nach einigen mir zugänglichen Proben zu schließen — oft mit noch schlimmern Mitteln geführt wird.

Uns interessirt namentlich die Erstere, deren Früchte in der 6.—9. Nummer des Prager „Athenaeums" gesammelt vorliegen. — Gebauer erwidert darin auf die mit großem Pathos vorgetragenen, aber leeren Widerlegungen einiger Gymnasialprofessoren und eines Historikers, der gewiss wohlgetan hat, die Philologie nicht zu seinem Fache zu wählen; — ein begabter jüngerer Philologe Hr. Opatrný bringt interessante neue Beiträge zu dem philologischen Beweise. Hier genüge die Erwähnung, dass die Königinhofer Handschrift über 700 Abweichungen vom gemeinen Altböhmischen enthält, unter denen sehr viele mit den Irrtümern und Fehlern Hankas übereinstimmen, wie dies in jener Anzeige betont wurde, und bisher noch nicht im Mindesten widerlegt worden ist.

Zu dem so vermehrten linguistischen Material sind schwere paläographische Beweise getreten, welche Černý und Truhlář hervorheben. — Der Schreiber weiß mit den gebräuchlichsten Abbreviaturen sehr schlecht Bescheid; er gebraucht sie in ganz falscher Weise; in der Grünberger Handschrift besteht das Alphabet aus einer Mischung aller Schriftzeichen vom IX. bis XIII. Jahrhunderts; die Schreibung des rs-Lautes in der Königinhofer Handschrift ist anachronistisch aus weit ältern Handschriften genommen; und, was wichtiger ist, der Schreiber hat moderne Sprachformen radiert und ältere dafür substituiert, was natürlich nur einem Philologen des XIX. Jahrhunderts, keinem Schreiber des XIV. zuzutrauen ist.

In zwei Nummern des „Athenaeums" verstärkt Professor T. G. Masaryk die Gründe Gebauers durch ästhetische und litteraturhistorische Erwägungen. Man hatte behauptet, im Jahre 1817 sei die böhmische Sprache noch gar nicht so ausgebildet gewesen, um solche Gesänge zu schaffen; die damaligen Dichter hätten nur lallende Poesien geschrieben u. s. w. Die Antwort kam rasch und mit einem wahren argumentum ad hominem; in Jungmanns Miltonübersetzung aus dem Jahre 1811 wurde fast die gesammte copia verborum der Handschriften, ihre Bilder und Figuren nachgewiesen; was noch fehlte, ergänzten andere Gedichte aus den Jahren 1808—1817; „die Gesänge zeigen," sagt Masaryk sehr richtig, „wie die ganze damalige Litteratur in einer archaistischen Sprache den Geist des französisch-deutschen Liberalismus mit einem mäßigen Anhauch von Panslavismus." Und das Allerlustigste an der ganzen Affaire: der Dichter des XIV. Jahrhunderts (vielmehr des XIII. nach der Intention des Fälschers) verschmäht es nicht, gleich den Herrn Puchmayer und Genossen, dem Begründer des böhmischen Museums seine Huldigung darzubringen, er feiert wie sie seinen Ahnen, den Tatarenbesieger.

Ueberraschende Resultate bot auch Masaryks ästhetische Untersuchung. — Das sind keine Volksepen, die uns hier vorliegen, das sind stümperhafte Balladen, nicht aus lebendiger Anschauung gedichtet mit einer Ueberfülle von Tatsachen, ohne jede Freude am Ausmalen. Der Mangel an Anschauung zeigt sich oft sehr drastisch; im Záboj sind mitten in der Schlacht Pferde zur Stelle, kein Mensch weiß woher; sie wiehern sogar auf Befehl. Ein Jüngling geht im „Jelen" bergauf, bergab, und schlägt überall die „Feinde" todt; auf seinem Grabe wächst eine Eiche groß, aber noch sind die „Jungfrauen" nicht über seinen Tod getröstet, sie bleiben also ziemlich lange sitzen.

Im Čestmír wird eine Burg belagert; sehr unvorsichtigerweise hat man einige junge Bäume an der Mauer stehen lassen, diese werden umgebogen und an die Mauer gelehnt; nun könnten die Angreifer ungestört darunter arbeiten, sie könnten das schönste Gerüst bauen, aber das wäre wohl nicht poetisch; sie springen also fünf Mann hoch aufeinander, bis zur Mauerhöhe — die reine Zirkusproduktion!

Kurz, die litteraturgeschichtliche, paläographische und ästhetische Untersuchung ergiebt ein Resultat, welches mit der Grammatik vollkommen übereinstimmt und es in jeder nur möglichen Hinsicht ergänzt — für jeden Urteilsfähigen, sollte man erwarten, müsste die Frage endgültig erledigt sein.

Indessen der Glaube an liebgewordene Irrtümer ist schwer auszurotten! kein Wunder daher, dass wir in den Zeitschriften eine ganze Reihe von Widerlegungen antreffen, von denen aber auf den Kern der Sache nur die allerwenigsten eingehen, und auch diese in einer Weise, dass es nicht unsere Schuld ist, wenn uns Feifaliks böses Wort: Dilettantenplunder wieder einfällt.

Da citiren die Einen die todtesten aller Gespenster, nämlich die Zeugenaussagen im Prozesse Hanka-Kuh. Zeugenaussagen, die sich gegenseitig wider-

sprechen und außerdem auf den Erinnerungen älterer Männer an ihre Knabenjahre beruhen, einem sehr trügerischen Dinge. — Selbst der alte Szkowiczek (Štovíček) wird von Neuem dem Gelächter preisgegeben, und Herr Zákrejs lässt den wackern Grundbuchsführer, der als elfjähriger Ministrant in Königinhof die Handschrift betrachtet, und sie nach 45 Jahren wiedererkannt hat, zu einem „ehrlichen Deutschen" avanciren. Und gesetzt, die ganze Sache ist richtig: Hanka kam unwillkürlich in das Kellergewölbe, wo nicht er, sondern der Herr Pfarrer die verhängnisvollen Blätter fand; wer war der Herr in der blauen Pikesche, der nur 14 Tage früher das Kellergewölbe besuchte und dort volle fünf Minuten allein blieb? Falls Herr Šafr in Königinhof noch lebt, wird er sich gewiss auch auf diesen zu besinnen wissen. Viel klügerer Weise haben andere Verteidiger dem ganzen Zeugenbeweis entsagt, und eine vorherige Bekanntschaft Hankas mit den Denkmälern angenommen

Andere Kritiker von Gebauers Kritik erklären alle Abweichungen für Schreibfehler; der Schreibfehler hat aber seine Gesetze, und es müsste von jedem Fehler erst die Möglichkeit erwiesen werden. Ich verweise auf eine Stelle in Bernays epochemachender Schrift „Ueber Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes" S. 33: „Wer in kritischen Studien dieser Art bewandert ist, wird bei allen hier besprochenen Fällen leicht entdecken, wodurch jedesmal ein Ausfall, eine Verwechselung oder Entstellung veranlasst worden." — Andere behaupten, die Gedichte wären Volksgesänge, ihre Dichter hätten gar keine Grammatik gekannt. Nichts drolliger als diese Ansicht, die glaubt, die Grammatik sei das Frühere, die Sprache das Spätere. Natürlich ist das Umgekehrte der Fall; der ehrliche Eskimo in Grönland säuft Tran und weiß von keiner Grammatik, und doch irrt er sich nie in seinen vielen Deklinationen, und seine Sprache ist die einzige, deren Grammatik keine Ausnahmen kennt. Man spricht nach der Grammatik, wie man nach dem Gesetze der Schwere herunterfällt, auch wenn man die mathematische Formel derselben nicht kennen sollte. Die Herrn vermögen den Unterschied zwischen der heutigen Schriftsprache und der gesprochenen alten Sprache nicht zu erfassen.

Andere citiren lediglich Autoritäten; Goethe wird zu einem großen Paläographen und Slavisten gestempelt; Palaký, der das Minnegedicht Wenzels und den ganzen übrigen Wust von Falsifikaten für echt hielt, ist noch immer als Paläograph unantastbar, und in neuerer Zeit geben sogar ganz neue Autoritäten, Politiker, Historiker und andere alte Herren die feierliche Erklärung ab, sie zweifelten noch immer nicht an der Echtheit der beiden Handschriften. Ob sie die Aufsätze im „Athenaeum" gelesen haben, erfahren wir dabei freilich nicht.

Leider giebt es noch eine Gattung Verteidiger, die statt aller Gründe — Schimpfwörter aufmarschiren lässt. Sie ist die zahlreichste und eifrigste von allen; schaden kann sie nur der Sache, die sie vertritt, wenn dieser noch etwas schaden kann.

Berlin. Adolf Velc.

Anmerkung. Während des Druckes dieser Zeilen hat die darin besprochene Fehde neue Fortschritte gemacht; wir verweisen namentlich auf den schönen Artikel von Jagić „Philologie und Patriotismus" im II. Hefte des „Archivs für slavische Philologie", und auf eine Reihe von Aufsätzen in der Prager „Bohemia" vom August vorigen Jahres.



Litterarische Neuigkeiten.

Vor einer Brochüre über den Realismus von einem altklugen Anfänger, Namens Bölsche, deren Aushängebogen uns die Firma Reißner in Leipzig zusendete, warnen wir nachdrücklich. Stehen zwei Richtungen wie „Realismus" und „Idealismus" einander gegenüber, so tauchen stets weise Großväter auf, die von einem erhabenen Höhestandpunkt aus ein abschließendes Urteil über beide fällen, wie denn das erste Kapitel der genannten Brochüre lautet: „Die versöhnende Tendenz des Realismus". Der Verfasser, dem wir einen geistvollen Stil und selbständige Denktätigkeit gerne zusprechen wollen, steht selbst ganz auf dem Boden Zolas und macht in vortrefflicher schlagender Beweisführung dem schönfärbenden akademischen Idealismus gründlich den Garaus. Er legt zugleich die Gefährlichkeit dieser falschen Lebensdarstellung (besonders in erotischer Hinsicht) dar. Allein, während im Negativen die Ausführungen des Verfassers unantastbar erscheinen, wirken seine Ansichten im Positiven um so verderblicher. Er steht nicht nur auf dem Boden der Zola'schen Aesthetik (von welcher die Zola'sche Dichtung zum Glück mehrfach abweicht), dass die neue realistische Litteratur sich lediglich auf dem Studium der Naturwissenschaften aufbauen müsse, sondern ihm scheint Zola noch lange nicht wissenschaftlich genug. Auf solchen Theorieen fußend, kann er denn natürlich dem neudeutschen Realismus der „Jungen" keinen Geschmack abgewinnen — wobei freilich aus seiner Schrift selbst noch nicht gefolgert werden kann, dass er die Hauptwerke des neuen Realismus überhaupt gelesen habe. Seine allgemeinen Redensarten vermeiden es gänzlich, irgendwie Namen oder Werke zu nennen oder auch nur Aeußerungen besonderer Art zu verlautbaren, die sich auf irgend ein spezielles Werk beziehen könnten. Unter diesen Umständen ficht man natürlich mit Windmühlen und eine strikte Widerlegung, die nur an Konkretem sich erweisen lässt, wird unmöglich.

Gleichwohl fehlt es ja dem Verfasser nicht an einem gewissen Verständnis. So sagt er: „Der Poet, der von Sinnen und Minnen träumt, hat nur sehr problematische Kenntnis davon, welcher Riesenarbeit sich grade der dichtende Genius unterzieht, der im treibenden Banne seiner Gedanken bis zum Unschönsten, was die Welt im gebräuchlichen Sinne hat, vordringt." „Einen Menschen bauen, der naturgeschichtlich echt ausschaut und doch sich zum Typischen, zum Allgemeinen, zum Idealen erhebt — das ist das Höchste und Schwerste, was der Genius schaffen kann." Ei, ei! Wem fällt bei dieser Betonung des „Typischen, Allgemeinen, Idealen" nicht so manches Wörtchen einer gewissen „Revolution der Litteratur" ein? Sieh da, ein Echo! Und da der Herr so sehr unsere Anschauungen (ohne es zu bekennen) vertritt, so muss man die direkte Frage erlauben: Sind die Gestalten in „Schlechte Gesellschaft" nicht typisch und zugleich naturgeschichtlich echt? Wir lasen in einer Besprechung: „... ein für die Kritik fast incommensurables Werk. Die dämonische Individualität, deren nervöser Schöpfungsdrang das Ganze durchzittert, raubt dem Leser vollkommen die Freiheit ... Die Rücksichtslosigkeit, mit der der Dichter aus der Fülle von längst vorhandenen und überall verbreiteten Stimmungen pathologischer Art ein wunderbares zukunfttrunkenes Ganze zusammengeworfen hat." Sind die Stimmungen also vorhanden und allgemein verbreitet, so sind sie naturgeschichtlich echt. Trotzdem aber kommt der Referent später zu dem richtigen Schluss: „In Folge des vorwaltenden ethisch-reflektiven Elements erhalten die Figuren einen ins Allgemeine, Symbolische gehenden Zug."

In Kretzers „Drei Weiber" wirkt die beißende Schilderung des Konservativen Klubs darum so überwältigend, weil das Alles als selbstbeobachtet wie etwas Tatsächliches wirkt. In den „Verkommenen" aber gestalten sich einige Momente zu machtvoller Tragik, weil man auf der Stelle hier das Selbsterlittene merkt.

Welchen Sinn hat es also, wenn der Brochüren-Verfasser vor Solchen warnt, die „selbst noch unter dem Banne sexueller Gehirnaffektionen stehn"? In dem Augenblick, wo der wahre Dichter dichtet, muss er unter dem Bann aller der Affektionen stehn, die er schildert — wie Goethe sich die Werther-Krankheit von der Seele schrieb. Darum gelang Goethe'n der „Werther" und misslang der Roman „Die Wahlverwandtschaften", den der Herr Brochürenschreiber empfiehlt, als auf naturwissenschaftlicher Grundlage fußend! Ob naturwissenschaftlich oder nicht, derlei zusammenspintisierte greisenhafte Experimentalromane werden weder als Poesie noch als echte Kunst jemals empfunden werden.

Grade als Naturwissenschaftler sollte man sich sagen, dass naturgemäß nur dann etwas wirklich Lebenswahres sich bilden kann, wenn man selbst seine Dichtung gleichsam miterlebt — in Folge dessen alle großen Dichter ihre eigenen Erlebnisse auf manchmal kaum merkliche Weise in ihre „Erfindungen" verwoben. Allerdings ist dies auch das Allerschwerste und der hohe Lohn der absoluten Lebenswahrheit nur um den Preis einer schonungslos in den eignen Eingeweiden wühlenden Arbeit zu erringen. Aus diesem Grunde sind all die guten Ratschläge und Empfehlungen naturwissenschaftlicher Studien und gelehrter Experimentalmethode in hohem Grade unwissenschaftlich d. h. unwissend über den psychologischen Prozess der wahren Dichtung, dieses nur dem Dichterdenker selbst erschlossenen Rätsels.

Dass der Dichter die Bildung seiner Zeit umfassen solle, bestreite ich nicht. Doch dürfte Kenntnis der historischen und litterarhistorischen Entwickelung denn doch dem naturwissenschaftlichen Studium weit vorzuziehen sein. Wer alle Wunder der Physik und Chemie beherrscht, aber von der Weltgeschichte und Weltlitteratur nur oberflächliche Kunde erhielt, bleibt ewig ein unreifer ungebildeter Mensch — nicht aber umgekehrt. Nächstens wird noch ein neuer Aesthetiker die höhere Mathematik zu obligatorischem Poetenstudium empfehlen, um die Zufallsberechnungen im Leben bestimmen zu können! Das ist alles unausgegohrenes törichtes Geschwätz. Ebensogut könnte man vom Musiker verlangen, dass er Helmholtz' Vorlesungen über die Schallwellen beiwohnen müsse. — Wenn z. B. Kretzer alle möglichen Kenntnisse besäße (und sehr viel mehr wird der ähnliche Autodidakt Zola wohl auch kaum wissen!), so hülfe ihm das noch nicht zu einem Teilchen seiner Lokalschilderungen, zu denen ihn lediglich seine reale Lebenskenntnis befähigt. Der Brochüren-Mann weiß natürlich auch von Shakespeare's Baconschen Kenntnissen zu schwatzen — über welche Torheit wir ihm anraten W. Kirchbachs „Lebensbuch" zu lesen. Das dichterische Genie hat einfach tausend unentdeckbare Saugfäden, mit denen es gleichsam naiv-unbewusst und instinktiv alle Bildungselemente in sich saugt. Wenn unser realistischer Aesthetiker die Reporterphrase abgeschafft wissen will: „Die Züge des Entschlafenen zeigten den Frieden, in dem er eingegangen," so wird kein Vernünftiger, und komme er vom Pfluge her, wohl je so etwas geschrieben haben. Wir wollen hier etwas Schlagenderes anführen. In Bleibtreus Novelle „Raubvögelchen" fällt der Held vornüber, mit dem Gesicht zur Erde, durchs Herz geschossen. Nun, es steht hundert gegen eins zu wetten, dass der Durchschnittspoetaster diese unpoetische Lage verpönt und seinen Helden hintenüber, mit dem Gesicht nach dem Feind, fallen gelassen hätte — ohne zu wissen, dass zwar die durch die Lunge Geschossenen so fallen, die durchs Herz Geschossenen hingegen immer vornüber. Und so ähnlich hunderte von Details der Beobachtung, die z. B. den alten Homer zum echten Naturalisten stempeln. Woher aber nimmt das echte Dichteringenium diese unerschöpfliche Masse von Momentphotographien? Es weiß dies selber nicht. Er beobachtet, fühlt und denkt einfach schärfer, tiefer und schneller, als die Durchschnittsmenschen, seien diese nun wissenschaftlich oder unwissenschaftlich. Hierbei ist auch eine Teilung der Arbeit nicht ausgeschlossen. So würde z. B. Liliencron eine feste Stellung in der Litteratur dadurch erobern können (in der Lyrik gelang es ihm teilweise), dass er den Offizier und Junker typisch in die Dichtergilde eingeführt hat. Diese Teil-Aufgabe muss er aber dann mit ganz anderem systematischen Ernst als bisher verfolgen. Das schulmeisterliche Einschachteln — denn bald wird unsere Schulmeister-Aesthetik, die ja stets mit dem Strome schwimmt, sich des siegreichen Realismus bemächtigen —, ob dies echter oder das unechter Realismus sei, führt nur zu leerem Gerede. Albertis und Conradis Versuche, so grundverschieden sie sind — erstere viel tüchtigere schöpferische Arbeit, letztere viel bedeutender in der reflektiven Anschauung — mögen als gleichwertige Realismen gelten. Liliencrons und Walloths neueste Versuche aber sind nur realistisch im äußeren Detail, in der inneren Ausführung hingegen so lodderig und unrealistisch wie möglich.

Ueber allen Detail-Arbeiten aber tront die kosmische Individualität in ihrer umfassenden Bedeutung, in der wie in einem Brennspiegel alle Strahlen des Realismus sich einen. Das ist das „Typische, Allgemeine, Ideale", von dem unser Brochürenmann in seiner unklaren Vorstellung träumt. Eben dies Typische, das mit Recht verlangt wird, bewahrt auch dem Drama, das die Heißsporne des Realismus als veraltet verpönen, seine ewige Berechtigung. Die höchste Gattung der Poesie an sich, wie die „ideale" Aesthetik faselt, braucht es nicht zu sein, obschon es zufällig bei Shakespeare und Calderon dazu wurde. Die höchste Gattung der Kunst aber wird es bleiben. Diese Quintessenz-Abbreviatur vereinfachter Lebenskonflikte schützt vor der „wissenschaftlichen" Langenweile der endlosen Detail-Aneinanderreihung. Der Vernichtung reif, scheint nur das bequeme Jamben-Drama der Epigonen.

Kurz, wie mit der alten „idealen", wird auch mit der neuen „realistischen" Aesthetik kein Hund vom Ofen gelockt. Die „Wissenschaftlichkeit" ist der Tod der Poesie. Dann würde der Realismus wirklich zu Gottsched'schem Formalismus führen.

Hocherhaben über neidisches Gekläff wie über die Blindheit unreifer Philister, schreitet die große Dichtkunst der Zukunft, des idealen Realismus und realen Idealismus, ihre dornige nebelverhüllte Bahn, hinauf zum Gipfel des Berges. „Haltet den Mund und arbeitet!" Dies Wort Carlyles möge sich Jeder zurufen, der sich berufen fühlt zu dem großen Werk der Erneuerung.

Ein wahrer Dichter ist realistisch, weil er ein Dichter ist. Aber ein Realismus ohne Poesie ist gar keine Poesie mehr. Diese neue Philister-Pedanterie müsste eigentlich bei allem Dämonisch-Glutvollen, Erhabenen, Herzergreifenden, kreischen: Erlauben Sie, das ist nicht realistisch! — Nach diesem Maßstab wimmeln „Germinal" und „Raskolnikow" von unwahren unrealistischen Zügen. Die einen unserer Pseudo-Realisten möchten nur Geschlechtliches, die andern nur Berlinische Sittenbilder arbeiten. Unter „sozialem Roman" verstehen sie nichts als Szenen aus dem Leben des vierten Standes oder aus dem Bordell. Komische Unreife von Pseudo-Dichtern! Nein, das eigentliche Hauptprinzip des neudeutschen Realismus soll es sein, die „Liebe" als Dichtungsobjekt in gebührende Schranken zurückzuweisen und große politisch-soziale Konflikte der Gegenwartshistorie zu schildern. — Ein wahrer Dichter ist ein großer Realist, aber nicht jeder Realist ist ein Dichter und „Realismus" ist kein Zauberwort, das feuilletonistisch-schriftstellerische Anlagen zu dichterischer Anschauungskraft ummodeln könnte. Man ist entweder ein Dichter oder man ist es nicht. Ob man die Jungfrau von Orleans oder eine Demimondaine schildert, ist gleichgültig; beides aber soll man lebenswahr schildern — nicht wie Schillers „Jungfrau" und Dumas „Cameliendame" — und die Konflikte, welche man mit den lebenswahren Gestalten verknüpft, sollen darstellenswert und wahrhaft dichterisch angeschaut sein. Ueberhaupt kommt das „Realistische" immer in zweiter Linie — die erste Hauptsache ist, dass etwas bedeutend sei. Alle bedeutenden Werke — so auch das dichterischste Werk des neudeutschen Realismus, das wir hier nicht nennen wollen — sind für den seichten Formalismus voll grober Fehler, die jeder Tor erkennen kann. Aber die Größe der Anschauung allein entscheidet.

„Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner", gesammelt und aus unedierten Originaltexten übersetzt von Dr. Heinrich Wlislocki (Berlin, Nicolaische Buchhandlung). Der Verfasser, welcher sich selbst längere Zeit unter den Zigeunern aufgehalten, bietet uns in dem vorliegenden Büchlein viel des Interessanten und Neuen dieses wohl bereits auf dem Aussterbe-Etat befindlichen Volkes, welches jedem Leser eine angenehme Zerstreuung sein wird.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 16. Leipzig, den 16. April. 1887.

Inhalt:

Zoïlus.

„Sie sind nicht nur eine der schönsten, liebenswürdigsten und gastfreundlichsten, Sie sind auch eine der gebildetsten Frauen dieser — Stadt!" rief ich, als sich die Wirtin nach dem Souper über den letzten Roman unseres gefeierten X. ausgesprochen hatte. — „Und doch fand sich Jemand, der dieses prächtige Werk auf die gehässigste Weise zerpflückte und zerriss!" antwortete die schöne Frau mit einem schmerzlichen Zucken um die noch jugendfrischen Lippen. — „Was wollen Sie, Verehrte." „Zoïlus ist so ewig, wie Homer!"

Durch die Glastüre der Veranda strömte von den Rosen- und Jasminlauben des Gartens ein berückender Duft herein. Der Hausherr placierte seine Gäste zu einer Partie Bezigue; die Hausfrau reichte mir eine dampfende Schale Mokka; ein blutroter Rubin, von Diamanten umfasst, funkelte an ihrer schmalen, weißen Hand. Das Gaslicht und der hereinfallende Mondstrahl gaben ihrem stillen Antlitz ein zauberhaftes Aussehen. Langsam hob sie die gesenkten Wimpern, sah mich halb forschend, halb vorwurfsvoll an und sagte leise: „Sie nennen mich gebildet. Ich bin die Unwissenheit selbst. Was ist Zoïlus?"

Die Herren spielten Bezigue. Das ist für mich, was Zoïlus für die Hausfrau. — Sie setzte sich in einen sammtnen Fauteuil, ich nahm auf einem Rohrstuhl vor ihr Platz.

„Gnädige Frau," sagte ich, „machen Sie sich auf einige Vorträge von der Länge derer im X'schen Saale gefasst. Sowie Sie eingeschlafen sind, schleiche ich hinaus und gehe zu Bette, denn ich muss in der Frühe ein Feuilleton schreiben. — Ich werde mich im Laufe des morgigen Tages nach Ihrem Befinden erkundigen!"

Sie nickte bereits ein.

„Zoïlus," fuhr ich mit großer Selbstverleugnung fort, „war zunächst ein Dichter, dem absolut nichts gelang, den Niemand las oder kaufte, der sich aber für Homer hielt. Dann war er eine Weile Zeitungsredakteur zu Amphipolis in Thrazien, ungefähr dreihundert Jahre vor Christi. Er hatte die Feuilletonabteilung unter sich. Er war etwas parteiischer Natur. Konvenierte ihm die Person eines Einsenders, so druckte er dessen Arbeit ab; missfiel ihm aber die Nase eines Griechen aus Athen, oder hatte er an der Photographie eines Thebaners, eines Böotiers etwas auszusetzen, so legte er die durch Kaiserliche Postboten abgegebenen „Eingänge" in ein Tiroir, ließ Thukydides, Sophokles, Demosthenes, berühmte Feuilletonisten jenes Landstrichs, vergeblich anfragen, monieren, wüten, und verwahrte z. B. die Orestes-Trilogie sechs Monate in seiner Schublade. Er war auch Theaterreferent. Obwohl damals auf der Skena Schauspielerinnen noch nicht geduldet wurden, lobte er doch gerade diese in einer Weise, die zu deren Leistungen in einem, gelinde ausgedrückt, umgekehrten Verhältnisse stand. — Was soll ich Sie lange quälen, schöne Müdigkeit; er teilte das Loos so vieler Könige und Fürsten; er kam zu Falle, er ward depossediert, wie der edle Battenberger er ward gegangen, obiit, evasit, erupit.

„Schlafen Sie schon?"

„Bald!"

„Nun gründete er auf seine eigene dicke Faust ein Wochenblättchen, das sich jedoch, gegen Ihr Vermuten, für Obst-, Käse- und Südfrüchte-Händler als durchaus unpraktisch erwies, indem schon die erste Nummer mit Gift und Galle dermaßen getränkt war, dass es troff. Um diese Zeit machte sich ein gewisser Homer, durch einige in griechischer Sprache nicht ohne Gewandtheit abgefasste, aber ziemlich langweilige und mit mythologischen Anspielungen überladene Gesänge im weiteren Griechenland vorteilhaft bekannt. Sie erschienen bei einem renommierten Verleger in Korinth, der sich nach der 41. Auflage eine Insel im Archipelagus kaufte, sich einige Hetären aus Lesbos, Mitylene und den ionischen Küstenländern verschrieb und später die Sappho heiratete, was diese an ihrem berühmten Sprunge nicht gehindert zu haben scheint. Dann verscholl er. Homer aber, durch seine Erfolge ermutigt, dichtete einen zweiten Halbband, etwa die „letzte Wilhelmine", der von sämmtlichen Zeitungen des Peloponnesos mit spaltenlangem Lobe verklärt wurde. Das war für Zoïlus zu viel. Er schrieb eine bittere und hämische Kritik; gewissermaßen einen Antigötze, dem nur der Lessing fehlte, während Götze eben Homer war. So ward er der Antichrist eines heidnischen Heilandes. Man legte ihm den Namen „Homeromastix', bei, was Geisel des Homer bedeutet. Von seinen Schriften ist nichts auf uns gekommen, während Homer heute noch gelesen werden soll. Abergläubische Menschen wollen hier das Walten der olympischen Götter bemerken; neuere Freigeister nennen das eine Illustration zum Kampfe ums Dasein. Dagegen bezeichnet man heute noch einen groben, gemeinen, heimtückischen Zänker und Tadler mit dem Namen Zoïlus. — Sind Sie müde, schöne Frau?" — —

Die schöne Frau machte eine unnachahmliche Bewegung mit der schmalen Hand, die jede Deutung zuließ und gähnte graziös, aber energisch. — Ich legte meine Cigarre weg, rückte meinen Rohrstuhl etwas von dem Sammtfauteuil ab, und dozierte weiter.

Der Effekt auf die Hausfrau war derselbe.

„Viktor Hugo hat ein dickes Buch geschrieben und dasselbe „Shakespeare" genannt. Er ist darin kein Zoïlus, sondern ein Anbeter des großen Briten. Doch merkt man, dass er ihm nur deshalb so nahe tritt, um sich ein wenig auf gleiche Stufe mit ihm zu stellen. — Das Buch ist teilweise nur Wenigen verständlich, vielleicht rechnet sich Viktor Hugo dazu. Er widmet aber den verschiedenen Zoïlen darin ein recht interessantes Kapitel. Er citiert alle möglichen Schriftsteller, die große Genies verunglimpft, verlacht, verhöhnt, in ihrem Aufschwung, ihrer Entwickelung gehemmt haben.

Laharpe, ein bekannter französischer Zoïlus, sagt von Shakespeare: „Ce courtisan grossier du profane vulgaire" und: „Shakespeare macht dem gemeinen Haufen Konzessionen!" Voltaire, leichtempfindlich und selbst ungeheuer boshaft, sagt vom „hohen Lied": „Ein Werk ohne Komposition, voller niederer Bilder und gemeiner Ausdrücke!" Und da wollte er sich doch nicht etwa an einem lebendigen Autor rächen!

Berechtigter ist sein Wehruf:

„On m'ose préferer Crebillon le Barbare!"

Viktor Hugo knüpft hieran folgende Bemerkung. „Der Stein, nach dem Genie geworfen, ist ein Gesetz, und alle müssen's erfahren!" „Beleidigt zu werden, das heißt bekränzt werden, so scheints!" Fontanelle behauptet in seinen „Remarques": „Man weiß nicht, was der Prometheus des Eschylos bedeuten soll. Eschylos ist eine Art Narr." „Tout le Dante est un Salmigondis!" (Gemengsel, Mischmasch) sagt Claudon.

„Es ist Schade, dass Molière nicht schreiben kann!" (Fénélon.)

„Molière ist ein infamer Possenreißer", ist die Meinung des Kirchenlichtes Bossuet. „Ein Schüler würde die Fehler des Milton vermeiden!" lautet die Kritik des Abbé Trüblet.

„Shakespeare", urteilt Ben Jonson, „unterhielt sich schwerfällig und geistlos!" Wie soll man diesen Ausspruch heute verifizieren? Es ist immer das nicht wahr, Herr Zoïlus! „Dieses Genie hat keinen Geist; wie das die Geister freut, die kein Genie haben!" fügt Viktor Hugo hinzu. Green nannte Shakespeare „einen mit unseren Federn geschmückten Raben!" — „Alles fortwährend in Frage stellen, beanstanden, verkleinern, selbst das Unerschütterliche, was tuts? Die Sonnenfinsternis beweist doch erst das Licht der Sonne!" Es fragt nicht nach dem, was vergeht; es wird vorher und nachher sein! — Sieht man, dass das Werk unantastbar, dauernd, flugs macht man sich an die Person. Man bewirft den Charakter Byron's, Molière's, Shakespeare's, Phidias', Sokrates', Dante's, Michelangelos' mit Kotballen. Sie sind unmoralisch, sinnlich, Diebe; Spinoza ist ein Renegat. Das Genie hat ein Recht auf Verfolgung.

„Et pour voir à la fin tous les vices ensemble. Le parterre en tumulte a demandé l'Auteur."

Alle Laster zusammengenommen, das ist: Beaumarchais. Wer erfindet, überliefert das Alles? Der Hass, der Neid, die Verläumdung. Der Hass hasst ohne Bezahlung, der Neid bedarf keines Ordens, keines Titels, keiner Pension, die Verläumdung arbeitet auch ohne Honorar. Lächerlich machen, das ist Hauptsache, Kunst, Ziel, Zweck! Ueber dem Sinn für das Lächerliche geht selbst das Gefühl der Menschlichkeit verloren!

Eine Schmähschrift, eine Diatribe, womöglich anonym, was schadet das? Der Verfasser des Buches „Querelles littéraires", der Abbé Irail, fragt La Beaumelle: „Warum ziehen Sie so furchtbar gegen Voltaire los?" — „Weil sich das verkauft!" ist die Antwort. Voltaire hört davon und sagt höhnisch grinsend: „Gewiss! Der Bummler kauft das

Geschreibsel und der Minister kauft den Schreiber! — Das verkauft sich!“ — Wenn man nicht mehr um sich bisse, hätte man längst nichts mehr zu beißen! — Voltaire und Rousseau sind buchstäblich lebendig zu Tode gehackt worden. Wer Voltaire beleidigte, bekam ein Amt, eine Anstellung. Joseph de Maistre hat noch lange nach dem Tode Voltaires den Vers gemacht:

„Paris le couronna, Sodome l'eût banni.“
(Paris krönte ihn, Sodom hätte ihn verbannt!)

Bei der Abbesse de Nivelles, einer Prinzessin des ersten Kaiserreiches, machte man folgendes Wortspiel in Charadenform auf ihn. Die erste Silbe ist sein Vermögen (Vol), die beiden sollt' er (schweigen, taire). Ein berühmtes Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Napoléon Bonaparte, sah im Jahre 1803 in der Bibliothek des „Institut“, inmitten eines Lorbeerkranzes, diese Inschrift: „Au grand Voltaire!“ Er kratzte mit dem Nagel die letzten Buchstaben aus und es blieb bestehen: Au grand Volta!

„Nach Voltaire's und Rousseau's Tode führte man die Kinder oft ins Pantheon zu ihren Gräbern. Man sagte ihnen: Hier ist es! — Das machte einen tiefen Eindruck. Aus dem Grab Rousseau's kam ein Arm, der eine Fackel. hielt. — In einer Mainacht des Jahres 1814, nach der Restauration der Bourbonen, hielt unfern von Paris, irgendwo, ein Fiaker. Ein paar Leute stiegen aus, Priester, Adelige, und leerten einen Sack in ein früher gegrabenes, mit ungelöschtem Kalk halbgefülltes Loch. Gebeine, zwei Schädel schlugen aneinander, der Schädel des Mannes, der den „Dictionnaire philosophique“ und der Desjenigen, der den „Contrat Social“ geschrieben. Man warf die Grube über den geschändeten Resten zu und entfernte sich schweigend. Den Sack behielt der Gräber, wie das Kleid der Henker behält. Es giebt auch Hyänen unter Nachkommen des Zoïlus! Der Hass frisst Leichname. —“

„Wissen Sie nun, wer Zoïlus war, schöne Müdigkeit? Lesen Sie das Kapitel von Hugo, gnädige Frau, es ist lehrreich!“

„Ist es noch länger?“ sagte die Hausdame, erwachend.

„Gewiss ist es noch länger, das Kapitel von Zoïlus, aber nicht das von Victor Hugo. Aber für noch etwas deutsche, englische, spanische Litteraturgeschichte ist zn spät. Und Sie wissen ja ohnehin, wie es Firdusi, Byron, Keats, Camoëns ergangen!“

„Ich bin ja so gebildet!“ seufzte die arme Frau.

„Nun sagen Sie mir aber noch zuletzt, wie es Ihrem griechischen Zoïlus ergangen?“

„Ach du meine Güte!“ rief ich mit dem seligen Benedix aus, „er war auch gerade nicht zu beneiden! Er ärgerte sich alle Farben an. Er hatte die Gelbsucht, die Bleichsucht, und verbrachte seine ganze Zeit mit dem Lesen jenes Journals, unter dessen Strich er einst gethront hatte. Jeder Name darin war ihm ein Stich in die Seele; er dachte sich immer: Diesen Platz könnte ich ausfüllen, diesen Reisebericht könnte ich geschrieben, dieses Feuilleton würde ich in mein geheimes Pult verschlossen haben. Er kam dahin, sich wie der Engländer Nash als einen Archilochus zu betrachten, dessen Satiren so fatal waren, dass sie die Beleidigten veranlassten, sich sofort zu hängen. In Wirklichkeit aber teilte er das Schicksal des Phalaris, der einen Ochsen aus Erz gebildet, worin andere verbrannt werden sollten. Er wurde aber zuerst darin geschmort. So glaubte Zoïlus Andere zu vernichten und verzehrte sich vor Neidwut. Zuletzt verwandelte sich seine Wut, sein Ichor, sein Serum in eitel Gift und gelbe Galle, und diese benutzte er als Tinte. Er stach um sich, aber man achtete nicht viel darauf. Eines Tages wurde er von einer Schlange gebissen und — diese starb daran!“

„Er war also doch gefährlich!“ sagte die schöne Frau.

„Ja, leider auch sich selbst.“ In einem Augenblicke der Zerstreutheit kaute er nachdenklich an einem Pergament, worauf er kurz zuvor geschrieben hatte, und daran ging er elendiglich zu Grunde!“

Die schöne Frau erhob sich. Ich begriff sie. Wir verabschiedeten uns und ich schritt schweigend in die stille klare Mondnacht. Ein Hund bellte das goldene Gestirn an. Es musst' es eben leiden!

Da rief mich der Diener des gastlichen Hauses nochmals zurück. Die Frau ging im Garten auf und ab. Sie kam mir entgegen und sprach:

„Noch ein ernstes Wort, sonst kann ich nicht einschlafen. Heutzutage giebt es doch absolut keinen Homer, und wahrlich nicht einmal Einen, der sich dafür hält! Weshalb giebt es da noch Zoïlusse?“

„Ich bin Ihnen dankbar, schöne Frau, dass Sie mich deshalb nochmals zurückrufen ließen. Das Mondlicht kleidet sie ganz ausnehmend gut. Indessen, hören Sie. Je größer Homer war, je imposanter erscheint uns der Angriff des Zoïlus. Er bleibt ein Beweis von Tatkraft, und er lebte in dem Volke, dessen Herostrat den Tempel der Epheser niedergebrannt. Ein Zoïlus unter lauter Epigonen zu sein, das eben ist ein Beruf, der nicht beneidenswert. Aber Sie haben es doch im Spielzimmer gehört: Cela se vend! Es verkauft sich! — Ich habe die Ehre, Ihnen die Hand zu küssen.“

Berlin. Alfred Friedmann.



Zur Pathologie der deutschen Litteratur.

Die erblichen Krankheiten.

Von Conrad Alberti.

(Schluss.)

In jüngster Zeit ist eine neue Art der Kriecherei der Schriftsteller hinzugekommen; die vor den Verlegern, Redaktionen und Redakteuren. Der deutsche Schriftsteller lässt sich (mit wenigen Ausnahmen) von diesen dünkelhaften, zum Teil an offenkundigem Größenwahn leidenden Leuten (natürlich setze ich auch hier Ausnahmen) nicht selten wie ein Schuhputzer behandeln, und macht keine Miene, sich gegen die gröblichsten Verletzungen des Anstandes aufzulehnen, nur weil er glaubt, vielleicht doch noch einmal an diesen Leuten ein paar Mark verdienen zu können. Ich weiß nicht, ob man es noch als der Poesie würdig bezeichnen kann, wenn Männer wie Spielhagen, der doch mit Recht zu unseren Ersten zählt, sich um des Honorars willen, ganze Kapitel seiner Romane, also integrierende Teile von Kunstwerken, von den Redaktionen der Blätter ohne Weiteres streichen lassen, in welchen dieselben zum Abdruck kommen, wie sich aus der nachherigen Buchausgabe ergiebt. Auch der Neid, die Missgunst, die Abneigung gegen den persönlichen Verkehr, die Cliquenbildung, der Mangel an Kollegialität, der Hass gegen aufkeimende Talente sind erbliche Eigenschaften des größten Teils der deutschen Schriftstellerwelt. Wie hat nicht Goethe darüber geklagt! Eher möchte noch eine Frau eingestehen, dass eine andere schöner ist denn sie, als dass ein deutscher Schriftsteller vom Durchschnittsschlage einen anderen als ihm ebenbürtig erklärte oder einem aufblühenden Talente aus anderen als rein selbstsüchtigen Gründen seine Unterstützung liehe, ja nur freundlich entgegen käme. Gar nicht zu reden von der unwürdigsten Art der Kriecherei, der gegen das Publikum, der Hingabe an den Tagesgeschmack, dem Haschen nach dem Sensationellen, nur um auf Kosten der Kunst ein paar Thaler mehr in der Tasche zu sammeln, wodurch sich der Schriftsteller zur geistigen Hure für das Publikum macht. Es ist immer dieselbe Krankheit, ob der Vagant, der Fresser und Luderer Ulrich von Lichtenstein seine blödsinnigen verlogenen nie erlebten Minnegeschichten erzählt (wie ja das spätere Minnesängertum das verlogenste Gesindel der Welt war), ob Lohenstein im Schwulst redet, Ziegler seine blutige und buntscheckige „asiatische Banise“ erzählt, Clauren sein widerliches Süßholz verkauft, Gregor Samarow seine „historischen“ Romane schreibt, oder Oskar Blumenthal seine „aktuellen“ Sensationsschauspiele auf die Bühne bringt: es ist immer die gleiche Spekulation auf die Geschmacklosigkeit der Masse.

Diese drei beschriebenen Krankheiten gehören zu einer Gruppe, da sie aus einer Quelle entspringen: dem Mangel an nationalem und individuellem Selbstbewusstsein. Eine Sonderstellung nimmt dagegen die folgende ein. Es ist der fehlende Sinn für die Schönheit der Form, für die Grazie der Anordnung. Der Deutsche tritt seinem Nachbar die Hühneraugen ab, sagt dann: „Entschuldigen Sie, es war nicht bös gemeint“, und glaubt Wunder wie höflich und liebenswürdig gewesen zu sein. „Klobige Stiefeln und ein gutes Herz“ ist seine Devise. Ohne Zweifel besitzt er von allen Völkern das tiefste und innigste Gemütsleben, aber er meint, er besäße einen Brustkasten von Glas, so dass jeder in seine Brust hineinblicken könne, und glaubt sich darum der Mühe überhoben, auch äußerlich zu zeigen, welch ein Herz er besitze. Die Absicht ist ihm Alles, die Form Nichts. Und so ist er, da die Welt zumeist nach dem Schein urteilt, bei allen Völkern als grob verschrieen. Aus solchen Menschen können sich treffliche Philosophen bilden, aber die Schneider und Haarkräusler werden in diesem Lande so wenig gedeihen als die Künstler. Denn in der Kunst ist es eben nicht, wie der Deutsche so oft meint, mit der Idee, der Tendenz, dem poetischen Gehalt allein getan, es will auch die Glätte und Schönheit der Form, das gefällige Arrangement dazu kommen. So lange die Art des Deutschen, das Herz in der Westentasche zu behalten und den Witz unterm Cylinderhut, sich in der Lyrik als Knappheit und Verstecken hinter anscheinend mit der Empfindung nicht zusammenhängenden körperlichen oder Naturvorgängen zeigt, so lange ist's gut und schön, wird sie aber zur Formlosigkeit, zur Vernachlässigung der Technik, des Aufbaues und Ausputzes, so sieht es schlimm aus. Schon die deutsche Metrik leidet bedenklich, da ihre Freiheit nicht selten in Zügellosigkeit umschlägt. Selbst der Nibelungenstrophe wünschte ich ein klein wenig straffere Silbenzählung. Und — ehrlich gestanden — das deutsche Versmaß reicht keineswegs an die Formenschönheit des antiken heran. Hat ein anderes Volk so viele Gedichte in „freien Rhythmen“ und Knüttelversen wie das deutsche? Nur den allergrößten Lyrikern, Walther, Goethe, Heine, ist die Freiheit unserer Metrik wirklich Gewinn gewesen. Der gewaltige poetische Genius Hans Sachsens wird durch die klägliche Form, die mangelhafte äußere wie innere Technik für uns ungenießbar. Bis auf Lessing war unser Drama steif oder plump, und das Lustspiel ist es heute noch. Die erbärmlichste Pariser Posse mit der abgedroschensten Handlung gefällt durch ihre flotte Lebendigkeit, ihre kleinen pikanten Zutaten: wie viele gedankentiefe deutsche Trauerspiele, selbst Goethes „Natürliche Tochter“ sind von erhabener Langeweile!

Wer vermag bei aller Achtung für den überquellenden Ideengehalt aus den formlosen Werken Grabbes, Jean Pauls, Wilh. Raabes mit ihrer eigentümlichen schwerfälligen Darstellung vollen künstlerischen Genuss zu ziehen? Der schlechteste fran-

zösische Roman ist noch lesbar, ein mittelmäßiger Deutscher nicht mehr. Versucht man einmal auf strengere Form zu halten, wie zur Zeit der Schäferorden und der Opitzischen Schule, so ward bald starre Langeweile oder äußerliche Spielerei daraus, wie man an Clay, später an Rückert, Platen sieht. Meinte man nicht einst Wunder was zu tun, als man seine Gedichte in Form von Reichsäpfeln und dergleichen drucken ließ?

Der Franzose weiß mit seinem angeborenen romanischen Formgefühl, dass ein ungeschliffener Diamant für die Welt nicht mehr ist als ein Kiesel. Es geht den beiden Nationen in der Poesie wie in der Küche: man giebt in Deutschland große, vortreffliche Braten, herrliches Fleisch, aber sie sind leider oft trocken oder halbroh oder zäh oder verbrannt. Der Franzose mischt ein Ragout aus den Dinerresten des vorigen Tages, aber er weiß es mit einer Sauce zu würzen, dass Jedermann die Finger darnach leckt. Die Franzosen besitzen aber auch in der litterarischen Saucenbereitung das meiste Geschick.

Und nun zur letzten Gruppe. Zu ihr gehören die durch den überwiegenden Einfluss des Philistertums hervorgerufenen Krankheiten oder besser gesagt Schwächezustände. Wir Deutsche sind nicht mehr eine Philisternation als die Franzosen, die große Masse ist allenthalben philisterhaft. Der Unterschied liegt nur darin: der Franzose ist sich seiner Heerdennatur bewusst, das romanische Subordinationsgefühl steckt ihm im Blute, er folgt der Autorität. Die ganze ungeheure Provinz, selbst der größte Teil des Pariser Bürgertums, lässt sich von den paar hundert Schreiern der Boulevards ins Schlepptau nehmen. Das führt gewiss auch zu schlimmeren Folgen, aber das energische Genie wird in Frankreich auch leichter anerkannt, bricht sich schneller Bahn, und kann sich trotz aller keltischen Neuerungssucht länger im Besitz behaupten. So ist der Geschmackswechsel in Frankreich nicht so häufig, die Entwickelung der Litteratur wird dadurch normaler, ruhiger. Die Aesthetik der französischen Klassiker ist gewiss heut schon längst überwunden, und dennoch würde kein gebildeter Franzose heute in dem Tone über Corneille zu reden wagen, in dem es bei uns seit einiger Zeit Mode geworden ist, z. B. über Schiller zu sprechen.

Der Franzose besitzt mehr Achtung vor dem Genie als der Deutsche.

Der Deutsche ist nicht nur Philister, er hält auch sein germanisches Prinzip der freiwilligen Heerfolge noch heut aufrecht, er behält sich jeden Moment das Recht der freien Ueberzeugung vor, das heißt für den Philisterstand das Recht, Alles besser zu wissen, über Alles zu schimpfen. Derselben nationalen Eigenart, die der Welt einen Luther, Lessing und Kant geschenkt hat, verdanken wir auch unsere Reichsnörgler und politischen Kannegießer wie unsere Bierbankästhetiker. Darum fehlt unserer litterarischen und ästhetischen Entwickelung der einheitliche und regelmäßige Gang, daher fällt es dem Talent so schwer in Deutschland durchzudringen, weil es jeder Philister nach seiner eigenen bornierten, ausgesonnenen oder unbewussten Aesthetik misst. Und indem das Philistertum sich nicht den ästhetischen Anschauungen der Besten anbequemt, sondern sich in der Litteratur als brutale Masse zur Geltung bringt, tödtet es alle Keime freier, gesunder Poesie durch die Schnürbrust der Tabulatur spießbürgerlicher Meistersänger, zwingt es einem Schiller als bevorzugten Nebenbuhler einen Kotzebue auf, lässt es Albert Lindner verhungern und läuft Julius Stinde nach u. s. w. — kurz, unterdrückt es das Kraftvolle und hebt das Platte auf den Schild. Es vermag sich nicht zur Höhe freier, vorurteilsloser, objektiver Naturanschauung zu erheben, vermag nicht zu begreifen, dass Alles, was ist, notwendig, und Alles, was notwendig gut, das heißt gut in Bezug auf das Ganze der Welt ist, es schätzt Alles nur nach der eigenpersönlichsten Erfahrung, betrachtet Alles nur durch das Prisma des eigenen Empfindens und findet, weil es selbst beschränkt, schlecht, albern ist, auch die Welt so und verlangt von der Kunst empor gehoben zu werden über den angeblichen „Jammer des Erdendaseins“. Als ob dieser Jammer wirklich in der Welt wäre und nicht nur in ihrer eigenen Seele, in ihrem eigenen geistigen Auge, als ob die Kunst ihnen eine neue Seele einsetzen könnte! So ist das Philistertum der Erzeuger des falschen Idealismus, jener wie Pan Twardowski in der Luft schwebenden Kunst, die nicht in den Himmel, nicht zur Erde kann. Nur der reife, auf der Höhe der Erkenntnis seiner Zeit stehende Mensch kann Realist sein, weil ihm diese Welt immer genug neue, seine ganze Seele fesselnde Seiten und Erscheinungen zeigt; der Philister, dem die geschulte Beobachtungsgabe fehlt, der zufolge seiner eigenen Langweiligkeit sich selbst in der Welt langweilt und einer höheren, ideelleren bedarf, ist immer Idealist. Und weil in keinem Lande das Philistertum eine solche Macht ist wie bei uns, so besitzt auch kein Volk eine solche durch und durch von falschem Idealismus angekränkelte Litteratur, während den Realisten der Versuch, eine bessere Welt aufzubauen, als die wirkliche als läppisches Kinderspiel erscheint, etwa wie das Bestreben des guten Wagner, künstliche Menschen zu fabrizieren, welche die wirklichen an Geist und Talent übertreffen sollen. Das mittelhochdeutsche „Volks“epos ist realistisch, gesund; das „Kunst“epos weist schon stark idealistische Anklänge auf, die philisterhafte Art, in der z. B. Hartmann den Realismus eines Chrestien de Troyes in eine „höhere Sphäre“ erhebt, ist für diese Periode hoch charakteristisch. Idealistisch (das heißt fälschlich idealistisch) sind die Gelehrtendramen des Humanismus, realistisch das ursprüngliche Volksdrama, und wieder wird das Kraftvolle von dem schwächlichen nach und nach verdrängt. Die „idealisierenden“ Amadisromane ertödten

die vielversprechenden Anfänge des realistischen deutschen Romans, Jörg Wikram u. a., neben der Schäferpoesie, der Schwulstperiode, dem biblischen Epos können niemals die Keime einer natürlichen, kräftigeren Poesie aufkommen, und so schwankt die deutsche Litteratur Jahrhunderte lang zwischen platter Banalität und hohlem Idealismus hin und her während das wahrhaft Gesunde, die Lyrik eines Christian Günther, der Roman eines Grimmelshausen, die Naturpoesie eines Haller verhältnismäßig nur vorübergehende Wirkung übt. Der bildungssüchtige deutsche Philister kann es eben nicht fassen, dass der heimatlose, arme, vagierende, im Stehen dichtende Gumpelmann, der „freie Schriftsteller", der das Leben studiert, mehr Poesie besitzen, Bedeutenderes zu schaffen vermögen sollte, als der von Obrigkeitswegen in Amt und Würden eingesetzte studierte Magister, der im Schweiße seines Angesichts erbärmliche Verse drechselt, oder der Professor, der historische Romane zusammenschmiert.

Man sieht, was ich hier als erbliche Krankheiten der deutschen Litteratur angeführt habe: den Mangel an Centralisation, die Ausländerei, die Vernachlässigung der Form, den Einfluss des Philistertums u. s. w. — das Alles sind eigentlich krankhafte Zustände des deutschen Volkscharakters, unter denen unser politisches, soziales und Kulturleben nicht minder bitter gelitten. Es sind Krankheiten, die wir fast in allen Entwickelungsperioden wiederfinden, erbliche Krankheiten, die unser Volk vielleicht bereits aus Indien oder Iran mitgebracht. Wirkliche Hülfe giebt es gegen erbliche Krankheiten kaum, und so wird unsere Poesie wohl ewig unter ihnen zu leiden haben. In welcher Weise aber vielleicht bedeutende Linderung geschafft werden könnte — das zu zeigen würde eine eigne eingehende Studie erfordern. Ich habe mich für diesmal mit der Diagnose begnügt.



Aus Kindertagen.

Er war ein goldner Tag zur Erdbeerzeit;
Die Hecken dufteten im Sommerwalde —
Die Stunde lockte zur Glückseligkeit,
Der Tag verglühte tiefrot an der Halde . . .

Noch lag ein Sonnendämmern weit im Rund,
Das Spätlicht hing wie Demant in den Aesten,
Wildtauben lachten aus dem Haidegrund —
Ein Wind auf Abendflügeln kam von Westen.

Wir aber flogen wilder wie der Wind,
Mit heißer Stirn und Sommerspiel im Herzen,
Und vogelmunter wie nur Kinder sind,
Die Haid' entlang in Frohmut und in Scherzen.

Ich weiß es noch: am hellsten lachtest du,
Das braune Kind, das fremd in unserm Reigen:
Dein Auge schweifte waldwärts ohne Ruh,
Als dräng' es fragend in das große Schweigen.

Du sprachst: „Es kommt ein Erdbeerduft vom Grund —
Ich will die Süßen tief im Walde suchen."
Ein durstend Lächeln kam um deinen Mund,
Und dann entflogst du unter düstern Buchen.

Aus knospenden Gebüschen tauchte dann
Dein Köpfchen manchmal auf wie eine Blüte,
Und neigte sich und hob sich himmelan,
Bis es wie junge Rosenblätter glühte . . .

Die hellen Beeren standen rings im Kraut
Gleichwie Rubinlicht in zerstreuten Funken;
Die pflücktest du und jubeltest dann laut.
— Da plötzlich warst du unserm Blick versunken . . .

Dann kam's aus Weiten wie ein weher Ton:
Und dann lag wieder rings das Abendschweigen.
Mit goldnen Schatten dunkelte es schon —
— Und plötzlich stand die Furcht in unserm Reigen...

Das Spiel hielt an — wir riefen laut zum Wald;
Die Luft durchrann es wie ein bitt'res Weinen . . .
Da hob sich aus den Büschen die Gestalt
Des fremden Kinds im ersten Sternenscheinen.

Sie kam zurück — ihr Röcklein hing zerfetzt —
Und Blut troff ihr an Fuß und Hand und Wangen
Die Augen blickten fremd und ganz entsetzt —
Sie war in Haidetiefen irrgegangen — —

Sie sprach: „Ich ging dem Schlehendufte nach,
Er kam aus tiefen Waldesfinsternissen.
Doch als ich von den feinen Blüten brach,
Da haben mich die Dornen wund gerissen.

Und rote Beeren hab' ich dann gesucht —
Doch, als ich von dem Erdbeerbusch gebrochen,
Da gleißten dunkle Aeuglein bei der Frucht —
Und eine Schlange hat mich tief gestochen . . ."

Das ist nun lange her — die Jahre geh'n —
Der alte Kinderreigen ward zerrissen —
Doch seh' ich noch die Kleine jammernd steh'n,
Den heißen Wunsch bestraft von Schlangenbissen.

Ach, süßgeheime Frucht im Lebensgrund,
Die Sehnsucht wird dich ewig suchen gehen!
Doch wer dich pflückt, den sticht die Schlange wund
Und blutend wird er in der Oede stehen . . .

Straßburg. Alberta von Puttkamer.



Litteraturbericht aus Russland.

V.

Ein Band Gedichte.

Unter dem bescheidenen Titel „Gedichte von K. R.“ ist vor Kurzem in Petersburg ein Büchlein erschienen, wenn auch nicht in den Buchhandel gekommen, welches trotz seiner Einfachheit und Anspruchlosigkeit eine gewisse Sensation machte, wenn auch vorläufig nur in exklusiven Kreisen. Vor Allem muss der deutsche Leser wissen, dass „Gedichtemachen“ in Russland keineswegs wie in Deutschland die Gestalt einer Pandemie angenommen, ja nicht einmal zu den epidemischen oder endemischen Kinderkrankheiten gehört. Es ist auch nicht Zubehör zum guten Ton, einen regelrechten Vers fabrizieren oder eine Voraussetzung der Bildung, seine Gedanken in Reime bringen zu können. Vorläufig ist es hier noch so, dass das Dichten eine Ausnahme ist und nicht den Dichtern überlassen bleibt.

„Ein neuer Band Gedichte“ also hat nichts von dem Alltäglichen oder gar dem Schreckhaften, was diese Losung wohl in Deutschland haben mag. Ein neuer Band Gedichte begegnet keinem landläufigen Vorurteil. Aber dieses Grün und Gold brochierte Bändchen mit den slavonischen Initialen, warum hat es den Ehrenplatz im Boudoir der Damen, warum reicht man es einander und trägt es von Haus zu Haus mit einer Art von Ehrerbietung und warum lesen es die Herren bei einem Morgenbesuch mit getragenem Tonfall vor? Nun wohl weil so zarte Empfindungen, so edle Sprache, so gute Verse sich zum Vorlesen besonders eignen, weil ein so zierliches Bändchen dem Schreibtisch wohl ansteht, und — weil es von K. R. ist. Erraten Sie, was K. R. bedeutet? Kein Roturier? oder König Rotraut? Oder hat man sich unter R. vielleicht Romanow zu denken? Freilich die Söhne dieses illustren Geschlechts pflegen von Kindheit an die Uniform zu tragen und ihr ganzes Leben lang die militärische Karrière zu verfolgen. Es ist noch nicht vorgekommen, dass einer von ihnen gleich den Wettinern und den Zollern die Universität besucht hätte oder gleich den Wieds, den schwedischen Bernadottes und den Habsburgern Bücher geschrieben. Selbst der große Ahnherr, welcher Zimmermann, Handelsmann, Seemann war, sich als Krieger, Gesetzgeber, Staatsmann hervortat, Medizin und Astronomie trieb, die Kunst des Schreiners, Drechslers, Schlossers überdies in seiner Person vereinigte, selbst in diesem Universalgenie fehlte die dichterische Ader. Und doch hat sich scheints in dem mächtigen Stamm ein poetisches Gemüt und ein holder Sänger gefunden, der in wohllautendem Rhythmus die russische Sprache „meistert“, um mit Schiller zu sprechen.

Ein Bändchen lyrischer Poesie pflegt selten himmelstürmend zu sein oder absolut Neues zu besingen. Auch dieses Sängers Lieder gelten dem Frühling, den Blumen, der Liebe, auch hier sind Ständchen und Barkarolen aus Venedig, Verse auf die Sixtina und auf Raphael Sanzio zu finden, gleichwohl erscheint nicht ein einziges Gedicht wie eine Reminiszenz oder eine Wiederholung; sie haben alle die Frische des eben Erblüten, die Vitalität des Neugeborenen, sie atmen Liebe zur Natur, Andacht, Begeisterung, sie sind durch besonderen Wohllaut der Verse und seltene Herrschaft über die Sprache ausgezeichnet.

Die Gedichte an die Kameraden des Ismailowschen Regiments, mit welchen K. R. die Feuertaufe im Türkenkrieg empfing, in deren Kreis er die Freuden der Kameradschaft und Brüderlichkeit kennen lernte, sind vielleicht das Menschlich-Anziehendste der Sammlung.

Der Psalmodist David (1881), Legende vom todten Meer, „Du hast gesiegt, Galiläer!“ (1882), Aus der Apokalypse — Aufschrift auf die Evangelien (1883), König Saul — die klugen und törichten Jungfrauen (1884), Christos s'toboi (1886) sie charakterisieren einen religiösen Schwung und eine ernste Lebensanschauung, wie sie jedenfalls zu den Seltenheiten für solche Jugend und solche Sphären gehören. Manfreds Wiedergeburt schließt sich an Lord Byrons Dichtung an. „Auf der Schwelle des Lebens, Trennung, Ruhe aus!“ begleiten die stets neuen und zugleich uralten Phänomene des Werdens und Vergehens mit sinnigen Worten. „Erste Trennung. Erstes Wiedersehen“ sind wohl selbst Gefühltes, selbst Erlebtes aus dem Liebesfrühling des bekanntlich sehr glücklich verheirateten Dichters.

Noch soll derselbe fürstliche Sänger die Braut von Messina ins Russische übersetzt haben, wozu ihn der eigene poetische Schwung, wie die Meisterschaft in der Handhabung der russischen Sprache und des Verses besonders befähigt.

Aufs Geradewohl lassen wir ein paar Beispiele in freier Uebertragung folgen:

Ein Glückskind.

Ich Kind des Glücks — schon in der Wiege
Hat Ruhm und Rang und Reichtum mich gelockt
Zu hohen Zielen — ein geborner König.
Doch was ist Glanz und Gold und Macht und Ehre?
Verschlingt nicht Alles mitleidlos das Grab?
Solch Flittergold und solche ird'sche Würden
Zerfließen, wie das Mondlicht auf den Wellen,
Im Augenblick in wesenloses Nichts.
Es giebt ein Gut, ein göttlich, unschätzbares,
Mir heilig über Alles in der Welt,
Mein eigenster und innerlichster Schatz,
Mein Lied. O könnten meine Sänge
Der Menschen Herz im Innersten bewegen,
Den Leidenden von seinem Leid erlösen,
Den Glücklichen beseligen noch mehr.
Vermöcht ich das, o könnt mir das gelingen:
Dann nähm ich gern als wohlverdienten Lohn
Den Kranz, den unverwelklichen entgegen.
Nicht damit, dass ich fürstlichen Geblüts
Möcht ich vom gläub'gen Russenvolk verdienen,
Dass es mich liebt und dass es mir vertraut:
Nein, damit dass in heimatlichen Klängen,
In russischen, vertrauten Melodieen

Ich ihm gesungen, dass zu Russlands Ehre
Ich meine heil'ge Sängerpflicht erfüllt
Und den Beruf des Sängers hab' geübt.

Frühlingslied.

Sieh! wieder hat mit Wohlgeruch
Ein Blütenzweig*) die Luft gefüllt,
Und wieder hat mit ihrem Lied
Die Nachtigall die Nacht erfreut.
Nie gleicht an Duft und Herrlichkeit,
Was auch des Sommers Fülle bringt,
Dem Duft des ersten Blütenzweigs,
Dem Schmelz der ersten Nachtigall.
O lehr' mich liebe Nachtigall,
Die Kunst des Dichtens, des Gesangs,
O lass mich fühlen und versteh'n
Den Zauber deiner Poesieen.
Möcht auch mein Lied so hold erfreuen,
Und so zum tiefsten Herzen geh'n,
Wie Duft vom ersten Blütenzweig,
Wie Lied der ersten Nachtigall.

Nach der modernen Anschauung der Naturwissenschaft giebt es außer dem Erbrecht auf Geld und Gut auch ein solches auf die geistige Begabung, angeborene wie erworbene. Ist das begründet, so könnte man wohl sagen, dass der junge Dichter deutsche Poesie von seiner deutschen Mutter überkommen, einst der schönsten Frau des Hofes und eine Priesterin der Musik. Dass aber die deutsch empfundene Poesie auf russische Dinge und Verhältnisse angewandt, in der Sprache Lermontows und Puschkins ausgedrückt ist, verleiht ihr einen besonderen Reiz. Doch sei es fern von uns, nationale Beschränktheit dem Gebiet der schönen Künste aufzwingen zu wollen. Das ewig Jugendliche, ewig Schöne ist auch das ewig Menschliche, das allgemein Menschliche.

St. Petersburg. O. Heyfelder.



Der Anarchismus und seine Träger.

Die letzten Jahre haben uns verschiedene Schriften gebracht, welche auf das Tun und Treiben, auf die Pläne und Zwecke der wahnwitzigen, anarchistischen Minierarbeiter ein scharfes Licht fallen ließen. Im Anschluss an die hochverräterischen Unternehmungen einer kleinen Anzahl verworfener Menschen, welche vor keinem Verbrechen und keiner Gewalttat zurückschrecken, wenn es die Förderung ihrer wüsten Umsturzpläne gilt, wurden die in Dunkelheit gehüllten Verbindungen und Verzweigungen beleuchtet, welche es sich zur Aufgabe machen, an Stelle der Ordnung das Chaos der Unordnung, an Stelle des Staates die Staatslosigkeit, an Stelle der Sitte die Unsitte, an Stelle der Ehe die tierische Geschlechtsgemeinschaft zu setzen. Indessen wurde durch die wissenschaftliche Bearbeitung der verschiedenen Anarchistenprozesse über die eigentliche Geheimorganisation der Anarchisten nur wenig Neues bekannt. Eine soeben von einem ungenannten Verfasser erschienene Schrift über den Anarchismus und seine Träger (Berlin 1887, Neufeld & Mehring) bezweckt nun die bisher ganz oder doch zum größten Teil unbekannten Einzelheiten der anarchistischen Geheimorganisation den weitern Kreisen mitzuteilen. Der Verfasser dieser hochinteressanten Schrift, welche für den Kulturhistoriker künftiger Zeiten von hohem Wert sein wird, hat vor einigen Monaten bereits in der „Kölnischen Zeitung" Briefe über das Leben und Treiben der in London befindlichen Anarchisten veröffentlicht und die vorliegende Schrift schließt sich an diese kurzen Mitteilungen an. Der Verfasser ist ein ungemein scharfer Beobachter; mit dem geübten Blick des geschulten Geheimpolizisten, dem eine längere Beschäftigung die Fähigkeit verliehen hat, den bramarbasierenden, hohlen Schwätzer von dem einsilbigen, finstern Mann der Tat zu unterscheiden, charakterisiert er die hervorragendsten Persönlichkeiten unter den jetzigen Anarchisten, sein Urteil ist ein ungemein bestimmtes und präzises und man hat bei der fesselnden Lektüre stets das Gefühl, dass die Ausführungen des Verfassers sich auf eigne Erfahrungen und persönliche Beobachtungen stützen, Beobachtungen, welche anzustellen nicht ohne Gefahr für Leib und Leben war. Nachdem der Verfasser die Geschichte des Anarchismus skizziert, in welcher insbesondere der Charakteristik Michael Bakunins, jenes seltsamen Menschen, ein große Aufmerksamkeit geschenkt wird, und des Weitern die Tätigkeit der deutschen Anarchisten, insbesondere Mosts und Reinsdorfs, der bekanntlich wegen des Niederwaldattentats hingerichtet wurde, dargestellt hat, geht er dazu über, das Treiben der Londoner Klubs in anschaulicher Weise zu schildern. Man wähnt sich in die Schilderungen versetzt, welche die mittelalterlichen Schriftsteller von der Hölle geben, wenn man vernimmt, wie es im Whitfieldklub in London zugeht. Es ist überaus bemerkenswert, dass die anarchistischen Klubbisten der englischen Metropole größtenteils Deutsche sind; der nüchterne Engländer ist eben zu praktisch, um sich von den Lotterbuben à la Most und Reinsdorf auf die Schlingpfade des Anarchismus führen zu lassen, von denen kein Weg zurückführt. Der Hauptleiter des größten Anarchistenklubs ist ein Agitator mit Namen Dave, bekannt durch seine Verurteilung vor dem Reichsgericht in Leipzig. Wir erfahren aus der vorliegenden Schrift, dass Dave die Seele des Mordanschlags war, welcher gegen den Polizeirat Dr. Rumpf in Frankfurt a. M. mit so verhängnisvollem Erfolge ge-

*) Im russischen Text ist ein bestimmter Blütenbaum genannt, Tscheromucha, der Faulbeerbaum, der im Norden und den weiten Ebenen Russlands eine größere Rolle unter den Frühlingsboten und Erstlingsblüten spielt, als in Ländern, wo ihm die Mandelblüte zuvorkommt, oder wo ihn die Orangenblüte, die Kirschen- und Apfelblüte in den Hintergrund drängt. Wenn aber die Petersburger und Moskauer im Frühjahr auf ihre Güter übersiedeln und durch die weite Ebene reisen, da pflegt der erste der Luft beigemischte Wohlgeruch der des Tscheromucha zu sein und mit demselben Entzücken begrüßt und gefeiert zu werden, wie überall die ersten Blütenbäume.

plant und ausgeführt wurde, wir sehen klar in das mit größter Umsicht vorbereitete Bubenstück, an dem sich außer dem hingerichteten Lieske noch zwei andere Mordgesellen beteiligten, welche leider noch nicht von der sühnenden Gerechtigkeit zur Strafe gezogen werden konnten. Der uns zur Verfügung gestellte Raum gestattet es uns nicht, auf weitere Einzelheiten des interessanten Buches einzugehen. Das Leben und Treiben der Anarchisten, ihre Verbindungen und Verzweigungen sind durch dasselbe vollkommen aufgedeckt und wir zweifeln nicht, dass hierdurch die Verfolgung jenes verwegenen Gesindels gefördert werden wird. Der aufmerksame Leser, welcher sich noch etwas mehr Rechtsgefühl bewahrt hat, als auf den weißen Klippen Albions zu Hause ist, wird nach Beendigung der Lektüre allerdings erstaunt fragen, wie die englische Regierung es mit den Pflichten gegen die übrigen Staaten vereinbaren kann, ein solch' gesetz- und rechtloses Gezücht seine wüsten Orgien ungehindert feiern zu lassen!

Mainz. Ludwig Fuld.



Die Frauen im Spiegel der französischen, italienischen und russischen Spruchweisheit.

Ein Beitrag zur vergleichenden Völkerpsychologie.

Von Dr. Leonhard Freund.

I.

Alles Weibliche ist, wie anderwärts, auch bei den Franzosen, das beliebteste Stichblatt der überall mehr derben, als galanten Volksweisheit. Ihre Sprichwörter bezweifeln zunächst die Unfehlbarkeit der Frauen:

„Il n'est homme ni femme, ou il n'y ait un si.“
„Il n'y a femme, cheval ne vache,
Qui n'ait toujours quelque tache.“
„Des femmes et des chevaux,
Il n'en est point sans défauts.“

Die auffallendsten unter ihren Mängeln lassen sich oft erkennen und zwar sowohl direkt:

„Femme sotte se connoist à la toque“,

als auch indirekt:

„A tel dame tel chamberière.“

Dennoch wird man gar zu leicht getäuscht und

„Cil est foux qui à femme se fie.“

Die Weiber sind eben schlau:

„La femme sait un art avant de diable“

und

„Il n'est pire ruse que celle des femmes.“

Darnach richte man sein Benehmen ein:

„Il ne faut rien demander à une femme de bien.“

Ihre Schwatzhaftigkeit charakterisirt die Wahrnehmung:

„Deux femmes font un plaid,
Trois un grand caquet,
Quatre un plein marché:“

ihre Unzuverlässigkeit bezeichnet die Bemerkung:

„Femme varie comme la lune,
Aujourd'hui claire, demain brune.“

Gelehrten Frauen wird keine günsfige Aussicht eröffnet:

„La femme qui parle latin,
Ne vient pas à bonne fin.“

Aber selbst die ungelehrten, jedoch tätigen; unterliegen einer scheelen Beurteilung:

„Femme qui chauffe le four et faict ensemble lessive,
elle vaut pis que Proserpine.“

Sogar an den wirklich Schönen erhebt der Volksmund manche Ansstellungen:

„Femme fort belle
Rude et rebelle.“

Wie die Italiener, was wir später zeigen werden, so ziehen auch die Franzosen die Brünetten den Blondinen vor:

„Pour aimer prenez la brunette.“

Die Blondinen gelten wohl für „plus tendres“; sie sind aber „moins vives et moins animées“ und das giebt bei der Möglichkeit einer Wahl den Ausschlag zu ihren Ungunsten.

Die Gefahren der Liebe werden geschildert:

„De chiens, d'oiseaux, d'armes, d'amours
Pour un plaisir mille doulours.“

Der Hinweis auf die Unkosten der Maitressenwirtschaft ist gewiss praktisch und nur zu sehr begründet:

„Qui entretient femme et dez
Il mourra en pauvretez.“

Mit Warnungen, bei dem Eheschließen sich vorzusehen, sparen die Parömieen natürlich auch nicht:

„Il ne faut prendre ni femme, ni toile à la chandelle.“
„Qui se marie à la hâte se repent à loisir.“
„Qui se marie par amours
Une bonne nuit deux mauvais jours.“

Die Lasten und Leiden des Ehestandes kommen an die Reihe:

„Les femmes fenestrières et les terres des frontières sont mauvaises à garder.“

„Horloge entretenir,
Jeune femme à gré, servir,
Vieille maison à reparer,
C'est toujours à recommencer.“

Eine strenge Behandlung der Ehegattin wird empfohlen:

„Bon cheval, mauvais cheval veut l'esperon.
Bonne femme, mauvaise femme veut le baston.“

Das Misstrauen und die Lieblosigkeit gegen Frauen erstreckt sich selbst über das Leben hinaus:

„Il ne faut pas se fier à femme morte.“
„Deuil de femme morte
Dure jusqu'à la porte.“
„A qui Dieu veut ayder sa femme meurt.“

Es fehlt übrigens nicht an Ausnahmen, die eine gerechte Würdigung finden:

„Femme prudente et bien sage
Est l'ornement du ménage."

„Femme bonne vaut une couronne." „Femme de bien vaut un grand bien."

„De bonnes armes est armé
Qui à bonne femme est marié."

„Hostel sans femme,
Seigneur sans dame,
Ce n'est que vent."

Man tut jedoch gut daran, den Rat zu befolgen:

„Maison faite et femme à faire",

also eine junge Frau zu nehmen, die man noch nach eigenen Wünschen erziehen kann.

Schließlich aber gelangen die Ansprüche des weiblichen Geschlechts zur ausgedehntesten Anerkennung:

„Dieu veut ce que femme veut."

Selbst die Richter denken ebenso und

„Les belles femmes portent leur gain de cause."

Nur die vollste Ehre bleibt dem Manne allein vorbehalten:

„À Dieu mon âme
Mes armes au roi;
Mon coeur aux dames
L'honneur à moi."

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Neuigkeiten.

La complainte populaire de la Pucelle d'Orléans par C. A. C. Mercator.
(Orléans, chez Herluison.) *)

Au moment où paraissait mon ouvrage sur Jeanne d'Arc („Die Jungfrau von Orléans und ihre Zeitgenossen, Leipzig, E. Peterson"), je reçus la Complainte populaire de la Pucelle d'Orléans, composée par C. A. C. Mercator. On ne peut qu'applaudir à tout ce qui tend à populariser de plus en plus l'histoire de cette sainte fille, „oubliée par son roi aux pieds d'une maitresse". Seulement, après les travaux consciencieux de tant d'historiens, on est bien en droit d'exiger que les poètes, même ou plutôt surtout les auteurs de complaintes destinées au peuple ne falsifient plus l'histoire, fût-ce même sous prétexte de l'embellir. Du reste, l'histoire de Jeanne d'Arc dans sa pure et stricte réalité défie, par sa beauté naïve et sublime à la fois, l'imagination la plus riche de n'importe quel poète. Ceci dit en général, nous nous permettrons de relever dans les vers de M. Mercator quelques erreurs qu'il s'agit de rectifier dans l'intérêt de la vérité historique.

Dans le premier vers de la quatrième strophe: „Darc est le nom de sa famille", le nom Darc est écrit sans apostrophe. C'est l'orthographe adoptée par Vallet (de Viriville). Je ne pensais pas qu'on allait revenir sur cette erreur après la savante et solide critique de M. Athanase Renard, dont la brochure „Du nom de Jeanne d'Arc" a paru en 1854 à Paris chez Garnier frères. En y renvoyant, je rappelle seulement que Jules Quicherat partageait l'opinion du judicieux médecin de Bourbonne-les-Bains (Haute-Marne), mort le 11 mai 1885 et universellement regretté dans son pays.

Dans la même strophe il est dit: „Le père de la jeune fille en Lorraine avait sa maison." Il y a trente ans maintenant que la question de la nationalité de Jeanne d'Arc a été décidée par le même A. Renard en faveur de la Champagne. Que dis-je? Il y a trente ans seulement? Mais déjà en 1817, Lebrun des Charmettes, „auteur de l'histoire la plus complète et la plus importante qui ait été publiée sur Jeanne d'Arc", a placé le berceau de Jeanne dans cette contrée qui „s'étend entre les duchés de Bar et de Lorraine, et, resserée par ces deux provinces, ne tient, pour ainsi dire, que par un point à la Champagne, dont „elle fait cependant partie". On doit enfin se rappeler qu'à cette époque la Lorraine ne faisait pas encore partie de la France, à laquelle elle ne fut incorporée qu'en 1766, et que son duc et souverain d'alors, Charles II le Hardy, montrait pour Charles VII, roi de France, des dispositions très-douteuses et même ennemies. Si Jeanne qui appelait Charles VII son roi, avait été Lorraine, elle aurait été sujette à la fois de deux souverains, dont l'un se serait allié aux ennemis de l'autre! Ainsi dit A. Renard.

Si encore la Complainte disait: „En Barrois avait sa maison", elle se trouverait du moins d'accord avec „le Mystère d'Orléans" dont l'auteur inconnu a été assurément contemporain de la libératrice d'Orléans. Talbot y répond (vers 12,035) à Jeanne:

„Tu es d'un pays tout lointin,
De Barrois, laissant père et mère."

Il ne serait pas difficile à démontrer comment cette opinion a pu prendre naissance. Mais n'importe! Elle est aussi erronée que l'autre. Qu'on en juge d'après les preuves fournies par A. Renard. Trois jours avant la levée du siège d'Orléans, le duc de Bar conclut un traité d'alliance avec les Anglais; Jeanne, supposée Barroise, aurait donc été une sujette infidèle à la politique de son propre souverain! Le duc de Bar n'est revenu à la France qu'après les victoires remportées par Jeanne d'Arc; son duché fut en 1431 réuni à la Lorraine.

Enfin, faut-il d'autre témoignage que celui de Jeanne elle-même? A Rouen elle a répondu aux assassins qui se disaient ses juges „qu'elle était née à Domremy qui ne forme qu'un même village avec Greux où est la principale église". Et ce Greux, dit Lebrun des Charmettes, „dépendait, ainsi que le hameau de Domremy, de la prévôté d'Andelot, du baillage de Chaumont en Bassigny, et de l'Élection de Langres, il dépendait donc entièrement de la Champagne. Jeanne d'Arc n'était ni Lorraine ni Barroise, mais Champenoise.

Une erreur très-grave se trouve renfermée dans la 26e strophe de la Complainte, où l'auteur fait dire à Jeanne blessée à l'assaut des Tourelles: „Du sang? mais non; c'est de la gloire" (qui coulait de la blessure). Cette erreur se rencontre aussi dans une histoire de Jeanne d'Arc, publiée il y a une vingtaine d'années par M. Hase, professeur de théologie à la faculté de Iéna et conseiller d'Église au Grand-duché de Saxe-Weimar, un des historiens les plus érudits de l'Allemagne. C'est précisément le rang éminent que ce savant occupe dans la science historique, qui m'a imposé comme un devoir de réfuter cette erreur. M. Hase accompagne cette citation d'une remarque légèrement ironique, et vraiment, si ces paroles étaient authentiques, la sainte humilité de la vierge de Domremy s'en trouverait un peu profanée. N'en connaissant pas l'origine, je soumis mes doutes à M. Jules Quicherat qui a bien voulu les dissiper; dans sa lettre datée du 15. octobre 1879 il dit: „Non seulement ces paroles („Ce n'est pas du sang qui coule de la blessure, c'est de la gloire") ne se trouvent dans aucun document du XVe siècle, mais elles ne sont pas de la langue française du XVe siècle, et je pourrais dire de la langue française d'aucun siècle. En supposant que Jeanne ait su ce que c'est que la gloire, il est démontré par les documents que ce n'est pas cela qu'elle cherchait." Ah! que je suis heureux d'avoir consulté ce savant homme qui, plus que personne, a honoré la mémoire de Jeanne d'Arc par ses travaux de pieuse et patriotique érudition! Qu'aurais je pu opposer de plus sérieux à l'assertion de M. Hase, si celui-ci m'avait voulu confondre, la Complainte de M. Mercator en main, par la soi-disant tradition orléanaise? Non, Celle qui disait remplir une mission divine, qu'elle s'était défendu si longtemps, dans sa timidité de jeune fille, d'accepter, était bien loin de ce sentiment terrestre.

Il reste encore une dernière erreur à relever; la 42e strophe donne comme „les derniers mots de sa prière: Jésus, Maria!" C'est contraire à la vérité historique. Jeanne qui avait appris de sa mère à réciter le Notre Père et l'Ave Maria, pendant sa vie a toujours prié la Vierge Marie; mais en mourant, elle n'a prononcé que ce seul nom Jésus! qui renfermait toute l'espérance et toute la foi de son âme. Tous les témoins de sa mort l'attestent; cependant je ne veux citer qu'une simple notice biographique, d'abord parce qu'elle a été publiée par le même libraire qui est aussi l'éditeur de la Complainte, par

*) Cette réfutation de graves erreurs historiques avait été envoyée à Orléans pour être publiée dans la ville même où on les avait commises. Comme, pour n'importe quelle raison, on n'y a pas voulu l'imprimer, je prie M. le Rédacteur en chef du „Magasin" de vouloir bien lui accorder l'hospitalité dans les colonnes de son estimable Revue. Il m'importe d'autant plus de la faire connaitre au public, que, depuis, on a publié à Orléans une autre complainte qui contient les mêmes erreurs. Mercator est le nom latinisé de M. l'abbé Marchand, ancien curé de St. Péravy-la-Colombe près d'Orléans. H. Sg.

M. Herluison, et puis parce qu'elle est extraite des petits Bollandistes. Si on ne veut croire aux historiens profanes, on ajoutera bien foi aux Bollandistes, même petits. On y lit page 25: „Enfin, le feu s'étant approché de son corps, elle pencha sa tête mourante en criant d'une voix assez forte et assez intelligible pour être entendue de tous les assistants: „Jésus! Jésus!“ Ce nom, avec lequel en expirant elle dit adieu à la terre et salua le ciel, perça les coeurs même les plus durs“. C'est aussi avec ce nom divin que se termine le livre que j'ai publié, comme par un acte de foi et d'espérance, pour s'unir dans une pieuse prière avec l'âme de la sainte martyre.

A ces quatre erreurs la seconde Complainte joint une cinquième: parmi „les visions qui étonnaient les yeux de Jeanne“, elle nomme aussi la Vierge Marie. C'est une fiction tout-à-fait contraire aux dépositions de Jeanne; elle n'a jamais parlé de l'apparition de la Vierge; par ses „voix célestes“ elle a désigné Sainte Catherine et Sainte Marguerite, jamais „la reine du Ciel“.

Doit-on supposer un intérêt quelconque à falsifier ainsi l'histoire?

L'historien Michelet qui m'avait fait l'honneur de me nommer ami et qui m'a souvent guidé dans mes recherches et études, dit dans l'introduction de sa Vie de Jeanne: „Nul idéal qu'avait pu se faire l'homme n'a approché de cette très-certaine réalité!“ Respectons cette réalité en tous points! C'est l'hommage le plus digne que nous puissions rendre à Jeanne d'Arc.

Leipzig, Herman Semmig,
Prof. agrégé de l'Université de France.

G. Emil Barthel giebt im Verein mit Adolf Brieger und Kurt von Rohrscheidt alljährlich ein „Sächsisch-thüringisches Dichterbuch“ heraus. (Halle, Otto Hendel.) Wir schwärmen nicht besonders für eine derartige litterarische Landschaftsausschlachtung, wenn wir auch nicht leugnen können, dass sie vom wissenschaftlich-psychophysischen Standpunkte aus nicht ohne Wert und Instruktivetät ist. In dem vorliegenden zweiten Jahrgange finden wir eine ganze Reihe „namhafter“ Poeten, wie Alexis Aar, Avenarius, Adolf Brieger, Edmund Dorer, Ernst Eckstein, Julius Große, Hieronymus Lorm, Albert Möser, Anton Ohorn, Julius Sturm, Adolf Stern, Günther Walling u. a., aber im Ganzen doch recht wenig bedeutende, intime, elementare Poesie. Romantische Duseltöne allenthalben. Es ist ja eine längst bekannte und psychologisch auch sehr gut erklärbare und verständliche Tatsache, dass gerade die bekannten „Namen“ für derartige Anthologieen nur die Brosamen, die von ihren Tischen und Tafeln fallen, zu liefern pflegen. Was größeren Wert, was, wenigstens nach ihrem Urteil, eine selbstständigere Bedeutung besitzt, heben sie hübsch für sich auf und knüpfen es zu einem Bande zusammen, der nur ihren Namen trägt ... Das ist den guten Leuten nicht weiter zu verdenken, wissen sie doch, dass es den Herausgebern zumeist eben an den Namen selbst liegt — an ihren Namen, die ach! so oft nach Hopfens Rezept im „Pinsel Mings“ fabriziert worden sind. Abgesehen von Julius Große, der sehr interessante Bruchstücke aus seinem modernen Nationalepos „Das Volkramslied“ bringt, haben die anderen oben genannten „Größen“ im Durchschnitt nur banausische Mittelmäßigkeit eingescheuert. Nach unserem Geschmack brachten Besseres, zum teil sogar sehr Gutes nach Julius Große nur R. Salingför (Halle) und Wilhelm Wolffram (Halle), zwei bisher noch „namenlose“ Lyriker, denen sich Kurt von Rohrscheidt mit seinen Liedern „Noch“, „Zieh hin mein Lied“ anschließt. Im Uebrigen findet sich unglaublich viel Schablonenwaare, besonders hat sich der Chefredakteur, Herr Emil Barthel, durch eine lyrische Impotenz, durch ein klägliches Epigonentalent ersten Ranges ausgezeichnet. Uns mit besonderer Hochachtung vor der Lyrik der Gegenwart, speziell der, welche in sächsisch-thüringischen Treibhäusern gezogen wird, zu erfüllen — dazu ist das vorliegende Dichterbuch sehr wenig geeignet. C.

„Das Geheimnis von Wagram und andere Studien“ von Karl Bleibtreu (Dresden, Pierson). Im „Geheimnis von Wagram“ wandelt der Dichter auf denselben Bahnen, wie in „Dies Irae“, „Wer weiß es?“ „Napoleon bei Leipzig“, „Deutsche Waffen in Spanien“. Dies von ihm neugeschaffene Genre der Militärnovelle großen historischen Stils sucht speziell das Feldherrnmetier realistisch zu zergliedern. Die hohe Bedeutung des „Dies Irae“ (als nationales Epos der historischen Gegenwart) hat er bisher nie wieder erreicht. Auch „Wer weiß es?“ steht dichterisch hoch über den späteren Leistungen, obschon „Napoleon bei Leipzig“ gedanklich und „Deutsche Waffen in Spanien“ (wenigstens die Abteilung „Vittoria“) technisch reifer sein mögen. Auch „Das Geheimnis von Wagram“ erreicht, bei aller Lebendigkeit und Kraft der Darstellung und trotz der großartigen Geschichtsauffassung, nicht die früheren Werke. — Von den übrigen Studien scheint „Napoleon und seine Marschälle“ am bedeutendsten, obschon hier manche Flüchtigkeit des Stils und ein Bleibtreuscher Hang zum Superlativischen den genialen Inhalt stören. „Die Ursachen der Entscheidung von Waterloo“ wird militärische Leser interessieren. Sein tiefes und umfassendes Wissen in napoleonischer Kriegsgeschichte beherrscht der Autor hier wie immer mit spielender Leichtigkeit. „Von Rossbach bis Sedan“ mag ja auch ganz verdienstlich sein, ist aber mit offenbarer Flüchtigkeit hingeschrieben und wimmelt von bösen Fremdwörtern. „Die Entdeckung des wahren Nibelungendichters“ wird allgemeines Interesse erwecken, obschon die Wöberschen Untersuchungen gerechten Zweifel zulassen. Der Stil, obschon oft von fortreißendem Schwunge und voll innerer Ergriffenheit, leidet an Ueberschwänglichkeiten.

Von dem bekannten Professor Dr. Flach, dem Verfasser der so viel Staub aufwirbelnden Broschüre „Die akademische Karriere“ etc. (bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen) liegt uns aus dem Verlage von Edwin Schloemp in Leipzig eine neue kleine Schrift „Die Einheitsschule der Zukunft.“ Ein Mahnwort für Alle, vor, welche besonders den Philologen und Pädagogen zu lesen sehr zu empfehlen wäre; auch dürfte jeder gebildete Laie dieselbe mit besonderem Interesse aufnehmen.

René Mélinette: „Bohème Militaire“. Paris, Paul Ollendorff. 3 fr. 50 c. „Verbummelte Soldaten“, so kann man etwa den Sinn des französischen Titels wiedergeben. Der Verfasser stellt dar, wie das 160. Linienregiment, Garnison Armagnac unter der Führung eines saumseligen Obersten verkam, indem seine Offiziere sich allen möglichen Leidenschaften hingeben durften. Ein neuankommender Befehlshaber der jungen Schule bringt Ordnung in das verwilderte Offizierkorps, indem er die schlechten Elemente nach und nach beseitigt. — Die Beschreibung der Lebensweise der „Bohémiens“ bildet den Hauptgegenstand des Buches, das daher begreiflicherweise nur mit Vorsicht als Lektüre empfohlen werden darf. Wer sich aber einmal ein Bild davon machen will, wie leichtsinnige junge Leute in Frankreich leben, wer den ganz eigenartigen Humor des jungen Frankreich von seiner leichtfertigsten Seite kennen lernen will, der wird in dem Buche finden, was er sucht; nur mag der Leser sich hüten, von einem Ducorbier, Merlin, oder gar einem Lajon, Maupin u. s. w. auf den ganzen Stand zu schließen.

Die Collection of british authors (Tauchnitz Edition) hat in den beiden neuesten Bänden 2443/44 einen gehaltvollen Roman „Borderland“ von der bekannten Schriftstellerin Jessie Fothergill zum Inhalte. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

„Die Jagd des Todes“. Roman von Leo Warren 2 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der Leser wird in diesem Roman auf die Insel Man im irischen Meer geführt, deren ganz eigentümliche Verhältnisse selbst vielen Engländern völlig unbekannt sind. Die kleine Insel, welche noch von dem fast ganz rein erhaltenen altkeltischen Stamm des Volkes der Manx bewohnt wird, das einst hier ein großes und mächtiges Königreich der Inseln bildete, nimmt eine ganz besondere Stellung in dem großbritannischen Staate ein. Die Argylls besaßen bis zum vorigen Jahrhundert die Insel als Könige von Man. Die Krone erkaufte sie und so wird sie jetzt von der Königin von England beherrscht, aber nur in der Form der Personalunion. Die patriarchalischen Zustände der einsamen Insel bilden den Untergrund des Romans, dessen Verwickelungen dadurch entstehen, dass eine junge, reiche Erbin aus London von ihrem Arzte nach der Insel als klimatischem Kurort geschickt und von einem jungen Lord dort aufgesucht wird. Die Gegensätze zwischen den Verhältnissen und Anschauungen des Londoner Highlife und der einfachen Natürlichkeit des Volkes der Manx führen zu scharf zugespitzten Konflikten, die endlich in dem rein menschlichen Gefühl einer wahren und reinen Liebe ihre Lösung finden.

„Stammbuch des Studenten“. 8°. 320 Seiten (früher bei W. Spemann in Stuttgart. Preis 5 Mk.), jetzt von Gustav Fock in Leipzig gebunden zum herabgesetzten Preise von 1 Mk. zu beziehen.

M. Jacquinet. „Petits Contes d'un Philosophe". Paris, Paul Ollendorff. 1886. 3 fr. 50 c. Der Verfasser stellt allerlei philosophische Betrachtungen über Staatswesen an. „Das Reich der drei Inseln" ist die Hauptgeschichte betitelt (Königsinsel, Insel der Freiheit, Insel des Fortschritts), der wir weniger Geschmack abgewinnen konnten als den nachfolgenden kleineren Abschnitten, in denen Jacquinet über den Ursprung des Elends auf Erden, über Freiheit von Handel und Gewerbe sowie über die Eitelkeit des Ruhmes Betrachtungen anstellt. Von den übrigen Geschichten, deren jede mehr oder weniger paradoxe Lebenswahrheiten erläutern sollen, haben uns am meisten angesprochen „Die Abende bei einem Menschenfeinde" und „Zwei Lebensmüde". „Die Blumen des Paradieses" ist ein orientalisches Märchen, „Kannitverstan" eine Übersetzung der gleichnamigen Hebelschen Erzählung.

„Schwankende Herzen." Roman von Wilhelm Berger. Mit Original-Illustrationen von E. Thiel und L. Bechstein. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Dieser Roman, der in der Gegenwart spielt, charakterisiert mit seinem Titel das eigentümliche Verhalten zweier, in den Vordergrund der Handlung gerückten Liebespaare, welche, obgleich sie sich von Herzen zugethan sind, dennoch erst durch außergewöhnliche Ereignisse zur Vereinigung gedrängt werden, und auch dann, nach vollzogener Ehe, noch eine Reihe weiterer Prüfungen durchmachen müssen, ehe sie endlich zu derjenigen Stärke und Reinheit der Neigung gelangen, welche ihnen ihr künftiges Glück verbürgt. Dieses zwar einfache, aber interessante Problem hat der Verfasser zu einer reich bewegten Handlung ausgestaltet, und in seinem Roman eine Reihe von Lebensbildern aus verschiedenen Kreisen der Gesellschaft gegeben, die den Eindruck der unbedingten Naturwahrheit machen, und deshalb auch mit der vollen Gewalt der Aktualität auf den Leser wirken. — Das Buch bietet viel Abwechselung und wird auch denjenigen auf das Angenehmste unterhalten, der im Allgemeinen kein Freund von Romanlektüre ist. — Die den Text begleitenden Illustrationen sind eine wertvolle Zugabe und erfüllen sehr glücklich ihre Bestimmung, den Schauplatz der Handlung und die darauf agirenden Menschen der phantasie des Lesers zu vermitteln.

Erschienene Neuigkeiten.

„Theatralia." Harmloses aus der Koulissenwelt von von Wenckstern. — Berlin, Walther & Apolant. Eine launig und unterhaltend geschriebenes Werkchen.

„Russisches Novellenbuch." Eine Sammlung russischer Erzählungen, übersetzt von Constantin Jurgens. I. Band. — Leipzig, Carl Cnobloch und Mitau, Fr. Lucassche Buchhandlung.

„Italienische Chrestomathie", mit besonderer Berücksichtigung der Neuzeit", Abschnitte aus den besten Autoren von Dante bis zur Gegenwart, mit litteraturgeschichtlichen Einleitungen und biographischen Notizen zusammengestellt von G. Büler und W. Meyer. — Zürich, Fr. Schulthess.

„Maria von Brabant." Ein historisches Trauerspiel in fünf Akten von Anton Edel. — Würzburg, A. Stubers Verlagsbuchhandlung.

„König Rudolf." Trauerspiel in fünf Akten von Adolf Vogeler. — Minden, J. C. C. Bruns.

„Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen", von Eduard Paulus. Mit 24 Illustrationen von Gustav Closs. — Stuttgart, Krabbe.

Italienische Novitäten.

Vincenzo Crescini hat seine interessanten Studien über die Jugendgeschichte Boccaccios gesammelt und, in einem Bande vereinigt, soeben bei Löscher in Turin unter dem Titel „Contributo agli studi sul Boccaccio" herausgegeben.

Antona Traversi und D. Bianchini veröffentlichten „Lettere inedite di Luigia Stolberg contessa d'Albany a Ugo Foscolo e dell' ab. di Breme alla contessa d'Albany", ein Briefwechsel, der für die Geschichte der italienischen Litteratur im Anfange dieses Jahrhunderts von hoher Bedeutung ist. — Rom, Molino.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl [illegible]treu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 17. — Leipzig, den 23. April. — 1887.

Inhalt:

Ludwig Uhland.

In memoriam.

Von Adolph Kohut.

Wie groß ist die Zahl der Lyriker, welche in diesem Jahrhundert um die Herrschaft auf dem deutschen Parnass im Schweiße ihres Angesichts sich abgemüht! In Reih' und Glied aufmarschiert — würden sie gewiss ein stattliches Armeekorps abgeben! Und doch wie gering ist die Summe derjenigen Dichter von Gottes Gnaden, welche sich die Unsterblichkeit ersungen haben, — die Unsterblichkeit nicht bloß in den Annalen der Litteraturgeschichte, sondern auch im Herzen des deutschen Volkes! Wenn man nach der papiernen Unsterblichkeit, welche in manchen Litteraturgeschichten gewissen Poeten garantiert wird, die Lyriker beurteilen wollte, so wäre deren Zahl freilich Legion. Und doch lebt nur ein solcher Genius fort und fort, auch für die kommenden Geschlechter, dessen Lieder von Mund zu Mund erklingen, die ewig jung bleiben, weil sie das Herz erfreuen oder erschüttern, weil sie Volkslieder in des Wortes bester Bedeutung geworden sind.

Derartige Genien aber kann man an den Fingern abzählen und es bleiben noch Finger übrig. Unstreitig gehört Ludwig Uhland, dessen hundertjährigen Geburtstag am 26. d. M. ganz Deutschland in pietätvoller Erinnerung begeht, zu diesen „ragenden Gipfeln" der Lyrik, welche, gleich den Riesenbäumen des Urwalds, eine unverwüstliche Lebenskraft in sich haben und die Jahrhunderte überdauern, der Vernichtung trotzen werden.

Neben Schiller, Goethe und Heine ist Ludwig Uhland der volkstümlichste Lyriker Deutschlands. Kein Dichter ist mehr in Musik gesetzt worden, als er — denn seine Balladen und Romanzen sind ja die verkörperte Musik und es war ganz naturgemäß, dass seit Jahrzehnten die namhaftesten Lieder-Komponisten Deutschlands sich dieser Perlen der Lyrik bemächtigten.

Wer kennt nicht jene berühmten Gedichte, welche in allen Schullesebüchern, Anthologien, Musikstücken, Konzertsälen, im Chorgesang u. s. w. eine so bedeutsame Rolle spielen? Ich nenne nur die folgenden: „Frühlingsglaube", mit der Anfangsstrophe:

> „Die linden Lüfte sind erwacht,
> Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
> Sie schaffen an allen Enden.
> O frischer Duft, o neuer Klang!
> Nun, armes Herze, sei nicht bang!
> Nun muss sich Alles, Alles wenden."

Ferner das hohe Lied von der Dichtkunst: „Freie Kunst", mit den Worten beginnend:

> „Singe, wem Gesang gegeben,
> Im deutschen Dichterwald!"

Das begeisterte Freiheitslied: „Am 18. Oktober 1816", welches so oft citiert wird:

> „Wenn heut ein Geist herniederstiege,
> Zugleich ein Sänger und ein Held."

Ganz abgesehen von den zahlreichen Balladen und Romanzen, die jeder Gebildete auswendig weiß, wie z. B.: „Das Schloss am Meere", „Des Gold-

schmieds Töchterlein“, „Der Wirtin Töchterlein“, „Der gute Kamerad“, „Siegfrieds Schwert“, „Des Sängers Fluch“ und verschiedene andere.

Und diese Volkstümlichkeit haben die Gedichte Ludwig Uhlands durchaus verdient. Der größte schwäbische Dichter ist gewissermaßen die Verkörperung deutscher Treue, deutscher Gefühlsinnigkeit, Gemütstiefe, Charakterstärke, Wahrhaftigkeit und Biederkeit. In diesen Versen klingt, jubelt, klagt und stürmt all' das, was das deutsche Volk in seinem Innersten erfreut und betrübt, was es empfindet und denkt.

Besonders für unsere Gegenwart hat der große Dichter ein ganz spezielles — um in dem Zeitungsjargon zu sprechen — ein ganz aktuelles Interesse. Ludwig Uhland war nämlich ein Talent und ein Charakter. Keine zwei Seelen wohnten in seiner Brust wie bei Heinrich Heine, vielmehr sind bei ihm Leben und Dichtung eins: seine Poesie ist das Spiegelbild seines edlen Charakters, seines kühnen Mannesmutes, seines unbeugsamen Charakters, seines unentwegten Rechtsgefühls. „Recht und Freiheit“ sind die Angelpunkte der Uhlandschen Lieder. Er ist kein Erfolgsanbeter, er schmeichelt nicht den Größen des Tages, er stellt seine Leier nicht in den Dienst des Fanatismus und einer sklavischen Gesinnung, sondern er verkündet, ein flammender Cherub des Volksgewissens, jene ewigen Rechte, welche mit uns geboren sind. Er konnte sich nur ein starkes, auf Recht und Gesetz gegründetes, vom Genius der Freiheit durchwehtes Vaterland denken. Aller Hohn und alle Schmähungen beirrten ihn keinen Augenblick — sein ganzes Glaubensbekenntnis ist in den berühmten Worten enthalten*):

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Dass, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Dass er allein in seinen Händen
Den Reichtum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt!

Die Gnade fließet aus vom Trone,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut . . .

Selbst in dem kleinsten Uhlandschen Gedichte zeigt sich der Dichter von Gottes Gnaden. Er singt, weil ihm Gesang gegeben im deutschen Dichterwald. Wenn der Poet einmal wünscht, dass der Atem Gottes wehen möge, wo Deutsche sich grüßen — so gilt dieses Wort auch von der Dichtung des herrlichen Mannes. Wie fernes Glockengeläut, wie feierliche Sabbatstille, wie ein Hauch unendlicher Seligkeit — erscheinen uns die meisten dieser unvergleichlichen Lieder. Grazie und Anmut ist all diesen zauberischen Poesien eigen, und selbst wenn sie grollen und donnern, wird nirgends die Grenze des Schönen überschritten. Weltschmerz und Koketterie mit verlogenen Gefühlen und Empfindungen ist seiner Muse durchaus fern — Uhland ist ein Mann, nehmt Alles nur in Allem! Ganz wundervoll hat Ludwig Uhland seine dichterische Eigenart in dem stimmungsvollen Lied: „Des Dichters Abendgang“ ausgedrückt:

Ergebst du dich im Abendlicht
(Das ist die Zeit der Dichterwonne),
So wende stets dein Angesicht
Zum Glanze der gesunknen Sonne!
In hoher Feier schwebt dein Geist,
Du schauest in des Tempels Hallen,
Wo alles Heil'ge sich erschleußt
Und himmlische Gebilde wallen.

Wenn aber um das Heiligtum
Die dunkeln Wolken niederrollen,
Dann ist's vollbracht, du kehrest um,
Beseligt von dem Wundervollen.
In stiller Rührung wirst du geh'n,
Du trägst in dir des Liedes Segen;
Das Lichte, das du dort geseh'n,
Umglänzt dich mild auf finstern Wegen.

Wenn auch Ludwig Uhland als Dichter hinlänglich gewürdigt ist, so ist, zu unserm Bedauern, seine nicht minder epochemachende Bedeutung als Sagenforscher germanischen Altertums noch keineswegs so allgemein bekannt, als man füglich erwarten sollte. Er gehört zu den Bahnbrechern germanischer Wissenschaft. Seine Schrift über „Walther von der Vogelweide“ ist noch heutzutage ein Vorbild für alle derartigen Untersuchungen. Nur kurze Zeit hindurch war Uhland Professor in Tübingen, und doch haben seine 1830 vor einem begeisterten Auditorium in Tübingen gehaltenen Vorlesungen: „Ueber Geschichte der deutschen Poesie im 13. bis zum 14. Jahrhundert“ die germanistische Forschung gar mächtig gefördert, denn Uhland verband mit der gewissenhaftesten wissenschaftlichen Forschung und Durchbildung seines mühsam gesammelten Stoffes Frische und Schwung poetischer Darstellung. Erst nach seinem Tode erschienen seine germanistischen Studien in acht starken Bänden, und dieselben bilden eine wahre Fundgrube betreffs der Geschichte der Dichtung und Sage germanischer Vorzeit.

Nicht die gleiche Bedeutung wie als Lyriker und Germanist kann Uhland als Dramatiker beanspruchen. Wie mächtig auch der Drang in ihm lebte, die aus Geschichte und Sage geschöpften Gestalten dramatisch darzustellen, und wie edel, markig und ergreifend auch der dramatische Stil unseres Poeten ist, so fehlte ihm doch jene packende Gestaltungskraft, welche erst dem Schauspiel wahre Lebensfähigkeit verleiht. Seine namhaftesten zwei Dramen sind „Herzog Ernst von Schwaben“ und „Ludwig der Bayer“, daneben produzierte er mehrere kleinere, selbst in ihrer unvollendeten Gestalt hochinteressante

*) Vergleiche meine soeben erschienene Schrift: „Ludwig Uhland. Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer biographischen Charakteristik und dem Porträt des Dichters.“ Von Dr. Adolph Kohut. Dresden und Leipzig, 1887, E. Piersons Verlag.

Stücke. „Herzog Ernst von Schwaben“, im Juli 1817 vollendet, feiert gleichfalls die deutsche Treue und Charakterstärke und wurde zum ersten Male in Hamburg am 5. Mai 1819 aufgeführt. „Ludwig der Bayer“ verdankt sein Entstehen einem im Jahre 1817 erfolgten Konkurrenzausschreiben der Intendanz des Münchener Hoftheaters, ohne jedoch den Preis zu erhalten. Leider ist dieses Drama bisher noch nirgends aufgeführt worden, so dass man nur schwer beurteilen kann, welche Wirkung dasselbe von der Szene aus auf das Publikum ausüben würde.

Immerhin ist auch in den dramatischen Arbeiten Uhlands hoher Gesinnungsadel und reine Vaterlandsliebe verkörpert. Mag aus der Fülle der schönsten Sentenzen, welche in diesen Stücken sich vorfinden, hier zur Charakteristik des Uhland'schen Geistes Einiges mitgeteilt werden:

> Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
> Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
> Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
> Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst.
>
> Wohl traurig ist's, wenn rühmliches Verdienst
> Durch spätre Ungebühr verdunkelt wird,
> Erfreulich aber, wenn, noch unerstickt,
> Der bessre Geist zum Rechten sich ermannt
> Und alten Ruhm erneuet.
>
> Das ist das Los der Besten, dass an sie
> Vielfacher Anspruch sich begehrlich drängt;
> Wo Segen quillt, da wallet Jeder hin.
>
> Seid echte Ritter, tapfer, fromm und treu!
> Seid Gottes Diener, ehret eure Fraun!
> Die Wittwen schützet und die Waisen schirmet!
> Der Unschuld helfet und das Unrecht straft!
> Wenn euch der König ruft zur Schlacht und Streit,
> Zieht aus die ersten, kehrt die letzten heim!
> Von Allem heute, wo der höchste Kampf
> Gestritten wird, der Kampf um Kron' und Reich,
> Seid unverdrossen, seid wie Löwen kühn!

Es würde nicht in den Rahmen dieses Journals passen, wollte ich hier von der Stellung Ludwig Uhlands als Politiker und Parteiführer in Württemberg sprechen, nur das Eine sei erwähnt, dass er zu denjenigen gehörte, die nie ihre Ansichten wechselten, nie zwischen der ersten und zweiten Lesung „umfielen“, nie ein Opfer ihrer Ueberzeugung brachten, sondern an dem einmal eingenommenen Standpunkt „sincere et constanter“ festhielten.

Er verschmähte Orden und Ehrenzeichen aller Art und hatte kein Verständnis für diese „Kinderklappern“ für große Kinder. Selbst die ihm einst durch Alex. von Humboldt angetragene Ernennung zum Mitgliede des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Kunst lehnte er in einem Schreiben vom 2. Dez. 1853 ab. Dieser interessante Brief, welcher auf die Denkungsart des großen Mannes ein bezeichnendes Schlaglicht wirft, lautet u. A. also: „Dieser Gunsterweis . . . verpflichtet mich, jetzt schon unrückhaltig zu sagen, dass ich mit litterarischen und politischen Grundsätzen, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verleugnet habe, in unlösbaren Widerspruch geraten würde, wenn ich in die mir zugedachte, zugleich mit einer Standeserhöhung verbundene Ehrenstelle eintreten wollte. Dieser Widerspruch wäre um so schneidender, als nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen, auf dessen Planken auch ich geschwommen bin, es mir nicht gut anstände, mit Ehrenzeichen geschmückt zu sein, während Solche, mit denen ich in Vielem und Wichtigem zusammengegangen bin, weil sie in der letzten Zerrüttung weiterschritten, dem Verluste der Heimat, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurteil verfallen sind, und doch, wie man auch über Schuld oder Unschuld urteilen mag, weder irgend ein Einzelner, noch irgend eine öffentliche Gewalt sich aufrichtig wird rühmen können, in jener allgemeinen, nicht lediglich aus kranker Willkür, sondern wesentlich aus den geschichtlichen Zuständen des Vaterlandes hervorgegangenen Bewegung den einzig richtigen Weg verfolgt zu haben. Der politisch parteilose Standpunkt, den das verehrte Ordenskapitel einnimmt, das ausgezeichnete Wohlwollen, das mir in jetziger Zeitlage doppelt erfreuend zugewandt wird, müssen, ich fühle das sehr wohl, den Tadel schärfen, der unvermeidlich über meinen Entschluss ergehen wird; aber Ueberzeugungen, die mich im Leben und im Liede geleitet haben, lassen mir keine Wahl, so wenig sie dem lebhaften Danke Eintrag tun, mit dem mich die mir in hohem Grade ehrenvolle Beschlussnahme des Kapitels erfüllt hat.“

So ehren wir in Ludwig Uhland die seltene Vereinigung des edlen Menschen und großen Dichters, des Freiheitssängers und Patrioten zugleich!



Französische Litteratur.

I.

Ich halte den gegenwärtigen Zeitpunkt für ganz besonders geeignet, um mit einer Reihe von kritischen Monatsberichten über die französische Litteratur, die ich an dieser Stelle zu veröffentlichen gedenke, zu beginnen. Eine lebhafte Bewegung macht sich im Augenblick zu Gunsten der Litteraturen der nördlichen Völker bemerkbar und die Pariser Verleger sind sammt und sonders von einem wahren Uebersetzungsfieber, das mit außergewöhnlicher Heftigkeit auftritt, befallen. In erster Linie ist es Russland, dem aus dieser Bewegung in letzter Zeit ein entschiedener Vorteil erwächst, ein Vorteil, der allerdings ein rein idealer bleiben muss, da ja bei dem Fehlen jeglicher litterarischen Vereinbarung zwischen Frankreich und Russland von einem nennenswerten materiellen Erfolg kaum die Rede sein kann. Wenn

Frankreich heute mehr große russische Schriftsteller kennen sollte, als Russland tatsächlich aufzuweisen hat, so würde dieser Umstand keineswegs unsere Verwunderung zu erregen brauchen: es ist das die natürliche Folge der plötzlich erwachten närrischen Vorliebe für Alles, was russisch heißt; und diese Russen-Manie hat zum großen Teil die litterarischen Sünden verschuldet, die einige Uebersetzer begingen, da sie dem Drängen der Verleger nach Uebersetzungen aus dem Russischen schlechterdings nicht mehr zu genügen vermochten. Nicht immer ist der gute Geschmack bei der Wahl des zu Uebersetzenden ihr Führer gewesen, man vermisst bei ihnen mitunter jedes Unterscheidungsvermögen für Gut und Schlecht und häufig fehlt es an jedem Eklektizismus.

Nach und nach nahm diese litterarische Bewegung immer größere Dimensionen an und wandte sich schließlich auch Deutschland zu, das durch die allgemeine politische Lage, die sich immer gefahrdrohender zuspitzte, mehr als je in den Vordergrund des Interesses gerückt war. Die anfängliche Sensationslitteratur über Deutschland, die durch die buchhändlerische Spekulation ins Leben gerufen war, machte bald einer ernsteren Auffassung Platz. Man begann sich mehr und mehr mit deutschen Verhältnissen zu beschäftigen und Deutschland bildete bald für Frankreich den Gegenstand eines gründlichen und umfassenden Studiums.

Die voraussichtliche Gefahr, die in mehr oder weniger naher Zukunft drohte, die begreifliche Neugierde, die durch eben diese Gefahr beständig in Atem gehalten wurde, hat anfangs die Blicke auf die am wenigsten vorteilhaften Seiten des germanischen Volkes gelenkt; es ist Dies eine Aeußerung der öffentlichen Meinung, die man stets am Vorabend drohender politischer Verwickelungen beobachten kann. Aber diesmal blieb man nicht dabei stehen und heute hat das Publikum, das den Dingen jenseits des Rheins unausgesetzt seine Aufmerksamkeit lieh, das lebhafte Verlangen einen Vorgeschmack von deutscher Litteratur zu erhalten. Die Revuen haben denn auch dieser Regung Rechnung getragen, die Tagesblätter sind ihrem Beispiel gefolgt, und die Verleger haben sich ihrerseits beiden angeschlossen. In Kurzem erscheinen Uebersetzungen der Hauptwerke von Spielhagen und Freytag, andere Werke werden in verhältnismäßig kurzer Zeit diesen folgen.

Ich meinerseits freue mich das Meinige dazu beigetragen zu haben und noch heute dazu beizutragen, dass diese Bewegung stetig an Ausdehnung gewinnt. Die Freude, die ich heute empfinde, wo es mir vergönnt ist, an dieser Stelle von der französischen Litteratur zu sprechen, war nicht weniger lebhaft als ich dem französischen Publikum einige Werke von Heiberg, Jensen, Junghans und Anderen darbieten konnte, sie wird noch lebhafter sein, wenn ihre Aufnahme eine wohlwollende sein wird. Und das Gefühl, das mich kürzlich dem deutschen Buchhandel einen längeren Aufsatz im „Livre“, der bedeutendsten bibliographischen Revue Frankreichs, widmen ließ, soll mir auch Führer sein bei meinen Wanderungen durch die französische Litteratur: Die Liebe zur Litteratur um ihrer selbst willen, unter welchem nationalen Gepräge sie auch auftreten mag, in welcher Zunge sie auch zu mir sprechen mag.

Dass bei dieser Anschauung weder chauvinistische Grundsätze noch Voreingenommenheit für diese oder jene litterarische Richtung in Frage kommen können, wird man begreiflich finden.

II.

Einige Novellisten.

Im Allgemeinen sind Novellensammlungen in der gegenwärtigen Epoche unserer Litteratur nicht allzu häufig anzutreffen. Das Publikum hat die Gewohnheit und den Geschmack hierfür verloren, seitdem sich die allmächtige Mode für die 3,50 Frcs.-Bände, die in einem Bande einen vollständigen Roman zum Abschluss bringen, erklärt hat; trotzdem wagen sich hin und wieder einige Novellensammlungen ans Tageslicht und wir greifen im Nachstehenden ein gutes halbes Dutzend heraus, die, in jeder Beziehung tüchtige Leistungen, als wertvolle Bereicherung der novellistischen Litteratur gelten können.

„La Marie Bleue“*) ist die längste und die rührendste der drei Novellen, die der Autor unter ebendiesem Gesammttitel zu einem Bande vereinigt hat. Es ist die traurige Odyssee eines hübschen jungen Mädchens, das ihre Eltern verlässt, um seinem Geliebten nach Amerika zu folgen, und das nach einigen Jahren, arm und elend, ins väterliche Haus zurückkehrt. Ein Hauch jugendlicher Frische und Ursprünglichkeit liegt über dem Buche ausgebreitet und der ländlich-naive Ton der Sprache ist von einem eigentümlichen Liebreiz, der den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt anzieht und fesselt. Dieser im Rococogeschmack gehaltene Stil mit seinen zahlreich angewandten archaistischen Wendungen verleiht der Lektüre einen eigenartigen Reiz und in ihm liegt meines Erachtens nach das eigentlich Anziehende des Buches. Ebenso wie in den beiden übrigen Erzählungen, so bildet auch in „La Marie Bleue“ das Land der Basken den Schauplatz der Handlung, jenes Land, „das der Teufel bekanntlich einst während sieben Jahren zu seinem Aufenthalt wählte, mit der Absicht, die Sprache des Landes zu lernen, um dann mit der Macht seiner Beredtsamkeit wirken zu können. Als aber die sieben Jahre um waren und er in seinen

*) La Marie Bleue par Ch. de Borden, 1 vol. Paris maison Quantin 3,50 Frcs.

Sprachstudien auch nicht einen Schritt weiter gekommen war, zog er missmutig wieder von dannen; ein entsetzlicher Fluch, den er sich im Laufe der Zeit angewöhnt hatte, war der einzige Gewinn seines langjährigen Aufenthalts."

Ein ungeheuerer Abstand trennt diese liebenswürdigen Erzählungen von den vier Novellen, die Camille Lemonnier unter dem Kollektivtitel „Le Mort" zu einem Bande vereinigt hat.*) Seit geraumer Zeit schon nimmt Camille Lemonnier unter den hervorragenden französischen Schriftstellern der Neuzeit einen ehrenvollen Platz ein, ohne dass es indessen seinen Schöpfungen bisher vergönnt war, einen großen buchhändlerischen Erfolg zu erzielen. Seine brutale und dabei geschraubte Manier gefällt eben nicht Jedermann. Die Kunst, gut zu schreiben, ist ihm darum nicht weniger geläufig, und es giebt im Grunde genommen nur ein Bedenken von wirklich schwerwiegender Bedeutung, das gegen ihn geltend gemacht werden kann: er besitzt eine allzu zügelloses Temperament, das in seiner Unbändigkeit weder Maß noch Ziel kennt und zeigt andrerseits eine Bieg- und Schmiegsamkeit des Geistes, die ihn allzu empfänglich für fremde Eindrücke machte und Schuld daran ist, wenn er oft ohne Wissen und Wollen fremde Einflüsse auf sich einwirken lässt. Von diesen Fehlern ist jedoch in „Le Mort" nichts zu merken. (Ich will gleich vorausschicken, dass ich unter diesem Namen nur die erste Novelle verstanden wissen will, die drei Anderen, so sehr sie auch in jeder Zeile die spezifische Eigenart ihres Verfassers zeigen, kommen meines Erachtens nach der Ersten an Wert nicht gleich). Lemonnier hat mit dieser Novelle ein kleines Meisterwerk geschaffen und, wie groß auch die Laufbahn, die noch vor ihm liegt, sein mag, wie glänzend sein Talent auch ist, ich zweifle, dass er jemals etwas Besseres schreiben wird. Die eigentliche Handlung in „Le Mort" ist an sich betrachtet von gar keinem Belang: Zwei Brüder, zwei vertierte Bauernlümmel, die aus Habgier, aus unstillbarem Golddurst zu Mördern werden und die die Liebe, die brünstige Leidenschaft für ein Weib in solchem Grade toll macht, dass sie nahe daran sind, einander mit Haut und Haar zu verschlingen. Das ist Alles! Es ist nur eine düstere Szene aus dem sozialen Leben, die sich hier vor unseren Augen entrollt und düster wie die Handlung ist auch der Schauplatz, auf dem sie sich abspielt, dieser Weiler mit seinen armseligen acht Hütten, der weltverloren, tief im Tale verstekt in einer unheimlich-traurigen Gegend gelegen ist. Und auf dieser Bühne mit ihrem düsteren Hintergrund bewegen sich drei Wesen, die durchaus nichts von der Vollkommenheit des Ideals an sich haben, deren Denken und Handeln vielmehr der getreue Ausdruck ihrer Naturanlage und der Verhältnisse, in denen sie leben, ist. In dem grellen Licht der schauerlichen Beleuchtung, die auf sie fällt, wächst ihre wilde, trotzige Silhouette zu unnatürlicher Größe empor. Wie ich schon oben sagte, „Le Mort" steht weit über allem, was Lemonnier bis jetzt geschaffen hat; die Ausführung ist der Größe der Konzeption würdig und steht, was noch mehr sagen will, in innigem Einklang mit dieser; zu der glutvollen Leidenschaft, die das Ganze durchpulst, passt prächtig der kurze gedrungene Stil und die nüchterne rüde Sprache, die oft sogar etwas verletzend Rohes an sich hat.

Mussten wir vom Baskenlande aus ganz Frankreich durchwandern, um Camille Lemonnier auf wallonischer Erde anfzusuchen, so müssen wir von hier aus einen kleinen Abstecher nach der Normandie machen, die Guy de Maupassant in seinen neuesten Erzählungen zum Schauplatz der Handlung gewählt hat. Vor mir liegen zwei Bände, die ihn zum Verfasser haben: Die „Contes de la Bécasse" und die „Contes choisis"**), beides entschieden bedeutende Leistungen und seinen bisher erschienenen „Contes" in nichts nachstehend; denn Novellen im eigentlichen Sinne des Worts sind Maupassants Schöpfungen nicht, oft bauen sie sich auf einer ganz geringfügigen Begebenheit auf, oft auch ist es irgend ein dramatischer Konflikt moralischer oder physischer Natur, der den Untergrund bildet. Beide Arten sind in den vorliegenden Bänden vertreten: „Le cochon de Morin", „Pierrot", „Les Sabots" in den „Contes de la Bécasse", „Le Petit Fût", „Acheval", „La Ficelle", „La Bête à maître Belhomme" in den „Contes choisis" gehören dem scherzhaft-humoristischen Genre an, während „Menuet", „Un fils", „La Rempaïlleuse" im ersten Bande, „Mademoiselle Perle", „La peur", „En mer" im zweiten mehr nach der dramatischen Seite hinneigen. Alles, was über Guy de Maupassant gesagt werden kann, ist bereits gesagt worden, denn wenig Schriftsteller haben es verstanden, so rasch ihren Weg zu machen wie er. Dass zu diesem glänzenden Erfolge der Moderummel, der in Frankreich nun einmal von jeder Sache, die Beifall findet, unzertrennlich ist, sein gut Teil beigetragen hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Maupassant ist kein großer Stilist, er verachtet jene harmonische Wirkung, die eine vorteilhaft gewählte Wortgruppierung, ein geschickter Satzbau hervorzubringen vermögen oder — es mangelt ihm absolut an Verständnis dafür. Neben prächtig gewählten lokalen Redewendungen, wahren Typen, die er seinen normännischen Helden — nebenbei gesagt gleichen sie in nichts ihren Vorfahren, den Normannen — in den Mund legt, finden sich auch vulgäre Ausdrücke, die mitunter ans Tri-

*) „Le Mort" par Camille Lemonnier. Paris. A. Piaget. 1 vol. 3,50 Frcs.

**) Contes de la Bécasse, 1 vol. 3,50 Frcs. — Contes choisis, avec 108 dessins de Jeanniot, 1 vol. 10 Frcs. — Beide in der „Librairie illustrée" erschienen.

viale grenzen. Nichtsdestoweniger darf Maupassant als ein Meister dieses Genres gelten; seine wunderbare Beobachtungsgabe, die Schärfe seiner Auffassung und das Liebenswürdige und Bestimmte seiner künstlerischen Eigenart sind Vorzüge, die seine beispiellose Beliebtheit gerechtfertigt erscheinen lassen. Wir würden uns einer Unterlassungssünde schuldig machen, wenn wir schließlich nicht noch die mustergültige Ausstattung der beiden Bände erwähnen wollten; besonders die „Contes choisis" sind mit einer Sorgfalt und einem Luxus ausgestattet, die das Buch bei allen Bibliophilen bald zu einem gesuchten Gegenstande machen werden.

Wie in den meisten der Maupassant'schen Erzählungen, wird auch in den vorliegenden die patriotische Saite berührt. Der tragische Abschluss, den die Mehrzahl derselben findet, ist durch die Wahl des Stoffes bedingt, liegt ja doch fast allen diesen patriotischen Erzählungen irgend ein Ereignis aus dem Kriege 1870/71 zu Grunde.

Ein Meisterwerk dieser Gattung war es auch mit dem Maupassant seiner Zeit in die litterarische Laufbahn eintrat und die dieser Tendenz huldigenden Erzählungen, die sich in seinen verschiedenen Büchern hier und da zerstreut vorfinden, sind nicht das Schlechteste, was er geschrieben hat. „La Folle" und „L'Aventure de Walter Schnaffs" in den „Contes de la Becasse" ebenso wie die „Deux Amis" und „La Mère Sauvage" in den „Contes choisis" gehören dieser Richtung an. Der Patriotismus, wie er uns hier entgegentritt, hat indessen mit dem blinden, fanatischen Chauvinismus nichts gemein. Das zeigt sich so recht in seiner Erzählung „La Mère Sauvage", wo er uns von der Verzweiflung einer Mutter erzählt, deren Sohn vom Feinde getödtet worden ist und die, um den Tod ihres Kindes zu rächen, das Gemach, in dem sich die vier bei ihr einquartierten „Prussiens" befinden, anzündet und die Unglücklichen elendlich in den Flammen umkommen lässt. In dieser Erzählung, die in ihrer furchtbaren Einfachheit einen geradezu überwältigenden Eindruck macht, bricht Maupassant am Schluss in die wehmütigen Worte aus: „Und ich musste unwillkürlich an die Mütter dieser vier Jünglinge denken, die da drinnen in den Flammen zu Grunde gingen."

Dieser Ausruf, dieses Hervorkehren der rein menschlichen Seite ist bezeichnend für seinen Standpunkt.

Louis de Hessem.

Anmerkung. Um das am Anfange meines Berichts über die wachsende Zahl der russischen Uebersetzungen und zwar der schlechten Uebersetzungen Gesagte durch ein Beispiel zu illustrieren, möchte ich zwei Werke des Grafen Leo Tolstoi anführen, von denen das eine „Dernières Nouvelles" in der Nouvelle Librairie parisienne (Alb. Savine), das andere „Polikouschka" in der Librairie academique (Perrin et Cie) erschienen ist. Bei dem ersten macht die miserable typographische Ausführung einen höchst unvorteilhaften Eindruck, bei dem zweiten die übergroße Anzahl von russischen Worten, die der Uebersetzer in den französischen Text mit hinüber genommen hat und die für alle Leser, die des Russischen nicht mächtig sind, eine Quelle des Verdrusses und der Verlegenheit bilden werden. Beide Bücher sind darum nicht weniger interessant, aber sie weisen Flecken auf, mit deren Ausmerzung Jedermann gedient gewesen wäre.

Ungarische Volkslieder.*)

I.

In dem Spätherbst fliegt die Schwalb' nach Osten hin . . .
Komm' ich dir noch, süßes Röschen, in den Sinn?
Weinend-greinend wirst du noch gedenken mein,
Doch im Grabe wird die Lieb' zu späte sein.

II.

Hab' mein Lebtag nicht gestohlen,
Nur in Debreczin ein Fohlen,
Und doch schlug man mich in Eisen,
Schätzchens Herz tät schier zerreißen.

III.

Selbst die Bäume weinen, wo ich gehe, streife,
Welke Blätter fallen von dem zarten Zweige.
Fallet, Blätter, fallet und bedeckt mich Arme,
Denn mein Täubchen suchet mich mit bitterm Harme
Fallet, Blätter, fallet, dicht auf meine Pfade,
Dass mein Schatz nicht wisse, welchen Weg ich habe.

IV.

Stark ist mein Liebster, überaus!
Panduren schlägt er neun im Strauß.
Hört er aber mein Rufen just,
Fällt er mir weinend an die Brust.

V.

Darf ich etwas leis dir sagen:
Möcht'st mich nicht zum Schatze haben?
Schön bin ich und bin auch artig,
Nur bin ich ein Bischen schalkig.

VI.

Längst hab' ich's dem Wanderkranich schon geklagt
Lebe wohl, mein stilles Dörfchen, heißt's gesagt.
Wer mein Johlen hört, der denke gleich daran,
Aus dem Dorfe führt des Allerschlechtsten Bahn.

VII.

Dort am weiten Himmel glänzt ein schöner Stern...
Süßes Schätzchen, wohin ziehst du in die Fern'?
Hierhin, dorthin führt 'ne Straße; aber, gelt,
Wird die Fremd' denn heilen — heilen, was dir fehlt?

Kecskemét. Karl Erdélyi.

*) Die ungarischen Volkslieder sind sehr kurz, und wenn auch manche mehrere Strophen haben, so wird doch gewöhnlich nur eine oder zwei gesungen.

Zur neuesten hellenischen Litteratur.

III.*)

Alles bisher Mitgeteilte war und ist vom Dichter Volk ausgegangen. Anders verhält es sich mit solchen dialektischen Dichtungen, welche von Kunstdichtern in irgend einer ihnen geläufigen Volksmundart verfasst sind. Diese tragen, auch wenn sie in Rhythmus und Sprache den volkstümlichen Formen trefflich angepasst sind, immer den Stempel der Kunstform an sich, wie beispielsweise das folgende Gedicht von Geo. Drossinis in epirotischer Mundart:

Die Wunderblume (Drossinis, *Eid.*, 119).

Vom tausendblüt'gen Blumenschmuck der Fluren,
Vom Lenz zum Winter sprossend aus der Krume,
Such' ich von einer einz'gen nur die Spuren:
Der Wunderblume.
Tags über ist sie nur ein niedrig Kraut
Und Keiner findet's, möcht' er's noch so gerne —
Doch wenn es nachtet glänzt im Wald es traut,
Als wären's Sterne.

Und fügt es sich an irgend einer Stelle,
Dass Schäflein es benagen, wie sie schweifen, —
Gleich leuchten ihrer Zähne Reihen helle
Wie goldne Streifen;
Denn diese Blume hat seit alter Zeit
Von ihrer Mutter, der Natur, erlanget
Dass, was sie nur berührt, mit Holdigkeit
Im Gold erpranget.

Wär' solche Zauberblume je in meiner Hand,
O denke nur, was schenkt' ich dir für Sachen!
Zu purem Golde ließ' ich dein Gewand
Sogleich sich machen.
Und reichen Goldstoff spreitete ich aus
Wo deine Füße wandeln, sie zu schonen, —
Und bauen wollt' ich dir ein golden Haus,
Darin zu wohnen!

Die unschätzbare Blume rührte dann mit Wonne
Ich an dein Haar, mit Goldglanz es durchziehend,
Dass du es trügst wie einer Königin Krone,
Dein Haupt umglühend.
Und wenn ich so mit Zier und Ehren dir
Glanzreich geschmückt den Wunderleib, den süßen,
Erbäte ich als einz'ge Gabe mir,
Dich sanft zu küssen.

Ob auch das Wunderkraut im Walde blühet,
Ich weiß den Weg zu ihm nicht zu ergründen;
Jedoch ein ander Kräutlein, das im Herzen glühet,
Weiß ich zu finden.
Auch dieses, wie die Zauberblume, macht
Was daran rührt, dem Golde gleich, erglühen, —
Als Wundergabe hat die Himmelsmacht
Es uns verliehen.

Man nennt sie Liebe, diese zarte Blüte,
Im tiefsten Herzen nur mag sie erstehen —
Doch unerkannt prangt kurz sie im Gemüte,
Muss siech vergehen!
Voll Liebreiz, Duft und frischen Hauches weht
Mir blühend in der Brust die edle Dolde — —
Darf ich sie weihen dir, eh' sie vergeht? — —
Nimm sie, du Holde!

oder die folgende Sage vom Menschenfresser, die sich aus den mittelgriechischen Ritterepen offenbar lebend erhalten hat. Aus

Kappadokische Sagen und Lieder.

(Aus „Ἄσματα καππαδοκικά" συλλεγέντα ὑπὸ Ἀναστασίου Σ. Ἀλεκτορίδου, im Δελτίον τῆς Ἱστορικῆς καὶ Ἐθνολογικῆς Ἑταιρίας τῆς Ἑλλάδος, I. 712–728.)

Hierzu eine kurze Erläuterung.

Schon Alexander der Große hatte hellenische Niederlassungen in Kappadokien veranlasst. Der Einfluss des Christentums, das hier raschen Eingang fand, machte Kappadokien vollends hellenisch. Den hellenischen Charakter haben die Einwohner bewahrt bis heut, wenn auch — infolge der zweitausendjährigen Unterwerfung unter wechselnde Eroberer, — die hellenische Sprache an manchen Orten aufgegeben, viele Sitten der Fremden angenommen wurden. Beweis: die völlige Uebereinstimmung mit den übrigen Hellenen in Volksliedern, Volksanschauungen, Aberglauben und Sagen, nach Fassung und Inhalt, durch das ganze Land und weit darüber hinaus*), letztere mit denselben romantischen Helden (zumeist aus dem Akritischen Cyklus: Andrónikos, Digenis und Andere) und deren Aventiuren.

Die bloße mündliche Weitergabe hatte hier genügt das Alles wunderbar zu erhalten, durch lange Jahrhunderte hindurch trotz den häufigen Einbrüchen von Persern, Arabern, Mongolen, Seldschuken und Osmanen, in einer Form, die noch heut, wo diese Lieder zum ersten Male aufgelesen werden, durchaus hellenisch ist, wenn auch fremde Wörter und fremdartige Wortformen vielfach sich eingedrängt haben.

Und solches geschah, trotzdem dass die Kappadokier von den übrigen hellenisch redenden Klein-Asiaten so gut wie abgesondert lebten, und andererseits so geringe Kunde von ihrer Sprache und Eigenart nach Hellas und dem übrigen Europa gedrungen ist, dass jetzt gar Mancher überrascht sein dürfte, zu erfahren, wie die hellenische Sprache hier noch erhalten ist.

Herr Alektoridis, ein Kappadokier, will durch diese Sammlung von Liedern und Sagen, die er mit Fleiß verglichen und mit Glossen reichlich versehen hat, zum Studium dieses Dialektes sein Scherflein

---

*) Nr. II siehe Magazin 1887, Nr. 4.

*) Als Ortschaften, in welchen das Hellenische die allgemeine Volkssprache ist, führt der Verfasser die folgenden achtzehn an: Φαρτάκαινα, Ἀραβανή, Κούρζονος, Τελμησσός, Σεμενδρί, Οὐλ-Ἀγάτζ, Μισθί, Ἀξό, Λίμνος, Θῆλος, Φλογιτά, Ἀνακοῦ, Μαλακοπιά, Συνασσός, Ποτάμια, Ἀραβισσός, Φάρασσα, Σίλλη (ἐν Λυκαονίᾳ,) fast lauter hellenische Namen.

beitragen. Er hat zu diesem Zwecke in demselben Jahrbuche (I. 480—508) eine kurze Uebersicht der grammatischen Formen und ein Glossar der Mundart von Fertákena*) veröffentlicht, das durch manchen seltsamen Lautwechsel, dem man darin begegnet, auch für nichthellenische Forscher von Interesse sein mag. Eine vergleichende Besprechung dieser Lieder und Sagen ist von ihm in nahe Aussicht gestellt. Ein größeres *Γλωσσάριον συγκριτικὸν Ἑλληνοκαππαδοκικῶν λέξεων ἤτοι ἡ ἐν Καππαδοκίᾳ λαλουμένη Ἑλληνικὴ διάλεκτος καὶ τὰ ἐν αὐτῇ σωζόμενα ἴχνη τῆς ἀρχαίας Καππαδοκικῆς γλώσσης ὑπὸ Π. Καρολίδου, ἐν Σμύρνῃ*, 1885, *σελ.* 221, hat dem kundigen hellenischen Orientalisten von dem hellenischen philologischen Sýllogos zu Konstantinopel den Ehrenpreis eingetragen. Besprechung von Prof. Hatsidakis in der *Ἑβδομὰς ἀρ.* 89 von 1885, auf welche eine eingehende Entgegnung des Herrn Verfassers erschienen ist.

Sigrópulos**) und die Söhne des Andronikos.

Wohl jeden Tag ermahnet ernst Andronikos die Söhne:
„O Kinder, wenn ihr etwa jagt, so steiget nicht hinunter:
Sigrópulos ist wieder los und der frisst alle Menschen!“

Als diese Worte sie gehört, genossen sie viel Freuden;
Sie jagten, jagten, gingen hin und stiegen doch hinunter.
Sie gingen hin und schauten zu: Sigrópulos näht Zügel.
— „Es geht dir gut, Sigrópule?! — — „Willkommen, meine Schäfchen!
Und wessen Kinder seid ihr denn, und wessen Falken***) seid ihr?“
— „Die Kinder des Andronikos sind wir, sind dessen Falken!“ —
— — „Wir haben mit Andronikos einst Brüderschaft geschlossen,
Auf uns beschränkte Brüderschaft und gastlich Friedensbündnis.“
— „Andronikos ist todt, drum ist die Brüderschaft erloschen,
Andronikos ist hin, dahin das Gast- und Waffenbündnis!“

* * *

Andronikos saß einst daheim, als das bekannt ihm wurde;
Da ward das Brod in seiner Hand ihm wie zu einem Steine,
Und auch der Wein in seiner Hand verwandelt sich zu Blute.
„Nunmehr verfolgen irgendwo die Türken meine Knaben!
Bringt meine Keule mir herbei, die vierzig Liter schwere,
Bringt mir mein Schlachtschwert auch herbei, das vor- und rückwärts schneidet,
Bringt mir mein schwarzes Edelross, das jugendfrische Füllen! —
Zieh' über's Festland ich nun aus, fürcht' ich nicht anzukommen, —
Zieh' über's Wasser*) ich dahin, so fürcht' ich zu ersaufen . . .“

Er machte drauf das Meer zur Bahn, den Himmel zum Magneten,
Der Nebelkrähe Flügel steckt er dicht um seine Brauen;**)
Wohl tausend Stunden Meer legt er zurück in einer Stunde,
Kommt an, sieht den Sigrópulos, der bläht sich, rülpst und schlummert.
— „Hei, guten Tag, Sigrópule, was rülpst du so im Schlummer!“
— — „Die Schuld ist nimmer mein, es ist die Schuld nur deiner Kinder,
Denn diese sagten mir: es ist Andronikos gestorben;
So ist vorbei die Brüderschaft, das Gast- und Friedensbündnis!
Will nun ins Bad, will waschen mich, dann 'naus geh'n und mich sonnen!“
Er stieg ins Bad und wusch sich ab, er steigt heraus und sonnt sich,
Und jene Neune spie er aus, die Knaben, sammt den Gürteln,
Neun Söhne mit den Waffen all, sammt ihren Wehrgehängen,
Es blieb vom Konstantinchen nur zurück der kleine Finger.

Diesen steht die Hochsprache als Staats- und Kultussprache genau so gegenüber wie das Hochdeutsche den deutschen Mundarten, und wie übrigens die Sprache jedes Kulturvolkes neben den landläufigen Dialekten. Alle Werke der Wissenschaft können nur in ihr geschrieben werden, auch ist die Zahl der Dichter, welche ihrer sich bedienen, entschieden die größere.

Dass das Drama dieser höheren Sprachform nicht entraten kann leuchtet ein. Die Komödie allerdings bewegt sich mit voller Ungebundenheit in allen Ausdrucksformen, also auch — und mit Glück — in den Mundarten. Sogar für das hohe

*) Τὰ Φερτάκκαινα, gewöhnlicher im Singular Φερτίκων, türkisch Φερτίκ, Φερίγκ (unsicher, von welcher Seite die Entstehung) ein Marktflecken, eine halbe Stunde von Νίγδη (τῆς ἀρχαίας ὀχυρᾶς πόλεως τῶν Νιγδων ἢ τῆς Νηρασσοῦ), dessen Einwohnerschaft zu dreifünftel aus hellenisch Redenden besteht.

**) Σιγρόπουλος, auch Σγουρό-, Σουργτό- Σουρίο-, Συρί-, aus Συριάπουλος, also etwa = Syrischer (Wüsten)-Sohn, weist auf die wilden syrischen Räuber, die diesem menschenmordenden und fressenden Unholde der Sage als Unterlage gedient haben mögen.

***) Λεράκια, ἱεράκια = Heldensöhne.

*) Λλερα, gewöhnlich λερά, plur. von λερό für νερό, Wasser wie λίμλη für λίμνη. Vielleicht ist γλερό durch ein λιερό unter dem Einfluss des ionischen γλιερός, warm, treu, als Epitheton der Θάλασσα entstanden.

**) Zaubermittel für schnelle Fahrt.

Drama hat der sprachgewandte Dichter und Forscher, Herr Dimitrios Bikélas in seinen mehrfach erwähnten Shakespeare-Uebersetzungen, die in Hellas gebührenden Beifall gefunden haben, die Volkssprache in Anwendung gebracht, lässt also Othello, König Lear, Romeo und Julie und sogar Hamlet, Macbeth und Antonio samt ihrer ganzen vornehmen Umgebung demotisch sprechen, wenn auch zum Teil in sehr veredelter Form, was jedenfalls weder im Originale der Fall ist, noch in anderen Litteratursprachen je stattfinden könnte. Herr M. N. Damirális hingegen lässt Jul. Caesar, Antonius und Kleopatra, Herr N. K. Jonidis Julius Caesar die königliche Hochsprache reden, die ihnen gar wohl ansteht. Proben aus diesen Uebersetzungen hat das Shakespeare-Jahrbuch für 1883 gebracht. Ein tiefergehendes Urteil hierüber dürfte einem Nichthellenen schwerlich zustehen.

Ganz Neues und Ungewöhnliches im Drama, nach Stoff und Sprache, hat neuerdings Herr Kleon Rangabé, Sohn des berühmten Gesandten zu Berlin Herrn A. R. Rangabé, geleistet.

Schon für seine 1883 erschienene Forschung *Ὁ καθ' Ὅμηρον οἰκιακὸς βίος* (Leipz. XVI u. 224, mit Illustr.) zollte die hellenische Presse dem gewandten Darsteller und feinen Stilisten große Anerkennung. Auch das Magazin brachte eine kurze Besprechung dieses vortrefflichen Buches. Herr Rangabé wandte sich hierauf dem historischen (byzantinischen) Drama zu. Sein erstes *Ἰουλιανὸς ὁ Παραβάτης*, Julian der Abtrünnige, ein Zeitgemälde aus dem vierten Jahrhundert, zog ihm eine vernichtende Niederlage zu, dadurch, dass der Klerus mit solcher Vehemenz gegen dieses „gottlose Sündenwerk" vorging, dass der Besitz, ja die bloße Erwähnung desselben kirchlich verpönt wurde. So ist's wie verschwunden. Die darauf erschienenen beiden großen Dramen: *Θεοδώρα, ποίημα δραματικὸν εἰς μέρη πέντε*, Leipz. 1884 und *Ἡράκλειος, δρᾶμα εἰς μέρη πέντε*, Leipz. 1885 sind wahre Prachtwerke aus der Drugulinschen Offizin, mit Illustrationen und vielen historischen Nachweisen, bestimmt die epochemachenden Vorgänge des sechsten und siebenten Jahrhunderts zur Darstellung zu bringen.

Das waren zwei Griffe in die an dramatischen Motiven so reiche byzantinische Geschichte wie sie glücklicher kaum zu denken sind. Welche Fülle von gewaltigen Leidenschaften, politischen und religiösen Gegensätzen und Kämpfen, von eisenfesten, von geschmeidigen Charakteren und welterschütternden Ereignissen, bei buntestem Völkergetümmel mit seltsamen Sitten und Gebräuchen, von überraschenden und fesselnden Szenen aller Art bot dem Dichter hier sich dar! Bei der seltenen Vertiefung in die Geschichte von Byzanz und seiner wunderbaren Sprachgewalt ist es ihm denn auch gelungen die vorgeführten Epochen mit großer Treue, wenn auch oft mit zu vielen Details packend zu schildern. Für die Darstellung sind die zahlreichen Stellen verzeichnet, welche ausgelassen werden mögen.

In Theodora, die schon vor dem Sardouschen Sensationsstück erschienen war, bringt der Verfasser mit vielem Geschick die Zustände unter Justinian I. zur Anschauung, umgiebt aber seine Heldin mit einem Glorienschein, der ihr schwerlich zukommt, wenn er sie dadurch auch interessanter und selbst sprödem Gefühle liebenswerter macht. Sardou selber hat — wie er dem Verfasser am 28. Februar 1885 aus Nizza schrieb — mit dem Wörterbuch in der Hand, trotz geringer Musse, einen ganzen Monat der Lesung dieses Buches gewidmet und bekennt gern wie lehrreich und anregend sie auf ihn gewirkt habe. (Griechisch im *Ἡμερολόγιον τῆς Ἀνατολῆς*, 1886. S. 258.) Freilich, hätte Herr Rangabé das Stück französisch geschrieben, es hätte die Reise um die Welt gemacht So ist es eben griechisch und — verschollen.

Ein gleiches Geschick trifft wohl auch Heraklios, trotzdem es dieselben Vorzüge hat und eine gewaltige Entfaltung aller scenischen Mittel, wie in Theodora, alle Vorgänge begleitet. Die künstlerische Gestaltungskraft Rangabés, die bis in den feinen Ausbau auch des Kleinsten sich erstreckt, wird vornehmlich unterstützt durch eine wahrhaft seltene Gewalt über die Hochsprache. In der Form der antiken Sprache so nahe, wie das gegenwärtige allgemeine Verständnis es überhaupt zulässt, bewegt sie sich — unter Abstreifung einiger schier unentbehrlichen neueren Konstruktionsmittel — edel, frei und mit einem vornehmen Anstand, der überrascht und entzückt. Für die große Menge ist das freilich nicht geschrieben und selbst kompetente Meister der Sprache sind geteilter Meinung über die weitere Durchführbarkeit solcher Diktion. Deutsche aber, welche diese Dramen etwa lesen wollten, würden sich sicherlich einen großen Genuss bereiten. Die Vorreden weisen über alles Einzelne zurecht.

Eine kleine Episode aus Theodora, mit einigen Versen des Originaltextes, wird genügen um das Vorstehende zu bestätigen.

Amor und Psyche.*)

(Akt II, Szene 9. Die liebreizende Tochter Belizars, Joannina, geht bei Mondenscheine lustwandelnd durch die herrlichen Gärten ihres Palastes und bleibt sinnend vor einer Marmorgruppe „Eros und Psyche" stehen. Ihr Geliebter Anthemios, der geniale Erbauer der Hagia Sophia, überrascht sie hier und erzählt ihr den darauf bezüglichen Mythus, wie folgt.)

Anthemios.

Drei Töchter hatte einst der königliche Herr
Von Cypern, deren zweie sich vermähleten;
Allein die dritte, Psyche, zeichnete sich aus

*) Τρεῖς εἶχε θυγατέρας Βασιλεύς ποτε
Τῆς Κύπρου, ὧν αἱ δύο ἐνυμφεύθησαν,
Ἀλλ' ἡ Ψυχή, ἡ τρίτη, διεκρίνετο
Ἐπὶ ἐξόχως θαυμασίᾳ καλλονῇ,
Δι' ὃ καὶ πάντες εὐλαβῶς λατρεύοντες
Αὐτὴν ἐτίμων, θύοντες ὡς εἰς θεάν.

Durch ganz besonders wundersame Schöngestalt,
Darob auch Alle, andachtsvoll anbetend sie
Verehrten, opfernd so wie einer Göttin ihr.
Die Aphrodite, eifersüchtig sehend, dass
Die Sterbliche an Schönheit völlig gleich ihr kam,
Schickt Eros alsobald als ihren Rächer ab.
Allein auch dieser, wie er kaum die liebliche
Jungfrau erschanet, gleich entbrennt er lichterloh,
Von unbezähmbar mächt'ger Leidenschaft verzehrt.

Joannina.

Bis jetzt hat diese Sage doch noch nichts an sich
Des Traurigen.

Anthemios.

Das fängt gleichwohl auch hier schon an.
Gereizt aufs neue ist nun die Kythèreia;
Sie wütet gegen die auf Cypern. Granenhaft
Bricht eine Pest auf jener heitern Insel aus.
Hinwelken alle Rosen, die noch kaum erblüht,
Des Frohsinns Töne schweigen, in der Lieder Klang
Vermischen Jammerlaute sich der Sterbenden.

Joannina.

Wie düster wird und grausig leider nun das Bild!

Anthemios.

Von Furcht erregt, befragt der König jetzt Apolls
Geheiligten Orakelsitz um seinen Rat,
Und dem Orakelspruch gemäß wird reich bedeckt
Mit lichtem Schmuck das wunderholde Königskind
Und auf den Felsen ausgesetzt verlassen, als
Die einem Meergetiere vorbestimmte Braut.

Joannina.

Die Aermste!

Anthemios.

Leicht entführt der Zephyros, der gern
In solchen Dingen Eros zu Gefallen ist,
Sie raschen Flugs, und in ein goldnes Prachtgebäu
Schließt er sie ein, wo alles voller Liebreiz ist
Und luftgestalt'ge Nymphen ihr zu Diensten sind.
In diesem Schlosse hauset, Allen unbekannt,
Ein Götterunhold, der der Psyche sich vermählt,
Jedoch beständig streng vor ihr verborgen bleibt;
Denn eh' noch lächelt früh das blasse Morgenlicht,
Eilt er vom ehelichen Lager flugs davon.

Joannina.

Der Mythus ist doch wirklich äußerst anmutsvoll.

Anthemios.

Bei diesem einsam-stillen Leben leidet sie.
Nicht mehr gehorchet sie des Liebenden Gebot,
Und mit des Zephyrs Hilfe rufet sie zu sich
Die beiden Schwestern, deren Jammern sie vernahm
Wie auf der Felsenkrone ihr Verschwinden sie
Weinend beklagten. Aber ach, es folgte nur
Zu bald die Strafe. Dieses gold'ne Königshaus
Erschauend, wurden nun vom Neide schier verzehrt
Die Schwestern, und zuletzt berieten sie zusammt
Des Ungeheuers Untergang in seinem Schlaf.

Joannina.

O, welche sündige und grauenvolle Tat!

Anthemios.

Und eine Leuchte nimmt die Psyche, einen Dolch.
Und tritt hinzu, — doch plötzlich außer sich vor
Schreck
Bleibt wie erstarrt sie vor dem Lager steh'n. Sie sieht
Statt eines Fremden ihren schönen Eros dort,
In lichtem Himmelsglanze schimmernd, selig ruh'n...
Der Dolch entgleitet leise ihrer rechten Hand
Und auf die Schulter dieses Gottes fällt herab
Ein Tropfen heißen Oeles. Er erwacht sofort,
Schilt sie mit Recht ob dieses menchlerischen Plans
Und öffnet weit das luftgewob'ne Schwingenpaar,
Heimkehrend zu den lichten Stätten des Olymps.

Joannina.

Und Psyche, was beginnt nun die?

Anthemios.

Am Fuße noch
Erfasst sie ihn, emporgetragen leicht mit ihm
Zu Aetherhöhen; aber endlich rettungslos
Wird auf die Erde sie hinabgeschleudert jach
Und von dem Liebenden verlassen immerdar.

Darmstadt. August Boltz.



Reminiscenses of Ellery Channing DD. by Elisabeth Peabody.

Boston, Roberts brothers.

Der uns vorliegende Band von Aufzeichnungen einer Schriftstellerin aus der transcendentalen Schule Boston's gewinnen erst dann ihr eigentümliches Interesse, wenn wir sie in Zusammenhang bringen mit einer kulturhistorischen, ja ethischen Entwickelung der alten Puritaner Neu Englands, unter denen sich in der neuen Welt, auf neuem Boden jene Blüten erzeugten, welche den Beweis liefern, das die Bäume nie und nirgends in den Himmel wachsen. Nicht Gelderwerb leitete diese Strenggläubigen. Sie dachten nur an die ewigen Güter, an das Heil ihrer Seelen, die Erde war ihnen eine Schule, die sie für den Himmel vorbildete, sie wollten Christen sein, nichts weiter. Sie vergaßen mitunter „homo sum“.

Die Familie Peabody war schon im Jahre 1640 hinübergekommen und hatte sich stark vermehrt. Zu ihren Nachkommen gehört der Millionär George Peabody; aber auch der Vater unserer Elisabeth, der in Salem bei Boston das Geschäft eines Zahnarztes betrieb und seine Familie anständig, aber dürftig ernährte. Drei Söhne und drei Töchter entsprangen seiner Ehe, wovon die älteste, Elisabeth, sich zur Lehrerin ausbildete, Latein, Griechisch, Mathematik lernte und ihren Wissensdrang nach allen Richtungen hin zu befriedigen suchte.

Unter den Puritanern jener Zeit machte sich nach und nach ein erweiterter Bildungskreis geltend, seit

auf der Universität zu Cambridge bei Boston Professoren Vorträge über das Wissen der alten Welt hielten. Man kam dort sogar so weit zu behaupten, dass die Idealogie Plato's dem Christentum vorgearbeitet hätte, ja, dass letzteres nur ein Abglanz jener Philosophie sei, die die Menschen lehre im Verzichten das Glück zu suchen. Junge Theologen, die solchen Vorträgen ihr Ohr geliehen, begannen in dem Sinne von der Kanzel herab ihre Zuhörer in Erstaunen zu setzen und einen Aufruhr der Begeisterung, wie des Entsetzens, in der Bevölkerung wach zu rufen. Einer der Ersten, der mit diesem Wagnis hervortrat, war John Ellery Channing.

Elisabeth Peabody war 9 Jahre alt, als sie ihn 1813 zum ersten Male hörte. Er predigte in Salem. Die Geistlichen trugen damals stets, auch auf der Straße, den schwarzen Talar und den dreikantigen Hut, Channing aber bestieg die Kanzel in seinem grauen Überzieher, und liess seine schönen, großen ausdrucksvollen Augen über die Versammlung schweifen, als ob sein geistiges Auge über sie hinaus in eine andere Welt sähe, von wo er die Botschaft empfange, die er den Menschen mitzuteilen habe.

Gewöhnt an die doktrinäre Sprache der alten Puritaner, die den donnernden Gott der Juden überkommen hatten, berührte es das Kind wunderbar diese milde Sprache zu hören, die das Tun des Menschen über sein Glaubensbekenntnis setzte. Es war von da an ihr dringender Wunsch diesen Mann persönlich über die in ihr aufsteigenden Zweifel befragen zu können. In ihrem 13. Jahre fand sich dazu einmal die Gelegenheit bei einem Besuche in Boston und wohl mit Recht zeigte sich Doktor Channing erstaunt über den Mut eines Kindes, ihn um Erklärung verschiedener Glaubenssätze anzugehen, die sie in seinen Predigten nicht verstanden hatte. Als sie dann in ihrem 17. Jahre ihren Aufenthalt in Boston nahm, um dort erziehlich zu wirken und seine eigenen Kinder Unterricht bei ihr erhielten, erkannte er sie sogleich wieder und nahm einen besonderen Anteil an ihr. Fast alle freien Stunden brachte sie in seinem Hause, in seiner Familie zu, Sonntags war sie regelmäßig sein Tischgast, sie las ihm vor, wenn seine Augen schmerzten, sie schrieb seine Predigten ab, und bereitete sie für den Druck, sie war seine geistige Freundin, sein Amanuensis durch viele Jahre. Während dieser Zeit aber veränderte sich in Boston gar manches, wurde der geistige Horizont ein anderer.

Gottfried Kinkel sagte in seiner Beurteilung des Charakters von Fräulein von Meysenbug, Verfasserin der Idealistin, sie sei eine echt weibliche Natur gewesen; denn sie habe stets ihre Weltanschauung nach derjenigen gebildet, die der Mann, den sie bewunderte, vertrat.

„Bewundern ist und lieben eins beim Weib."

So möchte denn auch Miss Peabody ihre religiösen Zweifel und Bedenken ein wenig in dem Sinne geltend gemacht haben. Channing selbst aber war weit davon entfernt, die Frau in solchem Lichte zu betrachten; denn in einer Unterhaltung über deren Stellung sagt er: „Meiner Ansicht nach könnte der Einfluss des weiblichen Geschlechtes unberechenbar sein, wenn dieses selbst an seine ideale Aufgabe glaubte; denn wir Männer werden immer das sein, was die Frauen aus uns machen."

„Warum," fragte seine Gattin, „gesteht man ihnen nicht einmal die Verwaltung ihres Vermögens zu, behandelt sie wie unmündige Kinder? Du thust es nicht; aber sonst alle Welt."

„Ich thue es nicht," sagte Channing, „weil sie nach meiner Ansicht durch solche Unmündigkeit an ihrer Würde einbüsst, in ihrer Selbstachtung leidet; welche wiederum ihr den Mut geben soll, ein beispielvolles Leben zu führen. Wer sich nicht selbst hoch hält, fällt leicht."

Zehn Jahre später wurde erst die sogenannte Frauenfrage in Anregung gebracht, Channing war demnach ein Vorgänger auf diesem Gebiete und schloß den Satz „Er soll dein Herr sein" bei seinen Kanzelreden schon damals aus.

Seine Gesundheit hatte ihn genötigt nach Europa zu gehen, er hatte Coleridge und Wordsworth kennen gelernt und manche neue Anschauungen gewonnen, die ihn das Wesen und Treiben der Puritaner mit anderen Augen betrachten ließen. Nun kam noch der deutsche Theologe, Doktor Follen aus Darmstadt hinzu, der, als Demogoge bei uns verurteilt, in Boston eine Zuflucht suchte und fand. Er wurde sogar Professor am Harvard College, wurde bei Channing eingeführt und brachte aus der alten Welt manche neue Anschauung mit, wodurch der Austausch in dem transcendentalen Kreise sich belebte. Immer mehr trat der Glaube zurück und die Arbeit des Lebens in den Vordergrund. Doktor Follen behauptete sogar, dass das ganze neue Testament nur diesen Schwerpunkt in sich trage, den Willen zu erzeugen, um recht zu handeln. Aber der Glaube? riefen die alten Puritaner. „Wer ist ein Christ? doch nur der Glaubende."

Während man so hin und her stritt, geriet Emerson mit seiner Gemeinde in Konflikt über das Abendmahl, legte sein Amt nieder, ging nach England, nach Craigenpotuck zu Carlyle, und kehrte zurück, ein Prediger seiner Lehre, ein Advokat der Arbeit. Damit war man wieder einen Schritt weiter gerückt. Emerson ging über Channing hinaus, er war ein Idealist vom reinsten Wasser, verwarf die Erbsünde und den Teufel, und stellte den Sieg des Guten in Aussicht. Alle Welt wollte ihn reden hören und Elisabeth Peabody gehörte unter die Ersten, die sich in dem neuen Lichte sonnten.

In dieser ernsten Stadt, die kein Theater, keine Bälle, keine Lustbarkeiten kannte, musste jede neue Idee weittragend wirken, es bedurfte nur eines Funkens und das unter der Asche glimmende Feuer leuchtete hell auf. Eine Jugend in unserem Sinne

hatte Elisabeth Peabody nie gekannt. Mit ernsten Männern theologische Streitfragen erörtern, Fragen an die Ewigkeit richten, deren Beantwortung Probleme decken, das unergründliche Etwas der Seele ergründen wollen, das waren ihre Jugendfreuden, das ihre Zukunftsträume. Mit ihrer Schule hatte sie abgeschlossen. Sie war nie ganz bei der Sache gewesen und das mochten Eltern und Schüler schließlich übel vermerkt haben, und da die Zahl der Zöglinge sich verminderte, trat sie zurück. Aber was nun? Sie legte eine Leihbibliothek an und wollte zugleich Bücher in Verlag nehmen. Aber die böse Geschäftswelt! Man traute ihr nicht, gab ihr keinen Kredit, übervorteilte sie. So blieb es denn bei dem Bücherverleihen. Indessen trat auch ein neuer Stern auf, Margaret Fuller, mit der Kenntnis alter und neuer Sprachen ausgerüsstet, Uebersetzerin von Schiller, Goethe, Hegel, Kant, einem vielseitigen Wissen und einer hinreißenden Beredsamkeit. Miss Peabody war eine zu edle Natur, um den Neid zu kennen, sie gehörte schnell zu den eifrigsten Bewunderern der jungen Kollegin, deren Strahlenkranz sich täglich erweiterte. Man hatte wöchentliche Zusammenkünfte, wo man ethische Fragen löste. Sonntags predigte Channing jetzt über die Reichen, die er hasste, die das Glück nicht kennen zum Gemeinwohl beizutragen. Man war nämlich von kirchlichen Glaubenssätzen zum Sozialismus übergegangen, ohne es selbst recht gewahr geworden zu sein. Der Kreis hatte sich indessen auch vergrößert. Freeman Clark, Horace Mann, George Ripley, D. Howe, Parker, Alcott und noch viele Andere waren hinzugetreten und belebten die wöchentlichen Zusammenkünfte, bei denen die einzige Bewirtung in dem geistigen Austausch bestand. Dass man Frauen dabei zuließ, war ein Vorzug, den man rühmen muss, so wie auch dass die warme Freundschaft von Mann und Frau niemals die Grenze überschritt, wo eine Missdeutung stattfinden konnte. Man war zu sehr außer sich beschäftigt, um persönlich zu werden. Dazu auch legte Margaret Fuller es den Frauen als dringende Notwendigkeit an das Herz eine ernste Bildung zu erstreben, die sie für den Verkehr mit Männern reif mache, sie befähige ihre Söhne zu erziehen.

Indessen stellte es sich doch heraus, dass, um ein wirklich ideales Leben zu führen, eine Vereinfachung der Bedürfnisse notwendig sei. George Ripley machte der Gesellschaft Vorwürfe über Unchristlichkeit des Lebenswandels, und schlug einen praktischen Versuch zur Ertödtung des Egoismus vor. Channing war für die Idee eingenommen, zweifelte aber, dass die Ausführung ihr entsprechen würde. Sie alle wünschten Bildung zu einem Gemeingut zu machen, auch der Arbeiter mit der Hand sollte den Abend des Tages bei einer guten Lektüre verbringen. So gelangte man denn endlich dazu ein Grundstück zu kaufen, Brookfarm genannt, und dort die praktische Ausführung zu versuchen. Louis Blanc, Père Enfentin, Robert Owen, sie haben den gleichen Gedanken gehegt. Wer aber will arbeiten, wenn er sich des Erworbenen nicht erfreuen soll? — Es war ein schöner Traum, der wieder und wieder seine Träumer finden wird; doch an den Grundbedingungen der menschlichen Natur stets eine Begrenzung zu gewärtigen hat.

Im Oktober 1842 starb Channing. Eine schmerzliche Lücke entstand im Kreise seiner Freunde und namentlich war es Elisabeth Peabody, die den langjährigen treuen Freund tief betrauerte. Das letzte Buch, das sie ihm vorgelesen, war Carlyles „Past and Present“ gewesen.

Ihr Buch schließt mit dem Tode Channings, durch den die transcendentale Schule gleichsam ihren Abschluss erhielt; denn der spekulative Mystizismus trat bald darauf vor dem neuen Lichte zurück, das die Naturwissenschaften in die Welt warfen. Wie spärlich es auch Anfangs dort leuchten mochte, es leuchtete doch. Emerson hielt freilich seine Vorträge, und fand einen andächtigen Zuhörerkreis. Dr. Follen aber wurde von Karl Heinzen übertönt, der grade Boston für die Herausgabe seines „Pionier“ gewählt hatte, während Agassiz den Wundern der Bibel die Spitze nahm. Elisabeth Peabody aber ließ sich durch keine Neuerungen wankend machen, die Ideale, in denen sie aufgewachsen, blieben ihr treu und sind es heute noch, in ihrem vierundachzigsten Jahre, wo sie dieselbe liebenswürdige Schwärmerin ist, die sie stets gewesen und vielleicht noch eine Brille trägt, deren Gläser der Mann geputzt, dessen Ideen sie im Momente begeistern. Ihre litterarischen Arbeiten beziehen sich jetzt auf die Vergangenheit mit ihren wertvollen Erinnerungen, wozu ihre Tagebücher und Briefe die Grundlage bieten. Für den Kulturhistoriker, der der Entwickelung des Geisteslebens nachspürt, eine Litteraturgeschichte schreibt, sind ihre Aufzeichnungen von großem Werte und darum jeder öffentlichen Bibliothek zu empfehlen.

Wiesbaden. A. Bölte.



Litteraturbericht aus Russland.

VI.

Das Volksdrama von Leo Tolstoi und das Theater in Petersburg.

„Die Macht des Bösen“, so lautet der Titel des letzten größern Werkes von Graf Leo Tolstoi, welches er ausdrücklich dem Volke gewidmet und aus dem Volke geschöpft hat. Wenn ein neu erschienenes Werk innerhalb weniger Tage in vielen Tausend Exemplaren verkauft, in allen Sphären der Gesellschaft — so weit dieselbe überhaupt lesen kann — gelesen und besprochen wird, wenn alle politischen

Organe demselben ganze Seiten widmen und darüber eine erbitterte Polemik entbrennt, wie das über „Die Macht des Bösen“ von Graf Leo Tolstoi geschah — so darf man ein solches Erzeugnis der Litteratur ein Ereignis nennen und ist verpflichtet es zu besprechen, auch wenn man dasselbe lieber todtschweigen oder durch Schweigen tödten möchte. Denn was ich früher an dem Dichter Tolstoi bedauert und getadelt, ist hier bis zur Grenze der Geisteskrankheit gewachsen, die Natur sein sollende Unnatur, die als Realismus sich geltend machende Unflätigkeit, der Mangel an höheren Zielen und Gedanken, des Versöhnenden, des Erlösenden. Nicht vor dem Gericht der Aesthetik noch vor dem der Ethik kann dies Volksdrama bestehen; es ist nur noch Objekt für die Psychiatrie.

Bemerkenswert ist, was Tolstoi zur Charakteristik seines neuesten Standpunktes bei einer anderen Gelegenheit sagt, nämlich dass Wissenschaft und Kunst, so wie sie seit Jahrhunderten betrieben werden, eine Spielerei sei, von Müßigen geübt, um Müßige zu erfreuen, dass künftige Geschlechter über diese hohle Tändelei lachen werden. Und gleichsam als sekundierende Stimmführung zu diesem Thema lässt er im neuen Volksdrama den alten Stammler sagen, dass reine Hände eine Schmach seien und nur die von harter, eigner Arbeit schwieligen und schmutzigen Finger und Handflächen ein Existenzrecht haben. Das nennt man Umkehr zum Volke, das tiefe wahre Religiosität, Naturwüchsigkeit, Menschlichkeit.

> Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
> Des Menschen allerhöchste Kraft,
> Lass nur in Blend- und Zauberwerken
> Dich von dem Lügengeist bestärken,
> So hab ich dich schon unbedingt.

Wir haben Mephistopheles Menschenkenntnis und Lebensweisheit nichts hinzuzufügen. Nur in der speziellen Nutzanwendung beweist Tolstoi, wie wenig tief bei ihm die Erkenntnis von Kunst und Wissenschaft geht und dass er nie das beseligende, verzehrende, läuternde Feuer der Geistesarbeit, der Erkenntnis, der Wissenschaft an sich erfahren, welche auch noch den letzten ihrer Jünger, den niedrigsten ihrer Diener zum Gott erhebt oder, sagen wir richtiger, zum wahren und zum glücklichen Menschen macht. Wo ist aber der Unterschied von diesem absoluten Leugnen und Verachten von Vernunft und Wissenschaft und dem praktischen Nihilismus? Hier wie dort ist die Rückkehr von der gegliederten organischen Welt zum Chaos.

Während die Deutsche St. Petersburger Zeitung in wenigen ernsten Worten ihr abfälliges Urteil druckt, die Nowosti ganze Feuilletons ihrer ebenfalls tadelnden Kritik widmen, so erhebt das tonangebende Organ der jetzigen Generation Nowoje Wremja das Werk in den Himmel und stellt es dem Besten gleich, was je die russische Litteratur hervorgebracht; sie stellt es an künstlerischer Vollkommenheit über „Krieg und Frieden“ und über „Tod von Iwan Iljitsch“; sie analysiert die Personen und die Handlung in einem seitenlangen Aufsatz und ergreift die willkommene Gelegenheit, um den Nowosti, deren Redaktion aus dem Israeliten Herrn Nataror und mehreren früheren Mitarbeitern des bekanntlich supprimierten liberalen Golos besteht, eins am Zeuge zu flicken. „Der abgeblühte, verendende Liberalismus und das geschäftige, schleichende Judentum im engen Verein trachten darnach die letzten großen Schöpfungen des Grafen Tolstoi herabzuziehen. Der Liberalismus und das Judentum begegnen sich in der Verfolgung ein und desselben Zieles aus dem einfachen Grunde, weil die Ethik des großen Autors auf die höhere Wahrheit gegründet ist, wie sie im Volke lebt — und spielen. In unserer Litteratur hat es bis jetzt kein solch wahrhaft volkstümliches Drama gegeben“ u. s. w.

Die Fabel des vielgerühmten und viel verurteilten Stückes ist aus dem Bauernleben im Innern des großen Reiches genommen.

Ein Bauernknecht Nikita ist der Held, wie fast alle Helden russischer Romane und Dramen eine passive Natur, ein charakterloser Kerl. Neben ihm vertritt noch sein halb blödsinniger Vater und sein schwächlicher Brodherr das starke Geschlecht. Das holde, das zarte Geschlecht wird durch ein Paar Megären repräsentiert, die Mutter Nikitas und seine drei Geliebten, von denen eine seine Frau, die andere seine Stieftochter wird, die einander an bewusster, aber indifferenter, leidenschaftsloser Schlechtigkeit den Rang streitig machen. Zwei Morde, drei ehebrecherische Verhältnisse bilden die Handlung, gemeinstes Schimpfen oder blödes Lallen den Dialog; endlich erwachendes Gewissen und Selbstanklage des „Helden“ Nikita den Schlusseffekt. Gott bewahre das Volk vor solchem Erziehungsmittel, Gott bewahre es aber auch davor, dass dieser „Spiegel“ seines Fühlens, Denkens, Handelns und Redens echt sei. Wäre, wie doch Manche behaupten wollen, die große Masse des russischen Volkes diesem Bilde ähnlich — denn dreimal Wehe über dasselbe. Denn das Empörende, das nicht Dagewesene, Fremde, Nichtmenschenähnliche sind am Ende nicht die grausigen Taten und Verhältnisse an und für sich, sondern dass sie als so ganz selbstverständlich, herkömmlich und natürlich geschehen, besprochen und angeraten werden, wie man Hausmittel gegen Kinderkrankheiten anrät.

Wie der Sprache der Aesthetik die Ausdrücke fehlen, das Volksdrama des Grafen Tolstoi zu charakterisieren, so müssten ihm die darstellenden Kräfte versagt, so müssten ihm die Hallen der dramatischen Kunst verschlossen bleiben. Wir wollen es hoffen, dass das Gerücht irrt, welches eine Aufführung des Stückes im Kaiserlichen Alexandrietheater voraussagt.

Unsere Haupt- und Residenzstadt besitzt bekanntlich eine Reihe von Kaiserlichen Theatern, in denen eine russische dramatische Truppe, eine russiche Oper, eine deutsche und eine französische Truppe, und

endlich ein Ballet ihre regelmäßigen Vorstellungen geben und zum Vergleich der dramatischen Litteratur wie der dramatischen Kunst der drei Nationen auffordert. Bis vor wenig Jahren bestand auch eine italienische Oper.

Die Geschichte der Oper in Petersburg zerfällt wesentlich in drei Epochen: Im Anfang unseres Jahrhunderts gab es eine deutsche Oper; von den vierziger bis in die achtziger Jahren eine italienische, welche alle besten Kräfte der italienischen Gesangskunst abwechselnd mit London, Paris, Berlin und Wien besaß. Seit den fünfziger Jahren entstand die russische Oper. Reich an nationalen Kompositionen von Bedeutung ist sie getragen vom nationalen Geist, von der Sympathie des Publikums und nun auch befreit von der gefährlichen Konkurrenz der Italiener. Ihr Orchester, seit 1864 unter des Böhmen Neprewinks ausgezeichneter Leitung, aus den besten Musikkünstlern Petersburgs, meist Deutsche und Czechen, zusammengesetzt, gehört zu den stärksten und vorzüglichsten Orchestern der Welt; ihre Chöre, mit vielen guten, taktfesten Elementen der deutschen und italienischen Opern zersetzt, leisten Ungewöhnliches. Ihre Solisten haben sich beinahe ausnahmslose über die Mittelmäßigkeit nie erhoben, nicht was Gesangskunst, noch was Stimmen, noch auch was Spiel betrifft. Sie entbehren meistens aller Idealität.

Dieser Mangel charakterisiert auch die dramatische Truppe. Meister in der Wiedergabe des alltäglichen Lebens, in der Realkomik, in der Photographie der Wirklichkeit und der Einzelheiten darf man von ihnen weder Shakespeare nach Schiller sehen, nicht einmal Victor Hugo und Angier. Hamlet bei den Russen ist ein einziger Widerspruch. Ihren „Revisor“ von Gogol dagegen, „Verstand bringt Leiden“ von Gritajedor, „Gewitter“ von Ostrowsky zu sehen gehört zu den vollkommenen Theatergenüssen. Dabei spielen die Russen mit einer Hingabe, mit einem Realismus, einer Breite, einem Behagen, dass schon dadurch ein Gefühl der Geborgenheit sich des Zuschauers bemächtigt. Wie begabt die Russen für die Schauspielkunst sind, beweist der Umstand, dass in allen Provinzialstädten, wo kein Theater besteht, die Dilettanten sich zusammen tun und für Geld, öffentlich, mit und ohne wohltätigen Zweck spielen und fast durchgängig mit Talent und Erfolg. Das ist so angenommen, dass Leute von Position dabei mitwirken, ohne dass sie selbst oder das Publikum daran den geringsten Anstand nehmen. Ich sah in Wilna, Pjetizork, Orenburg solche Theateraufführungen, an denen sich Gymnasiallehrer, Aerzte, Offiziere, Generalstöchter und Offiziersfrauen mit Lust und Geschick beteiligten und weit über das Durchschnittsmaß Erfreuliches leisteten, was man bei anderen Nationen unter gleichen Verhältnissen zu sehen gewohnt ist. Seit dem Tode Ostrowskys besitzen wir leider keinen bewährten und begabten dramatischen Dichter mehr. Potechin, der vor zwanzig Jahren nicht ohne Talent begann, ist als Regisseur von fragwürdigem Talent seinem Schriftstellerberufe entfremdet worden und Fürst Meschtschersky, welcher als Redakteur des Graschdanin das Verdienst einer konsequenten Lebensanschauung durchführt und nicht üble Anekdoten aus dem Highlife zu erzählen versteht, bringt nur dramatische Missgeburten zu Stande. Ueber sein letztes Produkt „Million“ war, was sehr selten in irgend einem Punkte vorkommt, die ganze Presse der Hauptstadt einig im Verdammen. Ausstattungsstück ohne Handlung, was von Handlung vorhanden, aber sinnlos und uninteressant — so lautet das Verdikt.

Außerdem giebt die russische dramatische Truppe sehr viel aus dem Deutschen und Französischen Uebersetztes und Angeeignetes mit weniger Glaubwürdigkeit d. h. Wahrscheinlichkeit, doch stets mit viel Talent. Instruktiv für die Deutschen ist es, wenn eine typische deutsche Figur, früher ein armer Musiklehrer oder Klavierstimmer, eine gespreizte, schlecht Russisch redende Dame oder alte Jungfer, in neurer Zeit ein Intriguant, ein Baron oder deutschjüdischer Bankier eingeführt ward.

Der Kaiserliche Hofschauspieler französischer Nation, oder kürzer, das französische Theater, welches zur Zeit des Kaisers Nikolai die Rachel, Herrn Bressant, Monsieur et Madame Allan besaß und das klassische Drama wie das Molièresche Lustspiel kultiviert, auch noch in den 60 und 70 Jahren ein Muster des guten Geschmacks, ein Sammelplatz der guten Gesellschaft, talentvoller Künstler und hervorragender, graziöser Aktricen war, einst Rival des Théâtre Français, dann seine Stücke und seine Künstler vom Théâter-Gymnase und Odéon entlieh, fristet jetzt in künstlerischem Sinn ein Dasein, welches zwischen Palais royal-Theater, Folies dramatiques und ausnahmsweise auch Comèdie Francaise hin und her pendelt.

Es war schon eine verdienstvolle Ausnahme, dass in dieser Saison Ruy-Blas von Victor Hugo neben Mamselle Nitouche, Les jocrisse de l'amour, Moiroud et Compagnie, gegeben wurde. Allerdings haben wir Francillon des jüngeren Dumas und zwar schon zwei Monate nach der ersten Aufführung in Paris ebenfalls gehabt; ebenso werden uns die neuesten Erzeugnisse von Ohnet, Angier, Victorien Sardou, Bayard, Octave Feuillet auch alsbald vorgeführt. Einzelne gute Kräfte besitzt das französische Theater auch heute noch; im Ganzen sind es Talente und Erscheinungen dritten und vierten Ranges, welche für teures Geld von Paris nach Petersburg geladen und hier doch goutiert, ja sogar gefeiert werden. Der Geringste unter ihnen hat immer noch das Verdienst die letzte Pariser Mode, die neueste französische Extravaganz, den allerchiksten Typus vom Boulevard des Italiens dem Petersburger Publikum vorzuführen. Und das gilt hier unendlich viel. Auch ist das

Michaeltheater stets noch ein bevorzugtes Stelldichein der Gesellschaft.

Die deutschen Hofschauspieler, welche kein eigenes Theater besitzen, sondern abwechselnd im Alexandrietheater der Russen und im Michaeltheater der Franzosen spielen, waren dereinst Kulturträger und vermittelten den zahlreichen Deutschen sowie den übrigen Bewohnern der Hauptstadt die deutsche Dichtkunst, sowohl der klassischen Dichtungen als der neuesten Erzeugnisse heiterer oder ernster Art. Es besaß, teils als Gäste, teils als ständige Mitglieder alle besten schauspielerischen Kräfte der deutschen Theaterwelt und wurde auch von der russischen Gesellschaft und dem Hofe besucht und geschätzt. Das Deutsche ist aus der Mode gekommen und das deutsche Theater auch. Die jüngere Generation hiesiger deutscher Familien ist auch ohne allen Zwang durch die Natur der Sache und die Macht der Verhältnisse russifiziert, sie spricht und liest russisch, empfindet und denkt russisch — sie besucht das deutsche Theater nicht mehr. Die Posse, die Operette, das Lustspiel beherrscht das Repertoire; in der ganzen Welt zieht das Trauerspiel nicht mehr, wie sich die Leute vom Handwerk ausdrücken, so ergeht es auch der Petersburger deutschen Bühne. Sie begeht pietätvoll die Gedenktage Lessings, Goethes und Schillers durch die Darstellung eines ihrer Werke, aber seit 10 Jahren bilden dieselben nicht mehr einen integrierenden Bestandtheil des Repertoires.

Was gegenüber den russischen und französischen Schauspielern bei den deutschen Kollegen auffällt, ist die Abwesenheit einer einheitlichen Schule und einer einheitlichen Aussprache; dagegen besitzen sie durchweg mehr Jugend und Frische, mehr Schwung als jene beiden Truppen.

Wollen wir uns immerhin freuen, dass wir ein Deutsches Theater haben, so lange wir es noch haben. Denn die seit Jahren sich wiederholende Prophezeiung, dass es eingehen werde, wird sich in nicht allzulanger Zeit erfüllen.

Litterarische Neuigkeiten.

Von Alberta von Puttkamer wird ein neuer Band Dichtungen erscheinen unter dem Titel „Akkorde und Gesänge", welchem wir mit jener Spannung entgegensehen, zu der uns die früheren Leistungen der begabten Lyrikerin berechtigen. Auch ein Drama derselben „Cyrus" wird erscheinen, nachdem bereits „Otto III." für ihre Befähigung auch in diesem Genre beredtes Zeugnis abgelegt hat. Allerdings — mit aller wabernden Glut lyrischer Schönheitsbegeisterung und mit Vertiefung in so fernliegende Stoffe wie „Cyrus" wird kein wahres Verhältnis zum Geist der Zeit gewonnen. Es bleibt doch eben ästhetischer Schönheitskultus.

„Die Weisheit Salomos." Schauspiel in fünf Akten von Paul Heyse. (Berlin, W. Hertz.) Eine liebenswürdige kleine Schäkerei im lieben alten akademischen Stil, wohlabgetönt und sauber, wie man es von Meister Heyse erwarten darf. Von einer eigentlichen Dichterkraft (vom Elementarischen ganz zu schweigen) kann hier natürlich keine Rede sein. Die lyrisch-didaktischen Gemeinplätze vermögen auch nicht über den Mangel an jedem dramatischen Gehalt zu täuschen. Das anmutige Stücklein wird gewiss mit „rauschendem Erfolg" über alle deutschen Bühnen ziehen. Heißt sein Verfasser doch Paul Heyse, der weise Salomo! „Alles ist eitel", spricht der Prediger.

Léon Tyssandier: „Figures Parisiennes, Préface par Arsène Houssaye". Paris, Paul Ollendorff, 1887. 3 fr. 50 c. Tyssandier spricht über Mme. Edmond Adam, Arsène Houssaye, Jules Simon, Albéric Second, Alexandre Dumas, Auguste Vacquerie, Lottin de Laval, Alexandre Piedaguel, Francisque Sarcey, Emile Zola, deren Bestrebungen und Eigenart recht anschaulich dargestellt werden.

In Warschau erscheint seit Beginn dieses Jahres im Verlage des rührigsten Warschauer Verlegers Teodor Caprocki eine litterarisch-ästhetische Wochenschrift „Zijcie" (Das Leben). Bestimmung und äußere Form dieser Zeitschrift erinnern an das „Magazin". Sie bringt neben größeren, originalen und aus fremden Sprachen übersetzten dichterischen Arbeiten, Uebersichten der ausländischen litterarischen Produktion und gründliche Aufsätze über Kunst und Wissenschaft in ihren gegenwärtigen Verhältnissen. Höchst anregend wirkte in polnischen litterarischen Kreisen eine in Nr. 1—3 laufenden Jahres enthaltene ausführliche Inhaltsangabe der Bleibtreu'schen Brochüre „Revolution in der Litteratur", welche höchst sympathisch aufgenommen und mit Anerkennung besprochen wurde.

„Sphinx." Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage, herausgegeben von Dr. Hübbe-Schleiden in Th. Griebens Verlag (L. Fernau), Leipzig. Aprilheft 1887. — Inhalt: Die menschliche Persönlichkeit im Lichte der hypnotischen Eingebung. Von Frederik W. H. Myers. — Der Tod. Von Dr. Carl du Prel. — Der Salemer Hexenprozess. Eine Erinnerung an alte böse Zeiten. Von O. Plümacher. — Die Verantwortlichkeit des Menschen, angesichts der Tatsachen des Hypnotismus. Von Beinet und Féré. — Apollonius von Tyana. Von Carl Kiesewetter. — Sechs Experimente mit Eglinton. (Mit Abbildung.) Von Julius Gillis. — Strada stretta. Aus den Bekenntnissen eines Malteser Ritters. Von A. von Winterfeld. — Kürzere Bemerkungen: Okkultismus und Spiritismus. — Die theosophische Gesellschaft in Indien. — Das zweite Gesicht bei den Tieren. — Ein hypnotisches Experiment. — Possession. — Unerklärte Verbrennlichkeit. — Gesellschaft „Braid" in Wien.

Der neueste Band 2449 der „Collection of british authors" (Tauchnitz edition) hat zum Inhalte eine Erzählung „In four reigns" von Emma Marshall. (Leipzig, Bernhard Tauchnitz.)

Zwei Preis-Ausschreiben erlässt die „Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung" in Berlin. Das eine betrifft die Bearbeitung des Themas „Zweck und Mittel einer einheitlichen Organisation der deutschen Studentenschaft" (Preisrichter: Professor Jürgen Bona-Meyer, Dr. Robert Keil, Dr. Conrad Küster, Professor Uhrig; — Preis 200 Mark — spätester Ablieferungstermin: 15. Juni d. J.); das andere ist für eine kleinere Humoreske aus dem Universitätsleben erlassen (Preisrichter Ernst Eckstein, Heinrich Hart, Conrad Küster, Johannes Trojan; — — Preis: ein kostbar ausgestatteter Humpen, — spätester Ablieferungstermin 1. Juni d. J.)

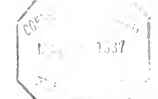
Italienische Novitäten.

Die Zahl der italienischen Heine-Uebersetzungen ist um eine neue vermehrt worden. Graf G. C. Secco-Suardo hat die „Poesie complete" Heines bei Casanova in Turin erscheinen lassen. Die Uebersetzung muss als eine wohlgelungene bezeichnet werden, sie ist nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ eine Bereicherung der italienischen Heine-Ausgaben.

„Studii di antica letteratura Christiana" per Alexandro Chiappelli, prof. di storia della filosofia. — Torino, Loescher.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 18. Leipzig, den 30. April. 1887.

Inhalt:

Zur Reformfrage.

In der mannigfachsten Form wird die Frage erörtert, ob ein Schriftsteller von Bedeutung, unbeschadet seines litterarischen Ansehens, Mitarbeiter solcher Press-Organe sein könne, welche nicht zu den geachteten gehören; ferner, ob ein Redakteur die absolute Verpflichtung hat, einem misskreditierten Verleger den Pakt zu kündigen, oder, ob er im Unterlassungsfall seine Ehre schädigt.

Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, dass ein Verleger für einen resignierenden Redakteur zehn Andere findet, die sich nicht besinnen werden, den Zumutungen des zahlenden Zeus in jeder Hinsicht gerecht zu werden; das schlechteste Blatt wird nicht aus Mangel an einem Redakteur zu Grunde gehen, ist also dadurch, dass ein anständiger Redakteur seinen Posten niederlegt, nicht aus der Welt zu schaffen, in der es allerdings viel Anstoß erregt und Unheil anstiftet.

Wäre es nicht klüger und verspräche es nicht eher den gewünschten Erfolg, mit der Winkellitteratur aufzuräumen, wenn man einem anständigen Redakteur, welcher von den besten Absichten geleitet, die Zügel in die Hand genommen hat, um den verfahrenen Karren in ein besseres Gleis zu führen, ein fröhliches „Vorwärts“ zurufen, seine stillen Bemühungen unterstützen würde, statt seinen Namen auf den Index zu setzen? Wer ehrlich das Rechte will, es mit allen Kräften anstrebt, hat das Seinige getan und darf mit sich zufrieden sein, selbst wenn es ihm nicht gelingt, eingerostete Schäden im Handumdrehen zu beseitigen. Was vermag der anständigste Redakteur einem dickhäutigen Verleger gegenüber, wenn die Schriftsteller ihn nicht unterstützen? Hier muss der Korpsgeist Front machen gegen eine brutale Willkürherrschaft, der Einzelne vermag nichts, sei er nun Redakteur oder Autor. Die Benachteiligung durch gewissenlose Verleger — und hier handelt es sich nur um solche, welche dem ganzen Stand zur Unehre gereichen — ist durchaus nicht in jedem Fall dem Redakteur in die Schuhe zu schieben, dieser befindet sich in der Regel selbst in der leidenden Form; man sehe sich vor, mit wem man es zu tun hat, stelle seine Ansprüche möglichst sicher und mache dann seine Forderung rücksichtslos geltend.

Schlimm ist es allerdings, wenn Redakteur und Verleger sich zu niedrigem Gebahren die Hände reichen, viel schlimmer jedoch, wenn ein Redakteur vor einem Verleger feig die Segel streicht und das von ihm frisch durchackerte Feld einem Nachfolger preis giebt, der die keimende Frucht entweder roh zusammentritt oder den fruchtbar gemachten Boden einem Raubsystem zum Opfer bringt. Nicht verwerflich, sondern geradezu segensreich darf es genannt werden, wenn ein ehrlicher Mann seine ganze Kraft einem litterarischen Unternehmen weiht, das leider durch unsaubere Manipulationen seines Verlegers in schlimmen Ruf gekommen, wie es nur freudig zu begrüßen sein dürfte, begegnete man einmal unter den Mitarbeitern eines sogenannten Winkelblättchens dem Namen eines geachteten Schriftstellers, denn: erstens würde sein Beitrag den Raum vorwegnehmen, den sonst irgend ein „Revolvermann“ ausgefüllt hätte, zweitens würde der eine klangvolle Name verschiedene andere nach

sich ziehen, das Blatt nach und nach eine vornehmere Signatur erhalten, der Geschmack, das Verständnis des Lesepublikums geläutert, für das Gute empfänglich und so die Hintertreppen und Hetzlitteratur am erfolgreichsten aus der Welt geschafft werden. Das sind keine Utopien, im Kern des Volkes ist weit mehr Bedürfnis für gesunde geistige Nahrung vorhanden, als die Mehrheit anzunehmen geneigt ist, nur hat man sich vorerst zu hüten, wo es sich um das Volk handelt, über das allgemein Verständliche hinauszugehen, bis der wohlvorbereitete Boden eine bessere Ernte verspricht und somit eine reichere Aussaat lohnt.

Wenn kein Schriftsteller sich mehr zu vornehm dünkt, für die „kleine“ Presse zu schreiben, wird es gar bald nur noch eine „Große“ geben. Eine Winkelkneipe, in welcher ein Menschenalter hindurch nur der Auswurf des Volkes verkehrte, hat aufgehört zu existieren, wenn die gute Gesellschaft sich in dem verrufenen Raum einfindet, wenn statt der unflätigen Redensarten betrunkener Kerle anständige Unterhaltung gepflogen wird, die schmierigen Gerätschaften einer sauberen Einrichtung Platz machen, der üble Tabaksgeruch und ekle Branntweindunst einer frischen, gesunden Atmosphäre weichen müssen; dem Gesindel ist auf solche Weise der Boden entzogen, auf dem allein es gedeihen kann.

Wäre es nicht denkbar, auf diesem Wege eine Reformation unserer Litteratur in Szene zu setzen? Freilich dürfen dann die Vornehmen es nicht verschmähen in die Budiken hinabzusteigen, um den Pöbel zu verjagen, ebensowenig sich aber auch von dem Gesindel aus den distinguierten Lokalen vertreiben lassen und diese einer brutalen Herde überantworten, welche die Gardinen von den Fenstern, die Bilder von den Wänden reißt und in den vornehmen Räumen haust, bis eine dicke Schmutzschicht auf den halbzerstörten Möbeln liegt, die Marmorsäulen geborsten, das glänzende Parquett zertrampelt und die Vergoldungen an Decken und Wänden unkenntlich geworden sind. Solch ein Preisgeben ist feig und erbärmlich, niemals aber der Versuch, das Schlechte mit dem Guten auszutreiben; von diesem Prinzip geleitet, ist es ehrenvoller den Fuß in eine berüchtigte Kneipe zu setzen und den Kampf gegen die Geister der Finsternis mutig aufzunehmen, als im dolce far niente auf Sammetpolstern in prunkvollen Sälen zu sitzen und dann Schritt für Schritt dem eindringenden Pöbel zu weichen. In solchem Falle braucht euer Hausrecht, ihr Vornehmen, aber verschließt Jenen nicht hochmütig eure Tür, welche sich zagend eurem Heiligtum nahen und statt dem Sumpf ihrer Kneipenexistenz, in den sie nur zu oft alles Andere, nur nicht die eigene Wahl gezwungen, bei euch die Möglichkeit eines würdigeren Daseins suchen. Der Aufwärtsstrebende verdient eure Achtung und eure Hand muss ihn doppelt fest halten, damit er sich ganz zu euch emporschwinge und nicht ermattet zurücksinke in das Elend, dem er so gern entfliehen wollte, weil er fühlte, dass seine Existenzbedingung nicht in der Kneipe, sondern in eurem gebildeten Kreise wurzelt! Stoßt ihn nicht zurück, der bei euch Rettung vor dem geistigen Tode sucht, lasst ihn sich rein waschen in dem Quell, der auch eurem Geist Kraft und Frische verleiht, seid vornehm, ihr Vornehmen, seid menschlich zu dem Armen, der aus seiner Tiefe zu euch emporzuklimmen versucht und weder Mühe noch Demütigung scheut, eurer würdig zu werden. Dann erst habt ihr ein geheiligtes Recht mit Feuer und Schwert unter die Unwürdigen zu fahren und allerorten, wohin ihr euren Fuß auch setzen mögt, das Zeichen aufzupflanzen, das euch den Sieg und allem Unreinen den Untergang verheißt!

In Vorstehendem ist eine rein persönliche Ansicht niedergelegt; vielleicht regt sie zum Nachdenken an, vielleicht auch wird sie als utopisch belächelt, — wie es auch sein möge: in magnis voluisse sat est!

München. Caroline Häußer.



Ein neues Werk über Cromwell.

Das kennzeichnende Merkmal des Durchschnittsgeistes, neben der Torheit in falscher Wertung der Lebensgüter, glaubten wir stets in einer tiefgehenden Verlogenheit zu erkennen. Oft machten wir darauf aufmerksam, wie diese Verlogenheit nirgends so deutlich in die Erscheinung tritt, wie bei Beurteilung großer Männer. Den riesenhaften Egoismus eines Napoleon zugestanden, stellen wir stets die Frage, ob die Mehrzahl der Menschen nicht in ihrer winzigen Weise genau den gleichen Grad des Egoismus in sich verkörpern — ohne die Entschuldigung des Genies dafür beanspruchen zu können. Nichts aber bereitet dem kleinen Philistergeiste so innigen Genuss, als die Schwächen und Mängel der Größe zu erspähen. Mit einer Mischung von unreifer Torheit und Verlogenheit, legt man an den Charakter großer Männer einen unmöglichen Maßstab sittlicher Vollkommenheit an. Man will nicht begreifen, dass auch der größte Mensch nur eben ein — Mensch bleibt und sich der Notdurft menschlicher Schwäche kaum zu entziehen vermag. Man fragt erstaunt, selbst wenn man vorurteilslos den sonst edeln Grundstoff einer genialen Natur würdigt, wie es denn möglich, so viel Niedrigkeit mit so viel Größe zu vereinen. Und doch liegt es im Allgemeinen in der Artung der Ausnahmenaturen, dass sie alle menschlichen Seiten — selbstlose Begeisterung und kalte Berechnung, ideale Reinheit und schmutzige Sinnengier — in sich vereinen. So wurde es denn auch möglich, dass kurzsichtige Maulwürfe den gewaltigen Lord-Protektor zum brutalen Selbstling und Heuchler stempelten, während

scheinbare Widersprüche bei ihm grade aus der peinlichen Wahrheitsliebe seiner Offenherzigkeit hervorgingen.

Carlyle und Macaulay haben in England Cromwells Andenken wieder zu Ehren gebracht, nachdem hier wie immer Lord Byron zuerst im „Childe Harold" (Canto IV) das Eis gebrochen. „Als die durch Cromwells Heere gemachten Eroberungen verkauft wurden, um die Buhlerinnen Karls zu schmücken, da erhoben sich wohl redliche Herzen im Gedanken an den, der nie erlaubt hatte, dass England Anderen gehöre als sich selbst." (Macaulay, Essays.) „Let the Hero rest! It was not to men's judgement, that he appealed, nor have men judged him very well." (Carlyle.) Gewiss bedarf ein Cromwell unserer Verteidigung nicht. Tröstete er doch selbst einen Waffengefährten, dass Gott mächtiger sei als alle Verleumder. „Der Name Cromwells wie der des Numa wird bleiben als eine Personifikation des religiösen Geistes und der freien Gesetzgebung eines großen Volkes." (Merle d'Aubigné, „Der Protektor".) „Er ist vielleicht das einzige Beispiel eines Mannes der Geschichte, der die verschiedensten entgegengesetzten Ereignisse beherrscht und allen Rollen genügt hat." (Guizot, „Die englische Revolution".)

Es ist nicht unsres Amtes noch unser Zweck, an dieser Stelle die gewaltigste Erscheinung des germanischen Protestantismus zu würdigen. Wohl aber möchten wir betonen, dass man die Beziehung des Puritanimus zur Kunst entschieden zu ungünstig aufgefasst oder vielmehr die Hemmung der Kunst durch denselben weit übertrieben hat. Allerdings fielen die strengen Heiligen über das Theater her; aber im Grunde doch nur, wie Christus die Wucherer und Zöllner aus dem Tempel peitscht. Denn die Blüte des hohen Dramas war verwelkt, von dem Weine nur die Hefe geblieben, das Theater zu einer unzüchtigen Schaubude geworden. Während der Puritanismus dieses Unkraut unterdrückte, säete er unbewusst manches Samenkorn in empfängliche Dichtergemüter. Wäre sein innerstes Wesen so kunstfeindlich gewesen, so würden ihm Milton und Bunyan kaum entsprossen sein.

Auch übte die puritanische Sittenstrenge, trotz des vorübergehenden Rückschlags unter den letzten Stuarts, einen dauernden Einfluss aus, welcher zwar auf der einen Seite leeren Anstandsformalismus, auf der andern aber wirkliche Bürgertugend förderte.

Das siebzehnte Jahrhundert repräsentirt sich in zwei System-Gestalten: Ludwig XIV. und Cromwell. Sein Gegner, König Karl, ein angehender Louis Quatorze, liebte die Künste, las Shakespeare und protegierte Van Dyk, der uns seine etwas leidenden vornehmen Züge mit den vornehm zugekniffenen hochmütigen Tyrannenaugen meisterlich abkonterfeit hat. Aber auch Cromwell mangelte es keineswegs an Interesse für die Kunst — das zeigt sein Ankauf der Rafaelischen Zeichnungen — noch an litterarischer Bildung — das beweist seine Güte für Milton und Waller. Durch seine eignen Briefe und Reden geht ein dichterischer Zug, ein Ton wie von klirrendem Stahl. Gleicht die Kavalier-Poesie mit ihrem Konzettismus einen Sammtbarett, mit goldenen Ornamenten überladen und mit Reiherfedern bebuscht, welches eine diamantberingte Hand im Spitzenhandschuh von Korduanleder schwenkt, — so stampft Miltons Prosa-Polemik wuchtig einher, wie ein Cromwellscher Kürassier im Büffelkoller und auch in seinen Oratorien dringt oft seelenvolle Natürlichkeit unter der akademisch verblassten Rhetorik hervor.

Wie aus Erz gehauen, steht das Bild dieser echtgermanischen Helden, Cromwell und Milton, sich ergänzend vor dem Auge der Nachwelt. Der große Oliver wirft seinen Schatten noch jetzt über das Inselreich, ob auch keine Statue ihm errichtet und nur der alte Palast Whitehall an seine kurze Herrschaft gemahnt. Der Junkerei Hyänenzahn scharrte seine Gebeine aus der Gruft und streute seinen Staub in die Lüfte. Recht so. Die Luft trug ihn über Meere und Länder. Bis diesem befruchtenden Samen die „Maiblume" der transatlantischen Republik entsprosste und zu eichenhohem Ruhme emporwuchs, trug das gute alte Schiff, die „May-Flower", in den Pilgervätern den Geist Washingtons an den Strand der neuen Welt. Stets aufersteht der alte Oliver im Anglosachsentum. Sein Schlachtruf „Hie Schwert des Gideon" rauschte durch das Sternenbanner auf der Schanze von Bunkershill Und ein Jahrhundert darauf bei Appotomax Court Station, als vor den neuen „Rundköpfen" die neuen „Kavaliere" den Degen streckten, ob auch Stuart, Lee und Jackson ritterlich fochten wie weiland Pfalzgraf Rupert und Astley und Sir Marmaduke — auch da ritt Cromwells Geist mit Bibel und Feldherrnstab die Reihen entlang. Und im heißen Sande des Sudan, als Gordon sich als Sühnopfer weihte für seines Volkes Sünden, da beugte sich Cromwells Geist hernieder auf den letzten Puritaner.

Ganz ähnliche Gedanken wie diese (welche von uns schon früher dichterisch „Welt und Wille" S. 138 ff. — und litterarhistorisch — „Geschichte der englischen Litteratur", Band I, „Puritaner und Kavaliere" ausgesprochen wurden) bewegen den neusten und vielleicht begabtesten Darsteller Cromwells, Fritz Hönig, wenn er sein umfassendes Werk „Oliver Cromwell" (Berlin, F. Luckhardt) in einer „Vorbemerkung zur Litteratur über Cromwell" mit den Worten beginnt: „Die Staubteilchen des großen Puritaners wurden übers Meer getragen. Nach langem Wege senkten sie sich nieder auf den Boden der neuen Welt und nährten ihre Erde und aus diesem puritanischen Düngstoff schoss hier eine Saat empor, welche seitdem zweimal, und zwar zur Zeit des Washington und des Sezessionskrieges, die Erinnerung an die Gestalten der Altvordern wachrief, an deren Heldentaten sich die menschliche Brust ergötzt und labt."

Hauptmann Hönig, seinem praktischen Beruf durch Folgen schwerer Verwundung bei Mars la Tour entrissen, fand ein neues „Feld der Ehre“, indem er mit schneidiger Energie seine umfassende Bildung und seine ungewöhnliche militärische Begabung in den Dienst der theoretischen Militärschriftstellerei stellte. Mehrere seiner Werke, anonym erschienen, haben bahnbrechend und anregend gewirkt. Obschon Infanterist von Beruf, widmete er besonders der Kavallerie seine Aufmerksamkeit, indem er eine zweckmäßigere Behandlung dieser Waffengattung empfahl. Dies war es denn auch, was ihn zuerst an Cromwell fesselt: Ursprünglich galten seine Studien nur dem Reitergeneral von Marston Moor. Aber im Laufe der Studien wuchs ihm dieser zu einem der ersten Feldherrn aller Zeiten empor.

Er gedachte, gleichsam ein Pendant zu Yorks „Napoleon als Feldherr“ zu liefern. Aber auch über diese Grundlinien wuchs die Arbeit hinaus. Er erkannte offenbar, dass nur auf breitester Basis mit Vertiefung in die gesammte Wesenheit Cromwells ein anschauliches Bild des Feldherrn sich gestalten könne. Er durfte unmöglich an der politischen und der sonstigen historischen Bedeutung des gewaltigen Mannes vorübergehn. Und so entstand denn dies gründliche und abschließende Werk.

Wie bei Napoleon, vereinten sich bei Cromwell der strategische Scharfblick mit schöpferischem Organisationstalent. Hönig glaubt sich zu dem Urteil berechtigt, dass des Engländers strategische Entwürfe und Berechnungen denen des Korsen ebenbürtig zur Seite gestellt werden können. Der Unterschied Beider liegt seiner Ansicht nach nur in den Ziffern der Streitkräfte. Fasst doch Hönig, wie überhaupt die neue Militärschriftsteller-Schule in Moltkes Geist, das Psychische im Feldherrn, den Charakter desselben, als das eigentlich Bewegende auf.*)

Gewiss giebt es keinen glänzenderen Beweis für die völlige Unabhängigkeit des wahren Feldherrngenies von militärischem Drill — hervorgehend aus der natürlichen Unteilbarkeit der wirklich genialen Begabung, vermöge deren in jedem Helden ein Dichter, in jedem Dichter ein Held steckt, wie denn York ausdrücklich das Feldherrn- mit dem Dichtergenie vergleicht! Als der Freischärler Oliver Cromwell sich in den Sattel schwang, war er 42 Jahre alt. Und binnen sieben Jahren erreichte er die höchste Feldherrnstufe, ohne jemals Soldat gewesen zu sein — so wie ja Friedrich der Große ursprünglich Abneigung gegen alles Soldatentum empfand und doch blitzschnell die höchsten Höhen der Strategie erklomm.

Agitator, Parlamentarier, Offizier, Staatsmann, Feldherr, Alleinherrscher — dies ganze reiche Leben des britischen Bismarck-Napoleon hat Hönig in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Mit seltenem Glück. Dazu befähigte ihn freilich zuvörderst das opferfreudige Studium vieler Lustren, welches in ihm ein staunenswürdiges Wissen über die vorliegende Materie aufspeicherte. So erregt denn schon die meisterliche kritische Sichtung der Quellen in der obenerwähnten „Vorbemerkung“ hohe Erwartungen. Man fühlt die Sicherheit, mit welcher uns der fachmännische Historiker leitet, und die Zielbewusstheit seiner Methode. Diese Erwartungen werden nicht enttäuscht, ja übertroffen.

Selten haben wir etwas Gediegeneres und Klareres, getragen von überlegenem Gerechtigkeitsgefühl, gelesen, als die Kapitel „Einleitung“ und „der Puritanismus“, durch welche sich Hönig unsrer unmaßgeblichen Ansicht nach den gerühmtesten Historikern würdig zur Seite stellt. Wenn die nun folgenden Kapitel „Bis zum dritten Parlament Karls I.“ und „Bis zu Cromwells Wahl im Parlament“ nicht den gleichen Reiz für uns besitzen, so hängt dies natürlich damit zusammen, dass dieser Teil der Revolution ja auch früher schon, bis zum Ueberdruss genau, von den Spezial-Historikern geschildert worden ist.

In sein eigentliches Fahrwasser gelangt Hönig, sobald er näher auf das von Cromwell errichtete Heer eingeht, welches er als ein „stehendes Heer“

*) Hönig hat auch in der Taktik stets das Psychische, die Beobachtung der Psychologie bei taktischen Formationsfragen, betont. So in seiner merkwürdigen, Aufsehen eregenden Schrift „Zwei Brigaden“ (1882, Berlin, Luckhart), worin besonders die vom Verfasser empfohlenen Reglements für den Sturm im Massenfeuer ansprechen. Das Massenfeuer auf weite Entfernung wird natürlich vom Laien stets überschätzt; die Wirkung ist nur eine partielle. Trotz kaum je wieder erreichbarer Ungünstigkeit der Verhältnisse im Falle des Angriffs der 38. Brigade bei Mars la Tour, spricht die verhältnismäßig geringe Verlustziffer beim eigentlichen Sturm hier Bände. Bei dem unerhörten französischen Massenfeuer aus Etage-Stellung lässt sich nach der Verlustsumme berechnen, dass nur 1 von 7—800 Kugeln traf, dass also nur die numerische Ueberlegenheit der circa 25,000 feuernden Franzosen auf die 4000 preußischen Stürmer überhaupt eine ansehnliche Wirkung in Folge des großen Kugelverbrauchs erzielte. Auch will uns scheinen, als ob die Nerven des Verteidigers durch solch ein Massenfeuer viel mehr irritiert werden könnten. Der Verteidiger, der bei seinem unablässigen Feuern instinktiv auch ein massenhaftes Treffen seiner Geschosse voraussetzt, überschätzt naturgemäß die Wirkung desselben. Nun macht ihn ein unentwegtes Vordringen des Gegners trotz solchem Feuer stutzig; durch das ewige Knallen verliert er jede Selbstbeherrschung, er knallt aufs Geratewohl drauflos (die Franzosen bekanntlich von der Hüfte aus) und verschießt rasch seine Munition. (Am Abend von Mars la Tour meldeten die französischen Korpskommandos starken Munitionsmangel.) Das Alles trifft natürlich bei dem Magazingewehr noch viel mehr zu. Der Angreifer empfängt hingegen durch sein Vorgehen einen nervösen Elan, so lange dieser eben psychisch vorhalten kann. Unter solchen Umständen wäre also eine gutgeschulte Truppe mit geringerer Waffe immer noch einer schlechtgeschulten Truppe mit besserer Waffe überlegen. — Hier wagen wir auch einen Einwurf gegen den Verfasser. Derselbe vermag die hohe Verlustziffer des Korps Ladmirault nicht zu erklären, obschon auf seine schriftliche Anfrage der französische Korpsgeneral die amtlich abgegebene Ziffer nochmals bestätigte. Hönig leugnet nun die Richtigkeit der Darstellung im Generalstabswerk, dass an der berühmten Schlucht Zündnadel und Chassepot gegeneinander gewirkt hätten. Und doch muss es wohl so gewesen sein. Die 18000 Patronen, welche die 38. Brigade, nachdem sie keinen Schuss abgegeben, in nächster Nähe verschoss, haben eben ganz anders gesessen, als das unsichere Massenschnellfeuer der Verteidiger

im modernen Sinne der allgemeinen Wehrpflicht bezeichnet. Mit leidenschaftlichem Eifer, den man dem Berufsmilitär nachsehen mag, tritt er der „Geschichtsfälschung“ entgegen, welche von Cromwells „Milizen“ redet. Das eigentliche „Parlamentsheer“ sei ein elendes Gesindel gewesen, auf das Cromwells Puritaner mit Verachtung herabsahen. Hingegen stellt Hönig dies „stehende Heer“ (es scheinen uns denn doch die allerwesentlichsten Unterschiede von einem wirklichen „stehenden Heer“ vorhanden!) in sehr richtigen Gegensatz zu dem „Feudalheer“ der Royalisten.

Den ersten Band seines Werkes hat der Verfasser dem Politiker und General bis zur Niederwerfung Karls I. gewidmet. Die Taten desselben bezeichnet er jedoch als bloßes Vorpostengefecht im Verhältnis zu der „großen, das Geschick der Völker besiegelnden Entscheidungsschlacht“, welche der Staatsmann- Feldherr als Monarch Englands schlug. Davon berichtet der zweite Band des großveranlagten, hochbedeutenden Werkes. Auf diesen, welcher im Sommer erscheinen soll, werden wir seiner Zeit nochmals zurückkommen. Den ersten beurteilen wir nach den Korrekturbogen des ersten Bandes, über welche dem Verfasser bereits von Autoritäten der Geschichtsforschung wie von höchster militärwissenschaftlicher Seite die uneingeschränkteste Anerkennung zu Teil geworden ist.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.



Francesca's da Rimini Erzählung ihrer Liebe mit Paolo Malatesta.

(Fünfter Gesang der „Hölle“ des Dante.)

Uebersetzt von Alberta von Puttkamer.

„Das Heimatland von unsren Erdentagen
Liegt, wo der Po hernieder braust in Hast,
Um friedlich dann den Strom zum Meer zu tragen.

Liebe, die zarte Herzen schnell erfasst,
Riss so ihn hin durch meiner Schönheit Macht,
Dass mich die wilde Art verletzte fast.

Und Liebe, die auch Leidenschaft entfacht,
Ist in so mächt'ger Kraft in mir entloht,
Dass er mir folgen muss durch Qual und Nacht.

Die Liebe führte uns zu einem Tod.
Auf unsern Mörder harrt Caïna's*) Ort!“
So klang die Kunde, die der Schatten bot.

Als ich vernommen nun das bange Wort,
Senkt' ich mein Haupt, bis mich Virgil rief an:
„Was denkst du von den armen Schatten dort?“

*) Caïna, Ort des Caïn; der Ort in der Hölle, dahin die Brudermörder verdammt sind.

Und ich gab Antwort: „O, welch süßer Wahn,
Wieviel Gedanken, wieviel rastlos Sehnen,
Entführte sie zu dieser Schmerzensbahn!?“

Dranf wandt' ich traurig mich und sprach zu Jenen:
„Mich rühren deine Klagen allzumal,
Francesca und dein Weh zu Mitleidstränen.

Doch sag', wie du erkannt den Liebesstrahl
In jener süßen, ersten Seufzer Zeit,
Und eurer zweifelvollen Sehnsucht Qual?“

Sie aber sprach: „Es giebt kein größres Leid,
(Dein Meister weiß es auch) als zu gedenken
Im Elend an vergang'ne Seligkeit!

Doch weil der Wunsch so sehr beherrscht dein Denken,
Die erste Wurzel unsrer Liebespein
Zu kennen, will ich weinend Antwort schenken:

Wir lasen einst im letzten Tagesschein
Von Lancelot, wie Liebe ihn durchdrang,
Und waren ohne Argwohn und allein.

Schon oftmals trafen sich die Blicke bang,
Und wir erblassten; doch im letzten Grund
War's eine Stelle nur, die uns bezwang.

Die machte uns das Liebeslächeln kund,
Das einst ihr Kuss erweckt' so selig — heiter —
Da küsst' er, ganz erbebend, meinen Mund,

Er, der durch Welt und Hölle mein Begleiter!
Das Buch, und der es schrieb, hat uns verführt!
An diesem Tage lasen wir nicht weiter!“

Der eine Schatten sprach es schmerzberührt,
Indess der andre weint' so laut und bang,
Dass ich, vom Mitleid mächtig angerührt,

Gleichwie ein Todter schwer zu Boden sank.



Aesthetische Streifzüge.

Von Hermann Conradi.

II.*) Das Märchen von der „poetischen Gerechtigkeit“.

In der Vorrede zur „Kritik der praktischen Vernunft“ sagt Kant in einer Anmerkung: „Leben ist das Vermögen eines Wesens, nach Gesetzen des Begehrungsvermögens zu handeln. Das Begehrungsvermögen ist das Begehren desselben, durch seine Vorstellungen Ursache von der Wirklichkeit der Gegenstände dieser Vorstellungen zu sein. Lust ist die Vorstellung der Uebereinstimmung des Gegen-

*) Nr. I siehe Magazin 1886, Nr. 26.

standes oder der Handlung mit den subjektiven Bedingungen des Lebens, d. i. mit dem Vermögen der Kausalität einer Vorstellung in Ansehung der Wirklichkeit ihres Objektes (oder der Bestimmung der Kräfte des Subjekts zur Handlung es hervorzubringen)." Dieser Kantschen Definition des Begriffes „Lust" ist in erster Linie die Bemerkung anzuhängen, dass der Mensch eben kein — Mensch, vielmehr ein — übrigens wohl denkbares — höher und feiner organisiertes Wesen, sagen wir mit dem landläufigen Jargon: ein „Engel" sein müsste, wenn er in Wirklichkeit eine ganz klare Vorstellung von den individuell-„subjektiven Bedingungen" seines Lebens haben sollte.

„Wir ahnen, tasten nur — ja! Das ist Alles! —
Und stecken stets in dem Erkenntnis-Dalles" —

Das Wort mag angesichts der ungeheuren Erfolge der modernen empirischen Wissenschaften etwas pessimistisch-frivol klingen, bezeichnet aber doch wohl drastisch und plastisch genug die totale menschliche Unbeholfenheit und Bruchstückhaftigkeit in Dingen der spekulativ-empirischen Selbst- und Welterkenntnis. Das als ein Gehäuse für eine bestimmte Ideensumme vorgestellte Individuum wird nie im Stande sein, sich über das Quantitäts- und Qualitäts-Verhältnis dieser Ideenmasse klar zu werden. Ist es ihm gegeben, ein intensiveres Seelenleben zu führen, so wird es sich nur immer mehr als ein versprengter Splitter, als ein abgerissenes Blatt erkennen und, brutal zermalmt von dem Bewusstsein seiner irdischen Kerkerschaft, kraft des ihm immanenten ideologischen Dranges ein Reich reiner Ideen aufbauen und in diese Sphäre allerdings wieder auch nur eine Ahnung von jener großen erdraum- und erdzeitlosen Harmonie projizieren, welche es innerhalb seiner irdischen vier Pfähle so schmerzlich vermisst und so heiß ersehnt — zu welcher Projektion es aber — und damit auch zu dem Glauben an ihre Berechtigung und dereinstige absolute Erfüllung — durch jenes allgemeine Unlustgefühl, das dem Denkenden und Erkennenden immer ein Prius gegenüber dem Lustgefühl bleiben wird — geradezu gezwungen ist. Allerdings — dabei darf nicht vergessen werden, dass dies Alles ein Produkt subjektiv-individueller — die ganze Menschheit als ein Individuum gedacht — Spekulations- und Erkenntnistätigkeit bleibt. Der empirische und metaphysische Pessimismus Kants und Schopenhauers kann auf dem Wege Hegelscher Dialektik ebenso zu universaler Bedeutung und Gültigkeit erweitert wie der teleologische Universal-Optimismus Hartmanns auf demselben Wege zu individualistischem Relationswerte verengt werden.

Die der Kantschen Definition angefügte Glosse führt mich mitten in die Materie hinein, auf die ich im Folgenden des Näheren eingehen will.

Es ist selbstverständlich, dass jene transzendente Zone, auf welche das Seelenleben der primitivsten wie der feinstorganisierten Kreatur — natürlich mit quantitativ-qualitativem Abstande — mit der konservativen Zähigkeit des polsüchtigen Magneten hinweist, auch in der Kunst und zumal in der Wortkunst ihre Berücksichtigung finden muss. Ihr diese Berücksichtigung angedeihen zu lassen — dazu wird sich allerdings wiederum nur ein bestimmter Vertreter-Faktor des poetischen orbis pictus berufen fühlen. Wiewohl ich im Großen und Ganzen auf dem Standpunkte des abstrakten Monismus Schopenhauers und Mainländers stehe und die teleologischen, welterlösenden Zukunftsträumereien Hartmanns verwerfen muss, so ist mir doch in Sachen der Aesthetik — ich bin mir dieses ideellen und prinzipiellen Zwiespalts vollkommen bewusst — der konkrete Monismus des „Philosophen des Unbewussten" genehmer. Die Domäne des wahren und auch zugleich großen Dichters muss alle Bezirke des Lebens, vom Alpha bis zum Omega, umfassen — muss im Stande sein, auf alle Lebensstadien im Allgemeinen wie auf alle Aeußerungen dieser einzelnen Stadien im Besonderen einzugehen. In den animalischen Ursprungstiefen jedweden Seins wurzelnd, aber zugleich aller metaphysischen Rückerinnerungen gedenkend, muss der echte Poet auch jene, durch ein Hineinschieben in die transzendente Sphäre bedingten Wirkungen hervorrufen können, die ein Schopenhauer nur von der Musik erwartet, die ein Wagner in gewissem Sinne auch erreicht hat, allerdings nur durch eine Verknüpfung reiner musikalischer Elemente mit dem Aether des gedankensatten Worts und der Plastik der bildenden Künste.

Die „poetische Gerechtigkeit" nun wird dieser ganze Poet, der sich als solcher unwillkürlich dem konkreten Monismus in die Arme wirft, aus eben diesem Grunde einzig und allein in jene transzendente Sphäre verweisen, das heißt: die irdische in der sogenannten „höheren" Gerechtigkeit gipfeln lassen müssen. Dieses Moment ist als der allein berechtigte Maßstab sowohl im kritischen Räsonnement als in der schöpferischen Praxis stets zu berücksichtigen.

Nun ist es aber sehr verständlich und erklärlich, dass — sintemalen es von jenen universalen Ganzpoeten verhältnismäßig nur eine verschwindend geringe Anzahl geben kann, der banausischen Durchschnittsdichter hingegen, die man, als mit dem gewöhnlichen menschlichen Nachahmungstalente und sehr kurzatmigen spekulativen Kräften ausgerüstete Individuen, schlechthin nur „Schriftsteller" nennen sollte, immer eine schwere Menge existiert hat, existiert und existieren wird — dass man, sage ich, ursprünglich vielleicht aus einem an sich ganz berechtigten „Entrüstungs-Pessimismus" heraus, der durch kulturelle Fortentwickelung auf evolutionistischem Wege allmählich irrelevant wird, ein Märchen von einer „poetischen Gerechtigkeit" ausgeheckt hat, welches allen kurzsichtigen und schmalbrüstigen After-

poeten ebenso willkommen, wie vom ästhetisch-philosophischen Standpunkte unhaltbar, inhaltslos und ungültig ist.

Man hat das Aristotelisch-Platonische Axiom, dass das Individuum nur von Staates Gnaden zu existieren hat, auch in die Aesthetik eingeführt und damit denn — durch eine an sich unbedeutende Verallgemeinerung der These in sozialem Sinne — Raum für jene abstruse Behauptung gewonnen: dass die Kunst „erheben", „läutern" soll, wiewohl z. B. in der Katharsis-Frage Aristoteles durchaus nicht an eine „Läuterung", vielmehr nur an eine Provokation einer inneren Katastrophe, an eine Erhöhung der gesammten Seelentemperatur, gedacht hat. Aber wie dieser Bernayssche Nachweis kaum Berücksichtigung findet, weil es den Herren, welche zumeist allerdings „Damen" sind, wie Peter Hille schabernackt, besser gefällt, mit dem Interpreten Lessing zu irren, als mit dem Umstürzler Bernays die Wahrheit einzusehen, so glaubt man auch, dass es ein Proklamieren des Staatsruins bedeuten würde, wollte man die Kunst unbehelligt von der menschlich-sozialen Korrektionszensur sich nur ganz in sich ausleben lassen. Denn nicht etwa der individuelle Wunsch, hier auf Erden, wo nun einmal die Gerechtigkeit eine Statistenrolle spielen muss, wenigstens in der Idee, im Reiche der künstlerischen Bilderschau, eine gewisse Sühnung und Versöhnung zu finden, ist der Vater jenes pikanten „Märchens von der poetischen Gerechtigkeit" gewesen, sondern der an sich zwar ganz natürliche, aber darum eben zugleich auch sehr triviale „Wille zum Leben", der instinktiv-raffinierte Drang des Menschen, sich um jeden Preis zu erhalten und zu behaupten, die Furcht vor den „res novae", welche die fernere Existenz in Frage stellen könnten. Die aus dem Erkenntnisbrunnen der Wahrheit geschöpfte Tatsache ist nun aber die, dass jener lobesame „Wille zum Leben" für ein bedeutenderes, entwicklungsfähiges Menschenexemplar — und zu einem solchen kristallisiert sich eine wahre Künstlernatur immer zusammen! — erst dann auch für das lebendige Leben wirklich fruchtbar und keimauftreibend wird, wenn er sich durch die Auflösung in den Willen zum Tode als eine seelische Errungenschaft, als ein bewusster Besitz dargestellt hat. Der nicht so weit mitzugehen vermag, hat es leicht, die Trauben, die ihm zu hoch hängen, für sauer zu erklären. Leider ist es ja nun Tatsache, dass diese Leute, welche die ihnen zu hoch hängenden Trauben für sauer erklären, immer in der Majorität sind. „Noli turbare circulos nostros!" ist ihr Stichwort. Und um diese ehrenwerten Blechmusikanten der Beschränktheit, die es niemals gelüstet, mit goldenem Speer nach der Sonne zu werfen, zu befriedigen, sind dann die Herren Aesthetiker gekommen und haben die „poetische Gerechtigkeit", deren abstrakte Tiefe ihre rein transzendente Natur bezeugt, als irdische „Göttin der Vernunft" auf den Tron gesetzt. Wenn neuerdings in der Litteratur allenthalben die Tendenz aufwacht, diesem geistlosen Fetischmus ein Ende zu machen; die Welt, allerdings durch eine machtvolle Individualauffassung vertieft, so darzustellen, wie sie ist; das Leben so brutal und gemein, wie es ist, im Spiegel der Kunst festzuhalten, so sehe ich darin von philosophischem wie in gewissem Sinne auch von sozialem Standpunkte ein wichtiges Heilsmoment, ein bedeutsames Zukunftssymbol. Ob auch die Himmel leer sind — unser Reich ist doch nicht allein nur von dieser Welt. Der, welcher Ohren zu hören und Augen zu sehen hat, muss einen gewaltigen Zug der Lebensvergeistigung in der neueren Litteraturströmung verspüren.

Der echte, wahre, große Künstler ist mehr denn nur eine prismatische Natur. Einem großen Feuerherde entstammt das Element, in dem er lebt. Durch die Individuationsprinzipien von Zeit und Raum wird ihm dieses Element versinnlicht, vermittelst der hierdurch geschaffenen prismatischen Atmosphäre erst eigentlich konkret nahegerückt. Aber das ist ja eben sein Kriterium: die Kraft ist in ihm, die Analyse zur Ursprungssynthese wiederum zusammenzuahnen. Hier steigt sein Pfad aufwärts — in das Land der wahren „poetischen Gerechtigkeit". Sie in den Staub der Erde herunterzuzerren, ist entweder eine Blasphemie oder eine — kapitale Dummheit. —



Sketches from my life.

By the late Admiral Hobart Pasha.

Die kleine Selbstbiographie des verstorbenen türkischen Admirals Hobart Pascha gewährt uns einen Einblick in den bewundernswerten Charakter des Mannes, der sie verfasst hat. Das Einzige, was daran auszusetzen wäre, ist ihre Kürze; denn leider wurde Hobart Pascha nur allzufrüh vom Tode ereilt, und sein Ausspruch am Ende des kleinen Werkes: „I have hope, that 'there is life in the old dog yet'" hat sich nicht bestätigt. So wie es ist, ist das kleine Buch über jede Kritik erhaben, aus jedem Worte spricht der echte Seemann, der tapfere Haudegen, der passionierte Jäger und der „gentleman" im wahren Sinne des Worts; jede Erzählung, jede Anekdote ist spannend, und der knappe Stil, der alle Längen vermeidet, zeigt deutlich, dass der Verfasser ein Mann war, wie es heutzutage nur wenige giebt, der nicht prahlte und viele Worte verlor, sondern gleich zur Tat zu greifen pflegte. Ich muss sagen, dass, als ich das kleine Werk bei Seite legte, ich mich kaum der Tränen enthalten konnte, denn ich habe den Verfasser persönlich gekannt.

Es war am Anfang der siebziger Jahre, als ich im Orient weilte (allerdings war ich damals nicht

viel mehr als ein Kind), dass ich ihn kennen lernte und manchmal die Anekdoten aus seinem eigenen Munde hörte, die jetzt in Form eines Buches vor mir liegen. Oftmals lud er mich auf seine Yacht ein zu kleineren Fahrten ins Schwarze sowie ins Marmora-Meer, und die Stunden, die ich in so liebenswürdiger Gesellschaft und inmitten jener herrlichen Szenerie meiner zweiten Heimat verlebte (ich war etwa zehn Jahre in Konstantinopel) werden mir unvergesslich bleiben. Für Alles zeigte er Sinn und Interesse. Sein Haus war mit Erinnerungen an seine Reisen und seine Jagden erfüllt; eigentlich ein kleines Museum für sich, sonst im Ganzen einfach aber hübsch eingerichtet und durchaus nicht überladen. Im Garten war eine besondere Umzäunung für seine Hunde, die er besonders liebte; ich weiß noch, wie leid es ihm tat, als der in dem Buche erwähnte Hund „Dick" starb. Im Ganzen aber war er wenig zu Hause, er war zu sehr an ein reges und aufregendes Leben gewöhnt, um sich viel Ruhe zu gönnen. Für uns Deutsche ist es interessant, dass er ein Freund unserer Weihnachtsbräuche war, und dass er öfter am Heiligen Abend bei sich zu Hause einen Baum anzünden ließ und sich mehrere Kinder dazu einlud. Dabei verfolgte er ein besonderes Prinzip. Die Geschenke, meistens Spielsachen, hingen am Baum selbst, und jedes Kind durfte selbst wählen, was es haben wollte, das Alter der Kinder war für die Reihenfolge maßgebend; was übrig blieb, wurde verlost. Einmal hatte er sich sogar eine kleine türkische Prinzessin eingeladen. Die kleine Muhammedanerin war bei dem Anblick des herrlichen Baumes ganz starr, denn es lässt sich denken, dass sie so etwas noch nie gesehen hatte, sie bewies aber doch ihren Patriotismus, indem sie eine als türkische Dame angezogene Puppe zu ihrem Eigentum auserkor und dieselbe nachher nicht einen Augenblick aus der Hand ließ.

Am meisten interessierte es mich, den Admiral bei Besichtigungen des Arsenals und der Kriegsschiffe zu begleiten, was mir manchmal vergönnt wurde, da er meine Passion für solche Sachen kannte, und manches Mal hat er mir selbst Dieses und Jenes erklärt, oder er ließ mich sein Dienstboot steuern, oder schickte mich auf den Mast und freute sich, wenn ich mich gut aus der Affaire zog. Es ist vollständig falsch, zu denken, dass in der Türkei Alles undiszipliniert und roh sei, eine Ansicht, die ich hier in Deutschland oft habe äußern hören. Auf den türkischen Kriegsschiffen war die Ordnung ebenso musterhaft, wie auf denen anderer Nationen, die ich besucht habe. Man sah, dass eine sichere Hand die Zügel führte, Honneurs und Befehle wurden ebenso pünktlich und exakt ausgeführt wie hier. Wäre die Verwaltung und die Armee in ebenso guten Händen gewesen, es würde im türkischen Staate heutzutage vielleicht anders aussehen. Jedenfalls verdankt die Türkei ihre schöne Flotte lediglich dem Admiral Hobart Pascha. Mancher hat es ihm zum Vorwurf gemacht, dass er überhaupt in türkische Dienste trat, und ich erinnere mich noch des Vorurteils, das damals in der Gesellschaft gegen ihn herrschte, Gewinnsucht habe ihn geleitet, sagte man allgemein. Der Vorwurf war jedenfalls nicht berechtigt und wurde lediglich durch seine eigenen Landsleute aufgebracht, die seinen Namen auf einige Jahre aus ihrer Marine-Liste strichen. Er war ein Mann der Tat und nach Taten sehnte er sich. Derselbe Geist, der ihn früher zu den amerikanischen Freiheitskriegen hingezogen hatte, war es, der ihn später einem Lande dienen ließ, wo er ein Feld für seine Tätigkeit erkannte. Er war Seemann durch und durch, politische und pekuniäre Rücksichten lagen ihm fern; er war ein aufrichtiger Bewunderer der Männlichkeit und des Mutes und hatte auch für seine Gegner stets ein anerkennendes Wort, wenn sie es verdienten.

Doch ich will nicht weiter loben, das kleine Buch spricht für seinen Verfasser besser, als ich es tun könnte, und ich bin der festen Ueberzeugung, dass Jeder, der es gelesen, mit mir übereinstimmen wird, wenn ich auf Hobart Pascha Hamlets Worte anwende:

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem!"

Berlin. H. von Pilgrim.



Sprechsaal.

I.

Der weltbekannte A—esthetiker!

(Der Abdruck des folgenden Artikels ist mit Angabe der Quelle gestattet.

Das Magazin nennt in seiner Nummer 4 vom Jahre 1887 Herrn Dr. Georg Brandes in Kopenhagen den „weltbekannten dänischen Aesthetiker" und zwar bei Betrachtung seines Werkes „Die romantische Schule in Deutschland" (Leipzig, Veit & Co.). Es heißt da unter Anderen: „In Ermangelung eines Vertrages zum Schutze geistigen Eigentums zwischen Dänemark und dem Deutschen Reiche hat er es sich gefallen lassen müssen, dass von der Strodtmannschen Uebersetzung seines Hauptwerkes in Deutschland „Nachdrucke" veranstaltet sind. Er hat sich daher entschlossen, sein Werk selbst als deutsche Originalarbeit herauszugeben? Er motiviert dies teilweise damit, dass die damalige Form des Buches seiner heutigen Ueberzeugung nicht entspreche etc." Diese Aeußerungen hat der Referent ohne Weiteres einer „Erklärung" entnommen, welche die innere Umschlagseite der neuen, sogenannten Originalarbeit, ziert. In derselben ist noch weiter ausgeführt, dass die Strodtmannsche Ausgabe sowohl veraltet sei, als auch in Folge der mangelhaften (?) Kenntnis des Dänischen seitens Strodtmanns, Missverständnisse enthalte, und er sie überhaupt nicht mehr anerkennen könne u. s. w. Wohlweislich ist in derselben die neue Strodtmannsche Angabe nicht als „Nachdruck", wie im Magazin, sondern als „Neudruck" bezeichnet. Diese und andere Großtuereien seitens Brandes und seines neuen Verlegers, Veit & Co., veranlassten den rechtmäßigen Verleger der Strodtmannschen Uebersetzung zu einer genauen Revision beider Ausgaben des oben erwähnten Bandes. Das Ergebnis war verblüffend!! Es wurde konstatiert, dass Brandes $^4/_5$ der Strodtmannschen Uebersetzung bei seiner angeblichen

neuen deutschen Originalarbeit einfach abgeschrieben hatte. Darauf wurde die Angelegenheit dem Leipziger Landgericht übergeben. Dieses holte das Gutachten des hiesigen litterarischen Sachverständigen-Vereins ein, welches in vollem Umfange den angeführten Nachdruck bestätigte. Dieses Gutachten, ausgefertigt von Männern wie Prof. Dr. Kuntze, Prof. Dr. Biedermann, Prof. Dr. Zarncke, Prof. Dr. Lipsius, Freiherr von Tauchnitz, O. v. Hase etc. lässt keinen Zweifel an der Handlungsweise des berühmten Aesthetikers aufkommen. In Folge dessen hat das Königl. Landgericht zu Leipzig in seinem Urteile vom 4. April d. J. den Nachdruck als erwiesen erachtet und die gerichtliche Beschlagnahme des obigen Bandes, Verlag Veit & Co., Leipzig, verfügt. Es dürfte manchen Leser des Magazin interessieren, wieviel Honorar Brandes für diesen, zu mehr als $^2/_3$ abgeschriebenen Band erhalten hat! Es sind ihm Mark 80.— pro Bogen, also bei der Auflage von 1500 Exemplaren die kleine Summe von 2000 Mark ausgezahlt worden!!

Das Aufsehen, welches diese kühne Tat des Dänen Brandes in litterarischen Kreisen erregt, ist um so berechtigter, als man von einem Manne mit so unstreitbar großer Begabung wohl annehmen durfte, dass er seinem Verleger, zumal für 2000 Mark, eine Uebersetzung eigener Fassung abliefern würde.

Das überaus interessante „Gutachten" wurde soeben gedruckt und wird jedem Interessenten gratis übersandt.

Leipzig. H. Barsdorf.

Wir bemerken hierzu noch das Folgende. Ob der Ausdruck „Nachdruck" statt „Neudruck" auf einem Druck- oder Schreibfehler beruht, können wir jetzt nicht mehr feststellen. Der Sinn aber kommt aufs Gleiche hinaus und hat dies ja auch mit der eigentlichen Streitfrage gar nichts zu schaffen. Die pietätlosen Aeußerungen des Herrn Brandes über den seligen Strodtmann, dem er soviel verdankt, haben wir ohnehin unterdrückt. D. R

II.

Der „Hambg. Corr.", ein Blatt, das wir wegen seines ehrlichen, maßvollen, sich von dem blöden Geheul unserer Gegner vornehm fernhaltenden Urteils in litterarischen Dingen sehr schätzen, ließ sich gelegentlich der mit einem Misserfolg endenden Aufführung des Byronschen „Marino Faliero" durch die Meininger aus Berlin schreiben, die Ablehnung sei vorzugsweise durch den krassen „Realismus" in der Darstellung der Schlussszene hervorgerufen worden. Diese brachte nämlich die Hinrichtung des Dogen mit allen Details und „Schikanen" auf die Bühne, man sah das Beil durch die Luft sausen, hörte es deutlich auf den Block fallen u. s. w. — Wir möchten, ohne dem geschätzten Blatte zu nahe treten zu wollen, nur im Interesse unserer guten Sache gegen die missbräuchliche Anwendung des Wortes „Realismus" an der obigen Stelle protestieren. Jene Hinrichtungsszene war gar nicht realistisch, sondern einfach geschmacklos. Wir protestieren ein für alle Mal dagegen, dass alles Geschmacklose, Alberne und Uebertriebene uns von unredlichen Gegnern in die Schuhe geschoben würde. Den Realismus so aufzufassen, wie die Meininger tun, heißt das Aeußere und Unwesentliche zur Hauptsache machen; jeder reife Realist wird über diese „Echtheit" des Kostüms und der Dekorationen, die uns hier als Realismus aufgetischt wird, nur mitleidig lächeln. Realismus wäre es gewesen, wenn der Darsteller des Dogen uns wirklich gezeigt hätte, wie dieser alte, wetterharte, im Felde ergraute Soldat durch seine falsche Auffassung des mittelalterlichen Point d'honneur von Schritt zu Schritt weiter getrieben als Verräter endet, und wie sich ein solcher Charakter in Wahrheit dem Schaffot gegenüber benimmt und Angesichts des Todes noch einmal in ganzer, herber Größe aufrichtet — anstatt ein pathetisch deklamierendes altes Weib zu geben, wie Herr Grube tat. Noch einmal, nicht dem „Realismus" ist der Abfall jener Hinrichtungsszene aufzuladen, geehrte Hamburger Kollegin, sondern der Meininger'schen Geschmacklosigkeit, die bei allen Dingen nur an der äußeren Schale haftet und nie und nirgends den Kern der Sachen berührt. A.



Litterarische Neuigkeiten.

Ulrich von Hutten.

Und nun man dem Kaiser gegeben hat, was des Kaisers ist, wollen wir auch dem Volke geben, was des Volkes, und Gott, was Gottes ist! Am 20. April 1888 werden es vierhundert Jahre sein, dass der deutsche Mann geboren wurde, der schon damals also dachte, also sprach: Ulrich von Hutten. Es scheint uns Zeit zu sein, heute seiner zu gedenken. Ein schwarzer Schatten will sich von jenseits der Alpen über Deutschland legen und unter seinem Schleier drohen die Dunkelmänner sich wieder in die Heimat Luthers und Kants, Lessings und Herders einzuschleichen. Wer die Gefahr nicht sieht, kennt eben die Geschichte nicht. Es handelt sich um die Gewissensfreiheit, die uns Luther errungen hat, um die Denkfreiheit, die uns Kant und Lessing geschaffen haben, um die edle Humanität, die Herder in seinen Schriften begründet hat, um die heilige Drei, für die Ulrich von Hutten gekämpft und gelitten hat. Es handelt sich um den echten Genius des deutschen Volkstums.

„Unter den Männern, welche aus der Verdumpfung des sinkenden Mittelalters die Geister an die freiere Luft herausführen halfen, indem sie Unwissenheit und Scholastik durch Eröffnung der Quellen wahrer Bildung mittelst gründlicher Kenntnisse der alten Sprachen bekämpften, unter den Vätern des Humanismus mit einem Worte, nahm um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts Johann Reuchlin eine der ersten Stellen ein." (D. Strauß in seinem Leben Ulrich von Huttens, den wir hier mehrfach citieren, ohne ihn weiter zu nennen.) Gegen diesen Vorkämpfer der Geistesfreiheit machte die mönchisch-pfäffische Rückschrittspartei einen planmäßigen Feldzug, um in ihm die aufkeimende deutsche Bildung zu unterdrücken. Der Anlass dazu erinnert an die heutigen Antisemitenstreite. Zu der Kenntnis des Lateinischen und Griechischen, wodurch die Renaissance besonders charakterisiert wurde, fügte Reuchlin die des Hebräischen, die das Reformationszeitalter anbahnt; diese Kenntnis führte ihn zur Kritik der Vulgata, der Bibel des Mittelalters und noch heute der römischen Kirche. Er hatte das Hebräische von Juden gelernt. Die Theologen der Kölner Universität, größtenteils dem Dominikanerorden angehörig, die rohesten Dummköpfe ihrer Zeit, erhoben ein Zetergeschrei und hätten nicht nur gern alle Judenbücher, sondern auch alle Juden selbst und Reuchlin mit verbrannt. Man lese den Prozess nach, der so recht ein Bild von pfäffischer Tücke und Hinterlist entwirft; man lese, wie die Dominikaner nachzugeben scheinen, wie sogar der „friedfertige" Papst den Handel niederschlagen will und dann zuletzt doch — „ja, werde Einer mit Pfaffen fertig!" (D. Strauß) — die Gegenschrift Reuchlins verurteilt. Dominikaner und Centrum, Hochstraaten und Windthorst u. s. w., es ist ganz wie heute.

Als Teilnehmer an diesem Streite, als Kämpfer gegen die Dunkelmänner trat Hutten zum ersten Male nach seinen Privat- und Familienhändeln in das öffentliche Leben. Im Jahr 1515 war die bekannte Satire „Epistolae obscurorum virorum" erschienen, worin die Feinde der Aufklärung gegeißelt wurden. Sie entzückte Hutten so, dass er sofort ähnliche Briefe schrieb, die dann nebst andern den zweiten Teil der Epistolae bildeten. Ein homerisches Göttergelächter erscholl im ganzen deutschen Land, bald aber folgte der ernste Kampf. Hutten wendet sich nun gegen Rom, „als den Kopf des Wurmes" (D. Strauß) und zwar noch vor Luther. Indem er die eben aufgefundene Schrift „Ueber die erdichtete Schenkung Konstantins" herausgab, griff er die weltliche Herrschaft des Papstes, die man heute nach vierhundert Jahren mit Hülfe des neuen protestantischen deutschen Reiches wieder aufrichten will! in ihrer Grundlage an; mit soviel Keckheit wie Schlauheit widmete Hutten die Schrift dem Papste Leo X. als dem „Wiederhersteller des Friedens", ganz wie Leo XIII. heute „der Friedfertige" genannt wird. Der klarsehende deutsche Patriot war längst gewahr geworden, dass Leo X. ein Papst war wie die andern auch; er wollte durch seine scheinbare Unbefangenheit den Papst in Verlegenheit setzen; dabei war er aber von grimmigem Hasse gegen diejenigen entflammt, die die deutsche Einfalt so zu missbrauchen im Stande gewesen waren. Ein Hass, den heute Mancher brauchen könnte, der ihn entbehren zu können erklärt. Gleich darauf warnte Hutten in seiner Türkenrede vor der Gefahr, die Deutschland von der Barbarei im Osten drohte; er gab ihr beim Drucke eine Zuschrift „an alle freien und wahren Deutschen" mit, worin er die herrlichen Worte spricht: „In der Tat, wenn es Einen giebt, welcher die deutsche Freiheit so vernichtet wünscht,

dass wir gegen kein Unrecht, keine Schmach mehr Einrede tun dürfen, der möge zusehen, dass nicht jene so geknebelte und fast erwürgte Freiheit einmal, zu der Unterdrücker größtem Schaden, plötzlich ausbreche und sich wiederherstelle."

Und nun stürmt der mutige, sich für das Vaterland aufopfernde Ritter immer weiter vorwärts. Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche erschien im Oktober 1520, Hutten geht ihr mit seinem Absagebrief gegen die römische Hierarchie im April dieses Jahres voraus: wir meinen seinen „Dialog von der römischen Dreifaltigkeit". Da begegnet er auf seiner Laufbahn dem Helden, der entschlossen ist, seine Worte in die Tat umzusetzen, Franz von Sickingen. An beiden großen Männern hat die Lästerzunge genagt; nörgelnde Historiker haben Sickingen kleinliche Standesabsichten vorgeworfen. Franz von Sickingen war ein Mann, geadelt durch Huttens Freundschaft, von ihm für die edelsten Ziele begeistert; er öffnete der Gerechtigkeit Herbergen, während der deutsche Kaiser, den päpstlichen Weisungen gehorchend, den deutschen Patrioten Hutten von den Dunkelmännern ächten ließ. Die Helden unterlagen. „Doch wenn man mich im Stiche lässt," schrieb Hutten am 13. September 1520 von der Ebernburg an Sebastian von Rotenhan, „tröste ich mich mit meinem Bewusstsein und mit der Hoffnung auf die Nachwelt."

Auf dieser Ebernburg soll zum nächsten Jahr das Doppelstandbild des edlen Heldenpaars errichtet und am 20. April eingeweiht werden. Möchten alle deutschen Schriftsteller, die ein Herz haben für das, was Hutten erstrebte, die Hoffnung des ritterlichen Helden von der Feder in Erfüllung gehen lassen und sich an dem Werke des 400jährigen Gedächtnisses beteiligen, beisteuern dazu nach Kräften, Komités gründen, die ihren Aufruf ins Volk senden, und sein Gedächtnis wieder erwecken in allen freien deutschen Seelen!

Was Hutten war, sagt David Strauß: „Der Humanismus war weitherzig, aber auch mattherzig, wie wir an keinem Andern deutlicher sehen als an Erasmus; er hätte die Umbildung der Zeit nicht durchgesetzt. Luther war engherziger, beschränkter als Erasmus; aber dieser sich zusammenhaltenden, nicht rechts noch links sehenden Kraft bedurfte es, um durchzubrechen. Der Humanismus ist der breite, spiegelnde Rhein bei Bingen: er muss erst enger und wilder werden, wenn er sich durch das Gebirg die Straße zum Meere bahnen will. Dadurch eben war Hutten so einzig, dass er mit der humanistischen Geistesweite den reformatorischen Willensdrang vereinigte." Ueber das Heldenpaar aber spricht D. Strauß also: „Die Aussicht, Deutschland mittelst der Reformationsidee politisch wie kirchlich neu aufgebaut zu sehen, ging mit beiden zu Grabe. Die Zeit des Rittertums war um; der Tag des Volkstums noch nicht da: die Zeit der Fürstenmacht war angebrochen. Der Gelegenheit, die sich Luthern bot, und dem Takte, den er bewies, während er das Volk im Innersten erregte, zugleich den Fürsten die Hand zu reichen, verdanken wir es, dass die Reformation in Deutschland wenigstens teilweise durchgesetzt worden ist."

Wenigstens! teilweise! Und auch dies Wenige ist wieder gefährdet. Die Dunkelmänner schleichen sich wieder ein; wir brauchen nicht erst zu rufen: Hannibal ante portas! sie sind schon in Berlin. Wir aber sprechen mit Hutten:

> Ach, fromme Deutschen, halt ein Rat,
> Das nun so weit gegangen hat,
> Dass 's nicht geh wieder hinter sich!

Nein, das soll es nicht! Wer aber in der Heimat Luthers und Kants, Lessings und Herders, Sickingens und Huttens eine Feder führt und in sich den Mut und die Würde fühlt, ihnen nachzueifern, der rufe aus wie unser edler Held: „Ich hab's gewagt!"

Alle Diejenigen, welche ihr Interesse an dem Hutten- und Sickingen-Denkmal auf der Eberburg bei Kreuznach bekunden wollen, sei es durch Gründung von Komités, sei es durch direkte Beiträge, wollen gefälligst alle betreffenden Mitteilungen oder Beiträge direkt an

> Herrn Landrat Agricola, Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses für das Hutten- und Sickingen-Denkmal, zu Kreuznach

einsenden.

Leipzig. Herman Semmig.

Alfred Friedmanns Wiener Arbeiter-Novelle „Kirchenraub" erschien soeben in holländischer Sprache im „Nieuwe Rotterdamsche Courant" und wird mit einigen ähnlichen Arbeiten demnächst auch bei unsern Nachbarn in Buchform erscheinen.

Das feierliche Begräbnis des verstorbenen Nestors der polnischen Litteratur, J. J. Kraszewski, findet Ende April in Krakau statt; zur Feier werden die bedeutendsten polnischen Schriftsteller erwartet. — Heinrich Sienkiewicz, welcher nach Kraszewski das Szepter in der polnischen Erzählerwelt übernommen, arbeit an einer neuen historisch-romantischen Erzählung unter dem Titel „Herr Wolodyjowski". — Die an dem dramatischen Konkurs zu Warschau preisgekrönten historischen Dramen „Albert" und „Larik" wurden in Krakau zur Aufführung gebracht. — Die Leitung der Schaubühne in Lemberg (welche über respektable dramatische Kräfte und hauptsächlich über eine treffliche Komödie verfügt) übernimmt zu Ostern W. Baracz, welcher als dramatischer Künstler an verschiedenen Bühnen Deutschlands mit Erfolg aufgetreten ist.

„Bona fide". Ein Sportroman von E. v. Wald-Zedtwitz. (Berlin, O. Janke. 3 Bände.) In diesem talentvollen und fleißigen Roman, der sich immerhin über die Durchschnittswaare hoch erhebt, stecken zwei Elemente: ein altes und ein neues. Das alte Element entfaltet sich in den nötigen Requisiten jedes hergebrachten Romans: Dem Bösewicht von ungarischen Grafen, der Giftmischerin von ungarischer Gräfin und dem dazu gehörigen schaudervollen Geheimnis der Vergangenheit. Doch sei gleichwohl schon hierbei betont, dass die genannten Figuren keineswegs bloß schablonenhaft, sondern ganz charakteristisch gezeichnet sind und dass sich bei Behandlung des bewussten Roman-Geheimnisses entschieden dichterische Züge finden. So z. B. S. 137 (Band II): „Obgleich sie den Kirchhof nur einmal in ihrem Leben sah: klar, deutlich, jeder versunkene Grabhügel, jedes morsche Holzkreuz zum Greifen nahegerückt. Den schwarzen Erdaufwurf, der die sterblichen Reste ihres Gatten deckte, hätte sie zeichnen können; sie roch den frisch aufgeworfenen moorigen Boden, mit Zagen und zugleich mit raffinierter Selbstquälerei sog sie seinen Duft ein. Zwei Gewalten zerrten an ihr. Die eine stieß sie mit aller Kraft von dort zurück und jagte sie in den verstecktesten Winkel einer noch nicht entdeckten Welt: diese Kraft empfand sie wie Rutenhiebe mit feurigen Nesseln. Die Wirkung der andern fühlte sie wie einen Kitzel, dem sie sich gern entzogen hätte, gegen den sie jedoch immer wieder mit einer gewissen Wollust andrängte, um ihn recht zu empfinden. Sie wollte ihn sehen, wissen, ob alles unverändert sei, ob sich nicht tief unten etwas regte." Das neue Element aber beherrscht den Roman so sehr, dass das alte glücklicherweise fast in ihm unterzugehen scheint. Wir suchen dasselbe in dem zielbewussten gesunden Realismus, womit hier ein spezieller Ausschnitt unseres höheren Gesellschaftslebens mit außerordentlicher Sachkenntnis, Takt, Geschick und kräftigem Dabeisein behandelt wird. In englischen Romanen (wir erinnern uns an ein Kapitel in Disraelis „Sybil", Thakerays „Pendennis" und Andere) ist der Sport schon öfters gestreift. So umfassend wie hier ist er aber noch nie — gewiss nicht in Deutschland — geschildert. Die reiche Weltkenntnis des Autors unterstützt sein ausgesprochenes Charakterisierungsvermögen: Seine Offiziere und Sportsmen reden genau so, wie in diesen Kreisen üblich. Meisterhaft ist z. B. die Schilderung des jungen Bentinschen Ehepaars in Hannover. — Wir empfehlen den Roman aufs wärmste.

Henckell, Karl, „Strophen". Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). Karl Henkell, einer der Hauptvertreter des lyrischen Jungdeutschland, behandelt in dieser seiner neuesten Sammlung verschiedene moderne Probleme in poetisch verklärter Form. Das Buch ist nicht ohne ursprüngliche Poesie. Von „durchweg elementare Erzeugnisse einer anerkannt großen Dichterkraft", wie ein beigelegter Reklameprospekt des Verlags ankündigt, kann natürlich keine Rede sein, wenn auch eine bedeutende Versgewandtheit, koloristisches Schilderungstalent und hochgestimmte Idealität der Auffassung diese didaktische Lyrik über das Mittelmaß hinausheben.

Wendell P. Garrison hat soeben unter dem Titel „Bedside Poetry: A Parent's Assistant in Moral Discipline", eine Sammlung sehr glücklich ausgewählter, moralisch eindrucksvoller englischer und amerikanischer Gedichte herausgegeben (Boston, Lothorp & Co.), welche sehr wohl ihrer Bestimmung entsprechen, von der Mutter oder dem Vater dem Kinde, in Berücksichtigung der Erlebnisse des Tages, am Schlusse desselben vorgelesen zu werden. Ein sehr vollständiges Sachregister erleichtert den zweckmäßigen Gebrauch des Büchleins.

„Ludwig Uhland. Lichtstrahlen aus seinen Werken nebst einer biographischen Charakteristik und dem Porträt des Dichters. Ein Gedenkblatt zum hundertjährigem Geburtstage Ludwig Uhlands am 26. April 1887" von Dr. Adolph Kohut. — Dresden, E. Pierson. Am 26. April d. J. ist der hundertjährige Geburtstag Ludwig Uhlands, des größten deutschen Lyrikers neben Goethe, Schiller und Heine, des bahnbrechenden germanistischen Forschers, des edlen Patrioten und Charakters. Aus Anlass dieses Säcularfages bietet uns der bekannte Litterarhistoriker und Kritiker Dr. Adolf Kohut eine aus den besten Quellen geschöpfte Biographie und Charakteristik des Dichters, Forschers und Menschen Ludwig Uhlands, sowie Lichtstrahlen aus seinen gesammelten poetischen wie prosaischen Werken. Den ganzen köstlichen Geistesschatz Uhlands hat der Herausgeber nach folgenden fünf Hauptrubriken geordnet: Deutschland und Vaterland — Volk und Freiheit — Der Liebe Lust und Leid — Dichtung, Dichtkunst und Dichtungsarten — Natur und Welt — Mensch und Leben — Sprüche und Reflexionen. — Das Werkchen ist mit einem trefflich getroffenen Bilde Ludwig Uhlands geschmückt und kostet, trotz der sehr eleganten Ausstattung, nur 1 Mark. Allen Verehrern Ludwig Uhlands empfehlen wir diese Säcularschrift aufs Beste.

In dem gleichen Verlag erschienen:

„Sonnenbrut, Kopien realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellistik", von Woldemar Kaden. — Ein geistreiches Buch, das wir warm empfehlen können.

„Stahl und Stein". Volksstück von L. Anzengruber.

„Schreibt deutsch!" Verdeutschungs-Wörterbuch für Unteroffiziere. — Ein sehr verdienstliches Unternehmen. Grade in der Armee muss dem allgemeinen Fremdwort-Unfug ja endlich einmal gesteuert werden.

„Vaterland." Drei Dramen von Karl Bleibtreu. Selbst Schiller hat die Aufgabe nur teilweis gelöst, große Ideen in spannende dramatische Konflikte zu kleiden. Platens Zuruf: „Etwas weniger, Freund, Liebschaften!" scheint gerechtfertigt, da nur zu oft in Schillers Dramen eine Teilung des Interesses zwischen der historischen Grundidee und der sentimentalen, damit verflochtenen Liebesaffaire bemerkbar wird. Auch Bleibtreu strebt in all seinen Dramen danach, die große Grundidee durch ein damit verschmolzenes erotisches Motiv zu veranschaulichen. So besonders in „Schicksal" — wohl dem ersten Versuch des politischen Dramas seit „Fiesco" — so in den Byrondramen. Hier wird überall zu schildern versucht, wie die erotische Leidenschaft oft das große politische Schicksal bestimmt, indem es die Motive eines Helden lenkt. So auch in diesen neuen drei Dramen „Harold der Sachse", „Der Dämon", „Volk und Vaterland", letzteres wohl der erste Versuch eines modernen sozialen Dramas im großen Stil. — In formeller Hinsicht erstrebt Bleibtreu offenbar eine Verbindung der leichten französischen Technik mit höherem poetischen Gehalt. Selbst Wildenbruch, unser kernigster Bühnendonnerer seit Schiller, wälzt in Ritterstücken den Jambus fort und schreibt sogar Stücke aus den Befreiungskriegen in Jamben. Mit diesem Zopfe hat Bleibtreu endgültig gebrochen. Wer auf eine Renaissance des Dramas hofft, wird diese Dramen mit warmem Herzen begrüßen.

„O Julius!" Lustspiel von A. v. Berczik. Aus dem Ungarischen von A. Kohut. — Leipzig, O. Schmidt. Ein gewandtes behäbiges Stück voll Situationskomik. Die Uebersetzung liest sich wie Original. Allerdings verdient das Werkchen mit seiner verrosteten Technik aus Goldonis Zeiten nicht das überschwängliche Lob der Vorrede.

„Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorf. Neue Folge. Heft 21/24. „Gottsched und die Reform der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert" von Max Koch (Heft 21). „Goethe und seine italienische Reise" von Carl Meyer (Heft 22). „Das Sklavenrecht des alten Testaments". Eine weltgeschichtliche Studie von Max Mandl (Heft 23). „Das deutsche Märchen". Litterarische Studie von Dr. Carl Maaß (Heft 24).

Von der Collection of british authors (Tauchnitz edition) liegen uns weitere drei Bändchen 2450/52 vor, Bd. 2421 hat zum Inhalte „Holiday Tasks" von James Payn und in Bd. 2451/52 finden wir eine vortrefflich geschriebene Erzählung „Jess" von H. Rider Haggard (Leipzig, Bernhard Tauchnitz).

Unter dem Titel „Treue und Untreue in deutschen Sprüchen und Sprichwörtern" gab Dr. Leonhard Freund (bei Karl Fr. Pfau in Leipzig) das erste Heft seines geplanten Cyklus „Volksweisheit und Weltklugheit. Studien und Streifzüge auf den Gebieten der vergleichenden Völkerpsychologie und Sozialhistologie" heraus. Das Unternehmen sei unseren Psychologen und Kulturhistorikern angelegentlichst empfohlen. Dr. Freund hat mit großem Fleiß und intimer Fachkenntnis eine überraschende Fülle von Sprüchen und Sprichwörtern gesammelt, die er ihrer Art und ihrem Wesen nach sondert und gruppiert. Lässt auch der verbindende Text manchmal an psychologischer Schärfe, Tiefe und Exaktheit zu wünschen übrig, so sprechen doch in den meisten Fällen die zusammengehäuften Erkenntnis- und Erfahrungsschätze der Volksseele für sich und ermöglichen Tiefblicke in die Art, wie der deutsche Volksgeist denkt, kombiniert, vergleicht, urteilt, die überaus interessant und wertvoll . . Wie sich das große, gewaltige, in kaleidoskopischem Wirbeltanze hinhastende Leben zu epigrammatischen Resultaten, die allerdings zumeist praktischen Charakters, in den Köpfen Einzelner, die heute keine Zunge mehr nennt, niedergeschlagen, darüber giebt die Freundsche Sammlung mit ihrem bunten Für und Wider reichen Aufschluss. Der Verfasser hat sein Material zudem noch mit einer Reihe von Anmerkungen versehen, die dem, der sich mit dieser Fachlitteratur und der Quellenforschung näher befassen will, sehr willkommen sein werden. C.

Jules Legoux: „Les Propos d'un Bourgeois de Paris. Hommes et Femmes." 2e Ed. Paris 1887. Paul Ollendorff (2e série.) Wir haben es in diesem Werke mit kleinen Aufsätzen zu tun, die, wenn sie nicht ursprünglich als Feuilletons erschienen sind, doch jeden Tag als solche in den besten Zeitschriften eine Stelle einnehmen könnten. Der Verfasser weiß in geistvoller Weise über die alltäglichsten Dinge zu sprechen, bei denen sich der Alltagsmensch wohl meist wenig oder nichts denkt. Ein Ueberzieher, ein Aushängeschild, eine Zeitung, eine Orangenblüte geben ihm zu lehrreichen Betrachtungen Veranlassung, in denen der Stachel des witzigen Spottes nicht geschont wird. Das Gleiche gilt von den Abschnitten, welche an Ereignisse des Lebens anknüpfen. Eine Straßenkreuzung, ein Konzert, ein Gottesdienst in Notre Dame u. s. w. dienen seiner Satire als Ausgangspunkt. Seine Untersuchungen über die Ausdrücke „Blaustrumpf", „schminken" (Maquillage) u. s. w. sind ebenso komisch wie ansprechend. Doch, warum all' die Titel aufführen: Das Buch ist äußerst lesenswert.

Erschienene Neuigkeiten.

„Im Harnisch." Lieder aus der Ostmark von Polzer. — Hamburg, Richter.

„Dichtungen" von E. Samhaber. — Laibach, Kleinmayr.

„Asteroiden" von R. v. Procházka. — Prag, Mercy.

„Allgemeine Weltgeschichte" von Georg Weber, zweite Auflage, unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet. Lieferung 82/85. Inhalt: Das Zeitalter der unbeschränkten Fürstenmacht im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. — Leipzig, Wilhelm Engelmann.

„Kattenburg." Ein Sang aus der Zeit des Bauernkrieges von L. St. Hohenried. — Wien, Wilh. Frick.

„Sprachwissenschaftliche Kombinatorik." Ein Vorschlag Volapük vokalreicher und dennoch etwas kürzer darzustellen von Prof. Juraj Bauer. — Zagreb in Kroatien, Universitäts-Buchhandlung von Albrecht & Friedler.

„Durch die Jahrhunderte." Von Carmen Sylva. Aus Carmen Sylvas Königreich II. — Bonn, Emil Strauß.

„Jean François Regnard." Eine Lebensskizze von Richard Mahrenholtz. — Oppeln, Eugen Francks Buchhandlung (Georg Maske).

„Ueber die wichtigsten Beziehungen des Orients zum Occidente im Mittelalter und Neuzeit." Vortrag, gehalten von Dr. R. von Scala im Orientalischen Museum zu Wien. — Wien, Verlag des Orientalischen Museums.

„Das verschleierte Bild." Schauspiel in einem Aufzuge von Georg Irrgang. — Leipzig, Oswald Mutze.

„Swenald." Schauspiel in vier Aufzügen von Bruno Scholze. — Leipzig, Oswald Mutze.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 19. Leipzig, den 7. Mai. 1887.

Inhalt:

Unsere Litteraturzustände.*)

Von Franz Siking.

Es gab keine Zeit, in welcher mehr geklügelt worden über Wollen und Können, über Sein und Nichtsein auf dem weiten Felde der Litteratur als in der unsern, und es gab aber auch kaum eine Periode, in welcher, besagten Kasus betreffend, für die Allgemeinheit im idealen Sinne weniger geleistet worden ist, als gerade in unserem kritischen Zeitalter!

Im vorigen Jahrhundert, dieser Glanzepoche der deutschen Poesie, schuf der Dichtergeist ein Großes für das Ganze und nicht nur ein Ganzes, um sich groß zu machen. Wir sehen zwei Titanen wie Schiller und Goethe gemeinsam wirkend vorwärts schreiten als zwei Brüder vom Sonnenlande, die das Licht in die Welt tragen. Von ihnen wollte keiner der größere Prometheus sein; ihr Auge war nicht auf das eigene, sondern nur auf das geistige Wohl der Welt gerichtet, und je mehr Licht die menschliche Seele empfing, „desto besser dachten sie bis ans Ende, denn der große Dichter des Faust hatte sterbend keine größere Sorge, als dass es heller auf Erden werden möchte, und die letzten Worte seiner erstarrenden Lippen lauteten:

„Mehr Licht! Mehr Licht!"

Trotzdem nun eine bedenkliche Finsternis auf das Land der Poesie sich gelagert, ruft jetzt nach Licht nur ein kleiner Teil unserer litterarischen Sachwalter. Der Mehrzahl genügt es, sich als Licht zu fühlen. Doch wenn auch hier und dort ein Flämmchen glüht, giebt es leider noch keine Sonne, deren Strahlen als ein harmonischer Kranz aus einem Feuerkerne brechen zum Zwecke der Erwärmung und Erleuchtung für das Ganze. Am schlimmsten ist es, wenn gar der bunte Effekt einer Zauberlaterne oft die fehlende Sonne am litterarischen Firmament ersetzen soll. Es ist daher kein Wunder, wenn jeder Lichtfreund mit Jubel jedes Sternlein grüßt, das am verdunkelten Himmel der Poesie wohltätig strahlend aufgeht; kaum aber ist eines erschienen, so kommt auch schon ein kritisierender Astrologe mit dem Fernglas und beweist uns oder möchte gerne beweisen, dass das eigentlich kein Stern, sondern eine Fata Morgana ist. Auf diese Weise wird das Gestirn, an dessen Licht wir uns erfreuen wollten, zum bleichen Luftgebilde, und so eine Erscheinung der Täuschung soll auch nach Ansicht gewisser Sterndeuter der Dichter Gustav Freitag sein. Schon seit manchem Jahre versuchte man diesem Autor zu beweisen, dass er es niemals recht gemacht in seinen Werken: Er schilderte in „Soll und Haben" zu eingehend, und in seinen „Ahnen" nicht eingehend genug. Die „Ahnen" können die „Ahnenprobe" nicht vertragen und die Frauengestalten der Freitagschen Muse haben meist das Antlitz einer „Probiermamsell". Und kurz und gut, der Freitag ist kein

*) Wir haben diesem Artikel Aufnahme gewährt, weil er mit idealistischem Eifer gegen die Seichtigkeit unserer Dutzendlitteratur zu Felde zieht. Andererseits scheint der Autor den Teufel austreiben zu wollen mit Belzebub. Wir sind für keins seiner Urteile verantwortlich.
Der Herausgeber.

Sternlein und soll durchaus eine Fata Morgana sein, weil, wie Lessing in seinem Nathan sagt: „Der Knorr den Knubben nun einmal nicht ertragen kann.“ Wer ihn erträgt, den Knubben, der wünscht jedoch im Herzen: dass viele Sternlein möchten Freitag sein, damit es einmal wieder Sonntag würde auf dem Gebiete des Romans. Des Weiteren haben gewisse Kenner ellenlange Artikel geschrieben, um zu beweisen, dass der Dichter beileibe nichts Kulturhistorisches vollbringen darf, überhaupt nichts Historisches mehr. Das Ausland ist dem armen Poeten von gewissen Astrologen verboten und im Inland darf er nicht mehr über das neunzehnte Jahrhundert hinaus. Aber auch in diesem engen Raume muss er sich hüten Germanias Ehre zu singen. Er soll fein still sein von vaterländischer Geschichte, er soll Gänseblümchen pflücken und die neueste Einrichtung des modernen Salons studieren, und will er sich nicht dazu bequemen, ist er ein Phantast und ein Idealist und wird von gewissen Kennern verknurrt. Kurz, wenn Heine heute wiederkommen könnte, würde er statt „Vergiftet sind meine Lieder“ zur Ehre unserer litterarischen Zustände ohngefähr also singen:

„Vergiftet haben sie wieder
Die Welt mir mit Tinte und Gall:
Treibt aus mit der Peitsche die Wölfe,
Die Schafe hütet im Stall.
Lass selber die Tinte sie saufen
Und ihre Galle dazu,
Dann ruf ich den Martin Luther,
Der schafft zum zweiten Mal Ruh!“

Doch da wir gerade bei Heine angelangt sind, empfiehlt es sich auf Flügeln des Gesanges, wenn auch nicht an die Ufer des Ganges, doch zu dem alten Nil zu schweben. Der strahlende Sirius, welcher unsere arme Erde achthundertundneunzigtausendmal in seinem Gebiete zu bergen vermöchte, blickt auf den genannten Strom hernieder mit der Treue des Hundes, als wollte er ihn mahnen empor zu steigen aus dem uralten Bette, um das Land zu befruchten mit den gesegneten Wogen der Schöpfung. Und der Mond, dessen Geistern die Fluten gehorchen, sorgt nun durch seine Einwirkung, dass es geschehe, und ist man demnach veranlasst zu glauben, dass es kein unwürdiger Himmelsstrich ist, um welchen die Gestirne sich kümmern. Nun war auch schon den klassischen Völkern bekannt, dass Egypten ein schönes Land ist, in dem gigantische Tempel als Denkmale vergangener Größe emporragen und in dem die Sykomore hochsteht wie die Philosophie der uralten Priester der Pharaonen. Es ist ein Land, in dem die Blütengeister des Lotos flüstern von Isis und Osiris und tiefsinnige Hieroglyphen künden, was des Lebens Wert bedeutet und aller Tadler Weisheit. Kurz, es ist ein Land, in dem zwar nicht Goethesche „Citronen blühen“, aber doch ein Weizen reift, den die Germanen bereits in seinem Umkreis oder seiner Zone suchen, und dennoch ist's nicht wert es zu besingen? Seltsam, auch Shakespeare weilte dort im Geiste und Freiligrath, aber Georg Ebers möchte man die Bahn dahin verschließen. Doch wir vergessen, dass der lebende Dichter — das ist der Lauf der Welt — niemals die gleichen Rechte mit den Todten teilt: so lange noch ein Tröpflein warmes Blut in seinen Adern rinnt, heißt es in unserer modernen Sprache: „Ja Bauer, das ist ganz etwas Anderes.“

Also hat Georg Ebers sich kulturhistorisch versündigt, da er es wagte, Hieroglyphen zu betrachten. Solches Recht steht nach neuester Methode nur Forschern wie Schliemann zu, und dem elften Gebot ist darum ein zwölftes angefügt worden, das da heißt: Und du sollst nicht pfuschen in das Handwerk der Gelehrten.

Nun ist aber Grundsatz bei strengen Fachgelehrten, dass sie nur wieder für Fachgenossen schreiben und auch von ihrem Standpunkte aus, als Adelinge der Wissenschaft, ganz Recht haben. Sie überlassen darum dem Dichter, diesem populären Manne, der die großen und kleinen Kindlein mit warmem Herzen um sich sammelt, den Teil der schönen Wissenschaft zu kommentieren, der dem Volke, um seiner Veredlung willen, kein Geheimnis bleiben darf. Es erweist sich nun auch, dass der Dichter der beste Erzähler ist und dass das Volk spielend durch poetische Beispiele lernt, was ihm in einem Lande der Intelligenz zu wissen nötig ist. Nun aber ist ein Teil sonderbarer Heiliger, welche als eine kulturfeindliche Macht erscheinen, der Ansicht, dass das Volk keine Belehrung durch Dichterwerke bedürfe. „Die Lektüre sei“ — (sie sagen es zwar mit anderen Worten) — „nur zum Amüsement da und müsse mehr den Geist ertödten als erregen.“

Anderer Ansicht schien Goethe zu sein, der sich mit heiligem Eifer bestrebte, selbst in seinen Romanen so lehrreich als möglich zu bleiben. Ich führe hier beispielsweise nur Wilhelm Meister an, ein Werk, das an Vertiefung in die Wissenschaft und an konsequent philosophischer Durchführung, unbeachtet, ob die Fabel darunter Not leidet, ob nicht, ganz gewiss nichts zu wünschen übrig lässt.

Was nun Schiller betrifft, so ist bei ihm der Geschichtsschreiber, der Philosoph und Mythologe von keiner seiner bedeutenden poetischen oder prosaischen Schöpfungen zu trennen. Selbst beim Spaziergang bleibt er in wohlklingenden Hexametern der größte Kulturhistoriker des alten Hellas. Wenn nun die kulturfeindliche Macht dem, was die Klassiker zum Besten der Nation erstrebten, entgegenarbeitet, so ist sie nicht besser, als jene Elemente waren, welche das Volk zu einer stumpfen, willenlosen Masse herabsinken ließen, die, genährt vom Staube der Verachtung, in den Irrgängen des Aberglaubens sich verirrte

Nicht die Tugenden hat diese Macht von Alexander dem Großen erlernt, sondern nur den Despotismus des grauen Altertums teilt sie mit diesem, der im klassischen Hellas, das der weltbeherrschenden Roma zur Lehrmeisterin diente, die Werke des Aristoteles der Oeffentlichkeit missgönnte. Eine geheime Studie sollten diese Werke bilden für Alexander den Göttlichen, aber nicht die Quelle „der Offenbarung sollten sie sein, an welcher das durstende Volk sich labte. Dergleichen verzeiht man der Staatspolitik des großen Makedoniers, der als heidnischer Eroberer in Asien, gleich Nebukadnezer, die Anbetung erheischte. Wenn aber nach zweiundzwanzig Jahrhunderten eine bürgerliche Macht, welche im Arme der Aufklärung großgewiegt worden, die guten Erzeugnisse der Litteratur vor der Sonne bergen möchte, weil der Spekulationsgeist sie berückt, mit leichter Lektüre zu handeln, so erscheint uns das nicht nur als eine unwürdige, sondern auch als eine strafbare Handlung, denn mindestens so schädlich, wie verdorbene Nahrungsmittel auf unsern Körper wirken, wirkt eine entnüchternde oder schlechte Lektüre auf unsere Seele, und ein vergiftetes Herz ist jedenfalls gefährlicher als ein verdorbener Magen.

Wenn der Staat oder die Kirche einen solchen unwürdigen Schacher mit dem geistigen Eigentum, mit den edelsten Schätzen des Volkes triebe, wie niederschmetternd wäre der Angriff gegen dieselben. „Tyrannei und kein Ende“, würde es heißen und die Namen Nero und Peter Arbuez würden auf tausend Zungen schweben; aber gegen bürgerliche Despoten, welchen schon mancher litterarische Savonarola zum Opfer gefallen sein mochte, gegen bürgerliche Despoten, die für schnöden Mammon die Ideale ihres Volkes verkaufen, gegen diese wagt man sich entweder nur vereinzelt aufzulehnen, oder gar nicht. Ja die Urteile fallen so schüchtern wie die Worte Däumlings vor dem Menschenfresser, und man hat das Gefühl, als ob gewisse litterarische Spekulanten eine große Versicherungsgesellschaft um sich gesammelt hätten, in welcher eine Hand die andere wäscht. Den Jesuiten ist man mutiger zu Leibe gegangen als diesen Herren, welche, um ihr Programm der Entnüchterung aufrecht erhalten zu können, ein Unterminierungswerk an dem deutschen Dichterwalde vollzogen, das jeder Beschreibung spottet. Ja gewissenlos hat man die Pietät gegen die Altmeister untergraben und eine neidische Meute, die besser kläffen als dichten kann, auf die ehrwürigen Klassiker gehetzt. Die Verehrung unseres Volkes für Goethe wird als ein lächerlicher „Kultus“ bezeichnet, Schiller ist ein „überwundener Standpunkt“, Lessing war nach Ansicht engherziger Dichterlinge „nie ein Dichter“, Grabbe und Ludwig hat man noch als Lebende zu den Todten geworfen. Das dramatischste Talent unseres Jahrhunderts, Theodor Körner, wird als eine blasse Kopie Schillers bezeichnet; Grillparzer retten nur noch Tragödinnen von der edeln Richtung einer Ziegler vor dem gänzlichen Verschwinden von dem Podium, und Herwegh hat man in einer Weise kalt gestellt, wie das in Frankreich oder England, wo die Nation des Dichters Ehren mitgenießt, niemals hätte geschehen können.

(Fortsetzung folgt.)



Recht auf Kritik.

Recht auf Kritik? wird man fragen, wozu? für wen? sollte sich ein Autor nicht mit seinem weitgehenden litterarischen Eigentumsrecht begnügen können? Gewiss, ein Jeder wird sich von ganzem Herzen über diese schöne Errungenschaft seines Standes freuen, leider aber wurde bei der Kodifizierung derselben übersehen, dass der Autor außer durch gemeinen Nachdruck und unberechtigtes Uebersetzen seiner Werke in eine andere Sprache auch noch — und nicht in letzter Linie geschädigt werden kann und geschädigt wird durch die Kritik. Ihr gegenüber ist er so gut wie rechtlos. Im Grunde genommen hat dies ganze litterarische Gesetzbuch nur für den Autor Wert, welcher tatsächlich ein zu wahrendes Eigentum besitzt. Bekanntlich aber giebt es eine nicht unbeträchtliche Anzahl Autoren und Talente ersten Ranges darunter, die, so viel sie geschrieben haben, ruhig das Zeitliche segnen dürfen, ohne Sorge, dass ihr „Eigentum“ jemals durch Nachdruck oder Uebersetzung geschädigt werden wird, denn ihr ehrlichstes Schaffen blieb ohne „Recht auf Kritik“ erfolglos und vergebens. Will man sich dies erklären, gilt es erst die Frage zu beantworten: wer und was ist eigentlich Autor?

Autor ist ein an und für sich harmloser und ungefährlicher Mensch, der einmal in einsamer Stunde — aus welcher Veranlassung und in welcher Absicht tut nichts zur Sache — das Verlangen hatte, seine litterarische Unschuld preiszugeben, das heißt: seine Gedanken und Ansichten über Dieses oder Jenes, in dieser oder jener Form zu Druck zu bringen und der diesen Einfall — gedacht, getan — mit Hülfe von Empfehlungen an einen Verleger und offenem Geldbeutel ausgeführt hat. Die Folgen solcher Handlung, welche einem mit Ueberlegung und vollem Bewusstsein begangenen Verbrechen höchst verdächtig ähnlich sieht, hat dieser neue Autor selbstverständlich nach allen Seiten hin zu verantworten, was etwas heißen will. Hat er sein Buch in allgemeingültigen Gemeinplätzen geschrieben und in allzuübersichtliche Kapitel eingeteilt, mag er sich in Acht nehmen, die Kritik schließt hieraus auf eine Geringschätzung der öffentlichen Meinung und des geehrten Lesepublikums. Hat er dagegen einige eigene, wenn auch nicht gerade neue Gedanken gebracht, was Gott ihm verzeihen möge, wird er in vornehmer Phrase für einen absolut

unklaren Kopf erklärt. Anch hüte er sich, irgend einmal von Sein oder Nichtsein zu reden oder von schönen Tagen, die vorüber sind, denn sonst wird er zweifellos des Plagiats beschuldigt.

Autor geworden, liegt es nun in seinem eigenen Vorteil für das Kind seiner Muse zu sorgen, auf dass es demselben wohl ergehe zu seinem Ruhme. Er verschickt die nötigen Rezensionsexemplare an die Redaktionen und er ersucht auf gedruckten Zetteln mit möglichster Höflichkeit und Bescheidenheit um eine des Buches und seines Verfassers würdige Behandlung in einer der nächsten Nummern des betreffenden hochgeschätzten Blattes. Der Rezensent hingegen ist ein vielbeschäftigter Mann. Je größer sein „kritischer Ruf", desto größer seine Arbeitslast. Auf seinem Tische sind ganze Stöße von Novitäten aufgespeichert, die seiner Beurteilung harren. Bei ihrem Anblick tritt ihm kalter Schweiß auf die Stirne: wie und wann das Alles erledigen? Er ist doch auch ein Mensch, braucht doch auch hin und wieder ein bischen Ruhe, will doch anch dann und wann nach Tisch seine Skatpartie machen! Gewiss, Jedem sei dieses billige Vergnügen herzlich gegönnt; aber er soll nicht vergessen, dass der Autor ihm als Kritiker gegenüber ein ebenso billiges Recht auf Kritik hat.

Doch genug des Scherzes.

Mit diesem Recht auf Kritik soll nicht gesagt sein, ein Schriftsteller wolle den Anspruch erheben, das sämmtliche Journalisten des einigen deutschen Reiches deutscher Nation in ellenlangen Aufsätzen ihre Meinung über das unbedeutendste Produkt kund tun müssten — es soll damit ebensowenig gesagt sein, Rezensent habe Alles und Jedes bedingungslos zu loben — was Unsinn wäre, da es ja dem Autor freigestanden, Blumen oder Kohl auf den Markt zu bringen . . .

Mit diesem Recht auf Kritik ist gemeint, dass der Autor beanspruchen darf, dass erstens: der Rezensent, wenn er einmal ein neues Buch besprechen will, solches lese, beim Lesen etwas denke und sich Mühe gebe, den Autor in dem zu verstehen, was er gewollt hat; zweitens ist damit gemeint, dass der Rezensent nicht sofort nach der Lektüre seinen Gedanken Urlaub erteile, sondern sie ruhig warten lasse, bis er sein Referat niedergeschrieben. Somit ist das Recht auf Kritik, welches der Autor für seine Arbeit verlangt, ja verlangen muss, nichts weiter, als die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit desjenigen, welcher den mühevollen Beruf eines Kritikers erwählt hat. Für den Autor ist dieses Recht von großer Tragweite, denn der Rezensent steht ihm als anonymer Vertreter einer anonymen öffentlichen Meinung mit einer gewissen unfehlbaren Oberherrlichkeit gegenüber: l'état c'est moi! und lässt sich deshalb nur allzuleicht verleiten, dem Schriftsteller einen kleinen Fehler zu tödtlichem Vorwurf zu machen, während er vergisst, wie viel an sträflichster Oberflächlichkeit von ihm und seinen Kollegen in Hunderten von Zeitungen und Zeitschriften tagtäglich gesündigt wird. Rezensent hat allerdings den Vorteil zu wissen, wie wenig der große Haufe seines geehrten Publikums darnach fragt, ob ein nenes Buch gelobt oder getadelt wird. Dem gegenüber steht der Autor mit gebundenen Händen da. Ist er vielleicht Verfasser eines vieraktigen Trauerspiels und hat sich unterfangen, eine heitere Episode miteinzuflechten, muss er schweigend zusehen, wenn dasselbe, da Trauerspiele außerdem fünf Akte zu haben pflegen, von der Kritik als verfehltes Lustspiel heruntergemacht wird und ihm zum Schluss mit heiliger Ueberzeugung die wohlmeinendsten Ratschläge erteilt werden, dass er seine „nicht übeln" Einfälle aber doch lieber zu einem humoristischen Brevier hätte zusammenstellen sollen. Julius Stinde wäre heute nicht der gelesenste und übersetzteste Schriftsteller Deutschlands, wenn er sein Talent in Lust- oder Trauerspielen hätte verkümmern lassen. Man muss wissen, wie man es machen muss heutzutage.

Ist es nicht lächerlich, baut sich irgend Jemand eine Bier- oder Weinhalle in „modernstem Stil": altdeutsch, spätgotisch, mit Säulen und Spitzbogenfenstern, und es kömmt ein Architekt des Weges, der zu schreien anfängt: Welch unmöglich Ding das wäre und werden solle, wohin denn Kanzel und Altar käme und der Kirchturm sei ganz und gar vergessen worden? Dergleichen Irrungen und Verwechslungen ereignen sich in der Kritik täglich; das Publikum erfährt solche Dummheiten nur in den wenigsten Ausnahmefällen. Nur der Autor sieht, wie gewissenlos die Kritik den Schriftsteller behandelt, nur er sieht, mit welch blöder Oberflächlichkeit besonders Fabel und Inhalt wiedergegeben zu werden pflegen. Mit fast ansteckender Naivetät erzählen auch unsere ersten Kritiker mitunter gerade das Gegenteil von dem, was tatsächlich in einem Buche steht.

Um auf früher Gesagtes rückzugreifen, so sollte man doch meinen, ein Kritiker könnte bei seinen bitteren Klagen wegen Arbeitsüberbürdnng zufrieden sein, darf er sein Urteil auf das Gegebene beschränken. Seine Aufgabe ist, den Wert eines Werkes in der Form und Fassung zu untersuchen, in welche es zu kleiden der Autor für gut befunden hat. Er hat keinerlei Recht, den ihm von der Redaktion für seine Besprechung zur Verfügung gestellten Raum mit lächerlichen Mutmaßungen auszufüllen, in welch anderer Form vielleicht und in welch anderem Sinne ein Stoff hätte behandelt werden können. Es ist dies ein unbefugter Eingriff in eines der ersten Rechte des Autors, sich sein eigenes Versmaß wählen zu dürfen; denn jedenfalls hat sich dieser die Frage längst selber gestellt und nach ehrlichem Nachdenken beantwortet. Wem fiele es wohl ein, Herrn E. Neide zur Rechenschaft darüber zu ziehen, weshalb sich seine „Lebensmüden" gerade ins Wasser stürzen? Er als Autor hätte sie ja ebensogut sich einander vergiften lassen können oder erschießen.

Wie viel gutes und redliches Wollen, wie viel „Eigentum“ wurde durch diese gerügten Oberflächlichkeiten der Kritik schon zu Schanden gemacht! Wie manches schöne aufstrebende Talent vernichtet! Es giebt in der Tat kaum etwas Beleidigenderes für einen Autor, als sehen zu müssen, wie sein bestes Mühen oft ganz absichtslos aus erbärmlicher Nachläßigkeit und Hudelei missverstanden und verstümmelt wird. Der Autor ist zehnmal eher ein dummer Junge und sollte das Schreiben lieber bleiben lassen, bevor es einem der Herrn Kritiker einfällt, sich die Frage zu stellen, ob derselbe am Ende mehr gedacht, als sie, oder vielleicht Höheres, Größeres erstrebt, als ihnen bei flüchtigem Durchblättern aufgefallen. Daraus erklärt sich, warum unsere moderne Litteratur nur noch mittelmäßiges produziert, wie man überall hören kann.

Lieber gar keine Kritik, als eine solche verleumderische, die den guten Namen eines Schriftstellers weit mehr schädigt. Wenn sich dieser wenigstens irgendwie verteidigen könnte! Greift er zur Feder, sich zu rechtfertigen, wird er höchstens ausgelacht ob seiner „Eitelkeit“. „Ein jeder schreibe, worüber er will, über sich selbst habe kein Autor ein Urteil“ lautet einer der Paragraphen des modernen Kritiker-Katechismus. Ein Satz, der eitel Unsinn ist. Trotzdem aber bestreitet der eine Teil dieser Katechismusgläubigen, der mehr liberale, dem Schriftsteller kurz und bündig das Recht, über seine Werke eine Meinung zu äußern, — der andere Orthodoxe hingegen erklärt kategorisch: der Autor besitzt überhaupt nicht die Fähigkeit, sich ein richtiges Urteil über seine eigenen Arbeiten zu bilden! Wie unklar waren sich doch selbst die größten Dichter über den Wert ihrer Schöpfungen! — dess ungeachtet aber wird ihm im nächsten Augenblick schon der Vorwurf mangelnder Selbstkritik ins Gesicht geschleudert.

Fragen wir zum Schluss: wie dem abhelfen? So ist da ausnahmsweise einmal guter Rat wirklich teuer. An ein Gewissen und an Selbstachtung zu appellieren, wird nichts nützen; die „Presse“ hat so wenig Ehrgefühl, als — die Börse. Die Schriftsteller sollten nicht müde werden, ihr Recht auf Kritik zu betonen und hin und wieder unbarmherzig ein abschreckendes Exempel zu statuieren, wäre es auch an einem ihrer besten Freunde oder Kollegen.

Berlin. Cäsar Flaischlen.



Lieder der Mormonin.

Leipzig, Verlag von H. Dürselen.

Zu den nicht vollwertigen Münzen, die unsere Zeit ausgiebt, gehört das Schlagwort: „Wir brauchen keine Lyrik mehr.“ Geärgerte Kritiker, welche, gewitzigt durch die herbsten Erfahrungen, in jedem Band Gedichte ein Attentat erblicken, haben in übler Laune dieses Schlagwort ausgegeben und jener Teil des Publikums, der niemals Lieder brauchte und niemals welche brauchen wird, hat es mit Genugtuung weiter getragen. Was jene absolute Verneinung bedeutet, das zeigen am besten ihre zwei Begründungen, die einander aufheben. Die Einen sagen: „Wir brauchen keine Lieder, weil Niemand sie hören will.“ Das sind die angeblichen Menschenkenner. Und die Andern sagen: „Wir brauchen keine Lyrik, weil unsere Litteratur nach genauer Berechnung einen Ueberschuss an Lyrik hat.“ Das sind die angeblichen Litteraturkenner Also nach den Einen ist das Bedürfnis gar nicht vorhanden und nach den Andern ist es übermäßig befriedigt. Die Einen halten uns für so nüchtern, dass wir für immer allen Durst verschworen haben und die Andern für so vollgetrunken, dass wir keinen Tropfen mehr vertragen können. Die Wahrheit liegt — wie zwar nicht immer, aber doch in den meisten Fällen — in der Mitte. Ein Lied, welches „uns die Seele ganz löst“, ist uns eine Erquickung, heute wie ehedem. Und unsere Litteratur ist reich an solchen Liedern. Aber doch nicht so reich, dass sie ihr Kapital auf Zinsen anlegen könnte, um so für ewige Zeiten ihren Hausbedarf zu bestreiten. Es giebt keine Gefühls- und keine Sprachökonomie im Sinne der Volkswirtschaft, keine ausreichenden Litteraturstiftungen für endlose Reihen der Geschlechter. Jede Zeit hat ihre eigentümliche Gefühlsstimmung, welche sich in den Subjekten ausspricht und den ewigen menschlichen Freuden und Klagen eine neue Farbe giebt. Jede hat ihre Sprachentwickelung, die eine neuartige Wortmusik hervorruft. Jede fordert denn auch ihre lyrischen Sänger heraus. Unerschöpflich wie die musikalische Harmonie ist der ihr so nahestehende und sie doch nirgends kreuzende Kreis des lyrischen Wohllauts. Zwei Kreise, die einander berühren und doch nie schneiden; zwei musikalische Welten, die einander decken können und doch jede für sich ein Ganzes sind und trotzig nur ihren eigenen Gesetzen gehorchen. Vielleicht kommt einmal der bedeutende Mann, der Physiologe und Künstler genug ist, um das kindische Kartenhaus von Metrik, das man in allen Schulen sorglich aufbaut, über den Haufen zu werfen und uns einen Kanon der poetischen Formen zu schenken, der der Harmonielehre und dem Generalbass einigermaßen die Wage hält. Vorerst wissen wir nur, dass im gesprochenen Empfindungsausdruck eine Fülle rhythmischer und phonetischer Gesetze waltet, die so unerschöpfliche Kombinationen zulassen, wie der Bereich des musikalischen Tones. Auch in diesem Sinne, wie in dem tieferen, der auf die unerschöpfliche Quelle der Gemütsstimmung hindeutet, gilt das Grünsche Wort von dem letzten Dichter, der mit dem letzten Menschen den Weltenbau verlässt.

„Weit ausgeholt,“ dürfte Mancher sagen, „um einige Bogen Liebeslieder zu besprechen, die eben unter dem Titel „Lieder der Mormonin“ in die Oeffentlichkeit gedrungen sind.“ Allein es gilt eine Mauer zu durchbrechen, wenn man heute einem lyrischen Büchlein den Weg bahnen will und da geht es ohne theoretische Stemmeisen, welche sich ein wenig in den Grund bohren, nicht ab. Die neuen Gedichte „Lieder der Mormonin“, von denen hier die Rede ist, treten mit einem achtunggebietenden Privilegium in die Welt: sie haben einen eigenen Ton. Ob sie nun in Utah oder in irgend einer der vielen europäischen Mormonenstädte gedichtet seien, ob nun eine Frau hier ihr Innerstes ausgesprochen habe oder ein Mann sich vernehmen lasse, der tiefe Blicke in das Geäder der Frauenseele getan — genug für uns, hier sind wieder einmal Gedichte, die individuelles Leben, Farbe und Charakter besitzen. Es sind hundert Lieder, aneinandergereiht und zu einander gehörig wie Wintersehnsucht, Lenzfreude, Sommerüppigkeit und herbstlicher Schmerz; sie sind einer Frau, einer Mormonin, in den Mund gelegt, die sich aus dem Frost einer lieblosen Ehe hinaus sehnt, alle Erwartung des Liebesfrühlings, alle Glut der Leidenschaft durchlebt, um zuletzt im kühlen Herbsthauch zu welken. Es sind nur Lieder, aber ein unverkennbar tragischer Zug geht durch dieselben hindurch, man fühlt die Schwere des Konflikts, die Selbstvergessenheit der Leidenschaft, die Tragik des inneren Bruches. Der Gegenstand ist keck, will sagen, natürlich erfasst, aber ohne jeden Anhauch von Frivolität. Das Unglück spricht so beredt wie die Lust, die Tragik so energisch wie die Leidenschaft. Nur flache Engherzigkeit könnte an mancher natürlichen Wendung Anstoß nehmen, etwa dieselbe Engherzigkeit, welche an Goethes „Römische Elegien“ tastet und folgerichtig an der mangelhaften Bekleidung des Apollo vom Belvedere Anstoß nehmen müsste. Es handelt sich nicht um Mädchen-, sondern um Frauenliebe, und Mädchen sollen nicht verfrüht erfahren, was in einem Frauenherzen vorgeht. Aber wer uns darum jene tiefe, der Natur näher stehende Welt der Frauenempfindung verschließen wollte, der müsste Grillparzers „Hero“, Goethes „Gretchen“ von der Bühne weisen, Byrons „Parisina“ in Acht und Bann tun, mit einem Wort Kirchenraub an der Weltlitteratur begehen.

Frei sind diese Lieder, aber frei im besten Wortsinne: wahrhaftig. Ohne die Verlogenheit kleinlicher Anstandsrücksichten, aber auch ohne diejenige, welche schlau das Gewissen betrügt. Das Natürliche wird ausgesprochen, aber ganz im Sinne jener Einfalt, welche das Natürliche schuldlos darstellt und nicht spekulativ enthüllt. Die Leidenschaft kommt zu Worte, aber nicht nur wie sie betäubt, sondern auch wie sie verzehrt. Mit einem Worte: es ist Naturkraft in diesen Liedern. Dazu gehört nun freilich vor Allem ein starker Fond von Empfindung; aber nicht nur ein großes Herz, sondern auch ein großes Auge. Empfindung und Anschauung, Fühlen und Sehen — das scheint so wenig — aber wie Wenige haben es heraus!

Große Augen hat diese Mormonin, die mit kühnem Schritte in unsere Litteratur eintritt, große und naive Augen, die nicht längstempfangene Bilder und Beziehungen in die Natur hineinsehen, sondern das Ursprüngliche erblicken — und mit dem Menschlichen, „der Natur von innen“, wie Goethe sagt, in innigste Verbindung setzen. Sie bildet sich auch von innen heraus ihre Sprache. Metrische Form und Reim sind ihr kein fertiges und ablösbares Gewand, mit dem sie die Gedanken umhüllt, sie sind aus der Stimmung herausgewachsen, die notwendige Außenbildung des Organischen. Eher vergiebt sie dem Wohllaut etwas als dem Gedanken. Man findet Härten in den Gedichten, aber kaum eine, die von dilettantischer Unbeholfenheit zeugt. Vielmehr wie der schwermütige Atem der Naturstimmung mahnt hier und dort der poetische Eigensinn des Ausdrucks an Lenau, den die Sprache so sehr liebte und der doch mitunter die Spröde, wie Siegfried die Brunhild, zu zwingen weiß. Aber zumeist ist es eine andere, fernere Sphäre, aus der diese Lieder herüber zu klingen scheinen. Dieser helle Glaube an das Naturrecht der Liebe, diese naiven Klagen, diese rührende Demut der Neigung, diese unbefangene Umschau, die Lebendes und Lebloses in der Natur an ein einziges großes Gefühl heranzieht, die nicht nach romantischer Uebereinkunft, sondern nach den unmittelbarsten und schlichtesten Eindrücken Gleichnisse spinnt, um Liebe und Geliebtes allüberall wieder zu finden, gemahnt in diesen Gedichten an ein altes Rätselbuch sinnvoller und rührender Erotik, an „die liebliche Verwirrung“ des „hohen Liedes“.

Durch ein Frauenschicksal führen diese Lieder hindurch, keine Leidenschaft verhüllend, keine beschönigend. Die ungeliebte Frau verfällt dem verhängnisvollsten Irrtum, aber sie findet auch in ihrer Verzweiflung „den Weg nicht mehr zurück“.

Mit der Tragik des Ehebruchs schließen die Lieder, mit einer Tragik, die freilich nicht pedantisch als äußerliches Strafgericht auftritt, aber als innerste Folge der rücksichtslosen Leidenschaft in der verzweiflungsvollen Verlassenheit der verwirrten Frau. Wenige Lieder mögen hier für das Ganze sprechen. Unschuldig schuldig mutet das folgende kleine Lied an:

Gieb acht!

Uns're Freundschaft ist ein Brücklein,
Ohn' Geländer, schmal und schwank —...
Drunter stürzt der Liebe Wildbach,
Drein manch Herz vom Brücklein sank!

Angstvoll reich ich dir die Hände —:
Gieb nun acht auf jeden Schritt!
Trägt das Brücklein dich, trägt's mich auch;
Fällst hinein du, — fall' ich mit . . .

Von dem Reiz der Liebeslieder mögen die folgenden kleinen Gedichte erzählen:

Was ich dir sein will.

Ich will dir sein, mein edles Wild,
Der Quell in tiefer Waldesnacht;
Du siehst in mir nichts als dein Bild,
Das, weinst du, weint, das, lachst du, lacht.

Der Quell, der, dürstest du, dir tischt
Den allerreinsten besten Trank;
Der deinen müden Leib erfrischt,
Wenn in der Glut die Kraft ihm sank.

Der Quell, der Heilung in sich trägt
— Fühlst du dich tief und schwer verletzt —
Für Wunden, die das Schicksal schlägt,
Wann, edles Wild, es roh dich hetzt.

Ich will dir sein in Waldesnacht
Der tiefe Quell, so klar nnd still,
Wohin dein Herz dich führt, wann's lacht,
Doch auch, wann's, traurig, sterben will.

Ich will der Quell dir sein; trink aus!
Eh der letzte Schuss dich trifft, mein Wild!
Und trägt man todt dich zum Jägerhaus:
Dein Quell für niemand andern quillt!

Du zur Hütte dein mich trage . . .

Weil ich höher bin als andre
Tannen, die im Wald hier ragen,
Magst du mich zur Weihnacht niemals
In dein niedres Hüttchen tragen?!

Wähnst du, dass für deines kleinen
Stübchens niedre Balkendecke
Ich zu hoch, die gern zur Höhe
Streben, meine Aeste strecke —?

Fäll' mich! Scheu nicht meine Höhe!
Ich will Ast und Wipfel biegen,
Trägst du mich in deine Hütte —
Und in Demut mich dort fügen . . .

Wie dir prächtig dann die Lichter
Leuchten, ach, aus meinen Zweigen,
Als ob alle Sterne tanzten
Mit dem Wald den Weihnachtsreigen!

Ich will allen Duft des Waldes
Dir in meinen Nadeln bringen
Und du wähnst, dass in den Aesten
Vöglein dir zu Weihnacht singen!

Fäll mich! Sieh, ich flehe, ob auch
Stolz ich hier im Walde rage
Weihnacht im Palast dünkt öd' mir! —
Du, zur Hütte dein mich trage!

Von der Intensität und Kühnheit des Stimmungsausdrucks zeuge das Klagegedicht:

Sakontala.

Sakontala bin ich, Gebieter,
Bin dein dir vermähltes Weib,
Vermählt dir durch Liebe, die heiligt,
Vermählt dir mit Seele und Leib! . . .

Sakontala bin ich und hebe
Die Hände heiß flehend empor;
Erkenne das Antlitz doch wieder,
Darin sich dein Aug' einst verlor.

Sakontala bin ich, o sieh nun
Zu deinen Füßen mich knien,
Sakontala, die dir als schönste
Von all deinen Kronen erschien!

Sakontala bin ich, erkenn' mich
Am Ring an meiner Hand!
Gemahnt er dich nicht an die Glut, die
Mir ihn einst in den Finger gebrannt?!

Weh mir, so muss ich denn lösen
Vor dir erst mein Gürtelband, —
Dass deine Sinne erkennen,
Was deinem — Herzen entschwand?! . . .

Auffällig, fast verstimmend ist die zwar schmucke, aber allzu sonderbare Ausstattung der Gedichte. Die Lieder sind in Form einer Papyrusrolle erschienen, eine Gestalt, die sich zum Tändeln ganz niedlich eignen mag, aber das Lesen erschwert und leicht den Verdacht erweckt, als handele es sich um eitlen Tand. Die Ausstattung gemahnt an ein Kinderspielzeug — und doch enthalten diese Gedichte den Kerngehalt eines starken Talents, echter weiblicher Naturpoesie.

Prag. A. Klaar.



Spostati.*)

Das Buch, welches den an der Spitze dieser Zeilen stehenden Titel trägt, habe ich schon vor mehreren Tagen zu Ende gelesen und mein Urteil darüber schon während des Lesens gebildet; aber ich konnte nicht daran gehen, es niederzuschreiben, weil ich in Verlegenheit war, wie ich diesen Titel ins Deutsche übertragen sollte. Declassés wäre wohl das passende Wort gewesen, ist aber leider, oder soll ich sagen glücklicherweise nicht Deutsch. „Leute, die ihren Beruf verfehlt haben" hat wieder bei uns eine Nebenbedeutung, die leicht irre führen könnte. Da fiel mir endlich der Ausspruch eines englischen Staatsmannes ein, der mich aus der Verlegenheit zog. Ich glaube, es war Lord Palmerston, der einmal sagte: „Schmutz ist jedes Ding, das sich nicht an dem Orte befindet, wohin es gehört." Nun hatte ich das richtige Wort. Spostati sind die Leute, die sich nicht auf ihrem Posten, an dem für sie passenden Orte finden und also der vom britischen Staatsmann gegebenen Definition entsprechen. Und siehe das Wort bezeichnet auch ziemlich richtig den Inhalt des Buches. Ich will aber damit nicht gesagt haben, dass das Buch von Frau oder Fräulein Perodi unanständigen oder unmoralischen Inhalts ist. Es ist kein Buch, das ich einem eben aus der Pension gekommenen Mädchen empfehlen möchte, aber ich würde mich auch nicht entsetzen, wenn ich es in der Hand eines so jungen weiblichen Wesens fände. Aber die Leute, die darin vorkommen, die Bösewichter sowohl als die wenigen Tugendhaften, sind meistens solche Leute, nach deren physischer oder moralischer Berührung man sich unwillkürlich nach Wasser und Seife umsieht.

Doch wenn ich von Bösewichtern und Tugendhaften gesprochen habe, so muss ich mich gleich be-

*) Emma Perodi. Spostati, scene della vita. Mailand. Fratelli Treves. 1887.

richtigen; denn solcher kommen eigentlich nicht viele in den zwölf Skizzen oder Novelletten vor, welche den Inhalt von Spostati bilden. Es sind meistens Leichtsinnige, Schwächlinge, Genusssüchtige, ihren Gelüsten und Leidenschaften wehrlos Nachgebende, welche die Hauptrollen in diesen Skizzen spielen, und wenn sie mitunter ein kleines Verbrechen, einen Mord oder einen Diebstahl begehen, so geschieht es mehr wie von ungefähr, vom Verhängniss getrieben, wie es in der „Schönen Helena“ heißt, als mit bösem Vorbedacht.

„Szenen aus dem Leben“ ist der Nebentitel von Frau Perodis Buch. Es könnte aber noch bestimmter heißen: „Szenen aus dem Eheleben“, denn die meisten der Schilderungen und Erzählungen haben Ehen und zwar unglückliche Ehen zum Inhalte. In der einen vernachlässigt der Mann seinen Maitressen zu Liebe die Frau, in einer anderen vergisst der leidenschaftliche Archäolog über eine gefundene Antiquität sein junges Weib; in der einen verlässt der junge Gatte seine ältliche Frau, um mit einer Schauspielerin durchzugehen, in der andern ist es die Frau eines ehrlichen und anständigen Arbeiters, welche Untreue begeht und dann es dem Verlassenen nicht gönnt, dass er sich mit einer Andern tröstet.

Nur in zwei Erzählungen „Der Untergang einer Diva“ und „Die Wittwe De Carliis“ findet sich nichts von Liebe, ehelicher Untreue und Eifersucht, und diese sind auch die besten. Sowohl die, künstlerisch von Stufe zu Stufe sinkende Schauspielerin als die scheinheilige verarmte Wittwe sind sehr gut und lebenswahr geschildert, aber ekelhafte Personen sind sie doch Beide. Frau Perodi weiß genau zu beobachten und das Beobachtete treu und richtig zu schildern. Es ist daher um so mehr zu bedauern, dass sie es vorzieht, die hässlichen und abschreckenden Seiten des menschlichen Lebens zu schildern.

Ich will hier nicht an den Streit zwischen Realisten und Idealisten rühren, und mich nicht in eine Untersuchung darüber einlassen, ob es der Zweck der Kunst ist, uns mit den hässlichsten Seiten des menschlichen Lebens bekannt zu machen. Wer kann denn leugnen, dass in der menschlichen Gesellschaft viel Böses, Schmutziges und Aergerliches vorhanden ist. „Es muss ja Aergernis kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt“, heißt es im Evangelium, und man könnte diesen Satz vielleicht auch auf Jene anwenden, welche aus dem Umstande, dass so viele „Skandale“ in der Welt vorkommen (*Οὐαὶ τῷ κόσμῳ ἀπὸ τῶν σκανδάλων*) auch die Berechtigung ableiten, alle diese Skandale vor aller Welt aufs Genaueste zu schildern. Aber ich will ihnen dieses Recht gar nicht bestreiten, nur möchte ich alle Realisten fragen, ob nicht auch viel Schönes und Gutes in der Welt vorhanden ist und ob sich dieses nicht auch so wahr und realistisch schildern ließe wie das Hässliche und Schlechte.

Wir haben leider keine moralische Statistik, um genau wissen zu können, in welchem quantitativen Verhältnis das Böse zum Guten steht, aber ich glaube dem Pessimismus die weitgehendeste Konzession zu machen, wenn ich ein Verhältnis von Drei zu Eins annehme. Danach wäre also Frau Perodi als ehrliche Realistin verpflichtet gewesen, uns unter ihren zwölf Skizzen drei das Schöne und Gute darstellende zu geben. Sie hat es aber vorgezogen, nur schwarz in schwarz zu malen, ja selbst die Opfer der falschen Stellungen, die Unschuldigen, welche durch die Bosheit Anderer leiden, hat sie kaum versucht, für uns sympathischer zu gestalten.

Als ob sie fürchtete, unser Mitleid zu erregen, hat sie auch die unglücklichen Opfer hie und da mit einem bösen oder lächerlichen Zug ausgestattet. In dem ganzen Buche ist es nur die junge Neuvermählte in der „Hochzeitsreise“, die sich unsere ganze Sympathie zu erwerben weiß, und gerade diese ist am undeutlichsten gezeichnet.

So macht das Buch im Ganzen auf uns einen unerquicklichen Eindruck, und wir müssen dies um so mehr bedauern, als sich darin eine scharfe Beobachtungsgabe und ein vielversprechendes Talent zeigen. Wir glauben, Frau Perodi wird, wenn sie sich in ihrem nächsten Werke minder pessimistisch, wenn auch eben so realistisch zeigen wird, viel mehr Beifall verdienen und finden.

Wien. M. Landau.

Heiteres und Weiteres.

Von Ernst von Wolzogen.

Wer die ersten Jahrgänge des Auerbachschen Kinderkalenders kennt, dem werden die Beiträge von Ernst von Wolzogen in Erinnerung geblieben sein.

Wolzogen ist ein Meister des Märchens. Graziös, originell in der Erfindung, dem Auffassungsvermögen und der Phantasie der Kleinen in wunderbar glücklicher Weise angepasst, sind sie zugleich von einem köstlichen Humor getragen und zeigen jenes eigenartige doppelte Gesicht, welches wir zum Beispiel auf einem anderen Gebiet den Pletschen Zeichnungen nachrühmen. Die Kinder entzückt das Bild und die Erwachsenen jene Kunst der Ausführung, welche bei aller Naivetät doch über den Dingen steht.

Diese Märchen sind nicht Anlehnungen an Andersen oder die Gebrüder Grimm, — es sind eben Wolzogensche Märchen — das sagt genug.

Es giebt überhaupt kein Gebiet, welches Wolzogen nicht mit ähnlicher oder gleicher Virtuosität beschritten hätte. Seine Schaffenskraft drängt ihn zur Poesie, zur ernsten Skizze, zur Humoreske, zur Novelle, zum Roman, zum Lustspiel und — zur musikalischen Komposition.

Berechtigte Anerkennung fand im humoristischen Deutschland Wolzogens „Gloriahose“. — Er empfing



— ein nur allzubedeutsames Zeichen für den Wert seiner Arbeit — wiederholt von unbekannten Personen aus dem Publikum anerkennende und dankende Zuschriften, und wenn nicht die Vergleiche bei litterarischen Arbeiten so töricht wären, bei dieser würde man von einem echt Reuterschen Geist sprechen können.

Mit erheblichem Erfolge brachte Wolzogen auch vor Jahresfrist eine kleine Plauderei auf die Bühne. Witzig, espritvoll und technisch tadellos wurde sie bald überall gegeben.

Auf dem litterarisch-kritischen Gebiete versuchte sich der Verfasser mit gleichem Geschick in den in Buchformat erschienenen interessanten Essays über Eliot und Collins. Wolzogens umfassenden Kenntnisse, seine Urteilsreife und sprachliche Ausdrucksfähigkeit erscheinen hier in einem ausgezeichneten Lichte.

Und nunmehr liegt ein Band „Heiteres und Weiteres“ vor, der außer dem Wiederabdruck der Gloriahose die nachstehenden Erzählungen enthält: Christel und Wizel, Veit Zisolins Galgenfrist, 's Meckatel und den Sexack, Werthers Leiden in Sexta, Ein Derwischlied.

„Christel und Wizel“ — eine Geschichte aus der Pestzeit — ist gut erzählt, so gut, dass man den Eindruck des Schauderns nicht los wird. Dieselbe wirkt aber trotzdem nicht originell. Sicher ist sie geschrieben unter der Einwirkung eines vorhandenen Stoffes. Sie erscheint nicht recht als das Produkt eigener Phantasie.

In „Veit Zisolins Galgenfrist“ steckt — schon vermöge der Fabel an sich — etwas von Shakespeareschem Humor. Diese Erzählung ist in ihrer Art sehr gut.

„'s Meckatel und der Sexack“ möchte ich als eine deutsche Musternovelle bezeichnen. Auf diese Arbeit kann Wolzogen stolz sein.

„Werthers Leiden in Sexta“ scheint mir dagegen weniger gelungen. In dieser Skizze nimmt Wolzogen gute Anläufe — manche Einzelheiten sind auch gut, oft überraschend, aber für die beabsichtigte Wirkung fehlt die tiefere Psychologie. Hier hat man am Schlusse den Eindruck des Künstlichen und wird nicht überzeugt.

Im „Derwischlied“ zeigt sich dagegen Wolzogen wieder mit seinen besonderen Vorzügen. — Alles in Allem kann man sagen, dass das Buch immer da, wo der Autor sich auf sich selbst verlässt, nur selbst Geschautes und Empfundenes schildert, bedeutend wirkt, sonst aber mehrfach nur den Eindruck eines kräftigen, nachbildenden Talents hervorruft.

Wolzogen scheint die Herbeischaffung der Fabel schwer zu werden, nach dem Stoff zu suchen. Und doch ist dies sicher bei ihm nur ein Mangel an Uebung. Ich meine, jeder Mensch, jedes Verhältnis bietet — man braucht nur blind zuzugreifen — einen Stoff. Und die Phantasie ist schrankenloser, als die Ewigkeit; nur was das Tatsächliche mit der Phantasie so verknüpft, dass das Produkt als die Wiedergabe eines wirklichen Geschehnisses erscheint, der kann eben — schreiben.

Wolzogen geht nun, wie mir scheinen will, ausschließlicher von dem Erdachten aus. Er beginnt mit diesem, mit dem Produkt der Phantasie, sobald er sich an den Stoff macht. Sie ist aber nur das Nebenbei und das Ende. Die Wirkung ist immer eine bedeutsamere, wenn man den Vorgang, welchen man braucht, einem gleichen oder ähnlichen Selbsterlebten nachbildet und überhaupt möglichst wenig „erfindet“.

Und Wolzogen, der so scharf sieht und beobachtet, hat genug Selbsterlebtes und Selbstgesehenes, um diesem Grundsatze — wenn immer meine Voraussetzungen zutreffen — zu folgen.

Berlin. Hermann Heiberg.



Die Frauen im Spiegel der französischen, italienischen und russischen Spruchweisheit.

Ein Beitrag zur vergleichenden Völkerpsychologie.

Von Dr. Leonhard Freund.

II.*)

1. Besonders herb fällt in der italienischen Gnomologie die Charakteristik der Frauen aus; darin kommt sie wohl nur der später vorzuführenden russischen ziemlich nahe. So lieblich die Sprache auch immer klingt, verrät sie doch in vielen Redewendungen ein gar leicht zu entdeckendes Vorurteil gegen die Töchter Evas; die Todsünden sind z. B. alle weiblichen Geschlechts, während Taten dem männlichen angehören:

„Schwätzen ist der Weiber Ruhm, —
Tun der Männer Eigentum.“

Von der Meinung ausgehend:

„Eine Mütze ist mehr wert, als hundert Hauben,“

beginnt die Spruchweisheit hier ihre kritische Inquisition des ewig Weiblichen mit der Schöpfung:

„Alles ist von Gott, außer die Frauen.“

Sie befasst sich dann mit dem Aeußeren der Frauen:

„Eine Brünett
Ist von Haus aus nett;“

sogar:

„Eine verblühte Blondine ist hässlicher, als eine verblühte Brünette.“

Auch

„Der Frau, blass von Gesicht,
Mangelt die Schönheit nicht.“

Aber:

„Schwarzes Auge und blondes Haar,“ —

das ist

„Das Schönste in der Welt fürwahr.“

*) Nr. 1 siehe Magazin Nr. 16.

Eine

„Frau mit schönem Aug ist schelmisch,
Mit lebhaftem Auge schwermütig,
Mit lachendem Auge beleidigend."

„Eine schöne Nase macht das Weib schön" und zugleich einen „schönen Mann". Ein wohlproportionierter Frauenmund verleiht selbst hässlichen Weibern eine gewisse Anmut und wirkt verschönernd, denn

„Ein schönes Thor entschädigt für eine hässliche Fassade."

Die Aesthetik des Hässlichen ergiebt die Erkenntniss:

„Drei Dinge sind schlecht bei mag'rem Leib:
Die Gänse, die Ziegen und das Weib"

und führt zu der gewiss berechtigten Warnung:

„Hütet euch vor den Hunden, vor den Katzen und vor den Frauen mit Schnurrbärten."

Vielleicht zur Abschreckung fehlt es nicht an einer Adresse von Vogelscheuchen:

„In Gemignano*), wo die schönen Türme mit den schönen Glocken steh'n,
Kann man hässliche Männer und noch hässlichere Weiber seh'n."

Aeußere Vorzüge sind übrigens durchaus nicht so wichtig, als man gewöhnlich meint, denn auch

„Heiterkeit des Herzens macht das Gesicht schön."
„Ein zartes Fühlen macht die Frauen schön."

Ueberhaupt ist eine

„Junge und gesunde Frau immer schön"

und

„Hat die Ehefrau guten Mann,
Sieht man's am Gesicht ihr an."

Mit kosmetischen Künsten den Mängeln der Natur abzuhelfen, bleibt stets sehr bedenklich und führt doch nicht immer zum Ziel. Ja:

„Die Frauen, um recht schön zu scheinen,
Bereiten dem Gesicht oft Peinen."

Aber:

„Die Frauen machen sich, um schön zu sein,
Oft hässlich durch erborgten Schein."

Der Luxus ist ein Feind der echten Liebe:

„Wer sich schmückt, will sich verkaufen."

Zwar:

In dieser Welt giebt's drei Dinge, die schön sind: Ein Priester im Ornat, ein Kavalier in Waffen und eine Dame im Staat."

allein:

„Seide und Atlas löschen das Feuer aus"

und Luxus zeigt sich noch in anderer Beziehung nachteilig:

„In des Festes Gewand
Verliert die Frau den Verstand."

Unnützen Aufwandes bedarf es eigentlich gar nicht:

„Einer Frau, die klug und schön,
Jedes Röckchen gut wird steh'n"

und überdies schadet jede Uebertreibung:

„Zu viel Schmuck verderbt das Ebenbild Gottes."

Oft wirkt gerade das unschön, was schmücken soll und nicht selten gelangt eine wahrhaft ästhetische Würdigung der Schöpfungen der Mode zu dem Resultate:

„Nicht was schön ist, ist schön, sondern was gefällt."

Ihre intellektuellen Eigenschaften werden zwar nicht gering geschätzt, jedoch zugleich jedenfalls skeptisch betrachtet:

„Die Frauen wissen einen Punkt mehr, als der Teufel."
„Die Frau, so klein sie auch ist,
Uebertrifft den Teufel an List."
„Wenn die Frau will,
Führt sie Alles zum Ziel."

Indessen eine

„Große Frau hat klein Gehirn."
„Der Frauen Gedanken sind
Viel flüchtiger, als der Wind."

Dies schließt glückliche Einfälle nicht aus, welche keine Anstrengung kosten:

„Die Frauen geben verständige Ratschläge, ohne zu denken, und thörichte, wenn sie denken."
„Der Frauenrat kostet viel oder ist zu schlecht."

Darum:

„Lobe, aber befolge nicht Frauenrat."

Vor gelehrten Frauen wird ganz speciell gewarnt:

„Gott behüt' dich vor einem armen Edelmann,
Und einer Frau, die lateinisch kann."
„Hüte dich stets vor den Frauen, die Romane schreiben und schriftstellern, und vor solchen, die weder Donnerstags, noch Samstags rein machen, die ohne Herz und ohne Vernunft den Mann in den Abgrund ziehen."
„Hüte dich vor dem Regen und vor dem Wind, vor einem Mönch, der außerhalb des Klosters, vor einer Stute, die wiehert und einer Frau, die lateinisch spricht."
„Vor einem Weib, das lateinisch spricht,
Vor einem Weg, darauf das Genick man bricht,
Vor einem Nachbar, der keift und ficht,
Behüt' dich der Herr — es giebt Schlimm'res nicht."

Noch strenger verfährt die Spruchweisheit bei der Würdigung ihrer moralischen Eigentümlichkeiten:

„Es giebt keinen Flachs ohne Abfall, noch eine Frau ohne Fehl."
„Wenn sie groß ist, ist sie faul; wenn sie klein ist, ist sie boshaft; wenn sie schön ist, ist sie eitel; wenn sie hässlich ist, ist sie mürrisch."

Ihre schon berühmte Schwatzhaftigkeit wird beleuchtet:

„Frauen haben gegen einander kein Geheimniss."
„Der Frauen Geheimniss ist zerbrechlich wie Glas."
„Viel leichter man recht süßen Wermut find't, —
Als tiefes Schweigen, wo viel Weiber sind."
„Wo Weiber und Gänse zusammen kommen,
Da hat man zumeist Geschnatter vernommen."
„Drei Weiber machen einen Markt und viere machen eine Messe."

Sie sind mitunter den Nachbarinnen gefährlich. Eine

„Böse Nachbarin bringt so großes Weh',
Als wie den Bäumen der Märzenschnee".

Mit der Wahrheitsliebe der Frauen steht es auch nicht zum Besten:

„Die Frauen sagen zwar immer die Wahrheit, aber sie sagen sie nie ganz"

und sogar:

„Die Weiberbeichte ist voll von Dingen,
Die sie ihr Lebtag nicht begingen."

*) Ein Flecken im Arnogebiete.

Mit Worten, ja selbst mit Eiden, sparen die Frauen nicht, wenn sie ihre List betätigen wollen:

„Wer den Aal beim Schwanz und eine Frau beim Wort nimmt, der hat nichts in Händen.“
„Frau, die schmeichelnd um den Hals dir fällt,
Die liebt dich nicht, sich nur verstellt
Und endlich dich zum Narren hält.“

Die Zuverlässigkeit ihrer Tugend wird stark bezweifelt:

„Die Liebe reicht so weit, wie der Nutzen reicht.“
„Die Frauen hängen sich immer ans Schlimmste.“

Sie lieben das Geld und tun nichts umsonst. Dem Mammon können sie nicht so leicht widerstehen:

„Das Feuer prüft das Gold und das Gold die Frau.“
„Geld macht die Blinden singen,
Und die alten Weiber springen.“
„Die Kreuzer überwinden die stärksten Frauen, die Kreuzer öffnen alle Thüren.“
„Weder Briefe, noch Spenden,
Weisen Frauen von Händen.“

Der Behauptung, eine

„Frau, die gern schenkt, ist selten gut,“

steht ein minder bedenklicher Ausspruch zur Seite:

„Geizige Frau, trübselige Frau.“

Dies schließt nicht aus, dass die Frauen stets Tugend heucheln, allein nur

„So lange Keiner Jagd auf sie macht,
Ein jedes Weib ich für keusch eracht'.“

Sie sind scheinheilig:

„Die da viel niederblickt und viel von Reue plärrt,
Dieselbe hofft, dass sich ein Freier finden werd'.“

Zeigen sich die

„Aeuglein gesenkt“,

offenbart sich

„Zerknirschter Sinn“,

so könnte ein Weltkind wohl den Rat erteilen:

Gebt einen Mann der Frömmlerin“

Sie wissen sich geschickt zu verstellen. So ist gar mancher „Gassenengel“ oft ein „Hausteufel.“ Man sieht sie, wie die Parömieen mit Vorliebe variieren:

„In der Kirche mit dem Rosenkranz,
In dem Hause daheim mit Krallen und Schwanz.“
„Heilig ist sie, geht sie aus;
Teufel, wann sie ist zu Haus.“
„Die Frauen sind Heilige in der Kirche, Engel auf der Straße, Teufel im Hause, Eulen am Fenster und Elstern an der Thüre.“

In einigen Orten und Gegenden tritt die Leichtlebigkeit der Frauen besonders hervor:

„Ein römisches Weib
Macht Abend und Morgens sich Zeitvertreib.“
„In Rom die Curtisan den Vorzug hat
Vor braver Dame aus der Stadt.“
„Als Hühnchen kommen die Trientinerinnen
Und gehen als Höhner wieder von hinnen.“

So verspotten sich gegenseitig die Bewohner von Verona und Trient. Anderwärts, namentlich in Florenz, wird auch und zwar oft mit Recht behauptet:

„Es kommen die Maienfest-Sängerinnen
Zu Zwei'n und gehen zu Dreien von hinnen.“

2. Das wichtigste Kapitel im Leben der Frauen, die Liebe, wird von der Spruchweisheit nach Gebühr am gründlichsten erörtert; sie sucht zunächst ihre Aetiologie zu erforschen:

„Liebe, Trotz und Eifersucht
Frauenherzen zu beherrschen sucht.“
„Liebe herrscht ohne Gesetz“

und

„Im Reich der Liebe gilt kein Zwang.“
„Mit Recht das Mädchen Perle heißt,
Je seltener gesehen, desto schöner sie gleißt.“

Das Gegenteil lässt sich aber auch vielleicht noch öfter wahrnehmen:

„Eine heißere Liebe niemals erglüht,
Als für die Nachbarin, die man täglich sieht.“

Das Lieben kann man nicht verhindern, denn

„Jede Rebe will ihren Pfahl
Und jedes Mädchen einen Gemahl.“

Darum:

„Wo Mädchen sind voll Liebesbrunst,
Verschließet man die Thür umsonst.“
„Es giebt keinen Sonnabend ohne Sonne und kein Mädchen ohne Liebhaber.“

Heiraten möchten sie wohl alle und dazu findet sich jedenfalls viel Gelegenheit:

„Einem mannbaren Mädchen mangelt niemals der Mann.“
„Den Einen zieht Schönheit, den Andern Hässlichkeit an,
So kommen die Mädchen gewiss an den Mann.“

zumal sich unter ihnen viele finden, welche denken

„Lieber alten Mann,
Als keinen han.“

Es ist eben:

„Keine Frau ohne Lieb' im Herzen,
Und kein alter Mann ohne Schmerzen.“

Auch die Phänomenologie der Liebe wird in Angriff genommen:

„Verliebtes Blut
Trägt Blum' auf dem Hut.“
„Liebe und Husten kann man nicht verbergen.“
„Hass und Liebe sind gleich blind.“
„Die Liebe kennt kein Maß.“
„Die Liebe und des Glaubens Stärke
Erproben sich zumeist im Werke.“
„Wer nicht brennt, zündet nicht an.“
„Gold und Makaroni sind nicht gut,
Wenn sie nicht zeigen der Wärme Glut.“
„Die Eifersucht deckt die Liebe auf.“
„Eifersucht verrät Liebe.“

Es folgen Beiträge zur Semiotik und zur Pathologie des Liebeslebens:

„Verliebte Frau, mutige Frau.“
„Cholerische Frau,
„Verliebte Frau.“
„Verliebte Frauen schlafen wenig und träumen viel.“
„Gleich der Kastanie ist die Frau,
Von außen glatt, von innen rauh.“
„Die Frau sich freut und sich betrübt,
Sie lacht und weint, wie's ihr beliebt.“
„Mondenlicht und Frau,
Heute klar und morgen grau.“
„Zeit, Wind, Herr, Frau und Glückestücke,
Die wechseln alle Augenblicke.“

Dies ist besonders bei Blondinen der Fall, wie man, namentlich im Süden beobachtet zu haben glaubt:

„Bei blondem Haar ist flatterhaft die Liebe,“

und daraus erklärt sich wohl die bereits angedeutete Vorliebe der italienischen Spruchweisheit fü Brünette:

„Bei braunem Haar sind erst're Triebe."

Es bedarf selbst einer **Hygiene** der Liebe und die **ars amandi** will auch gelernt sein:

„Bitte die Frau, so sagt sie nein!
Spiele den Spröden, so lässt sie dich ein."
„Im Kampf der Liebe siegt derjenige, welcher flieht."

Sogar der Liebe Leid hat seine Wonnen, denn:

„Um Liebe leiden tut nicht weh."

„Mond und geküsster Mund
Sind bald wieder hell, frisch und gesund."
„Liebe schlägt und heilt die Wunden."
„Liebe würzt jede Speise"

und das tröstet immerhin. Mag auch die allgemeine Erfahrung lehren, dass

„Keine Liebe ohne Bitterkeit"

bleibt,

„Wen Liebe treibt, der hat des Sporn's genug."

(Fortsetzung folgt.)



Ein Liebesbuch. (Il Libro d'Amore.)

Von Marco Antonio Canini.
Venedig, Libreria di Giovanni Debon. 1886.

Es ist ein vergnüglich Geschäft, querfeldein und waldverloren zu gehen und die Lieder der Vögel zu sammeln. Hier zirpt ein Spatz sein Schnadahüpfl, dort zükiht eine Nachtigall ihre Romanze, da wieder schmettert der Finkin der Fink seine Ballade vor. Aber man müsste, wie im Märchen, die Sprache der Vögel verstehen! Die Sprache der Vögel ist verhältnissmäßig leicht zu capieren; aber die Idiome der Menschen! Nun, Herr Marco Antonio Canini kennt sie alle. Wenn jener Spaziergang vergnüglich ist, so verschmäht Herr Canini so leichte Promenade; er sammelt zwar auch den Völkervogelsang, aber er setzt sich dann zu Hause hin und überträgt den tausendstimmigen Chor in sein geliebtes Italienisch. Tausendstimmig klingt matt, wenn man an die gefiederten Sänger denkt. Aber stark klingt's: „140 Sprachen" findet man im Libro d'Amore übersetzt, vertreten! Herr Canini fügt kaltblütig hinzu: Se ne aggiungeranno probabilmente delle altre! Es kommen noch mehr!

„Herr Marco Antonio Canini ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der lebenden Generation, ein Typus." So schreibt der Kapitän Fracasse. Er ist einer der Beleber der italienischen Litteratur. In 70 Daseinsjahren hat er so viel gelesen, gehört, gethan, dass er zum Helden eines mehrbändigen Romans im guten alten Stil genügte. Agitator, Exilirter, Schriftsteller, Professor, Magnetiseur, Gelehrter, Reporter, Poet — was war er nicht? In so viel Pilgerjahren — wen kannte, wem begegnete er nicht? Er war Teilnehmer an einem halb Dutzend Revolutionen, er küsste die Hand von Bäuerinnen und Gräfinnen, liebte, ward viel geliebt, ihm wird viel vergeben werden. Er kannte alle Wechsel Fortunens — nun lehrt er rumänisch und spanisch an der Scuola superiore di Commercio in Venedig. Wer sich eine Stunde mit ihm unterhalten, vergisst ihn nie. Er hat den Kopf eines Lionardo, er spricht schnell und warm, das Haupt voller Gedanken bewegend, und wie vom reifen Fruchtbaume fallen süße und nahrungsspendende Früchte herab!

Er ist ein Idealist und beklagt sich daher über die Undankbarkeit der Menschen! Und dieser Unermüdliche fand den Mut und die Zeit, zweitausend, sage zweitausend Liebesgedichte aus 140 Sprachen kunstgerecht, meist im Versmaß der Originale zu übersetzen und in einem Band „Il Libro d'Amore" zu vereinigen. Von Catull bis Walther von der Vogelweide, welch' ein Weg! Von Sappho bis Vittoria Colonna, von Abdurrahman bis — Vörösmarty, Voesmaer, Vrchlisky, dem Unaussprechlichen!

Es enthält dies Buch den ewigen Liebesmonolog, den urewigen Liebesdialog aller Zeiten, aller Zungen, aller Stämme und Völker. Es enthält Fehler; die Welt auch! Canini hat alle Lieder neu übersetzt, vornehm oder unklug übersehend, dass die besten, schon besser übersetzt, existierten. Was macht das? Er stellt seinem Volke eine so große Zahl interessanter Personen vor, dass es undankbar von diesem Volke wäre, ihm sofort „a little slip of the tongue" vorzuwerfen. Und dieser Mann kündigt einen zweiten Band an, den der echten Liebeserotik, „Voluttà", und ein Buch „della Patria" und eines „della Fede"! Canini hat sich als ein Mann von gutem Geschmack und vor allem selbst als ein Poet bewiesen. Er hat der Halbinsel eine „Bibel für Liebende" im höchsten Sinne geliefert. Er hat die vielsprachige Liebe einsprachig, aber nicht einsilbig gemacht. Volkslieder und Kunstpoesie, was sich der Wald erzählt und der Lusthain des fürstlichen Schlosses — es ist alles da —. Ihr braucht keine Hoffnung draussen zu lassen, die ihr das „Buch der Liebe" öffnet! Das sind die Herder'schen Gedanken nach Italien übertragen und Canini's Libro d'Amore darf getrost bezeichnet werden als eine der üppigsten Blüten, als eine der reifsten Früchte an dem grossen Baume, den Goethe genannt hat: Weltlitteratur."

Berlin. Alfred Friedmann.



Litterarische Neuigkeiten.

Oskar Blumenthal („Ach Oskar!“ heißt ein Opus von Scribe) hat nun sein Theaterstück „Der Schwarze Schleier“ bei E. Pierson in Dresden erscheinen lassen. Wir haben es aufs Sorgfältigste geprüft und sind zu dem Ergebnis gekommen, dass der reklamekundige Macher noch nie etwas so völlig Verfehltes geleistet hat. Das Ganze strotzt geradezu von Unmöglichkeiten. Giebt es etwas Weltwidrigeres, als die neunte Szene des zweiten Aktes, giebt es etwas Plumperes, als dieser Lord, die allbekannte Figur aus der Theatergarderobe! Und ein Englisch spricht er, dieser Blumenthal-Engländer! „By all that is holy! (das ist schon deutsches Englisch) If annyon hat soid to my such a thing.“!! Man könnte das für Druckfehler halten, aber von vier Worten hintereinander alle vier falsch (soll heißen: „auyone had said to me“) — das ist zu viel. Ebenso formell unrichtig (aus irgend einem Bädecker-Vocabulair abgeschrieben) ist das vornehme Englisch, mit dem Lady Broughton sich im letzten Akt einführt, und geradezu lächerlich wirkt die Koketterie, mit der diese Dame eine „Deutsche“ sein muss, damit Lord Ettonville und Lady Broughton sich Deutsch unterhalten können — während doch schon vorher die Leute des Lords, gute Schotten, Deutsch unter sich und mit ihrem Herrn reden. Dieser vierte Akt am „Limerik-See in Schottland“ („Limerik“, Irischer Name in Schottland!) bildet freilich den Gipfelpunkt all der Konfusion, die noch anginge, wenn sie nicht mit so furchtbarer Langeweile verbunden wäre. Jede Handlung, jede Psychologie, jede Charakterentwickelung fehlt. Der Dialog ist kümmerlich, die Witze scheinen rein auf das fadenscheinige Bettelkleid angeflickt. Jede dieser Gesprächs-Marionetten wartet ängstlich, ob sich nicht eine Gelegenheit bietet, eine Redensart zu machen. Wir empfehlen Jedem, der sich davon überzeugen will, die vierte Szene des dritten Aktes. Und diese leidlich geschickte Ausnutzung einer Tagesaffaire (der erste Akt ist zweifellos der beste, als Konterfei des Gräfschen Prozesses), dies dramatisch wie dichterisch impotente Dutzendstück wagte eine ehrlose bestochene Sudel-Presse unreifer Nullmenschen als das beste moderne Gesellschaftsstück auszuposaunen! Vor dem Czar und dem Berliner Jehova-Kultus ist ja nichts unmöglich. — Blumenthal hat zweifellos früher Besseres geleistet, den „Probepfeil“. Dagegen fiel die „Große Glocke“ merklich ab, „Ein Tropfen Gift“ war von ermüdender schleppender Unbewegtheit der Handlung, die nie ins Rollen und in rechten Fluss kam. Nach dem „Schwarzen Schleier“ aber können wir dem boshaften eiteln Rezensenten Blumenthal, der freilich immerhin durch Esprit und kritischen Scharfblick von der Schafheerde unserer Pressleute sich unterscheidet (dasselbe gilt von seinem Kollegen Neumann-Hofer, der manchmal ganz Tüchtiges leistet), nur sein eigenes Epigramm zurufen, das er in seiner bei Freund & Jeckel eben erschienenen Sammlung „Aufrichtigkeiten“ (wie kommt Saul unter die Propheten, Aufrichtigkeit und Blumenthal!) einem „Gernegroß“ widmet:

„Wem Dunst und Dünkel das Hirn verdrehte,
Wie ist er drollig in seinem Nichts!
Er hält zuletzt seine Kindertrompete
Für die Posaune des Weltgerichts!“

In dem vor Kurzem erschienenen April-Hefte des französischen bibliographischen Journals „Le Livre“ veröffentlicht Louis de Hessem eine hochinteressante Studie über den deutschen Buchhandel und zwar ist dieser Artikel ausschließlich der Betrachtung der großen Verlagsfirmen Leipzigs, der Metropole des deutschen Buchhandels, gewidmet. Der bekannte französische Romancier bietet uns hier ein scharf umrissenes Gemälde der buchhändlerischen Verhältnisse Leipzigs, wobei ihm sein inniges Vertrautsein mit den litterarischen Zuständen Deutschlands ungemein zu Statten kommt. (In Deutschland zu beziehen durch L. Zander's Buchhandlung in Leipzig.)

„Aus dem Tagebuche einer jungen Frau.“ Eine Karnevalsgeschichte von Ernst Eckstein. Eine mit feinem Humor geschilderte Leidensgeschichte einer von Eifersucht geplagten jungen Frau. — Berlin, Rich. Ecksteins Nachfolger.

„Dichtergaben.“ Anthologie deutscher Dichter mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Dichter der Gegenwart. — Hannover, Willy Frerk.

„Die Wildente“, Drama von H. Ibsen. Uebersetzt von M. v. Borch. (Berlin, Fischers Verlag.) Ibsen teilt das Schicksal aller ungewöhnlichen Erscheinungen: Der aberwitzigsten Vergötzung auf der einen Seite steht die erbärmlichste Torheit der Verurteilung auf der andern Seite gegenüber. Und wenn ein ernster unabhängiger Geist sich missbilligend über den lächerlichen Ibsen-Schwindel unreifer Modefexen äußert, so läuft er fast Gefahr, mit der noch unreiferen Rotte von Kritikastern zusammengeworfen zu werden, die dem Norweger vorwarfen, dass er kein Berliner sei — denn darauf laufen all diese Ausstellungen betreffs der „Kleinlichkeit“ der von Ibsen geschilderten Verhältnisse hinaus. Ibsens Leistungen sind dreifacher Art. Seine historischen Versuche (wozu ich seine Lyrik mitrechne) erheben sich trotz mancher Schönheiten nicht über ein gewisses Mittelmaß und erreichen nirgends die Gewalt der Björnsonschen Jugendwerke „Sigurd Slembe“, „Hulda“, „Zwischen den Schlachten“, „Maria Stuart“. — Seine metaphysischen Allegorien „Brand“, „Peer Gynt“ sind gleichsam Hallucinationen der Norwegischen Bergwüste und nur dem ganz verständlich, der dieselbe aus eigener Anschauung kennt. Sie enthalten manche bedeutsame Einzelheit, aber bleiben bei aller Bizarrerie und Kühnheit doch eng und kleinlich, gewähren selten Durchblicke in das Ewige. Sie sind geistvoll, auch nicht ohne eine gewisse Tiefe, aber entbehren durchaus der Größe. — Unter seinen modernen Stücken ragt „Der Volksfeind“ dem Stoffe nach am bedeutendsten hervor. Ueberhaupt ein vortreffliches Stück, ob auch nirgends genial. Im „Bund der Jugend“ zeigt sich Ibsen als ein wahrer Paganini der Bühnentechnik. Die Charakteristik in beiden Stücken ist meisterlich. „Stützen der Gesellschaft“ scheint uns viel schwächer und vollends „Nora“ und „Gespenster“ mit ihrem spitzfindigen Grübeln wirken als dramatisierte dialektische Abhandlungen. Letzteres Stück ist uns völlig unleidlich — weil hier das Dichterische ganz verschwindet und lediglich das Polemische in den Vordergrund tritt. Das Stück hat etwas Phrasenhaftes — ja, man missversteht nicht: Phrasenhaftes. Grade das mag wohl manchen Mode-Realisten bezaubern, dem das Krasse gleich als das Wahre gilt, während die inneren Voraussetzungen dieses Pseudo-Realismus grade an größtmöglicher Unwahrscheinlichkeit leiden. — Dagegen bezeichnete „Rosmersholm“ einen bedeutenden Fortschritt. Ein einfacher Herzenskonflikt wird hier gelöst, doch mit welcher inneren Ergriffenheit, welchem wahrhaftigen Dabeisein! Aber „Wildente“, Ibsens neuste Schöpfung, steht noch unendlich darüber. Auch hier handelt es sich um einen bloßen bürgerlichen Ehekonflikt. Doch an ihm wird die innere Verlogenheit der menschlichen Gefühle, die traurige Notwendigkeit, stets mit der Lüge zu paktieren, die Unmöglichkeit, der „idealen Forderung“ zu genügen, mit bewunderungswürdiger Kraft demonstriert. Die Charakteristik der einzelnen Personen ist über jedes Lob erhaben. Aus den Gestalten Hjalmars, Ekdals, Gregers und Rellings grinst uns ein vernichtender Hohn entgegen. Gott sei Dank, werden nur „the happy few“, sehr sehr Wenige, diese furchtbare Dichtung verstehn, die einen Aufschrei der Weltverachtung bedeutet. Welch eine unheimliche kalte Verzweiflung muss die Seele beherrschen, welche sich so unerbittlich in das grauenhafte Geheimnis der menschlichen Existenz einzubohren verstand! Und dabei die eiskalte leidenschaftslose Ruhe, mit welcher dieser Nordlandsrecke das psychologische Seziermesser handhabt! — Das Motiv mit der „Wildente“, obschon einer gewissen Ausklügelei nicht ermangelnd, ist von unbeschreiblicher Originalität, der Tod Hedwigs wohl das dichterisch Empfundendste und Ergreifendste, was Ibsen bisher schuf. Das bleierne Grau und Grau, die kalt nüchterne Farblosigkeit des Kolorits, haftet freilich auch diesem Werke an. Der dramatische Impetus versagt wie immer. Freilich brauchen die glücklichen nordischen Dramatiker auch nicht an die Bühne zu denken: Man liest ihre Stücke genau so wie ihre Romane. Björnson selbst bezeichnete dies uns gegenüber als Merkmal der deutschen Litteratur-Unbildung, dass der Deutsche das „Buchdrama“ verpönt.

Schon zu wiederholten Malen ist Georg Brandes als kühner Plagiator entlarvt worden. Wir wollen heute nur konstatieren, dass dieser Herr, der notorisch kein Wort Polnisch versteht, seine Kenntniss der polnischen Litteratur aus deutschen Litteraturwerken und Uebersetzungen — es versteht sich unter Verschweigung der Quelle — zu schöpfen pflegt, die er zu diesem Zwecke in der unverantwortlichsten Weise plündert. Speziell der Verlag des „Magazin“ ist durch dieses Raubsystem aufs schwerste geschädigt worden.

Im Verlage von Fr. Bassermann in München erschienen: „Stas und Jas“. Zwei polnische Erzählungen von Boleslaw Prus. Deutsch von Wilhelm Henkel.

„Pessimistische Erzählungen“ von W. Garschin. „Sie ging nicht zu Grunde“ von Kruschewan. Übersetzt von Wilhelm Henkel.

Vor einigen Jahren erwarb sich Henkel das große Verdienst, der deutschen Lesewelt den gewaltigen Roman „Raskolnikow“ zu vermitteln. Seither wurde der russischen Belletristik in Deutschland eine besondere Beachtung zuteil, welche leider bei der bekannten Fremdtümelei unserer lieben Deutschen so weit ging, dass auch solche russischen Werke erscheinen konnten, welche besser unübersetzt geblieben wären. Dies ist jedoch keineswegs bei vorliegenden beiden Büchern der Fall, welche der allgemeinen Beachtung würdig sind. Kruschewans vortreffliche Novelle haben wir bereits an dieser Stelle gepriesen, als sie in M. G. Conrads „Gesellschaft“ erschien. Auch „Zwei Künstler“, die erste der Garschinschen Skizzen, war uns bekannt. Diese, sowie die beste der gebotenen Novellen „Eine Episode“, stellt sich in sehr eigenartiger Form dar: In zwei nebeneinander laufenden Tagebüchern. Diese Form ist nach dem Maßstab des strengen Realismus kaum annehmbar, sie wird stets unwahrscheinlich bleiben. Allein auf der andern Seite hat diese Form natürlich auch ihre Vorzüge, indem sie die Entwickelung der Seelenschilderung vereinfacht und ungezwungene Leichtigkeit der Ausdrucksweise fördert. — Wir können die Bücher warm empfehlen.

„George Eliot“, ihr Leben und Schaffen dargestellt nach ihren Briefen und Tagebüchern von Hermann Conrad. — Berlin, Georg Reimer. Hermann Conrad giebt in der vorliegenden trefflichen Biographie dieser großen englischen Dichterin ein vollständiges Bild ihres Lebens und Schaffens, welches zugleich den Nichtkenner zu dem Genusse ihrer poetischen Schöpfungen anregen wird.

Die weitverbreitete „Reclamsche Universalbibliothek“ (Leipzig, Ph. Reclam jun.) ist wiederum um weitere zwanzig Bände (2241—2260) vermehrt. Dieselben enthalten: „Neue Gedichte von Heinrich Heine“, herausgegeben von Otto F. Lachmann (2241), „Die Ehestifterin“, Lustspiel in einem Aufzuge von Oscar Justinus (2242), „Der Absturz“, Roman von J. A. Gontscharow, frei nach dem Russischen von Wilh. Goldschmidt (2243/45), „Am anderen Tage“, Lustspiel in einem Aufzuge von Otto Girndt (2246), „Benjamin Franklins Leben“, von ihm selbst beschrieben, deutsch von Dr. Karl Müller (2247/48), „Mudrarakschasa“ oder „Des Kanzlers Siegelring“, ein indisches Drama von Visakhadatta, aus dem Sanskrit metrisch ins Deutsche übersetzt von Ludwig Fritze (2249), „Ludwig der Zweite, König von Bayern“, Lebensbild in fünf Aufzügen von Ludwig Klinger (2250), „Romanzero“ von Heinrich Heine, herausgegeben von Otto F. Lachmann (2251), „Schlittenrecht“, Lustspiel in einem Aufzug von Burghard von Cramm (2252), „Lamm und Löwe“, Lustspiel in vier Aufzügen von A. Schreiber (2253), „Italienische Kleinstädter“ und andere Erzählungen von der Marchesa Colombi (2254/55), „Aus China.“ Skizzen und Bilder von Leopold Katscher (2256), „Der Stammhalter.“ Schwank in einem Aufzuge von Julius Lohmeyer (2257), „Kriminal-Humoresken.“ Skizzen und Typen aus den Wiener Gerichtssälen von Eduard Pötzl (2258), „Abellino.“ Schauspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Zschokke (2259), „Kirchenraub“, „Falsche Freundschaft.“ Zwei Arbeiter-Novellen von Alfred Friedmann (2260).

Von dem von U. Falkmann herausgegebenen Werke „Beiträge zur Geschichte des Fürstentums Lippe“ aus archivalischen Quellen liegt uns der fünfte Band vor, der die Zeit von 1586—1600 umfasst. — Detmold, Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung (H. Denecke).

Das neueste Opus von Ernst Eckstein betitelt sich „Die vier Lebensalter.“ Studien und Beiträge zu ihrer Charakteristik, welches bei allen Freunden des geistreichen Verfassers eine gute Aufnahme finden wird. (Leipzig, Reißner.)

„Kaspar Hauser.“ Eine neugeschichtliche Legende von Antonius von der Linde (2 Bände). — Wiesbaden, Chr. Limbarth. Das Werk über diese mystische Persönlichkeit erfordert ein allgemeines Interesse, es ist dasselbe nicht allein für den Geschichtslehrer, wie überhaupt für Pädagogen interessant, sondern auch für den Laien wird es eine mehr als anregende Lektüre sein.

„Psychodramen-Welt“ von Richard von Meerheimb (Berlin bei Oscar Parisius). Der als Dichter rühmlichst bekannte R. von Meerheimb hat in diesen Psychodramen eine vollständig neue und eigenartige Kunstform geschaffen. In erster Linie als Material für den deklamatorischen Vortrag gedacht, werden diese Stücke, die Formvollendung mit Gedankenfülle und wahrem Gefühl verbinden, auch dem Leser einen hohen ästhetischen Genuss bereiten und eine Quelle der fruchtbarsten Anregung für ihn sein.

Wie die russischen Residenzblätter meldeten, ist der russische Schriftsteller G. P. Danilewsky am 4. (16.) November v. J. von der kaiserlichen Akademie der Künste zu Petersburg in Anbetracht seiner bedeutenden litterarischen Tätigkeit zum Ehrenmitgliede ernannt worden, speziell zur Kommission zur Errichtung kunstgewerblicher Museen in den Städten Russlands. Viele der historischen und populären Charakter-Romane Danilewskys wurden, wie unseren Lesern wohl bekannt sein dürfte, in andere Sprachen übertragen und ist Danilewsky einer der wenigen russischen Schriftsteller, dessen Namen auch außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes bekannt und beliebt geworden.

Außer den mannigfachen deutschen Uebersetzungen der Werke des Dichters (Löbenstein, Reclams Universal-Bibliothek) erschienen Danilewskys „Flüchtlinge Neurusslands“ in tschechischer Sprache in Amerika (in der Stadt Omaga, Staat Nebraska) in der Zeitung „Pokrok Zapadu“ (Fortschritt des Westens), übersetzt von Wagner.

„Die Fürstin Tarakanow“ erchien in der Uebersetzung einer jungen Prager Schriftstellerin Klara Septschingrow und der Roman „Na Swobòde“ (Die Freiheit) in der Uebersetzung Benewowskys ebenfalls in tschechischer Sprache in dem Journal „Ostova lacina knihowna“.

„Fenitschka“ und „Meine Fahrt nach Jassnaja Poljana“ wurden von der Marquise R. Kolonna für den „Moniteur universel“ und den „Voltaire“ in die französische Sprache übertragen. „Die Fahrt nach Jassnaja Poljana“ erscheint übrigens auch in der deutschen Uebersetzung von Stein und Markös binnen Kurzem im „Nord und Süd“, Breslau.

Auch „Die Fürstin Tarakanow“ wurde von Stein und Markös in die deutsche Sprache übertragen und erschien kürzlich im Verlage von A. Deubner, Berlin.

Danilewskys letztes größeres Werk „Moskau in Flammen“, ein historischer Roman, soll, wie wir hören, von Stein und Markös bereits ebenfalls ins Deutsche übertragen worden sein.

In polnischer Sprache erschien in dem „Dnewnik Poznansky“ „Das Jahr 1825“ und verschiedene kleine Arbeiten des Dichters.

Die fünfte Auflage der Danilewskyschen Werke ist es bereits, die der Stassjulewitsch'sche Verlag in sechs Bänden zu Neujahr herausgab.

„Sphinx“, Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage, herausgegeben von Dr. Hübbe-Scheiden in Th. Griebens Verlag (L. Fernau) Leipzig. — Inhalt des Maiheftes (III, 17) 1887: Zum Jubiläum des seligen Bruders Nikolaus von der Flüe. Von Carl Kiesewetter. — „Psychische Kraft“ oder sogenannte „Geister“? Von Hellenbach. — Die menschliche Persönlichkeit im Lichte der hypnotischen Eingebung. II, 1. Der freie Wille. Von Frederik W. H. Myers. — Der Tod. Von Dr. Carl du Prel. — Die Loslösung des Astralkörpers. Eine Vision von Andrew Jackson Davis. — Die Suggestionen. (Mit Abbildungen.) Von Gustav Gessmann. — Kürzere Bemerkungen: Wahr- und Weissagungen. — Zum zweiten Gesicht bei den Westfalen. — Zweites Gesicht in Schleswig. — Magnetische Erziehung. Französische und deutsche Männer der Wissenschaft. — Hypnotismus und Willensfreiheit. — Hypnotismus und cerebrale Blutfüllung. — Psychometrie und Gedankenübertragung.

„Frauenlehn.“ Roman von Doris Freiin von Spaettgen (Breslau, Verlag von S. Schottländer). Der Roman reizt und spannt vom ersten bis zum letzten Kapitel, alle Gestalten desselben sind lebenvoll gezeichnet und faktisch aus dem Leben gegriffen. Der Erfolg, den „Frauenlehn“ sicher erzielt, beruht darin, dass die Verfasserin, abgesehen von ihrer bedeutenden schriftstellerischen Begabung, das Geheimnis versteht, in allen ihren planvollen Schilderungen Realismus und Idealismus glücklich zu verbinden.

Der tiefe sittliche Ernst, die Ehrlichkeit künstlerischen Wollens, die allen Schriften Otto von Leixners eigen, charakterisieren auch wieder seine neueste Dichtung, seine „Dämmerungen". (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) Ein reiches Stück inneren Lebens ist in diesem bunten Bildergefüge gewiss niedergelegt. Durch Nacht zum Licht führt Leixner seinen Helden. Aus dem Jugendparadiese seines christlichen Glaubens lässt er ihn verstoßen werden, jagt ihn durch die Strudel und Wirrnisse der Welt und lässt ihn sich schließlich wieder zu einer geläuterten religiösen Weltanschauung durchringen, von der Leixner hofft, dass sie einmal das Gemeingut aller Menschen werde, die aber vorläufig nur in den Herzen und Hirnen von wenigen Auserwählten aufdämmert, in deren wirklichem Besitze heute nur ganz vereinzelte Individuen sind. Das Motiv ist nicht neu, und neue, eigenartige Klänge weiß Leixner auch nicht zu finden. Seine dichterischen, schöpferischen Kräfte sind eben nicht bedeutend. Er interessiert uns wohl, aber er packt uns nicht — sein Talent ist zu spröde, produziert zu mühsam, seine Auffassung ist im Ganzen zu korrekt, zu nüchten, zu paragraphenhaft. Etwas Elementares hat Leixner gar nicht — Fülle, Farbenreichtum, verschwenderische Phantasiekraft fehlen ihm vollständig. Aber allenthalben ringt ein redliches Wollen. Das zweite Buch der „Dämmerungen" beweist, dass sich Leixner nicht umsonst mit „Unseren Jüngsten" beschäftigt hat. Er hat zwar sehr autoritätenhaft über sie zu Gericht gesessen, aber er hat sich doch unwillkürlich von einigen ihrer Tendenzen befruchten lassen müssen. Es wäre wünschenswert, dass Leixners Schriften recht weite Verbreitung fänden. Sie können nur dazu beitragen, dass eine idealere, tiefere, ernstere Auffassung von Kunst und Leben in weiteren Kreisen wieder Wurzel schlägt. H. C.

Von dem von Dr. Hugo Riemann herausgegebenen „Musik-Lexikon" liegt uns Lieferung 9 und 10 der bereits dritten Auflage vor. Dieses bei Max Hesse in Leipzig erscheinende Werk zeichnet sich vor anderen derartigen Arbeiten durch seine Genauigkeit und theoretische Bedeutsamkeit aus, die dem Werke auch Eingang in weite Kreise zusichern wird.

„Mirjam." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ulrich Prusse (Leipzig, Oswald Mutze). Ebenda veröffentlichte derselbe Autor „Reinecke in der Falle", Humoreske in fünf Akten, „Rolf Gernau", Familiendrama in fünf Akten, „Kreuz und Halbmond." Ein Ritterschauspiel in fünf Aufzügen. „Stralsund." Volksschauspiel in fünf Akten, „Arminius", Trauerspiel in fünf Akten.

Erste Aufführungen in Paris.

Im Odéon wurde Mitte Februar „Numa Roumestan", Drama in 5 Akten und 6 Bildern (Verf. Alphonse Daudet) aufgeführt.

Numa Roumestan wohnt bei Beginn des ersten Aktes den Zirkusspielen in Apt in der Provence bei, welche selbstverständlich in den Coulissen vor sich gehen. Numa, der in Paris eine einflussreiche Persönlichkeit ist, wird begeistert von seinen Landsleuten begrüßt, denen er im Uebermaß seines Glückes alles verspricht, um was sie ihn bitten, ohne seine Versprechungen selbst sehr ernst zu nehmen. Seine Gattin hat traurig diesen Szenen beigewohnt, denn sie zürnt mit Recht dem treulosen Gatten, der Besserung gelobt (1. Akt). Numa ist in Paris und wird von Leuten belagert, denen er damals Versprechungen gemacht hat, und die ihm nun nach Paris gefolgt sind. Mlle Dachellery soll von Numa auf einer Bühne eingeführt worden und gewinnt den Deputierten für sich (2. Akt). Numa will einen Ball geben, wo sich seine zwei Schützlinge, der Trommelschläger Valmajour und Mlle Dachellery vor ganz Paris hören lassen sollen. Letztere hat Numa ganz in ihre Netze gezogen, hat eine Stellung an der Opéra Comique erhalten, verleitet Numa zur Treulosigkeit, so dass seine Gattin auf der Scheidung besteht (3. Akt). Sie geht zu ihren Eltern zurück, welche zur Milde raten, so dass Frau Roumestan schließlich auf die Scheidung verzichtet, aber sich hartnäckig weigert, zu ihrem Gatten zurückzukehren. Um den Bruch vor der Welt zu bemänteln, soll die Erzürnte ihre brustkranke Schwester nach der Provence begleiten (4. Akt). Wir sind wieder in Apt, im Hause der Tante du Portal, wo Mme Roumestan ein Sohn geboren wird. Inzwischen ist Roumestan Minister geworden. Durch seine Schwägerin vom Tage der Taufe benachrichtigt, stellt er sich unerwartet ein, und die Versöhnung findet statt. Frau Roumestan kommt aber gleichzeitig zu der Ueberzeugung, dass ihr Gatte ihr nie ganz gehören wird.

Daudet hat den Süden dem Norden entgegenstellen wollen; Sarcey (T. 21.2. 87) glaubt, dass ihm dies nicht gelungen sei. Er hält das Stück nicht für gut, aber für unterhaltend und reich an vortrefflichen Gesprächen. Die Ausstattung soll überaus prachtvoll sein.

Im Théatre de Paris wurde Ende Februar „Le Ventre de Paris". Drama in 5 Akten aufgeführt, das Busnach nach dem gleichnamigen Roman von Zola bearbeitet hat, und das einen heftigen Zeitungskrieg zwischen Sarcey und Zola hervorgerufen hat, da ersterer das Stück verurteilt, letzterer es aber verteidigt (Temps. v. 28./2. u. 7./3, sowie Figaro v. 2./3. 87).

„Zivilanstellung von Offizieren." Der deutsche Offizier-Verein hat es in den Bereich seiner Thätigkeit gezogen, verabschiedeten Offizieren Beschäftigung und Anstellungen zu vermitteln, da es denselben, vielfachen Erfahrungen zufolge, sehr schwer fällt, ohne eine solche vermittelnde Zentralstelle sich einen neuen Tätigkeitskreis im bürgerlichen Leben zu eröffnen. Um nun die Angebote aller derjenigen Stellen, welche sich zur Besetzung durch ehemalige Offiziere eignen, dem Deutschen Offizier-Verein fortlaufend zuzuführen, hat sich derselbe nicht bloß an Behörden etc. gewandt, sondern strebt es auch an, die gesamten Kreise der Kommunalverwaltungen, der Großgrundbesitzer und Großindustriellen etc. hierfür zu interessieren. Gerade auf dem Gebiete der Industrie und des Großgrundbesitzes macht sich an vielen Stellen das Bedürfnis geltend, für besondere Vertrauensfunktionen, wie z. B. Kassenverwaltungen, Oberaufsicht über Bureaux oder Arbeitsplätze, Buchführung bei größeren Güterkomplexen oder Fabrikanlagen, Führung und Registrierung von Geschäfts- und Privatkorrespondenzen, sowie in allen Stellen der Selbstverwaltung, wo der betreffende Besitzer etc. nicht Zeit hat, sich selbst dieser Tätigkeit zu widmen, Persönlichkeiten zu gewinnen, welche mit verhältnismäßig geringen Gehaltsansprüchen große Zuverlässigkeit und einen höheren Bildungsgrad verbinden. Diese Bedingungen sind aber gerade beim verabschiedeten Offizier zu finden, da derselbe infolge des Bezuges einer Staatspension nicht lediglich auf das Einkommen aus seiner Stellung angewiesen ist. Bei Anmeldung vakanter Stellungen ist der Offizier-Verein bereit, Vorschläge geeigneter Persönlichkeiten unter Beifügung aller bezüglichen Referenzen zu machen und alle erforderlichen Recherchen anzustellen, ohne dass dem Anfragenden hieraus irgend welche Unkosten erwachsen. Die Adresse ist: „Deutscher Offizier-Verein, Berlin N. W., Dorotheenstraße 77—79."

Erschienene Neuigkeiten.

„Dolores." Drama in vier Aufzügen von H. von Basedow. — Leipzig, Oswald Mutze.

„Goethes Minchen." Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert von Carl Theodor Gaedertz. — Bremen, C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung.

„Aus der Gegenwart." Drei Novellen von H. Keller-Jordan. — Stuttgart, W. Kohlhammer.

„Geschichtsbilder aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern" von Georg Weber. — Leipzig, Wilhelm Engelmann.

„Der Volksschullehrer als Naturaliensammler." Eine Anleitung zur Herstellung von Naturalien-Sammlungen für den Unterricht in Volks-, Mittel- und Bürgerschulen von R. G. Lutz. Mit 28 in den Text gedruckten Holzschnitten. — Stuttgart, Emil Hänselmanns Verlag.

„Die Ehre in den Liedern der Troubadours" von Dr. Franz Settegast. — Leipzig, Veit & Komp.

„Die rumänischen Gesetze und ihr Nexus mit dem byzantinischen und slavischen Recht von Dr. J. L. Pic. — Leipzig, Duncker & Humblot.

„König Wilhelms Kaiserfahrt." Epische Dichtung in sechs Gesängen von Adolf Schaube. — Leipzig, Eugen Peterson.

„Heimwärts!" Eine Geschichte aus vergangenen Tagen von Max Vorberg. Zweite Auflage. — Gotha, Fr. Andr. Perthes.

„Gedenkbuch." Erinnerung an Karl Heinzen und an die Enthüllungsfeier des Heinzen-Denkmals am 12. Juni 1886 in Boston, mit einer Abbildung des Denkmals. — Milwaukee, Verlag der Freidenker Publishing Co.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Soeben erschien in meinem Verlage, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Psychodramen-Welt,

Material für den rhetorisch-declamatorischen Vortrag

von

Richard von Meerheimb.

Vierte, stark vermehrte Ausgabe der gesammten Monodramen neuer Form, nebst **Biographie** und **Bildnis** des Autors.

broch. 3 M. Hocheleg. geb. mit Silberpressung 5 M.

Diese längst von ersten Autoritäten, wie **Hettner, Bodenstedt** u. A., als Schöpfungen **neuer** poetischer Kunstform anerkannten, erst jetzt, nach schweren Kämpfen zu erweiterter Popularität sich durchringenden Psychodramen, charakterisiert **Dresdens** reichbeliebter Philosoph und Rhetor Prof. **Dr. F. Schultze** trefflich wie folgt:

„Ja, **selt'ne Bühne ohne Bühnenprunk,**
Von **Verhang nichts** und von **Kulissenpracht,**
Selbst **ohne Spieler** — und ein **Drama** doch,
Gespielt auf der beweglichsten der Bühnen
Im **Geisterraum der Menschenphantasie,**
Wo ohne Störung jeden Augenblick
Die neue Scenerie entsteht, vergeht,
Person und Handlung neu erscheint und schwindet
Und **ohne äusserlichen** Sinnesaufwand
Der **inn're Sinn** nur **tiefer** wird bewegt.“ —

Berlin. Oscar Parrisius.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Die Gesellschaft.

Monatsschrift für Litteratur und Kunst.

Herausgeber **Dr. M. G. Conrad.**

1887 (III. Jahrgang). Preis pro Semester M. 5.—

Heft 4 enthält: **Porträt von Emil Peschkau.** — Theatralische Reformversuche deutscher Fürsten von **Herm. Bang** (Bernh. Hoff). Aus dem Dänischen übertragen von **Emil Jonas.** — Ein Politiker. Novelle von **Emil Peschkau.** — Aus meinem Leben. Selbstbiographie von **Emil Peschkau.** — Leben und Tod. Novelle (Schluß) von **Franz Wichmann.** — Agrippinas Tod. Episode aus „Nero“, Trauerspiel von **Julius Brand.** — Emil Peschkau, ein Litteraturbild von **Adolf Kohut.** — Aus der Kulissenwelt. Eine Musikantengeschichte von **Fr. Rosenthal.** — Münchener Theater-Quartal von **M. G. Conrad.** — Münchener Künstler-Besuche: Frithjof Smith von **M. G. Conrad.** — Vom Büchertisch. — Anzeigen &c.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung wie durch die Post.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Breisgau).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gietmann, G., S. J., Parzival, Faust, Job und einige verwandte **Dichtungen.** 8°. (VIII. u. 802 S.) M. 8; in Original-Einband, Halbfranz mit rothem und schwarzem Schildchen und Goldpressung M. 10. — Vor Kurzem erschien von demselben Herrn Verfasser:

— **Die göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri.**
8°. (VII u. 426 S.) M. 4.50; in Original-Einband M. 6.

Diese beiden Bände bilden den Anfang des Sammelwerkes: **Klassische Dichter und Dichtungen,** worin der Verfasser den Gedankenzusammenhang, die künstlerische Anlage und die poetische Bedeutung der größten Meisterwerke verschiedener Litteraturen und Zeiten in mehr populärer als wissenschaftlicher Form nach festen ästhetischen, moralischen und religiösen Grundsätzen unter bestimmter Angabe der Beurtheilungsgründe im Einzelnen darlegt.

Behufs event. Aufnahme in unsere

„Illustrirten Blätter“

benöthigen wir einiger **Romane, Novellen, Humoresken** etc. und ersuchen um Einsendung derartiger Manuscripte, unter Angabe des geforderten Honorars.

Berlin SW., Wilhelmstr. 135.

Wilh. Kulicke & Co.,
Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschien:

Les grands éditeurs d'Allemagne

von

Louis de Hessem.

In gr. 8. mit Porträts. M. 1.—

Nur zu beziehen durch **L. Zander's Buchhandlung, Leipzig.**

Eine zeitgemässe Litteraturgeschichte
zu ermässigtem Preise!

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. 5 Bde. eingeleit. u. übers. v. **Ad. Strodtmann** u. (Bd. 5) von **W. Rudow.** 2. Aufl. 1886. Eleg. broch.
Früherer Preis 29 M. jetzt 18 M. Eleg. geb. 23 M.

Dieselben einzeln:
I. Emigrantenlitteratur. Statt 4½ M. für 3 M.
II. Romant. Schule in Deutschl. Statt 4½ M. für 3 M.
III. Reaction in Frankreich. Statt 4½ M. für 3 M.
IV. Naturalismus in England. Byron etc. Statt 7½ M. für 4½ M.
V. Romant. Schule in Frankreich. St. 8 M. für 5½ M.

Dieses berühmte Werk ist allen denen zu empfehlen, welche einer **freien** Richtung in Kunst und Wissenschaft huldigen.

H. Barsdorf, Buchhandlung in **Leipzig.**

Soeben erschien und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Zwei

verschiedene Geschichten.

Von

Erich Hartleben.

broch. M. 2.—, fein geb. M. 3.—

Das tragische Ende einer vielgefeierten jungen und schönen Soubrette, des Fräuleins Erdesy in Berlin lebt noch zu sehr in Erinnerung aller Gebildeten, als dass die erste der beiden Geschichten nicht ein sensationelles Interesse erregen müsste. Die zweite, die kecke Darstellung eines fabelhaften und doch modernen Hofes, an dem Albert Träger Premier-Minister ist, wird ebenfalls durch Humor und geistreiche Pikanterie fesseln.

Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Im Verlage von **Hermann Schönlein** in **Stuttgart** ist soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu finden:

Das Logbuch

des

Kapitains Eisenfinger.

Roman

von

Balduin Möllhausen.

Drei Bände. Preis 15 Mark.

Balduin Möllhausen, der hierzu Berufenste unter allen deutschen Schriftstellern, bietet in diesem Werke einen **Seeroman,** wie ihn in gleicher Bedeutsamkeit die deutsche Litteratur bisher noch kaum aufzuweisen hat. Der allbeliebte Autor weiss eben so sehr durch spannende, an Abenteuern reiche Handlung die Phantasie anzuregen und zu fesseln, wie durch die packendsten Schilderungen aus dem Seemannsleben das Gemüth des Lesers zu rühren und zu ergreifen.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

ür die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

). 20. — Leipzig, den 14. Mai. — 1887.

Inhalt:

Ein Denkmal für Deutschlands grössten mittelalterlichen Sänger.

(Aufruf des Vereins zur Errichtung eines Denkmals für Walther von der Vogelweide in Bozen. – Bozen, 21. Februar 1887.)

Von Karl Blind.

I.

Alle Schriftsteller, alle Dichter, die Deutschen gesammt sind daran mitbeteiligt, dass das Andenken unseres größten mittelalterlichen Sängers durch ein würdiges Denkmal geehrt werde.

Siebenhundert Jahre sind es her, dass Walther von der Vogelweide blühte, dessen Ruhm durch das ganze Mittelalter strahlte; der noch Jahrhunderte später von den städtischen Meistersingern als der größte vaterländische Dichter gepriesen ward; der auf heller Laute die reinsten Töne zu Ehren der Frauenanmut und Maienwonne anschlug, zugleich aber, als der Tapfersten Einer, für das deutsche Volk, für das deutsche Reich, gegen päpstliche Herrschsucht und gegen das zur Landeshoheit gierig aufstrebende Kleinfürstentum stritt.

Nach siebenhundert Jahren soll ihm endlich das Standbild errichtet werden. Eine späte Anerkennung — doch sie kommt. So ist sie ja auch vor wenigen Jahren für Hans Sachs gekommen, das Oberhaupt der Meistersinger-Schule, den unvergleichlichen Schwank-Dichter seiner Zeit, den Vater des weltlichen Schauspiels in Deutschland, von dem selbst Goethe (siehe „Wahrheit und Dichtung“) entscheidende Anregungen empfangen zu haben gestand.

In Oesterreich, das uns 1866 staatlich entfremdet wurde, das aber stammlich zu uns gehört, mit uns denkt und fühlt, wird das Walther-Denkmal erstehen. Ein Ausschuss ist vor mehreren Jahren dafür in Bozen gegründet worden. Auf das Jahr 1889 ist die Errichtung des Standbildes erhofft. Der Anstoß zur Gründung des Ausschusses wurde — wie es in dem uns mitgeteilten Aufrufe heißt — „dadurch gegeben, dass in der Nähe von Bozen zum ersten Male ein adeliger Vogelweider-Hof nachgewiesen wurde, so dass man vermuten durfte, er sei die Heimat Walthers gewesen.“

Indessen wurde von vornherein festgesetzt, dass das Denkmal nicht örtliches Gepräge tragen, sondern „den Verfechter deutscher Art und Sprache überhaupt an der Grenze Wälschlands darstellen solle. Nicht einem einzelnen Gau, sondern dem ganzen Vaterlande kommt es zu, ihn zu feiern, der alle Gaue mit seinen Liedern durchzog und zu einheitlicher Größe zu heben trachtete“.

Das ist auch in dem Entwurfe ausgedrückt, welcher 1886 bei der ausgeschriebenen Aufforderung zum Wettbewerb den Sieg errang.

„Ich hörte ein wazzer diezen“ (Ich hört' ein Wasser tosen) heißt der Sinnspruch der preisgekrönten Arbeit. Er ist dem berühmten Liede Walthers entnommen, in welchem der Zerfall der deutschen Einheit in ergreifenden Worten beklagt wird. Der Schöpfer des in Bozen beabsichtigten Standbildes aber ist ein trefflich bewährter Meister, Heinrich Natter, der Erbauer des herrlichen Zwingli-Denkmales in Zürich.

Unter Anknüpfung an Walthers:

Ich hörte ein wazzer diezen
Unt sach die vische fliezen;
Ich sach, swaz in der welte was:
Welt, walt, loup, rôr unde gras . . .

(Ich hört' ein Wasser tosen,
Und sah die Fische schwimmen;
Ich sah, was in der Welt da war:
Feld, Wald, Laub, Rohr und Gras . . .)

wird des Dichters Standbild sich auf stattlichem Marktbrunnen erheben. Auf den von der Gemeinde ursprünglich gehegten Gedanken, einen Brunnen zu errichten, ist der Künstler nämlich in der erwähnten sinnreichen Weise eingegangen. „Der Sänger“ — heißt es in dem Bozener Ausrufe — „steht in ruhigem Adel da, die Arme nachdenklich über die Fiedel gekreuzt, das Ritterschwert an der Seite. Unter dem schlanken Säulenbündel, welches die Marmorfigur trägt, halten die Löwen des Reichswappens Wacht, und daneben ergießen zwei Schwäne eine Fülle von Wasser in die weiten Schalen, mit welchen das Ganze fest auf der Erde fusst.“

Man hat über Walthers Herkunft keine klare Kunde. Es sind Versuche gemacht worden, ihn als Oesterreicher, als Steiermärker, als Schweizer (das Land der Schweizer gehörte ja damals noch zu uns), auch als Franken zu bezeichnen. In Würzburg, wo er starb, stand einst ein Hof „zur Vogelweide“, von dem man annahm, das er Walthern könne zu Lehen gegeben worden sein. Gewiss ist, dass er „in Oesterreich hat singen und sagen lernen“. In Oesterreich, in Wien, war auch lange sein Aufenthalt.

Ob er ursprünglich von Adel gewesen? Darüber herrscht ebenfalls Dunkel.

War auch die Mehrzahl der Dichter, die wir jetzt unter dem (erst im vorigen Jahrhundert aufgekommenen) Gesammtnamen der „Minnesinger“*) zusammenfassen, von adeligem oder fürstlichem Blute, so haben unter ihnen doch auch nicht die Bürgerlichen gefehlt. Es giebt deren eine ganze Reihe: einen Schulmeister, einen Fischer, einen Glasbläser, einen Schmied u. s. w.; sogar einen Juden, Süßkind von Trimberg, der, Posa-gleich, von der Gedankenfreiheit sang:

Gedank kan wol ob allen arn hôch
in dien lüften sweben.

(Gedanke kann wohl über allen Aaren
hoch in den Lüften schweben.)

Zuletzt freilich nimmt dieser Sänger wehmütig Abschied von der Kunst, da er an den Edelhöfen der Herren seines Bleibens nicht mehr fand. Er ist der „Torenfahrt“ müde. Er will sich von nun an „einen langen Bart grauer Haare wachsen lassen, in langem Mantel unter einem Hute demütiglich ...gehen, nach alter Juden Art leben und selten ... des höfischen Sanges pflegen“. Vielleicht hatte ... Stöcker'sche Erfahrungen gemacht.

Erinnert man sich, dass mancher Mann von ... geringerem Stande unter den „Minnesingern“ ... so ergiebt sich Uhlands so schönes „Märchen ... der deutschen Poesie“ als geschichtlich nicht ... genau.

Jedenfalls sucht ein Kenner unserer ... Dichtung, Hermann Kurz, der Verfasser der ... schichte der deutschen Litteratur“, nachzuweis... Walther sei eigentlich von bürgerlicher Abkunft ... wesen, später geadelt und mit einem Lehen ... worden, wodurch er erst die Bezeichnung als „He... Walther“ erhalten habe. „Herr“ war bekanntlich ... jenen Zeiten nur eine den Adeligen zukommende ... rede. Wie die Engländer bei Shakspere, dem ... waltigsten Schauspiel-Dichter aller Zeiten, der ... bis ins siebzehnte Jahrhundert hereinragt, über ... persönlichen Verhältnisse sehr wenig Sicheres ... so geht es uns mit dem einflussreichsten Sänger ... frühen Mittelalters, dem „Ratgeber dreier Ka... wie A. Thurnwald („Dichter, Kaiser und P... ihn nennt

Dem ganzen deutschen Vaterlande gehört Wa... sicherlich an. Die sinnigsten Minnelieder, die ... fühlvollsten Natur-Schilderungen, die herzigsten ... weisen sind seinem Liedermunde entquollen. ... gedankenvolle Sprüche der Lebensweisheit finden ... bei ihm in großer Zahl. An seinem Lebens... bricht er in eine schwermutsvolle, ebenso se... Seelenschmerz, wie von tiefem Denken zeu... Klage aus:

O weh', wohin verschwunden ist so manches Jahr?
Träumte mir mein Leben? oder ist es wahr?
Was stets mich wirklich däuchte, war's ein trüglich ...
Ich habe lang geschlafen, dass es mir entfiel.
Nun bin ich erwacht, und ist mir unbekannt,
Was mir so kund einst war, wie diese jener Hand.
Leut' und Land, die meine Kinderjahre sah'n,
Sind mir so fremde jetzt, als wär' es Lug und Wahn.
Die mir Gespielen waren, sie sind nun träg und alt,
Umbrochen ist das Feld, verhauen ist der Wald.
Nur das Wasser fließet, wie es weiland floss:
Ja gewiss, ich bin des Unglücks Spielgenoss . . . .
Weh', gedenk' ich jetzt an manchen Wonnetag,
Der mir zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag ...
Immer mehr o weh! . . . *)

In seinem ganzen Leben aber kämpfte ... von der Vogelweide als ein echter Mann. ... zu Huttens und Luthers Zeiten, nein, ... dreihundert Jahre vorher treffen wir auf ... walt und einen Mut der Sprache gegen die ... des römischen Bischofs, die um so eindr... wirken, weil Ketzergerichte damals noch ... flammendem Schwange waren. Auch als ... sich erhob, lohte freilich der Holzstoß für ... hänger der neuen Lehre noch da und dort ...

---

*) Anmerkung. Im zwölften Jahrhundert spricht allerdings Hartmann von Aue schon von „Minnesingern“ — gleichwie in alter Zeit (siehe den „Unverzagten“, Meister Hadlaub u. s. w.) schon das Wort „Meistersang“ üblich war. Erst in neuerer Zeit jedoch hat man den Ausdruck „Minnesinger“ auf alle Dichter eines großen mittelalterlichen Zeitraumes ausgedehnt. Dadurch ist ein teilweis falsches Bild entstanden, denn viele dieser Sänger schleuderten auch politische Sturm- und Dranglieder in die Welt hinaus.

*) Dies und einige der nachfolgenden Stücke ... Simrocks, ein paar andere nach meiner Uebertrag...

schen Landen empor: in Passau für Leonhard Kaiser; in München für Georg Wagner; in Köln für Adolf Klarenbach, Peter Flystedt und manche Andere. Die zwei Letzteren hat Luther dichterisch als Blutzeugen gefeiert.

Da mutet es uns denn merkwürdig an, schon Walthern gegen den Papst so donnern zu hören:

Alle Zungen sollen zu Gott schreien: „Waffen!"*)
Und rufen ihm: „Wie lange willst du schlafen?"
Sie widerwirken seine Werk' und fälschen seine Wort'
Sein Kämmerer stiehlt ihm seinen Himmelshort.
Sein Stellvertreter raubet hie und mordet dort.
Sein Hirt ist zu einem Wolfe worden unter seinen Schafen.

Oder das andere, welches beginnt: „Herr Papst! ich fürchte mich noch nicht!" und wo es gegen die Doppelzüngigkeit der Priesterschaft heißt:

„Gott gibt zum König, wen er will!"
Das glaub' ich gern und schweige still.
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre.
Was sie vor Kurzem uns gelehrt,
Wird nun in's Widerspiel verkehrt:
Nun tut's um Gott und eure eigne Ehre
Und sagt, bei Treue,
Mit welchem Wort ihr uns betrogt.
Beweiset uns das Eine recht von Grunde,
Das Alte oder Neue:
Gewiss ist, dass ihr Eines logt
Zwei Zungen stehen schlecht in Einem Munde.

Das Lied geht gegen eine Klerisei, welche je nach Umständen das Volk unter einen ihr gefügigen König zu beugen suchte, oder, wenn dieser sich unabhängig gegenüber dem Papsttum geberdete, das Volk gegen ihn aufhetzte und ihn im Namen der kirchlichen Obergewalt des Fürstenamtes für entsetzt erklärte.

Die verderbte Geistlichkeit züchtigte Walther also:

So sehr im Argen lag die Christenheit wohl nimmer.
Die sie lehren sollen, die sind selber noch viel schlimmer.
Es wär zu viel, geschäh' von dummen Laien das.
Sie sünd'gen ohne Furcht und Scheu; drum trifft sie Gottes Hass.
Sie weisen uns zu Gott, und sind in Satans Schlingen.
Sie sagen uns: die ihren Worten gingen,
Nicht ihren Werken nach, die würden sicher dort gedeih'n.
Die Pfaffen sollten keuscher als die Laien sein.
So steht es wohl geschrieben zu Latein:
Dass sich so Mancher müht, ein schönes Weib zu Fall zu bringen?

Die Zerrüttung des Familienlebens durch die ehelose Geistlichkeit war, neben der durch die römische Kirche allmählich zu Stande gebrachte Besitzergreifung eines ungeheueren Teiles des Grundeigentums in Deutschland, eine der Hauptursachen der Reformation.

Indem er einerseits zeigt, wie der Papst durch Aufstellung von Gegenkönigen („zwei Deutsche unter Einer Krone") das Reich staatlich zerrüttet, und wie andererseits Roms Pfaffenschaft das Volk aussaugt, lässt Walther von der Vogelweide seinem vaterländischen Grimm in einer Reihe Lieder vollen Lauf:

*) „Wehe!"

Haha! Wie christlich der Papst nun lachet,
Wenn er zu seinen Wälschen sagt: „So hab' ich's gemachet!"
(Was er da sagt, o hätt' er's nie gedacht!)
Er spricht: „Ich hab' zween Deutsche unter Eine Krone gebracht,
Dass sie das Reich sollen zerstören und verwüsten,
Derweil wir füllen unsre Kisten.
Ich hab's für meinen Opferstock gemeint; ihr Gut ist alles mein;
Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
Hei! ihr Pfaffen! esset Hühner und trinket Wein!
Und lasst die dummen Deutschen fasten!"

Und in einem anderen Liede redet Walther den römischen Opferstock so an:

Sagt an, Herr Stock! hat euch der Papst hieher gesendet,
Dass ihr ihn bereichert und uns arme Deutsche pfändet?
Wenn ihm die Häll' und Fülle fließt nach Lateran,
So übt er eine arge List, wie er schon oft getan.
Er sagt uns wieder, wie das Reich verworren stände,
Dass neuen Zins ihm jede Pfarre sende.
Des Silbers, fürcht' ich, kommt nicht viel zur Hülf' in Gottes Land;
Großen Hort verteilt nicht gern des Pfaffen Hand.
Herr Stock! Er ist zum Schaden hergesandt,
Ob er in deutschen Landen Törinnen und Narren fände.

Wer möchte erwarten, dass im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ein deutscher Dichter schon den Ablass bekämpft hätte?

Walther hat es mehr als dreihundert Jahre vor Luther getan, ehe dieser gegen Tetzel anging und dadurch gewaltig wirkte. Da lesen wir:

Ihr Bischöf' und ihr edlen Pfaffen, ihr seid nun gar verführet,
Seht, wie euch mit des Teufels Stricken der Papst nun fest umschnüret!
Wenn ihr uns sagt, dass er St. Petri Schlüssel habe,
So sagt uns doch, warum St. Petri Lehre er aus den Büchern schabe?
Dass man Gottes Gabe kauf' und verkaufe,
Das ward uns verboten bei der Taufe.
Nun lehrt es ihm sein schwarzes Buch, das ihm der Mohr der Höllenwelt
Gegeben, dass die Milde Gottes feil sei für blankes Geld!

Eine ganze Schule von Dichtern, welche gegen das Papsttum ankämpften, hielten sich an Walthers Vorbild. Sie Alle standen auch zum Reich gegen die dasselbe zerrüttenden kleinen Landesherren, die aus ihrer Stellung als hoher Adel und Reichsbeamtenschaft sich zu halb unabhängigen Fürsten zu machen suchten.

(Schluss folgt.)



Einiges über die Grenzen zwischen Roman und Drama.

So oft schon durchschwirrten in den letzten Jahrzehnten zwei Worte die litterarische Luft Deutschlands, so oft und so kräftig, dass sie füglich zu „Schlagworten" geworden, um nicht den Namen „geflügelter Worte" eitel zu nennen. Sie lauten „Der dramatisierte Roman" und „Der Roman mit stark pulsierendem dramatischen Leben." Beide sind Abnormitäten, übel geratene Kinder unserer schwächlichen

modernen Kunstbegriffe. Mit ihnen wollen wir uns zunächst befassen, denn sie sind es, die uns deutlich die Erscheinung vor Augen führen, wie die Grenzen zwischen Roman und Drama, zwischen Erzählung und anschaulicher Handlung im Laufe der Zeit verrückt wurden, bis sie heute bereits derart verwischt sind, dass kaum mehr der litterarisch Gebildete sie zu erkennen im Stande ist.

Bevor wir versuchen, jene Grenzlinien wieder zu ziehen, müssen wir einen Augenblick bei den Ursachen verweilen, welche besagten Schlagworten zu Grunde liegen und dieselben entstehen ließen. Da befinden wir uns sofort vor der traurigen Unproduktivität der Gegenwart auf dramatischem Gebiete. Dieser Mangel an Produktion wurzelt in den nahezu jammervollen Zuständen unserer Bühne, die dem Autor gar keinen Boden bereitet für besseres Wollen und tüchtiges Können. Was ist da natürlicher, als dass mittelmäßige Köpfe, die fast allenthalben die Oberhand behalten, weil sie am besten den Ansprüchen eines mittelmäßigen, seichten Publikums zu genügen vermögen, den Verlockungen der Dramatisierung von bestehenden Erzählungen anheimfallen. Wo Ideen fehlen und einzelne Gedanken nur kümmerlich sprießen, da bleibt der fertige Roman die bequeme Vorlage, die der dramatische Schulknabe am Fenster seines eigenen minimalen Könnens in mechanischen Strichen nachfährt. Eine ganze Reihe so gefertigter Schau- und Lustspiele ging in den letzten Dezennien über die deutsche Bühne. Man erinnere sich nur an die höchstseligen, nach Wernerschen und Marlittschen Romanen geschniederten Stücke als zum Exempel „Gesprengte Fesseln“, „Das Geheimnis der alten Mamsell“ etc., die selbst dem Wortlaute des Dialoges im Romane eine rührende Pietät bewahrten. Diese Beispiele sind natürlich die niedrigsten ihrer Gattung, von ihnen aufwärts steigt die Riesenleiter der „Romanstücke“, auf deren höchster Sprosse die Franzosen Ohnet und Daudet mit „maitre des forges“, „Serge Panin“ und „Fromont et Risler“ stehen. Nahezu alle zu Theaterstücken umgemodelten Romane erfüllen einzig und allein den Zweck, der Sensationslust des in „dürrer Haide“ des ewigen Einerlei von Künstler-, Militär-, Beamten- und Backfischkomödien deutscherseits und der Pariser Palais-Royal-Possen französischerseits umhergeführten Publikums ein Opfer zu bringen. Ein viel gelesener Roman wird vom Autor selbst höchstens mit Beihülfe irgend eines Bühnenpraktikers — wie des entsetzlichen Machers von „l'Assomoir“, Busnach mit Namen, der Zola dramatisch hinschlachtete — in Dialoge eingeteilt, dann in Szenen und Akte, entsprechend gekürzt. Die große, auch die vornehme Menge ist nun höchst neugierig gemacht und amüsiert sich schon dabei, die wohlbekannten, viel belachten — oder — beweinten Figuren des Romanes Fleisch und Blut werden, sprechen und handeln zu sehen. Aber dramatisches Fleisch und Blut wird dergleichen doch nie.

In dieser geschilderten Art entsteht die Mehrzahl der „dramatisierten Romane“. Das Gegenstück hierzu, „der Roman mit stark pulsierendem dramatischen Leben“ verdankt seine Existenz derselben Sensationslust. Es genügen nicht mehr die Schilderungen von Seelenzuständen wie bei Bulwer, Heyse u. A., oder sozialpolitische und moralphilosophische Kapitel und Bücher wie bei Gustav Freytag, oder gar Naturschilderungen wie bei Adalbert Stifter, ganz zu schweigen von der kontemplativen und allumfassenden souveränen Art Goethescher Romane. Im Romane von heute muss etwas vorgehen, man verlangt von ihm mehr Handlung als von einem Lustspiele, das sich mit aufgesparten Witzen und speziell zum Zwecke szenischer Verwertung ersonnenen Späßen begnügen darf, wenn man nur darüber lachen kann. Dialog und nichts als diesen braucht der moderne Roman zu enthalten. Sind Stimmungs-Schildereien eingestreut, so überblättert man sie am liebsten. Man sagt, der Roman beherrsche den litterarischen Markt. Der gute eines Freytag, Heyse, Spielhagen nicht. Der bessere Leser zwar greift noch zeitweilig zu ihn zurück. Seit „Soll und Haben“, „Kinder der Welt“, und „Hammer und Amboß“ aber kamen keine gleichwertigen Leistungen mehr und so wirft man sich in der Oede der letzten zehn Jahre, trotz Ebers — so gelehrt er auch tun mag — dem „Roman mit starkpulsierendem dramatischen Leben“ in die Arme.

Die Tatsachen, die wir bis[illegible] kurz beleuchtet[illegible]
führen uns direkt zu der Frage[illegible] Welches ist
Wesen des Romanes, welches das [illegible] Dramas?
Antwort auf diese Frage kann uns [illegible] Gre
entdecken helfen, deren notwendige [illegible]
Allem die weiteste Verbreitung in der litt
Welt finden muss, sollen wir uns jemals w
gesunden Romanen und an aus originalen Id
sprungenen Dramen erfreuen und bilden. In
Worten könnte man das Wesen des Romanes
definieren mit schildernder, erzählender Dich
das Wesen des Dramas mit Verkörperung der D
tung. Die letztere geschieht durch die Darstell
die jedes dramatische Werk erfahren muss, soll
als Drama gelten, das heißt: überhaupt seine Lebe
fähigkeit beweisen. Ich berufe mich bezüglich die
schon vielfach durch Verteidigung des Buchdram
bestrittenen Behauptung auf den Ausspruch ei
Fachmannes: Franz Grillparzers, der das Selbst
kenntnis ablegt, „dass ihm jedes seiner eignen Stück
so lange es nicht die Bühne betreten, wie todtgebor
erschien.“ Hinsichtlich der gewagten Definitionen: d
kurzen, aber entschiedenen Grenzscheidung zwisch
Roman und Drama aber erlaube ich mir, mich a
das Zeugnis eines Größten der Großen, des we
bahnenden deutschen Kunsthistorikers zu berufe
der den ihm folgenden Roman- und Dramen-Klassiker
der zweiten Glanzperiode der deutschen Litterat
die Bahn reinfegte von Missbrauch, Ungeschmac

und Gesetzlosigkeit im Reiche der Kunst — auf Lessings Worte im „Laokoon", dem großen Grenzforschungswerke des Jahrhunderts: „... Aber Virgil ist bloß ein erzählender Dichter ... Einen andern Eindruck macht die Erzählung von jemands Geschrei, einen andern dieses Geschrei selbst."

Einen fester in den Boden der Dichtkunst eingerammten, kräftigeren Grenzpfahl giebt es wohl kaum, als diesen lapidaren Ausspruch. Auf ihn soll hier hingewiesen werden, er soll ein Jahrhundert, nachdem er aus Lessings Geist geboren ward, in der Erinnerung der jungen und jüngsten Dichter wieder hergestellt werden. Was hier Lessing im Hinblick auf sein Thema, auf die Gruppe des von Schlangen umwundenen Laokoon und dessen Söhne im vatikanischen Museum zu Rom sagt, das lässt sich heute noch, höchstens mit geringen, nebensächlichen Modifikationen, auf jeden Roman, auf jedes Drama anwenden und bezeichnet ganz genau die Grenze, die der Romandichter einerseits, der Dramendichter anderseits nicht überschreiten darf, erhebt er den Anspruch darauf, ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen.

Wir wollen sofort die praktische Anwendung des Lessingsschen Grundsatzes versuchen. Gehen wir gleich von Lessings Beispiel vom Schreien aus, so haben wir sofort eine Gemütsäußerung, eine Handlung überhaupt, die sich wird leidlich erzählen lassen, die aber, in körperliche Darstellung übertragen, soll sie ernst gemeint sein, lächerlich, soll sie komisch wirken, übertrieben erscheinen wird. Gleiches wird vom Schlagen, Kämpfen im Allgemeinen, von allen Aeußerungen gewaltsamer Taten gelten. Auch kör-rliche starke Bewegungen, als z. B. Springen, wer- in den seltesten Fällen in der Darstellung den Effekt machen, den man sich in der Erzählung gefallen lässt. In Summa alles Leiden, als n, Aechzen, Klagen, Jammer, alles peinlich ende, das der Roman ohne Nachteil bringen omit er sogar die Phantasie des Lesers an- leibt auf der Bühne in seinem Erfolge pro- ch. Alle diese Dinge geschehen besser, können ganz ungeschehen bleiben, hinter der Szene, tritt dann auf der Bühne selbst die Erzäh- der in ihre Rechte. Nur darf sie da nicht ern, weil sie sonst, wie so viele moderne Beispiele lehren, den Gang der dramatischen hemmt.

e und ähnliche, durch die Erfahrung in ihrer t bestätigten Erscheinungen, die uns auf die zwischen Roman und Drama hinweisen, haben und in der ganz anders gearteten Weise, er der Roman unsere Phantasie beschäftigt, vor unseren Augen sich abspielende Drama bare Wirkung auf unsere Sinne übt. Wenn Schrecklichem, Unglaublichem, von Unwahr- hem oder gar Wunderbarem erzählen hören, ches im Romane lesen, so nehmen wir so Manches geduldig hin, das wir, träte es uns körperlich als Spiegel- oder Ebenbild unser selbst vor Augen, entschieden zurückweisen würden. Lesen wir, das Buch vor uns, in angenehmer Muße, so malen wir unbewusst das Bild dessen aus, was die Erzählung uns bietet. Die Phantasie ist willig und folgt ohne Widerstreben dem romantisch schildernden Führer selbst in eine ungewohnte, unbekannte, ja unglaubliche Sphäre. Was uns aber augenscheinlich im hellen Lichte der Lampen entgegentritt, das muss sich in ganz bestimmten, scharf umrissenen Formen darstellen. Jedes Wort muss mit der Erscheinung im logischen Einklange stehen. Wir lassen den greifbaren Gestalten vor uns gar nicht Zeit zu meditieren, Vergangenes, Erlebtes allzubreit zu erzählen. Geschieht dies dennoch, so bezeichnen wir es als Fehler des Dramas. Was sich in drei Stunden vor unseren Augen abspielen soll, das muss fertig, in präziser Zeichnung vor uns erscheinen, muss uns Ereignisse und Tatsachen geben. Es unterliegt das Drama sonach ganz anderen Bedingungen als der sich langsam entwickelnde Roman, der seine Charaktere vor dem geistigen Auge des Lesers wachsen lassen kann, der Zeit hat ihre Eigentümlichkeiten zu begründen und die Szenerie, in der sie sich bewegen, ausführlich zu schildern. Das Alles muss der Dramatiker fertig haben, uns vollendet vor die Augen stellen, wenn der Vorhang zur Enthüllung seines lebenden Werkes emporrollt. Der darstellende Künstler kann nur geben, was er vom Autor empfängt, kann nur das Gegebene mit seiner mehr oder minder bedeutenden Individualität erfüllen und glaubwürdig machen. Ihm kommt aber nicht die Phantasie des Zuschauers — schon gar nicht die des modernen, der an die Meiningerei gewöhnt worden — zu Hülfe; er hat keine Zeit zu erklären: Der von mir dargestellte Charakter ist so oder so, weil es ihm so oder so ergangen, weil er unter diesen und jenen Verhältnissen aufgewachsen, gelebt.

Also strenge, ganz bestimmt lässt sich die Grenzlinie zwischen Roman und Drama ziehen hinsichtlich ihrer Erfordernisse und Wirkungen. Nahezu ebenso deutlich zeichnet sich die Grenzlinie der Begabung der Autoren zum Drama oder zum Roman in der deutschen Litteratur ab. Wer sich wohl fühlt und stark in Schilderungen von Stimmungen in der Landschaft und in deren Staffage, im Menschen selbst, der wird sich kluger Weise nur in diesem Rahmen bewegen und ein Maler von Seelenstimmungen werden, die ihren Reflex in das Gemüt des Lesers werfen. Wem aber das Ersonnene, wem jeder Gedanke sogleich zur festen Gestalt sich rundet, die er im Geiste deutlich vor sich sieht, die er kennt und mit der er im Gespräche verkehrt, schon lange, ehe ihr Wort und ihre Tat aus dem Kopfe durch die Feder aufs Papier fließen, der wähle die Kunstform des Dramas für seine Werke. Seine Schilderung wird dürftig bleiben, die Gestalten seiner Romane werden aus

dem kahlen Rahmen derselben herausspringen wollen, mit beiden Füßen auf die Bühne.

Nun geschieht es allerdings sehr oft, ja fast stets, dass großen dramatischen Leistungen eine kleinere oder größere Reihe von Erzählungen vorangehen. Nichtsdestoweniger bleiben diese Erzählungen durchgehends nur knappgefasst, urdramatisch und verraten den Bühnendichter in jedem Worte der nach Verkörpernng begehrenden Charaktere. Ein vorzügliches Beispiel hierfür bietet uns Wildenbruch, der in seinen ganz dramatisch gefühlten und entworfenen Novellen: „Francesca von Rimini“ und „Eine Danaide“ den Dichter des „Menonit“ und des „Harold“ zur Genüge verrät. Er also ist Dramatiker im vollsten Sinne des Wortes. Wilbrandt ist sein Antipode. Obgleich er als Dramatiker gilt und als Dramaturg am Wiener-Burgtheater, zumal als Bearbeiter und Uebersetzer fremder Werke, mit Recht sich eines guten Rufes erfreut, verraten doch alle seine Dramen den Romanschriftsteller. Und wenn man mir entgegenhält, dass seine Romane (z. B. „Fridolins heimliche Ehe“) nicht viel zu bedeuten hätten, so erwidere ich: seine Romane „Die Tochter des Herrn Fabricius“, „Assunta Leoni“ — diese namentlich — und selbst „Graf Hammerstein“ wären vortrefflich, hätte er nicht, in Verkennung seines eigentlichen dichterischen Berufes, den Einfall gehabt, dieselben schon bei der Niederschrift zu dramatisieren. Ja, in der „Reise nach Riva“ hat er sogar den Fehltritt eines „dramatisierten Romanes“ begangen, indem er den an sich schon unglücklichen Fridolin zum Bühnenhelden erheben wollte. Auch die reizende Novelle „Johann Ohlerich“ wäre besser von den Brettern ferngeblieben. Zwei noch vornehmere Romandichter, Paul Heyse und Gustav Freytag, haben sich hin und wieder auch in das Gebiet des Dramas gewagt. Heyse hat dies selbst stets nur als einen litterarischen Versuch betrachtet und hat in „Don Juans Ende“ seine beste Probe solcher Art geleistet, ohne mit diesem Drama seinen Roman „Im Paradiese“, geschweige „Die Kinder der Welt“ im entferntesten zu erreichen. Glücklicher war scheinbar Freytag in „Graf Waldemar“ und selbst noch in „Valentine“. Doch sind die Vorgänge sowohl als die handelnden Personen durchaus romanhaften Charakters; zumal die zwei Akte währende, höchst eigentümliche Haltung der „Valentine“ ist höchstens in einem Frauenromane — von einer Frau für Frauen geschrieben — gestattet. Dass „Graf Waldemar“ an ersten Bühnen durch treffliche Darstellung Erfolg erringen konnte, hat darin seinen Grund, dass Freytag eine gewisse Szenierkunst eigen ist, die manchen Kapiteln von „Soll und Haben“ und vielen der „Verlorenen Handschrift“ das Aussehen dramatischer Färbung verleiht.

Trotzdem sich in solchen Beispielen für Laienaugen die bewussten Grenzen vollständig verwischen, bestehen sie in allen Fällen und bestehen in allen Fällen zu Recht, so dass nicht einmal die Franzosen Daudet und Feuillet, mittelst ihres bedeutenden Dramatisierungsgeschickes die selbst dramatisierten Romane „Fromont und Risler“ und „un jeune homme pauvre“ (Ein verarmter Edelmann) als Dramen über diese Grenzen zu schmuggeln vermögen.

Gerade die älteren Autoren machen da die feinsten Unterschiede und zeichnen die Grenzlinien haarscharf. So bezeichnet Lessing eben im „Laokoon“ sogar den Stoizismus als untheatralisch. Und er hat recht. Könnte man sich auch eine Gestalt auf der Bühne, in Mitte einer lebendigen Handlung denken, die, etwa als Gegensatz zur leidenschaftlichen und teilnehmenden Menschlichkeit, allen Vorgängen gegenüber fühllos bleibt; sie wäre doch im Grunde undramatisch, weil unfähig, in das Räderwerk des Stückes einzugreifen, sie müsste denn durch ihre Passivität die Aktivität Anderer erregen, was jedoch immerhin ein eigentümliches, nicht eben glaubwürdiges Schauspiel böte. Im Gegensatze hierzu stellt Platen in seiner Abhandlung „Das Theater als ein National-Institut betrachtet“ die Behauptung auf: Das Nibelungenlied sei das Beispiel eines Epos, das eigentlich schon Drama sei. In diesem Ausspruche liegt wohl nur teilweise Wahrheit. Das Verhältnis Siegfrieds zu Brunhilden und Gunther, sein Tod und die Rache Kriemhildens enthalten wohl dramatische Keime. Erfuhren die Nibelungen ja auch darum mehrfache Dramatisierung (Raupach, Hebbel, Geibel, Wilbrandt). Aber der bedeutendste unter den Dramen-Poeten, die dies versuchten, Hebbel, hatte nur im ersten Teile seiner Trilogie mit dem Versuche Glück, während der echt epische, an Homer erinnernde Schluss nicht gelingen konnte und das große Talent des Autors an diesem Grenzsteine zwischen Erzählung und Drama scheitern musste. Wir haben das Beispiel, das sich eigentlich nur auf Drama und Epos bezieht, hier nur deshalb angeführt, weil es die strengen Unterscheidungen charakterisiert, die bedeutende Litteraten zwischen den einzelnen Kunstgattungen machen. Geht doch eben Platen in derselben Abhandlung so weit, zu sagen: es solle nur ein Einzelner erzählen, wenn mehrere das täten, so bilde dies schon die dramatische Form. Auch in diesem haarscharf zugespitzten Satze liegt ein Körnchen Wahrheit. Auf den Schreiber dieser Zeilen wenigstens machen die Monologe im Drama, wenn sie nicht, wie das bekannte „Be or not to be“ Hamlets vollkommen aus der Situation entspringen, den Eindruck des Zwitterhaften. Was sich die bezügliche Person nicht nach der Logik der dramatischen Tatsachen selbst erzählen kann, wirkt unnatürlich; es stört die Illusion des Zuschauers vollständig und ist eines wirklich dramatischen Werkes unwürdig, wenn die Träger der Handlung desselben ihr Publikum apostrophieren. Auch hier treffen wir wieder auf die Grenzlinie zwischen Roman und Drama. Der Romanschriftsteller kann sich ungestraft in einer monologen Meditation an den Leser wenden, kann sogar damit packende Wirkung erzielen, wie

lies oft genug bei Bulwer der Fall ist, der in solchen Betrachtungen Meisterhaftes leistet.

Ob wir nun Platens Ansicht*), die das Drama als die höchste dichterische Kunstgattung preist, beistimmen, ob nicht, — vor Allem ist es nötig, dass der Autor seine Kräfte prüfe und deren Art selbst erkenne. Gerade Platen könnte mit seiner Ansicht heute viel Unheil stiften und wieder eine Anzahl ganz tüchtiger Romanschriftsteller fahnenflüchtig werden lassen. Die Bühne hat ihren besonderen Reiz; es ist allzu verlockend, die Gestalten, die der eigene Geist geboren, leibhaftig im Lampenlicht wandeln zu sehen. Diesem mächtigen Versucher widerstehen die Wenigsten und so Mancher hat, sich und der Litteratur zum Schaden, das weise „γνῶθι σεαυτόν“ zur Seite werfend, einen hübschen Roman im Schweiße seines Angesichts umgemodelt zu einem lendenlahmen Stücke. Leider sind die Verirrungen dieser Art heute nur zu zahlreich. Kein Schade macht klug; man will um jeden Preis als das gelten, was man nicht sein kann und verschmäht die Gabe, die Mutter Natur reichlich gespendet. Dieser Mangel an Erkenntnis der eigenen Kraft und der Grenzen derselben verschuldet die allmähliche Verwirrung aller Kunstgesetze, die Ueberschreitung aller Grenzen zum Nachteile der Kunst.

Diesen traurigen Erscheinungen gegenüber erscheint es als nicht gerade überflüssig, wieder einmal auf die deutlich gezogenen Grenzlinien hinzuweisen, die sich zwischen erzählender und dramatischer Dichtung hinziehen. Werden dieselben respektiert, dann können auf den beiderseitigen Gebieten kostbare Früchte gedeihen, deren Genuss wohltätig wirkt auf das gesammte litterarische Kunstleben.

Wien. Paul Mannsberg.



Ueber Dialektdichtung.

Von Ernst Koppel.

Alle Litteratur entspringt der Volksdichtung. Mit stammelnden Lauten, Weisen, in den Wind gesprochen oder gesungen, hat dieselbe zu allen Zeiten begonnen, und in Volksliedern und von einem oder mehreren Poeten zu Epen und anderen Gedichten bearbeitet und zusammengefasst, oft schnell einen hohen Grad von künstlerischer Vollendung erreicht. Derartige Werke bilden sogar hier und da Höhepunkte der Weltlitteratur, man hat nur nötig der Odyssee, die aus griechischen Schiffersagen- und -märchen entstanden und der deutschen Nibelungen zu gedenken. Ebenso ist es nur nötig an Goethe's „Haideröschen“, „Erlkönig“ u. s. w. zu erinnern, um die hohe Bedeutung des Volksliedes für die Kunstpoesie darzutun, denn Aehnliches ist bei manchen Dichtern zivilisierter Nationen der Fall. Das Volk ist eben ein echter und großer Poet, das der große Dichter am Besten zu würdigen und als ihm zum Mindesten ebenbürtig anzuerkennen vermag.

Die Volkslieder sind zweifellos dem Schoße des Volkes im Gewande des Dialekts entsprungen und haben an manchen Orten, in manchen Ländern bei stets weiterer Verbreitung, denselben allmählich mehr oder minder abgestreift, während sie anderwärts, wie beispielsweise in Italien, denselben hartnäckig bewahren und damit zugleich einen elementaren Reiz. Aber gewisse Wendungen, Abkürzungen und dergleichen kennzeichnen trotzdem auch in der Form stets ihren Ursprung, der edel ist wie nur je das Werk eines Dichters.

Nun giebt es aber unter den Kunstpoeten aller Länder, die eine Litteratur besitzen, solche, die dem Kern ihres Volkes nicht nur, sondern vor Allem ihrer engern Heimat innigst verwachsen sind. Was sie bewegt, vermögen sie voll und ganz nur in der diesem Väterboden eigenen Sprachweise, also im Dialekt auszudrücken, besonders da derartige dichterische Individualitäten sich auch in der Stoffwahl auf ihr engeres Vaterland zu beschränken pflegen, da sie nur dort zu Hause sind und alles Andere ihnen fremd erscheint, in der künstlerischen Darstellung also als anempfunden wirken würde. Derartige Dichter stehen der Volksseele ungemein nahe; sie verstehen ihr Empfinden und ihre Aeußerung in den Gebräuchen und Sitten ihrer Heimatbrüder und aus der Beschränkung, die sie sich auferlegen, erwächst ihnen ein unschätzbarer Bestandteil jeder echten Dichtung, die künstlerische Wahrheit, die so manchen anderen Erzeugnissen der Kunstpoesie mangelt, selbst bei wirklicher Begabung des Schaffenden.

Diese Wahrheit aber bezieht sich nicht nur auf die Echtheit der Ausdrucksweise, sondern es ist vor Allem die Echtheit der Denkweise, die den Prüfstein für die Berechtigung des Dialektdichters ablegen soll. Nur derartige Schöpfungen enthalten neben dem künstlerischen auch einen kulturhistorischen Wert, der jenem mindestens gleichzustellen ist. Nicht der äußere Anblick soll den Eindruck der Echtheit hervorrufen, sondern der Erdgeruch der Scholle, der sie entsprungen, soll ihnen gleichsam anhaften und sie durchdringen. Stellt man diese Forderung an die Dialektdichtung, namentlich auch in Deutschland, das hier zunächst in Betracht kommt, so ergiebt sich

*) Platen „Das Theater als ein National-Institut“: „So ist also, um mich eines bildlichen Ausdrucks zu bedienen, das Drama nichts anderes als das wiedergewonnene Paradies der Dichtkunst, welches der Nation durch das Absterben des epischen Zeitalters verloren gegangen war, dessen Erinnerung jedoch wie eine heilige Glut in einzelnen noch fortglimmte, bis es dem dramatischen Dichter gelingt, die verirrten Strahlen wieder in einen Brennpunkt zu sammeln. Er ist berufen, ein vollendetes, geschlossenes, abgerundetes Ganzes in einem Sinne zu bilden, wie es den epischen Dichtern noch nicht möglich war, und die Poesie mit dem Leben zu versöhnen. Denn nicht bloß durch die lebendige Darstellung auf der Bühne fließt das Leben mit dem Drama zusammen, sondern auch in einem höheren Sinne. Denn „das Leben selbst ist nicht Erzählung, nicht Gesang; es ist Rede, Handlung, Drama.“

freilich häufig, dass der Dialekt nur der Mantel ist, der kokett umgehängt wird, um als etwas Besonderes erscheinen zu lassen, was nur etwas Allgemeines bedeutet, da nur die Worte volkstümlich, Gedanken und Empfindungen aber durchaus künstlich und den Menschen, denen sie angehängt werden, durchaus nicht eigentümlich sind. Diese Dichtungen sind nicht mehr und nicht weniger als sonstige Salongedichte. Man hüllt sie in das Gewand des Dialektes, um sie als Deklamations-Virtuosenstücke herzurichten, aber sie sind so wenig echt als der bekannte „Salontyroler“ oder die üblichen „Tyroler Sänger“.

Für den Kunstdichter, der, er mag noch so sehr mit der Volksseele verwachsen sein, doch aus der Bildungsfülle der Zeit geschöpft haben muss, ist es natürlich schwer, sich in jene naive Anschauungen, in jene urwüchsige Denk- und Fühlweise zu versetzen, wie sie dem Volk, besonders dem Landmann und Bauern eigen ist und das namentlich diese Letzteren bei der Dialektdichtung in Betracht kommen, ist selbstverständlich, denn noch immer bildet gerade in Deutschland die bäuerliche Bevölkerung die breiteste Schicht des Volkes, das ohne diese gar nicht als Begriff zu fassen ist. Besonders ist dies bei den Dichtungen in oberbayrischer Mundart der Fall, die sich fast ausschließlich im Kreise der Bauern bewegen und hier zumeist in dem noch engern der ländlichen Bewohner der oberbayrischen Berge, da eigentlich nur noch bei diesen der Dialekt wie Gebräuche und Gewohnheit zu drastischem Ausdruck kommen, während sie dem Städter, selbst den Bauern des Flachlandes, der weit mehr städtischen Einflüssen offen steht, mehr in den Hintergrund treten. Von jeher haben die süddeutschen Volksstämme zahlreiche Dialektdichter aufzuweisen, die klassische Dolmetscher der Volksseele sind, man hat nur nötig des Alemannen Hebel zu gedenken. In neuerer Zeit sind es vornehmlich in Oberbayern Franz von Kobell und Karl Stieler, die nicht nur im Dialekt dichten, sondern auch empfinden, wodurch allein der Eindruck der Echtheit hervorgebracht wird. Derartige Dichtungen entstehen nicht hinter dem Schreibtisch, wenn sie dort auch wohl die letzte Feile erhalten. Sie sind meist Naturstudien, wie sie der Maler im Skizzenbuch heimträgt und wirken daher auch mit der Unmittelbarkeit einer derartigen Studie, an welcher, trotz aller Unmittelbarkeit der Auffassung, die echte Kunst doch schon ihren wohlgemessenen Anteil hat. Andere Dialektdichtungen, wie beispielsweise diejenigen Fritz Reuters und Klaus Groths in plattdeutscher Mundart, beherrschen ein weit größeres Gebiet, als die oberbayrische, da die plattdeutsche Mundart auch in der Stadt heimisch und dort von ganzen Bevölkerungsklassen gesprochen wird. Es sind Millionen Menschen, die sich ihrer bedienen und in Folge der dadurch vermannigfaltigten Interessen ist auch ihr Wortschatz ein weit größerer als derjenigen der süddeutschen Dialekte, besonders des oberbayrischen, dessen Herrschaft sich nur über Hunderttausende statt über Millionen erstreckt. Dafür ist er aber von einer Urwüchsigkeit, Treuherzigkeit, Kraft und Derbheit, in denen ihm kaum ein anderer deutscher gleichkommt und für den Dichter der sich seiner bedient, kommt es vor Allem darauf an, ihn nicht willkürlich zu verfeinern oder zu idealisieren, denn das Ideal der Dialektdichtung, besonders wo es bäuerliche Kreise betrifft, ist eben die Ungeschminktheit, die deshalb noch nicht in Naturalismus auszuarten braucht, der bei allem Schein von Natürlichkeit oft etwas Gesuchtes an sich hat. Während das Plattdeutsche eigentlich nur geographisch beschränkt ist, wird das Oberbayrische vielmehr durch die Grenze von Stadt und Land bedingt. Das Leben der Bauern, Jäger, Wilderer ist sein vornehmstes Stoffgebiet, aber mancher echte Dichter, wie Kobell und Stieler, hat diesem so viele echte Herzenslaute entlockt, dass man erkennt, wie aus der trotzigen und oft verwegenen Art dieser Menschen seelenvolle Klänge tönen, wie sie in jedem gesunden und kraftvollen Volksstamm schlummern und zeitweilig zum Durchbruch kommen. Es ist eine eigene Empfindung durch den Mund des Dichters diese von den gebildeten Städtern durch eine scheinbar unübersteigliche Kluft getrennten Menschen als Brüder zu erkennen, die echt menschlich fühlen und so unverfälscht, dass aus ihnen die freie Luft der Berge und Wälder uns entgegenzuströmen scheint. Der Gebildete erkennt dieser Unmittelbarkeit gegenüber klar, welch ein künstliches Produkt von Kultur und Zivilisation er selbst ist und er mag erstaunt inne werden, dass die hier angeschlagenen Töne die Grundakkorde seines eigenen Wesens bilden, nur dass dieselben durch Welt und Leben umgestimmt und unendlich vermannigfaltigt andererseits aber auch abgeschwächt sind.

Die scheinbar enge Welt, die der Dialektdichtung als Stoffgebiet angewiesen ist, wird mannigfach erweitert durch die Phantasie und den Witz, die der Volksseele eigen sind. Nirgends sind so viele treffende Beobachtungen, so viele köstliche, eigenartige Einfälle zu verzeichnen als hier, eine Philosophie der Wirklichkeit, auf die das Wort passt:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

Das Volk ist gleichzeitig der größte Humorist, es lächelt unter Tränen und es ist ein kennzeichnendes Merkmal der Halbbildung, hochmütig an ihm und seinen oft wunderbaren Aeußerungen vorüberzugehen. Gerade hier ist es mehr als auf anderen Gebieten Sache des Dichters zu sehen, was Anderen verborgen bleibt. Die Dialektdichtung strebt daher auch ihrem innersten Wesen nach in die Tiefe der Empfindung oder sie spitzt sich zur Epigrammatik zu; das sind die beiden Pole, um die sie sich bewegt, aber sie bedeuten eine Fülle von Motiven und Stoffen die kaum zu erschöpfen ist. Es kommt hier fast

Alles auf den poetischen Scharfblick des Dichters an; er hat mit seiner Wünschelrute nur die Schätze zu heben, die in der Tiefe ruhen und ihnen dann die richtige Fassung zu geben. Das Schaffen des Dialektdichters, der das Volkstümliche seines Berufes voll erfasst, gleicht dem des Bildners, der nach Michel-Angelos tiefsinnigem Ausspruch die Gestalt nur aus dem Marmorblock, der sie einschließt, herauszuholen habe. Manche Dichtung ist längst vorhanden, ehe sie der Dichter ans Licht holt, sie ist gleichsam ein Bestandteil der Volksseele. Es ist ein schwer zu verkennender Umstand, dass in der plattdeutschen Dialektdichtung das Empfindungsleben weit stärker hervortritt, als in dem andern Hauptgebiet deutscher Dialektdichtung, der oberbayrischen, die sich auf ländliche Bevölkerungskreise beschränkt. Hier ist die Reflexion durchaus vorherrschend und wird diese Eigenart durch die betreffenden Dichter klar zum Ausdruck gebracht, was der Fall sein muss, wenn sie eben ihr Volk verstehen, so ist schon dadurch eines jener bedeutsamen kulturhistorischen Merkmale gehoben, die bereits oben angedeutet worden und die zum Mindesten, nochmals sei es betont, in eben so hohem Grade als die poetischen, den Wert dieses Bestandteils unserer Litteratur ausmachen.

Die Dialektdichtung ist aber auch dazu berufen, die Entwickelung des Volksgeistes anschaulich darzutun, die Bereicherung an Ideen und Interessen, die derselbe allmählich erfährt, zu verzeichnen und sich nicht immer auf dieselben Motive, mögen dieselben der poetischen Verkörperung noch so viele neue Seiten bieten, zu beschränken. Dies hat namentlich der zu früh verblichene Karl Stieler voll erkannt und seine kleine bei Adolf Bonz & Co. in Stuttgart erschienenen Sammlungen von Dialektdichtungen: „Weils mi' freut!" „Habt's a Schneid", „Um Sunnawend" u. s. w. legen ein deutlich, erfreuliches Zeugnis davon ab. Man erkennt in ihnen deutlich, wie sich die politischen Errungenschaften der letzten zwanzig Jahre in der Auffassung des oberbayrischen Stammes abspiegeln, wie das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit mit dem Reich zunimmt und wie die Politik beginnt, in den Kreis seiner Interessen einzudringen. Der Urwüchsigkeit seiner durch die Poesie vermittelten Erscheinung wird damit nichts genommen, denn der Dichter wahrt stets die volle Objektivität und lässt von seinem Eigenen kaum mehr als die Form zur Gestaltung beitragen. Von diesen politisch angehauchten Dichtungen Stielers in oberbayrischer Mundart seien hier einige Proben mitgeteilt:

A Farbeng'spiel.

„No," sag i, „Sepp, heunt bist ganz harb,
Was hast na' für a G'sinnungsfarb?"

„Ja," sagt er, so gren*) bin i nit
Mit d' Liberallen möcht i nit.

Aber wenn i da mitgeh — no
Na schaug'n s' mi' für an Roten o.

*) Grün.

Na' darf i'n Pfarrer nimmer trau'n,
Der haut mein Schulbuab'n blau und braun.

Dös is für'n Buab'n na' aa was Harts,
Drum bleib i dengerscht*) lieber schwarz."

An Ausweg.

Und i sag' und sag's no' amol
Es is halt nix mit dera Wahl,
Musst hinstehn schier den ganzen Tag.
Und hast mi'n Schreib'n die grö te Plag.
Und treiben tun s' herent und drent,**)
Wer wohl der besser wird am End.
Bald ziehgn die oan hin, bald die oan.
Und oft hats gar koan Ausgang, koan.

Da woar's jo do' viel besser bald;
Auf jeden Wahlstand, wo ma' wahlt,
Sollt' ma' s' amal recht raufen lassen,
Durch d' Stuben durchi bis auf d' Gassen.
Dass s' Alles z'sammenschlag'n kreuz und quer,
Und wer na' Herr is, der bleibt Herr.
Na' woa't ma's glei und siecht ma's g'wiss,
Der weller halt der besser is.

*) denn doch.
**) hüben und drüben.



Gregor Csiky.

Ein Beitrag zur Kenntnis der litterarischen Korruption in Ungarn.

Am 19. März l. J. als Jahreswende des Namenstages des Mitstifters der ungarischen Akademie, Grafen Josef Teleky, hielt die ungarische Gelehrtengesellschaft eine Fachsitzung, worin ein Konkurspreis von hundert Dukaten für „eine moderne Tragödie" dem schon öfters preisgekrönten dramatischen Dichter Gregor Csiky für sein „Der eiserne Mann" betiteltes Stück zuerkannt wurde. Einen Monat früher hatte Gregor Csiky den Lustspielpreis von 500 fl. bei der Kisfaludy-Gesellschaft eingeheimst. Dieser Herr pflegt überhaupt, wo nur ein Preis über 200 fl. ausgeschrieben wird, ausnahmslos zu konkurrieren und auch zu gewinnen. Es hat in der Tat den Anschein, als hätte die ungarische Litteratur außer ihm keinen zweiten dramatischen Dichter aufzuweisen, da aus jedem Motto-Kouverte der Name Gregor Csiky herausfällt. Und welch ein Wunder! Seit einem Jahrzehnt hat er doch nur einen Bühnenerfolg zu erringen vermocht, nämlich mit den „Proletariern". Alle übrigen Stücke, welch immer einer Gattung und Umfangs, sind konsequent durchgefallen. Selbst das, mit einem überschwänglichen Lobe als wahrer Gewinn der ungarischen dramatischen Dichtung ausposaunte Lustspiel „Der Unwiderstehliche", dem die 400 Dukaten des Karácsonyi-Preises mit Pauken und Trompeten zuerkannt wurden, erlebte auf der Bühne, trotz einer Neubesetzung, kaum fünf Aufführungen. Es muss also etwas dahinter stecken, dass diese Koriphäe des ungarischen Dramas mit den Bühnenerfolgen so äußerst schwach bestellt ist.

Diese Erscheinung zu untersuchen haben wir uns vorgenommen, zugleich aber auch auf die Versumpfung der ungarischen dramatischen Dichtkunst hinzudeuten und deren Ursachen bloßzulegen.

Gregor Csiky, der jetzige Alleinbeherrscher der ungarischen Nationalbühne, ist ein Ordensmönch gewesen. Aus einem Konkurse für den Teleky-Preis ging er mit einem Lustspiele in Versen, „Die Prophezeiung" betitelt, siegreich hervor. Das Stück wurde zwar mit dem sogenannten Schandparagraphen belastet, — d. h. der Preis muss unbedingt ausgefolgt werden, wenn die für ihn konkurrierenden Stücke noch so wertlos sind, und dieser Umstand wird ausdrücklich betont, dass der Preis dem Verfasser des relativ besten Stückes nur dann ausbezahlt wird, wenn er die Stirn hat sein Stück, trotz der akademischen Exkommunikation, für gut zu halten (wahrlich eine geniale Methode für die Brandmarkung der dramatischen Sünden!) — aber Csiky war in der Kenntnis der akademischen Wertschätzung schon soweit erfahren, dass er den derart versalzenen Preis ohne Weiteres ganz einfach behob und sich um die Entrüstung der akademischen Kritiker gar nicht kümmerte. Zwischen der Akademie und der Direktion des National-Theaters nämlich bestand damals eine Fehde, der zu Folge die Direktion des Theaters sich des gebrandmarkten Stückes annahm und Alles einsetzte, um einen Erfolg mit demselben zu erzielen. Die besten Kräfte des Theaters beteiligten sich im Ensemble. Auch lag ein verblüffend pikanter Reiz darin, dass ein Ordensmönch gegen das Coelibat donnerte und selbst den heiligen Tempel um der allmächtigen Liebe Willen in Trümmer zerfallen ließ. Nun es ist ja schließlich nicht abzuleugnen, dass in diesem Stücke jener frische Hauch der griechisch-heidnischen Poesie wehte, welche der Verfasser den alten Klassikern ablauschte, und welcher in der damaligen trockenen, entnervten und poesielosen Zeit, fast möchte ich sagen, elektrisch wirkte. Die Mängel und Gebrechen des Stückes lagen aber derart auf der Hand, dass von einem wirklichen Bühnenerfolg nicht zu reden war. Der erste kühne Schritt war aber gewagt. Das Publikum nahm für den interessanten Kuttendichter Partei und die Kritik der Tagespresse munterte ihn zu weiteren Versuchen auf. Zugleich drangen manche Gerüchte von gewissen Reibungen zwischen dem Kuttendichter und seiner starrhalsigen Obrigkeit ins Publikum, welche die Sympathie der Menge für den Dichter ungemein steigerte.

Dies war der Anfang der dichterischen Laufbahn Gregor Csikys, der nach 12jährigem Wirken als dramatischer Dichter jetzt unstreitbar im Zenith seines Schriftstellertums steht. Ebensoviele Stücke, als Jahre, sind die Marksteine des Fortschrittes seiner dichterischen Laufbahn; wenn man die ununterbrochene Kette von Erfolglosigkeit einen Fortschritt nennen darf.

Die oben geschilderte Verletzung der akademischen Autorität und das Wagnis gegen das Urteil der akademischen Infallibilität an das Publikum zu appelieren, forderte den offiziellen Kritiker der gelehrten Gesellschaft Paul Gyulai derart heraus, dass er in einer Kritik seiner Revue „Budapesti Szemle" das Stück und seinen Autor mit einer beispiellosen Vehemenz angriff und daran nicht ein Haar des Guten und Anerkennenswerten beließ. In den Augen des Kritikers war das Stück eine wahre Sünde gegen die dramatische Dichtung, und die Ausfälle schonten auch den Verfasser nicht, dessen römisch-katholische Priesterwürde den kalvinistischen Kritiker ebenso, wie das rote Tuch den Stier, aufreizte. Ein ähnliches Verfahren wurde dem zweiten Stücke, genannt „Janus" (Tragödie in fünf Aufzügen), zuteil, nur hat ihm die Akademie den „Teleky-Preis" jetzt ohne den Schandparagraph zuerkannt. Nichtsdestoweniger hatte diese Tragödie, trotz eines Aufgebotes der besten Kräfte seitens des Theaters, ein Fiasco auf der Bühne erlebt.

Inzwischen hatte Gregor Csiky einen Anhang von Freunden gewonnen, welche — meistens unbedeutende oder hintangesetzte Schriftsteller — auf ihn hoch und heilig schworen, ihn in der Tagespresse populär zu machen — nicht ohne Erfolg — trachteten. Die einzig bedeutende Persönlichkeit in der Schaar der Freunde war Eduard Paulay, der neue Direktor des Nationaltheaters, welcher den neuen Dichter für seine eigene Entdeckung betrachtete und ihn als einen Trumpf gegen die Akademie ausspielte. Und alle Starrhalsigkeit war vergeblich, die starken Wälle der akademischen Unfehlbarkeit waren erschüttert: Die Mächtigen der Gelehrtengesellschaft sahen bald ein, dass sie mit Gregor Csiky und seinem Anhange paktieren müssen. Der Ausgleich fand in der feierlichen Preiszuerkennung von 400 Stück Dukaten an das Csikysche Lustspiel „Der Unwiderstehliche" statt, worauf Csiky bald ins akademische Gremium aufgenommen wurde. Kurz darauf erfolgte der Austritt Csikys aus dem Verbande des katholischen Priestertums, nach zwei Jahren aber sein Uebertritt zur evangelischen Kirche.

Das fürchterliche Fiasco der bisherigen preisgekrönten und nicht preisgekrönten Stücke Csikys hat ihm den Einfall gegeben, der „höheren Dichtkunst" einstweilen Valet zu sagen, und sich dem gesellschaftlichen Drama zuzuwenden. Es geschah im Jahre 1880, als Csiky den ersten Versuch in diesem Genre machte. Die Luft war in Budapest elektrisch, die Korruption im öffentlichen Leben schien unerträglich, ein sensationelles Duell, in welchem ein Demagog schwer verwundet wurde, gab zu riesigen Demonstrationen gegen die Aristokratie Anlass, die ganze Gesellschaft der ungarischen Hauptstadt befand sich in einer Gährung; in diesen Tagen fand im Nationaltheater die erste Aufführung eines Stückes statt, in welchem der Verfasser tief in

die Mitte des gesellschaftlichen Lebens griff, aus demselben Figuren hervorzuholen, welche das irritierte Publikum für Lebenswahres hielt, um die Sünden der feinen Welt bloßzulegen, gegen welche man bei der ehrlichen Armut Zuflucht nahm. Das große Publikum lässt sich von einem neuen Tone sehr leicht betören, besonders wenn zu dieser Selbsttäuschung sich auch das treffliche Spiel einer Legion von wahren Künstlern gesellt.

Kurz und gut, „Die Proletarier“ Csikys erzielten einen großartigen Bühnenerfolg, trotz der vollkommen verfehlten Charakterzeichnung der beiden männlichen Hauptfiguren und der kindisch-einfältigen Wendung in der Katastrophe, welche mehr ein Lächeln, als eine begeisterte Aufnahme verdiente. Nach diesem Stücke wurde Csiky der gefeierteste Dramatiker Ungarns und der beliebteste Leibschneider von Rollen für die Nationalschauspieler, nachdem er bereits seit Jahren auch Mitglied der Dramenbeurteilungs-Kommission und Professor der Schauspielerschule des Nationaltheaters gewesen. Die Türen der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft öffneten sich ihm, um ihn in die Reihen ihrer Mitglieder aufzunehmen und die Schaar seiner Freunde und Satelliten wuchs auf Dutzende, welche auf Schritt und Tritt nur seinen Ruhm verkündeten, die Reklametrommel in der Tagespresse handhabten, dafür manche Brocken beim Theater und bei den litterarischen Anstalten, in der Form mancher Honorare für Uebersetzungen wissenschaftlicher Werke, für Abfassung schwacher Einakter etc. erwartend. Selbst der Direktor des zweiten Theaters der Hauptstadt, der Csiky mehr Feind als Freund gegenüberstand, war gezwungen bei ihm um ein Stück bittend einzukommen, damit auch er mit dem immer zunehmenden Csiky-Fieber Schritt halten könne. Er erhielt das Stück, führte es auf, nichtsdestoweniger erlitt auch dieses auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Fiascos den jähen Tod. Der Dichter hatte für den Misserfolg den Komponisten beschuldigt, der zum Stücke die Musik lieferte, da das schauspielerische Ensemble nichts zu wünschen übrig ließ.

Zu dieser Zeit hatte schon die Aussöhnung zwischen den Akademikern und Csiky, und eine Verbrüderung der bisherigen Feinde feierlichst stattgefunden. Derselbe Paul Gyulai, der das erste Stück Csikys so schonungslos bearbeitete, posaunte jetzt in derselben Revue seinen Ruhm. Aber das arme Laien-Publikum war jetzt Csikys vollkommen satt; die Stücke des gefeierten Dichters fielen, trotz allen anerkennungswerten Anstrengungen der Schauspieler im National-Theater, wo Csiky auch noch heute das Monopol der Dramenfabrikation besitzt, in rascher Reihenfolge durch. Auch der einzige Versuch, den heimischen Dichter auf der deutschen Bühne einzubürgern, schlug im Wiener Stadt-Theater fehl, wobei der Dichter jetzt dem Uebersetzer die Schuld der Erfolglosigkeit in die Schuhe schob. So blieb Gregor Csiky unser ausschließliches Eigentum, quasi als Rechtfertigung der Worte des großen ungarischen Dichters Vörösmarthy, der sich über die Einschränkung der ungarischen Nation zwischen die Karpathen folgendermaßen äußert:

„Nirgends auf der großen Welt
Ist ein Platz für dich bestellt.
Mag sie dich heben,
Mag dich verderben
Des Schicksalshand.
Hier musst du leben,
Hier musst du sterben
In diesem Land!“

Der geneigte Leser wird jetzt sicherlich fragen Wo bleibt denn der Beitrag zur Kenntnis der litterarischen Korruption, welcher im Titel dieses Artikels versprochen wurde? Ich bitte, nur gemach, auch diesem Wunsche werde ich nachkommen.

Es wurde schon oben angedeutet, dass Gregor Csiky nur in Folge eines Ausgleiches in die Akademie aufgenommen wurde. Ob dieser Umstand wohl ein günstiges Licht auf die ungarische Akademie wirft oder nicht, soll dahingestellt bleiben. Dies Verfahren können wir Csiky nicht verübeln! Man muss schließlich mit den obwaltenden Umständen rechnen, wenn man fortkommen will. Namhafte Schriftsteller haben schon gegen diesen Unfug protestiert, natürlich ohne Erfolg. Die ungarische Akademie zieht ihres Weges dessen ungeachtet.

So ist es schon eine heilige Tradition der Akademie, dass der höchste Preis für Original-Dramen: die 200, bezw. 400 Dukaten der Karácsonyi-Stiftung in keinem Falle zuerkannt werden, sondern, da ein Paragraph der diesbezüglichen Statuten es erlaubt, die rückgebliebenen 200—400 Dukaten für gewisse litterarische Aufträge zu verwenden, so werden diese Preise unter den Koriphäen brüderlich verteilt: heute schreibt A für die 400 Dukaten ein Buch über Shakespeare, morgen B über Racine, nach zwei Jahren übersetzt C die Tragödien von Sophokles, eventuell die Lustspiele von Plautus etc. Die Reihenfolge ist schon auf Jahre hinaus genau festgesetzt, und es giebt doch naive Leute, welche noch immer für den Karácsonyi-Preis konkurrieren. Auch dies bildet ein öffentliches Geheimnis, wurde in der Tagespresse öfters besprochen und — blieb unverändert.

Anders ist das Verfahren mit dem Teleky-Preise. Der weise Stifter desselben, als hätte er eine Vorahnung vom Karácsonyi-Unfug, stellte die Dukaten nur unter der Bedingung der Akademie zur Verfügung, dass der jährlich fällige Preis dem besten Stücke unbedingt ausgefolgt werden muss.

Seitdem Gregor Csiky in Dramen „macht“, und ihn gelüstet, um den Teleky-Preis zu konkurrieren, ist sein Spiel ein äußerst leichtes. Die Preisjury setzt sich nämlich aus fünf Mitgliedern zusammen, von denen zwei dem Budapester National-Theater entnommen werden. Diese zwei Herren sind von Csiky vielfach abhängig und ihm unbedingt ergeben, sie werden schon speziell von Seiten des

Direktors des Theaters derart gewählt, dass sie mit ihren Stimmen unbedingt Csiky unterstützen sollen. Die übrigen drei Mitglieder sind Akademiker, und so ist es dem ebenfalls Akademiker Csiky und seiner mächtigen Clique doch keine Schwierigkeit, nur einen aus seinen Getreuen in die Kommission einzusetzen. So ergiebt sich immer ein günstiges Resultat für Csiky und falls der hintangesetzte Verfasser eines besseren Dramas als das preisgekrönte war, an das Publikum appellieren wollte, existiert kein Theater in Budapest mehr als die Nationalbühne, wo der Autor im Dramen-Beurteilungs-Komitee zum Richter seines Geistesproduktes abermals Csiky und seine getreuen Schauspieler bekommt, welche in ihrem eigenen Interesse alles aufbieten, damit das Stück nicht ans Publikum gelange und derart die akademische „Richtkunst" öffentlich kompromittiert werde.

So ist und bleibt Csiky der einzige und alleinherrschende Bühnendichter Ungarns ad majorem academiae gloriam. Er wird sich jetzt zum zweiten Male um die Gunst des Wiener Publikums bewerben, da, wie wir jetzt lesen, sein Drama „Seifenblasen" genannt, im Burgtheater demnächst aufgeführt werden wird. Glück auf!

Budapest. Géza von Kacziány.*)

Unsere Litteraturzustände.

Von Franz Siking.

(Fortsetzung.)

Aber in keiner litterarischen Phase hat die Lust nach Zersetzung und die Gier nach dem Mammon mehr Unheil gestiftet als in derjenigen der Novellistik. Hier ist man, wie Luzifer aus dem Himmel, von den Höhen des Pindus gestürzt, um die Sümpfe des Materialismus zu durchwaten. Auf diesem morastigen, von der Pestilenz des Golddrachens durchfurchten Wege sucht der spekulative litterarische Kaufherr die Schriftsteller — nein, die Handwerker, welche diese Mache kneten, die für den Haufen tangt. Der Autor wird auf diese Weise zum Spaßmacher mit der Schellenkappe herabgedrückt, der zur Geistestödtung des Publikums beizutragen hat, damit es leichter verdaut, wenn es beim Mahle sich „übergessen" oder gleich den alten Deutschen übers Maß getrunken. Der Autor wird auf das Niveau des Spinnstubenerzählers gestellt und seine Phantasie soll sich darum nicht höher versteigen als Jörg und Hannes Begriffsvermögen ausreicht. Die Hauptsache für Jörg und Hanne ist z. B. die geheimen Wege zu erfahren, auf welchen der Liebesheld sich in das Gebiet der Heldin eingeschmuggelt, und auf diesen Pfaden ist Manches gestattet: der feurige Liebhaber kann in Großvaters Wandschrank kriechen, in die Krippe, wo ihn seine Liesel beim Kuhmelken findet, oder in den Sack des Müllers, und wenn ihn auch da die Mänse jagen, in den Guckkasten der großen Wanduhr. Je blauer hier das Wunder ist, je reizender erscheint es zugleich, zumal Jörg und Hanne daraus lernen, wie man beim nächsten Stelldichein „die Ollen" am besten belügt.

In dieser Art wird die moderne Naturnovelle formiert. Sie atmet nicht die Lieblichkeit und Poesie Gessners, sondern sie duftet nach dem Dunstkreis des Mistes. Aber mit Defreggers Pinsel werden Röcke und Mieder gemalt, keine Falte darf daran fehlen. Auch wird der Ellbogen derb aufgestützt, die Donnerwetter werden vom eigensinnigen Großbauern mit Wucht herausgeschmettert und 's Madel versteht zu lachen und zu tanzen. Das Stutzenband der Buben ist auf den Centimeter ausgemessen, und selbst im Küchenrevier ist der Autor so erfahren, dass dem freundlichen Leser der Geruch des auf dem großen Backsteinherde schmorenden Schweinskopfs in die Nase steigt. Das ist für Land und Leute!

Dem entsprechend ist auch die Spekulationsnovellistik, welche die Tische der Salons und Boudoirs belastet. Das sind meistens Photographieen von kleinlich realistischem Stile. Die fleißige Stickerin zählt die Stiche zu den Adern ihrer Perlenblätter, die Zimmerdekorationen übertreffen an Genauigkeit und Geschmack das Arrangement eines Hoftapeziers, die Toilettenbeschreibungen ersetzen den Kommentar eines Modejournals und die Scharen der liebelnden Helden und Heldinnen unterscheiden sich meist nur durch die Haarfarbe von einander. Was nun endlich die Dialoge der geschilderten Café- oder Theekränzchen betrifft, verraten dieselben weniger den persiflierenden Geist des Autors als seine stenographische Fertigkeit. Auf diese Weise wird das spießbürgerliche Genre der modernen Romanschriftstellerei zu einer breiten Tabelle des Alltäglichen und kein frischer, rettender Luftstrom treibt das Musenschiff von der Sandbank, so lange wir nicht diesen Leichnam, dessen ansteckender Stoff die Gehirntätigkeit lähmt, über Bord werfen.

Es wird das dem deutschen Autor nicht leicht werden, zumal der Bannstrahl litterarischer Päpste eine größere Wirkung im Geheimen tut, als derjenige eines Gregor und Innocenz. Doch keinen litterarischen Ehrenmann kann das bestimmen, seine Ueberzeugung zu opfern. Dieses überdenkend, konnte auch mich mein persönlicher Vorteil nicht bestimmen, einen Kniefall vor der „weißen Burg" zu tun. Ich durfte zum Beispiel keine noch so günstige Karrière durch die Gönnerschaft der Gartenlaube mit den Opfern meiner Ideale erkaufen. Im Gegenteil war ich verpflichtet aus Achtung vor der Würde des Dichtertums, die persönlichen Nachteile, welche mir daraus erwachsen konnten, nicht zu bedenken und meinen Briefwechsel mit der genannten Zeit-

*) Die Redaktion des „Magazin" erachtet es für ihre Pflicht, zu erklären, dass obiger Artikel unseres Mitarbeiters uns schon im Monat März eingesendet wurde; folglich vor der Affaire Bartók-Kacziány, welche durch eine ähnlich lautende Kritik Kacziány's über Csiky hervorgerufen war.

schrift in einer Broschüre*) zu veröffentlichen, um Angesichts der deutschen Autorschaft zu beleuchten, welche Opfer man von uns erheischt und von welchen Konzessionen an das Zeitgespenst man unsere Existenz abhängig macht.

Die Gartenlaube macht es nach solchen Ereignissen wie der schnellfüßige Vogel, welcher den Kopf in die Flügel birgt, wähnend, dass ihn der Jäger nicht schaue. Das Publikum jedoch hat Argusaugen und fand, dass ich aus Pflichten der Galanterie in meiner Broschüre so manchen wichtigen Punkt übersprungen hätte, wie z. B. die Stilistik der Marlitt, welche mir Dr. Friedrich Hofmann zum Muster empfahl. Es erging die Aufforderung an mich, doch die Lage der deutschen Autoren zu bedenken und nicht hinterm Berge zu halten, sondern Angesichts des Reiches die Art zu beleuchten, wie man heut zu Tage stilisiert. Obwohl ich die Autorin gerne schonen möchte, bin ich im Hinblick auf die Notwendigkeit einer belletristischen Förderung es der heiligen Sache schuldig, mit diesem Seziermesser, mit welchem man den klassischen Meistern und ihren Jüngern in das Herz geschnitten, die Uniform des weiblichen Generalfeldmarschalls der modernen Novellistik ein wenig aus den Nähten zu trennen, um über das Muster derselben ein Urteil zu gewinnen.

Marlitt beginnt eine ihrer Novellen (erschienen in der Gartenlaube 1876 Nummer 1 Seite 1) mit folgenden Stilblüten:

„Die Dezembersonne huschte noch einmal scheu durch die große Schlossmühlenstube, dann nahm sie das letzte laue Strahlenfünkchen von den seltsamen Gegenständen, die auf dem tiefen Steingesimse des Eckfensters ausgebreitet lagen und verschwand in dem Schneewolkenbette, das sich träge aber beharrlich am Himmel emporschob."

Das ist ein Satz, der selbst den vier Mondgeistern, welche die Blume des Wissens auf dem Jupiter hüten, etwas zu denken geben könnte: denn wie die Sonne, diese allmächtige Strahlenwelt, die Allerleuchterin, um welche das myriadenreiche Heer der Sterne lichterstrebend wandelt, es macht, wenn sie durch die „Schlossmühlenstube huscht", vermöchte selbst ein Alexander von Humboldt nicht zu erklären. Ferner belehrt uns der merkwürdige Satz, dass die Sonne Funken aus der irdischen Welt davonträgt. Eine seltsame Entdeckung auf wissenschaftlichem Gebiete, und selbst als poetisches Bild zu kleinlich gedacht von der Sonne, denn wir waren bis jetzt der Meinung, dass die Königin des Firmamentes nur die hehren Strahlen ihrer Gnade zu uns niedersende.

Was nun synonyme Bezeichnungen wie „Strahlenfünkchen" betrifft, macht es Marlitt sehr gnädig im Vergleich mit Klauren, der bekanntlich einen Begriff in dreifach verstärktem Wortlaut Ausdruck zu geben pflegte wie z. B. „rabentintenschwarze Ringellöckchen".

Nicht so leicht hinwegsetzen kann sich jedoch die wohlwollendste Kritik über tragisch komische Begriffsverwirrungen, wie sie die Gartenlaube im Jahre 1876 Seite 41 von der vielgenannten Autorin veröffentlicht, hier druckt das Blatt, das sich eine „Fundgrube" des Wissens nennt, folgende Ungeheuerlichkeit:

„Er sah sprachlos in das blühende Gesicht, das er zum letztenmale gesehen, wie es, noch nicht einmal in der Höhe seiner breiten Schultern auf dem schmächtigen Kindeskörper gesessen."

Weiter druckt die Gartenlaube im Jahre 1876 Seite 160:

„Die niedersinkenden kleinblättrigen Rankenfransen der Blumenampeln in den Fensternischen erschienen goldbeflittert und die Purpurrosen auf den Kattungardinen wuchsen im Sonnenfeuer zu Riesenpäonien, die das Krankenzimmer mit feurigem Glanze erfüllten."

(Schluss folgt.)

*) Die Broschüre „Ein Kampf mit der Gartenlaube" erschien im Verlag bei J. Schabelitz in Zürich und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Inserate und Schriftwerke.

In einem sehr interessanten Urteile vom 11. Juli 1885 hat das Reichsgericht den wichtigen, übrigens mit der bisherigen Auffassung des Autorrechtes übereinstimmenden Grundsatz ausgesprochen, dass der Abdruck von Zeitungsinseraten schlechthin gestattet sei. Der Fall, welcher den Gerichtshof veranlasste, dieser Frage näher zu treten, ist von allgemeinem Interesse, die erwähnte Entscheidung für den Begriff des Schriftwerks von großer Bedeutung. Der Inhaber der allbekannten Firma „Die goldene 110" in Berlin hat seine poetischen, in verschiedenen Zeitungen veröffentlichten Reklameanzeigen — nebenbei bemerkt der großen Mehrheit nach erbärmliche Knittelverse, die einem sogar den Geschmack an den Fabrikaten der poetischen Firma verderben können — ad majorem litterarum gloriam in einem „Liederalbum der goldenen 110" gesammelt und herausgegeben. Eine Magdeburger Konkurrentin, welcher die poetische Ader nicht so reichlich sprudelt wie dem Waarenhaus in der Leipziger Straße, veröffentlichte einige dieser dichterischen Geschäftsanzeigen, unter entsprechender Anpassung an die Magdeburger Lokalverhältnisse. Darob fühlte sich die goldene 110 verletzt und veranlasste die strafrechtliche Verfolgung der Konkurrentin wegen Verletzung des § 1 des Autorrechtsgesetzes; indessen endigte die Verhandlung mit der Freisprechung und auch das Reichsgericht sah sich nicht veranlasst, dem gekränkten Gefühle der poetischen Kleiderfabrik die gewünschte

Genugtuung zu geben. Für das Reichsgericht waren hierbei zwei Gesichtspunkte maßgebend: zunächst stellte es fest, dass nach § 7 des Gesetzes der Abdruck einzelner Artikel mit besonderen, hier nicht weiter in Betracht kommenden Ausnahmen, gestattet sei und dass die Inserate hiervon keine Ausnahme machten; sodann komme aber einem Inserat, auch wenn es in poetische Form eingekleidet sei, die Eigenschaft eines Schriftwerks nicht zu, weil es der Autorentätigkeit entbehre. Hiermit ist eine bedeutsame Schranke zwischen einer mehr mechanischen und einer geistigen Tätigkeit aufgestellt, welche für die Standesinteressen der Schriftsteller und die Qualität litterarischer Produktion nur von heilsamer Wirkung sein kann. Von jeher ist die Rechtslehre der Ansicht gewesen, dass nur solchen Schriftwerken der Schutz des Autorrechtes zukomme, welche sich als das Erzeugnis einer wirklichen Geistestätigkeit darstellen. Vor Erlass des Reichsgesetzes war man in dieser Beziehung noch weit strenger, man forderte nicht nur eine geistige Tätigkeit, sondern auch die Fähigkeit des Schriftwerkes, Gegenstand des litterarischen Verkehrs zu werden, also Verlagsfähigkeit, und stützte sich hierfür auf die Bundesbeschlüsse, in welchen von Werken der Litteratur und litterarischen Erzeugnissen gesprochen wird. Seit Erlass des Reichsgesetzes berücksichtigt man mehr die äußere Form. Man kann darüber im Zweifel sein, ob nicht die Praxis in manchen Fällen den Autorrechtsschutz einem Schriftwerk gab, in denen er ihm besser versagt geblieben wäre, jedenfalls muss in litterarischem Interesse daran festgehalten werden, dass nur eine wirkliche Geistesarbeit ein Anrecht auf den Schutz des Gesetzes giebt. Mit vollem Recht schließt das Reichsgericht Inserate von dem Begriff der Schriftwerke aus. Es wäre eine Herabwürdigung des ganzen Schriftstellerstandes, wenn das auf Bestellung fabrizierte Machwerk eines obskuren Skribenten dieselbe Rechtsstellung zu beanspruchen hätte, wie die in emsiger Geistesarbeit entstandene Schöpfung eines echten Schriftstellers, es wäre eine wahre Schmach, wenn Hermann Lingg für seine genialen Gedichte dieselbe rechtliche Stellung und Beurteilung zu beanspruchen hätte, wie die goldene 110 für ihre Reklamen. So wenig die Litteratur das Inserat in poetischem Gewande als Gedicht bezeichnet, so wenig darf es das Gesetz und der Richter als Schriftwerk charakterisieren. Das für beide Begriffe wesentliche Moment geht diesen Geschäftsfabrikaten vollständig ab. Wie das Reichsgericht treffend bemerkt, besteht kein Bedürfnis auch auf die Inserate den Autorschutz auszudehnen; weder das vermögensrechtliche, noch das persönliche Interesse wird durch einen Nachdruck derselben geschädigt und es ist nicht einzusehen, weshalb das Inserat günstiger gestellt werden sollte als ein Leitartikel, der ohne Anstand reproduziert werden darf! Die „Geistesarbeit" sit verbo venia, welche zur Produktion eines gereimten Inserates erforderlich ist, kann doch wahrlich keinen besseren Rechtsschutz beanspruchen, wie die geistige Tätigkeit, welche die Herstellung jenes bedingt! Es ist aber sehr bezeichnend, dass man heute schon so weit gekommen ist, das albernste und einfältigste Zeug als „Poesie" zu bezeichnen, weil es in gereimter Form auftritt! Die Rechtsprechung hat die Aufgabe, gegen diesen Unfug, gegen diese Verwischung aller Grenzen und Schranken energisch Front zu machen und dergleichen Schund durch die Versagung des Autorschutzes als das zu kennzeichnen, was er ist, als Schund, der in den heiligen Hallen der Poesie kein Heim hat.

Mainz. Ludwig Fuld.



Die Frauen im Spiegel der französischen, italienischen und russischen Spruchweisheit.

Ein Beitrag zur vergleichenden Völkerpsychologie.

Von Dr. Leonhard Freund.

(Fortsetzung.)

Wie steht es nun aber mit der Dauer der Liebe? Darauf geben die Paroemieen eine prompte Antwort:

„Die erste Liebe altert nie."
„Die erste Liebe hat immer die besten Triebe."
„Neue Liebe kommt und geht,
Alte Liebe nur besteht."

Es ist einmal so:

„Eine Frau bleibt immer der ersten Liebe eingedenk"

Die Umstände, unter welchen die Liebe begann, entscheiden in der Regel über ihre Kontinuität:

„Liebe, die man in Krankheit empfindet,
Nach der Wiedergenesung entschwindet"
„Liebe, die Buhlerei gebracht
Ist wie Feuer aus Stroh gemacht."
„Buhlerlieb' so lange währt,
Als das Feuer auf dem Heerd."

Auch das ist ein leicht kontrolierbarer Erfahrungssatz:

„Wenn Karneval um Liebe wirbt,
Die Liebe in der Fasten stirbt."

Die Dauer charakterisiert echte Liebe im Gegensatze zur falschen:

„Recht liebt, wer nicht vergisst."

Die Gefahren des Verkehrs mit Frauen werden mitunter drastisch geschildert:

„Weib und Wein
Berauscht Groß und Klein."
„Frauen, Freunde, Gold und alter Wein
Werden überall willkommen sein."
„Frauenblick ist spitzer Pfeil."
„Was stärker zieht, als ein Ochsenpaar
Ein Frauenhaar."

Ein

„Gesicht, mit Schönheit geschmückt,
Das Herz leicht umstrickt."

Es ist

„Ein schönes Weib, ein süßes Gift,"

denn

„Weib und Weh'
Ist stets in der Näh'“

und es giebt so viele Weiber:

„An Frauen und Unglücksfällen mangelt es niemals.“

Wie soll sich nun der Mann schützen?

„Vier Dingen schenke keinen Glauben: Sonne im Winter und Wolken im Sommer, Liebe von Frauen und Barmherzigkeit von Mönchen.“

Einem

„Pferd, welches schwitzt und der Frau, welche weint, traue nicht.“

„Lasse nie dich irre führen
Von Weibertränen und Krämerschwüren.“

denn:

„Die Frauen wehren
Sich mit Zähren.“

Es sind aber:

„Frauentränen — Bosheitsquelle.“

Nichts ist schrecklicher, als ein böses Weib:

„Hüte dich vor einer Eselin, die knurrt,
Und ebenso vor einer Frau, die murrt.“
„Eine Frau, in der Zorneswut,
Gleicht der entfesselten Meeresflut.

Mancher hat den ihn quälenden Liebesgram blos seinen eigenen Irrtümern zuzuschreiben. Gar oft mangelt es an Erfahrung und so wird nicht leicht enttäuscht, wer da weiß, wie

„Das Herz der Frauen der Melone gleicht,
Die dem ein Stück, dem einen Bissen reicht.“

Darum berücksichtige man stets, was die folgenden Maximen offenbaren:

„Wo die Begierde ist, darf man keine Liebe suchen.“
„Liebe kann man nicht kaufen, noch verkaufen.“

Die Höhe der Empfindungen, die zwischen wirklich Liebenden stattfindet, lässt eine adäquate Verteilung der gleichen vollen Neigung unter Mehrere nicht zu:

„Liebe und Herrschaft
Dulden keine Gemeinschaft.“
„Die Frau und der Garten wollen nur Einen Herrn“,

denn

„Wer Alle liebt, liebt Niemanden.“

Dies begründet ein vorsichtiges Verfahren:

„Pferde, Hunde, Gewehre und Frau hält man nie in der Gemeinschaft.“
„Weder Frau, noch Sonnenschein leiht man weg.“
„Die Frau und das Reittier werden an Niemand verliehen.“

Es würde sonst die schrecklichste aller Leidenschaften noch mehr gefördert werden. Ohnehin ist ja die Liebe nur zu häufig von der Eifersucht begleitet, denn

„Eifersucht und Lieb'
Kommen zugleich in Trieb“

Eifersucht führt mitunter selbst zu Wahnsinn:

„Wenn du einen Menschen kindisch machen willst, so mache ihn eifersüchtig“.

aber

„Für Tollheit, Eifersucht und Ketzerei,
Giebt es der Mittel keinerlei.“

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Neuigkeiten.

Moderne Berühmtheiten oder Kunst und Litteratur auf Aktien. Keine Satire von Jak. Lippmann. (Leipzig. Albert Unflad.) Es wird einem Schriftsteller nicht immer leicht das Gebiet zu finden, welches seiner Beanlagung am meisten entspricht. J. Lippmann war uns durch einige gute feuilletonistische Arbeiten bekannt, die indes noch im Zweifel ließen, ob er größeren Entwürfen gewachsen sei. Die „Modernen Berühmtheiten“ klären uns hierüber auf; nicht etwa, dass hier ein großer, bedeutsamer Stoff bewältigt sei — nein, wir haben es eigentlich auch nur mit einer Skizze zu tun, aber es ist die Skizze eines eigenartigen, keck entworfenen Sittenromans, und damit, so glauben wir, hat der Schriftsteller das Feld gefunden, auf dem er Früchte ernten wird. — Das Werkchen führt uns eine Reihe von Personen vor, die auf moderne Weise „berühmt“ werden. Die Kennzeichnung ihres Wesens, die Bloßlegung der Beweggründe ihres Tun und Treibens ließ sich der Verfasser augenscheinlich in erster Linie angelegen sein. Der auf schmutzigem aber kurzem Wege emporgekommene Felten, seine schriftstellernde Frau Malwine, seine Maitresse, die Tragödin Elli Grei und deren an allem Teilenswerten teilnehmende Freundin Isolde Pichau wirken durch ihre lebenswahre Fassung so günstig, dass man darüber den Mangel an einer durchdachten, stetig fortschreitenden und einheitlichen Handlung nicht allzu stark vermisst. Die Darstellung ist eine durchaus naturalistische; das Ganze leidet unter einem subjektiven Pessimismus; man merkt, dass der Schriftsteller fast ängstlich alles vermeidet, was uns gesinnungsfreundlich für diese oder jene Figur einnehmen könnte. Wir streiten nicht mit ihm, ob sich dieses Bestreben mit wahrer Objektivität vereinbaren lässt; für uns bleibt das Werkchen eine schätzenswerte Probe schriftstellerischen Könnens. Die Ausstattung ist etwas marktschreierisch und erweckt auf den ersten Blick Vermutungen, die der Inhalt nicht bestätigt.

„Unsere Kinderwelt.“ Humoristika aus der Kinder- und Schulstube. Gesammelt von Rudolf Wellnan. — Berlin, Ernst Ecksteins Nachfolger.

„Langes Haar, krauser Sinn“. Novellen von G. v. Beaulieu. (Breslau, Verlag von S. Schottländer.) Der Verfasser, durch eine Reihe anderer novellistischer Arbeiten dem gebildeten deutschen Publikum bereits bekannt, übertrifft in den hier angekündigten Novellen alles bisher von ihm Dargebotene; es sind „Liebesgeschichten“, aber nicht von gewöhnlichem Schlage, sondern von edler künstlerischer Form, szenenreich, mit verständnisvollem Sinne für den Geschmack der Feingebildeten geschrieben, also auch maßvoll in der Darstellung der Leidenschaften, und dennoch mit so frappanten Wendungen, dass selbst der stark verwöhnte Leser davon überrascht wird.

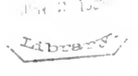
„Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“, Anthropologische Studien von Dr. med. H. Ploss, zweite starkvermehrte Auflage. Neu herausgegeben und bearbeitet von Dr. med. M. Bartels. Erste Lieferung. (Leipzig. Th. Griebens Verlag [L. Fernau]).

„Der nächste deutsch-französische Krieg.“ Eine militärisch-politische Studie von C. Roettschau, Oberstlieutenant a. D. (Straßburg, R. Schultze und Comp.). Das höchst interessante Werk, wovon uns der erste Teil zur Zeit vorliegt wird nicht verfehlen, gewissermaßen Staub aufzuwirbeln, wir werden, wenn dasselbe komplet, noch einmal darauf zurückkommen.

Bei Carl Merseburger in Leipzig hat Albert Schaefer ein „Historisches und systematisches Verzeichnis sämmtlicher Tonwerke zu den Dramen Schillers, Goethes, Shakespeares, Kleists und Körners“ herausgegeben; das Werk nebst einleitendem Text und Erläuterungen für Darsteller, Dirigenten, Spieler und Hörer ist entschieden sehr empfehlenswert. Ebenda sind von Benedict Widmann zwei Schriften, „Die kunsthistorische Entwickelung des Männerchors“ und „Geschichtsbild des deutschen Volksliedes in Wort und Weise“ veröffentlicht.

Alle für das „Magazin“ bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“ Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 21. Leipzig, den 21. Mai. 1887.

Inhalt:

Der Katheder-Feuilletonist.

Von Emil Peschkau.

Es ist noch nicht lange her, dass sich die deutsche Wissenschaft stolz und unnahbar in das Gewand der Unverständlichkeit hüllte. Ein wissenschaftliches Werk lesen, das hieß mitunter so viel, als eine neue Sprache lernen, und die Schwierigkeiten des Stoffes waren in der Regel leichter zu überwinden als jene des Ausdrucks. Wenn uns das heute lächerlich und albern erscheint, so hatte es doch auch eine gute Seite. Es wahrte der Wissenschaft gegenüber dem Pöbel (ich meine hier natürlich nur den Pöbel der „Bildung") eine gewisse Würde. Nur der trat an sie heran, dem es heiliger Ernst war, der entschlossen war, alles Dornengestrüpp mutig zu durchhauen, um zu der Rose zu gelangen. Die Zeiten haben sich geändert. Es sind Männer der Wissenschaft erschienen, in denen der Drang nach litterarischer Gestaltung lebte, Männer wie Alexander von Humboldt, die in höherem Grade Poeten waren, als mancher vielgelesene Goldschnittsdichter. Durch sie bekam die geistige Elite der Gesellschaft Geschmack an der Wissenschaft, und diese selbst wurde gleichzeitig in Folge der wunderbarsten Erfindungen und Entdeckungen ein gewaltiger Faktor des Alltagslebens, so dass sie das Interesse immer weiterer Kreise erregen musste. Dem wachgewordenen Bedürfnisse folgten nun auch bald die Gelehrten nach Kräften und heute befleißigt sich bereits die überwiegende Mehrzahl derselben einer schönen, klaren, leichtverständlichen Sprache.

Inzwischen waren aber auch die Zeitungen groß geworden, und sie, die sich bemühten, alle Strahlen des Lebens in ihrem Spiegel aufzufangen, konnten sich die Wissenschaft nicht entgehen lassen. Das war schon ein Schritt, der dem Denkenden nicht ganz ungefährlich erscheinen kann, denn die Durchschnitts-Zeitung ist für ein Massenpublikum von sehr bunter Zusammensetzung bestimmt, und es giebt oft kein gefährlicheres Ding als die Wahrheit in den Händen eines Dummkopfes. Indes ist es nicht so schwer, diese Gefahren zu vermeiden. Es handelt sich nur darum, dass sich der richtige Mann findet, der über das Geheimnis der Form gebietet und die nötigen Kenntnisse besitzt, der daneben aber auch sein Publikum kennt, Takt hat und vor Allem ernst ist. Dass schließt nicht aus, dass er gelegentlich auch seinen Witz leuchten lässt — wenn ihm solcher zur Verfügung steht. Aber er muss dann darin dem echten Humoristen gleichen, dem der Spaß nur das Mittel und nicht, wie dem Witzbold, der Zweck ist, er muss immer der ernste Mann der Wissenschaft bleiben und nicht herabsinken — zum Katheder-Feuilletonisten.

Der Journalismus (glücklicherweise nur eine gewisse Art desselben) ist einmal als die Kunst definiert worden, über nichts etwas zu schreiben. Dieses „Etwas" ist ein Brei von tiefsinnig oder pikant klingenden Phrasen, Citaten, die von allen Ecken und Enden der Welt herbeigeholt werden und viel, sehr viel Witzen, die auch meistens zusammen gelesen werden. Das findet sein Publikum und man hat denn diese Kunst auch nicht bloß dem „Nichts" gegenüber versucht, es giebt Zeitungen, die in dieser Weise die Politik behandeln, und es giebt Männer

der Wissenschaft — wahrhaftig, Männer der Wissenschaft! — welche die ernste Göttin zur Dirne machen, die um die Gunst des Pöbels buhlt. Das sind die Männer, die ich Katheder-Feuilletonisten nenne. Männer, die nicht in echt populärem Tone das Volk über jene Dinge aus dem Reich der Wissenschaften aufzuklären suchen, die seinen Lebensinteressen nahe stehen, sondern Männer, die irgend ein wissenschaftliches Detail, das für ein Laienpublikum nicht den geringsten Wert hat, hervorzerren und daran so lange herumtändeln und herumwitzeln, bis das Feuilleton honorarfertig ist.

Der Katheder-Feuilletonist ist also — ich betone es noch besonders — nicht jener Gelehrte, der seine sprudelnde Kraftnatur, seine humoristische Ader nicht immer zu beherrschen vermag, es ist vielmehr der Schwachmatikus, der uns schon mit der ersten Zeile sagt: jetzt will ich wieder mal witzig sein. Der wirklich Reiche wirft nicht beständig flimmernde Rechenpfennige zum Fenster hinaus, um die Leute von seinem Reichtum zu überzeugen. Der wirkliche Humorist oder der wirkliche Poet wird hingerissen vom Augenblick, aber es fällt ihm gar nicht ein, immer „witzig" oder „gefühlvoll" sein zu wollen. Ist also ein Gelehrter zufällig so ein Stück Humorist oder Poet, so wird das seiner Darstellung durchaus nicht schaden. Seinen Gegenstand bespricht er nur, weil er ihn für bedeutend hält, und bricht seine Natur da und dorten durch, so wird dies in der Regel die Wirkung seiner Arbeit nur verstärken, denn sein Witz ist Darstellungsmittel und nicht äußerlich an den Gegenstand geheftet. Anders der Katheder-Feuilletonist. Er hat keinen Witz und will immer „witzig" sein, er hat nicht einen Funken von Poesie in seiner Brust und will immer „poetisch" sein. Wenn man seine Feuilletons liest, dann empfängt man den Eindruck, als sei eine Seite eines Lehrbuchs (und zwar häufig eine außer dem Zusammenhang ganz bedeutungslose) mit zehn Seiten vergessener, hypersentimentaler Albumpoesie und zwanzig Seiten aus den Jahrgängen alter Witzblätter zusammengeschüttelt worden. Es ist ihm nicht möglich, irgend Etwas mit einfachen, schlichten Worten zu sagen, er muss Alles mit süßlichem Bilderschwulst verbrämen oder seine Witzchen daranhängen. Natürlich sind diese fast immer an den Haaren herbeigezerrt und nicht selten macht er auch der politischen Richtung des Blattes Komplimente, ähnlich wie jener Mann, der in dem Schulbuch seines Söhnchens die Geschichte vom Chamäleon las und diese dann mit kindischer Freude immer und immer wieder seinen Gegnern am Biertische an den Kopf warf.

Vielleicht ist der Katheder-Feuilletonist die letzte Spezies jener Gattung, die man im engeren Sinne mit dem Namen „Feuilletonist" bezeichnet. Das „Feuilleton" in diesem Sinne, das Phrasen- und Witz-Gespinnst um Nichts oder wenig mehr als Nichts ist erfreulicher Weise im Aussterben begriffen. Die besseren Zeitungen öffnen jetzt ihre Feuilletonspalten vielfach den wirklichen Schriftstellern, den produktiven Talenten, den Männern, die etwas zu sagen haben. Unter diesen Schriftstellern wird es hoffentlich auch in Zukunft Abgesandte der Wissenschaft geben, Gelehrte, welche es als eine würdige und wichtige Aufgabe betrachten, die Laienwelt in klarer, anschaulicher Weise mit jenen Ergebnissen der Wissenschaft bekannt zu machen, für welche das Verständnis vorhanden sein kann und deren allgemeine Kenntnisnahme von Wert ist. Mit diesen aber hat der Katheder-Feuilletonist nichts zu thun. Er nützt nichts, er schadet nur. Er schleppt einen Wust unfruchtbaren Wissens unter die Menge und befleißigt sich bei seiner Darstellung nicht der Klarheit und Verständlichkeit, sondern des Witzelns und Schönredens. Und so klärt er nicht auf, sondern verwirrt, und statt die Liebe zur Wissenschaft zu wecken, die Achtung vor ihr zu fördern, vermehrt und verbreitet er nur den Hochmut und die lächelnde Blasirtheit des Bildungspöbels. Er gleicht einem Sämann, der den Weizen, wenn er wirklich welchen hat, für sich behält und das Unkraut sät, und er gleicht auch einem Manne der den Hungrigen Nahrung verspricht und ihnen dann bunte, schillernde Kiesel vorwirft. Eine spezifisch moderne Erscheinung, der auf die Flaschen der Wissenschaft gezogene Zeitgeist einer zu Ende gehenden Epoche. Vielleicht hat die beginnende neue ihre Freude daran, wenn wir ihn hiermit ins Museum stellen . . . .



Prolog.

Bei der Eröffnungsvorstellung des Lessing-Vereins in Stuttgart am 13. März 1887 gesprochen von der Königlichen Hofschauspielerin Frau Eleonore Wahlmann.

Schon sechzehn Jahr' verflossen seit dem Tage,
Da uns heraufstieg aus der Berge Schacht,
Die fast verklungen schien — die Kaisersage!
Die Stürme brausten im Gefild der Schlacht,
Die Wetter grollten; da mit Donnerschlage
Ist neu des Reiches Herrlichkeit erwacht:
Die Krone hält der frische Kranz umschlungen,
Den wir bei Wörth, bei Sedan uns errungen.

Da floh der Schlaf des „Träumers" Augenlider,
In Nichts verrann der Nachtgespenster Wust.
Und wie er reckt die jungen Heldenglieder,
Tief atmend aus der frohbefreiten Brust,
Er zwingt den Friedensbrecher grimm hernieder
Und wird sich plötzlich seiner Kraft bewusst.
Und leuchtend blitzt im Auge ihm —, dem blauen,
Der kühne Strahl von Stolz und Selbstvertrauen.

Nun schweift sein Blick nicht mehr in fremder Richtung,
Es lauscht sein Ohr nicht mehr dem fremden Ton.

ìie fremden Flitter weih'n wir der Vernichtung,
ie Netze, die uns fingen, rissen schon,
or allem Andern ziemt uns deutsche Dichtung,
eit Deutschland worden eine Nation.
as können fürder uns die Klänge frommen,
ie wesensfremd von welscher Leier kommen.

ich wundert's nicht, dass Fremdes Euch gefallen,
ls Deutscher sein ein schlechter Ruhm noch war;
a opferten in deutscher Dichtung Hallen
ie Priester selbst auf fremder Kunst Altar.
on allen Landen hört' ich Laute schallen,
och deutscher Sitte war der Tempel baar.
e ließen sich von jenem Wahn betören,
er weiten Welt, nicht ihrem Volk zu schwören.

ir lesen es in der Geschichte Blättern
s in der Sage tiefsten Nebeldunst,
rst muss ein Volk der Höhe Fels erklettern,
r' wird zum Teil ihm nicht der Musen Gunst;
och wenn's erprobt in Sturm und Schlachtenwettern,
cht leuchtend auf die Sonne ihm der Kunst.
st ein Achill! dann naht zu seiner Feier
m selber ein Homer und schlägt die Leier.

t vor den Persern Aeschylos gesungen
d Calderon, bevor Granada fiel?
Camoens Meerlied eher voll erklungen,
bis den Weg fand Vasco de Gamas Kiel?
t Shakespeare seine Palme nicht errungen,
Engelland erreicht der Blüte Ziel?
d Frankreich unter Ludwigs eitlem Glanze
schenkt Racine und Molière mit dem Kranze?

d haben — Wir — die Höhe nun erklommen,
d wahren sie, die Hand am Schwertesknauf,
seid getrost, es wird die Stunde kommen:
e blutige Saat bringt Aehren Euch vollauf!
hon hat die Muse ihren Weg genommen
d gürtet sich zu hehrem Siegeslauf:
Auge blitzt; es wallen ihre Locken;
m goldnen Ziele fliegt sie unerschrocken.

llt ihr am Ziel die Siegende erschauen,
r höchsten Gaben freudig teilhaft sein,
llt ihr, die Herrliche soll ohne Grauen
m hohen Werk die ganze Seele weih'n:
müsst ihr selbst die Heimstatt ihm erbauen,
eure Herzen zieh' die Schönheit ein,
d wo euch winkt der deutschen Muse Zeichen,
sollt ihr freudig eure Hand ihr reichen!

war entschlummert unter Dornenhecken,
m holden Königskind der Sage gleich,
jene Zeit der dreißigjähr'gen Schrecken
gs sprießen ließ im kriegszertretnen Reich.
kam der Held, die Schlafende zu wecken,
s Dorngestrüpp sank seinem Schwertesstreich.
sieht sie purpurn staunend sich umfluten
r deutschen Dichtung erste Morgengluten.

Und rings vernimmt ein Sagen sie und Singen
Vom großen Friedrich raunt's und seinem Heer,
Wie ihm bei Rossbach tät die Schlacht gelingen
Und auch von Zorndorfs Tage heiß und schwer.
Da greift zur Harfe sie, sie dem zu bringen,
Der unter Allen ihrer würdig wär',
Und wie umher sie blickt und will verzagen,
Blitzt auf in Lessings Aug' das kühne Wagen.

Du, unter dessen Zeichen heut' wir streiten,
Der deutschen Dichtung Herold trittst du an;
Und machtvoll griffst du in die vollen Seiten.
Zum Gipfel wiesest du die stolze Bahn!
Wärst du geboren uns zu unsern Zeiten,
Du schrittest leicht zum goldnen Ziel hinan.
Doch — selbst ein Friedrich ließ dem Enkelsohne
Des Werks Vollendung in des Reiches Krone!

* * *

Und ihr, vor denen mit geheimem Beben —
— Der Will' ist groß, allein die Kraft ist klein —
Zum ersten Mal wir heut den Vorhang heben,
Wollt eure Gunst dem — guten Willen leih'n.
Bedenkt, der deutschen Dichtung gilt das Streben
Und ist's zum Bau auch nur ein kleiner Stein:
Soll euch der Dichtung stolzer Bau ergetzen,
Muss manchen Stein man auf den andern setzen!

Stuttgart. C. Biesendahl.



Ein Denkmal für Deutschlands grössten mittelalterlichen Sänger.

(Aufruf des Vereins zur Errichtung eines Denkmals für Walther von der Vogelweide in Bozen. — Bozen, 21. Februar 1887.)

Von Karl Blind.

II.

(Schluss.)

Der aus italienischem Geschlecht stammende, für das Papsttum eintretende Thomasin von Zirkläre, der Dichter des „Wälschen Gastes", klagt Walthern an: er habe durch seine gegen die Habgier des Papstes gerichteten Lieder Tausende von Gott und seinem Stellvertreter abwendig gemacht und sie so betört, dass sie das geistliche Gebot überhört hätten. Das ist starkes Zeugnis für Walthers Wirksamkeit — um so stärker, weil es von einem Gegner kommt.

Konrad der Marner, Reinmar von Zweter, der Meißner, Heinrich Frauenlob, der Schmied Barthel Regenbogen, der Freidank: sie stritten Alle in Walthers Sinn. Zweihundert Jahre vor der Reformation hatte Regenbogen ganz wunderbare Gesichte. Auch ihn rechnet man zu den sog. Minnesingern. Von Geburt war er sehr arm und sagt von sich selbst:

Ich, Regenbogen,
Ich war ein Schmied.
Auf hartem Ambos
Gewann gar kümmerlich ich mein Brot.
Armut hat mich besessen.

Er sieht in einem Zukunftsbilde eine Zeit schweren Krieges anbrechen. Da werde dann Kaiser Friedrich wieder kommen und, zufolge der Sage, seinen Schild an einen dürren Baum hängen, der darauf wieder zu grünen beginnt. (Die Sage bezieht sich, nach den neueren Forschungen, nicht auf Friedrich Rotbart, sondern auf den freidenkenden Kaiser Friedrich II.) Regenbogen weissagt da nun:

Die Klöster, die zerstört er ganz, der Fürst so hochgeboren;
Er giebt die Nonnen in die Eh' — das sag' ich euch als wahr.
Wenn das geschieht, so kommen uns gute Jahr!

Und im Freidank heißt es:

Alles Schatzes Flüsse geh'n
Nach Rom, dass sie da besteh'n;
Und doch nimmer wird es voll:
Das ist ein gar heillos Loch (hol) . . . .
Der Papst hat ein schönes Leben.
Könnt' er Sünde ohne Reue vergeben,
So sollt' man ihn werfen mit Steinen,
So er der Christen Einen,
Oder einer Mutter Kind,
Ließe zur Hölle fahren hin.
Wer Jenes behauptet, hat gelogen;
Zu Rom wird Mancher sehr betrogen....
Der Papst ist ein irdischer Gott,
Und ist doch sehr der Römer Spott.
Zu Rom ist des Papstes Ehre krank:
In fremde Land' geht sein Gebot und Zwang.
Sein Hof gänzlich wüste steht,
So er nicht fremde Toren hätt'.
Wenn alles Krumme g'rade wird,
Dann spendet Recht Roms Oberhirt.
Rom ist ein Geleite
Aller Betrügereien . . . .
Zwei Schwerter in Einer Scheide
Verderben leicht Beide.
Wenn der Papst des Reiches begehrt,
So verderben beide Schwert'.
Das Netz kam nach Rom nie,
Womit St. Peter Fische fing;
Das Netz ist nun verschmähet.
Römisch Netz jetzt fahet
Silber, Gold, Burgen und Land:
Das war Sankt Peter unbekannt.
Sankt Peter war ein rechter Degen,
Den hieß Gott seiner Schafe pflegen;
Er hieß ihn nicht die Schafe scheren.
Jetzt will man Scherens nicht entbehren...
Läge Rom in deutschen Landen,
Die Christenheit würde zu Schanden...
Der Papst dort nicht abwenden mag
Rauben, Stehlen, bei Nacht und Tag.
Wie viel da auch Toren Leides geschicht,
Es lassen's drum die Andern nicht.

Diese wenigen Auszüge sollen nur andeuten, wie tief in alter Zeit die Wurzeln der späteren Erhebung gegen die Papstherrschaft und die mit ihr verbundenen Missbräuche lagen.

Man wird Walthern getrost als eine durch die Jahrhunderte strahlende Leuchte auf diesem Wege betrachten dürfen. Er ist einer der Väter der Reformation. Auch wir, die wir philosophisch und politisch freier denken, sollten nimmermehr vergessen, was wir den Bahnbrechern schulden. Jeder Tag führt es uns ja zu Gemüte, dass selbst die Kämpfe, in denen Walther sich abmühte, noch nicht einmal aus-gekämpft sind.

Wie lange aber waren diese älteren Vorkämpfer von unseren bedeutendsten Geistern außer Acht gelassen worden!

Als Goethe schrieb: er habe im Anfang seiner Dichterlaufbahn an Hans Sachs ein Vorbild genommen und an ihm „einen Boden gefunden, worauf man poetisch fußen, ein Element in ihm entdeckt, in dem man freisinnig atmen konnte", da gestand er zugleich: dass er in deutscher Litteratur nicht weiter habe zurückgehen können, weil ihm die ältere Sprache der Minnesinger Schwierigkeiten gemacht und er damals nicht habe lernen, sondern leben wollen.

Kein Wunder daher, dass selbst ein Goethe nicht wusste, welche befreiende Gedanken schon unter den Minnesingern vorhanden waren, die er noch in seinem zweiundsechzigsten Jahre, in „Wahrheit und Dichtung (1811)", als „Ritter und Hofmänner" dem „wirklichen meisterlichen Dichter Hans Sachs", dem „schlichten Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten", gegenüberstellt.

Lange genug ist die Kenntnis unseres früheren Schrifttums, unserer ersten Klassiker des Mittelalters den Gebildetsten meist ein verschlossenes Buch geblieben. Wie Viele haben bis in die neueste Zeit herein über Hans Sachs nichts gewusst, als den elenden Reim:

Hans Sachs war ein Schuh-
macher und Poet dazu —

und zwar in der unbefangenen Meinung: das Verslein rühre von Hans Sachs selbst her, während es augenscheinlich nach seinem Tode, ohne Zweifel von einem Römling, zur Verspottung des von Luther und Melanchthon geehrten Nürnberger Mitkämpfers an der Reformation in Umlauf gesetzt worden war.

Es hat sich in den letzten Jahren, was die Pflege der allgemeineren Kenntnis unserer älteren Dichtung betrifft, Manches gebessert. Aber viel, unendlich viel, bleibt immer noch zu tun übrig. Doch allmählich besinnt sich unsere Zeit, trotz ihrer oft beklagenswerten geistigen Kurzlebigkeit, wieder auf das Hochbedeutsame in der Vergangenheit unseres Vaterlandes. Als eines der erfreulichen Zeichen begrüßen wir den Entwurf zu diesem Walther-Denkmal.

Wie in dem Bozener Aufruf gesagt ist, „soll das Werk im Jahre 1889 erstehen, wenn es gelingt, den Rest der erforderlichen Mittel zusammenzubringen". Bis jetzt sind 26000 Gulden (österr. W.) gesichert. Weitere 10000 Gulden wenigstens sind nötig. Der Ausschuss „wendet sich daher an die Stammesbrüder im Norden und im Süden, und auch jenseits des Ozeans, um Beiträge zu dem ehrenden Unternehmen".

Ist das auch eine Summe, die nicht im Handumdrehen von ein paar wohlhabenden Männern von Bildung sofort gezeichnet werden könnte? In Eng-

nd, in Amerika wäre unter ähnlichen Umständen ancher Einzelne bereit, den vollen Betrag allein zu ichnen. In diesen Ländern setzt sich keine Karten- sellschaft einen Abend lang zusammen, um ein ar Groschen herauszuspielen und dann mit einem ochtrabenden Sinnspruch oder einem schwächlichen ichtungsversuch die erstaunliche Gabe abzuliefern, s sei eine gewaltige vaterländische Tat vollzogen orden. In England und Amerika giebt ein einzelner 0, auch 500, oder 1000 Pfund Sterl. kurzweg für fentliche Zwecke, und zwar unter Vermögensver- iltnissen, die auch in Deutschland vorkommen, wenn- eich dort viel seltener.

Werden sich im Vaterlande keine Fünfundzwanzig ohlhabende Leute finden, die sofort die geringe imme von je 400 Gulden zu Ehren unseres grössten ittelalterlichen Liederdichters beischiessen?

Oder nicht einmal hundert bemittelte Leute ir den armseligen Beitrag von je 100 Gulden?

Der Obmann des Bozener Vereins ist Herr ndre Kirchebner, der Kassierer Herr Albert Vachtler in Bozen (Laubengasse 63), an welch' etzteren die Beiträge zu gehen haben. An der pitze steht als Gönner des Unternehmens, der amen des Erzherzogs Rainer: immerhin ein Zeichen er Zeit.

Aus dem dreizehnten Jahrhundert giebt es eine andschriftliche Sammlung der Lieder von etwa 130 linnesingern. Man nimmt an, sie sei in der Schweiz eschrieben worden. Nach einem Bürgermeister von ürich, Rüdiger von Manesse, von dem — ob mit lecht oder Unrecht — wegen einer bei Meister Had- aub sich findenden Stelle gesagt ist: er und sein ohn hätten sie anfertigen lassen, wird sie gewöhn- ch die Manessesche Handschrift genannt. Sie wurde hemals in Heidelberg aufbewahrt. Im Sturm der eiten ist sie uns während des siebzehnten Jahr- underts nach Paris entführt worden; und dort — efindet sie sich noch!

Vergeblich wurde (unter Anderem von dem Ver- asser dieser Abhandlung) während des Krieges von 870—71 darauf aufmerksam gemacht, dass es wohl er Mühe wert sei, dieses mit Malereien verzierte, ostbare Ueberbleibsel unseres alten Schrifttums bei eststellung der Friedensbedingungen herauszuver- angen und wieder nach der großen Heidelberger Büchersammlung überzuführen, die einst auch zu unsten des Vatikans, in trüben Zeiten des Nieder- anges unseres Vaterlandes, um herrliche Schätze eraubt worden war.

Auf dem in der Manesseschen Sammlung ent- altenen Bilde sieht man Walther von der Vogel- weide, gemäß seinem Gedichte über „Die drei Dinge", auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, darauf den Ellenbogen, Kinn und Wangen in die Hand geschmiegt. So denkt er über die Welt nach. Neben ihm steht sein Schwert. In der Rechten hält er eine sich an die Wand hinaufziehende Schrift- rolle. Wappen und Helm, beide mit einem Vogel — seinem Namen entsprechend — geziert, hängen an der Wand.

Walthers Grabmal, das nicht mehr vorhanden ist, befand sich einst im Kreuzgange des neuen Münsters zu Würzburg, und war mit einer lateini- schen Inschrift versehen. Unter einem Baume des Lorenz-Gartens — so lautete die Sage — sei er be- stattet worden; und in seinem Vermächtnisse habe er angeordnet, dass man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Tränke solle geben. Zu diesem Zwecke seien Löcher in den Grabstein ge- macht worden zum täglichen Füttern der gefiederten Sänger — wie man jetzt noch sehen könne.

So berichtet die, etwa 1350 abgefasste Lieder- Handschrift. Nachträglich aber habe die Geistlich- keit das Vermächtnis zu Gunsten der Vögel in Sem- meln für die Chor-Herren verwandelt!... Wahrlich, eine Rechtfertigung von so manchem Gedichte Walthers gegen die Gier der Pfaffenschaft!

Was in unseren Kräften steht, gedenken wir zu tun, um Teilnahme für die Förderung des Bozener Unternehmens zu wecken. Von dem Betrage der noch zusammenkommenden Summe wird es abhängen, in welcher Größe das Denkmal errichtet werden kann. Meister Heinrich Natter beabsichtigt das Standbild über lebensgroß, gegen elf Fuß hoch, zu gestalten; das heißt: wenn die Mittel es erlauben.

Die bekannten, des Dichters alten Ruhm kenn- zeichnenden Worte:

> Hêr Walther von der Vogelweide,
> Swer des vergaeze, der taet mir leide —

sollen am Fuße des Denkmals in goldenen Buch- staben glänzen. Hoffen wir nun, dass man unter denen, welchen eine Gabe ein Leichtes ist, seiner wirklich nicht vergesse; es täte uns sonst wahrlich für Deutschland leid. Ein paar Wochen sollten ge- nügen, um diese Ehrenschuld unseres Volkes zu regeln.



An die deutschen Juden.

Bekanntlich führt John Stuart Mill in einer seiner kleinern Schriften bittere Klage über die Tyrannei der öffentlichen Meinung, welche sowohl im politischen wie sozialen Leben die individuelle Ansicht unterdrücke und verketzere. Lebte der geistvolle, wenn auch mitunter barocke Engländer noch in unsern Tagen und wäre es ihm vergönnt gewesen, die Vorgänge mit an zu sehen, welche sich während der Wahlbewegung im neuen Reiche ab- spielten, seine Anklage wäre vermutlich noch stärker, der Vorwurf, welchen er der ketzerrichternden Ge- sellschaft entgegenschleudert, noch schärfer gewesen. Es grenzt geradezu an das Unglaubliche, in welcher

Weise sich der Parteidespotismus während dieser Zeit breit machte. In der Reichshauptstadt hatte sich eine Anzahl von Männern aller Parteien, welche entschlossen waren, die Septennatsvorlage zu bewilligen, zusammengetan, um die Kandidaten der deutsch-freisinnigen Opposition zu bekämpfen. Unter den Männern, welche den Aufruf zu Gunsten der Kandidaten der Kartellparteien unterzeichneten, befanden sich auch einige, deren antisemitische Bestrebungen bekannt waren. Trotzdem hatten zwei hervorragende Gelehrte israelitischen Glaubens, die Professoren Lazarus und Goldschmidt, es gewagt, ihre Namen gleichfalls unter den Aufruf zu setzen, trotzdem hatten sie die Stirne gehabt, sich speziell an ihre Glaubensgenossen mit der Aufforderung zu wenden, regierungsfreundliche Kandidaten zu wählen. Darob entstand ein gewaltiger Lärm bei Allen, welche es als eine unanzweifelbare Wahrheit betrachten, dass jeder deutsche Jude schon als Jude geborener Anhänger der deutsch-freisinnigen Opposition sein müsse, die Angriffe gegen die beiden Gelehrten waren schier unzählbar, namentlich gegen Lazarus richtete sich die Wut; Fahnenflucht, Verrat an der von ihm vertretenen Sache wurde ihm entgegengeschleudert und die Begriffsverwirrung nahm eine solche Ausdehnung an, dass der geistvolle Psycholog sich veranlasst sah, sein Verhalten in einem Mahnwort an seine Glaubensgenossen zu rechtfertigen, welches bereits in dritter Auflage erschienen ist.*) Wiewohl die kurze Schrift durch die Tagesereignisse hervorgerufen wurde, so hat sie doch eine weit über das Tagesinteresse hinausgehende Bedeutung, und was der Mann, welcher es gewohnt ist, die Geheimnisse des Lebens der Seele vor uns zu entschleiern, über die Stellung schreibt, die der Jude im politischen Leben einnehmen muss, was er über die ihm gegenüber dem Staate obliegenden Pflichten ausführt, das gehört weit zu dem Besten, was jemals über diese Frage geschrieben wurde. Es ist kaum nötig ausdrücklich zu bemerken, dass Lazarus dem Antisemitismus, diesem Schandfleck unseres Jahrhunderts, heute noch ebenso gegenübersteht, wie in den Jahren, als er einer Versammlung hervorragender deutscher Juden präsidierte, welche sich mit Entrüstung gegen diese Belebung des mittelalterlichen Rassenhasses aussprach. Was man Seitens orthodoxer Eifrer in dieser Beziehung gegen seine angebliche Inkonsequenz geltend machte, ist ebenso albern und läppisch, wie die verbissenen Angriffe seitens einiger ehrgeiziger Berliner Anwälte, die gerne in den Reichstag gekommen wären, zu ihrem Bedauern aber erfahren mussten, dass man ein hervorragender Redner in einem Bezirksverein sein und trotzdem von dem deutschen Volke auf der Wage der Wahl für zu leicht befunden werden kann. Lazarus protestiert dagegen, dass jeder Jude sein politisches Verhalten mit Rücksicht auf die Stellung der Regierung zum Antisemitismus bemesse, er protestiert in ernsten Worten dagegen, dass der Jude ob der Kränkung, die ihm durch die Behandlung des Antisemitismus seitens der Regierung zugefügt wurde, nunmehr der höhern patriotischen Pflichten vergesse und stets nur an diese Frage denke! Bei der Frage der Unterstützung der Regierung sei nur an das Ganze, an Alles, nicht aber an die kleine fernliegende Frage der Bekämpfung der Antisemiten zu denken. Natürlich denkt Lazarus nicht daran, von allen Juden zu verlangen, dass sie hinfort stets zur Fahne R. von Bennigsens und Miquels schwören sollen, was er verlangt, das ist die Freiheit der Geltendmachung seiner individuellen Anschauung; er protestiert dagegen, dass man als Verräter am Judentum bezeichnet werde, weil man es im Interesse des Vaterlandes für angemessen hält, einen regierungsfreundlichen Kandidaten zu wählen als einen Mann der verbissensten Opposition, er protestiert dagegen, das Judentum mit einer politischen Partei zu verquicken. Das Judentum sei ein religiöses aber kein politisches Bekenntnis und niemals dürfe man den Gedanken aufkommen lassen, dass die Juden im deutschen Reiche mit Notwendigkeit sich um die Fahne einer bestimmten politischen Partei schaaren müssten. Das sind eigentlich lauter selbstverständliche Dinge und nur der heillosen Begriffsverwirrung auf politischem Gebiete, nur der schmählichen Herrschaft politischer Schlag- und Losungswörter, nur dem Parteiterrorismus, welcher nicht zum wenigsten von der Reichshauptstadt aus ausgeübt wird, ist es zu danken, dass der Philosoph siebzehn Jahre nach der Begründung des deutschen Reiches von dem Katheder der Wissenschaft in das Tagesgewühl heruntersteigen muss, um seine Glaubensgenossen an die Elemente des politischen Denkens zu erinnern, nur dem Parteifanatismus ist es zuzuschreiben, wenn diese Auslassungen, welche den Stempel der Wahrheit im höchsten Grade besitzen, seitens obskurer Skribenten, denen die philosophische Darstellung ja doch ein Buch mit sieben Siegeln ist, zu einem Gekläff schlimmster Art benutzt wurde. „Die deutsche Sprache ist unsere Muttersprache, das deutsche Land ist unser Vaterland, wie wir deutsch reden und denken, wie unsere Seele durch deutsche Dichtung und Wissenschaft erfüllt und gebildet ist, also wirken wir mit Geist und Herz, nach dem Maße unserer Kraft, an deutschen Werken. Die Größe, Hoheit und Macht der deutschen Nation ist die Sehnsucht unseres Gemütes.“ So schreibt und fühlt ein Mann, welcher ein Deutscher und ein Jude ist, so denkt und fühlt der Gelehrte, welchem das Interesse und das Wohlergehen des deutschen Vaterlandes am Herzen liegt, so schreibt, denkt, fühlt und spricht ein Mann, welcher zu jeder Zeit für die Interessen seiner Glaubensgenossen eintrat aber auch zu jeder Zeit daran denkt, dass, wenn das Interesse des Ganzen, das Wohl Deutschlands auf dem Spiele steht.

*) An die deutschen Juden. Von Prof. Dr. M. Lazarus, Berlin, Walther & Apolant. 1887.

das speziellere Interesse der Glaubensgenossenschaft zurücktreten muss. Mit diesen pompösen Worten nimmt Lazarus von seinen Glaubensgenossen Abschied. Wer sich von der Herrschaft des Parteifanatismus frei weiß, wird und muss die Ueberzeugung aussprechen, dass das Verhalten, welches Lazarus in der ernsten Zeit beobachtet hat, dem deutschen Judentum zur Ehre und zur Zierde gereicht, dass seine Tat eine wahrhafte Mannestat, eine Tat der Selbstüberwindung und der Selbstverleugnung war, welche in der Geschichte unserer Zeit einen Platz beanspruchen darf. Und dies wird den ausgezeichneten Gelehrten hoffentlich über die Angriffe der kleinen zahlreichen Kläffer im Süden und Norden trösten.

Mainz. Ludwig Fuld.



Souvenirs of my time.

Von Jessie Benton Fremons. — Boston, Lothrop & Co.

Ein so junger Staat wie Amerika immer noch ist, konnte er bisjetzt keine sogenannte Memoiren-Litteratur bieten, und erst ganz neuerlich finden wir Tagebücher und Erinnerungsblätter veröffentlicht, die zur Zeitgeschichte gehören. In diese Kategorie fällt auch das oben genannte Buch. Die Verfasserin gehört der besten Gesellschaft Neu-Englands an, sie ist eine Tochter des Senators Benton und hat von Kind auf in den diplomatischen Kreisen Washingtons gelebt. Was sie uns von diesen mitteilt, ist für uns so neu, als anregend; denn im Grunde wissen wir doch nur sehr wenig von dem geselligen Verkehr dieser uns so fern liegenden politischen Hauptstadt der Vereinigten Staaten, wo auf den stillen Straßen das Gras wächst und alle vorüberrollenden Karossen das Wappen irgend einer Großmacht tragen.

Amerika, zu Anfang des Jahrhunderts, als noch kein Dampfross es mit dem Stillen Meere verband, kein Telegraph und kein Telephon die Vermittelung übernahm, die Stimmen aus der neuen Welt an das Ohr der alten zu tragen, war ein ganz anderes Land, als wie es uns jetzt erscheint. Es gab noch keine Nähmaschinen, überhaupt keine Maschinen. Das Weiße Haus in Washington, wo der Präsident seinen Wohnsitz hatte, sah stille Abende im Familienkreise. Das Einkommen des Staatsoberhauptes bestand damals aus 25 000 Dollars, wofür es alle Ausgaben des öffentlichen Empfanges zu decken hatte. Das Weiße Haus ist ein großes Gebäude, es war kalt und feucht und die Kamine wärmten die Räume nicht, trotz der großen Holzkloben, die man hineinschleuderte. Wenn es regnete, stand Wasser in den unteren Räumen.

Das diplomatische Korps musste trotzdem empfangen werden; es gab große Diners und kleine, und Abends konnte Jeder zum Präsidenten gehen, dann war er at home, um Jedem, der wollte, die Hand zu schütteln.

Präsident Jackson war der Erste, welcher bei dem großen Empfange ein Souper aufsetzen ließ, was für tausend Gäste und mehr keine Kleinigkeit ist. Fräulein Benton wohnte in ihrem fünfzehnten Jahre zum ersten Male einem solchen Empfange bei und war bezaubert von dem Lichterglanze, dem Blumenflor, dem hellen Kaminfeuer und den geschmückten Räumen. Man speiste in Washington vortrefflich, Dank den französischen Köchen, welche aus Frankreich nach den Südstaaten eingewandert waren und ihre Kunst weiter verbreitet hatten.

Senator Benton brachte in jedem Jahre einige Monate in St. Louis zu. Damals war das ein stilles Städtchen, wo man die reine Luft der Prärien atmete, wo die engen Straßen mit Schatten spendenden Bäumen besetzt waren, der Missisipi sein gewaltiges Stromgebiet frei entfaltete. Senator Benton besaß dort ein Haus, wo er sich von seinen Staatsgeschäften erholte. Seine Töchter benutzten die Zeit um Französisch zu lernen. Es war ein Stillleben zum Ausruhen.

Jessie Benton verheiratete sich dort mit dem Oberst Frémont, dessen Beruf ihn gegen die Indianer in Delavare ziehen ließ. Seine junge Gattin blieb bei ihrem Vater zurück. Die Gegend, in die er zog, war damals eine Wildnis, wo Wölfe heulten und keine bewohnbaren Stätten sich fanden. Es war das jetzige Kansas. Innerhalb eines Menschenlebens, welche Veränderungen! — Mam kampierte dort in Zelten.

Senator Bentons Traum war ein Hafen an der Westküste, der für die amerikanische Flotte eine sichere Station bieten würde. Dieser Hafen, von dem er träumte, nennt sich jetzt San Francisco.

Als man nach Ableben des Senators Benton in St. Louis ihm eine Statue errichtete, wurde auf das Piedestal gesetzt:

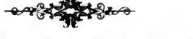
„Dort ist Osten"

und zugleich deutete die bronzene Hand der Statue nach Westen. Was darunter zu verstehen war, d. h. verstanden werden sollte, war: dass für Amerika das Stille Meer den Weg nach Indien biete und ein Hafen an der Westküste den Markt der Welt für seinen Handel frei lege, durch den es zu einer Großmacht wurde.

Das Buch enthält gar Vieles, das uns angenehm überrascht; nur muss man bedauern, dass die Dame ihre Erinnerung nicht gesichtet und in geordneter Weise zu Papier gebracht hat; denn bei dem Durcheinander von Neuem und Altem gewinnt man kein klares Bild von Menschen und Dingen mit Bezug auf Einst und Jetzt und kann nur mit großer Mühe

die wertvollen Perlen zusammenfinden und aneinander reihen. Wäre das nicht, so müsste man dringend eine Uebersetzung wünschen, die es dem großen Publikum zugänglich machte.

Wiesbaden. Amely Bölte.



Die Frauen im Spiegel der französischen, italienischen und russischen Spruchweisheit.

Ein Beitrag zur vergleichenden Völkerpsychologie..

Von Dr. Leonhard Freund.

(Fortsetzung.)

Was könnte nun hier helfen? Resignieren! Aber dazu entschließt man sich schwer; oft verbietet es schon die Eigenliebe und wäre diese auch überwunden, die Befürchtung eines möglichen Missverständnisses bleibt und lähmt den Vorsatz:

„Wer liebt, glaubt."

Ja:

„Der kann von großem Glücke sagen,
Der bösem Weibe kann entsagen."

Man soll deshalb nicht blos misstrauisch gegen die Weiber sein, sondern sie möglichst meiden und ihnen überhaupt aus dem Wege gehen:

„Fliehe Weiber, Wein und Würfel,"

denn

„Wer sich mit Frauen abgiebt, verliert den Verstand."

Er verbittert und verkürzt sein Leben:

„Cicisbeen und Buhlerinnen
Schleppen ihr Leben mühsam von hinnen."
„Wer dem Laster lebt, stirbt während er lebt."

Das gilt

„Von Vögeln, von Hunden, von Waffen und von Liebschaften, für ein Vergnügen tausend Schmerzen."
„Wein und Weiber beide sind sie
Süß am Abend und sauer in der Früh'."
„Bacchus, Tabak und der Venus Gab'
Bringen den Menschen früh ins Grab."

Der Volksmund öffnet sich hier sogar zu einem resumierenden Stoßgebete:

„Von zwei Mal gekochtem Fleisch, von ungelehrtem Arzt und von schlechten Frauen libera nos Domine."

An der volkstümlichen Spruchweisheit der Italiener haben ohne Zweifel Frauen mitgearbeitet; letztere werden darum auch vor denjenigen Gefahren gewarnt, die ihnen durch Männer erwachsen können. Es ist nämlich wirklich:

„Töricht die Frau, die dem Manne glaubt
Und den Hosen zu viel vertraut."

Zwar

„Viele wollen den Frauen hofieren,
Aber sie nicht zum Traualtar führen;"

sie denken:

„And're Städtchen,
And're Mädchen."
„Aus den Augen, aus dem Sinn."
„Mit dem Mund geküsst,
Das Herz es vergisst."

Ganz besonders unzuverlässig erweist sich Mars, wenn er auf dem Felde von Venus seinen Lorbeer sucht:

„Die Liebe des Soldaten bald verschwindet,
Wo er auch hinkommt, er sein Liebchen findet."

Also wird der Frau der Rat gegeben: Dem

„Manne, welcher schwört, traue nicht,"

denn

„Die Schwüre der Liebenden haben kurze Beine."

Dies gilt nun freilich von beiden Geschlechtern, aber nur unter Männern stößt man auf so frivole und das andere genus rein aggressiv betrachtende Maximen, wie die folgenden:

„Frau, Pferd und Barke gehören dem, der sie besteigt."
„Die Hässlichen allein sind keusch."
„Eine Frau, die gern sich lässt küssen, ist bald verführt."

Aus den Konsequenzen solcher Ansichten entspringt der Anlass zu der pikanten Lehre:

„Drei Dinge sind schlecht aufgegeben: ein Vogel in der Hand eines Knaben, — ein junges Mädchen in der Obhut eines Alten, — und Wein in der Hand eines Deutschen.

Gewiss nicht minder richtig erscheint die Bemerkung:

„Nimmt die Frau Geschenke an,
Ist sie dem Schenker untertan"

und gar zu oft kommt es in der Tat vor:

„Wo der Nutzen spricht, da verstummt die Scham."

Der Hinweis auf den mitunter genommenen Vorgang:

„Eine Frau, die gern sich lässt küssen, ist bald verführt"

bewährt sich wohl nicht immer; er dürfte aber doch dem schönen Geschlechte jedenfalls zur Warnung dienen können.

3. Selbstverständlich wird bei solchen Anschauungen vor dem Heiraten gewarnt:

„Wer noch nicht weiß, was Schmerzen sei'n,
Der geh', um eine Frau zu frei'n."

Man mache sich nur keine Illusionen:

„Die Ehen sind nicht so, wie sie gemacht werden, sondern wie sie ausfallen"

und das erfährt man ja schnell:

„Der Mann ist April, wenn er Frauen kürt,
Dezember, wenn er sie heimgeführt"

April repräsentiert hier unseren Maimonat.

„Wer ein Weib hat zur Seite,
Der hat Plag' im Geleite,
Eh'stand — Wehstand."
„Wer immer zu tun haben will, kaufe eine Uhr, nehme eine Frau und prügele einen Mönch."

Die Leiden des Ehestandes werden beschrieben, zugleich aber Vorsichtsmaßregeln empfohlen, um sie möglichst zu vermeiden:

„Im ersten Ehejahr bekommt der Mann Husten oder sonstige Krankheit oder — Schulden."
„Der Mühle und der jungen Frau gebricht stets etwas."

denn:

„Trinkgläser und Weiber
Haben zerbrechliche Leiber."

„Wer eine schlechte Frau hat, hat das Fegefeuer zum Nachbar."

„Ein böses Eh'weib, Rauch und Regen,
Sind einem Hause überlegen."
„Wer schlimme Gattin bringt ins Haus,
Dem gehen nie die Mühsal aus."
„Böse Eh'
Hat des Teufels Weh."

Man denke nur an die Gardinenpredigten und ihren Lärm:

„Das Glöcklein, das in der Kammer klingt,
Am schrecklichsten zu den Ohren dringt."

Die seltene Ausnahme tut wohl:

„Birnen und Frauen sind schätzenswert,
Wenn man sie nicht rumoren hört."

Dagegen

„Drei Töchter und eine Mutter im Haus
Machen zusammen vier Teufel aus"

und

„Schwiegermutter und Schnur im Haus,
Arten in Sturm und Hagel aus."

Der Einfluss, den der Charakter der Frau auf die Art der Wirtschaftsbesorgung ausübt, wird gleichfalls in Betracht gezogen:

„Wie die Herrin ist, so ist die Dienerin."
„Wenn die Frau flattert, stiehlt die Magd."
„Tolle Herrin, verrückte Dienerin."

Die Sorgen, welche die Erziehung der Kinder bereitet, kommen in folgenden Beobachtungen zum Vorschein:

„Mutter sein, heißt Dulderin sein."
„Gute Mutter fragt nicht lang,
Denn sie giebt nach Herzensdrang."
„Die Mutter versteht auch ein stummes Kind."

„Wie die Mutter, so die Tochter." „Die gute Mutter macht die gute Tochter." „Die unglückliche Mutter macht die Tochter tüchtig." „Die frömmelnde Mutter macht die Tochter grindig."

„Bei der Geburt sind alle Kinder schön,
Bei der Hochzeit alle gut,
Und beim Tode alle heilig."

Indessen:

„Kleine Kinder machen Kopfweh, große Kinder machen Herzweh."

„Die Kinder saugen die Mutter aus, wenn sie klein, und den Vater, wenn sie groß sind."

Der Vater muss die Leitung behalten:

„Der Vater ist mehr wert, als hundert Pädagogen."

Uebrigens:

„Wenn die Mutter todt ist, ist der Vater blind."

Auch die Schönheit der Ehefrauen hat ihre Kehrseite:

„Töricht und schön
Oft mit einander geh'n."
„Schöne Frauen bringen Krieg ins Haus."
„Wer gutes Pferd hat und schönes Weib,
Der hat mehr Sorgen, als Zeitvertreib."
„Wessen Weib zu schön,
Der muss Schildwach steh'n."
„Wer ein schön Weib und Schloss an der Grenze hat,
Genießt keine Ruh' auf seiner Lagerstatt."
„Weib ohne Geleit
Gerät leicht auf die Seit'."
„Verloren gehen Weiber und Hennen
Wenn sie weit vom Hause rennen."

Die Parömieen erteilen zunächst Ratschläge, um den Mann zu schützen:

„Lob' nicht dein Pferd, noch Weib und Wein,
Wenn du willst unbelästigt sein."

Wer dawider handelt, wird schon einmal sicherlich die Folgen spüren:

„Sag' einer Frau, dass sie schön ist, und der Teufel wird es ihr zehn Mal wiederholen."

Sie lassen es ferner an Warnungen nicht fehlen:

„Ist die Frau mit großer Schönheit beglückt,
Und nicht auch mit Engels-Reinheit geschmückt,
Sorg', dass man sie nicht auf der Straße erblickt."
„Wer daheim bleibt und schickt die Frau nach Geschäften aus,
Der wird wohl reich, bringt aber Schand' ins Haus."

Sie suchen endlich nach Remedur und verfahren dabei sehr ungalant. Ihre Therapie bedroht nämlich das widerspänstige schwache Geschlecht unter Umständen mit der Prügelstrafe, denn — so meinen sie —

„Frauen, Esel und Nüsse verlangen grausame Hände."

Es gebührt:

„Dem Pferde der Sporn und der Frau der Stock."

„Frauen, Hunde und Stockfisch sind nicht gut, wenn sie nicht geprügelt werden."

Nicht einmal die todte Frau wird von der italienischen Gnomologie verschont; die französische verfuhr freilich nicht edler:

„Vom Kirchhof bis zum Hause dauert,
Wie ein Wittwer trauert."

„Schmerz am Ellbogen und um die verstorbene Frau währt vom Ausgang bis zum Thor."

Das gleiche Gefühl hegt aber oft die andere für zärtlicher gehaltene Ehehälfte; es ist auch

„Ellbogenschmerz der Schmerz um den Mann."

Den Gipfel der Rücksichtslosigkeit erreichen die Sprichwörter in den Aeußerungen:

„Durch Gesundheit des Viehes und Sterben der Frauen findet ein armer Mann Hülfe."

„Zwei glückliche Tage der Mann erlebt,
Bei der Hochzeit und wenn er die Frau begräbt."

Es scheint jedoch trotz alledem nicht an Ausnahmen gefehlt zu haben, welche die Meinungen der Spruchweisheit über den Wert eines eigenen Heerdes selbst bei den im Allgemeinen unhäuslichen Italienern günstiger zu stimmen geeignet waren. Sie findet nämlich, dass:

„Ohne der Frauen Geleit
Herrscht keine Fröhlichkeit.
Wo keine Frauen sind,
Traurig die Zeit verrinnt"

und

„Ohne Weib an der Seite
Genießt der Mann keine Freude."

Sie muss anerkennen, wie eine

„Verständige Frau ziert das Gemach;"
„Eine kluge Frau ist ein kostbarer Edelstein."

Sie meinen, dass

„Gut bewaffnet ist der Mann,
Der treuer Frau sich rühmen kann."
„Wer viel Geld hat, die Zeit mit Zählen verbringt,
Aber wer ein schönes Weib hat, der singt."
„Ein Haus und treues Weib haben
Geht über alle anderen Gaben,"

denn:

„Weib und Melone, diese zwei,
Glücklich wer sie legt sich bei.,

„Haus, Brod und Oel, ein Weib daneben,
So kann man leben.“

Der Segen der Häuslichkeit wird nach den verschiedensten Beziehungen erörtert:

„Eig'ner Heerd ist Goldes wert.“

„Mein Haus, mein Leben. Wer nicht drinnen ist, der dringt nicht hinein und wer drinnen ist, erschrickt nicht.“

Goethe schrieb: „Es ist gar schön, an einem Orte fremd sein und doch so notwendig, eine Heimat zu haben.“ Einem ähnlichen Gefühle giebt die italienische Spruchweisheit in folgenden Aeußerungen einen zugleich originellen und prägnanten Ausdruck:

„Wer kein Haus hat, der hat keine Straße.“

„Gehe auf den Marktplatz, schaue und ärgere dich, kehre nach Hause zurück, trinke und freue dich.“

Das Haus wird zur Quelle edelster Empfindungen:

„Wer keine Kinder hat, weiß nicht, was Liebe ist.“

Es fördert gute Lebensart:

„In des Ehrenmanns Haus findet die Sitte statt,
Dass immer die Dame den Vorrang hat.“

Es macht genügsam und führt zur Zufriedenheit:

„Lieber schlechte Polenta im eig'nen Haus,
Als im fremden Wachtel- und Kapaunenschmaus.“

„Der Rauch des eig'nen Hauses ist mehr wert, als der Braten des Anderen.“

„Wem Gott wohl will, dem gefällt sein Haus gut.“

Manches Tier bietet dafür ein gutes Beispiel:

„Jeder Vogel freut sich über sein Nest“,

denn:

„Einem jeden Vogel dünkt sein Nest schön.“

und der Mensch kann mitunter gar pathetisch ausrufen:

„Das Haus der teuren Heimat mein,
Scheint mir und sei es noch klein,
Doch immer ein Palast zu sein.“

Dasselbe Glück der Häuslichkeit sollen nun pflichttreue Eltern auch ihren Kindern bereiten helfen. Darum erfolgt die Mahnung:

„Verheirate deinen Sohn, wann du willst und deine Tochter, wann du kannst.“

Nur sei man nicht zu vorlaut und belästigend, wenn es gilt, für Mädchen Reklame zu machen, um sie an den Mann zu bringen. Uebereifer schadet immer und überall:

„Taschentücher, die ausgehängt werden, pflegt man nicht zu verkaufen.“

Aus freier Selbstentschließung soll die wahre Ehe hervorgehen und aus der Uebereinstimmung des Gefühls und der Gesinnung beider Ehelustigen:

„Die Liebe lässt sich nicht raten.“

„Das Heiraten und das Gehängtwerden ist vorher bestimmt.“

„Wer in den Krieg will oder eigen Haus sich gründen,
Wird fremden Rat stets überflüssig finden.“

Dennoch unternimmt es die Spruchweisheit, Ratschläge im Interesse der Stiftung guter Ehen zu erteilen. Dabei geht sie von der Ueberzeugung aus, es sei nicht gut, wenn der Mensch allein ist und bringt sie durch allerlei seltsame Vergleiche zum Ausdruck:

„Es gebührt dem Manne ein Weib, dem Buben eine Rute.“

„Mit Einem Ochsen kann man keine gute Furche machen“.

„Die Frau ohne den Mann gleicht einer Linde und der Mann ohne die Frau gleicht einer Handtrommel.“

(Fortsetzung folgt.)



Unsere Litteraturzustände.

Von Franz Siking.

(Schluss.)

Der Lateiner sagt: Nulla dies sine linea. Wenn ihm also schon ein Tag eine Linie weiter an der Vervollkommnung bedeutet, was erwartet er von dem denkenden Menschen in dem großen Zeitraum von acht bis neun Jahren?

Ueberspringen wir daher nahezu ein Jahrzehnt, blättern wir weiter in der Gartenlaube, welche für zweimalhundertundsiebenzigtausend Abonnenten Lektüre macht, und sehen wir, was aus der Stilistik dieser Novellistik geworden ist, welche Dr. Friedrich Hofmann den deutschen Autoren zum Muster empfiehlt.

Die Dame erklärt uns Seite 3 im Jahre 1885 (Gartenlaube), dass das „Tafeltuch mit der Hochzeit von Kana aus dem Leim“ gegangen.

Seite 42 im Jahre 1885 „dämmert“ gar das menschliche Antlitz, indem es buchstäblich heißt:

„Diesmal aber hatte das Kind keine Augen für das schöne, weiße Gesicht, das wie Mondlicht sanft aus dem dunkeln Blattwerk drüben dämmerte.“

Die Marlitt hat offenbar Unglück mit poetischen und die Wissenschaft berührenden Bildern: sie kennt die Gänge und die Säle eines modernen Hauses besser als die Naturgesetze des Kosmos; aber auch in dem modernen Hause versagt ihr der Geist der Logik das Geleite und darum erzählt sie höchst ergötzlich weiter:

„Ein Jeder von uns will etwas gesehen haben und diesmal nicht etwa bloße Schatten und Wolken von Spinnweben.“

In dieser Weise stilisiert ein ganzes Heer belletristischer Lieferanten, oder vielmehr novellenfabrizierender Dilettanten, welchen die Marlitt als Lehrmeisterin diente, und darum müssen wir in erster Linie an diese uns halten und an die Gartenlaube, welcher wir solche anmutige Stilblüten und eine so vortreffliche Richtung verdanken. Wenn Friedrich Hofmann, der sie als Zauberlehrling wachgerufen, dieselbe vertritt, so kann uns das nicht wundern, wenn aber Rudolph von Gottschall in seinen Plaudereien über Romandichtung*) die Marlitt als Ret-

*) Erschienen im Jahre 1885 in der Gartenlaube Nr. 28, Seite 459.

terin vor Zola anführt und von ihr behauptet, dass sie eine „der besten Erzählerinnen“ sei, die „in Bezug angeborener Gabe des Fabulierens keinen Vergleich zu scheuen brauche“, so bedauern wir dieses Urteil um Gottschalls willen. — —

Der litterarische Katechismus lehrt uns: dass es vom Uebel ist, wenn man an einem Genius nur die Schwächen bemerkt und nicht die Tugenden; desgleichen ist es vom Uebel, wenn man das Gute gänzlich todtschweigt, aus Angst, die Aufmerksamkeit des Publikums darauf zu lenken. Am übelsten aber, meint der litterarische Katechismus, dienen wir der heiligen Sache, wenn wir eine Geistesrichtung zu vertreten uns bemühen, welche nur einzelnen Personen förderlich, der allgemeinen litterarischen Entwickelung aber hinderlich ist. Grundsätzlich aber sollen wir, welches litterarische Glaubensbekenntnis uns auch beseelen möge und mit welchen Sympathien oder Antipathien wir im Innern ringen, uns einmütig die Hände reichen, wo es gilt, die Schlange des Cynismus zu bekämpfen.

Solche Erscheinungen, die Hebammendienste auf dem Wege zum Parnass verrichten möchten, sind eine gute Lehre für die Gesellschaft: sie sind geschaffen, um den Ekel an der Gemeinheit zu erregen; sie sind die Strafe, welche diesen frommt, die leider nicht nach den Klassikern und nicht nach Scott und Gustav Freitag, aber nach der sensationellen französischen Schule sich gebildet haben, nämlich diesen, die nach dem litterarischen Realismus so heiß begehren, wie die Anarchisten nach der Teilung der Güter.

Die Folgen dieses Gebahrens ahnt jetzt schon jeder Gebildete, und eine kommende Generation wird diese Opposition gegen die Klassiker richten.

Solche Erfahrungen waren in der Völker- wie in der Litteraturgeschichte immer zum Guten; der Klauren erst hat Hauff so groß gemacht. Doch das ist nur ein kleines Beispiel, ein größeres giebt Gottsched und Lessing und das größte Shakespeare, den die Erbärmlichkeit der damaligen Pharisäer zum Märtyrer und dadurch zugleich zum litterarischen Messias Britanniens machten.

Aus den kranken Epochen, aus Zeiten des Verfalls tritt stets ein kerngesunder großer Geist hervor: Die Seele siegt, wenn auch der Leib zerstiebt, und also findet Zola seinen Ueberwinder.

Dass dieser Drachenzwinger aber keine Marlitt sein kann, ist eben so gewiss, als dass dieselbe dem Ritter Sankt Georg so wenig gleicht, als einem Stern. Und wenn Rudolph von Gottschall behauptet, dass die Autorin der „Karfunkelsteine“ den „guten Geschmack“ nicht gefährde, und wenn er um ihretwillen „die jüngere Kritik“ als den „sich absurd geberdenden Most“ bezeichnet. Wenn Gottschall ferner „das Maß der Lebenswirklichkeit“, das sie in ihren Romanen bietet, als das „richtige“ unterschreibt, und wenn er endlich (der doch sonst — sei es nun zu „Memphis“ oder „Leipzig“ — die Stelle suchte, wo man sterblich war) die „kritische Phantasie“ „in Spiritus“ tauchen möchte, um sie als „tragikomisches Naturspiel“ im „litterargeschichtlichen Museum“*) zu verwahren, so wird dieser Eifer die Tatsache nicht ändern, dass sich das Volk dauernd auch nicht von der findigsten Reklame beeinflussen lässt.

Man kann es nicht mehr wie ehedem am Braggenseile lenken, denn seit Kopernikus ihm begreiflich machte, dass die Erde keine feststehende Scheibe ist, sondern eine im Himmelsraume schwebende Kugel; seit es ferner weiß, obwohl das Herz der Erde noch zwanzig Millionen Meilen von der Sonne trennen, wie Licht und Finsternis am Himmelsraume verteilt sind, und dass wir auf dem Monde nicht leben könnten, weil unsere Elemente Wasser, Luft und Feuer uns dort zur Unterhaltung fehlten, seit dieser Zeit weiß das große, deutsche Volk einen Stern von einem Nachtlicht zu unterscheiden.

Es brennt aus dieses trübe Licht, obwohl man es überreich mit Oel versorgt; es braunte schon bedauerlich matt in der niedern Region der „Oberamtmanns Magd“ und fing an, übeln Geruch zu verbreiten im „Hause des Kommerzienrats“.

Man täusche sich nicht, die Welt ist übersättigt vom Geiste der Ernüchternng und die Tagesnovellistik in der von gewissen Zeitschriften**) eingeführten Fassung reizt nicht mehr. Man ist die stereotypen Puppen müde, mit welchen man die modernen Romane ausstaffiert; man las genug von der „heimlichen Lieb“; man kennt auch das ganze Sündenregister des Hanspfaffentums in der Gestalt der Mucker oder Jesuiten, wie auch die Geißelung der kleinen Höfe, und damit ist das Marlittprogramm so vollständig erschöpft, wie dasjenige ihrer unzähligen Nachahmer.

Wir sehen, wenn auch der Geist der Spekulation alles getan, um mit den Idealen des Dichtertums aufzuräumen, wenn er herzlos und mit eherner Hand die echten Musensöhne seit vielen Jahrzehnten aus der Bahn zu schleudern strebt, weil ihm dieselben den Weg zu dem eiskalten Goldschachte der Schwarzelfen erschweren, so werden die beleidigten Musen durch die wachsende Erkenntnis im Volke gerächt werden.

Die novellistische Sündflut, mit welcher man das Land überschwemmt, wird sinken und verdünsten, und das Bedeutende, welches der alte Neiding der Schöpfung in der Tiefe gefangen hält, wird die Oberfläche wieder gewinnen. Das Gute siegt: Es kann der Geist der Finsternis die Lichtgebornen nicht

---

*) Im Jahre 1885, Gartenlaube Nummer 28, Seite 429.

**) Dass ich darunter nicht Zeitschriften verstehe von der vornehmen Litteratur der deutschen Dichtung und dass ich Blätter von dem Range der Westermanns Monatshefte, Nord und Süd etc. in dieses Sieb nicht menge, erweist meine Broschüre „Ein Kampf mit der Gartenlaube“.

bezwingen, das Gottverwandte strebt der Gottheit zu!

Nicht an edeln Bäumen fehlt es der neuesten Pflanzung des deutschen Dichterwaldes, sondern nur die Hand der Liebe mangelt, welche sie herzen sollte, damit sie wachsen könnten und gedeihen.

Ach, die Begeisterung hochstrebender Genossen und warmherziger Gönner, welche früher den Poeten geweckt und ihn anfeuerten zu kühnen Großtaten des Geistes, ist der Gleichgültigkeit gewichen. Die Uebersättigung hat eine Blasiertheit, eine Stumpfheit hervorgerufen, welche tief bedauerlich ist. Dass aber diese Apathie gebannt werden kann, hat uns Richard Wagner bewiesen, der mit Mut und Energie den Gespenstern, welche die Spekulation wachrief, zu Leibe ging und sein Kunstideal verteidigte. Lassen wir uns von dieser Energie nicht beschämen und lassen wir den Materialismus nicht die Oberherrschaft über den Idealismus gewinnen. Stark sollen, stark müssen wir sein in der Verteidigung unserer heiligsten Güter. Eingedenk der Pflichten, die uns auferlegen, bildend auf das Volk zu wirken und erhebend und veredelnd auf Herz und Geist der Jugend, müssen wir der Worte der Jeanne d'Arc gedenken, die rettend rief: „Was zagt ihr tapfre Franken, auf den Feind!!"

Kein litterarischer Ehrenmann wird sich im Innern für die „Männer" unserer Belletristik erklären. Ein offener Kampf ist besser als ein falscher Frieden! Und darum rufen wir getrost mit dem Lateiner:

Abusus non tollit usum!



Sprechsaal.

Geehrter Herr Redakteur!

Auf meine Bemerkung über den Sinn des Wortes: „Domesday-book" antwortet Herr Karl Blind in Nr. 14 des „Magazin", verzeichnet zwei Briefe von ungenannten Autoritäten, welche sich (ohne Begründung) gegen meine Ansicht aussprechen und verlangt von mir nähere Beweise.

1. Der Hauptbeweis liegt im Dombok. Das Register Wilhelms II. war bekanntlich nur eine Erneuerung oder Nachahmung des Registers, welches Alfred angelegt hatte. (Vgl. Ingulph, Hist. Croyl. fol. 516 a.: „Talem rotulum et multum similem ediderat quondam rex Alfredus, in quo totam terram per comitatus, centurias, et decurias descripserat sicuti praenotatur.")

Dieses Register wird in den Angelsächsischen Rechtsquellen „Dombok" genannt (s. Phillips, engl. Reichs- und Rechtsgesch. § 22) und man ist ziemlich einig, dass dieses Wort die gleiche Bedeutung wie Domesday-book hatte.

Hier lässt sich aber weder ein dei, noch ein day einfügen, und die Bedeutung = liber domus oder domuum, Hausbuch — ist unverkennbar. Zur Zeit Wilhelms II. war das Wort dombok veraltet und wurde durch ein gleichartiges (domestic book) ersetzt. Das Register wechselte bekanntlich auch im Mittelalter mehrmal den Namen: „Hausbuch, Erbbuch, Landbuch, Landtafel u. s. w. Bald war der eine, bald der andere Ausdruck geläufig.

2. Das Wort: „Hausbuch" wird im Mittelalter häufig in gleichem Sinn gebraucht. So zerfallen die Stadtbücher (z. B. von Rostok) in zwei Abteilungen: Das Erb- oder Hausbuch, und das Pfand- oder Rentenbuch. [Das „Eigenthums-" und „Lastenblatt" des modernen Grundbuchs.] Ebenso bezeugt Grimm, (v. Hausbuch), dass Hausbuch (2) = Grundbuch, Kataster, liber redituum, und (v. Dom), dass dôm im Althochdeutschen (bei Isidor) in der Bedeutung von Haus vorkommt.

3. Ingulph sagt in seinen Hist. Croyl. über das Domesday-book (fol. 516 a.): „Iste rotulus vocatus est rotulus Wintoniae et ab Anglicis pro sua generalitate, omnia tenementa totius terrae integre continente, Domesday cognominatur."

Nun heißt tenementum = Hausstand, Hauswesen, und daraus ergiebt sich der für den Rotulus gebrauchte, seinen Inhalt bezeichnende Beiname: „Hausbuch" von selbst. Ein domus dei steht mit der generalitas tenementa continens in gar keinem Zusammenhange, und ein doomsday lässt sich überhaupt nur mit höchster Anspannung der Phantasie gewinnen.

4. Aus den Worten Ingulphs: „et ab Anglicis cognominatur" — ergiebt sich, dass Domesday kein offizieller Titel war, sondern dem Register nur nebenbei (cognominatur) vom Volke als kürzere und verständlichere Bezeichnung beigelegt wurde. Dies beweist [zunächst gegen das gewiss nicht gemeinverständliche doomsday; es beweist aber auch] meine Ansicht, dass das Wort domesday zuerst gesprochen, und dann erst nach dem Klange des Wortes nachgeschrieben wurde. Dadurch aber wird nicht die Schreibart (domesday), sondern die Sprechweise des Wortes (domsdi oder domsti) zum kritischen Maßstab für die Erklärung.

5. Dieselben Worte Ingulphs erklären auch die Verballhornung. Ingulph spricht von den Engländern als Fremden, zu denen er nicht gehört [ab Anglicis cognominatur]. Die Schriftsteller zur Zeit Wilhelms II. waren Normannen, der englischen Sprache nicht kundig, und schrieben daher das Wort nach dem Klange nieder, ohne es zu verstehen. In der letzten Silbe glaubten sie ein day zu erkennen; das Andere war ihnen dunkel und sie fixirten nur die Aussprache.

6. Von der Aussprache des Wortes weicht die Erklärung domsti gar nicht ab, während gerade Herr K. Blind voraussetzen muss, dass man statt u (doomsday) ein o gesprochen habe.

Meine Erklärung entspricht dem Inhalte des Buches; giebt denselben kurz und gemeinverständlich wieder, eignet das Wort also zum volksthümlichen cognomen, wird durch das Dombok und die Aufklärung Ingulphs beglaubigt; — und das Befremden, welches sie anfänglich bei Einzelnen erregen mag, rührt bloß davon her, dass man bisher die Schreibweise des Wortes zum Ausgangspunkte nahm.

Nur ein Missverständnis des Herrn Blind möchte ich beseitigen.

Ich habe nicht behauptet, dass Liber domesticus jemals der offizielle Titel des Buches war; domesday-book war von Anfang an nur eine Nebenbezeichnung, ein cognomen seitens des Volkes.

Ich sagte, das domesday-book (richtig domestic book) hieß liber domesticus; sowie ich vom Dombok sagen könnte: es hieß liber domus, id est: der englische Name war gleichbedeutend mit (hieß auf Latein): liber domesticus, liber domus.

Ich zeichne, geehrter Herr Redakteur,

mit vorzüglicher Hochachtung

Wien. Dr. Ofner.

Litterarische Neuigkeiten.

Partikularist Bliemchen in Italien (Leipzig, Carl Reißner). Der begabte Humorist Gustav Schumann hat auch hier wieder den Zauber seiner urwüchsigen Laune entfaltet. Dieser Bliemchen ist doch ein Prachtkerl. Es giebt zwei Sorten des Humors, die künstlerische Wirkungen erzielen. Die eine, welche in ungebundener Excentricität schwelgt und den Einfällen einer burlesken Phantasie die Zügel schießen läst. Die andere, welche in schlichter Natürlichkeit den unbewussten Humor des wirklichen Lebens wiederspiegelt. Würde Schumann ab und zu etwas strengere Selbstzucht üben und sich von der Karrikatur fernhalten, so möchte ihm der Rang eines berühmten Humoristen kaum bestritten werden.

„Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur" von Charlotte Lady Blennerhassett, geborene Gräfin Leyden. Erster Halbband. (Berlin, Gebrüder Paetel.) Wir werden auf das Werk seiner Zeit, wenn komplet, noch näher eingehen.

„Georgische Dichter", verdeutscht von Arthur Leist (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Unter den orientalischen Litteraturen ist die georgische, was Poesie anbetrifft, nicht gerade die ärmste und doch ist sie im Abendlande bis heute noch völlig unbekannt. Für die Uebertragung der Gedichte, die dem Herausgeber des Werkchens vortrefflich gelungen, müssen wir ihm nur unseren Dank zollen. In dem gleichen Verlage wurde vor Kurzem ein Bändchen Erzählungen unter dem Titel „Bunte Märchen" von Hanna Schomacker veröffentlicht, welche wir Jedem, der sich einige weihevolle Stunden verschaffen will, empfehlen.

„Die Nationalität der Jungfrau von Orleans." Unser werter Mitarbeiter, Professor Semmig in Leipzig, der seine Widerlegung verschiedener Irrtümer, betreffend Jeanne d'Arc (siehe Nr. 16 des „Magazins") an mehrere Gelehrte in Frankreich gesandt hatte, erhielt vor Kurzem einen höchst anerkennenden Brief von Herrn Baron de Braux in Boucq (Departement Meurthe), worin Letzterer sagt: „Je vous suis très reconnaissant d'avoir bien voulu m'envoyer votre excellent article sur Jeanne d'Arc inséré dans le Magasin. Je l'ai lu avec le plus vif intérêt. Vos critiques sont d'une absolue justesse. Oui, Jeanne d'Arc était Française et nullement de nationalité autre. D'ailleurs, l'argument le plus absolu a toujours été, pour moi, sa réponse à ses juges. Et certes un accusé connait mieux que personne sa nationalité. Un argument qu'on n'a pas fait assez valoir, à mon avis, c'est que toutes les enquêtes feurent faits par le bailli du Bassigny Champenois . . . Je vous le repète, votre article est de tout point excellent." Der Baron de Beaux besitzt die vollständigste Sammlung aller Bücher, Schriften und Dokumente über die Geschichte des Mädchens von Domremy; sein Urteil ist um so erfreuender, als er ein Abkömmling der Familie d'Arc ist.

Von unbeschreiblicher Komik ist ein „Offener Brief Friedrich Spielhagens" an den Feuilleton-Redakteur der „National-Zeitung", in welchem er über die ungeheure Macht und rührige Industrie der Realisten-Häuptlinge jammert. Diese Missetäter hätten sich durch ihre Energie die Oberherrschaft in der gesammten Presse erobert. Mit stiller Rührung nehmen wir diese Anerkennung des verehrten Mannes entgegen, der doch in der Industrie selbst als geprüfter Meister vom Stuhle gilt. Nachdem man Alles versucht, um die jungen Löwen niederzuducken, singt man jetzt den schönen französischen Chanson: „Dies Tier ist gar zu bös! Es beißt gar, wenn man's tritt." Die passive Begabung der Realisten (selbst wenn diese zweiundzwanzig Werke verfasst haben sollten) hätte diese huldvolle Aufmerksamkeit der Litteratur-Zaunkönige wohl kaum veranlasst. Jaja, wir müssen nur „produktiver" werden, wie Karl Frenzel noch kürzlich so schön ermahnte — in einigen Essays „Die Dichtung der Zukunft", die wir im Uebrigen mit aufrichtiger Freude begrüßten. Hier erkennt man doch den reifen Kopf, welcher versucht, der Wahrheit die Ehre zu geben, obschon die volle Wahrheit ihm noch keineswegs aufgedämmert scheint. Auch dies geht jedoch zum größten Teil aus einer an sich unglaublichen und doch meistverbreitetsten Tatsache hervor: Dass er die Hauptwerke der Dichter, über die er allgemeine Tiraden loslässt („wenn Einer unter euch sich als Enkel Shakespeares fühlt, hier setze er ein!") gar nicht gelesen hat. Frenzel ist jedoch der Einzige, von dem wir seinerzeit ein gerechtes Urteil erhoffen.

Bei Hermann Costenoble in Jena erschienen vor Kurzem zwei Romane, die es verdienen, auch einem größeren Publikum zugänglich gemacht zu werden: „Templer und Johanniter" betitelt sich der eine von Ludovica Hesekiel, einer Enkelin des bekannten Dichters, und in dem anderen giebt uns Arthur Roehl eine gute Uebersetzung von Lucas Malets Roman „Oberst Enderbys Frau". In beiden Romanen wird der Leser durch die äußerst fließende Sprache und die spannende Handlung bis ans Ende gefesselt.

„Ein einfach Herz." Roman aus dem Leben von Charles Reade (18. Bändchen der Engelhornschen Allgemeinen Romanbibliothek). Klar und scharf umrissen, ohne störenden Ballast erzählt Reade die unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Tatsachen seiner Geschichte, die ebenso sehr durch die ungewöhnlichen Charaktere der handelnden Personen, als durch die dramatische Verwickelung fesselt. — Stuttgart, J. Engelhorn.

„Histoire de la Littérature Néerlandaise en Belgique," par J. Stecher, professeur à l'université de Liége, membre de l'Académie royale. Von den vielfachen, in neuerer Zeit über niederländische Litteratur veröffentlichten größeren Arbeiten unterscheidet sich die obenverzeichnete durch den Umstand, dass sie sich ausschließlich auf das Gebiet der belgisch-niederländischen Provinzen erstreckt und namentlich von der seit der 1830 erfolgten politischen Trennung eingetretenen vlämischen Bewegung bis auf die Gegenwart ein lebendiges, ausführliches Gemälde entwirft. Der Verfasser, ein geborener Genter, der seit 1842, zuerst in seiner Vaterstadt, seit 1850 in Lüttich in hervorragender Weise als akademischer Lehrer sowohl der niederländischen als der französischen Litteraturgeschichte wirksam ist und dem außerdem der Vorteil zu gut kommt durch Geburt und Erziehung sich in beide Sprachen hineingelebt zu haben, war von vornherein, abgesehen von seiner umfassenden Gelehrsamkeit, vorzüglich berechtigt, sich der übernommenen Aufgabe zu unterziehen; was aber seiner Darstellung einen besondern Wert verleiht, ist, dass er es sich angelegen sein ließ, durch den ganzen Verlauf der Geschichte, die zwischen den romanischen und germanischen Provinzen des gegenwärtigen Belgiens erkennbaren geistigen Wechselbeziehungen hervorzuheben und schließlich, gegenüber den unter Vlamigen und Wallonen noch so vielfach auftauchenden Vorurteilen, der belgischen Nation zum Bewusstsein zu bringen, dass ein althistorisches inneres Band der politischen Einheit des durch Abstammung sowohl als durch die Sprache geteilten Landes zu Grund liegt und diese Zweisprachigkeit der Kräftigung des staatlichen Gemeinwesens nur Vorschub leisten kann. — In Folgendem beschränke ich mich auf eine einfache Darlegung des Inhalts nach der Ordnung der 15 Kapitel, in welche das Buch zerfällt (die gesperrte Schrift bezeichnet die wirklichen Titelüberschriften).

1. Die Anfänge. Der wahre Ausgangspunkt. Der niederdeutsche oder fränkisch-sächsische Charakter der dietschen (flämischen) Sprache; Heinrich von Veldeke zunächst ein Limburger Dichter. — 2. Erzählende Dichtung des flämischen Mittelalters. Karolingischer Cyklus, Tafelrunde, Nachahmung französischer Dichter (Chrestien de Troyes am Hofe Philipps von Elsass, Grafen von Flandern). — 3. Altniederländische (dietsche) Metrik — Bürgerliche Epik (Van den Vos Reinaerde und Zugehöriges). — 4. Klösterliche Dichtung (Sanct Brandan, Beatrijs u. a.) Vlämische Liederdichter (an deren Spitze Johann I., Herzog von Brabant). — 5. Lehrdichtung. Maerlant und seine Schule. — 6. Dramatische Litteratur des Mittelalters; Abele spelen, sotternien, kluchten. — 7. Gnomische Litteratur (Spruchdichtung, spotten, exempel, priameleu). — Anfänge der Prosa; Johan van Ruysbroec, der Mystiker (geb. 1291), Geschichte, Roman, Jan Yperman, Verfasser eines Werkes über Chirurgie (um 1330). — 8. Die Rhetoriker (rederyker) und ihre litterarische Wirksamkeit. — Uebergangs-Periode. — 9. Renaissance und Reformation. Aufschwung und Bewegung der Geister. Marnix von Sainte-Aldegonde, die hervorragendste Figur des 16. Jahrhunderts und der wahre Vorläufer der klassischen Litteratur. — 10. Die Flamänder in Holland. Die Litteratur der Auswanderung. Simon Stevin, Heinsius, Zevecote. — 11. Die Vereinsamung. Theater (W. Ogier), A. Poirters (Dichter), Jakob Moons, Verfasser von Zinnebeelden (1689). — 12. Der Verfall. Die Litteratur während des österreichischen Regime. — 13. Die flämische Litteratur unter französischer Herrschaft (1797—1815). — 14. Die Periode der niederländischen Union (1815 bis 1830). — 15. Unabhängigkeit und Renaissance. In den 53 Seiten dieses letzten Kapitels entrollt sich in ebenso blühender als kräftiger Sprache das Gemälde des Wiederauflebens einer nationalen Litteratur von 1830 bis auf die Gegenwart. — Den Schluss des Buches bildet ein vollständiges, bei der Reichhaltigkeit des Inhaltes und der in den Anmerkungen verbreiteten gelehrten Notizen, besonders wertvolles Personen-Register.

Dudens „Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache" (45 000 Wörter) mit etymologischen Angaben, kurzen Sacherklärungen und Verdeutschungen der Fremdwörter". Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Wer in Sachen der Orthographie einen zuverlässigen Berater zur Seite haben will, der schaffe sich das Werkchen an.

Die Kunst, die deutsche Armee zu bekämpfen. Von einem französischen Artillerieoffizier. (Autorisierte Übersetzung. Berlin. F. Luckhardt.) Eins der törichtesten, jammervollsten Machwerke, das uns je vor Augen kam! Wenn der Verfasser wirklich ein Stabsoffizier ist — wie muss es dann um die militärische und sonstige Bildung des französischen Offizierkorps bestellt sein! Allein die Sache ist doch psychologisch von großer Tragweite. Wenn schon ein Offizier, der 1870 mitgemacht hat, solche lügenhaften Albernheiten auszustreuen wagt und zwar offenbar bona fide, von seinem eigenen Unsinn betäubt, so muss doch die Masse des französischen Volkes derlei Ungeheuerlichkeiten erst recht für baare Münze nehmen. Wir können den Franzosen nur raten, die Ratschläge dieses Karlchen Mießnick strikte zu befolgen. Das unverdrossene Losstürmen auf die Deutschen, um sie mit dem Bajonett zu werfen, und besonders die Massen-Bajonettattacken bei Nacht werden gewiss sehr zu empfehlen sein. Dass der Verfasser an einem Fieberdelirium der Spionenriecherei leidet, wundert uns nicht. So ist's recht! Man trete den Deutschen nur mit heiterem „Lachen" entgegen, „weil jedes Mal, wo wir das seltene Glück hatten, sie Mann an Mann zu erreichen, sie die Flucht ergriffen". Warum sind sie gewichen, diese armen Deutschen? Nun, ganz einfach: „Weil wir tapferer sind als sie" (S. 46) und weil sie eine „unvollkommene kriegerische Natur" (S. 31) besitzen! Sogar die Russen und Oesterreicher sind echte Soldaten, im Verhältnis zu den feigen und unfähigen Deutschen! — Sobald die Franzosen mal erst den Rhein überschreiten, wird ganz Deutschland uneinig auseinanderfallen — versteht sich! Dafür muss jeder Soldat „condensierte Lebensmittel für mehrere Tage im Tornister" bei sich führen, damit man unverzüglich, „seien die Opfer noch so groß, in die Pfalz eindringen kann (vielleicht à la Mélac?), um Schrecken zu verbreiten! — Vor allem haben die Deutschen nur vermöge ihres überlegenen Gewehrs 1870 gesiegt — obschon doch selbst jeder Boulevardier wissen muss, wie sehr gerade das Chassepot dem Zündnadelgewehr überlegen war! Köstlich wirkt die Wohlweisheit des „Artilleriekapitäns", welcher Moltke über die neue Taktik belehrt. S. 13 heißt es wörtlich: „Herr von Molkte weiß selbst noch nicht, was man von der neuen Taktik zu erwarten berechtigt ist." Unser naiver Held setzt hinzu: „Dieser Satz wird den Leser vielleicht in Erstaunen setzen".... allerdings, ein wenig. Wenn übrigens Verfasser meint, 100000 Mann von 1810, von Napoleon in Person kommandiert, würden von 50000 Mann irgend einer europäischen Armee von heut unter jedem beliebigen General — eben infolge der Verbesserung der Schusswaffen — geschlagen werden, so mag diese oberflächliche Behauptung nur dem Laien einleuchten. Verfasser beweist nur, dass er über das hauptsächlich entscheidende psychologische Moment der Taktik und über die verhältnismässig geringe Wirkung des Fernfeuers und Massenschnellfeuers auf einem Nahkampf suchenden kaltblütigen Gegner niemals Studien angestellt hat. Doch eine blinde Henne findet ja auch manchmal ein Korn, und so müssen wir gewissen Aeußerungen auf S. 33 über den vorsichtig mathematischen Vormarsch der Deutschen nach Paris in dem waffenentblößten heerlosen Frankreich und über den Mangel an selbständiger Initiative der Führung am Tage von Châtillon vollkommen zustimmen. — Alles in Allem aber hat sich Verfasser durch sein windiges Gerede um sein Vaterland nicht wohlverdient gemacht. Es entschuldigt ihn höchstens, dass er in aller Einfalt handelt und nicht ermisst, welches unpatriotische Verbrechen man begeht, wenn man falsche Vorstellungen erweckt und luftige Hoffnungen vorspiegelt. Nach solchen Brochüren muss das revanchelustige Volk glauben, dass man heute mit mehr Recht denn je von einer Militärpromenade „à Berlin" reden könne. Wir wollen dem „Artilleriekapitän" nicht wünschen, dass er die deutschen Bajonette, die er sucht, in der Nähe schmecken lerne. Das „Lachen über die Deutschen" möchte ihm wohl vergehen. Schon das ewige Wiederholen der Phrasen „Verrath" und „Dreifache Uebermacht" muss schädlich wirken. Wie steht es denn mit dieser angeblichen Uebermacht? Sie war durchweg (zweifach, dreifach, manchmal vier- und fünffach) auf Seite der Franzosen in der zweiten Hälfte des Feldzugs. Bei Weißenburg, Wörth, Spicheren wurde die deutsche Ueberlegenheit nicht nur völlig aufgewogen durch die unerhört starken Stellungen des Feindes, sondern an den einzelnen Entscheidungspunkten (Sturm auf den Rothen Berg, das V. Korps bei Wörth u. s. w.) war die Uebermacht ganz auf französischer Seite. Bei Gravolotte wurde unsere Uebermacht teilweise durch die schlechte Führung deutscherseits teilweise durch die citadellenartige Höhenstellung paralysiert. Bei Mars la Tour hingegen, der merkwürdigsten und für die preußischen Waffen glorreichsten aller Schlachten, standen uns die Franzosen an den meisten Punkten mit sechsfacher Uebermacht entgegen; Regimenter kämpften gegen ganze Divisionen, die 38. Brigade gegen 1½ Armeekorps; ja, am Abend, als alle Verstärkungen eingetroffen, war der Feind immer noch 150000 und wir circa 70000 Mann stark! Und nun Sedan! Darüber herrschen selbst im deutschen Publikum falsche Begriffe. Die französische Armee betrug mindestens 140000 Mann (noch bei den Verhandlungen in Donchéry redeten Moltke und Bismark von 70000 Mann!), was aus der Addition des Schlachtverlustes (42000 Mann), der Kapitulierenden (83000 Mann) und der über Belgien oder nach Mezières Entkommenen (15—20000 Mann) sich leicht ergiebt. Von deutschen Korps kämpften nur das V. und XI. preußische, 1½ bairische, das XII. sächsische und circa 5 preußische Gardebataillone mit. Das ergiebt nach den großen Verlusten des Augustmonats eine Masse von höchstens 100000 Mann. Da nun die Deutschen auf der Peripherie in dünnen Linien, die Franzosen im Innenkreis in dicken Massen standen, so haben sie zweifellos in der Schlacht selbst überall bedeutende Uebermacht gehabt. So zerinnt das Märchen von der deutschen Uebermacht vor dem Auge des Forschers ins leere Nichts. — Vortrefflich wie die Kaiserliche Armee sich schlug, war ihr doch auch das Material der Deutschen in jeder Einzeltruppe überlegen. Nur sollten die deutschen Autoritätsmichel sich nicht einreden lassen, dass die Generale den Löwenteil des Sieges beanspruchen dürften. Es sieht der Welt und besonders unsern lieben Deutschen ähnlich, die kriegerischen Erfolge immer der „Führung" zuzuschieben. Der deutsche Krieger lebt noch immer des Glaubens, nicht er, der Michel, sondern die „Führung oben" habe 1870 alles gethan. Von dieser Legende wird die unerbittliche Kriegsgeschichte der Zukunft einen Teil hinwegnehmen und nachweisen, dass die mannigfachen Fehler und Schnitzer der deutschen Heeres- und Korpskommandos nur im Gegensatz der völligen Unfähigkeit der französischen Führung so erfolgreich bleiben konnten. Dass Bazaine es wagt, sich in seiner bekannten letzten Rettungsschrift als „Besieger Preußens in den zwei furchtbarsten Schlachten des Jahrhunderts" zu brüsten, zeigt höchstens das niedrige Niveau seines strategischen Begriffsvermögens, da Vionville und Gravelotte (abgesehen von der auch taktischen Unbestreitbarkeit der deutschen Siege) strategisch zu schweren Niederlagen wurden — allerdings weniger durch irgendwelche geniale Voraussicht und Leitung des preußischen Hauptquartiers, als durch die Gewalt einer Reihe von schicksalsschweren Umständen, da Bazaines strategische Auffassung seiner Lage am 16. August von seinem Standpunkt aus ganz richtig und der angebliche (nachher der deutschen Oberleitung untergeschobene) Plan eines Hineindrängens der Franzosen in die Festung Metz erst nach dem 16. wirklich reifte. Am 16. (dem eigentlichen Entscheidungstag des Feldzugs, ohne den ja auch Sedan nicht möglich war) operierte man beiderseits so planlos wie irgendmöglich, und der ganze Ruhm gebührt den unübertrefflichen altpreußischen Truppen. Wenn man sich deutscherseits bloß auf die „Führung" verlassen müsste, da wäre es schlimm mit unserer Zukunft bestellt. Denn erst das Schlachtfeld kann ja lehren, ob die Franzosen nicht mittlerweile bei dem freieren Fluss ihrer Militär-Entwickelung unter sich bedeutende Führer ausgebildet haben. Nein, Herr Brochüren Kapitän, nicht auf dem System Moltke beruht die deutsche Ueberlegenheit, sondern auf der „unvollkommenen kriegerischen Natur der Deutschen."

„Von Keller zu Zola." Kritische Aufsätze. (Berlin Heines Verlag.) Unter diesem Titel hat Fritz Mauthner uns ein Sammelbüchlein gespendet, das einen gemischten Eindruck macht. Die Parodie auf Bret Harte müssen wir als unverdient verwerfen. Der Essay über Keller strotzt von jener lächerlichen Ueberschätzung des tüchtigen Halb-Realisten, welche die maßlosen Kellerianer zu den Plagen unseres vielgeplagten litterarischen Lebens stempelt. Der damit fast stets gepaarten Vischer-Seuche zeigt sich Mauthner in der Verehrungs-Michelei „Fr. Th. Vischer" natürlich auch verfallen. Leidlich gerecht, obschon auch noch etwas zu wohlwollend, urteilt Mauthner über den seligen Studenten-Apollo Scheffel. Hingegen sind die Studien über „Paul Lindau" und „Daudet" ganz ausgezeichnet und seine Ergießungen contra Zola enthalten einige gesunde Anregungen. In „Ein Urbild des Stilkünstlers Wippchen" wird Julius Rodenbergs grässlicher Stil gebührend festgenagelt.

„Aus dem Geistesleben der Gegenwart" betitelt sich ein im Verlag von F. Bagel in Düsseldorf erschienenes Buch von Dr. Kuno Stommel, das die Beachtung der gebildeten Welt in hohem Maße verdient. Der Verfasser, der bereits durch erfolgreiche politische und volkswirtschaftliche Schriften bekannt geworden, stellt sich mit dem vorliegenden Werke in die erste Reihe unserer Essayisten und er verdient die allgemeine Aufmerksamkeit umsomehr, als er sein reiches Wissen und seine stilistischen Vorzüge, seine Frische und Anschaulichkeit der Darstellung nicht an fernliegende Gegenstände verschwendet, sondern keck die Fragen aufgreift, die uns tagtäglich beschäftigen oder beschäftigen sollten. Es ist ein echt modernes Buch im besten Sinne des Wortes, das uns Stommel bietet, und er hat nicht bloß den Blick für das Leben und die Kenntnisse, welche zum Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit und zur Perspektive in die Zukunft nötig sind, er besitzt auch den Mut, rücksichtslos die erkannten Schäden aufzudecken, und die Lust des Menschenfreundes, die Wege zur Verbesserung solcher Schäden zu zeigen. Essays zum Beispiel wie jener über „Die Kunst gesund zu werden" sollte man nicht bloß einmal lesen, sondern als eine Art Andachtsbuch immer auf seinem Tische liegen haben. „Unser Jahrhundert hat den vier Temperamenten das nervöse als fünftes hinzugesellt", heißt es da, und dann wird unser Leben nach jeder Richtung hin untersucht und gezeigt, was getan werden muss, wenn das überreizte und geschwächte Geschlecht sich wieder die Gesundheit an Leib und Seele, Körper- und Geistesfrische und Charakterstärke erobern will. Diese Abhandlung eröffnet das „dritte Buch", welches sozialpolitische Themata behandelt und außer dem genannten noch fünf an Zeitfragen anknüpfende Essays enthält. Im „ersten Buch" beschäftigt sich Stommel mit philosophischen, im zweiten mit ästhetischen Fragen. Aufsätze wie „Antike und christliche Tragik", „Unsere dramatische Produktion", „Das Romanheldentum in der Moral", „Deutsche Rechtschreibung", „Die Traumanschauung in der Kunst" wird Niemand ohne lebhaftes Interesse lesen, denn der Verfasser erweist sich überall als ein origineller Geist, der selbst dort, wo er abstrakt-philosophische Themata behandelt, und wo man seinen Ansichten nicht beistimmt, sofort zu fesseln weiß. Zu den wertvollsten Teilen des Buches rechnen wir die beiden umfangreicheren Essays über „das Wesen der dramatischen Kunst" und über Richard Wagner, sowie eine Reihe von Aufsätzen über Heinrich von Kleist. Namentlich die pathologische Betrachtung des unglücklichen Dichters verrät ein so liebevolles Versenken in dies Wesen des Genius, wie es überhaupt heutzutage äußerst selten zu finden ist. Hoffentlich bleibt Stommel bei Kleist, für den er sich allerdings besonders zu interessieren scheint (dem Bruder des Verfassers, Gottfried Stommel, verdankt man auch eine Bearbeitung der „Familie Schroffenstein") nicht stehen und entwickelt diese Seite seines Talentes, die uns ebenso sehr überrascht als erfreut hat, fröhlich weiter. Kritiker dieser Art sind gegenwärtig ja noch viel, viel dünner gesäet als echte poetische Talente. Inzwischen aber möge das „Geistesleben der Gegenwart" dem Verfasser die Freunde werben, die er verdient.

„Der Italienische Kirchengesang". Nach Vorlesungen im Winter 1885 gehalten am Victoria-Lyceum in Berlin von Anna Marsch. (Berlin, Robert Oppenheim.) Inhalt: Einleitung. — Der Kirchengesang unter Ambrosius und Gregor I. — Der gregorianische Gesang. — Organum und Neumenschrift. — Theorie und Symbolik. — Der Einfluss der niederländischen Kunst. — Die Künstler in Rom vor Palestrina. — Palestrina. — Palestrinas Nachfolger in Rom. — Die Venetianer. Verfasserin schildert nach einer kurzen Einleitung die Entwickelung unserer christlich-kirchlichen Musik, wie sie im Besonderen in Rom als der Wiege, in Anschluss an die von Gregor gestiftete Sängerschule sich entwickelt hat, bis zur Vollendung des römisch-katholischen Kirchengesanges durch Palestrina und seine Schule. In die Betrachtung hineingezogen sind alle die außeritalienischen Strömungen, die einen fortbildenden Einfluss auf den römischen Gesang ausübten, sowie die Entwickelung der zur selben Zeit mit der römischen auf gleicher Grundlage sich entwickelnden venetianischen Schule. Das Buch wendet sich an denselben Kreis, wie die allbekannten Werke von Emil Naumann, Deutsche und Italienische Tondichter, welche gleichfalls aus Vorlesungen am Victoria-Lyceum entstanden sind und bildet somit zu letzterem Werke eine Ergänzung bezw. Einleitung.

Aufruf.

Am 6. Oktober 1886 ist in Hannover ein „Deutscher Einheitsschulverein" begründet, dessen Ziele der erste Paragraph der Satzungen in folgenden Worten zusammenfasst:

§ 1 a. Der Zweck des Vereins ist, für die innere Berechtigung einer Gymnasium und Realgymnasium verschmelzenden höheren Einheitsschule mit Beibehaltung des Griechischen für alle Schüler einzutreten und auf die Herbeiführung einer solchen hinzuwirken.

§ 1 b. Der Verein stellt sich zu diesem Zweck die Aufgabe, einen entsprechenden Lehrplan auszubilden und an der Vervollkommnung der Lehrweise zu arbeiten.

§ 1 c. Er will durch Behandlung der die Einheitsschule betreffenden Fragen in Wort und Schrift eine Klärung der Ansichten über dieselbe, insbesondere auch über ihr Verhältnis zu dem sogen. Berechtigungswesen herbeiführen.

Die innere Berechtigung seiner Bestrebungen leitet der Verein aus der anerkannten Aufgabe der höheren Schulen ab, durch erziehenden Unterricht zu einem tieferen Verständnis der gegenwärtigen Kultur und zu einsichtsvoller, von humaner und christlicher Gesinnung getragener Mitarbeit an derselben die grundlegende Vorbildung zu geben.

Eine solche allgemeine Bildung hält der Verein zugleich auch für die richtige Grundlage jeder höheren Berufsbildung. Aber weder das Gymnasium noch das Realgymnasium ist nach seiner Ueberzeugung im Stande, dieselbe vollständig zu gewähren; darum tritt er für eine Verschmelzung dieser beiden Schularten ein.

Dieselbe scheint ihm mit Beibehaltung sämmtlicher Unterrichtsfächer beider Schulen, insonderheit des Griechischen und Englischen, ohne Vermehrung der Gesammtzahl der Lehrstunden und ohne Ueberanstrengung der Schüler möglich unter folgenden Bedingungen:

1. Ausscheidung von allem für die Aufgabe der Schule Unnötigen und Fachwissenschaftlichen aus dem Lehrstoffe.
2. Verteilung der pädagogisch-didaktischen Aufgaben des fremdsprachlichen Unterrichts auf die einzelnen Sprachen nach der Eigentümlichkeit einer jeden.
3. Herstellung einer möglichst fruchtbaren Beziehung der Unterrichtsgegenstände unter einander.
4. Ausbildung einer zweckentsprechenden Lehrweise in jedem Fache.
5. Herbeiführung einer besseren theoretischen und praktischen Vorbildung der Lehrer für das höhere Lehramt.

Beitrittserklärungen werden von allen Vorstandsmitgliedern entgegengenommen, der Beitrag beträgt jährlich 3 Mark. Anfragen betreffend den Verein bitten wir an Gymnasiallehrer F. Hornemann in Hannover, Marschnerstraße 51, zu richten.

Erschienene Neuigkeiten.

„Ueber den Schlaf und die Verhütung der Schlaflosigkeit" von Dr. A. Kühner. — Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

„Victor Hugo." Ein Beitrag zu seiner Würdigung in Deutschland. Von Dr. G. Schmeding. — Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.

„Gotthard Ludwig Kosegarten." Ein Lebensbild von Dr. H. Franck. — Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.

„Kulturbilder aus Alt-England" von Th. Vatke. — Berlin, Reinhold Kühn. Ein höchst beachtenswertes Buch, allen Kulturhistorikern gewiss sehr wertvoll.

„Briefe von und an Hegel." Herausgegeben von Carl Hegel. — Leipzig, Duncker & Humblot.

„Adam und Eva in der bildenden Kunst bis Michel Angelo" von Dr. Franz Büttner. — Leipzig, Gustav Wolf.

„Essays und Denkreden" von August Trefort. Autorisierte deutsche Ausgabe. — Leipzig, Duncker & Humblot.

„Goethe und Frau von Stein" von C. Adler. — Wien, Toeplitz & Deuticke.

„Deutsche Zeit- und Streitfragen." Flugschriften zur Kenntnis der Gegenwart, herausgegeben von Franz von Holtzendorf. Neue Folge. Heft 16: „Der Realismus und das Strafrecht" von Dr. Ludwig Fuld. — Hamburg, J. F. Richter.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Demnächst erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Leuchte.

Organ für Erörterung der höchsten Lebensfragen.

Herausgeber: **J. G. Findel.**

Halbjahr M. 3.—

Diese neue Wochenschrift tritt nicht in Concurrenz mit den massenhaft vorhandenen Familienblättern und der seichten Unterhaltungslektüre; sie wird alle verweichlichende Gefühlsduselei und schwachnervige Rücksichtnehmerei vermeiden; sie will ein Organ des freien Gedankens und des humanen Bewusstseins sein, ein Sammelpunkt all derer, die noch nicht vermuckert sind, aber auch in der Verzweiflung noch nicht allem höheren Streben den Absagebrief gegeben haben. Die „Leuchte" will dem Lichte, der Bildung und der Versittlichung dienen und daher der herrschenden materialistischen Verflachung gegenüber das Banner des Ideals aufpflanzen. Die wichtigsten Fragen der Gegenwart, der religiösen und der socialen, wird sie sorgsamste Pflege widmen und damit eine wirkliche Lücke in unserer journalistischen Litteratur ausfüllen

Mitte Mai erscheint Nr. 1 als Probe; Nr. 2 folgt im Juli.

Alle gesinnungsverwandten Kräfte des deutschen Volkes sind um freundliche Unterstützung gebeten; alle auf höherer Warte stehende Zeitschriften bitten wir um gefällige Notiznahme.

Leipzig. Verlag von J. G. Findel.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Georgische Dichter.

Verdeutscht von

Arthur Leist.

broch. M. 2.—

Die georgischen Dichter sind noch so wenig bekannt, dass dieses Werkchen sicherlich unter allen Freunden orientalischer Poesie die wärmste Aufnahme finden wird, die es in vollem Masse verdient.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Im Verlage von **Ferdinand Schöningh** in **Paderborn** und **Münster** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Männer und Frauen des Wortes und der That

im Gespräch zusammengeführt von

Walter Savage Landor.

Auswahl und Uebersetzung aus den

„Imaginary conversations of literary Men and Statesmen"

durch

Eugen Oswald von Heidelberg.

208 S. 8. M. 4.

Diese in Prosa geschriebenen, erdichteten Gespräche zwischen Schriftstellern und Staatsmännern, die beste Frucht des Landor'schen Geistes, sind eine Fundgrube tiefer Gedanken, voll von wahrhaft historischer und gereifter kritischer Weisheit — **in seiner Art ein einziges Buch** — wie sich **Dr. Ed. Engel** in seiner Geschichte der engl. Litteratur ausspricht.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Einleitung in ein

aegyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch

von

Dr. Carl Abel.

Preis broch. M. 100.—

Allgemeine Sprachwissenschaft

und

Carl Abels aegyptische Sprachstudien

von

Prof. Dr. Fr. Aug. Pott.

Preis broch. M. 3.—

Der berühmte Nestor der Sprachwissenschaft unterzieht Dr. Abels Untersuchungen auf dem Gebiet der psychologischen Philologie und vergleichenden Etymologie einer höchst anerkennenden Würdigung und erwartet weitere Fortschritte von der neuen Richtung, deren schwierige Punkte gleichzeitig kritisch beleuchtet werden

Beide Werke sind für jeden Sprachforscher wie für jede grössere Leihbibliothek unentbehrlich

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **Edwin Schloemp** in **Leipzig.**

Deutsche Dichter der Gegenwart.

Biographisch-litterarische Charakterbilder.

I Band:

Gustav Freytag. Sein Leben und Schaffen von **Conrad Alberti.** Zweite, verb Aufl 15 Bg 8. mit Porträt. Preis geh M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—

II. Band:

Julius Wolff und dessen Dichtungen von **Alfred Ruhemann.** 14 Bg. 8 mit Porträt. Geh. M. 3—, eleg geb. M. 4—

III. Band:

Georg Ebers als Forscher und Dichter von **Rich. Gosche.** Professor an der Universität Halle 15 Bg. 8. mit Porträt. Geh. M 3.—, eleg geb. M. 4—

IV Band:

Victor v. Scheffel. Ein deutsches Dichterleben von **Herm. Pilz.** 14 Bg 8. mit Porträt. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Ein Manuscript

von B. von Suttner.

broch. M 4.—, geb. M 5.—

„Eng im Rahmen gehalten, aber vollkommen in der Durchführung und überaus reizvoll im Herzenstone. Wenig Handlung, reizende Schilderung, viel Medisance, reichlicher Humor und ein Dutzend Blumenkörbe voll Liebenswürdigkeit Ein solches Buch muss man gelesen haben." Wiener Presse

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Soeben erschien:

Bunte Märchen

von **Hanna Schomacker.** Hochelegante Ausst. br. M. 3.—, fein geb. mit Goldschn. M. 4.—

Durchweht vom Hauche echter Poesie, ist Alles in diesen sinnigen Märchen voll Anmuth und Grazie und in jeder dieser Schöpfungen wird ein ernster, sittlicher Grundgedanke dem Leser vor Augen geführt. Dieser Grundgedanke wird oft in rührend kindlicher Weise zur Anschauung gebracht, was den Reiz der beliebten Märchendichtungen noch wesentlich erhöht.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.



Klassische Bildhauerwerke

von Marmor, Elfenbeinmasse und Gips zum Schmuck des Hauses und der Schule und für Unterrichtszwecke.

Neu! Siegesbote von Marathon, Mädchen von Lille, Tanagrafiguren, Akropolis von Athen neu ergänzt etc.

Vollständiger Preis-Catalog gratis.

Album mit Photographien 2 M.

G. EICHLER, Berlin W., Behrenstr. 28.

Bildhauer-Werkstatt und Kunstgiesserei.

Demnächst erscheint in meinem Verlage (nur in geringer Auflage) und ist durch jede solide Buchhandlung zu beziehen.

Bibliotheca erotica Monacensis.

Verzeichniss e kostbaren Sammlung meist sehr seltener französ., italien., engl., holländ. u. neulatein. **Erotica**, von welchen keine deutschen Uebersetzungen existiren. Im Besitze der Kgl. Hof- u. Staats-Bibliothek zu **München.** Zum 1 Male mit Anmerk. u. Antiquar-Preisen zusammengestellt von **Hugo Hayn** Supplem. zu allen erot Bibliographieen. Gr.-Lex.-8. Ca. 60 Seiten mit ca. 650 Nrn., dabei ganz Unbekanntes.

Eleg. br Preis: 3 Mk 50 Pf.

Zusätze, Verbesserungen, biogr. Notizen, Preise etc. zur 2ten Aufl. meiner **„Bibliotheca erot., gynaec. et cosmet."**, sowie **Offerten** dort fehlender od. ungenau beschriebener Werke nehme mit verbindl. Dank entgegen, mache auch auf meine ca. alle 2 Monate erscheinenden **Curiosa-Zettel-Cataloge** aufmerksam

Ganz ergebenst

Hugo Hayn, Schriftsteller,

Antiquar u. Privat-Bibliothekar

30a Herrenstr **München.**

Für ein neues Unternehmen werden

allerlei Beiträge für die Jugend

gesucht. Es wird gedoch nur auf das Beste reflectirt. Offerten unter Chiffre **L. F. 1887** an die Exped. d. Zeitung.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 22. Leipzig, den 28. Mai. 1887.

Inhalt:

Kunst und Darwinismus.

Von Conrad Alberti.

Man hat sich längst der falschen Ansicht entschlagen, dass der Darwinismus nicht mehr sei, als eine naturwissenschaftliche Theorie, über deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit sich streiten ließe. Es giebt wohl heute kaum einen ernsthaften Naturwissenschafter — mit Ausnahme einiger Mitglieder der ältesten Generation — der nicht überzeugter Darwinianer wäre, der, wenn er auch den Lehren der Schüler Darwins vielleicht nicht bis in die äußersten Folgerungen nachgiebt, an der Wahrheit der von dem Meister aufgestellten Prinzipien zweifelte. Und längst haben diese in ihrer Fortbildung über die engen Grenzen der Naturkunde hinausgegriffen und auf alle Zweige der modernen Wissenschaft, auf die Geschichte, die Ethik, auf die Kunst ihre umgestaltende Wirkung ausgedehnt, wie der junge, frisch grünende Ephen immer höher und höher an der alten Turmruine emporsteigt und ihr neuen Reiz, neues Leben verleiht, indem er den Zusammenhang der Quadern sprengt, seine Wurzeln zwischen sie drängt und sie mit seinem üppigen Grün bekleidet. Es entspricht eben dem Geiste der modernen Zeit, dass sie auch hier, beim Aufbau einer neuen Weltanschauung, vom Besonderen zum Allgemeinen vorschreitet, dass sie nicht von einem auf spekulativem Wege gewonnenen Prinzip aus die verschiedenen Ausstrahlungen des menschlichen Geistes und Lebens umgestalten will, sondern auf Grund des Satzes von der organischen Fortentwickelung die Entstehung und das Wesen jener Ausstrahlungen erforscht, aus den gewonnenen Resultaten auf das Wesen des menschlichen Geistes und aus der Entstehung und Art der Fortentwickelung aller Organismen auf das Wesen des organischen Lebens, des physischen wie des geistigen überhaupt schließt, um aus dem so raffinierten Wissen den Extrakt, die Erkenntnis des Wesens der Natur zu ziehen.

Je vollkommener die Kenntnis des Ursprungs und des Wesens der einzelnen Ausstrahlungen des menschlichen Geistes ist, desto naturgemäßer und vollkommener werden sich diese nun natürlich auch in Zukunft fortentwickeln, da alsdann kein Abweichen von der rechten Lehre mehr möglich sein wird. Wenn von allen jenen Zweigen, der Sittenlehre, der Gesellschaftswissenschaft u. s. w., sich in der Kunst bisher die Einwirkung der darwinistischen Anschauungsweise am geringsten gezeigt hat, so liegt dies weniger an der Eigenart der Kunst als an den Zeitverhältnissen, deren Stiefkind die Kunst ist, was wieder darin seinen Grund hat, dass dieselbe in der Theorie wie in der praktischen Ausübung alle Fühlung mit der fortschreitenden Zeit verloren hat und im Bann einiger verknöcherten Universitätsprofessoren aus der älteren Generation mit unglückseligen „klassischen“ Reminiszenzen, geistloser autoritätanbetender Zeitungsrezensenten und unfähiger, nach alten Schablonen handwerkmäßig arbeitender „Künstler“ liegt, welche zu einer großen Clique verbunden, sich mit Erfolg bemühen, nur sich zur Geltung zu bringen, und alles junge kraftvolle Aufstreben der neuen Generation durch brutale Gemeinheit, wissentliche Verbreitung abscheulicher Lügen und geistreichelnden Hohn im

Keime zu unterdrücken. Trotzdem fehlt es nicht an trefflichen Vorarbeiten zu einer modernen Aesthetik, einer modernen Kunst. Die geistreichsten Anregungen hat Darwin selbst gegeben. Leider hat der größte Teil unserer denkfaulen Kollegienheftableser — Professoren genannt — es nicht der Mühe für wert gehalten, an der Fortbildung der Kunst zu arbeiten, indem er die Fortentwickelung der Anschauungen des Meisters übernahm. Denn wie könnte nach der Meinung unserer Herren Aesthetiker Jemand, dessen eigentlicher Beruf die Untersuchung von Regenwürmern und Pflanzentieren ist, zu beurteilen verstehen, was schön und künstlerisch ist?

Was Kunst ist — wie viel Papier ist darüber nicht schon verschrieben worden, ohne dass man der Lösung der Frage nur um einen Schritt näher gekommen wäre. Denn dass die Kant-Schillersche Theorie sich um den eigentlichen Kernpunkt der Frage herumdrückt, dass die „Zweckmäßigkeit ohne Zweck" einst mehr als eine witzige Antithese ist, erscheint jedem Denkenden klar. Noch weniger kann die Hegelsche Anschauung von der Ideenverkörperung genügen, die folgerichtig — um nur eines anzuführen — zur Ausschließung der Musik und Architektur führt. Schellings Phantastereien und die andern Philosopheme, der Formalismus der Herbatianer, die Gefühlsschwelgereien Carrieres, das Hin- und Hertasten Vischers u. s. w. können überhaupt nicht in Betracht kommen. Eine gründliche Beantwortung der Frage ist nur möglich auf dem Wege der Erforschung der historischen organischen Entwickelung der Kunst. Nur wenn es gelingt zu erkunden, wie die Kunst in die Welt gekommen, was sie ursprünglich den Menschen gewesen, welchen Gesetzen ihre organische Fortbildung folgte, lässt sich mit Bestimmtheit sagen, was die Kunst eigentlich ist und wie das neunzehnte Jahrhundert und die folgenden sie üben sollen. Die Archäologie, Anthropologie und Ethnologie können allein die Bausteine für den Palast einer modernen Aesthetik liefern. Nun giebt es freilich immer noch ein Häufchen guter Menschen, sogenannter Idealisten, welche der naiven Ansicht huldigen, die Kunst sei als eine höhere Göttin von berückender überirdischer Schönheit, ein Geschenk des Himmels, auf die Erde niedergestiegen die Menschen zu erfreuen und zu beglücken, erhaben, fertig und groß, wie Minerva aus Jupiters Haupt sprang — sie glauben wohl gar an eine Offenbarung des Schönheitsgesetzes an das auserwählte Volk der Hellenen, wie an eine solche des Sittengesetzes an das der Juden. Ich will nichts gegen Moses sagen, aber die Eröffnungen der Pyramiden, die Ausgrabungen von La Tène, Hallstadt, Mykenä, Troas, Niniveh, Mexiko, die Forschungen unserer Afrika-, Asien- und Australienreisenden haben jenen schönen Wahn grausam zu Nichte gemacht. Wir besitzen freilich noch keine zusammenfassende und vollständige Urgeschichte der Kunst — die würdigste und dankbarste Aufgabe für einen Forscher der Zukunft — aber eines lehrt die Vergleichung der ältesten künstlerischen Funde der prähistorischen und frühgeschichtlichen Zeiten, der Kunstleistungen der wilden, auf einer unteren Kulturstufe stehen gebliebenen Völker mit unwiderleglicher Gewissheit: Die Kunst ist kein über Nacht vom Himmel herab in die Welt gekommenes oder gesendetes Ding; der Mensch hat sie sich selbst in Jahrzehntausende langer harter und schwerer Arbeit erschaffen und fortgebildet, weil er sie sich schaffen musste, weil sie ein notwendiges Produkt seiner geistigen und sinnlichen Organisation und seiner natürlichen Lebensverhältnisse ist, so gut nicht nur wie Religion und Wissenschaft, nein auch wie Koch- und Bekleidungs . . .-, nun ja, auch -kunst.

Es mag für zartbesaitete Gemüter „unpoetisch" klingen, aber es ist nun einmal so: der Mensch besäße vermutlich die Kunst nicht, wenn er nicht vom Affen abstammte. Das Wesen der Kunst ist, wie wir gleich ersehen werden, Nachahmung. Der Nachahmungstrieb ist bekanntlich beim Affen stärker als bei allen anderen Tieren ausgebildet, und es giebt Affen, welche, — von Natur, wie abgerichtet, — als vollendete tierische Schauspieler gelten können. Beim Menschen höher und feiner entwickelt, durch das diesem zukommende Erkenntnisvermögen die höher entwickelten Willenscentren geleitet, welche ihm erlaubten, das Wesentliche und Bleibende der Dinge und Erscheinungen zu erkunden und auf den Grund, die Entstehung derselben zu schließen, musste jener angeborene Trieb sich als künstlerisches Wollen und Vermögen äußern. Es liegt in der Natur der Sache, in der Macht des Selbsterhaltungstriebes, dass der Mensch vor allem auf die Ereignisse und Erscheinungen achtete, welche ihm Vergnügen, freudige Erregungen oder Nutzen bereiteten und dass er bald auf den Gedanken kam, sich diese angenehmen Stimmungen und Empfindungen unabhängig von der von Zufällen abhängenden realen Anwesenheit jener Ereignisse und Erscheinungen zu verschaffen, und zwar mit Hilfe seines Nachahmungstriebes und -vermögens. Der Anblick einer geliebten Gestalt berauschte ihn, aber oft hielt sie der Zwang der Umstände Tage, Wochen lang von ihm fern, so versuchte er vermittelst seines Gedächtnisses — Mnemosyne war den Alten die Mutter der Musen —, das heißt mit Inbewegungsetzung seiner angesammelten Hirneindrücke und der von den bezüglichen Centren regierten Nervensysteme, ihre Züge, ihre Umrisse zu fixieren — ähnlich fabelten schon die Alten den Ursprung der Malerei, oder mittelst beschreibender Worte ihre Vorzüge jeder Zeit im Gedächtnis vor Augen zu haben. Mit Wonne erinnerte sich der Krieger des Augenblicks, da sein Feind niedergestreckt vor ihm am Boden lag, und verschaffte sich unabhängig von der Wirklichkeit das beständige süße Gefühl des Sieges, indem er jenen Moment im Bilde oder im Worte seinen Augen ständig vorführte oder

vorführen ließ und anch Fremde an dieser Betrachtung teilnehmen ließ. Und der Umstand, dass das Nachahmungsvermögen bei wilden oder jungen Völkern am stärksten ausgebildet ist, beschleunigte die Entstehung und erste Ausbildung der Kunst — denn natürlich hat der Mann, der zuerst die Umrisse eines Renntieres grob in die Balkenwand seiner Hütte oder auf den Stil seiner Axt ritzte, ein schwierigeres Werk vollendet, als Rauch, der auf der Höhe des Geistes und der Technik seiner Zeit stehend, das Denkmal Friedrichs des Großen schuf.

So wenig wahrscheinlich die Abstammung der Menschen von einem einzigen Paar erscheint, so wenig die Entstehung der Kunst an einem einzigen Orte. Die einzelnen Kunstgattungen sind vermutlich an verschiedenen Orten fast zugleich, oder wenigstens unabhängig von einander aufgetaucht, als die Menschheit eine gewisse Durchschnittshöhe der Kultur erreicht hatte, und die Entstehungsgründe ihrer ursprünglichen Verschiedenartigkeit wird aus den an verschiedenen Orten verschiedenen Lebensverhältnissen der Individuen zu erklären sein.

Es ist wahrscheinlich, dass, abgesehen von der Ornamentik, die nicht hierher gehört, die älteste Kunst die Tanz- und Schauspielkunst — ursprünglich eng verbunden — ist. Nachahmung eigentümlicher Sitten und Gewohnheiten, Wiederholung wichtiger oder aufregender Ereignisse entfließen dem unmittelbaren mimischen Triebe. Die Bella-Coola-Indianer sind noch heut ein ganzes Volk von Schauspielern. In der weitausgedehnten Regenperiode, in der sie ihre Häuser nicht verlassen können, kommen sie zusammen und beschäftigen sich mit der Nachahmung dessen was sie in der besseren Jahreszeit wirklich treiben: Jagden, Kämpfen u. s. w. Was war die griechische Urtragödie anders als die Nachahmung des Zuges und der Taten des Bacchus? Man hielt die Berichte, die sich an die Taten des Gottes knüpfte, für volle Wahrheit und bemühte sich diese letzteren selbst plastisch vorzuführen. In der ganzen Geschichte der Kunst gilt das Gesetz, dass alles Phantastische in Stoff und Darstellung nur so lange wirklich künstlerisch wertvoll bleibt, als es von den Darstellern den Künstlern nnd ihrer Zeit für real gehalten und wie etwas tatsächlich geschehenes oder noch geschehendes nachgeahmt wird, gewissermaßen eine Hallucination, die man auch nach dem Erwachen festzuhalten sucht. Schwindet jene Naivität, fängt man an mit dem Phantastischen zu spielen und bewusst die Wirklichkeit zu übertrumpfen, so tritt immer und unausbleiblich ein Verfall der Kunst ein. Das lehren Griechenland, Indien, Arabien, das lehrt die Geschichte der mittelalterlichen Misterien, das lehren Vergleiche zwischen der Edda und Richard Wagner u. a. m. Tanzkunst und Schauspielkunst mussten sich trennen, sobald die letztere unter die Fittige der dramatischen Dichtkunst kam, sobald man die psychologischen Vorgänge und Wandlungen in ihrem Wesen näher kennen lernte, welche das Spiel der menschlichen Geberden als Willensäußerungen bestimmen. Es ist gewiss, das die mimische Kunst früher da war als die dramatische, und vermutlich ist diese zum guten Teil durch jene hervorgerufen worden. Durch die ganze Geschichte der Schauspielkunst geht als leitendes Prinzip die unverfälschte Nachahmung der Wirklichkeit, bis hinab in die kleinsten Einzelheiten. Garrick spielte den Macbeth und Coriolan mit der Allongeperrück im Staatsrock, den Degen an der Seite, denn für ihn und seine Zeit hatten jene Menschen so gelebt und er ahmte sie also wirklich nach, er stellte sie im höheren Sinne realistisch dar, er schuf sich kein phantastisches Kleid für dieselben — wir von heute wissen, wie sie sich wirklich getragen und darum sind für uns die Darstellungen der Meininger Nachahmung der Wirklichkeit, äußerer Realismus, und die einzig mögliche Art der Aufführung. Aehnliches findet sich in allen Künsten. Raphaels Apollo auf dem Parnass eine Cremoneser Geige spielend ist realistisch — Uhdes Christus und die Apostel in den Röcken moderner Bauern muten uns gerade durch ihre gesuchte Naivetät komödienhaft an trotz aller Reize der Charakteristik und des originellen Hellkolorits. Die ersten Spuren der bildenden Künste, die prähistorischen Schnitzereien, aus der Pfahlbauzeit, Einritzungen auf Knochen, sind ebenfalls reine Nachahmungen der Natur, von Renntieren, Menschen u. dergl., ähnlich die spärlichen Reste antiker Malerei in den Ruinen von Tiryns. Die Malereien in den Pyramiden lassen das ganze Leben der alten Aegypter von der Geburt bis zum Tode an uns vorüberziehen. Aehnlich die Architektur. In Indien bildet ihr schönster und wichtigster Bestandteil, die Säule, den Schaft und die Blüte der Lotosblume nach, in Griechenland den Baumstamm, sogar in den Kannellierungen die Risse der Rinde, aus einem über das obere Ende des Baumstammes gerollten Teppich entwickelt sich das ionische Kapitäl. Nirgends, wo gesundes Urkunstleben herrscht, ein phantastisches Hinausgehen über die Wirklichkeit. Aber dann kommen die indischen Fratzengötter, die ägyptischen Sphinxe, die Götter mit den Tierköpfen, die assyrischen Missgestalten, Tierleiber mit bärtigen Männerköpfen, selbst in Hellas die Medusen, Cyclopen, Chimären. Wo Kunst und Religion zusammengehen, bleibt die Kunst nur so lange gesund als die Religion reine Naturreligion oder geistige Gottesverehrung wird, sie erkrankt, so wie die Religion sich in Mystik und übersinnliche Spekulation verliert, wie es bei den genannten Völkern der Fall war. Und wer weiß andererseits, wie viel Wahrheit doch in jenen phantastischen Gestalten steckt? Die Sagen von der Entstehung jener Ungeheuer werden in ein merkwürdiges Licht gerückt, wenn man sich der sinnlichen und sittlichen Ausschweifungen der südlichen und orientalischen Völker erinnert, der Sodomiterei und anderer Verbrechen entsinnt, die schon im Altertum

bei ihnen an der Tagesordnung waren. Wie viele Reminiscenzen an untergegangene Tiergattungen, denen jene Völker noch näher standen und deren heut rekonstruierte Formen oft die kühnste Phantasie übertreffen, mögen jene künstlerischen Phantasien nicht auch beeinflusst haben! Uebergänge und Anfänge jener ersten großen Degenerationsepoche der Kunst lassen sich zum Teil noch heut verfolgen und erkennen, dass übermächtiger Einfluss der Spekulation, ein geistreichelndes Symbolisieren, ein allzu feines Spiel der Kombinationsgabe die Ursache derselben waren. Man hatte erkannt, dass kluge Männer häufig große Nasen besitzen, man hielt die Tiere für eines Wesens mit dem Menschen, das klügste Tier, der Elefant, besass einen gewaltigen Rüssel — so stellte man einen außergewöhnlich klugen Menschen mit einem Elefantenrüssel dar. An der Ueberhandnahme der Spekulation, an der Abwendung von der unmittelbaren Lebensbeobachtung und -nachahmung musste damals die bildende Kunst zu Grunde gehen. Im Besonderen lässt sich dieser Vorzug in der Entwickelung der Darstellung des Gottesideals verfolgen. Ueberall und allzeit schuf sich der Mensch seinen Gott nach seinem Bilde, ob er nun diesen Gott als Verkörperung einer Naturmacht, oder als Hausgott, als den Geist des verstorbenen Ahnen auffasste, so gut wie er den Himmel sich ursprünglich nur als Fortsetzung des Lebens im Jenseits dachte. Es war der Kampf ums Dasein, welcher der Entwickelung der Religion außerordentlich zu statten kam: Die Besorgnis ohne die Unterstützung einer fremden, stärkeren Macht im Kampf ums Dasein dem nächsten Mitbewerber, dem nächsten Stamme zu unterliegen, schuf eine große Anzahl von Familiengöttern, aus denen sich dann die Nationalgottheiten entwickelten und indem man den Gott in einen Tempel einfing, glaubte man sich seine hülfreiche Gegenwart für immer zu sichern, sie immer beeinflussen und günstig stimmen zu können. Daher stellt der Urmensch seinen Gott einfach und realistisch dar, in der Regel als eine bekleidete oder unbekleidete Holzpuppe. Was bei vielen Fetischen der Wilden unrealistisch erscheint, ist oft nichts als mangelhafte Technik. Erst mit dem Uebergewicht der priesterlichen Herrschaft und der grübelnden Philosophie, wie in Aegypten und Indien entstanden jene scheußlichen Göttergestalten dieser Länder. Man wollte Ideen symbolisch verkörpern und es lag auch im Interesse der Priester die Gottheit so schrecklich als möglich hinzustellen, um ihre eigene Macht und ihre Einkünfte stets auf der Höhe zu halten. Wo die Religion rein geistig oder ein Schatz des ganzen Volkes, nicht nur priesterlicher Geheimbesitz war, in Juda, Persien, in Hellas entstand entweder kein Gottesideal in der Kunst (bezw. überhaupt keine bildende Kunst) oder sie hielt sich von jenen wüsten Ausschweifungen fern.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Litteratur.

III.

Ein Soldatenroman.

Keiner der in letzter Zeit erschienenen Romane hat wohl so viel Staub aufgewirbelt als der „Cavalier Miserey"*), dessen Gestalt sich, groß und traurig zugleich, vom Hintergrunde der vom Verfasser meisterlich gezeichneten Szenerie abhebt. Alles vereinigte sich, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Bild des zeitgenössischen Militärlebens hinzulenken: es regnete förmlich Herausforderungen von Seiten des französischen Offizierkorps auf Hermant herab, ein Duell ist bereits zum Austrag gebracht worden, ein Oberst ließ das Buch auf dem Düngerhaufen verbrennen und ordnete an, dass jeder Mann, der bei der Lektüre des Romans betroffen würde, unnachsichtlich mit Arrest bestraft werden solle; nicht minder groß war auch die Entrüstung, die sich der politischen Presse bemächtigte und die besonders in den chauvinistischen Zeitungen lärmenden Ausdruck fand. Nur die rein litterarischen Fachblätter erkannten unverhohlen an, dass der Roman ein verdienstvolles Werk sei und als rühmliches Zeugnis der hohen schriftstellerischen Begabung seines Verfassers gelten müsse. Alle diese Umstände wären an sich schon geeignet um den Erfolg des Buches natürlich erscheinen zu lassen, tatsächlich haben sie aber wenig zu der günstigen Aufnahme, die der Roman sofort bei seinem Erscheinen fand, beigetragen.

Wie es Hermant in seinem kurzen Vorwort ausspricht, soll „Le Cavalier Miserey" als ein Versuch gelten, „eine künstlerische Anschauung und das Verfahren des analytischen Romans in dieser nach der Natur gezeichneten Studie des modernen Soldatenlebens zur Anwendung zu bringen". Sein Buch ist demnach nicht etwa „ein Album von lose aneinander gereihten Skizzen, wie ich sie vielleicht beim Regiment, in dem ich die Ehre hatte, zu dienen, mit flüchtigem Stift aufs Papier warf". Dekorationen und Requisiten sind vielmehr ganz und gar echt und „in ihren einzelnen Teilen dem wirklichen Leben entnommen" und die auftretenden Personen entsprechen genau dem Bilde, „welches die eigene persönliche Beobachtung in meiner Erinnerung zurückließ". Eine ganze Welt „im wirren Durcheinander auf die Bühne gestellt und zwei Einzelfiguren — der Mann und das ‚Regiment' — die, von der Menge losgelöst, einander gegenüber gestellt und in heller Beleuchtung in den Vordergrund gerückt sind; eine höchst einfache Haupthandlung mit einer Menge Episoden, die mit ihr verflochten sind und die sich aus der Gegenüberstellung, aus dem wechselseitigen Anfeinanderwirken, der vorübergehenden Uebereinstimmung und dem schließlichen Bruch der

*) Le Cavalier Miserey, par Abel Hermant. Paris. Bibliothèque Charpentier. 1 vol. 3,50 Frcs.

beiden obenerwähnten Gegensätze ergeben, in einem Wort, das Buch bietet nichts mehr als eine ‚Schilderung, der die nüchterne Wahrheit als Basis gedient hat'".

In diesen Worten der kurzen Vorrede, die der Autor dem Buche vorausschickt, ist ein in sich abgeschlossenes Programm enthalten, Hermant hat sich darin den Weg, den er einschlagen will, genau vorgezeichnet und man muss es rühmend anerkennen, er verliert sein Programm nicht einen Augenblick aus dem Auge und weicht um keines Fingers Breite von der vorgezeichneten Bahn ab; allerdings hat diese minutiöse Durchführung des Programms andrerseits auch einen Fehler im Gefolge gehabt, an dem der Roman in empfindlicher Weise laboriert. Um nämlich bei seiner Aufgabe die Vorbedingungen des analytischen Romans besser erfüllen zu können, hat Hermant die eigentliche Haupthandlung auf das denkbar einfachste Maß eingeschränkt, hat aber dafür der Episode einen breiten Platz eingeräumt. Die natürliche Folge davon ist, dass die Handlung an sich nicht zu fesseln vermag, dagegen sind die saubere Ausführung des Detailwerks, die Wahrheit der Beobachtung, die Schärfe des Blicks und die eigentümliche nervöse Art des Stiles Vorzüge, die der Lektüre einen hohen Reiz verleihen.

Miserey, Jean Baptiste Louis Miserey von den 21. Chasseurs ist ein Avantageur, der mit achtzehn Jahren, unerfahren und schüchtern, wie er ist, in das Regiment eintritt, in dem sein Vater ehemals als Sekondelieutenant gestanden hatte. Von seinem Vater hat er auch die Liebe zum Waffenhandwerk überkommen, die Liebe für das „Regiment", das er zuerst in Paradeaufstellung auf dem Kasernenhofe zu Gesicht bekommt. Der erste Eindruck, den der junge Soldat von dem Regiment erhält, ist ein äußerst vorteilhafter; der Glanz der Uniformen und der Waffen blendet sein Auge, die kurzen Rhythmen des Militärmarsches, „den ihm doch die Trompeten mit unerbitterlicher Gleichförmigkeit schon so oft vorgeblasen hatten", wirkt heut zündend und begeisternd auf ihn, kurz das ganze Spektakelstück macht auf Miserey einen mächtigen und tiefen Eindruck, „obwohl er doch die Vorbereitungen dazu hinter den Koulissen beobachtet hatte, obwohl er doch gesehen hatte, wie das Ganze einstudiert und die einzelnen Abteilungen extra zu der Vorstellung eingedrillt wurden". Bald hat Miserey jedoch Gelegenheit, auch die Kehrseite der Medaille kennen zu lernen. Das beständige Pferdewarten, der lästige schwere Frohndienst, die systematisch betriebenen Chikanen eines gegen ihn eingenommenen Vorgesetzten sind nicht gerade dazu angetan, sein Leben angenehm zu gestalten. Alle diese Widerwärtigkeiten vermögen jedoch seiner Liebe zum Regiment keinen erheblichen Eintrag zu tun und dieses Regimentsleben hat auch seine poetischen Seiten, denen gegenüber der Soldat nicht unempfindlich bleibt. So gleich in der ersten Nacht in der Kaserne, der junge Avantageur hat kaum die Augen zum Schlummer geschlossen „als er das Verlöschen der Feuer hörte, eine Musik langsam und rhythmisch wie der ruhige Atem eines friedlich schlummernden Menschen, eine monotone, traumverlorene Melodie, die Musik des schweren Kummers, den die Träume des ersten Schlafes einlullen, und der übermenschlichen Abspannung, die im tiefen, ruhigen Schlummer Kräftigung und Stärkung findet. Die große musikalische Phrase entwickelte sich mehr und mehr, breitete sich immer weiter aus und erstarb schließlich auf einer lang ausgehaltenen Fermate, die durch einen Orgelpunkt noch endlos verlängert wurde. Leise setzte sie dann wieder ein, schwoll nach und nach zu immer größerer Stärke an und tönte schließlich so hell und rein in die klare Nacht hinaus, dass man die tiefen Seufzer einiger Schläfer vernahm, die aus dem Schlaf aufgeweckt, den ernsten Tönen lauschte.

Einige Tage genügen, um Miserey an das neue Leben zu gewöhnen; er findet in seinem Hauptmann Simard einen alten Waffengefährten seines Vaters, der ihn unter seinen speziellen Schutz nimmt. Miserey fühlt sich nur in der Kaserne wohl und, wenn er auf Urlaub nach Hause geht, dreht sich sein ganzes Gespräch nur um das Regiment und die Kaserne; seine Führung ist vortrefflich, er denkt nur an den Dienst und hat kein Auge für die Koketterien Blanche Potoniés, einer banalen schamlosen Dirne, mit der Simard in wilder Ehe lebt. Die ewigen Neckereien, mit denen man ihn deshalb verfolgt, bringen es jedoch mit sich, dass er nach und nach auf die „Frau seines Hauptmanns" aufmerksam wird. Blanche ihrerseits lässt kein Mittel unversucht, um ihn an sich zu fesseln, sie verfolgt ihn mit ihren Blicken, stößt ihn mit den Ellbogen an und schließlich unterliegt Miserey denn auch ihren Verführungskünsten. War er früher in das Regiment verliebt, so wird er nun von dem Wunsche verzehrt das Weib zu besitzen. Um in ihrer Nähe sein zu können, um einen Kuss von ihr zu erhalten, zieht er sich Bestrafungen zu, die ihn um so schwerer treffen als sie ihn zwingen, ihr fern zu bleiben. Die Situation spitzt sich mehr und mehr zu: nach der Strafwache kommt der leichte, nach dem leichten der strenge Arrest und vom Arrest wandert Miserey ins Militärgefängnis. Nachdem er erst versucht hat die Offiziere der Gefängniswache für seine Fluchtpläne geneigt zu machen, wagt er es auf eigene Faust die Gefängnismauern in der Nacht zu übersteigen. Dann kommt ein Morgen, wo ihm das Entdecken seiner nächtlichen Ausflüge den Verlust seiner Unteroffiziertressen befürchten lässt, er desertiert und geht in Gesellschaft von Blanche nach Paris.

Und sonderbar! Kaum hat er mit dem Regiment gebrochen, als er auch von einem unbezwinglichen Heimweh nach eben diesem Regiment ergriffen wird; er lässt seine Maitresse im Stich, kehrt zum Regiment zurück und meldet sich als Gefangener.

Endresultat: Miserey, der Brigadier gewesen, wird degradiert und zu einer anderen Schwadron versetzt nnter die Fuchtel eines Unteroffiziers, der ihn nicht leiden kann und ihn seinen Hass gransam fühlen lässt. Von nnn an hat Miserey die Gunst des Regiments verscherzt, das dafür Rache nimmt, dass es von ihm verlassen wurde. Kein Urlaub mehr, keine Teilnahme an den Uebungen, kurz vollständiger Ansschluss vom aktiven Dienst; Kasernenwache, leichter, strenger Arrest, Stallwache, wieder Arrest nnd nochmals Stallwache. Das Ende ist, dass Miserey einen Diebstahl begeht, um einer unwürdigen Dirne ein Geschenk machen zu können; er wird vor ein Kriegsgericht gestellt und von diesem znr Ausstoßung aus dem Soldatenstande vernrteilt.

Mit dieser Szene, die einen wahrhaft ergreifenden Charakter an sich hat, schließt das Buch mit einer Art Apotheose, in der das Regiment „erhaben, ungebeugt nnd triumphierend dasteht".

Man nimmt von der Lektüre des Romans einen heftigen und schmerzlichen Eindrnck mit hinweg, ein Gefühl des tiefsten Mitleids für diesen Unglücklichen, der durch die Unerbittlichkeit der Militärgesetze auf die unterste Staffel der sozialen Stufenleiter herabgeschleudert wird und den sich doch die militärische Disziplin mit ein wenig mehr Nachsicht zu einem nützlichen und tüchtigen Gliede hätte erziehen können.

Meiner Meinung nach ist dies auch die Schlussmoral, die Hermant zum Ansdruck bringen wollte. Mit Unrecht hat man ihm, denke ich, vorgeworfen, dass er das Ansehen der französischen Armee untergraben hätte und dass sein Buch, wie es die chauvinistische Presse ausspricht, einer Verletzung des französischen Waffenruhms gleichkäme. Hermant giebt eine ungeschminkte Schilderung der tatsächlichen Verhältnisse und hat dabei nur einen reinen künstlerischen Zweck im Auge; bei alledem spricht er aber doch stets von der Armee „mit einer Art schwärmerischen Begeisterung, von der alle Diejenigen beseelt sind, die die Ehre hatten, die Uniform zu tragen".

Dies sind Hermants eigene Worte, die er bei Gelegenheit der Maßregeln, die, wie wir oben erwähnten, ein Chasseuroberst gegen sein Buch ergriff, äußerte. Eine aufmerksame und parteilose Lektüre des Romans wird genügen, nm erkennen zn lassen, dass er die Wahrheit gesprochen hat.

Paris. Lonis de Hessem.



Dem Genossen.

Nichts meiden, das mit Ehren sich verträgt,
Nichts dulden, das ins Angesicht dir schlägt,
Nichts fürchten, das dir frech den Pfad versperrt,
Doch Keinem folgen, der dich rückwärts zerrt!
Nichts hassen, als was niedrig nnd gemein ist,
Doch heldenkühn verteidigen, was dein ist,
Dem Besten nur die Blicke zugekehrt
Und lieben nur, was höchster Liebe wert;
Die Wahrheit und die Schönheit als Begleiter,
So wand're durch das Leben rüstig weiter,
Und glorreich wirst du selbst im Unterliegen
Vom Stanb dich lösen und dem Staub obsiegen!

Pforzheim. Johann von Wildenradt.



Friedrich Hebbel in seinen Tagebüchern.

Von Hermann Conradi.

I.

Julian Schmidts kühner Behauptung: „Nicht immer giebt ein Schriftsteller sein Bestes in seinen Werken ans" liegt entschieden eine Unze tiefer psychologischer Wahrheit zu Grunde. Abgesehen davon, dass es — bei der Mangelhaftigkeit der menschlichen Geisteswerkzenge nnd der Ungeschlachtheit der technischen Darstellungs- und Ausdrucksmittel — ein Wesensmoment des schöpferischen Prozesses bleibt, dass sich die seelisch geborene Vorstellungsfülle nur notdürftig, nur in blassem Widerspiel in das Reich der Zeitlichkeit zu projizieren vermag — abgesehen hiervon, ist es überhaupt noch sehr die Frage, ob selbst dasjenige Werk, welches ein Schriftsteller für sein „bestes" erklärt, absolut kennzeichnend für ihn ist, ob es seine Persönlichkeit unzweidentig illnstriert. Denn in Folge äußerer nnd änßerlicher Einflussgründe ist es oft kaum mehr denn eine Zufälligkeit, dass ein Motiv in der Seele des Künstlers großwächst, welches durch die Bedingungen seines psychophysischen Daseins durchaus nicht notwendig herausgefordert wird. Bei der Versinnlichung einer geistigen Vorstellungswelt, zumal einer ungewöhnlich umfangreichen, wirkt nnwillkürlich eine starke Rücksichtnahme auf das soziale Verhältnis des Individuums znr Welt mit, und dieses Moment der Berücksichtigung kann nnter Umständen so intensiv werden, dass dadurch die Natnr des Gebärers in ihren interessantesten, weil unmittelbaren Aeußerungen nnterdrückt, zuweilen wohl ganz verneint und verleugnet wird. Wohl ergänzen sich im einigermaßen organischen Anfbau dieser individuell-wesentlichen Züge dafür wieder die einzelnen Werke des Dichters, aber der Lücken muss schlechterdings eine große Zahl bleiben. Der sich einen Begriff von den elementaren Wesenskräften machen will, durch welche das Inge-

nium eines Goethe sprechen dürfte, muss es mit dem Reichtum aus der Weite der Geisteszonen dieses Einzigen aufzunehmen versuchen, muss das ungeheuere Reich nach allen Richtungen durchwandern, muss schließlich die Jahreshefte und den Briefwechsel ebenso berücksichtigen wie den Werther oder den Faust. Und der die Inhaltstiefe und Inhaltsweite eines Friedrich Hebbel, dieser geistig reichsten Persönlichkeit der deutschen Litteratur nach Goethe, ermessen will, muss über das Studium der Werke dieses genialen Nibelungenbändigers hinausgehen, muss neben der Biographie Emil Kuhs vor Allem die zwei jetzt vorliegenden starken Bände der Hebbelschen Tagebücher*) in den Kreis seiner Beachtung und intimen Betrachtung ziehen. Drastische Beweisstücke geben diese Tagebücher ab für meine oben im Anschluss an das Wort Julian Schmidts gemachten Bemerkungen, dass es dem Künstler aus psychophysisch-technischen Gründen unmöglich sei, sein „Bestes“, d. h. das ihm ursprünglichst Eigene, ganz in seinen Werken niederzulegen. Reinhold Lenz hat in diesem Sinne so unrecht nicht, wenn er allen Aesthetikern „von Fach“, diesen zumeist rührend hülflosen Laien im Punkte des Verständnisses für das Wesen des künstlerischen Empfangs- und Gebärprozesses, zum Trotz behauptet: „Der Geist des Künstlers wiegt mehr als das Werk seiner Kunst“. Wir müssten eben Engel und keine Menschen sein, könnten wir das von dem zergliedernden, aber zugleich auch versinnlichend zusammenschließenden Mikroscope des Geistes Geschaute und Enthüllte bis in seine feinsten Linien hinein festhalten. Die historische Memoirenlitteratur erbringt bei einem gewöhnlich geringen kulturgeschichtlichen Werte zumeist nur Material zur Fabrikation von „Treppenwitzen der Weltgeschichte“. Tagebücher jedoch von Geistesheroen bedeuten mehr denn nur zusammengebündelten Anekdotenkram. Wo dem Dichter bei der Ausgestaltung seiner Werke die Zunge versagen musste, da treten sie ein. Und geben sie in der Hauptsache auch nur Fetzen und Splitter, Andeutungen und Bruchstücke, so führen sie doch unmittelbar in die geistige Werkstätte ihres Erzeugers ein, stellen diesen durch ein Aufweisen von Dokumenten, welche er ursprünglich nur ihret- und seiner selbst wegen in die Welt gesetzt hat, in die schärfste Mittagsbeleuchtung und ermöglichen dadurch den seltenen Genuss, sich einen Berufenen ganz zu eigen zu machen. Darf ein Individuum, dem die Kultur seines Geistes erstes Lebensgesetz geworden, in einer reineren Freude schwelgen?

II.

Es würde mehr denn verwegen sein, machte ich mich anheischig, im Folgenden von der eminenten Fülle gesammelten Lebens, welches diese beiden Bände Tagebücher und besonders der zweite, 592 Seiten starke Band enthält, ein alle wesentlichen Glieder umfassendes Gesammtbild geben zu wollen. Es kann mir vielmehr nur darauf ankommen, in der menschlich-künstlerischen Physiognomie Friedrich Hebbels jene Gesichtslinien hervorzuheben, welche durch die bunten Geständnisse, durch die in den Tagebüchern niedergelegten Auslassungen und Betrachtungen schärfer, den Ausdruck der Züge entscheidend, bestimmt werden.

Friedrich Hebbel war ganz Ringer, ganz Sucher. Er lechzte nach Resultaten. Die das Ich erhöhende und wertende Errungenschaft des Geistes war ihm die Hauptsache. Hebbels gesammte litterarische Tätigkeit ist vorwiegend epigrammatischer Natur. Auf die Pointe kam es ihm an. Aber nicht auf die Pointe geistreicher Schlagfertigkeit, nicht auf das Zugipfeln einer Ideenreihe zu einem kaustischen Witze, er verlangte vielmehr nach einer Charakterpointe, nach einem Schlusse, der ihm das Wesen einer Persönlichkeit, einer Lebenssituation, eines Weltereignisses, einer energisch gespannten Szene, eines metaphysischen Problems, eines ethischen oder ästhetischen Phänomens zusammenfasst und erschöpfend erklärt. Hebbel besaß keinen Ehrgeiz, der seine Befriedigung von außen erwartete. Wohl aber den Ehrgeiz, sich ganz in sich ausleben, sich ganz von sich durchsetzen zu dürfen. Dieser Mann, dem in seinen frühesten Jugendtagen und späteren Jünglingszeiten, in seinen ersten reiferen Mannesjahren das Leben unerträglich grausam, unerträglich hart die Daumschrauben angesetzt, war ganz Geist. Ein steter Prozess durchfieberte sein Gehirn. Eine dämonische Sehnsucht nach Quintessenzen durchloderte ihn. Als Künstler war Hebbel nicht im Geringsten unbefangen und naiv — darum eben als Mensch. Die neugierigen Augen des jungen Goethe besaß er nicht. Aber das stahlblaue Auge, das in seinem massiv gegliederten und knorrig, gleichsam herausfordernd geformten Haupte lag, riss doch alle Dinge, die seinen Weg kreuzten, mit leidenschaftlicher Inbrunst an sich. Dieser Mann, in dem entschieden etwas geistig Raubtierhaftes, etwas geistig Blutdürstiges, etwas bezwingend Dämonisches stak, der, wie er selbst sagt, die Menschen seiner Umgebung „verzehren“ musste, bedurfte eben einer großen Materialsfülle für die rastlos arbeitende Schmiede seiner Seele. Und dabei wohnte diese Erobererseele in einem durch harte Not und schwere Entbehrungen früh arg mitgenommenen Körper. Nur die ganze herbe Sprödigkeit, die finstere Entschlossenheit von Hebbels gewappneter Dithmarschennatur und die trotzige Tendenz, um den Triumph des Geistes über den Leib zu ringen, ermöglichten es ihm, sich aufrecht zu erhalten. Hebbel wurde durch die Erfüllung seiner individuellen Lebensbedingungen zum Märtyrer, zum Despoten.

*) Herausgegeben von Dr. Felix Bamberg. Berlin, G. Grote'sche Verlagshandlung.

III.

Als eine Persönlichkeit dieser Art stellt sich Hebbel in seinen Werken wie in seinen Tagebüchern dar. Freilich bedürfen private Aufzeichnungen, wie sie eben in Tagebüchern vorliegen, kaum der Berücksichtigung, wenn es nur darauf ankommt, eine entschieden bestimmte Ausnahmenatur als solche zu erkennen. Hebbel hat sich sein ganzes Leben hindurch von berufenen und unberufenen Kritikern den Vorwurf der „Forciertheit", der „Outriertheit", der „krankhaften Unnatur" gefallen lassen müssen. Und noch Jahrzehnte lang nach seinem Tode hat man über diesen muskulösen, derbgliedrigen, rückgratstämmigen Dramatiker kein anderes Urteil, hat man für ihn kein feineres Verständnis zu gewinnen gewusst. Jene Leute, denen die besonderen Aeußerungen einer eigenen Persönlichkeit ein Greuel sind; die Alles rubrizieren und einschachteln müssen; denen die wissenschaftlich-analytische Betrachtung eines Phänomens, das Eindringen in die objektiv-psychologische Genese eines Charakters fremd und unmöglich ist, werden über den „exzentrischen, barocken" Friedrich Hebbel auch nach einer etwaigen Lektüre seiner Tagebücher keine andere Stimme haben. Sie werden diesen Mann nach wie vor mit Grabbe, Griepenkerl, Georg Büchner und anderen „Kraftdramatikern" in einen Topf werfen. Und doch kann von einer wirklich intimen geistigen Verwandtschaft zwischen Hebbel und Grabbe nicht die Rede sein. Hebbel ist beinahe der Antipode von Grabbe. Der Einzige, der ihm nahe steht, ist Otto Ludwig. Doch welcher Litteraturhistoriker hat für dieses „Diskurenpaar" schon ein besonderes Kapitel gefunden?

Dem allerdings, der in Hebbels Werken die Aeußerungen einer inkarnierten Naturkraft sieht; dem sie die Zeugnisse einer steten Selbsterfüllung, einer rastlosen, dem Eindringen in die Tiefen der Dinge gewidmeten Arbeit bedeuten, dem müssen die Tagebücher unschätzbare Beleg- und Beweisdokumente werden. Ich möchte das Moment ihres hohen Wertes für die psychologische Analyse von Hebbels Persönlichkeit besonders stark betonen. Es ist ja richtig: sie werfen auch ganz interessante Streiflichter über die litterarischen Strömungen der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre; sie bringen dem Litteraturhistoriker vielleicht nicht unwichtige Notizen über Journalisten, Schriftsteller und Dichter, denen Hebbel in Hamburg, Berlin, Dresden, Wien begegnet; aber dieser Mann war viel zu graniten, massiv, starr, wenn man will: viel zu verbissen in sich selbst, als dass ihm derartige Begegnungen z. B. mit Gutzkow oder Laube, etwas Anderes als Gelegenheit und Veranlassung, seine Verhältnisse zu dem oder den Betreffenden zu fixieren, hätten sein können. Ihren intimen Reiz gewinnen diese Tagebücher vielmehr durch den Umstand, dass sie unmittelbar in die geistige Werkstätte Hebbels einführen; dass sie uns einen Begriff von dem gewaltigen Reichtum dieses Außergewöhnlichen machen; dass sie uns kaum ein Krümchen seiner philosophischen, ästhetischen, sozialen Anschauungen vorenthalten; dass sie uns einen klaren Einblick in eines der merkwürdigsten Räderwerke, das je eine Menschenseele besessen, gewähren; dass sie uns die geheimsten Funktionen dieser Psyche belauschen lassen.

Hebbel blieb sich immer derselbe: herb, in sich hineinbohrend, grübelnd, nach Wurzeln wühlend, uneinnehmbar. Ob er nun in Kopenhagen oder Paris oder Rom war — nirgends konnte er eigentlich naiv sein, nirgends enthusiastisch, nirgends gab er sich den Eindrücken zwanglos hin. Unbeirrt zog er seine Kreise weiter, spann er an dem Gespinnst seiner ideellen Bedürfnisse fort und trat ihm einmal Etwas so nahe, dass er es notwendig berücksichtigen musste, so suchte er ihm eine Seite abzugewinnen, die zu den Voraussetzungen stimmte, unter denen er geistig existierte.

Hebbel war Einsiedler, Individualist, Diktator — kein Weltmann, kein Mann des Forums, der Gesellschaft, des Salons, kein Agitator. In seinen ästhetischen, kulturhistorischen Neigungen erinnerte er hier und da an Johannes Scherr, in seinem ganzen Wesen an Henrik Ibsen. Ibsensche Wucht und Knappheit waren auch ihm eigen, und mit seiner „Judith", seiner „Maria Magdalena", seinem „Herodes und Marianne" wirkte er schließlich so „peinlich", wie Ibsen mit seinem „Gespenster"-Drama. Aber Hebbel besaß kaum eine Kämpfernatur. Fehdehandschuh, Schild und Lanze waren ihm ziemlich gleichgiltig. Er schlug nur los, wenn er gereizt war, und dann zumeist nur in ästhetischen Materien. Er hatte viel zu viel mit sich selbst zu tun; ging viel zu sehr auf in der Kombination seiner Ideen, in dem Austragen seiner Motive, in der Verarbeitung innerlicher Erlebnisse, in dem Grübeln über seelische Probleme, in dem Einsammeln interessanter psychologischer Tatsachen, in dem Interesse für außergewöhnliche Ereignisse in Natur und Geschichte, in der Beobachtung merkwürdiger Entwickelungsprozesse, als dass er Drang und Bedürfnis verspürte, aus der Weite seiner stets heftig schwingenden Geisteszonen in die Enge des Kampfes für ein bestimmtes soziales, politisches oder gesellschaftliches Ideal einzutreten. In dieser Hinsicht besaß Hebbel die aristokratische Zurückhaltung eines Goethe.

Das in den Tagebüchern zusammengefasste Material bedeutet eine Sammlung von Ideenkristallen, die dem spontanen, leidenschaftlichen Sichausleben Hebbels, seiner unermüdlichen Geisteskultur ihr Dasein verdanken. Ein spezielleres Eingehen auf äußere Lebensverhältnisse findet sich selten. Dafür eine schier unerschöpfliche Fülle von Anregungen aller Art, von künstlerischen Motiven, von scharf und blank gemünzten Gedanken oder Ideenkeimen im embryonischen Entwickelungsstadium, von Glossen über

Welt und Leben, von epigrammatischen, oft ins Paradoxe spielenden Maximen und Sentenzen. In den Tagebüchern sind auch die Prolegomena zu einer realistischen Aesthetik der Zukunft niedergelegt. Wo Hebbel sich einmal herbeilässt, über ein an sich belangloses Erlebnis zu berichten oder etwa eine Kassennotiz einzuschieben, geschieht es selten, ohne dass eine interessante Bemerkung daran geknüpft oder die banale Tatsache durch symbolische Vertiefung aus der Sphäre des Endlichen in die des Unendlichen, Ewigen gerückt wäre. Durch die Betonung gedanklicher Elemente wird jedoch dem Ausbruch ursprünglicher Gefühle, besonders schneidender Wehgefühle, nicht gewehrt. Ein gewaltiger Strom ehrlicher Schmerzen rollt durch diese Blätter — ehrlicher Schmerzen über die marternde Unzulänglichkeit alles Irdischen, wie über die athemhemmende Enge, in der Hebbel den größten Teil seines Lebens zubringen musste . . . bis er sich in späteren Tagen, nach seiner Vermählung mit der Wiener Hofschauspielerin Christine Enghaus, ein weicheres Lager zimmern durfte . . zimmern im „Capua der Geister", er, der stahlharte Dithmarsche, dem der salzige Wind der Nordsee die Wiegenlieder gesungen. . . Auch Friedrich Hebbel hat seine Südfahrt erlebt, aber seinen Trotz, seine Unbeugsamkeit, seine rauhe Selbstherrlichkeit haben ihm die weichen, verführerischen Lüfte der Donaustadt nicht abzuschmeicheln vermocht.

IV.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, aus Hebbels Tagebüchern, zumeist aus dem zweiten Bande, eine Reihe interessanter Gedanken, tiefsinniger Aphorismen, eigenartiger Glossen, denen oft ein Stich ins Paradoxe nicht fehlt, hier anzuführen. Sie werden zwar den übergroßen Reichtum, der in den Tagebüchern zusammengeordnet, nur unvollkommen repräsentieren. Aber sie erhellen vielleicht doch in Etwas wenigstens die Denk- und Weltbetrachtungsmethode Hebbels. Also:

Langweilst du dich? Zähle deine Pulsschläge!

Die Schönheit ist in der Welt der Kunst ebenso unbequem, wie in der wirklichen die Tugend.

Versöhnung in der Tragödie — darunter verstehen die Meisten, dass die kämpfenden Potenzen sich erst miteinander schlagen, dann aber miteinander tanzen sollen.

Die sittlichen Ideen sind eine Art Diätetik des Universums.

Man sollte zu Anderen nie über das Verhältnis, das man zu ihnen hat, sprechen.

Was der Größte sich denkt? Dies denkt er: Hole der Teufel Euer ganzes Geschlecht, wenn ich das bin, was ihr meint.

Die Revolution ist eine Krankheit des Volkes; aber eine solche, an der die Könige sterben.

Die Welt ist Gottes Sündenfall.

In jedem Menschen ist Etwas, was aus ihm ins Universum zurückgreift. Diese Räder, die erst im Tode laufen dürfen, soll er zum Stehen bringen, sonst wird er zu früh zermalmt.

Die negative Tugend: der Gefrierpunkt des Ichs.

Gott stellt den Menschen in die Welt hinein, ohne ihm auf die Stirn ein Inhalts-Register seines Wesens zu schreiben; mittelmäßige Poeten machen's umgekehrt.

Wie kann ein Frosch erröten!

Wer sich für überflüssig in der Welt hält, der kann nicht überflüssig sein.

Es giebt Menschen, vor denen man nur den Kaiser von China loben darf.

Man sollte seine Fehler immer für individuelle, seine Tugenden für allgemeine halten, man macht es leider aber immer umgekehrt.

In dem „Sie ist gerettet" im ersten Teile von Goethes Faust liegt schon der ganze zweite.

In dem Augenblick, wo die Liebe ihr Alles giebt, macht sie zugleich Bankerott.

Nicht als Billardkugel, sondern als Kanonenkugel seinen Weg machen wollen!

Wo sich zwei Menschen umarmen, da bilden sie einen Kreis.

Willst du den Frauen gefallen, so übe ein kleines Geheimnis,
Wenn du mit ihnen verkehrst, binde und löse zugleich!

Eine kleine Uhr, deren Räder ungeheuer rasch gehen, erregt einen Eindruck, als ob die Zeit das Fieber hätte.

Nur derjenige Witz ist gut, der den Witz der Natur aufdeckt.

Ich an Neros Statt hätte lieber einmal einen Tag die Gesetze aufgehoben, als Rom angezündet: Das Schauspiel wäre noch merkwürdiger gewesen und die brennende Stadt unstreitig als Episode mit vorgekommen.

Um sich Löwen zu halten, muss man entweder ein Kaiser oder ein Tierführer sein.

Der Theaterschriftsteller studiere die Kunst, Kolophonium für Elektrizität auszugeben.

Ein Spinoza hat es leicht, die irdischen Genüsse zu verschmähen. Eben die Kraft, mittelst deren er ihre Nichtigkeit durchschaut, entschädigt ihn. Welch einen Ersatz hat aber der, dem diese Kraft fehlt?

Der sogenannte Ernst des Lebens läuft bei den Meisten darauf hinaus, sich die Genuss- und Luxusmittel zu verschaffen.

Grabbe glaubte wahrscheinlich Wunder was zu tun, als er einen Don Juan und Faust schrieb. Das sind aber gar keine zwei Personen, denn jeder Don Juan endet als Faust und jeder Faust als Don Juan.

Große Talente sind große Naturerscheinungen wie alle anderen. Ein Trauerspiel von Shakespeare, eine Symphonie von Beethoven und ein Gewitter beruhen auf den nämlichen Grundbedingungen.

Die echte Kritik muss verfahren wie die Natur, wenn sie eine Erscheinung auflöst. Aber Todtschlagen ist leicht und Zergliedern schwer.

V.

Ich möchte zwischen Kronennaturen und Wurzelnaturen unterscheiden. Goethe besaß eine Kronennatur. Herrlich, unbeschränkt durfte er wachsen, sich entfalten, sich in die Höhe recken und seine Kräfte zu einer stolzen Gipfelkuppel auseinanderwachsen lassen. Hebbel, den größten Teil seines Lebens den lähmenden Einflüssen kleiner, kleinlicher, enger und armer Verhältnisse ausgesetzt, wurde von seinem harten, brutalen Schicksal in die Tiefe gepresst, gleichsam in das Erdinnere gedrängt, dessen Eingeweide nach kostbaren Erzschätzen zu durchforschen. Hebbel wurde zur Bergmannsnatur entwickelt. Aber auch der Bergmann kennt die Sterne des Himmels und vergisst ihrer nicht. Er liebt ihre Reflexe in den Funden seiner Erze und Salze. So besitzt er geistig die beiden Hemisphären der Welt zugleich.

Ich denke, das gesammelte, überreiche Leben der Tagebücher bringt die Persönlichkeit Friedrich Hebbels, dieses Außergewöhnlichen, den deutschen Menschen unserer Tage wieder etwas näher und rückt ihn vor Allem mit in den Mittelpunkt des Interesses der jungen Generation. Wir können Herrn Dr. Felix Bamberg für die Herausgabe der zwei wichtig-wuchtigen Bände gar nicht dankbar genug sein. —



Gegen den Strom.

Ein großer Teil der auf den verschiedensten Gebieten erscheinenden polemischen Schriften verfehlt seinen Zweck — die gerügten Uebelstände beseitigen zu helfen — dadurch, dass die zu besprechenden Zustände in zu grellen Farben dargestellt werden, also ein unwahres Bild derselben geliefert wird. Damit wird der Wert solcher Schriften selbst hinfällig.

Eine glänzende Ausnahme von den Schriften der eben besprochenen Art bildet das soeben bei G. Pierson, Dresden-Leipzig, erschienene Werkchen: „Gegen den Strom. Gesellschaftliche Kreuzzüge von A. Kohut."

Im ersten Kapitel des Buches: Die Ordens- und Titelsucht, geißelt der Verfasser das Hasten und Jagen nach dem Glücke eines gefüllten Knopfloches, nach dem Glücke eines geheimrätlichen Titels. — ohne jedoch dem Verdienste seine Krone nehmen zu wollen.

Der heutzutage mehr als je grassierende Musik- und Gesangsrummel wird hierauf mit humoristischer Polemik behandelt, ein Kapitel, über das nicht nur schon Langes und Breites geredet und geschrieben, sondern gegen das auch schon polizeiliche Verordnungen erlassen worden sind. Der Forderung des Verfassers, dass jeder Gesangslehrer und jede Gesangslehrerin vor der — Etablierung eine staatliche Prüfung zu erfüllen habe, schließen wir uns voll und ganz an.

Auch die Denkmals- und Jubiläumsmanie unterwirft Verfasser einer eingehenden Kritik. Erinnernd an das sang- und klanglose Leichenbegängnis Schillers ruft Verfasser das Andenken an einen wahren Schüler Schillers wach, an Albert Lindner, den Enttäuschungen und Nahrungssorgen in geistige Umnachtung getrieben, während mancher seichte und leichte Romanfabrikant, von dem Strohfeuer eines grundlosen Enthusiasmus erwärmt, aller irdischen Sorgen bar, behaglich auf seinen unverdienten Lorbeeren ausruht. Im Herzen soll der Ort sein, wo wir den Besten unserer Zeit Denkmäler errichten, und die Verehrung, die wir ihnen zollen, sollen wir zeigen, indem wir uns versenken in die in ihren Werken ruhenden Schätze ihres Geistes und dazu beitragen, dass die Erzengnisse ihrer wahren Poesie bekannt und gelesen werden, damit nicht unter der Last der Sorge ums tägliche Brot ihre Kraft erlahme, ihre Schaffensfreudigkeit erstickt werde.

Leider hat die Gesellschaft unserer Tage wenig Zeit übrig für eine ernste Beschäftigung mit den besten Werken unserer Litteratur; sie ist zu sehr in Anspruch genommen von oberflächlichen Lustbarkeiten aller Art. Diesen Uebelstand berührt Kohut im vierten Kapitel seines Schriftchens und geißelt hierauf im fünften Abschnitt die, wie in der Mode etc. etc., so auch in der Litteratur zu Tage tretende Vorliebe für alles Fremde, so dass ein ausländischer Dichter eher Aussicht hat, Eingang zu finden in der Gesellschaft, als ein einheimischer deutscher.

Der sechste Abschnitt redet von den Theaterdirektoren, wie sie sein sollten, ein Thema, das in neuester Zeit auch durch Alberti eine eingehende Besprechung erfahren hat. Kohut hat es verstanden, mit wenigen Worten Viel zu sagen, indem er Dalberg und Immermann als Muster deutscher Theaterdirektoren hinstellte und an ihnen zeigte, wie im Großen, wie im Kleinen Großes geleistet werden kann.

Das Schlusskapitel bespricht das Reisefieber das jetzt beim einziehenden Frühlinge in Vielen wieder entstehen wird, die für die heimatliche Natur kein Herz und keinen Verstand haben, denen die pikanten Badeamüsements mehr sind als die traute Heimlichkeit des deutschen Familienheims.

Das Schwimmen gegen den Strom ist kein leichter Kampf, und wer ungeschickt kämpft, kann wohl vom Strome zurückgeworfen werden. Das besprochene Werkchen hat dieses Schicksal nicht zu fürchten: Die strenge Objektivität, die Kohut



wahrt, die leidenschaftslose Darstellung und Sprache, sowie die weise Beschränkung des Stoffs sind besondere Vorzüge, welche einen glücklichen Erfolg versprechen. Mancher zwar wird es empfinden, dass die Wahrheit schmerzt; möge ihn diese Erfahrung nicht entmutigen, sondern antreiben, in seinem Kreise, in seinen Verhältnissen die Augen offen zu halten, zu prüfen und dann mutig teilzunehmen an dem Kampfe gegen den Strom!

Dresden. Richard Vetter.



Am Wege.

Von Hermann Bang.*)

Die Hauptpersonen der unter dem obigen Titel erschienenen Novelle sind Menschen, welche resignieren. Der Erzähler bewegt sich zwischen ihnen mit leisem Schritt und milden Worten. Seine Welt gleicht nur wenig derjenigen, in welche die jungen Dichter zu Anfang des Jahrhunderts ihre Leser einführten; da war es groß, alles aus dem Wege zu räumen und niederzuschlagen, was dem persönlichen Glück entgegen stand. Die erdichteten Ideale hausten damals zwischen Pflicht und Schicksal schlimmer, als eben eingefangene wilde Tiere in ihrem Käfig. Aber hier besteht das Große darin: sich im Käfig zurecht zu finden — und das Höchste: sich in demselben glücklich zu fühlen.

„Am Wege" hat alle die großen Vorzügen des Bangschen Talents in höherem Grade als das, was er früher geschrieben hat, und diese Novelle darf man zu den allerbesten in der Novellenlitteratur des letzten Jahres zählen.

Die Novelle hat ihre Stärke in dem phantasievollen Szenenreichtum. Bang erzählt so wenig wie möglich über das Leben seiner Personen, denn er zeichnet sie. Situation auf Situation gleitet an dem Leser vorüber, in Farben und Stimmmungen wechselnd, bald ausgelassen, bald träumend, bald in der Unheimlichkeit der Angst packeud, überall mit Hülfe gewisser Bagatellen aus der Wirklichkeit illustriert, was einst einen geistreichen Kopf zu der Bemerkung veranlasste, dass nichts eine Bagatelle sei. Zum Beispiel Frau Bai, die Heldin der Erzählung, die Frau eines Eisenbahn-Stationsvorstehers, reist nach der Stadt, um Einkäufe zu einer Waldpartie, die stattfinden soll, zu machen. Gerade in dem Augenblick, als der Zug von der Station abgehen will, sieht sie wie der Mann, den sie liebt, auf den Perron herauskommt, und in ihrer Lebenslust, in ihrer Freude, zieht sie das Dienstmädchen, welches sie mitgenommen hat, ans Koupéfenster und zeigt sie ihm: „Können Sie sehen, Marie geht mit mir?!" Ist das nicht reizend und wahr? Und wie malen diese wenigen Worte nicht ihr Glück! Von dieser Art kleiner Züge befindet sich eine Menge in der Arbeit: aus der Küche und dem Garten, aus der Wohnstube und der Gesellschaft, von Heiterkeit und Tod. Es ist möglich, dass alle Erinnerungen des Verfassers derselben Zeit entspringen: was hier als gleichzeitig erzählt wird, ist in der Wirklichkeit vielleicht durch einen Zeitraum von zwanzig Jahren getrennt. Aber sonst giebt diese Erzählung ein vorzügliches Bild des „gebildeten" dänischen Provinzlebens. Außerdem sind die großen Szenen — die Magd, die Gesellschaft im Pfarrhof, Frau Bais Tod — ausgezeichnet klar und in kräftiger Weise gezeichnet.

In dem Kaleidoskop der Szenen, aus welchen die Erzählung besteht, verfolgt man zunächst eine Liebesgeschichte. Eine schuldlose, zarte Liebe wächst unmerklich empor, und dann in demselben Augenblick, als sie sich derselben bewusst wird, legt sie sich selbst Hindernisse in den Weg, resigniert und harrt auf das Glück nach dem Tode. Die Charakterzeichnung der beiden Liebenden ist kaum über allen Tadel erhaben, denn er ist wohl zu stark im Hintergrund gehalten und sie ist ein wenig zu untadelhaft. Als junges Mädches ist sie provinziellkritisch und schwärmerisch-wehmütig, in sich verschlossen geweseu, aber von der heitersten und kühnsten ihrer Freundinnen bezaubert. Nachdem sie mit einem flotten, freimütigen Manne verheiratet worden ist, wird sie in ihrer Ehe und unter ihrer Umgebung ein wenig nachlässig, ein wenig müde, ihr Leben in lauter Kleinigkeiten hinschleppend. Da erwacht die Liebe zu einem anderen Mann, und sie wird wieder jung. Das schwärmerische und lebenslustige Verlangen kommt wieder bei ihr zum Vorschein, doch durch die Jahre wird diese Liebe zu einer wehmütigen Reisesehnsucht und einem Verlangen, mit ihm, den sie liebt, in fernen, schönen, sonnenhellen Gegenden zu leben. Dieses Verlangen kann freilich ganz richtig geschildert sein, aber es ist kaum richtig, dass ihre Liebe so keusch, so ohne Sinnlichkeit gewesen sei, denn man kann nicht Bais Gattin gewesen sein, ohne einen Hauch von seinem Wesen und seinem Gefühlsleben in sich aufzunehmen. Im großen Ganzen ist diese Liebesgeschichte eine mehr typische als individuelle. Sie besitzt hundert kleine Züge, die wir eigentlich alle gemeinsam haben, und sie hat kaum zwei Züge, welche die beiden Liebenden allein besitzen. Aber alles ist ausgezeichnet hübsch und zart geschildert, wie die ein wenig abstrakte Liebe Nahrung aus lauter kleinen Dingen, aus dem unansehnlichsten Kommen und Gehen des alltäglichen Lebens saugt.

Höher steht jedoch die Schilderung der Nebenfiguren. Sie breiten sich ein wenig zu sehr aus, das ist wahr, und sie sind mitunter nicht ganz echt in

*) Ve[illegible] Vejen. Kiöbenhavn. A. Schou.

ihrer Beweisführung und vor allem leiden die meisten von ihnen unter dem Hange des Verfassers zur Stereotypierung: dass derselbe Charakterzug bei ihnen fortwährend hervorgezogen wird. Aber trotz alledem zeigt die Erzählnng eine vorzügliche Galerie komischer Menschen. Alle diese Nebengestalten greifen wie im wirklichen Leben in das Schicksal der Hauptpersonen ein, sie stehen mit den Hanptpersonen in enger Berührung und ihr Schicksal wird dnrch sie bestimmt, denn sie leben beisammen, alle diese Menschen.

Und an dieser resignierenden Liebe und an allen diesen selbstsüchtigen Gelüsten, an Zartheit und Plumpheit, an Lachen und Weinen, an Leben und Tod lärmt dann — ununterbrochen, ununterbrochen — der prustende Eisenbahnzug vorüber. Das Getöse desselben ist für die Erzählung, was der Chorgesang in den alten Tragödien war. Es erhebt nnd vernichtet das Leben. Mitunter kommt der Zug, Sonnenschein und Frende um sich verbreitend. Als einst Frau Bai einem Bekannten mit dem Taschentuch zuwinkt, da zeigt sich in allen Koupéfenstern — von allen diesen fremden Reisenden — eine Schaar glücklicher Gesichter und eine Unzahl Taschentücher fächelt die Antwort zurück. Ein echtes und reizendes Sommerbild und ein rührendes Symbol dessen, wie wir alle das Leben in diesem „jungen Lenz, wo die Ringe gewechselt werden und die Herzen schlagen", sehen . . . Aber dieses Bild ist eine Ausnahme. In der Regel meldet sich der Zug bereits mit fernem Brausen, — dann scheinen ein paar große Feueraugen wie die Augen eines Riesentiers aus dem Dunklen hervor — dann braust der Zng dampfend und einen scharfen Lichtschein nach beiden Seiten auswerfend vorüber — nnd dann verschwindet er wieder im Finstern, nnd alles ist still wie zuvor, doppelt still. „So gehen wir in das Jahr hinein," sagt Frau Bai einmal, als sie auf dem Perron dem Zuge nachschaut. „So gehen wir in das Leben hinein und aus dem Leben heraus," scheint der Verfasser zu sagen: aus der Finsternis in die Finsternis — und was bleibt dann von der Lebensfahrt übrig? Stille, Stille. Diese ewigen lärmenden Eisenbahnzüge in diesem Buche sind gleich dem Schicksal, gleich dem schweren, gewaltigen Schicksal.

Berlin. Emil Jonas.



Die Frauen im Spiegel der französischen, italienischen und russischen Spruchweisheit.

Ein Beitrag zur vergleichenden Völkerpsychologie.

Von Dr. Leonhard Freund.

(Fortsetznng.)

Der Volksmund postnliert nun für ein gu[illegible] Ehepaar gewisse Bedingungen:

„Eine Frau muss viererlei Eigenschaften haben. [illegible] trone auf der Straße, Nonne in der Kirche, Magd im Ha[illegible] ruhig im Bette".

So soll sie sein.

Man suche ferner:

„Eine Frau, die dem Gelde widersteht,"

weil eine solche

„An Wert über alle Schätze geht."

Die Stellung des Gatten wird, wie folgt, p[illegible] cisiert:

„Dem Manne ziemt Klugheit und der Frau Geh[illegible]
„Der Vater muss den Tisch rund machen."

Ueberhaupt soll der Ehemann wirklich ein Ha[illegible] herr sein; sonst sieht es eben mit dem Frieden [illegible] häuslichen Heerde nicht zum Besten aus, denn:

„Wo die Frau regiert
Wird oft Krieg geführt"

und

„Mit d[illegible]em Haus ist's schlecht bestellt, wo die H[illegible] singt und der Hahn schweigt."

Die Herrschaft[illegible]gelüste der Frauen sind übrig[illegible] wechselnd und bei [illegible]uccessive wiederholten E[illegible] findet der Mann, dass [illegible]ie sich nicht gleichen. [illegible] ist nämlich:

„Eselin das erste [illegible]Weibchen
Und das zweite Tur[illegible]teltäubchen."

Es heißt auch:

„Die erste Frau ist Diene[illegible]rin, — die zweite [illegible] Königin"

und wenn gar drei Ehegattinne[illegible] in Betracht k[illegible] men, so ist:

„Die erste Frau Gemahlin, die z[illegible]weite Gefährtin, [illegible] dritte Ketzerin."

Ein zweiter Gemahl behauptet [illegible] seine Autori[illegible] nur mit besonderer Mühe:

„Wen eine Wittwe zur Eh' tat betöre[illegible]ers hören"
Der muss immer das Lob des Vorgäng[illegible]

Wo sichere Aussichten auf die [illegible] Erfüllung [illegible] für eine gute Ehe erforderlichen Bed[illegible]ingungen [illegible] handen zu sein scheinen, da lohnt es [illegible] wahrlich [illegible] Mühe, eine passende Lebensgefährtin zu such[illegible] gleichviel, ob dabei oft Erfolg winkt oder nicht:

„Wer ein gutes Weib trifft, hat große[illegible] Glück"

und ein so hoher Preis verdient jedenfal[illegible] wenigste[illegible] das Wagnis des Unternehmens, denn:

„Wer ein gutes Weibchen findet, [illegible]"
Hat sich großes Glück gegründet[illegible]

Besondere Vorsichtsmaßregeln werden [illegible] jedoch bei[illegible] Freien empfohlen:

„Bei Kerzenlicht kauft man (kaufe) weder Weib, noch Leinwand."

Der Freier soll nicht gar zu weit in die Ferne hweifen:

„Wer Vieh kauft und weibt,
Tut gut, wenn er im Lande bleibt."

Die Spruchweisheit will indessen keineswegs wa die Endogamie begünstigen:

„Wer mit Verwandten sich ehlich bindet, —
In kurzem Leben viel Qualen findet."

Bei der Werbung schlage man sorgsam nur che Wege ein, welche am sichersten zum Ziele hren können:

„Wer um die Tochter ist beflissen,
Der soll zuerst die Mutter küssen."

Wer einmal den Entschluss gefasst hat, zu heiten, der besinne sich dann nicht zu lange:

„Die Ehefrau nimm bald oder gar nicht."
„Heiß, heiß müssen Hochzeiten und Maccaroni gegessen werden."

Dass Schönheit allein, ohne Begleitung von deren Eigenschaften, noch nicht ein glückliches eleben verbürgt, ergab sich bereits aus dem, s wir früher über die Klippen des Ehestandes gaben und nun hier noch nach einer anderen ite hin vervollständigen wollen. Es bleibt selbst glich, ob wohl ein richtig proportioniertes Alter Ehegatten das Eheglück immer sicher garanrt. Zwar:

„Ein Mädchen, schön geboren —
Ist bald zur Frau erkoren."

d zumal:

„Die Grübchen hat in ihren Wangen
Wird, wenn auch arm, zur Eh' gelangen."

Man bedenke jedoch, dass eine

„Frau, die gern im Spiegel sieht,
Wenig sich zu spinnen müht"

l

„Guckt die Frau zum Fenster hinaus,
Da schleckt die Katze die Suppe aus."
„Schöne Frau, faule Frau"

d in der Regel identisch.

„Die Schönheit der Frau ist wie eine Cypresse",

leicht zerstörbar und

„Schönheit ohne Anmut ist wie ein Hamen ohne ockspeise."

Freilich:

„Die Schönheit einer Blume gleicht,
Die schnell erblüht und schnell erbleicht."

Es eilen die Jahre vorüber und sie ändern s:

„Mit zwanzig Jahren ein Mädchen,
Mit dreißig Jahren eine hübsche Frau,
Mit vierzig Jahren eine gesetzte Frau,
Mit fünfzig Jahren eine welke Frau."

a bewährt sich am besten der Rat:

„Der Frauen Jahre darf man nicht zählen."

Uebrigens kommt es auch beim Eheschließen ptsächlich auf die geistige Jugend an und auf die sche des Gemütes. Das Immergrün der Gefühle m perennieren, denn:

„Das Herz ist das erste, was lebt und das letzte, was stirbt"

und gerade das

„Frauenherz wird niemals alt",

wenngleich es immerhin wahr bleibt, was einige Sprüche als Wirkung der Zeit bekunden:

„Bei altem Weib kehrt wohl die Liebe ein,
Doch des Geliebten wird sie nicht sich freu'n."

Es lautet ein Spruch:

„Schlimmere Sache wohl Niemand kennt,
Als wenn ein Alter von Lieb' entbrennt."

Indessen ereignet es sich doch häufig genug, dass:

„Wenn der Alte in Lieb' erglüht,
Voller Blumen der Winter blüht"

und es braucht darum die Wahrnehmung gar nicht zu überraschen, dass eine

„Junge Frau, mit altem Mann vermählt,
Gewöhnlich viele Kinder zählt."

Unter allen Umständen bleibt den durch den Zahn der Zeit beschädigten Schönheiten in der Regel der Trost der Erinnerung: in lieblichen Bildern mag ihr früheres Wirken ihnen vorschweben und wahrlich:

„Eine arme Frau ist die, welche es bereut, einmal schön gewesen zu sein."

Nützlich kann es freilich erscheinen, auch das Alter der zu wählenden Gattin zu berücksichtigen und dies besonders dann, wenn es dem Manne an Energie gebricht und das motiviert die Mahnung:

„Nimm eine, die jünger, als du, zum Weib,
Damit dir die Herrschaft im Hause verbleib'."

Eheglück hängt indessen von dem Kalender doch nicht ab und oft gefallen sich gerade jüngere Gattinnen darin, die Rolle von Haustyranninnen mit Erfolg zu spielen.

Das Heiraten soll keine Geldspekulation sein. Zwar ist Geld durchaus keine Chimäre; man merkt ja oft genug, wie sehr es wirkt:

„Wer schöne Mitgift bieten kann,
Kommt auch als Lahme an den Mann."

Geld erweist sich ferner als notwendig:

„Liebe macht den Topf nicht sieden."
„Wenn der Hunger hinter die Tür kommt, so geht die Liebe aus dem Fenster davon."
„Ohne der Ceres und des Bacchus Gab'
Ist die Liebe bald schabab."
„Ohne Wein und Brod
Leidet Venus Not."

Allein dennoch bedeutet es in allen wahrhaft humanen Beziehungen durchaus nicht Alles und das am allerwenigsten in der Ehe, denn:

„Ein armes Mädchen, aber brav und bieder,
Gilt mehr, als eine Törin in gold'nem Mieder";

eine

„Frau, durch Reinlichkeit geziert,
Schon halben Brautschatz mit sich führt."
„Eine gute Frau gilt eine gold'ne Krone"

und von einer solchen darf man wohl sagen:

„So hoch steigt eine Frau im Preis,
Als selbe man zu schätzen weiß".

Dies ist der richtige Maßstab. Wer dagegen nur materiellen Besitz erstrebt, wird oft getäuscht:

„Wer heiratet wegen der Mitgift,
Mit der Ehe oft Gift trifft“;

darum soll man

„Lieber eine Schwarze ohne Heller frei'n,
Als der Mann einer reichen Blondine sein.“

Dazu kommt, dass:

„Die Frau, die große Mitgift bringt,
Im Uebermut den Mann bezwingt.“

Für das häusliche Leben ist doch Fleiß immer die Haupttugend. Es bleibt eine

„Faule Frau“

stets eine

„Arme Frau“

und das Arbeiten veredelt noch dazu den Charakter, denn:

„Eine Frau, die schafft,
Ist auch tugendhaft.“

Eine

„Frau, die gut geraten,
Greift nach dem Rocken und spinnt freudig den Faden;“

aber eine

„Frau, die nicht schafft,
Ist nicht tugendhaft.“

Die Gefahren eines wilden Liebesrausches fürchtet die Spruchweisheit, weil

„Die Leidenschaft
Vernunft erblinden macht.“

Sie hält die zu hochgradiger Leidenschaft gesteigerte Herzensneigung keineswegs für eine besonders wünschenswerte Hauptvorbedingung des Eheschliessens und hierin stimmt sie beiläufig ganz mit Hegel überein.

Sie nimmt aber doch nur von unglücklichen Liebesheiraten Notiz und scheint hier blos extreme Fälle zu generalisieren:

„Wer aus Liebe eine Frau nimmt, muss darben.“
„Wer aus Liebe sich vermählt,
Ist Nachts befriedigt, Tags gequält.“
„Ist der Mann nicht mehr verliebt,
Dann ist die Ehe meist getrübt.“

Schließlich erfolgt wohl gar die herbste Katastrophe und:

„Die sich aus Liebe nehmen, die lassen sich aus Zorn.“

Im Laufe der Zeit wirken freilich die Folgen der Lebensgemeinschaft und es muss sich wenigstens eheliche Liebe einstellen, — ein starkes Mitgefühl, welches bei den Ehegatten zur Gewohnheit wird und sich mitunter dem Wärmegrad herzlicher Neigung so zu nähern vermag, dass bei der Aehnlichkeit ihrer praktischen Konsequenz nur ein Rückblick auf ihre Genesis den feinen Unterschied zwischen beiden Faktoren des Gemütslebens erkennen lässt. Sonst kann eine Ehe in der wirklichen Bedeutung des Wortes kaum vorübergehend Bestand haben; soll sie lange Dauer versprechen, so beachte man Folgendes:

„Zwischen Mann und Frau darf man keinen Finger legen.“

denn:

„Wo die Liebe des Gatten aufhört, da ist die Ehe aufgelöst.“

Das Richtigere hat hier wohl Claude Tillier getroffen, wenn er in seinem schönen Buche: „Mein Onkel Benjamin“ meint:

„Eine Frau ist nicht immer glücklich mit dem, der sie liebt, aber sie ist immer unglücklich mit dem, den sie nicht liebt.“

(Schluss folgt.)



Litterarische Neuigkeiten.

„Alexandra.“ Drama von Richard Voss. (Leipzig, Reclamsche Universalbibliothek.) Die schwerste und seltenste Tugend ist die Gerechtigkeit. Das gesammte Auftreten des Dichters Richard Voss war nicht dazu angetan, unsere Sympathie zu erwerben. Wie alle Pessimystiker, hat sich Voss der krampfhaftesten Erfolgjägerei stets befleißigt, so dass sein überspanntes Selbstgefühl wirklich durch das Erfolg-Gejoble der törichten Tagesmenge seine Weihe erhielt. Seine Stücke „Der Mohr des Zaren“, „Treu dem Herrn“, „Brigitta“, „Mutter Gertrud“, fast immer nach vorhandenen Verarbeiten Anderer geformt, erschienen uns alle als völlig verfehlt, äußerlich theatralisch zugestutzt, dramatisch hohl, dichterisch sehr anfechtbar. Das neueste Stück aber, welchem diesmal Voss' eigener Roman „Bergasyl“ als Vorlage diente, flößt uns Respekt vor dem Können und Wollen des begabten Dichters ein, der sich allmählich von der oberflächlichen Lebensanschauung Paul Heyses zu emanzipieren scheint. Allerdings endet das Stück dramatisch und dichterisch unbefriedigend und ein größerer Dichter als Voss hätte gewiss eine andere Lösung als den banalen Selbstmord gefunden. Aber es muss rühmend hervorgehoben werden, mit welcher Sicherheit in den ersten beiden Akten die heikle Situation entrollt und erfasst wird. Allerdings würde ein größerer Dramatiker in Shakespeares Sinn das ewige Erzählen aus der Vergangenheit vermieden und das Stück mit jener Szene begonnen haben, von welcher Anton erzählt: Wie Alexandra das Geld in den Abgrund wirft. — Ferner bleibt völlig unaufgeklärt, wodurch denn eigentlich Alexandras Unschuld an dem Kindesmord bewiesen wird, und das ewige Herumtüfteln an ihrem Selbstbekenntnis, sie habe das Verbrechen begehen wollen — als ob irgend ein Vernünftiger das Wollen für identisch mit dem Tun halten könne! — wirkt für den Psychologen fast lächerlich. Ein tieferer und ernsterer Denker als Voss hätte den Accent rein auf die siebenjährige Zuchthausstrafe Alexandras gelegt, um das Gesellschafts-Problem zu lösen, ob eine unschuldig Verurteilte je wieder von der „Gesellschaft“ aufgenommen werden, ob der vornehme Verführer sie heiraten müsse, um seine Schuld zu sühnen, und ob eine solche Ehe nicht selbst an sich ein Verbrechen sei. Allein, so sehr das Theatralische überwiegt, bleibt „Alexandra“ immerhin eine achtunggebietende Leistung, die uns erfreute. Freilich bedarf Voss unserer Anerkennung nicht — ihm bleibt ja seine Clique und Claque.

Wir finden in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 23. April folgende Notiz: Es wird nicht nur in der zahlreichen deutschen Schriftstellerwelt, sondern auch in weiteren Kreisen des gebildeten Publikums mit Anteil vernommen werden, dass die betreffende Behörde der Haupt- und Residenzstadt Berlin beschlossen hat, ein Dichterwerk zu fördern, das ein nach gewissenhaften Quellenstudien ausgeführtes, fesselndes Bild des alten Berlin aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts vor dem Leser entrollt und auch die lebenswahre Gestalt des ersten Hohenzollernschen Kurfürsten im Hintergrunde dieses Bildes auftauchen lässt. Wir meinen den bei S. Schottlaender in Breslau erschienenen, dreibändigen vaterländischen Roman „Gerke Suteminne“ aus der Feder Gerhard von Amyntors (Dagobert von Gerhardt.) Genanntem Verfasser ist unter dem 2. April d. J. durch ein Schreiben des Herrn Ober-Bürgermeisters Dr. von Forckenbeck mitgeteilt worden, „dass der Roman ‚Gerke Suteminne‘ zunächst in fünfundzwanzig Exemplaren für die sämmtlichen

Volksbibliotheken der Haupt- und Residenzstadt angeschafft werden wird, und dass die Anschaffung weiterer Exemplare für Schüler-Bibliotheken, sowie zur Prämiierung besonders fleißiger und talentvoller Schüler gleichfalls in Aussicht genommen ist." In einer Zeit, der man von manchen Seiten und vielleicht ohne allen Grund den Vorwurf einer einseitigen, oft nur öde Schaulust befriedigenden Bevorzugung der bildenden Künste und eine dementsprechende Vernachlässigung der vaterländischen Dichtung zum Vorwurf macht (insoweit Letztere nicht geräuschvoll über die Bühne schreitet), wird dieser Entschluss wohl Vielen zur lebhaften Befriedigung gereichen; möge er auch von den Schulen und Volksbibliotheken der Provinzialstädte nachgeahmt werden, damit ein warmer vaterländischer Sinn und die Kenntnis unserer eigenen, so merkwürdigen Vergangenheit immer mehr ein Gemeingut auch jener Menge werde, die sonst kein Dichterwerk liest oder nur im Schlamm der Kolportageromane watet und dabei Urteil und Geschmack einbüßt. Wir freuen uns dieses Vorganges unserer städtischen Behörde, der diese nicht minder ehrt, als den Verfasser des Werkes, das wir bereits kurz nach seinem Erscheinen einer eingehenden Besprechung unterzogen und der Lesewelt warm empfohlen haben.

Wir machen die Freunde der englischen und französischen Litteratur auf zwei Anthologien aufmerksam, die unter dem Titel „Lesebuch" als abschließende Ergänzung einer Reihe von Schulbüchern auftreten, aber ein wirkliches litterarisches Interesse befriedigen. Es sind dies das französische und das englische Lesebuch (zweiter Teil) von Dr. Heinrich Saure, einem seit lange tätigen und bewährten Schulmann, beide, wie die übrigen Schulbücher desselben Verfassers, bei F. A. Herbig in Berlin erschienen. Was ihnen einen praktischen Wert verleiht, besonders für Solche, die eine Reise nach Frankreich oder England machen wollen, sind die Schilderungen des Volkscharakters, der Landschaften, des gewerblichen und gesellschaftlichen Lebens, der vorzüglichsten Städte, der Eigentümlichkeiten (Bewohner, Feste, Straßen u. s. w.) von Paris und London, Schilderungen, die zu Verfassern J. Janin, A. Daudet, Taine, Flaubert u. s. w. hier, Chambers, Addison, Emerson, Dickens u. s. w. dort haben. Andere Auszüge behandeln die Geschichte der betreffenden Völker und sind immer klassischen Schriftstellern entlehnt. Dass die Poesie nicht vergessen ist, versteht sich von selbst. Um die Reichhaltigkeit der Sammlungen zu zeigen, führen wir einige Titel an: Rural Life in England, The english and french character von Washington Irving, Vanity of the French and English von Bulwer, Scotch Music von Beattie, Le type français von Elise Reclus, La Française von Mézières, Caractère des Normands von Chéruel, La Touraine von A. de Vigny, Avignon von P. Mérimée. Im englischen Teile ist ein beträchtlicher Raum auch den Amerikanern und ihrer Litteratur gewidmet. Familien, welche die gesellschaftlichen Zustände und litterarischen Erzeugnisse Englands und Frankreichs in ihrer heimischen Sprache kennen lernen wollen, finden in diesen Büchern einen reichen Schatz von Belehrung und Unterhaltung.

Die Serie der „Litterarischen Volkshefte" (Verlag von Richard Eckstein Nachfolger in Berlin), herausgegeben von Dr. Eugen Wolff und Leo Berg, ist nunmehr eröffnet. Als erstes Heft wählte man mit Recht die ausgezeichnete Studie „Oskar Blumenthal, der Dichter des deutschen Theaters und der deutschen Presse" von Eugen Wolff, deren letzter Teil schon früher im „Magazin" verdienten Beifall fand. Eugen Wolff, unter den jüngeren Kritik-Kräften in jeder Beziehung am ernstesten zu nehmen — durch Scharfsinn, Wissen und persönliche Integrität ausgezeichnet, was man leider so manchen „Kritikern", die er auf dem Umschlag unter seinen Mitarbeitern aufzählt, nicht gerade nachsagen kann — hat hier mit vernichtender Schärfe die völlige Nichtigkeit des Dichters und Kritikers Blumenthal nachgewiesen. Gewiss geben wir ihm unbedingt Recht bei Sezierung der einzelnen Stücke dieses Machers. Allein, die allzu peinliche Notierung aller Sprachschnitzer, wobei in unserem Kritiker der Philologe sichtbar wird, hätten wir gern etwas knapper bemessen gesehen. Einige „Stil- und Geistesblüten", die Wolff auf Seite 18 citiert, sind gar so übel nicht. Es ist wahr, das Zeitungsdeutsch des Herrn Blumenthal erregt, durch die Loupe besehen, zuerst gerechtes Erstaunen und dann unauslöschliches Gelächter (Seite 6, 7, 8) und die unglaublichen Geschmacklosigkeiten, welche zugleich die völlige Welt-Unkenntnis dieses Salon-Schilderers verraten (Seite 10, 11) widern uns an. Doch wirken ja einige der schnoddrigen Witze, die in den ersten Stücken des „Deutschen Theater"-Königs gerügt werden, als ein ganz amüsantes Feuerwerk. Man muss nie den Verdacht der Pedanterie auf sich laden. — Bei allen Fehlern haben wir gegen „Probepfeil" und „Große Glocke" noch nicht viel einzuwenden. Man bedenke doch, was für ein Gesindel unsere Berliner Journalistik und Stückfabrikanten-Bande bedeutet — und versage dann immerhin Oskar Blumenthal nicht seine ehrliche Achtung, dass er, der geübte Zeitungsschmierer, doch wenigstens Etwas zu leisten versuchte! „Ein Tropfen Gift" und „Der schwarze Schleier" sind zweifellos Zeugnisse eines traurigen Unvermögens mit ihrem Mangel an jeglichem dramatischem Gehalt und ihren verzerrten Schablonen-Charakteren. Blumenthals Kraft erlahmte eben, schon ehe er begonnen, weil er sich seine Ziele, so kleinlich an sich, immer noch für seine Possen-Begabung zu hoch gesteckt hatte. „Ein Tropfen Gift" bot immerhin noch ein zusammenhängendes Stück, „Der schwarze Schleier" hingegen ein wirr auseinanderstäubendes Gemengsel unlogischer Vorgänge. Wie die Personen im zweiten Akt bei dem Justizrat aus- und eingehen, ohne dass ein Mensch erfährt, was sie eigentlich bei diesem zu suchen haben, erinnert an den dritten Akt der „Karolinger" von Wildenbruch im Schlafgemach der Kaiserin. Und das nennt sich „französische Mache"! Gewiss, wir haben schon schrecklichere Dinge bei neueren Franzosen erlebt; doch man studiere einmal die besseren Sachen von Sardou, Augier und Dumas, um die himmelweite Kluft zu ermessen, welche diese von der Feuilleton-Bühne der „Schule Lindau" trennt. Nun aber zwingt uns jene strenge Gerechtigkeitsliebe, die uns stets leitet, zu folgender Betrachtung: „Eine Handvoll oberflächlicher Possenreißer (Lindau, L'Arronge, Lubliner, Moser, Schönthan) beherrscht das deutsche Theater!" ruft Wolff aus. Schön. Lindau ist der Gründer dieser Schule, verdient also als Stammvater eine feste Stellung in künftiger Litterarhistorie. Seine Stücke aber wirken heut so verstaubt, wie etwa nach seinem Auftauchen die Stücke von Kotzebue, Töpfer, Birch-Pfeiffer. Und das hat mit seinem Singen der blutige Oskar getan! Seine Stücke hat Blumenthal auf Lindau aufgebaut, aber dieselben sind lebendiger, witziger und vor allen Dingen, trotz ihrer Unverfrorenheit im Welt-Ton, großstädtischer als die Lindauschen, die doch heut allzu harmlos wirken. Zweifellos ist Blumenthal von dieser ganzen Schule, die heut das Theater beherrscht, der bedeutendste. Und nicht zum kleinsten Teil besteht seine Bedeutung darin, dass er versuchte, wirkliche gesellschaftliche Fragen (freilich, ein Stück gegen Reklame und Protektion aus diesem Munde!) auf die Bühne zu bringen. Hier berühren wir einen heiklen Punkt, den wir nur andeuten können. Der Prospekt der „Volkshefte" verkündet: Man wolle „kämpfen gegen Dilettantismus und Raffinement wie nicht minder gegen die Epigonenklassicität, für modernen Gehalt und moderne Gestalt der Dichtung." Nun, recht löblich, wir werden ja sehen. Uns aber will fast bedünken, als ob „Dilettantismus und Raffinement" mindestens so stark bei unsern Jamben-Theatralikern zu entdecken sei, als bei Blumenthals kühnen Versuchen.

„Die Glocken von Plurs" von Ernst Pasqué (Band 14 der „Engelhornschen Allgemeinen Romanbibliothek", III. Jahrgang. — Stuttgart, J. Engelhorn.) Die Auffindung zweier Glocken der 1618 durch einen Bergsturz verschütteten Stadt Plurs im Bergellertal hat dem Verfasser Anregung zu einer überaus originellen, durch ungewöhnlichen Reichtum an dramatischer Handlung ausgezeichneten Geschichte gegeben.

Aus der polnischen Litteratur.

Die Wiener Tageblätter bringen die Verdeutschung zweier bedeutender Erzeugnisse der polnischen Belletristik: in der „Neuen Freien Presse" erscheint Sienkiewicz's „Mit Feuer und Schwert"; in der „Wiener Allgemeinen Zeitung": „Herr Graba" von Elise Orzeszko.

Eines ungewöhnlichen Erfolges erfreut sich das neueste Werk von Boleslaus Prus: „Der Vorposten" (Plaiowka), ein modernes Epos von realistischer Ausführung. Der Verfasser, einer der hellsten und befähigtsten Köpfe in der Gruppe der polnischen Realisten, bietet hier eine auf jahrelangem sorgfältigem Studium ruhende Arbeit; in einem mäßigen Bande ist das Leben der polnischen Bauern allseitig nach Zola'scher Manier dargestellt.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Die Gesellschaft.

Monatsschrift für Litteratur und Kunst.

Herausgeber **Dr. M. G. Conrad.**

1887 (III. Jahrgang). Preis pro Semester M. 5.—

Heft 5 enthält: **Porträt von Wilhelm Walloth.** „Deutsches Volksschauspiel" von **M. G. Conrad.** — „Wie ist dem überhandnehmenden Dilettantismus in der Litteratur zu steuern?" von **Oscar Wellen.** — „Dilettanten und Künstler" von **Josef Schwab.** — „Ein Weib". Novelle von **Wilhelm Walloth.** — „Unser Dichteralbum" mit Beiträgen von: **Harrisch, Lemmermayer, Mackay, Walloth.** — „Rückblick", biographische Skizze von **Wilhelm Walloth.** — „Ein Politiker", Novelle (Schluß) von **Emil Peschkau.** — „Wilhelm Walloth", ein litterarisches Bild von **G. Christaller.** — „Ein neuer Christuskopf" von **Eduard Spiegel.** — Vom „Büchertisch", „Redaktionspost", „Anzeigen" ꝛc.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung wie durch die Post.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg (Breisgau).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Bearbeitung der Realien aus dem Lesebuch von Bumüller und Schuster.

Naturlehre im Anschluß an das Lesebuch von **Dr. J. Bumüller** und **Dr. J. Schuster.** Illustrirte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. M. Wildermann. Mit 108 Abbildungen. 8°. (XI u. 150 S.) M. 1; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel M. 1.25. — Vor kurzem ist erschienen:

Naturgeschichte im Anschluß an das Lesebuch von **Dr. J. Bumüller** und **Dr. J. Schuster.** Illustrirte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. B. Plüß. Mit 200 Holzschnitten. 8°. (XII u. 376 S.) M. 2; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel M. 2.25.

Weltkunde im Anschluß an das Lesebuch von **Dr. J. Bumüller** und **Dr. J. Schuster.** Illustrirte Ausgabe für die reifere Jugend neu bearbeitet von A. Jakob. Mit 55 Abbildungen. 8°. (IV u. 183 S.) M. 1; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel M. 1.25.

Diese drei Bändchen sind den jetzigen Anforderungen entsprechende Neubearbeitungen des VII., VIII. bezw. IX. Bändchens des bekannten Bumüller-Schuster'schen Lesebuches. **Dieselben eignen sich als Schulprämien und Festgeschenke, für Schüler- und Volksbibliotheken, sowie zur Einführung in Lehrer- und Lehrerinnen-Seminarien.**

Soeben erschien:

Les grands éditeurs d'Allemagne

von

Louis de Hessem.

In gr. 8. mit Porträts. M. 1.—

Nur zu beziehen durch **L. Zander's Buchhandlung, Leipzig.**

Eine zeitgemässe Litteraturgeschichte

zu ermässigtem Preise!

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. 5 Bde. eingeleit. u. übers. v. **Ad. Strodtmann** u. (Bd. 5) von **W. Rudow.** 2. Aufl. 1886. Eleg. broch.
Früherer Preis 29 M. jetzt 18 M. Eleg. geb. 23 M.

Dieselben einzeln:

I. Emigrantenlitteratur. Statt 4½ M. für 3 M
II. Romant. Schule in Deutschl. Statt 4½ M für 3 M.
III Reaction in Frankreich Statt 4½ M. für 3 M.
IV. Naturalismus in England. Byron etc. Statt 7½ M. für 4½ M
V. Romant. Schule in Frankreich St. 8 M für 5½ M

Dieses berühmte Werk ist allen denen zu empfehlen, welche einer **freien** Richtung in Kunst und Wissenschaft huldigen

H. Barsdorf, Buchhandlung in **Leipzig.**

H. Georg's Verlag in Basel.

Soeben erschien:

Matthaeus Merian.

Skizze seines Lebens und ausführliche Beschreibung seiner

Topographia Germaniae

nebst

Verzeichnis der darin enthaltenen Kupferstiche.

Eine kulturhistorische Studie von

H. Eckardt.

Mit dem Porträt *Merians.*

Gr. in 8. Preis 4 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Aus der Praxis.

Roman von

Wilhelm Walloth.

Preis brochirt Mark 6.—, gebunden Mark 7.—

Über Land und Meer sagt in einer längeren Besprechung des Romans u. a.: „Walloths neuester Roman ‚Aus der Praxis' ist ein grosser und entschiedener Fortschritt. Die erste Hälfte gehört vielleicht zu dem Feinsten und Vollendetsten, was die Erzählungskunst hervorgebracht hat. Walloth steht hier auf einer Linie mit Daudet und dem jüngeren Dumas in ihren besten Schöpfungen, die Decenz der Darstellung, die Schärfe und Pikanterie der Charakteristik, der lesselnde Reiz der Handlung sind hier gleich musterhaft."

Von **demselben Verfasser** sind erschienen:

Seelenräthsel. Moderner Roman. broch. M. 6.—, geb. M. 7.—

Paris der Mime. Roman aus der Zeit Domitians. broch. M. 6.—, geb. M. 7.—

Das Schatzhaus des Königs. Roman aus dem alten Aegypten. broch. M. 10.—, geb. M. 11.—

Octavia. Roman aus der Zeit Neros. broch. M. 6.—, geb. M. 7.—

Gedichte. broch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Gräfin Pusterla. Trauerspiel in fünf Akten. broch. M. 2.—

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Die Natur.

Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnis und Naturanschauung für Leser aller Stände.

Organ des Deutschen Humboldt-Vereins.

Begründet unter Herausgabe von

Dr. Otto Ule und **Dr. Karl Müller** von Halle.

Herausgegeben von **Dr. Karl Müller** von Halle.

36. Jahrgang. Neue Folge. 12. Jahrg. (1887).

Dieselbe bringt Beiträge namhaftester Mitarbeiter und vorzügliche Originalillustrationen bedeutender Künstler; eingehende Litteraturberichte und eine reiche Fülle diverser Mittheilungen naturwissenschaftlichen Inhalts, regelmässig astronomische und meteorologische Mittheilungen, öffentlichen Briefwechsel für Alle, welche Auskunft, Aufklärung und Belehrung über naturwissenschaftliche Fragen suchen.

Preis pro Quartal 4 Mark. Probenummern gratis und franco.

Alle Buchhandlungen u. Postanstalten nehmen Abonnements an.

G. Schwetschke'scher Verlag in Halle a. S.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Christus

der Mensch und Freiheitskämpfer.

Von

Anatole Rembe.

6 Bogen gross 8. Gediegene Ausstattung. Preis 1 Mark.

Der Jahrtausende alte Weihrauchnebel der Jesuslegende zerstiebt vor dem Windstosse geschichtlicher Forschung und die Evangelien werden hier von dem hellen Lichte der Aufklärung beleuchtet.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 23. — Leipzig, den 4. Juni. — 1887.

Inhalt:

Die Bühne und ihre Zukunft.

Auf den Brettern, die die Welt [illegible] Trieb
geht es wie im Leben, eine Verfassu[illegible] bedeuten,
stürzt, und eine neue kommt ans R[illegible]ng wird ge-
kehrt in dem ewigen Wechsel [illegible]der, und doch
wieder die alte Erscheinung z[illegible] immer und immer
der Blüte folgt eine Zeit de[illegible]urück. Auf eine Zeit
Revolution die schlummer[illegible]s Verfalls, bis eine neue
Darum halte ich es f[illegible]nden Mächte wieder erweckt.
wenn man meint, die [illegible]r eine unrichtige Auffassung,
der Litteratur ke[illegible] Bühne habe für die Entwickelung
mich hier auf e[illegible]ine Bedeutung mehr. Ich beziehe
fassten Artikel [illegible]nen von Herrn Emil Peschkau ver-
dichtwerk kön[illegible],*) in dem er behauptet, das Zukunfts-
Zukunftsdram[illegible]ne auf das Theater nicht rechnen, unser
fertig zu w[illegible]atiker müsse also sehen, ohne die Bühne
Regisseur u[illegible]erden. Er müsse es versuchen selbst
sich epische[illegible]nd Schauspielerkorps zu sein, er müsse
stärkerem M[illegible]r Darstellungsmittel noch in weitaus
getan habe[illegible]aße bedienen, als es der Faustdichter
irrt, er ni[illegible] Ich glaube, dass sich Herr Peschkau
zwar in dr[illegible]mmt an, dass dieses Zukunfts-Dichtwerk
dem Roma[illegible]amatischer Form verfasst, aber eher mit
werde und [illegible]ne als mit dem Drama verwandt sein
und realistis[illegible] hält „die sogenannte naturalistischen
[illegible]chen Romane für Vorläufer der Zukunfts-

*) Nr. 14 [illegible] des Magazins 1887.

dichtung“. Zwar ist es richtig, dass der Realismus heutzutage sehr eingerissen ist, das ist aber eine Krankheit der Zeit ebenso wie die sentimentale Richtung, die den Werther im vorigen Jahrhundert hervorrief. Für diese Krankheit fehlt vorläufig der Arzt, aber ich zweifele keinen Augenblick daran, dass er kommen werde. Freilich hinterlässt fast jede Krankheit ihre Spuren, wirkt aber häufig läuternd und wohltuend auf den ganzen Organismus; wir wollen hoffen, dass auch jetzt diese Wirkung nicht ausbl[illegible] wird. So sind der Pessimismus, Realismus, Naturalismus etc. nur Geschwüre, Auswüchse, die vielleicht eine nahende Revolution ankündigen, und deren schlechte Säfte aus dem Ganzen, so lange es noch gesund und lebensfähig ist, ebenso mit der Zeit ausgestoßen werden müssen, wie das früher mit solchen Dingen der Fall gewesen ist. Zudem ist unter den Realisten eine solche Verschiedenheit der Ansichten, dass man manchmal kaum weiß, woran man ist, ich möchte fast sagen, es giebt auch idealistische Realisten.

Doch um auf den Roman und das Drama zurückzukommen, so ist es meiner Ansicht nach gerade der Roman, der keine Zukunft, wenigstens keinen Fortschritt mehr zu erwarten hat; er wird bestehen und kulturhistorisch seinen Wert behalten, das ist aber Alles. Der Pegasus des Romandichters ist ein alter, müder Gaul, der mechanisch seinen Weg weitergeht, während der des Dramatikers nicht für jedermann zu reiten ist. Die Zahl der bedeutenden Romandichter ist viel größer, als die der bedeutenden Dramatiker. Der Grund aber, weshalb die modernen Romane diese realistische Gestalt annehmen, ist der Mangel an Phantasie, der sich immer deutlicher offenbart; nichts soll jetzt mehr abstrakt, es muss jetzt alles greifbar, tatsächlich sein. Das ist des Pudels Kern.

Fast jedes Kind, es kann noch so unbegabt sein, hat eine lebhafte Phantasie, es vermag sich Alles

auszumalen, Alles zu denken und schafft sich Begriffe von Dingen, die es nie gesehen hat. Auch die Menscheit war einst ein Kind und belebte die ganze Natur, es entstand die Sage und später das Epos; wie sie allmählich älter wurde empfand auch sie das Bedürfnis nach konkreten Formen, so entstand die bildende Kunst und aus dem Epos wurde nun das Drama. Auch das Drama blieb nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, auch daran wurden höhere Ansprüche gestellt, es kamen die Frauen auf die Bühne, die alte Maske wurde durch das Mienenspiel ersetzt, und nun erst sind wir dazu gekommen größeren Wert auf den szenischen Apparat zu legen, wie also sollten wir uns in Zukunft wieder mit weniger begnügen? Wir sind doch jetzt erst soweit, dass wir ein Drama einigermaßen vernünftig aufführen können. — Man wird mir zwar erwidern, dass das nur die Aufmerksamkeit des Zuschauers ablenkt, das halte ich aber nicht für richtig. — Wir befinden uns in einer Uebergangsperiode, es ist uns Alles noch etwas Neues; sobald das aber selbstverständlich wird, sobald wir anfangen es vorauszusetzen, wird das nicht mehr der Fall sein.

— Nach meiner Ansicht haben wir einen Schritt weiter gemacht, wenigstens soweit ich es nach meiner persönlichen Erfahrung beurteilen kann. Ich nehme z. B. die Wallenstein-Trilogie, wie sie neulich im königlichen Schauspielhause mit neuer Ausstattung zum ersten Male aufgeführt wurde. Man erlebte Alles mit, es war wirklich ein Bild aus alter Zeit, [illegible] Eindruck war überwältigend. [illegible] Sache [illegible] spieler nichts Vollkommenes, hier und da war etwas auszusetzen, aber als Ganzes genommen machte die Vorstellung viel mehr Eindruck als in ihrer früheren, einfacheren Form; und gerade da ließ es sich beurteilen, weil fast durchweg die alte Besetzung war. — Und tritt uns der Dichter nicht erst dann in seiner ganzen Größe vor die Augen, wenn wir im Stande sind seine Intentionen ganz zu verwirklichen? Nicht nur den Geist, der aus den Worten spricht, sondern die Bilder, welche ihm vorschweben, hat man vor sich, man gerät gleich in die rechte Stimmung, man kann sich dem Genusse ganz hingeben, wenn man nicht mehr gezwungen ist, sich Alles mögliche hinzuzudenken. Schiller selbst sagt in dem Prolog zu Wallenstein, der zum ersten Male auf der neuen vervollkommneten Weimarer Bühne aufgeführt wurde:

> Die neue Aera, die der Kunst Thaliens
> Auf dieser Bühne heut' beginnt, macht auch
> Den Dichter kühn.

Das ist für den Zukunftsdramatiker ein prophetisches Wort. Nicht stören soll uns die äußere Vollkommenheit, aber auch nicht zur Hauptsache soll sie werden, sondern sie ist als das Mittel zum Zweck zu betrachten, was sonst unmöglich schien zur Möglichkeit zu machen, dem Dichter den [illegible] Kreis, in dem er sich bewegte, zu erweitern, so[illegible] er freier seine großen Pläne ausführen kann. Da[illegible] hat die Bühne für die Entwickelung der Litter[illegible] und des schönsten, edelsten Zweiges der Litter[illegible] noch die größte, die einzige Bedeutung. Stellen [illegible] uns also nicht ein solches Armutszeugnis aus, [illegible] halten wir nicht solche Seifenblasen wie den jetzi[illegible] Realismus für feste Körper. Solche Dramen, [illegible] z. B. die von Henrik Ibsen, beweisen dadurch, [illegible] sie jetzt gerade Mode sind, wie wenig Lebensk[illegible] in ihnen steckt. Es ist niemals Sache der Ku[illegible] gewesen uns das Widerwärtige vorzuführen, [illegible] Ebenmaß und die ruhige, erhabene Schönheit [illegible] ihre Kennzeichen; es ist Zeit, dass wir uns wie[illegible] die Worte unseres unsterblichen Dichters ins [illegible]dächtnis zurückrufen:

> Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Berlin. H. von Pilgrim.



Kunst und Darwinismus.

Von Conrad Alberti.

(Schluss.)

Auch die Poesie war anfänglich ihrem Wese[illegible] nach nichts als Nachahmung. Indem der Sänger [illegible] dem Kreise der Helden ihre Thaten erzählte, ließ er [illegible] die freudige Erregung jener schweren Tage und [illegible] Freude und Triumphe noch einmal durchleben und [illegible] Mute, gleicher[illegible] Jüngere durch den Vortrag zu gleic[illegible] lich Tendenzpoesie [illegible] Tapferkeit an. Alle Poesie ist urspr[illegible] selbst willen, von der [illegible] gewesen, eine Dichtkunst um [illegible] es nicht, sie haftete ste[illegible] moderne Aesthetiker fabeln [illegible] eine Beförderung, eine Gun[illegible] an materiellen Zwecken. [illegible] trachtete, schmeichelte ihm, [illegible] vom Herrscher zu erlangen [illegible] indem er in ausgewählten Worten seine Taten, seine [illegible] großen Eigenschaften pries. Wer ein gleiches Anlieg[illegible] an Gott [illegible] suchte ihn durch Lob und Schmei[illegible]chelei günstig [illegible] stimmen und nicht anders handelte, [illegible] wer den Gegenstand seiner sinnlichen Liebe für sich gewinnen w[illegible] so gut wie der Vogel singt, um sich [illegible] sein Weibchen zu gewinnen. Liebeswerben war das [illegible] Urthema [illegible] Lyrik, deren Entstehung aus demselben Naturprin[illegible] wie, z. B. die Mode zu erklären ist: de[illegible] Zuchtwahl [illegible] Das Trinklied war ursprünglich keine [illegible] rein [illegible] mische Lobpreisung des Weins, kein fro[illegible] der Begleit[illegible] des Mahls, sondern hatte, wie aus dem [illegible] Texte [illegible] Trinklieder hervorgeht, u. a. jenes ägyp[illegible]tischer [illegible] Hereintragen der Mumie gesungenen, [illegible] die gr[illegible] terielle Bestimmung, zum eifrigen Genuss der Ge[illegible]tränke und Speisen, wie ein Stimulun[illegible] [illegible] Höchst wahrscheinlich ist die Poesie a[illegible] der Pro[illegible] entstanden durch eine Art natürlicher [illegible]

bedeutungs- und wirkungsvollsten Wörter. Es ist natürlich, dass man vor Personen, deren Gunst man gewinnen will, die Worte nach Bedeutung und Wohlklang wählt. Noch heute gebraucht der Tyroler Bauer, wenn er zu Gott spricht, die hochdeutsche Mundart, die er sonst nie anwendet. Der getragene Ton, in dem aus physischen Gründen vor größeren Versammlungen gesprochen werden muss, weckte bald das metrische Gefühl und die Bevorzugung fester Rhythmen. Auch unsern Schauspielern fällt es ja leichter auf der Bühne Verse zu deklamieren als gewichtige Prosa natürlich zu sprechen. Das alte Testament zeigt uns teilweise ganz genau die Uebergangsepoche von Prosa zu Vers an. Ist ja doch das unentbehrliche Hülfsmittel der Poesie, die Schrift selbst in ihrer ursprünglichen Gestalt als Bilderschrift nichts als Nachahmung

Ueber die Entstehung und Urgeschichte der Musik wissen wir am wenigsten. Doch dass auch sie ursprünglich nichts anderes als Nachahmung gewesen, Nachahmung gewisser Naturlaute, des Vogelgesanges etc., erscheint klar. Vielleicht lernte der Mensch früher singen als sprechen, vielleicht führte er zufällige Klang eines Fadens, einer Saite, die elegentliche Entdeckung, dass die Tonhöhe von Länge nd Stärke der Saiten abhinge, ein halbhohler Zweig ler dergleichen auf die Erfindung der Instrumenlmusik, vielleicht das Klingen des Bogens — wer ill es mit Bestimmtheit sagen? Innere Erregung acht sich naturgemäß im Ausstoßen von Tönen aft, der wilde unfreiwillige Zuhörer ahmte diese ne nach, dem unwiderstehlichen, angeborenen Triebe gend, bald erkannte er den charakteristischen Tonsdruck für jede Stimmung, bald den Reichtum der ne der menschlichen Kehle und die Aehnlichkeit r durch schwingende Saiten, Platten, gespannte lle erzeugten, solche Töne vernehmend fühlte er h in die Stimmung versetzt, in welcher er oder lere ähnliche auszustoßen vermochten und so lernte bald die Musik als Nachahmung des Ausdrucks Gefühlsbewegungen systematisch ausbauen und führen.

Nachahmung, reiner Nachahmung der Natur, des ens, sehen wir also, ist das ursprüngliche Wesen Kunst. Allmählich aber wuchsen die Formen Gestaltungen des Lebens ins Unendliche, von zu Tag tauchten neue auf, die immer mannigger sich gestaltenden Lebens- und Gesellschaftsältnisse schufen stets neue, von einander abhende Figuren, Gruppen, Vorgänge, Konflikte, er neue Völker mit eigenen Erscheinungen dieser traten in den Gesichtskreis der Völker und alle chten gebieterisch künstlerische Darstellung. Dies nte auf die Dauer nicht angehen, die Haufen rden zu bunt und sinnverwirrend, die charaktesche Individualität drohte für die Kunst völlig oren zu gehen. Dem Bedeutenden mischte sich viel Unbedeutendes bei, die realistische Ausführung drohte in unendlicher Breite auseinanderzugehen, und was dieser übertriebene Naturalismus heil ließ, verdarb jenes Uebergreifen der Phantasie, welches wir oben gekennzeichnet haben. Mehr als durch die politischen Wirren, welche auf die Kunstentwickelung selten schädlichen Einfluss ausüben, gingen an diesen Umständen eine Anzahl Kunstrichtungen des Altertums, die ägyptische, die assyrische, die indische zu Grunde. Da waren es die Hellenen, welche mit klarem Blick die Gefahr, ihre Ursachen und auch den einzig möglichen Weg zur Rettung erkannten. Bei Zeiten retteten sie ihre Kunst aus der Gefahr, in der Scheußlichkeit aufzugehen, wie sie einige der ältesten Reste der griechischen Plastik, so die Metopen von Selinus zeigen, Denkmäler einer verfallenden Kunst, nicht wie lange irrtümlich angenommen, einer noch unentwickelten. Sie, die von den Orientalen das Gute gern annahmen, die Schrift, mancherlei technische Erfindungen, wie das Glas, lehnten ihre Kunst doch ab und eröffneten eine neue Epoche der Kunst, welche sich aus der reinen Nachahmung der Wirklichkeit zu einer Nachbildung derselben erhob. Sie suchten aus der Fülle der Erscheinungen der Wirklichkeit die typischen zu erkennen. Nicht, wie man früher meinte, auf die Darstellung des Schönen, sondern auf die des Wesentlichen, Ewig-Gültigen, Bleibenden kam es ihnen an, und es lebt ein Geist in der Ideenlehre Platos, den griechischen Bildhauern: den Schöpfern des Parthenonfrieses, des Diadumenos und aller andern herrlichen Gestalten, sowie der Dichter der Oresteia und der Oedipodeia. Die Nachbildung des Typischen in der menschlichen Gestalt, den ewigen menschlichen Seelenzuständen, den immer wiederkehrenden Konflikten bilden von nun an das Prinzip der Kunst, die Abstreifung des Zufälligen, Augenblicklichen, Vorübergehenden, die Befreiung von allen irdischen Schlacken. Hellas und des Heidentum konnten zu Grunde gehen, dieses Kunstprinzip überdauerte den Untergang, es überwand den Ansturm der germanischen und hunnischen Barbarei, es verdante das Christentum. Nicht das Christentum hat kunstgeschichtlich die Antike in sich aufgenommen, sondern das Hellenentum hat das Christentum verzehrt, nachdem es lange an ihm herumgewürgt. Schließlich aber musste das letztere mit seiner Verachtung des Irdischen, seinem Glauben an Auferstehung, Reinigung und Verklärung jenem Prinzip noch zu gute kommen, welches in den Madonnen Raphaels — der Verkörperung des Ewig-Weiblichen — in den Liedern Petrarcas — der typischen Darstellung der Liebe — in den Tragödien Shakespeares und den Symphonien Beethovens — den ewigbleibenden typischen Darstellungen der Leidenschaften — den Lustspielen Molières als denen der typischen menschlichen Schwachheiten — dem „Faust“ als der des geistigen Ringens der Menschen u. s. w. seine gewaltigste und vollkommenste Verkörperung fand, jenes Prinzip, welches sich kurz

in den Worten ausspricht: Die Kunst stellt nicht Menschen, sondern den Menschen, nicht Leben, sondern das Leben dar. Jeder materielle Zweck ward aus der Kunst verbannt, sie sollte nur den einen allgemeinen Zweck haben: zu erfreuen.

Doch auch dieses Prinzip musste sich endlich abnutzen. Aus den Typen mussten schließlich einmal Stereotypen werden, obgleich gerade die fortschreitende Schärfe der Beobachtung, die sich immer mehr verfeinernde Ausbildung der Methode derselben und die stetig höher entwickelte Technik für feine Individualisierung sorgten. Allein das Prinzip wirkte gerade in den mittelmäßigeren Geistern verderblich; man besang nicht mehr seine Liebe, sondern nur noch die Liebe, und alle Romane und Dramen spielten nur noch in einer großen Stadt. Alle Versuche künstlicher Individualisierungen mussten schließlich scheitern, denn dieselben blieben rein äußerlich, die Menschen, die Lebensverhältnisse, die Konflikte blieben, das war der Hauptfehler, schablonenhaft und die Kunst sank immer mehr und mehr zum bloßen Handwerk herab, das schließlich auch ein mit mäßigen stilistischen Kenntnissen ausgerüsteter Blaustrumpf ausüben konnte.

Aber schon regte sich unter der absterbenden Hülle das neue Leben. Die moderne Naturwissenschaft weckte es mit ihrer neuen Methode, sie, welche unserem Zeitalter die Signatur giebt. Immer mehr konnte man erkennen, dass es das große unabänderliche Naturgesetz sei, welches Welt und Leben regiere, eine immer größere Anzahl jener Reflexe erkannte man, in denen das einige, gewaltige Naturgesetz in den mannigfaltigen Formen und Verhältnissen des Lebens und der Welt gebrochen strahlt. Denn nur in diesen einzelnen gebrochenen Strahlen wird es von uns erkannt, es in seiner ungeteilten Einigkeit zu erkennen, sind unsere Augen zu blöd, unser Hirn zu unentwickelt. Und so trat mit ihrer Zeit fortschreitend die Kunst, die von der rein naturalistischen Nachahmung der Wirklichkeit ausgegangen und zur Nachbildung des Typischen vorgeschritten war, in ihre jüngste, moderne Phase: die freie plastische Nachschöpfung der Welt und des Lebens, bezw. der einzelnen Teile derselben, besonders natürlich der menschlichen Gesellschaft, auf Grund der von uns erkannten jene regierenden Naturgesetze. Einst machte die feine Beobachtung allein den Künstler, später die gelungene Hervorhebung des Wesentlichen und Absonderung alles Zufälligen, Aeußerlichen, sowie die vollendete Technik. Vom modernen Künstler wird dies als selbstverständlich verlangt, aber dazu tritt die Forderung der Kenntnis der Gesetze des Lebens und der Natur und die Uebereinstimmung seiner Schöpfungen mit denselben. An der Schwelle dieser neuen, modernen Kunst stehen Männer wie Freytag, Ibsen, Zola, Werke wie „Soll und Haben“, „Die Ahnen“, „Gespenster“, der Cyklus der Rougon-Macquart u. a. m. Diese bezeichnen keineswegs die Ideale, den Höhepunkt der modernen Kunst, welche wir im Gegensatz zu den vorhergehenden Epochen des Naturalismus und des Idealismus als die realistische bezeichnen wollen — dazu ist diese Kunstrichtung eben noch zu jung: dass sie aber eine neue Epoche der Kunst einleiten, welche dem eben bezeichneten Prinzip folgt, wird Niemand bezweifeln.

So gestaltet sich vom Standpunkt unserer Anschauung aus in groben Zügen der Entwickelungsgang der Kunst, natürlich unterbrochen und umrankt von zahlreichen Perioden zeitweiliger Degenerationen, Seitensprüngen, Rückschlägen, aber im Großen und Ganzen doch eine beständige Fortentwickelung, auch in den einzelnen Perioden, Künsten und Kunstgattungen aufweisend.

Welche Folgerungen fließen nun aus der Erkenntnis dieser Thatsachen? Die Kunst ist ihrem Wesen nach nichts Himmlisches, Ueberirdisches, sondern etwas rein Menschliches, Natürliches, in der natürlichen Organisation des Menschen Begründetes, aus dieser und den die Entwickelung des Menschen, die Erhaltung der Welt bestimmenden Prinzipien mit Naturnotwendigkeit Folgendes. Sie steht demnach auch unter denselben Naturgesetzen, wie alles Natürliche. Vor Allem gilt auch für sie das Gesetz der beständigen organischen Fortentwickelung. Sie entwickelt sich gleichmäßig fort mit den Fortschritten der menschlichen Erkenntnis. Sie muss daher in jeder ihrer Erscheinungsformen allzeit gedanklich, stofflich und technisch auf der Höhe der Erkenntnis ihrer Zeit stehen und mit derselben vorwärts streben und nur wer sie so ausübt, verdient den Namen eines Künstlers — Kunst und Künstler müssen „modern“ im höheren Sinne des Wortes sein, in jenem Sinne, in dem es Homer, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, Juvenal, Kalidasa, Firdusi, Dante, Boccacio, Calderon, Cervantes, Shakespeare, Molière, Goethe, Byron gewesen. Nur so ist des Dichters Wort wahr und richtig zu verstehen:

> „Wer den Besten seiner Zeit genug
> Getan, der hat gelebt für alle Zeiten.“

Eine Kunst, welche diese Bedingung nicht erfüllt, welche sich in Stoffe, Anschauungen, Ideenkreise und Formen längst vergangener Zeiten versenkt wie die Schulen der Romantiker oder Nazarener hört eben auf eine Kunst zu sein und wird zur leeren Wort- oder Farbenspielerei. Das Gleiche gilt von den krankhaften Nachahmungen der Klassiker in unserer Zeit, welche gedanklich wie zum Teil auch technisch — z. B. im Roman — schon über die Höhe derselben hinaus gegangen ist.

Das oberste Naturgesetz ist das von der Erhaltung der Gattungen, der Neu- und Fortbildung der Unterarten und darum auch das oberste Kunstgesetz. Er steht an der Spitze der modernen Aesthetik und muss jeder Beurteilung eines Kunstwerks resp. eines Künstlers zuerst zu Grunde gelegt werden. Als Künstler im höchsten Sinne wird daher vor dem

Richterstuhl einer gerechten Kritik nur zu gelten haben: 1. Wer eine neue Gattung oder Art geschaffen — z. B. außer den Geistesriesen wie Aristophanes, Dante, um nur ein paar neuere Namen zu nennen — J. v. Eyck (falls dieser wirklich der Erfinder der Oelmalerei gewesen), Diderot, der das bürgerliche Schauspiel geschaffen, Jean Paul u. s. w.

2. Wer zur Fortentwickelung einer der bestehenden wesentlich beigetragen, sie auf eine höhere Stufe erhoben: Gluck, Mozart, Lessing, Giotto etc., heute Ibsen, Zola.

3. Wer den Höhepunkt einer bestimmten Art erreichte und bezeichnet: Phidias, Sophokles, Raphael, Dürer, Bach, Beethoven, Walther von der Vogelweide Shakespeare, Schiller, Goethe u. s. w. Natürlich wird hier das Urteil im Einzelfalle häufig schwanken, da die Kunst als Ganzes in beständiger Fortentwickelung begriffen ist und was heute als Höhepunkt einer Art erschien, morgen schon übertroffen sein kann.

4. Wer in Zeiten eines drohenden zeitweiligen Niederganges einer Art dieselbe mit Kraft und Erfolg auf der alten Höhe der Entwickelung fest zu halten versucht, z. B. Seneca, die Meister des Laokoon; in unsern Tagen Wildenbruch — — ich kann natürlich an dieser Stelle nur ein paar herausgegriffene Namen geben, eine geordnete Aufzählung gehört in ein vollständiges systematisches, nach der neuen Anschauung abgefasstes Lehrbuch der Kunstgeschichte. Die Letzere wird aber erst dann auf der Höhe unserer Zeit stehen, wenn sie sich diese Grundanschauung zu eigen gemacht hat und ebenso die Kunstkritik. sobald sie bei Beurteilung neu auftretender Künstler und Kunstwerke vor allem nach jenen beiden Prinzipien urteilt: steht der oder das zu Beurteilende gedanklich, stofflich und technisch auf der Höhe seiner Zeit und wie ist sein Verhältnis zur Fortentwickelung der Kunst, bezw. der Kunstgattung oder -art, um die es sich im vorliegenden Falle handelt?

Es wird dem Verfasser einer umfangreichen Naturgeschichte nicht einfallen, alle Kanarienvögel oder alle Hunde, die je in der Welt gelebt, bei Namen aufzuzählen, ja nicht einmal die, welche schönen Schlag oder besondere Wachsamkeit oder Geschicklichkeit besassen, wie viele ihres Geschlechts, sondern er wird nur eine Generalbeschreibung der Gattungen und Arten geben, ihrer Beschaffenheiten und Eigenschaften und dann als besondere Beispiele nur die aufzählen, welche durch ganz außerordentliche Eigenschaften oder Leistungen die Krone ihres Geschlechts, gewissermaßen eine höhere Stufe desselben bilden (ich erinnere zum Beispiel an die Geschichte einzelner in der Naturgeschichte berühmter Bernhardinerhunde) und diese Leistungen besprechen. So wird auch der Kunsthistoriker der Zukunft sich frei machen von dem unendlichen Wust und Ballast der Aufzählung todter Namen und verschollener Werke, er wird von den Lebenden wie von den Todten jene Tausende nicht in sein Werk aufnehmen, welche mit gutem Willen und mittelmäßigem Vermögen gebaut, gedichtet, gepinselt, komponiert haben, was ihnen gerade durch den Sinn fuhr, mit einer gewissen leichten Beherrschung der Technik und Glätte der Form, im Wesen aber nach der alten guten Schablone, ohne die Gattung oder Art in der sie wirkten, selbst zu fördern. Die Kunstgeschichte der Zukunft wird Entwickelungsgeschichte der Gattungen und Arten sein, diese, nicht die Individuen werden im Vordergrund stehen, oder wenigstens nur solche Individuen, welche in der eben bezeichneten Weise auf jene eingewirkt, sie wird mehr Ideen- und Sozial- als Namen- und Werkgeschichte sein. Und weiß Gott, es wird kein Unglück sein, wenn sie Namen wie Gottsched, Gellert, Clauren, Schlegel, Heyse, Wolff, kurz aller Auchkünstler in jeder Richtung der Nachwelt unterschlägt. Sie wird dadurch nur an Uebersichtlichkeit gewinnen und dadurch sowohl jene, welche sie bestehen lässt, als die durch den Wust von Namen tiefer in den Hintergrund gerückten wahrhaft verdienten Männer, die ernst und still für sich an der Fortbildung der Künste arbeiten und die sie in die vollen Ehren einsetzt, dem Bewusstsein der Nachlebenden um so fester einprägen.



Leben und Tod.

I.

Die Astern draußen verkümmern
Einsam im Regensturm.
Im morschen Holzgetäfel
Pocht der bohrende Wurm.
Eine Motte einsam flattert,
Wo die Kerze einsam loht.
Wo ist hier das Leben,
Wo ist hier der Tod?

II.

Ihr liebt, o Wasserrosen,
Zu schmücken die dunkle Flut.
Ein Garten bleicher Blüten
Ueber der Tiefe ruht.
Bis meine dunkle Seele
Wollustberauscht erbebt,
Ueber ihr duftend und leuchtend
Meine Lieder Fülle schwebt.
Es wirbelt aus tückischer Tiefe
Unheimlich mit dunkler Gewalt —
Und meine Blumen versinken
Und Alles ist todt und kalt.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.



Faust.

Ins Griechische übersetzt von G. K. Stratigis.*)

Am 21. Dezember des vergangenen Jahres schrieb der allen unseren Lesern als Dichter, Gelehrter und berufenster Uebersetzer wohlbekannte griechische Gesandte am preußischen Hofe, Herr A. R. Rangabé, mir unter Anderem Folgendes:

„Ich habe mich in den letzten Zeiten gar nicht wohl befunden. Vielleicht war es eine verdiente Strafe, weil ich mich neulich an Goethe versündigt habe, indem ich den unübersetzbaren Faust ins Griechische zu übersetzen unternahm. Ich bin noch kaum bis zur Hälfte gelangt. Hätte Goethes Faust zu des Herkules Zeiten existiert, so würde gewiss dessen Uebersetzung ihm als eine seiner schwersten Arbeiten von den Göttern aufgebürdet worden sein, etc. etc."

Und am 19. Januar dieses Jahres kam mir die Uebersetzung des ganzen ersten Teiles von dem mir bis dahin völlig unbekannten Herrn Stratigis zu. Es ist leicht erklärlich, dass ich mit ganz besonderer Neubegier und Spannung mich an die Lesung des vornehm ausgestatteten Buches machte. Hatte ich doch schon so viele Uebersetzungen des Faust gute und geringe, gelesen und die Sache fürs Hellenische zwar für sehr schwer, aber keineswegs für unausführbar gehalten, nachdem namentlich die russische Uebersetzung mir fast durchweg als musterhaft imponiert hatte. Diese ist nach der Meinung berufener russischer Kenner „so vollendet schön, dass man glaubt die wunderbare Schöpfung Goethes in der Ursprache zu lesen" Библ. для Чтенія XXXVI. VI. 48), und dass große, schwierige Partien, wie der Monolog Fausts, nach dem Abgang Wagners „Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet" bis zum „Chor der Engel" und die Szene „Im Kerker" in ihrer ganzen Ausdehnung geradezu als „Musterstücke russische Poesie" gerühmt werden.

Nachdem ich nun den griechischen Text mit äußerster Sorgfalt Wort für Wort mit dem der Loeperschen Ausgabe verglichen habe — mein griechisches Exemplar trägt hundert Spuren davon — darf ich mich dahin aussprechen, dass der jugendliche Dichter mir durchaus als berufen erscheint dereinst eine vorzügliche Uebersetzung des Faust zu liefern, da einzelne Partien als sehr gelungen bezeichnet werden dürfen, dass er aber mit dieser Arbeit den Anspruch auf eine mustergültige Uebersetzung zu erheben nicht berechtigt ist.

Die Fehler nämlich, die darin vorkommen, zeigen dem Kenner der einschlägigen Litteratur, dass er vielfach nach fremden Uebersetzungen — vornehmlich nach der französischen von Henry Blaze — gearbeitet hat, wenigstens in allen den Fällen, in welchen sein unzulängliches Verständnis der schwierigeren Teile des Textes eine solche Beihülfe erklärlich macht, dass er dadurch aber in solche Abhängigkeit von seinen mangelhaften Hülfsmitteln und in so himmelweite Abirrungen vom Geiste der Goetheschen Schöpfung geriet, dass man vom Ganzen mit Trauer sagen muss: Der Liebe Müh' umsonst!

Vergebens sucht man durch die Wertschätzung der vielen schön übersetzten Partien sich wieder zu einem günstigeren Eindruck aufzuschwingen: die Zahl der verfehlten Stellen ist zu groß, sie selber zu bedeutsam, um nicht schließlich zu dem Ergebnis zu führen: der Verfasser war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Er wird noch tüchtig arbeiten müssen, um Faust in einer Goethes würdigen Weise zu übersetzen, und dazu empfehlen wir ihm ein sorgfältigeres Studium des deutschen Textes und der nahmaftesten Faust-Erklärer.

Zur Bewältigung dieser Herkules-Arbeit wird er freilich manches liebe lange Jahr gebrauchen — aber bei der Gewandtheit, mit welcher er sonst seine herrliche Muttersprache gebraucht, mag er immerhin hoffen dürfen, den Ruhmeskranz als Faust-Uebersetzer dereinst auf sein Haupt drücken zu können.

Mit um so größerer Genugtuung darf dagegen auf die in Hellas frisch aufblühende Erzählungslitteratur hingewiesen werden, an deren Spitze diesmal der elegant gedruckte Band

Διηγήματα καὶ Ἀναμνήσεις (Erzählungen und Erinnerungen) von Georgios Drossinis, Athen 1886, steht. Reiche, sichere Beobachtung von Land und Leuten, psychologische Vertiefung in die einzelnen Charaktere, flotte und glänzende Darstellung in veredelter Volkssprache, saubere Durchführung bis ins kleinste Detail und Durchdringung des Ganzen durch eine allzeit dienstbereite Phantasie, die über Alles ihren Zauber ergießt, das sind die Hauptvorzüge dieses Dichters, der unseren Lesern als lyrischer Dichter und als Ethnograph („Ländliche Briefe aus Nord-Euböa") bereits hinreichend bekannt ist. Die Erzählung „Amaryllis", die soeben in der Otto Hendelschen „Bibliothek der Gesammt-Litteratur des In- und Auslandes" in deutscher Uebersetzung erscheint (das Bändchen 25 Pfennige), wird nicht verfehlen das Interesse der deutschen Lesewelt in Anspruch zu nehmen, da sie zum ersten Male das reizende Bild eines griechischen Stilllebens bietet, das einen wonnigen Eindruck hinterlässt.

Nicht minder anziehend, aber in feiner Hochsprache geschrieben, sind die sechs Erzählungen, respektive Schilderungen des griechischen Lebens auf den Inseln von dem als Shakspeare-Uebersetzer bekannten Herrn Dimitrios Bikélas:

Διηγήματα, Athen 1887, die sein Freund, der bekannte Philhellene Marquis de Queux de St. Hilaire bereits ins Französische übersetzt und in der „Revue Politique et Littéraire" und in „La Nouvelle Revue" unlängst veröffentlicht hat. Die beiden Erzählungen

*) Φαῦστος, μεταφρασθεὶς ἐκ τῆς Γερμανικῆς ὑπὸ Γεω. Κ. Στρατήγη, ἐν Ἀθήναις, 1887. I. Teil.

„Der Pope Nárkissos“ und „Die hässliche Schwester“ werden demnächst in deutscher Uebersetzung erscheinen und eine Probe von dem feinen Erzählertalent des in Hellas gefeierten Mannes geben.

Erwähnt seien noch die:

Διηγήματα von Georg A. Valavánis, Athen 1887. Acht Erzählungen, die zum größten Teile dem griechischen Volks- und Familienleben entnommen und mit Geschick durchgeführt sind. Leider ist der Grundton derselben — wie bei so vielen andern griechischen Erzählern — ein gründlich sentimentaler, was nicht geeignet ist das Interesse nichthellenischer Leser, die über die rein sentimentale Epoche seit lange hinaus sind, in höherem Maße zu gewinnen.

Da hier gerade von volkstümlichen Erzählungen die Rede ist, so sei noch auf die ganz prächtigen italienischen Dorfgeschichten hingewiesen, die der hochbegabte sizilianische Dichter, Herr Pietro Bianco unter dem Titel:

In Villaggio, Rom, soeben veröffentlicht hat. Herr Bianco ist Realist, im edelsten Sinne des Wortes. Er schildert in dieser Serie von Dorf-Novellen das Treiben der sizilianischen Dorfbewohner, auch in seinen dunkelsten Partien, mit photographischer Treue, in lebensvollen, oft tief packenden Bildern, mit künstlerischer Genialität und so fesselnder Sprache, dass man an das Büchlein wie gebannt ist. Als Probe wird demnächst die reizende Novelle „Im Freien (In Campagna)“ erscheinen.

Zum Schlusse seien noch die Reiseskizzen des Herrn K. D. Kaprálos erwähnt:

Ἀνὰ τὰ ὄρη (Auf die Berge), Athen 1886; die in anziehender Weise eine Tour von Patras, Valatuna, Hagios Andréas, Hagios Joánnis, über das hoch gelegene Dorf Kerpini empor zu dem größten und angesehensten Kloster von ganz Griechenland Megaspiläon (Großes Höhlenkloster) über die Stadt Kalávryta (Schönbrunn), nach dem fünfundzwanzig Minuten entfernten Kloster Hagia Lavra etc. schildern und des Interessanten viel enthalten. Da eine deutsche Uebersetzung des hübschen Büchleins bereits im Gange ist, so wird später, im Interesse deutscher Touristen, darauf zurück zu kommen sein.

Im Begriff, diesen Artikel in den Druck zu geben, empfange ich soeben aus Athen die erste von sieben Lieferungen einer neuen großartigen Faust-Ausgabe. Diese Pracht-Ausgabe — der Text metrisch übersetzt von Herrn Aristomenos Provelegios — erscheint in Groß-Quart auf feinstem Papier in herrlichen neuen Typen und wird geziert durch 14 photographische Vollbilder und 65 Situationsbilder nach Kreling; sie kostet nur 24 Franken in Gold. Eine eingehende Erläuterung des Ganzen zum Verständnis für hellenische Leser soll den Schluss des Werkes bilden, nach welchem ich nicht unterlassen werde, des Näheren darüber zu berichten.

Darmstadt, Mai 1887. Aug. Boltz.

Margaret Fuller.

By Julie Ward Howe. — Boston, Roberts brothers.

Die Amerikanerinnen sind dadurch, dass sie zusammenstehen, eine Macht geworden. Kein kleinlicher Neid kommt in ihnen auf und verhindert die Anerkennung der Verdienste einer Anderen, und kein Kultus des Ich macht sie blind gegen diese Verdienste. Indem Frauen die Leistungen begabter Frauen hoch stellen, und ehrend rühmen, ehren sie sich selbst, und werden durch diese Wertschätzung der Verdienste des eigenen Geschlechtes über die Mittelmäßigkeit hinausgetragen. Sie glauben an sich selbst und haben dadurch Andere bewogen an sie zu glauben.

In diesem Sinne, und getragen von der Idee, dass für die Frau nur eine Frau als Ideal maßgebend sein könne, haben sie Biographien berühmter Frauen herausgegeben, unter die auch das Leben von Margaret Fuller gehört. Für uns ist dieser Name ein fast fremder, weil wir dem sozialen Leben des gelehrten Boston doch zu fern stehen, um die einzeln hervorragenden Größen in das Auge fassen zu können, und weil die Schriften dieser begabten Frau, wenig an Zahl, nicht bis zu uns gedrungen sind. Ihre Bedeutung aber für ihr Heimatland, und namentlich für den Entwickelungsgang amerikanischer Frauen können wir schon daran ermessen, dass jetzt bereits drei Biographien von ihr vorhanden sind. Das Material dazu fand sich in den Aufzeichnungen ihrer warmen Freunde, die gleich nach ihrem Tode in kurzen Essays erschienen, und diese drei Freunde nannten sich Ralph Waldo Emerson, William Henry Channing und James Freeman Clarke.

Ihre seltene Begabung muss in diesen drei bedeutenden Männern dies warme Interesse hervorgerufen haben; denn ihre Schönheit war es nicht. — So wenig wie George Eliot, war sie in ihrer Person anziehend zu nennen. Den 23. Mai 1810 in Cambridgeport bei Boston geboren, wuchs sie unter den Nachkommen jener Puritaner auf, die die Erde für den Himmel hingaben. Ihr Vater war Advokat, ihr Großvater Geistlicher. Man betete viel, und witterte überall Sünde. Die kleinen Puritaner lernten früh jene Selbstüberwindung, die den Charakter stählt, und wenn die eigenwillige kleine Margaret manchmal einer Versuchung unterlag, die der Erbfeind ihr unterbreitete, und die der strenge Herr Papa scharf rügte, so darf uns das nicht Wunder nehmen.

Heiter flossen ihre jungen Tage nicht vorüber, an Vergnügen dachte Niemand, man arbeitete und betete. Schon mit dem sechsten Jahre lernte Margaret Latein und Englische Grammatik, ihre Erziehung war die eines Knaben, eine durchaus gelehrte, und die scharfe Logik des Vaters forderte von dem Kinde eine klare Wiedergabe von dem, was sie in sich aufgenommen. Mit Mädchen ihres Alters verkehrte sie nicht, sie kamen ihr kindisch und albern vor, und

so blieb es auch in der Folge, und in jedem Lebensalter, denn sie war ihrem Geschlechte an Kenntnissen und Verständnis so weit vorausgeeilt, dass sich die Kluft nicht überbrücken ließ.

In einem Briefe, datiert vom 11. Juli 1825, wo sie also 15 Jahre alt war, schreibt sie über ihr tägliches Leben:

„Ich stehe etwas vor fünf Uhr auf, gehe eine Stunde spazieren und übe dann bis sieben Uhr Klavier, dann frühstücken wir. Nachher treibe ich Französisch, lese Sismondis Litteratur des südlichen Europa und darauf in Browns Philosophie. Um halb zehn gehe ich in die Schule zu Mr. Perkins und lerne Griechisch bis zwölf, gehe dann nach Hause, und spiele bis zwei Uhr Klavier.

Ist die Unterhaltung bei Tische lebhaft, so verweile ich ein bischen nach dem Dessert; sonst dauert mich die Zeit. Ich lese dann zwei Stunden Italienisch, werde aber oft gestört. Um sechs Uhr mache ich eine Spazierfahrt. Vor dem Schlafengehen schreibe ich mein Tagebuch, singe und überdenke mein Tagewerk, um Bemerkungen darüber einzutragen.“

Im folgenden Jahre ist sie mit Frau von Staël beschäftigt, mit Epictet, Milton, Racine und Castilianischen Balladen. In 1827 nimmt sie kritische Studien der älteren italienischen Dichter vor.

Man sieht aus diesen Andeutungen, wie ernst sie es mit ihrer Bildung nahm, und dass ihre ganze Zeit dieser Aufgabe gehörte. Als im Jahre 1832 Thomas Carlyle auf die Verdienste der deutschen Litteratur hinwies, begann Margaret Fuller sofort das Studium dieser Sprache, die sie, bei ihrer Kenntnis der alten und neuen Sprachen, leicht bewältigte. Nach drei Monaten schon las sie Goethe, Schiller, Novalis, Tiek, Körner, Richter.

Im Jahre 1836 kam Miss Martineau nach Amerika, lernte Margaret Fuller kennen und machte sie mit Emerson bekannt. Dieser schrieb über sie: „Schön ist sie gar nicht. Sie zieht sich gut an und sieht wie eine Dame aus; sie spricht aber durch die Nase und blinzelt beständig, was sehr unangenehm ist.“

Allein ihr Geist und ihr Witz ließen ihn bald alle kleinen Mängel übersehen und ihr eine herzliche Freundschaft schenken.

Familienverhältnisse nötigten sie jetzt ihre Talente zu verwerten, und zu diesem Zwecke siedelte sie nach Boston über, wo sie, teils mit Unterricht, teils durch schriftstellerische Arbeiten sich erhielt und zugleich die Erziehung ihrer jüngeren Geschwister bestritt. Emerson gab zu jener Zeit das „Dial“ heraus, eine Zeitschrift für Wissenschaft und Litteratur, und namentlich für die neue philosophische Weltanschauung. Dass er die Redaktion Margaret Fuller anvertraute, legt eine Zeugnis dafür ab, wie hoch er ihre Begabung hielt. Das Blatt besaß keine Mittel, und zählte wenig Abonnenten, es war daher außer Stande die Mitarbeiter zu honorieren. Margart bezog 200 Dollars für ihre Bemühungen, und auch diese bescheidene Summe warf es schließlich nicht ab, so dass es mit dem vierten Jahre seines Bestehens eingehen musste.

Mr. Greely, der Herausgeber der New York Tribune, berief sie dann, um täglich für sein Blatt einen Leitartikel zu schreiben. Das war einträglich; aber anstrengend. Daneben schrieb sie das Buch: „Die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts,“ das in 1844, also in ihrem vierunddreißigsten Jahre ausgegeben ward und allgemeine Bewunderung erregte. Sie legte damit den Grundstein zu der jetzigen Frauenbewegung in Amerika, und erwies sich in ihren Prinzipien eine Gegnerin ihrer Zeitgenossin George Sand. Die Frau sollte Frau sein und bleiben; nicht Männerkleider tragen und rauchen. Was sie von der Gesellschaft zu beanspruchen habe sei das Recht sich innerhalb der ihr von ihrer Natur gesetzten Grenzen zu entwickeln, wie es ihr gemäß sei. Dass man den Frauen dies von Gott und der Natur ihnen verliehene Recht streitig machen wolle, forderte sie zum Kampfe heraus gegen diejenigen, die sich anmaßten, sie in ihrem Wollen und Können zu beschränken. Ihre große Belesenheit, ihre Kenntnis der alten, wie der neuen Welt, dienten ihr mit Citaten, die ihr Werk geistvoll beleuchteten. Goethe, Fourrier und Plato standen ihr vielfach zu Diensten. Das Buch ist bei uns viel zu wenig gekannt und würde auch jetzt noch eine Uebersetzung verdienen, seit die Frauenfrage auch auf deutschem Boden ganz leise auftaucht. „Aufzeichnungen über Kunst und Litteratur“ nannte sich ihr nächstes Buch, das aus einer Auswahl ihrer Beiträge für Journale bestand.

Ihre Geschwister waren jetzt herangewachsen, sie war jeder Fürsorge für sie überhoben, ihre litterarischen Arbeiten, ihre Stellung als Mitarbeiterin an der „Tribune“ hatten ihre Kasse gefüllt und so glaubte sie dem sehnlichen Wunsche langer Jahre nachgeben zu können, Italien zu sehen. Am 1. August 1846 fuhr sie ab, das Herz von hohen Hoffnungen geschwellt. Arme Sterbliche! Was ist euer Wünschen und Sehnen! Sie sollte ihr Vaterland niemals wiedersehen. Angesichts dieses Hafens musste das Schiff, auf dem sie zurückkehrte, scheitern, und sie in den Wellen ihr Grab finden. In so jungen Jahren der Welt entrissen, hätte ihre seltene Begabung noch die schönsten Blüten treiben können, jetzt, wo der Kampf um das Dasein nicht mehr schwer auf ihr lastete und der Lorbeer ihre Stirn krönte, der ihr Tür und Herzen erschloss. Allein es sollte nicht sein. Das ehrende Andenken, das ihr Vaterland ihr bewahrt, und namentlich dessen Frauen ihr bewahren, ist das schönste Denkmal, das man ihr setzen konnte. Geistig lebt sie unter ihnen fort.

Wiesbaden. Amely Bölte.



Die Frauen im Spiegel der französischen, italienischen und russischen Spruchweisheit.

Ein Beitrag zur vergleichenden Völkerpsychologie.

Von Dr. Leonhard Freund.

(Schluss.)

III.

Unter allen Gnomologieen äußert wohl die russische Spruchweisheit am stärksten ihr Misstrauen gegen das schöne Geschlecht; sie übertrifft darin selbst die italienische und das geschieht in derselben Sprache, welche zugleich den reichhaltigsten Vorrat von Ausdrücken für zärtliche Schmeichelei, wie für alle Stufen und Schattierungen des Liebesgefühls und für alle Stadien des Liebefiebers besitzt.

Die Bemerkung:

„Das Weib ziert ein hübsch Gesicht, den Mann die Wahrhaftigkeit"

enthält wenigstens nichts Unwahres. Die Meinung:

„Eine Braut gilt nicht ohne die Mitgift,"

ist harmlos und dasselbe gilt von den folgenden etwas pikanteren Aussprüchen:

„Es hat schon manche Weiberzunge einen Männerhals abgeschnitten;"
„Pfaffenlist geht über Teufelslist und Weiberlist über Pfaffenlist;"
„Weiberlist geht über Mannestücke."

Sie lässt es jedoch an spöttischen Kundgebungen tiefster Geringschätzung nicht fehlen:

„Sieben Weiber haben nur eine Seele"

und

„Frauenseele ist Dunst;"

selbst diese können noch passieren.

Was soll man nun aber zu einer so superlativ derben Aeußerung sagen, wie

„Ziehe dich nicht nackt aus, Töchterchen, du wollest denn ein Bad nehmen?"

Das ist wahrlich unverfälschter Naturalismus und der vielleicht trotz alledem naive Rat wetteifert mit dem jedenfalls berechnenden Realismus in der Wahrnehmung:

„Kein Fleisch so teuer, als das Mittelstück."

Weibliche List hat eben unter jeder Zone mit gleichem Erfolge gewirkt und in allen Zeiten den Zorn der unterliegenden Männer erregt, welchem sie in den Sprüchen einen drastischen Ausdruck gaben; an deren Schöpfung mag man ihnen ja wohl einen jedenfalls überwiegenden Anteil zuschreiben.

Dazu kommt in Russland der Einfluss specifischer Tatsachen, die wir im Folgenden skizzieren wollen.

Die Frauen genossen in den ältesten Zeiten einen hohen Grad von Freiheit und Wertschätzung. Erst unter dem Einflusse der byzantinisch-biblischen Doktrin verschwand die Achtung des Weiblichen. Eine rohere Auffassung trat an ihre Stelle und war der wohlwollende Eifer einiger ausnahmsweise aufgeklärten Repräsentanten der Kirche — es gab deren leider nur wenige — richtete hier gegen die brutale Hartherzigkeit der Männer nichts aus. So klagt im siebzehnten Jahrhundert u. A. der Patriarch Filaret darüber, dass die verschuldeten Beamten, wenn sie in Dienstangelegenheiten verreisten, die Ehehälften verpfändeten, indem sie ihren Gläubigern, anstatt die fälligen Zinsen zu bezahlen, die Liebe jener Frauen überließen. Hatten nun aber die Schuldner ihre Weiber zur festgesetzten Frist nicht ausgelöst, so wurden die gehorsamen Gattinnen von ihrem zeitweiligen Besitzer an Andere verpfändet.

Darf da was in dem Inhalte der dem schwachen Geschlechte gewidmeten russischen Volksweisheit Anstoß erregen kann, noch überraschen?

Finnlands politische Verbindung mit dem großen Zarenreiche mag es rechtfertigen, wenn wir hier einige auf unser Thema sich beziehende Sprüche auch aus den Runen der finnischen Volkspoesie vorführen.

Am allerwenigsten — so lautet ihre Lehre — traue man dem schönen Geschlechte, denn es zeigt, intellektuell und moralisch, zu viele und zu große Schwächen:

„Kinderwort bedeutet gar nichts,
Wenig gilt der Weiber Rede . . ."
„Das Haar wächst beim Weibe lang, nicht so der Verstand."

Aber das schließt doch folgende Tatsache nicht aus:

„Reich an Listen sind die Schlangen,
Wandelbar des Meeres Wellen,
Listenreicher sind die Mädchen,
Wandelbarer sind die Weiber."

Mit der wiederholten Kundgabe dieser gewiss unanfechtbaren, wenngleich nicht neuen Wahrheit sei unsere Frauenstudie geschlossen, und mit dem alten Wahlspruch:

„Hony soit qui mal y pense."

Litterarische Neuigkeiten.

„Kriegszüge des Tiberius in Deutschland 4 und 5 nach Chr." Von Dr. August Deppe. Mit einer Karte des Lagers bei Oerlinghausen. Bielefeld. Verlag von August Helmich. Allmählich hellt sich durch das Zusammenwirken der Lokaluntersuchung und Geschichtsforschung das Dunkel auf, welches die deutschen Freiheitskriege des Jahre 9-16 nach Chr. bedeckt. Auch die vorliegende Schrift trägt dazu bei, indem sie zeigt, wie weit die Römer in Deutschland gekommen waren, als Varus den Oberbefehl am Rheine übernahm, und wie die Sachen lagen, als Arminius sich gegen die Römer wandte. Wir sehen im ersten Abschnitte Tiberius mit Jubel am Rheine begrüßt, folgen dann seinem Zuge durch das Münster- und Engerland über die Weser, etwa bis an die Gegend von Wunstorf. Es wird ein Sommerlager wahrscheinlich im Osninggebirge bei Oerlinghausen, und ein Winterlager an den Lippequellen wahrscheinlich bei Thüle errichtet. Der zweite Abschnitt beschreibt den großen Zug des Tiberius durch das hannoversche, braunschweigische und lüneburgische Land bis zur Elbe, weiter die Umschiffung von Jütland durch die römische Flotte. Ueberhaupt finden wir in der Schrift nicht etwa die Wiedererzählung längst bekannter Tatsachen, sondern des Neuen in klarer und anziehender Darstellung viel.

„Kaiser Wilhelm und sein Reich“ von Ednard Simon. Autorisierte deutsche Ausgabe, aus dem Französischen (Jena, Hermann Costenoble). Der Beifall, den Simons Werk in Deutschland wie in Frankreich gefunden hat, kann dem Verfasser nur zur Ehre gereichen, und wir müssen gestehen, dass wir bei der jetzigen Lage von einem Franzosen kaum eine solche objektive Auffassung erwartet hätten. Der Verfasser entrollt vor unseren Augen ein Bild von dem Schaffen und Taten unseres greisen Heldenkaisers, wobei er sich möglichst streng an die Tatsachen gehalten und jede subjektive Färbung und jede Empfindlichkeit bei Seite gelassen hat. Mit einer gewissen Freude und Genugtuung sehen wir in dem Werke unseren eisernen Reichskanzler und unseren großen Strategen Moltke mit der ihnen zukommenden Hochachtung behandelt und werden auch unser greiser Kaiser und unser Tronfolger mit einer gewissen Sympathie angesehen. Wir wollen hoffen, dass dieses Werk, welches für uns Deutsche von größtem Interesse ist, die Franzosen endlich gemahnt, ihre deutschfeindliche Gesinnung in das Gegenteil umzuändern, das ihnen sowohl wie auch uns Deutschen nur zum Wohl und zum Heile gereichen wird.

Von der „Geschichte des französischen Romans im XVII. Jahrhundert“, herausgegeben von Dr. Heinrich Koerting, Oppeln, Eugen Francks Buchhandlung (Georg Maske), liegt uns der 2. Band vor, in welchem der realistisch-satirische Roman Frankreichs im XVII. Jahrhundert behandelt wird; ebenda erschien „Sir Gowther“, eine englische Romanze aus dem XV. Jahrhundert, kritisch herausgegeben nebst einer litterarhistorischen Untersuchung über ihre Quellen sowie den gesammten ihr verwandten Sagen- und Legenden Kreis mit Zugrundelegung der Sage von Robert dem Teufel von Karl Breul. Beide Werke sind für Litterarhistoriker von großem Wert, und beanspruchen eine allgemeine Beachtung und Würdigung.

Und wenn es Herr Oscar Welten zehntausend Mal behauptet, dass er die litterischen Erfolge seiner Novellensammlungen „Nicht für Kinder“ und „Buch der Unschuld“ deren innerem künstlerischen Werte und seiner eigenartigen Leihbibliothekenbehandlung verdankt — Recht hat er damit doch nicht. Infolge ihrer Titel zumeist haben diese Bücher ihren Weg gemacht. Der dritten Sammlung „Früchte der Erkenntnis“ (Berlin, Gustav Schuhr) fehlt der Hautgout des Titels, der sogar etwas philosophisch anklingt — ob diese in naturalistisch sein sollende Experimenteschwindelbrühen eingelegten Erkenntnisfrüchte denn so begierig geschleckt und durchgeschnalzt werden mögen? Sie verdienten es eigentlich. Denn alles Wertlose ist wert, dass es so schleunig als möglich aus der Welt geschafft wird. Und wertlos sind die Offenbarungen Herrn Weltens. Welten schafft nicht, er experimentiert. Dieser im Ganzen sehr nüchterne, sehr trockene, jedweder Leidenschaft und wirklichen Kraft baare Herr nimmt ein Motiv, das gewöhnlich forziert heiklen Charakters, her, beguckt und befühlt es aufmerksam, peinlich genau von allen Seiten und behandelt es mit jener diskreten Teilnahmlosigkeit, mit der ein Barbier beim Rasieren die Nase seines „Opfers“ behandelt. Die Sinnlichkeit ist bei Welten keine Macht, kein Strom, der sein Bett will, kein Moment, das befruchtet und erhöht, schließlich keine Substanz, die überwunden werden soll — sondern ein Gebiet, auf dem sich allerlei Interessantes zusammenspintisieren und austüfteln lässt. Das Beste an den Erkenntnisfrüchten ist das Vorwort „Ueber Büchertitel“. Ein ab und zu matt aufzuckender Humor, wie in den Stücken „Das Hunger-Banket“, „Der Doppelselbstmörder“, drängt manchmal wenigstens etwas die bleierne Oede zurück, die über den Blättern dieses Buches liegt.
H. C—i.

Von Graf Leo Tolstois neuester Schrift „Wovon die Menschen leben“ liegen uns zwei treffliche Uebersetzungen vor, von denen die eine von J. Brendel übertragen in der Brünslowschen Hofbuchhandlung in Neubrandenburg und die zweite Uebersetzung von Eugenie Wieland in Rudolf Jenni's Buchhandlung (H. Köhler) in Bern erschienen ist.

„Die Geschichte der Erde“ von E. A. Rossmäßler, vierte Auflage, vollständig umgearbeitet, mit neuen Illustrationen versehen und auf den Stand des heutigen Wissens gebracht von Dr. Th. Engel. (Lieferung I.) — Stuttgart, Otto Weisert.

„Reclamsche Universal-Bibliothek“ Bd. 2261/70. „Atta Troll“, ein Sommernachtstraum. „Deutschland“, ein Wintermärchen von Heinrich Heine, herausgegeben von Otto F. Lachmann (2261), „Frauenkampf“, Lustspiel in drei Aufzügen nach Scribe von Olfers. Durchgesehen und herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann (2262), „Plutarchs vergleichende Lebensbeschreibungen“, übersetzt von Joh. Fr. Sal. Kaltwasser, neu herausgegeben von Dr. Otto Güthling (2263/64). „Ein gemachter Mann“, Posse mit Gesang in drei Aufzügen von Eduard Jacobson (2265). „Papas Liebschaft“. Schwank in drei Aufzügen von C. Mallaikow und O. Elsner (2266), „Ein kostbarer Herr“, Schwank in einem Aufzug von Marc-Michel und Labiche für die deutsche Bühne bearbeitet von Wittmann & Simon (2267), „Vater Goriot“, Pariser Lebensbilder von H. de Balzac (2268/70).

„Aus Lothringen.“ Sagen und Märchen mitgeteilt von F. Peters. (Leipzig, Carl Reißner.) Zur Charakteristik dieses Buches, das unbedenklich auch für die reifere Jugend empfohlen werden darf, lassen wir hier das Vorwort des Herausgebers folgen: „Die in diesem Buche erzählten Sagen sind vom Herausgeber in Lothringen aufgefunden worden, wie sie im Volke lebend von Mund zu Munde getragen werden. Dem Inhalte nach sind sie, bis auf zwei, nur wenig verändert worden; es war nur hier und da ein Ueberputz zu entfernen. Sie erscheinen an sich nicht wertlos, denn sie geben Zeugnis von lebhafter, doch unverdorbener Phantasie, von lebendigem Rechtsgefühl, von tiefer Glaubensüberzeugung. Ein besonderer Reiz haftet ihnen aber noch an, weil sie gerade in Lothringen sich erhalten haben. Es kann einen Deutschen mit gerechtem Stolz erfüllen, wenn er in solchen Erzählungen in diesem entlegenen Winkel des Reiches des deutschen Volkes Herzschlag kräftig pochend vernimmt unter dem Jahrhunderte alten Schutt, den eine fremde, herauschende Welt dort aufgehäuft hat.“

„La Tunisie“ von J. L. de Lanessan mit einer Karte (Paris, Felix Alcan, 108 Boulevard St. Germain). Das vorliegende Werk, welches die Frucht längerer Beobachtungen und Forschungen des Verfassers in dem Lande selbst ist, zeigt von einem großen Fleiße, dasselbe ist durchaus für jeden Gebildeten äußerst verständlich gehalten und dürfte es weit über Frankreich hinaus Anklang finden; ebenda erschien gleichzeitig ein weiterer Band der „Bibliothèque de philosophie contemporaine“ von Ch. Fere, welcher „Sensation et mouvement, études expérimentales de psycho-mechanique“ zum Inhalte hat.

Es gehen uns wiederum Druckschriften des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ zu, aus denen wir das stetige Anwachsen des Vereins und die erfolgreiche Wirksamkeit desselben ersehen. Der Verein besteht gegenwärtig aus 65 Zweigvereinen und zählt erheblich über 5000 Mitglieder; ein sprechender Beweis, wie sehr der Gedanke, welcher ihm Entstehung gab, einer breiten Geistesströmung im deutschen Volke entgegenkam. Der Verein hat sich, wie bekannt, die Aufgabe gestellt, dahin zu wirken, dass die deutsche Sprache möglichst von unnötigen fremden Bestandteilen gesäubert werde, dass der wahre Geist und das echte Wesen derselben gepflegt und dass auf diesem Wege das nationale Bewusstsein im deutschen Volke gekräftigt werde. Die von ihm herausgegebene Zeitschrift, durch welche der Verein diese Aufgabe zunächst zu erfüllen sucht, ist ausschließlich für die Mitglieder bestimmt. Man kann ohne Weiteres einem der schon bestehenden Zweigvereine beitreten, oder sich auch als unmittelbares Mitglied des Gesammtvereins, unter Einzahlung von mindestens 3 Mk. an den 1. Vorsitzenden, Herrn Museumsdirektor Professor Dr. Riegel in Braunschweig, einschreiben lassen. Die neuesten Nummern der Zeitschrift (Nr. 8 und 9 von Januar und Februar) enthalten unter Anderem: Herder über eine Akademie der deutschen Sprache, von Bernh. Suphan. — Noch einmal sauce, Salße, Tunke von H. Riegel. — Meinungsverschiedenheiten; zur sachlichen Aufklärung von A. Polzer. — Das Neujahrslied des „Deutschen Boten“ von B. Suphan. — Ist man berechtigt, die deutsche Sprache als einer Verbesserung bedürftig zu betrachten? von B. Ornstein. — Jenseits des Rheines. Von H. Riegel. — Das Briefpapier im Dienste des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Von J. Wichner. — Ernst Eckstein. Vom Buchdrucker. — Kleine Mitteilungen. Bücherschau. Zeitungsschau. Geschäftliche Mitteilungen. — Wir empfehlen dringend den Beitritt zu diesem echt vaterländischen Verein, der seinen Mitgliedern eine Zeitschrift vorzüglichsten Inhalts bietet, die mit dem zu leistenden Beitrage billig bezahlt ist.

Philippe Desplas: „Dans la Tourmente." Paris. Paul Ollendorff. 1887. 312 p. 3 fr. 50 c. Jules Guéraud, ein berühmter Arzt, hat seine Jugendgeliebe aus Mitleid geheiratet, nachdem deren erster Gemahl Darvelle sich das Leben genommen hat. Zwei Jahre nach Eingehung ihrer zweiten Ehe stirbt Frau Guéraud und hinterlässt ihrem Gatten eine Tochter erster Ehe, Namens Helène, welche von ihrem Stiefvater auf das Hingebendste gepflegt und erzogen wird. Helène hat, ohne sich dessen zunächst selbst bewußt zu werden, eine heiße Liebe zu Jules Guéraud gefasst, der davon keine Ahnung hat und durch eine sündige Leidenschaft zu der schönen, aber herzlosen Weltdame, der geschiedenen Baronin v. Vaussaie, seine Stieftochter zur Verzweiflung treibt. Der junge, treuherzige Arzt Jacques Lantenin liebt warm und aufrichtig Helenen, die aus uns bekannten Gründen diese Neigung nicht erwidern kann, obgleich sie aufrichtige Freundschaft für den jungen Mann empfindet, der ihr das Leben gerettet hat. Frau v. Vaussaie ist schließlich des ernsten Guéraud überdrüssig geworden und will nun Lantenin für sich gewinnen, dessen Mut sie gelegentlich eines „Seesturmes" bewundert hat. Lantenin weist jedoch die sich ihm aufdrängende Baronin zurück, welche den nun Gehassten in ein Duell zu verwickeln weiß, das den Keim des Todes in die Brust des blühenden jungen Mannes legt. Um diese Zeit erkennt Guéraud die sündige Liebe seiner Nichte zu sich und sendet sofort Helene auf das Land — für immer, wie diese sehr bald erkennt. Da Helene überdies aus eigener Anschauung das Schicksal Lantenins erkennt und dessen Urheberin zufällig trifft, so benutzt sie eine Begegnung mit Frau v. Vaussaie, um ihren vergötterten Pflegevater, ihren Freund Lantenin und sich selbst an ihr zu rächen. An einem stürmischen Abend — der Schauplatz ist an den Ufern des Biskaischen Meerbusens und der Garonne — weiht sie, eine günstige Gelegenheit benutzend, sich selbst und die gehasste Feindin dem Tode in den Wogen.

Der Roman ist unterhaltend; vortrefflich ist die Schilderung des Lebens der vornehmen Welt auf dem am Kanal gelegenen Landgute der Baronin, sowie des Stilllebens in den Pyrenäen.

„Deutsche Zeit- und Streitfragen", Flugschriften zur Kenntnis der Gegenwart herausgegeben von Franz von Holtzendorff (Verlag von J. F. Richter, Hamburg), haben in Heft 12 eine Abhandlung über Strafgesetz und Moral von Max Ostermeyer und in Heft 13 „Das Universitätsstudium und insbesondere die Ausbildung der Juristen in England", nebst einem Anhange: „Vorschläge zur Reform der juristischen Ausbildung in Deutschland" von Dr. P. F. Mischrott zum Inhalte. In demselben Verlage erscheint jetzt die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, wovon uns Heft 15—17 vorliegen, im Heft 15 finden wir einen trefflichen Vortrag über „Wahrheit und Dichtung in Platons Leben" von Professor Arthur Richter, in Heft 16 „Deutschlands Vogelwelt im Wechsel der Zeit" von Professor William Marshall und in Heft 17 „Wilhelm von Humboldt" von Dr. K. Bruchmann.

„Schatzkästlein fürsorglicher Frauen." Herausgegeben vom ersten allgemeinen österreichischen Beamten-Verein. (Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung.) Das Büchlein sollte in keiner Familie fehlen. Die Tendenz der Schrift ist, die Frauenwelt durch unterhaltende und belebrende Aufsätze mit dem Wesen der Selbsthilfe auf sozialem Gebiete bekannt zu machen. Die Schrift dürfte bald als ein sehr nützliches Volksbuch erkannt werden und zu großer Verbreitung gelangen, weil darin jede Frau etwas finden dürfte, was für ihre oder die Zukunft ihrer Familie von Wichtigkeit ist.

„Auf der Brautschau." Roman von Gregor Samarow. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der gewandte Verfasser bringt in diesem Roman eine allerliebst erfundene Intrigue aus dem ihm so geläufigen Hofleben zur Darstellung. Wie man aus den erregenden Wogen großstädtischen Gesellschaftslebens sich gern einmal in die beschauliche Stille einer ländlichen Sommerfrische flüchtet, so möge der Leser mit Behagen sich in die kleinen, neckischen Herzensscharmützel vertiefen, mit denen „Auf der Brautschau" so angenehm unterhält. „Auf der Brautschau" ist eine unterhaltende und zugleich gemütvolle Hof- und Intriguengeschichte der jüngsten Litteratur.

„Sphinx", Zeitschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage, herausgegeben von Dr. Hübbe-Schleiden in Th. Griebens Verlag (L. Fernau) Leipzig. — Juniheft: — Zum Todestage des Königs Ludwigs II. von Bayern. Eine alte Lehre in neuem Geschehnis. Von Wilhelm Daniel. — Die wissenschaftliche Ansicht vom Zustand nach dem Tode. Von Dr. Carl du Prel. — Apollonius von Tyana. Von Carl Kiesewetter. VI. In Indien und am Mittelmeer. — Experimente übersinnlicher Eingebungen, hypnotisch und posthypnotisch, angestellt und mitgeteilt von Albert von Notzing. — Die menschliche Persönlichkeit im Lichte der hypnotischen Eingebung. Von Frederik W. H. Myers. — Wechsel der Persönlichkeit. Von A. de Rochas. — Die Seele. Neuere Schriften über dieselbe, besprochen von Heinrich Biltz. — Kürzere Bemerkungen: Nervenaura und Stigmatisation. Uebersinnliche Kräfte durch exakte Forschung bestätigt. — Schopenhauer und Jean Paul über Wunderglauben und Geistersehen. — Der Fortschritt unserer wissenschaftlichen Weltanschauung. Prof. Preyer über die Aufgabe der Physiologie. — Die Leuchte Asiens. Ein Buddhaepos. — Unsterblichkeit. — Darwinismus und Religion. — Reïncarnation. Preisausschreiben für die Darstellung dieser Lehre. — Phantasmen Lebender. — Der fliegende Holländer.

Erschienene Neuigkeiten.

„Das Theater und Drama der Chinesen." Von Rudolf von Gottschall. — Breslau, E. Trewendt.

„Die Philosophie der Sozialdemokratie." Von Johannes Huber. — München, Theodor Ackermann.

„Ist E. Haeckel Materialist?" Von Dr. R. Koeber. — Berlin, Carl Dunckers Verlag (E. Heymann).

„Das grüne Vögelchen." Philosophisches Märchen in fünf Aufzügen von Carlo Gozzi. Aus dem Italienischen übersetzt von Volckmar Müller. — Dresden, E. L. Knecht.

„Pifferi di Montagna" von Edoardo Calandra. — Torino, F. Casanova.

„La matière et l'énergie" von Emile Ferrière. — Paris, Felix Alcan.

„Geschichte des allgemeinen Verfalls der unierten ruthenischen Kirche im XVIII. und XIX. Jahrhundert unter polnischem und russischem Szepter" nach den Quellen bearbeitet von Regens und Professor Eduard Likowski. Prämiiert durch die polnische historisch-litterarische Gesellschaft in Paris, mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Apollinaris Tloczyński. II. Band: Das XIX. Jahrhundert. — Posen, Josef Jolowicz.

Adam Asnyks „Ausgewählte Gedichte". Deutsch von Ladislaus Gumplowicz — Wien, Carl Konegen.

„Litterarische Volkshefte." Gemeinverständliche Aufsätze über litterarische Fragen der Gegenwart, herausgegeben von Dr. Eugen Wolff und Leo Berg. Heft 1: „Oskar Blumenthal, der Dichter des deutschen Theaters und der deutschen Presse" von Eugen Wolff.

„Principaux écrits relatifs à la personne et aux œuvres, au temps et à l'influence de Diderot." — Paris, Garnier frères, rue St. pères 6.

„Das Tagebuch des Kapitäns Eisenfinger." Roman in drei Bänden von Balduin Möllhausen. — Stuttgart, Her. Schönlein. Alle Vorzüge Möllhausens vereinigen sich in dem vorliegenden Roman, welchen wir unseren Lesern auf das Wärmste empfehlen.

Ausländische Neuigkeiten.

„L'histoire d'une femme" von Pierre Dernaud. — Paris, Calman Lévy, rue Auber 3.

„Le Occidentali" versi von G. A. Cesareo. — Torino, Casa editrice C. Triverio.

Dizionario di opere anonime e pseudonime in supplemento a quello di Gaetano Melzi, compilato da Giambattista Passano. — Ancona, A. G. Morelli.

„Impressions de campagne (1870/71)" von H. Beaunis. — Paris, Felix Alcan, rue des Beaux arts.

„Esquisses de philosophie critique" von A. Spir. Mit einer Vorrede von A. Penjon. — Paris, Felix Alcan.

„La bête" von Victor Cherbuliez. — Paris, librairie Hachette & Co., 79 Boulevard St. Germain.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospect betr.: „Heiberg, Aus den Papieren der Herzogin von Seeland."



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 24. — Leipzig, den 11. Juni. — 1887.

Inhalt:

Die moderne Litteraturspaltung und Zola.

Von Otto Ernst.

„Das größte Unglück auf der Welt sind die falschen Alternativen" — so ungefähr sagt Vischer an einer Stelle seines Faust-Kommentars. In der Tat, wieviel Unheil wird in unklaren Köpfen angerichtet durch falsch verstandene Begriffe, die irgend ein „streng scheidender" Superklug mit impertinenter Dreistigkeit in kontradiktorischer Form einander gegenüberstellt und die gerade durch solche Gegenüberstellung erst bis zur heillosesten Verwirrung verschroben und verwischt werden! Diese falschen Alternativen bilden denn auch ein starkes und weites Fangnetz für blödsichtige Gimpel, und es gehört, namentlich auf politischem Gebiet, z. B. bei Gelegenheit der Wahlen, zu den ergötzlichsten Schauspielen, die Tageblätter in ihren „kernigen" Antithesen, welche die verschiedenen Parteiprogramme einander gegenüberstellen, reden zu hören. Hui, wie schnell so ein fingerfixer Redakteur mit dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten zur Hand ist! Führt ihm doch in der Regel sein Handwerkszeug täglich das herrlichste Beispiel von Kontradiktion vor Augen: Kleistertopf oder Schere — tertium non datur! Das ausgeschlossene Dritte ist der zu honorierende Federkiel des Schriftstellers.

Die Alternative vom Idealismus und Realismus in der Litteratur ist ein wahres Musterbeispiel falscher Gegenüberstellung; das hindert aber selbstverständlich nicht, dass sie mit staunenswürdiger Hartnäckigkeit bei jeder Gelegenheit von Unterdemstrich-Aesthetikern wieder aufgewärmt und von naiven Lesern gläubig verdaut wird mit behaglicher Freude darüber, nunmehr beide Litteratur-„Richtungen", in ein strammes „Entweder — oder" zusammengezogen, in klarster Klarheit überblicken und mit einer mühelosen Handbewegung in den Bildungssack praktizieren zu können. Ein Teil von dieser Irrung ist freilich nicht Menschenschuld: unsere Vorstellungen und Begriffe sind mit dem Schleier der seelischen Individualität verhangen, und mag dieser auch bald mehr, bald weniger dicht sein, immer verhindert er doch, dass unser Seeleninhalt in dem reinen, fleckenlosen Lichte der *logischen* Begriffe leuchte, und wenn schon der *einzelne* Begriff in den verschiedenen Menschen allen psychischen Schwankungen und Nuancierungen der Individualität ausgesetzt ist, so kann es nicht Wunder nehmen, dass auch die *Vergleichung* von Begriffen hin und wieder ihren Schwerpunkt verrückt und auf ein erfolgloses Spiel mit Worten hinausläuft.

Ein Spiel mit Worten ist es, wenn man sagt, dass sich in der modernen Litteratur Idealismus und Realismus gegenüber ständen. Wohl muss jeder halbwegs Kundige erkennen, dass sich gegenwärtig *in Wirklichkeit* eine strenge Scheidung vollzieht und dass ein harter Strauß ausgefochten wird zwischen der alternden und der heranwachsenden Schriftstellergeneration. Aber das Feldgeschrei ist ein völlig sinnloses und muss den unbeteiligten Zuschauer verwirren, abgesehen davon, dass es nicht selten den Kämpfern selbst schon vorher die Köpfe verdreht hat. Die Gerechtigkeit erheischt freilich zu bemerken, dass dieser sonderbare Schlachtruf vielmehr von den sogenannten „Idealisten", als von den „Realisten" gebraucht wird,

und dass bei letzteren eine weit richtigere Erkenntnis des Streitpunktes vorwaltet, als bei den ersteren. Oft aber treibt auch der Kobold des unlogischen Widerspruchs auf beiden Seiten sein boshaftes Spiel, und dann erleben wir ein Duell à la Boulanger und Lareinty, nur mit dem Unterschiede, dass sich die Duellanten nicht nachträglich die Hände zur Versöhnung reichen, sondern immer wieder von Neuem anlegen und Löcher in die Luft schießen.

Karl Bleibtreu hat den prächtigen Einfall gehabt, den Spieß umzudrehen und die Vertreter des Entrüstungsidealismus als solche zu bezeichnen, die nicht selten, z. B. durch ihre litterarische Bücherspekulation, den plattesten praktischen Realismus kultivieren, dagegen in den blindwütigen „Realisten" die Repräsentanten eines übersprudelnden Idealismus zu finden. Wenn es mir gelingt, in dem Folgenden die litterarische Streitfrage annähernd zu klären, so wird diese Umstellung als völlig gerechtfertigt dastehen und eben dadurch wird zugleich erwiesen sein, wie konfus jenes oben erwähnte Feldgeschrei die eigentliche Sachlage kennzeichnet oder vielmehr nicht kennzeichnet.

Es ist durchaus begründet, das moralische wie das intellektuelle Streben nach Besserung der Welt als Idealismus, die blöde und stumpfe Genügsamkeit mit den bestehenden äußeren und inneren Lebensumständen dagegen als Realismus zu bezeichnen. Hier darf man von einem klaren Gegensatze reden. Im Sinne dieses Realismus aber giebt es keine „realistische Kunst" und wird es niemals eine solche geben. Wer geistig begabten und ehrlich strebenden Männern die Verbreitung einer in diesem Sinne realistischen Kunstanschauung insinuiert, der sollte sich schleunigst hinter seinen Schreibtisch verstecken und sich seiner denkfaulen Leichtfertigkeit schämen. Eine contradictio in adjecto dieser Art kann nur ihren Urheber blamieren. Wer jemals in seinem Leben nur ein Viertel von einem Kunstwerk verstanden hat, der weiß, dass die Kunst sich so gut wie die Moral vom Blute des Idealismus nährt. Ohne Idealismus giebt es kein vierzeiliges Liebesliedchen von Wert. Die Kunst ist der Idealismus in seiner reinsten und komprimiertesten Form. Ich habe es immer für eine wenigstens nutzlose Phrase gehalten, dass die Kunst keinen Zweck habe, dass sie „ihren Zweck in sich selbst trage". Welchem Menschen durch diese Erklärung wohl klarer im Kopfe geworden ist! Wenn die Kunst so gar keinen Zweck hat, woher leiten wir dann die Regeln und Gesetze der Aesthetik ab? Aus dem uns angeborenen Schönheitsgefühl, höre ich sagen. Dann hat wohl, wie mir scheint, die Kunst den Zweck, unser Schönheitsgefühl zu befriedigen? Und dieses Schönheitsgefühl ist doch wohl ein anderes geworden im Laufe der Zeiten von den Ornamentierungen der prähistorischen Waffenfunde bis zu den Ornamenten des Kölner Doms? Und womit hat diese Entwickelung unseres Schönheitsgefühls Schritt gehalten, woraus resultiert sie? Doch wohl aus unserer gesammten geistigen Entwickelung? Also finden wir doch wohl in unserem zeitweiligen gesammten Kulturstande eine Norm, der das Kunstwerk folgen muss, einen Zweck, den es erfüllen muss? Gewiss! Das ist eben der Zweck der Kunst: Der Inbegriff aller hohen Geistesgüter zu sein, welche die Menschheit errungen hat, und vermöge der Expansion des weiterstrebenden Künstleringeniums hinzuweisen auf das, was an erstrebenswerten Gütern noch in der blauen Ferne der Hoffnung liegt. Die Kunst hat den Zweck, den Weisen das Weiseste, den Guten das Beste und den Schönen (d. h. den Schönen im Geiste) das Schönste zu sein, indem sie als Pfadfinder dem ganzen menschlichen Kulturstreben mit den flüchtigen Sohlen der genialen Vision voraufeilt und das bessere Reale der Zukunft vorahnend verbildet.

„Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Darum ist die Kunst die Form und Leben gewordene Leidenschaft, welche den Menschen zu seinem Gotte treibt, darum ist sie der Idealismus, der sich nirgends wahrer und glutvoller bezeugen kann, als eben in dem echten Kunstwerk.

Die Wissenschaft regiert das Muss; in der Kunst und in der Moral bleibt dem Menschen noch ein „Ich will". Was wir als Wahrheit finden, müssen wir als solche hinnehmen, einerlei, ob sie uns fördert oder hemmt, ob sie mit unserem Entwickelungsstreben übereinstimmt oder es stört. In der Kunst und in der Sittlichkeit steht es dem Menschen noch frei, mit den Armen des Wollens und des Verlangens nach dem Himmel zu greifen, und die Kunst greift am weitesten und verlangt am heißesten. Wehe dem Menschen, wenn das „Muss" der Wahrheit seine erhobenen Arme niederschlägt, wenn die Wissenschaft ihn lehrt, dass sein „Ich will" machtlos verhallt im Weltganzen und dass kein Entrinnen aus der Trübsal und Niedrigkeit des Erdendaseins ist. Dann ist er beim Pessimismus angelangt, und der Pessimismus hat keine Kunst, weil er keine Hoffnung hat. Kein Mensch mit gesunden Sinnen würde in der Lotterie spielen, wenn er nicht hoffen dürfte, zu gewinnen. Fr. Spielhagen bemerkte einmal sehr richtig in einer Rezension von Heibergs „Apotheker Heinrich", dass der Pessimismus, wenn er die Kunst beibehalten wolle, derselben konsequenterweise Kontredampf geben und sie als ein Mittel gebrauchen müsse, die Welt im abschreckenden Lichte zu zeigen — wenn ich auch nicht habe einsehen können, wie das den Heibergschen Roman treffen sollte. Siegt im „Apotheker Heinrich" etwa nicht das Gute, das Ideale, weil Dora untergeht? Siegt es nicht in uns? Aber hiervon später. Wenn der Pessimismus die Kunst als ideale Trösterin im Weltleid auffasst, so muter

das sehr komisch an. Trösten kann uns doch nur, was eine triftig begründende Wirklichkeit hinter sich hat, oder wenigstens eine solche glaubensvoll vermuten lässt! Wenn aber die Realität des Seins sich nie und nimmer Hoffnung machen darf, den Illusionen des Kunstwerks auch nur um einen Millimeter mit Erfolg nachschreiten zu können — was ist dann die Kunst anders als ein Sammelsurium kindischer Hirngespinnste? Welcher Künstler würde den Mut finden, im ewigen Nichts nach Stoffen zu suchen und für ein ewiges Nichts zu schaffen? Die Kunst würde zur langweiligen Kaffeebase werden, die der Menschheit einen Kondolenzbesuch abstattet und den Schmerz derselben durch alberne und haltlose Trostklatschereien nur noch nachhaltiger aufwühlt. Die Hoffnung, dass seine Visionen nicht immer und nicht ganz der realen Fleischwerdung ermangeln werden, muss den Künstler beseelen, wenn er schaffen soll. Und worin findet er eine Gewähr, dass seine Hoffnung keine trügerische ist? Wenn sein Werk gefällt, d. h. wenn die Menschen über der Entscheidung zwischen Gut und Böse, zwischen Schön und Hässlich sich klar werden, dass das Gute, das Schöne eben doch — das Bessere von beiden ist.

Je entschiedener der idealistische Wille des Künstlers sich geltend macht, desto eifriger sucht er nach einer adäquaten Versinnlichung seiner Gedanken, und das Geheimnis des technischen Talents beruht auf der relativ schnellen Ausfindigmachung der besten Veranschaulichungsmittel; es hängt also innig mit dem rein geistigen Teile der künstlerischen Produktion zusammen. Die Poesie ist nun, wie alle Kunst, Gedanken- oder Gefühlsmitteilung durch überzeugende Anschauung. Das Ueberzeugendste sind aber immer Dinge oder tatsächliche Geschehnisse. Longum iter est per praecepta, breve et efficax per exempla. Das ist so wahr, dass es beinahe wie ein Truismus klingt. Die echte Poesie ist die am meisten sensualistische; nirgends gilt mehr der Satz Lockes, dass nichts im Geiste ist, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen, als in der Poesie, wie in der Kunst überhaupt. Die Poesie, welche am schnellsten und eindringlichsten durch reale Gestaltung zu überzeugen und hinzureißen weiß, ist die am meisten realistische. Das Wort „Realismus" bezieht sich also auf die Art der Mitteilung, auf die Form und die Wahl des äußeren Stoffes, während die Bezeichnung „Idealismus" sich auf den Wert und Gehalt des inneren, des psychologischen Stoffes bezieht, so dass dieser erbarmungslos abgehetzte Begriff — zur Beruhigung der allein seligen Patent-Idealisten sei es gesagt — in seinem Besitzstande völlig unangetastet bleibt. Von einem Gegensatze kann demnach nicht im Entferntesten die Rede sein; der Realismus ist ein integrierender Bestandteil des künstlerischen Idealismus.

(Fortsetzung folgt.)

Hoffnung.

Wenn Dich das Leid bedroht mit scharfem Pfeil,
Wenn Dich der Sturm erfasst mit starken Schwingen
Und herbe Sorgen schreckhaft Dich umringen,
Zur Hoffnung sprich: „Du Götterkind, verweil!

Denn Du alleine bringst den Wunden Heil
Und jedem Schmerze willst Du Balsam bringen,
Lass Deine Stimme trostreich mir erklingen,
O spende Deines Lichtes mir ein Teil!"

Sie lächelt mild, aus ihren Augen flammt
Ein Strahlenquell, und alle Schatten fliehen,
Ein wundersamer Friede füllt die Brust;

Ja, fühltest Du Dich einsam und verdammt,
Sie will Dich aufwärts zu den Sternen ziehen
Und in Dir wecken neue Daseinslust!

Pforzheim. Johann von Wildenradt.



Christoph August Tiedge und Elisa von der Recke.

Von Adolf Kohut.

Unserer realistischen Zeit erscheinen die enthusiastischen Freundschaftsverhältnisse am Ende des vorigen und im Anfange unseres Jahrhunderts wie „Märchen aus alten Zeiten". Männer und Frauen, bei denen von Liebe nicht mehr die Rede sein kann, weil bei Beiden die Leidenschaft längst entflohen und von sinnlichen Gefühlen keine Spur vorhanden ist, hegen für einander schwärmerische Freundschaft; sie sind unzertrennlich; sie schaffen ihre Werke miteinander und besingen sich gegenseitig. Zu diesem Freundschaftsbund gehört auch das zarte Verhältnis, welches lange Jahre hindurch zwischen Christoph August Tiedge, dem Dichter der „Urania", einem Gedicht, das unsere Großmütter noch entzückte, das aber jetzt nur noch wenige kennen, und Elisa von der Recke, der Tochter des Grafen Johann von Medem und Stiefschwester der Herzogin Dorothea von Kurland, bestand und welches in vielfacher Hinsicht so interessant ist, dass eine Schilderung desselben für den Litteratur- und Kulturhistoriker wie für den Psychologen mannigfachen Reiz bietet. Man erwarte allerdings von mir kein romantisch-phantastisches Phantasiebild — vielmehr ist die nachstehende Skizze durchaus historisch und aus authentischen Quellen geschöpft.

Tiedge, geboren 17. December 1752 zu Gardelegen, studierte seit 1772 in Halle die Rechte; da es ihm aber an Geld fehlte, seine Studien fortzusetzen, musste er dieselben unterbrechen und einen andern Beruf erwählen. Er versuchte es mit der Hofmeisterei. Im Jahre 1776 wurde er nun Hofmeister zu Ellrich in der Grafschaft Hohenstein, wo er mit Göcking,

Gleim, Klamer-Schmidt, vor allem aber mit der Gräfin Elisa von der Recke bekannt wurde. Im Hause seines Chefs, dessen Kinder er erzog, des Kammerdirektors von Arnstädt, sah er Elisa — geboren 20. Mai 1754 —, welche im Jahre 1771 mit dem Freiherrn von der Recke sich verheiratete, nach sechs Jahren sich aber von ihm scheiden ließ, zum ersten Male. Es war dies im Dezember 1784, und die schon dreißigjährige Frau übte auf den Dichter gleich einen mächtigen Eindruck aus. Voll Entzücken schreibt er über diese Begegnung an Vater Gleim, der damals Kanonikus in Halberstadt war: „Dass wir die herrliche Elisa, deren schöne Seele Sie aus den Museum werden kennen gelernt haben, hier bei uns gehabt, hat Ihnen Göcking geschrieben; ich freute mich, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Beim ersten Anblick fiel mir Ihr süßes Liedchen: „Ich weiß ein Mädchen etc.", und daraus der Vers ein: „Ihr Busen Tugend stirbt davon etc.", und nun denken Sie sich die schönste Seele von den Musen und Grazien in diesen schönen Busen hineingehaucht, da haben Sie das Original zu dem Ideal, das in Ihrer Seele stand, als sie das erwähnte Liedchen machten." Doch führte diese flüchtige Begegnung zu keiner intimeren Bekanntschaft mit der vornehmen Gräfin, die damals noch in ihren mystischen Ideen steckte und mit dem großen Schwindler Cagliostro eifrig verkehrte; zwei Jahre darauf bezog Elisa das Landhaus Göckings: „Wülferode" und hier hatte Tiedge wieder Gelegenheit, mit Elisa zu sprechen. Damals war sie bereits als Lyrikerin in weiteren Kreisen bekannt; Adam Hiller hatte ihre Lieder komponirt, und alle frommen Gemüter schwärmten für diese geistlichen Gedichte. Mit der ganzen Ueberschwenglichkeit, die auch die „Urania" kennzeichnet, schildert Tiedge dieses sein Zusammentreffen mit der „hohen Frau". Er schreibt darüber an seinen Freund Johannes Mohr: . . . „Als dieser Blick mich berührte, sah ich nichts weiter, so zeichnete sie sich vor allen weiblichen Gestalten aus, die sie umgaben . . . Nie habe ich eine einfachere weibliche Kleidung gesehen. Ein wahrhaft fürstliches Wesen ist ihr Schmuck. Denke Dir eine erhabene, junonische Gestalt, vereint mit der Lieblichkeit und Anmut einer Psyche oder Hebe. Diese zarte Anmut mildert jene majestätische Hoheit, die dann wieder diese Anmut verherrlicht. Ihr Anstand ist eine wahrhaft vornehme Haltung und doch so natürlich. Sie weiß nicht, welche mächtige Wirkung ihre Persönlichkeit hervorbringt; und doch ist es, als verdoppelte sie ihre himmlische Freundlichkeit, um den Eindruck ihrer Erscheinung zu mildern, der Alles um sie her darnieder hält. Und dieses ganze geistige Leben und Sein stellt sich dar in der allereinfachsten Form. Ein glänzendes kastanienbraunes Haar, von einem blauen Bande zusammen gehalten, ist ihr Diadem. Ein durchaus zierratloses, um den Hals geschlossenes Gewand, das ich deutsch nicht nennen darf, von den Bewohnern jenseits des Rheins: „Chemise" genannt, fließt an der schönen Gestalt zwanglos herab. Aber ihr — Gesicht! Obwohl nicht im Frühlinge der Zeit, ist blühend, offen und ausdrucksvoll. Wohlwollen ist in diesem Gesicht der hervorstechendste Zug, um den sich ein zartes Leben bedeutungsvoller, harmonischer Manieren bewegt. Die Stirn fein gewölbt, heiter, klar, fast möchte ich sagen, gedankendurchsichtig. Und welch' ein Auge! groß, dunkelblau, sprechend, eine sichtbare Seele. Man fühlt sich wunderbar von ihrem Anblick betroffen."

Nur kurze Zeit hielt sich Elisa in der Sommervilleggiatur bei Göcking auf; sie reiste bald mit ihrer Freundin, der Dichterin Sophie Becker, der bekannten Verfasserin der „Briefe einer Ausländerin", zur Kur nach Karlsbad. Tiedge seufzte und schmachtete weiter und gab seinen Gefühlen in einem Gedichte an die beiden Damen Ausdruck, von welchem hier nur die nachstehende Strophe mitgeteilt werden soll:

> Traurig, traurig liegt die Flur,
> Wo Elisa einst gesungen;
> Und Sophiens kleine Spur
> Hat der reiche Nord verschlungen!
> Mit dem schönen Flügeltanz
> Jener nie vergessenen Stunden
> Ist die werte Spur so ganz,
> Als ob sie einst war, verschwunden,
> Und entblättert jeder Kranz.

Nun vergingen viele Jahre und die Lebenswege Tiedgens und Elisens kreuzten sich nicht. Ersterer wurde 1792 Privatsekretär bei dem Domherrn von Stedern und erzog dessen Töchter, blieb auch nach dem Tode dieses Mannes bei der Familie und siedelte mit ihr nach Neinstädt bei Quedlinburg und 1797 nach Magdeburg über. Er unternahm hierauf vielfache Reisen im nördlichen Deutschland und hielt sich dann abwechselnd in Halle und Berlin auf. Hier war es nun, wo er wieder mit Elisa zusammentraf. Inzwischen war diese durch ihre Schrift: „Der entlarvte Cagliostro", Berlin 1787, weit über die Grenzen Deutschlands berühmt geworden. Das Buch wurde auf Befehl der Kaiserin Katharina II. von Russland ins Russische übersetzt und die Verfasserin von der Czarin nach Petersburg eingeladen und mit dem Nießbrauch des Gutes Pfalzgrafen in Kurland beschenkt. Hier lebte sie eine Zeit lang in einem einfachen Hause als Lehrerin und Pflegerin junger Mädchen, wurde jedoch durch Kränklichkeit gezwungen, 1796 diesen Aufenthalt zu verlassen und hielt sich dann zuerst in Dresden und dann in Berlin auf. Die Einladung zum Besuche Elisens ging von Göcking aus. Bald fanden Beide an der gegenseitigen Unterhaltung ein solches Gefallen, dass Tiedge der tägliche Tischgast seiner Freundin wurde. Sie schlug ihm vor, mit ihr die böhmischen Bäder zu besuchen, was er, da seine Gesundheit sehr erschüttert war, mit Freuden acceptirte. Sie reisten im Frühling 1803 nach Teplitz. Hier machte er die Bekanntschaft des geistreichen Schriftstellers Meißner, des Vaters von

Alfred Meißner, der ein ganz neues Genre in die deutsche Litteratur einführte, das der Skizze. Von Teplitz ging's nach Karlsbad, dann nach Franzensbad, wo Beide sehr glückliche Tage verlebten. Nach Beendigung ihrer Badekur reiste Frau von der Recke zu ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland, auf deren Landgut Löbichau im Herzogtum Altenburg, und Tiedge ging nach Berlin. Bald jedoch kehrte Elisa von Löbichau zurück und ließ sich gleichfalls in Berlin nieder. Tiedge wurde nunmehr Elisens ständiger Hausgenosse und Gesellschafter. In seinem Leben Tiedges sagt Dr. Carl Falkenstein über diese Beziehungen treffend: „Tiedges weiches Dichtergemüt, verbunden mit der zartesten Empfänglichkeit für alles Hohe, Schöne und Edle, so in der Wissenschaft und Kunst, gewann ihm die Aufmerksamkeit der seltenen Frau, welche — ein wahres Muster zarter Weiblichkeit — den Geist und die Charakterstärke eines Mannes besaß Er fühlte sich allgewaltig hingezogen zu dieser in stetem Umgange mit geistreichen und hochstehenden Personen geprüften Kraft; denn seine Unerfahrenheit im Praktischen des Lebens sehnte sich nach einer Stütze; die angeborene Heftigkeit seines Temperaments bedurfte der dämpfenden Mahnung, alle seine Schritte der leitenden Freundeshand." Beide beseelte die gleiche Begeisterung für die Dichtkunst und Beide hatten dieselben freimütigen Ansichten über Welt und Leben, über Gott, Religion und Unsterblichkeit. Die Freundschaft der beiden wahlverwandten, hochbegabten Menschen dauerte bis in den Tod.

Nachdem Tiedge eine Schrift seiner Freundin: „Bruchstücke aus dem Leben C. F. Neanders" (Berlin, 1804) für den Druck besorgt, reiste er mit ihr zur Herstellung ihrer kranken Nerven nach Italien ab. Der Weg ging über Baireuth, München und Tirol. Hier machte das Paar die Bekanntschaft mit Aloys Sennefelder, dem Erfinder der Steindruckerei. Sie verweilten in Verona, Venedig, Florenz und Rom, überall genussreiche Tage verlebend. Die Kriegsgerüchte, die aus Deutschland nach den Alpen drangen, veranlassten Tiedge und Elisa zur Rückkehr nach Deutschland. Den Winter 1809 brachten die Beiden in Leipzig zu, wo Hans Veit, Schnorr von Carolsfeld, Seume, Rochlitz, Claudius u. A. zu ihrem vertrauten Umgangskreise zählten. Frau von der Recke lud Seume, der in Folge der vielen in Amerika und Polen erlittenen Strapazen kränkelte, im Jahre 1810 ein, sie und Tiedge nach Teplitz zu begleiten. Seume nahm die Einladung an, er gebrauchte die Bäder, doch sein Körper war schon zu geschwächt — er starb am 13. Juni 1810 im Hause seiner Freundin Elisa. Ein einfacher Stein mit dem schlichten Namen: „Johann Gottfried Seume" bezeichnet die Stelle, wo der Dichter ruht.

Der Sommer der folgenden Jahre wurde meistens in den böhmischen Bädern zu Karlsbad und Teplitz, wo Tiedge viel mit Fichte verkehrte, oder auf dem Gute Löbichau verlebt. 1811 und 1812 brachte das Paar den Winter in Berlin zu, wo es an der neuen Promenade eine Wohnung nahm und ganz zurückgezogen von der Welt lebte. Den Winter von 1813 und 1814 verbrachten Tiedge und Elisa auf dem Schlosse Nachod in Böhmen. Nach Niederwerfung des gewaltigen Corsen kehrte das Paar wieder nach Berlin zurück. Hier arbeitete Frau von der Recke an ihrer italienischen Reise. Was sie im Laufe des Tages aufgesetzt, das brachte sie Abends zu Tiedge hinüber, las ihm die einzelnen Abschnitte vor und änderte Manches nach seinen Bemerkungen.

In dem reizenden und gemütlichen Heim des Dichterpaares verkehrten die auserlesensten Schöngeister Berlins; ich nenne hier nur Göcking, Thümmel, Sulzer und andere namhafte Persönlichkeiten, wie die Gebrüder Humboldt, die Generale von Kalkreuth und von Schlieben und viel andere. Ein sehr beliebter Gast des Hauses war unter Anderen Fürst Anton von Radzivill, der Komponist des „Faust". Er sang der Gesellschaft einzelne Stücke des Faust vor, wie sie nach und nach entstanden, indem er sich dazu auf dem Violoncello begleitete. Die wahrhaft geniale Art der Auffassung und der meisterhafte Vortrag rissen auch Tiedge zur höchsten Bewunderung hin. „So wird das Gedicht noch einmal gedichtet" äußerte er oft.

Im Jahre 1818 vertauschste Tiedge mit seiner Freundin den Aufenthalt in Berlin mit demjenigen zu Dresden, wo sie das sogenannte Biedermannsche Haus in Neustadt am Kohlmarkt ankauften. Hier im Elbflorenz, der klassischen Stätte der Kunst, dem herrlichen Garten der Natur, fühlten sie sich Beide außerordentlich wohl und sie beschlossen, ihr ferneres Wanderleben nunmehr aufzugeben. Das Tiedgesche und Reckesche Haus wurde nun der Sammelpunkt der besten und exquisitesten Dresdner Gesellschaft. Täglich versammelte sich dort ein ausgezeichneter Kreis von einheimischen Männern und Frauen um das seltene Freundespaar, aber ebenso auch berühmte Fremde aller Nationen. Elisa war keine geistreichelnde Salondame, die gern ihren Geist leuchten ließ. „Meisterin in der Kunst des Schweigens," sagt einer ihrer Biographen, „trat sie nur dann mit der Aeußerung ihrer Gesinnungen hervor, wenn sie darum ersucht, gleichsam berechtigt war, die Wahrheit auszusprechen, oder wenn sie sich, auch unaufgefordert, verpflichtet hielt, durch warnende Mahnung ein Unheil zu verhindern. Die im geselligen Leben so häufigen Kritiken über unsere Nebenmenschen, zu welchen oft bloß um eines glücklichen Gedankens, um eines witzigen Wortspiels willen, selbst edle Menschen sich hinreißen lassen, machten auf Frau von der Recke stets einen unangenehmen Eindruck. Voll Wehmut pflegte sie dann zu sagen: „Nichts steht höher als die Reife des Geistes, des Verstandes, der Vernunft, nichts aber tiefer als der Witz, der nur durch plötzliches Zusammenstellen von Gegensätzen überrascht, zumal der trockene Wortwitz — denn er ist die Krätze

der Seele.“ Leichtsinnig Verurteilten oder Verspotteten versagte sie ihre Verteidigung niemals; daher denn nicht selten Personen, denen es nicht an Scharfblick fehlte, bei solchen Veranlassungen einen Mangel an Urteil an ihr wahrzunehmen glaubten und sie überhaupt für weniger geistreich als gut und edel hielten. — aber man täuschte sich . . sie wollte nur nicht richten.“

Tiedge und Elisa sahen gern junge Talente bei sich, aber die Mittelmäßigkeit und Stümperhaftigkeit hielten sie gern so weit als möglich von sich. Wenn ein Blaustrumpf plötzlich ein geheimnisvolles Manuskript aus dem Strickstrumpf herausholte, wurde es unserem Dichter Angt und Bange. „So oft meine Türe sich öffnet,“ pflegte er zu sagen, „ist mein erster Blick bei Männern auf die Rocktasche, bei Frauen aber auf den Strickbeutel gerichtet, um zu erspähen, ob nicht ein zeittödtendes Papier aus dem Nachtrab hervorschaue, das meine gute Laune, zum wenigsten für denselben Tag, mit einem Angriff bedroht.“

Die Schwester Elisens, die Herzogin von Kurland, starb am 20. August 1821 und dieser Tod erschütterte Tiedge aufs Tiefste, da er mit ihr stets sehr befreundet war. Auf den Deckel ihres Sarkophags legte er die Worte nieder:

Ihr Geist ging hinein in einen hellen Raum,
Hier unten leuchtet noch sein Pfad;
Ihr Dasein war ein sanfter Morgentraum,
Ihr Leben voll von Engeltat;
Und jede Träne, die ihr floss, —
Es war nur Dank, der sich ergoss.

Ihrem Andenken widmete er die Schrift: „Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland“, Leipzig, Brockhaus, 1823. Beim Erscheinen dieses Buches, welches wie Balsam für das kranke Herz Elisens war, schrieb Tiedge an seinen Freund Pleißer einen interessanten Brief, der für seine Beziehungen zu Elisa in hohem Grade bemerkenswert ist. Hier heißt es unter Anderm: „. . . Sie haben über dem Leben der Dorothea nicht nur das Leben der viel höheren Elisa nicht vergessen, sondern Sie haben es auch sehr richtig herausgefühlt, dass ohne die erhabene Elisa die liebliche Dorothea mancher Strahlen entbehren würde, mit denen jetzt ihr Seelengemälde prangt; dass sie weit niedriger stehen würde, hätte die Hohe sie nicht gehoben, gehalten, getragen. Tritt uns in Elisens Bilde gleichsam eine Heilige entgegen, so ist dies wahrlich nicht des Malers Werk: dessen war der Maler sich so lebendig bewusst, dass er erst durch fremde Stimmen, die nicht von der Begeisterung ausgingen, mit der die Wahrheit und Hoheit einer seltenen Tugend erfüllten, erinnert werden musste, dass man die Abbildung der ihm vorschwebenden Gestalt für das Werk eines panegyrischen Pinsels halten konnte, der zu wenig in schattige Farben getaucht hätte.“

Die Anhänglichkeit Elisens von der Recke an Tiedge verleugnete sich auch in ihrem Testamente nicht. Da er kein eigenes Vermögen besaß und seine schriftstellerischen Arbeiten ihm wenig einbrachten, sorgte sie mütterlich für seine Zukunft in geradezu glänzender Weise. Sie starb am 13. April 1833 mit dem Ausrufe: „Licht! mehr Licht!“ in den weitesten Kreisen auf Schmerzlichste beklagt.

Was ihm Elisa gewesen, beweisen die überschwänglichen Worte, welche er am 1. Januar 1825 an sie schrieb und die in seinem Nachlass aufgefunden wurden:

„Wer neben diese Frau sich wagen darf,
Verdient für diese Kühnheit schon den Kranz!

„An Elise zum 1. Januar 1825.

„Wenn, teure, heilige Elise! Wenn ich jemals gewünscht habe, ein fremdes Wort mir anzueignen, so ist es das Obige aus Goethes Tasso. — Ja, ich fühle es bis in die tiefste Stelle meines Geistes hinab, wie glücklich ich bin, mich in der Himmelsheiligkeit Ihrer Nähe bewegen zu können. Meine höchsten und reinsten Bestrebungen sind von diesem Gefühle durchdrungen; es erhöht das Interesse, das ich jetzt an mir selbst nehme. Gott erhalte mir meine Seligkeit die mich mit den Engeln in Berührung bringt.

Tiedge.“

Der Tod der Freundin, mit der er so viele Jahrzehnte hindurch in Freud und Leid verbunden war, beugte den Greis außerordentlich. In den Briefen an seine Freunde giebt er dem Schmerze über seine Einsamkeit, sein verlorenes Glück und den schrecklichen Verlust in rührender Weise Ausdruck. „Abgestorben ist mir der bessere Teil meines Daseins“ so klagt er, „entwichen der weihende Geist, der die Seele meiner Wirksamkeit war; abgewandt hat sich von mir der Mut, etwas zu unternehmen. Ach! könnte ich unter den Ruinen in dieser finsteren Wüstenei meiner letzten Tage, die kein warmer Himmelsstrahl mehr besucht, ach, könnte ich da Kraft noch finden, ein würdiges Bildnis aufzustellen von der Hohen, die so leuchtend durch unsere Tage ging: das bin ich ihren Freunden, das bin ich mir schuldig, mir, dem sie Alles war und der ihr so wenig sein konnte. Wir bedürfen eines solchen Denkmals, sie nicht, sie wandelt unter den Verherrlichungen seliger Geister, die mit ihr den großen Morgen feiern, von dem sie hier so erhaben gesungen hat. O! wie viel hat in ihr der Himmel gewonnen, wie viel haben ihre Freunde verloren, unter denen ich der Verarmteste bin!“

Seinen Schmerz hauchte er in Liedern an die Verewigte aus. So unter Anderm in dem Gedicht „Die letzten Worte“. Dort singt er:

Die Hoheit sah ich mit der Milde
Im seligsten Verein, ich sah
Die in Elisas holdem Bilde
Erscheinende Urania.

Die, wenn ich duldend oder sterbend
Mich durch des Lebens Irren wand,
Begeisternd, kräftigend, erhebend
Und tröstend mir zur Seite stand.

Da schritt ich wie durch eine hohe Feier
Geweihter Tage durch das Leben hin,
Und die von ihr bekränzte Leier
War meine treuliche Begleiterin.

Ein Tag ist über mich gekommen,
Er stürzte wie ein Fluch herab, —
Ein Schreckenstag, der Alles mir genommen,
Was Leben war und Leben gab.

Wohin sich nun mein Auge richtet —
Stumm Alles! Oede, kalt und todt!
Vernichtung, die nur halb vernichtet,
Ist schrecklicher noch als der Tod.

Mein armes Herz! So ist uns nichts geblieben,
Als eben dies zerriss'ne kalte Herz?
Nicht fähig mehr, die Menschenwelt zu lieben,
Vergieb du, Heilige, den frevelhaften Schmerz! . . .

Wie einen Gottesdienst besuch' ich jede Stelle,
Wo mir geleuchtet hat der seelenvollste Blick,
Und kehre weinend zu der Zelle,
Wo meine Trauer wohnt, zurück.

In seinem Testamente verfügte Tiedge, dass er gleich seiner Freundin Elisa ohne Sarg begraben werden solle. Als er seinen Freunden von dieser Bestimmung erzählte und diese ihn davon abzureden suchten, sagte er: „Sie können Recht haben! Bei dem Abfassen des Testaments habe ich es mir nicht so genau überlegt; es ist auch höchst unangenehm zu denken, dass Einem die nasskalte Erde unmittelbar auf das Gesicht fällt — doch nun ist's geschrieben, ich kann's nicht ändern.“ Tiedge starb in der Nacht vom 8. auf den 9. März 1841. Seine Ruhestätte befindet sich auf dem Friedhofe zu Dresden-Neustadt neben der unvergesslichen Elisa von der Recke. Ein mit Blumen bewachsener Rasenhügel, von einem Eisengitter umzäunt, ist der einzige Schmuck des Grabes und die einfachen Inschriften: „Elisa von der Recke“ und „C. A. Tiedge“ bezeichnen an der östlichen Kirchhofmauer die Stellen, wo zwei im Leben durch die Harmonie der Seelen ewig verbundene, nun auch im Tode vereinigte edle Menschen ruhen, deren Namen fortdauern werden für alle Zeiten.

Das Verhältnis, welches zwischen Elisa und Tiedge bestand, influirte natürlich auf die Dichtungen des Sängers der „Urania“. Zahlreiche Lieder desselben sind an „Elisa“ gerichtet. Wie Petrarca seine Laura, besingt der Dichter seine Elisa, nur dass die Muse desselben nicht so glühend und leidenschaftlich ist wie die des italienischen Poeten. Aus der Fülle dieser Lieder mögen hier nur zwei mitgeteilt werden. An ihrem Geburtstage dichtete Tiedge Folgendes:

O, könnt' ich etwas Schönes malen,
Schön wie es je im Raum der Schöpfung lag,
Dann malt' ich heut mit morgenroten Strahlen
Aus deinem Leben einen Tag;
Nur einen Tag, ein Bild voll sanfter Auen,
Wo zarte Lieb auf jedem Hügel tront:
Du würdest dann in einen Himmel schauen,
In welchem meine Seele wohnt!

Ein anderes Poem lautet:

Dir, Edle! ward das Heiligste verliehen:
Der stille Sinn beim wilden Lebensdrang,
Und so umringst du nur mit sanften Harmonien
Mein Leben, das in Missgetön verklang.
Sei immerdar mit dir das hohe Seelenleben,
Das ich im Glanz der Himmlischen einst sah!
Urania durft' ich in Tönen nur erheben,
Du aber, du bist selbst — Urania!

Noch ein anderes Denkmal setzte der Dichter seiner Freundin durch die im April 1833 erfolgte Herausgabe ihrer „Geistlichen Lieder, Gebete und religiösen Betrachtungen“ (Leipzig, Teubner). Diesem Erbauungsbuch hat Tiedge eine enthusiastische Vorrede beigegeben, worin folgende pietätsvollen Sätze vorkommen: „Lied und Poesie, beide tragen das Gepräge der Innigkeit einer Gott geweihten Seele, die das Verhältnis des irdischen Daseins zu der höheren Bestimmung des Menschen mit dem klaren Blicke durchschaut, der nur durch eine früh begonnene, mit Strenge durchgeführte Beobachtung des inneren, so wie des äußeren Lebens umher gewonnen werden kann. In jedem Gedanken spricht hier dem Leser ein Gemüt an, welches, an unerfreulich wechselnden Lebenslagen gereift, zu einer großen seligen Ruhe gelangte.“

Wenn man erwägt, dass Elisa von der Recke eine bildschöne Frau war, während Tiedge, von der Gicht gekrümmt und körperlich missgestaltet, gerade das Gegenteil von männlicher Schönheit genannt werden musste, erscheint das Verhältnis zwischen den beiden namhaften Geistern lediglich als eine Seelenverwandtschaft, wobei die Leidenschaft fast ganz ausgeschlossen war.



„Costanza“. Grazia Pierantoni Mancini.

Rom, Loescher.

Eine neue Erzählung der beliebten italienischen Romanschriftstellerin ist uns immer eine willkommene Gabe. Wir wissen, dass wir die Unterhaltung einer hochgebildeten vorurteilsfreien Frau zu verdanken haben, welche scharf und treffend beobachtet und dann ihre Gestalten mit sicherer Hand zu zeichnen weiß, freilich nicht ohne ihrer Phantasie und ihrer poetischen Neigung Spielraum zu lassen. Auch diese Erzählung ist zuerst in verschiedenen Nummern der Nuova Antologia erschienen und nun in Buchform herausgekommen.

Die Verfasserin stellt darin zwei weibliche Charaktere gegenüber, von denen jeder interessant ist in seiner Eigenart, Sara indessen der interessantere, wenn auch minder wertvolle. Costanza und Sara sind Schulfreundinnen, in demselben vornehmen geistlichen Pensionat der Dames du Sacré Coeur an der Trinità de' Monti in Rom erzogen. Ihr Schicksal gestaltet sich aber in der Folge sehr verschieden. Costanza ist eine reiche Erbin, die frühe ihre Eltern verloren hat, und in die Einsamkeit ihres Stammschlosses Pardi zu ihrem alten Onkel zurückkehrt,

der nur seinen Studien lebt. Sie ist ein sanftes, liebenswürdiges, etwas sentimentales Mädchen, die von ihrer Umgebung verwöhnt und vergöttert wird, ohne dass es ihrem Charakter schade. Der Lieblingswunsch ihres Onkels ist, sie mit dem Sohn und Erben seines alten Freundes, dem Grafen Carlo, zu vermählen, der nach langer Abwesenheit als Marineoffizier auf seinen nahe bei Pardi belegenen Stammsitz zurückgekehrt ist. Costanza schließt Freundschaft mit der Schwester des jungen Grafen, der armen Rubina, die in Folge furchtbarer Brandwunden entsetzlich entstellt und im höchsten Grade reizbar ist. Diese Rubina ist eine höchst originelle und mit sichtbarer Vorliebe gezeichnete Gestalt; man glaubt sie vor sich zu sehen in ihrem arabischen Kostüm, das der Bruder ihr mitgebracht hat, um ihre leidende Gestalt zu verhüllen und nur ihre schönen Augen hervorzuheben, und so umwebt auch die Dichterin sie mit einem Schleier, dem Schleier der Poesie, dass das Krankhafte der Erscheinung niemals unangenehm berührt, sondern nur um so größere Teilnahme einflößt.

Wie sehr indessen Costanza der Freundin ergeben sei und deren Bruder hochstelle, ihr Herz kann sie ihm nicht schenken, denn das hat gleich bei der ersten Begegnung sein Freund und Kamerad, Saras Bruder Mario gewonnen. Freilich kommen die Liebenden erst nach langen Verwickelungen zum Ziel. Der junge Seeoffizier wird durch sein Zartgefühl zurückgehalten, um Costanza zu werben, sowohl weil er der Neigung des Freundes nicht in den Weg treten will, als weil er sich scheut, der reichen Erbin zu nahen, nachdem die Vermögensverhältnisse seiner eigenen Familie hoffnungslos zerrüttet sind.

Die Geschichte dieser Familie Lodi führt uns in den Ghetto, jenes seltsame, oft beschriebene und am besten von Gregorovius geschilderte Judenviertel von Rom, das in unsern Tagen auch der Zerstörung anheimfällt, und gerade hier führt uns die Erzählerin einige ihrer eigentümlichsten und gewiss auf Studien nach der Natur beruhenden Szenen und Charaktere vor. Ein Zweig der Familie Lodi war zum Christentum übergetreten. Der Großvater von Mario und Costanza hatte eine Christin geheiratet, die Nichte eines Cardinals, der dem reichen Juden tief verschuldet war, und diese Schuld tilgte, indem er „seine Seele rettete“ und ihm das schöne vermögenslose Mädchen gab, welches wohl großen Anteil an dieser Bekehrung hatte. Zugleich aber wurde dabei die Bedingung gestellt, Lodis noch kaum erwachsene Schwester Sara müsse sich ebenfalls taufen lassen und auf diese wurde dabei ein Druck ausgeübt, welchen sie nie vergeben konnte, um so weniger als ihr Uebertritt sie von dem Jüngling trennte, dem sie nach der Sitte ihrer Väter schon als Kind verlobt worden war. Sie blieb unvermählt im Hause ihres Bruders, im Herzen dem Glauben ihres Volkes treu und wies in ihren letzten Stunden den ihr angebotenen geistlichen Beistand zurück. Ihr ehemaliger Verlobter aber, Jonas Ezechiel, wurde ein erbitterter Feind der Familie, die ihm das Glück seiner Jugend geraubt. An dem Sohne, der jener Ehe Giacomo Lodis mit der Nichte des Cardinals entsprossen, wollte er seine Rache kühlen. Giacomo war steinreich gewesen, allein seine vornehme Gattin und seine Schwiegertochter hatten durch sorglose Wirtschaft und maßlosen Luxus die Verhältnisse des Hauses zurückgebracht, und sein Sohn Pio war kein gewandter Kaufmann. Wir finden ihn am Anfange unsrer Erzählung, verwittwet, mit der alten Mutter, die nun kaum eine Magd halten kann und im Hause selbst mit helfen muss, von allen Seiten von Gläubigern bedrängt, unter denen der alte Jonas Ezechiel der schlimmste ist, denn der will seinen Untergang und kauft rechts und links die Wechsel des armen Lodi auf, um ihn ganz in seine Hand zu bekommen. Die zerütteten Verhältnisse des Hauses Lodi in der Via Rua, in welches die verwöhnte Sara mit all den Ansprüchen eines vornehm erzogenen Fräuleins, mit all der Liebe zu Glanz und Pracht, die ihrer Rasse eigen ist, zurückkehrt, sind meisterhaft geschildert. Sie hofft, durch ihre Schönheit zu siegen und mehr als das Verlorene wieder zu erobern, indem sie das Herz des Grafen Carlo Rivara, des Freundes und bisherigen Vorgesetzten ihres Bruders Mario, zu gewinnen sucht. Neigung zu dem schönen jungen Offizier und Sucht nach Titel und Reichtum sind so fest mit einander in ihrer Seele verflochten, dass sie hierbei noch nicht ganz verächtlich erscheint. Indessen scheitern die Künste der schlau berechnenden Kokette an Carlos festem edlen Sinn und an seiner Liebe zu Costanza. Sara wird durch dass Misslingen ihres Planes, welches fast eine Zurückweisung ist, aufs Tiefste verletzt und empört, und bei ihrer Charakteranlage ist es darum nicht unnatürlich, dass Stolz und Habgier mehr und mehr die Oberhand in ihr gewinnen und sie sich bereit finden lässt, die Werbung des alten Ezechiel zu erhören, der in ihr das Ebenbild der verlorenen Jugendgeliebten wiedergefunden und eine Leidenschaft für das schöne Mädchen gefasst hat, die ihn alles Andere vergessen macht. Um sie zu besitzen, giebt er seine Racheplänе auf und rettet Pio Lodi vom Untergang. Der Kauf wird abgeschlossen, aber nicht vollzogen. Während Sara ihren Freundinnen triumphierend ihre reiche Austattung, ihre prachtvollen Juwelen zeigt, legt sich die kalte Hand des Todes auf das Herz des alten Wucherers, das schon lange krankend, in letzter Zeit durch doppelte Aufregung aufs Aeußerste angegriffen worden ist. Die Nachrichten von den Verfolgungen der Juden in Russland und den Donauländern hatten Ezechiel, der mit leidenschaftlichem Fanatismus dem Glauben seiner Väter und der gemeinsamen Sache seines Volkes ergeben ist, tief erschüttert. Es ist psychologisch interessant zu sehen, wie die tiefsten Leidenschaften seines Gemütes mit

den alltäglichen Neigungen und Gewohnheiten des alten Wucherers ringen und sie im entscheidenden Moment besiegen. Für sein Volk, für den Besitz der schönen Sara, ist er geneigt Alles hinzugeben. Er kann es aber erst in der Stunde seines Todes tun. In seiner krampfhaft geballten Hand findet man seine letztwillige Bestimmung, mit welcher er die Hälfte seines Vermögens seinen Glaubensgenossen, die andre Sara Lodi vermacht. Dieser ist Austattung und Vermögen lieber ohne den alten Bräutigam, und dass sie sich damit sehr bald die Hand und den Titel eines unbegüterten römischen Fürsten gewinnt, ist auch ganz natürlich und folgerichtig. Was sie verliert, ist die Achtung ihres edlen Bruders und der zartfühlenden Costanza, der das Wesen der Jugendgespielin ein Rätsel bleibt. Gegen die dunkeln Schatten dieser Szenen aus dem Ghetto leuchten daher heller die Bilder aus Pardi und Pietrabrunn: das ernste abgeschlossene Leben des alten Abate, der sich ganz in seine naturwissenschaftlichen Studien vertieft und froh ist, an der englichen Gouvernante seiner Nichte eine geduldige Zuhörerin zu finden, Miss Rosalba, eine begeisterte Bewunderin Italiens, mit deren Unschönheit und kleinen Lächerlichkeiten wahre Herzensgüte und Reinheit des Gemütes aussöhnen, — Costanzas liebliches Mädchenleben mit seinen unschuldigen Träumen und Hoffnungen, ihre Trauer um die früh verstorbenen Eltern, ihre Besuche auf dem Kirchhofe, ihre Freundschaft für die arme Rubina, bei der, ihr selbst halb unbewusst, die Erscheinung des tapfern jungen Seehelden Mario, leuchtend wie der Engel Michael, die tiefste Saite der Seele des Weibes in ihr erklingen lässt, als müsse auch dieses elende hülflose Geschöpf einen Augenblick wenigstens einen Traum von Seligkeit träumen, der sich für sie nimmer verwirklichen kann.

Nach Irrungen und hartem Seelenkampf führt Carlo Rivara schließlich mit edler Selbstverleugnung Costanza und Mario zusammen, und geht an dessen Stelle als Kommandeur eines von der geographischen Gesellschaft ausgerüsteten Schiffes auf eine Nordpolexpedition, bei der er im Dienste der Pflicht seinen Tod findet. Dieser Untergang des edlen jungen Mannes entspricht nicht den Forderungen poetischer Gerechtigkeit, denn er besaß in sich Kraft genug, um sich über den Schmerz um den Verlust seiner Jugendliebe zu erheben. Im Uebrigen steht das Geschick der einzelnen Personen zu deren Charakter in wohltuendem Einklang.

Dass ein Buch von Frau Pierantoni in mustergültiger Sprache geschrieben, ist beinahe eine überflüssige Bemerkung. Indessen wird in Deutschland jetzt so viel Italienisch getrieben, dass manche Leser es gerade um der Sprache willen zur Hand nehmen dürften, und darum fügen wir noch eine andere Bemerkung hinzu: nicht nur jede Frau, jedes junge Mädchen darf das Buch unbedenklich lesen, — nicht als ob das der Standpunkt wäre, von dem aus wir ein litterarisches Erzeugnis beurteilen, wohl aber weil wir diesen Umstand für einen großen Vorzug halten, wenn es sich darum handelt jungen, die Sprache studierenden Leuten ein geeignetes Buch zur Lektüre zu empfehlen, und das um so mehr als dieser Vorzug bei italienischen Romanen fast eben so selten ist, wie bei französischen.

Rom. Th. Hoepfner.



Demokratische Glossen zur Theaterbewegung in Wien.

Wien hat nun Jahre hindurch sich mit spärlicher Theaternahrung begnügen müssen. Speziell das recitierende Drama war auf eine einzige Stätte beschränkt, die einer Herrschaftsküche gleich, zwar auserlesene Speisen, doch auch nur für einen kleinen, auserlesenen Kreis bot. An den köstlichen Majonnaisen konnten nur wenige Bevorzugte sich erquicken und man spricht ja auch von caviare to the general. Nun, es heißt, es soll anders werden. Ein reicher Theatersegen scheint plötzlich ersprießen zu sollen. Das neue Burgtheater, dessen reizendes Rund jeden Beschauer entzückt, geht seiner Vollendung entgegen, der Plan eines Volkstheaters, dessen Ausführung sich kaum ernstliche Schwierigkeiten entgegenstellen dürften, liegt vor, und schon regt sich immer neue Theaterlust und Projekt um Projekt taucht auf. Die sieben magern Jahre gehen ihrer Neige zu, und in umgekehrter Ordnung sollen nun die fetten an die Reihe kommen; es herrschte Dürre, jetzt winken reiche Ernten.

Doch unwillkürlich drängt sich, angesichts der erhofften Fülle, eine Frage auf. Es ist, so verschieden die Lebensgebiete auch sein mögen, die große Frage der Zeit nach der Verteilung der Güter. Wird der reiche Erntesegen auch dem Armen Vorrat in die Kammer bringen, oder kennt der Markt auch hier das hypokrite Gesetz von Angebot und Nachfrage, das die Nachfrage des Armen — sein Bedürfnis — einfach ignoriert?

So oft der Kunst ein neuer Tempel gebaut wird, hört man den jubelnden Ruf, es sei etwas Großes zur Hebung der Volksbildung geschehen, und von diesem Standpunkt geht man auch aus, wenn man vom Staate ein eigenes Theaterbudget verlangt.

Aber sind unsere heutigen Theater wirklich für das Volk?

Wir stehen vor den Hallen des prächtig schönen, neuen Burgtheaters, zu dem die Steuerträger des ganzen Reiches, nicht nur die größeren mit ihren lautredenden, direkten Steuergaben, sondern auch die vielen, vielen kleinen, ja die ärmsten sogar, mit ihren seufzend dargebrachten, geräuschlosen, indirekten gezinst haben, und fragen uns, ob dieses Haus mit

seinem Prunk, mit seinen starren aristokratischen Einrichtungen wohl dem Volke gebaut sei? Die Stock um Stock sich reihenden Logen, die breiten, bequemen Fauteils des Parketts, der spärliche Raum oben unter dem Deckengewölbe, im sogenannten Olymp, für jene Klassen, die, um Einlass zu gewinnen, wenn auch nicht mehr reich, so doch immer noch bemittelt sein müssen, geben Antwort auf diese Frage. Nein, hier ist kein Raum für das Volk, und ebenso würde das Kleid der Dürftigkeit nur störend mit dem üppigen Luxus der Ausstattung kontrastieren. Und dieser Luxus der Ausstattung, mit der die reinen Linien einfaltsvoller Kunst drapiert werden, will auch gezahlt sein. Deren immer sich erneuende Kosten können nicht dem Staate allein zur Last fallen. Hohe Eintrittspreise, wie nur der Säckel des Reichen sie zu steuern vermag, müssen sie decken, denn die wahre, echte Kunst kann ohne solchen Pomp auf unser Gemüt nicht wirken. Von der Bühne herab muss es tausendfach glitzern und schillern, asiatischer Prunk muss mit Edelsteingefunkel und goldgewirkten Stoffen, mit bunten Gruppierungen und ewig wechselnden Dekorationen die Sinne blenden und zerstreuen, damit ihre hoheitsvolle, geistige Schöne uns offenbar werde. So muss denn, auf dass die Werke der Kunst zur „würdigen“ Darstellung gelangen, das Volk ausgeschlossen bleiben. Doch warum sollte es auch nicht? Du lieber Himmel! Es würde ja ohnedies für gar viele der über unsere Bühnen gehenden Stücke kein Verständnis haben! Dereinst im Altertum, da besaß es dies wohl, der ernsten strengen Kunst eines Aeschylos und Sophokles gegenüber, heute, behauptet man, ist es nur mehr für Possen niederer Art empfänglich. Welches Zeugnis? Trotz Hebung der Volksbildung, trotz allen gepriesenen Fortschrittes, die große Mehrheit der Menschen hinter den Völkern einer noch jungen Kulturepoche zurück?

Nein, diese Annahme wäre zu beschämend, und vielleicht liegt auch der Grund in Anderem, er liegt vielleicht nicht selten — in den Stücken selbst. Wir merken es nur nicht, weil wir mitten darin stehen, dass so manche von ihnen, statt rein menschlicher Züge, denselben Zopf tragen wie die altbegrabenen Hof- und Staatstragödien, welche das emporkommende Bürgertum mit samt ihren Puderperücken und Kniehosen in die Trödelkammer warf. Sie kranken eben an dem nämlichen Gebrechen wie jene, daran, für ein exklusives Theaterpublikum geschrieben zu sein. Daher derselbe konventionelle Zuschnitt, dieselbe steife Empfindungsetikette, nur an Stelle des Hofkleides das Bourgeois-Costume. Nur ein jenen Ueberlieferungs-Empfindungen und Anschauungen darwinisch angepasstes Publikum vermag sich in ihren Deklamationen wiedergespiegelt zu sehen. Das Volk kann keinen Teil an ihnen haben, und kommt einmal eine neue Zeit und öffnen sich ein zweites Mal die Hallen der Theater weiter, dass das Volk, das wirkliche, hineinzuströmen vermag, dann bricht auch abermals eine neue Kunstära an, wie eine solche in dem großen Jahrhunderte mit dem siegenden Bürgertume ihren Einzug hielt: die Aera der ungekünstelten, der demokratischen Kunst. Heute dürfte es in ganz Europa wohl kaum im edleren Sinne des Wortes Theater für das Volk d. h. für Alle geben — sie sind ihrem innersten Prinzip nach aristokratisch, geldaristokratisch. So werden auch die neuen in Wien geplanten oder bereits errichteten Schauspielhäuser — sie mögen Burg- oder Volkstheater*) heißen, vom Staate erhalten sein, oder der nicht verpflichteten Privatspekulation entstammen, der Hebung der „Volks“bildung, überhaupt der demokratischen Idee, nur wenig dienen. Man wird, um auf unser vielleicht etwas banales Eingangsbild zurückzugreifen, nur eben etliche herrschaftliche Küchen mehr zählen, in denen für mehr oder minder auserwählte Kreise mehr oder minder leckere Gerichte bereitet werden.

Wien. Erich Holm.



Litteraturbericht aus Russland.

VII.

Der Europäische Bote.

Der zweiundzwanzigste Jahrgang des „Europäischen Boten“, herausgegeben von Stassülewitsch hat mit dem Jahre 1887 begonnen. Die Entstehung dieses viel verbreiteten und hochgeachteten Journals fällt somit in das Jahr 1865 und dieser Epoche verdankt es seinen Ruhm und seine Richtung, der es getreu geblieben. Wie in Deutschland die vierziger Jahre und unter ihnen besonders das Jahr 1848 eine ganze Reihe interessanter Litteraturerscheinungen hervorrief, die zum Teil heute noch existieren und gedeihen, so war die erste Hälfte der Regierungsperiode Alexander II. eine Zeit zahlreicher und erfreulicher Geburten auf litterarischem Gebiet. Auch unter veränderten Verhältnissen haben sie ihre Lebensfähigkeit bewiesen, ein Teil besteht noch fort und vertritt ehrenvoll die Ideen, welche damals die herrschenden waren. Obgleich nämlich ein Teil des Inhaltes einer der zwölf starken Bände, welche einen Jahrgang des „Europäischen Boten“ ausmachen, der Belletristik gewidmet ist, so ist dem „Europäischen Boten“ auch ein politischer Charakter nicht abzusprechen; mit offenem Visir tritt er gegen die „Moskauer Zeitung“ und Alles auf, was chauvinistischer Slawismus, was retrograde Geschichte und Politik genannt werden kann. Er selbst nennt

*) So wenig wir andererseits das Verdienst, die bisherige Grenze weiter hinausschieben zu wollen, auch nur im Geringsten schmälern möchten.

seinen Inhalt: „Geschichte, Biographie, Memoiren, Korespondenz, Reisebeschreibung, Politik, Philosophie, Litteratur, Kunst.“

In der ersten Hälfte seines Inhalts ist ihm der jüngere Gefährte die „Russkaja Starina“ verwandt; durch den Roman, den nationalen wie den übersetzten, durch Kritiken, durch philosophische und naturwissenschaftliche Schriften, Reisebeschreibungen, durch eine politische Monatsschau (chronique de la quinzaine) eine soziale, eine bibliographische, finanzielle Revue des Jahres und des Monats nähert sie sich der Revue de deux mondes, welche in Russland außerordentlich beliebt und verbreitet ist.

Durch die drei Lieferungen, welche vom laufenden Jahre schon vorliegen, zieht sich eine posthume historische Arbeit von Kostomarow: „Die Kaiserin Elisabeth Petrowna“ und ebenso die Korespondenz Turgenjews aus den sechziger Jahren, herausgegeben von P. W. Annenkow, der vor Kurzem in Dresden gestorben. Obgleich die Art, wie Elisabeth sich auf den Tron geschwungen, wie sie regiert und gelebt, der bekannten Geschichte angehört und kaum mit neuen Daten auszustatten war, so ist doch die Darstellung des nationalen Historikers, insofern ihm die herrschenden Empfindungen und bewegenden Motive verständlicher sind, als einem nicht russischen Geschichtsschreiber, besonders anziehend, klar und charakteristisch. Turgenjew ist zu sehr von ganz Deutschland als einer der Eigenen adoptiert, dass nicht sein Brief und sein Urteil über die Kritik seiner Landsleute als wichtig und lesenswert erschienen. Wie muss erst Alles, was Puschkin betrifft und was gelegentlich seines fünfzigjährigen Todestages aus den Archiven, Erinnerungen und Memoiren zu Tage gefördert wurde, die gesammte gebildete Mitwelt interessieren. Am wichtigsten erscheint der Beitrag zur Entstehung jener berühmten Lermontowschen Verse auf Puschkins Tod, welche dem damals zweiundzwanzigjährigen Kornet der Leibhusaren eine Versetzung in den Kaukasus eintrugen, und dann der letzte Brief von Puschkin vom 27. Januar 1837 also zwei Tage vor seinem beklagenswerten Ende geschrieben. Beaumarchais und sein Geschick von Wesselowsky ist weniger originell; 1853 behandelte die Revue des deux mondes dasselbe Thema in einer Reihe von Aufsätzen.

Um zur Belletristik überzugehen, so finden sich Skizzen aus dem Alltagleben von Schtschedrin in allen drei Lieferungen: der Schneider Grischka (Diminitivum von Gregor), Mädchentypen, nämlich das Engelchen, Christi Braut, die Dorflehrerin, dann Gestalten aus dem öffentlichen Leben, als der Advokat, der geschäftige Mittler aus der Landschaft, der Neuigkeitskrämer. Humoristisch, ohne den Humor der englischen Humoristen zu erreichen, zeichnen sich diese Skizzen durch photographisch reproduzierte Detail-Züge aus, wie sie den russischen Erzählern eigen, ohne gerade durch Tiefe oder leitende Ideen zu überraschen. „Einer von den Neuen“ heißt ein realistischer Roman an Boborykin, „Der böse Genius“ die Uebersetzung eines englischen Romans von W. Collins und „Edda“ eine ebensolche aus dem Italienischen von Verga, übersetzt von Krestovsky.

Aus dem reichen Material dieser Monatsschrift möge ein Aufsatz statt vieler einer etwas genaueren Analyse unterliegen, ein Aufsatz, der um seines Autors, wie um seines Inhalts willen gleich interessant erscheint. A. N. Pypin, der Verfasser jener Aufsätze über den Panslawismus in den fünfziger Jahren, hat mit derselben Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit in dem Artikel „Tendentiöse Ethnographie“ einen Angriff auf die russische Nationalität widerlegt, wie er in jenen berühmten Essays die Ausschreitung einseitigen Patriotismus kritisiert hatte.

Zu dem kritischen Essay A. N. Pypins geben Anlass eine Reihe von litterarischen Erscheinungen teils neuerer, teils älterer Zeit; die mehr oder weniger in Verbindung stehen mit dem fünfzigjährigen Autorenjubiläum Duchinskys, des Verfassers der tendenziösen Ethnographie. Franciscus Duchinsky ist geboren 1817 in der Ukraine, stammt von kleinrussischen Eltern mit polnischen Sympathien und schrieb schon am Ende der dreißiger Jahre in russischer und polnischer Sprache über die Grundverhältnisse zwischen Polen und Russland; dann emigrierte er nach Paris, wo er Professor wurde und über die polnische Geschichte las. Dort auch entwickelte sich seine ethnographische Theorie. In den sechziger Jahren erschienen seine Hauptwerke: Pologne et Ruthenie, Origines slaves (1861), Peuples Aryas et Tourans, agriculteurs et nomades (1861). Sein Nachfolger ist Bestronny, der 1882 über die Stammesverschiedenheit von Moskalen und Polen schrieb, seine Gegner und Kritiker sind Jan Baudouin de Courtenay (Moskau 1886), J. T. Hodi, der über den Ukrainismus in der polnischen Litteratur (1886) geschrieben und A. N. Pypin in dem vorliegenden Aufsatz, in welchem er alle obigen Schriften zusammenfasst und auch seine eigene Arbeit „Ueber die Litteraturerscheinungen zwischen Kleinrussen und Polen“ hereinzieht.

Die Theorie Duchinskys gipfelt in der Behauptung, dass die Russen, oder wie sie richtiger hießen Moskalen oder Moskowiten, nicht nur keine echten Slawen, sondern überhaupt nicht Arier, sondern Turaner seien. Der Moskau-Mongolische Stamm unterscheide sich von den edlen arisch-slavischen Völkern durch die urturanische Regierungsform, den Kommunismus, das Nomadentum, die Seltenheit der Städte (wegen Mangels an Sesshaftigkeit), die Sprache selbst etc.“

Bei der Sprachenfrage hielt sich Pypin, als bei seiner Spezialität, besonders auf. Nach Duchinsky wäre das jetzige Russische nicht die ursprüngliche Sprache der Moskalen-Turaner gewesen; mit der Annahme des Christentums hatten sie die slawianische Kirchensprache angenommen, die sie auch jetzt noch „natürlich mit turanischer Färbung“

sprächen. Ganz verschieden davon sei die kleinrussische und weißrussische Sprache, in welcher diese Stämme an derselben Stelle, wo sie jetzt wohnen, schon längst gesprochen haben. Nach Baudouin und Pypin dagegen ist die Schriftsprache der Russen, zugleich die gewöhnliche Rede aller Großrussen, nach ihrer Konstruktion, ihren Lauten, ihrer Morphologie rein slawisch und überdies einer der lebenskräftigsten und selbständigsten unter den slawischen Dialekten.

Unter dem Vorwand linguistischer Untersuchungen betrieben aber die Autoren aus beiden Lagern politische Polemik. Duchinsky schlägt als praktische Probe seiner ethnographischen Theorie die Herstellung des Königsreichs Polen in seinem größten Umfang vor, wodurch die Grenze zwischen Ariern und Turanern gezogen wäre. Pypin konstatiert, wie besonders Frankreich und die Franzosen aus politischer Abneigung gegen Russland diese Theorien gebilligt und bewundert, ja von Alters her ihre Uebersetzung in die Praxis angestrebt hätten, wobei er auf Napoleon I. und III. hinweist. Auch Baudouin de Courtenay, der in Dorpat lebt und seine Werke polnisch schreibt, klagt, „dass man Duchinsky und seine Theorie in der Gelehrtenwelt Westeuropas ernst genommen, dass Henry Martin sich für ihn begeistert und auch andere Gelehrte von Namen in Frankreich und Deutschland denselben Beispiel folgen“.

Wenn wir nun noch hinzufügen, „dass der Europäische Bote“ auch Gedichten seine Spalten öffnet, dass in dem Aufsatz von Chwolson die Elementarhypothesen der Physik und in dem Resumé des Dr. Bertenson über die Prophylaxis der Hundswut auch Naturwissenschaft und Medizin zu Worte kommen, dass in einem wertvollen bibliographischen Abschnitte die wichtigeren Erscheinungen der Litteratur gewürdigt werden, so haben wir ein möglichst ausführliches Bild von dem Gesammtcharakter und Inhalt dieser Stassülewitsch'schen Monatsschrift gegeben, auf welche wir künftig bei Besprechung einzelner Erscheinungen als auf Bekanntes zurückgreifen können.

St. Petersburg. O. Heyfelder.



Litterarische Neuigkeiten.

„Zur Moral der Litterarischen Kritik“, eine moralphilosophische Streitschrift von Wilhelm Wendt (Leipzig, Wilhelm Engelmann). Der bekannte geistvolle Autor behandelt in der kleinen uns vorliegenden Schrift ein Thema, das schon lange (und leider wird es auch immer so bleiben) ein Stein des Anstoßes gewesen; die Korruption in der Kritik ist unleugbar eine solche, das man nie scharf genug gegen dieselbe vorgehen kann und zwar finden wir dieselbe nicht nur unter den sogenannten „litterarischen Kleinkünstlern“; selbst in unseren maßgebenden Kreisen der Kunst und Wissenschaft ist sie wie ein Alles verpestendes Geschwür verbreitet, das selbst mit den schärfsten Mitteln auszuätzen ein Ding der Unmöglichkeit sein wird. Ein Jeder wird das kleine Opus mit großem Interesse lesen müssen.

„Baccarat“ von Hector Malot. Aus dem Französischen übersetzt von E. Plastein (2 Bde.). 19.—20. Bdchen. der Engelhornschen Romanbibliothek (Stuttgart, J. Engelhorn). Mit der ihm eigenen Schlichtheit und Liebenswürdigkeit, die den Hauptreiz und den Erfolg seiner Bücher bedingen, weiht uns Malot in diesem ergreifenden Roman in die Geheimnisse eines Pariser Spielklubs ein.

Als würdige deutsche Festgabe zum goldenen Priesterjubiläum des Papstes Leo XIII. befindet sich die Uebertragung des bereits mehrfach in der Presse erwähnten großen Werkes „Leben Leo XIII.“ von Dr. Bernhard O. Reilly, einem katholischen Priester und Gelehrten in New-York, in Druck (Köln, Bachem) und ist bis über die Hälfte vorgeschritten. Die deutsche Ausgabe, die kundigen Händen anvertraut ist, wird eine Bearbeitung und Ergänzung des amerikanischen Originals bilden. Dem Manuskript O'Reillys liegen authentische Dokumente zu Grunde, die dem Verfasser durch Vermittelung Sr. Eminenz des Herrn Kardinal-Vikar Parocchi zur Verfügung gestellt wurden. Diese deutsche Ausgabe soll ihrer ganzen Anlage nach ein Prachtwerk werden, dessen äußere Ausstattung seinem inneren Wert entsprechen wird. Der illustrative Schmuck wird in einer Reihe großer Volksbilder in amerikanischem Holzschnitt und Text-Illustrationen bestehen. Die englische (Sampson Low & Cie., London), amerikanische (Chas. Webster & Cie., New-York), französische (Firmin Didot & Cie., Paris), holländische (Kath. Ill. Maatschapij, s'Hertogenbosch), italienische (Soc. typ.-editrice, Turin) und spanische Ausgabe (Espasa y Ca., Barcelona) sind ebenfalls unter der Presse.

„La Bruyère dans la maison de Condé.“ Etudes biographiques et historiques sur la fin du XVIIe Siècle, par Etienne Allaire. — Paris, Firmin Didot. Ernsten Fleiß und klare Darstellung besitzt der Verfasser des oben genannten Buches in so hohem Grade, dass ihm ein ehrenvoller Platz unter den Geschichtsschreibern aller Zeiten gebührt. Er hat in seiner Vorrede angedeutet, wie er zu der Ausführung einer so großartigen Monographie von La Bruyère gekommen ist. Die Quellen dazu wurden ihm nämlich durch den Herzog von Aumale, dem letzten Erben des berühmten Hauses Condé dargeboten. Etienne Allaire war der Erzieher des Herzogs von Guise, jüngsten und einzigen Sohnes des Herzogs von Aumale. Die gemeinsame Trauer des Vaters und des Erziehers nach dem frühzeitigen Tode des jungen Prinzen fand Trost in der Geistesarbeit. Die Geschichte des Hauses Condé beschäftigte Beide, aber Etienne Allaire schöpfte aus den reichen Bücherschätzen des Herzogs von Aumale ein vollständiges Bild der Kultur des siebzehnten Jahrhunderts, zu dessen geistigen Repräsentanten La Bruyère gehört hat. In Frankreich wird augenblicklich wenig Sympathie zu finden sein für die Geschichte der Königsherrschaft, desto mehr sollten sich in Deutschland Beweise der Anerkennung für die Verdienste Allaires dartun.

Vor einigen Jahren erregte in Berlin der plötzliche gleichzeitige Tod eines Gelehrten und seiner Tochter, eines schönen hochgebildeten Mädchens, um so mehr Aufsehen, als man Beide noch am Tage zuvor in voller Gesundheit und anscheinend glücklich gesehen hatte. Gerüchte aller Art verbreiteten sich über diesen tragischen Doppelfall und seine Veranlassung in der Gesellschaft und sie fanden auch Eingang in die öffentlichen Blätter. Diese bis daher weiteren Kreisen rätselhaft gebliebene Begebenheit hat Karl Jänecke, der sich auf dem Gebiete der Unterhaltungslitteratur bereits mit Erfolg versuchte, zum Gegenstande einer novellistischen Darstellung gemacht, welche unter dem Titel: „Justine Dankmar. Eine Berliner Geschichte“, soeben in eleganter Ausstattung im Verlage von S. Schottlaender in Breslau erschienen ist. Der Verfasser erklärt in einem Vorwort ausdrücklich, er sei „in den Stand gesetzt, über dies Familiendrama Auskunft zu zu erteilen“, und dies geschehe jetzt, „nachdem keine der bei der furchtbaren Katastrophe beteiligt gewesenen Hauptpersonen mehr in Europa weile“. Die hochinteressante Novelle ist durchaus realistisch gehalten und entwickelt die Tatsachen in einer reichen, echt dramatisch sich abspielenden Handlung

„Homer und die Ilias" von Prof. Dr. Elard Hugo Meyer, z. Z. Freiburg i/Br. (Berlin, Robert Oppenheim.) In allgemein fasslicher und ansprechender Form stellt die Schrift die Entstehung und allmähliche Entwickelung der Ilias von einem neuen Gesichtspunkte aus zum ersten Male einem größeren Leserkreise dar, auf Grund des gleichzeitig erscheinenden, ausführlichen wissenschaftlichen Werkes des Verfassers: „Die Achilleis" (Indogermanische Mythen, Bd. II). — Sie verfolgt dann den mächtigen Einfluss der endlich abgeschlossenen Dichtung auf die Geistesgeschichte der Völker des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, zumal auf die deutsche Kunst, Dichtung und Wissenschaft. Sie deutet endlich die Allem zu Grunde liegende, in die indogermanische Vorzeit hinaufreichende Achilleissage als einen uralten Naturmythus. Außer den Alt- und Neu-Philologen, wendet sich das Werk an den großen Kreis der Gebildeten. Ebenda erschien „Litterarische Aufsätze" von Dr. C. von Reinhardstoettner, Professor an der Artillerieschule und Dozent der Litteraturgeschichte an der techn. Hochschule in München. Inhalt: I. Aus verschiedenen Litteraturen. Sprachliches. — 1. Christoforo. Negri. 2. Einige dramatische Bearbeitungen von Herodes und Mariamne. 3. Napoleon I. in der zeitgenössischen Dichtung. 4. Vom Lernen und Lehren lebender Sprachen. II. Zur Geschichte der Portugiesischen Litteratur. 5. Camoes. 6. Der Hyssope des Diniz in seinem Verhältnisse zu Boileaus Lutrin. 7. Goethes Faust in Portugal 8. Die Romantiker in Portugal. 9. Portugals neuere Lyrik. Der Schwerpunkt dieser Sammlung liegt in dem II. Theile. Es giebt bisher in deutscher Sprache, ja kaum in einer anderen, eine portugiesiche Litteraturgeschichte. Eine Camoes-Biographie hat in Deutschland auch die dreihundertjährige Jubelfeier im Jahre 1880 nicht gebracht, hier aber wird wenigstens Stoff zu einer solchen vorbereitet.

Georges Ohnet hat Mitte Januar ein neues Werk erscheinen lassen: Zwei Novellen, welche den Gesammttitel tragen Noir et Rose (Paul Ollendorff, Paris 1887 3,50 Fr.; sehr schöne Ausstattung!). Der Haupttitel bezieht sich auf den Inhalt der beiden Novellen, von denen die erste traurigen, die zweite heiteren Inhaltes ist.

Die erste Geschichte ist betitelt „Le Chant du Cygne" (der Schwanensang). Der berückend schöne Stenio, ein gewaltiger Geigenkünstler, Ungar von Geburt, wird auf einer seiner Triumphreisen von seinem Freunde, dem Prinzen von Wales, am englischen Hofe eingeführt und bezaubert, vor demselben spielend, die reizende Lady Mellivan durch den Schwanensang so, dass dieselbe mit dem Künstler entflieht, als ihr adelsstolzer Vater seine Einwillung zur Heirat versagt. Der harte Greis verstößt nun seine Tochter, welche unter dem Drucke dieses Geschickes hinsiecht und schließlich den Geist aufgiebt, während ihr Gatte den Schwanensang spielt. — Das kurze Glück der Armen, ihre Leiden und die ihres Gatten sowie der ersteren früher Tod sind überaus rührend und packend geschildert. Der Schluss — die verhängnisvolle Klippe mancher Ohnetschen Romane — ist etwas matt und unbefriedigend, ohne jedoch den Eindruck des Ganzen allzusehr zu schädigen.

„Le Malheur de Tante Ursule" ist die zweite Novelle betitelt. „Das Unglück der Tante Ursula besteht darin, dass ihr als junges Mädchen von ihrem Vater die Einwilligung zur Ehe mit ihrem verschwenderischen Vetter Louis-Silvain-Exupère, verweigert worden ist. Louis hat, gegen seinen Willen, mit in den Krimkrieg ziehen müssen, und bald sind Nachrichten von ihm ausgeblieben. Tante Ursula schwört, ewig um den Geliebten zu trauern und alles zu hassen, was mit Soldatenwesen in Beziehung steht. Letzteres ist der Angelpunkt der Geschichte, denn ihr Hass gegen das Militär veranlasst sie, ihre Einwilligung zu verweigern, als Aline Bernard, ihre Nichte, welche sie zärtlich liebt, sich mit dem Artilleriehauptmann Roger Dartenay vermählen will. Schon hat sich Tante Ursula ihrer Weigerung wegen mit der ganzen Familie entzweit, da erscheint plötzlich der seit Jahrzehnten heiß beklagte Geliebte, und es stellt sich heraus, dass derselbe damals verwundet und in der Familie eines russischen Weinhändlers aufgenommen und gepflegt worden war. Die Tochter seines Wohltäters hat er geheiratet und besitzt nun bereits eine Tochter, welche demnächst ihrerseits heiraten soll. Den Eindruck, den diese Nachricht auf das alte Mädchen macht, kann man sich denken. Der Erfolg ist, dass Roger und Aline ein vielbeneidetes und von Tante Ursula verzogenes Paar werden.

Beide Geschichten sind sehr anziehend, die zweite mehr als die erste, in welcher die Nebenfiguren schärfer gezeichnet sein könnten. Das sehr hübsch ausgestattete Buch können wir Lesern und Leserinnen warm empfehlen.

„Der Verbrecher aus Ehrgeiz", Original-Roman aus unseren Tagen von H. Grube. (Karlsruhe, Gebrüder Pollmann.) Der durch viele hochinteressante Schöpfungen bekannte Autor hat seinen Werken ein neues vom größten Interesse hinzugefügt. Es ist nicht etwa ein Kriminal-Roman oder ein Liebeskonflikt, welchen er uns in dieser Arbeit gegeben, sondern vor Allem wird hier ein großes psychologisches Gemälde entrollt. Da wird uns die Brust eines Menschen erschlossen, eines hochfliegenden, die glänzendsten Ziele des Lebens erstrebenden Talentes. Wir sehen es, gefoltert, rublos gejagt vom glühendsten Ehrgeize, aus den Tiefen der Niedrigkeit, in welche es die rauhe Schicksalshand gestürzt, mit allen Mitteln, erlaubten und unerlaubten, sich emporringen, bis es zuletzt in die dunkele Tiefe des Verbrechens hinabstürzt. Dieser Seelengang ist durch den Verfasser von den unscheinbarsten Anfängen in der noch rosigen frühlingswarmen Primanerzeit bis in die sturmbewegten Mannesjahre hinauf verfolgt und jede einzelne bedeutendere Phase desselben in dem Rahmen einer hochspannenden, fort und fort fesselnden Handlung geschildert.

„Die Waise von Warschau". Roman von M. Bernardi. (Breslau, Verlag von S. Schottlaender.) Die Schicksale eines prächtigen Polenknaben, dessen edle Eltern durch russische Grausamkeit hingemeuchelt werden und der von diesem Momente an allen Leiden und Chikanen des Lebens in tiefster Verlassenheit ausgesetzt ist, der aber dann doch durch eigene Kraft sich emporschwingt und sogar rettend in die Schicksale Anderer einzugreifen vermag, werden in diesem Romane so beweglich geschildert, dass alle Welt mit dem jungen Polen sympathisiert, aber noch viel hervorragender sind in dem Romane die Charaktere des Bankiers von Lüders, eines Lebemannes comme il faut, und seiner leichtfertigen, eitel stolzen Gattin, die beide tragisch enden, sowie deren lieblicher, sittenreiner Tochter Cäcilie und des reichen Max Heimann, deren heiliges Herzensverhältnis zugleich die noch ungelöste Frage der gemischten Ehen in ihrer brennendsten Form erscheinen lässt.

„L'Allemagne Actuelle." — Paris 1887, Plon, Nourrit & Cie. Dieses von einem Belgier geschriebene Werk zeigt von einer gründlichen Kenntnis deutscher und französischer Verhältnisse, ist fast durchweg mit großem Wohlwollen geschrieben und hat zum Zweck, zur Besserung der deutsch-französischen Beziehungen beizutragen. Jedenfalls wird das Aufsehen erregende Werk dazu beitragen, in Frankreich eine richtigere Auffassung deutscher Verhältnisse zu fördern, als sie bis jetzt vielfach verbreitet war.

„Die Komödianten-Toni", Roman von Herm. Hirschfeld. (Köln, J. P. Bachem.) Den Lesern von Bachems Roman-Sammlung wird der Roman im 5. Bande „Die Hexe von Scharnrode" noch in frischer Erinnerung sein. Heute tritt er mit einer neuen Arbeit vor die Lesewelt. Die Schicksale Edmund Seltenaus, der als junger Mann einem unwiderstehlichen Drange folgend seine junge Frau verlässt, um sich in den Strudel der Welt zu stürzen, nach jahrelangem Umherirren aber geläutert nach der Heimat zurückkehrt und an der Seite Ernas ein glückliches, zufriedenes Leben führt —, sowie die des Friedel Hartmann, späteren Sängers Ortini, müssen unwillkürlich fesseln. Eldon, der böse Dämon des gräflich von Wertherschen Hauses — ein zweiter Franz Moor — büßt mit vollem Recht seine betrügerischen Handlungen im Zuchthause. Die Charaktere sämmtlicher Personen sind scharf gezeichnet, die Handlung stets spannend gehalten.

„Deutsch-national", Kolonialpolitische Aufsätze von Carl Peters. Berlin, Walther & Apolant. Das Werk, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kolonialbewegung und der praktischen deutschen Kolonisation, wird das Seinige gewiss dazu beitragen, richtige Anschauungen über das Wesen und die eigentlichen Ziele unserer Bestrebungen auf diesem Gebiete im deutschen Volk zu verbreiten, auch die durchaus allgemein verständlich gehaltene Schreibweise ist nur lobend anzuerkennen.

„Vorurteil". Roman in einem Bande von Friedrich Franke. (Karlsruhe, Gebrüder Pollmann.) Der Verfasser hat sich in der vorliegenden Arbeit die Aufgabe gestellt, zu zeigen, wie drückend und durchaus ungerecht gewisse noch gegen eine bestimmte Menschenklasse vorherrschende uralte Vorurteile sind. Er führt uns zu dem Ende an die glücklichen schönen Ufer des Main, wo die Becher fröhlich klingen und die Reben üppig blühen und versetzt uns mitten in das frische flotte Korpsleben. Aber in den vollen Becher der Freude fällt ein Tropfen Wermut, denn das alte Vorurteil bannt die frische Lebenslust von einem jungen Studentenherzen. Nur zwei helle Mädchen-Augen strahlen tröstend als zwei helle Sterne in diese dunkle Nacht des Vorurteils. Der Student will Beamter werden, aber auch hier verfolgt ihn das Vorurteil und legt sich als Blei auf den Flug eines tüchtigen Talentes. Aber die beiden hellen Mädchen-Augen strahlen fort und fort in die Nacht des Vorurteils und zuletzt besiegt das ewig Weibliche dennoch mit seinem sanften Zauber den starren Bann einer Ungerechtigkeit, die längst verjährt sein sollte. Alles in Allem: ein Werk voll gesunder realistischer Lebensanschauung und erfüllt von der ernsten praktischen Lebensmahnung: nicht blind glauben, sondern selbst prüfen!

Das neueste Heft der „Deutschen Bücherei" (Verlag von S. Schottlaender in Breslau) enthält: „Bettina von Arnim" von Moriz Carriere. Der berühmte Aesthetiker und Literarhistoriker fasst als Zeitgenosse und Freund Bettinas und des Arnimschen Hauses in dieser erschöpfenden Darstellung Alles zusammen, was über jenes durch ihre Freundschaft mit Goethe und ihre schöngeistigen Beziehungen zu zahlreichen hervorragenden Persönlichkeiten ihrer Zeit berühmt gewordene geniale Weib gesagt werden kann. Man lernt darin die berühmte Frau von ganz neuen psychologischen Seiten kennen. Aber nicht nur das ganze an Wissen und Seelenreiz so reiche Wesen Bettinas wird, zum Teil unter Zergliederung ihrer Bücher: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", „Die Günderode" und „Dies Buch gehört dem König", dem Leser gegenwärtig, sondern es kommen auch alle die bedeutenden Zeitgenossen, mit denen Bettina in Berührung trat, unter Anderen Elisabeth und Clemens Brentano, Herder, Achim von Arnim, Goethes Mutter, Beethoven, Savigny, Schleiermacher, Schinkel, Wilhelm von Humboldt, Jacoby, Rachel und Varnhagen von Ense, Fürst Pückler, die Gebrüder Grimm, Nathusius, Hermann Grimm etc. zu voller Würdigung, so dass Carrieres Opus zugleich ein höchst wertvolles Stück Zeit- und Kulturgeschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bildet.

E. Charvériat: „Les Affaires Religieuses en Bohème au 16e Siècle." — Paris 1887, Plon, Nourrit & Cie. 7,50 Fr. Dieses hochinteressante Werk verdankt seinen Ursprung den Studien des wegen seinen gelehrten Arbeiten über das 16. Jahrhundert rühmlichst bekannten Verfassers über die Entstehung des dreißigjährigen Krieges, den derselbe in einem selbständigen Werke ausführlich behandelt hat (Histoire de la Guerre de Trente ans. Couronné par l'Académie française). Der Ursprung der böhmischen Länder, das Eindringen der Lutherischen Lehre in Böhmen, der Verfall der Hussischen Lehre, die katholische Reaktion; der Plan, die königliche Macht zu stürzen und eine aristokratische Republik zu gründen u. s. w. werden ausführlich dargelegt. Der Verfasser gründet sein Werk im Wesentlichen auf die Arbeiten von Gindely, Ranke und Döllinger, ohne jedoch auf selbständige Studien zu verzichten. Das Werk, welches zunächst dazu bestimmt ist, die Geschichte des slavischen Volksstammes in Frankreich bekannt zu machen, dem wahrscheinlich in der Zukunft große Bedeutung zugedacht ist, wird auch von deutschen Freunden geschichtlicher Studien gern und mit Nutzen gelesen werden.

Einhundert Nummern sind bis jetzt in der „Bibliothek der Gesamtlitteratur", welche pro Nummer bekanntlich nur 25 Pfennige kostet, im Verlage von Otto Hendel in Halle a. S. erschienen. Im April d. J. gelangten zur Ausgabe Nr. 83. Heine, Deutschland (Wintermärchen), Nr. 84. Hartmann von der Aue, Der arme Heinrich, übersetzt von Th. Elner, Nr. 85—87. Homer, Ilias von Joh. Heinr. Voss, Nr. 88. 89. Ovid, Verwandlungen von Joh. Heinr. Voss, Nr. 90—92. Platen, Gedichte, Gesamtausgabe Nr. 93—95. Dickens, Pickwickier I. Band, Nr. 96—98. Dasselbe II. Band. Nr. 99. 100. Gellert, Fabeln und Erzählungen. Ferner: Andersen, Bilderbuch ohne Bilder in elegantem Prachtband mit Goldschnitt 1 Mark. Vollständiges Verzeichnis sendet die Verlagsbuchhandlung (Otto Hendel in Halle an der Saale) gratis und portofrei.

Zur Feier des dreihundertjährigen Geburtstages des am 17. November 1587 in Köln geborenen niederländischen Dichters Joest van den Vondel soll eins seiner besten biblischen Dramen, „Jephtha", in der Uebersetzung und Bearbeitung von Lina Schneider im Kölner Stadttheater aufgeführt werden. Das „Magazin" brachte schon öfter Proben aus den Dichtungen Vondels in Frau Schneiders Uebersetzung. Wir lassen heute das Klagelied der Mutter an der Urne der Tochter folgen:

„Ach, Iphis, kaum zog ich hinaus,
Da kehrtest heim du zu den Deinen,
Die Urne ward dein letztes Haus,
Du gingst, und ich muss weinen, weinen!
Ach, deiner frommen Blüte Duft,
Er ist auf immerdar entschwunden,
Wie Blumenhauch in rauher Luft;
In deines Lebens Frühlingsstunden
Deckt eine Wolke deinen Glanz!
Die Myrthe wollt' ich froh dir pflücken,
Geleiten dich zum Hochzeitstanz;
Ich wollte dich mit Purpur schmücken,
Wollt' heben dich auf stolzen Tron! —
Nie mehr wird dir ein Lied gesungen,
Und deine Schönheit ist entfloh'n,
Verwelkt, verblüht und ausgeklungen.
Wie hegte ich in tiefster Brust
Den Traum von deiner Kinder Segen —
Nun bist du todt, du meine Lust, —
O Schicksalswandel allerwegen!
Wie ist der Erde Trug so groß,
Ich traure einsam, kinderlos! —

Interessant ist die Tatsache, dass schon im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit, als die niederländischen Schauspieler im Norden und Süden, in Schweden sowohl wie in Deutschland, Vorstellungen ihrer damals noch nicht wie heute uns im Original sprachfremd gewordenen Dramen gaben, auch in Leipzig Vondelsche Stücke aufgeführt haben, so namentlich Maria Stuart. Man vergleiche Blümner, Geschichte des Theaters zu Leipzig, 1818.

„Junkermanns Humoristikum". Sammlung heiterer Vortragsstücke von erprobter Wirksamkeit. Verlag von Levy und Müller in Stuttgart. Der durch seine unübertrefflichen Reuter-Darstellungen in allen Teilen Deutschlands und auch im Ausland wohlbekannte erster Komiker des Stuttgarter Hoftheaters, August Junkermann, hat unter vorstehendem Titel soeben eine reiche Sammlung heiterer Vortragsstücke herausgegeben, deren Wirksamkeit er zumeist selbst schon durch öffentliche Rezitation erprobte. Neben einer großen Anzahl neuer, seither ungedruckter Vorträge in Prosa und Poesie finden wir in Junkermanns Humoristikum auch köstliche Solo- und Duoszenen, Scherzspiele, Pantomimen u. dergl., die zur Aufführung in größeren und kleineren geselligen Kreisen bestimmt sind und überall stürmische Heiterkeit erregen werden. Wir erwähnen nur: Die Bürgschaft, mit lebenden Bildern; der Taucherhandschuh des Ritter Toggenburg oder der Drachenkampf nach dem Eisenhammer; das Wachsfiguren-Kabinett; Freund, du bist der Retter meines Lebens; der Kreuzfahrer u. s. w. Mehrere vorzügliche Illustrationen: August Junkermann in seinen Reuter-Charakteren sind dem Buche beigegeben, das viel zur Belebung und Erheiterung ganzer Gesellschaften und Geselligkeits-Vereine beitragen wird.

„Gedanken und Gestalten". Dichtungen von Philipp Holitscher. Unter diesem Titel ist soeben im Kommissionsverlag von S. Schottländer in Breslau eine neue schön ausgestattete poetische Sammlung erschienen, die sich in vieler Beziehung der allgemeinen Beachtung würdig macht. Es handelt sich in derselben nicht um das übliche gereimte Phrasengeklingel, nicht um seichte Liebeslyrik und jene schwächliche Gefühlsseligkeit, welche so gern junge Dichter in vielbenutzte Formen gießen, sondern es sind die markigen Weisen eines gereifteren, praktischen Denkers, der ein höheres Interesse für den Inhalt als für dessen künstlerische Fassung beansprucht, ohne indess die letztere irgendwie zu vernachlässigen.

„Auswahl englischer Gedichte" mit Nachrichten über die Verfasser zusammengestellt von E. Gropp und E. Hausknecht. (Leipzig, Rengersche Buchhandlung.) Wir sind überzeugt, dass das uns vorliegende Buch Anklang finden wird: die Auswahl der Gedichte ist entschieden mit feinem Geschmacke gemacht, die dem Werke auch sicherlich einen Erfolg zusichern werden.

„Les Poëtes lyriques de l'Autriche." Nouvelles études biographiques et littéraires par Alfred Marchand. Paris, G. Charpentier et Cie., 1886. Es geschieht so selten, dass ein französischer Schriftsteller es unternimmt, über deutsche Litteratur zu schreiben, dass ein solcher verdient, als rühmliche und kühne Ausnahme mit allem Nachdrucke hervorgehoben zu werden, umsomehr, wenn sich bei ihm mit der guten Absicht Verständnis vereinigt. Bei Alfred Marchand ist beides der Fall. Wenn es auf deutscher Erde hundert und aber hundert Germanen giebt, die es als ihren Ruhm betrachten, ihren Landsleuten die französische Litteraturherrlichkeit zu Gemüte zu führen, nicht zuletzt dadurch, dass sie die nationalen Litteratur-Reiser der Franzosen auf die dünnen Gewächse ihrer eigenen Zucht pfropfen, so finden sich in Frankreich dagegen nur wenige Männer, welche den Ehrgeiz haben, ihren Mitbürgern ein Lied von der Größe der deutschen Dichtung zu singen. Eigentlich ist auch Marchand kein solcher Franzose, denn er unterscheidet klug zwischen deutscher und österreichischer Litteratur. „Les Poëtes lyriques de l'Autriche" — so heißt sein Buch. Oesterreichische und deutsche Litteratur ist ihm nicht gleichbedeutend und er weiß vermutlich gar nicht, wie stolz wir Deutschen in Oesterreich darauf sind, dass die Werke unserer hervorragenden Dichter ebenso mit zum Baue der deutschen Litteratur gehören, als diejenigen der Poeten draußen im Reiche.

Wie dem auch sei, ob nun Marchand die Begriffe deutsch-österreichisch und deutsch trenne oder identifiziere, genug an der Tatsache, dass er Bücher schreibt über Bücher in deutscher Sprache. Schon vor Jahren ist von ihm ein Band erschienen, in welchem Lenau, Betty Paoli und Feuchtersleben abgehandelt wurden, der vorliegende, gleichsam eine Fortsetzung und, wie verlautet, noch nicht abgeschlossene Fortsetzung des ersteren, enthält Essays über Moritz Hartmann, Josefine Knorr, Robert Hamerling und Lorm, lauter Poeten, die wie verschieden auch in Richtung und Ansehen, doch wegen der Gemeinsamkeit längst anerkannter Leistungen auf lyrischem Gebiete zusammengestellt werden dürfen. Marchand schreibt warm, in seinen Gegenstand liebevoll versenkt, voll Interesse, ja Begeisterung für ihn. Sein Stil ist schwungvoll und selbst voll lyrischer Züge, mit dem Pomp und der Grazie der französischen Sprache ausgestattet. Neben biographischen Mitteilungen finden sich feine Analysen dichterischer Werke, gediegene Charakteristiken ihrer Urheber und Übertragungen ins Französische, die oft von schönem Wohlklang sind. Die politische Lyrik Hartmanns, die zartsinnige Lyrik Josefine Knorrs, die schönheittrunkene Lyrik Hamerlings, die pessimistische Lyrik Lorms — jeden dieser aus den Wurzeln treibenden Gegensätze weiß der Verfasser mit treffenden Worten anzudeuten und in den Einzelheiten auszuführen, anregend und geistvoll. Dem mächtig emporragenden Hamerling wird der größte Raum gewidmet, ein Drittel des Buches. Auffallend ist es, dass „Der König von Sion", in mehr als einer Beziehung das Hauptwerk des Dichters, nur dem Namen nach genannt wird, während die epische Dichtung „Ahasver in Rom" die ausführlichste Besprechung erfährt.

Ich mache auf Marchands Buch besonders aufmerksam. Die Deutschen lesen so viele unnütze französische Bücher; möchten sie auch ein französisches Buch lesen, welches ihnen den Nutzen bringt, sie über vaterländische Dichter zu belehren, deren einen oder andern sie vielleicht aus keiner Zeile kennen.

Festnagelung.

Das „Deutsche Litteraturblatt" (Perthes, Gotha) weiß sich stets etwas mit seiner christlichen Gesinnung und biedern Zucht. Das hindert jedoch nicht, dass die dem Blatte missliebigen Autoren in beispiellos grober Weise daselbst vermöbelt werden — ja, der boshafte Verdacht liegt sogar nahe, dass man den Herausgeber eines Konkurrenzblattes mit besonderem Eifer zu misshandeln sucht. „Karl Bleibtreu als Litterarhistoriker" betitelt sich ein Erguss an der Spitze des Blattes in Nr. 7. Danach sollte man erwarten, dass hier zum mindestens eine gründliche Zerpflückung des Missetäters erfolgen sollte. Weit gefehlt. In pöbelhaftem, bodenlos unverschämtem Tone schimpft der Referent ins Blaue drauf los, indem er nach der so beliebten Taktik aus einem fast 600 Seiten umfassenden Werke einzelne Sätze blindlings herausreißt und zwar auffallender Weise nur aus den Kapiteln über Poe und Byron. Die Gehässigkeit des Referenten enthüllt sich so nackt, dass der Unbefangene sofort merkt, was die Glocke geschlagen hat. Nun ist es ja das leichteste aller Kunststücke, aus einem großen Werke anfechtbare Stellen herauszureißen, und verpflichte ich mich feierlich, auf diese Manier Shakespeare und Goethe schrecklich lächerlich zu machen. Es nimmt mich sogar Wunder, dass der edle Referent nicht die zahlreichen Druckfehler des Autors (durch besondere Beschleunigung bei Drucklegung des Werkes verursacht) demselben als schwere Fehler anrechnet. Leider aber passiert ihm das Unglück, dass er, als er wirklich einen solchen Druckfehler benutzt, sich eine Blöße giebt, die ihn als Kritiker **vernichtet.** Nämlich: Er wirft mir vor, ich citierte eine Zeile aus Poes „Raben" falsch, setzte „dread" „fürchtete" für „dared" „wagte". Nun wohl, dicht hinter dem Citat steht bei mir wörtlich: „Das ist der ganze Poe! Der Dichter, welcher ‚träumet Träume, die zu träumen Keiner **wagte** je vorher'"; es liegt also klar wie die Sonne vor Augen, dass das „dread" im Citat nur ein Druckfehler sein kann, da ich ja den Wortlaut in der Uebersetzung richtig wiedergebe!! — Dieser Dummdreiste mokiert sich über den Ausdruck „mit Genie behaftet", während derselbe ganz treffend auf das Pathologische im Genie hinweist. Er erfrecht sich, meinen Satz, Byrons Fehler würden durch seine Lordschaft erklärt, zu paraphrasieren: „Also würden die Verdienste Winkelmanns dadurch erklärt, dass er der Sohn eines Schusters war", während ich lang und breit den obigen Satz motiviere und dieser übrigens schon zu Byrons Lebzeiten (wovon der unwissende „Gelehrte" natürlich keine Ahnung hat) auf Byron angewendet wurde. Er reißt einen Halbsatz heraus, betreffs Poe: „Seinen Körper zu verwüsten, darf ihm ja Niemand verbieten", — lässt aber natürlich den Sinn dieser Aeußerung unerörtert. — Wo habe ich über Gildemeisters Uebersetzung „empörend abgesprochen"?! Eine Lüge. (Wohl Verwechselung des leichtfertigen Kritikasters: Er meint Elze!) Solche Albernheiten — das sind die Beweise, das die Gründlichkeit, die Objektivität, die Gerechtigkeit, das Ehrgefühl, das sind der „christliche" Sinn und die deutsche Zucht, womit ein solcher Obskurant das Werk eines zehnjährigen Fleißes (obschon die Niederschrift in der staunenswert kurzen Frist von fünf Monaten erfolgte) in den Krämpfen seiner neidischen Ohnmacht besudelt! Und wer ist dieser Referent? Siehe da, ein gewisser A. Schroeter, der sich einen herostratischen Ruhm dadurch erwarb, dass er sich an der deutschen Nationaldichtung schamlos vergriff und die „Nibelungen" in — Ottave Rime übersetzte, weil die Nibelungenstrophe unlesbar sei!! Sollte dieses Giftspritzen des p. p. Schroeter vielleicht ein Racheakt sein, weil ich mich wiederholt empört über die erwähnte Schmieralie äußerte?!

Ich warne hiermit die deutsche Kritik. Bekanntlich kämpfen mit der Dummheit Götter selbst vergebens. Für die unwissentlichen Fälscher habe ich daher nur ein Lächeln stiller Verachtung. Ewig werden die Oberflächlichen, die Mittelmäßigen, die Schulmeister sich an Einzelnes und Aeußerliches klammern. Nie werden sie fähig sein, ein Ding in seiner Gesammtheit und seinem innerlichen Kern zu erfassen. Unsere „Gelehrten" und Kritiker sehen im wörtlichsten Sinne den Wald vor Bäumen nicht. Aber wo die augenfällige Böswilligkeit hervorleuchtet, da sei hier der Platz, um sie zu brandmarken. Wir bitten, jeden bemerkenswerten Fall dieser Art (nicht die Schärfe des Angriffs, sondern sinnverdrehende Entstellung und persönliche Gehässigkeit ist das Merkmal) uns vorzulegen, auf dass wir ihn alsbald zur öffentlichen Kenntnis bringen. Endlich werden wir den Augiasstall doch säubern müssen. — Wer, wie ich, mit unerschütterlicher Gerechtigkeitsliebe persönliche Feinde rühmt — „Uneigennützigkeit" und „chevalereske Haltung" haben solche wohl nicht mit Unrecht anerkannt —, der darf die Diogeneslaterne zur Hand nehmen, um den Sumpf unserer nichtswürdigen Presse zu beleuchten. Ich kenne in Berlin nur drei oder vier Männer, deren Benehmen in litterarischen Dingen ich als anständig bezeichnen kann. Wer das Große absichtlich todtschweigt und das Kleine lobt — Beides aus persönlichen Gründen —, ist in meinen Augen ein Ehrloser, der auf derselben Stufe steht wie ein Wechselfälscher und andere Zuchthäusler. Aber das Komische bei der Sache ist die Naivetät der Delinquenten. Zwei Berliner Blätter, die konservative „Post" und die fortschrittliche „Voss" haben kürzlich Werke von mir, die zur Besprechung eingesandt, dem Verlag remittiert — ohne jeden ersichtlichen Grund. Ich bezeichne dies als einen Fortschritt, da die Blätter gewöhnlich die Bücher behalten, eifrig studieren, dem Antiquar verkaufen und — todtschweigen.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 25. — Leipzig, den 18. Juni. — 1887.

Inhalt:

Die tragische Kunst und ihre Wirkung.

Von Emil Mauerhof.

Von der Dichtkunst des Aristoteles sind, wie bekannt, nur Bruchstücke erhalten, und unter diesen hat die auf die Tragödie bezügliche Stelle zu Anfang des sechsten Kapitels folgenden Wortlaut:

Ἐστι — τραγῳδια μιμησις πραξεως σπουδαιας και τελειας, δι ἐλεου και φοβου περαινουσα την των τοιουτων παθηματων καθαρσιν. „Die Tragödie ist die Nachbildung einer ernsten, in sich geschlossenen Handlung, welche vermittelst Mitleid und Furcht die Befreiung von solchen Leidenschaften bewirkt."

Von solchen Leidenschaften! Von welchen? von Mitleid und Furcht? Wie aber, wenn nun Mitleid und Furcht gar keine Leidenschaften, wenn sie nur einfache Gefühlsregungen sind? Im Zustande des bloßen Mitleids und der bloßen Furcht bin ich zwar dem Gemüte nach erregt, aber ohne die von innen heraus treibende Kraft der Leidenschaft. Leidenschaft freilich kann dabei sein, sie kann aber auch fehlen — und wenn so, dann ist sie auch schon an und für sich etwas Anderes und Besonderes.

Die Leidenschaft ist in der Tat ein der menschlichen Brust innewohnender und in jeder wesentlichen Betätigung des Lebens sich kundgebender Drang nach Erreichung eines bestimmten Zieles und Befriedigung des Triebes; sie ist ein natürlicher Hang: als solcher immer während, immer tätig, im Gleichgültigen kaum wahrnehmbar, aber denselben Augenblick schon im gewaltigsten Wirken, sobald es dem Zwecke des Daseins gilt. Die Leidenschaft wirkt, die Gefühlsanlage lässt auf sich wirken. Die Leidenschaft, wenn irgendwo vorhanden, ist zugleich der Grund und die Erklärung aller hervorstechenden Lebenserscheinungen ohne Ausnahme. Ihrem Wesen nach ist sie immer dieselbe: der dämonische Drang nämlich sich seiner Sinnesart gemäß, es mag kosten, was es wolle, zu befriedigen; in Bezug auf das Ziel teilt sie sich. So sind Habsucht, Neid, Herrschsucht, Menschenliebe etc. Leidenschaften, aber nicht Furcht und Mitleid. Die Letzteren sind Gefühlsanlagen, an denen mehr oder weniger wohl die ganze Menschheit teilnimmt; die Leidenschaft hingegen ist ein Naturtrieb, der dämonisch ins Gewaltige strebt, und sich eher vereinzelt als häufig vorfindet.

Im Sprachgebrauch freilich geht es mit solchen Unterschieden ziemlich unterscheidungslos her. Man ist gewöhnlich schnell bei der Hand zu sagen: er hat es in der Leidenschaft verübt, aber der Zorn ist beispielsweise nur eine überaus starke und dabei vorübergehende Gefühlserregung; dagegen sagt man bei Beweisen des Mitleids nie: er hat es in der Leidenschaft getan, obwohl gewiss so manche Handlung dieser Art nur aus der Leidenschaft der Menschenliebe zu erklären ist. Es ist eben die volkstümliche

Gewohnheit, Leidenschaften nur für das Schreckliche in Anwendung zu bringen — was falsch ist, denn der dämonische Hang zielt sowohl auf das Gute, wie auf das Böse. Wenn nun aber nicht zu verkennen ist, dass zwischen Gefühlsanlagen und Leidenschaften ein wesentlicher und unverwischbarer Unterschied besteht, und zwar derartig, dass jene nur zeitweilig erregt werden können, diese hingegen andauernd wirken, so kann auch Aristoteles, wofern er sich etwas bei jener Wesensbestimmung gedacht hat, unter den besagten Leidenschaften nicht mehr Furcht und Mitleid verstanden haben. Aber wenn nicht diese — was denn?

Bevor Aristoteles die bekannte Erörterung versucht, bemerkt er noch in dem letzten Satze vorher, dass er sie nach dem „bisher Gesagten" geben werde. Das bisher Gesagte ist aber unglücklicherweise die breite, klaffende Lücke, die sich zwischen dem fünften und sechsten Kapitel der geretteten Bruchstücke auftut. Da es sich jedoch an Ort und Stelle um die Wesensbestimmung der Tragödie handelt, der Inhalt dieser aber ausschließlich Darstellung der Leidenschaft ist, so ist doch wohl unwidersprechlich, dass der Philosoph in dem verloren gegangenen Teile auch über nichts Anderes als eben über die Leidenschaft sprechen konnte.

Wenn das sicher ist, so wird die Vermutung wohl nicht zu kühn sein, dass er, indem er schon im nächsten Satze *των τοιουτων παϑηματων* schrieb, damit nur die vorher besprochenen Leidenschaften gemeint hat, keineswegs aber das diesen Worten unmittelbar vorhergehende „Mitleid und Furcht". Denn hätte er dabei nur an diese letzteren gedacht, so hätte er auch „dieser" oder „ebenderselben" Leidenschaften schreiben müssen — an Stelle dessen jedoch „solcher" oder „der besagten" steht und damit schon allein weiter zurückweist. „Solcher" aber kann fernerhin nie mit „dieser" verwechselt werden: dazu ist die wesentliche Bedeutung der beiden Worte eine zu verschiedene. Indem ich sage: diesen Männern bin ich begegnet, behaupte ich damit, dass ich in ihnen dieselben von früher wieder erkenne; wenn ich aber dagegen „solchen" Männern setze, gebe ich damit zu verstehen, dass es nicht durchaus dieselben, sondern nur Leute von ähnlicher Art und Erscheinung waren. Schon dieser Unterschied allein würde genügen darzutun, dass, selbst wenn man schon „Mitleid und Furcht" passieren ließe — was jedoch nicht angeht — unter „solchen" Leidenschaften mehr als diese beiden gemeint waren.

Wie aber! wenn *παϑηματων* gar nicht Leidenschaft, sondern einfach bloße Gefühlserregung bedeutete? Dieselbe also zu Furcht und Mitleid in allernächster Beziehung stände? *„Παϑος,"* schreibt Herr Jakob Bernays in seiner aristotelischen Studie über die Wirkung der Tragödie — *„παϑος* ist der Zustand eines *πασχων* und bezeichnet die ‚unerwartet ausbrechende und vorübergehende Gemütserregung; *παϑημα* dagegen ist der Zustand eines *παϑητικος* und bezeichnet den leidenschaftlichen Zustand als der erregten Person innewohnend und als jederzeit zum Ausbruche reif." Hat nun *παϑημα* wirklich diese ihm zugeschriebene Bedeutung, so kann auch *παϑημα*, wofern es diesem Sinne gemäß auf jenen Ausdruck zurückweist, gar nichts Anderes mehr als „Leidenschaft" vorstellen. In jenem Abschnitte seiner Staatskunst aber, in der Aristoteles über die Verwendung der Musik zu verschiedenen, nützlichen Zwecken verhandelt, äußert er sich über die Wirkung der letzteren folgendermaßen:

„Die Gefühlserregung, welche in einigen Gemütern heftig auftritt, ist in allen vorhanden: der Unterschied besteht nur in dem Mehr oder Minder; z. B. Mitleid und Furcht treten in dem Mitleidigen und Furchtsamen heftig auf, in geringerem Maße sind sie aber in allen Menschen vorhanden. Ebenso Verzückung — in geringerem Maße sind alle Menschen derselben unterworfen; es giebt aber Leute, die häufigen Anfällen dieser Gemütsbewegung ausgesetzt sind. Nun sehen wir an den heiligen Liedern, dass wenn dergleichen Verzückte Lieder, die eben das Gemüt berauschen, auf sich wirken lassen, sie sich beruhigen, gleichsam als hätten sie ärztliche Kur und damit zugleich Abführung des kranken Stoffes erfahren. Dasselbe muss nun folgerecht auch bei den Mitleidigen und Furchtsamen und überhaupt bei Allen stattfinden, die zu einer bestimmten Leidenschaft veranlagt sind — *τους ὁλως παϑητικους* — bei allen übrigen Menschen aber, insoweit etwas von diesen Leidenschaften auf eines jeden Teil kommt; für Alle muss es eine Befreiung geben und sie unter Lustgefühl erleichtert werden können."

Wer dem Gedankengange des Philosophen mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird folgende überraschende Ausbeute davontragen:

1) Dass überhaupt alle zu einer Leidenschaft Veranlagten jene Abführung des kranken Stoffes erfahren, folglich *παϑημα* — Leidenschaft; und

2) dass zu diesen einer derartigen Abführung unterworfenen Gemütserregungen mithin eine jede wie auch immer geartete Leidenschaft gehören muss.

Wenn dem aber so ist, so folgt darauf, dass es sich in jener Wesensbestimmung auch nicht mehr um eine Befreiung der menschlichen Seele von Mitleid und Furcht, sondern lediglich um eine solche von der Leidenschaft überhaupt vermittelst der Erregung jener beiden Gefühle handeln kann.

In der Tat ist auch die Wirkung der Tragödie von dieser Art: sie befreit durch Darstellung einer besonderen Leidenschaft die Brust der Menschen von der Leidenschaft schlechtweg, und sie erreicht dies durch das erregte Mitgefühl. Da die Leidenschaften in ihrem Wesen alle eins sind, und nur nach ihren Zielen verschieden, so wird damit auch eine jede besondere von vornherein ein vielleicht oft genug rätselhaftes, gleichwohl stets bereites Mitgefühl in einer

jeden leidenschaftlichen Seele erwecken. Wie eine jede dämonische Natur dahin drängt sich ganz ihrer Veranlagung gemäß auszuleben, so sieht sie in jener leidenschaftlichen Willensbetätigung von der Bühne herab ihr genaues, wenn auch nicht moralisches, so doch seelisches Ebenbild — strebt, fürchtet und leidet mit demselben, erreicht und — entsagt; und in der endlichen und dabei vollständigen Verneinung des bisher so heftig betätigten Willens beruht eben die Befreiung von der Leidenschaft. Hiermit sind auch die Grenzen der tragischen Wirkung gesteckt: sie vermag nur die Leidenschaft, die Jugend und das Unglück zu treffen — die Leidenschaft überhaupt, denn diese ist ihr eigenstes Gebiet; die Jugend, denn in diesem Alter strebt und empfindet der Mensch an lebhaftesten, viele sogar bis zu einem Schimmer von Leidenschaft; das Unglück endlich, denn diesem ist es schon genug das fremde Leid bloß zu sehen, um mit zu leiden, mag das letztere auch noch so fern ab von dem seinigen liegen.

Wunderschön ist, wie Augustin in seinen „Bekenntnissen" das tragische Mitleid schildert. „Nach Karthago gekommen," so erzählt er, „hatte ich mich ausschweifender Liebe ergeben; freudig ließ ich mich fesseln von peinvollen Banden, um gepeitscht zu werden mit glühenden, eisernen Ruten der Eifersucht, des Verdachtes, des Zorns und des Zankes. Da riss mich die Schaubühne hin, voll wie sie war von den Bildern meiner Leiden und dem Zunder meines Feuers. Was hat es zu bedeuten, dass der Mensch dort Schmerz empfinden will im Anschauen trauriger und tragischer Dinge, die er selbst nimmer erdulden möchte? Und dennoch will der Zuschauer Schmerz davon erdulden, und eben der Schmerz ist seine Lust. Was kann das anders sein als leidenvolle Gemütskrankheit? Denn die Rührung ist um so stärker, je mehr man selbst an diesen Trieben krankt; obgleich man es, wenn der Mensch es selbst erduldet — Leid, wenn er teilnimmt — Mitleid zu nennen pflegt."

Je mehr man selbst an den gleichen Trieben krankt, um so stärker ist auch die Rührung, das ist zweifellos; aber dieses Mitleid ist zugleich überall vorhanden, wo sich ein leidenschaftlicher Trieb überhaupt offenbart; ja! diese Wahrnehmung enthält sogar ein Problem: dass nämlich das leidenschaftlich bewegte Gemüt, gleichviel ob es zum Guten oder zum Bösen drängt, gleichwohl mit dem einen wie mit dem andern Drange leidet und fürchtet — übermächtig, unbewusst, und wenn bewusst, vollkommen rätselhaft. Moralisch sind zwei Menschen weit wie die Pole von einander entfernt, und seelisch stehen sie dichtgedrängt im Mittelpunkte des Erdenballes. Die Lösung dieses Problems kann nur lauten: dass alle Leidenschaften ihrem Urgrunde nach eins, und jene zwei nach dem bloßen Walten der Leidenschaft darum auch nur dieselben sind. So erklärt sich das Mitgefühl; wie aber die Lust?

Auch für diese Frage sind die Alten interessanter und lehrreicher geblieben, als sämmtliche Neuere, die sich an ihr versucht haben. Ein ägyptischer Priester aus der christlich-hellenischen Zeit, Abammon, wahrscheinlich im Besitze der ganzen aristotelischen Dichtkunst, hat darüber nachstehende Erklärung abgegeben:

„Die Kräfte der in uns vorhandenen, allgemein menschlichen Leidenschaften werden, wenn man sie gänzlich zurückdrängen will, nur um so heftiger. Lockt man sie dagegen zu kurzer Aeußerung in richtigem Maße hervor, so wird ihnen eine maßhaltende Freude; sie sind gestillt und entladen und beruhigen sich dann auf gutwilligem Wege ohne Gewalt. Deshalb pflegen wir bei Komödie sowohl wie bei Tragödie durch Anschauen fremder Leidenschaften unsere eigenen zu stillen, mäßiger zu machen und zu entfernen."

Es ist sicher, dass der leidenschaftliche Wille heftig nach Befriedigung verlangt und sie allzu häufig nicht findet: das ist seine Qual. Auf der Bühne und in der tragischen Dichtung erblickt derselbe nun sein reines Ebenbild. In diesem Spiegel der Kunst findet er sich ganz wieder; seinen Durst nach Betätigung, seine volle Befriedigung, sein Leid in dem Uebermaße und endlich seine Entsagung. An diesem künstlichen Leben entzündet sich dasjenige des bewegten Zuschauers: auch dieser lebt sich in jenem fremden und ihm dennoch so nah verwandten Dasein ganz aus und — die Leidenschaft stirbt. Das bedeutet tragische Lust. In das Innere, welches vordem so sehnsuchtsvoll, so sturmbewegt und leidzerrissen war, ist die Ruhe eingekehrt: denn sein höchstes Wollen wurde befriedigt und zu Grabe getragen — Friede überall; und von jenen wildesten Kämpfen der Leidenschaft, die noch so eben getobt, berichtet nur noch allein ein leises Nachzittern des Mitgefühls.

Von einer „Reinigung der Leidenschaften" als etwas im tragischen Sinne Angemessenen sollte heutzutage kein denkender Mensch mehr sprechen; ja! wenn es noch wenigstens „Reinigung von den Leidenschaften", hieße, so käme es wohl schließlich auf dasselbe hinaus, ob man „Befreiung" oder „Reinigung" sagte: wie wohl es auch dann noch immer besser wäre das Erstere zu wählen, da sein einfacher Sinn in keinem Falle moralische Zutaten aufkommen lässt. Seitdem Jacob Bernays seine Untersuchungen über die aristotelische κάθαρσις abgeschlossen hat, ist es selbst demjenigen, der von dem Wesen der Tragödie nichts versteht und dennoch mitsprechen will — deren es leider noch immer zu viele giebt — nicht mehr erlaubt noch länger von einer „Reinigung der Leidenschaften" zu fabeln. Jene bekannte Erläuterung, die Lessing gerade diesem Worte angedeihen ließ: „Da es kurz zu sagen, diese Reinigung in nichts Anderem beruht, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend

aber, nach unserem Philosophen, sich diesseits und jenseits die Gegensätze finden, zwischen welchen sie innesteht: so muss die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Gegensätzen des Mitleids zu reinigen vermögend sein — welches auch von der Furcht zu verstehen; das tragische Mitleid muss nicht allein in Ansehung des Mitleids die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlt, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet; die tragische Furcht muss nicht allein in Ansehung der Furcht die Seele desjenigen reinigen, welcher sich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste in Angst setzt; gleichfalls muss das tragische Mitleid in Ansehung der Furcht, dem, was zu viel, und dem, was zu wenig, steuern: so wie hinwiederum die tragische Furcht in Ansehung des Mitleids" — diese Erklärung mag für eine „Reinigung der Leidenschaften" auch fürderhin ihren Wert behalten, sie muss aber als wesentliche Bestimmung der Tragödie, auch nach aristotelischem Maßstabe, für völlig verunglückt angesehen werden. Eine „Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten" — die tatsächliche Wirkung der Tragödie widerspricht diesem Lehrsatze nach allen Seiten hin. Ein mittleres Maß von „Furcht und Mitleid" — die Tragödie verlangt für beide das höchste Maß, soll sie nämlich ihrem Zwecke gemäß nach Aristoteles die „Befreiung von den Leidenschaften" erzielen. Lessing selbst ist es bei seiner Erläuterung nicht ganz geheuer gewesen, was um so begreiflicher, als sich Lehrsatz und Anwendung bei ihm keineswegs decken; er fügt noch bei dieser Gelegenheit hinzu: „Es ist unstreitig, dass Aristoteles überhaupt keine streng folgerechte Wesensbestimmung von der Tragödie hat geben wollen." Ob dem wirklich so, lohnt hier nicht weiter zu untersuchen; es genügt für die eigentliche Aufgabe einfach zu verzeichnen, dass einzig und allein „die Reinigung der Leidenschaften" obige Erläuterung und das damit zusammenhängende Missverständnis veranlasst hat.

Aber ebenso, wie man nachgerade gezwungen sein dürfte jene „Reinigung der Leidenschaften" zum alten Plunder zu werfen, sollte man auch das gleiche Schicksal nicht länger jener Reinigung oder auch Befreiung von nichts als „Furcht und Mitleid" vorenthalten. Auch für diesen Punkt hatte schon Lessing seine Bedenken gehabt; er versucht derselben so geschickt wie möglich Herr zu werden. „Das *τοιουτων*," schreibt er in der Hamburgischen Dramaturgie, „bezieht sich lediglich auf das vorhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie soll unser Mitleid und Furcht erregen, bloß um diese und dergleichen Leidenschaften, nicht aber alle Leidenschaften ohne Unterschied zu reinigen. Er sagt aber *τοιουτων* und nicht *τουτων*; er sagt ‚dieser und dergleichen' und nicht bloß ‚dieser', um anzuzeigen, dass er unter Mitleid nicht bloß das eigentliche, sogenannte Mitleid, sondern überhaupt alle menschenfreundlichen Empfindungen, sowie unter der Furcht nicht bloß die Unlust über ein uns bevorstehendes Uebel, sondern auch jede damit verwandte Unlust, auch die Unlust über ein gegenwärtiges, auch die Unlust über ein vergangenes Uebel, Betrübnis und Gram verstehe".

Auch diese Erläuterung trifft daneben; es konnte nicht anders sein, weil sie immer nur jene ganz verwerfliche „Reinigung" der Leidenschaften im Auge hatte; aber daneben zeigt sie noch die Betroffenheit des Kritikers darüber, dass unter allen Leidenschaften eben nur immer zwei — Furcht und Mitleid nämlich — zu einer tragischen Reinigung geeignet sein sollten: er erweitert darum den Kreis solcher Leidenschaften, soweit es, ohne den natürlichen Zusammenhang zu verlassen, eben geht. Das Versehen ist da, im Ganzen, wie im Einzelnen, und es ist gross; tauscht man aber gegen diese irrtümliche „Reinigung" die wahre aristotelische *καθαρσις* — nämlich die „Befreiung" oder „Entladung" oder „Entlastung" von den Leidenschaften ein und bleibt gleichwohl damit nur bei den zwei Gefühlserregungen von „Mitleid und Furcht" stehen, so gelangt man sogar zu einem Ergebnis, das geradezu zum Lachen ist. Denn die ganze Aufgabe der Tragödie bestände sonach darin: zuerst in dem gleichgültigen Zuschauer Mitleid und Furcht zu erwecken, und sobald dies geschehen, dieselben wieder fortzuschaffen. Noch abgeschmackter lässt sich wohl kaum eine Wesensbestimmung der tragischen Kunst erdenken, und gleichwohl ist es mancher Orten so gemeint: durch Erregung von Furcht und Mitleid genau dieselbe Furcht und Mitleid wieder zu entfernen — welch' ungereimte Spielerei! und eine solche der tragischen Muse anzudichten. Erstens widersprechen dieser Schnurre schon die bloßen Tatsachen: denn das einmal erregte Mitleid und die gleichfalls erregte Furcht kommen und gehen nicht einfach auf Befehl, das Mitleid zum wenigsten bleibt bis zum Schluss und wirkt sogar noch darüber hinaus — wovon sich ein jeder selbst überzeugen kann. Zweitens! wenn die menschliche Brust von irgend einer Beschwerde entlastet werden soll — und nach Aristoteles soll sie dies — so käme der Mensch doch schon beschwert in das Schauspiel, um eben daselbst von dieser Last befreit zu werden, und zwar vermittelst der Inanspruchnahme seines Mitleids und seiner Furcht für die Leidenschaft, welche auf der Bühne zur Darstellung kommt, und die ihr Ebenbild in der Brust des Zuschauers vorfindet: denn nur, wenn so, können die erwähnten Gefühle geweckt werden. Jene konfuse Vorstellung aber lässt den Menschen ganz unbelastet vor die Schaubühne treten, lässt den nüchternen sich zuerst an Mitleid und Furcht satt essen, um nicht lange darauf das Genossene mit Zuhülfenahme eines die Verdauung beschleunigenden Pülverchens recht angenehm abführen zu können — ein obendrein etwas gemeines Geschäft, das ein jeder

am besten zwischen seinen eigenen vier Pfählen vornehmen sollte, und zu dessen befriedigender Erledigung nichts weiter als ein derber Hunger und ein offener Leib zu wünschen wären. Von solch' einem niedrigen und dabei ganz unsinnigen Spiele weiß die Tragödie der Wirklichkeit nichts. Für sie sind Mitleid und Furcht nicht Zweck, sondern ausschießlich Mittel; Zweck und Inhalt ist ihr einzig die Leidenschaft. Damit diese wirken kann, muss sie wieder auf Gleiches, Leidenschaft nämlich, treffen. Die bloß Mitleidigen und die bloß Furchtsamen genügen nicht, denn in solchen sind sowohl die stumpfen, wie die leidenschaftlichen Naturen mit inbegriffen; und dass sich die stumpfe Natur einer jeder tragischen Wirkung von vornherein verschließt, auch dies kann man, wenn nicht an sich, so doch tausendfach an Anderen erfahren.

Was nun schließlich die Wesensbestimmung der tragischen Kunst mit oder ohne Aristoteles anbelangt, so müsste sie, um Alles zu sagen und keinen Einwendungen mehr Raum zu geben, dahin lauten: dass die Tragödie die Aufgabe hat, durch Erregung von Mitleid und Furcht die menschliche Brust von der Leidenschaft zeitweilig zu befreien.



Amor und Psyche nach antiken Bildwerken.

Aus dem Italienischen der Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli übersetzt von F. L.

> Ogni più dolce cosa
> Fugge l'animo stanco e in Te si posa.
> Giusti.

Jene unstillbare Sehnsucht nach Glück, die unserer Natur angeboren ist und, je höher unsere Begriffe davon sind, nur um so schwerer befriedigt werden kann, hat zu allen Zeiten und unter allen Völkern die menschliche Seele beschäftigt. Aber eben weil das Glück nur ein leuchtendes Phantasiegebilde ist, dessen Glanz die Erde, wenn überhaupt, nur für kurze und seltene Augenblicke erhellt, so entspringt daraus jene unbestimmte Verzagtheit und jenes geheime Schmerzgefühl, welches hauptsächlich aus der Betrachtung des Missverhältnisses hervorgeht, das zwischen den Träumen des Geistes und der Wirklichkeit des Lebens besteht. Aus jenem Grunde suchten Viele schon seit den ältesten Zeiten einen verzweifelten Trost in jener Philosophie, die wir heute Pessimismus nennen; sie verwünschten die Götter, deren Eifersucht allein, wie sie glaubten, das Hindernis zur vollständigen irdischen Glückseligkeit sei, und priesen den Tod als das einzige Gute, das ihnen von dieser ganzen Herrlichkeit übrig blieb.

Dergleichen melancholische Empfindungen, denen wir bei Hesiod und Simonides, in den Chören des Sophokles und Euripides und auch bei den lateinischen Autoren begegnen, haben ihre vollste Bekräftigung in dem bekannten Verse des Lustspieldichters Menandros, des Jugendfreundes Epikurs, gefunden:

> „Wer vom Himmel geliebt ist, der stirbt jung!"

Heutzutage sind solche trostlose Theorien von Schopenhauer und Hartmann wiederholt worden, nicht minder in den Schriften Giacomo Leopardi's, den eine unglückliche Existenz zu der beklagenswerten Doktrin von der „unendlichen Eitelkeit allen Seins" geführt hat.

Aber deshalb sollen wir nicht glauben, dass es unter den Alten nicht auch Seelen von feinerem Empfinden gegeben hat, welche die düsteren Tröstungen einer derartigen Philosophie verschmähten und die Vollendung des geträumten Glücks in einem zweiten Leben ersehnten. Nicht allein in Dichterworten und vielen Inschriften wird es ausgesprochen, dass der Schmerz des letzten Lebewohls durch die Hoffnung auf eine künftige und ewige Vereinigung mit den Geliebten gesänftigt wird, sondern auch die Skulpturen der Grabdenkmäler bieten viele Hinweisungen auf eine selige Existenz nach dem Tode dar. Die so oft wiederholte Darstellung von Diana und Endymion, das Bild eines sanften Schlafes, dem ein glückliches Wiedererwachen folgt, jene von dem Raube der Proserpina, deren Mythus ein neues Leben nach dem Tode verheißt, die Bacchusfeste, welche die himmlischen Freuden symbolisieren und andere ähnliche Vorstellungen bewegen sich alle in demselben Ideenkreise.

Aber wohl kein Mythus ist ein passenderer Ausdruck dieses Gedankens als der von Amor und Psyche, die einander umarmen. Diese Gruppe, der man oft genug in antiken Bildwerken begegnet, ist, wie Jeder weiß, eine anmutige Allegorie von der Seele, die ihre irdische Pilgerschaft vollendet hat und losgelöst von den Fesseln des Todes, sich dem göttlichen Amor vereinigt, durch den sie unaussprechliche Freuden schon in einem früheren Leben voll überschwänglicher Seligkeit genossen hat.

Doch ehe wir fortfahren, über die verschiedenen Denkmäler zu sprechen, welche die Geschichte dieser Fabel darbieten, wird es gut sein, Einiges über ihren Ursprung zu sagen, der nach Otfried Müller in den orphischen Lehren zu suchen ist, nach welchen der Körper ein Gefängnis der Seele ist. Psyche, ihrer göttlichen Flügel beraubt, ist verdammt, in einem irdischen Leibe zu leben, in dem sie doch die Erinnerung an ihr himmlisches Vaterland bewahrt. Eine unaufhörliche Sehnsucht zieht sie dorthin, und geläutert durch ihren Schmerz darf sie endlich zurückkehren, um sich der himmlischen Harmonien zu erfreuen und mit jenem Amor sich zu vereinigen, der schon auf Erden das Ziel ihrer Sehnsucht gewesen war. Auch in den platonischen Lehren findet sich volle Uebereinstimmung mit der Idee dieses Mythus, denn die Ansicht, dass der Seele das irdische Leben nur als Buße und Mittel dient, um ihrer zu ursprüng

lichen Seligkeit zurückzukehren, hat in den Schriften Platos ihre höchste Entwickelung erreicht. Es genügt hier, an die erhabenen Stellen des Phädrus zu erinnern, wo in einer über Alles bewundernswerten Weise jene süße Unruhe geschildert wird, die den Menschen in der Begegnung mit einem Wesen erfasst, das ihm, wenn auch unvollkommen, den reinen Ausdruck der göttlichen Schönheit offenbart. Wie vom Fieber ergriffen, wirft er sich vor ihm nieder und betet es wie eine Gottheit an. Um ihm zu folgen und mit ihm vereint zu leben, verlässt er Vaterland, Verwandte, Freunde; wenn der Tod naht, erhalten die Seelen der beiden treuen Liebenden den Preis ihrer heißen Zuneigung in einer ewigen und seligen Vereinigung. Nicht weniger bewundernswert sind ähnliche Stellen im Symposion, in denen allen die Lehre von jener edlen Liebe entwickelt wird, welche die Seele mit den Schwingen des himmlischen Schmetterlings fliegen lehrt, sie erhebt und sie fähig macht, großartige Handlungen und unsterbliche Werke zu vollenden. Die Liebe also, die mit dem Besitz des Guten im Reiche des Geistes, wie in dem der Natur die Idee der Unsterblichkeit verbindet, ist in dem Mythus, von dem wir sprechen, die höchste Offenbarung des religiösen Gefühls. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, dass sich die anmutige Gruppe von Amor und Psyche in göttlicher Umarmung mit dem Vorstellungskreise des Todes verknüpft; so sieht man sie auf vielen Sarkophagen abgebildet, die meistens, wie fast alle Graburnen, dem dritten und vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung angehören. Freilich wissen wir nicht bestimmt, welche Stelle dieser Mythus unter den religiösen Vorstellungen der Griechen eingenommen hat, da uns kaum irgend welche Zeugnisse darüber erhalten sind. Die marmornen Bildwerke lehren nur, dass der Mythus in Griechenland eine andere Bedeutung hatte, da Amor und Psyche nie auf Grabmonumenten rein hellenischen Stils vorkommen. Dagegen erlangte bei den Römern diese Allegorie einen tiefen Sinn und schloss den ganzen Ideenkreis des kostbaren Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele und das zukünftige Leben in sich. Diesen Glauben erfassten die Römer noch früher als ihnen die Lehren des Pythagoras und Plato bekannt wurden; Cicero bezeugt, dass, so weit man in der Geschichte Roms zurückgeht, sich Spuren dieses Glaubens finden. Auch die Mysterien, die mit geheimnisvoller religiöser Pracht in den heidnischen Grotten und Tempeln gefeiert wurden, boten den Augen der Eingeweihten Szenen dar, welche die Freuden einer künftigen Existenz symbolisierten und die Glückseligkeit des Elysiums im Verein mit den Göttern verhießen. Daraus ist für die Todten das Beiwort „die Seligen“ entstanden. Uebrigens würde nach Einigen unsere Fabel ihren Ursprung in den alten Mysterien haben; vielleicht in denjenigen, die man zu Ehren Amors in Böotien zu vollziehen pflegte, was freilich von Anderen wieder bezweifelt wird. Aber wie dem auch sei, es ist gewiss, dass sich dieser Mythus, der zu einer Allegorie von der Seligkeit nach dem Tode geworden ist, zur Höhe eines philosophischen Dogma erhoben hat, gegründet auf die Idee von der Seele, wie sie Plato erfasste. Dieser Mythus begeisterte die Muse des griechischen Dichters Meleagros, der ungefähr ein Jahrhundert vor Christi lebte, ebenso wie die bildende Kunst der Alten in vielen und mannigfaltigen Werken.

Zuweilen ist Psyche allein dargestellt, nicht begleitet von Amor; sie ist in einen sanften Schlaf verfallen, was die Ruhe des Grabes ausdrücken soll. Zuweilen befindet sie sich in Gesellschaft kleiner Genien oder sie ist dem Bacchuszuge beigesellt. Auch begegnen wir ihr in einer Barke segelnd: so wird die Reise der Seele nach den Inseln der Seligen angedeutet, die das Elysium der Alten waren. Ich erinnere hier an die eigentümliche Darstellung eines von C. L. Visconti erklärten antiken Sarkophags, wo in einer Gruppe von Tritonen und Nereiden eine der Letzteren zärtlich ein Kind umarmt hält; dieses aber ist nach Visconti die Seele des Verstorbenen, die nach den Inseln der Seligen geführt wird. Oft wird Psyche als Schmetterling, ihr bekanntes Symbol, abgebildet. Amor quält diesen und verbrennt ihn mit der Fackel. Das Wort anima im Lateinischen und psyche im Griechischen bezeichnet jene besondere Art Schmetterlinge, die um das Licht flattern und in der Flamme, welche sie anzieht, den Tod finden. Eine schöne Allegorie von der edeln und selbstlosen Liebe, die den von ihr Ergriffenen sogar zum stillen Opfer des eigenen Ich treibt.

Auf anderen Monumenten findet sich auch der geheimnisvolle Schmetterling allein, entweder zu einem Skelett fliegend oder leise auf einem Schädel ruhend. Dies soll jedenfalls ausdrücken, dass sich die von dem Körperlichen losgelöste Seele anschickt, zu ihrem himmlischen Vaterland zurückzukehren, denn wir sind Würmer —

„Nati a formar l'angelica farfalla.“

Auf einigen Denkmälern, welche die Erschaffung des Menschen zeigen, flößt Minerva dem Geschöpf von Thon, welches Prometheus geformt hat, Leben ein, indem sie ihm den symbolischen Schmetterling auf das Haupt setzt. Auf anderen, wo das Ende des Menschen dargestellt ist, führt Hermes Psychopompos die Seele in Gestalt eines geflügelten Kindes an der Hand, das sich traurig von dem Körper entfernt, den es vor Kurzem noch bewohnt hatte.

Unter den bedeutendsten Monumenten, welche den Kern des Mythus darstellen, nämlich die endliche glückliche Vereinigung von Amor und Psyche, ist eins der ältesten, die wir kennen, ein etruskischer Spiegel im Museum zu Perugia, aus nicht späterer Zeit als dem zweiten Jahrhundert vor Christi. Hier erscheinen die beiden göttlichen Liebenden einander umarmend.

wie die kapitolinische Gruppe sie zeigt. Dies aber beweist die Existenz des Mythus nicht allein vor der Zeit der Antonine, sondern auch vor der des Augustus. Die größere Anzahl der Sarkophage, welche diesen anmutigen Gegenstand behandeln, gehören freilich der Zeit der Antonine an. Uebrigens würde eine Terracotta aus Tanagra in der Sammlung des Herrn Lecuyer dartun, dass schon im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung die Figurenbildner Amor und Psyche einander umarmend darzustellen pflegten. Der kapitolinischen Gruppe ähnliche Bildwerke sind in den Sammlungen Europas oft genug anzutreffen, und sie weichen nur unbedeutend von einander ab. So sind in einer Gruppe im Museum Torlonia sowohl Amor als Psyche mit Flügeln versehen, während man an jener des Kapitols keine Spur von solchen findet. Ich will nur noch daran erinnern, dass auf einer kleinen sehr anmutigen Terracotta der sogenannten ephesischen Klasse die Flügel der Psyche nicht denen eines Schmetterlings, sondern Amors Flügeln gleich sind, eine Besonderheit, die jedenfalls bemerkenswert ist. Wir können jedoch nicht mit Gewissheit die Zeit bestimmen, in welcher diese Skulpturen ausgeführt wurden, da wir keine Inschriften haben, die darüber Aufschluss geben. Doch ist es ziemlich wahrscheinlich, dass alle ein gutes Vorbild der griechisch-alexandrinischen Kunst wiederholen. Was die schöne Allegorie von der Seele betrifft, die von Amor gequält wird, bis sie endlich gereinigt ist, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die Grabdenkmäler auf ihre wahre Bedeutung hinweisen: auf ihren offenbaren Bezug zu der Idee eines künftigen Lebens und zu den erhabenen Hoffnungen der Unsterblichkeit.

Eine Gruppe aus dem Museum Borghese zeigt Psyche flehend und knieend zu den Füßen Amors, der sich leicht zu ihr neigt und sie mit zärtlichem Mitleid betrachtet. Diese Darstellung findet ihr Seitenstück auf einer Münze von Nicomedia, die unter Kaiser Maximus, dem Sohn Maximins geprägt wurde und von der Bedeutung Zeugnis giebt, welche der Mythus im dritten Jahrhundert erlangt hatte. Vor Allen reizend ist eine von Minervini besprochene Terracotta aus der Sammlung des Raffaele Barone in Neapel: Psyche ruht auf einem Sessel, während Amor, hinter ihr stehend, im Begriff ist, sie zu küssen. Diese Gruppe, die noch in anderen Exemplaren vorhanden ist, hat vielleicht Canova die erste Idee zu seinem schönen, denselben Gegenstand darstellenden Werke gegeben. Eine Gemme, welche den Namen des Tryphon trägt, stellt die Hochzeit Amors und Psyches dar, die beide der mystische Schleier umhüllt; auf einem Grabrelief des Britischen Museums sieht man beide Gatten vereinigt auf dem ehelichen Lager ruhen. Hierdurch wird die symbolische Vereinigung mit der göttlichen Liebe in deutlicher Weise offenbart

Auch auf einem Sarkophag des Museums in Arles aus einer etwas späteren Zeit ist die Hochzeit Amors und Psyches abgebildet. Hymen steht, einen Kranz in der Hand, neben Amor, der in dem mit Guirlanden und Blumenkränzen hochzeitlich geschmückten Gemach sitzt und Psyche erwartet: ein Genius ohne Flügel, in der Linken ein Blumenkörbchen tragend, führt sie ihm als Brautführer zu. Die umgekehrte Fackel, auf die sich Amor stützt, lässt keinen Zweifel über den Zusammenhang dieser Szene mit der Vorstellung des Todes aufkommen.

Dagegen scheint in einem pompejanischen Gemälde, das sich gegenwärtig im Museum zu Neapel befindet, diese Darstellung ihre frühere reinere Auffassung verloren zu haben und sich dem was man heute Realismus nennt zu nähern. In dem sitzenden Amor, welcher die auf seinen Knieen ruhende Psyche an seine Brust zieht, um sie zu küssen, offenbart sich viel eher der Ausdruck einer ganz irdischen als himmlischen Liebe.

Ich erwähne zum Schlusse flüchtig eine schöne großgriechische Terracotta aus der Sammlung Janze; sie zeigt die Büsten von Amor und Psyche, die einander küssen — ein Bildwerk, das durch die Größe seiner Dimensionen einzig dasteht.

Unter den zahlreichen Kunstwerken aber, welche unsre Fabel in ihren verschiedenen Vorgängen darstellen, zeigt keine eine so ideale Auffassung wie die kapitolinische Gruppe. Dort scheint eine Atmosphäre von himmlischer Seligkeit die beiden Liebenden, in deren keuscher Umarmung nichts Irdisches sichtbar ist, zu umgeben, während aus den herrlichen Zügen ihrer Gesichter die unendliche Freude eines göttlichen Rausches widerstrahlt. Man könnte sagen, dass der Künstler, der sie zuerst in dieser reizenden Anmut ausführte, einen ähnlichen Moment wiederzugeben im Sinne hatte wie jenen, den Apulejus so schön beschreibt, als Psyche in dem verzauberten Palast Amors, der ganzen Seligkeit göttlicher Vereinigung hingegeben, ihre Lippen denen des geliebten Gatten nähert und ihm sagt: „tuae Psyches dulcis anima.“

Die Geschichte der Psyche, wie Apulejus sie erzählt, ist in kurzem Auszug folgende. Sie beginnt in der Weise eines Feenmärchens: Es war ein Mal ein König und eine Königin, die hatten drei Töchter; die zwei älteren waren neidisch und heimtückisch; sie verbanden sich in der Ehe mit zwei Männern reiferen Alters. Die Jüngere dagegen, so schön, dass sie wie Venus ihres Gleichen auf Erden nicht finden konnte, war durch den Ausspruch eines Orakels verdammt, auf einem Felsen ausgesetzt und von einem Ungeheuer verschlungen zu werden. Aber hier umfing sie Zephyr mit seiner schmeichelnden Luft, führte sie durch blumige Gefilde in eine königliche Wohnung, in eine völlige Wunderwelt, wo die Ströme ihr Mitleid bezeigten, die Pflanzen sprachen, und wo anstatt des gefürchteten Ungeheuers der schöne Amor sie, die er liebte, zur Nachtzeit heimlich besuchte. Psyche indessen, von ihren neidischen Schwestern, die ihr Unglück wollten, schlecht beraten, giebt einer ver-

hängnisvollen Neugierde nach, und während sie bei dem Schein einer Leuchte entzückt die herrlichen Formen des geheimnisvollen Geliebten betrachtet, entfaltet dieser plötzlich seine Schwingen und entflieht ihr, sie hart für ihr verderbliches Vergehen scheltend. Darauf werden der törichten Psyche lange und schmerzvolle Prüfungen auferlegt, aus denen sie siegreich hervorgeht. Es wird ihr endlich erlaubt sich im Himmel mit Amor zu vereinigen, der sie schon auf Erden beglückt hatte, und aus dieser himmlischen Ehe entspringt die „Seligkeit“.

Apulejus ist der älteste Schriftsteller, der Psyche erwähnt, doch kann der ursprüngliche Gedanke von den Griechen stammen, obwohl sich in der hellenischen Litteratur keine Spuren davon finden. Nur aus Fulgentius wissen wir, dass schon ein athenischer Schriftsteller, den Einige für älter als Apulejus halten, dieselbe Fabel erzählt hat, deren hauptsächlichste Charaktere man in den indogermanischen Volkssagen wiederfindet. Auf diese Weise würde sie Apulejus irgend einer römischen oder auch vielleicht griechischen Sage entnommen haben. Es existiert in den Volksmärchen der verschiedenen Nationen viel Uebereinstimmendes, das auf einen gemeinsamen Ursprung hinweist. Besonders in einem indischen, welches Benfey anführt, ist diese Uebereinstimmung sehr augenfällig. Dort finden wir Psyche in der Gestalt eines jungen Mädchens wieder, deren Name Tulisa ist.

Der Mythus ist später auf die christlichen Monumente übergegangen und hat seine ursprüngliche Bedeutung verloren, denn die Psychen und Amoren dienten in christlichen Darstellungen nur zur nebensächlichen Dekoration. Der Gruppe Amor Psyche umarmend begegnet man in den vielen Katakombengemälden nicht ein einziges Mal. Auf den Sarkophagen finden sich allerdings Beispiele davon, aber alle jene gehörten zu den vielen Arbeiten aus den Werkstätten der Bildhauer, die später von den Christen angekauft wurden.

Daraus kann man schließen, dass die genannte Gruppe nicht unter die Zahl der Kompositionen gehörte, welche gerne von der christlichen Kunst aufgenommen und geduldet wurden. Die Psychen jedoch, Wein lesend oder Blumen und Aehren pflückend, wie wir sie auf einem Bilde des Friedhofes der Domitilla und auf einem Sarkophag des Lateran sehen, könnten vielleicht einen tieferen Sinn gehabt haben. Diese Fabel, welche während des Mittelalters in Vergessenheit geraten war, trat unter den geistigen Errungenschaften der Renaissance wieder in die Erscheinung, und der göttliche Genius Raphaels wusste sie mit neuer Schönheit zu beleben. Unter seinem Pinsel ging über den heidnischen Mythus ein Hauch christlicher Anmut, die ihn in einer frömmeren und reineren Auffassung wieder erschuf. Sehr wahr und richtig bemerkt Müntz, wie in dem bewunderungswürdigen Gemälde der Farnesina sich eine fast Dantesche Einbildungskraft offenbart, besonders in einigen Figuren. Psyche, die von Mercur geführt in den Himmel schwebt, erinnert sowohl durch die Züge ihres Gesichts, als auch durch die sanfte Unschuld ihres Blicks eher an eine christliche Märtyrerin als an die unbesonnene Geliebte des Amor.

Jedenfalls war und wird der Mythus der Psyche, von welchem Gesichtspunkt aus man ihn auch betrachtet, immer eine der reizendsten Schöpfungen sein, die je der menschlichen Phantasie entsprungen sind. Sie ist der Inbegriff der Lehre von der Liebe, wie sie Plato erfasste, von jener Liebe, die in der Seele die Erinnerung an die unerschlossene Schönheit erweckt, sie adelt und zum Himmel, von dem sie stammt, zurückführt. Vereint mit der Jugend und der Weisheit bleibt diese Liebe nicht am Genuss haften, sondern läuft in die Idee des Guten aus und treibt die, welche sie besitzen, zu großen und hohen Dingen. Eine Zuneigung von so erhabener Art war jene, welche Dante für Beatrice fühlte und die ihn antrieb „von ihr zu sagen, was noch Keiner sagte.“ Nicht weniger edel scheint die Liebe, die das Herz Michel Angelos für die berühmte Marchesa di Pescara entflammte.

Und der unglückliche Leopardi, der verzweifelte, jemals auf Erden der Frau zu begegnen wie sie seiner poetischen Phantasie vorschwebte, versetzte sie in die ideale Sphäre eines unbekannten Elysiums, indem er sie mit himmlischem Zauber verklärte; zu ihr richtete er das heißeste Verlangen seiner Seele, sie betete er als die einzig und ewig ihn Begeisternde an.

Nur eine derartige Liebe ist die wahre Quelle jedes edeln und großen Strebens; sie ist das geheimnisvolle Echo überirdischer Harmonien, der schönste Strahl, der dieses sterbliche Leben schmückt und erleuchtet; sie ist das erhabene und ewige Zauberwort, das jedem zartbesaiteten Herzen immer wiederholen wird:

> Ogni piu dolce cosa
> Fugge l'animo stanco e in Te si posa.
> . . . .

Der Kuss.

Aus dem Französischen des Parny übersetzt von Marc Delat

Der flücht'gen Schönheit Deines Kusses glauben –
Mein einzig Glück ist's, das ich nicht kann missen
Du willst umsonst ihn meinem Herzen rauben.
Ich liebe Dich und werd' zu schweigen wissen.

Dein strenger Mund, Dein Stolz, der jetzt erwacht
Sagt, „meine Pflicht heißt Dich vergessen müssen“
Dich nicht zu lieben, fehlt mir jede Macht,
Ich liebe Dich und werd' zu schweigen wissen.

Wenn weicher einst Du fühlst den Stolz vergehen
Nennst meinen Schwur Du meine Treu Dein Eigen
Würd' ich im Weltall Dich alleine sehen.
Ich wäre glücklich und ich wüsst' zu schweigen.

Die moderne Litteraturspaltung und Zola.

Von Otto Ernst.

(Fortsetzung.)

Der nackte, sagen wir: rein philosophische Idealismus ist verurteilt, im Netze der Abstraktion hängen zu bleiben; wenn er dennoch ohne künstlerische Begabung versinnlichen will, so tut sich ihm als einzige Zuflucht die Allegorie auf, die doch nur den Schein der Poesie hat und in Wirklichkeit keine Versinnlichung ist. Der zweite Teil des „Faust" steht nach dieser Seite hin als ewig warnendes Beispiel da. Dem wahren Dichter gelingt die Vermählung des Geistigen mit dem Sinnlichen. Sein Schaffen ist ein leidenschaftlicher Zeugungsprozess, eine liebeglühende Empfängnis, eine leben- und liebespendende Geburt. In diesem Sinne verstehe ich das Wort Byrons von der Poesie als Leidenschaft. Eine Anzahl „Realisten" scheint Bleibtreus richtige These, dass Poesie nur Leidenschaft sei, dahin zu verstehen, dass sie nur in dem dithyrambischen Ausdruck wildbewegter Gefühle ihr Genügen finden dürfe, dass der Dichter sich durch jede Zeile als eine Art von Berserker dokumentieren müsse, der jede Stunde sechzigmal aus der Haut fährt. Das friedlichste idyllische Stimmungsbild hat an sich so gut litterarische Daseinsberechtigung wie der Vaterfluch des wahnsinnigen Lear, wenn auch bei der Vergleichung meistens ein erklecklicher Wertunterschied herausspringt. Und wenn ein sanftes, friedliches Idyll mit origineller Stimmungswahrheit, mit sinnlich leuchtender Farbe gemalt ist, so ist es viel mehr wert als eine nur groß tuende Leidenschaftsfanfaronade. Solche „Realisten" nehmen sich aus wie gemalte Posaunenengel mit ewig aufgeblasenen Backen; ihre Poesie ist ein kochender Brei; überall dehnen sich mächtige Blasen aus, und wenn sie platzen, sagt es „Puff" und herausfliegt — Wind.*) Sie ahnen in ihrer Unschuld nicht, dass der Dichter auch denken soll, dass er, weil er das ganze Gebiet der menschlichen Seelenregungen beherrschen und versinnlichen soll, sich nicht auf das Teilgebiet der Affekte allein beschränken kann, dass die Leidenschaft der Poesie eine formale Kraft, eine inbrünstige Zuneigung zu dem behandelten Gegenstande ist. Aus den ruhigsten Schilderungen Zolas atmet mich der leidenschaftliche Eifer des arbeitenden Dichtergeistes an. Und diese formale Leidenschaft, diese Inbrunst des dichterischen Zeugungsaktes bringt eben jene Werke hervor, die als gesunde, kräftige Geisteskinder eines Dichters keck in die Welt hinaustreten, im Gegensatz zu den dilettantischen Erzeugnissen des Schein-Idealismus, die, um mit einem Shakespeareschen Vergleich zu reden, im „dumpfigen, faulen, müden Ehebett" der zahmen Konvenienz erzeugt und „zwischen Schlaf und Wachen empfangen" sind.

Kein halbwegs vernünftiger Mensch wird nun etwas dagegen einwenden können, dass man in der Poesie, z. B. im Roman und im Drama, Gedanken und Gefühle durch Tatsachen ausdrücke. Indessen wenden die Idealisten à tout prix ein „aber" ein. Die Realität der Poesie muss eine wohltuende sein. „Wir wollen eine Kunst, bei der uns wohl wird" — d. h. sie wollen Bücher, bei denen Geist und Herz nicht zu arg aus ihrem Faulheits-Optimismus gerüttelt werden, und die man auf der Chaiselongue oder in der Hängematte lesen kann, ohne durch eine aufregende seelische Emotion zum plötzlichen Aufschnellen gezwungen zu sein, oder gar — horribile dictu! — durch Ekel in der Verdauung gestört zu werden. Nicht, als ob diese Leute nicht auch in Romanen, Dramen und Epen das Böse dargestellt sehen wollten, oh — sie können ein gewaltiges Stück satanischer Bosheit vertragen, und sie würden um alles in der Welt nicht das Gährungsferment der Intrigue in ihrer Lektüre entbehren wollen. Aber die Aufnahme des Bösen in die Dichtung ist von ihrer Seite mit gewissen Bedingungen verknüpft. Die erste und wichtigste ist die, dass das Böse in der Poesie nie und nirgend einen Zug von niederschmetternder Allgemeingültigkeit annehme, dass der Leser sich nicht gewissen Typen gegenüberfinde, die in herzerschütternder Weise ein Stück allgemeinmenschlicher Lumpenhaftigkeit darstellen. Das ist unangenehm; das macht den tugendsicheren Spießbürger an sich selbst irre; bei solcher Kunst „wird ihm nicht wohl". Nie darf die Kunst das Hässliche betonen; deshalb — und dies ist die zweite Bedingung — soll auch der Dichter als Büttel der „poetischen Gerechtigkeit" gleich mit der Rute hinter den Bösewichtern her sein und sie am Schlusse seines Werkes ohne Gnade „bluten lassen". Dadurch wird dann der abscheuliche Eindruck des Niederträchtigen und Schändlichen wohltuend abgeschwächt, und der zufriedene Leser sagt sich, dass es doch noch recht hübsch in der Welt aussieht, weil die Bösen immer prompt ihre Strafe bekommen und die guten Leute belohnt werden gleich jenem braven Lieschen, das nicht vom Rahm genascht hatte und dafür von einem Engel leckere Kuchen und schönes Spielzeug bekam.

Abgesehen davon, dass in der Wirklichkeit keineswegs jedes Verbrechen seine äußere Sühne findet, vielmehr das Sprichwort von den großen und den kleinen Dieben (um ein bestimmtes Beispiel zu nehmen) sich immer noch mit Glanz behauptet, ist die Forderung der von dem Dichter zu bewerkstelligenden äußeren Sühne, auch wenn sie sich auf den Anspruch einer rein ästhetischen Berechtigung beschränkt, nichts mehr, als eine philiströse Gerechtigkeitshuberei. Im praktischen Leben ist die Beantwortung der Sünde mit einer äußerlich fühlbaren Strafe unumgänglich

*) Trotz unserer eigenen Abneigung gegen das lyrische „Jungdeutschland" und gewisse andere Pseudo-Realisten halten wir diese Ausfälle für übertrieben gehässig. D. R.

notwendig, obgleich kein Zweifel darüber besteht, dass der moralische Wert dieser Strafe fast ausschließlich in ihrer abschreckenden Wirkung besteht und also nach sittlichem Maß ein entschieden minimaler ist. Das Ideale wäre aber doch, von der Sünde selbst, und nicht bloß von den Folgen derselben abzuschrecken; wer das Erstere vermag, hat den weitaus größeren sittlichen Erfolg zu verzeichnen; wer es versucht, legt einen ehrenderen Beweis von seinem idealen Streben ab, als derjenige, welcher sich mit der Verfolgung des letztgenannten Zweckes begnügt. Wem gleichen nun jene Programm-Idealisten mit ihrer nachhinkenden poetischen Gerechtigkeit? Ohne Zweifel den Vertretern des bloßen Abschreckungsprinzips; denn die abschreckende Wirkung der Sünde selbst lähmen sie grundsätzlich durch die regelmäßig eintretende Strafe, die den Aufruhr der sittlichen Empörung im Leser auf plumpe Weise beruhigt. Das dritte Wort der Vertreter dieser Methode ist immer die „sittliche Weltordnung". Wenn eine solche besteht — worin könnte sie sich deutlicher und zwingender dokumentieren, als darin, dass die Sünde ewig Sünde bleibt, dass sie niemals gut oder schön werden kann und dass der Schuldige niemals die Freiheit des Gewissens genießen darf, deren sich der Unschuldige, der allein Glückliche, erfreut? Etwa in der Tatsache, dass jeder Dieb ins Zuchthaus kommt oder jeder Mörder an den Galgen? Wenn der ironisierende Dichter einen Schurken reussieren und am Schlusse seines Romans oder Dramas mit seiner Beute laufen lässt — wer von den Lesern ist so einfältig, den Entlaufenen für glücklich zu halten und ihn zu beneiden?! Mag der Bösewicht das weiteste Gewissen, oder meinetwegen gar keins haben, er bleibt immer ein furchtbar Bestrafter; denn ihm ist ewig das Glück versagt, gut zu sein. Mein Blick fiel vor Kurzem auf das Schillersche Epigramm:

„Der Kunstgriff.
Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!"

Ich bin nun weit entfernt, allen Vertretern des sogenannt idealistischen Kunstprinzips eine solche doppelzüngige Absicht zu insinuieren, wie sie in jenem Epigramm vorausgesetzt ist; aber im Ganzen läuft doch bei ihnen die Betätigung des dichterischen Ethos darauf hinaus, dass sie die Sünde (vielleicht in ehrlichster Absicht) malen und den Teufel dazusetzen, damit er die Sünder hole und braten lasse. Zola und die echten Realisten tun jedoch viel mehr: sie malen den Teufel nicht erst nachträglich zu, sondern von vornherein in der Sünde. Und zwar malt Zola den Teufel so entsetzlich drohend in der Sünde, wie es vielleicht noch keiner vor ihm fertig gebracht hat. Sein großes ethisches und ästhetisches Verdienst ist eben, dass er die Sünde nicht mit wohlriechendem Wasser übergießt, sondern sie mit ihrem ganzen Missdufte darstellt. Nana, Gervaise, Coupeau und wer weiß sonst noch in Zolas Romanen könnten unbeschadet der ethischen Kraft dieser Werke ruhig nach dem Schluss derselben fortleben — ihr Schicksal würde uns sogar noch grauenhafter erscheinen, als es so der Fall ist. Das Bischen äußere Vergeltung kann ein Zola geringschätzig übergehen; er weiß uns, wenn es ihm gefällt, schon auf der ersten Seite eines Buches ein Stück poetischer Gerechtigkeit von seiner Art zu geben, dass uns die Haut schaudert. Uebrigens lässt er auch nicht selten äußere poetische Gerechtigkeit walten, und dann können sich manche Romanciers ein Muster an ihm nehmen. Während seine Menschen sündigen, holt sie der Teufel Stück für Stück, so z. B. im „Assommoir". Die Uebergangsformen von der Schuld zur Katastrophe sind hier so außerordentlich fein in der graduellen Steigerung, so regelmäßig und ununterbrochen rollt die Kette des Verderbens ab, dass es schwer fällt zu unterscheiden, wo die Sünde aufhört und die Strafe anfängt. Nie hat ein Schriftsteller strengere poetische Gerechtigkeit geübt, als Zola; denn nie hat einer die Sünde unerbittlicher und beharrlicher als Sünde gekennzeichnet. Er ruft freilich nicht jeden Augenblick aus: „Lieber Leser, wie schlecht ist doch dieser Mensch, den ich dir hier schildere!" — er malt und — schweigt. Aber er malt so eindringlich, malt mit einem so tragischen Schweigen, dass der Kontrast von Gut und Böse mit schneidender Schärfe durch unsere Brust fährt. Er erspart sich jede moralisch-positive Sentenz; er fühlt eine eherne Sicherheit, dass wir, wenn er uns das Verbrechen malt, das Gegenteil als das Gute erkennen. So ist seine Methode die Ironie, nicht die kleinlich-spöttelnde Nörgelei, sondern die ernste und erhabene Ironie des Sohnes der Phaenarete. Zolas Romane sind ein neuzeitliches Handbuch der Moral nach der Methode der eigentlichsten Sokratik.

Eine derartige Poesie muss notwendig mit den landläufigen Schönheitsgesetzen kollidieren. „Die Kunst soll das Schöne gestalten," wiederholt immer und ewig der gebildete Spießbürger im drolligsten Widerspruch mit seiner sonstigen Anschauungsweise, die alles wirklich Ungewöhnliche und ernsthaft Idealische als „sentimentale Utopien" betrachtet. Ich bin der Ansicht, dass der Poesie das Recht, in gewissen Werken grundsätzlich und planmäßig das Hässliche zu betonen, nicht abgesprochen werden darf, wenn sie dabei den großen, echt idealen Zweck verfolgt, der Schönheit eine negative Huldigung darzubringen. Es ist wahr, dass Zola vor keiner moralischen Schmutzlache zurückschreckt; aber den tiefsten Tiefen der von ihm geschilderten sittlichen Verkommenheit entsprechen in seiner Tendenz die höchsten Höhen sittlicher Gedanken. Es gehört zu den größten Seltenheiten, dass Zola sich zu einem subjektiven Entrüstungszeichen hinreißen lässt, wie am Schlusse von „Le ventre de Paris", wo er ausruft: „Was für

Schurken sind doch diese ehrlichen Leute!" Ja, fast bedauert man bei ihm eine solche persönliche Einmischung; die ehrlichen Leute zeigen sich durch ihre Handlungen so deutlich als abgefeimte Schurken, dass wir keines Hinweises darauf bedürfen. Ohne Zweifel verrichtet aber derjenige ein großes Werk im Dienste der Schönheit (es handelt sich hier ja, wie fast überall in der Poesie, in erster Linie um die Schönheit des Sittlichen), der die Menschheit so schweigend ernst, so unheimlich mahnend auf das Hässliche hinweist, dass sie ein unsagbarer Schauder zwingt, ihr Haupt zu verhüllen und sich abzuwenden.

Bei dieser Gelegenheit möge noch ein Wort über den Naturalismus gesagt werden. Es geht mit diesem Worte wie mit so vielen andern: es wird als Schlagwort hin- und hergegeben, bald in diesem, bald in jenem Sinne gebraucht, und meistens wissen es der liebe Gott und der betreffende Schriftsteller allein, wie es gerade zu verstehen ist; zuweilen wissen es auch diese nicht einmal. Und doch hängt natürlich die Wertschätzung des Prinzips von seiner richtigen Auffassung ab. Nur wer dahingehend argumentiert, dass alles Natürliche wahr sei und eben deshalb, ob schön oder hässlich, ein Recht habe, soweit es das künstlerische Interesse fordert, in der Kunst herangezogen zu werden, darf Anspruch auf Zustimmung erheben. Wer aber aus der Wahrheit des Natürlichen folgert, dass es der allein berechtigte und immer und überall berechtigte Inhalt des Kunstwerks sei, der irrt gewaltig. Von keinem Standpunkt aus ist dieses Prinzip zu verteidigen. Jedermann, ob Dualist oder Monist, ob in letzterem Falle Spiritualist oder Materialist, muss doch unweigerlich in dem, was wir Geist nennen, die Spitze alles Bestehenden finden, und wenn selbst der Geist nichts wäre, als eine Funktion der Materie, so ist er doch eben die vornehmste und stärkste Funktion derselben. Da nun aber keine der hier genannten Weltanschauungen die Entwicklungsfähigkeit des Menschen leugnen kann (der Materialismus z. B. sich vielmehr auf eine ausgedehnte Entwickelungsvergangenheit der gesammten Natur stützen muss), so ist doch keine Frage, dass der Menschengeist, als die an der Spitze marschierende Potenz oder Funktion, in das Unbekannte hinausstreben muss und nicht in schon erledigten Entwickelungsstadien oder in dem gegenwärtigen Stadium des Weltganzen sein unverrückbares Ideal finden kann. Ist das, was uns als Natur umgiebt, nicht selbst allen Gesetzen unterworfen, denen wir folgen? Ist diese außermenschliche Schöpfung, deren Herren wir sind, ein besseres Stück Endlichkeit als wir? Und sollten wir uns erniedrigen, dasjenige in der Kunst mit unserem Geiste anzubeten, was Alles zusammengenommen in Wirklichkeit nicht so viel wert ist als unser Geist? Das Hässliche in der bestehenden Welt soll uns abschrecken und uns niederdrücken, damit wir uns danach um so kräftiger erheben; das Schöne, das schon jetzt in der Welt sich findet, soll uns erfreuen — beide aber sollen uns erheben und begeistern zur Gestaltung einer neuen Welt, und ein künstlerisches Streben, das sich auf Erfassung und Darstellung des Bestehenden beschränkt, ist eben kein Streben, sondern knechtisches Beharren. Ein Mensch, dessen höchster Kultus die „Natur" ist, erinnert mich immer an einen König, der joci causa seinem Stallknecht die Stiefel putzt, oder an jenen Narren in Raimunds „Verschwender", der beim Anblick eines alten, schmutzigen und hässlichen Bettelweibes ausruft: „O wunderschöne nature!" Es giebt tatsächlich „Naturalisten" und „Naturfreunde", denen ein Schweinestall so angenehm duftet wie ein Rosenbeet (sie haben nur Nerven für das „Natürliche", und beides ist ja gleich „natürlich"), die in einem Stuhlgang einen erhabenen Naturaktus verehren und entzückt sind, wenn ein vorüberfliegender Vogel sie mit dem Geschenk beehrt, das einst dem frommen Tobias so verhängnisvoll wurde.

(Schluss folgt.)



Zur Kulturgeschichte.

Der früher so eng begrenzte Rahmen der Weltgeschichte hat durch die umfassenden Entdeckungen unserer modernen Atertumskunde und ihrer jüngsten Schwester, der Ethnologie, eine ungeahnte, fast unendlich weite Perspektive erhalten. Nicht nur die vordem so dunklen Beziehungen einzelner Kulturgebiete, wie das Verhältnis Aegyptens zu Griechenland in religiöser und philosophischer Hinsicht, beginnen sich an der Hand unwidersprechlicher Monumente und Inschriften immer mehr zu klären, sondern es schärft sich allmählich auch unser Blick für die Markierung der bedeutsamen Etappen, welche die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts überhaupt bezeichnen. Es beginnt sich immer mehr die Ueberzeugung einzubürgern, dass nicht irgend welche spekulativen Erdichtungen das Problem unseres Daseins enträtseln können, sondern nur ein möglichst allgemeines und doch im Detail genaues Studium der sozialen Organisationsstufen, welche die menschliche Rasse durchlaufen hat, ehe sie ihre heutige Höhe erklommen hat. Einen tüchtigen und namentlich für den Laien orientierenden Beitrag zu dieser Frage liefert das zweibändige Werk des auch durch seine früheren Leistungen bekannten Verfassers Jul. Lippert: Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau (Stuttgart, F. Enke, 1886 und 87).

Um unnötigen Erörterungen vorzubeugen, ist freilich von vornherein eine Tatsache nicht zu übersehen. Es handelt sich selbstverständlich bei aller Entwickelung nicht um eine Herleitung aus dem

Nichts (ein völlig unbegreiflicher, wunderbarer Hergang), sondern um eine genetische Entfaltung aus bestimmten, vor der Hand nicht weiter erklärbaren, wenn man so will, a-priorischen Keimen. Diese bestehen einmal in unvertilgbaren psychophysischen Anlagen der menschlichen Natur, die nichts weniger trotz aller Wandelbarkeit und Schmiegsamkeit als tabula rasa gedacht werden kann, und sodann in jener Reihe äußerer Koeffizienten, wie Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit und so fort. Aber auch dies zugegeben, bedarf es noch einer weiteren Einschränkung, die sich aus dieser Erwägung unmittelbar ergiebt. So reinlich in unseren Lehrbüchern die Weltgeschichte in bestimmte, scharf gesonderte Perioden zerlegt wird, so wenig lässt sich für diese regressive Darstellung die Kultur von der Barbarei mit unzweifelhafter Sicherheit an einem festen Ansatzpunkte trennen. Das gilt ganz besonders von dem elastischen Begriff der sogenannten Urzeit. Wir konstruieren uns nur diesen Begriff, bemerkt der Verfasser mit Recht, weil wir einmal nach unten hin über eine gewisse Grenze hinaus auf das Gebiet unsicherer Vermutungen treten, und weil es andrerseits geboten scheint, uns über ein geringstes Ausmaß von menschlichen Kulturschöpfungen zu verständigen, welche wir der Kultur als relative Kulturlosigkeit und als Ausgangspunkt jener entgegenstellen können; eine absolute Grenze zwischen beiderlei besteht für den Kulturhistoriker nicht. Alles, wodurch der Mensch sich auch nur im gerinsten Grade über seine natürliche Beschränktheit erhebt, ist ein Teilchen Kultur, und wir Erben vergangener Geschlechter sind wenig berechtigt, die ersten und schwierigsten Schritte von der Ehre dieses Namens auszuschließen. (S. 3). Je weniger klar nun diese Periode sich an der Hand untastbarer Tatsachen schildern lässt, um so vorsichtiger sollte man sein für das Vakuum unserer Erkenntnis das leichte Gefüge psychologischer Konstruktion einzusetzen. Dies trifft namentlich das zweifelhafte Schema des Urmenschen, der in seiner angeblich isolierten Existenz bisweilen noch kaum in dem Besitz der primitivsten industriellen Fertigkeiten, der Feuerbereitung, ja kaum recht als der Sprache und Vernunft mächtig aufgefasst wird. Alle diese Fragen liegen genau betrachtet jenseits des Rahmens der exakten Wissenschaft, die uns überall auf die soziale Organisation unserer Rasse mit unzweideutigen Bezügen hinweist; die Entwickelung des Individuums zu dieser assoziativen Gliederung bildet kein Thema der induktiven Methode, sondern nur einen freilich verführerischen Stoff der dichtenden Phantasie. Anders liegt die Sache, wenn auf Grund objektiver Beobachtungen eine Korrektur der bisherigen psychologischen Motivierungen durch andere, zweckentsprechendere Deutungen eintritt. Das ist z. B. der Fall mit vielen mythologischen Begriffen und Anschauungen, die häufig noch unter dem einseitigen Druck klassischer Reminiszenzen stehen. Die Verherrlichung der gewaltigen Naturereignisse in der mythologischen Sprache der unbefangenen und phantasievollen Naturvölker wird noch öfter als der entscheidende Faktor für die Gestaltung dieser wunderbaren Ideen angesehen, während nachweislich die ästhetische Anempfindung und Bearbeitung der sinnlichen Welt schon ein weitentwickeltes Verständnis und ein feines Gefühl voraussetzt. Nur soweit das persönliche Wohlergehen dabei in Frage kommt, interessiert den Wilden der Kampf der Elemente und für das wunderbare Spiel der verschiedenen Bilder und Stimmungen unseres Naturkultus fehlt ihm vollends jedes Verständnis. Dass die primitiven Stufen auch bezüglich ihrer ethischen Formen oft nicht richtig von uns beurteilt werden, ist ja hinlänglich bekannt; es wirkt immer noch selbst bis in die Gegenwart hinein jene seltsame sentimentale Schwärmerei des vorigen Jahrhunderts nach, die, an ihrer eigenen Kultur irre und überdrüssig geworden, sich an den phantastisch zurecht geputzten Figuren der naiven Wilden ergötzte. Gerade im Hinblick auf die bestiale Rohheit und die systematische Raffiniertheit des Quälens kann man Lippert beistimmen, wenn er behauptet: Die Logik allein ist es, welche wir mit dem Urmenschen qualitativ gemein haben; das Gefühlswesen trennt uns von ihm wie von einer anderen Spezies. (S. 49.) Selbstverständlich wird auch bei jener gemeinsamen Anlage doch der Unterschied der intellektuellen Entwicklung, intensiv und extensiv genommen, nicht hoch genug angeschlagen werden können, da sich hierin nicht zum Wenigsten die Eigenartigkeit unserer modernen Weltanschauung offenbart.

Wenn wir nach diesen allgemeinen Erörterungen dem Inhalt des vorliegenden Werkes näher treten, so verbietet uns die Rücksichtsnahme auf den Raum schon ein weiteres Eingehen auf das Detail. Statt abgerissene, ohne den eigentlichen Zusammenhang doch unverständliche Notizen herauszugreifen, wollen wir uns lieber darauf beschränken zunächst den prinzipiellen Standpunkt des Verfassers zu charakterisieren, um dann noch einige Worte der Gliederung des Materials zu widmen. Dass eine derartige Kulturgeschichte in weiterer Fassung wie sonst gemäß dem Charakter unserer modernen kritischen Forschung voll und ganz auf dem Boden der Erfahrung steht, versteht sich von selbst und bedarf keiner ausführlichen Begründung. Aber es ist eben mit dieser anscheinend so unumstößlich sicheren Basis der Erfahrung ein eigenes Ding; denn unsere eigene spekulativ angelegte Phantasie spielt uns nur zu häufig den Streich ihre eigenen Produkte für objektive Tatsachen des wirklichen Zusammenhanges der Dinge auszugeben. Namentlich eine gewisse mit lautem Gepränge auftretende Richtung, welche alle Vorgänge auf rein äußere, mechanische Ursachen zurückführen will, tut sich nicht wenig darauf zu Gute, mit allen, sogenannten ideellen Momenten

gründlich aufgeräumt zu haben. Viele darwinistische Darstellungen z. B. bekunden unzweideutig eine solche Einseitigkeit und Befangenheit. Dem gegenüber kann das Bekenntnis von Lippert nicht energisch genug betont werden, wenn er sich folgendermaßen äußert: Wenn es schon möglich wäre, den Prozess der Kulturentwickelung so weit zu zergliedern, dass nur noch physikalische Kräfte als die letzten elementaren Faktoren zurückblieben, so dürfte man doch nie übersehen, dass aus diesen Elementen Verbindungen zweiter und höherer Ordnungen im Menschen selbst hervorgehen, welche dann selbst wieder gleich Naturgewalten in die Reihe der wirksamen Faktoren treten. Das ist das spezifisch Menschliche oder, wenn wir es lieber so nennen, das Geistige in der Kulturgeschichte, dessen Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann. (S. 21.) Den letzten und entscheidenden Trieb aber des organischen, sozialen Lebens sieht der Verfasser in der Lebensfürsorge, jenem alten schon von Spinoza entdeckten Prinzip des suum esse conservare, da sich auf allen Stufen der Entwickelung bald schwächer, bald stärker manifestiert. Die räumlich und zeitlich immer mächtigere Entfaltung dieses instinktartigen Faktoren hat die Darstellung dann in einer Reihe von interessanten Ausblicken verfolgt, die sich den verschiedenartigsten Gebieten des technischen, religiösen, mythologischen, sittlichen und rechtlichen Lebens zuwenden. Auf gut Glück greifen wir nur einige charakteristische Typen heraus: die Zähmung des Feuers, die Fortschritte des Werkzeugs als Waffe, der Speisebereitung, des Schmuckes und der Kleidung, die Genuss- und Nahrungsmittel, die Fortschritte der Organisation auf dem Gebiete der Urfamilie, die verschiedenen Formen der Ehe, die Entwickelung der Kulturvorstellungen u. s. w. Wie gesagt ein reiches und unerschöpfliches Gebiet, das umsomehr das Interesse und Nachdenken reizt, als es ja die eigene Geschichte ist, welche sich hier dem Auge des Lesers auftut, wenn auch durch das Mittelglied der dürftigsten und häufig abschreckenden Entwickelungsphasen. Zum Schluss endlich mag noch die überaus gewandte und anschauliche Diktion rühmend hervorgehoben werden.

Bremen. D. Ths. Achelis.



Sprechsaal.

Das Domesday-Buch.

Wenn Herr Dr. Ofner meint: ich habe zwei Briefe von „ungenannten Autoritäten" angeführt, so möchte ich doch daran erinnern, dass ich in Nr. 14 d. Bl. einen „bekannten englischen Gelehrten, den stellvertretenden Vorsitzenden des K. Vereins für Geschichtskunde, von welchem die Anregung zur Domesday-Buch-Feier ausgegangen ist", und den „Hauptbeamten des Staats-Urkunden-Amtes selbst, in welchem die Urschrift des Domesday-Buches liegt", als die Verfasser der Briefe bezeichnete. Die gewiss hinreichend klar Angedeuteten heißen Dr. Hyde Clarke und H. C. Maxwell-Lyte.

Von einem „Missverständnisse" der ursprünglich so bestimmt und tatsächlich hingestellten Erklärung Dr. Ofners: „Beide Annahmen sind gleich unrichtig. Domesday ist die Verballhornung von Domestic. Das Buch hieß Liber Domesticus, Buch der Hausstände, Haushaltungen = Grundbuch", kann nicht wohl die Rede sein. Nach deutscher Sprachregel konnte man das nur so auffassen, dass das Buch diesen Titel wirklich führte. Eine bloße Vermutung, selbst wenn sie stärkere Anhaltspunkte hätte, darf nicht so als eine Tatsache hingestellt werden, wie dies in dem Worte „hieß" ausgedrückt ist. Indessen sagt Herr Dr. Ofner jetzt: „er habe nicht behauptet, dass ‚Liber Domesticus' jemals der offizielle Titel war."

Die englischen Selbstlauter schwanken bekanntlich sehr stark. Man schreibt: „to lose", und spricht: lus. Man schreibt: „Rome"; das ältere Geschlecht aber sprach: Rum. Ich habe Lord John Russell noch so sagen hören. Er sagte auch „obleidsch" (oblige) statt „oblidsch", u. dgl. m. Mundartlich herrscht noch heute die größte Verschiedenheit in den englischen Selbstlautern. Daraus ist also kein Schluss auf „Domesday" oder „Doomsday" zu ziehen.

Dr. Hyde Clarke schreibt mir unterm 21. ds. Mts:

„Dr. Ofner irrt. Wir wussten sehr wohl, was ‚Domboc' bedeutet — nämlich Gesetzbuch. **Ingulph wird als Autorität nicht geachtet** (is not held in esteem as an authority), und die fragliche Stelle ist nicht geeignet, seinen Fürsprechern zu helfen."

Eine von Herrn Maxwell-Lyte, dem Beamten des Staats-Urkunden-Amtes, mir zugehende Mitteilung vom 26. ds. Mts. sagt:

„Die von Dr. Ofner angeführte Autorität Ingulphs ist von zweifelhaftem Charakter. In Sir Thomas Duffus Hardy's ‚Zusammenstellung der Stoffe für Britische Geschichte', Bd. II, S. 61 u. ff. werden Sie einige sehr starke Beweisgründe finden, welche zeigen, dass die ‚Hist. Croyland' eine **mönchische Fälschung** ist, zusammengestoppelt ein Jahrhundert, oder mehr, nach dem Tode von Ingulph selbst."

Der verstorbene Sir T. D. Hardy, der Vorgänger von Herrn Maxwell-Lyte als Deputy Keeper of the Public Record Office', war einer der ersten Fachgelehrten Englands.

Der völlige Austrag einer solchen Frage kann nicht wohl im „Magazin" erfolgen. Allein so bereitwillig ich meinerseits stets jede neue Auffassung oder Vermutung, so auch die von Dr. Ofner, nach Kräften prüfe, so scheinen mir doch die obigen Aeußerungen englischer Fachkenner, deren Einer das Domesday-Buch unter seiner Obhut hat, von erster Bedeutung zu sein.

London, 27. Mai. Karl Blind.



Litterarische Neuigkeiten.

„Jahrbuch der Naturwissenschaften" 1886/87, enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie, Mechanik, Astronomie und mathematische Geographie, Meteorologie und physikalische Geographie, Zoologie, Botanik, Forst- und Landwirtschaft, Mineralogie, Geologie und Erdbebenkunde, Anthropologie und Urgeschichte, Medizin und Physiologie, Länder- und Völkerkunde, Handel und Industrie, Verkehr und Verkehrsmittel, herausgegeben unter Mitwirkung von Fachmännern von Dr. Max Wildermann, mit einer Karte und 25 Holzschnitten. — Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Das Werk wird eine allgemeine Verbreitung und Anerkennung finden.

„Venedig!" Wie ein Zauberwort elektrisiert dieser Name! Und nicht mit Unrecht! Wer jemals das Glück genossen hat, der ewig schönen, so oft besungenen Dogenstadt, mit ihren prachtvollen Palästen, Kirchen etc. einen Besuch abstatten zu können, dem wird die Erinnerung an dieselbe unvergesslich sein. Wir können es daher nur mit Freude begrüßen, dass in der wohlbekannten Kollektion der „Städtebilder und Landschaften aus aller Welt" — Verlag von Cäsar Schmidt in Zürich — das neueste Bändchen „Venedig" aus der Feder des besten Italienkenners, des rühmlichst bekannten Schriftstellers Dr. Gesell-Fels zur Anschauung bringt. Nicht weniger wie fünfunddreißig Original-Abbildungen und ein farbiger Stadtplan schmücken das auch typographisch vortrefflich ausgestattete Bändchen dieser Kollektion. Preis 2 Mark.

„Der Blick ins Nichts". Roman von Sylvius Ferrers. Verlag von Reinhold Werther in Leipzig.) Der Roman hat eine ausgeprägte Eigenart, die sich ebenso in der Wahl des Problems wie in der Behandlung des demselben zu Grunde liegenden sittlichen Gedankens äußert. Völlig befriedigen wird letztere nur diejenigen Leser, die, wie augenscheinlich der Verfasser selbst, auf dem Boden extremster individualistischer Weltanschauung stehen; auf Interesse und Teilnahme darf sie aber bei Allen rechnen, die an einen Roman höhere Ansprüche stellen als den, einige müßige Stunden bequem auszufüllen.

Emile Bergerat: „Le Petit Moreau". Roman. 5e Ed. Paris, Paul Ollendorffs, 1887. 3,50 Fr. Der General Joseph Brunet-Monville stammt aus einer altadligen Militärfamilie. Sein Großvater, der Graf Bernard Brunet de Monville war Oberst in der Leibwache der Königin und bis zur Revolution 1789 Stadthauptmann von Rennes gewesen und hatte es erleben müssen, dass sein ältester Sohn Jacques (der Vater unseres Generals) sich der Revolution anschloss, seine Adelstitel ablegte und an der Seite des unter Napoleon so berühmt gewordenen Moreau für die Freiheit des Volkes focht und sich in allen Kämpfen, an denen er Teil nahm, mit Ruhm bedeckte. Sein jüngerer Bruder Louis hatte mit seinem Vater an den Kämpfen in der Vendée teilgenommen, waren aber nach der Niederlage bei Quiberon nach England geflohen, wo letzterer bald vor Kummer starb, während ersterer 1804 nach Rennes zurückkehrte. Als der Stern Moreaus gesunken war, dankte der Oberst Jacques Brunet-Monville ab und heiratete 1809 die Tochter eines reichen Fabrikanten, welche jedoch die Geburt unseres Helden nur wenige Stunden überlebte, der die Namen Joseph-Jean-Victor-Moreau Brunet-Monville erhielt und in der Folgezeit von seinen Bekannten und Verwandten in Erinnerung an den Lieblingshelden und Waffengefährten seines Vaters „Petit-Moreau" genannt wurde. 1825 verheiratete sich Louis Brunet de Monville mit der jüngsten Schwester seiner Schwägerin, und als ihnen 1828 eine Tochter geboren wurde, welche sie Thérèse nannten, verlobten sie den Säugling mit dem 16jährigen „Petit-Moreau", der sich durch ungeheuere Körperstärke und Mut auszeichnet, sich in Afrika mit Ruhm bedeckt, woher er 37 Jahre alt als Major zurückkehrte und sich mit seiner nunmehr 21jährigen reizenden Muhme Therese vermählt. Vier Töchter wurden den glücklichen Eltern geboren: Claire, Caroline, Julie, Francine. — Im Jahre 1867 wurde Étienne Daman, der geschickteste Goldschmid seiner Zeit und Geschäftsteilhaber der berühmten Firma Roëttiers zu sechsjähriger Verbannung nach „Guyana" wegen Fälschung verurteilt, welche er begangen hatte, um sich nötige Mittel zur Ausbildung und zum Unterhalt seines Sohnes Antoine zu verschaffen, der mehr brauchte als sein Vater verdiente. Die Verurteilung fiel in die Zeit, als sich ein Verhältnis zwischen Antoine und Claire anspann, das nun plötzlich unmöglich geworden war. Der weltmännische Antoine wurde nun, um seine Schuld zu büßen, Goldarbeiter bei Roëttiers und bezog die Dachstube eines leerstehenden Hauses, das seinem Brotherrn gehörte. Bei Claire zeigte sich aber in Folge der erschütternden Ereignisse eine unheilbare Hysterie, der sie erlag, und die sich als erblich erwies, da ihre beiden nächst jüngeren Geschwister in den folgenden zwei Jahren demselben Leiden erlagen, dessen Gründe den Eltern verborgen waren, wenn auch die Mutter eine Ahnung von der Neigung ihrer ältesten Tochter hatte. Der General verließ nun die zu groß gewordene Wohnung und bezog eine kleinere Wohnung am Quai Voltaire mit herrlicher Aussicht. Das Schicksal fügte es, dass die neue Wohnung in eben jenem Hause liegt, in dem auch Antoine (so nennt er sich schlichtweg) weilt.

Ein Zufall will, dass Antoine, obgleich er seinen eigenen Ausgang hat, Francine sieht das Ebenbild Claires, zu der er augenblicklich eine heiße Liebe fühlt. Claire hat von Castagnet eine herrliche Brosche erhalten, als deren Verfertiger ihr der kunstreiche Antoine, ihr „Nachbar", genannt wird, zu dem sie plötzlich eine geheimnisvolle Neigung empfindet, indem sich gleichzeitig die Anfänge des Leidens zeigen, dem ihre Schwestern erlegen sind. Die Mutter ahnt sofort die Neigung ihrer Tochter und beschließt, die Liebenden um jeden Preis vereinigen, damit ihr nicht auch die letzte Tochter entrissen werde. — Dies ist der Wendepunkt des Romanes, denn von nun an verändern sich alle Verhältnisse der handelnden Personen. Castagnet, welcher innige Sehnsucht nach einem Wesen hat, das ihm liebend angehört, will Antoine, den er für elternlos hält, an Kindesstatt annehmen, erfährt aber, dass sein Schützling einen Vater hat, aber nicht, dass dieser ein Züchtling ist. Thérèse setzt gegen den Willen ihres Gemahls, mit dem sie mehr und mehr zerfällt, die Verlobung zwischen Antoine und Francine durch; der General scheint sich mit dem Gedanken auszusöhnen, und da ihm für den bevorstehenden Krieg mit Deutschland eine bedeutsame Rolle zugedacht ist, hebt sich sein Lebensmut und Alles scheint gut werden zu sollen, da — die Verlobung soll eben in der Familie gefeiert werden — bekennt Antoine, von dem ahnungslosen General herausgefordert, dass er der Sohn des Sträflings Daman ist. Der General weist dem Geknickten, der indessen das Bewusstsein erfüllter Kindespflicht hat, die Tür; Claire bricht unter den Anzeichen eines zweiten Anfalles des erblichen Leidens zusammen; Castagnet ist in Verzweiflung; Thérèse beschließt die Vereinigung der Liebenden doch durchzusetzen, weil sie nun so ihr Kind retten kann. — Zu Hause angelangt, findet Antoine seinen Vater, welcher ohne sein Wissen begnadigt worden ist. Dieser ringt seinem Sohne das Geständnis seines Unglücks ab und fasst nun seine Entschlüsse.

Bis hierher ist der Roman meisterhaft und durchaus gedankenrichtig und gedankenreich entwickelt. Der Umstand dass alles Unglück der Familie des Petit-Moreau sich aus der doppelten Verwandtenehe entwickelt, macht das Werk zu einem Tendenzromane, der sich gegen die Heirat Blutsverwandter richtet. Die Gemütsart und das Wesen des Petit-Moreau sowie seines Freundes Castagnet sind vortrefflich dargelegt und begründet. Francine und Antoine sind hübsch und scharf gezeichnet; Frau Thérèse muss etwas weniger deutlich dargestellt sein, um ihr Wesen später in der gewünschten Richtung sich entwickeln lassen zu können.

Von nun an wird die Darstellung überspannt. Nach einer Unterredung mit Frau Thérèse ertränkt sich Étienne Daman in der Seine, nachdem er zuvor noch eine Lebensmüde dem Tode in den Fluten entrissen hat. Étienne will seinem Sohne nicht hinderlich sein. Antoine, der seinen Vater sucht, geht schließlich zu Castagnet, der von dem Ende Étiennes weiß und den Sohn tröstet und vorläufig bei sich aufnimmt. Der General kommt auch und will schließlich seine Einwilligung zur Ehe geben, wenn Antoine sich von Castagnet an Kindesstatt annehmen lässt. Dieses weigert Antoine und nun scheint Alles aus zu sein, denn am nächsten Morgen soll der General nach Afrika abreisen, um dort Truppenaushebungen zu leiten. Die Generalin, halb wahnsinnig und von tiefem Hasse gegen den harten, einst so geliebten Gatten erfüllt, macht in der letzten Nacht einen Mordversuch gegen den General, der mislingt. Die Verwundung erklärt Petit-Moreau seinem Burschen gegenüber als Folge eines versuchten Selbstmordes, besteht aber auf der Weigerung, seine Einwilligung zu geben. Mit Castagnets Hülfe erzwingt nun Thérèse die Vereinigung zwischen Antoine und Francine und, indem sie so den General vor Tatsachen stellt, dessen Einwilligung zur sofortigen Hochzeit auf dem Familienschlosse in der Bretagne, wozu Thérèse insgeheim alle Vorbereitungen getroffen hat. Der Standesbeamte und der Ortsgeistliche haben in ihre Register den Namen des Bräutigams als d'Aman eingetragen (das wären schöne Behörden!), der Petit-Moreau ist gleich nach der Messe abgefahren, hat den ihm angelegten Verband gelöst und durch Verbluten seinem Leben ein Ende gemacht. So ist er gestorben, ohne den Seinen verziehen zu haben. Der tapfere General von ehemals hat seinen Familienangelegenheiten wegen, wochenlang die ihm übertragene Aufgabe ungelöst gelassen und sich derselben schließlich durch Selbstmord entzogen. Der versuchte Gattenmord bleibt ungerächt: mit mehr als einem Misston wird die erzwungene Hochzeit gefeiert und das junge Paar geht sicher einer trüben Zukunft entgegen. — Schade, sagt man sich, dass ein so trefflich begonnener Roman einen so blassen, unwahrscheinlichen, ja unangenehm berührenden Schluss hat.

Ernst Wicherts neuester Roman, „Der große Kurfürst in Preußen" ist mit der vor Kurzem erschienenen dritten Abteilung „Christian Ludwig von Kalckstein" nunmehr komplett geworden.

„Die Gesundheitspflege in der Mittelschule". Hygiene des Körpers nebst beiläufigen Bemerkungen von Dr. Leo Burgerstein. (Wien, Alfred Hölder.) Pädagogen sollten nicht versäumen, das Buch zu lesen.

Hanna Schomacker: „Bunte Märchen.“ — Leipzig 1887. Wilhelm Friedrich. Der Referent ist altmodisch und daher gegen weibliche Schriftsteller im Allgemeinen wenig freundlich gesinnt. Das Anathema der Schriftstellerinnen kann ihm nicht entgehen, und seine Meinung wird wohl von keinem Leser des „Magazins“ geteilt; umsomehr muss er betonen, dass er der weiblichen Jugendschriftstellerei, namentlich der weiblichen Märchendichtung längst aus voller Ueberzeugung seine Sympathie zugewendet hat. Sind doch Frauen Verfasser der herrlichsten Kunstmärchen in Lohmeyers „Deutscher Jugend“, Märchen, die als echte Perlen sich dreist neben die besten des Altvaters Andersen stellen dürfen! Die Verfasserin der „Bunten Märchen“ darf getrost dasselbe Lob beanspruchen. Durchaus im Geiste Andersens, aber fast völlig frei von seiner mitunter übertriebenen Manier führt sie uns eine Reihe von Kunstmärchen vor, die sich mitunter an bekannte Märchenmotive anlehnen, zum grösseren Teile aber völlig selbständig sind und in ihrer frischen und ungezwungenen Ursprünglichkeit selbst auf ernste Männer ihres bleibenden Eindrucks nicht verfehlen werden, in dem Herzen unserer gebildeten Frauenwelt aber ohne Zweifel einen dauernden Platz gewinnen. Es sind nur zehn Märchen, aber alle vortrefflich; die meisten werden dauernd unserer Litteraturgeschichte angehören. L. F.

„Die Dulderin.“ Von Eugen von Jagow. Leipzig, J. J. Heines Verlag. 1887. Eine schmucklose Chronik ist es, einfach gehalten, ohne jeglichen phantastischen Flittertand, die dadurch gerade, dass der Verfasser absichtlich auf kunstvolle Schürzung verzichtete, vermöge ihrer Wahrheit die Teilnahme zu fesseln weiß. Die Dulderin weilt getrennt von dem lieblosen Gatten, an dessen Seite sie nur rauhe Tage sah, und der Undank des Erstgeborenen verstößt sie später in Dürftigkeit, die mit ihr die übrigen Kinder zu teilen gezwungen sind, von dem älteren Bruder um das Erbe nichtswürdig betrogen. Zorniger Hass sprüht unter der Feder des Chronisten zuweilen, dass die Annahme nicht ungerechtfertigt erscheint, Rache heiße der Dämon, der das Werk hat entstehen lassen. Der letzte Hauch des armen, alten, sterbenden Mütterchens formt sich nicht zu einer der üblichen süßsinnigen poetischen Betrachtungen, sondern der spaßhafte Zufall setzt höchst prosaisch das Wörtchen Tabaksmonopol als Punktum auf die starrenden Lippen. Nicht übel! Wär' es nicht ein wirkliches Erlebnis, hätte Jagow diesen Zug selber erfunden, durfte man ihn beinahe einen Dichter schelten. A. R.

„Die deutsche Sappho“ (Anna Luise Karschin), ihr Leben und Dichten. Ein Litteratur- und Kulturbild aus dem Zeitalter Friedrich des Großen. Von Dr. Adolph Kohut. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1887.) Wir besitzen noch keine erschöpfende Biographie und Charakteristik der „deutschen Sappho“, wie Anna Luise Karschin von ihren Zeitgenossen genannt wurde. Zum ersten Male bietet hier nun der bekannte Litteratur- und Kulturhistoriker Dr. Adolph Kohut eine aus den besten Quellen geschöpfte biographische Charakteristik der durch ihre tragischen Schicksale, wie ihre Natur-, Volks- und Kriegsdichtungen und Improvisationen merkwürdigen Frau. In anziehender und fesselnder Weise schildert er die Beziehungen der Karschin zu ihren berühmten Zeitgenossen, wie Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm II., Ferdinand von Braunschweig, Prinz Heinrich, G. E. Lessing, Moses Mendelssohn, Gleim, Sulzer, Klopstock, Wöllner, Graf von Hertzberg und Andere. Das Werk ist sehr volkstümlich und in glänzendem Stil geschrieben und kostet, trotz der eleganten Ausstattung nur 2 M. 50 Pf. Wir empfehlen das hochinteressante Buch allen Gebildeten als eine ebenso unterhaltende wie anregende Lektüre.

„Hogarths Werke“, eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen, mit Text von G. Ch. Lichtenberg, revidiert und vervollständigt von Dr. Paul Schumann. Dritte Auflage. Heft 24/25. — Leipzig-Reudnitz, A. H. Payne.

Erschienene Neuigkeiten.

„Collection of british authors“ (Tauchnitz-Edition). Bd. 2457/58. Lady Branksmere von dem Verfasser von Molly Brown. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

„Bibliothek der gesammten Naturwissenschaften“, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. Otto Dammer, mit Farbendrucktafeln und Holzschnitten. Lieferung 2. — Stuttgart, Otto Weisert.

„Die Gegner Edgars — und ihre Leistungen“ von L. von Hammerstein. — Trier, Paulinus Druckerei.

„Ilse.“ Eine Harzmär von Jul. Ad. Eg. — Leipzig, Rengersche Buchhandlung.

„Musiklexikon“ von Dr. Hugo Riemann. Dritte Auflage, 13/16. Lieferung. — Leipzig, Max Hesses Verlag.

„Lateinische Uebungssätze zur Casuslehre.“ Aus Q. Curtius Rufus im Anschluss an die lateinische Schulgrammatik von K. Schmidt und die Memorabilia Alexandri Magni von K. Schmidt und O. Gehlen, zusammengestellt von Prof. F. H. Korb. — Prag, H. Dominicus.

„Moderne Klänge.“ Dichtungen von Bogumil Curtius. — Berlin, Wilhelm Latte.

„Bonifacius, der Apostel der Deutschen und die Slavenapostel Constantinos (Cyrillus) und Methodios“, eine historische Parallele von Constantin Ritter von Höfler. — Prag, H. Dominicus.

„Die Politik des Unbewussten“ von Malthus II. — Eine höchst lesenswerte Schrift, auf die wir seiner Zeit noch zurückkommen werden. — Leipzig, Rengersche Buchhandlung.

„Diederich von dem Werder.“ Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts von Dr. Georg Witkowski. — Leipzig, Veit & Komp.

„Ludwig Uhland“, seine Darstellung der Volksdichtung und das Volkstümliche in seinen Gedichten von Dr. Georg Hassenstein. — Leipzig, Carl Reißner.

„Die Hygiene der Liebe“ von Paul Mantegazza, nach der vierten Auflage aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen. — Jena, Hermann Costenoble.

„Am Hoftheater“ von Hartl Mitius, mit dem Bilde und Facsimile der Verfasserin. — Leipzig, Feodor Reinboth.

„Europäische Wanderbilder“ Nr. 17/20. Der Mont Cenis von V. Barbier. Mit 75 Illustrationen nebst 2 Karten. — Zürich, Orell Füssli & Co.

„Von der Ostsee bis zum Nordcap.“ Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen von Ferdinand Krauß. Lieferung 9/13. — Neutitschein, Rainer Hosch.

„Ueber die Stoffe altdeutscher Poesie“ von Dr. S. Gelbaus. — Berlin, Stuhrsche Buchhandlung.

„Der Komödianten-Roman“ von Scarron, übersetzt und eingeleitet von Karl Saar. 3 Bände. — Stuttgart, W. Spemann.

„Abendröte.“ Psychologische Betrachtungen von Paul Lanzky. — Berlin, Carl Dunckers Verlag.

Ausländische Neuigkeiten.

„Les contemporains“, études et portraits littéraires von Jules Lemaitre. — Paris, H. Lecène & H. Oudin, rue Bonaparte 17.

„Il novello giobbe“, vita romantica per saggio d'un nuovo genere di romanzi. — Bologna, Tip. Militare (già delle Scienze.

„Storia del Risorgimento Italiano“, narrata da Francesco Bertolini, splendidamente illustrata da Edoardo Matania. — Milano, Fratelli Treves.

„Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution“, showing the operations, expenditures, and condition of the institution for the Year 1884. part II. — Washington, Government printing office.

„Mefistofele nel Faust del Goethe von Dott. Girolamo Curto. — Messina, tip. del. progresso.

„Les matières premières et leur emploi dans les divers usages de la vie par le Dr. F. Genevoix. — Paris, Felix Alcan.

„La photographie“, son histoire, ses procédés, ses applications par H. Gossin. Avec 29 figures dans le texte. — Paris, Felix Alcan, 108 Boulevard Saint-Germain.

„Charon“, sermons from styx by Frederick the Great the king of Prussia. — London, W. H. Alcan & Co., 13 Waterloo place.

„Systeme de la syllabique et de l'articulation des sons graves et des aigus par Anselme Ricard. — Paris, Gustav Neugebauer.

„Nordens historie“ von N. Bache. 53. (Schlussheft. — Kopenhagen, Verlagsbureau.

Alle für das „Magazin“ bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“ Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 26. Leipzig, den 25. Juni. 1887.

Inhalt:

Wiener Autoren.

V.

Hans Grasberger.

(Nebst einer Ergänzung zur Charakteristik Ludwig Hevesis.)

Von Ernst Wechsler.

In meinen Aufsatz, der sich mit Ludwig Hevesi*) befasst, hat sich leider ein Irrtum eingeschlichen, der um so bedauerlicher ist, da durch ihn meine Arbeit den Charakter der Vollständigkeit wesentlich einbüßen musste; ich behauptete nämlich, dass nur die drei Werke: „Auf der Schneide“, „Neues Geschichtenbuch“ und „Auf der Sonnenseite“ Hevesis Namen berühmt machten, während die übrigen Werke, von denen ich zwei in der Bibliographie anführte, ohne rechten Erfolg geblieben zu sein scheinen. Ich muss heute diesen Ausspruch insofern einschränken, als die genannten Bücher Hevesi nur im deutschen Publikum allgeachtet machten, denn vor mir liegt ein Werk dieses Autors, welches allerdings in Deutschland so ziemlich unbekannt geblieben, aber in Ungarn und — Finnland einer beispiellosen Popularität genießt. Ich glaube, nur der Umstand, dass dieses Buch in einem Pesther Verlag erschienen, trägt die Schuld an der geringen Verbreitung desselben bei uns; und doch verdiente es auch bei uns die größte Beachtung, übrigens bin ich vollauf überzeugt, über kurz oder lang wird dieses Buch von Tausenden ebenso geschätzt werden, wie ich es schätze. Wenn ich daher heute des Ausführlicheren auf „Des Schneidergesellen Andreas Jelky Abenteuer in vier Weltteilen“*) zurückkomme, so will ich meinen Fehler gut machen, zumal es mir sämmtliche Leser Dank wissen werden, sie auf das Buch eindringlich aufmerksam gemacht zu haben.

Andreas Jelky ist keine erfundene Gestalt, sondern ein Schneidergeselle aus Baja, welcher das Vaterhaus verlässt und in allen Teilen der Welt die unerhörtesten Abenteuer erlebt, bis er schließlich zu höchsten Würden und Aemtern gelangt. Es ist kaum glaublich, dass noch Niemand auf diesen Stoff gekommen ist; Hevesi selbst ist nur durch einen Zufall auf ihn gestoßen und giebt in der Vorrede mehrere historische Quellen an, aus denen er die Daten zu seinem Volksbuch schöpfte. Bevor ich auseinander setze, mit welcher Kunst der Autor sein Material bearbeitete, will ich in gedrängter Kürze den Inhalt des Buches angeben, das an Spannung mit den Romanen eines Dumas und Sue wetteifert.

*) „Magazin“ Nr. 3 dieses Jahrganges.

*) Nach historischen Quellen zum ersten Mal ausführlich dargestellt. Mit sechs Holzschnitten nach Zeichnungen von Johann Greguß. Budapest. Franklin-Verein. Ungarische litterarische Anstalt und Buchdruckerei 1879.

Der ehrsame ungarische Schneidergeselle Andreas Jelky also nimmt Abschied von seinen Eltern und wandert nach Wien zu seinem Bruder Joseph Jelky, dem kaiserlich-königlichen Hofgarderobeschneider; dort hält es ihn aber nicht lange und er macht sich auf den Weg nach Paris zum Schneidermeister Dupont, der ihn in die Geheimnisse, einen vollendeten Frack zu erzeugen, einweihen soll. Dieses Reiseziel erreicht er aber nie, denn nun besteht er ein Abenteuer ums andere. In Aschaffenburg entgeht er nur durch die List einer bestochenen Wäscherin der Gefahr gewaltsam in die Uniform eines preußischen Gardisten gesteckt zu werden; auf hessischem Boden, in Hanau, ereilt ihn tatsächlich ein ähnliches Geschick: der Landgraf von Hessen lässt die kräftigen jungen Burschen in seinem Lande einfangen, ob sie nun seine Untertanen seien oder nicht, verkauft sie per Stück um 40 Thaler an den König von Großbritannien, der lässt sie nach Amerika transportieren und zwingt sie dort, Urwälder auszuroden. Nur durch einen verzweifelten Sprung ins Wasser rettet sich Jelky aus dieser entsetzlichen Lage und kommt unangefochten nach Rotterdam. Dort lockt ihn ein fremder Herr auf sein Schiff, stößt ihn meuchlings in den Kielraum hinunter; er macht die traurige Entdeckung, dass er das 85. Opfer eines Seelenverkäufers ist, welcher durch den Erlös aus verkauften lebendigen Menschenleibern bereits ein steinreicher Mann geworden. Während Andreas Jelky an Gottes Fürsehung verzweifelt, bricht ein grässlicher Sturm los, der die Gefangenen aus ihrem trockenen Grab für einen Moment befreit, um sie dann für immer ins nasse zu betten. Alle, Mannschaft und Gefangene, kommen um, nur Jelky rettet sich; nach kurzem Aufenthalt in einem Fischerdorf nimmt ihn ein Schiff auf, das nach Surinam segelt. Er wird auf der Rückfahrt, weil er vom geizigen Kapitän seinen Arbeitslohn fordert, aus Strafe in Lissabon ausgesetzt und da er keinen Pfennig in der Tasche hat, nimmt er mit Freuden die Gastfreundschaft einer Bettlerschaar an. Nicht lange darauf findet er als Arbeiter in einem Schiffe, der „Möve“, Unterkunft, ein tiefes Heimweh befällt ihn und er kann kaum den Moment erwarten, wo er wieder die Seinigen sieht. Die „Möve“ wird leider von einem Piratenschiff geentert und der gute Andreas segelt als zukünftiger Sklave nach Afrika, nach Bona. Er wird von einem reichen Muselmann Ali Hussein angekauft, zu einem Mohren „geschwärzt“ und hat das Amt die Lieblingskatze seines Gebietes zu hegen und zu pflegen. Diese angenehme Stellung erregt den Neid eines seiner Kollegen, der das edle Tier heimlich tödtet, die Schuld der Missetat wird auf Andreas gewälzt, welcher zu qualvollster Arbeit verdammt wird. Er muss seinen Feind auf die See rudern, stürzt seinen Gegner in die Tiefen, segelt hinaus in die Weite und ein glücklicher Zufall will's, dass auf den Halbverschmachteten ein portugiesisches Schiff stößt, das nach China segelt. Es läuft im Hafen von Makao ein, er macht einen Rundgang durch die Stadt und wird, weil er vor einem vorüberwandernden Mandarin ahnungslos die nötigen Reverenzen unterlässt, vor den Beleidigten gebracht, der ihn zu 100 Streichen mit dem Bambus auf den Bauch verurteilt. Die allmächtige Köchin des Mandarins erbarmt sich seiner und verwendet ihn als Küchengehülfen. Es gelingt ihm zu entfliehen und er segelt, nach einem glücklich überstandenen Intermezzo, auf einer chinesischen Dschunke nach Kanton. Hier wird er ausgesetzt und er verdingt sich, nur um sein Leben zu fristen, bei der holländischen Niederlassung als Soldat. Die Besatzung von Kanton wird nach Batavia zurückbeordert, dort erlangt er durch eine glückliche Operation an den Hosen des Statthalters die Gunst desselben, er übt sein Schneiderhandwerk aus, heiratet und lebt einige Zeit recht glücklich. Die Frau Statthalterin ist dem Pärchen abhold, und nach dem köstlichen Hahnenkampf, den wir noch unten erwähnen werden, wird er auf deren Veranlassung von seinem Weibchen getrennt und zu einer halsbrecherischen militärischen Operation auf der Insel Ceylon beordert. In Colombo, der Hauptstadt Ceylons, erobert er den heiligen Zahn des Buddha, mit Hilfe des eifersüchtigen Säulen-Heiligen Ramayun; gerät aber auf der Insel Ternate in die Hände der menschenfressenden Papuas; eine Eingeborene verliebt sich in ihn, rettet mit knapper Not den Gegenstand ihres Herzens vor dem Appetit ihrer Stammesgenossen und entflieht mit ihm, ihren zwei Brüdern unter der göttlichen Obhut eines Fetisch, der in Wahrheit ein simpler europäischer Pfropfzieher ist, auf die Insel der Namenlosen, so benannt, weil seit Jahren kein Mensch dorthin gekommen, die weißen Gebeine der einstmaligen Bewohner, die sich gegenseitig aufgefressen, liegen zerstreut herum, werden von den Brüdern zu Skeletten geordnet und auf dem Gestade der Insel aufgerichtet. Sie leben nun eine Zeitlang in glücklich-patriarchalischem Zustand, bis sie durch das Herannahen der Papuas, die sie überall vergeblich gesucht und nun mit Recht auf dieser Insel vermuten, in Todesangst versetzt werden; mit ihren Kräften allein können sich die Vier unmöglich verteidigen, sie benutzen den Aberglauben der Menschenfresser, bewehren die ragenden Gerippe mit Geschossen und schießen von einem Versteck aus auf die Feinde, so dass es den Anschein hat, als kämen die Pfeile aus der Hand der Todten. Die List gelingt glänzend, in toller Angst jagen die Menschenfresser davon. Einer der Verwundeten aber rettet sich auf die Insel, belauscht die Leute, wird schließlich festgenommen und entgeht nur durch das Mitleid Jelkys dem sichern Tode. Der Undankbare aber stiehlt eines der Bote und entflieht; die Vier, um nicht verraten zu werden, segeln ihm nach, holen ihn ein, im Verteidigungskampfe trifft er die Schwester mit seinem Pfeile, schließlich wird er überwunden

nd getödet, die drei Männer segeln mit der sterbenen Schwester zur Insel zurück. Bald darauf stirbt elkys treue Lebensretterin, ihm wird das Leben auf ieser traurig-schönen Scholle zu größter Qual; mit llstem Jubel begrüßt er ein nahendes Schiff, das n nach Batavia zurückbringt. Wie ein vom Jenseits ırückgekehrter wird er vom Statthalter, von seinem auernden Weibchen empfangen und nun beginnen r ihn die Tage des Glücks. Er erhält eine Ausichnung nach der andern, wird Kapitän, geheimer at der holländischen Regierung, Botschafter am ofe des Kaisers von Japan, krönt den Königssohn m Banda, kurz: er ist ein berühmter, beliebter ann. Nach dem Tode seiner Frau wandert er mit inen Töchtern nach Europa zurück, besucht die milien seiner Brüder, die Gräber seiner Eltern, rd von Kaiser Joseph II. besonders ausgezeichnet d beschließt endlich seinen merkwürdigen Lebensuf als Opfer der Schwindsucht.

Schon diese seltsamen und krausen Abenteuer ıer in ihrer Art einzig dastehenden historischen rsönlichkeit im chronikförmigen Stil zu schildern, äre für einen Schriftsteller das dankbarste literische Unternehmen; betrachtet man aber die Kunst, t der Hevesi den spannendsten aller Stoffe behanlt, den Tumult bizarrster Ereignisse lebensvollhterisch dargestellt hat, so muss man sagen, dass r in dem Buche Hevesis ein Werk besitzen, das den Kleinodien unserer Literatur gerechnet werden ıss. Es ist nicht nur ein Volks- und Jugendbuch ersten Ranges, es ist auch für den strengsten terarischen Feinschmecker ein auserlesener Genuss. n humoristischer Orbis pictus, eine kulturhistorische riosität — das wären zwei Nebenbezeichnungen ses Buches: vier Welttheile ziehen in glänzenden hilderungen an uns vorüber, ob wir in den Straßen tterdams weilen oder uns mitten im gräulichsten esturm befinden — überall ist eine echte dichterische stische, naturtreue Darstellung vorhanden; ob vesi den deutschen Werbeoffizier, den portugiesien Bettler, den buddhistischen Heiligen, den nschenfressenden Papua, die holländische Stattlterin, die chinesische Köchin uns vorführt — es d alle prachtvolle Typen, echte Menschen! Das kein abenteuerliches Reisebuch, um die Phantasie r Kinder zu verderben, das ist kein Kolportageman, in dem ein Held die unglaublichsten Schicke erlebt, — es ist eine charakteristische, humorkelnde, farbenglitzernde Vorführung aller Menschen d Erdstriche, mit denen Jelky bekannt wird, und rum folgen wir mit dem höchsten Interesse seinem benslauf. Es ist eine so geschickte, ja geniale schung von Wahrscheinlichkeit und Phantastik, e wir sie bisher selten gefunden haben. Die Lust vesis, Karrikaturen zu liefern, aus denen man h mit Leichtigkeit das Original konstruieren kann d die an und für sich schon uns die beste Vorllung vom Original erwecken, diese Lust, die ein physiognomischer Hauptbestandteil der drei von uns bereits skizzierten Bücher Hevesis bildet, treibt hier ihre schönsten, kostbarsten Blüten. Wer so die groteske Höflichkeit portugiesischer Bettler, die peinliche Reinlichkeit der Holländerinnen, das wunderbare Hahngefecht in Batavia, die Frömmigkeit des von Ungeziefern geplagten Heiligen karrikiren kann, das ist ein Humorist von Gottes Gnaden! Oft macht sein Humor die tollsten Sprünge, z. B. wenn Hevesi einen Papua steif und fest behaupten lässt, es gäbe unter ihnen Hexenmeister, die in ihr eigenes Ohr kriechen und dieses hinterher verschlucken, um total unsichtbar zu werden. Ich kann dem Buche mit gutem Gewissen das Lob erteilen, dass es würdig ist neben die Robinsonade gestellt zu werden. Für die Jugend ist dieses Werk von unschätzbarem Werte, denn es lehrt an einem wundersamen Beispiel, dass Tapferkeit, Ehrlichkeit sich überall durchschlägt. Dass der Held ein Ungar ist, hat wenigstens dem Buch in Ungarn zum verdienten Erfolg geholfen; es ist aber auch, wie gesagt, in Finnland ein Volksbuch geworden: es erschien dort 1875 zu Helsingfors. Der Philolog Szinnyey, der das Land vor einigen Jahren studierte, schrieb damals in einem seiner Aufsätze, dass ihn sein Kutscher, ein sechszehnjähriger Bursche, auf einer tagelangen Karriolfahrt mit der detaillierten Erzählung von Andraes Jelkys Schicksalen unterhalten habe, wobei er mit Stolz bemerkte, er habe sich das Buch aus seinen Ersparnissen gekauft, wie so viele seiner Bekannten. — Auch eine französische Uebersetzung ist der Beendigung nahe. Wir müssten von rechtswegen noch viele Stellen erwähnen, wie die prächtige Schilderung der Opiumphantasien, der Eroberung des heiligen Buddhazahnes — aber wir fürchten, den Raum des Blattes auf Kosten des übrigen Inhaltes zu sehr in Anspruch zu nehmen. Wir legen zum Schlusse das Buch Hevesis den Lesern besonders ans Herz; wäre dasselbe nicht ein veritabler literarischer Treffer, wir hätten uns kaum zu einer so ausführlichen Ergänzung entschlossen.

Von dem sprühenden, schier betäubenden, alle Sinne in Anspruch nehmenden Wesen Hevesis wenden wir uns zu einer ruhigeren, schlichteren Persönlichkeit, welche durch ihr dichterisches und kritisches Wirken einen Ehrenplatz im Wiener litterarischen Leben einnimmt; weniger glänzend als Hevesi, nicht so stürmisch den Leser erobernd als dieser merkwürdige Humorist ist Hans Grasberger, der sich allmählich, aber sicher die Gunst und die Achtung des Publikums erringt. Da seine Eigenart leichter zu erfassen und darzustellen ist, so bedarf die Charakteristik dieses Autors nicht so ausführlicher Erörterungen, als sie vorhin nötig waren.

Hans Grasberger*) wurde — so berichtet

*) Bibliographie. „Sonette aus dem Orient.“ Bremen, Kühtmann. — (Mir nicht bekannt). „Singen und Sagen.“ Gedichte. Gotthard. — „Le Rime de Michelangelo Buonarrotti.“ Nachdichtungen. Bremen, Küht-

ein uns vorliegendes curriculum vitae — am 2. Mai 1836 im obersteierischen Marktflecken Obdach als neuntes von 10 Kindern gänzlich verarmter bürgerlicher Ehelente geboren. Vom Schulmeister des Ortes musikalisch notdürftig vorbereitet, kam er im Oktober 1849 als Sängerknabe in das Benediktinerstift St. Lambrecht, in welchem er als in einer autorisierten Lehranstalt bis 1853 in den Gegenständen der sechs untersten Gymnasialklassen unterrichtet wurde. 1854—1855 war er im Gymnasium zu Klagenfurt, welches er absolvierte; 1855—1859 widmete er sich den juristischen Studien in Wien. Im letzten dieser Studienjahre beteiligte er sich mit poetischen Beiträgen an dem von Studierenden der Wiener Universität herausgegebenen „Album zur Schillerfeier", und, von einem landsmännischen Freund hierzu ausgerüstet, an der vom konservativen Severinus-Verein veranstalteten österlichen Pilgerfahrt nach Jerusalem. Mit Reisebriefen über diese Orientfahrt debutierte er im „Oesterreichischen Volksfreund", welches Tageblatt besagter Landsmann herausgab. Zurückgekehrt trat Grasberger zunächst in eine Advokaten-Kanzlei, deren Praxis ihm aber auf die Länge nicht zusagte. So vollzog sich der eigentlich schon vorbereitete Uebergang in ein Zeitungsbureau leicht. 1861—1864 gehörte Grasberger dem „Volksfreund" als politischer Artikelschreiber an, zuletzt das Blatt leitend und zeichnend; 1865 war er in der Redaktion der Zangschen „Presse". Ins Jahr 1867 fällt seine erste Reise nach Italien, der nach und nach vier weitere Romfahrten folgen sollten; bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges war Grasberger fast ununterbrochen in Rom, erst für unterschiedliche deutsche Blätter korrespondierend, dann als Spezial-Berichterstatter der schon gedachten „Presse". In Italien schulte sich sein lebhaftes Kunstinteresse, qualifizierte sich seine Prosa zum Feuilleton. Als Kunstreferent und Feuilleton-Redakteur kehrte er dann auch ins Bureau der „Presse" zurück, und in ersterer Eigenschaft verblieb er bei dem Blatte bis zum Frühling des Jahres 1883. Politischer Meinungsverschiedenheit wegen löste er das Verhältnis und folgte der Einladung, als Kunstreferent der „Deutschen Zeitung", einem liberalen Blatte, beizutreten, dem er auch bis zum heutigen Tage angehört. Wer so lange im Dienst der Journalistik steht, ist selbstverständlich oftmals in die Versuchung, oft in die bitterste Notwendigkeit gekommen, die Wahrheit zu fälschen oder der Lüge vor ihr den Vorzug zu geben; es dürften wahrhaftig wenig Journalisten leben, die dieser Lockung oder zwingenden Notwendigkeit stets widerstanden haben, und einer dieser Wenigen ist Hans Grasberger. In Wiener litterarischen Kreisen kennt man das ehr... zurückgezogene Wesen Grasbergers zur Genüge; ... Tätigkeit als Kritiker wird höchst geschätzt, ... kann sogar mit gutem Gewissen behaupten, dass ... dermalen in ganz Oesterreich nicht drei Kunstkriti... giebt, deren Urteil so maßgebend ist als das Gra... bergers. Die Künstlergilde, die sonst der Kri... gegenüber eine allerdings oft gerechtfertigte ... näsige Haltung bewahrt, macht in dieser Richt... bei Grasberger eine gewichtige Ausnahme. A... selbst dem Laien müssen die zierlich-sorgfälti... auch oft recht derben Feuilletons Grasbergers behag...

Leider ist seine schöpferische, dichterische Tä... keit im weiten Publikum noch nicht in gebühren... Weise gewürdigt; mag dies dem Umstande entstam... dass Grasberger der Menge absolut nicht die ... ringsten Konzessionen machen will und nur sei... strengsten künstlerischen Gewissen Gehör sch... oder weil er jegliche Reklame verachtet — ... verhältnismäßig sehr wenige wissen, dass Gras... als Dichter Schönes und Treffliches leistet, und ... sein gut Teil zur bleibenden österreichischen Litte... beigetragen hat.

Ueber seine dialektischen Dichtungen: „Z... Mitnahm", „Nix für unguet", „Plodersam" ... traue ich mir kein entschiedenes Urteil abzug... da ich auf diesem Gebiete zu wenig bewandert ... doch machen sämmtliche Schriften auf mich den ... druck, dass Grasberger prächtig den Volkston ... den Dialekt vollkommen bemeistert und das ... Witz und Satire reichlich zur Verfügung ... Jedermann wird sich, der auch nur halbwegs ... kärntnisch-steiermärkischen Dialekts mächtig ... seinen Erzählungen, z. B. die „Kieselsuppe" ... Das Volk war ihm für seine Schöpfungen ... sehr dankbar, denn viele seiner Schnadahüpf... werden auf den Bergen gesungen, als wären ... dort und nicht im Herzen des Poeten ... den. Dass aber auch ein großer litterari... Werth den Poesien innewohnt, besagt deutlich ... Urteil einer Autorität auf diesem Gebiete: Ro... stellt Grasberger neben einen der bedeutend... österreichischen Volksdichter, neben Stelzhammer.

Ein großes Verdienst hat sich Grasberger ... den Nachdichtungen der „rime de Michela... Buonarroti" erworben; nur einem feinfühligen ... Poeten konnte dieses schwierige Unternehm... vorzüglich gelingen; ich glaube kaum, dass es ... besseres Buch giebt, um in den Geist der Dichtu... des großen italienischen Künstlers einzudringen. ... berger hat ihm seiner Zeit ein überschwängli... Lob gewidmet und es ist wirklich schade, dass ... Grasberger auf diesem Gebiete nicht weiter ... tätigt hat.

Seine neuhochdeutschen Gedichte: „Singen u... Sagen", „Aus dem Karneval der Liebe" bie... viel Schönes, Gemütvolles neben manchem Wertlo... Das erste Buch ist, soviel ich mich dessen noch ...

mann. „Aus dem Karneval der Liebe." Gedichte. Stuttgart, Kröner. — „Zahn Mitnahm" (Gedichte in steirisch-kärntnerischer Mundart). Wien. Zamarski. — „A Wanderbüachl" — „Nix für unguet." Schnaderhüpfeln. Leipzig. Liebeskind. — „Plodersam" Geistli'n Geschicht'n. Leipzig. Liebeskind. „Aus der ewigen Stadt." Novellen. Leipzig. Liebeskind.

nnern kann, die Leistung eines poetisch empfinden-
en und poetisch gestaltenden Mannes, die aber —
it Ausnahme einiger wirklich gelungenen Piecen —
icht viel über das Mittelmaß der sogenannten
vielversprechenden Talente“ emporragt. Der „Karne-
al der Liebe“ ist zweifelsohne viel besser, markiger,
lbst in den misslungenen Teilen tritt eine Eigenart
ärker zum Vorschein. Eine anerkennenswerte Form-
ewandtheit drückt die Leidenschaft, den Schmerz,
ie flotten Launen des Dichters bezeichnend aus.
an lese z. B. folgendes Gedicht:

Auf, schwingt euch im Reigen,
Ihr kosenden Paare,
Lasst glühen die Wangen
Und pochen die Brust!
Wir leben im Heute
Und spotten der Jahre
Und leeren den Becher
Und büßen die Lust.

Dem Takte gehorchen
Die hüpfenden Beine,
Doch freier und rascher
Darf wallen das Blut.
Du bist nicht die Meine,
Ich bin nicht der Deine,
Zur lockenden Stunde
Doch sind wir uns gut.

Lasst Rosen uns pflücken
Im Garten des Lebens,
Drin Blüten an Blüten
Der Lenz uns gereiht;
Wir finden sie nimmer,
Wir suchen vergebens,
Wenn frostiger Winter
Die Scheitel beschneit.

Nicht minder schön ist das folgende:

„Ständchen.“

Saiten hat dein Trovatore
Für die Feder eingetauscht,
Lieder mit gelehr'gem Ohre
Welschen Lippen abgelauscht.

Nachts bis an die Marmorbrücke
Dringt die schwarze Gondel vor,
Dass es dich dir selbst entrücke,
Klingt mein Spiel zu dir empor.

Horch, auf die Logetta laden
Mandoline dich und Sang,
Baccherolen, Serenaden
Locken süß und sehnsuchtsbang.

Dich zu trösten, sing' ich — Lüge,
Selber mit gebrochnem Mut,
Schmerzzerriss'ner als die Züge
Lunas in bewegter Flut.

Höheren Schwung will Grasberger in den „So-
len Fresken“ nehmen, aber diese Abteilung des
arnevals der Liebe“ ist entschieden die schwächste;
r wird der Muse wohltönender Sang zum Ge-
eisch und die Tragik des Lebens erscheint hier im
rikierten Mummenschanz. Gedichte wie „Bräu-
am und Braut“, „Feder und Nadel“ sind Zerr-
der, wir billigen zwar vollkommen die Intentionen
Poeten, seinen lyrischen Ideen ein echt modern-
ziales Gewand zu geben, aber die Ausführung der-
ben ist misslungen, so dass selbst einige treffliche
Skizzen, wie „Lisette“, „Der kleine Verräter“ den
ungünstigen Eindruck des Ganzen nicht aufheben
können. Alles in Allem ist der „Karneval“ trotz der
schlechten Partien eine sehr interessante Leistung
auf dem Felde der Lyrik.

Mit großem Glück ist kürzlich Grasberger als
Novellist aufgetreten. Sein starker Novellenband:
„Aus der ewigen Stadt“ ist eine überaus erfreuliche
und imposante Leistung und ich glaube, dass Gras-
berger als Novellist am meisten Erfolg ernten wird.
Das Buch umfasst sechs Novellen, die allerdings dem
Werte nach verschieden sind; interessante und ge-
lungene Stellen bietet eben jede einzelne. Grasberger
schlägt hier alle Töne an: vom schalkhaften Humor
bis zur grausigen Todtenklage empor; in die mannig-
faltigsten Szenerien versetzt er uns und überall er-
freut er durch Frischheit und Natürlichkeit des
Kolorits wie wohlgeformte Komposition. „Der ver-
pfändete Maler“, „Das Aloeblatt“ sind die amü-
santesten Lustspiele in novellistischer Form. Ein
Maler, der sich für seinen Freund bei dessen Braut
verbürgt, schließlich aber selber das Mägdlein heim-
führt; zwei junge Leute, die einander scherzweise
bereits als Verlobte vorgestellt werden, dem ver-
meintlichen Gelöbnis untreu geworden sich selber
ewige Liebe schwören: das sind so ergötzliche Vor-
fälle aus der verwickelten Praxis des Liebesgottes,
dass der Leser mit vollstem Behagen dem Verlauf
der Historien folgt. Grell ist: „Il Beppone“, die Ge-
schichte eines räuberischen Wirtes; obwohl der Ver-
fasser selbst vor den grässlichsten Momenten nicht
zurückschreckt, so versteht er doch sich innerhalb
der Schranken des guten Geschmackes zu halten und
darum erzielt er auch eine echt künstlerische Wir-
kung. Etwas unklar ist die zweite Hälfte der Er-
zählung: „Tag und Nacht“; so schön auch der Vor-
trag Grasbergers ist, ich vermochte seinen Erörte-
rungen nicht immer zu folgen und tappte betreffs
seiner jedenfalls tiefen und weitausgreifenden Inten-
tionen im Dunkeln herum. Aber selbst hier ver-
leugnet sich sein gestaltendes Talent nicht und jeden-
falls hat ihn nur sein Streben, den einen Helden der
Erzählung zum Symbol, zum Träger einer großen,
ethischen Weltanschauung zu machen, zu weit ge-
führt, als dass ihm das Verständnis des Lesers Schritt
auf Schritt folgen könnte. Die letzte, umfangreichste
Erzählung: „Die Haberwirtin“, gehört dem Inhalt
nach nicht in den Band und doch möchten wir diese
prächtige Leistung nicht hinweggewünscht haben.
Es spricht aus ihr eine solche Gesundheit des Ge-
müts, eine solch treffliche Begabung, Menschen vor
unsere Augen zu zaubern, dass wir sie zu den besten
Erzählungen rechnen, die wir in letzterer Zeit ge-
lesen haben. Wir sehen gerne über den Mangel
hinweg, dass Grasberger manchmal zu weitausholend
ist, dass eine kürzere Darstellung gewisser Partien
dem Ganzen nur genützt hätte; dafür stellt sich ein
anderer Fehler, den wir bereits in den übrigen

Novellen hie und da bemerkten, besonders störend ein: Grasberger individualisiert zu wenig die Sprechweise seiner Leute. Gewiss kann eine schlichte Bauersfrau philosophieren, sie tut es sogar oft besser als Jemand von der philosophischen Zunft, aber sie muss in ihrer Art nachdenken und nicht so gebildet reden wie ein graduirter Doktor. Die Haberwirthin, sonst eine ganz prächtige Frau, führt geläufig Satzwendungen und Ausdrücke im Munde, die sie in Wahrheit von Anderen kaum nachsprechen könnte. Wir wollen schließlich mit diesen Ausstellungen den Lesern nicht die Lust nehmen, zum Buche selbst zu greifen; wenn sie es täten, es würde Niemand gereuen. Das römische Künstlerleben hat Grasberger mit einer Sachkenntnis und Farbenfrische geschrieben, die selten zu finden ist; ein feiner Humor, eine tiefere Weltauffassung sind köstliche Goldadern, die das Buch durchziehen.

Da wir wissen, dass in nächster Zeit Grasberger mit mehreren neuen Werken hervortritt, so ist es selbstverständlich, dass wir ein abschließendes Urteil über sein litterarisches Schaffen noch nicht fällen können; es erfüllt uns vielmehr mit Freude, dass wir von seiner tüchtigen Produktionskraft noch Viel zu erwarten haben und unser Urteil über sein Gesammtwirken bis in die späteste Zeit hinausrücken müssen. Bestimmt und unwiderlegbar hat Grasberger jetzt schon bewiesen, dass er sowohl in Bezug auf persönlichen Charakter als auf litterarische Individualität zu den wohltuendsten und sympathischesten Erscheinungen der österreichischen Litteratur gehört.



Byron und die Berechtigung der Ironie.

Von Adolf Schafheitlin, Rom.

Wenn die in Byrons Don Juan und Heines letzten Dichtungen sich aussprechende Weltansicht in einem Volke populär wird, so ist das Volk verloren, wie der einzelne Mensch, wenn er die Grundlagen seiner sittlichen Existenz für einen Hohn hält. Denn dies heißt: das Leben des Ernstes und der Wahrheit nicht für würdig erachten, weil es ja selbst weiter nichts sei, als eine große Ironie. — Wann hat nun die Ironie ihre Berechtigung, und warum in obigen Werken?

Die Ironie ist nur dann gestattet, wenn sie den tiefsten Ernst zur Grundlage hat: die Entrüstung und daraus entspringende Empörung gegen die Sklaverei der Gesellschaft und gegen die geglaubte Tyrannei der Natur. Ernst muss ihr zu Grunde liegen, nicht das frivole Gelüst, ein Spaßmacher zu sein. Darum ist der, unter der Maske der Byronschen Ironie sich bergende, entsetzliche Hohn noch erträglich, weil er entspringt aus der tiefsten Verzweifelung an dem Menschenschicksal. Der uralte, salomonische Seufzer: „Alles ist eitel!“ ist nie so furchtbar gewesen, als hier, wo er unter einem Sprühregen von Gelächter und Witzpfeilen seinen Aufschrei zu ersticken sucht; aber dennoch, viel konsequenter und ernster als sein hebräisches Vorbild, nur nach Einem lechzt: Vernichtung. „Darum verdross mich zu leben; denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschieht, dass es so gar eitel und Mühe ist“ — hieraus zu schließen: „So freue dich Jüngling, in deiner Jugend und lass dein Herz guter Dinge sein“ — das ist vielleicht liebenswürdig gefolgert, ernst und gewissenhaft aber nicht. Wer sich zutraut, das Leben verstehen zu können, und erkannt hat, dass es eitel ist, der durfte gewissenhaft nur Eins als wünschenswert folgern: die Vernichtung!

Die Tyrannei in der Natur ist nicht zu ändern. Wer sie also dort glaubt erkannt zu haben, dem bleibt kein Ausweg als jenes eine, dunkle Ende. Anders steht es um die Sklaverei der Gesellschaft. Hier kann die Ironie sehr wohl das Licht am Ziele ihres Kämpfens erblicken. Aber immerhin ist die Satire ein zweischneidiges Schwert, und sie hat ihre Berechtigung nur in einer sehr verrotteten Gesellschaft. Patriarchalische Zustände kennen sie nicht, z. B. das alte Testament. Sie wird immer nur als letztes Hülfsmittel zu gebrauchen sein und nur in Meisterhänden. Jede grade Natur wird innerlich einen Widerwillen empfinden, zu spotten; sie wird ahnen, dass sie damit leicht die Schadenfreude entfessle, diese hässlichste Regung des menschlichen Herzens. Wenn aber in einer überfeinerten Gesellschaft die Uebel riesengroß anwachsen, dann greift das entrüstete Herz zu dieser furchtbaren Waffe der Ironie.

Byron freilich sah auch für die Gesellschaft keine Rettung. Darum musste ihm das ganze Leben erscheinen wie ein Hohn. Dies gab seiner Dichtung jene gewitterschwüle Stimmung, die uns unter all den aufzuckenden Blitzen seines Spottes die Brust beklemmt. Wohl hat auch die Gewitterschwüle ihren schauerlichen Reiz; aber dieser muss aufgelöst werden durch die Katastrophe, die uns entweder vernichtet oder erhebt. Byron, von der Hoffnungslosigkeit unseres Daseins tief durchdrungen, sucht auch uns von der Rettungslosigkeit zu überzeugen. Und mit welchem zauberischen Gewebe der Phantasie weiß er unser Herz, das staunende und erschreckte Herz zu umgarnen; es kommt in seiner Gegenwart kaum zur Besinnung. Wahrlich, es gehört ein starker erprobter Charakter dazu, um nicht an sich irre zu werden durch den so verlockend vorgetragenen ewigen Refrain: dass das Leben im Grunde nicht ernst zu nehmen, weil es nicht im Stande, das Gute endgültig triumphieren zu lassen.

Für solche Ueberzeugung giebt es keine Rettung. Byron sucht sie auch nicht, seine Verzweifelung ist wahr. Und diese Wahrheit giebt seiner vernichtenden

frohen Ironie die Berechtigung. Sie strebt nach dem gänzlichen Aufhören alles Lebens, nach dem „Nirwana“. Nie ist die Ironie Selbstzweck, und ihm war sie es auch nicht.

In entgegengesetzter Richtung wie bei Byron wurde die Ironie in den Händen des Juwenal und des Dante zu einem gewaltigen Schlachtschwert, mit dem sie der Hoffnung besserer Zustände suchten Bahn zu brechen. Wer aber weder der Verzweifelung sich mag anheimgeben noch auf radikale Besserung unserer Zustände hoffen kann, dem wird die Ironie zu jenem mild verklärenden Lichte des Humors. Es ist falsch, Byron den Humoristen beizuzählen. Weil sich der Dichter aus seinem verzweifelungsvollen Hohngelächter und seinem erschütternden Pathos nie zu der milden Höhe der Resignation erhoben, darum gehört er nicht zu den Humoristen. Er spottet und zürnt über die Unzulänglichkeit in dem Menschen- und Weltdasein, oder vielmehr über seine Erkenntnisohnmacht — er belächelt sie nicht. Das ist nicht dem Jugendsturm gegeben, sondern der männlichen Ruhe und Selbstbeherrschung: Shakespeare. Auch ihm war die Ironie ein hülfsreicher Genius; aber nur, um uns durch ihn zu erheben zur Nachsicht gegen unsere Brüder und zur ruhigen Ergebung in jenen Willen, der das Ganze lenkt.



Aus dem Elegienkranz: „Am Tegernsee“.

(Ungedruckt.)

Leis in der dämmernden Straße verhallte die klagende Flöte,
Hinter des Schornsteins Rand lauscht ihr der schweigende Mond.
Selbst die verdrießlichen Häuser im Schlummer nickten zufrieden,
Lauschend vergaß fast der Turm neun Mal zu heben den Schlag:
Auch der Kater, der stöhnend den Rücken krümmt auf dem Dachfirst,
Lauschte versunken und hielt inne im Liebesgespräch,
Und das einsame Nachtlicht es lauschte am Bette des Kranken,
Strahlt ihm die blühende Pracht rosiger Jugend zurück.
Mürrisch nur keuchte der Wind, des Regens Genoss, durch den Torweg,
Wie als wollt' er den Ton streuen erbost in die Nacht,
Und ich erkannte im Glanz der nebeltrunknen Laternen:
Wer dem dürftigen Rohr gab solch berückende Macht.
Ach! ein Knabe, dem schwarz um bleiche Wangen der Locken
Wetterzerrissene Pracht wehte zum finsteren Aug',
Drückte die zitternden Finger von Kälte erstarrt an die Flöte,
Die nur mit Zagen dem Druck leiser und leiser gehorcht.
Dennoch gehorchte sie ihm, die treue Ernährerin trotzte
Wetter und Wind um das Kind mütterlich klagend, besorgt;
Nimmst du, o tönende Freundin, den Dank des Knaben, so nehme
Auch den meinen! Du hast seltsam das Herz mir bewegt.
Zart von der Lippe beseelt, erzähltest du, was ich mir wünschte,
Trugst mich im Traume zu ihr, bis in ihr eh'lich Gemach.
Ja! die listigen Töne, sie zogen den üppigen Vorhang
Heimlich vom Lager, ich sah schlummererhitzt ihr Gesicht,
Wie es sich schmiegte im Glanz der Ampel, so atemumduftet,
Dicht an den schnarchenden Bart eines ergrimmten Gemahls,
Sah, des Armes, den sonst der verdrießliche Aermel bedeckt hielt,
Elfenbeinschimmernden Schmelz nackt um die Wange geschmiegt,
Auch den Busen gewahrt ich, die heilig erbarmende Rundung,
Die auf den hülflosen Mund feuchtes Leben entquillt.
Alles gestanden die Töne, was du mir ängstlich verborgen,
Dass du in Liebe zu mir selbst noch im Schlafe erglühst,
Dass dir erhabene Schwüre verbieten das Höchste zu reichen,
Was ein sehnendes Herz, ach! wie so gerne gewährt
Dass aber inniges Mitleid den Schmerz der Entsagung zu dämpfen,
Mir den wilden Genuss schöner und edler ersetzt.
Und so lagst du vor mir, nicht Jungfrau, aber dein Liebreiz
Schien jungfräulich vom Duft holder Entweihung erhöht.

* * *

Dankbar wollt' ich dem Knaben sein Mühen reichlich belohnen,
Da er mein Fühlen so schön gab mir in Tönen zurück,
Und schon sah ich ihn nahen und winkte die Straße hinunter,
Wo er im Bettlergewand wandelte dürftig und stolz —
Doch was hörte ich plötzlich? Der Flöte entquoll ein abscheulich
Herzzerreißender Ruf: „Wehe!“ erscholl's durch die Nacht;
Hässlich zerrann mir dein Bild, das Herz schlug bang mir, ich lauschte —
Weinend sah ich das Kind schleichen die Mauer entlang,

Und noch lange bewegte sein Bild, das kummergebeugte,
Mir mit Schauern die Brust, lange noch lauscht' ich dem Ruf:
„Wehe! was nun beginn' ich, so ferne der Heimat, ich Aermster,
Hin ist die Flöte! O brach' mit ihr mein Herz doch zugleich.
Sie, die das Mitleid so oft zur frommen Gabe zu rühren
Wusste, verstummte — mit ihr schwinden die Gaben mir hin.
Weh und wie soll ich mich nun heimbetteln durch winterlich rauhe
Berge, die trotzig den Pfad weigern ins sonnige Land.
Nimmer berausch' ich mein Ohr am Klang heimatlicher Mundart,
Nimmer entwirbeln den Rauch seh ich den alten Vesuv —
Nimmer seh ich den Duft der dämmernden Küste und nimmer
Wie aufglänzend im Blau fern sich ein Segel verliert.
Nie auch die Hütte der Eltern betritt mehr Alfonso, sein Lachen
Weckt nicht zum Lächeln mehr auf Mutter dein runzlich Gesicht;
Alles verlor er, weil ihm die tönende Freundin dahin ist,
Auch Nerina niemals ruhst du ihm wieder im Arm!
Nein, im finsteren Land, im Land, das der Sonne verhasst ist,
Winkt ihm ein frostiges Grab, schauernd vom Schneesturm umsaust.

* * *

Und nach solcherlei Ruf begann von Neuem der Kater
Hoch auf dem Dach sein Gestöhn; fröstelnd taumelt der Wind
Wie ein Betrunkner vorbei und spuckte derb an die Fenster —
Aber ich dachte an dich, holdeste Schläferin, du!
Dachte, wie grimmig die Sehnsucht zernagt die Flügel der Seele,
Wie dir des Mitgefühls Glanz feucht oft das Auge beseelt.
Und ich gelobte mir schweigend: du sollst sie wieder, die Heimat,
Schauen, o Knabe, dein Grab Lorbeer umblüh' es dereinst.

Darmstadt. Wilhelm Walloth.



Die moderne Litteraturspaltung und Zola.

Von Otto Ernst.

(Schluss.)

Die Berechtigung des Hässlichkeits-Naturalismus beschränkt sich also darauf, dass dem Natürlich-Hässlichen absolute poetische Salonfähigkeit zugesprochen wird, sobald und solange es im Dienste der Idee steht. Auch die hässlichste Situation, auch der widerwärtigste Gegenstand wird poetisch geadelt durch den leidenschaftlichen Idealismus des wahren Dichters. Und nur in diesem Sinne ist auch Zola ein Naturalist; denn er berührt wenigstens keine hässliche Materie ohne Hinblick auf seinen großen Zweck. Ein Anderes ist es, ob der Dichter in technischer Hinsicht von jener Erlaubnis in richtigem Maße Gebrauch macht. Ich will nicht entscheiden, ob es eine natürliche Beschränkung seines Talents, oder ob es die Ansicht ist, das moderne Menschengeschlecht könne nur durch den Stachel der schärfsten Ironie zum Besseren angeregt werden, was Zola dazu veranlasst, in fast allen seinen Romanen das Hässliche im Stoffe zu betonen. Tatsache ist ja, dass er es tut. Ich mache ihm aus dieser Betonung des Hässlichen keinen Vorwurf, halte sie vielmehr für durchaus berechtigt. Aber der Dichter hat überall nur die Aufgabe, im Charakteristischen der Dinge und Menschen nach Vollständigkeit zu streben, nicht aber in der Angabe der Merkmale eines todten oder lebendigen Wesens überhaupt. Dass er zu den notwendigen Merkmalen eines Gegenstandes so oft noch eine Unsumme von zufälligen Merkmalen hinzutut: das ist Zolas Schwäche. Es ist entweder eine sehr dumme oder eine sehr infame Insinuation, zu behaupten, dass Zola sich mit Behagen im Schmutz wälze, als sei ihm das Hässliche moralisch sympathisch, dass er mit Behagen bei der Schilderung anstößiger Situationen verweile. Seine Schilderungslust ist in dieser Hinsicht völlig indifferent; gerade bei den harmlosesten Dingen verweilt er oft am längsten. Wir Menschen üben die Tätigkeit gern, die wir am meisten beherrschen. Von dieser Schwäche sind wohl auch große Geister nicht immer frei. Wenigstens macht es auf mich den Eindruck, als ob Zola in gewissen Augenblicken ein zu starkes Gefühl von seinem Schilderungstalent beseelt, dass er sich oft mit der behaglichen Sicherheit eines unfehlbaren Virtuosen ins Uebermaß verliert. Da muss es ihm denn ergehen wie allen, die sich nicht genug tun zu können glauben: er tut zu viel. Oder ist es nicht zu weit gegangen, wenn wir auf dem riesigen Pariser Lebensmittel-Markt mit keinem einzigen Gemüse, mit keinem Fisch-Arom, mit keinem der verschiedensten Käse-Odeurs verschont werden? Die Schilderung der Hallen in „Le ventre de Paris“, so großartig sie in manchen Teilen wirkt, ist im Ganzen genommen von einer geradezu ungeheuerlichen Breite und fordert die ganze Geduld des gutwilligen Lesers heraus, der

mit einem Achtel der aufgewandten Schilderungsmittel vollauf zufrieden gewesen wäre. In Hinsicht auf diese Schwäche Zolas mag Gerhard v. Amyntor ihm wohl mit Recht einen Pedanten genannt haben, und wenn sein Behagen am Ausführlichen auch nicht aus pedantischen Rücksichten resultiert — der Eindruck ist und bleibt der eines ängstlichen und kleinlichen Pedantismus. Man ersieht daraus, dass die Darstellung des Natürlich-Wahren nicht nur aus ideellen, sondern auch aus technischen Rücksichten gewisse Schranken zu respektieren hat, deren Ueberschreitung nun und nimmer im Interesse der Kunst liegen kann.

Karl Bleibtreu, der, soweit ich die gegenwärtige Litteraturbewegung überblicke, ohne Zweifel die Ziele des Realismus am klarsten präzisiert hat und überhaupt von den Jüngeren am besten weiß, was er will, sagt in der Vorrede zu „Schlechte Gesellschaft“:

> „Gerade durch den Gegensatz höchster Sentimentalität zu der völlig ungeschminkt dargestellten Rohheit des realen Lebens kann jener unheimliche Eindruck künstlerisch erzeugt werden, den das Wesen (?) des Menschen bei jedem denkenden Beobachter wachruft.“

Es ist in meinen Augen charakteristisch für den deutschen Geist überhaupt, dass ein deutscher Dichter diese Formel fand und aufstellte, dass ein Deutscher, soweit ich erinnere, wenigstens auf theoretisch-ästhetischem Gebiet der Erste war, der neben die negative tragische Satire des Zolaismus ein starkes positives Element zu stellen beabsichtigte. Ich habe schon bemerkt, dass Zola in allen seinen Romanen stofflich das Hässliche betont, und es will mir am wahrscheinlichsten dünken, dass Zola diese Bahn wandelt, weil er einen entschiedenen poetischen Negativismus für am meisten zeitgemäß hält. Ich kann mich nicht wohl entschließen, Zolas Talent für einseitig beschränkt, noch ihn selbst für einen grundsätzlichen Pessimisten zu halten. Ein großer, leidenschaftlicher, aber — grimmiger und darum in seinen Aeußerungen durchweg ironisierender Idealismus ist Zolas Charakteristikum. Ich erinnere mich recht gut solcher Gestalten aus seinen Romanen, die eine positiv-idealistische Tendenz repräsentieren, wie Sylvestre und Miette, Albine, Madame Goujet, Josserand, Denise, die hausmütterliche Kleine im „Assommoir“ u. a. m., aber der Eindruck, den diese Gestalten hinterlassen, wird völlig erstickt von der ungeheuren Sintflut des Lasters, die aus allen Ecken und Winkeln hervorbricht. Zolas Romane sind wahr als treue Spiegelbilder von Menschen, aber nicht als ein Gesamtspiegelbild der Menschheit überhaupt. So elend herabgekommen, so von Grund aus verworfen, so stinkend sündhaft, so rettungslos verlumpt, wie Zola sie schildert, können Menschen sein, sind unzählig viele Menschen wirklich, und dass sie so sind und so sein können: das ist haarsträubend entsetzlich, das ist unsäglich jammervoll. Wenn aber die Welt voll wäre von den Coupeau und Lantier, den Felicitas und Nana, den Serge und Octave, den Onkel Macquart und wer weiß sonst noch, wenn es im Wesen des Menschen läge, dass wir Alle früher oder später zu gleichen Staubfressern werden müssten, oder wenn der Nana, der Marquis Chouans und ähnlicher Geschöpfe so überwältigend viele wären, dass das Gute gegen sie einen ewig nutzlosen Kampf kämpfen müsste, dann — ja dann läge darin der sicherste Beweis für das Nichtsein eines Gottes; denn einen Erdball mit solchen Lebewesen würde ein Gott längst zertreten haben, weil er den Gestank nicht ertragen hätte; wenn aber dennoch ein Gott wäre, so würde eine derartige Menschenkreatur im vollsten Rechte sein, wenn sie in einem ideal erleuchteten Augenblicke den Gott verfluchte, der sie erschaffen. Nein, auch Charakterstärke, auch Seelengröße, auch treue, aufopfernde Liebe leuchtet mit ewiger Flamme in der Menschenbrust, und die einzig berechtigte Weltanschauung ist der Optimismus, ein Optimismus, den sich der denkende und fühlende Mensch, der das Auge vor keiner Realität verschließt, mit saurer Mühe, aber sicher erkämpft. „Und doch ist Gott!“ ruft Nathan, nachdem ihm die Christen sein Weib und sieben Söhne ermordet. „Und doch ist das Gute stark im Menschenherzen!“ habe ich mir sagen müssen, nachdem ich Zola gelesen. Uebrigens würde eine einzige ideale Gestalt in dem Werke eines pessimistischen Realisten, wenn sie der Wirklichkeit entspräche, sofort seine Anschauung Lügen strafen; denn wenn es noch edel angelegte Naturen giebt, so kann die sündenknechtische Erbärmlichkeit nicht im Wesen des Menschen liegen. Das ist logisch so klar, dass es ein Baby begreifen kann. Und wenn die Poesie auch keine Logik ist, so darf sie die letztere doch nicht ungestraft unter die Füße treten.

Selbst auf die Gefahr hin, mich einer Wiederholung schuldig zu machen, muss ich nochmals darauf hinweisen, dass jedes echte Kunstwerk eine idealistische Tendenz hat, und dass es nur eine Frage der Methode, der Behandlung ist, ob diese ideale Tendenz in der Schluss-Bilanz des Werkes negativ oder positiv ausfällt. Ob ein Dichter vorwiegend hässlichen oder vorwiegend schönen Stoff nimmt, um seine Idee an den Leser zu bringen, das hängt von der dichterischen Individualität, von der Laune des Poeten ab; sehr oft entscheidet auch — man sehe die elende Parlamentsvokabel einmal nicht misstrauisch an — die Opportunität. Zolas Romane sind im erhabensten Sinne opportun. Wenn denn aber ein starkes sittliches Schönheitsmoment in der Menschennatur vorhanden ist, warum sollte es nicht ebenso gut Anspruch auf stoffliche Betonung im Kunstwerk haben? Bei aller Bewunderung für Zola mache ihn Niemand zum Papst der Zukunftslitteratur! Gerade der Realismus verbietet Ein-

seitigkeit; denn auch Einseitigkeit der Methode, wenn sie sich zum ästhetischen Prinzip verhärtet, wird zur Unwahrheit. Die unklaren „Realisten" mögen davor gewarnt werden, sich in einen fanatischen Hässlichkeitskultus zu verbohren, und die klaren und fähigen Realisten mögen ihren Feinden, den „Idealisten", durch ihre Schöpfungen zeigen, dass sie das schöne Wahre nicht geflissentlich umgehen. Eine ewige Zola-Litteratur müsste nach menschlicher Voraussicht in poetischen Pharisäismus ausarten, und die Menschheit würde sich mit Recht von ihr abwenden. Nicht nur niederzudrücken, auch aufzurichten, ist der Dichter da, und es ist der köstlichste Vorzug des Genies, dass es positive Gedanken zu Tage fördern und durch ihre Kraft die gedemütigte Menschheit wieder erheben kann. Wenn das dichterische Genie, der Moses der pilgernden Menschheit, jenen Beruf einmal endgültig vergäße — dann erst wäre die Menschheit wirklich verloren. Die Notwendigkeit eines stark affirmativen Elements in der zukünftigen Dichtung scheint auch Bleibtreu eingesehen zu haben, als er den oben citierten Satz und seine „Schlechte Gesellschaft" schrieb. Nur — warum spricht er von „höchster Sentimentalität" und nicht von „höchster Idealität"? Auf die „Schlechte Gesellschaft" passt der Ausdruck freilich sehr gut; denn es ist wirklich ein „Werther-Buch"; es ist sentimental, weil sein idealer Gehalt in vorwiegend sentenziöser Form (unter andern in einer Reihe von lyrischen Gedichten) auftritt. Die Sentimentalität handelt nicht, und in jenem Buche beschränkt sich tatsächlich der ideale Wert der Helden auf eine gewisse passive und resignierte Größe. Ich glaube auch nicht, dass Bleibtreu die Sentimentalität als ständiges Requisit und als unter allen Umständen vollgültiges Correlat gegenüber der Hässlichkeitsrealität im Prinzip gelten lassen würde. Denn warum sollte das Schöne im Kunstwerk nur die Form der Sentenz, nicht aber die Realität durch Handlung beanspruchen dürfen? Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Wollt ihr überzeugende Wahrheit des Hässlichen, so gestaltet auch das Schöne in überzeugender und lebendiger Wahrhaftigkeit! Die Forderung des Realismus gilt für beide Elemente des Kunstwerks, und ein Beharren in abstrakter Form von Seiten des dichterischen Idealismus würde nichts weniger sein als ein Zeichen von realistischer Schöpferkraft. Hier mag noch flüchtig die Frage von der poetischen Wahrscheinlichkeit berührt werden. Das Hässliche erscheint der Menge meistens wahrscheinlicher, als das Schöne, einesteils, weil ersteres an sich immer auffälliger auftritt, als das letztere, anderenteils auch, weil die Menschen, namentlich unter dem Einfluss momentaner parteiischer Beeinflussung, nicht selten eher geneigt sind, an Anderen das Hässliche zu finden, als das Schöne. Dazu kommt, dass in gewissen Zeitläuften und unter gewissen Verhältnissen das Erstere das Letztere wirklich um ein Bedeutendes überwiegen kann. Darum wird so leicht gegen die idealen Gestalten einer Dichtung der Vorwurf erhoben, dass sie allenfalls wahrscheinlich, aber nicht wahr seien, wie die Repräsentanten des Bösen in der Dichtung. Wolfgang Kirchbach hat einmal in diesen Blättern mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass das wirkliche Leben sich nie und nirgends in dem gedrungenen kausalen Zusammenhange eines Romans, eines Dramas abspiele, dass es vielmehr, wenn man es völlig treu kopieren wolle, höchstens Stoff zu Idyllen abgebe. Jedermann muss ihm Recht geben; auch der am meisten aus Erfahrung schöpfende Dichter kann der helfenden Phantasie nicht entraten, und Phantasie ist abstrahierende und determinierende Verstandestätigkeit. Was also unter die Hände des Dichters gerät, hört meistens nach seiner poetischen Verwertung auf, sachlich wahr zu sein und ist alsdann nur noch sachlich wahrscheinlich. Ein Romandichter braucht deshalb auch eine abgeschlossene und abgerundete Handlung nicht gering zu schätzen; sie bleibt logisch und poetisch wahr, wenn er nirgends einen Kausalnexus verschoben hat. Und so findet auch bei den bösen wie bei den guten Charakteren einer Dichtung fast ausnahmslos eine Zusammenschiebung einzelner Züge zu einem Wahrscheinlichkeitsbilde statt. Wenn man denn durchaus misstrauisch sein will, so hat man keine Ursache, es allein den edlen Personen eines Dramas oder Romans gegenüber zu sein. Zola wird auch nicht in Nanas Hause logiert und Tag und Nacht gewacht haben, um jeden Vorgang genau beobachten und seinen Lesern sachlich wahr berichten zu können.

Nach allem glaube ich dargetan zu haben, dass Idealismus und Realismus nichts weniger als kontradiktorische Begriffe sind. Man lasse also die blindwütige Prinzipienreiterei und prüfe die künftigen Erzeugnisse der deutschen Litteratur einfach daraufhin, ob sie wirkliche Dichterwerke, d. h. idealistisch und realistisch sind. Und die jüngeren und älteren begeisterten Vertreter des realistischen Gestaltens können ihr ernstes Streben nicht einleuchtender beweisen, als indem sie auch nach Verkörperung eines positiv-idealen Elements in ihren Werken ringen. Die Welt, in der wir leben, treffen zu kennzeichnen, ist etwas Großes; aber die Welt, nach der wir streben, in dauernden Gedanken und Gestalten zu befestigen, ist gewiss nicht minder groß. Die erstere Arbeit ist von Zola als bauendem König so gründlich in die Hand genommen worden, dass nebenher an diesem Bau nur noch die Kärrner zu tun haben. Aber Zola, der grimmig-düstere Voltaire unseres sozialrevolutionären Jahrhunderts, wartet auf seinen Rousseau, oder besser: er wartet auf einen Mann, der beide Kräfte, die niederreißende und die aufbauende, in sich vereinigt und die Menschheit durch strahlend helle Beleuchtung des Gegensatzes von Gut und Böse in unserer Zeit zu einer mannhaften Auferstehung

emporrüttelt.) Wann und wo dieser Mann erstehen wird — wer weiß es? Wenn er aus unserer Nation erwüchse, so würde sie mit diesem Geiste der Welt vielleicht das größte Geschenk machen von allen, die ihr die Welt überhaupt verdankt.



Hans Müller: „Griechische Reisen und Studien".

Zwei Teile in einem Band. — Leipzig 1887. W. Friedrich.

Ein prächtiges Werk, das wir mit lebhaftem Vergnügen gelesen haben. Der junge Verfasser, ein Hallenser Gelehrter, beschreibt seine vor Kurzem über Wien und Triest nach und durch Griechenland, nach der kleinasiatischen Küste unternommene und über Konstantinopel, Warna und Bukarest beendigte Reise ganz eigenartig, aber so, dass jeder gebildete Leser den warmen und redlichen Herzschlag, den wir in jeder Zeile empfinden, mitfühlen muss. Der Verfasser hat uns dankenswerterweise damit verschont als Archäologe aufzutreten; er schildert uns Land und Leute so, wie sie jetzt sind, und wenn er Vergleiche zieht, so gelten sie namentlich (und das ist wiederum sehr dankenswert) der Zeit des fränkischen Mittelalters. Seine Reise fiel gerade in die Zeit, wo ein griechisch-türkischer Krieg in der Luft zu liegen schien, und darum wird die Färbung seiner Reiseschilderung um so lebhafter und wirkungsvoller. Der warmherzige junge Gelehrte, dem man nirgends den Philologenzopf anmerkt und der doch mit voller Gründlichkeit zu Werke geht, führt uns von Land und Leuten, von dem Temperament, der Bildung, der Gastfreundlichkeit, der inneren und äußeren Verwaltung, der Politik der Neugriechen ein Gemälde vor, das in der Tat in jedem unbefangenen Leser ein dauerndes Interesse zurücklassen muss.

Es ist eine merkwürdige aber tatsächliche Erscheinung, dass das Urteil über das moderne Griechenland meist einseitig, entweder absolut wegwerfend oder absolut verherrlichend ausfällt. Der Verfasser ist als Philhellene hingegangen und erst recht als Philhellene zurückgekehrt. Seine Schilderungen machen aber so durchaus den Eindruck wahrhafter Treue, dass seine Ueberzeugung sich unwillkürlich auf den Leser überträgt; auch der Referent, der kein Philhellene ist, hat sich dieses angenehmen Eindrucks nicht erwehren können.

Der erste Teil des Werkes enthält die Reiseschilderungen, denen wir hoffentlich völlig gerecht geworden sind. Umsomehr fühlen wir uns berechtigt dem verehrten Verfasser für eine hoffentlich bald erforderliche zweite Auflage die Ausscheidung zweier Seitensprünge dringend zu empfehlen. Er ist Hallenser, und der Geist der Herren Professoren Beyschlag, Schlottmann und Jacobi ist mächtig in ihm; er ist rabiater Protestant, und so gefällt er sich in Ausfällen gegen den Katholizismus, die doch zum mindesten in dies Buch nicht gehören. Daran aber knüpft sich ein weitläuftiger Exkurs auf das Schulgebiet, der wiederum zu seinen kulturkämpferischen Neigungen in Beziehung steht. Er möchte erstens die Realgymnasien umbringen und zweitens die Oberrealschulen empfehlen und drittens in den Humangymnasien unter gründlicher Beschneidung des Latein (das ihm schon als katholische Kirchensprache verhasst ist) unsere Gymnasialjugend völlig mit hellenischem Geiste tränken. Es ist hier nicht der Ort gegen den geschätzten Verfasser, der bei seiner Jugend gerne radikal vorgehen möchte, zu polemisieren; wenn wir aber meinen, dass dieser weitschweifige Exkurs wiederum nicht in dies Buch gehört, so muss er uns bei näherem Besinnen doch wohl selber rechtgeben.

Der zweite Teil ist ebenfalls wertvoll: er enthält die Texte und Uebersetzungen einer Reihe politischer, lyrischer, epischer und dramatischer neugriechischer, zum Teil wenig oder gar nicht bekannter Dichtungen. Der Verfasser hat wohlgetan, indem er es vorzog gründliche und weniger zahlreiche als winzige und zahllose Proben zu geben. Die Uebersetzung ist recht gut gelungen; wenn sich in den lyrischen Partien mitunter bedenkliche Reime finden, so wollen wir nicht daran mäkeln, zumal manche Stücke wirklich ein poetischer Eiertanz sind.

Der Verfasser hat versprochen, nächstens zusammenhängende neugriechische Dichterwerke übersetzt herauszugeben; hoffentlich wird dies erfreuliche Versprechen bald erfüllt.

Berlin. L. Freytag.

Litterarische Neuigkeiten.

Der Autor der in Nr. 1 dieses Jahrgangs von uns erwähnten Novelle, deren Mittelpunkt Shakespeare bildet, bittet uns zu konstatieren, dass er die Richtigkeit unserer Ausstellungen zwar erkenne, aber nicht aus Unwissenheit, sondern aus künstlerischen Gründen die historischen Daten verletzt habe. Wir üben mit Vergnügen diesen Akt der Gerechtigkeit.

Im Verlage von B. Elischer in Leipzig sind jüngst zwei Werke: „Beiträge zur Kulturgeschichte Russlands im XVII. Jahrhundert" von Alexander Brückner und „Studien über außereuropäische Kriege jüngster Zeit" von Spiridion Gopčević mit sieben Karten und siebzehn Schlachtplänen erschienen, die jetzt gerade dazu geeignet wären, Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Lingg's Erdprofil der Zone von 31°—65° nördlicher Breite (München, Verlag der Kunstanstalt von Piloty & Loehle). Es ist in diesem Werke eine anschauliche Darstellung der Verhältnisse zwischen den Einzelheiten der Gestaltung der Erdoberfläche und den Dimensionen der Erde im Ganzen, durch Anwendung eines einheitlichen Maßstabes geboten. Alles Dargestellte ist durch präcise Einschrift je mit Namen, Land, Höhe oder Tiefe bezeichnet, wodurch sich jeder Teil des Werkes aus sich selbst erklärt. Sämmtliche eingeschriebene Maße sind auf das metrische System und alle Angaben geographischer Länge auf den Nullmeridian von Greenwich bezogen. Dem vortrefflichen Werke, in dem wir noch eine ungemein große Sorgfalt in der Ausführung konstatieren müssen, ist noch ein Text nebst zwei Uebersichtstafeln beigegeben.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die

Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

Sechsundfünfzigster Jahrgang.

Begründet von Joseph Lehmann, 1832.

Herausgeber: Karl Bleibtreu.

Hundertundzwölfter Band.

Juli bis Dezember 1887.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

K. R. Hofbuchhändler.

Inhalt.

27.

28.

29.

30.

31.

32.

33.

34.

35.

36.

37.

38.

39.

40.

41.

42.

43.

44.

45.

46.

47.

48.

49.

50.

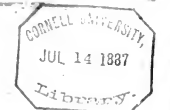
51.

52.

Sprechsaal.

Litterarische Neuigkeiten.

Anzeigen.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 27. Leipzig, den 2. Juli. 1887.

Inhalt:

Ueber Realismus.

Ich unterscheide zwischen dem Beobachtungs-Realismus und dem dichterischen Realismus. Der letztere bildet eine Mischung von sogenannter Idealität der Anschauung mit gesunder naturwahrer Weltabspiegelung, welche wir im höchsten Sinne bei Shakespeare finden.

Von einem wahren und falschen Realismus kann freilich kaum die Rede sein. Bei schematischem Einschachteln kommt Nichts heraus. Jeder sehe, wie er's treibe — das Ergebnis allein entscheidet. Die Russen und Zola folgen eben ihrer inneren Naturanlage. Dagegen scheint Nichts einzuwenden und die lächerliche Unreife ihrer angeblich „idealistischen“ Gegner erschwert nur dem Wohlmeinenden, seine berechtigten Bedenken gegen den bloßen Beobachtungs-Realismus in ein System zu bringen, da er damit die allgemeine Unklarheit der Begriffe eher vermehren als vermindern könnte.

Man zählt den Schreiber dieser Zeilen zu den sogenannten Häuptern des deutschen Realismus. Dilettantische Faselhänse der akademischen Pseudo-Poesie stellen uns als eine Art Gottseibeiuns dar, und Wohlwollende unter unseren Gegnern, welche den Kern unserer kämpfenden neuen Sturm- und Drangperiode billigen, stempeln uns zu einem Feuergeist in voller Gährung. Wie weit auch beide von der Wahrheit entfernt sind, gestehen wir doch gerne zu, dass wir selbst Anlass gegeben haben, Widersprüche zwischen unseren eigenen dichterischen Versuchen und unserem „realistischen“ System zu entdecken — wie denn Freunde von „idealistischer“ Richtung uns freundlichst versichern, dass wir ja eigentlich zu den „Idealisten“ gehörten. Diese komische Begriffsverwirrung resultiert aus der Stellungnahme zu Zola, welcher beiläufig nie den großen Künstler, wohl aber gerade den Realisten in seinen oft theatralisch-romantisch gefärbten Sittenbildern vermissen lässt, was — ähnlich wie bei Flauberts ballettartiger „Salombo“ — einfach auf französische Eigenart zurückzuführen scheint. Dass die Russen und Norweger dieses rhetorischen Elements entbehren, hängt wiederum mit ihrer nationalen Eigenart zusammen, die ihnen eine tiefere Verinnerlichung erleichtert. Wenn nun aber der linke Flügel der fortgeschrittensten Realisten nur in Zola, Dostojewskij und Ibsen die Großmeister der neuen Poesie verehrt, so verwahren wir uns ausdrücklich gegen solche Ueberschätzung, welche zuguterletzt zu plumper Nachahmung führen und eine nationale Originalität des neudeutschen Realismus ersticken würde, zumal die Voraussetzungen der deutschen Geistesentwickelung sich in ganz verschiedener Weise auszuleben haben. Ehrwürdig und als Muster vorführbar erscheint ein Zola für uns als stärkster Gegensatz zu der Verlogenheit unserer Theetischlitteratur. Dies der eigentliche Grund unserer Verehrung.

Nein, es giebt einen höheren Grad des Realismus, den uns Shakespeare, Byron, Calderon, Cervantes, Molière, der junge Goethe und der junge Schiller veranschaulichen. Dieser aber kann niemals „Schule“ machen und trägt seine naturgemäße Be-

schränkung in sich selbst, sintemal nur Genialität ihn erreichen darf.

Zola ist in mancher Beziehung ein bloßer Lyriker, ein Stimmungsmaler. Aber man muss lyrische, epische, dramatische Elemente zu mischen verstehen. Natürlich darf man sich bei dieser Betonung des Lyrischen nicht an Aeußerliches halten; Buchstaben und Geist widersprechen sich stets. Das Lyrische in Shakespeare tritt uns meist als Durchblick ins Ewige entgegen. So Belmonte im „Kaufmann von Venedig“. Dort zerreißt der Vorhang hinter dem Saal des Dogenpalastes, wo man über weltliches Recht und Unrecht streitet, und man erschaut das Ewige in der Mondnacht, wo Lorenzo mit Jessica träumt:

„Auch nicht der kleinste Stern, den du da siehst,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt.“

Was also ist dieser ganze kleine Erdball, mahnt uns der Dichter, dieser Stern unter größeren Sternen! Ist aller irdische Streit nicht müßig? — Aehnliche Stellen im zweiten und fünften Akt des „Wallenstein“.

Der eigentliche deutsch-nationale Dichterrealismus ringt augenblicklich noch mit sich selber, hat sich noch nicht zur letzten Lösung durchgerungen. Er türmt Cyclopenmauern, hinter denen ein Riese seine Waffen schmiedet.

Aber ob auf der Bühne der modernste Realismus überhaupt irgendwie einen Platz gewinnen kann, das weiß ich nicht, bezweifle es aber. Die missglückte Aufführung der „Therese Raquin“ in Berlin hat mich stutzig gemacht. Und an was für ein Publikum hat Tolstoi bei seiner „Macht der Finsternis“ gedacht? Ein Parkett überzeugter Realisten genügt da nicht: Er muss sich Matrosen dazu aussuchen mit Nerven wie Schiffstaue. Ich musste bei Lektüre des vierten Aktes ein Glas Wasser trinken. — Ehrlich gestanden, da lasse ich mich doch lieber von Hans Herrig's „Kolumbus“ (Berlin, Luckhardt) erheben. Der Dichter sagt in der Vorrede: Das moderne Drama brauche einen Helden als Mittelpunkt, und dieser Mittelpunkt könne nur der Genius sein, in welcher Richtung auch immer sein Handeln liege. „Für den geistigen Helden ist Kolumbus, wie dies alle Dichter und Künstler anerkannt haben, gleichsam das wunderbare Urbild. Wer wird in Richard Wagners „Oper und Drama“ die Nebeneinanderstellung von Kolumbus und Beethoven lesen ohne tief davon ergriffen zu sein?“

Wir stimmen mit Herrig überein, dass die Wahl seines Gegenstandes eine sehr glückliche ist, und freuen uns von Herzen, dass ihm die Bewältigung der Aufgabe gelang. — Für uns gelten bei einem Drama drei Standpunkte.

Die erste Rücksicht, die den Bühnendichter zu bestimmen hat, ist die theatralische: die Berechnung des sinnlichen Effekts, der lebenden Bilder auf der Bühne. Durch seine Studien über das Volksschauspiel geschult, erweist sich Herrig hier als Meister. Besonders der erste und fünfte Akt zeugen von reifer Technik.

Der zweite Hauptfaktor des Gesammteindrucks soll das innere dramatische Element bilden, welches die Handlung bewegt. Ohne jeden Zweifel hat Herrig in dieser Hinsicht bedeutende Fortschritte gemacht. „Kolumbus“ erscheint als ein wohlabgerundetes Kunstwerk von zielbewusster Komposition. Allein, wiederum wird das Dramatische öfters durch das Lehrhaft-Didaktische gebrochen. Die Handlung wandelt sich naturgemäß zu einer Art lebhaft bewegter Dialektik zu einer Fortsetzung der Gelehrten-Disputation im ersten Akt. Dies liegt jedoch im Stoffe selbst bedingt, welcher, wenn einmal erfasst, gar nicht anders gestaltet werden konnte. Ein Dramatiker im gewöhnlichen Sinne, der jede Verinnerlichung als „undramatisch“ verwirft, dürfte vielleicht wähnen, Kolumbus sei überhaupt nicht als Held eines Dramas zu brauchen, zumal die „Handlung“ (im Bühnen-Jargon gemeint) notwendigerweise etwas karg und dürftig ausfallen müsse. Wir pflichten dem nicht bei. Doch glauben wir, dass ein Dramatiker aus Shakespeares Schule das Kolumbus-Thema breiter erfasst haben möchte, als es bisher geschah. Alle, die den Stoff bisher behandelt, schließen wie Herrig mit dem Moment der Entdeckung Amerikas. Wohl und gut. Vom Standwerk eines erhebend ausklingenden Schauspiels scheint dies der einzig richtige Schluss. Und doch, steckt hierin nicht ein Anklang ans Melodramatische?*)

Das Schicksal des Weltentdeckers enthält ja gewiss schon in seiner ersten Leidensperiode ein hohes tragisches Motiv. Der Geniale, dessen Intuition kraft göttlicher Eingebung mit eins die innere Wahrheit der Dinge erschaut, wird von der blöden unfähigen Impotenz der Welt-Autoritäten nach seiner amtlich patentierten Beglaubigung gefragt. Ja, die kann er nicht vorzeigen! Cromwell, das geborene Feldherrn- und Staatsgenie, kann sich nur als schlechter Ackerbürger ausweisen, Kolumbus hat gar kein naturwissenschaftliches Doktordiplom hinter sich, Shakespeare vermochte nicht einmal Gymnasialstudien obzuliegen. Was nun? Was fängt die Welt mit einem solchen Größenwahnsinnigen an? „Man weis' ihn ab'
Geb ihm die Mahnung mit, der Wissenschaft sich gründlicher zu widmen!“ heißt es bei Herrig, worauf Kolumbus: „Das A-B-C-Buch werd ich wieder nehmen.
Vielleicht dann buchstabier' ich sie heraus, die mir

---

*) Ich selbst habe einst ein (nie publiziertes) Epos „Der Pilger des Meeres“ verbrochen, in welchem ich (den Stil Childe Harolds und Don Juans zu verbinden strebend) Kolumbus als den Idealismus inmitten der verschiedensten Typen des Materialismus auffasste — es endete auch mit der Entdeckung Amerikas. Später habe ich in meinen Gedichten („Welt und Wille“) die Entdeckungsnacht und dann in einem Cyklus „Die Konquistadoren“ das Treiben der Kolumbus-Enkel zu symbolisieren versucht. Stets aber schwebten mir diese Dinge nur als melodramatisch vor, wie denn F. Avenarius meine historischen Poeme sehr richtig „kleine Melodramen“ nennt.

so sehr fehlt, die Bescheidenheit." — Dies der Kampf mit der Welt. Nun aber beginnt der Kampf mit sich selbst. Kolumbus bietet den Stoff einer Tragödie im denkbar höchsten Sinne, sobald wir sein trauriges Ende durch den Undank der Welt einerseits und seine eigene tragische Schuld ins Auge fassen. Abtrünnig seiner eigentlichen Mission und seiner wahren Idealität, haschte er später nach Ehre und Gold, und trat den Schändlichkeiten, mit der seine Spanier den jungfräulichen Boden der Neuen Welt befleckten, lange nicht streng genug entgegen, ja beteiligte sich später selbst an der Unterdrückung. Dieses Fieber der Goldgier, von dem auch seine edle Natur ergriffen wurde, sollte sich nun durch den gemeineren Geiz und Neid eines Ferdinand und eines Bobadilla an ihm selber rächen. Er selbst wird zum warnenden Exempel.

Die Durchführung dieses großartigen Themas würde sich zwar kaum unseren engen Bühnenverhältnissen anpassen. Hier sollte Herrig einsetzen und einmal versuchen, was seine Volksbühne leisten könnte. Das vorliegende Stück (es ist kurz, nur 110 Seiten Jamben) müsste ruhig weiterspielen und an die fünf „Bilder" (statt „Akte") sich noch zwei oder drei neue Bilder oder Akte anfügen — dann würde so einmal ein umfassendes Gemälde menschlicher Größe und Schwäche, zugleich ein breites historisches Zeitgemälde sich entrollen. Auf unserer gewöhnlichen modernen Bühne scheint das fast unmöglich. Vielleicht beherzigt Herrig diesen Wink und schenkt uns noch einen „zweiten Teil" des Kolumbus.

Der dritte und doch wohl wichtigste Standpunkt bei Beurteilung einer Dichtung in dramatischer Form ist der rein poetische d. h. die Betrachtung des rein poetischen Gehalts in dem Stücke. Dass unser Urteil in dieser Hinsicht nur zu günstigem Resultat gelangen könne, wussten wir, als wir den Namen des Dichters auf dem Umschlag lasen. Mit Christof Kolumbus und Hans Herrig befinden wir uns wirklich in der besten Gesellschaft. Geistreich kombiniert erscheinen die symbolischen Kontraste: Die kindsköpfig-physische Liebessehnsucht des phantastischen Ritters Ojeda nach einem schönen Mädchen als Folie der erhabenen Liebessehnsucht des genialen „Phantasten" nach seiner neuen Welt; der Größenwahn eines Alchymisten, der den Stein der Weisen fand und über Kolumbus' „Narrheit" spöttelt, als Folie des Bewusstseins wahre Größe. Vornehme Bitterkeit durchsättigt die Szene, wo zwei Granden sich wegen des Entdeckers aus purer Kavalierseitelkeit duellieren. Vor allem müssen wir rühmen, dass uns Herrig keine konventionelle Heldenpuppe, sondern eine markige Individualität in dem alten Seemann Kolumbus geschenkt hat. Die Sprache erhebt sich durch ihre klare Einfachheit oft zu edler Würde. Ergreifend wirkt der Monolog des Helden zu Ende des ersten Aktes und im dritten Akte seine Zwiesprach mit dem Meer. Die gereimten Trochäen, die den Fluss der Jamben hier und da unterbrechen, sobald die Liebesneckerei zwischen Anna und Alonzo anhebt, sind klug berechnet. Nur den Vers „Doch da naht die Königin und zur Seite tret' ich hin" sollte der Dichter ausmerzen. — Hoffentlich wird in nicht zu ferner Zeit eine Bühne diesem Dichtwerk lebendige Gestalt verleihen. Wenn wir freilich darauf warten sollen, bis Oskar Blumenthals „Theater der Lebenden" seinem an sich sehr löblichen Programm entspricht, durch dessen wirkliche Ausführung derselbe sich ja ein unsterbliches Verdienst erwerben würde, bis dahin könnte Kolumbus vielleicht eine zweite Neue Welt entdecken!

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.



Zur Reform der Universitäten.

Von Johannes Flach.

I.

Es ist ein günstiges Zeichen der Zeit, dass in demselben Augenblick, in welchem von intelligenten Laien unsrer deutschen Kammern ein Ansturm gegen das ungenügende juristische Studium der Gegenwart unternommen worden ist, eine Brochüre erscheint, die sich mit den zahlreichen Schäden der heutigen Universitätseinrichtungen befasst und Vorschläge zu ihrer Besserung macht. Der Verfasser ist ordentlicher Professor in Breslau*), und so fehlt den Gegnern jeder akademischen Reform von vorne herein der gewöhnliche Einwand, dass es sich um die Kundgebung eines übergangenen oder unzufriedenen Dozenten handele, oder dass der Verfasser als Nichtordinarius nicht eingeweiht in die Mysterien akademischer Verhältnisse sei. Freilich spricht Hasse als ordentlicher Professor auch über vorangegangene Publikationen desselben Inhalts und derselben Tendenz mit einigem Achselzucken, aber wir nehmen das als entsprechendes und unvermeidliches Symbol von der Würde eines deutschen Ordinarius gern in Kauf mit Rücksicht auf den vortrefflichen Inhalt der ganzen Schrift. Die beiden Fragen nun, die bei jeder eventuellen Reform der Universitäten zuerst im Vordergrund stehen, sind die über das Berufungswesen und die Honorarverhältnisse, denen auch Hasse, wie natürlich, die größte Beachtung geschenkt hat.

Schon wiederholentlich ist die Ansicht ausgesprochen worden, dass unsere Universitäten keinen Nachteil erleiden würden, wenn die Berufungen nicht von den Fakultäten ausgingen, sondern von der Regierung allein, welche ja auch bei allen andern Staatsämtern das Besetzungsrecht hat, ohne Vorschläge von Kollegien entgegennehmen zu müssen. Es ist kaum anzunehmen, dass die andern Berufszweige im Staat durch die Ernennungen der Re-

*) Hasse, die Schäden der heutigen Universitätseinrichtungen und ihre Besserung, Jena (Fischer) 1887.

gierung gelitten haben, im Gegenteil, es steht für Preußen fest, dass es den Fortschritt und die Festigkeit seiner Kultur nicht am wenigsten seinem vom Staat erschaffenen und stets neu ergänzten Beamtenstand verdankt. Es ist in hohem Grade anerkennenswert, dass Hasse auch für die Professuren die alleinige Ernennung durch die Regierung verlangt, und zwar um von den Professoren bei der Ernennungsfrage jeden Schein von Parteilichkeit zu nehmen, der ihre ideale Stellung und ihr Ansehen erschüttern könnte. Und eine solche Forderung ist um so wichtiger, weil damit eine der festesten Stützen der republikanischen Verfassung unsrer Universitäten umgeworfen wird. Denn, wenn der Professor erst ebenso ernannt wird, wie der Gymnasiallehrer oder Amtsrichter, dann hört auch jene Streberei und Kriecherei der heutigen Dozenten auf, jenes Buhlen um die Gunst eines einflussreichen Ordinarius oder gar die seiner noch mächtigeren Ehehälfte, durch welches heute die akademischen Verhältnisse die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf sich gezogen haben. Wir fügen aber noch hinzu, dass, wenn sich erst, wie Hasse verlangt, Dezernenten der Regierung selbst persönlich vermittelst Inspizierens der Hörsäle um die Qualität eines Lehrers bekümmern müssen, und nicht mehr „durch die Brille hochstehender oder geistreicher Beamten ihr Urteil über ihn gewinnen dürfen", auch jene Bevorzugung unbedeutender und Zurücksetzung bedeutender Dozenten ein Ende haben würde, welche heute das Beförderungswesen auf den deutschen Hochschulen als sprichwörtlich unvollkommen und ungerecht in aller Munde gebracht haben.

Eine weit deutlichere und „brutalere Sprache", wie Hasse sich ausdrückt, reden die Honorarverhältnisse an den deutschen Hochschulen. Wenn wir von den Einnahmen der Examinations- und Promotionsgebühren absehen, welche eine noch immerhin unerheblich zu nennende Differenz aufweisen (etwa 600—3000 Mark), so hat von zwei gleichgebildeten, gleichfähigen und berühmten Professoren der eine eine Honorareinnahme von 200 Mark jährlich, der Andere von 30,000 Mark. Und doch ist der Einzelne darum kein besserer Lehrer, weil er das Glück hat, in Berlin oder Leipzig Vorlesungen zu halten, und der einzelne Student lernt deshalb nicht mehr, weil er die Vorlesung mit 400—600 Studenten zusammen besucht. Im Gegenteil, man darf behaupten, dass der persönliche Einfluss des Lehrers und sein Interesse für die Individualität eines Schülers bei einer solchen Zuhörermenge aufhört, und um so mehr aufhören muss, je mehr untergeordnete Kräfte, wie Assistenten u. s. w., er in solchem Fall zur Hülfeleistung heranziehen muss. Warum also an den großen Universitäten diese unglaublichen Honorare den Lehrern zukommen lassen für Verdienste, die sie gar nicht geleistet haben? Auf der andern Seite unterrichten dagegen wieder zahlreiche Extraordinarien an deutschen Hochschulen, ohne einen Pfennig Gehalt zu erhalten. Hasse ist also vernünftiger Weise für einen Ausgleich aller materiellen Einnahmen. Die vollen Einnahmen der Vorlesungsgelder sollen nur Dozenten und unbesoldete Professoren erhalten, wogegen den Ordinarien eine Durchschnittssumme als jährliche Zulage und später eine Pension von zwei Drittel der Einnahmen zu Teil werden sollen. Aber jeder Extraordinarius sollte am besten einen Gehalt von 4500 Mark erhalten. Auch die Gehälter der Ordinarien, die heute überall einer absoluten Willkür unterliegen, sollen fest geregelt werden, indem sie nach der Größe der Universitäten (dass heißt ihrer Studentenzahl) in drei progressiven Stufen von 6000—7500 Mark jährlich bis zu 9000—12000 Mark ansteigen.

Als Ergänzung fügen wir hinzu, dass früher schon mehrere Vorschläge zur Ausgleichung der Einnahmen bei den einzelnen Professoren gemacht worden sind, die aber alle darin übereinkommen, dass der Staat die Honorare von den Vorlesungen einzuziehen und den einzelnen besoldeten Professoren nur eine Quote oder eine Durchschnittssumme ihrer Honorare anszuzahlen hat. Man kann aber noch einen Schritt weiter gehen und die Ausgleichung auch für diejenigen Lehrer beanspruchen, die gemäß der Natur ihres Faches auf geringere Einnahmen angewiesen sind. Der berühmteste Professor des Sanskrit oder des Persischen kann in einem Semester fünf Zuhörer haben, während der minder bedeutende Professor der deutschen Litteratur hundert hat. Ist irgend eine Spur von Gerechtigkeitsgefühl oder von Vernünftigkeit vorhanden, wenn jener Jahr aus, Jahr ein mit 100 Mark Honorar zufrieden sein muss, dieser 2000 Mark erhält? Die pädagogische Leistung bleibt doch dieselbe, ob sie vor fünf oder vor hundert Studenten erfolgt. Also der Ausgleich darf nicht nur für die Durchschnittssumme der Einzelnen angestellt werden (denn dann würden jene Lehrer ebenso schlecht fahren), sondern er muss auch als stehende Zulage für diejenigen stattfinden, die wegen der Natur ihres Faches auf wenig Zuhörer angewiesen sind. Mit andern Worten, der Staat soll überhaupt einen Teil der Honorareinnahmen auf entsprechende Zulagen der einzelnen Lehrerstellen im Sinne allgemeiner Ausgleichung aller Professoren verwenden und im übrigen die Honorare selbst einziehen, und deren Rest für Bauten, Unterstützungen, Stipendien u. s. w. benutzen.

Auch hierdurch wird der Professor noch mehr dem Beamten gleichgestellt werden, und es wird jene Disziplinlosigkeit, Ungebundenheit und Unverantwortlichkeit ein Ende haben, durch welche die zahlreichen und immer noch zunehmenden Fälle von Nepotismus, Ungerechtigkeit, Gewaltsamkeit vorzugsweise seitens der deutschen Fakultäten erzeugt werden. Denn man darf leider daran nicht zweifeln, dass die Willkür des Individuums größer wird nach den materiellen Einkünften, über die es zu verfügen hat.

so dass derjenige Professor, der 6000 Mark Einnahmen hat, persönlich eine ganz andere und bescheidenere Rolle spielen wird, als ein akademischer Nabob, der jährlich 50000 Mark zu verzehren hat. Ganz besonders aber wird mit jener vorgeschlagenen Ausgleichung dem demoralisierenden Zustand ein Ende gemacht werden, in dem sich heute außer den Professoren nur Tänzer und Sänger, Tänzerinnen und Sängerinnen befinden, dass um die einzelnen akademischen Stellen gefeilscht wird, und dass Professoren von Semester zu Semester den Ort ihrer Tätigkeit verlassen, um dorthin zu gehen, wo ihnen wieder etwas mehr geboten worden ist, ein Zustand, bei welchem ebenso alle Pietät des Einzelnen gegenüber seinem Wirkungskreis verloren geht, wie die einzelnen Fakultäten durch den chronischen Wechsel ihrer Mitglieder schweren Schaden erleiden müssen.



Vergänglichkeit.

O du, die gefeiert mit schwermutdurchtönten
Schmerzhallenden Saiten, dir will ich preisend
Ein Loblied singen, Vergänglichkeit!
Wohl führst du mit schnellen gefühllosen Händen
Die Stunde des Glückes vorbei an dem durstigen
Lechzenden Herzen und lässest es einsam
In wunschloser Oede!
Aber es ist auch der Schmerz vergänglich
Und alles Leiden und alles Weh.
Die Tränen, die heute im schlaflosen Auge
Wie Flammen brennen: was sind sie morgen,
Was sind sie künftig? — versiegt und vergessen!
Als wär' es das erste, keimt in dem Herzen,
Das tänschungzerrissen dein Walten empfunden,
Ein letztes Glück!
Was ist wohl des Frühlings süßeste Zierde?
Dass er nicht ewig die grünenden Fluren
Mit Veilchen beschüttet,
Dass er wie Träume des Morgens verwehet,
Dass ihm die Sehnsucht beseligend folgt.
Naht nicht der Jugend lieblicher Schatten
Frührotschimmernd dem wankenden Greise?
Und streckt der die Arme nicht glückdurchbebter
Dem Schatten entgegen als je der Jüngling
Der sonnenwarmen wirklichen Jugend?
Wo wohnt das Glück im friedlichen Kleide
Nicht hoffnungsbebend? Nur im Erinnern —
In deinem Schatten, Vergänglichkeit!
Du bist der Schöpfung nächtige Blume:
Wir spüren dein Duften im herbstlichen Wind
Und im Reifen des Sommers. Um trotzige Gipfel
Webst du und wallest.
Du hauchst es auf ihre felsigen Stirnen,
Du rufst es im Brausen des endlosen Meeres:
Vergehen muss Alles. Die Berge versinken,
Die Wasser vertrocknen!
Und wir, die Gebilde noch kargerer Stunden,
Vernehmen's und sorgen feuchtschimmernden Auges,
Dass nicht ein Stäubchen der mächtigen Schönheit
Verloren uns gehe. Denn wir sind vergänglich
Und sie sind vergänglich:
In deinem Schatten erblüht uns're Lust.
Und Alle, die leben, sie sollen dir danken,
Dass einmal du sicher die Stunde des Friedens
Herbeigeleitet, da alles Entbehren
Und alles Zweifeln und all' der Gedanken
Rastloses Grübeln im Schweigen vergeht!
Du bist der Wechsel und doch erlöstest
Du uns von dem Wechsel. Wir fürchten dich schaudernd
Und sollten uns mühen, dich fromm zu begreifen.
Denn einzig in deinem verhüllenden Kleide
Tritt irdischen Augen das Ewige nah!

Danzig. Marie Tyrol.



Altindische Rechtssätze über die Stellung der Frau.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.

Den Gesetzgebungen sämmtlicher orientalischen Völker ist es ausnahmslos gemeinsam, dass sie der Frau im Gegensatz zu dem Manne eine sehr unvollkommene und unbefriedigende Rechtsstellung zuweisen. Es giebt kaum einen größeren Gegensatz in der Auffassung vom Weibe, wie Derjenige, welcher zwischen den Anschauungen der orientalischen Dichter und der Auffassung der Gesetzgeber des Orients zu Tage tritt, kaum eine größere Verschiedenheit, wie zwischen den ernsten Lehren der sagenhaften Gesetzgeber und Staatsmänner und den die leidenschaftliche Natur des Morgenländers verkörpernden Liedern der Dichter und Sänger. Dieser Unterschied tritt namentlich bei dem bedeutendsten aller Kulturvölker der orientalischen Welt hervor, bei dem Volke, welches die Keime aller arischen Kulturentwickelung in sich trägt, bei dem indischen. Wer die Stellung der Frau im altindischen Leben lediglich nach den Anschauungen und Auffassungen beurteilen wollte, welche die reiche poetische Litteratur dieses hochbegabten Kulturvolkes wiederspiegelt, müsste zu einem völlig unzutreffenden und unwahren Bilde gelangen. Wird doch — wenigstens in der indischen Lyrik — kaum ein Stoff häufiger zum Gegenstand der poetischen Verherrlichung gemacht, als die Frau, allerdings in der für die orientalische Welt so charakteristischen Weise, dass es hauptsächlich die sinnlichen, körperlichen Reize sind, welche den Dichter in Begeisterung versetzen, während ihn der Zauber des weiblichen Gemütes weit weniger entzückt.

Wie feurig sind die Schilderungen, in denen das Glück des Besitzes der Geliebten gepriesen wird, wie

entströmt ihnen die lodernde Glut des Landes der Lotosblume, wie bedeutend ist der Einfluss, welcher in ihnen der Frau auf das öffentliche und private Leben eingeräumt wird! Aber die tatsächliche, rechtliche Stellung des Weibes entsprach in Altindien keineswegs dieser poetischen Verklärung, vielmehr ist es auch eine Eigentümlichkeit des Gesetzbuches des Manu, jener uralten Kodifikation, in welcher Recht und Moral noch nicht voneinander getrennt sind, die Frau möglichst zu unterdrücken und zu beschränken und ihren freien Willen, den berechtigten Anspruch auf freie Entfaltung ihrer Individualität absolut zu negieren. Diese Absicht des Gesetzgebers spricht sich besonders deutlich in der Art und Weise aus, in welcher er die rechtliche Stellung der verheirateten Frauen geregelt hat. Das Gesetz geht von der Ansicht aus, dass die Frauen von den Männern, welchen sie unterworfen sind, stets in Unterwürfigkeit und Zucht gehalten und möglichst von weltlichen Freuden abgehalten werden müssen. Zu diesem Zwecke ist die Frau während ihres ganzen Lebens unter eine Vormundschaft gestellt, im ledigen Stande untersteht sie der Vormundschaft ihres Vaters, verheiratet derjenigen ihres Mannes und im Alter haben die erwachsenen Söhne oder die sonstigen nächsten männlichen Verwandten die vormundschaftlichen Rechte über sie auszuüben. Der Gedanke, welcher zu diesen Bestimmungen veranlasste, ist unschwer zu erkennen; ein großes Misstrauen gegen die Frauen beherrscht den Gesetzgeber und dieser Geist beeinflusst alle Vorschriften, welche die rechtliche Stellung des Weibes zum Gegenstand haben, als unbedingt maßgebend. Es ist Rechtspflicht aller Männer, die Frauen davor zu bewahren, bösen Neigungen, mögen sie noch so unbedeutend sein, zu folgen, denn fehlt die Ueberwachung des Mannes, so bringen sie Leid und Trauer über die Familien. Unter den bösen Neigungen versteht der Gesetzgeber die Unterhaltung mit fremden Männern, Naschhaftigkeit und dergleichen. Wer diese Pflicht der Ueberwachung sorgfältig ausübt, der erwirbt sich nicht nur ein Verdienst gegenüber seiner Familie und Nachkommenschaft, gegenüber dem Staat, sondern er erfüllt auch ein religiöses Gebot, wofür ihm der Lohn nach dem Tode in Aussicht steht; jedoch empfiehlt das Gesetz zur Ueberwachung nicht gewaltsame, sondern gute Mittel, weil die Frauen aus Flatterhaftigkeit, Gemütslosigkeit und Verliebtheit sich selbst durch strenge Bewachung nicht davon abhalten lassen, die Pflichten zu verletzen, welche ihnen das Recht auferlegt. Die pessimistische Anschauung, welche diese Vorschrift charakterisiert, offenbart sich noch in einer Reihe von Bemerkungen des Gesetzes über den weiblichen Charakter, die als der Gipfel der Ungalanterie bezeichnet werden dürfen, deren sich jemals ein Gesetzgeber schuldig gemacht hat. Nach Manu sind die Frauen die Falschheit selbst, sie zeichnen sich aus durch Schlafsucht, Faulheit, Putzsucht, Sinnlichkeit, Zorn, Bosheit, unedle Gesinnung und schlechte Sitten, seiner Meinung nach sind sie in jeden Mann verliebt, gleichviel ob er schön oder hässlich, alt oder jung sei. In Gemäßheit dieser Grundauffassung ist die Stellung der Frau in jeder Beziehung nach altindischem Rechte eine überaus schlechte. Zur vollsten, bedingungslosesten Unterwürfigkeit gegenüber dem Manne verurteilt, bei dessen Wahl ihr die Geltendmachung ihres Willens und ihrer Individualität durchaus versagt wird und welchem sie im frühen Kindesalter angetraut werden soll, seinem harten Willen und seiner harten Zucht unterstellt, hat sie sich nach dem Gesetze nur mit der Bewahrung des Vermögens, der Bezahlung der Ausgaben, der Erfüllung der religiösen Pflichten, der Bereitung der Speisen und der Instandhaltung der Hausgeräte zu befassen. Man sieht, die Weisen unserer Tage, welche in dem Aufenthalt in Küche und Kinderstube den ausschließlichen Beruf des Weibes sehen, können aus dem altindischen Rechte ein Argument für die Richtigkeit ihrer Anschauungen entlehnen. Der Mann hat das Recht, seine Frau zu verkaufen und zu verlassen, trotzdem hört sie nicht auf, seine Frau zu sein, ihre Pflichten dauern nach wie vor fort. Für ihn besteht kein Hindernis, sich nach dem Tode seiner Gattin wieder zu vermählen, dagegen missbilligt das Recht und noch mehr die Sitte, die Wiederverheiratung der Wittwe, ein Punkt welcher mit der Selbstverbrennung der Wittwen zusammenhängt, wie dies von Goethe, so schön ausgedrückt wird:

> „Nur dem Gatten folgt die Gattin,
> Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.“

Das Gesetz gebietet der Gattin, acht Jahre lang auf ihren Mann, welcher verreist, zu warten; sogar wenn er zu dem Zwecke verreist ist, sich die Liebe einer anderen Frau zu verschaffen, die er der seinigen vorzieht, was das Gesetz gestattet, muss sie dennoch drei Jahre lang auf ihn warten; selbstverständlich obliegen dem Manne diese Pflichten durchaus nicht. Ihm ist es außerordentlich leicht gemacht, seine Frau zu verstoßen, während erhebliche vermögensrechtliche Nachteile die Frau treffen, welche den Mann verlässt. Verachtet eine Frau ihren, dem Trunk oder Spiel verfallenen Mann, so soll sie zur Strafe ihren Schmuck und ihren Hausrat verlieren.

Kinderlosigkeit berechtigt den Mann, nach achtjähriger Ehe, die Frau zu verstoßen. Die Ungleichheit, welche aus den vorstehenden Vorschriften in Ansehung der rechtlichen Stellung der beiden Geschlechter hervorgeht, ist insbesondere auch aus den Strafvorschriften ersichtlich, mit welchen das Gesetz die Uebertretung der gebotenen Pflichten ahndet. Die Verletzung der Treue seitens des Weibes wird mit einer härteren und grausameren Strafe bedroht als das gleiche Vergehen des Mannes. Eigentümlich ist es, dass die Kasteneinteilung der indischen Gesellschaft hierbei von großem Einfluss ist; die Brah-

manen, die oberste Kaste, werden niemals wegen dieses Vergehens mit derjenigen Strenge bestraft, wie die Mitglieder der unteren Kasten und während der Feuertod eine Person der Krieger- und der übrigen Kasten trifft, welche es wagt, das Auge zu der „schönen Frau des hohen Bramen“ zu erheben, hat der Brahmane, welcher sich des gleichen Vergehens gegen eine Frau der drei untersten Kasten schuldig macht, nur eine Geldstrafe zu entrichten. Aber nicht nur bezüglich der zeitlichen Strafen huldigt das Gesetz dieser verletzenden Rechtsungleichheit, sondern auch in Ansehung der ewigen. Nur die Frau, welche die Pflicht der Treue nicht stets hoch hält, wird nach ihrem Tode in dem Leibe eines Schakals wiedergeboren, von bösen Krankheiten heimgesucht und zur ewigen Wanderung verdammt, nicht aber der Mann.

Es folgt schon aus den bisher dargestellten Rechtssätzen, dass die Frau nach Manus Gesetz kein Vermögen besitzen kann. Um jeden Zweifel zu verhüten, hat der Gesetgeber dies deutlich ausgesprochen. Drei Personenklassen sind vermögenslos: die Gattin, der Sklave und der Sohn; erwerben sie Etwas, so gehört dies nicht ihnen, sondern dem, dem sie angehören, und auch hierdurch hat der Gesetzgeber die Rechtsfähigkeit oder vielmehr die Rechtsunfähigkeit des Sklaven und der Frau auf völlig gleiche Stufe gestellt, ein Rechtssatz, der uns in verschiedenen Gesetzgebungen der Vorzeit begegnet. Es muss jedoch anerkannt werden, dass der Gesetzgeber, welcher die rechtliche Stellung der Frau so überaus ungünstig normiert, doch auch Gedanken in Form von Rechtssätzen ausspricht, denen eine gewisse Rücksichtnahme auf die Individualität des weiblichen Geschlechtes nicht fremd ist.

So wird vorgeschrieben, dass Frauen, die einem freudigen Ereignis entgegensehen, beim Uebersetzen über einen Fluss kein Fahrgeld zu entrichten brauchen; dem Mann, welcher verreist, wird es zur Pflicht gemacht, seiner Frau den notwendigen Unterhalt zurückzulassen, denn auch die tugendhafteste Frau strauchle, wenn sie in bedrängter Lage sei. Das Gesetz will damit in gleichsam prophylaktischer Weise die weibliche Sittlichkeit beschützen und denselben Zweck verfolgen zahlreiche Vorschriften, welche sich auf den Verkehr der beiden Geschlechter unter einander beziehen. Wir finden Strafen gegen Denjenigen ausgesprochen, welcher mit der Gattin eines Andern heimliche Gespräche führt, Strafen gegen Denjenigen, welcher eine Frau an einsamer Stelle, in einem Walde, Gehölz oder an der Mündung eines Flusses anspricht. Strafe wird angedroht gegen die Erweisung von Aufmerksamkeiten gegenüber einer Frau, Zusendung von Blumen, ja Derjenige wird streng bestraft, welcher die Kleidung oder den Schmuck einer Frau berührt. Von dem Verbote des Ansprechens sind nur die Bettler ausgenommen, es sei denn, dass es ganz allgemein verboten wurde, eine bestimmte Frau anzureden. Daselbe bezieht sich dagegen nicht auf die Frauen von Schauspielern und Sängern, obwohl sogar für heimliche Gespräche mit Sklavinnen, die einem Herrn gehören, eine kleine Buße bezahlt werden muss, ein Beweis für die überaus niedere Stellung, welche den Dienern und Dienerinnen Thaliens in Altindien zu Teil war. Im Vergleiche zu diesen Bestimmungen erscheinen die Vorschriften in andern Rechten, beispielsweise in den alten germanischen Volksrechten, welche den gleichen prophylaktischen Zweck im Auge haben, nur unbedeutend; jedenfalls geht Manu in dieser Beziehung so weit, wie kaum eine andere Gesetzgebung zu irgend einer Zeit. Es ist begreiflich, dass sich unter der Herrschaft solcher Ge- und Verbote ein ungezwungener Verkehr zwischen Männern und Frauen nicht entwickeln konnte, der dem Oriente bis auf den heutigen Tag eigentlich nicht bekannt ist. Das Misstrauen gegenüber den Frauen, welches wir schon zu Eingang dieser Skizze als Motiv der Gesetzgebung gekennzeichnet haben, tritt auch in diesen Vorschriften ganz unzweideutig hervor. Sieht man in einem Gesetzbuch das Resultat der Erfahrungen, welche ein Volk auf diesem oder jenem Gebiete des Lebens gemacht hat, so würde sich unwillkürlich der Gedanke aufdrängen, dass die sittliche Führung der indischen Frauen in der Zeit, welche der Entstehung des Gesetzbuchs voransging, sehr viel zu wünschen übrig ließ. Allein es erscheint doch kaum statthaft, dieses Urteil über eine Zeit zu fällen, von welcher wir nicht durch Jahrhunderte, sondern durch Jahrtausende entfernt sind, und es dürfte dies um so weniger statthaft sein, als die gesetzlichen Vorschriften, welche sich auf die Stellung der Frau beziehen, durch eigentümliche, religiöse Vorstellungen beeinflusst wurden, auf welche hier nicht weiter eingegangen werden kann.

Manus Gesetzbuch zeichnet sich im Allgemeinen durch einen überaus humanen, häufig unsern modernen Rechtsanschauungen nahekommenden Charakter aus, es enthält völkerrechtliche Vorschriften, welche vom Geiste wahrer Humanität und allgemeiner Menschenliebe durchdrungen sind, wie beispielsweise das Verbot, sich im Kriege vergifteter Waffen zu bedienen, das Gebot, den Feind, der sich ergiebt, zu schonen, im Kriege die Pflanzungen der Bauern nicht zu verwüsten, das Verbot einen Wehrlosen anzugreifen, das Gebot, einen Verwundeten zu verpflegen und dergleichen mehr. Mit Recht wird deshalb das große Kodifikationswerk des von der Sage umhüllten Heroen sehr hochgeschätzt und als einer der ersten Versuche bezeichnet, dem Gedanken der Menschlichkeit Eingang in das starre Recht der Vorzeit zu verschaffen. Der Teil des Gesetzbuchs, welcher sich auf die rechtliche Stellung der Frauen bezieht, ragt aber nicht in gleicher Weise vor den Gesetzgebungen jener Zeit hervor, er atmet voll und ganz den Geist des Orients mit der Knech-

tung der Frauen, der rücksichtslosen Ignorierung ihrer Individualität und ihres Willens und der für das geläuterte Rechtsgefühl der modernen Zeit empörenden Ungleichheit gegenüber dem Manne. Unbedingteste, durch keinerlei Gesetzesvorschrift eingeschränkte Herrschaft des Mannes ist einer der charakteristischen Züge dieses Teiles der Gesetzgebung. Auch im alten Rom war es dem Manne gestattet, seine Frau zu verkaufen; allein die Religion bedrohte denjenigen mit dem stärksten Fluche, welcher von dieser Befugnis Gebrauch machte, während in Indien die Religion in keiner Weise ihre Macht entfaltete, um der Verwirklichung dieser im höchsten Grade unsittlichen Befugnis in den Weg zu treten, was bei dem feurigen Naturell der Bewohner des Landes der Fünfströme doch überaus erforderlich gewesen wäre. Wenn Goethe in dem Gedichte „Paria“ den Bramen die Todesstrafe an seiner Frau vollziehen lässt, so steht dies durchaus im Einklang mit dem durch Manu eingeführten Rechte, welches auch bezüglich der dem Manne über seine Frau zustehenden Gerichtbarkeit die Machtvollkommenheit erheblich übertraf, die jener nach dem Rechte der Siebenhügelstadt besaß. Der Eindruck, welchen wir aus den voranstehenden Bemerkungen über die rechtliche Stellung der Frauen in dem Wunderlande des Ganges und der Heimat des Pessimismus erhalten, ist wesentlich von demjenigen verschieden, den die beiden großen Heldengedichte der Inder, den Kalidasas Sakuntala und andere Werke dieses Dichters erwecken. Allein es kann kein Zweifel darüber obwalten, dass die Paragraphen des kodifizierten Rechtes ein treueres Bild von den tatsächlichen Zuständen geben als die dichterischen Schilderungen, so sehr sie auch eine unhistorische Betrachtung anheimeln und anmuten. Mag auch immerhin das praktische Leben Manches in den Härten des Gesetzbuchs gemildert, Manches ausgeglichen haben, so viel ist sicher, dass es auch für die altindischen Zustände vollkommen richtig ist, was Dubois-Reymond in seinem Vortrage „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft“ bemerkt hat, dass in der Vorzeit allenthalben das Weib geknechtet und unterdrückt erscheint. Der Widerspruch zwischen der Auffassung des Gesetzes und derjenigen der poetischen Litteratur, den wir hervorgehoben haben, findet sich bei allen orientalischen Völkern und hängt mit der durchaus oberflächlichen, äußerlichen Anschauung zusammen, welche diese Nationen vom Weibe haben. Völker, die nur für die körperliche Schönheit Verständnis haben, werden sich allerdings leicht zu begeisterten Schilderungen der Geliebten und der Freuden der Liebe emporschwingen, allein eine angemessene Stellung werden sie dem Weibe nie zu Teil werden lassen, weil ihnen die Erkenntnis seiner seelischen Eigenschaften gänzlich abgeht, weil sie in ihm nur die Geliebte, nicht aber, wie die occidentalischen Kulturvölker, die Lebensgenossin sehen, mit welcher eine geistige Gütergemeinschaft geschlossen wird. Dieser Punkt ist für das Verständnis des Unterschiedes zwischen orientalischer und occidentalischer Kultur sehr wichtig und er erklärt auch, und wahrlich nicht zuletzt, die große Stabilität, welche die Stellung der Frauen bei den Orientalen aufweist. Von den Kulturhistorikern wird diesem Umstande nicht stets genügende Rechnung getragen, trotzdem es doch klar ist, dass das fortschreitende Sinken der orientalischen Völker und ihre stetig abnehmende Widerstandsunfähigkeit gegenüber den Völkern des Occidentes mit der unwürdigen Stellung in ursachlichem Zusammenhang steht, die den Frauen von ihnen eingeräumt wird. Die Lehre, welche die Geschichte hieraus zu ziehen gestattet, ergiebt sich von selbst. Klar geht aus der Betrachtung dieser Verhältnisse hervor, dass eine Nation, in welcher für die Regelung der Stellung der Frau das Prinzip schroffster Rechtsungleichheit maßgebend ist, auf die kulturelle Fortentwickelung Verzicht leisten muss. Das traditionelle Vorurteil, das Alles besser weiß, wird hierdurch allerdings nicht belehrt und überzeugt werden, gilt doch für es der pessimistische Ausspruch in vollem Umfange, die Geschichte lehre nur das, dass sie Nichts lehre.

Mainz. Ludwig Fuld.



Early letters of Thomas Carlyle.

Herausgegeben von C. E. Norton.

Diese Sammlung von Briefen schließt sich der von Froude herausgegebenen an, enthält aber, ausgenommen diejenigen, welche an Miss Welsh gerichtet sind, nur freundschaftliche Mitteilungen an Jugendfreunde und Geschwister, die keinen biographischen oder litterarischen Wert haben. Sie sind von der Nichte Carlyle's zusammen getragen worden, in der Hoffnung, dass sie das von Mr. Froude etwas entstellte Bild ihres Onkels, wieder in das rechte Licht rücken würden. Dazu sind sie aber kaum geeignet; denn was er als Sohn und Bruder, was er als Freund war, stand lange schon als unantastbar da, und es bedurfte dieser schwachen Reflexe nicht, um das Bewiesene noch einmal zu beweisen. Was man ihm aber zur Last legte, oder viel mehr glaubte ihm zur Last legen zu dürfen, war sein eheliches Verhältnis, sein Betragen gegen seine geistig hoch bedeutende Frau, die in ihren Tagebüchern verzeichnet hatte, dass sie nicht glücklich mit ihm gewesen sei, dass er sie nicht geehrt, wie sie geehrt hatte sein wollen, dass er ihr die Stellung neben sich nicht angewiesen, auf die Rechnung machen zu können sie annahm.

Ob nun Carlyle in diesem Punkte wirklich etwas versehen, ist jetzt schwerlich nachzuweisen, dass er aber, wenn es der Fall gewesen, unbewusst gesündigt ist jedem klar, der gelesen, wie tief er es beklagt

hat, dass seine Gattin an seiner Seite das Glück nicht gefunden, das er ihr nachträglich mit seinem Herzblute hätte erkaufen mögen, wenn das leidige „zu spät“ nicht die eiserne Klammer vor diese Möglichkeit gerückt.

Wenn aber diese von Mr. Norton veröffentlichten Briefe Carlyle's an Miss Welsh, die später seine Gattin ward, irgend etwas zu seinen Gunsten beweisen können, so ist es der ungemessene Ehrgeiz der jungen Dame, die, im Gegensatz zu den gangbaren Zukunftsträumen junger Mädchen, nur von dem Ruhme einer großen Schriftstellerin erfüllt war, und das Kapitel der Liebe überschlug. Carlyle dagegen wurde von der ersten Minute an, wo er sie sah, dermaßen gefesselt, dass ihr Besitz ihm das höchste für ihn zu erreichende Glück schien, das Alles in sich schloss, was er für sein Leben begehrte. — Sie wusste ohne Zweifel, welchen Eindruck sie auf ihn hervorgebracht hatte — denn welchem Mädchen entgeht das — aber sie wollte es nicht wissen, wollte nur Nutzen davon ziehen, insofern er ihr behülflich sein konnte die Stufen zu ihrem Ruhmestempel hinauf zu klimmen. Er sollte ihr Ratgeber sein, sie durch seinen Beifall ermuntern. Willig lieh er sich diesem Wunsche und wurde nicht müde ihr zu wiederholen, dass ihre ausgezeichnete Bildung sie vollkommen berechtige die höchsten Ansprüche zu erheben und dass ihr Talent, von Fleiß und Ausdauer unterstützt, ohne Zweifel die Früchte reifen werde, nach denen ihr Ehrgeiz so verlangend die Hand ausstreckte. Wer so schöne Briefe schreiben, so witzig, so launig Erlebtes schildern konnte, sollte der nicht auch, wenn er wollte, eine geschlossene Komposition fertig bringen können?

Er gab ihr ein Thema, er gab ihr ein anderes, sie schrieben Verse, er hieß sie, sich an einem Drama, einer Komödie versuchen; aber der Himmel weiß wie es kam, das Resultat war stets kein Meisterwerk, schmeckte nach der unkundigen Hand des Schülers, des Laien, war Dilettantismus. Dieser briefliche Verkehr währte mehrere Jahre und erzeugte von ihrer Seite eine Freundschaft, die es ihr möglich machte ihm ihre Hand zu reichen, und ihren unbändigen Ehrgeiz von sich selbst auf ihn abzulenken, dessen Namen sie nun trug. Wenn nun auch schließlich alle ihre Erwartungen in Bezug auf Ruhm durch ihn erfüllt wurden, so blieb ihr dabei doch das bescheidene Loos einer Cadidja, so konnte sie doch nur in seinem Schatten wandeln und musste es ach! wie oft erfahren, dass seine wachsende Größe zu ihrer Verkleinerung diente. — Für ein so bescheidenes Loos aber war sie nicht gemacht, und unabänderlich, wie er für sie gefallen war, hätte Carlyle auch beim besten Willen nichts an einer Missstimmung ändern können, die aus ihrem innersten Wesen hervorging, nicht aber mit seinem Tun und Lassen zusammenhing.

Wir wollen hier nun die bezüglichen Briefe Carlyle's an Miss Welsh folgen lassen, eines Teiles, weil sie höchst geistvoll und bezeichnend für das Verhältnis der Beiden sind und dann auch, weil die darin enthaltenen Winke für angehende Schriftstellerinnen von weitgehendem Nutzen sein können, namentlich in Bezug auf die Notwendigkeit ausdauernder Arbeit und Mühe, die zu verwenden sei, um die so schwere Kunst des Schreibens zu erlernen.

„Ich habe durchaus nichts gegen die von Ihnen gemachten Studien einzuwenden,“ schrieb er, „und will Ihnen darum nicht raten davon abzugehen. Als ich das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, habe ich Ihnen auch meine Ansicht darüber bereits ausgesprochen. Was mich selbst betrifft, so ist die Beschäftigung mit der Litteratur eine Quelle innerer Unruhe für mich geworden; aber auch beneidenswerten Genusses, und wenn dadurch ein tieferer Schatten auf mein stilles Dasein gefallen ist, so darf ich nicht vergessen, dass hin und wieder ein Strahl himmlischen Lichtes mich erleuchtet hat, der Ersatz dafür bot. Jeder, der die Litteratur zu seiner Lebensaufgabe macht, wird das Gleiche erfahren: denn wir werden dadurch empfindlicher gegen Schmerz und Freude, es erweitert unseren Gesichtskreis, es vertieft und erhöht unser Glücksgefühl und unser Elend. Das letztere, wie ich fürchte, zumeist; doch vielleist nicht immer; denn es giebt Gemüter, für deren Schwankungen es ein Steuer wird, und wenn das nicht der Fall, was wäre damit gesagt? Das Glück ist nicht unsere Lebensaufgabe — sonst würde Ihr Schoßhund uns ein würdiges Vorbild sein. Was wir zu suchen haben, ist die völlige Entwickelung unserer Fähigkeiten — das Wachstum unserer Verstandeskräfte, als denkende Wesen; — und auf geistigem Gebiete ist ohne Zweifel die schönste Eigenschaft, edel und schön zu fühlen und zu handeln, und insofern die Litteratur uns dazu anspornt, muss sie uns eine wertvolle Beschäftigung sein. Es kann aber eine gesunde Nahrung, wenn falsch angewendet, die Schädlichkeit eines Giftes für uns haben, und das Gleiche gilt von der Nahrung des Geistes. Wenn wir um der letzteren willen auf den Verkehr mit der Welt verzichten, so kann es unsere Stimmung beeinträchtigen und unseren heiteren Lebensgenuss verkümmern.

Wäre es mir doch gegeben, Ihnen den Weg zu zeigen, wie Sie aller Annehmlichkeiten, die das Studium mit sich bringt, teilhaftig werden können, ohne dass die Dornen Sie ritzen! Vielleicht gelingt es mir nicht. Die Gesetze unserer Natur lassen ja das Gute und das Böse so nahe bei einander liegen, dass das Herz in Entzücken aufwallen kann und ebenso in Verzweiflung und beides auf gleichem Wege. Immerhin aber rate ich Ihnen, fortzufahren. Ihre natürliche Begabung zusammen mit dem, was Sie sich angeeignet haben, berechtigen Sie zu hohen Erwartungen von sich selbst: und wenn es Ihnen gelingt, bei der Entwickelung Ihrer Anlagen die goldene Mittelstraße inne zu halten, was man für leicht hält und was doch recht schwer ist, — wenn Sie nicht bei Ihrem Streben nach Auszeichnung zu sehr von dem abweichen, was das alltägliche Leben von uns fordert, so wird das Resultat gewiss ein solches sein, das Ihnen und anderen mit Ihnen Freude bringt. Es ist immer ein Wagnis, zwischen zwei Klippen hinzuwandeln; — doch ängstigt es mich nicht für Sie.

Mein Briefbogen ist zu Ende. Werden Sie mich veranlassen, einen neuen zu füllen? Ich hoffe sicher darauf, dass Sie im Oktober mit mir Goethe und Schiller lesen. Bis dahin fand ich Niemand, der die Schönheit dieser Dichtungen mitempfand; und doch ist Sympathie die Seele des Lebens. Mein Brief scheint mir geistlos. Doch hat er seinen Zweck erreicht, wenn er Sie an denjenigen erinnert, dem Ihr Wohl das Höchste ist, was er vom Himmel erflehen kann. Ihr aufrichtiger Freund Carlyle.

Edinburg, 30. April 1822. Mein liebes Fräulein! Mit großem Vergnügen unterziehe ich mich der mir von Ihnen so freundlich gestellten Aufgabe. Es hat ganz meine Billigung, dass Sie sich auf litterarischem Gebiete versuchen wollen, und Ihnen bei der Ausführung behülflich zu sein wird mich glücklich machen. Nichts kann schädlicher auf uns einwirken, als beständig mit Büchern beschäftigt zu sein, ohne dass unser Geist zur Selbsttätigkeit dadurch angeregt wird. — Wir sammeln freilich Kenntnisse ein; aber wir schwächen unsere Befähigung, das lebendige Wort für dieselben zu finden, eine Befähigung, die an Wert mit dem Wissen auf einer Rangstufe steht, und die einer künstlichen Pflege bedarf, wenn sie nicht absterben

soll. Außerdem auch wird unser eingesammeltes Wissen ein buntes Chaos sein, wenn es nicht durch Wiedergabe eine planmäßige Ordnung erfährt, es wird zum schwachen Scheine gegenüber der Wahrheit des vollen Lichtes, es wird einer Sinnentäuschung gegenüber einer deutlichen Wahrnehmung gleichen: und selbst der bewussteste Leser könnte aus dem Chaos von aufgehäuftem Material, das ihm aus allen Ecken und Enden zuströmt, schließlich kein Fazit seines Gewinnes ziehen, außer er sei ein Pedant, der sich eines Besitztums freute, das kein Besitztum ist, und der einer Art eitlen Befriedigung genösse, wie sie solchen Leuten innewohnen soll.

Sie sehen also, wie wichtig es für Sie ist, die Feder ohne Aufschub zu ergreifen, und, während Sie fortstudieren, auch fortzuschreiben, und Hand in Hand mit dem Erlernen, das Erlernte wiederzugeben, um in dieser Weise zu einem selbstständigen Urteil zu gelangen. — Ich glaube aber durchaus nicht, dass es meiner Ermutigung dazu bedurft hat, weil Ihre eigene Neigung Sie von selbst dazu getrieben haben würde; nur dass unsere Neigungen uns nicht immer den geraden Weg führen und darum besser unserer Einsicht unterstellt werden.

Zu welchen Leistungen Sie sich berufen fühlen, kann ich nicht wissen, und maße mir das Recht nicht an, darüber Mutmaßungen aufzustellen, die wertlos sind. Nur das Eine erlaube ich mir nach meinem schwachen Dafürhalten zu sagen, dass Sie mir eine sehr scharfe Beobachtungsgabe zu besitzen scheinen, die Sie befähigen könnte, Charaktere scharf zu individualisieren, sowohl für Scherz wie für Ernst, und dass Ihnen die Sprache zugebote steht, wie Beides zu glücklichem Ausdruck zu bringen. Diese Gabe ist das Grundelement des dramatischen Genius und ich müsste mich sehr irren, wenn Sie nicht auf diesem Gebiete Gutes leisten könnten, und wäre es nicht der Fall, so müsste die Ursache sonst wo liegen, als in dem Mangel natürlicher Begabung. Ob Sie dem Tragischen oder dem Komischen den Vorzug geben wollen, das ist eine andere Sache, und hat mit Ihrer Begabung nichts zu tun; sondern damit, ob Sie lieber mit dem Unglück leiden, oder über die Glücklichen lachen; ob Sie lieber das Vortreffliche bewundern oder die schwachen Seiten aufdecken; ob Sie eines andauernden Enthusiasmus fähig sind, oder für die Macht der Gefühle einen momentanen Ausdruck suchen, der durch die Macht des Wohlanständigen gemäßigt wird, so dass Ihre innere Empörung sich hinter Nichtachtung versteckt, Sympathie zu Mitleid, Bewunderung zu Respekt wird.

In Wirklichkeit sind diese beiden Arten von Talent in der Natur nie so ganz von einander geschieden, als in der Kunst; denn meistenteils könnte derjenige, der eine Tragödie schreibt, auch eine Komödie schreiben, und vice versa. Es ist daher nicht nötig, dass Sie sogleich das Eine oder das Andere erwählen; denn was man dramatischen Genius nennt, kann sich auf tausenderlei Art geltend machen, ohne auf die Bühne bezug zu nehmen; es verleiht den malerischen Romanen von Walter Scott Lebendigkeit und Pracht, und dient in anderer Weise der erhabenen Philosophie in den Abhandlungen von Frau von Staël zur Basis. Es bedarf aber einer richtigen Anwendung, es passt nicht für die trockene Wissenschaft. — Ich will nur sagen, dass es durchaus nicht auf die Komödie beschränkt ist, und Sie für jetzt nur veranlassen soll, Charakterstudien zu machen, die, wie ich glaube, für die Entwickelung Ihres Talentes dienlich sein werden, die Sie aber in irgend einer Ihnen zusagenden Form verwerten können, sei es auf geschichtlichem Gebiete, in einem Romane, oder als Panegyrist. Aber — sagen Sie — der Stoff? — Cetera desunt. J. Carlyle.

— 27. Mai 1822. Meine liebe Freundin! Ich habe in der vorigen Woche täglich nach Ihnen und Ihrer Mutter ausgeschaut, es für eine Unmöglichkeit haltend, dass Sie Edinburg besuchten, ohne mich zu sehen. Ihnen einen Vorwurf darüber zu machen, kann mir nicht einfallen; nur mein Bedauern darf ich aussprechen und die Hoffnung, ein anderesmal glücklicher zu sein.

Ich habe heute wenig Zeit zum Schreiben, wollte Ihnen aber doch Sismondi senden, den zu lesen Ihnen angenehm und nützlich sein wird.

Zugleich muss ich Ihnen meine Befriedigung aussprechen, Sie so eifrig bei Ihrer poetischen Arbeit zu finden, die ohne Zweifel uns Beiden Freude bereiten wird. Es sind wohl nur wenige Geschöpfe ganz ohne poetische Begabung, aber nur Unterricht und Uebung verleihen den Ausdruck dafür, nur dann, wenn die Seele in Flammen steht, wenn die Macht des Daseins überwältigend emporhebt, wenn das Universum uns mit Staunen erfüllt, die geheimnisvollen Irrwege des menschlichen Daseins das Herz erzittern machen, die schwer beladene Brust von dem allen frei machen zu können — von Gedanken, die atmen und Worten, die trennen . . — und so dem Besten in sich genügen und durch die Mitteilung neue Befriedigung gewinnen. Es ist freilich wahr, dass die Natur nur selten einen wirklichen Dichter hervorbringt; — vielleicht in einem Jahrhundert einen einzigen; dafür aber erschafft sie täglich tausend Reimschmiede, mit mehr oder weniger poetischer Zugabe. Unsere Aufgabe ist darum nicht zu schwer; ich denke, dass wenn wir Ausdauer haben, so werden wir leidlich gute Verse schreiben lernen und vielleicht mehr noch als leidliche; und das wird ein angenehmes, harmloses und nicht zu unterschätzendes Talent sein. Wie oft im Leben habe ich nicht schon gewünscht, dass ich, statt meine Gesundheit bei mathematischen Problemen zu ruinieren, mich mit Versschmieden befasst hätte: es würde ebenso viel zu der Entwickelung des Verstandes — wenigstens des meinigen — beigetragen haben, das heißt, mich gelassen, wo ich war; und dafür wäre ich jetzt im Stande, Oden und Dithyramben zu Dutzenden zu fabrizieren. Aber Vergangenes ist nicht einzubringen; doch „better late than never" wie das Sprichwort sagt. Nennen Sie das nicht abgeschmackt; ich bin kein Poet, habe keinen Genius, ich weiß das ganz gut; aber ich vermag es zu lernen, Worte nach ihrem Klange zusammenzustellen, wenn ich das will, und der Himmel sei unser Zeuge, dass wir Beide gemeinsam das jetzt unternehmen wollen.

Ich bitte Sie daher einen Plan zu entwerfen, dem gemäß wir verfahren. Sollen wir abwechselnd den Stoff angeben? Und soll es ein Stoff besonderer Gattung sein, oder dem Allgemeinen entnommen, — zum Beispiel „a descriptive piece" — „eine Begebenheit", pathetisch-tragisch, lächerlich, „ein Charakter — ein großer, ein schlechter — oder irgend ein Charakter." — Oder soll bloß jeder von uns in einer bestimmten Zeit eine bestimmte Anzahl von Versen liefern? Bestimmen Sie das nach Ihrem Belieben, — oder überlassen wir es dem Zufalle, wenn Ihnen das besser zusagt. Ich habe der Sache noch nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt, noch kein Thema für unseren coup d'essai gewählt. Was mir am geeignetsten scheinen will, wäre ein kleiner Artikel, genannt: „Der Wunsch", worin wir auseinandersetzen, welche Lebenstage wir dem Schicksale abverlangen möchten — mit der schwachen Hoffnung von Gewährung. Ihr Anspruch wird von dem meinigen sehr verschieden lauten, das weiß ich. Es wird darum interessant sein, unsere Ansprüche zu vergleichen, das heißt, wenn sie aufrichtig geltend gemacht sind — was aber durchaus nicht Bedingung ist. Versuchen Sie es und senden Sie es mir, mit Angabe eines neuen Themas für uns.

Diese kleinen parergies und Erholungsarbeiten werden Ihnen nicht schaden, wie ich glaube; dürfen Sie aber nicht von ernsten Arbeiten abhalten, während Ihre Buchkenntnis in so rascher Weise anwächst. Haben Sie über einen Essai über Frau von Staël nachgedacht? Ich bin noch immer der Ansicht, dass es eine für Sie geeignete Aufgabe wäre, der Sie auch, durch die genaue Kenntnis ihrer Schriften und der Sympathie mit ihrem Denken und Empfinden, völlig gewachsen sind. Was kann Sie abhalten, sie zu schildern, wie sie Ihnen erscheint, als denkende Frau, als Dichterin, und als weibliches Wesen, und das im Vergleiche mit anderen Frauen, die sich ausgezeichnet haben, oder Ihnen im Leben begegnet sind? Ich wünschte, Sie wollten das in einfacher Prosa zu Papier bringen, so gut abgefasst, als es Ihnen möglich ist. Ich suchte heute ihr „Leben" für Sie zu bekommen, aber ohne Erfolg, sobald Sie sich aber an die Arbeit machen, können Sie darauf rechnen, dass ich es Ihnen sende. Ziehen Sie es jedenfalls in Betracht; denn mir liegt sehr daran, weil ich überzeugt bin, dass es Ihnen nützen wird.

Der Anteil, den Sie meinen Arbeiten schenken, erfüllt mich mit Dank, wie auch die sonst mir bewiesene große Freundlichkeit. Es macht mich oft traurig, dass ich Ihren Erwartungen so wenig nachkommen kann; allein die Umstände lassen es nicht zu.

(Schluss folgt.)

Wiesbaden. Amely Bölte.



Calderon und die Hofprediger.

Von Edmund Dorer.

Wenn man das Leben Calderons mit den abenteuerreichen und wechselvollen Lebensläufen seiner gleichberühmten Vorgänger und Geistesgenossen Cervantes und Lope de Vega vergleicht, so scheint es friedlich und still, wie ein sanfter Fluss zu seinem Ziele gelangt zu sein, während die Lebenstage des Cervantes oder Lope, wie die Wellen eines Stromes, der über Felsen und Hindernisse sich den Weg bahnt, erst spät zu einer gewissen Ruhe gelangten. Indes hatte auch Calderon ohne Zweifel manches aufregende Begebnis und manche Gemütsbewegung zu erfahren, bis er jenen Geistesfrieden erreichte, in welchem er uns im reiferen Alter als der Priester der Schönheit erscheint, der fest und unbewegt der Kunst und der Religion diente. Ein Ereignis aus seinen jüngeren Jahren, das uns überliefert worden, mag die obige Vermutung bestätigen.

Im Januar des Jahres 1629 wurde ein Bruder Calderons in Madrid von einem Schauspieler Namens Pedro de Villegas aus unbekannten Gründen tödtlich verwundet. Villegas flüchtete sich hierauf in die Kirche der Trinitarierinnen, um nicht dem Gericht in die Hände zu fallen. Gerichtsdiener, sowie Calderon und seine Freunde verfolgten den Flüchtling und drangen in die Kirche. Doch Villegas hatte bereits die unsichere Freistätte verlassen und sich in das Nonnenkloster begeben. Die Verfolger wollten ihn auch dort aufsuchen, und da der Zugang zum Kloster nicht geöffnet wurde, sprengten die Gerichtsdiener die Türen auf. Man durchforschte die Räumlichkeiten, fand aber den Gesuchten nicht. Nun vermutete man, dass Villegas sich in Gewand und Schleier einer Nonne verhüllt habe, um verborgen zu bleiben.

Man zögerte nicht, die Nonnen zu zwingen, ihre Schleier abzulegen, um den Schuldigen zu finden. Aber Alles war umsonst; der Mörder war bereits entkommen.

Zur Zeit, da dies geschah, war Pater Hortensio Paravicino Provinzial der Trinitarier und Prediger am Hofe Philipps des Vierten. Paravicino war ein höchst begabter Mann, der sich auch als Dichter ausgezeichnet hatte. Besonders aber war er als Prediger gefeiert, und man nannte den beliebten Hofprediger wegen seiner großen Rednergabe: den Prediger der Könige und den König der Prediger. Von seinen poetischen Werken waren die Romanzen sehr geschätzt. Leider huldigte Paravicino dem damals herrschenden Geschmacke, jener unverständlichen, dunklen Schreibart, voll ausschweifender Gleichnisse, welche Gongora eingeführt hatte. Diesen Gongorismus oder den sogenannten gebildeten Stil wandte Paravicino auch in seinen Predigten an und wurde deshalb von den Liebhabern einer einfachen, natürlichen Redeweise mit Recht getadelt während das der Mode huldigende Publikum ihn bewunderte.

Dieser Pater Paravicino, der am Hofe als Prediger, Dichter und geistreicher Mann großen Einfluss hatte, hörte von dem Vorfall, welchen wir oben erzählt haben, und nahm daran großes Aergernis, indem er der Sache mehr Wichtigkeit beilegte, als sie verdiente. Er ließ sich sogar von seiner Aufregung verleiten, den Vorfall im Kloster der Trinitarierinnen in einer Gedächtnisrede, welche er im Beisein Philipps IV. auf dessen königliche Eltern hielt, zu erwähnen, und Calderon, dessen Genossen und die Gerichtspersonen, welche dabei beteiligt waren, heftig anzuklagen.

Als Calderon von diesem Angriff des Kanzelredners vernommen, erwiderte er darauf in scherzhafter, aber gerade nicht passender Weise. Er fügte einige Verse, welche dem Prediger galten, in dem Schauspiele: „Der standhafte Prinz" ein, welches gerade aufgeführt wurde. Im ersten Akte steigen die Prinzen von Portugal ans Land an der afrikanischen Küste. Brito, der Gracioso, sagte bei diesem Anlasse unter Anderem ungefähr Folgendes:

> Ich halte die Gedächtnisrede,
> So eine Predigt für die Berberei.
> Die Rede gilt dem Wasser;
> Ich klage mit Hortensios Emphase,
> Denn seit mit Wasser man den Wein vermischt,
> Bin ich voll Aerger. —

Das Schauspiel wurde mit den angeführten Anspielungen auf den Pater Hortensio Paravicino aufgeführt. Entweder war die betreffende Stelle des Dramas von den Theaterzensoren nicht beachtet worden, oder sie war erst bei der Aufführung hinzugesetzt worden.

Der Prediger-Dichter, äußerst gereizt durch die poetische Stichelei Calderons, beklagte sich über die Erwähnung seiner Person bei den Behörden, welche die Aufsicht über die Theater hatten, ja sogar beim Kardinal Frejo, dem Präsidenten des Rats von Kastilien. Der Theaterdichter wurde vorgeladen; er erhielt einen Verweis und zur Strafe einen zweitägigen Arrest in seinem Hause, vor welches zwei Wachen gestellt wurden. Natürlich setzte man voraus, der Dichter werde die beanstandete Stelle in dem Schauspiele tilgen. Calderon tat dies aber nicht, sondern er ließ das Drama bald darauf vor dem Könige unverändert aufführen. Dies empörte den Pater Hortensio noch mehr und er beschloss, sich unmittelbar an den König zu wenden, um Genugtuung zu erhalten. Zu diesem Zwecke überreichte er Philipp IV. eine Denkschrift, in welcher er die Komödien im Allgemeinen ein Verderben der Sitten und eine Verletzung göttlicher und menschlicher Gesetze nannte und speziell die uns bekannten Verse Calderons, als eine irreligiöse Spötterei und Majestätsbeleidigung bezeichnete.

Der König war dem Hofprediger gewogen; aber zugleich schätzte er auch Calderon und seine Dich-

tungen sehr; also musste ihn dieser Streithandel unangenehm berühren; überdies war er ein Freund des Theaters und konnte daher an den heftigen Anklagen Paravicinos gegen dasselbe keinen Gefallen finden. Er übergab schließlich die Denkschrift dem Kardinal Frejo, als dem ersten Rate Kastiliens, damit dieser ihm über die leidige Angelegenheit genauen Bericht erstatten sollte. Dies tat der Kardinal in einem Gutachten, das von seiner weisen und hohen Denkungsart zeugt. Wir können nur die Hauptpunkte desselben berühren, obwohl das ganze Schriftstück merkwürdig ist.

Der Kardinal-Präsident bemerkt vorerst, dass der Pater Hortensio in seinem Eifer mit rethorischer Gewohnheit den scherzhaften Versen Calderons eine Bedeutung gebe, als wäre dadurch die Religion und das Ansehen der Krone geschmälert, was ohne Zweifel unrichtig sei. Man könne nicht glauben, dass es überhaupt einen Untertan gebe, der so schlechte Absichten habe, wie solche der Prediger dem Dichter Calderon zuschreibe. Zwar müsse man zugestehen dass Calderon gefehlt habe, da es in keinem Falle erlaubt sei, in Prosa oder Versen zu sagen, was irgend einer Person zum Schaden oder Nachteil gereiche; aber die Verse des Dichters seien nicht unehrenvoll oder gar schimflich für den Prediger.

Wenn es im Drama heiße:

„Ich klage mit Hortensios Emphase“ —

so bedeute das in allzu schwunghafter Weise. Der Dichter habe Unrecht getan, den Pater Hortensio mit Namen zu nennen, obwohl er ihn nicht schimpflich erwähne; vielmehr scheine er dessen Redeweise als eindringlich, aber als überschwänglich zu bezeichnen, wie denn auch das Memorial des Paters an den König ein Beleg für die Wahrheit dieser Behauptung sei.

Der Kardinal fügt hierauf bei, dass der Kläger sich bei der Polemik gegen den Dichter in einen Ankläger der königlichen Beamten verwandle, indem er sie bezichtige, die gebührende Ehrfurcht vor den Kirchen und den Ordenshäusern außer Acht gelassen zu haben. Dies hätte Paravicino durchaus vermeiden sollen, da er die Tatsachen nicht genau kenne, und ohne eingehende Prüfung der Angelegenheit kein Recht habe zu urteilen oder zu verurteilen. Der königliche Rat habe sich darüber schon ausgesprochen und sei zufriedengestellt worden. Zudem sei es höchst ungeziemend, dass ein Ordensmann, der dazu gar nicht verpflichtet sei, über vollzogene Handlungen der Staatsbehörden sich tadelnd ausspreche und keinen Anstoß daran nehme, dass ein Mörder in die Klausur eines Klosters dringe; dagegen tadle, dass das Gericht ihn dort suche, und gefangen nehmen wolle. Es gebe kein kanonisches Gesetz, welches dem Uebeltäter erlaube, die Klausur der Klöster zu verletzen, um sich zu retten; dagegen sei es aber wohl erlaubt, dass man Verbrecher und Todtschläger auch in Kirchen und kirchlichen Anstalten festnehme.

Der Kardinal kommt hierauf zum Schluss seiner Untersuchung und meint: dass der Dichter hinlänglich gestraft worden sei, wie es der König befohlen, nämlich durch Hausarrest; dagegen sei dem Pater Hortensio eine Rüge zu erteilen, weil er die Behörde getadelt habe, die in das Kloster eingedrungen und fürderhin solle er sich enthalten, gegen Verfügungen der Gerichte aufzutreten.

Philipp IV. war jedenfalls mit den Ansichten des Kardinals einverstanden, und die Klage des Hofpredigers hatte keine weiteren übeln Folgen für den Dichter; sie hatte überhaupt mehr dem Ankläger Nachteil gebracht. Vielleicht auf den Wunsch des Königs wurde der Handel zwischen den streitenden Parteien noch weiter beigelegt und friedlich beendet. Calderon strich nämlich die anzüglichen Verse in seinem „standhaften Prinzen“, weshalb sie sich nicht in den gedruckten Ausgaben des Dramas vorfinden, und Pater Paravicino tilgte in seiner Predigt die Stelle, welche sich auf den Dichter und den Einbruch in das Kloster der Trinitarierinnen bezog, und also auch nicht gedruckt wurde.

Calderon hat sich übrigens in seinen späteren Dramen keine Anspielungen mehr der erwähnten Art auf Personen gestattet, da er sich besonders im reiferen Alter durch Ruhe und Friedensliebe auszeichnete und nur mit milder Humoristik verkehrte Richtungen der Litteratur oder des Lebens in seinen Komödien berührte. Pater Paravicino dagegen scheint seit dem Vorfall seine Verachtung des Theaters und der Komödienschreiber aufgegeben zu haben; wenigstens verfasste er nun selbst ein Schauspiel, und zwar „nach einer Idee des Königs“, der ihm einen mythologischen Stoff zur Bearbeitung vorgelegt hatte. Das Schauspiel wurde auf dem Theater des Königlichen Palastes aufgeführt, wo auch einige Stücke Calderons dargestellt wurden. Auf der Bühne begegneten sich also die früheren Gegner in gemeinsamer Tätigkeit.

(Schluss folgt.)

Litteraturbericht aus Russland.

VIII.

Kann man das Pamphlet, die politische Brochüre die Tendenzbiographie zur Litteratur zählen? Vielleicht nicht zur schönen, wohl aber zur charakteristischen Litteratur. In so fern das Leben und Streben einer Nation in ihren Litteraturerzeugnissen zu Tage tritt, in so fern als wir aus den letzteren auf die treibenden Motive, die herrschenden oder auch kämpfenden Gedanken eines Volkes schließen dürfen, möchten sie zu den wichtigsten Manifestationen einer Nation gehören. Und je weniger schrankenlos der geistige Inhalt zu Worte kommt, um so höher steigt

der Wert derjenigen Erscheinungen, welche trotz der Schranke, freilich auch mit Umgehung der Schranke, ins Leben getreten d. h. Buchgestalt angenommen. Zum Teil sind die betreffenden Brochüren und Aufsätze in französischer Sprache in Paris oder Leipzig erschienen, zum Teil in russischer Sprache im Lande selbst oder mit dem Charakter freier Uebersetzungen oder adnotirter Uebertragungen in deutscher Sprache auf deutschem Boden, es sind aber russische Geistesprodukte.

Mehr als ein neues Werk von Tolstoi wurde in der Petersburger und Moskauer Gesellschaft gelesen und diskutiert die Brochüre: L'alliance Franco-Russe et la coalition europeénne par un général Russe. Paris 1887. Man bezüchtigte die Generäle Fürst Dondukow-Korsakow, Schepeliow, Annenkow, Heinz, Bogdanovsky der Reihe nach der Autorschaft. Wir wollen zu Ehren der russischen Generale hoffen, dass keiner von ihnen eine Brochüre geschrieben hat, in welcher ein Bruder des Monarchen und dessen Gemahlin gröblich beleidigt und fast des Landesverrats geziehen werden. Wir glauben in Stil, Auffassung und Inkohärenz des Machwerks die Koalitionsarbeit von Madame Adam und Compagnie wieder zuerkennen, welche „La société de St. Petersbourg" ebenfalls zu Tage gefördert. Kein dominierender Gedanke, wohl aber das dominierende Gefühl der Verneinung gegen Alles was Deutsch ist, dieselbe Mischung von russischem und französischem Chauvinismus, dieselbe anekdotenhafte Darstellung von Fakten und Personen, dieselben Lieblingsphrasen französischer Rhetorik. Genau genommen weder neu noch tief hat die Brochüre mehr nur einen succès de surprise gehabt, denn die Schrankenlosigkeit der Sprache, noch erhöht durch den Kontrast, dass sie dem Titel nach einem russischen General*) in den Mund gelegt war, verblüffte anfangs. Nachdem bis in die oberste Spitze der Gesellschaft die Brochüre frappiert, interessiert und vielleicht auch unterhalten, verblasste die Teilnahme für dieselbe fast so rasch, wie sie erstanden. Doch wurde sie eben so wie die andere oben erwähnte Schmähschrift der Ehre des Verbotes gewürdigt, was natürlich zur Folge hatte, dass Beide, L'alliance Franco-Russe so wie La société de Petersbourg eingeschmuggelt von Hand zu Hand wandern; leider ist es dadurch aber auch unmöglich gemacht, dass ein gediegener Kritiker oder feuriger Patriot sie mit Keulenschlägen in den Urbrei verwandle, aus welchem sie nie hätten sollen heraus treten und Gestalt annehmen.

Commentaire au poëme de Mr. Sloutschewsky sur les provinces baltiques (Leipzig 1887) hat einen anderen Charakter und mit der vorigen nichts gemein, als dass sie verboten ist. Es ist dies eine Verteidigungsschrift, die sich nur gezwungen auf fremdes Terrain geflüchtet, weil sie im Russland nicht erscheinen konnte. Es ist bekannt, dass Kammerherr Slutschewsky der Reisebegleiter Seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Wladimir und dessen Reise-Historiograph ist, zugleich Korrespondent der Moskauer Zeitung (vergl. Nr. 14 des Magazins), dass er 1886 das großfürstliche Paar auf ihrer einem Triumphzug ähnlichen Reise durch die baltischen Provinzen begleitete und darüber zwei unparteiische, den Deutschen der Ostseeprovinzen gerecht werdende Berichte an die Moskauer Zeitung einsandte, welche ihm ein öffentliches, gedrucktes Desaveu seitens des Redakteurs, Herrn Katkow, eintrugen und durch eine Serie parteiischer, antideutscher Korrespondenzen gebüßt und gut gemacht wurden. Der Verfasser der Brochüre nennt die Berichte Slutschewskys eine Dichtung und weist nach, dass sie einfach unwahr sind. Voll Treue für den Kaiser, voll Anerkennung für den Großfürsten, voll Wärme für Russland weist der Autor der Brochüre alle Verdächtigungen, Insinuationen und Angriffe gegen die Balten und besonders den deutschen Adel siegreich zurück und trägt die Fehde den Slavophilen ins eigene Haus. „Es ist wunderbar," schliesst die Vorrede, „dass die Russen, dieses realistische Volk vor allen Völkern, welches in seinen Erzeugnissen der Litteratur, Malerei und Bildhauerei Typen von frappanter Natürlichkeit und auffallendem Realismus schafft, sich das Gebiet der Politik wählt, um darin seiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Daher auch das Ideal der Slavophilen in der inneren und in der äußeren Politik sich nicht präcise definieren lässt. Wir finden da wohl feurige Wünsche und lebhafte Träume, die in allen Farben des Prismas spielen, aber ein wohldurchdachtes, wohlbegründetes, politisch durchführbares Programm suchen wir vergebens."

In russischer Sprache und in Petersburg selbst erschien: Gradovsky: M. D. Skobelew, ein Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit und ihrer Helden. (St. Petersburg 1884, verkürzt und mit Weglassung des politischen Teiles deutsch wiedergegeben in den Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine von G. von Marées, 1885, Heft IV u. ff.) Der Autor, früher Mitarbeiter des Golos und noch früher Schüler und Gehülfe Katkows, zur Zeit, als derselbe noch Anglomane war, benutzt eine kritische Darstellung von Skobelews Kriegstaten, um seine Ansichten über die innere Politik seines Vaterlandes auszusprechen. Er ist kein Laudator derselben. Ebenso zerpflückt er unbarmherzig den zum Teil künstlich gemachten Ruhm des Nationalhelden. Er geht in seiner berechtigten Kritik und Negation jedoch zu weit. Der Enthusiasmus der Jugend und der Soldaten für Skobelew ist nichts Gemachtes, sondern beruht auf

*) Eine Miturheberschaft seitens eines russischen Generals können wir nur in so fern annehmen, als wahrscheinlich ein solcher bei einem Besuch in Paris die hier übliche médisance auch dort geübt hat und seine Anekdoten, Bonmots und Invektiven von Madame Adam, von Herrn de Cyon (wie ihn Gaulois nennt), dem früheren Professor der Medizin der Petersburger Akademie, jetzigen Redakteur der Nouvelle Revue, einem russischen Juden, und deren Mitarbeitern verarbeitet worden sind.

dem Bedürfnis dieses Alters und dieser Schichten, zu bewundern und zu lieben, andererseits auf der bewunderungswürdigen Persönlichkeit Skobelews. Darauf weist auch Ossip Ossippowitsch hin in seinem Buche: „Michael Drimitriewitssch Skobelew, sein Leben, sein Charakter und seine Taten, nach russischen Quellen und vorzüglich nach seinen eigenen Tagesbefehlen." Hannover 1887. In diesem Werke lautet ein Satz: „Wollen wir, alles Anekdotenhafte bei Seite lassend, konstatieren, dass ihm der Feldzug an der Donau Gelegenheit bot, seine wunderbare Bravour, seine Begeisterung für das Kriegshandwerk zu zeigen und sich auszuzeichnen, nicht ohne wiederholt gegen die strenge Disziplin und einen Hauptgrundsatz zu sündigen, dass im Kriege Einer dem Andern zu Hülfe kommen muss, ein Grundsatz, den er selbst als fundamental in mehreren Tagesbefehlen proklamiert." Gradovsky und Ossipowitsch verhalten sich beide kritisch, zuweilen verdammend gegenüber ihrem Helden, sich dabei auch auf das Urteil der Generale Sotow und Todleben und ihre eigene persönliche Beobachtung basierend; bei Ossipowitsch blickt aber nicht selten eine gewisse Begeisterung und Bewunderung für Skobelew durch. Es erscheint jedenfalls ein Verdienst, da zu sondern und zu wägen, wo die allgemeine Meinung nur absolutes Lob zugestehen will, wo die ersten Biographen, wie Nemirowitsch schon das Maß der Vergötterung voll gemacht und wo überhaupt die Presse, — ich erinnere an MacGahan, Marwin, an die Nowoe Wremja, Moskowskaja Wjedomosti, Russ und die Feder der Madame Juliette Adam, — die Legende und die Taten so laut verkündet haben. Neben den erwähnten Schriften hat das Büchlein von Nemirowitsch-Danschenko: Skobelew, persönliche Erinnerungen und Eindrücke. St. Petersburg 1882 (russisch) einen dilettantischen Charakter, obgleich der Autor ein beliebter und vielgelesener Schriftsteller von Ruf ist. Er hat mehr eine Sammlung Anekdoten von fragwürdigem Wert und fragwürdiger Wahrhaftigkeit aneinander gereiht, dazu eine Reihe von Superlativen und Chauvinismen gehäuft, als dass er in ernster Weise versucht hätte, das psychologische Rätsel des vielgestaltigen Charakters zu lösen und den jungen Nationalhelden im Zusammenhang mit seinem Volk und seiner Zeit in wahrhaftem Konterfei darzustellen. Aus obigen Werken zusammen ergiebt sich immerhin ein annähernd richtiges Bild des früh verstorbenen Generals, welches im Verlauf der Zeit sich immer bestimmter und immer richtiger gestalten wird.

Der Zeit wie dem Inhalt nach schließt sich an obige Schriften das Tagebuch des Generals E. Sotow. Russkaja Starina 1886 unter dem Titel: „Der Krieg für die Befreiung der Slaven 1877 und 1878, Aufzeichnungen des Generals der Infanterie P. D. S., nach dessen Tode herausgegeben; deutsch in den Maries'schen Jahrbüchern 1887, Januar—April. Wir müssen es dem Herausgeber der Russkaja Starina, dem verehrungswürdigen Herrn Semewsky, glauben, dass er das Manuskript des Generals gesehen und als solches verifiziert hat, sonst könnte man annehmen, das Tagebuch sei eine nachträglich zu publizistischen Zwecken verfasste Streitschrift. Aehnlich muss auch die Anschauung an maßgebender Stelle gewesen sein, denn das interessante Dokument durfte nicht weiter publiziert werden. Auch dem deutschen Uebersetzer gestattete seine militärische Anschauung und seine Loyalität nicht, die allerbezeichnetsten Stellen vernichtender Kritik ganz so drastisch wiederzugeben, als Sotow sie niedergeschrieben. Solcher Freimut bei einem Militär in der Besprechung (die allerdings zunächst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war) seiner Vorgesetzten bis zu den höchsten Sphären hinauf, seiner vaterländischen Armee und ihrer Leitung, der Verwaltung und Intendanz, der Art, wie Heldentaten in Szene gesetzt und Orden errungen wurden — solcher Freimut hat etwas Frappantes und bei aller Gewagtheit Imposantes. Dass dabei die Bundesgenossen, die Rumänen, ebenso wie die in manchen Dingen als Vorbilder hingestellten Preußen und Deutschen auch nicht geschont werden, hat nicht viel auf sich und wird ausländische Offiziere weniger befremden, als der Ton, welcher in Bezug der eigenen Vorgesetzten und Kameraden angeschlagen wird. Einige Proben sind mehr wert, als alle Beschreibung und Umschreibung.

„Heute um 3 Uhr", so beginnt, datiert aus Minsk den 4/16. April 1877, gerade vor zehn Jahren, das Tagebuch, „ist vom Stabschef des Hauptstabs Grafen Heyden, ein Telegramm bezüglich der Mobilisation des vierten Armeekorps eingetroffen; das Telegramm war chiffriert. Sonderbare Voraussetzung, dass die Mobilisation des Korps geheim gehalten werden könne, ja und warum daraus ein Geheimnis machen, wenn doch allgemein bekannt ist, dass wir am Vorabend der Kriegserklärung stehen und dass sich schon sieben Korps und ein Teil der Kaukasus-Armee auf Kriegsfuß befinden?"

Bezüglich der nicht ausreichend mobilisierten russischen Streitkräfte sagt S. weiter: „Schon 1828 und 1853 wurden wir für Vernachlässigung des ersten Grundsates aller Strategie gestraft — ‚den Feind nicht gering zu achten' — und darnach zu streben, ihm überlegen zu sein; doch haben uns augenscheinlich diese Lehren nichts genützt. Wir lassen uns fortreißen von den Eindrücken der Erfolge Tschernajews in Serbien, von dem Gerede, dass die Türken schon beim Anblick der großen russischen Stiefel davon laufen." In Kiew am 16./28. Mai schreibt S. in Bezug auf den Truppentransport: „Die im Voraus ausgearbeiteten Pläne werden nie ausgeführt, die Züge verspäten fortwährend; auf den dafür bestimmten Haltepunkten erhalten die Soldaten ihre Nahrung nicht; die Pferde werden oft mehrere Tage nicht aus den Waggons geführt, weil man auf Nebengleisen hält, wo es an den betreffenden Vorrichtungen

fehlt. Hier nur eins von den zahllosen Beispielen der herrschenden Unordnung etc." 30. Juni: „Aus dem Hauptquartier kam Fürst Kantakusen mit der Frage, wo die 16. Division stehe. So sieht es im Stab der Armee mit den Geheimnissen aus, dass der Stab selbst nicht weiß, wo sich die eine Division der Feldarmee befindet, welche der von diesem Stab selbst erteilten Marschroute folgt." — 4. Juli: „Welche Pünktlichkeit der Feldpost — die Aprilkorrespondenz schon Anfang Juli erhalten!" Nachdem er die Verpflegung und die Vorschriften bezüglich Kauf und Bezahlung kritisiert, schließt es: „Doch der Hauptschaden an der Sache ist der, dass bei uns in Russland durch ähnliche unerfüllbare Forderungen die Truppen geradezu zur Nichterfüllung der Instruktionen und zum Betrug angelernt werden, — eine Erziehung der Truppen gegen alle Grundsätze der Pädagogik."

Viel maßvoller in seinen Ausdrücken, obgleich nicht weit davon in der Meinung, ist das ebenfalls im Donaufeldzug geführte Tagebuch des berühmten Strategen Todleben, welches General Schilder, sein Zögling, Adjudant und nunmehr Nachfolger in demselben russischen Journal publiziert hat, während die „Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten von F. von Witzleben-Wendelstein, 1887, Januarheft" die deutsche Uebersetzung bringt. Die Selbsterkenntnis, welche die russischen Militärs beweisen und die Offenheit, mit welcher sie Fehler bekennen, hat jedenfalls etwas sehr Respektables.

Wenn wir nun noch andeuten, welche umfassende historisch-kritische Arbeiten im Wojennij Sbornik, dem militärischen Sammler, von Kuropatkin Dragomirow u. A. ebenfalls über den Donaufeldzug publiziert wurden, so hat man von den politisch-militärischen Erscheinungen der letzten Jahre vielleicht ein annähernd richtiges, wenn auch keineswegs vollständiges Bild vor sich.

St. Petersburg. O. Heyfelder.



Höffding's Psychologie.

„Psychologie in Umrissen auf Grundlage der Erfahrung." Von Harald Höffding. Unter Mitwirkung des Verfassers nach der zweiten dänischen Auflage übersetzt von F. Bendixen. — Leipzig, Fues (R. Reisland), 1887.

An Werken über Psychologie haben wir in Deutschland freilich keinen Mangel, an lesbaren aber, welche zugleich „auf der Höhe der Wissenschaft" stehen, einen sehr fühlbaren. Das vorliegende Werk von Harald Höffding (Professor an der Kopenhagener Universität) ist in der einen wie in der andern Hinsicht zu rühmen: es ist nicht ein trockenes Schulbuch, sondern (bei aller seiner Gründlichkeit und seiner wirklichen „Brauchbarkeit für Studenten") im besten Sinne des Wortes ein Lesebuch für die gebildete Welt. Seine lebendige, geschmackvolle, an glücklichen Veranschaulichungen reiche Darstellung, sein gediegener Inhalt, mit seiner Fülle feiner Beobachtungen und scharfsinnigen Untersuchungen, der uns den vielseitig gebildeten Geist des Verfassers bewundern lässt, werden dem schönen Werke ohne Zweifel einen großen Leserkreis erwerben. Dasselbe beginnt mit einem Kapitel über Gegenstand und Methode der Psychologie; dem folgen zwei (für den Umfang des Buches vielleicht etwas zu ausführliche) Abschnitte über das Verhältnis des seelischen zum leiblichen Leben; sodann wird, nach einem Kapitel über die Einteilung der psychologischen Elemente, die Psychologie der Erkenntnis, die des Gefühls und die des Willens eingehend dargestellt. Der Verfasser berücksichtigt in seinen Untersuchungen die meisten der besten deutschen, dänischen, englischen und französischen Werke, welche für die Psychologie von Wichtigkeit sind, auch die weniger bekannten wertvollen älteren Bücher. Eines scheint ihm aber entgangen zu sein: G. H. Schneider's ausgezeichnetes Werk „Der tierische Wille" (Leipzig, Abel, 1880); andernfalls würden seine Erörterungen über den Instinkt vielleicht noch größere Klarheit und Bestimmtheit erlangt haben. Die Uebersetzung hat leider manche undeutsche Wendungen, doch ist sie stets verständlich und niemals sinnentstellend.

Berlin. G. v. Gizycki.

Litterarische Neuigkeiten.

„Ueber die Kraft." Drama von Björnstjerne Björnson. Uebersetzt von Passarge. (Reclam'sche Univ. Bibl.) Wir ergreifen die Gelegenheit, noch einmal auf dies gewaltige Werk hinzuweisen, das wie eine Steinlawine von der Bergeinsamkeit des Hochlanddichters herniederrollte. Bezeichnend genug, dass ein Bergrutsch den deus ex machina im Stücke bildet. Die innere Wucht des Björnson'schen Genius, dessen Schöpfungen sich wie vulkanische Naturerscheinungen von ihm absondern und loslösen, wirkt ihrem Wesen nach so überwältigend, dass man manchmal bangt, der Schöpfer werde vor der gedankenüberladenen Urgewalt seines Schaffens, dessen tiefbohrende Reflexion sich aus den innersten Eingeweiden des Weltgeheimnisses zu gebären scheint, selbst widerstandslos mit fortgerissen. — In dem darauffolgenden Roman „Thomas Rendalen" wurde das Darwinische Vererbungsgesetz an einer Stufenreihe individueller Entwickelung von den Urahnen her zergliedert. Zugleich stellte sich das Problem des erotischen Fortpflanzungstriebes in einer Reihe kombinierter Kontraste dar. Von dem Weihnachten erscheinenden neuen Werke des nordischen Magus möchten wir verraten, dass dort ein tiefes religiöses Problem, das Wesen des Christentums im Verhältnis zur kirchlichen Dogmatik, gelöst werden wird.

La première bataille par un Officier Russe. — Eine neue lächerliche Ausgeburt des französischen Chauvinismus, welche wir gar nicht ernsthaft nehmen, sondern nur als Zeichen der Zeit registrieren. Wäre der vom anonymen Verlasser empfohlene Mobilisierungs-Unsinn möglich und beabsichtigte der französische Generalstab etwas Aehnliches, so würde es natürlich als eine hochverräterische Handlung zu betrachten sein, wenn Verfasser ein solches künftiges Meisterstück verriethe. Das hieße den Feind ja warnen. Es ist jedoch alles nur ein leerer Schreckschuss. Für die Gründlichkeit des gelehrten Strategen führen wir als Probe an, dass er den Chef unseres 15. Armeecorps beharrlich „Henduck" nennt.

„Der Astronom", Novelle von E. v. Wildenbruch (Freund & Jeckel, Berlin). Ein höchst bemerkenswertes Erzeugnis. Der Stil — sowohl nach der plastischen wie nach der koloristischen Seite hin — meisterhaft, die Charakteristik der Hauptpersonen vorzüglich, der Aufbau zielbewusst und die Komposition abgerundet, wie der Dramatiker Wildenbruch es liebt. Dass indessen eine höchste dichterische Potenz in dieser Novelle ebensowenig wirksam wird, wie in den meisten Erzeugnissen Wildenbruchs, liegt eben einfach darin, dass er stets Theatraliker bleibt. Ewig Effekthascherei, Bühnendonner, und Vernachlässigung des Innenlebens und des Ideengehalts zu Gunsten der äußeren sinnlichen Bildmäßigkeit. Damit imponiert man natürlich dem großen Haufen am leichtesten und ehesten. So wirkt denn der zweite Teil der Novelle trotz der unermüdeten Kraft des Vortrags unerquicklich und unwahr, weil geschraubt und unvermittelt. Die unsittliche Tendenz der Novelle, in welcher Wildenbruch sich an Heyse anlehnt: Dass Niemand der Sinnlichkeit und der physischen Schönheit widerstehen könne, — wird hier allzu forciert. Allein, im ersten Teil finden sich Ansätze einer so originellen Erfassung moderner Wissenschaftsprobleme, dass wir, wenn Wildenbruch auf dieser Bahn fortschreitet, vielleicht noch einst zu unbedingtem Beifall uns bekehren werden. Wir hoffen es freudig.

Engelhorns allgemeine Romanbibliothek. III. Jhrg. Bd. 21: „Mein Freund Jim" von W. E. Norris (Stuttgart, J. Engelhorn). Diese frisch und lebendig erzählte Geschichte erinnert durch ihren freundlichen Humor und die Einfachheit der Schreibweise an Goldsmith, ohne dass durch das Vorbild die Originalität beeinträchtigt würde.

„Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Neue Folge, zweite Serie. Heft 1: „Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit", eine poetische Wanderung durch Tells Erinnerungen von Dr. J. Nover. Heft 2: „Die Stenographie nach Geschichte und Wesen von Hans Moser. — Hamburg, J. F. Richter.

Adolphe Carcassonne: „Théâtre de Jeunes Filles. Pièces à jouer dans les Familles et dans les Pensionats" 2e Ed. Paris. Paul Ollendorf 1887. 3,50 Fr. Eine hübsche Sammlung harmloser und zum Teil recht gewandt abgefasster Theaterstücke, die sich für junge Mädchen sowohl zur Aufführung als zur Lektüre eigen.

Erschienene Neuigkeiten.

Reclamsche Universalbibliothek (10 Bände, 2271/80): „Das Zeitalter Ludwigs XIV." von Voltaire. Deutsch von Robert Habs (2271/75), „Kleine Humoresken" von Franz von Schönthan und Paul von Schönthan (2279), „Rosmersholm", Schauspiel in vier Aufzügen von Henrik Ibsen, aus dem Norwegischen von A. Zinck (2280). — Leipzig, Ph. Reclam jun.

„Aus dem Leben." Gedichte von Carl Arno. — Coburg, G. Sendelbach.

„Denkmäler des klassischen Altertums." Lieferung 41. — München, R. Oldenbourg.

„Die analytisch-direkte Methode des neusprachlichen Unterrichts" von Dr. Julius Bierbaum. — Cassel, Theodor Ray.

„Michael Cibula." Roman von Richard Voss. — Stuttgart, Adolf Bonz & Komp.

„Ein deutscher Schriftstehler." Kritische Analyse von M. von Eckstädt. — Hagen, Hermann Risel & Komp.

„Ueber Kriegspoesie." Ein Beitrag zur Betrachtung des Krieges von der idealen Seite von Friedrich Teicher. — München, Theodor Ackermann.

„Der erste und sicher einzig wissenschaftliche Beweis — kein Trugschluss, auch keine Hypothese — auf Grund der Descendenztheorie, dass es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele giebt." — Leipzig, Gustav Fock.

„Goethe-Jahrbuch", herausgegeben von Ludwig Geiger (VIII. Bd.), mit dem zweiten Jahresbericht der Goethegesellschaft. — Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt von Rütten & Loening.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 28. — Leipzig, den 9. Juli. — 1887.

Inhalt:

Unglückliche Nachahmer.

Es giebt wenig Schriftsteller, die einen durchaus eigenartigen Stil schreiben; sie nehmen fast alle das Gute, wo sie es finden, in ihren sprachlichen Besitzstand auf und suchen sich an vorzüglichen Mustern fortzubilden. Hiergegen ist nichts einzuwenden; im Gegenteil, man kann jedem selbständigen Erzählkünstler nur raten, glückliche Wortbildungen, treffende Bilder, überraschende Wendungen Anderer in sich aufzunehmen, ästhetisch zu verdauen und das Verdaute bei Gelegenheit und an gehöriger Stelle unbedenklich wie ein eigenes Erzeugnis zu verwerten. Dabei wird die Selbständigkeit eines tüchtigen Dichters nicht Schiffbruch leiden, und man wird ihm kaum den Vorwurf einer Anleihe machen dürfen.

Anders gestaltet sich die Sache bei den bloßen Anempfindern, den öden Nachahmern, den gedankenlosen Abschreibern, die aus zehn fremden Novellen eine elfte zusammenstümpern und als eigenes Fabrikat auf den Markt bringen. Diese Leute haben gar keinen Stil und sind gezwungen, wenn sie nicht ihre jämmerliche Blöße auch dem ungeübten Auge offenbaren wollen, sich immer wieder mit den Sprachfetzen Anderer herauszustaffieren. Stets befinden sie sich auf der Suche nach geistreichen Wendungen und blendenden Gedanken anderer Autoren und aus diesem gestohlenen Sammelsurium setzt sich der bessere Teil ihres Wörterbuches zusammen. Da es ihnen aber an Geschmack, Urteilskraft und Sprachempfindung mangelt, so lesen sie nicht bloß das Gute, sondern auch das Zweifelhafte und Schlechte am Wege ihrer schöngeistigen Lektüre auf, sobald es nur eine gewisse verblüffende Eigenart besitzt und aus der Feder eines allgemein als berufen anerkannten Dichters stammt. Ein Beispiel mag diese Tatsache erläutern. Mindestens in einem Schock teils mittelmäßiger, teils schlechter Novellen aus der Feder salbadernder Vielschreiber und langweiliger Erzähltanten bin ich dem stets gleichlautenden Satze begegnet: „er (sie) fühlte einen körperlichen Schmerz am Herzen“. Das Beiwort „körperlich“ in Verbindung mit dem Hauptwort „Schmerz“ hat etwas Ueberraschendes; man stutzt; man ahnt, dass der Autor den Schmerz, den er erwähnt, von einem anderen, nicht körperlichen Schmerze unterschieden wissen will, und da es offenbar auch solche nicht körperlichen Schmerzen giebt, so gewinnt der Gebrauch jenes Beiwortes an tieferer Bedeutung und lässt den Autor im Lichte eines besonders feinen und glücklichen Beobachters erscheinen. Diese Wendung willst du dir merken, sagt sich die Erzähltante oder der Erzählonkel, bei nächster Gelegenheit muss sie angebracht werden; und so ist der Satz vom „körperlichen Schmerz am Herzen“ ein stehender Bestandteil unserer ganzen schöngeistigen Fabrikwaare geworden; ja, wir würden nicht einmal überrascht sein, wenn wir ihn auch in einem unserer besseren Schriftsteller gelegentlich finden sollten. Ich glaube, dass der Zufall mich neulich die Quelle jenes fragwürdigen Beiwortes entdecken ließ. In einer müßigen Stunde las ich einmal wieder, gewiss zum zehnten Male und mit immer gleichem Genusse, das reizende „Immensee“ unseres Altmeisters Theodor Storm. Da fand ich Seite 43 der Gebrüder Paetelschen Aus-

gabe folgende Stelle: „Lange nicht, sagte er und konnte nichts weiter sagen; denn als er ihre Stimme hörte, fühlte er einen feinen körperlichen Schmerz am Herzen, und wie er zu ihr aufblickte, stand sie vor ihm, dieselbe leichte zärtliche Gestalt, der er vor Jahren in seiner Vaterstadt Lebewohl gesagt hatte“. Hier haben wir, nach meiner festen Ueberzeugung, das Original jenes „körperlichen Schmerzes am Herzen“, das so hundertfache Nachahmungen erfahren hat und auch in Zukunft noch erfahren wird. Dass Theodor Storm diesen Ausdruck zuerst gebraucht hat, ist mir um so zweifelloser, als der feine, vornehme und eigenartige Novellist auch fast durchgehends seine eigene Sprache spricht; der körperliche Schmerz am Herzen ist aber eine so fragwürdige Bezeichnung, eine so offenbare Tautologie, dass Storm, wenn er sie bei einem Anderen gefunden hätte, sie sicher niemals entlehnt haben würde. Wenn wir irgend einen Schmerz im Gegensatze zu einem nicht körperlichen als körperlich bezeichnen, so haben wir damit schon angedeutet, dass er seinen Sitz in einem Organ unseres Leibes hat; die Schmerzen, die von keinem besonderen Organe des Leibes empfunden werden, nennen wir gewöhnlich Seelenschmerzen. Heftige und lang andauernde Seelenschmerzen können mit der Zeit auch auf Organe unseres Körpers ihren Einfluss üben und also körperliche Schmerzen im Gefolge haben; sie selbst aber sind an kein greifbares Organ gebunden, sondern haben ihren Sitz in jenem immateriellen, noch problematischen Etwas, das wir unser Bewusstsein, unsere Seele, nennen. Ein Schmerz hingegen, den wir in einem bestimmten Organe empfinden, ist allemal nichts anderes als ein körperlicher Schmerz, und ebenso wie wir nicht von „körperlichen Zahnschmerzen“ reden können, können wir es auch nicht von körperlichen Herzschmerzen, ohne uns eines Pleonasmus, einer Tautologie, schuldig zu machen. Dass wir das Herz oft zum Sitze von Empfindungen machen, die nur durch unsere Vorstellungen erzeugt werden, also allein in geistigen Vorgängen wurzeln, ist eine metaphorische Verwechselung von Ursache und Wirkung; wir sagen zum Beispiel: „Die Angst saß ihm im Herzen“ und bezeichnen damit bildlich einen Zustand, der allein durch bewusste oder unbewusste Schlussfolgerungen des Denkvermögens, also durch geistige Operationen, erzeugt wurde, dessen Folgen aber sich durch verändertes Verhalten der vasomotorischen Nerven, durch veränderte Schnelle des Blutumlaufes und dadurch bedingte Veränderung der Herztätigkeit auch körperlich fühlbar machen. Das schließt aber nicht aus, dass eine Schmerzempfindung, die wir ausdrücklich ins Herz verlegen, auch jederzeit eine körperliche sein muss, und der körperliche Schmerz in dieser organischen Fixierung erinnert immer einigermaßen an einen weißen Schimmel oder an nasses Wasser.

Einen Vorwurf aus dieser Bezeichnung dem vortrefflichen Theodor Storm machen zu wollen, fällt uns übrigens nicht im mindesten ein; der Ausdruck lässt sich bei einem Storm immerhin vielleicht noch einigermaßen rechtfertigen, und wenn nicht, so gilt auch einem Storm gegenüber das alte Wort: Quandoque bonus dormitat Homerus. Wenn aber Stümper jene überflüssige Bezeichnung „körperlich“ bei den Herzschmerzen ihrer Helden und Heldinnen gedankenlos nachahmen, dann haben wir ein Recht, den Pleonasmus als Pleonasmus zu tadeln und uns vor der Sudelei öder Dilettanten zu bekreuzigen. Wenn wir schon Fragwürdiges oder Ungereimtes von ihnen hinnehmen sollen, so soll es auch auf ihrem eigenen dürren Felde gewachsen sein; die Felder Anderer zu plündern, fehlt ihnen Geschmack und Urteilskraft; sie rauben immer nur zweifelhafte Früchte, das wahrhaft Reife und Wohlschmeckende aber lassen sie unberührt, weil sie es nie zu erkennen vermögen.

Potsdam. Gerhard von Amyntor.



Realisten auf der Bühne.

Von Ernst Wechsler.

Kaum fasste der Realismus bei uns im Roman und in der Novelle einigermaßen Wurzel und Daseinsberechtigung, als er auch schon mit einem kühnen Sprung sich der Bühne bemächtigen will; die Dramen der großen fremdländischen Realisten werden eifrig ins Deutsche übersetzt, Ibsen und Zola sogar schon auf deutschen Bühnen dargestellt und sie sollen gewissermaßen den deutschen dramatischen Produkten den Weg auf die Bühne erleichtern, sie sollen die Theaterdirektoren endlich das Sprichwort zur Tat werden zu lassen beeinflussen: Was dem Einem recht ist, ist dem Andern billig. Wenn ich nicht irre, wurden diesen Winter in Berlin von Ibsen zwei Stücke aufgeführt, seine „Gespenster“, ein für meinen Verstand doktrinär-philiströses, lakonisch-dürres, blut- und fleischloses, aber mit höchstem Raffinement durchgeführtes Drama, erzielten einen tosenden Erfolg; vor wenigen Tagen ging Zolas „Therese Raquin“ im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater über die Bretter und machte eine tiefere Wirkung selbst auf die ausgesprochensten Gegner des Realismus. Von diesem Stücke und von einem Tolstoi'schen Drama sei in diesen Zeilen des Näheren die Rede. Beide sind kürzlich im Verlage von S. Fischer in Berlin erschienen: Therese Raquin, Drama in vier Akten, wurde vom königl. Theater-Regisseur in München, J. Savits, verdeutscht, und August Scholz machte den Dolmetsch für Graf Leo Tolstoi's: „Die Macht der Finsternis“, dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben in fünf Akten.

So verschieden auch beide Werke in Bezug auf Handlung, Charakteristik, Schauplatz der Begeben-

heiten sein mögen, so innig berühren sie sich in dem Kernpunkt: Beide schildern die Macht des Gewissens, den Fluch einer Bluttat in großartiger, grauenerregender Weise. Sogar die Motive des Mordes haben beide Stücke gemein: brutale sinnliche Liebe trieb die Helden zum Verbrechen. Beide Stücke weisen Szenen auf, in denen das Gewissen sein furchtbares Schlangenhaupt erhebt und das Blut des Lesers vor Grausen schier in Stockung gerät, und in beiden Stücken findet die Untat eine, wenn auch gerechte, so doch barbarisch qualvolle Strafe.

Der Inhalt der „Macht der Finsternis" ist in kurzen Zügen folgender: Ein kränklicher reicher Bauer Peter lebt mit seiner zweiten, um zehn Jahre jüngeren Gemahlin Anisja von „lockeren Sitten" in denkbar schlechtester Ehe; das Bauernweib unterhält ein Liebesverhältnis mit Peters Knecht Nikita, sie hängt an dem stutzerhaften Burschen mit aller Kraft ihrer wüsten Leidenschaft und glaubt den Tag, an dem ihr Gemahl den faulen Knecht wegjagen will, nicht überleben zu können. Die Mutter Nikitas, Matrona mit Namen, eine Kupplerin von entsetzlichster Niedertracht, kennt das Verhältnis ihres Sohnes mit seiner Herrin, sie schürt und schürt es und bringt Anisja dazu, dass sie Peter Gift eingeben will: sie sollte vom Kranken erlöst sein und den Knecht heiraten. Die geile Bäuerin begeht die Tat, Peter stirbt eines elenden Todes und Nikita avanciert vom Knecht und Liebhaber zum Herrn und Gatten der Mörderin.

Der Vater Nikita's, vollkommen in Unkenntnis von dem, was seine edle Frau angezettelt hat, sieht der Karrière seines Sohnes mit scheelen Augen zu; der „unansehnliche, stammelnde, hüstelnde und sich beim Sprechen wiederholende, gottesfürchtige" Bauer Akim wollte vorher seinen Sohn zu einer Ehe mit Marinna, einer armen Waise, bestimmen, welche Nikita in treuer Liebe ergeben war und ihm auch ihre kostbar gehütete Unschuld geopfert hat. Nikita wehrte sich mit Händen und Füßen gegen diese Mesalliance, bestritt seinem Vater gegenüber jegliche nähere Beziehung zu Marina, er beschwört sogar seine Lüge und der unbeholfene Bauer setzt ihm auseinander, welches Verbrechen er sonst an dem Mädchen begehen würde, wenn er falsch geschworen hätte. Akim ist meines Erachtens die beste Figur des Stückes, er stellt das sittliche Prinzip dar, dessen Verletzung Nikita grausam büßen muss. Genial ist die Kluft zwischen dem Stammeln, dem komisch verdrehten Sprechen und dem tiefen sittlichen Ernst des Bauern dargestellt; eine solche Gestalt zu schaffen, verrät allein die Kraft des großen Poeten.

Nun aber naht die Nemesis, wir glauben oft das teuflische Gelächter der Furien zu hören, die im Altertum den Frevler verfolgten. Nikita, dem alle Weiber nachlaufen und der sich ganz gutmütig ihrem Zauber hingiebt, unbekümmert darüber, ob er einen Wortbruch begeht oder nicht, entfernt sich in seiner Liebe immer mehr und mehr von Anisja und beginnt mit Peters Tochter aus erster Ehe, mit der sechszehnjährigen Akulina, ein blutschänderisches Verhältnis. Anisja muss nun, auf den Tod verwundet, sehen, wie Nikita mit seiner Stieftochter sich gute Tage macht, ihr Vermögen verschwendet und für ihre Vorwürfe nur Hohn hat; Akulina behandelt sie schier als Untergebene, als Eindringling, und die rechtmäßige Besitzerin des Bauerngutes wird schließlich von ihrem treulosen Manne aufs Schmählichste misshandelt. Einer solchen Szene wohnt auch einmal Akim bei, entsetzt erkennt er das verworfene Gebahren seines Sohnes, angeekelt von ihm und trauervoll bewegt, will er mitten in der Nacht fort, er bringt es nicht über sich, den Rest der Nacht im entweihten Hause seines Sohnes zu verbringen. Akulina wird schwanger; ratlos sind Anisja und Nikita, aber Matrona, die schon ein Menschenleben auf dem Gewissen hat, scheut nicht, eine zweite Bluttat zu veranlassen. Sie beredet Nikita, dass er das Kind von dem Akulina soeben entbunden war, im Keller tödtet; er legt ein Brett auf den kleinen Körper und setzt sich darauf. Ein kurzes klägliches Wimmern ertönt und der Leib liegt zerquetscht da. Grässlich widerhallt der Klagelaut des hingemordeten Kindes in Nikitas Seele, er ist nicht im Stande, die Leiche zu verscharren, was denn schließlich seine alte scheußliche Mutter besorgt.

Jetzt aber heißt es Akulina aus dem Hause bringen, dass sich diese Widerwärtigkeiten nicht wiederholen. Da die ledige kindesberaubte Akulina etwas Vermögen besitzt, macht es keine Schwierigkeiten. ihr einen Mann zu beschaffen. Das Hochzeitsfest wird unter großen Branntweinschwelgereien gefeiert, endlich ist die Zeit da, dass Nikita den jungen Eheleuten den Segen auf den Weg giebt, aber Nikita fehlt, er ist im Begriff sich aufzuhängen, die Gewissensbisse verleiden ihm das Leben. Matrona und Anisja finden ihn endlich, bringen ihn mit Mühe in die Hochzeitsstube, wo er, statt zu segnen, ein offenes Bekenntnis seiner Schuld ablegt. Das Stück macht bei der Lektüre einen erschütternden Eindruck durch seinen großen sittlichen Gehalt, durch seine einfache, aber um so packendere Handlung, durch seine Personen von verblüffender Naturwahrheit. Es gewährt außerdem noch ein großes kulturhistorisches Interesse, indem es einen tiefen Blick in die russische Volksseele tun lässt. Aber gerade der spezifisch russische Charakter dürfte eine Aufführung unmöglich machen: „Der Revisor" von N. Gogol wurde kürzlich im Wiener Burgtheater aufgeführt und ließ das Publikum kalt, weil ihm die Verhältnisse, in denen sich die Dichtung bewegte, zu fremd, zu entlegen waren. Ist auch im vorliegenden Drama die eigentliche Fabel von allgemeinster Verständlichkeit und spricht die Durchführung derselben auch ein sittliches überall geltendes Problem aus, so dürfte dennoch der Eindruck wesentlich geschwächt und

demgemäß der Erfolg arg gefährdet werden infolge der zahllosen Einzelheiten, die tieferes, unserem Publikum mangelndes Verständnis russischen Lebens und Volkscharakters erfordern.

Dass „Therese Raquin“ bei uns glücklich die Feuerprobe bestand, ist sehr erklärlich: die Pariser Verhältnisse sind uns vertrauter und die auftretenden Personen sind außerdem in geringem Maße französische Typen, ich kann mir sogar das Stück, wie es ist, als die Darstellung einer Handlung vorstellen, die sich in Deutschland zugetragen, und auch die auftretenden Personen, als Deutsche gedacht, brauchten keiner Veränderung unterzogen zu werden. Mit „Therese Raquin“ hat Zola wieder einen glänzenden Sieg seiner brutalen Kraft, seiner unheimlichen, in die verborgensten und tiefsten Abgründe hinabtauchenden Seelenkenntnis davon getragen.

Der Inhalt lässt sich kürzer wiedergeben, als es beim Tolstoi'schen Drama der Fall war: Therese Raquin liebt den Freund ihres Gatten mit leidenschaftlicher Inbrunst. Auf einer Kahnfahrt entledigen sie sich des überflüssigen Dritten, Camille Raquin wird ins Wasser gestoßen und seine Mutter weint ein Jahr um ihn die blutigsten Tränen, bis sie auf Anraten ihrer Freunde Therese den Vorschlag macht, Laurent zu heiraten, damit wieder Heiterkeit in die verödete Wohnung ziehe und Rosen der Lebenslust die bleichen Wangen der Witwe schmücken. Die Hochzeit wird gefeiert — der läppische Spaß der Freunde, ins Ehebett Brennnesseln zu legen, um der Rückseite der jungen Frau eine unliebsame Ueberraschung zu bereiten, ein echter Zola-Einfall, ist glücklicherweise bei der Bühnenbearbeitung getilgt worden, — und die Brautnacht beginnt. Franz Moors Schreckensnacht, die schaurigsten Szenen aus Macbeth sind nicht von solch entsetzlicher, grauser Düsterkeit und beklemmenden Gewalt als jene wenigen Höllenstunden, in denen das verbrecherische Ehepaar ihre blutig erkauften Geschlechtsfreuden genießen sollte. Statt sich zu umarmen, stoßen sie sich weg, ihre Wangen streift der nasskalte Moderhauch des Ertrunkenen und statt ihrem Gemahl die zärtlichsten Worte zuzuflüstern, frägt sie ihn, wie das Gesicht des Ermordeten ausgesehen habe, statt im Wolluststöhnen der Leidenschaft hinzuschwelgen, stößt sie den Jammer- und Entsetzensschrei eines gemarterten Herzens aus. Das von Laurent selbst gemalte Bild macht auf ihn die Wirkung einer Geistererscheinung, er muss die wahnwitzige Kraft des auf den Tod Verzweifelten aufbieten, um das Bild entfernen zu können, aber eine dämonische Macht zwingt ihn, das Gemälde anzusehen und laut auszurufen: „So sah er aus, als wir ihn ins Wasser stießen!“ Da stürzt mit einem Entsetzensschrei die Mutter des Ermordeten ins Zimmer — die laute Wechselrede des Brautpaares erfüllte sie mit Unruhe und sie gelangte gerade zur Türe, als der Mörder sich selbst verrät, — sie stürzt ins Zimmer, verflucht die Beiden und fällt in Krämpfe, die ihr Sprache und Leib lähmen.

Der letzte Akt: Die unglückliche alte Frau muss sich von den beiden Todtverhassten, den Räubern ihres Glücks, wie ein Kind pflegen lassen; sie ist nicht durch die geringste Bewegung im Stande, ihr furchtbares Geheimnis zu verraten, und das beruhigt das mörderische Paar in Bezug auf die weltliche Gerechtigkeit, der sie entronnen zu sein glauben, aber der göttlichen fallen sie in barbarischer Grauenhaftigkeit anheim. Wohl bewegte einmal die Gelähmte zum namenlosen Entsetzen des Paares und zum freudigen Erstaunen der anwesenden Freunde die starren Finger, sie schrieb deutlich auf den Tisch: „Therese und Laurent“ .... aber das rächende mene tekel verstummt, die alte Frau dürstet nach schwererer Sühne als Verhaftung und Hinrichtung der Beiden. Sie sieht mit triumphierendem Blick zu, wie die Beiden von Gewissensbissen zerfleischt werden, wie sie sich gegenseitig in grimmer Wut hassen, jeder den andern anklagt, wie sie sich schier anekeln, ja mit Gift und Dolch einander gegenüberstehen, — nein tödten dürfen sie sich noch nicht das ist der Gelähmten zu früh, plötzlich gewinnt die starre Gestalt der Alten Leben und Bewegung, das mörderische Paar taumelt wie vor einer zum Leben erwachten Todten zurück, sie sinken auf die Knie und flehen um Gnade. „Euch überliefern! Nein, nein,“ spricht die Alte mit schwerer langsamer Stimme, „als meine Kräfte mir wiederkamen, wollte ich es tun. Ich begann Eure Anklage niederzuschreiben — auf diesem Tische — aber die Rache band mich — ich hielt inne. — Die menschliche Gerechtigkeit würde Euch zu schnell richten. Ich will Eurer langsamen Sühne beiwohnen .... Die Gewissensbisse sollen Euch wie zwei wilde Bestien gegen einander hetzen. Nein ich überliefere Euch nicht der Gerechtigkeit.“ Da ruft Therese aus: „Diese Straflosigkeit ist zu hart, wir richten und verdammen uns selbst.“ — Die Beiden nehmen Gift und mit den Worten der Alten: „O — sie sind meiner Rache zu bald entgangen,“ schließt das Stück.

Der Aufführung dieser Tragödie beizuwohnen, ist nicht Jedermanns Sache, sie verlangt zu starke Nerven. Zola schmiedet wie ein genialer Staatsanwalt eine Anklage gegen die Mörder, er schildert das Gewissen, als wäre es ein greifbares Ding, das von ihm mit dem Seziermesser untersucht wird. Mit welcher Kunst ist das Ganze vorbereitet, mit welcher Geschicklichkeit ausgeführt und mit welchem Raffinement ausgenutzt. Das Kleinbürgertum in seiner drolligen, philiströsen Weise, wie es in den Gestalten Grive und Michaud auftritt, ist von Zola mit brillanter Laune gezeichnet worden; die naive Susanne mit ihrer originell-poetischen Liebesgeschichte vom „blauen Prinzen“ bringt ein reizend frisches Element in die aufregende Szenerie hinein. Und doch darf man dieses mit höchster realistischer Kunst durch-

geführte Stück nicht unter die Lupe realistischer Kritik nehmen, so Manches an der „Therese Raquin" müsste da haltlos und erzwungen ausgeklügelt erscheinen. Die so naheliegende und notwendige Frage: „Ja, du lieber Gott, warum ist denn das junge Ehepaar nicht übersiedelt? Eine so ungesunde Bude hätten sie für dasselbe Geld überall in Paris bekommen, und selbst wenn sie die Miete für eine andere, teuerere Wohnung nicht hätten erschwingen können, müsste ihr erster Gedanke dennoch gewesen sein: Nur fort aus diesen Räumen, wo jede Ecke, jeder Fleck an unser Verbrechen mahnt! Ferner eine weniger wichtige Frage: Es ist doch seltsam, dass während der langen Szene im vierten Akt gar kein Käufer das unselige Zwiegespräch stört, indessen früher jeden Moment ein Kunde die Leute herausgeschellt hat. Dieses Bedenken ist durchaus nicht kleinlich. Bei einer pedantischen Darstellung des Lebens findet man notwendigermaßen die Naturtreue auch bis in die kleinsten Züge hinein, und wenn man die „poetische Fiktion" in großen Dingen verschmäht, darf man mit ihr kleine Unwahrscheinlichkeiten noch viel weniger entschuldigen.

So machtvoll auch „Therese Raquin" wirkt, ist die „Macht der Finsternis" in ihrer schlichten Größe, ihrer erhabenen Einfachheit, Tiefsinnigkeit und wegen ihres großen sittlichen Gehaltes künstlerisch bedeutender.

Und zum Schlusse noch eine Bemerkung: Der französische Realist präsentiert sich auf der deutschen Bühne mit entschiedenem Erfolg. Hoffentlich können wir baldigst einen deutschen Realisten von der Bühne aus beurteilen lernen. Ich habe in einer längeren Arbeit, die demnächst in der „Gesellschaft" erscheint, die Bühnenfähigkeit der meisten Dramen Bleibtreus auseinander gesetzt. Hier sei mir nur gestattet zu sagen, dass „Byrons Tochter", „Schicksal", „Der Dämon" mit nur geringen technischen Aenderungen unbedingt einen großen Erfolg haben müssten. Herr Direktor Kurz ist ein Mann, der mit seinen interessanten Experimenten sich bereits viele Verdienste erworben hat — er würde dieselben in hohem Grade steigern, wendete er in nächster Saison seine Aufmerksamkeit einheimischen Dramatikern zu.



Early letters of Thomas Carlyle.

Herausgegeben von C. E. Norton.

(Schluss.)

Juli 1822. Meine liebe Freundin! Nachdem meine Geduld einer harten Probe ausgesetzt gewesen, fand ich mich unerwartet durch Ihre Sendung belohnt. Sie lassen mich mitunter einen Blick in Ihr häusliches Leben werfen, der mich beglückt.

Die mir gesandten poetischen Arbeiten haben mich in Erstaunen gesetzt und mich entzückt. Es ist das Beste, was Ihre Feder bis dahin geleistet hat und wenn Sie so fortfahren, so kann ich Ihnen nur Glück wünschen. Ihre Verse übertreffen an Zahl und Güte die meinigen bei weitem und lassen mich beschämt vor Ihnen stehen, Ihr „Wunsch" zeigt Sie mir in Ihrer verräterischen Laune. Sie beginnen damit, Ihre Neigung für ein einfaches, idyllisches Leben auszumalen, und dann, wenn wir Sie so erfasst und lieb gewonnen haben, wenden Sie sich plötzlich um und zeigen uns ein ganz anderes Gesicht, von dem wir uns entsetzt abwenden.

Mir gefällt darum auch das andere besser, namentlich jenes Gedicht, das mit „Ich liebe" beginnt. Es ist glänzend in seiner Sprache, sehr wohlklingend in seinem Rhythmus und sehr schön gedacht. Das kleine Epigramm des Satyrikers aus der Provence ist mir auch sehr lieb und sehr vortrefflich wiedergegeben. Ferdusi und der furchtsame Liebhaber haben weniger Interesse für mich; die Uebersetzung aber verdient jedes Lob.

Es freut mich zu sehen, wie rasch Ihre geistige Entwickelung vorschreitet. Fahren Sie so fort und der Tag wird nicht ferne sein, wo ich mit Stolz ausrufe: „Habe ich es Ihnen nicht vorher gesagt?"

Es giebt freilich noch Tausende von Hindernissen, tausend kleine Miseren, die ein Lebensberuf, dessen Zweck die Wiedergabe des Erlebten ist, mit sich führt; aber wehe dem, der darum die Gottesgabe eines Talentes unter der Serviette verbergen wollte, oder die Dornen scheuen, an denen er sich wund ritzen kann, wenn die Rose daneben blüht, die ihm den Schmuck verleiht, der ihn vor Gott und Menschen in neuer Schönheit erstehen lässt. Sehen Sie um sich! Könige, Fürsten, die Großen der Erde, ihr Geschmeide, ihre Kleider, ihre Orden, wie vergänglich ist das Alles, während ein Milton, eine Staël das Salz der Erde sind und bleiben, weil sie ihr Adelsdiplom direkt aus der Hand der Allmacht empfangen haben, wodurch ihr Name ewig lebt.

Es ist das Alles freilich leichter gesagt, als getan. Sie haben ganz recht, wenn Sie mich anklagen, ich sei eine vox et preterea nihil. Worte, nichts als Worte. — Seit meinem letzten Briefe nichts als dieses Versmachen; ich muss mich vor mir selbst schämen.

Aber lassen wir die Schatten und kehren zur Sonne zurück. Die „Belagerung von Cacassonne" wird, glaube ich, nicht gehen. Die Verfolgung der Albigenser unterscheidet sich wenig von anderen Verfolgungen der Art, die uns sympathischer sind, außer dass sie blutdürstiger ist und nur den Stempel wilder Gemeinheit an sich trägt, die uns anwidert, so dass man keiner Begeisterung dafür Raum geben kann. Simon de Montfort und Fouquet sind mehr abschreckend, als tragisch. Der Graf ist freilich ein Charakter; allein die Begebenheiten, Sitten, Anschauungen jener Zeit verlangen ein Studium, das ermüdet und schließlich seinen Lohn nicht findet. Ich möchte Ihnen daher raten, den Stoff aufzugeben. Sollten Sie sich indessen dafür erwärmen können, so bin ich gern bereit, Ihnen das nötige Material und die dazu erforderlichen Studien zusammen zu suchen. Es hängt natürlich ganz davon ab, wie der Stoff Sie selbst packt, der andere kann darüber nicht urteilen.

Wollen Sie einen historischen Vorwurf, so entnehmen Sie ihn lieber unserer eigenen Geschichte. Warum aber überhaupt Geschichte? Oder warum nicht eine Komödie, mit einem Stoff nach freier Wahl?

Sie sagen mir nicht, welches Drama von Schiller Sie jetzt lesen? Sie haben auch vergessen mir den Stoff für unsere nächste Reimübung zu nennen. Oder wollen wir dem Zufall überlassen, was er uns eingiebt?

Dezember 1822. Meine liebe Freundin! Wenn ich eine Ihrer kleinen Episteln empfange, so versetzt es mich in eine Stimmung, die Sie nicht begreifen werden. Ich lese den Brief, bis ich ihn auswendig weiß; dann versinke ich in stilles Sinnen, und träume von einer Zukunft, die nie mehr sein wird, als ein Traum. Möge der Himmel es Ihnen lohnen, dass Sie mir dieses kleine Juwel verehrt haben, das mir beim Oeffnen des Briefes entgegen leuchtete, so strahlend wie seine schöne Herrin! Ich werde mich nie mehr davon trennen, wenn keine Hoffnung mir mehr leuchtet, soll es mir Erinnerungen bringen. Sie sind sehr gütig gegen mich! Möchte es mir je beschieden sein, mich Ihnen dankbar erweisen zu können.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Schilderung Ihres täglichen Lebens, die mich in den Stand setzt, zu wissen, womit Sie zu jeder Stunde des Tages beschäftigt sind. Jetzt spielen Sie mit Ihrem Schoßhunde, dann lesen Sie Rollin mit dem Wörterbuche und der Landkarte neben sich, — widerstehen jeder Versuchung sich zu zerstreuen, in dem Gedanken an die zu erklimmende Höhe, „wo der goldene Tempel der

Fama leuchtet." Behalten Sie das schöne Ziel nur fest im Auge und Ihre Ausdauer wird ihren Lohn finden.

Ich billige es, dass Sie mitunter leichte Bücher lesen; denn auch diese haben ihren Nutzen für Sie. Haben Sie Pope ganz gelesen? Swift? Dryden und die übrigen Klassiker? Ich bitte es mir zu sagen, damit ich weiß, was ich Ihnen zu senden habe.

Was machen Sie mit Wallenstein? Ich will Ihnen Faust senden, wenn Sie damit fertig sind, fürchte aber, dass er Ihnen nicht so gut gefallen wird. Ich bewundere Ihre Ausdauer bei Tacitus. Wenige junge Damen würden es Ihnen nachtun. Strengen Sie sich aber nicht zu sehr dabei an.

Ich muss Ihnen aber über unser opus magnum schreiben.

Nach Absendung meines letzten langen Briefes an Sie machte ich einen Plan, der darauf hinauslief, dass wir einen Roman in Briefen schreiben wollten, ich, ein Mann aus dem Mittelstande, talentvoll, gebildet; aber lebensmüde und einer Welt überdrüssig, wo es viel mehr zu leiden, als zu genießen für ihn giebt. Nichts reizte ihn, um seine Hand danach auszustrecken, und er beschließt, sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen, der Welt zu entsagen. Seine Angehörigen, einfache Landleute, nehmen ihn auf, er wandert in Feld und Wald umher und überlässt sich seinen Gedanken, die der düstersten Art sind; je längrr er aber mit sich selbst verkehrt, je weniger erfreut ihn sein Dasein, und so beschließt er denn ein Leben, das ihm zur Pein wird, zu endigen. — Da erscheinen Sie — das heißt die Heldin des Romans, Ihr Witz, Ihre Neckereien, Ihr silbernes Lachen reißt ihn aus seiner Apathie, es stachelt ihn, wenn Sie seiner spotten. Er verliert sein Herz an Sie, er ist hingerissen, er betet Sie an. Jetzt schmückt sich die Erde für ihn mit neuem Grün, seine Tatkraft erwacht, er könnte eine Welt bekämpfen, um Sie zu erringen. Sie lachen ihn aus, Sie necken ihn, endlich aber werden Sie gerührt und hören ihm ernsthaft zu. Der Himmel tut sich vor ihm auf, er möchte vor Glück vergehen; da — sieht er, was ihn von Ihnen trennt, trennen muss, und gemeinschaftlich suchen sie nun den Tod.

Ich habe schon den Anfang gemacht, die beiden ersten Briefe sind geschrieben, dann ließ ich die Feder fallen, weil mir schien, dass ich erst mit Ihnen Rücksprache nehmen müsse, ob Sie mit diesem Thema einverstanden seien.

25. Dec. 1822. My dear Friend! Ihr Packet kam vor zwei Stunden an. Ich fürchtete, dass eine Strafpredigt meiner warte und freute mich, dass ich so leichten Kaufes davon kam.

Sie begehren den Faust zu spät. Er ist in keinem hiesigen Buchladen zu haben und die Universitätsbibliothek ist während der Weihnachtsferien geschlossen. Anfang Januar können Sie ihn bekommen. Indessen erhalten Sie Tell und die Braut von Messina. Das erstere wird sehr gelobt, das letztere erfährt Tadel, weil es auf falscher Basis erbaut ist. Tell enttäuscht mich, er erschien mir nicht zusammenhängend. Lassen Sie mich Ihr Urteil hören. Wallenstein gefällt mir sehr.

Es thut mir leid, Sie so ratlos wegen Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit zu sehen! Warum wollen Sie sich damit die Laune verderben, während es Ihr Leben erheitern, es schmücken sollte, und nicht es trüben? Vielleicht bin ich mit schuld daran; Sie dürfen nicht zu eifrig sein. Vielleicht beruhigt Sie ein Ausspruch von Sir Joshua Reynolds. „Genie", sagt er, „ist nichts weiter als beharrlich ein geistiges Problem zu lösen suchen." Verlieren Sie nicht die Geduld, Kenntnisse anzusammeln und zu l e r n e n, wie man sie v e r w e r t e t. W i e l a n g e h a t e s g e d a u e r t, b i s S i e K l a v i e r s p i e l e n k o n n t e n? Und wie stümperhaft werden Sie anfangs gespielt haben! Was aber ist ein mit Saiten bezogenes Instrument im Vergleiche zu einer m e n s c h l i c h e n S e e l e? Kann es Sie wirklich befremden, wenn Sie es schwer finden, die schlummernden Töne Ihrer Einbildungskraft, Ihres Verstandes, Ihres Herzens harmonisch erklingen zu lassen? Lange Jahre geduldigen Fleißes, manche Prüfungen, manche Fehlschlagung muss erlitten werden, bis es Sie befriedigt. Das darf Sie nicht zurückschrecken, denn die Arbeit hat ihre Süßigkeit und ist u n u m g ä n g l i c h. Ich habe Ihnen versprochen, dass ich Ihr Führer sein will, so weit ich kann, und dass ich den für Sie angenehmsten Weg suchen werde, um zu dem Gipfel zu gelangen. Meine Ansicht ist noch, dass Sie dahin gelangen k ö n n e n; aber A u s d a u e r m ü s s e n S i e h a b e n und sich durch nichts beirren lassen — wie eben jetzt, wo Sie erschöpft zusammenbrechen.

Ich kann mir denken, warum Sie mit Ihrer „Erzählung" nicht begonnen haben; Ihr E h r g e i z verhindert Sie, Ihre Ansprüche sind zu h o c h gestellt, Sie können es nicht ertragen, auf einer geringeren Stufe zu stehen, als die von Ihnen ersehnte. Es liegt eine Sicherheit darin, was das Gefühl betrifft; wenn aber Ihre Handlungen dadurch beeinträchtigt werden, so wird ein Unrecht daraus. Können Sie es nicht machen, wie Andere? Sich hinsetzen und schreiben — etwas kurzes — aber s c h r e i b e n, und w i e d e r s c h r e i b e n, wenn Sie das Resultat auch verwerfen? Sie lesen nach einer Woche, was Sie geschrieben, verbessern daran, s c h r e i b e n e s d a n n w i e d e r und schließlich gefällt es Ihnen. Sie fangen etwas Anderes an und es geht schon besser. Und so fort und fort, mit unmerklichem, aber sicherem Fortschritte bis Sie es zuletzt kaum glauben können, dass das, was Ihnen jetzt so leicht wird, anfangs so schwer schien. Was den Stoff betrifft, so wählen Sie nicht lange, nehmen Sie, was sie am besten verstehen, was Sie am meisten interessiert — eine Sittenschilderung, eine Liebesgeschichte, ein Lebensbild, für das Sie sich erwärmen können. Fahren Sie rasch damit fort. Folgen Sie Horaz: proripe in medias res. Geh darauf los und fürchte nichts. — Sie stellen sich die Sache zu gewaltig vor. Während Sie schreiben, müssen Sie nicht an die Leser, noch an die Kritik denken; denn Sie dürfen nicht vergessen, dass diese schriftstellerischen Versuche nur eine Abwechselung von ernsten Studien für Sie sein sollen. Wenn Sie kein rechtes Thema haben, sich für nichts erwärmen können, dann lassen Sie es sein, bis ein günstiger Augenblick kommt. Vor allen Dingen aber, meine liebe Freundin, f a s s e n S i e s i c h i n G e d u l d.

Heute können Sie nicht sagen, dass ich Ihnen geschmeichelt habe.

20. Januar 1823. Ich wünschte, ich hätte Ihnen das Buch von d'Israeli nicht gesandt; denn seine Schilderungen der Litteratur haben Ihre Anschauungen davon in einen Trauermantel gehüllt. Sie meinen nun, dass der Pfad des Lesebegierigen mit Steinen besäet sei: dem ist aber nicht so. Bedenken Sie nur, dass seine Beobachtungen solchen Leuten gelten, deren Genie gewöhnlicher Eigenschaften ermangelte, aber keiner ungewöhnlichen, deren Leben dadurch verbittert ward, dass es ihnen an kluger Vorsicht und an Moral fehlte. Wollten wir nachfragen, wie groß die Zahl der Lumpen in jeder Berufsart ist, so würden wir auf keine geringe Ziffer geraten. Die Litteratur bringt, wie ich glaube, ihren Jüngern tiefere Verletzungen, als irgend ein anderer Beruf; aber sie kennt auch edlere Freuden, und wenn Ihnen bangt vor diesen Folgerungen, so müssten Sie ja die Dummen und Gefühllosen um das ihnen gewordene Los der Unempfindlichkeit beneiden, mit dem sie ihr beschränktes Dasein hinträumen. Wer von dem Nektar des Wissens gekostet hat, wird ewig danach verlangen. Ich glaube darum auch nicht, dass Sie sich abschrecken lassen werden, die Höhe zu erklimmen, für die Ihre Natur Sie berufen hat.

„Wenn das wahr wäre!" höre ich Sie ausrufen. Und warum sollte es nicht der Fall sein? Es liegt ja ganz in Ihrer Hand. Geduld und Fleiß werden Ihre ehrgeizigen Hoffnungen krönen, davon bin ich überzeugt, und Sie dürfen den langsamen Weg nicht scheuen, der allein zum Ziele führt. — Wozu diese Eile? Warum die Frucht brechen wollen, bevor sie ihre natürliche Reife erlangt hat? Sie bedürfen durchaus noch gediegener Kenntnisse, bevor Sie das Gebiet, auf dem Sie tätig sein wollen, übersehen können. Es setzt mich oft in Erstaunen, wie weit trotz dem Ihr Können reicht. In Ihrem Alter stund ich weit hinter Ihnen. Warum also so eilig? Rousseau zählte dreißig Jahre, bevor er eine Spur seines Talentes entdeckte. Cowper fing als Fünfziger zu dichten an. Ich glaube sogar, dass Ihre u n g e h e u r e S e h n s u c h t n a c h R u h m Ihr Talent beeinträchtigt, Ihre Produktion hemmt. Es ist Ihrer e i g e n t l i c h n i c h t w ü r d i g, dass Sie Ihr Leben diesem e i t l e n Z w e c k e widmen wollen. Nicht als ob ich den Wert eines berühmten Namens unterschätzte: es ist die beste ä u ß e r e Belohnung, die ich kenne; aber nie kann sie den i n n e r e n Richter ersetzen. Sein höchstes Glück von dem Beifall der Menge abhängig machen, jedem Zeitungsschreiber für erwiesene Gunst danken sollen, das scheint mir eine sehr hülflose Lage zu sein. Das M i t t e l, wodurch der Ruhm gewonnen wird, gefällt mir; denn wenn ich glaube, durch äußerstes Aufbieten meiner Kräfte das Höchste geleistet zu haben, wozu meine Natur mich befähigt, so halte ich das für ein G l ü c k s g e f ü h l, das äußerliche Huldigung mir nicht geben kann: mein Gewissen ist ruhig, i c h a c h t e m i c h, gleichviel was Andere tun; Sie können es mir glauben, dass dieser Beifall der Menge k e i n w i r k l i c h e s G u t ist; die einzige wahrhafte Gratifikation stammt von dem inneren Richter. Auch bin ich der Meinung, dass Niemand je berühmt wurde aus Liebe zum Ruhme, die Liebe zum Ruhme

kann einen Herostrat anfeuern; aber nie einen Schiller oder Milton erzeugen. Wenn Sie mir darin Glauben schenken, so ersticken Sie diesen Durst, Aufsehen zu erregen, und wenden Ihr Herz dafür schönen und hohen Empfindungen zu. Bedenken Sie, dass jede erhabene Idee, die durch Ihre Seele zieht, dass jede neu gewonnene Erkenntnis Sie unter der Zahl der Wesen als bevorzugt hinstellt und Sie den Auserwählten beigesellt, die eine höhere Anschauung vertreten, wodurch Ihr Los beneidenswert wird, auch wenn Niemand, als wie Sie selbst, um diesen Vorzug wüsste. Es liegt eine Unabhängigkeit, eine Macht, eine stille Größe in diesem Bewusstsein, die viel Anziehendes hat. Wir werden dadurch die Gebieter unseres Erdenloses; es ist der sichere Weg zum Ruhme, während es den Ruhm für uns entbehrlich macht. Ich bitte Sie nun inständig, diese Gründe wohl zu beherzigen; meine Ansichten darüber erscheinen mir so wahr wie das Evangelium; und wenn Sie sie zu den Ihrigen machten, würden Sie glücklicher werden.

Ich bedauere, dass Sie durch Besuche bei Ihren Arbeiten gestört worden sind. Indessen eine kleine Abwechslung ist nicht übel, ich finde es sogar wohltätig für Sie, wenn Sie mit gemeinen Sterblichen verkehren müssen. Darum keine so finsteren Blicke, kein Zusammenziehen der schönen Braue, wenn ein Gast erscheint. Machen Sie ihn glücklich durch Ihr freundliches Wort, Ihre Teilnahme; werfen Sie Ihre Bücher, Ihre Manuskripte fort und zeigen sich jung und fröhlich; wie es Ihrem Alter beikommt. Man kann auch dabei viel für sich gewinnen; wir lösen auch dabei Aufgaben, die unserer Seele genau so viel zu Gute kommen, wie unser Bücherwissen. Seien Sie froh, ich bitte Sie; fleißig nur zu gewissen Zeiten, und dann wieder mü ig und munter. Was Ihre Mutter betrifft, so ist mein dringender Wunsch, dass Sie sie lieben und ehren und ihre Gesellschaft jeder anderen vorziehen. Die Hingabe an diese ruhige Zuneigung ist das wirkliche Glück in dieser Welt und die beste Nahrung unserer guten Eigenschaften. Schwerlich wird das Leben Ihnen einen Freund bieten, der es so gut mit Ihnen meint, wie Ihre Mutter. Der Eine liebt uns wegen unserer guten Eigenschaften, der Andere, weil wir so und so handeln, so und so sind; aber eine Mutter kehrt sich an das Alles nicht, sie liebt uns, ohne Gründe dafür angeben zu können; sie steht zu uns in guten und in bösen Tagen, sie lässt uns an ihrem Herzen ruhen, was wir auch verbrochen haben mögen, in Not und Tod, in Elend und Jammer, und wo die ganze Welt uns flieht, ist sie unser Schild.

Rechnen Sie stets auf meine Teilnahme, wenn das tägliche Leben Ihnen Schwierigkeiten aufwirft. Gott weiß, wie gern ich Ihnen helfen möchte! Dass Ihre litterarischen Arbeiten Sie verwirren, finde ich ganz natürlich. Es ist wohl noch Jedem so ergangen, dass sein Wollen und sein Können diese Konflikte in ihm erzeugten.

Februar 1823. Bleiben Sie nur ruhig bei Ihrem Studium von Gibbon; es ist eine Art Brücke von der alten in die neue Welt.

März 1823 Dass Sie mit Ihren Kompositionen nicht weiter kommen, verdrießt mich sehr. Die Kunst sich auszudrücken will erlernt sein; nur Uebung giebt sie. Wir müssen das zu ändern suchen. Beunruhigen Sie sich darüber aber weiter nicht, fahren Sie fort mit Gibbon und Ihren anderen Studien. Ich hoffe, dass Sie diese regelmäßig fortsetzen und nicht zwischen durch etwas Anderes vornehmen. Tun Sie das, dann erreichen Sie nie etwas. Nur Ausdauer führt zum Ziele.

Versuchen Sie doch nochmals Götz zu lesen. Es wird leichter, wenn man weiter hineinkommt. Dieser Goethe hat mehr in sich, als zehn Andere; er ist kein bloßer Reimschmied.

April 1723. Lassen Sie die Hoffnung auf Ihren litterarisshen Erfolg nicht fahren. Ihre Verzweiflung über Ihr Nichtkönnen spricht grade dafür. Sie glauben gar nicht, meine liebe Schülerin, welche schwere Aufgabe es für Alle ist, die es ernstlich meinen. Hörten Sie nie, dass Rousseau im Bette lag und jede Silbe seiner Neuen Heloise aus sich heraus quälte? Er schrieb jeden Satz gewöhnlich fünf Mal; und oftmals, wenn er die Feder ergriff, war sein Kopf leer. Ich könnte manchmal darauf schwören, der größte aller Dummköpfe zu sein. Nichts kann uns helfen, als Geduld und Fleiß. Damit gelangt man zum Ziele. — Darum seien Sie beharrlich, liebe Jane! Wer solche Briefe schreiben kann, wie Sie, der braucht nicht zu sorgen. Ihr Unglück ist nur, dass Sie durch Ihre Bildung zu Ansprüchen an Ihr Können verleitet worden sind, denen Sie im Momente und bei Ihrer Jugend nicht zu entsprechen vermögen. Wären Sie in London aufgewachsen, statt in einem Dorfe, und hätten im Verkehr mit den litterarischen Größen gelebt, so würde es Ihnen leichter geworden sein, den Ansprüchen, die Sie an sich machen, zu genügen. Jetzt müssen Sie sich begnügen, mit den Ihnen gegebenen Mitteln zu wuchern, bis die Zeit die notwendige Reife bringt. — Warum aber haben Sie den Essay über Freundschaft nicht vollendet? Tun Sie es mir zu Gefallen! Wie er auch ausfallen möge, so vollenden Sie ihn. Der nächste wird dann schon besser Es würde mich beruhigen, wenn ich Sie ruhig fortschreitend wüsste. Mit der Lektüre ist es der Fall; Sie sollten aber auch schreiben. Also der Essay!

Juli 1823. Ich sehe es immer deutlicher, dass nichts Ihrem Leben Reiz und Annehmlichkeit verleihen kann, als die Litteratur. Sie haben in Ihrer Lebenslage zwischen zwei Dingen zu wählen: die Gattin eines wohlhabenden Mannes zu sein und einem Gesellschaftskreise als Zierde zu dienen, oder dem Schönen und Wahren nachzustreben, bringe es, was es wolle. Sie haben das zu überlegen. Doch glaube ich, dass Sie über die Wahl schon mit sich einig sind und sich auch nicht darüber täuschen, dass Ihr Pfad dornig sein werde, trotz der Rosen, die darauf blühen.

Januar 1824. Lassen Sie sich nicht entmutigen, wenn Ihnen die Gedanken nur langsam kommen. Festina lente. Glauben Sie mir, es führt Sie am schnellsten an das Ziel. Was soll die Eile? — Ich bin sechs Jahre älter und was habe ich Großes getan? Warten wir es ab. — Geduld! das ist eine Tugend, die sowohl die Religion, wie die Litteratur gebietet.

März 1824. Es ist doch schade, dass Sie Gibbon aufgegeben haben; Dr. Johnson sagt freilich, man solle nie ein Buch gegen seine Neigung lesen. Fehlt die Neigung, so fliehen die Gedanken. Vielleicht langen Sie später wieder damit an und bringen ihn und Hume zu Ende.

Am 17. Oktober wurde Miss Welsh bei ihrem Großvater zu Templand mit Carlyle verheiratet und von da an hören wir nie mehr von einem Versuche, sich auf litterarischem Gebiete Ruhm zu erwerben. Die ehrgeizige junge Dame mochte lang schon erkannt haben, dass ihr Können ihrem Wollen nicht entsprach und es vorteilhafter für sie sein würde, ihre seltene Bildung als Gefährtin eines begabten Mannes zu verwerten, als durch unbedeutende Schöpfungen für sich selbst ein halbes Lob zu ernten.

Dass es ihr nicht leicht fallen konnte, im Schatten ihres Gatten zu wandeln, bei seinem wachsenden Ruhme nur der begleitende Chor zu sein; ist ersichtlich; denn ihr ungemessener Ehrgeiz begehrte es, auch durch sich selbst etwas zu sein, und wenn die Folge war, dass ihre Ehe ihr nicht die gehoffte Befriedigung gewährte, so wird der Tadel, mit dem man darauf bezüglich Carlyle belegt, durch diese Erkenntnis ihres innersten Wesens beträchtlich abgeschwächt.

Wiesbaden. Amely Bölte.



Neues vom schwedischen Büchermarkt.

„Tills vidare“ von Gustav von Geierstam. „En Själs Utvecklingshistoria“ von August Strindberg.
Stockholm, Albert Bonniers Verlag.

Unter so manchem Guten und minder Guten, das der schwedische Büchermarkt in diesem Jahre aufzuweisen hat, ziehen zwei Werke, die schon um den Namen ihrer Verfasser willen zum Verweilen einladen, die Aufmerksamkeit besonders auf sich. Es sind dies Strindbergs „Entwickelungsgeschichte einer Seele“, des Dichters eigene Biographie, und eine unter dem Titel „Bis auf Weiteres“ zusammengefasste Sammlung von Erzählungen von G. von Geierstam. In letzterer sind wohl nicht alle von gleicher Bedeutung. Reiseeindrücke, anmutig hingeworfen und gut pointiert, dem Leben abgelauschte, charakteristische Züge zu kleinen Genrebildchen verarbeitet, Alles frisch und mit liebenswürdigem Humor gegeben, aber dennoch seiner Natur nach mehr von leichter, freundlicher, als nachhaltiger Wirkung. Am Eingange steht indess schon ein Block, der kräftiger gemeißelt ist. „Fort.“ Ein stolzes Mädchen stößt den Geliebten von sich, dem es nicht vergeben kann, was es später selbst begeht: sich ohne die Weihe der Liebe hingegeben zu haben. Als sie, die „ehrbare“ Frau, sich daranf in ihrer eigenen Erniedrigung erkennt, erfasst sie doppelte Reue. Jetzt vermag sie Nachsicht zu üben, da sie selbst gefehlt. Unfähig, die Qual des Gewissens zu ertragen und in dem erniedrigenden Zustande zu verharren, flüchtet sie nach Amerika, wo sie in Demut und Arbeit ein neues Leben beginnt.

Je mehr das Buch sich dem Abschlusse nähert, mit desto bedeutenderen und markigeren Erzählungen überrascht es. In „Ein Jugendtag“, „Scheerenepisode“, „Wenn Kinder die Marseillaise singen“ sind die Erlebnisse, die uns entgegentreten, keine Zufallsgeschehnisse mehr, es ist, als schrieben sie in großen Zügen das Gesellschaftsleben selbst, in dessen verkünstelten, engherzigen Formen die gesunde, ursprüngliche Natur sich nicht viel anders als in einer Zwangsjacke bewegt. Hier der von Ueberfeinerung Angekränkelte, der an der großartigen Natur sich selig trinkt und dennoch so sehr sich aus derselben heraussehnt, von der Welt seiner Gewohnheiten nicht lassen könnte. Dort ein schlichtes Menschenpaar, das liebt und irrt, doch aller redlichen Mühen ungeachtet, unter den harten sozialen Bedingungen die ersehnte ehrliche und naturgemäße Vereinigung nicht finden kann. Und wie zum Trost, als Gegenstück, in „Wenn Kinder die Marseillaise singen“ das Bild gegenwärtiger glücklicherer Zustände im Kontrast mit überwundenen dunkleren. Heute ist die Marseillaise im Kindermunde zum Festliede geworden. Möglich wohl, dass sie dereinst wieder als Kampflied erbraust, doch da tut sie nicht mehr mit, wie sie bestimmt erklärt, die heute als Herrin auf ihrem Hofe schaltende Bauersfrau, deren Blick zufrieden über die üppigen Fluren schweift, die einst, als die geknechtete, vergewaltigte Arbeit lohnlos blieb, wüst und unfruchtbar lagen.

Sich ins Leben schicken, der Zeit vertrauen, das ist die Lebensregel, die der heitere Philosoph des „Bis auf Weiteres“ gerne mit auf den Weg giebt. Sonst tritt er, so klar und warm seine Darstellung vor Missverhältnissen, kaum aus seiner Reserve, ja er bewahrt eine kühle, fast fatalistische Beobachterruhe, und seinen Dichtungen, die stets etwas Sonniges, Versöhnendes haben, fehlt gänzlich der bei Strindberg sich so stark geltend machende subjektive, polemische Zug. Gleichwohl sind Spuren des Einflusses dieses Autors, der mit seinem 1878 erschienenen Romane „Röda Rummet“ neue Bahnen einschlug, auf das Kunstschaffen der jüngeren Generation in seinem Heimatlande überhaupt, so auch hier unverkennbar.

Wenn wir nun zur Besprechung seines jüngsten Werkes „Entwickelungsgeschichte einer Seele“ (In drei Teilen „Der Sohn der Dienerin“, „Gährungszeit“ „Im roten Zimmer“) übergehen, können wir nicht umhin vor Allem der Verlegenheit Worte zu leihen, in welche eine Biographie den Kritiker versetzt, indem er nun nicht ein abstraktes Kunstwerk, sondern einen leibhaften Menschen sezieren, die sonst unverletzliche, unverantwortliche Majestät der Person in Debatte ziehen soll. Und unsere Natur ist nicht vollkommen (das lehrt auch dieses Lebensbild) und soll es wohl gar nicht sein; wo bliebe denn dann „der harte unendliche Kampf des Geistes gegen sich selbst“, die gepriesene Evolution? Unwillkürlich doch drängt sich zuweilen das Lessing'sche Wort auf: „Müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ — die Teufel der Sophismen, dieser Hofschranzen unserer Wünsche.

Als Gegebenes in dieser Natur nun, eine hochgradige Empfindlichkeit der Nerven, welche als feinste Medien die leiseste äußere Einwirkung vermitteln und ein fast übermäßiges Empfindungsleben hervorrufen, was freilich wieder ungewöhnliche Lebhaftigkeit der Vorstellung und somit Energie und Fülle der Gedanken erzeugt. Auch verleugnen letztere kaum je ihren Ursprung; man möchte fast sagen, sie hängen noch an der Nabelschnur der Empfindung. Aber ein starker Individualismus ist die Folge, der im Handeln nur den innern Motiven gehorchen mag und allen Zwang als unerträgliche Qual empfindet. Daher die Schwierigkeit, die bei jedem Versuch sie zu überwinden, mit einem Fiasko endet, sich in den Mechanismus, gesellschaftliche Ordnung genannt, als eine Art leblosen Maschinenteils einzufügen, daher der leidenschaftliche Protest gegen deren vielgestaltige Tyrannis. Unsere Erziehung bezweckt nicht ein richtiges Denken und Fühlen und damit übereinstimmendes Handeln zu entwickeln, sondern von früh auf den Sinn unter das Joch der gesellschaftlichen

Regel, den starren Konventionalismus zu beugen. Ein „geratenes“ Kind ist nicht eben gleichbedeutend mit dem, was man einen folgerichtigen Charakter nennt. Die Christusse sind keine geratenen Kinder. Auch der Schreiber dieser Selbstbekenntnisse ist es nicht. Lieber immer und immer wieder in Not und Elend hinaus, als das Innere verleugnen, was jedoch kaum als ein spontanes Tun, vielmehr als eine Naturnotwendigkeit erscheint. Ueber die häufigen Intervalle von Elend und Beschämung breitet übrigens der frühe sich offenbarende, aus dem ganzen Wesen quellende Dichterberuf einen versöhnenden Freudeschimmer, und solche Naturen sind auch die geborenen Gesellschaftskritiker.

Was den Werdeprozess dieser Seele Vielen doppelt anziehend machen dürfte, das ist, in mannigfacher Beziehung den eigenen Entwickelungsgang wiederholt zu sehen: von Religiosität, mit allen Phasen des Rationalismus, bis zur transformistischen und mechanischen Weltanschauung u. s. w.; dass es von der höchsten Warte der Zeit aus über die mälig in ihr auftauchenden Ideen nach allen Richtungen Ausschau hält und wie über ein weites, offenes, wogendes Meer hinblicken lässt. Im Hafen des Schopenhauerschen und Hartmannschen Pessimismus lässt der Dichter sein Schifflein vorläufig Anker werfen. Aber obwaltet nicht auch hier ein Irrtum, der den tiefen Konflikt zwischen einer zur Lust der starken Lebensbetätigung berufenen Natur und einer verzweifelnden, verneinenden Vernunft hervorruft? Liegt er — wenn in solcher Frage eine Laienmeinung sich überhaupt vorwagen darf — nicht etwa darin, den Schmerz als etwas Reales, die Lust hingegen, in welcher „die Grundbedingung unseres Lebens, der Selbsterhaltungstrieb“ seine Wurzeln hat, als etwas Unreales, als eine bloße Illusion zu setzen? Täuschen, oder fälschliche Vertreter des Guten oder des Uebels sein, können ja am Ende Beide; aber wenn die Lust in ihrer Expansivkraft sich zu Phantasien verstieg, die vor dem beobachtenden Auge als Seifenblasen zerplatzten, folgt deshalb, dass sie überhaupt auf Täuschung beruht? Besteht das Illusorische aus ihr nicht vielleicht einfach darin, dass sie, in ihrer Eigenschaft als wirkliches Alter-Ego des Guten, gemeinhin als ein fernes, nur nach langer Wüstenwanderung zu erreichendes Kanaan betrachtet wird, während wir sie doch stets atmen müssen, wie die Luft, die sich uns auch erst in der Ferne zu ihrem tiefen, wundervollen Blau verdichtet. Sie ist unserem Dasein so notwendig, wie der warme Odem der Natur, ohne den alles Lebende erstarrt, und versiegt ihre Quelle vollständig, verfallen wir in Apathie und Wahnsinn, oder hören ganz und gar auf zu sein. Freilich wohl will sie zumeist erstritten, gegen neidische Mächte, deren Walten sich im Schmerz offenbart, behauptet werden. Und gleichwie, wenn der Feind vor den Toren steht, man nur der Abwehr und kaum der Güter, deren Verteidigung es gilt, zu denken scheint, so werfen wir uns auch, alles Andere scheinbar vergessend, mit ganzer Kraft dem Schmerz, dem eindringenden, mächtigen Feinde entgegen. Kämpfen, um den Preis des Sieges, das freudentmende Gute zu gewinnen, das ist wohl das Losungswort des Lebens. Ein Hurrah bei jeder erstürmten Schanze!

Die „Entwickelungsgeschichte einer Seele“ bricht in der Mitte ab. Vielleicht wird uns gegönnt sein, auch deren fernere Bildungsphasen kennen zu lernen.

Wien. Erich Holm.



Calderon und die Hofprediger.

Von Edmund Dorer.

(Schluss.)

Hatte nun auch Paravicino seine Polemik gegen das Theater und Calderon aufgegeben und seine Sinnesänderung durch die Tat bewiesen, so blieben neue und heftige Angriffe doch nicht aus. So stellte ein eifriger Gegner des Theaters, Hurtado, die These auf, es sei ein Vergehen, die Erlaubnis zur Aufführung von Komödien zu geben, denn die Schauspiele seien ein Quell der Sittenlosigkeit und bereits von den Kirchenvätern verurteilt worden. Hurtado bemerkt: man sage, die Komödien enthielten Lehren fürs Leben. Das sei wahr, aber was für Lehren! Lehren, welche den Verliebten Anweisung zu einem unerlaubten Verkehre gäben und den Weg zeigten, durch Trug und Frechheit die Achtsamkeit der Eltern zu täuschen und die Gesetze der Ehre und des Anstandes zu verletzen. Noch eine andere Lehre enthielten die Komödien. Das sei die blutige und barbarische Lehre von den sogenannten Gesetzen des Zweikampfes. Das Idol der Rache werde unter dem Namen „Ehrenpunkt“ in den Komödien angebetet; diesem Idol opfere man Gewissen, Vermögen und Leben, ohne die Gebote des Evangeliums zu beachten, deren Widerspiel die Regeln des Duells seien.

Als Verteidiger des spanischen Theaters und vorzugsweise der Dramen Calderons trat nun Pater Manuel de Guerra auf. Er war wie Paravicino Trinitarier und ebenfalls ein geschätzer Hofprediger; aber ungleich seinem Standes-, und Ehrengenossen ein Liebhaber des Theaters und insbesondere ein Verehrer und Freund Calderons. Gegen Hurtado, der eine Anzahl Stellen aus den Kirchenvätern angeführt hatte, die das Theater und die Schauspiele verdammen, bemerkte er, dass die betreffenden Urteile das entartete Theater der Griechen und Römer treffen, aber keine Anwendung auf die neuere Bühne zulassen. Dagegen führt er nun Stellen aus den Werken des Kirchenlehrers Thomas von Aquino an, welche sehr günstig für das Schauspiel und für die Schauspieler lauten. Der große Theologe und

Heilige hatte sich in dem Sinne ausgesprochen, dass die Spiele und das Schauspiel notwendig zur Erhaltung des menschlichen Lebens seien, und die Schauspieler wären daher nicht als Förderer der Unsitte, sondern als Wohltäter der Menschen zu betrachten, natürlich vorausgesetzt, dass sie ihren Beruf würdig erfüllen und sich guten Darstellungen widmen.

Nachdem Guerra das Schauspiel und die Schauspieler verteidigt hat, wendet er sich zum Angriff gegen den Gegner und Theaterfeind, indem er eine These desselben, welche der Verurteilung des Schauspiels folgte, dazu benutzt. Hurtado hatte nämlich in seiner Schrift gegen das Theater behauptet: die Stiergefechte seien nicht sündhaft, wie die Schauspiele, im Falle, dass bei dem Stiergefechte jede Gefahr für den Menschen vermieden werde. Pater Guerra entgegnet ihm mit einer Widerlegung, die jetzt noch ihren Wert für Spanien hat. Zuerst bemerkte er, dass ein Stiergefecht ohne Gefahr gar nicht denkbar sei, dann fährt er ungefähr in folgender Weise fort: „Es giebt kein Schauspiel, das mehr die Wildheit und Grausamkeit des heidnischen Zirkus und seiner blutigen Szenen bewahrt hat, als die Stiergefechte. Ich weiß nicht, was für eine Unterhaltung dieses sogenannte Vergnügen gewährt. Die Vernunft leidet dabei, da sie sich an keinem Gedanken erfreuen kann; die Sinne werden mehr verletzt, als angenehm berührt; das Ohr hört einen abscheulichen Lärm, den man gern entginge. Das Auge sieht nur Blut und Gefahren. Welch ein trauriges Schauspiel, das auf der Lebensgefahr Anderer beruht!

„Man sagt, dass der Anblick sehr spannend sei. Und was ist der Gegenstand? Ein gequältes, gehetztes Tier, das in seiner Wut die Peiniger mit dem Tode bedroht. Ich habe kein so hartes Herz, um an einem solchen Schauspiel mich zu ergötzen. O, unmenschliche Augen, die sich an dem Anblick des Leidens und der Gefahren weiden!

„Diese Schauspiele, welche man erlaubt, sind nach meiner Meinung nicht zu entschuldigen und durchaus zu verwerfen. Ein religiöses Schauspiel kann fromme Gedanken, Reue und Besserung im Zuschauer erwecken; von einem Stiergefechte geht man mit Eckel und Stumpfheit nach Hause. Ein historisches Drama kann erhebend wirken und sittliche Ideen enthalten; ein Stiergefecht ist nichts, als ein unvernünftiges Treiben. Ein Lustspiel kann uns lehren das Gute und Rechte lieben, das Schlechte und Verkehrte verlachen; ein Stiergefecht kann nur schlimme Wirkungen haben.

„Gegen die Stiergefechte sollten jene Federn, die das Schauspiel angreifen, schreiben. Da wäre der Eifer am Platze. Jene blutigen Schauspiele sind die Ueberreste des römischen Zirkus, welche nach Spanien gelangt sind. Alle Nationen haben sie verworfen, sollen wir sie behalten und zu unserem Schaden pflegen? Welch eine Torheit! man bezahlt hohe Preise, um wilde Tiere zu sehen und Menschen, die noch wilder als Tiere sind."

Nach dieser wohlbegründeten Verdammung der Stiergefechte, kehrt Guerra zu seinem Lobe des Schauspiels zurück und erhebt nun von Allem die Dramen Calderons, weil sie dem Geiste ein wahres Vergnügen und eine ideale Freude und Erhebung gewährten. Er sagt:

„Calderons religiöse Schauspiele sind Vorbilder. Seine historischen Dramen enthalten Wahrheit, seine Lustspiele gefahrlose Vergnügen. Die Erhabenheit der Gefühle, die Klarheit der Gedanken, die Reinheit der Rede, vertragen sich mit dem Witze und der Heiterkeit aufs Beste. Nie sinkt er zum Kindischen hinab, nie verfällt er in gemeine Gesinnung. Er bewahrt hohe Würde in dem Stoff, den er behandelt; denn ist dieser ein heiliger, so erhebt er die Tugenden; betrifft er die Geschicke der Fürsten, so begeistert er zu hohen Taten; ist er aus dem bürgerlichen Leben entnommen, so reinigt er die Leidenschaften.

„Dieser außerordentliche Geist hat in seinen Dichtungen fast das Unmögliche geleistet. Er verband durch den Zauber der Kunst die Wahrscheinlichkeit mit der Täuschung, die Wirklichkeit mit dem Wunderbaren, die Leidenschaft der Liebe mit dem Anstand, die Erhabenheit mit der Anmut, den Heroismus mit dem Geschmack, den Tiefsinn mit der Klarheit, die Tugend mit dem Liebreiz. Sein Tadel ist nicht bitter, sein Rat nicht lästig und seine Belehrung nicht schwerfällig. Was seine Mängel betrifft, so kann man von ihm sagen, dass er mit seinen verzeihlichen Fehlern sogar Freude machte.

„In den religiösen Schauspielen hat sich aber der ausgezeichnete Mann selbst übertroffen. Die Andacht seines Geistes entzündete ihm das Gemüt und die Rede schwang sich wie der Adler des Hesekiel empor. Das Nützliche ist da mit dem Schönen so freundlich gesellt, dass er zugleich den Verstand in Bewunderung und das Herz in Flammen versetzt. Die Zuschauer seiner erhabenen Schauspiele kehren voll Lieb und Andacht heim. Viele haben mir gestanden, dass ein solches Drama sie mehr erschütterte als eine Predigt und zur Andacht, ja zu Tränen, rührte. Man muss sich darüber nicht aufhalten und den Leuten Vorwürfe machen. Wie der Geschmack, so sind die Geister verschieden. Den Einen bewegt eine Predigt, den Anderen eine Dichtung, den Dritten das Beispiel eines frommen Mannes. Viele halten sich ausschließlich an die Bibel. Aber wie für den Geschmack keine allgemeine Regel aufgestellt werden kann, so kann auch den Herzen und Geistern keine allgemein gültige Vorschrift gegeben werden. Der Wege sind viele zu Einem Ziele."

In so beredter Weise verteidigte der Hofprediger Manuel de Guerra das Theater und die Schauspiele seines Lieblingsdichters Calderon gegen die Angriffe der Theaterfeinde und kommt dabei auf ein ganz

anderes Resultat als einst sein Vorgänger und Ordensgenosse Paravicino. Hatte dieser behauptet, es sei ein Vergehen, Schauspiele zu erlauben, da sie irreligiös und unmoralisch seien, so schließt Guerra mit der These, das Theater und die Schauspiele seien ungefährlich. Die Religion könne nichts gegen sie haben und der Staat müsse sie als nützlich und vorteilhaft pflegen.

Der Kampf für und wider das Theater währte noch längere Zeit nach den Vorfällen und Kontroversen, die wir erwähnt haben; aber die Feinde des Theaters konnten trotz ihres Eifers ihr Ziel nicht erreichen und die billige Ansicht Guerras blieb in den Regierungskreisen mehr oder minder herrschend, so lange die Blütezeit des spanischen Dramas dauerte.



Ueber das Geschäft des ästhetischen Kritikers.

Von Oskar Klein.

Wenn es erlaubt wäre, von der Zahl Derjenigen, welche in Sachen der Kunst als Kenner und Kritiker zu gelten wünschen, auf das Vorhandensein einer allgemeineren Einsicht in das Geschäft des ästhetischen Kritikers zu schließen, so könnte füglich an dieser Stelle eine Erörterung desselben unterbleiben. Aber schon eine oberflächliche Betrachtung dessen, was dem Publikum gemeinhin als Kritik geboten wird, liefert den Beweis, wie leichtfertig eine große Anzahl derer, die kritisieren, von ihrem Berufe denkt. Die Kritik soll den Geschmack des Publikums vervollkommnen, ihm bei der Bildung eines Urteils dienlich sein. Doch wie viele Kritiker geben sich wohl die Mühe, dem Publikum solche Dienste zu leisten; wie viele bemühen sich wohl — worauf es doch ankommt — ihr Urteil auf die eine oder andere Weise zu begründen!

Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn sich Jemand sein Geschäft erleichtert; wenn aber Mehrere hierbei zu Schaden kommen, so hat man alle Veranlassung, es ernsthafter zu nehmen. Aber das ist es gerade, wozu die Wenigsten, teils der lieben Rücksicht halber, teils aus Unfähigkeit, irgendwelche Neigung verspüren. Es wäre auch viel zu unbequem! Wie leicht und schnell bringt man doch ein Urteil zu Wege, wofern man nur etliche Phrasen drechselt; wie behende lässt sich doch loben und tadeln, wenn man es nur mit den Gründen nicht zu gewissenhaft nimmt!

Und was sind denn überhaupt in Sachen der Kunst Gründe? Hier heißt es ja auch für den Kritiker vornehmlich nur aussprechen, was er bei einem Gegenstande empfindet; auf das Warum, die Begründung seines Geschmackes und seines Urteiles, darauf kommt es nicht an! So etwas verlangt weder die Sache, noch das Publikum!

Wie sehr eine solche Auffassung, die den Tatsachen zufolge nur allzu verbreitet erscheint, dem Ansehen des Kritikers schadet und sein Geschäft in Verruf bringt, ist offenbar. Der Kritiker von solchem Schlage schädigt ja allenthalben die Kunst, deren Interesse er wahrnehmen soll, beleidigt ja allerdings den Künstler, dessen Werke er so leichtfertig behandelt, und betrügt auch allerwärts das Publikum, das er mit seinem Urteil bedient. Er hält eine wertlose Waare feil, und man täte recht, ihn einen Charlatan zu nenn.

Wer den Richter machen will, muss die Gesetze kennen; wer urteilen will, muss einen Maßstab des Urteils besitzen. Das sind allgemeine Wahrheiten, die auf Eins hinauslaufen, auf die Forderung nämlich, dass ein Jeder in seiner Sache einsichtig sei und nichts betreibe, wozu ihm die Einsicht mangelt.

Wie aber im Allgemeinen, so im Besonderen. Wer einen Gegenstand der Kunst kritisieren will, muss in und mit den Kriterien der Kunst Bescheid wissen; d. h. Kenntnis der Kriterien und richtige Anwendung derselben, das ist es vor Allem, was den Kritiker macht.

Die Frage mithin, welcher Art das Geschäft des ästhetischen Kritikers sei, besondert sich zu den zwei: Welches sind seine Kriterien? Welches ist die richtige Art ihrer Anwendung?

Es ist da vorab für Alle, welche auch für die Wissenschaft des Schönen das Erkenntnisprinzip des Realismus anerkennen, eine ausgemachte Sache, dass nur Erfahrung und Beobachtung die Kriterien der Kunstwerke liefern können. Alle Kunst entlehnt ihren Stoff aus der realen Welt; auch die, welche sich eine übersinnliche verschafft, erbaut dieselbe aus den Elementen des wirklichen Seins. Der Stoff der Kunst ist allenthalben ein realer; nur die Phantasie des Künstlers giebt ihm des öfteren die metaphysischen Formen einer imaginären Welt.

Die Antwort auf jene erste Frage muss also lauten: Die Kriterien der Kunstwerke sind das Reale das Wirkliche, das, was uns Sinnes- und Selbst-Wahrnehmung, Erfahrung und Beobachtung als wahr und wirklich erweisen. Hierbei ist nur die Einschränkung zu machen, dass Dasjenige, was nicht Gegenstand der Kunst ist und ihrem Wesen zufolge nicht sein darf, auch kein Kriterium ihrer Werke abgeben kann.

Damit aber ist zugleich die Antwort auf jene zweite Frage nahe gelegt. Die richtige Anwendung der Kriterien nämlich besteht offenbar in der Berücksichtigung dieser Einschränkung: Nur der wendet dieselben richtig an, nur der kritisiert gerecht, der das einer jeden Kunst angemessene Kriterium gebraucht.

Das Geschäft des ästhetischen Kritikers ist also vor Allem geknüpft an eine umfassende Kenntnis der realen Welt, zu der auch das eigene Ich gehört, sodann an eine nicht minder umfassende Kenntnis

der idealen Welt, d. h. der Kunst, ihrer Werke und ihrer Gesetze.

Noch ein Drittes kommt hinzu, das, wie die Erfahrung beweist, für den Kritiker unerlässlich ist, die besondere künstlerische Anlage. Wie alle Kenntnis der realen und idealen Welt allein keinen Künstler macht, so macht sie, wenn gleich in geringerem Grade, auch keinen Kritiker. Denn die Kunst ist in jedem Falle ein Wissen und Können, nicht ein Wissen allein. Der Kritiker muss zu seinem Geschäfte eine ähnliche Disposition der Gefühle, eine ähnliche Stärke und Wandlungsfähigkeit der Vorstellungskraft besitzen wie der schaffende Künstler. Will er z. B. die geniale Phantasie des Dichters begleiten und kontrollieren, so muss er diesem einigermaßen kongenial sein. Das Wissen allein führt ihn gar oft aufs Trockene.



Eine kritische Gesammtausgabe Heinrich Heines.

Von Adolph Kohut.

Hofmann und Campe hatten, so lange Heinrich Heine noch lebte, mit dem Dichter so manchen Strauß zu bestehen, denn dieser hat den alten Campe oft geärgert, aber die Firma konnte sich schon ein kleines Echauffement gefallen lassen, denn das Privilegium auf Heines Werke hat ihr ein großes Vermögen eingebracht. Nachdem dreißig Jahre seit dem Tode des „ungezogenen Lieblings der Grazien“ verflossen sind, ist endlich der buchhändlerische Bann gebrochen. Heinrich Heine ist frei — und das deutsche Volk kann sich nur glücklich schätzen, dass endlich dieser Tag der Freiheit angebrochen. Die Verleger Heines in Hamburg haben — was ich ihnen übrigens nicht verübeln will — stets darauf gesehen, gute Geschäfte mit dem, neben Goethe, Schiller und Uhland, populärsten deutschen Dichter zu machen. Deshalb waren die Werke desselben recht teuer, und nur derjenige konnte sie sich anschaffen, der sein Bücherbudget nicht einzuschränken brauchte. Bedauerlich aber bleibt es doch, dass die Hamburger Millionäre nicht schon vor Ablauf des Privilegiums bemüht waren, eine kritische Gesammtausgabe Heines zu veranstalten, Alles zu sammeln, was aus der Feder Heines geflossen und so der Nation den unvergleichlichen geistigen Schatz ihres Lieblingspoeten für billiges Geld zugänglich zu machen. Sie hätten sich, so dächte ich, nach den dreißig fetten Jahren den Luxus eines einzelnen mageren Jahres, das heißt einer wohlfeilen und doch kritischen Gesammtausgabe, gestatten können.

Was Hofmann und Campe versäumt, hat die G. Grotesche Verlagsbuchhandlung mit rühmlichem Eifer und noch rühmlicherem Geschicke nachgeholt. Sie hat in der Person des besten Heineforschers der Gegenwart, des ausgezeichneten Litterarhistorikers und geschmackvollen Kritikers, Dr. Gustav Karpeles in Berlin, einen Herausgeber der kritischen Gesammtausgabe gefunden, wie er nicht besser gedacht werden kann. Bereits liegen uns von den auf neun Bände berechneten gesammelten Werken Heinrich Heines*) drei Bände vor, und diese ermöglichen uns bereits ein erschöpfendes Urteil über diese Publikation.

Vor Allem muss ich es rühmend anerkennen, dass der Herausgeber von dem sehr löblichen Grundsatz ausging, dass dem Publikum der ganze Heine geboten werden müsse. Zum ersten Male haben wir nun eine vollständige Heine-Ausgabe, welche nicht allein den gedruckten Nachlass neben dem bisherigen Schaffen des Dichters, sondern auch das ganze Material umfasst, was von Heine bisher gedruckt und überhaupt bekannt geworden. Nirgends zeigt sich eine Lücke, und mit bienenhaftem Fleiß hat der kenntnisreiche Herausgeber aus allen Briefwechseln, Zeitschriften, Musenalmanachen, Autographensammlungen u. s. w. sämmtliche Heineana zusammengetragen. Neben der Vollständigkeit bietet uns Karpeles einen korrekten und gut lesbaren, mit kritischer Genauigkeit hergestellten Text. Am Schlusse eines jeden Bandes finden sich auch zahlreiche Varianten, die namentlich dem Heineforscher par excellence sehr willkommen sein werden.

Mit Lob muss ich es auch erwähnen, dass der Herausgeber bei der Publikation der Gedichte, wie dies ja auch bei den kritischen Goethe-, Schiller- und Lessing-Ausgaben nicht minder der Fall ist, eine chronologische und systematische Ordnung eingehalten hat. Dadurch ist in das bisher beliebt gewesene chaotische Ineinander eine gewisse Disziplin gebracht und nun erst eine vollständige Uebersicht über das gesammte poetische Schaffen Heines ermöglicht worden.

Karpeles hat das bleibende Werk bei jedem einzelnen Abschnitt desselben mit wertvollen und orientierenden Einleitungen versehen; auf sachliche und litterarische Hinweise sich beziehende Anmerkungen sind gleichfalls mit Freuden zu begrüßen, da sie alle Kommentare überflüssig machen.

Zugleich präsentiert sich diese kritische Gesammtausgabe in durchaus würdigem, vornehmem Gewande. Wenn Heine noch lebte, würde er seiner Freude über die noble und splendide Ausstattung gewiss Ausdruck geben. So haben die Hamburger Millionäre von Heines Gnaden ihren Götzen nie geschmückt — und wahrlich dieser hätte ab und zu ein goldenes Gewand wohl verdient!

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Anlage und den Charakter der kritischen Ausgabe sei es mir gestattet, noch kurz auf diese drei ersten Bände einzugehen.

*) „Heinrich Heines gesammelte Werke“. Herausgegeben von Gustav Karpeles. Kritische Gesammtausgabe. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1887.

Eine biographische Skizze über Heine aus der Feder von C. A. Buchheim leitet die Gesammtausgabe ein. Dieselbe ist treffend und sachgemäß; ich hätte aber gewünscht, dass die Biographie und kritische Würdigung des Dichters eine noch erschöpfendere gewesen wäre. Sehr wohltuend hat mich die Objektivität des Verfassers berührt, der bei aller Verehrung, ja Schwärmerei für den großen Genius die Flecken nicht übersieht, welche seinem Charakter anhaften. So urteilt er z. B. bezüglich der Pension, welche Heine von der französischen Regierung erhielt, in folgender Weise (Einleitung, Bd. 1, S. XL): „Es ist wahr, dass er keine Verpflichtung mit dieser Pension übernommen; aber die Tatsache, dass er dieselbe im Geheimen annahm, spricht doch gegen ihn, wenn auch das Argument seiner Gegner, er sei nicht für das Reden, sondern für das Schweigen bezahlt worden, ein gänzlich hinfälliges ist. Auf jener Pensionsliste befanden sich die Namen zahlreicher Exulauten aus aller Herren Ländern, von Fürsten, Generalen, von Schriftstellern und Gelehrten, eine Aristokratie von Berühmtheiten des Talents und des Unglücks. Gleichwohl muss die Annahme dieser „allocution annuelle d'une pension de secours“ vom höheren ethischen Standpunkte aus verurteilt werden. Es war nur eine sophistische Verteidigung, dass Heine behauptete, diese Pension sei eine Wohltat, die zu nichts verpflichte. Andererseits darf man auch in dieser Verurteilung nicht zu weit gehen. Nichts ist weniger berechtigt, als Heine der Bestechlichkeit zu zeihen; allein schon das, was er in den Jahren, wo er die Pension empfangen — von 1838 bis 1848 — über Frankreich und die dortigen politischen Verhältnisse geschrieben, hätte ihn vor diesem Vorwurf schützen sollen. Und wenn man sich schließlich die materielle Lage Heines in jener Zeit vergegenwärtigt, wo er durch die Verfolgungen in Deutschland in seiner litterarischen Tätigkeit gehemmt, mit seinem reichen Oheim sich entzweit und durch unglückliche Spekulationen sich in eine große Schuldenlast gestürzt hat, so dürfte seine Schuld wohl juridisch gemildert, wenn auch nicht moralisch gerechtfertigt erscheinen.“

Von den zahlreichen neuen Stellen, die in den bisherigen Ausgaben der Werke Heines nicht enthalten sind, hat mich besonders folgende Erklärung des Dichters in dem Buch über Börne aufs Mächtigste bewegt. Dieselbe lautet bei Karpeles: „Nach tiefster Selbstprüfung kann ich mir das Zeugnis geben, dass niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerspruch geraten mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele selbst ist, die beseelende Seele meines Lebens: Ich gehorche fast passiv einer sittlichen Notwendigkeit und mache deshalb keine Ansprüche auf Lorbeerkränze und sonstige Tugendpreise. Ich habe jüngst ein Buch gelesen, worin behauptet wird, es liefe keine Phryne über die Pariser Boulavards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem würdigen Korrespondenzler solche saubere Anekdoten nachgesprochen wurden; ich kann aber dem Verfasser jenes Buches die Versicherung geben, dass ich, selbst in meiner tollsten Jugendzeit, nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeistert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Passion, jene große Passion, die ebenfalls göttlicher Art, weil sie uns von allen selbstsüchtigen Kleingefühlen befreit und die eitlen Güter des Lebens, ja das Leben selbst hüpfen läßt.“

Der Stoff in den mir vorliegenden drei Bänden ist folgendermaßen gruppiert: Band 1 bringt das „Buch der Lieder“, „Uebersetzungen aus Lord Byrons Werken“, „Lyrisches Intermezzo“, „Die Heimkehr“, „Aus der Harzreise“, „Die Nordsee“, „Neue Gedichte“, und „Zeitgedichte“. Band 2 umfasst die „Tragödien“ „Atta Troll“, „Deutschland, ein Wintermärchen“, „Romanzen“ und „Letzte Gedichte“. Der dritte Band bringt die „Reisebilder I und II“.

Dieselbe Objektivität, dieselbe Sachkenntnis, dasselbe liebevolle Vertiefen in das Wesen des Dichters, welches wir von Buchheim rühmten, findet sich auch in allen Einleitungen des Herausgebers. Aus der Fülle derselben mag hier nur folgendes Urteil über die „Reisebilder“ reproduziert werden (Band 3, Seite XVI): „. . . Man kann es wohl begreifen, wie dieser ‚raffinierte Nachtigallensang‘ in jener Zeit der belletristischen Wassersuppen erfrischend wirken musste. Und ebenso kann man den ungemessenen Napoleonkultus Heines begreifen, ohne ihn zu teilen. Man braucht nur an Goethe und Byron zu denken, man braucht sich nur in Erinnerung zu bringen, dass Wilh. Hauffs Novelle: ‚Das Bild des Kaisers‘ ein halbes Jahr vor dem ‚Buch le Grand‘ erschienen ist. . . Aber die Studentenscherze sowohl wie die Dithyramben auf Napoleon und nicht zum Wenigsten die frivolen Witze, durch die Heine vielleicht damals am meisten wirkte, erscheinen uns jetzt als vergängliche und entbehrliche Bestandteile der ‚Reisebilder‘, die auch ohne all' diese Ingredienzen durch die in ihnen lebende poetische Kraft, durch ihren unversiegbaren Humor und nicht zum Mindesten durch die Musik der Sprache — die Heine mit einer bis dahin nicht gekannten Virtuosität, mit einem feinen Sinn für den Aufbau der Perioden, für Hebung und Senkung, für Satz und Gegensatz, für den Eindruck der Kontraste und Anthitesen zu behandeln verstanden — ihre bleibende Bedeutung haben und jederzeit eine starke und eigentümliche Wirkung ausüben werden.“

Schließlich möchte ich noch den Wunsch aussprechen, dass diese kritische Gesammtausgabe baldigst zum Abschluss gelange. Möchte dieselbe im Hause keines Gebildeten fehlen; neben unseren Dichterheroen gehört auch Heinrich Heine ein Platz in jeder Hausbibliothek.

Sprechsaal.

Herr Otto Brahm, der Theaterkritiker der „Nation", widmet in Nr. 38 s. Bl. der Aufführung von Zolas „Therese Raquin" eine eingehende Besprechung, deren Inhalt sich übrigens völlig mit unseren Anschauungen deckt, und schließt mit der Erklärung, dass sich jedem neuen eigenartigen Bühnenwerk gegenüber immer wieder die Kläglichkeit unserer öffentlichen Kritik offenbare. Optime! Es ist recht schön und anerkennenswert von Ihnen, Herr Brahm-Schlenther, dass Sie damit enden, womit wir schon längst begonnen haben, mit der Selbstbefreiung von der Zopfästhetik der Kollegiensäle, mit dem kräftigen Eintreten für eine moderne, auf neuen Grundlagen errichtete Poesie und Kunstlehre. Dann aber haben Sie auch den Mut der Folgerichtigkeit, dann befreien Sie sich auch aus den Fesseln der Halbheit, die noch die Bewegung Ihrer Arme einschnüren! Ist Ihnen die Begeisterung für den gesunden, echten Realismus Herzens- und nicht nur Anempfindungssache, dann lenken Sie aber auch ganz und voll zu uns, dann vereinigen Sie sich mit uns nicht bloß zur Anerkennung für das Fremdländische, sondern zur ernsten, redlichen Arbeit an der unablässigen Fortentwicklung der nationalen Litteratur auf moderner Grundlage wie wir sie üben, zum Kampfe gegen die alte überlebte Herrlichkeit des Pseudoidealismus und die größenwahnsinnige Impotenz des „ältesten" wie des „jüngsten" Deutschland! Dann ändern Sie zunächst gründlich Ihr Verhalten allen ernstgemeinten realistischen Bestrebungen in der deutschen Litteratur gegenüber, und an die Stelle Ihres Systems grundsätzlicher vornhereiniger Abweisung, hochmütigen Ignorierens oder superioren Gönnertums trete aufrichtige, lebhafte kollegiale Teilnahme und Mitarbeiterschaft! Dann erst wird die Welt Ihre große Schwenkung nach links, den Bruch mit Ihren einstmaligen Prinzipien als ernsthaft und aufrichtig nehmen können — bis dahin wird sie ihm stets nur ein Kopfschütteln entgegenbringen. Denn, werter Herr, es kostet in Deutschland wenig, sich für den Ausländer in eine flammende Begeisterung hineinzuträumen, für den gleichstrebenden Landsmann aber nur ablehnende Gleichgültigkeit oder Spott zu haben, und Sie werden mir erlassen, hier auszusprechen, welch hässlichen Verdacht Sie selbst damit, vermutlich ungerechtfertigter Weise, Tür und Tor öffnen. A.

Litterarische Neuigkeiten.

Wie zu erwarten stand, ist die erste gerechte Würdigung der „Englischen Litteraturgeschichte" Karl Bleibtreus (vorläufig allerdings nur des zweiten Bandes derselben) aus der Feder einer wirklichen Autorität hervorgegangen. David Asher beweist in Nr. 23 der „Bl. f. L. U.", dass es möglich sei, mit Gelehrsamkeit einen freien offenen Blick zu verbinden. Begreiflich! Wer selber weiß und kann, würdigt das Wissen und Können des Andern, weil er es begreift. Was kann man also von unsern Tagesskribenten erwarten, die gar nichts wissen und noch weniger können! Was soll man selbst von sonst kenntnisreichen Leuten sagen, die urteilen, das Werk sei eine „interessante Sammlung von Dichterporträts, aber keine Litteraturgeschichte", es „gewähre vielfache Anregung durch geistvolle Gedanken und zahlreiche treffende Schilderungen", aber „größere Konzentrierung und einheitlichere Gestaltung des litterarischen Materials" würden vermisst! Haben die Herren denn gar nie die Methode der modernen Litterarhistorie (bei Taine, Brandes, Carlyle, Scherr, Hettner u. A.) verfolgt? Und grade in der Entwirrung des Materials, der Konzentrierung und einheitlichen Gestaltung der klaren abgerundeten Komposition liegt ein Hauptverdienst des Bleibtreuschen Werkes! — Dasselbe enthält viele Druckfehler und manche Schreib-Flüchtigkeiten. Unter denen von Asher aufgeführten aber beruht die Hälfte auf einem Irrtum des Referenten. Doch in jedem Fall wird die würdige fachgemäße, von vornehm wohlwollender Gesinnung zeugende Besprechung David Ashers von dem Autor mit um so wärmerem Dank entgegengenommen, als die Ritter von der traurigen Press-Gestalt sich gewiss noch in harmlosen Enthüllungen ihrer Unwissenheit, Unreife und Bosheit üben werden. Einer dieser Biedermänner leistete sich kürzlich folgenden Hieb: „In dem Buche sind eine reiche Fülle von Gedichten der englischen Autoren in guten und schlechten Uebertragungen; zu den letzteren gehören auch die **wenigen, von Bleibtreu selbst besorgten.**" Da nun nicht nur in der Vorrede des Gesammtwerkes groß und breit zu lesen **steht, dass alle** Uebersetzungen **von Bleibtreu selbst herrühren** (mit Ausnahme der ganz „wenigen", bei denen der Uebersetzer genannt ist) und sogar überall im Text selbst dies noch außerdem deutlich hervorgehoben wird, — so beging der Referent eine **grobe bewusste Unwahrheit.**

„Das Land der Bajuvaren" in Liedern verherrlicht. Gesammelt und zusammengestellt von Georg von Schulpe. mit einem Vorwort von Dr. Carl Zettel. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Der Herausgeber dieser äußerst interessanten Sammlung hat es verstanden, mit glücklichem Griffe aus dem Schatze deutscher Poesie diejenigen Dichtungen hervorzuheben, welche das schöne Bayernland, seine Fürsten und sein Volk zu verherrlichen geeignet sind. Das Buch wird gewiss in den deutschen Gauen, insbesondere aber in den Heimstätten des lieben, vom Sang verklärten Landes, viel Freunde finden.

„Sphinx", Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage, herausgegeben von Dr. Hübbe-Schleiden in Th. Griebens Verlag (L. Fernau) Leipzig. — Inhalt des Juliheftes: Der Aether als Lösung der mystischen Rätsel. Von Hellenbach. — Geister oder Hallucinationen? Von Eduard von Hartmann. — Medien oder Autosomnambule? Nachschrift des Herausgebers. — Die wissenschaftliche Ansicht vom Zustand nach dem Tode. Von Carl du Prel. — Laitenbergers Gespenster-Beschwörung, nach dem Original mitgeteilt von Johann S. Hanssen. — Erlebnisse übersinnlicher Wahrnehmungen, mitgeteilt von Elise Lieungh-Resif. — Kürzere Bemerkungen: Die rote Kuh von Atzerballigholz. Uebersinnliche Kausalität in einem Spukvorgang vermutet. — Mystische Entwickelung. Aus einem Briefe an Lord Tennyson. — Zwei Fälle von Hellsinnigkeit. Telepathie. — Obersteiners Schrift über Hypnotismus. — Der Hypnotismus wird Mode. — Wie man hexen lernt. — Durvilles mesmerische Schriften. Die Augen der Hexen und Medien. Ein Nachtrag zu Péczelys Augendiagnose. — Zur Begriffsbestimmung des Spiritismus. — Du Prel über Photographien von Phantomen.

„Am Webstule der Zeit". Beiträge zu einer gesunden, vernünftigen und freudigen Lebensauffassung. Von Dr. med. Hermann Klencke. Dresden und Leipzig. Verlag des Universum. Aus der großen Menge unserer modernen zum Teil recht flachen Litteratur hebt der uns aus seinen Abhandlungen im Universum wohlbekannte Verfasser sich weit empor, er versteht es die Tiefe des Gedankens mit anschaulicher, kerniger Sprache zu verbinden, die jeden nur einigermaßen logisch denkenden und folgernden Menschen zum klaren Verständnis von dem, was er will, bringen muss. Es ist kein populäres Werk, insofern es die Gedanken Anderer leicht verständlich machte, wohl aber populär in dem Sinne, dass es die Ergebnisse eigener tiefer Forschung in allgemein verständlicher Form und in Rücksicht auf das praktische Leben und Wohl des Volkes darlegt. — „Werdet körperlich und geistig gesund", das ist der Standpunkt des Autors als Arzt und Menschenfreund, von dem aus auch dieses Werk entstanden ist und angesehen werden muss. Er giebt in seinem Werke das, was unserer Zeit wahrhaft Not tut, eine gesunde, freudige Lebensauffassung. So wird „Am Webstuhle der Zeit" für jeden Gebildeten die Quelle eines wahrhaften Genusses sein.

„Die Anarchisten", eine historische kritische Studie von J. Garin, autorisierte Uebersetzung (Leipzig, Otto Wigand). Eine beachtenswerte Schrift, die recht geeignet ist, einen Jeden von der Thorheit und Leerheit der anarchistischen Ideen zu überzeugen.

„Die Geistestätigkeit der Menschen und die mechanischen Bedingungen der bewussten Empfindungsäußerung, auf Grund einer einheitlichen Weltanschauung." Vorträge von J. G. Vogt. Mit erläuternden Holzschnitten. — Leipzig M. A. Schmidt.

Von Maximilian Schmidts gesammelten Werken liegen uns Band 4, der zum Inhalte „Der Zuggeist", Erzählung aus dem bayrischen Hochgebirge hat und Band 5, welcher ein Kulturbild aus dem bayerisch-böhmischen Waldgebirge „Der Hergottsmantel" bringt, vor. — München, G. D. W. Callway.

Die Geschichte der altevangelischen Gemeinden oder, wie sie gemeinhin genannt werden, der Waldenser ist in den letzten Jahren Gegenstand so lebhafter Forschungen gewesen, dass Ludwig Keller, Köngl. Archivar in Münster, in einem zu Berlin gehaltenen und soeben im Verlage der Königl Hofbuchhandlung von Ernst Siegfried Mittler und Sohn in Berlin erschienenen Vortrage das Ergebniss derselben zusammen gefasst und ein Gesammtbild jener religiösen Gemeinschaft entworfen hat. Der Verfasser weist in diesem Vortrage nach, dass von jeher unter den christlichen Völkern neben den beiden Hauptformen der Kirche, nämlich der katholischen Priesterkirche und der protestantischen Staatskirche, noch eine dritte Grundgestalt, nämlich eine Gemeindekirche, vorhanden gewesen ist, die eine ganz eigenartige und selbstständige Auffassung des Christentums vertreten hat — eine Auffassung welche mit den altchristlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte, ihrer Lehre, ihrem Leben und ihrer Gemeinde-Verfassung in einer auffallenden Weise übereinstimmt. Diese altchristlichen oder altevangelischen Grundsätze haben, wie der Verfasser zeigt, sich in einer Reihe mächtiger und in der Geschichte unter verschiedenen Namen wohlbekannter Parteien fortgepflanzt und einen umfassenden, bisher zu wenig gewürdigten weltgeschichtlichen Einfluss auf die Entwickelung der abendländischen Völker ausgeübt.

Georges Ohnet: „Les Batailles de la Vie: Les Dames de Croix-Mort". 93. Auflage. Paris, Paul Ollendorf. 1886. 3,50 Fr. Der Roman, welchen die beiden Bewohner, Mutter und Tochter, des Schlosses von Croix-Mort zu durchleben haben ist bekannt. Wir wollen gebührend hervorheben, dass der Roman alle Vorzüge der Ohnetschen Romane aufzuweisen hat, als: prächtige Schilderungen jeglicher Art und gewandte Entwickelung der Charaktere. Der Schluss — ja der Schluss — die Klippe Ohnetscher Romane. Er endigt das Werk, aber er ist sehr — sehr gewagt.

„Annales de l'Ecole libre des Sciences politiques". Paris, Felix Alcan. Diese Vierteljahrschrift hat, obgleich erst 1886 gegründet, doch schon eine stattliche Anzahl vortrefflicher und interessanter Arbeiten, auch über Deutschland geliefert. Wir erwähnen von letzteren diejenige von A. Lebon über die deutsche Verfassung und die preußische Vorherrschaft (2. Jahrgang 1887, 1. Heft). Mit den kirchenpolitischen Fragen Deutschlands beschäftigt sich der Vte Henri Bégruën, der im ersten Hefte des ersten Bandes (1886) über das Verhältnis des preußischen Staates zur katholischen Kirche in der Zeit von 1815—1870 schrieb. Das zweite Heft des laufenden zweiten Jahrganges bringt den ersten Abschnitt einer längeren Abhandlung über den „Kulturkampf", dessen Geschichte bis zum Jahre 1887 in klarer und im ganzen objektiver Weise gegeben wird, was um so anerkennenswerter ist, als der Verfasser augenscheinlich gläubiger Katholik ist.

„T. O. Weigels systematisches Verzeichnis der Hauptwerke der deutschen Litteratur aus den Gebieten der Geschichte und Geographie von 1820—1882." Bearbeitet von Dr. E. Fromm. (Leipzig. T. O. Weigel.) Das vorliegende Werk, eine äußerst sorgfältige Arbeit vieler Jahre, umfasst in klarer und übersichtlicher Weise die bemerkenswertesten Erscheinungen aus der Litteratur, die in einer den wissenschaftlichen Zwecken dienenden, wohlversorgten Bibliothek nicht fehlen dürften. Wir können dasselbe aus voller Ueberzeugung einer jeden Bibliothek und ähnlichen Interessenten nur empfehlen, ebenso dürfte es auch für den Buchhandel selbst ein schätzbarer Wegweiser auf diesem Gebiete sein.

„Zur Erklärung der Sprache des Volkes der Scythen", im Anschluss an die über die Sitten und die Sprache dieses Volkes im Geschichtswerke des Herodot gegebenen Mitteilungen zugleich als offener Brief an Herrn Johannes Fress in München bezüglich der von demselben verfassten Schrift, betitelt „Die Scythen-Saken, die Urväter der Germanen" zur Zurückweisung solcher in dieser Schrift dem europäischen Germanentum aufgedrungenen Vaterschaft von Friedrich Sottau. — Berlin, J. A. Stargardt.

„Der Prinz Don Carlos." „Die größte Tat des Kaisers Karl V." Zwei Dramen von Don Diego Ximenez de Enciso aus dem Spanischen in fünffüßigen Jamben übertragen von Adolf Schaeffer. — Leipzig, Otto Wigand.

Aus der polnischen Litteratur.

Die Warschauer Monatsschrift „Athenäum" bringt eine vorzügliche Uebersetzung des ersten Teiles des Goetheschen „Faust" von Ludwig Jenike. Das Versmaß ist dem des Originals treu nachgebildet; auch inhaltlich tritt die Tendenz der wörtlichen Wiedergabe ohne sprachliche Verrenkungen hervor.

Der bereits ins Deutsche übersetzte Roman von Elise Orzeszko „Meir Esofowicz" erscheint in französischer Uebersetzung von Ladislaus Mickiewicz unter dem Titel „Histoire d'un Juif". — Paris.

Der Wiener Gelehrte Dr. Kraus veröffentlicht eine Auswahl polnischer Volkslieder in deutscher Uebersetzung; der Uebersetzer benutzte hauptsächlich die von Kolberg veranstaltete Sammlung.

In London erschien eine Geschichte der slavischen Litteraturen von Gaster; ein bedeutender Teil des Werkes ist der polnischen Litteratur gewidmet.

Erschienene Neuigkeiten.

„Allgemeine Weltgeschichte" von Georg Weber, zweite Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet. 87.—88. Lieferung. Das Zeitalter der unbeschränkten Fürstenmacht im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.)

„Nokomis", Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer wiedererzählt von Karl Knortz. — Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

„Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte von Dr. Alwin Schultz mit circa 300 Textabbildungen und vierzehn Farbendrucktafeln. 13.—14. Lieferung. (Leipzig, G. Freytag.)

„Deutsch-schweizerische Dichter und das moderne Naturgefühl". Zur Feier des hundertjährigen Kultus der Schweizerreisen von Wilhelm Goetz. — Stuttgart und Zürich, Schröter & Meyer.

„Werner und Pauline", ein Waldgruss aus Paulinzelle von Richard Brückner. — Jena, Herm. Pohle.

„Gegen den Strom", Flugschriften einer litterarisch künstlerischen Gesellschaft (Heft 12—15), der Leitfaden der Reklame (12), Moderne Kunstliebhaberei (13), Das Zeitalter der Deutlichkeit (14), Die Korruption im Kleinen (15). — Wien Carl Graeser.

„Die Nordseebäder auf Sylt, Westerland, Marienluft und Wenningstadt". — Verlag der Badedirektion Westerland.

„Italienische Proverbi, Sentenzen, Sprüche raccolti e tradotti di" gesammelt und übersetzt. — Magdeburg, Fabersche Buchdruckerei.

„Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorf", Heft 3—4, „Ludwig Uhland der Dichter und Patriot" von Christian Hönes (3). „Aus der Symbolik des altdeutschen Bauernrechts" von Conrad Thümmel (4). — Hamburg, J. F. Richter.

Ausländische Neuigkeiten.

„L'ancienne et la nouvelle philosophie." Essai sur les lois générales du développement de la philosophie par E. de Roberty. — Paris, Felix Alcan, 108 Boulevard St. Germain.

„Monumenta historicae danicae", historike kildeskrifter og bearbeidelser' af dansk historie isaer fra det 16. Aarhundrede, von Dr. Holger Rordam. — Kopenhagen, G. E. C. Gad, Universitätsbuchhandlung.

„De beteekenis van het folklore voor de godsdienstgeschiedenis." Akademische Preisschrift von L. Knappert. — Amsterdam, D. B. Centen.

„Essai de psychologie générale" von Charles Richet. — Paris, Felix Alcan.

„Francesco II. Re" von Niccola Nisco. — Napoli, Antonio Morano.

„La presenza de nume" racconto di Aragio Grandi. — Milano, Giuseppe Galli.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 29. Leipzig, den 16. Juli. 1887.

Inhalt:

Volksnot und Luxustheater.

In einer äußerst fesselnden und geistvoll geschriebenen Broschüre „Luxustheater und Volksbühne“, welche viele Wahrheiten über den Zustand des modernen Theaters enthält, gelangt Hans Herrig zu der Ueberzeugung, dass das ästhetische Volksbedürfnis nur durch die von ihm geplante Volksbühne, niemals durch das moderne Luxustheater, wie er es im Gegensatz zu jener benennt, befriedigt werden kann. Er kommt darin zu folgenden Schlüssen:

„Eine Reform des modernen deutschen Theaters ist eine Unmöglichkeit. Wie es ist, ist es das Erzeugnis der einmal vorhandenen Bedingungen.

Das Verlangen nach einer Reform des Theaters, wie es immer wieder die Geister in Erregung bringt, ist das Gefühl, dass eine Lücke im Volksleben vorhanden ist, die aber durch dieses stehende Theater seinem Wesen zufolge niemals ausgefüllt werden kann.“

Dieses vorhandene Volksbedürfnis glaubt Hans Herrig eben nur durch die von ihm ins Auge gefasste „Volksbühne“ befriedigen zu können.

Es ist nun nicht meine Absicht die reformatorischen Bestrebungen Herrigs, zu denen er durch die Erfahrungen mit seinem trefflichen Lutherfestspiel, und vielleicht nicht mit Unrecht, gedrängt ist, hier besonders zu beleuchten, wer sich dafür interessiert, der lese eben die geistvolle Broschüre selbst. Soll das Streben Hans Herrigs nichts Anderes bedenten, als wie er in den vorhin citierten Worten selbst ausspricht, nämlich eine Lücke im Volksleben und somit im ästhetischen Volksbedürfnis zu füllen, und, wie auch in der Broschüre seines Freundes Friedrich Schön über das geplante Wormser Volkstheater ausgeführt ist, für kleinere Städte eine Bühne zu schaffen, die mit den geringsten Mitteln möglichst viel zu leisten im Stande ist, so kann solchem Bestreben nur die größte Sympathie entgegengebracht werden. Also nicht diese Frage soll hier beleuchtet werden, ich möchte nur die von Herrig trotz aller scharfsinnig dialektischen Ausführungen eigentlich durch Nichts bewiesene Behauptung etwas näher ins Auge fassen, dass eine Reform des modernen Theaters eine Unmöglichkeit sei, dass es seiner Natur nach nur für das Unterhaltungsbedürfnis geschaffen, und daher niemals im Stande sei, das ästhetische Volksbedürfnis, oder die Volksnot, wie er nach Wagners Vorgang dasselbe definiert, befriedigen zu können.

Lassen wir Hans Herrig einmal selbst das Wort, die Frage zu beantworten: Was ist denn Volksnot?

Er sagt Seite 6: „Der Kreis der Volksbedürfnisse, wie sie fördernd auf eine Nation wirken, lässt sich bezeichnen als die Not ums eigene Dasein als Volksindividualität, um die geschichtliche Existenz.“ Er fährt dann weiter fort:

„Das geschichtliche Leben muss verkümmern, wenn es nicht seinen ästhetischen, künstlerischen Ausdruck findet, und Religion und Philosophie werden für das Volk zu unverstandenen Formeln werden, wenn sie nicht auch in der menschlich-deutlichen Sprache der Kunst zu ihm reden. Umgekehrt aber wird die Kunst zu Grunde gehen, wenn sie einerseits den Zusammenhang mit dem geschichtlichen Leben zerreißt, aufhört national zu sein, und wenn sie

andererseits den Ausblick nach dem Idealen, Metaphysischen verliert."

Ich kann mich dieser Auffassung Herrigs nur ganz und voll anschließen; aber es geht auch daraus hervor, dass nur bei dem Volk von einem wahren, ästhetischen Volksbedürfnis die Rede sein kann, das zum Bewusstsein seiner geschichtlichen Existenz gelangt ist, das eben eine Geschichte seines Ringens und Kämpfens nach solcher Existenz hinter sich hat, und in dem sich darum das Bedürfnis geltend macht, sein Ringen und Streben nun auch künstlerisch gestaltet, in verklärtem Gewande veranschaulicht zu sehen, und so im vollen Bewusstsein seines Nationalgefühls sich an der eigenen Vergangenheit zu erheben und zu beleben.

Also das auf dem Nationalgefühl basierende Bedürfnis nach künstlerischer Veranschaulichung seines Ringens nach geschichtlicher Existenz, das wäre die Volksnot in Bezug auf das Theater. Diese Volksnot aber zu befriedigen bedarf es keiner neuen Bühne, sondern nur der Werke eines Dichters, der, voll und ganz mit seinem Denken und Empfinden im nationalen Leben fußend, gleichsam aus der Volksseele selbst herausdichtet, der Werke schafft, die, aus der Vergangenheit hervorgewachsen, in die Zukunft hineinreichen; denn in dem Dichter, um Herrigs eigene Worte zu gebrauchen, sind jene künstlerischen Bedürfnisse, die unbewusst im Volke schlummern, leibhaft geworden; er weckt sie, indem er sie befriedigt!

Eigentlich empfand jedoch nur Schiller, wie Hans Herrig sehr wahr hervorhebt, das Bedürfnis, nicht nur für die gebildete Gesellschaft sondern für sein Volk zu dichten; aber die Liebe, die ihm entgegengebracht wurde, entsprang doch mehr einer Gemeinschaft der Gesinnungen, nicht dem wahren Volksbedürfnis. Das ist unstreitig richtig; denn das nationale Bewusstsein, auf dem dieses beruht, lag eben zu jener Zeit noch gewissermaßen in den Windeln. Der Geist jener Zeit, den Schiller erfasst hatte, wie kein Anderer, war eben nicht eigentlich national, sondern kosmopolitisch angehaucht, sein Weltbürger Marquis Posa bildet die typische Fignr des Geistes jener Zeit. Das deutsche Volksbewusstsein hat erst Napoleon erweckt, das deutsche Nationalgefühl erstand erst, als es unter Napoleons ehernem Schritt wie ein getretener Wurm sich wand; bis dahin hatte Kosmopolitismus und Partikularismus dafür gesorgt, dass der Deutsche nicht zum Bewusstsein seiner selbst gelangte. Es liegt darum auch eine gewisse Wahrheit in dem Wort Napoleons, dass er nicht begreifen könne, wie sich die Deutschen für ein so antinationales Werk wie den „Tell" begeistern könnten, das doch nur die Losreißung der Schweiz vom deutschen Reich feiere. Er übersah dabei allerdings, dass es wohl nicht deutschnational in dem Sinne ist, wohl aber durch und durch national! Nicht die Losreißung der Schweiz von Deutschland galt es Schiller zu feiern, sondern die Unantastbarkeit der nationalen Eigenart eines Volkes, das, zum vollen Bewusstsein seiner selbst gelangt, aufsteht und wie ein Mann eintritt für seine geschichtliche Existenz. Es war das hohe Lied der patriotischen Begeisterung eines unterdrückten Volkes, das Schiller gleichsam vorahnend für sein eigen Volk gesungen, und es war daher nur ganz folgerichtig, wenn die Begeisterung, die der Deutsche aus dem „Tell" sog, und die Napoleon nicht verstehen konnte, ihre Spitze schließlich gegen ihn selbst richtete; und so hat auch der „Tell" mitgewirkt, die nationale Begeisterung zu schüren, bis das Volk, sich aufraffend, das Joch des Korsen von sich warf.

In dieser Zeit der Wiedergeburt des deutschen Nationalgefühls, des Wiedererwachens des Volksbewusstseins ertönen aber eigentlich auch zuerst die Klänge deutsch-nationaler Poesie, seit dieser Zeit stammt auch eigentlich erst das bewusste Ringen des deutschen Volkes nach Einheit, nach geschichtlicher Existenz! Und nachdem diese nun endlich nach manchem Irren erreicht, nachdem in heißen Kämpfen mit Blut und Eisen ganz Deutschland zu einem Volk zusammengeschweißt ist, beginnt auch das Volk eigentlich erst von dem nun gewonnenen Standpunkt aus die Geschichte seines Kämpfens und Ringens ums eigene Dasein, um seine Volksindividualität, um seine geschichtliche Existenz ganz zu verstehen, fühlt es sich auch im Tiefsten ergriffen, wenn Saiten angeschlagen werden, bei deren Klang ihm sein Ringen und Streben wieder künstlerisch aus der Erinnerung zum Bewusstsein gebracht wird

> Erst ein Achill! dann naht zu seiner Feier
> Von selber ein Homer und schlägt die Leier,

so singt Bieseudahl mit Recht; denn es ist wahrlich kein Zufall, dass erst nach den Perserkriegen die griechische Poesie ihre Blüte erreichte, dass Shakespeare zur Zeit der Elisabeth dichtete, während die Wehen der Kriege der roten und weißeu Rose noch nachzitternd die Gemüter durchbebten, und Camoëns vermochte sein Nationalepos erst zu singen, nachdem Vasko de Gama dem Leben seines Volkes durch seine Entdeckungsfahrten einen neuen Pulsschlag verliehen.

Eine große geschichtliche Vergangenheit, die im Bewusstsein des Volkes lebendig ist, das bildet die Grundlage, auf der die nationale Litteratur, die nationale Kunst sich aufbaut! Darauf beruht auch die litterariche Zukunft Deutschlands, und die Zeichen mehren sich, dass Deutschlands Muse nicht stumm verbleiben wird, das Bedürfnis des Volkes, diese ästhetische Volksnot zu befriedigen. Theaterreformen allein können allerdings nichts helfen, wenn nicht reformatorische Schöpfer erstehen. Aber was ein Volk in seiner tiefsten Seele bewegt hat, das wird es auch packen und fortreißen, wenn ein Dichter sich findet, der die gestaltende Kraft besitzt, es ihm auf der Bühne vorzuführen, ein Werk zu schaffen.

das gleichsam aus der Vergangenheit hervorgewachsen, in die Zukunft hineinragt. Solchem Dichter und solchem Dichtwerk wird es auch stets Verständnis und Begeisterung entgegenbringen. Hierauf allein beruht auch z. B. der großartige Erfolg, den Wildenbruchs „Neues Gebot" am Ostendtheater davongetragen hat, nicht wie von verständnislosen Krittlern hingestellt wurde, auf der Reklame, die durch die Ablehnung am Schauspielhaus und am deutschen Theater dafür gemacht sein sollte; denn der Kampf zwischen Kirche und Staat, aus dem die Maigesetze hervorgingen, war nicht nur, wie so Mancher meint, ein Streit, der künstlich entfacht, eigentlich nur Bedeutung für die Redner des Parlaments hatte, es war ein Kampf, der das Volk in seinem Innersten bewegte, und der darum in künstlerischer Gestaltung auf die Bühne gebracht, seine Wirkung auf das Volk nicht verfehlte. Das „Neue Gebot" ist eben ein durch und durch deutsch-nationales Stück, und hier liegt auch die nach dieser Richtung hin noch gar nicht genug gewürdigte Bedeutung Wildenbruchs, der, wie ich bereits früher an anderer Stelle einmal ausgeführt, mit seinem ganzen Denken und Empfinden so ganz im nationalen Leben wurzelnd, in seinen Dichtungen gleichsam den Wiederhall dessen zum Ausdruck bringt, was das deutsche Volk bei seinem Ringen nach geschichtlicher Existenz in seinem Innersten bewegt hat, was die Volksseele gleichsam in Bewegung versetzte. Dass der von patriotischer Glut durchflammte, kraftvolle „Menonit" nur durch die hypnotische Behandlung der Leitung des „deutschen Theaters" einem Scheintod verfallen ist, steht wohl außer allem Zweifel, doch ich glaube, dass auch nichts weiter dazu gehört, als das „Erwache!" des Hypnotiseurs, um ihn wieder zu vollem Leben zu erwecken. Sollte sich aber ein Berliner Theaterdirektor einmal dazu aufraffen, das, man kann fast sagen im großen Stil geschriebene, Berliner Lokaldrama „Väter und Söhne" aufzuführen, so dürften sich die mit dem „Neuen Gebot" gemachten Erfahrungen leicht wiederholen.*) Unbestreitbar dürfte es sein, dass Wildenbruch zu jenen Dichtern zählt, in denen das erwachte Nationalbewusstsein des deutschen Volkes am deutlichsten und lebendigsten zur Geltung gelangt, da es ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist. Und dass Wildenbruch diesen Weg nicht aus Berechnung, sondern aus eigenstem, innerem Drang, seiner eigenen Natur gemäß, einschlägt, ja einschlagen musste, das ist es, was der patriotischen, nationalen Glut seiner Dichtungen die Weihe der Aechtheit und Wahrheit verleiht, die das Volk auch wirklich berührt und mit fortreißt. Dies ist der Weg, auf dem auch die moderne Bühne vollauf im Stande ist, dem ästhetischen Volksbedürfnis, der Volksnot, Rechnung zu tragen; und dass nach dieser Richtung hin der deutschen Litteratur eine neue Zukunft erblühen wird, scheint mir außer allem Zweifel. Auch mehren sich die Anzeichen, dass diese Ueberzeugung wenigstens unter der jüngeren Generation, den Nachachtundvierzigern, denen ja nun doch einmal die Zukunft gehört, mehr und mehr Platz greift. Das beweisen vor Allem die soeben von Karl Bleibtreu unter dem Titel „Vaterland" erschienenen drei neuen Dramen. Ich kann mich, auch schon des Raumes wegen, hier nicht darauf einlassen, diese hochpoetischen, von echter, dichterischer Schöpferkraft zeugenden Dramen näher zu beleuchten; ich möchte mich darauf beschränken, das Widmungsgedicht des Verfassers hierher zu setzen, das die von mir betonte Tendenz klar ausspricht:

Meinem Vater.

Von Schlacht zu Schlacht des deutschen Adlers Flug
Hast du begleitet auf dem Siegeszug.

Geschichte schrieb uns deine Meisterhand,
Du schufst im Bilde mit der Einheit Band.

Dein ganzes Leben war ein edler Krieg,
Geknüpft an deines Vaterlandes Sieg.

Dein Vaterlandsgefühl war mein Geleit,
Dir sei dies Buch vom Vaterland geweiht!

Will also Hans Herrig mit seinem geplanten Volkstheater, wie er einmal sagte, im Lauf seiner weiteren Ausführungen aber vergessen zu haben scheint, nur eine Lücke im Theaterwesen ausfüllen, so kann man ihm die vollste Sympathie nicht versagen; will er aber der modernen Bühne überhaupt die Fähigkeit bestreiten, dem ästhetischen Volksbedürfnis dienen zu können, und nur eine Rettung darin erblicken, das Theater zu einem Festspielhaus, das Drama zu einem Festspiel, zu einem Gelegenheitsgedicht zu degradieren, so will es fast scheinen, als ob die Volksnot, eine derartige Volksbühne zu besitzen, mehr in der Not Herrigs zu suchen ist, für sein dramatisches Vermögen die entsprechende Bühne sich zu schaffen. Ich will übrigens damit Hans Herrig, den ich sehr hoch schätze, durchaus nicht den Vorwurf eines bewussten Egoismus machen, sondern nur andeuten, wie leicht ein Autor geneigt ist, an Stelle der eigenen Ueberzeugung und eines daraus gefolgerten Bedürfnisses gleich die des Volkes und die Volksnot zu setzen.

Sehr recht hat Hans Herrig aber, dass durch die moderne Bühne diese ästhetische Volksnot so gut wie gar nicht befriedigt wird, dass die Theaterleitungen ihr Repertoir (abgesehen von dem einmal feststehenden klassischen) nur im Hinblick auf das Unterhaltungsbedürfnis der Gesellschaft, ohne jede Berücksichtigung des ästhetischen Volksbedürfnisses zusammenstellen. Hier ist auch

*) Wir stimmen damit ganz überein. Nur möge der geschätzte Verfasser bedenken, dass auch Herrig auf ähnlichen Bahnen wandelt. Der Unterschied liegt hier lediglich in der Form. Uebrigens verwahrt sich Herrig in der Vorrede seines „Columbus" dagegen, dass er das alte Drama ganz abschneiden wolle. Die Herrig'sche Bühne in Worms scheint denn doch von eminent praktischem Wert zu werden. Auch haben die neuerdings erzielten Erfolge seines Lutherfestspiels (in Magdeburg) die Bühnenfähigkeit dieser Gattung wiederum dargetan. D. R.

der Punkt, wo eine Theaterreform von der heilsamsten Wirkung sein könnte.

Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung die soeben von Heinrich Hirsch veröffentlichte Broschüre „Geschäft oder Kunst?“ „Privatdirektion“ oder „städtische Regie?“ Ein Beitrag zur Reform des Mainzer Stadttheaters. Die darin mitgeteilte Sammlung von Ratschlägen und Urteilen der hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiet des Theaters zeigen so recht klar, wohin dasselbe durch die Theatergewerbefreiheit geraten ist, und wie es dringende Aufgabe des Staates resp. der städtischen Gemeinden ist, hier einzugreifen, um das Theater wieder der Privatspekulation zu entreißen, in deren Händen es zu einem bloßen Poesiegeschäft herabgesunken ist. Wenn so ein besserer Geist über die Leitungen der Theater gekommen sein wird, wenn das Geschäft nicht mehr den Angelpunkt bildet, um den sich Alles dreht, sondern das ernste künstlerische Streben wieder zur Hauptsache erhoben ist, dann wird sich auch den Leitern der Bühnen ein besseres Verständnis dafür aufdrängen, worin das ästhetische Volksbedürfnis besteht, und was dem Volke Not tut. Es wird sich aber dann auch zeigen, dass es nicht erst, wie Hans Herrig meint, einer besonderen Volksbühne bedarf, um dem Volksbedürfnis Rechnnng tragen zu können, sondern nur der Werke von Dichtern, die, völlig im nationalen Leben wurzelnd, gleichsam aus der Volksseele selbst herausdichten, es wird sich zeigen, dass bei richtigem Verständnis der Theaterleitungen hierfür auch das moderne Theater vollauf im Stande ist, die ästhetische Volksnot zu befriedigen.

Berlin. Richard von Hartwig.

Der alte Mönch in der Klosterzelle.

Von Dr. Victor Rydberg.

Aus dem Schwedischen im Versmaß des Originals übersetzt von Emil Jonas.

Erst die Lampe putzt der Alte, dann führt er zum Mund den Becher,
Wenn er ist der Schreibkunst Meister, ist er auch bewährt als Zecher;
Mit der Pflicht der Arbeit ward ihm auch des Durstes Not bescheert,
Darum manchen Kodex füllend, hat er manches Glas geleert.

Sieh, jetzt auf dem Pergamente füllt es sich mit schmucken Lettern,
Schöneres an Schwarz und Schnörkel gab es nie auf grauen Blättern,
Und es strahlt in Glück und Freude an so herrlichem Talent
Seine Stirn, die selbst ein altes und vergilbtes Pergament,

Was er schreibend an Gedanken formuliert, macht ihm nicht Schmerzen,
Dass korrekt und schön die Abschrift, das allein liegt ihm am Herzen.
Wenn gelang die Initiale lächelt er und holt sich Kraft
Zu dem „weiter nun im Texte“ aus der milden Trauben Saft.

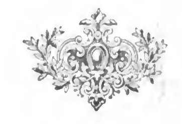
Während er so doppelt eifrig, dass er den Beruf erfülle,
Ist geworden seine Zelle eines edlen Samens Hülle,
Heerd für eine kleine Flamme, die noch schüchtern glimmen mag,
Aber herrlich einst soll bringen für die Welt den Geistestag.

Wenn er wüsste, was er schriebe, seine Feder ohn' Verweilen
Würf' er fort, und „Hilf, Maria!“ in den Beichtstuhl würd' er eilen;
Denn er selbst, des Dogma Sklave, rettet von Vergessenheit
Jenes Wort, das die Gewissen aus des Dogma Bann befreit.

Ja, nicht einsam bist du, Alter, unsichtbar an deiner Seite
Steht ein Bote jenes Gottes, der die Welt der Freiheit weihte;
Er regierte deine Feder, er bestimmte dein Geschick,
Zu erretten Platos Himmel und Perikles Republik.

Trink nur Alter, Kraft und milde Lebensglut ruh'n im Pokale,
Doch mach' fertig, eh' du schlummerst, treu und schmuck die Initiale.
Ueber tausendjähr'gen Abgrund schlägst du still die Brücke hier,
Zwischen Tausend Jahren vor nnd — Tausend Jahren hinter dir.

Das ist des Gedankens Brücke, der die Fesseln einst wird sprengen,
Doch inzwischen soll die Erde tiefe Finsternis bedrängen; —
Aus des Klosters Fensterblende fällt ein Lichtschein nebelhaft,
Ein Symbol von Mittelalters Geistesglanz nnd Wissenschaft.



Französische Litteratur.

IV.

Eine Handvoll Romane.

Die mehr und mehr anwachsende Hochflut von Romanen, die die Autoren zu schreiben und die Verleger zu publizieren nicht müde werden, nötigt mich eine strengere Auswahl eintreten zu lassen und im Nachstehenden dem Leser eine ganze Blumenlese von Neuerscheinungen im bunten Durcheinander vorzuführen.

Da sind zunächst einige Werke, die man der Muße unserer Journalisten zu verdanken hat. Albert Cïur vom „Radical" hatte in seiner „Institution de demoiselles"*) ein Werk geschaffen, das aus einer Reihe von lose aneinander gereihten Szenen besteht und Anspruch darauf erhebt, für ein Pariser Sittengemälde genommen zu werden. In seinem neuesten Roman nun, den „Amours d'un Provincial"**) hat er sowohl das Sujet als auch den Schauplatz der Handlung völlig geändert. Leider zeigt jedoch auch dieses Buch den gleichförmigen Grundton, der schon bei dem Erstgenannten hervortrat und, wenn auch der Stil hier etwas gefeilter erscheint, so ist doch der allgemeine Charakter eher noch matter und farbloser; nur hier und da macht sich mitunter ein wärmeres Kolorit bemerkbar und bringt etwas mehr Leben in dieses lothringische Idyll, das sich im übrigen nirgends über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt. Zudem ist auch die Wahl des Titels eine völlig verfehlte zu nennen und weit entfernt davon, irgendwie gerechtfertigt zu sein: nahe an 200 Seiten von 320 werden darauf verwandt, um den Leser mit den Jugendschicksalen des Helden bekannt zu machen, mit den Kreisen, in denen er sich bewegt und in denen er, wie man erwartet, leben wird, die er aber plötzlich verlässt, um nach Paris zu gehen und sich dort dem Studium zu widmen. Hier nun fesselt ihn einige Monate — und einige Kapitel hindurch eine vorübergehende Liebesleidenschaft, der jedoch völlige Ernüchterung auf dem Fuße folgt, als ihn seine Geliebte schmählich verrät und ihm den Laufpass giebt, ohne dass man übrigens recht den Beweggrund, der sie dabei leitet, erfährt. Vollständig aus der Fassung gebracht flüchtet sich unser Held nun in das ruhige Leben der Provinz und heiratet, durch Schaden klug gemacht, ein junges Mädchen, das seine Jugendgenossin gewesen und das der Leser kaum ein Mal zu Gesicht bekommen hat. Das ist im Großen und Ganzen der Inhalt des Romans, den Cïur André Theuriet zugeeignet hat, eine Widmung, die sich ganz von selbst ergiebt; scheint es doch, dass sich Albert Cïur diesen Dichter, der ein so feines Verständnis für die Poesie der Wiesen und Wälder hat, und der den eigentümlichen Reiz des Landlebens so treu wiederzugeben versteht, zum Vorbild nimmt; nicht minder selbstverständlich ist es allerdings, dass die Nachbildung weit hinter dem Original zurückbleibt.

*) Paris, Albert Savine, 1 vol.
**) Paris, Jules Levy, 1 vol.

Tony Révillon schlägt in seinen „Marquis de Saint-Lys"*) einen satirischen Ton an. Eine so feine, so geistvolle Satire, wie sie uns hier geboten wird, verleiht der Lektüre einen eigenartigen prickelnden Reiz; zudem umgiebt sie sich noch mit einem phantastischen Gewande, das ihr prächtig zu Gesicht steht, die Persiflage kommt dabei auch zu ihrem Recht, kurz das ganze Werk ist eine vollendete Leistung, die in einer äußerst moralischen kleinen Schlussszene ihren Höhepunkt findet. Der Marquis de Saint Lys trifft eines schönen Tages mit dem jungen Vicomte de Montmerle zusammen, der seine Vermittelung in Anspruch genommen hat, um durch ihn in die große Welt eingeführt zu werden. Diese Aufforderung hat zur Folge, dass der Vicomte in kürzester Frist vollständig ruiniert ist. Er kündigt denn auch dem Marquis an, dass er den Entschluss gefasst hat, bei der Kavallerie einzutreten; Saint-Lys ladet ihn ein, mit ihm im Cafe Anglais zu speisen.

„Wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft, so braucht er auch heute wieder eine halbe Stunde dazu, um das Menu des Diners festzustellen.

‚Wenn es Ihnen recht ist, trinken wir uns einen kleinen Spitz an.'

‚Ich bin mit allem einverstanden.'

Gegen 10 Uhr sprach Pierre de Saint-Lys wie ein Vater:

‚Warum, mein guter Sohn, haben Sie den Entschluss gefasst, beim Militär einzutreten? warum heiraten Sie nicht?'

Der kleine Montmerle brach in ein helles Gelächter aus, was nur dazu beitrug den Ernst des Andern zu erhöhen.

‚Sie sind Vicomte, mein Lieber! Kennen Sie die Macht eines Adelsprädikats?'

‚Gewiss. Die Portiers reden uns in der dritten Person an.'

‚Die Portiers und die Lieferanten, lachen Sie nicht! Das will sagen, dass wir uns eines guten Rufes und Kredits erfreuen. Notare, Rechtsanwälte, Aerzte reden uns Herr Graf und Herr Marquis an, statt kurzweg „mein Herr" zu sagen. Der Besitz, das Recht und die Wissenschaft erweisen also dem Adel ihre Hochachtung. Doch gehen wir einen Schritt weiter. Ist es wohl jemals vorgekommen, dass die Akademie, die doch die geistige Elite repräsentiert, es unterlassen hat, einen aus unserer Mitte zu wählen, wenn sie ihre Mitgliederzahl durch die Wahl eines Schriftstellers ergänzt? Und befindet sich nicht die Finanzwelt, die doch die moderne Macht darstellt, stets auf der Jagd nach klingenden Namen, um damit die Verwaltungsräte ihrer Aktiengesellschaften auszuschmücken, wie es dereinst der Kaiser tat, um dem Senat ein hübsches Ansehen zu geben? Ehe-

*) Paris, Jules Levy. 1 vol.

mals verbrannten wir die Juden, heute speisen wir bei ihnen, aber tributpflichtig sind sie uns geblieben. Nennen Sie mir eine einzige Spekulation, bei der nicht zwei oder drei von uns beteiligt gewesen sind!'

Herr de Saint-Lys hielt hier einen Augenblick inne, um den Effekt seiner überzeugenden Ansprache zu genießen. Er fühlte, er war im besten Zuge.

‚Montmerle, ich bin kein großes Kirchenlicht, aber ich habe Verstand genug besessen, um von frühster Jugend an die Allgewalt eines klingenden Namens zu erkennen und mich dieser Macht zu bedienen. Ich fühle eine gewisse Befriedigung, Sie heute getroffen zu haben. Eines Tages, ich mochte damals in Ihrem Alter sein, hielt ich mich auch für verloren. Kein Geld, keinen Kredit, keine Beziehungen! Die Straße und der Hunger! Den Tag darauf verfügte ich über zweimalhunderttausend Franks Rente. Der Bruder meines Vaters, der uns dieses Vermögen hinterließ, hatte zwanzig Jahre vor seinem Tode ein Testament gemacht, in dem wir übergangen waren. Er sagte Jedem, der es hören wollte, dass seine Taufpate, die er für seine natürliche Tochter hielt, zur Universalerbin seines Vermögens eingesetzt sei. Eine Stunde vor seinem Tode fällt sein Blick zufällig auf das Wappenschild derer von Saint-Lys, die Folge davon ist, dass er das alte Testament umstößt und ein neues macht. Der Titel, mein lieber guter Freund, der Titel!!'

‚Der Titel,' wiederholte der kleine Montmerle

‚Wollen Sie die Fortsetzung meiner Geschichte hören? Ich richte mich zu Grunde, eine Heirat macht mich wieder reich. Meine Frau stirbt und ihr Vater ist taktlos genug, von mir die Mitgift zurückzufordern. Ich finde eine zweite Frau, um ihn auszahlen zu können, und wenn die gesetzliche Ehescheidung existierte, würde ich noch eine dritte finden, die noch reicher als die beiden anderen; ich würde das so lange fortsetzen können, so lange es überhaupt einem Marquis möglich ist, eine Frau zur Marquise zu machen. Der Titel, der Titel!! Doch warten Sie, ich kann Ihnen ja einen Fall erzählen, der sich erst letzthin zugetragen hat! Sie haben gewiss auch von der hässlichen Geschichte sprechen hören, es handelte sich um ein Aktienunternehmen, bei dem Schurken Missbrauch mit meinem Namen getrieben hatten. Ich hatte 300000 Francs zu bezahlen. Meine Frau beeilte sich, sie mir zu senden. Warum? Weil sie verhüten wollte, dass mein Name vor Gericht in schlechter Gesellschaft genannt würde. Wie ich schon sagte, der Titel! Meine Frau hasst mich . . .'

Er hielt inne. Vor seinen trunkenen Blicken erschien plötzlich das Bild seiner Frau; sie stand im Ahnensaal und wies, dem Familienwappen gegenüberstehend, auf den in seinem Blute schwimmenden Jean de Saint-Lys.

‚Mein Bruder!' . . . stammelte Pierre . . . Die Untersuchungskommission war damals erschienen, aber Jean hatte auch die Lilien im Wappen angesehen und angegeben, dass er sich selbst getödtet hätte.

Das verschleierte Auge Pierres leuchtete eine Sekunde lang hell auf, dann wurde es wieder stier wie zuvor. Montmerle saß jetzt einem Greise gegenüber, der seine Erinnerungen herlallte. Keine Aufschneidereien, kein aristokratischer Dilettantismus mehr, nichts mehr von der Allmacht des Adelsprädikats, dafür aber Erinnerungen an Kränkungen, an Demütigungen jeder Art, an quälende Gewissensbisse, kurz der ganze Schrecken einer zweifelhaften Existenz, die ihrem Ende entgegengeht . . .

Und Montmerle, der plötzlich ganz nüchtern geworden war, zog das Kavallerieregiment der Ehe vor."

Meiner Meinung nach besitzen wir in den „Marquis de Saint-Lys" ein Werk von hohem Wert, wenn es nicht in seiner Unübertrefflichkeit geradezu den besten Erzeugnissen der ganzen Gattung beigezählt werden muss. Eine rapide, äußerst bewegte Handlung, ein lebhafter, geistsprühender, manchmal etwas paradoxer Stil sind Eigenschaften, schwerwiegend genug, um es vergessen zu lassen, dass der Roman nicht gründlich genug in der Beobachtung und, was die Folge davon ist, in der Zeichnung bestimmter Charaktere allzu konventionell erscheint.

Ein unermesslicher Abstand trennt diesen Roman von der neuesten litterarischen Missetat, die Henri Rochefort in „La Mal'aria"*) verbrochen hat. Eine „Soziale Studie" soll es, wie der Chefredakteur des Intransigeant pomphaft auf dem Titelblatt ankündigt, sein; aber eine Studie ist es eigentlich nur für den Leser, den etwa die Lust anwandeln sollte, zu ergründen, woher denn eigentlich der Verfasser die Berechtigung herleitet, diesen Untertitel zu wählen. Ich will die Geduld des Lesers nicht missbrauchen und verzichte daher darauf, eine Analyse der Odyssee dieses armen Mädchens zu geben, das, in den untersten Schichten der Gesellschaft geboren, in ein öffentliches Freudenhaus eingeschlossen wird und das sich plötzlich, obschon es jeder Erziehung bar ist, als ein Geschöpf mit äußerst feinem seelischen Empfinden und einem reinen keuschen Herzen, als elegante Frau und vollkommene Dame der guten Gesellschaft präsentiert. Diese Unsumme von Tugenden hindern sie jedoch ganz und gar nicht daran, mit der größten Harmlosigkeit von der Welt eine Reihe von Verbrechen zu begehen, auf denen nach dem Strafgesetzbuch die Strafe des Stranges steht, als da sind: Oeffentliche Urkundenfälschung, Unterschiebung von Dokumenten, hässliche Manipulationen, um einen anständigen Menschen, der ihr im Wege ist, „aus der Welt zu schaffen"; schließlich endet sie mit dem Ehebruch. Das Alles ist schlecht erzählt, ungeschickt gruppiert, mit einer Reihe von Figuren verbrämt, deren Charakterzeichnung total verfehlt ist: und hier und da wird die Erzählung von Reflexionen unterbrochen, die in gar keinem organischen Zusammen-

*) Paris, Librairie moderne (Maison Quantin).

ange mit der Handlung stehen. Dazu kommt noch, dass s dem Stil an jeglichem Schwung und Würde gebricht, s ist ein Stil, wie man ihn wohl in einer Zeitung mit n den Kauf nimmt, an dem man aber in einem Werk on längerer Lebensdauer Anstoß nimmt, um so mehr, venn dieses Werk Anspruch darauf macht, eine „soiale Studie" zu sein. Es unterliegt auch keinem Zweifel, dass Presse und Publikum sich mit dieser rmen „Mal' aria" kaum beschäftigt haben würden, venn nicht der Name des Verfassers und die unerörte Reklame des Verlegers das öffentliche Interesse angelockt hätten.

Edouard Cadol, ein alter Veteran des Romans, bietet uns in „Mademoiselle"*) einen „Beirag zur Charakteristik der jungen Französin, die lurch geistige und seelische Eigenschaften gleich usgezeichnet ist". Das Buch ist einem jungen Mädchen gewidmet, „weil sie es lesen kann". Damit hat ler Verfasser klar und deutlich Charakter und Tenlenz seines Werkes bezeichnet; man muss in dem Romane nichts Anderes suchen, als was Cadol hineinzulegen beliebt hat. Mademoiselle befindet sich in einer schiefen Situation, die dadurch herbeigeführt ist, dass ihre Eltern rechtskräftig geschieden sind. Diese schiefe Situation ist unangenehm, recht unangenehm für Mademoiselle, denn sie ist die Ursache, dass sich eine gute Partie, die sie in sicherer Aussicht zu haben glaubte, zu zerschlagen droht; indessen bei Herrn Cadol sind alle Menschen brav und bieder: Männiglich ist gut, männiglich ist von den besten Absichten beseelt und männiglich ist bemüht, sein Bestes zur Lösung des Konfliktes beizutragen. Mademoiselles Eltern söhnen sich denn auch wieder aus, Alle fallen sich um den Hals und Mademoiselle verheiratet sich, Mademoiselle ist glücklich. Der Leser müsste sehr anspruchsvoll genannt werden, der von Cadol noch mehr verlangen würde, aber, wenn er meinen Worten Glauben schenken will, ein Bild des Lebens, wie es wirklich ist, wird er durch derartige Romane nie und nimmer erhalten, zu diesem Ziel führt nur ein auf Erfahrung gegründetes Studium.

„Lydie"**) von Henry Lavedau ist auch ein Roman für junge Mädchen, aber das ist auch das Einzige, was ihm mit dem Vorgenannten gemein ist. „Ein Egoist ist Derjenige, der nicht an mich denkt", hat X. Doudan einmal gesagt. Diese Maxime bildet für Lavedau das Grundthema seiner einfachen Erzählung, die er mit dem ganzen Reichtum seines Stiles verschwenderisch ausstattet. Lydie liebt einen armen Jüngling, während ihr Vater sie einem reichen Manne geben will. Sie widersteht so gut sie eben kann, da ihr aber ihr Vater rund heraus erklärt, dass er das Vermögen seines zukünftigen Schwiegersohnes schlechterdings nicht entbehren kann, um seinem drohenden Ruin vorzubeugen, ist sie naturgemäß gezwungen, zu resignieren. Man sieht, die Handlung an sich ist von gar keinem Belang, das erklärt sich dadurch, dass der Roman ursprünglich für die „Illustration" geschrieben war, einem Journal, das an Prüderie den „Familienblättern" Deutschlands nichts nachgiebt. Man darf also folgerichtig Lavedau nicht nach dieser Novelle, die ihm Schranken auferlegte und die ihm nicht erlaubte, sein ganzes Können zu entfalten, beurteilen, das zeigen uns klar und deutlich die beiden Novellen „Poule" und „Il est l'heure", die mit der oben genannten in dem Bande vereinigt sind und die in gewisser Hinsicht „Lydie" weit überragen. Dann zeigte sich auch Lavedau, der heute noch im jugendlichen Alter steht, bereits in seinem ersten Buche als ein Schriftsteller von unleugbarem Verdienst, der die auf ihn gesetzten Erwartungen zweifellos in naher Zukunft voll und ganz rechtfertigen wird. Ich warte deshalb auch das Erscheinen seines neuen, bereits angekündigten Romanes ab und werde dann ausführlich auf ihn zurückkommen; für heute begnüge ich mich damit, alle die Leser, denen mit einem gut abgefassten, vollausgetragenen und brillant geschriebenen Werk gedient ist, auf Lavedau aufmerksam zu machen.

Im vollständigen Gegensatz zu dem eben besprochenen Buche steht der Roman, den G. Augustin-Thierry jüngsthin unter dem Titel „Marfa"*) erscheinen ließ. Hier zeigt sich uns ein voll ausgereifter Geist, verbunden mit einer Sicherheit der Gestaltung, die auf eine tiefe Bildung und ein ernstes Studium schließen lässt. Marfa ist die Wittwe eines alten russischen Fürsten, Namens Iwan Volkine, der seine Mußestunden der Wissenschaft und dem Nihilismus widmete. Der Greis hatte sich viel mit dem Hypnotismus beschäftigt und hielt sich selbst im Besitz einer geheimnisvollen Macht über einen jungen Mann aus seiner Bekanntschaft, Lucien de Hurcourt, einen frischgebackenen Adeligen und Sohn eines kleinen französischen Friedensrichters. Dieser Lucien ist der Liebhaber Marfas; eine Fahrt in den Steppen Chersons bietet ihm die günstige Gelegenheit, sich des Fürsten zu entledigen, er ergreift den Greis und wirft ihn den den Schlitten verfolgenden Wölfen vor. Aber der Fürst hat Luciens teuflischen Plan vorher erraten; bevor er stürzt ruft er diesem noch die Worte zu: „Du irrst, Du wirst Marfa nicht heiraten, denn am Hochzeitsmorgen wirst Du selbst den Richtern Deines Landes Deine Schuld bekennen. So ist mein Wille!" Und so geschieht es auch. Als der Tag gekommen, wo er mit Marfa vor den Altar treten soll, einige Minuten vor der Trauung, erzählt er seinen Trauzeugen alle Einzelheiten des Verbrechens. Und er und seine Braut entgehen dem rächenden Arm der Gerechtigkeit nur dadurch, dass sie Gift nehmen. Mit den gewöhnlichen Erzeugnissen der Gattung hat der Roman, wie man sieht, wenig gemein. Der Hypnotismus ist eine Frage, die im

*) Paris, Librairie moderne (Maison Quantin).

**) Paris, Librairie moderne (Maison Quantin).

*) Paris, Librairie acad[illegible] Perrin et Cie).

Augenblick erschrecklich aktuell geworden ist und das Buch Augustin-Thierrys wird um so mehr Interesse erregen, als es auch litterarisch eine bedeutende Leistung ist. Der Stil, in dem das Buch geschrieben, ist der Handlung entsprechend in einem düsterernsten Ton gehalten, der Ausdruck zeigt gedrängte Kürze, die Szenerie ist ansprechend gezeichnet und die Charaktere sind logisch entwickelt und mit einigen Strichen scharf umrissen Was nun die Frage der Willensübertragung anbelangt, so hat sich der Autor wohl gehütet, endgültig über eine Sache abzuurteilen, die in ihren Ursachen und Wirkungen noch so dunkel und unergründet ist, er ist besorgt einer Beantwortung aus dem Wege zu gehen und stellt den Leser vor die Eventualität: Entweder hat Lucien dem Hypnotismus gehorcht, oder aber er ist einfach das Opfer einer Halluzination geworden, einer momentanen Sinnesstörung, die auf geistiger Vererbung beruht. Wie dem aber auch sein mag, „Marfa" ist ein Roman von höchstem Reiz, dem ein Ehrenplatz unter den Werken der zeitgenössischen Litteratur zusteht.

Die Ziele, die Theuriet in „L'Affaire Froideville"*), dem neuesten Romane, den er veröffentlichte, verfolgt, sind weniger hoch. Theuriet fühlt sich auf dem Lande wohl, er liebt das ruhige Leben der Provinz oder den bescheidenen Kreis des Bürgertums. Aber in diesem engbegrenzten Raum kann er sich auch auf sich und seine Helden verlassen; hier kennt er sich ganz und gar aus und jeder Schritt, den er tut, zeugt von unbedingter Sicherheit. Dank seinem Talent hat er es denn auch verstanden uns ein liebenswürdiges Idyll in einer Welt hinzuzaubern, die an sich wenig Idyllisches hat: den geheimen Aufbewahrungsraum für alte, vergilbte Papiere in einem Ministerium. Und doch giebt es nichts Frischeres als diese Geschichte, und ich würde mir ein Verbrechen daraus machen, sie durch ein Eingehen auf Einzelheiten zu entblättern. Der ganze Reiz liegt hier in der Art und Weise, wie die Dinge erzählt sind, in der natürlichen Art des Denkens und Empfindens, und wer vermöchte wohl besser als Theuriet selbst das wiederzugeben, was Theuriet geschaffen?

Paris. Louis de Hessem.



Blicke in das Geistesleben der heutigen Polen.

Von Heinrich Nitschmann.

In der Reihe Derjenigen, welche in jüngster Zeit aus einem tätigen, zum Teil bewegten Leben abberufen wurden, gedenken wir zuerst Joseph Ignaz Kraszewskis. Dieser fruchtbarste, vielseitigste und populärste aller polnischen Schriftsteller, der Lope de Vega für den Roman unseres Jahrhunderts, zugleich wissenschaftlich und poetisch höchst produktiv, verschied am 19. März dieses Jahres, 74 Jahre alt, zu Genf, wohin er, bereits sehr leidend, von dem durch ein Erdbeben heimgesuchten San Remo geflüchtet war. Ein Haus im Kanton Waadt, wegen dessen Ankauf er kurz vor seinem Ende unterhandelte, sollte fortan sein Wohnsitz werden. Was er noch an seinem Lebensabende gegen Deutschland unternommen hatte, war durch Buße gesühnt. Alles deckt nun das Grab. Eins aber wird nie vergessen werden: Kraszewski hat viel, wie kein Anderer, für Polens geistige Entwickelung getan, und mit ihm ist ein großer Mann dahingeschieden. Sein letztes, in San Remo entstandenes historisches Werk „Eine Märtyrerin auf dem Throne" 1887, ist ein Lebensbild Maria Leszczyńskas, der Gemahlin Ludwigs XV. In einer Denkschrift (1887) verzeichnete der bedeutende Bibliograph K. Estreicher Kraszewskis sämmtliche Werke alphabetisch und chronologisch. Ein anderer Stern ersten Ranges, der einst als Lyriker in der ukrainischen Dichterschule glänzende Bohdan Zaleski, war ihm vor Jahresfrist vorangegangen. Mickiewicz, mit dem er zuerst in Paris zusammentraf, nannte ihn den größten aller slawischen Dichter. Beide warfen, nachdem sie ihre geistige Freiheit bedingungslos dem in seinen bewegenden Tendenzen noch immer nicht ganz aufgehellten Towiańskischen Mystizismus geopfert hatten, die Leier als ein eiteles Spiel bei Seite. Eine der bedeutsamsten, ziemlich vergessenen Produktionen Zaleskis war übrigens die Uebersetzung serbischer Volkslieder, die mit einer kulturhistorisch wertvollen Einleitung 1855 in Petersburg erschien. Im Januar 1886 gab sich ein anderer Dichter der Ukraine, Michael Czajkowski, mit eigener Hand den Tod. Blieb Zaleski als Kosakophile trotz eines oft in Träumereien verschwimmenden Pathos immer der edle, hochfliegende Dichtergeist, so wurde die Manier, ein zu Polens Wiederaufbau bestimmtes, obwohl gar nicht existierendes politisches Kosakentum zu glorifizieren, bei Czajkowski fast zur Travestie, zu einer grellen Münchhausiade des ci-devant Sadyk-Pascha und Chefs der türkischen Kosakenpulke. Auf die eingehende Würdigung der drei Vorgenannten in meiner „Geschichte der polnischen Litteratur" hinweisend, erwähne ich hier nur Czajkowskis zuletzt erschienener „Legenden", deren Titel dem wenig der Wirklichkeit entsprechenden Inhalt durchaus angemessen erscheint. Er erzählt darin unter Anderem mit szientifischem Ernst, Moltke habe, um die preußische Kavallerie zu verbessern, Eliten aus allen Regimentern als „Ulanen" vereinigt und lediglich mit den unschönen aber dauerhaften Kosakenpferden beritten gemacht, denen Preußen somit seine Siege in Frankreich verdanke!

Die einst durch Malczeski, Zaleski, Czajkowski unter Andere angefachte, heute eine Zeitlang neu entflammte Kosakophilie entbehrt jeder historischen Berechtigung. Wenn schon die Kosaken hin und

*) Bibliothèque Charpentier.

wieder gegen die Tataren gute Dienste leisteten, waren sie doch stets, ähnlich den Condottieri Italiens, gleich bereit, für Freund oder Feind ihre Rosse zu zäumen, je nachdem reichere Beute in Aussicht stand. Mit Raub und Brand suchten ihre aus allerlei Gesindel rekrutierten Flibustierschaaren die Güter der polnischen Edelleute heim, und ihre verheerenden Einfälle in die Grenzländer erweckten der polnischen Republik manche Feinde. Die „Hofkosaken“, zu welchen der ukrainische Adel unseres Jahrhunderts seine Bedienten oder Bauern umzuformen liebte, waren so wenig kriegerisch-romantisch angelegt, wie einst die Kammerhusaren unserer Duodez-Serenissimi.

Im Dezember 1886 starb, 60 Jahre alt, Valerius Kalinka. Er war erst, nachdem er sich bereits als Publizist und Historiker einen Namen erworben hatte, in den geistlichen Stand getreten. Sein Hauptwerk „Der vierjährige Reichstag“, an dem er bis zu seinem Tode arbeitete, blieb zwar unvollendet, es reicht indes bis zum April 1791, mithin bis in die letzten, der Auflösung jener Körperschaft vorhergehenden Tage. Seine Biographie des Generals Chlapowski, 1885, kommt einer Apologie sehr nahe, verrät aber die Meisterhand. Der im biographischen Fach durch seine kritische Befähigung bemerkenswerte Klemenz Kantecki starb am 14. Oktober 1885 im Alter von 34 Jahren. Endlich raffte der Tod am 3. August 1886 Johann Lam hinweg, einen an die besseren englischen Humoristen erinnernden Galizier von mancherlei Wissen und witzsprühender Dialektik, gutmütig aber leichtsinnig, der besonders durch seine sarkastische Sonntags-Chronik seit Jahren in Aller Munde war. Er wünschte sich einst im Scherz folgende Grabschrift:

„Ci-gît — l'homme qui rit! Ou plutôt: Jci dort — l'homme qui rit quoique mort.“

In dem 1885 verstorbenen Anton Zaleski verlor die bildende Kunst einen namhaften Vertreter; zu Warschau 1825 geboren, in Wien und Florenz gebildet, wurde er durch seine Illustrationen zu „Pasek“, Malczeskis „Maria“, zu Mickiewicz und Lenartowicz berühmt.

In der wissenschaftlichen Sphäre zeichnet sich das historische Fach durch eine im öffentlichen Wetteifer fortschreitende Regsamkeit aus. Ragen doch über den schmerzhaften Konflikt zwischen großen Volkserinnerungen und einer verdüsterten Gegenwart die Denkmäler früherer Jahrhunderte wie eine erhabene Elegie in diese hinein. Wenn auch im Laufe des verflossenen Jahres die politische Geschichte Polens — zum Teil in Folge der Kraftabsorbierung durch die periodische Presse — in keinem größeren Werke von Bedeutung behandelt wurde, so ist doch durch die Rechenschaftsberichte gelehrter Gesellschaften und durch Herausgabe wichtiger Quellen wieder mancher Stein zu weiterem Ausbau herbeigetragen worden. Franz Rekosiński veröffentlichte „Rechte und Privilegien Krakaus von 1507 bis 1795“ und einen „Diplomatischen Kodex Kleinpolens (1153—1333)“. Xaver Liske ließ den elften Band seiner „Grod- und Landgerichtsakten“ erscheinen. Der durch seinen nun in den zehnten Jahrgang getretenen, für die Kenntnis der polnischen Gesammtlitteratur unschätzbaren, „Bibliographischen Wegweiser“, sowie durch andere wertvolle Arbeiten hochverdiente Władysław Wislocki gab 1886 aus einem handschriftlichen Kodex der Jagiellonischen Bibliothek ein „Liber diligentiarum facultatis artisticae Universitatis Cracoviensis, pars I“ heraus. Friedrich Wilhelm Altmann publizierte 1887 „Zwei Stammtafeln des Koniecpolskischen Geschlechts“, wozu er mit emsigem Forscherfleiß das in Bibliotheken und Archiven zerstreute Material scharfsinnig sichtete und ordnete.

In die Epoche von 1787—1791 fällt die noch heute sehr verschieden beurteilte politische Tätigkeit Hugo Kollontajs, welcher, nachdem er als Geistlicher und Pädagog eine reiche Wirksamkeit entfaltet hatte, auf dem konstituierenden Reichstage als Vizekanzler an der Verfassung vom 3. Mai im französisch-jakobinischen Sinne mitarbeitete. Seine Parteigenossen pflegten sich zur Vorberatung in seinem Hause zu versammeln, und dieses wurde von den Gegnern „Kollontajs Schmiede“ genannt. Diesen Titel nun trägt eine von Władysław Smoleński (1885) auf zeitgenössische Schriften und Pamphlete basierte interessante Charakterzeichnung dieses fortschrittlichen Reformators und seiner, der Mehrzahl nach gleich ihm dem geistlichen Stande angehörenden Freunde. Kasimir Jarochowski geleitet uns in dem Buche „Aus sächsischen Zeiten“, 1886, mit künstlerischem Geschick durch den Zeitabschnitt vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis 1734. In dieses Jahr fällt die Belagerung von Danzig, wohin der 1733 wiedergewählte Stanisław Leszczyński, dieser edelmütige aber nervenschwache und energielose Schattenkönig geflüchtet war. Die Belagerung mit ihren Schrecken erinnert an die von Zaragoza 1809, alle Einwohner wurden zu Kriegern und Helden, und es gereicht ihnen zur Ehre, dass sie für den sich ihnen anvertrauenden König mit Ausdauer Alles aufs Spiel setzten. Dieser lag, während Danzigs Bürger im blutigen Kampfe mit den Russen stritten und die Bomben zerstörend in die Stadt schlugen, in seinem Gemach betend auf den Knien. Die Uebermacht siegte zuletzt, Leszczyński entkam glücklich aus der Stadt, welche dann unter sehr harten Bedingungen kapitulierte und August III. anerkannte. Polen, bemerkt Jarochowski, hatte leider nichts für den König seiner Wahl getan und diese Gelegenheit, sich eine selbständige Stellung zu sichern, vorübergehen lassen.

Zu einer „Geschichte der Reformation in Polen“, Band II, 1886, hat Julius Bukowski sorgfältig alte

Quellen studiert, er beherrscht seinen Gegenstand mit großer Einsicht, bleibt indes dem guten Vorsatze der Unparteilichkeit keineswegs treu. Der Verfasser einer umfangreichen preisgekrönten Geschichte der „Zehnten der polnischen Kirche“, 1887, Witold Bartoszewicz, tritt in einem Buche über „Das Duell etc.“ als begeisterter Lobredner dieses bei allem Utilitarismus der Jetztzeit immer noch mehr oder weniger notwendigen idealisierten Mordes auf und lehrt uns mit peinlicher Genauigkeit die Vorgänge bei verschiedenen solcher Ehrenhändel kennen. Die katechetische Einkleidung wählte E. S. Świeżawski zu seinen „Gesprächen über Geschichte“, 1886. Abgesehen von einer oft einseitigen Auffassung tut die Polyzetese mit ihren unmotivierten Unterbrechungen der Würde des übrigens von historischem Sinn zeugenden Werkes Eintrag. Kurze Kapiteltitel in Macaulays Weise wären hier vorzuziehen gewesen. In der, 1886 in zweiter Auflage erschienenen leicht fasslichen und anziehenden „Geschichte der alten Zeit“ von Thaddäus Korzon handelte es sich weniger um das Was als um das Wie, das heißt die Form, in welcher längst Feststehendes der lernenden Jugend vorzutragen ist; es waren jedoch auch die Ergebnisse der neuesten Forschungen zu berücksichtigen. Korzon hat dazu gute Studien gemacht. Von seiner „Inneren Geschichte Polens unter Stanislaw August“ wurde 1886 der vierte und letzte Band ausgegeben, welcher die Ereignisse von 1764 bis 1794 zum Inhalt hat; zugegeben ist eine Beschreibung der Schlacht bei Maciejowice.

Ehemalige Schüler des bedeutenden Geschichtsforschers Xaver Liske in Lemberg, großenteils selbst bereits Dozenten und Doktoren, traten dort 1886 zu einer „Historischen Gesellschaft“ zusammen, Liske wurde zum lebenslänglichen Präsidenten erwählt und eine „Historische Vierteljahrsschrift“ mit Abhandlungen und kritischen Beurteilungen gegründet, von der 1887 bereits zwei Hefte erschienen sind. Der Lemberger Verein von Lehrern höherer Schulen besitzt in der Monatsschrift „Das Museum“ ein Organ, welches pädagogisch-didaktische Dissertationen, Schulangelegenheiten, insoweit sie den Landtag beschäftigten, Schulbücher und Gymnasialprogramme bespricht und Protokolle des Landesschulrats, Personalia etc. mitteilt. In Galizien erfreuen sich die höheren und mittleren Schulen schon seit längerer Zeit zahlreicher Stipendien und größerer Fürsorge als die eigentlichen Volksschulen, für die Bildung der niederen Klassen geschah nur wenig. In den letzten Jahren hat sich indes ein, wenn auch noch geringer Umschwung zum Bessern angebahnt, und die Zahl der guten Bücher und periodischen Schriften für das Volk in polnischer und ruthenischer Sprache ist im Wachsen begriffen.

In der Blütezeit der Wilnaer Universität hatte sich unter den Zöglingen derselben eine Gemeinschaft gebildet, welche sich durch Fleiß, Reinheit der Sitten und Enthaltsamkeit auszeichnete. Thomas Zan, Mickiewicz und viele andere später zu reicher Entfaltung gelangte Geister gehörten dieser Verbindung der „Philareten“ an. Heute nun hat sich dieser Jugendbund an der Krakauer Universität erneuert, und das neunzig Bogen starke „Philaretische Jahrbuch“, 1886, zeugt von ernstem wissenschaftlichem Streben. Der Verein ist entschlossen, allen Anfeindungen gegenüber, gemäß dem Ausspruch der Antigone: *Οὔτοι συνέχθειν ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν*, Hass durch Liebe zu bekämpfen. Das Buch enthält viele Erstlinge wissenschaftlicher und poetischer Produktion, in deren manchen eine recht versprechende Begabung zu Tage tritt. Mehrere Artikel sind auch in Separatabdrücken erschienen — eine besonders in Galizien beliebte Art der Büchererzeugung.

Eine neue Litteraturgattung ist in dem encyklopädischen Kalender „Ruch“, 1887, kreiert worden. Herausgegeben von der im liberalen Sinne geschickt geleiteten Warschauer „Wöchentlichen Umschau“, bietet der Kalender alphabetisch geordnet eine Fülle politischen, kirchlichen, pädagogischen, biographischen, medizinischen, juristischen und merkantilen Stoffes; das Vorwort verheißt für das kommende Jahr noch eine größere Vollständigkeit. Das Streben, verdiente Männer dem Bewusstsein des Volkes wieder nahe zu bringen, tritt in Litteratur und Tagespresse mehr und mehr hervor. Viele Federn setzte zunächst die Säkularfeier von Stephan Batorys Tode in Bewegung. In der sich stets auf gleicher Höhe erhaltenden Plebańskischen „Warschauer Bibliothek“ teilte Theophil Ziemba neu ermittelte Fakta aus Mickiewicz' Reisen in Italien, Deutschland etc. mit. Diese Zeitschrift hat jüngst einen Preis für die beste „Geschichte der polnischen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts“ ausgeschrieben; es steht zu hoffen, dass die Preisrichter sich einen freien Blick über die Schranken religiöser Parteiung hinweg bewahren werden. Im Petersburger „Kraj“, einer gediegenen und vielseitigen, von Erasmus Pilz redigierten polnischen Wochenschrift, weist Joseph Tretiak den Einfluss Trembeckis auf den Stil, die kräftige und plastische Diktion Mickiewicz' nach. Die nämliche Zeitung brachte eine interessante Episode „Adam und Bohdan“ (Mickiewicz und Zaleski) Auch ein Artikel der konservativen, mit Umsicht und Würde von J. Mycielski geleiteten Krakauer „Polnischen Revue“ stellt Mickiewicz seinem Vorgänger Trembecki gegenüber. Auf den allmählich zu einer Bibliothek angewachsenen Monographien über den Dichterheroen, sowie auf eigenen Forschungen fußend, schuf Peter Chmielowski sein umfassendes Lebensbild „Adam Mickiewicz“, 1886.

Das Konterfei, welches Trzycieski († 1584) und Wereszczyński († 1599) von dem ihnen persönlich bekannten Rej von Nagłowice hinterlassen haben, ist durch neuere Untersuchungen wesentlich modifiziert worden: wir lernen diesen Patriarchen der nationalpolnischen Litteratur nicht bloß als einen in die

Welt hineinlebenden Phago, sondern auch als tüchtigen Staatsbürger und Reichstagsabgeordneten kennen. Viktor Czajewski veröffentlichte 1885 einen umgearbeiteten Teil seines früheren hierauf bezüglichen Werkes. Von dem Leben und Wirken Grillparzers, dieses nachklassischen Dichtermärtyrers, entwarf Albert Zipper ein abgerundetes, von eingehendem Studium zeugendes Bild (Lemberg 1886).

Bedeutende Zeitschriften, deren Namhaftmachung hier zu weit führen würde, füllen sich mehr und mehr mit Artikeln, welche geeignet sind, Kenntnisse zu verbreiten. Stellen nun zwar die politischen Verschiedenheiten und andere Gegensätze dem fortschreitenden Bildungsprozess manche Hindernisse entgegen, so wehrt doch das ernste und vielseitige Streben hervorragender Talente dem Verfall. Es ist wahr, die polnische Litteratur nimmt viele wissenschaftliche, namentlich philosophische Werke des Auslandes durch Uebersetzungen in sich auf, wie Lewes „Geschichte der Philosophie“ (1887), Wundts „Logik und psychologische Studien“, des Neu-Kantianers Albert Lange „Geschichte des Materialismus“, aber man darf nicht übersehen, dass polnische Gelehrte mehrfach auch an deutschen, französischen und russischen Spezialwerken und Zeitschriften mitarbeiten. Von M. Straszewskis „Geschichte der Philosophie im Umrisse“ wurde soeben die erste Lieferung ausgegeben. Heinrich Struve in Warschau, einer der namhaftesten Vertreter des idealen Realismus, entwickelt im ersten Teil seiner „Aesthetik der Farben“, 1886, den Schönheitsbegriff, im zweiten die Physik und Physiologie derselben. Der Autor teilt, abweichend von den heutigen Physikern, die Hauptfarben in fundamentale (rot, gelb, blau) und in gemischte oder abgeleitete (orange, grün, violett). In der Broschüre „Die Bekenntnislosigkeit“, 1886, entwirft Dębicki zunächst ein allgemeines Bild von dem Stande der modernen Naturphilosophie, welche nicht gegen einzelne religiöse Dogmen, sondern gegen die Gottes- und Unsterblichkeits-Idee ankämpft. Er weist dann nach, dass gerade die Fahnenträger des Materialismus: Häckel (Luftschlösser!), Herbert Spencer (Vernunft ein Vorurteil!), James Sully (de omnibus dubitandum!) Du Bois Reymond (ignoramus, ignorabimus!) und der schließlich bekehrte Stuart Mill mehr oder weniger nur *vorgeben*, an die eigene Unfehlbarkeit zu glauben. Viel Wahres liegt zwar in Dębickis Deduktionen, welche auf eine Verherrlichung der Kirche hinzielen; aber in Ausdrücken wie „freimaurerisch-jüdisch-materialistische Phantasien“ und ähnlichen spricht sich doch die Hinneigung zu einer mehr einseitigen Polemik aus. Der Professor der Rechtsphilosophie und des Völkerrechts Franz Kasparek in Krakau vermehrte 1885 die Reihe seiner gehaltvollen Schriften durch eine Dissertation über „Die Vertretung der Minorität in den Volksrepräsentationen“ und durch die Broschüre „Vom Staatsrate und seiner Bedeutung in der konstitutionellen Monarchie“, in welcher sich viele von tiefgehendster Kenntnis zeugende Bemerkungen über Organisation, Machtsphäre und Aufgaben des Staatsrats in den verschiedenen europäischen Ländern nebst Vorschlägen zu Verbesserungen finden.

Wie immer leuchtet die Krakauer Akademie der Wissenschaften auf den Pfaden der Forschung voran. In den fortlaufend von ihr herausgegebenen, leider in Polen zu wenig verbreiteten Abhandlungen und Sitzungsberichten begegnen wir wertvollen Spezialarbeiten, so in den letzterschienenen Bänden, welche Mathematik, Naturkunde, Physiographie und historisch-philosophische Wissenschaften umfassen. In der letzten Abteilung treten die linguistischen Untersuchungen, besonders über die verschiedenen polnischen Mundarten, in den Vordergrund. Johann Łoś schrieb über den Opocznoer Dialekt, Johann Hanusz über das Litauisch-slawische im Verhältnis zur indoeuropäischen Ursprache. Dieser Gelehrte unterwirft in seiner „Revue der neuesten linguistischen Arbeiten“ deutsche Werke wie „Curtius kritische Ausführungen“, Techmers Zeitschrift, Biskupskis kassubische Dialektologie etc. einer sachgemäßen Beurteilung. Außer dem Letztgenannten hat auch Poblicki durch sein Lexikon des Kassubischen diese im Danziger Landbezirk gebräuchliche Sprachabart wissenschaftlich zu fixieren gesucht. Unter Hanusz' 1886 und 1887 erschienenen Schriften beanspruchen noch seine Beleuchtungen der Sprache der polnischen Armenier Interesse. Asiatische Armenier flohen im vierzehnten Jahrhundert vor dem Schwerte der Moslemin nach Ruthenien, wo sie vor Ausbreitung der Juden in Polen das Handesmonopol besaßen. Noch jetzt finden sich Nachkommen derselben in Podolien und Galizien. Einen Beitrag zur Sprachgeschichte lieferte der bewährte Philologe Nehring in seinen „Altpolnischen Sprachdenkmälern“, 1887. Als Autorität in der anthropologischen Kulturlehre vollendete Oskar Kolberg 1886 die neunzehnte Serie des Riesenwerks „Das Volk und seine Sitten, Lebensweise, Sprache, Ueberlieferungen, Musik, Tänze etc.“

Das ehemalige Masovien ist der Hauptsitz des niederen polnischen Adels, der zwar aus alten Geschlechtern stammt und einst fast die ganze masovische Geistlichkeit, Advokaten und Professoren aus seiner Mitte hervorgehen sah, aber durch Familienteilungen und frühere Misswirtschaft allmählig so heruntergekommen war, dass ihm kaum eine Erinnerung an seine Privilegien und Wappen blieb. In einer ethnographisch-sozialen Studie über den „Kleinen Adel im Königreich Polen“, 1886, führt Władysław Smoleński den Nachweis, dass heute aus den einsichtsvollen Schichten dieses Standes heraus entschiedene Versuche zur materiellen und geistigen Hebung gemacht werden. — Die Landeskunde wird durch das „Geographische Lexikon des Königreichs Polen und der anderen slawischen Länder“, welches jetzt bis zum 87. Heft (Pińczów-Plathe) gediehen ist, außerordent-

lich gefördert. Aber auch die weite Ferne findet in Original-Reiseberichten etc. mehr Berücksichtigung als bisher. Der in Deutschland vielgeschmähte Rogoziński beschrieb seine von Havre angetretene Seefahrt längs der Küste von Westafrika 1882—83 behufs Anlegung einer Station auf der Insel Mandoleh. Ein Bericht über seine Binnenexpedition durch das gelobte Land Kamerun soll nachfolgen. Unterhaltende Wanderbilder in engem Rahmen liegen uns in Stanislaw Belzas „Jenseits der Apenninen", 1886, vor. Belza, der seine Bekanntschaft mit den Zuständen der ausonischen Halbinsel gleichzeitig durch eine „Vergleichung des neuen italienischen Konkursgesetzes mit dem noch im Königreich Polen gültigen französischen Handelskodex von 1807" betätigt hat, stattete seine vorerwähnten Reiseskizzen mit treffenden Reflexionen im Geiste Yoricks aus. Bei Wien besucht er den Kahlenberg und findet dort statt eines Marmormonuments Sobieskis nur eine unscheinbare, des Polenhelden kurz gedenkende Tafel in der Kirche. Im Pantheon zu Rom erregt es sein Staunen, dass dort „il Re galantuomo" beigesetzt ist. Neapel, Capris blaues Wunder, Pompeji, dieser „ungeheure Kirchhof", werden aufgesucht und dann „der Schritt vom Opfer zum Henker", dem Vesuv, unternommen. Joseph Siemiradzkis Erinnerungen an seine Reise nach dem südlichen Ecuador: „Von Warschau zum Aequator", 1886, stellen sich zwar nicht als Resultate tiefgehender Forschung dar, aber sie gewähren durch ihre Mannigfaltigkeit und eine fließende, wenn auch mehr feuilletonistische Vortragsweise, zumal in dem Martinique gewidmeten Abschnitt, eine anregende Lektüre.

(Schluss folgt.)



Eine philologische Antikritik.

Von C. Abel.

Dem von mir gefundenen prinzipiellen Auftreten entgegengesetzter Bedeutungen in demselben Wort widmete der eben verstorbene Professor Pott eine Schrift, welche Herr Professor Erman in der „Deutschen Litteratur-Zeitung" kürzlich angezeigt hat.

Herrn Professor Ermans Anzeige verwarf meine ägyptischen Etymologien summarisch und stellte Professor Pott als irregeleitet dar. Begründet wurde diese Doppelkritik mit der Aeußerung, dass das Aegyptische, wären die ihm von mir entnommenen Belege richtig, eine „wahrhaft ungeheuerliche Sprache sein würde". Andere Gründe und Details wurden außer der Angabe, dass der oberwähnte Gegensinn „scheinbar" sei, und dass die von mir angeführten Hieroglyphenworte „der trüben Quelle der heutigen ägyptischen Wörterbücher entnommen wären, welche ebenso viel Falsches wie Richtiges enthielten", keine gegeben.

Um im Interesse der ägyptischen Etymologie diese Aussprüche durch eine sachliche Diskussion zu ersetzen, unternahm ich, die in Betracht kommenden, von Herrn Professor Erman unberührten Fragen in der folgenden Entgegnung zu präzisieren:

„Sechs Fragen an Herrn Professor A. Erman.

1. Wie vieler und welcher hieroglyphischen und koptischen Worte Uebersetzung wird bestritten in dem „Mannigfaltiger Lautwuchs aus derselben Wurzel" überschriebenen Kapitel meiner „Einleitung in ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch" (S. 298—321), einem Kapitel, welches die wesentlichen Ergebnisse meiner ägyptischen Etymologie exemplifizierend, eine sachlich ziemlich umfassende und verhältnismäßig kurze Uebersicht des Ganzen bietet?

2. Wie viele und welche Lautwechsel in der genannten Uebersicht werden bestritten?

3. Wird der Lautwuchs in der genannten Uebersicht bestritten? In wie vielen und welchen Fällen?

4. Wird der Gegenlaut in der genannten Uebersicht bestritten? In wie vielen und welchen Fällen?

5. Wird der Gegensinn in der genannten Uebersicht bestritten? In wie vielen und welchen Fällen?

6. Wird die Ableitung und Verbindung von Bedeutungen in der genannten Uebersicht bestritten? In wie vielen und welchen Fällen?

Eine Fachzeitschrift, welcher ich diese Entgegnung zusendete, glaubte sie nicht veröffentlichen zu sollen, weil „die Deutsche Litteratur-Zeitung moralisch verpflichtet sei, dieselbe aufzunehmen".

Die Entgegnung ging darauf am 30. Juni an die „Deutsche Litteratur-Zeitung". Antwortlich empfing ich am 4. Juli von ihrem Herausgeber Herrn Dr. A. Fresenius das folgende Schreiben:

„Ew. Hochwohlgeboren

bedauere ich auf Ihr geschätztes Schreiben vom 30. Juni erwidern zu müssen, dass ich nicht in der Lage bin die mir übersendeten ‚Sechs Fragen an Herrn Professor A. Erman' in die „Deutsche Litteratur-Zeitung" aufzunehmen, weil ich mich dadurch mit dem bereits in Nr. 7 des Jahrgangs 1881 durch öffentliche Erklärung festgestellten Grundsatz der „Deutschen Litteratur-Zeitung" in Widerspruch setzen würde, Entgegnungen nur dann aufzunehmen, wenn dieselben tatsächliche Berichtigungen in knappster Form enthalten.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Dr. August Fresenius."

Auf dieses Schreiben ist die Erwiderung, dass tatsächliche Berichtigungen sich nur gegen tatsächliche Anführungen richten lassen. Um diese tatsächlichen Anführungen anstatt der beliebten, von Gründen ununterstützten summarischen Verwerfung zu erlangen, hatte ich Herrn Dr. Fresenius meine „Sechs Fragen an Herrn Prof. Erman" überreicht; sie ablehnen weil sie nichts Tatsächliches enthalten, heißt

die Unterlassung, welche Herrn Professor Erman's Anzeige innewohnt, der Aufforderung, diese Unterlassung gutzumachen, zuschreiben.

Nachdem die von mir angeregte eingehende Erörterung an Stelle des Angriffs somit unmöglich geworden ist, erübrigt es den äußerlichen Sachverhalt in einigen Worten darzulegen.

Die heutigen hieroglyphischen Wörterbücher sollen soviel Falsches wie Wahres enthalten und Studien, die auf sie gegründet sind, wertlos machen. Ich darf es den Verfassern dieser Wörterbücher und Glossarien, resp. ihren geistigen und litterarischen Erben, ich darf es den Uebersetzern der Texte, den Archäologen und Geschichtsschreibern überlassen, sich mit Herrn Professor Erman über die ganze Tragweite seiner die gesammte Aegyptologie angreifenden Behauptung auseinanderzusetzen. Hier genügt die Tatsache, dass während Herr Professor Erman, der die Hälfte aller lexikographischen Arbeiten streicht, keine eigenen lexikographischen Bücher veröffentlicht und in dem einzigen, die Hieroglyphik betreffenden Buch, welches seinen Namen trägt, keine neuen Uebersetzungen vorgeschlagen hat, das gesammte Textlesen (das seinige eingeschlossen) seit längerer Zeit wesentlich auf die Wörterbücher, Glossarien und Versionen von Bunsen-Birch, Goodwin, Chabas, Maspero, Révillout, Pleyte, Wiedemann, Lincke, Dümichen, Pierret u. a., besonders aber auf die zahlreichen bedeutenden Schriften Brugsch's gegründet ist, deren hohes Verdienst durch seine Nachfolger nicht gemindert, wenn auch ihr Inhalt teilweis durch den natürlichen Fortschritt der Entzifferung affiziert wird.

Soweit über die halbe Vernichtung der hieroglyphischen Wörterbücher, Glossarien und Versionen durch Herrn Professor Erman. Indessen es giebt allerdings zweifelhafte Worte und ich soll sie, nach Herrn Professor Erman, zahlreich genug gebraucht haben, um dadurch den Wert meiner Etymologien hinfällig zu machen. Antwortlich habe ich es zunächst zu rügen, dass Herr Professor Erman diese Aeußerung zu tun vermochte, ohne den Leser davon zu unterrichten, dass ich von der Existenz dieser zweifelhaften Worte und dem Grade, in welchem sie die ägyptische Etymologie beeinflussen, sowohl in meiner „Einleitung“ u. s. w., als in der „Berliner Philologischen Wochenschrift“ 1887 Nr. 23 gehandelt, und damit seine Einwürfe vorweg entkräftet habe, es sei denn, dass er meine Tatsachen entkräften will und kann. Sodann habe ich Herrn Professor Erman den in gedachter Rüge enthaltenen ernsten Vorwurf noch schwerer zu wiederholen, weil er verschwiegen hat, dass die größere Hälfte aller von mir etymologisierten Worte überhaupt nicht hieroglyphische, sondern koptische d. h. völlig bedeutungssichere sind, und dass ich auch mit ihnen allein meine Laut- und Sinngesetze begründen zu können behauptet habe. Zum dritten möge der Leser, ob meine eigenen sechs Detailfragen an Herrn Professor Erman nicht zur Beantwortung gelangten, die mir von ihm zugeschriebene Verwendung zahlreicher irriger Hieroglyphenworte und demgemäße Aufstellung unrichtiger Theorien an Aeußerungen messen, die ein berühmter älterer Meister des Fachs kürzlich über denselben Gegenstand getan. In einer Anzeige meiner „Einleitung“ sagte neulich Herr Professor Maspero in Paris: „So große Vorsicht er in ihrer Auswahl angewendet, Dr. Abel hat die ägyptischen Worte, zumal die nach Brugsch übersetzten, nicht immer auf ihren wirklichen Wert geschätzt . . . . . Unsere Wissenschaft ist allerdings noch nicht ganz ausgestaltet; sie wächst, festigt und berichtigt sich jeden Tag und die Wahrheit von heut und gestern ist häufig nicht mehr die Wahrheit von morgen. Unter diesen Umständen ist sie voller Schlingen und Fallstricke, die Dr. Abel, obschon sein Gebiet ein weiteres ist, indess in der Tat in erstaunlichem Grade zu vermeiden gewusst hat . . . . . . Es ist nicht das erste Mal, dass man die Ergebnisse der Hieroglyphenentzifferung für das Studium der allgemeinen Sprachwissenschaft und die Ergründung ihrer Gesetze mitwirkend zu verwerten gesucht hat; aber es ist allerdings das erste Mal, dass es so eingehend und mit so tatsächlichem Erfolg geschehen ist. Wie weit die umfassenden Konklusionen des Herrn Abel den Semitisten und Indoeuropäisten annehmbar sind, haben diese selbst zu entscheiden; was das Aegyptische betrifft, so hat Herr Abel der Wissenschaft unzweifelhaft einen wahrhaften Dienst geleistet und in seiner Arbeit ein Werk vollendet, welches wenige Aegyptologen die Ausdauer gehabt hätten, ich will nicht sagen zu Ende zu führen, sondern auch nur zu beginnen. Die Bildungs- und Ableitungsgesetze der ägyptischen Wurzeln werden durch eine Fülle erweisender Beispiele festgestellt, welche nichts zu wünschen übrig lässt. Desgleichen werden die Wurzelbedeutungen durch alle Nüancen hindurch, denen sie diesen Gesetzen gemäß unterliegen, mit einem seltenen Scharfsinn verfolgt. Indem Herr Abel seine Einleitung in ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch für das gesammte philologische Publikum schrieb, hat er für die Aegyptologen insbesondere das fast vollständige Gerüst eines Lexikons der ägyptischen Wurzeln und ihrer Umgestaltungen aufgebaut.“ Im Anschluss woran ich in der „Berliner Philologischen Wochenschrift“ 1887, Nr. 23 schrieb: „Was die Bedeutungssicherheit des hieroglyphischen Lexikons betrifft, so ist sie in Bezug auf eine größere Anzahl von Worten noch gering, und wird es trotz des scharfsinnigen Fleißes, der ihre Entzifferung anhaltend fördert, in Bezug auf nicht wenige wahrscheinlich bleiben. Daneben ist der wesentlichste Teil des Wörterbuchs indes bereits völlig bedeutungssicher. Von koptischen und bilinguen Hülfsmitteln nicht zu reden, sind, allgemein gesprochen, die Bedeutungen der meisten Verba und Adjektiva sicher, insofern sie teils durch die erklärenden Vignetten, teils durch die aktive, im Satzzu-

sammenhang hervortretende Natur ihres Sinnes leicht verstanden zu werden pflegen. Sicher sind danach ebenfalls diejenigen Substantiva, deren Appellativcharakter deutlich genug erhalten ist, um sie auf die Tätigkeits- und Eigenschaftsbegriffe entzifferter Verben und Adjektiven beziehen zu können. Diejenigen zahlreichen Substantiven dagegen, deren Ableitung unsicher, deren Erklärung durch Klassenbilder allzu vag und allgemein ist, haben sich für ihre Entzifferung wesentlich auf den Zusammenhang zu stützen, der der Natur der Sache nach nicht immer ausreichen kann. Zumal Spezialbezeichnungen von Dingen und abstrakte Ausdrücke leiden unter dieser Schwierigkeit. Abgesehen von den ersten zwei Beispielbogen, welche die häufigsten Lautwechsel enthalten, und demnach eine freiere Behandlung gestatteten, wurde in meiner „Einleitung" die letztgenannte Klasse von Worten großenteils vermieden, und sehr überwiegend nur, was mit deutlichen Klassenbildern versehen oder durch hinreichende Texte und Koptisch gesichert ist, aufgenommen. Einsichtige Betrachtung und das Zugeständnis, welches Herr Professor Maspero mir die Ehre erwiesen hat, in Bezug auf diese und verwandte Punkte zu machen, dürfte dieselben der Hauptsache nach erledigen. In der Tat lässt sich bei der befolgten grundsätzlichen Beschränkung eine überreiche Anzahl der wichtigsten Begriffe in völlig verstandenen Hieroglyphenworten mit Leichtigkeit nachweisen und verwerten. Ueber einzelne Worte wird man trotzdem teils aus lexikographischen, teils aus grammatischen Gründen verschiedener Meinung sein, und möglicherweise auch im Fortgang der Entzifferungsarbeiten bleiben können. Worauf es indessen für die Erkenntnis der etymologischen Struktur und die Aufstellung der Regeln allein ankommen kann, ist nur, ob die Anzahl der sicher verstandenen Worte für die Erreichung dieser Zwecke genügt. Wo mit allgemein anerkanntem Material die reichsten Lautwechsel, der fruchtbarste Lautwuchs und die gänzlich unerwarteten Erscheinungen der Sprossformenbildung, des Gegenlauts und Gegensinns aus dem Dunkel der Sprachschöpfung klärlich hervorgetreten sind, und das Werden der bedeutsamsten Begriffe und Worte in wuchernder Fülle erhellen, kann eine — bei der oberwähnten Vorsicht verhältnismäßig sehr geringe — Anzahl von Bedeutungsschwierigkeiten wohl für einiges Einzelne, nicht aber für das Ganze in Betracht kommen." Was Herr Professor Maspero durch sein Gesammturteil über das Ganze vollkommen zugab, Herr Professor Erman aber durch die erwähnte summarische Verwerfung, ohne Lautwechsel, Lautwuchs, Gegenlaut u. s. w. auch nur zu erwähnen, totaliter verneinte.

Das einzige Detail, welches Herr Professor Erman beibrachte, war, wie oben berichtet, dass er den Gegensinn „scheinbar" und das Aegyptische „eine wahrhaft ungeheuerliche Sprache" nannte, „wären die von mir gegebenen Belege richtig". Der Gegensinn (eine kurze Uebersicht enthält meine Abhandlung im Leidener Universitätsalbum zu Ehren des Direktors Dr. Lemanns) wird dadurch nicht „scheinbar", dass Herr Professor Erman ihn, ohne Gründe mitzuteilen, so nennt; kein Aegyptologe hat meinen Beispielen seit zwölf Jahren widersprochen, kein ägyptologischer Berichterstatter über das sie zuerst veröffentlichende Buch sie anders als schweigend hingenommen. Dagegen hat Professor Maspero den Gegensinn von seiner Zustimmung nicht ausgenommen; hat weiland Professor Pott die für die Geschichte der menschlichen Vernunft so ungemein wichtige und von jenen früheren Berichterstattern so konsequent nichtachtete Erscheinung eine sachlich vollzogene unschätzbare Nachweisung genannt; hat Professor Noiré meine sprachphilosophische Begründung derselben in seinem Logos acceptiert und erläutert; hat eine Reihe anderer Aegyptologen und Philosophen sie als das grundlegende Denkgesetz der Menschheit anerkannt. Die eine Erscheinung, welche scheinbar sein und das Aegyptische ungeheuerlich machen soll, wird also von anerkannteren Richtern nicht für ungeheuerlich, sondern teils für wirklich vorhanden, teils für ein grundlegendes Denkgesetz angesehen; die anderen von mir aufgestellten Gesetze würden das ihnen von Herrn Professor Erman gewidmete Epitheton „ungeheuerlich" vielleicht beibehalten müssen, wenn er, der niemals ägyptisch phonetische und etymologische oder allgemein sprachvergleichende, sprachphilosophische und semasiologische Bücher veröffentlicht, anstatt sich mit zwei unmotivierten Adjektiven als seiner Antrittsleistung auf neues unbekanntes Gebiet zu begeben, dieselben zu begründen unternommen und überzeugend zu erhärten vermocht hätte. Bis er oder ein anderer dies vermag, ohne sich an verhältnismäßig wenige und unbedeutende Einzelheiten zu hängen, werden die von mir nachgewiesenen Gesetze des Lautwechsels, Lautwuchses, Gegenlautes, Gegensinnes und formell-begrifflichen Bedeutungswandels einzeln und in ihrer Verbindung eine außerordentlich merkwürdige ursprachliche, die fruchtbarsten psychologischen und etymologischen Aufschlüsse enthaltenden und für den Philologen nichts weniger als unverständliche Periode enthüllen. Am wenigsten werden tatsächliche Belege deshalb für unrichtig gelten, weil das sonst scheinbar und ungeheuerlich wäre, was einem auf diesen Gebieten unbekannten und ohne bekannten Grund oder angeführte Gründe sich bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten autoritativ geberdenden Schriftsteller so vorkömmt.

Ich gestatte mir noch den Hinweis auf meine Vorlesung in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 26. Februar 1887. Sie skizziert an der Hand des in der „Einleitung" gewonnenen ägyptischen Materials die Fragen der prähistorischen Psychologie und allgemeinen vergleichenden Etymologie der kaukasischen Rasse, welche ich in mehreren Schriften und auch in der vorliegenden Controverse zu fördern gesucht habe.

Litterarische Neuigkeiten.

Jeder dieser Goethe-Pfaffen wird vom Anderen abgetan. In einem letzten Hefte der „Grenzboten" findet sich ein vorzüglicher Artikel von W. Creizenach: „Ein Beitrag zum litterarischen Humbug", in welchem mit erschöpfender Beweisführung und tiefer sittlicher Entrüstung die ungeheuerliche Reklame gegeißelt wird, welche eine gewisse Korybantenrotte für den seeligen W. Scherer in Szene setzte. Dessen angebliche Verdienste um Goethe, die angeblichen Entdeckungen dieses anmaßenden Forschers werden hier in das rechte Licht gestellt. Bravo! So öffnet jeder der Goethe-Pfaffen uns über irgend einen anderen seiner Rivalen die Augen. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf das 1884 erschienene Werk von Emil Manerhof über Goethes Faust, in welchem der mythische Briefwechsel zwischen Schröer, Löper, Scherer und Johann Schlaumeier zum Meisterlichsten gehört, was bisher im Fach der parodistischen Satire geleistet worden ist. — Armer Goethe!

Lumpensammler, Gassenkehrer!
Fast wünscht' ich, Goethe wäre nie geboren!
Dann hätten sich nicht wider uns verschworen
Die alles-über-einen-Kamm-Scherer.

„Vom Babel an der Spree." Sittenbilder aus dem neuen Berlin von Arthur Zapp (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Ein Bändchen kleinerer Geschichten, von denen jede ein kleines Meisterwerk feiner und scharfer Beobachtungsgabe speziell Berliner Volkslebens ist.

Professor Julius Lessing, Direktor der Sammlungen des Kunstgewerbemuseums, hat den im Verlage von Leonhard Simion in Berlin erschienenen Broschüren: „Der Modetenfel" und „Was ist ein altes Kunstwerk wert?" ein neues Bändchen „Handarbeit" folgen lassen. In glänzender, von den feinsten Beobachtungen Zeugnis ablegender Darstellung wird das Verhältnis der Handarbeit zur Maschinenarbeit sowohl im Allgemeinen wie in den einzelnen Gewerben erörtert. Es wird gezeigt, wie zunächst die Einführung der Maschinenarbeit auf fast allen Gebieten die Handarbeit bis zur Vernichtung verdrängte, dass indess seit Jahr und Tag eine starke Reaktion sich geltend macht und heut zu Tage vielfach die Handarbeit gesuchter ist als zuvor. Die Lektüre von Jul. Lessings „Handarbeit" kann als eine im hohen Grade anregende auf das Wärmste empfohlen werden.

Ludwig Schönau hat im Verlage von Levy & Müller in Stuttgart eine kleine heitere Brochüre „Der böse Boulanger oder die Mitwirkung des Septenats". Großes tragikomisches Heldengedicht aus der Gegenwart, mit sechsundzwanzig stimmungsvollen Illustrationen von Paul Widmayer erscheinen lassen.

Bei Richard Wilhelmi in Berlin erschien vor Kurzem eine treffliche Uebersetzung des W. W. Krestowsky'schen zweibändigen Romans „Durchtriebene Schelme". Aus dem Russischen übertragen von A. Hauff; ebenda wurde von E. von Glehn ein Roman von dem russischen Schriftsteller Graf E. A. Saliass in fließender Uebersetzung auf den Markt gebracht.

„Molières Leben und Werke." Nach den neuesten Forschungen dargestellt von W. Kreiten. Mit dem Bildnis Molières in Lichtdruck. — Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

„Sozialismus und Anarchismus in Europa und Nordamerika während der Jahre 1883 bis 1886." Nach amtlichen Quellen. — Berlin, Richard Wilhelmi. Ein höchstinteressantes Werk, auf das wir ganz besonders aufmerksam machen.

„Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte." Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. A. de Waal. Erster Jahrgang, erstes Heft. — Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

Ein gewisser Harriet F. Powell hat Julius Stindes „Buchholzens in Italien" ins Englische übertragen und bei J. F. Richter in Hamburg erscheinen lassen.

„Schwizer-Dütsch." 38 Nummern à 50 Cts. Verlag von Orell Füssli & Co. in Zürich. Die hübsche Sammlung, welche von dem gründlichen Kenner der schweizerdeutschen Mundarten, Professor O. Sutermeister, dem schweizerischen Publikum geboten wird, enthält einen wahren Schatz von Volkspoesie. Es spiegelt sich darin das Leben des Volkes in allen seinen Phasen und zugleich in all den Modifikationen des Ausdrucks, wie sie sich in den verschiedenen Landesteilen geltend machen und uns so gemütlich ansprechen. Ernst und Scherz, Poesie und Erzählung, Spruch und Rätsel wechseln in freundlicher Weise miteinander ab. An Hand der hübschen Sammlung machen wir eine Wanderung durch das Land hin, wie sie angenehmer sich nicht denken lässt. Das Neueste, von der regen Verlagshandlung Orell Füssli & Co. in Zürich uns soeben eingesandte Heft bringt zwei reizende Lustspiele von F. W. Niedermann, die Jeder mit Ergötzen lesen wird. Wir wünschen der Kollektion die weiteste Verbreitung.

„Bernard, der Mörder." (Bilder aus dem Pariser Leben.) Roman von Edmond Tarbé. Aus dem Französischen von Eduard Plastein. Mannheim. Verlag von J. Bensheimer. Das rege und allgemeine Interesse, welches dies ebenso geistreich konzipierte, als gewandt und fesselnd geschriebene Werk des talentvollen Romanciers in Frankreich erweckt und der Erfolg, den es dort in weitesten Kreisen erzielt hat, werden demselben sicherlich auch bei uns nicht fehlen, umsomehr als sich der Uebersetzer, ein hervorragender reichsländischer Jurist, befleißigt hat, bei sorgfältigster Anpassung an das Original einerseits nichts von dessen Schönheiten verloren gehen zu lassen und andererseits der Eigenart unserer Muttersprache vollauf gerecht zu werden.

Ausländische Neuigkeiten.

„Notizie storiche e topografiche intorno Metauria e Tauriana" von Dott. Antonio de Salvo. — Neapel, F. Furchheim.

„Peregrinazioni indiane" india meridionale e Seilan von A. de Gubernatis. — Firenze, L. Niccolai.

„Contes et légendes au Houblon" von C. Rougé. Mit Illustrationen von Brossé, le Vagneur. — Paris, H. Lecène & H. Oudin, 17 rue Bonaparte. Ebenda wurde veröffentlicht:

„La Revanche des Bêtes" von Ch. Normand. Mit Illustrationen von Brossé le Vagneur. Beide Bändchen (aus der Bibliothèque illustré de la famille) können wir als gesunde Familienlektüre nur empfehlen.

„Il Novello Giobbe", vita romantica per saggio d'un nuovo genere di romanzi. — Bologna, Tip. Militare.

„Essai sur le Libre arbitre, sa theorie et son histoire" par G. L. Fonsegrive, professeur agrégé de philosophie au lycée de Bordeaux. Ouvrage couronné par l'Académie des sciences morales et politiques. — Paris, Felix Alcan.

Cte de Chaudordy; „La France à la Suite de la Guerre de 1870—71." 2e Ed. — Paris 1887. Plon, Nourrit & Cie. (Sehr interessant.)

C. de Loisue: „Histoire politique de La France." — Paris 1886, Plon, Nourritt & Cie.

Alfred Rambaud: „La France Coloniale"; Histoire — Géographie — Commerce. 2e Ed. — Paris, Armand Colin & Cie.

Ambroise Clément: „La Crise Économique et Sociale en France et en Europe." — Paris 1886, Guillaumin & Cie.

Mermeix: „La France Socialiste, Notes d'Histoire Contemporaine. 3e Ed. — Paris 1886, F. Fetscheim & Chuit.

„Numeri e Sogni", Romanzo di Bruno Sperani. — Milano, G. Galli.

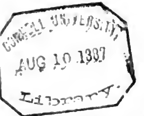
„Quatre comédies": La fille Unique, comédie en 1 acte par Joseph Thurwanger et Charles Beaumont, avec une préface sur Les Petites Godin, comédie-vaudeville en 3 actes de M. Maurice Ordenneau. Les Homonymes, comédie en 1 acte par Charles Marie-Laurent, avec une préface sur Durand et Durand, comédie-vaudeville en 3 actes de M. Maurice Ordonneau et Albin Valabrègue.

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 25 („Das Domesday-Book" von Karl Blind), wo über Lord John Russel bemerkt ist: Er sagte auch „obleidsch" (oblige) statt „oblidsch", sollte es im ersten Falle „oblidsch", im zweiten „obleidsch" heißen.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin
für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 30. — Leipzig, den 23. Juli. — 1887.

Inhalt:

Ein Philosoph der Liebe.

Von Dr. Bernhard Münz.

In einer Zeit, in welcher der blasierte Weltschmerz zum guten Ton gehört, ist es ein wahres Labsal, hinter sich zu schauen und bei Männern zu verweilen, welche unbefangen genug waren, sich zu der Liebe als der Herrscherin der Welt zu bekennen, ob auch das Schicksal ihr Leben gar tragisch gestaltet hat. Giordano Bruno war ein Märtyrer seiner Ueberzeugung, welche er schließlich auch mit dem Feuertode besiegelte, und doch mochte er von dem Gedanken nicht lassen, dass die Liebe, welche die Gottheit selbst ist, sich in alle Dinge ergießt und alle Dinge zu ihr hinstreben, so dass sie sich in Allen genießt. Auch Spinoza musste leiden, weil er den Mut der Wahrheit hatte, und doch klingt sein System in den süßen, bestrickenden Mollakkord der Liebe Gottes aus.

Ein Vorläufer dieser beiden Philosophen, an welchen sich auch deutliche Anklänge bei ihnen finden, war ein zur Zeit geradezu verschollener Philosoph der Renaissance, Leo Hebraeus oder, wie sein eigentlicher Name ist, Don Judah Abarbanel, über dessen Leben, Werke und Lehren sich nach Gebühr in ausführlicher Weise Bernhard Zimmels in einer Leipziger Dissertation*) verbreitet. Das Leben Leos ist reich an traurigen Zwischenfällen, welche ihn um so empfindlicher treffen mussten, als sie alle Mal ganz unvermittelt kamen, ihn immer jäh von der Höhe des Lebens in einen tiefen Abgrund schleuderten. Er ward zu Lissabon als der älteste von den drei Söhnen des berühmten Schriftgelehrten Don Isaak Abarbanel im Anfange der sechziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich zwischen 1460—1463 geboren. Ein günstiger Stern waltete über dem Haupte des Knaben und des von der heiligen Dreieinigkeit der Ideen des Guten, Wahren und Schönen durchdrungenen Jünglings. Sein Vater stand als gewiegter Finanzmann am Hofe des damaligen Königs, des milden Alphons V. in bedeutendem Ansehen und verkehrte freundschaftlich mit den Großen des Reiches. Doch das Verhängnis schreitet schnell. Ende August des Jahres 1481 starb der gute König Alphons V. und machte seinem finsteren, despotischen Sohne Johann II. Platz, welcher in schnöder Sucht nach absoluter Alleinherrschaft die Granden des Reiches, zumal die mächtigen Herzoge von Braganza mit scheelen Augen ansah und zum Vorwande für ihre Beseitigung ein verräterisches Einverständnis derselben mit Spanien ersann. Don Isaak wurde, da er zu der in Ungnade gefallenen Familie freundschaftliche Beziehungen gepflegt hatte, der Mitwissenschaft an dem angeblichen Verschwörungsplane geziehen und vor den König geladen. Er suchte jedoch, rechtzeitig gewarnt, in einer Nacht des Oktober 1483 unter Zurücklassung seines ganzen bedeutenden Vermögens sein Heil in der Flucht nach Spanien. Er begab sich nach Kastilien, dem Stammlande seiner Väter, und zwar ließ er sich in Toledo nieder, wohin ihm Frau und Kinder ungehindert zu folgen vermochten. Wieder schüttete die launische Göttin Fortuna das Füllhorn ihrer Gnade über die Familie Abarbanel aus. Don Isaak würde

*) Leo Hebraeus, ein jüdischer Philosoph der Renaissance; sein Leben, seine Werke und seine Lehren. Leipzig 1886.

an den Hof Ferdinands des Katholischen und Isabellas von Kastilien berufen. Auch Leo gelangte in Verwertung seiner medizinischen Kenntnisse, die er sich in Lissabon unter Anleitung eines intimen Freundes seines Vaters, des Doktors Juan Sezira, erworben hatte, zu bedeutendem Rufe und Ansehen, was ihn denn auch veranlasste, sich einen eigenen Herd zu gründen. 1491 wurde ihm ein Sohn geboren, den er nach dem geliebten Vater Isaak nannte. Doch dieses glückliche Familienleben sollte nicht lange dauern. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel zündete das am 31. März 1492 auf Betreiben des berüchtigten Großinquisitors Thomas de Torquemada von den königlichen Majestäten zum Danke dafür, dass Gott ihnen nach zehnjährigem Kriege einen glänzenden Sieg über die Mauren verliehen, erlassene Dekret, wonach die Juden in allen Gebietsteilen des Reiches innerhalb vier Monaten sich zum Kreuze bekennen oder aber unter Zurücklassung ihres Besitzes an Haus und Hof, Gold und Silber, Münzen und Waaren dem Lande den Rücken kehren sollten. Noch vor Ablauf der festgesetzten Frist rüsteten sich Vater Abarbanel und Sohn mit ihren Familien, die reizende Stadt am Tajo, in der sie acht Jahre geweilt und an welche sie so viele schöne und glückliche Erinnerungen knüpften, zu verlassen, als Leo plötzlich durch einen guten Freund erfuhr, dass der König in heimtückischer Weise Spione bestellt hätte, die ihm auflauern sollten, auf dass er nicht mit Weib und Kind die Grenze überschreite, und ihm sein einziges Söhnlein, den einjährigen Säugling abnehmen sollten, um es in den Bund des christlichen Glaubens einzuführen. Leo, der eine große Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter an den Tag legte und auch sein Kindlein demselben zu erhalten entschlossen war, schickte es mit seiner Amme heimlich im Dunkel der Mitternacht, wie wenn es ein gestohlenes Gut wäre, nach Portugal zu Verwandten und Freunden. Kaum aber hatte König Johann Wind bekommen, dass ein Enkelkind jenes Abarbanel, der vor seinem Zorne entflohen, in seinem Lande Zuflucht suche, als er es nichts weniger als ritterlich auffangen und gewissermaßen als Geißel für den Großvater zu sich bringen ließ, auf dass es nimmermehr zur Freude des Vaters und Großvaters heimkehre. So hatte Leo sein Kind „aus angstvollen Nöten ins umgarnende Netz fliehen lassen, aus zuckender Flamme mitten in verzehrende Lohe gesendet“. Doppelt traurig machte er sich nun mit seinen Eltern, Geschwistern und seinem Weibe auf den Weg ins Exil. Im Spätsommer 1492 betraten sie zum ersten Male italienischen Boden an der neapolitanischen Küste. Der Vater lebte anfangs in Neapel als Privatmann. Er wurde jedoch später von dem menschenfreundlichen König Ferdinand I. mit einem Hofamte betraut, in dessen Besitz er auch nach dem Regierungsantritte seines Sohnes Alphons II. (1494) verblieb, bis Karl VIII. von Frankreich in Italien eindrang und am 21. Februar 1495 Neapel eroberte. Er floh alsdann mit dem Könige nach Sizilien, um nach dessen Tod unstät und flüchtig von Messina nach Corfu, von da nach Monopoli in Apulien zu ziehen, bis er endlich 1503 bei seinem zweiten Sohne Joseph eine sichere Ruhestatt für sein greises Haupt in Venedig fand. Leo hatte sich indes durch die französische Herrschaft veranlasst gesehen, Neapel mit Genua zu vertauschen. Dortselbst wurde ihm ein Knäblein geboren, welches die schwere Wunde, die ihm die Trennung von dem Erstgeborenen geschlagen, vernarben machte. Doch wurde es im zarten Alter von fünf Jahren jäh dahingerafft, die Eltern doppelt verwaist zurücklassend, da ihre Trauer um den entfremdeten Sohn nunmehr neue Nahrung erhielt. Ein zweiter Ahasver, ergriff Leo 1504 abermals den Wanderstab, um seinem unsäglichen Schmerze zu entrinnen, Linderung desselben in der Fremde zu finden. Er besuchte zunächst seinen alten Vater in Venedig und begab sich alsdann nach Neapel, wo inzwischen das französische Regiment durch das spanische abgelöst und der siegreiche Begründer desselben, der „gran capitano“ Gonsalvo von Cordova von König Ferdinand dem Katholischen mit uneingeschränkter Machtvollkommenheit zum Vizekönig bestellt worden war. Am Hofe dieses hochsinnigen, leutseligen Mannes wirkte Leo, welcher mit ihm schon in Toledo bekannt gewesen sein und in freundschaftlichem Verkehre gestanden haben muss, zwei Jahre als Leibarzt. Als Gonsalvo in Ungnade gefallen und nach Spanien zurückberufen worden war, war auch für Leo seines Bleibens in Neapel nicht länger. Er wendete sich nach Venedig zu seinem Vater zurück, in dessen Haus er fieberkrank und schwach anlangte. Von da ab fehlen sichere Nachrichten über Leos Schicksal. Auch sein Todesjahr lässt sich nicht genau feststellen. Es fällt zwischen 1520, in welchem Jahre er dem berühmten Soncinaten Gerschom b. Moses zu Pesaro bei dem Drucke und der Herausgabe des Kommentars seines Vaters zu den letzten Propheten behülflich war und das Werk mit einem Gedichte von 52 Versen einbegleitete, und 1535, zu welcher Zeit seine „Dialoghi di amore“ durch Mariano Lenzi in der ewigen Stadt zum ersten Male veröffentlicht wurden.

Dieser Mann nun, welcher in einer dem für ihn todten Erstgeborenen gewidmeten Elegie: „Die Klage über das Schicksal“ diesem mit Recht vorwirft, dass es ihn unablässig mit seinen Geschossen verfolgte, „mit scharfem Pfeil sein Herz getroffen, sein Inneres durchbohrt, in der Blüte der Jugend ihn aus der Heimat vertrieben, ihn durch Länder und Meere bis an die Enden der Erde gehetzt und gejagt hat“ — dieser Mann, welcher unter dem verzweifelten Rufe: „Was kann ich noch erhoffen von einer Fülle von Lebensjahren, da beständig mein Schütze, das Schicksal, auf mich lauert und aus seinem Hinterhalte immer von Neuem die Kinder seines Köchers, seine Pfeile, von allen Seiten nach mir, wie nach

einem Ziele, abschießt?“ sein Dasein verwünscht und sich in heißem Sehnen nach der alles Gedächtnis auslöschenden Ruhe des Todes verzehrt, besitzt Selbstentäußerung und Selbstvergessenheit genug, um die von erhabenem dichterischen Schwunge beflügelten Dialoge über die Liebe zu schreiben, welche ein Lobgesang auf die ewige, allmächtige und unwiderstehliche Liebe genannt werden können und deren Grundgedanke sich in den Versen unseres Dichters:

> „Freude heißt die starke Feder
> In der ewigen Natur,
> Freude, Freude treibt die Räder
> In der großen Weltenuhr“

spiegelt. In dem Neuplatonismus wurzelnd, huldigt er der freilich noch in hohem Grade von mystischer Romantik durchblümten pantheistischen Weltanschauung von der Immanenz der Gottheit in der Natur und der Einheit der Natur in der Gottheit. Wenn Giordano Bruno in heroischem Enthusiasmus die Lehre verkündet hat, dass nicht nur die Menschen gottähnlich sind, dass die Gottheit sich auch in den Pflanzen und Steinen offenbart, welche Lebewesen und Leidewesen sind gleich den Tieren und Menschen, indem er an den Menschen die Mahnung ergehen ließ: „Dem Verhältnis, dem Gleichnis, der Vereinigung und Identität mit dem Unendlichen näherst du dich nicht mehr, indem du Mensch bist, als wenn du Ameise, nicht mehr, wenn du Stern, als wenn du Mensch bist: denn jenem Sein rückst du nicht näher, wenn du Sonne oder Mond, als wenn du Mensch oder Ameise bist; und deshalb sind diese Dinge im Unendlichen ununterschieden,“ so hält uns Leo unablässig vor Augen, dass Gott der essentielle, reale Inbegriff aller Dinge ist, in welchem sie ursächlich enthalten sind. Gott ist ihm die Ursache, welche die Dinge hervorbringt und schafft, der Geist, der sie lenkt und bewegt, die Form, die sie bildet und gestaltet, und um des Zweckes willen, zu dem er sie führt, sind sie geschaffen; aus ihm kamen sie und zu ihm kehren sie zurück, denn er ist das wahre, letzte Ziel und die allgemeine Glückseligkeit; er ist das erste, wahre Sein, durch dessen Mitteilung alles Andere erst ist. Die endlichen Wesen sind allesammt Emanationen und Entfaltungen der unendlichen Schönheit Gottes und sie haben ihren Beruf hinieden erfüllt, wenn sie in der absoluten Einheit Gottes aufgegangen sind, in das flammende Meer der großen Geistersonne sich ergossen haben. Gottes Allmacht offenbart sich darin, dass alles von ihm Geschaffene sich seiner Vollkommenheit nähert und in vollkommener Einheit zu ihm zurückkehrt. Er ist die höchste Intelligenz und die reine Aktualität, von der jede Intelligenz und jede Vollkommenheit ausgeht und zu welcher sie sehnsüchtig zurückkehren als dem vollkommensten Ziele. In ihm befinden sich alle Individuen in einfachster Einheit, ohne Teilung und Vervielfältigung: „Das ganze Universum ist ein Individuum; alle Körper und alle ewigen und vergänglichen Geister sind Glieder dieses großen Individuums; da das All und jeder seiner Teile zu einem dem Ganzen gemeinsamen Zwecke und zu besonderen Zwecken jedes Teiles geschaffen sind, so sind das All und seine Teile nur insofern vollkommen und glückselig, als sie die ihnen vorgeschriebenen Pflichttätigkeiten ausführen. Der Zweck des Alls ist seine einheitliche Vervollkommnung und der Zweck des Teils ist nicht allein die Vollkommenheit seiner selbst, „ma che con quella deserva rettamente alla perfettione del tutto, che il fine universale è primo intento della divinità e per questo commun fine piu che per il proprio . . . . e cosi si felicita piu per il commune che per il proprio.“ Und der Lehre Spinozas, wonach die intellektuale Liebe des Geistes zu Gott die Liebe ist, mit der Gott sich selbst liebt, insofern er durch das unter der Form der Ewigkeit (sub specie aeternitatis) betrachtete Wesen des menschlichen Geistes erklärt werden kann, läuft parallel der Ausspruch Leos, wonach der göttliche Geist zugleich das ist, welches begreift und welches begriffen wird: „Indem er sich selbst schaut, schaut er sie Alle, und indem er schaut, wird er von sich geschaut („vedendo se medesimo tutti conosce e vedendo è da se visto“); und sein Schauen ist vollständige Einheit für den, der ihn schauen kann.“ Leo Hebraeus gebührt sohin im Grunde schon das Verdienst, welches Carl Sigmund Barach in einer vortrefflichen Studie über Giordano Bruno diesem gezollt hat, indem er ihn pries: „Brunos Naturalismus hat das für die Naturerkenntnis zum ersten Male geleistet, was die französische Revolution für die Ethik und Politik getan hat. Er hat das Prinzip der égalité und fraternité betreffs der Naturphänomene ausgesprochen. Er hat die aristokratischen Naturerscheinungen, die Wunder und ihre Ansprüche auf eine exceptionelle Behandlungsweise aus der Natur verbannt. Er war der Erste, welcher alle Standesunterschiede unter den Naturwesen völlig beseitigt hat.“

Indem mithin Alles, was Existenz hat, ein Abglanz der Gottheit, in ihrem Ebenbilde geschaffen ist, folgt die gesammte erschaffene Welt in ihrem ganzen Verlaufe dem Zuge der Liebe (è cosi, percho l'amore è uno spirito vivificante, che penetra tutto il mondo et uno legame che unisce tutto l'universo... nel mondo non ha essere, chi non ha amore). Die Liebe ist füglich die Sehnsucht nach dem Schönen, sie ist, um mit Plato zu sprechen, das Begehren, das Gute ewig zu genießen; sie ist, um es kurz zu sagen, das Begehren des Genusses der Vereinigung (desiderio di fruire con unione) oder das Begehren durch Vereinigung die als gut erkannte Sache zu genießen, oder genau endlich ein Willensaffekt, in Vereinigung die als gut erkannte Sache, welche fehlt, zu genießen, während die bloße Begierde ein Willensaffekt ist, der darauf abzielt, dass eine als gut erkannte Sache sei oder dass man sie besitze.

Diese Liebe ist es letztlich, aus welcher alles Sein entspringt, alles Geschehen hervorquillt; zweigt sie sich doch nach fünf Richtungen ab. Sie wird geweckt durch die Begierde und Lust der Zengung, durch das Streben nach Erhaltung der Nachkommenschaft, durch Wohltun, durch die gleichen Naturanlagen in derselben Gattung oder einer ähnlichen und durch Gewöhnung im beständigen Zusammenleben. Unter diese fünf Abarten oder Modifikationen der Liebe lassen sich füglich alle Vorgänge, welche der Weltlauf zeitigt, ohne Unterschied zusammenfassen. Selbst die mechanischen Vorgänge haben innerhalb derselben Platz. So löst sich unserem Philosophen beispielsweise die Schwere in eine Betätigung jener Hinneigung auf, welche das Gleiche zu dem Gleichen oder Verwandten fühlt, wie denn auch nachmals Francis Hutcheson (1694—1747) die Liebe des Menschen zum Menschen, überhaupt eines jeden Wesens zu dem ihm verwandten Wesen, mit der Gravitation vergleicht. Und die Trägheit, welche das Streben in seinem Zustande zu verharren bedeutet, ist eine Aeußerung des Selbsterhaltungstriebes. Also werden auch die Elemente und ihre unorganischen Gefüge durch die Liebe regiert, denn die Natur oder die Weltseele (dalla natura conoscitrice e governatrice di tutte le cose inferiori overo dall' anima del mondo) hat ihnen die der Liebe voraufgehende und sie herausfordernde Erkenntnis der Bedingungen ihres Seins und der sich mit ihnen in gleicher Zielstrebigkeit begegnenden oder wahlverwandten Gegenstände verliehen.

Den Kelch der Liebe zur Neige zu leeren ist unter den irdischen Wesen indes nur den vernunftbegabten Menschen vergönnt. Ihnen ist es zunächst beschieden, mit vollen Zügen jene von allen Dichtern besungene und doch nie zu Ende gesungene Liebe zu schlürfen, welche den Liebenden mit wunderbarer Stärke bezwingt, ihn der geliebten Person vollkommen zu eigen macht, ihn in den geliebten Gegenstand geradezu verwandelt. Sie sind aber auch in der Lage, sich zu der wahrsten, reinsten und edelsten Liebe, welche frei ist von aller stofflichen Beimengung und lediglich vernunftgemäß, emporzuringen, — zu der die Liebe alles Guten und aller Tugenden in sich begreifenden Liebe Gottes (l' amor divino, l' amore intelletuale). In dem Genusse dieser Liebe schwelgen wir, sobald wir von dem Lichte der göttlichen Gnade erleuchtet, durch das brechende Medium der Körperwelt zum vollen Bewusstsein des im großen Weltenraume schlagenden unendlichen Herzens gelangt sind, uns zu der Anschauung des göttlichen Geistes als des immanenten, nicht aus sich heraustretenden Grundes der Gesammtheit der endlichen Dinge erhoben haben, denn diese Anschauung Gottes hat für den Schauenden eine Einigung mit Gott zur Folge. Der von der Sinnenwelt völlig abgekehrte, in der Sinnenwelt nur die Gottheit schauende Geist hat naturgemäß sein Ich völlig abgestreift, er ist nicht mehr er selbst, er ist vielmehr mit der Gottheit aufs Innigste vereinigt und verbunden, er fühlt sich Eins mit ihr und über die Maßen glückselig. So sucht Leo Hebraeus, — auch hierin ein Vorläufer Spinozas, der die wahre Glückseligkeit und Freiheit in den amor Dei intellectualis verlegt, welcher nach der „Ethik" aus der scientia intuitiva oder dem tertium genus cognitionis, nach dem „kurzen Traktat" aus der vierten Art der Erkenntnis, welche durch unmittelbares Schauen zur beseligenden Vereinigung mit der Gottheit führt, hervorgeht —, die Glückseligkeit weder im Akte des Erkennens, welcher Liebe erzeugt, auch nicht in der Liebe selbst, sondern in der Verbindung durch die innigste und innerste Erkenntnis der Gottheit. Diese Erkenntnis ist ihm der beseligende Zweck der Vollkommenheit des geschaffenen Intellektes, welcher dann mehr göttlich als menschlich ist (la felicità non consiste in quello atto conoscitivo di Dio . . . ne consiste nell' amore . . . ma sol consiste nel' atto copolativo dell' intima et unita cognitione divina, che è la somma perfettione dell' intelletto creato e quello è l'ultimo atto e beato fine, nel quale piu presto si trova divino, che humano). Bei solch steter Ausschau auf einen Daseinsquell, in welchen alle Fäden des Daseins, wie sie von ihm ausgegangen sind, wieder münden, kann es nicht fehlen, dass er nicht auf der Glückseligkeit des Individuums, sondern auf dem durch hingebungsvolle Liebe zu erstrebenden Wohle der Gesammtheit die Moral aufbaut. Die wahre Liebe ist freilich selbstisch, da sie als solche die Sehnsucht nach der Ausfüllung einer Leere in sich schließt. Es genießt jedoch der Liebende das Gute, das er dem Geliebten mitteilt, in dem Geliebten auch selbst; er empfängt ein wohltuendes, behagliches Gefühl der Selbstbefriedigung und Zufriedenheit, indem er Liebe ausstreut; die hingebungsvolle Nächstenliebe erntet Selbstliebe, die geläuterte Selbstliebe ist der Tugend gleich zu achten, oder, wie Spinoza dies ausdrückt, nicht ein der Tugend beigegebener Lohn, sondern die Tugend selbst ist die Seligkeit.

Leo Hebraeus hat die Vollendung in der Liebeskunst erreicht. Es ist ihm gelungen, die Gefilde der Wahrheit zu schauen, sein heißes Sehnen nach Gotttrunkenheit vollauf zu befriedigen. Die Liebe Gottes, welche er in den glänzendsten und glühendsten Farben malt, war sein Leben. Wie hätte denn auch ein Mann, welchen die Menschen einem edeln Wilde gleich unablässig verfolgten und aufscheuchten, als den Zeiger der großen Weltenuhr die Liebe erklären können, wenn der unendliche Weltgeist nicht in ihm gewohnt hätte? Wie hätte er, der mit ruhigem Gewissen nach selbsteigener reicher Erfahrung das große Wort gelassen aussprechen durfte, dass „die Menschen ihren Mitmenschen mehr Uebel, Schaden und Todtschlag zufügen, als das wilde Getier und die anderen feindlichen Elemente des Universums" (Ma gli

huomini piu mali et occisioni riceveno dalli altri huomini, che da tutti gli altri animali et altre cose contrarie dell' universo), mit unserem Dichter darin zusammentreffen können, dass

„Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele;
— — — — — — — — — —
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Waltet göttlich dieser Drang",

wenn er nicht durch volle und ungeteilte Anschauung Gottes mit ihm zu einer Einheit verwachsen wäre?



Blicke in das Geistesleben der heutigen Polen.

Von Heinrich Nitschmann.

(Schluss.)

Hier möge mir eine kurze Abschweifung in das artistische Gebiet verstattet sein. In Matejkos „Einzug der Jeanne d'Arc in Rheims" ist die Heldin mit bewundernswerter Meisterschaft gezeichnet, aber die sie umschwebenden sehr körperlichen Gebilde ihrer Vision stören in hohem Grade den Eindruck. Seine neueste, in Krakau ausgestellte Schöpfung „Der Tod Sigmund Augusts" imponiert durch Kraft des Kolorits und vorzügliche Gruppirung. Heinrich Siemiradzkis „Christus im Hause Marthas und Marias" ist mit höchster Kunst und vollendetem Schönheitssinn gemalt, aber es waltet darin mehr die poetische als die religiöse Idee vor. Ueberhaupt hat Polen niemals Meister in der religiösen Malerei besessen; denn die auf Bestellung gearbeiteten Kirchengemälde, selbst die großen Altarbilder Siemiradzkis oder die Darstellungen Franz Rudowskis können, gleich den französischen und neuitalienischen Werken dieser Gattung, mit den Schöpfungen deutscher protestantischer Künstler keinen Vergleich aushalten. Der bekannte Pferde- und Marine-Maler Stanisław Witkiewicz verband sich mit dem als Kunstkritiker und Uebersetzer aus dem Französischen in Ansehn stehenden Anton Sygietyński zur Herausgabe eines in jedem Betracht schönen „Gierymski-Album", 1886, in welchem die besten Gemälde der Brüder Max und Alexander in Holzschnitt nachgebildet und durch begleitenden Text erklärt sind. Als Novellist war Sygietyński bisher weniger glücklich; in seiner normännischen Erzählung „Auf Calvados' Felsen" überbietet er Zola an Cynismus. Als eines der ersten über das Handwerksmäßige hinausgehenden Werke über die Baukunst begrüßen wir Kasimir Kleczkowskis geistvolle „Analyse der architektonischen Gebilde", 1885. Der Verfasser führt aus, wie jede architektonische Form, von den einfachsten bis zu den kompliziertesten, einen speziellen Gedanken in sich birgt, und hält statt der mechanischen Nachahmung alter Muster das Eindringen in den Geist der Meister und ganzer Völker zur Hervorbringung neuer Meisterwerke für unbedingt notwendig. Stanisław Tomkowicz begann eine Reihe sachkundiger Betrachtungen über „Krakaus Altertümer, ihre Liebhaber und ihre Zerstörer", 1887.

Eine neue Theorie stellt der Ingenieur Władysław Witkowski in seinen „Mathematischen Grundlagen der Musik", 1887, auf, indem er die Tonverbindungen und Akkorde, sowie das Wesen der Melodie mathematisch zu erklären sucht. Die hymnologische Litteratur erfuhr einen nicht gering anzuschlagenden Zuwachs durch Joseph Surzyńskis „Monumenta musicae sacrae in Polonia", erste Lieferung, Posen 1885. Der Text ist in polnischer und französischer Sprache abgefasst, die vierstimmig in den heute gebräuchlichen Schlüsseln gegebenen und metronomisierten Kompositionen: eine durch kunstvolle Stimmführung sich auszeichnende Messe von Thomas Szadek, einem Zeitgenossen Palestrinas, und ein „Adoramus te" von Nikolaus Zielenski (komponiert 1611) hat der, selber als kirchlicher Tonsetzer hochgeachtete Herausgeber um eine Stufe höher transponiert und sie so für gemischten Chor verwendbar gemacht. Meisterhaft ist die thematische Durchführung, das kontrapunktische Gewebe und vor Allem die erhebende Harmonie des „Adoramus".

Ziemlich öde ist's heute im Felde der Lyrik und Epik, nur hin und wieder noch fällt ein milder Frühlingstau auf das erstarrte nieder und treibt vereinzelte Knospen, doch kaum je eine reich sich entfaltende Wunderblüte jenes Enthusiasmus, den Lessing die ἀκμή aller Kunstbegabung nennt. Der Zeit ist eben die Seligkeit des inneren Lebens fremd geworden. Eine neue Theodicee der Romantik versuchte Korczak, der in seinem „Märchen", 1886, den Helden Kiril, halb Werther halb byronisierter Faust erhabene Probleme lösen lässt. In Leonhard Sowińskis Poesien, 1885, spielt sich das Lebensdrama des Dichters mit seinen inneren Leiden und Seelenkämpfen ab, die aber dann in harmonischeren Akkorden ausklingen. Nicht als himmelstürmender Titane fühlt sich Stanisław Rossowski in seinen „Gedichten", 1886, sondern vor seinem Seherauge schwebt das Bild des Ikaros. „Zu spät," ruft er, „trat ich in diese Welt, denn meine Seele stammt aus andern Zeiten." Eine herzliche und stille Liebe und eine ethischen Idealen zugewandte Naivetät treten hier in anmutiger Form vor uns hin. Möge der Ernst des Lebens nicht sobald den Schmelz von den Flügeln des Falters streifen! Nach dem Muster der Krimschen Sonette von Mickiewicz legte Stephan in seinen „Balkan-Sonetten", 1885, seine bulgarischen Reiseerinnerungen nieder. Mit den Reimen machte er sich indes leicht. Einen Liederkranz wand Agnes Baranowska 1885 den Veteranen von 1830. Diesen Paraphrasen von „Kennst du das Land", „Denkst du daran" etc., diesen Mahnungen, zum Glauben der Väter zurückzukehren, wohnt zwar tiefes Gefühl aber nur eine geringe Macht des Gedankens inne. Des Hinscheidens der begabten Maria Bartus gedachte ich bereits im

verflossenen Jahre. Sie endete in Not als Hilfslehrerin in einem Dorfe. Ihre phantastische Erzählung „Der Geist der Ruinen", 1885, zeugt mehr von glühender Vaterlandsliebe als von Kenntnis des Lebens. Maria Bartus hatte auf ihrer schweren irdischen Pilgerfahrt den Glauben nicht nur an die Menschen sondern auch an Gott verloren; ihr letzter Sang aus wundem Herzen endet mit den bittern Worten:

> Im Grabe wird des Schicksals Wuth ermatten,
> Mich nicht zu neuem Kampfe wecken,
> Und wärmer ist gewiss des Hügels Erde,
> Als Menschenherzen.

Auch die durch ihre Improvisationen berühmte Deotyma griff wieder in die Saiten, um in dramatischer Form die Wanda-Sage in „Polen im Liede", 1887, zu singen. Im Tone der ukrainischen Schule ist Thaddäus Otawas „Lied eines Leiermanns", 1886, gehalten. Der als juristischer Schriftsteller und Uebersetzer schon bekannte Stanislaw Budziński bietet in seinem Buch „Vom fremden Parnass", 1886, formgewandte Nachbildungen der vorzüglichsten Dichtungen aus fast allen neueren Litteraturen. Eduard Porębowicz übertrug 1885 Byrons „Don Juan", der übrigens bereits früher im Grafen Bawarowski einen Interpreten gefunden hatte. Der einst schon von dem unvergesslichen Franz Morawski nachgedichtete „Manfred" liegt in einer neuen Uebertragung von Floryan vor. Die mit jener der talentvollen Maria Kurtzmann wetteifernde Uebersetzung von Goethes „Iphigenie" durch Peter Parylak darf als ein neuer Gewinn für die polnische Litteratur betrachtet werden; nicht nur die bei größter Treue stets natürlich fließende Sprache, sondern auch die lebendige Auffassung des Geistes verleihen dieser Arbeit großen Wert. Parylaks Erklärungen bedeutender polnischer Dichterwerke in geschichtlicher und sprachlicher Beziehung fördern in hohem Grade deren richtige und verständnisvolle Auffassung. Mit dichterischem Anempfinden und in wohlklingenden, allerdings nur teilweise gereimten, Versen übertrug Ladislaus Gumplowicz, Wien 1887, eine treffliche Auswahl von Adam Asnyks Gedichten ins Deutsche. Ein Kuriosum nach Art der Seeschlange taucht, von Zeit zu Zeit wiederkehrend, in einem Teil der polnischen Presse auf. Es ist dies ein Artikel, der, in nur wenig sich ändernder Fassung, mit einer gewissen Befriedigung die deutschen Uebersetzungen aus dem Polnischen von Alpha bis Omega aufzählt und dabei bona fide auch jene vielen ganz verfehlten Sprach- und Sinnentstellenden immer wieder zum Scheindasein erweckt, welche, zum Teil auf Kosten düpierter Magnaten in die Welt gesetzt, hier zwar bald nach der Geburt verschollen sind, aber doch das Ihrige dazu beigetragen haben, die polnische Litteratur bei uns für längere Zeit gründlich in Verruf zu bringen.

Wie überall, so findet auch in Polen das Trauerspiel sowie das eigentliche Volksstück nur wenige Verehrer, und Schauspieldirektoren, welche sich nicht herbeilassen wollen, Operetten und Possen ohne Sinn und Kern auf ihrem Repertoire vorherrschen zu lassen, gehn dem Bankerott entgegen. Dies dient den Autoren zur Richtschnur, und so empfängt denn das heutige Bühnenstück von der Jurisdiktion des Publikums allein seine geistigen und künstlerischen Gesetze! — Gelegentlich einer Warschauer Preisausschreibung wurde das Drama eines jungen noch unbekannten Dichters gekrönt, und dadurch sein Schöpfer schnell berühmt, um aber nach Veröffentlichung seines durchaus unreifen Produkts ebenso schnell der hoffentlich nicht dauernden Vergessenheit anheim zufallen. Die Konkurrenz von 71 Bewerbern scheint die Preisrichter ermüdet zu haben. Wertvoller sind die neuesten Arbeiten Zalewskis, Lubowskis, Bliziński. Des Letzteren „Fuchs im Hühnerstall" erinnert an Sardous „Nos bons villageois". Spiegelt sich in Przybylskis „Wicek und Wacek" der polnische Nationalcharakter im Allgemeinen ab, so schwebten den gemeisamen Verfassern des „Ehemanns aus Gefälligkeit", Abrahamowicz und Ruszkowski, speziell lebende galizische Typen vor. Des sprachgewandten Sabowski „Eine halbe Million" schildert die Jagd nach einem reichen Schwiegersohn; weniger szenische Technik, aber gesunde Tendenz ist Mankowskis Drama „Der Sonderling", 1887, eigen. Einige in Krakau 1886 aufgeführte dramatisierte Romane blieben Eintagsfliegen.

Neben dem Lustspiel schwillt der Gießbach der Romanproduktion in immer gewaltigerem Ansturm. Nicht nur der Homo novus, der nach einem Vorschmack der Unsterblichkeit dürstet, sondern auch mancher bereits in anderen Schaffensgebieten Ergraute wendet sich der Erzählung zu — die Novitätensucht der Lesewelt sichert den, freilich fast immer ephemeren, Erfolg. Dem altmodisch gewordenen ätherumschleierten Romantizismus folgte, im Grunde als seine äußerste Konsequenz, der Naturalismus, die oft bis zur unästhetischen Enthüllung getriebene Treue in der Schilderung aus der Gegenwart — der häusliche Heringsalat im Göttertempel der Kunst. Aus historischen Romanen aber, dieser Verschmelzung von Wahrheit und Illusion, „lernt" die Durchschnittsbildung nebenher Geschichte. Bequemer Absatz macht auch das Mittelgut wuchern, das sich neben dem Gediegenen spreizt.

Den höheren künstlerischen Standpunkt wahrt der mit unerschöpflicher Phantasie ausgerüstete Heinrich Sienkiewicz, dessen neuer Roman „Die Sintflut", 1886, uns die traurigen Zustände der Republik im siebzehnten Jahrhundert mit ihren inneren Parteiungen, mit den Kämpfen gegen die Schweden etc. vor Augen führt und der in der Novelle „Bartek der Sieger" mit lebenskräftiger Individualisierung die Geschicke eines Posener Landmannes schildert. Er fand in Sigmund Kaczkowski einen Mitbewerber im Fache des historischen Heldenromanes. Dieser aber betrachtet die Vergangenheit mehr mit dem nüchternen

Blicke des Forschers, wie in seinem „Abraham Kitaj“, 1886, ohne seinen Gestalten die ideale Plastik eines Sienkiewicz verleihen zu können, der freilich fast jeden Mann zum Helden stempelt und mit der zum Teil in der Ausdrucksweise jener Zeit gehaltenen Sprache die faktische Treue gelegentlich zu weit treibt. — Im Gegensatz zu dem so großartige Verhältnisse annehmenden historischen Roman, wie ihn Kraszewski bis an sein Lebensende angebaut hat, bewegt sich die aus der Gegenwart geschöpfte Erzählung in kleinerem Gesichtskreise, sie gefällt sich meist in einem sentimentalen Pessimismus, der mit Hartnäckigkeit die Schattenseiten der Gesellschaft aufsucht. In eine Atmosphäre tränenreicher Liebespein versetzt uns Hajotas „Was das Leben gab“, 1886; ihre Uebersetzung Bret Hartes ist übrigens wohlgelungen. In Hospitälern scheint Kościalkowska („Im Halbschatten“, 1885) ihre ersten Kenntnisse der Welt erworben zu haben. Die ebenfalls pseudonyme Ostoja bekundet in ihren „Skizzen und Bildern“, 1886, feine Beobachtungsgabe, besonders in den Einzelheiten, und lässt hoffen, dass sie bald auch an einem größeren Aufbau ihre Kräfte mit Glück erproben werde, nach ihrem berühmten Vorbilde Elise Orzeszko. Diese stieg in der Novelle „Der Krämer“, 1885, zu den Hütten des Landvolkes hinab, um die Schicksale einer armen aber ehrlichen Judenfamilie mit echt weiblichem Gefühl und ergreifender Wahrheit vor unserem Blick zu entrollen. Der soeben erschienene 36. Band ihrer gesammelten Werke enthält die auf soziale Verhältnisse gegründete Erzählung „Sigmund Ławicz und seine Kollegen“. Die Huculen, ein auf der nördlichen und auf der ungarischen Seite der Karpathen sesshafter, durch Physiognomie, Kleidung und Sitten von den anderen Bergbewohnern abweichender Volksstamm, gaben Julius Turczyński Stoff zu verschiedenen gelungenen Erzählungen, welche Sympathien für diese Autochthonen erwecken müssen. Wir nennen darunter „Roman, Semens Sohn“, 1885, „Taras von Worochla“, 1886, „Trofym, der Sohn Olenas“, 1887. Von genauer Kenntnis der kroatischen Geschichte zeugt Jeżs farbenreiche Erzählung „Vor 200 Jahren“, 1887, welche in die Zeit nach Wiens Entsetzung fällt. Jeż (Sigmund Miłkowski), der treue Freund Kraszewskis, stand diesem an seinem Sterbelager tröstend zur Seite. Der sechste Band von Michael Bałuckis gesammelten Schriften, 1886, brachte seinen Roman „Die Jüdin“, in welchem die Gefühle der Liebe mit den religiösen und Familien-Traditionen in Widerstreit geraten. Von Viktor Gomulicki erschienen 1886 „Wahrhaftige Bilder“, kleine Skizzen und Novellen aus dem Leben, in welchen zwar das studium veritatis oft weit getrieben, aber mit leichter weicher Hand in eleganter Form ein reiches psychologisches Material aufgehäuft ist. Gestalten wie die der Tante in „Aus fremdem Bienenstock“, der armen Magd in „Marianne“, des zwischen Elend, betrogener Liebe, Ruhm und Enttäuschung hin und her geworfenen jungen Poeten „Coelio“ sind frisch aus der Wirklichkeit herausgegriffen. Der Verfasser hat sich bereits als Dichter von seltener Tiefe und Kraft eingeführt, in seinem Gedicht „El mole rachnim“ (einem jüdischen Gebet) vereinigen sich Phantasie und Realismus zu einem schönen Ganzen. Gomulickis glücklich erfundener Einakter „Das geheime Fach“ zeigt uns ein junges Ehepaar, dessen Wohlergehn den Neid einer einst Verschmähten erregt, die schließlich als Intrigantin entlarvt wird.

Der wohlakkreditierte Lustspieldichter Joseph Bliziński ergötzt in seinen „Neuen Humoresken“, 1885, durch echtkomische Situationen, so in dem „Festessen“, zu welchem man die Hauptperson, den zu feiernden Freund, einen versetzten Beamten, einzuladen vergessen hat, in der Geschichte „Vom Pferde, das sich selbst auffraß“, nämlich durch die Futterkosten, etc. Neben Soziologie und Pädagogik kultiviert Adolph Dygasiński auch die Belletristik, und zwar als polnischer Paul de Kock; in „Von Molken“, 1886, schmückte er seinen Helden mit dem Epheukranze jenes Gottes, welchem die Langohre geheiligt waren. Das pädagogische Ziel behielt Leopold Szyller-Racki in seiner trefflichen Volkserzählung „Wanderungen und Erlebnisse“, 1886, fest im Auge. Unglückliche Liebe treibt den jungen Matthäus in die Ferne, aus welcher er an Kenntnissen und Erfahrungen reich endlich nach seinem Heimatsdorfe zurückkehrt, wo ihm eine Erbschaft und zugleich die Hand seiner ihm treu gebliebenen Marysa zu Teil wird. Fortan geht er seinen Nachbaren in Allem mit gutem Beispiele voran.

Einen durchaus eigentümlichen Zweig der Litteratur bilden die im jüdischen, aus polnischen, hebräischen und deutschen Brocken zusammengesetzten Jargon abgefassten Broschüren und Bücher, unter denen nicht nur talmudische Vorschriften und Gebete, sondern auch Uebersetzungen von Schlosser, Darwin und Anderen figurieren. Abramowicz, der bedeutenste Vertreter dieser Spezies, geißelt in seinen Schriften die reichen Juden und nimmt sich der Armen und Bedrückten an. Sein Buch „Die Mähre“, von Junosza aus dem Patois ins Polnische übersetzt, erschöpft unter dem Schleier der Allegorie die ganze Judenfrage mit Humor und Sarkasmus.



Die Poesie in Lyon.

II.

Josephin Soulary.

Frühling! Frühling! Renaissance! Nach langen, vom sibirischen Ostwind durcheisten Tagen weht endlich wieder der Wind von Süden, von wo der schöne Menschenfrühling der Renaissance kam,

und nun er selbst mich wieder erweckt von der langen Wintererstarrung, treibt es mich, mein Versprechen zu halten und den Lesern des „Magazins" den Lyoner Dichter vorzuführen, aus dessen Poesien uns der ganze Frühling der Renaissance entgegen duftet, entgegen lacht: Joséphin Sonlary. Als ich vor mehr als zwanzig Jahren im „Orion", der von † Strodtmann gegründeten Hamburger Zeitschrift, eine kurze „Geschichte des Sonetts in Frankreich" veröffentlichte, schloss ich dieselbe mit dem Namen Sonlary ab; derselbe fing damals erst an, bekannter zu werden. Was von ihm in einzelnen Blättern erschien, war so pikant, so künstlerisch ciseliert, so eigenartig, dass man sofort erkannte, man habe eine hervorragende litterarische Erscheinung vor sich. In welches Erstaunen aber versetzte mich der Reichtum seiner Schöpfungen, als sie nun, zwanzig Jahre nachher, in drei schmucken Elzevierbänden vor mir lagen: „Oeuvres poétiques de Joséphin Soulary. Paris, Alphonse Lemerre 1880."

Freilich, leider! hat das Jahr 1870 auf einige Blätter Gifttropfen geträufelt, die das deutsche Gefühl aufs Tiefste verletzen müssen und manchem Leser die Lektüre des Dichters verleiden mögen. Noch kürzlich (siehe Nr. 15 des „Magazins") hat Alfred Friedmann die entsetzlichen Verirrungen mitgeteilt, zu denen sich der französische Patriotismus in Soulary hat hinreißen lassen; so tief beklagenswert es bleibt, dass ein so edler Geist wie der Lyoner Sonettist sie mit seinem Namen unterzeichnet hat, so setze ich sie doch weit mehr auf die Rechnung von Paris als von Lyon. Die große Mehrheit der Franzosen, auch der Gebildeten, lebt in krasser Ignoranz über dentsches Wesen, sie empfängt ihre Belehrnng von der Pariser Presse, und unter den Pariser Journalisten hat es bekanntlich nur Einen Nefftzer gegeben. Was 1870 von Paris aus über den Krieg und seine Führnng gelogen worden ist, darüber habe ich die Belege noch daliegen: und die Provinz musste das alles für Wahrheit nehmen. Gott sei's geklagt! Dazu kommt, dass Frankreich seine meisten Kriege auf fremdem Boden geführt hat; die Daheimgebliebenen sind nicht Zenge der Gräuel gewesen, die von den französischen Heeren verübt wurden, und ihre Geschichtschreiber, die übrigens der deutschen Sprache unkundig waren, haben sich wohl gehütet, diese Gräuel zu verzeichnen. Als nun der Krieg, der von ihnen provozierte Krieg (eine Tatsache, die sie auch sich niemals vergegenwärtigen) mit seinen unvermeidlichen Verwüstungen in ihr eigenes Land drang, entsetzten sich die Franzosen und schrieen über Barbarei! Nur einmal habe ich ein Zugeständnis aus französischer Feder gelesen: im Jahr 1850 wurde in Nancy ein General begraben, der den spanischen Feldzug unter Napoleon I. mitgemacht hatte; mein Gastfreund Lelièvre, Redakteur des demokratischen „Travailleur" und nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember nach Algerien deportiert, rühmte an dem Verstorbenen, dass er „les mains pures, mit reinen Händen" aus Spanien zurückgekehrt sei. Nun, was waren denn die Anderen? Diebe, Spitzbuben, die mit Kostbarkeiten und Reichtümern beladen heimkehrten. Sie hatten sich nicht mit armseligen Pendeluhren begnügt, auch die Meisterwerke der spanischen Malerei wanderten mit ihnen über die Pyrenäen! Es giebt hier und da Einen (ich habe es zwischen den Zeilen eines Pariser Journales gelesen), der ein Verständnis für den feierlichen Moment hat, wo König Wilhelm von Preußen am Tage vor der Abreise ins Feld am Sarge seiner Mutter, der Königin Luise, im Gebete niederkniet; nur vor der Menge wagt es Keiner zu bekennen, dass er eine Ahnung von der göttlichen Gerechtigkeit hatte, deren Urteilsspruch sich bei Sedan vollzog.

Aber alles dies gehört nicht in ein Litteraturblatt, möchte man meinen. Und doch! Tyrtäus feuerte die Spartaner zum Kampfe gegen den messenischen Bruderstamm an, aber Amphions Leier gründete Städte und sänftigte die Tiere der Wildnis. Vor Allem und über Alles ist es Anfgabe und Beruf der schönen Künste, der Dichtkunst insbesondere, die Gesittung der Menschheit zu fördern, „deren Würde in ihre Hand gegeben ist; denn der Dichtung heilige Magie dient einem weisen Weltenplane, still lenke sie zum Ozeane der großen Harmonie!" Ein so edler reicher Geist wie der Soularys täte besser, sich an diesem Werke zu beteiligen, als an jenem.

Was uns persönlich betrifft, so wurden wir, wie schon gesagt, von seiner Muse noch vor dem blutigen Jahre entzückt; wir können also unsere, fast möchten wir sagen: schwärmerische Verehrung des Lyoner Dichters in aller Unbefangenheit aussprechen. Und man stoße sich nicht daran, dass sein Hauptwerk in Sonetten besteht, in kleinen Sonetten. Was sind die „Maximes" Larochefoucaulds? Eine Reihe Sätzchen von meist nur zwei bis drei Zeilen, und doch sagt der Kritiker P. Albert davon: „Il y a peu de livres plus voisins de la perfection." Soulary selbst weiß diesen Einwurf auf geistreich künstlerische Weise zurückzuweisen, er vergleicht die Phantasie, „la folle du logis", wie sie in Frankreich heißt, mit einer schönen Frau, die ihre schwellenden Reize in ein scheinbar enges Kleid einzwängen soll:

Je n'entrerai pas là, — dit la folle en riant, —
Je vais faire éclater cette robe trop juste!
Puis elle enfle son sein, tord sa hanche robuste,
Et prête à contre-sens un bras luxuriant.

J'aime ces doux combats, et je suis patient.
Dans l'étroit vêtement, vrai corset de Procuste,
Là, serrant un atour, ici le déliant,
J'ai fait passer enfin tête, épaules et buste.

Die Toilette ist fertig und die schöne Gestalt, Frau oder Sonett, entzückt Sinne und Seele. Aber das Ganze? Die Sammlung ist ein Kaleidoskop von unendlicher wechselnder Bilderfülle, unendlich wie der Sonnenstaub. Diese kleinen Gedichte sind Dia-

manten, Leuchtkäfer, Perlen, Schmetterlinge, ein Festmahl für die Feinschmecker der Litteratur, Kaviar für's Volk. Wer nur das Französisch der Pariser Romane versteht, für den sind diese Juwelen der Kunst unverständlich. Auch für die gedankenlose Dame, Langeweile, die nur nach leichter Unterhaltung verlangt, sind sie nichts. Diese Feinheit und Reichhaltigkeit der Gedanken in meisterhaft beherrschter Sprache, ciseliert mit der Kunst eines Benvenuto Cellini, bietet aber auch dem wirklich gebildeten Leser einen seltenen Genuss. Dass aber das Sonett nicht bloß zu Liebesseufzern bestimmt ist, sondern auch die ernstesten Gedanken ausdrücken darf, was wir Deutsche seit Rückert, Herwegh und Anderen schon wissen, spricht auch Soulary in folgenden Worten aus: „Le sonnet surtout se prête merveilleusement, par sa nature incisive et goguenarde, à toutes les taquineries de la pensée sur les plus solennelles manifestations de la destinée humaine.“ Wie köstlich z. B. drückt er den Gedanken Platos von der Einheit des Menschen in dem durch die Liebe vereinten Paare aus, indem die Zwei vereint erst den vollkommenen Menschen bilden! Das Sonett heißt

Toi, Moi.

Toi, moi! — deux mots abstraits, deux volontés sans loi!
Qu'une accolade intime — un baiser — les unisse,
Et l'échange se fait, suave sacrifice,
Et soudain nous vivons, toi dans moi, moi dans toi.

Chacun reçoit de l'autre, et lui donne de soi;
Dans ce trait d'union Dieu lui-même se glisse!
L'égoïsme est vertu dès qu'il a son complice;
L'être est complet dès lors qu'il n'est ni toi, ni moi!

Tu voudrais voir, dis-tu, pour la vie éternelle,
Nos deux âmes se perdre en la même étincelle,
Si bien qu'on ne pourrait en séparer les feux.

Va! laisse-les s'unir, mais non pas se confondre!
Que deviendrait l'amour, s'il ne pouvait répondre
A la soif de chacun dans l'ivresse des deux?

Ist das nicht „incisif, solennel und goguenard“ zugleich? Platos Symposion hatte aber Soulary gewiss nicht gelesen. Was sind unter Anderen ferner die philosophisch gründlichsten Deduktionen der heutigen Pessimisten gegen das Sonett „Souffrance divine“, diesen Ausdruck des Weltleids voll erhabenen Schreckens: das Leid des Menschen währt nur einen Augenblick, der Unerschaffne, Zeuge dieses Leides, leidet ewig unter seinem Anblick! Daneben lese man das Gedicht „Le cri“ in elf vierzeiligen Strophen, bei dessen Durchdenken man bis ins Innerste zusammenschauert! Es ist der Schrei Jesu am Kreuze: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ „ce cri de l'humaine souffrance, ce cri formé de tous nos cris“, der das ganze Weltall durcheilt, aber das Weltall ist unendlich:

Mais l'étendue est sans limite,
Et l'écho dont il a besoin
Recule devant sa poursuite,
Toujours plus haut, toujours plus loin!

Unsere persönliche Weltanschauung ist eine andere, wir haben diese trostlose Philosophie in uns überwunden, aber vom künstlerischen Standpunkte aus fragen wir: hat der Weltschmerz oder der Pessimismus je einen poetischeren Ausdruck gefunden als diesen herzzerschneidenden Aufschrei?

Wir sahen, in welch erhabenen Worten und Bildern der Dichter die Gedanken der Ewigkeit und Unendlichkeit darzustellen weiß. „Erdrückt von der Unermesslichkeit des Weltalls“ will sich seine Vernunft in einem Sonett bei dem unendlich Kleinen sammeln und erholen, aber Entsetzen!

De ces infiniment petits,
Les impalpables sont sortis,
Les invisibles vont éclore.

Le Rien se meut; descends toujours...
„O terreur! dis-tu, c'est encore
L'Immensité, mais à rebours!“

Das Sonett heißt „Néant peuplé!“ Das bevölkerte Nichts! Zwei Dinge, die sich auszuschließen scheinen, zwei Worte, über deren Zusammenhang man verrückt werden könnte, und der Dichter hat sie doch zu vereinigen gewusst. Soulary muss ein tiefer Geist, ein starker Denker sein.

Doch genug des gar zu tiefen Ernstes! Das Leben entrollt sich in diesen Dichtungen in seiner ganzen Schönheit, es sind Gemälde voll Feuer, Ironie und Gemüt, bald neckisch, bald zart; zuweilen wird man an die „Alma Venus“ des Lucrez erinnert, zuweilen lacht uns Heinescher Humor zu. Gleich auf „Le Cri“ folgt ein kleines Poem „La Gypsie“, ein alle Sinne berückendes, die tiefsten Leidenschaften aufregendes Bild, eine Empörung à la Don Juan der lebendigen Natur und der Vernunft zugleich gegen die Scheiterhaufen des religiösen Fanatismus, ein Aufflammen des unergründlichen Geheimnisses der schaffenden Urkraft, und am Schluss eine boshafte Ironie auf die moderne Zeit und Gesellschaft. Auch an Zola wird man erinnert: das Sonett „Omnia mecum porto“ ist die ganze Nana, und das Poem „Marie“ ist ein entsetzliches realistisches Bild des Elendes, das weit mehr denken lässt als Zolas Romane. Dagegen spricht aus „Les oiseaux bleus“ die zarteste Religiosität in der einschmeichelndsten Form ohne einen Hauch von Frömmelei. Ach, und wie viel andere Perlen aus dem reichen Schmuckkästchen von Soularys Muse habe ich noch aufgezeichnet! aber es sind deren zu viel für ein Feuilleton. Nur noch Folgendes.

Wie schon angedeutet wurde, besteht der poetische Schatz Soularys nicht bloß aus Sonetten, — er enthält auch größere Dichtungen erzählender Form, oder elegischen, oder auch philosophischen Inhalts. Man lese das wundervoll reizende Poem „L'escarpolette“, den Brand von Persepolis in „Pholoé“. Und wie oft habe ich gelesen und wieder gelesen die Widmung „A celle qui porte mon nom“. Der Dichter, der selbst in neckischen Versen über „ton modeste

bonheur, vieil Hymen" gespottet hat, hat hier den Mut, zu gestehen: „J'ai goûté ce bonheur, et j'oserai l'écrire". Um aber das Ganze zu kennzeichnen, kann ich nur wiederholen: die Renaissance ist in dem Landsmann der schönen Louise Labé wieder erwacht; mit vollendeter Kunst schildert er die schöne Sinnlichkeit der Antike und das Spiel der Liebe, wie unter Anderem in dem reizenden Sonett, das er nach Theokrit „Oaristys" betitelt hat:

Ils vont, beaux amoureux, côte à côte, en silence,
Les yeux baissés à terre, et la main dans la main,
Sans songer qu'ils sont seuls, éloigués du chemin,
Et que la nuit s'abat sur la forêt immense.

Où vont-ils? Où le coeur les conduit sans défense,
Impatients et doux sous l'aiguillon divin;
Lui, du désir d'oser tout ému dans son sein,
Elle, tremblant qu'il ose et se livrant d'avance.

Ils n'ont rien dit encore, et tout est dit entre eux.
— La nature est discrète, enfants! soyez heureux!
Et toi, Barde de Cô, souris, vieux Théocrite!

Vois! ton drame d'amour dure éternellement;
C'est, depuis deux mille ans, la seule page écrite
Où le temps ait passé sans aucun changement.

Dann wieder bricht die moderne Ironie in dem Dichter durch; neben die Naivetät der Antike stellt er ein Bild der raffinierten Zivilisation von heute, wo Mann und Weib sich gegenseitig betrügen, denn höre, Theokrit, „La France n'est pas l'Arcadie; on faisait l'amour de ton temps: nous en faisons la parodie." Aber nicht nur die schöne Sinnlichkeit der Antike erwachte in der Renaissance wieder, auch der freie Gedanke empörte sich gegen die pfäffische Scholastik und die Herrschaft der Dummköpfe. Am schärfsten drückt diese Seite jener Zeit der Verjüngung der Lyoner Dichter in dem Sonett „Saper aude" aus: dies Wort regt seinen Stolz auf, aber es ist das Gegenteil von dem Verbote, das Eva aus Jehovas Munde vernahm:

„Raison peureuse, ose savoir!
Savoir est clé de tout pouvoir."
Ainsi lui parlait la couleuvre.

Sur cet arbre mystérieux,
La pomme est toujours mûre. — A l'oeuvre!
Dérobons le secret des Dieux!

(Schluss folgt.)

Leipzig. Herman Semmig.



Aus allen Zonen.

(Folkloristische Neuigkeiten).

I.

Als Ferdinand Raimund vor 64 Jahren seinen König Tutu den „indianischen Eulenspiegel" mit der „schönen Melusine" in einem Atem abtun ließ, da konnte der liebenswürdige Volksdichter Oesterreichs die großen Ehren, zu denen diese beiden Gestalten einst gelangen werden, ebenso wenig ahnen wie er gewiss nicht im Entferntesten daran gedacht hat, dass sein Barometermacher, dieses erste pudelnärrische Kind seiner noch gesunden Laune, eines Tages der hohen Auszeichnung einer kritischen Ausgabe mit allem möglichem Aufwande einer gewissenhaften Textkritik teilhaftig werden soll. Unterdessen ist freilich die Welt um ein Bedeutendes „g'scheidter" geworden und Herr Ralston, dem wir übrigens zwei treffliche Bücher über die russischen Märchen und Volkslieder verdanken, durfte am letzten Tage des kürzesten Monats in diesem Jahre die schöne Hoffnung aussprechen, dass die allerorten mit Begeisterung in Angriff genommenen folkloristischen Studien — zum allgemeinen Völkerfrieden führen werden. „Ma Mère l'Oye", die einer allmonatlich zu harmloser Plauderei sich versammelnden Tafelrunde mehr oder weniger ernst zu nehmender Traditionisten in der Seinestadt zum Schilde dient, hätte sich's gewiss nicht träumen lassen, dass sie, die nahezu zweihundert Jahre lang verkannte und geringgeschätzte, gerade im elektrisch-beleuchteten Zeitalter der Repetiergewehre als Friedensengel gefeiert werden und die glänzendste Rehabilitation erleben wird. — Die romanische Ueberschwänglichkeit abgerechnet, womit man in Italien, Frankreich und Spanien die Unterlassungssünden vieler Jahrzehnte gut zu machen bestrebt ist — darf das Streben selbst, welches nun auch in diesen Ländern allen Ernstes an ein fleißiges Sammeln und Sichten der volkstümlichen Ueberlieferungen geht, gerechten Anspruch auf Lob und Anerkennung erheben. Am Wenigsten wird man einem solchen Streben, dass mit den unsterblichen Namen der Brüder Grimm verwachsen ist, die volle Würdigung in Deutschland versagen — wenn es auch bisher gerade in dem Lande, dass der Welt die „Stimmen der Völker in Liedern" und die „Kinder- und Hausmärchen" geschenkt, zu keiner allgemeineren Anteilnahme am Werke kommen will, welches alle Schichten der Gesellschaft auf ihre Weise zu fördern berufen wären. Bei den unzähligen Vereinen und Genossenschaften, von denen es in Deutschland wimmelt — sollte man es da für glaublich halten, dass es noch ebenso wenig eine deutsche Gesellschaft für Volkskunde wie eine deutsche Zeitschrift giebt, die ausschließlich folkloristischen Beiträgen gewidmet, zugleich auf wissenschaftlicher Höhe stünde? Dänemark, England, Frankreich, Griechenland, Holland, Italien, Portugal, Schweden und Spanien zählen dieser wie jener eine ganze Menge*) — und demnächst soll auch in Ungarn eine Monatsschrift für Volkskunde ins Leben treten. („Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn", in deutscher Sprache herausgegeben — unter Mitwirkung des Referenten — von Dr. Anton Hermann in Budapest.) Allerdings scheint nun Pro-

*) Vgl. Gustav Meyer, Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. Berlin, Oppenheim, 1885. S. 154 ff.

fessor Max Kochs erfreuliches Unternehmen, die vielversprechende „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" den erwähnten Mangel — wenn er überhaupt als als ein solcher empfunden wird — insofern ersetzen zu wollen, als im reichhaltigen Programm des genannten Herausgebers auch einer Förderung folkloristischer Studien Erwähnung geschieht. (I. Band, Seite 12.) Und wenn bereits die ersten vier Hefte des jungen Organs, mit ihren mannigfaltigen Beiträgen zu verschiedenen Zweigen der Volkskunde, für den vollen Ernst und die Verlässlichkeit dieser Zusage bürgen: so dürften wir einstweilen einer eigens und ausschließlich den volkstümlichen Ueberlieferungen gewidmeten deutschen Zeitschrift um so leichter entraten, je weiter derzeit noch die Ansichten über den Wert der versuchsweise gebotenen Lösungen jener Fragen auseinandergehen, deren übereinstimmende Beantwortung einer wissenschaftlichen Untersuchung des hier in Betracht kommenden äußerst ungleichartigen Materials vorangehen müsste. Wir wollen daher in der Gastfreundschaft, die hier von der vergleichenden Litteraturgeschichte dem Folklore gewährt wird, etwas Besseres denn einen kümmerlichen Notbehelf erblicken, weil wir in dem intimen Verkehr der beiden sich so vielfältig berührenden Disziplinen zugleich eine günstige Gelegenheit zur Klärung sowohl ihres gegenseitigen Verhältnisses wie auch ihrer Stellung zu anderen benachbarten Wissenszweigen wahrnehmen. Unter den letzteren namentlich zur vergleichenden Mythologie, zur allgemeinen Sprachwissenschaft und zur Völkerpsychologie; oder — wenn wir im Anschluss an Wundt (Philosophische Studien IV, 1.) mit „Volksseele" die in Sprache, Mythus und Sitte gespiegelte geistige Eigenart eines Volkes bezeichnen wollen — nur zur letztgenannten, die dann in ihrem umfassendsten Sinne genommen und aus dem vorläufigen Stadium einer bloß auf irgendwelche fiktive Gegenwart beschränkten Beschreibung in das höhere der pragmatischen Erklärung tretend, zur Entwickelungsgeschichte des Menschengeistes und somit zur integrierenden Hälfte dessen wird, was wir als die Humanitäts-Wissenschaft der Zukunft bezeichnen möchten. Der Zukunft — sagen wir und meinen damit, dass eine derartige Wissenschaft nur auf die Grundlage einer ununterbrochenen Reihe von Tatsachen und eines festen Gefüges von wirklichen — das heißt ausnahmslosen — Gesetzen aufgebaut werden kann, wie solche gegenwärtig kaum für die primären, geschweige denn für die sekundären Erscheinungsformen auch nur des individuellen — und am wenigsten für die des sozialen Lebens in der erwünschten Zahl und Eigenschaft erschlossen sind.

Ein eifriges Sammeln und Ordnen von Tatsachen ist es also, was zunächst mit Nachdruck gefordert werden muss. Wir werden daher jeden Beitrag, der dem Gegenstande neues Licht zuführt, so wie jede Gelegenheit zur Mitteilung solcher Beiträge freudig begrüßen — und können demnach den Einwürfen, mit denen Konrad Burdach (Deutsche Litteraturzeitung 1887, 2. April) gleich dem ersten Hefte der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte begegnet, schon darum nicht beistimmen, weil wir ein ähnliches Vorgehen auch dann für sehr voreilig halten würden, wenn ein derartiges litterarisches Unternehmen seine Laufbahn weniger zielbewusst und vorbereitet — als im gegenwärtigen Falle — angetreten hätte. Aus dem wenigstens, was der genannte Rezensent — die nicht ganz unanfechtbaren Analogien einer vergleichenden Sprachwissenschaft und vergleichenden Anatomie (!) herbeiziehend, im Uebrigen aber größtenteils W. Scherers Spuren folgend — über die Aufgaben und Ziele der vergleichenden Litteraturgeschichte vorbringt, lässt sich weder für noch gegen die Opportunität einer Zeitschrift etwas ableiten, die fürs Erste selbstverständlich nur Bausteine zu einer „allgemeinen Litteraturwissenschaft auf vergleichender Grundlage" zusammentragen will.

Wir möchten nach diesen allgemeinen Bemerkungen Einiges von dem Inhalte der uns vorliegenden vier Hefte der herangezogenen Zeitschrift hervorheben und wollen uns hierbei auf die vorwiegend folkloristisch interessanten Mitteilungen beschränken. Da ist gleich in der ersten Lieferung die mit vergleichenden Anmerkungen versehene Uebersetzung der „Abenteuer des Gurû Paramártan" von Hermann Oesterley. (I. Band, S. 48—72.) Ein „Volksbuch" würden wir freilich das in seiner Art wirklich ergötzliche Produkt des Jesuitenmissionars Beschi (1680—1746) doch nur mit Vorbehalt nennen, da uns die Gründe des Uebersetzers von der Echtfärbigkeit dieser Tamulischen „Sieben (eigentlich nur sechs) Schwaben" keineswegs überzeugen und wir auch jenen Satz seiner Einleitung nicht zu unterschreiben vermögen, wonach „die Geschichte wirklicher Volkserzählungen es unwiderleglich beweist, dass zu ihrer Uebertragung und Belebung in einem anderen Volke das Umschleifen durch vielfaches Erzählen und damit eine verhältnismäßig lange Zeit erforderlich ist". Zeigen doch ungemein charakteristische Fälle gerade das Gegenteil und noch manches Andere, was von gewissen kühnen Folkloristen nur zu oft übersehen wird. Da wird eines Tages (in Feber 1885) Herrn Maspéro, der uns mit dem niedlichen Büchlein Aegyptischer Märchen verpflichtet hat, von einem in Luxor angesiedelten Europäer die überraschende Neuigkeit gemeldet, dass derselbe eine Version des Rhampsinit-Märchens in der Ortschaft Neggadèh gehört habe, wo doch der alte Herodot ziemlich unbekannt sein dürfte. Der gelehrte Aegyptologe scheut die Mühe einer eifrigen Nachforschung nicht und es gelingt ihm nach fleißiger Umfrage wirklich zweier Rezensionen des Märchens, die nur in Geringfügigem von einander abweichen, habhaft zu werden. Die eine derselben — nebst den Varianten der zweiten

wortgetreu mitgeteilt im Journal Asiatique, 8. série, tome VI, p. 149 ff. — rührt vom vierzehnjährigen Sohne des französischen Konsular-Agenten Ibrahim Badîr in Neggadèh her und zeigt kaum bemerkenswerte Abweichungen vom Texte des Vaters der Historik, was doch als ein höchst merkwürdiger Beweis für die Kontinuität der örtlichen Ueberlieferung seit den Zeiten der Pharaonen bis auf unsre Tage angesehn werden darf! Gewiss, — doch nur so lange bis Herr Maspéro nicht grausam genug ist, diese schöne Seifenblase, ein willkommenes Spielzeug für so manchen Traditionisten der Grimm'schen Schule, zerplatzen zu lassen. Die vielleicht unerwartete, aber sehr natürliche Erklärung des Wunders ist nämlich die, dass Maspéro im Jahre 1883 ein Exemplar seines kurz vorher (1882) herausgegebenen Büchleins (Les Contes Populaires de l'Égypte ancienne. Paris, Maisonneuve & Cie) einem Italiener, Namens Odescalchi, zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit für mancherlei Dienste verehrt hatte. Odescalchi ist seit langem in Aegypten angesiedelt und als Schulmeister tätig. Von ihm haben die Märchen des französischen Buches zuerst seine Zöglinge, dann deren Angehörige und Bekannten, bald darauf ganz Erment und Gurneh und schließlich auch die Einwohner von Luxor und Neggadèh erlernt, so dass es Niemand wundernehmen darf, wenn er in einigen Jahren den ganzen Inhalt des Maspéroschen Büchleins, mehr oder weniger umgewandelt und angepasst, unter den Fellahs und Arabern des Nilthales verbreitet finden sollte.

Aus dem gleichzeitig ausgegebenen dritten und vierten Hefte sind vor allem Walther Elsners mit großem Fleiße angestellten Untersuchungen zu dem mittelenglischen Fabliau „Dame Siriz" — hervorzuheben, die mit minutiösester Genauigkeit und übersichtlicher Klarheit eine möglichst erschöpfende Darstellung der ungemein verwickelten Quellenfiliation des uralten und äußerst verbreiteten Motivs „vom weinenden Hündchen" bieten. — In derselben Lieferung lenkt Karl Krumbacher, an die Kontroverse Psicharis gegen Politis anknüpfend, die Aufmerksamkeit der Sagenforscher „auf ein Problem der Sagenkunde und Litteraturgeschichte", womit er die Lenorensage meint, deren reiche Litteratur erst jüngst um einen vertvollen Beitrag in Erich Schmidts Charakteristiken bereichert wurde. — Vom ethnologischen Gesichtspunkte aus nicht wenig interessant und zu mannigfachen Vergleichungen Anlass bietend sind die „Fabeln und Sagen aus dem Innern Afrikas", (ebenfalls im dritten bis vierten Doppelhefte) die uns einen Vorgeschmack der oralen Litteratur des For- und Madistammes und der Wagandas geben. Die ausgewählten Stücke sind aus der englischen Sammlung Robert Felkins von dem Herausgeber der Zeitschrift übersetzt.

Nicht so kühn und unvermittelt als es vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mag — ist der Sprung aus dem Herzen des schwarzen Weltteils ins Land der tausend Seen. Erzählen sich doch — wie schon vor Jahren Bleek es gezeigt hatte und Felkin es in der eben erwähnten Mitteilung mit neuen Daten belegt — die wollharigen Söhne Afrikas so ziemlich dieselben Bübereien und Schelmenstreiche von Meister Reineke, denen wir beim Durchfliegen eines neuen Bandes der rührigen finnischen Litteraturgesellschaft — inmitten einer außerordentlich reichen Fülle von mehr denn fünfhundert Tiermärchen — auf Schritt und Tritt begegnen.*) Das Lohnende einer eingehenden Untersuchung des hier vorliegenden, mit emsigen Fleiße gesammelten und mit kundiger Hand geordneten Materials, so wie einer Vergleichung desselben mit den Tiermärchen andrer (in erster Reihe der germanischen und slavischen) Völker — ist augenfällig und keiner weiteren Empfehlung bedürftig. Die hierzu berufenen Fachmänner dürften sich die günstige Gelegenheit kaum entgehen lassen, die hier zu einer neueren Beleuchtung von wichtigen Fragen einlädt und zugleich über das noch immer nicht genug aufgehellte Verhältnis des mittelalterlichen Tierepos, der aesopischen Fabel und des buddhistischen Apologs sowohl zu einander als auch zum volkstümlichen Tiermärchen wertvolle Aufschlüsse zu geben verspricht.

Dank einer in jeder Hinsicht erfreulichen und anregenden Einleitung zu den aus der Sammlung Erik Rudbecks (Eero Salmelainen) übersetzten finnischen Märchen der Frau Emmy Schreck,**) — dank insbesondere jenen warmen Worten gerechter Würdigung, mit denen ein Mann vom wissenschaftlichen Rufe Gustav Meyers der nationalen Wiedergeburt und anerkennenswerten Kulturarbeit Finnlands gedenkt, — dank einer solchen Fürsprache ist nicht nur jene mit dem Passepartout einer gelungenen Verdeutschung sich selbst empfehlende Auswahl Rudbeckscher Märchen, sondern es sind auch die (weiteren Kreisen leider unzugänglichen) folkloristischen Mitteilungen der Litteraturgesellschaft zu Helsingfors — und in erster Reihe die obenerwähnten von Karl Krohn musterhaft herausgegebenen „Eläinsatuja" — dem Interesse einer größeren Gemeinde von Fachgenossen näher gebracht. Es ist nur zu wünschen, dass der äußere Erfolg dem inneren Werte des eben erwähnten Werkes entsprechen und die Uebersetzerin zu ferneren Gaben ähnlicher Art veranlassen möge. Ist doch bei der unabsehbaren Menge der am folkloristischen Materialzufluss beteiligten Sprachen an eine Uebersicht der reichen Fülle des Gesammelten nur dann zu denken, wenn die zahllosen Nebenflüsse so bald als nur möglich in die mächtigen Kanäle der Weltsprachen geleitet und so allen Gebildeten zugänglich gemacht werden. Dass Finnland hierbei

*) Suomalaisia Kansansatuja. 1 Osa: Eläinsatuja. Helsingissä, 1886. (Finnische Volksmärchen. Erster Teil: Tiermärchen. Helsingfors. Das Buch bildet den 67. Band der Arbeiten der finnischen Litteraturgesellschaft.)

**) Weimar, Hermann Böhlau 1887.

vorzüglich auf die Vermittelung der deutschen Sprache angewiesen ist, dürfte keine ausführliche Begründung fordern.

Auf Wiedersehn!

Graz. Dr. Ludwig Katona.

Zur Reform der Universitäten.

Von Johannes Flach.

II.*)

Die wichtigsten Kapitel, die Hasse außer den erwähnten noch behandelt, sind die über das Promotionswesen und Privatdozentenwesen. Es ist allerdings ein trauriges Zeichen für den Zustand der deutschen Hochschulen, dass nach den kräftigen und berechtigten Worten, die seiner Zeit Theodor Mommsen gegen den Doktorschwindel an den Universitäten gerichtet hat, es noch heute Hochschulen und Fakultäten giebt, auf welche jener Angriff nur einen sehr geringen Eindruck gemacht hat. Und Hasse spielt sogar auf eine große deutsche Universität an, auf welcher noch der promotus in absentia möglich ist. Freilich verschweigt er deren Namen, offenbar, um die Kollegen nicht in Harnisch zu bringen, aber wozu dient dieses Verschweigen? Die deutschen Universitäten, die teilweise mit einer Kruste von Jahrhunderte währendem Schmutz überzogen sind, ohne dass jemals eine heilsame Reinmacherei stattgefunden hat, besitzen in solchen Dingen eine beispiellose Dickfelligkeit, und wenn man nicht deutlich mit dem Finger auf die Uebeltäterei hinweist, wachen sie aus ihrem mittelalterlichen Schmutzbett nicht auf. Freilich kennen Eingeweihtere jene Hochschule, aber für diese werden überhaupt nicht Enthüllungen über die Krebsschäden der Universitäten geschrieben, sondern für die gebildeten Laien, die in ihrer Familie, im Kreise der Bekannten oder in der Kammer über derartige Punkte zu sprechen in die Lage kommen können.

Eine andere Erleichterung, die an nicht wenigen Universitäten gewährt wird, betrifft das Examen. In Preußen dauert ein Doktorexamen drei bis vier Stunden, in Süddeutschland wird der Einzelne unter Umständen bereits nach einer halben Stunde in Freiheit gesetzt, in keinem Fall dauert das ganze Examen über eine Stunde. Man erkennt daraus, dass die Qualität eines Doktors, die auf diese Weise erworben wird, eine ganz andere ist, als die des preußischen Doktors. Hasse verlangt für die Erlangung der Doktorwürde das Examen vor der ganzen Fakultät, d. h. den preußischen Modus, wobei jeder der Professoren das Recht haben soll, wenigstens zehn Minuten prüfen zu dürfen. Es lässt sich gegen diese Forderung Manches einwenden, zumal der Doktorgrad zu den wissenschaftlichen, nicht zu den praktischen Leistungen gehört, so dass wir mit Recht befürchten müssen, dass durch jenes Examen vor der ganzen Fakultät einem oberflächlichen Wissen Vorschub geleistet wird, wobei Derjenige Unglück haben kann, der sich mit seinen Studien vorzugsweise in ein bestimmtes Gebiet vertieft hat. Aus diesem Grunde sind wir prinzipiell für die Abhaltung eines Examens in einem Hauptfach und einigen (zwei oder drei) Nebenfächern, wodurch das Studium des Einzelnen am meisten zu seinem Rechte kommen dürfte, ohne dass dabei encyklopädisches Wissen groß gezogen würde.

Nun höre man aber die Erleichterungen des süddeutschen Doktors und — man wird staunen. Uns liegt vor ein gedrucktes Exemplar „der Normen der philosophischen Fakultät in Tübingen“. Dort herrscht nicht nur kein Druckzwang, was naturgemäß eine ungeheure Erleichterung ist, da die eingereichte Arbeit keiner öffentlichen, sondern nur einer privaten, nicht kontrollierbaren Kritik unterliegt, sondern beim mündlichen Examen tritt folgende Ermäßigung ein. „Dieses Colloquium erstreckt sich außer dem Gegenstand und Fache der eingereichten Abhandlung noch auf ein weiteres unter den in der Fakultät vertretenen Fächern, nach Wahl des Bewerbers.“ Also der Kandidat wird in zwei Gegenständen geprüft, von denen der eine sich im wesentlichen auf die eingereichte Arbeit erstrecken wird. Kann man sich da wundern, dass die preußische Verfügung vom 7. März 1877 einen solchen nichtpreußischen Doktor überhaupt nicht anerkennt? Und kann man sich weiter darüber wundern, dass bei derartigen Bedingungen die Erwerbung des Doktors naturgemäß zu einer Doktorfabrik sich gestalten kann, in welcher schließlich nur noch die Frage nach der Einnahme in Betracht gezogen wird?

Weit gründlicher hat Hasse das Privatdozententum behandelt, bei dem er vorzugsweise von den überall zu Tage getretenen Missständen des juristischen Studiums seinen Ausgang nimmt. Es ist ein offenes Geheimnis in ganz Deutschland — und dasselbe ist wiederholentlich in den deutschen Parlamenten zur Sprache gebracht werden, sei es von einzelnen Deputierten oder von den Vertretern der Regierung —, dass ein großer Teil der juristischen Professoren derartig unfähig ist, eine fesselnde Vorlesung zu halten, dass die Studenten sich damit begnügen, die Vorlesung zu bezahlen, aber nach dem Besuch von ein bis zwei Stunden derselben für immer den Rücken drehen, weil sie die tödtliche Langeweile der Vorlesung nicht aushalten können. Die notwendige Folge dieses prinzipiellen Schwänzens juristischer Vorlesungen ist der Niedergang des juristischen Studiums überhaupt und die immer dürftiger werdende Qualität der juristischen Beamten. Man kann hinzufügen, dass auch die banausische Methode des Diktierens, welche an den deutschen Hochschulen wohl nur noch in einzelnen juristischen

*) Siehe auch Nr. 27 des laufenden Jahrganges.

Fakultäten üblich ist, wesentlich dazu beiträgt, die Langeweile des Zuhörers zu erhöhen, sein Interesse für den Gegenstand abzustumpfen. Als Hauptgrund aber dieser pädagogischen Unfähigkeit vieler juristischer Professoren betrachtet Hasse, — und wie uns scheint, mit vollem Recht — die mangelhafte allgemeine Bildung derselben, die durch ein vorschnelles Habilitieren und eine ausschließliche Beschäftigung mit einem einzigen Fach oder gar nur mit einem Teil eines Faches erzeugt wird, bei welcher es niemals zu einem weiteren und allgemeinen Ueberblick gebracht wird. Er verlangt demnach, dass erst Derjenige zur Habilitation zugelassen werden soll, der alle Staatsexamina in der Weise absolviert hat, dass er zum Eintritt in die Beamtenkarrière des Staates befähigt ist.

Man wird nicht umhin können, diese Forderung, die eigentlich vom Anfang an als selbsverständlich gelten musste, für billig und nützlich zu erklären, und man wird nicht leugnen können, dass sie geeignet ist, die verhasste Einseitigkeit des juristischen Professors zu beseitigen oder wenigstens zu mildern, die vorzugsweise (wem fällt nicht hierbei Heinrich Heine und Göttingen ein?) die Quelle des akademischen Dünkels und der Ueberhebung zu sein pflegt. Aber wir fürchten, dass sie zu gering ist, um das besonders in Norddeutschland darnieder liegende juristische Studium wieder in die Höhe zu bringen. Wenn wir den Vergleich mit den anderen Fakultäten anstellen, so stehen beispielsweise Mediziner und Philologen in viel unmittelbarerem Zusammenhang mit der späteren Praxis des Berufes, als die Juristen, bei denen noch einzelne Fächer gelesen werden, die mit der späteren Praxis kaum noch einen Berührungspunkt haben, während andere sehr wichtige Fächer bis noch vor kurzer Zeit ganz ohne die notwendigen und bei den anderen Fakultäten seit vielen Dezennien eingeführten praktischen Uebungen abgehalten werden, die in Kursen oder Seminaren vorgenommen zu werden pflegen. Diese Momente haben dazu beigetragen, den Zusammenhang der juristischen Welt in der Fakultät und jene in der Praxis zu lockern, ja nicht selten sogar in einen gewissen Gegensatz zu bringen, und daher ist es nur bei juristischen Kandidaten denkbar gewesen, dass sie ganz ohne Vorlesungen gehört zu haben, ins Examen gegangen sind, nachdem sie in wenigen Wochen den Stoff der Vorlesungen in kurzgefassten gedruckten Kompendien zur Not auswendig gelernt oder vermittelst einer repetitorischen und gewöhnlich recht kostspieligen Schnellpresse sich angeeignet hatten. Diese Missstände sind seit langen, langen Jahren vorhanden, von den Regierungen geduldet, und wir werden nicht irren, wenn wir die von Jahr zunehmende Zahl der Rechtsirrtümer deutscher Gerichtshöfe, die in Folge ungenügender Rechtsprechung immer größer werdende Unsicherheit, und die Neigung der untersten Volksschichten zur Gewalttätigkeit und Verrohung damit in Zusammenhang bringen.

Also das ganze juristische Studium bedarf einer Reform, zu welcher Hasses für alle Fakultäten gültiger Vorschlag der Verbesserung des akademischen Lehrerstandes durch Erschwerung der Habilitation und Vergrößerung ihres geistigen Horizontes nur eine kleine Unterstützung gewährt. Zu den wichtigsten Forderungen aber gehört der vor Kurzem gemachte Vorschlag von Rudolph Gneist, statt des juristischen Trienniums ein vierjähriges Studium einzuführen, und wir werden dann mit Recht und analog dem medizinischen Studium verlangen dürfen, nach dem zweiten Studienjahr ein Mittelexamen anzusetzen, welches den Examinatoren den Aufschluss geben soll, in welcher Weise die ersten Semester seitens der juristischen Studenten benutzt worden sind. Wenn man dann den ernsthaften Willen von Seiten der Fakultäten zeigt, alles aus den Vorlesungen herauszuwerfen, was seinen Zusammenhang mit der lebenden Generation verloren hat und dadurch bedeutungslos geworden ist, wird man in betreff des juristischen Studiums in Deutschland ein besseres Zeugnis wieder zu erteilen in der Lage sein.

Zuletzt behandelt Hasse noch die Fragen nach den Pensionsverhältnissen und dem Vorlesungssemester, die teils wenig Neues bringen, teils an dieser Stelle kein Interesse finden können.

Im Großen und Ganzen darf die Broschüre Hasses mit Freude begrüßt werden, weil man daraus erkennt, dass die Bewegung, welche von geschädigten und gemisshandelten Dozenten und Extraordinarien längst angeregt und in analogen Broschüren ihren Ausdruck gefunden hat, die ferner beim intelligenten Laienpublikum stets große Beachtung gefunden hat, da jeder deutsche Vater dabei interessiert ist, der einen Sohn besitzt, jetzt bereits die glücklicheren und besitzenden Kreise der ordentlichen Professoren ergriffen hat, so dass sie sich nicht mehr scheuen, öffentlich darüber ihre Ansicht kundzugeben. Wenn Hasse dies trotzdem mit einer stellenweise geradezu verblüffenden Vorsicht getan hat, so hat er vielleicht die Wirkung seiner Schrift bei seinen Kollegen und in den maßgebenden Kreisen der Ständekammern und Regierungen erhöht, vielleicht auch sich Angriffe und Erwiderungen erspart, beim großen Leserpublikum aber hätten eine etwas schärfere Sprache, eine größere Deutlichkeit, eine unverhüllte, nicht hie und da absichtlich verschleierte Darstellung entschieden günstiger gewirkt. Wer Institutionen, die seit Jahrhunderten bestanden haben, reformieren will, der weiß in der Regel Vieles zu sagen. Wir zweifeln deshalb nicht daran, dass Hasse gemäß seiner langjährigen Praxis als ordentlicher Professor Vieles sagen konnte, auch was Andere nicht wissen, dass er aber aus Gründen der Wahrheit und der Kollegialität nicht Alles sagen wollte. Doch schon

was er er gesagt hat, muss genügen, denn damit ist doch wenigstens — ein Anfang gemacht, und die Bewegung gegen die überlebte und mittelalterliche Verfassung der deutschen Hochschulen im Fluss erhalten.



Litterarische Neuigkeiten.

„Theater-Typen" von Hartl-Mitius (Leipzig, Reinboth). Diese meisterhaften Studien schildern das Theaterleben umfassender, als es vielleicht je in irgend einer Litteratur geschehen ist. Bei den großen Meistern des Romans dient das „Theater" stets nur als Episode der Gesammthandlung; so bei Thackeray im „Pendemis", bei Bulwer im „Godolphin" bei einigen Dickensschen Typen, so in einigen Werken von Daudet, Flaubert, Zola. Hier aber wird das Systematische und die Breite des Ueberblicks sofort erkennbar, indem uns hintereinander die drei großen Schichten des Theatervölkchens vorgeführt werden: „Am Hoftheater", „Am Stadttheater", „Bei fahrenden Komödianten". Diese Theater-Typen sind eben von der wohlbekannten Verfasserin aus genauster Kenntnis des Gegenständlichen heraus so greifbar packend hingestellt. Lässt auch die Technik hier und da etwas zu wünschen übrig (nur die Mittelmäßigkeit meistert die sogenannten „unanfechtbaren Kunstgesetze" spielend, weil ihr eben der Wagemut fehlt, um über die Schranken hinwegzusetzen), so muss andererseits die fabelhafte Schärfe dieser echt weiblichen Beobachtung bis ins kleinste psychologische Detail hinein aufs wärmste anerkannt werden. Dies Werk wird als „Document humain" einen unverwischlichen Reiz bewahren.

Recht erfreulich wirken auch die Novellen „Aus dem Zarenlande" von Erwin Bauer. Wir kennen Russland nicht aus eigener Anschauung; es steht uns daher kein Urteil über die Richtigkeit dieser Schilderungen zu, die jedoch von einem Deutsch-Russen herrühren, der aus gediegenem Wissen und Erlebten schöpft. Jedenfalls wirken die Novellen glaubhaft und zeugen von lebendiger Schilderungsgabe.

Aus der Flut der Lyrik ragt Paul Fritsches „Herzenstestament" (Zürich, Verlags-Magazin [Schabelitz]) immerhin hervor. Das Meiste darin ist echt und tief empfunden, einem nur allzu weichen Gemüt entquollen. Jedenfalls haben wir es hier nicht mit gelogenen Schmerzen zu tun, wie bei so manchem Schmerzenreich. Die Form in ihrer reichen Abwechselung und die sinnige Verwertung des Volksliedtons sind sehr zu rühmen.

Der „Verein Deutscher Leihbibliothekare" hält seine diesjährige Hauptversammlung am 7. August in Leipzig ab. Die Beratungsgegenstände, die auf der Tagesordnung stehen, sind von größter Wichtigkeit und lassen eine zahlreiche Beteiligung äußerst wünschenswert erscheinen. Besonders dürfte ein Vortrag des Herrn Ludwig Last, einer anerkannten Autorität auf dem Gebiete des Leihbibliothekwesens, allgemeines Interesse für sich in Anspruch nehmen.

Von Eugenie Wieland, der Uebersetzerin von Tolstois „Wovon die Leute leben" ist im gleichen Verlag (Rud. Jennis Buchhandlung [H. Koehler] in Bern) ein neues Märchen desselben Verfassers in deutscher Uebersetzung erschienen, betitelt: „Das Märchen von Ivan dem Narren". Ein „Narr" ist der Held der Erzählung, weil er im Widerspruch mit so vielen „Klugen" der menschlichen Gesellschaft der „närrischen" Ueberzeugung lebt, dass nur ehrliche Arbeit den Menschen adele und beglücke; „Derjenige, welcher Schwielen an den Händen hat", meint er, „setzt sich an den Tisch; wer aber keine hat, bekommt die „Ueberbleibsel", und diese „Ueberbleibsel" sind nicht etwa nur die Brosamen der Armut und Entbehrung, sondern ebenso die Raffinerie des Luxus mit dem Schwarm aller Teufeleien im Gefolge, als da sind der Kriegsteufel, der Geldteufel, der Hochmutsteufel u. s. w., welche alle einzig und allein die Arbeit und mit ihr die allgemeine Nächsten- und Menschenliebe aus dem Felde schlägt. Das Ganze liest sich so ergötzlich wie ein reines deutsches Volksmärchen für große Kinder — eine ganz vortreffliche Lektüre.

Georges Ohnet: Les Batailles de la Vie. — La Grande Marnière. 138e Ed. Paris, Paul Ollendorff. Wir gaben unseren Lesern von dem Erscheinen der 138. Auflage des „Steinbruchs", dieses Meisterwerkes von Ohnet, Kenntnis, indem wir dasselbe auf das Wärmste zur Anschaffung empfahlen. Es ist eine Perle, an deren Glanz sich Jung und Alt erfreuen wird, eine Eigenschaft, welche man nicht vielen der französischen Romane der Neuzeit nachsagen kann. Wir stellen „La Grande Marnière" weit über den „Maître de Forges" (Hüttenbesitzer), der ja auch seine Schönheiten besitzt, welche ihm seine Verbreitung in Deutschland verschafft haben. Der Roman ist überaus spannend und strotzt von Leben und Handlung. Wir wiederholen nochmals unsere Empfehlung des Werkes.

André Theuriet: „Au Paradis des Enfants". 10e Ed. Paris, Paul Ollendorff, 1887. Der Titel bezieht sich auf das Ladenschild eines in einer kleinen Stadt gelegenen Spielwaarengeschäfts, in welchem von Jugend auf die hübsche Francine, die Tochter des verwittweten Besitzers, Verkäuferin ist. Das Leben einer kleinen Stadt schildert Theuriet, dieser Hauptvertreter des gemäßigten Realismus in Frankreich, auf das naturgetreueste, ebenso die Charaktere des alten Labrèche, und des kindlichen Advokaten Aubriot, der beiden Beschützer Francines. Das friedliche Stillleben Francines wird gestört, als die kinderlose Frau des reichen Bankiers Lauvergat das herangewachsene Mädchen lieb gewinnt und an ihrem Familienleben teilnehmen lässt. Der Bankier Lauvergat fasst, trotz seiner strengen Grundsätze, eine strafbare Neigung zu Francine, welche dieselbe schließlich erwiedert. Die Gewissensbisse und die Buße der letzteren, die Verzweiflung des alten Labrèche, die Hingebung des getreuen Aubriot werden in den Schlussabschnitten ergreifend gezeichnet. — Weniger bedeutend ist die angefügte Novelle „Maruite".

Erschienene Neuigkeiten.

„Eine Pfingstfahrt." Novelle von K. R. W. Uschner. Zweite Auflage. — Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

„Aus Schule und Leben." Fünf Vorträge vom Seminardirektor Karl Matthias. Mit dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck. — Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

„Die Gesetze der Freiheit." Untersuchungen über die wissenschaftlichen Grundlagen der Sittlichkeit, der Erkenntnis und der Gesellschaftsordnung von Dr. Franz Staudinger. Erster Band. Das Sittengesetz. — Darmstadt, L. Brill.

Collection of british Authors (Tauchnitz Edition). Band 2461: „The dean and his daughter" von F. C. Philips. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

„Komtess Clémence." Novelle von Conrad Telmann. — Minden. J. C. C. Bruns.

„Darstellung der Kulturkampfgesetze in ihrer Gültigkeit nach dem Friedensschluss" von Dr. jur. G. Wendt. — Berlin, Brachvogel & Ranft.

„Deutsche Zeit- und Streitfragen." Herausgegeben von Franz von Holtzendorf. Heft 3: „Ueber das Deutschtum in Süd-Brasilien." Eine Studie von Dr. Wilhelm Breitenbach. — Hamburg, J. F. Richter.

„Geschichte der griechischen Litteratur bis auf Alexander den Großen" von Dr. Carl Sittl. Dritter Teil. — München, Theodor Ackermann.

„Länderkunde des Erdteils Europa", herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. Lieferung 26/30. — Leipzig, G. Freytag.

„Vögel der Heimat." Unsere Vogelwelt in Lebensbildern geschildert von Dr. Carl Russ. Mit 120 Abbildungen in Farbendruck. Lieferung 10/11. — Leipzig, G. Freytag.

„Mimi Schlichting." Ein Berliner Roman von Friedrich Rossneck. — Berlin, R. Jacobstal.

„Deutsche Jugend." Neue Folge, Band 4. Heft 1. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. — Berlin, L. Simon.

„Europäische Wanderbilder." Bad Ludowa (Provinz Schlesien). Einzige Arsen-Quelle Deutschlands. Herausgegeben und bearbeitet von E. L. Martreb. Mit 28 Illustrationen und einer Karte. — Zürich, Orell Füssli & Komp.

„Erzählungen" von Adolf Kolping. Zwei Bände. — Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 31. — Leipzig, den 30. Juli. — 1887.

Inhalt:

Plato und die Dichter.

Ein in Kopenhagen gehaltener Vortrag.

Von Rudolf Schmidt.

Dass Plato in seiner „Republik" keine Dichter dulden wollte, wird den meisten Gebildeten bekannt sein; von seiner Begründung dieser in modernen Augen so seltsamen Forderung dürften dagegen die Wenigsten eine Kunde haben. Plato gehört indes zur äußerst geringen Anzahl jener Sterblichen, die den eigentlichen Kern der Fragen, welche sie zur Behandlung aufnehmen, derart erfassen, dass ihre Erörterungen und Beweise bis tief in die Zukunft hinein sich lebenskräftig erweisen. Und kaum hat es eine Zeit gegeben, die in höherem Grade als die jetzige dazu aufforderte, eine Beweisführung, welche die Bedeutung der Poesie auf einer bestimmten Stufe des geistigen Lebens eines Volkes dartut, von neuem aufzunehmen und zu prüfen, und kaum giebt es eine Gesellschaft, der eine derartige Untersuchung gelegener kommen dürfte als gerade der unsrigen (der dänischen).

Das Thema besitzt „Aktualität", wie es in der Zeitungssprache heißen würde.

Die Einheit, welche Griechenland zur Zeit der Perserkriege stark gemacht, war zu Platos Zeit zerstückelt; alle denkenden Köpfe waren sich dieser Tatsache bewusst. Die Einheit war die Gesellschaftsidee, der Staat als Gottheit, das Gesetz als einzig herrschendes Gebot dieser Gottheit, worüber dann die isthmischen Spiele, der gemeinsame religiöse Glaube und das delphische Orakel, dessen Verherrlichung und Erhaltung Plato mit Eifer fordert, einen verklärenden Schimmer breiteten. Diese Einheit erwies sich stark genug, die unermesslichen, aus ungleichartigen Völkerschaften bestehenden Heerschaaren zu sprengen, welche durch den Despotenwillen eines Xerxes zusammengehalten wurden. Aber der mächtige geistige Aufschwung, welchen die Perserkriege in ihrem Gefolge hatten, ließ die inneren Schäden recht bald zu Tage treten. Schon in politischer Beziehung war die Einheit eine schwache: auf die Perserkämpfe folgte — in Platos Jugend — der peloponnesische Krieg. Der mächtige Aufschwung zog aber auch eine Freimachung der Individuen nach sich, der gegenüber die Einheit innerhalb des einzelnen Staates sich bald zu enge erwies, und eine Freimachung der Reflexion, die mit untergrabender Gewalt ihre Grundvesten selber erschütterte.

Aus dieser geistigen Freimachung war Plato selber hervorgegangen. Sein Lehrer Sokrates war der edelste und erhabenste Repräsentant des persönlichen Freiheitsdranges; als aber Plato im hohen Alter seine „Republik" verfasste, war er nichtsdestoweniger, was man heute konservativ nennen würde, ohne dass ihm jemals die Augen darüber geöffnet wurden, wie entschieden er im Prinzip mit dem gebrochen, was er in Ehren halten will: den echten Götterglauben, die überkommene Sitte, die unentstellte altväterische Gesellschaftsidee.

Platos „Republik" ist kein bloßes Luftgebilde, kein bloßes Erzeugnis bildergestaltender Phantasie und grübelnder Spekulation. Manche Züge aus der Verfassung und bürgerlichen Ordnung bestehender griechischer Staaten sind fast unverändert in sie übergegangen. Bis zu einem solchen Grade ist Plato

konservativ, dass gewisse Einzelheiten, selbst ans dem innern Leben Spartas — des Staates, der das Recht der Individnen zum Besten der vermeintlichen Bedürfnisse der Gesellschaft mit größter Rücksichtslosigkeit opferte — beinahe ohne jegliche Aendernng unter die Forderungen und Gesetzesparagraphen aufgenommen sind, welche er aufstellt. Plato macht sich nämlich zum Fürsprecher der Aufhebung jedes persönlichen Eigentums, zum mindesten in den höchsten Ständen, der Abschaffung jedes eigentlichen Familienlebens nnd einer ausschließlich vom Staate besorgten Kindererziehung. So geschieht es ebenfalls in seiner Eigenschaft als Konservativer, Gesellschaftsbewahrer, dass er die epische und dramatische Poesie aus seiner „Republik“ verbannt und einzig die lyrische Dichtkunst dulden will: die Hymnen zum Preise der Götter nnd zum Gedächtnis verdienter Männer!

Obwohl Plato eine vorausgehende philosophische Entwickelung zum Abschluss bringt, so ist sein Standpnnkt in der Geschichte des Menschengeistes doch der der unfertigen, unausgetragenen Reflexion. Dieser Ausdruck darf indes keiner Missdeutung unterliegen: in unsern Tagen wird uns in Wort und Schrift sehr viel unfertige Reflexion geboten, die durchaus keinen Anspruch daranf erheben kann, platonisch zu sein. Der angewandte Ausdruck will sagen, dass das menschliche Denken zu Platos Zeit von dem Bildlichen noch derart umsponnen, von dem sinnlichen Anschauen dermaßen überwachsen war, dass es nicht einmal durch seinen obersten Repräsentanten sich zum Herrn desselben zu machen vermochte. Plato rührt an den bewegenden Nerven der großen Fragen mit übermächtiger Kraft; er beantwortet sie indessen nicht. In seiner Ideenlehre kämpft er einen schier heroischen Kampf wider die bildlichen Elemente, die das Streben nach vernunftbestimmten Festsetzungen ewig und unablässig verwirren. So kommt es, dass er nicht selten inmitten einer Untersuchung abbricht und die Erklärung abgiebt: Hierüber vermag ich mich besser in einer Mythe auszudrücken. Im Hinblick auf diese Besonderheit äußerte sich mein großer verstorbener Lehrer Rasmus Nielsen mir gegenüber zu wiederholten Malen: „Wir verstehen Plato in vielen Punkten weit tiefer, als er sich selber verstand, und nach tausend Jahren wird man ihn noch nm vieles tiefer verstehen“.

Was nun die Verbannung der Dichter aus seiner „Republik“ angeht, so ist er sich der Unvollständigkeit seiner Reflexion in ganz besonderer Deutlichkeit bewusst gewesen, worüber er sich in nichtmythischer Weise, klar und unumwunden, auslässt. Obwohl dieser Umstand geeignet sein musste, die Aufmerksamkeit der Philosophen zu erregen, so gehen die historischen Darstellungen sämmtlich über seine, im übrigen ja so oft erörterte Feindschaft der Dichter hinweg. Schleiermacher, Hegel, Poul Möller, Zeller und Bröchner verlieren nur wenige Worte darüber; vielleicht, dass die Materie dem Bewusstsein der Zeit noch niemals so nahe gestanden!

Es dürfte über den Zweck dieses Vortrages hinausgehen, wollte ich mich auf eine erschöpfende Behandlung dieser Materie einlassen; ebenso muss ich von einer Erörterung der Frage absehen, in welcher Weise die von Plato anfgestellte Forderung mit der ganzen Erziehungstheorie zusammenhängt, die er in seinem Werke darlegt. Die verkehrte Auffassung des Wesens der Kunst, deren er sich schuldig macht, indem er dieselbe als bloße Nachahmung hinstellt, und die im Uebrigen, was die dänische Litteratur anlangt, bereits von F. C. Sibbern bekämpft wurde, übergehe ich ebenfalls. In gleicher Weise werde ich es unterlassen, die vielen interessanten Verzweigungen der Hauptfrage, welche in Platos in Gesprächsform vorgenommener Untersuchung ihren Ursprung nehmen, bis ins Einzelne zu verfolgen. Ich werde mich darauf beschränken, die Aufmerksamkeit auf zwei Hauptpunkte zu lenken, welche mit Ideen zusammenhängen, die gegenwärtig auf mannigfaltige Weise mit der Forderung, geprüft und erwogen zu werden, in unserer Gesellschaft sich geltend machen.

Die erste Hauptanklage, welche Plato gegen die epische nnd dramatische Poesie richtet, ist die: dass sie das Herz irre leite, den Zwiespalt in die Seele trage und die Kraft des Willens nntergrabe, indem sie als Gegenstand der Billigung und des Mitgefühls solche Affekte und Verirrungen darstelle, die in sich selber zu bekämpfen der Wunsch jedes tüchtigen Menschen sein müsste.

Er leitet seinen Einspruch mit einer Bemerkung ein, die in späterer Zeit zum öfteren gebraucht worden ist, ohne dass man wohl daran gedacht hat, dass sie ursprünglich von Plato herrührt, — es ist die: dass die Schilderung der leidenschaftlichen Gemütserregung eine dankbarere Aufgabe ist als die Schilderung des ruhigen, harmonischen Gleichgewichtes der Seele. Es ist ein oft geäußertes Wort, dass Dantes „Paradies“ bei weitem nicht so anziehend ist als seine „Hölle“:

> „.... — des Lebens Streben
> Ist Stoff der Dichtkunst nur. Die hohe Ruh',
> Sie singen Gottes Engel, keine Dichter“,

heißt es ausdrücklich im Epilog zum „Aladdin“. In Uebereinstimmung hiermit sagt Plato im zehnten Buche seiner „Republik“: „Dieser leidenschaftliche Teil der Seele kann indess auf mancherlei Weise nachgeahmt werden, wogegen es schwer hält, jene vernünftige, ruhige Gemütsstimmung nachzuahmen, die ständig sich gleich bleibt, wie es ebenfalls schwer hält, diese Nachahmung zu verstehen, insbesondere für die große gemischte Menge, die in den Schauspielhäusern zusammenkommt; dieselbe ist nämlich eine Nachahmung eines ihnen völlig fremden Zustandes. Der Dichter wendet sich stets an den Teil der Seele, der nicht der beste ist. Und da er den unedlen Teil der Seele erregt und in Tätigkeit ver-

etzt und, indem er die Herrschaft der Vernunft zu ichte macht, denselben erstarkt — gerade so, als vollte Jemand die Schlechten in einem Staate mächtig machen, indem er ihnen die Leitung übertrüge und ie Besseren unterdrückte — so befinden wir uns n vollem Rechte, so wir ihm die Aufnahme vereigern in einen Staat, dessen Einrichtung die möglichst vollkommene sein soll. In gleicher Weise wären ir befugt zu sagen, dass der nachahmende Dichter i der Seele des Einzelnen eine schlechte Staatsverassung zu Stande brächte, indem er dem unvernünfgen Teile derselben schmeichelt, der weder zu cheiden vermag, was groß, was klein, sondern dielben Gegenstände bald als groß, bald als klein bezichnet und Schattenbilder formt, die sich weit von er Wirklichkeit entfernen."

Während eine männliche, von Unglück betroffene atur — fügt Plato illustrierend hinzu — ihre Ehre arein setzen wird, ruhig und standhaft zu bleiben, uschen wir mit mitleidsvoller Teilnahme „der Darellung eines leidenden Helden, den Homer oder ein ragödiendichter eine lange Klagerede halten und inen Jammersang unter heftigen körperlichen Beegungen anstimmen lässt" und „loben den als uten Dichter, der es am besten versteht, uns in ine derartige Stimmung zu versetzen".

Auch das Lachenerregende macht Plato zum egenstand desselben Einspruchs. „Wenn du nicht llein ohne Abscheu, sondern auch mit Freude Worte ernimmst, die darauf berechnet sind, Lachen zu eregen — sei es auf dem Theater oder in privaten usammenkünften — obwohl dieselben derart sind, ass du selbst dich schämen würdest, sie vorzubringen, o wird das Komische in gleicher Weise auf dich inwirken wie das Tragische."

„Denselben Einfluss," fügt Plato endlich hinterdrein, „übt die nachahmende Dichtkunst auf die Gechlechtsliebe, den Zorn und alle übrigen Begehrungen ind Aeußerungen der Lust und Unlust, die unser Iandeln begleiten. Sie pflegt und wässert nämlich las, was verdorren soll, und macht das zum Herrn n uns, was Diener sein muss" . . . „Nimmst du jene ler Leidenschaft schmeichelnde Muse — mag dieelbe nun Gesänge oder Erzählungen dichten — in leinen Staat auf, so werden Lust und Unlust in ihm lie Herrschaft führen, nicht aber das Gesetz und las, was die Vernunft zu allen Zeiten als das Beste nerkannte."

Und daher will Plato den epischen und dramaischen Dichter aus seiner Republik verbannt wissen; lie große Rücksicht indess, die er ihm angedeihen ässt, zeigt uns am besten, dass Plato dem Dichter, rotz der harten Behandlung, seine Bewunderung icht vorzuenthalten vermag. „Falls also ein Mensch, ler soviel Weisheit besäße, dass er Alles sein und Alles nachahmen könnte, in unsere Stadt käme und uns seine Dichtungen vortragen wollte, so würden wir ihm zwar die größte Ehrerbietung zollen als einem heiligen, bewunderungswürdigen und angenehmen Manne, ihm aber zugleich bedeuten, dass ein solcher Mann . . . unsern Gesetzen gemäß in unserm Staate nicht geduldet werden dürfe, und dann würden wir ihn an einen anderen Ort führen, nachdem wir sein Haupt mit Salben übergossen und ihn mit Wolle bekränzt hätten."

Hierzu erlaube ich mir, Folgendes zu bemerken. Wenn auch störrische, einander entgegengesetzte Strömungen durch unsere Seele gehen, wenn auch Böses und Schwaches in ihr steckt, das unbedingt unterdrückt und im Zaume gehalten werden muss, — so ist das Verhältnis im Ganzen doch ein weit mehr zusammengesetztes, als die platonische Psychologie einsieht. Nur ausnahmsweise findet in der Menschenseele ein Kampf statt zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis wie in der morgenländischen Mythologie; nur ausnahmsweise befindet sich die ganze Wahrheit, das ganze Recht auf der einen Seite und die ganze Unwahrheit, das ganze Unrecht auf der anderen. Allerdings steht der Wille, der eigentliche persönliche Kern des menschlichen Selbst, sobald es seine ernstliche Anwendung gilt, stets in der Mitte zwischen Eingebungen und Beweggründen, die ihn Beide auf ihre Seite ziehen und oft in hartnäckigem Zwiste einander bekämpfen. Aber steht der Wille bei jeder wesentlichen Entscheidung auch zwischen dem Gebot des Gewissens, dem Geistesmotiv, der inneren Mahnung an die hohe geistige Bestimmung des Menschen, und dem triebartigen Locken, der bestrickenden Verheißung des dunklen Naturdranges, so findet doch eine Verdoppelung statt, auf welche Plato seine Aufmerksamkeit nicht in gebührender Weise gerichtet hat.

Einerseits kann der Geisteswille — der wachsame Drang nach dem, was Persönlichkeit und Sittlichkeit fordern — durch verborgene Zuflüsse, die gerade dem niedrigsten und unedelsten der Menschennatur entstammen, vergiftet werden und gestaltet sich in Folge dessen im Lebenslauf der Menschheit nicht selten zu einer eigentlichen Macht. In dieser Entstellung hatten u. a. die Inquisition und die Gesellschaft Jesu ihren Ursprung. Die nähere Darlegung dieses Punktes gehört indes nicht hierher.

Andererseits aber kann auch der Trieb, die unmittelbare Anspornung, können die mächtigen Forderungen, die sich mit der Gewalt einer Naturmacht vom Grunde des Menschenherzens emporwälzen, von dem Höchsten im Menschen eine Färbung erhalten; — wie eine dunkle Rauchsäule vom Lichte der neigenden Sonne durchschienen wird, also kann auch er durchschienen werden von Geistesflammen, die in betörendem Glanze leuchten. Es ist kein Verirren so dunkel, kein Abweichen von den vorgezeichneten Bahnen der überkommenen Sitte so unregelrecht und vernunftwidrig, kein Nachgeben gegenüber der lockenden Stimme der Natureingebung so blind und widerstandslos, das nicht einen geistigen Anflug annehmen

und — mit einer einschmeichelnden Ueberredung, die sich keineswegs zurückweisen lässt — den Anspruch erheben könnte, dem edelsten und besten der Menschennatur verwandt zu sein. Und hier haben die Dichter von alters her angeknüpft; hier, in der blinkenden, funkelnden Offenbarung dessen, was dem Geiste entstammt in jenem Menschen, den die Theologen „den natürlichen“ nennen: hier war zu allen Zeiten der eigentliche Tummelplatz des Dichterkönnens, und hier wird er sein bis zum Abschluss alles Menschenlebens, so lange es Dichten und Dichter giebt. Es ist jenes geistige Aufblitzen, welches Plato seine hohe Bewunderung der Poesie abnötigt — er selber besitzt jene Gabe, es hervorzuzaubern, in einem Grade wie nur wenige, deren eigentlicher Beruf die Dichtkunst ist — und zu gleicher Zeit flößt ihm der Umstand, dass es das Dunkle, das Unerschlossene oder wohl gar das Verwerfliche der Seele ist, das jene Blitze zurückstrahlt — Furcht ein, wie vor einer lauernden Gefahr.

Und niemals war eine Poesie im Stande, den geistigen Schimmer über den unmittelbarsten Affekten des Menschenherzens derart spielen zu lassen, wie gerade die griechische. Ares brüllt vor Schmerz, Philoktet erschöpft sich in wilden Klagen über seine Fußwunde, Hektor flieht vor Achill, welcher dessen Leiche an seinen Wagen ketten lässt, und was Menschliches darin, das offenbart uns in wunderbarster Weise die Kunst eines Homer, eines Sophokles, ohne indes, wie Plato es fürchtet, als dichterisch gefärbte Vorbilder Unmenschliches und Unmännliches zur Nachahmung hinzustellen.

Denselben Weg hat später jede echt tragische Dichtkunst eingeschlagen; ihre Wirkung beruht eben auf jenem Zwiespalt unserer Urteilskraft, dass der menschliche Instinkt dem, wogegen Vernunft und sittlicher Wille sich auflehnen, mit sorgenvoller Sympathie entgegenkommt: inmitten der Verirrung fühlen wir nämlich unsere eigene Natur in geistiger Weise sich regen. Und der Zwiespalt wird nicht nur in uns selber als solcher empfunden, sondern als ein Zwiespalt innerhalb der unerschlossenen Tiefe des Menschendaseins, als innerer Widerspruch des Irdischen selber, das nicht im Stande ist, die Forderungen mit einander zu versöhnen, die, obwohl sie einen hartnäckigen Kampf unter einander führen, doch Alle ihr menschliches Recht haben. Das Grundgesetz aller Dichtkunst ist in der Beziehung von Goethe ausgesprochen worden:

„Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.“

Platos Empfinden erkennt dies Grundgesetz an, seine unfertige Reflexion erhebt Einspruch dagegen.

Plato übersieht aber nicht nur, dass diejenigen Bestandteile der Seele, die dazu bestimmt sind, bekämpft und ausgerottet zu werden, keineswegs in einer so einfachen, unzusammengesetzten Gestalt zu ergreifen sind, dass nicht irgend etwas des nicht zu verlierenden geistigen Besitzes des Menschenwesens mitfolgt — er übersieht in gleicher Weise, dass die Dichtkunst gleichbedeutend ist mit dem ersten wirklichen Schritt zur Durchführung des Gebotes, das sein Lehrer Sokrates in dem bekannten Worte aufstellt: Erkenne dich selbst! — ein Gebot, welches zu seinem Rechte gelangen zu lassen Plato mit allen Mitteln des Denkens erstrebte. Bevor die Denkarbeit beginnen kann und bevor das Denken im Stande ist, die einzelnen Beobachtungen über das Wesen des Menschen zu allgemein gültigen Gesetzen zusammenzustellen, muss die Poesie die Beiträge gespendet haben, die sie allein zu liefern vermag: ein ausgebreitetes Spiegelbild der ganzen Menschenseele mit Licht und Dunkel und dem ständig wechselnden Spiele beider, in welchem der Mensch sowohl als Individuum wie auch als Glied der menschlichen Gesellschaft ein wahres Abbild seiner eigenen Züge erblicken kann. Auch das Dunkle, das völlig Verwerfliche wird niemals überwunden werden können, ohne völlig erkannt zu sein.

Platos flüchtiger Einspruch gegen die Freude am Lachenerregenden beruht auf demselben Missverständnis wie seine Unterschätzung des Tragikers. Auch die komische Poesie hat jenen Zwiespalt der Endlichkeit in der Menschennatur zum Gegenstand, sie hebt indes im befreienden Gelächter den Menschen darüber hinaus. Ob der Mensch jenen Zwiespalt in sich dulden will oder nicht, kommt nur wenig in Betracht: er vermag sich desselben unter keinen Umständen zu erwehren! Hebt ihn aber die echte komische Dichtkunst auf ihren Flügeln empor, so ist es auch nichts Aeußerliches, Unwürdiges, ihn selber Nichtbetreffendes, woran er sich ergötzt, im Gegenteil, es ist das innere Missverhältnis der eigenen Natur, von welchem er — nach seinem fröhlichen Selbsturteilen — sich erlöst fühlt.

Platos Ausfall gegen Schilderungen der „Geschlechtsliebe, des Zornes und aller übrigen Begierden, die unsere Handlungen begleiten“, gehört zu den Punkten seiner Anklage, die im direktesten Zusammenhang stehen mit den litterarischen Verhandlungen unserer Tage, bei denen die den Leidenschaften schmeichelnde Muse zum öftesten am übelsten fährt. Natürlich gilt alles, was über jenen Widerschein des Geistigen inmitten der dunklen Regung der Naturtriebe angeführt ist, auch von der „Geschlechtsliebe“ — dem mächtigsten aller Triebe — wie es sich denn gleichfalls von selber versteht, dass die dichterische Enthüllung dieses Verhältnisses, sofern sie jenes sokratische Gebot fördert, in ihrem vollem Rechte ist.

Einzig darauf gründet sich aber ihr Recht. Und gerade so oft, wie dieses Recht seitens der Wächter einer unechten Gesellschaftsmoral ein Missverstehen und Unterschätzen erleidet, gerade so oft erfährt es in offenkundigster Weise eine Entstellung von seiten angemaßter Verteidiger, denen es mehr um die Enthüllung zu tun ist, als um das Recht. Das Maß

von Kunst, Darstellung und Anschaulichkeit, das bei der Wiedergabe eingesetzt wurde, schließt an und für sich eine Berechtigung nicht ein. Wenn der französische Kritiker Francisque Sarcey 1880 zur Verteidigung des empörenden Romans „Mademoiselle de Maupin“ von Théophile Gautier, der von einem Advokaten angegriffen war, den Ausspruch tat, dass die Kunst einzig als solche das Vermögen besitze, den Stoff, welcher Art er auch sei, zu „reinigen“, so heißt das nichts anderes als das Recht der echten dichterischen Schilderung fälschen. Wenn diese auch die Kunst in ihren Dienst stellt, so will sie doch etwas Anderes und mehr als die bloße Kunst. Ihr Ziel ist: das Doppelte der Menschennatur zu klären, den hohen Forderungen des Selbstverstehens gerecht zu werden, zur Förderung der Sache der Menschheit ein Scherflein beizutragen. Die Kunst als solche „reinigt“ keinen Stoff; andererseits aber giebt es keinen Stoff, der zu unrein wäre, um von der Kunst bearbeitet zu werden. Es handelt sich hier einzig um die Frage, wem die künstlerische Darstellung dienen will, und in diesem Punkte wird ein gesunder menschlicher Instinkt niemals irren. „Ich liebe das Nackte!“ sagt Michel Angelo in Oehlenschlägers „Correggio“, und wenn er es ist, der sich dieser Worte bedient, so weiß Jedermann, dass er einzig die reine Form, die Wahrheit will, mit dem verklärenden Gepräge der Schönheit, oder allenfalls die bloße, unentstellte Wirklichkeit. Es giebt indes noch andere, die keine Michel Angelos sind und das Nackte lieben; Poul Müller sagt mit Fug in einem seiner bekanntesten Aphorismen: „Die Rede einer wollüstigen Meerkatze ist ekelhaft“; — leider finden sich die Meerkatzen auf dem Gebiete der Litteratur entschieden in der Mehrzahl. Der Verfasser der „Mademoiselle de Maupin“ ist nur eine Meerkatze, wenn auch eine mit einem kolossal entwickelten künstlerischen Können!

Wo ein wirkliches künstlerisches Können sich in den Dienst eines ernsten, männlichen Strebens stellt, da besteht auch das unzweifelhafteste Recht, sich auf Alles einzulassen: sei es in kecker, ausschweifender Ironie, in schmerzlicher Wehmut über die Gebrechen der Menschennatur, sei es in eingehender seelischer Untersuchung oder wahrheitsliebender Prüfung des Individuenlebens in seinem Wechselverhältnis zu der Willkür und den Bedingungen der menschlichen Gesellschaft. Hätte Plato sich klar gemacht, was für ein geistiges Kapital aus der echten dichterischen Schilderung der Naturseite des Menschenwesens sich schlagen ließe, um es für die Entwickelung der Menschheit zu verwerten: er würde sich sicherlich besonnen haben, derartige Schilderungen ohne Vorbehalt aus seiner „Republik“ zu verweisen — den Gegenstand derselben zu verbannen wäre ihm ja doch niemals gelungen — und er würde nicht minder erkannt haben, dass die Schilderung dort, wo die Muse, die teuererworbene Lebensanschauung, dieselbe eingab, niemals der Leidenschaft „schmeichelt“. Dagegen darf man sich nicht wundern, wenn zu einer Zeit der Wirrnis hochgeehrte Mitbürger, deren Reflexion allerdings eine unfertige ist, deshalb aber keine platonische — sich im Stoffartigen versehen und jede dichterische Behandlung eines gewagten Vorwurfs über einen Kamm scheren.

Zur Entschuldigung dieser biederen Leute dient allerdings der Umstand, dass die gegenwärtige Zeit nicht nur eine Zeit des allgemeinen Wirrsals ist, sondern auch eine Zeit der allgemeinen Fälschung. Mit Bezug auf die vorliegende Frage hat sich das ebenfalls auf dem Gebiete der Litteratur gezeigt. Die Meerkatzen tragen heute die Miene des männlichen Ernstes, der strengen sittlichen Rüge zur Schau, fahren aber gleichwohl fort, Meerkatzen zu sein, in deren Herzen, um abermals mit Poul Möller zu reden, „ein Asmodäus tront, der aus seinen hageren Gliedern die Kraft saugt“. Die letzten Worte scheinen geradezu auf einen bestimmten dänischen Verfasser der Gegenwart gemünzt zu sein, obwohl sie ein gutes Menschenalter vor seiner Geburt geschrieben wurden.

(Schluss folgt.)

Aus „Lose Blätter“.*)

Gedichte von Arthur Pfungst.

Wo des Dorfes Grenze ist, am Walde dort,
Steht ein Eichbaum an Baches Rand,
Und jede Welle reißt mit sich fort
Aus seinen Wurzeln ein Körnchen Sand.
— Die Wellen rauschen vorüber.

Und des Baumes Wipfel schüttelt der Wind
Mit trauriger Geberde,
Er sieht, dass die Wurzeln verdorben sind,
Entblößt von dèr heiligen Erde.
— Die Wellen rauschen vorüber.

Es trauern die Vöglein auf schwankem Ast,
Wenn sie seh'n, wie die Fluten naschen,
Bald fällt der Baum, er trägt nimmer die Last,
Die Wurzeln sind unterwaschen,
— Die Wellen rauschen vorüber.

Und ich stand am Ufer und sah einen herrlichen Baum
Quer über dem Bache liegen,
Und ich starrte hin und fragt' wie im Traum:
„Zeit, wirst du mich auch besiegen?“
— Die Wellen rauschen vorüber.

*) Wir entnehmen vorstehendes Gedicht der prächtigen Gedichtsammlung, die soeben in zweiter Auflage unter dem Titel „Lose Blätter“ bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen ist. Pfungst zeigt sich uns hier als wahrer und echter Dichter, der, fern von den ausgefahrenen Gleisen der landläufigen Lyrik seinen eigenen Weg wandelt. Die markige poetische Kraft, die tiefe und ernste Weltanschauung, die sich in jedem der Gedichte ausspricht, sind Vorzüge, die das Büchlein der Beachtung und Teilnahme wert machen; wir können die „Losen Blätter“ jedem Freunde ernster Poesie aufs Wärmste empfehlen.

Die Sonetti lussuriosi des Pietro Aretino.

Von Albert Schultheiß in München.

Dem Kenner des italienischen Schrifttums werden die Sonetti lussuriosi Aretinos immer als ein interessantes Werkchen erscheinen. Weil aber die Litteratur-Geschichte sich in der Regel begnügt, den frechen Satiriker mit einigen abfälligen Bemerkungen abzuhandeln, so erfahren wir über die Sonette meist nur das Eine, dass es ein Schandbuch ist, ursprünglich dazu bestimmt, den Text zu bringen zu einer Reihe höchst ausgelassener Zeichnungen und dass die Veröffentlichung des Werkes dem Illustrator sowohl wie dem Dichter schwere Bestrafung eingetragen habe. Da wir ferner häufig in sonst ganz zuverlässigen Sammelwerken, wenn von Aretino die Rede ist, auf ungenaue und unrichtige Angaben stoßen, mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn an dieser Stelle hier einer litterarischen Leistung gedacht wird, von deren innerem Werte ein für allemal strengstens abgesehen werden muss.

Beginnen wir mit kurzer Wiederholung bekannter Tatsachen. Giulio Romano, eigentlich Pippi, der größte Zeichner unter den Schülern Rafaels, ließ von Marc Antonio Raimondi im Jahre 1524 sechzehn seiner Zeichnungen, gewisse Stellungen vorführend, in Kupfer stechen. Rafaels ehemaliger Farbenreiber, il Baviera genannt (da er vermutlich aus Bayern stammte), der als Junge in Rafaels Haus kam und des Marc Antonio Platten druckte, wird zuverlässig auch diese sechzehn gedruckt haben. Es mag unentschieden bleiben, ob Giulio Romano sechzehn Sonette Aretinos illustrierte, oder ob Letzterer zu den vorhandenen Zeichnungen den Text lieferte, sicher ist nur, dass der Dichter sowohl mit dem Maler als mit dem Kupferstecher in enger Freundschaft lebte, wie aus dem uns erhalten gebliebenen Briefwechsel hervorgeht. Noch besitzen wir einen vortrefflichen Stich Marc Antonios nach Tizians Bild, welches uns den Aretiner vorführt und die Devise trägt: Petrus Aretinus accerrimus virtutum ac vitiorum defensor. — Man kann nur mutmaßen, dass diese sechzehn Blätter in jedenfalls sehr beschränkter Anzahl zur Ausgabe gekommen, wahrscheinlich in Querfolio, denn dieses Format ist den andern bekannten Stichen Marc Antonios eigentümlich. Unter jedem Blatt war ein Sonett Aretinos in siebzehn Zeilen gestochen. Dies sagt Aretino selbst ausdrücklich in seinem Briefe an den römischen Wundarzt Battista Zatti, datiert Venedig den 19. Dezember 1537: Sciorinai sopro i sonetti che ci si veggano ai piedi.

Papst Clemens VII. hatte kaum die Herausgabe dieser Blätter erfahren, als er sogleich befahl, den Marc Antonio gefangen zu nehmen. Es ist ziemlich sicher anzunehmen, dass der Künstler vor den Augen des erzürnten Papstes die Platten mit dem Stichel habe zerkratzen und vernichten müssen, und der gute Kupferstecher Jollain in Paris viel später mit andern Kupferplatten betrogen wurde.

Marc Antonio kam sowohl durch Fürsprache des Baccio Bandinelli, als auch Aretinos selber, vornehmlich aber durch Vermittelung des Kardinals Hypolit de' Medici auf freien Fuß. Kaum begnadigt, war sein Erstes, den Papst wiederum sich geneigt zu machen. Er vollendete die große Kupferplatte des heiligen Laurentius, die er nach der Zeichnung des Baccio Bandinelli stach, welche Arbeit ihn aufs neue bei Clemens VII. in Gunst setzte. Giulio Romano war bei dem Herzoge von Mantua vor dem Zorne des obersten Kirchenfürsten sicher. Fortan lebte der Meister in der alten Inselstadt, erbaute dortselbst das unter dem Namen Palazzo di Te bekannte Lustschloss, welches er aufs reichste mit üppigen Fresken schmückte.

Vasari in seinem bekannten Werke: Vite de' Pittori. Ed. di Firenze 1772. IV. p. 282 schreibt fehlerhaft, dass es zwanzig Blätter Marc Antonios gewesen. Dortselbst heißt es: Fece Giulio Romano in venti foglii intagliare da Marcantonio, in quanti diversi modi, attitudini e positure giacciono i disonesti uomini con le donne, e che fu peggio, a ciascun modo fece Messer Pietro Aretino un disonestissimo sonetto, in tanto, che io non so qual fusse più brutto o lo spettacolo dei disegni di Giulio all' occhio o le parole dell' Aretino agli orrecchi. — Sandrart, Fontanini und Baldinucci haben dem Vasari diesen Fehler nachgeschrieben. Die Sonette Aretinos waren sowohl unter den Kupferstichen (Aretino spricht in seinem oben citierten Briefe an Zatti ganz bestimmt von XVI modi intagliati in rame), als auch besonders gedruckt zu lesen. Die erfolgte Inhibierung dieser Publikation war wohl die alleinige Ursache seiner schnellen Abreise aus Rom. Der Dichter flüchtete erst nach Arezzo, seiner Vaterstadt, später begab er sich in das Lager Giovanni des Mediceers, des berühmten Anführers der schwarzen Banden; in der Folge führte König Franz I. von Frankreich eine Aussöhnung des frechen Spötters mit dem Papste herbei.

Giammatteo Giberti, nachmaliger Bischof von Verona, Datarius und geheimer Rat Clemens' VII. war einer der eifrigsten Verfolger Marc Antonios und dem Aretino sehr gehässig, wie sich späterhin zeigte bei Gelegenheit eines unglücklichen Liebesabenteuers, welches der Satiriker mit des Prälaten reizender Köchin bestanden. Aretino führt dabei bei dem oben erwähnten Zatti über Giberti Klage. Wenn er jedoch bei dieser Gelegenheit behauptet, dass das Betrachten der Bilder ihn zum Dichter gemacht, so können wir ebenso gut glauben, dass seine Verse den Künstler zur Schaffung der „modi" begeistert haben.

Noch im Jahre 1527 konnte Aretino die Marc Antonischen Kupfertafeln samt den Sonetten seinem guten Freunde Cesare Fregoso übersenden. „Come forse disidera V. S. Illustrissima (a la cui gratis m[i]

raccomando) il libro dei Sonetti e de le figure lussoriose. (Lett. di P. A. I. p. 14.)

Dann aber begannen die Stiche so selten zu werden, dass sie allmählich ganz verschwanden und die reichsten Sammler trotz der höchsten Angebote nicht im Stande waren andere als halb verstümmelte Exemplare an sich zu bringen. Wir dürfen dabei nicht vergessen, dass fromme Seelen es für ein gottgefälliges Werk hielten solche Satansschlingen zu beseitigen (ôter devant les yeux des objets qui sont des pièges que l'Enfer dresse aux âmes heißt es bei Chevillier, von welchem wir alsbald reden werden); da mag denn in blinder Wut manches Werk von unersetzlichem Wert durch Zelotenhand kurzweg vernichtet worden sein. Auch soll daran erinnert werden, dass im Jahre 1545 eine Reorganisation des Instituts der Inquisition stattfand.

Die ganz außerordentliche Seltenheit, oder eigentlich die Nichtexistenz der Blätter des Marc Antonio war Anlass, dass Annibale Carracci, einer hochberühmten Bologneser Künstlerfamilie angehörig, zu Ende des 16 Jahrhunderts beschloss, Zeichnungen in Form dieser Blätter nach dem Inhalte der sechzehn Sonette Aretinos anzufertigen. Diese Zeichnungen kamen von Neapel, dem Entstehungsorte, nach Holland, wo sie auf Kupferplatten geätzt wurden.

Der bekannte Schriftsteller und Polyhistor Chr. Gottl. v. Murr, gest. 1811, zuletzt als Wagamtmann in Nürnberg lebend, giebt in seinem Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur Band XIV eine ausführliche Beschreibung der Sujets der einzelnen Blätter. Sie waren (in Querfolio elf Zoll breit, sieben Zoll hoch) der Büchersammlung des Ratskonsulenten und Prokanzlers Feuerlein (Catal. Bibl. Feuerlin. Vol. II n. 5510) einverleibt, dortselbst befanden sich auch Aretinos Sonette im Manuskript unter Nr. 12277 und gedruckt Nr. 11767.

Murr vermutet wohl mit allem Rechte, dass diese Platten es waren, welche der bigotte Kupferstichhändler Jollain in Paris gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu vernichten glaubte, wie wir lesen bei Chevillier, Origine de l'Imprimerie de Paris, Paris 1694 gr. 4. p. 124, wo es heißt: Nous ne devons point taire la belle action d'un graveur à Paris (Mr. Jollain, marchand de la Rue St. Jacques). Il sut où il y avait de ces planches infames qui représentaient ces dessins abominables de Jules et ces Sonnets impurs de l'Aretin. Il y alla en offrir une somme considérable et les acheta 100 écus dans le dessein de les détruire entièrement et d'empêcher par ce moyen qu'on n'en tire plus aucune Estampe. — Wenn Chevillier hinzusetzt: il (Jollain) a toujours cru que c'était les planches originales, gravées par Marc-Antoine qu'il avait détruites, so dürfen wir dennoch mit mehr Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Originalplatten längst auf Befehl Clemens VII. vor seinen Augen durch den Künstler selbst zerstört worden waren.

Nach Murr existierten von den Sonetten Aretinos selbst mehrere Ausgaben.

Als Editio princeps erscheint ein Büchlein in 12°, 23 Seiten umfassend, welches den einfachen Titel trägt: Sonetti lussoriosi di Pietro Aretino. Mit Ausnahme des lasciven Titelblattes war diese nunmehr wohl gänzlich verschwundene Ausgabe ohne Bilder.

Gleichzeitig mit dieser zirkulierte wohl auch eine Ausgabe mit Bildern.

Eine zweite kupferlose Ausgabe hat Aretino veranstaltet nach dem Bruche mit seinem ehemaligen Sekretär, dem Niccolo Franco, der eines Pasquills auf Papst Pius V. halber 1569 am Galgen endete. Franco, ein ebenso begabter Mann als giftiger Pasquillant, veröffentlichte im Jahre 1541 seine Priapeia gegen Aretino. — Diese zweite Ausgabe umfasst zwanzig Sonette und ein kleines Gedicht.

Die dritte Ausgabe der Sonetti lussoriosi beschreibt August Beyer in dem Werke: Memoriae histor-criticae librorum rariorum. Dresdae et Lips 1734. 8. p. 18. Sie ist in 12°, hat nur ein lascives Titelkupfer und zählt 23 Seiten. Ein Nachdruck in 16° von ebenfalls 23 Seiten, trägt die Angabe In Venegia MDLVI.

Eine vierte kam 1763 in Paris heraus in 12°.

Handschriftlich zirkulierten in Italien Sammlungen von 26 Sonetten, die Nummern XV, XVIII bis XXI der Aretinschen Originale fehlen, an deren Stelle sind andere Sonette unbekannter Herkunft aufgenommen.

Die meisten der größeren Bibliotheken besitzen nur oft recht fehlerreiche Ausgaben solcher Handschriften, die fast alle aus englischen Druckereien hervorgegangen sind. Dem der Münchener Hof- und Staats-Bibliothek angehörenden Exemplare sind noch beigegeben die sogenannten Dubbii amorosi samt Risoluzioni, von denen weiter unten die Rede sein soll. Das Büchlein, gleichfalls ohne Jahreszahl, trägt die Bezeichnung: Nella Stamperia del Forno alla Corona de' Cazzi.

Die Zusammenstellung der (arabischen) Nummern dieser späten Ausgabe mit den (römischen) eines Originals ergiebt folgende Abweichungen:

1 (I), 2 (XVII), 3, 4 (IV), 5 (III), 6, 7 (VI), 8, 9 (II), 10 (X), 11 (V), 12, 13, 14, 15, 16 (XII), 17 (XVI), 18, 19 (XI), 20 (XIII), 21, 22 (VIII), 23 (IX), 24 (VII), 25 (XIV), 26.

Es fehlen dieser Ausgabe mithin die Nummern XV, XVIII, XIX, XX und XXI der Original-Sonette, wogegen zehn unechte eingeschoben sind.

Die dieser Ausgabe beigegebenen Dubbii amorosi samt Risoluzioni sind zweifellos unecht; als Reimereien von höchst unsauberem Inhalte, einmal in 17, bez. 34 Quatrinen, dann in 31 bez. 62 Ottave Rimen gefasst, gehören sie ganz bestimmt einer spä-

teren Zeit an. Mazzuchelli, des Satirikers hervorragendster Biograph, schreibt in seiner Vita di P. Aretino. Padova. 1741. p. 259: Fra queste (opere senza fondamento a lui attribuite) si può contare un libretto in 8 senza alcuna nota di anno, luogo e stampatore, ma che sembra d'impressione oltramontane e para fatta sul principio del 1600, nel cui frontispizio si legge: Dubbii di Pietro Aretino. Diese Ausgabe zählte 16, bez. 32 Quatrinen und 31 bez. 62 Ottave Rimen. — Noch andere Werke weit unzweifelhafterer Provenienz wurden fälschlicherweise dem berühmt gewordenen Sonettendichter zugeschrieben und trugen seinen Namen. Aber warum sollte ein Mann wie Aretino nicht Schule gemacht haben?

Wie die echten Kupfertafeln waren auch lange Zeit hindurch die echten Sonette äußerst schwer erhältlich. Nur mit größter Mühe gelang es dem gelehrten Akademiker De la Monnoye handschriftlich deren fünfzehn sich zu verschaffen, welche er alsdann in lateinische Distichen umdichtete Die ehemalige Bouhiersche Bibliothek in Dijon bewahrte ein Original-Manuscript: Bernardi de la Monnoye Versio latina, A° 1720 Disticlies XV. Diese Uebersetzung erschien späterhin im Druck, fand jedoch nur geringe Verbreitung.

Zum Schluss unserer Betrachtung über das vielgenannte und doch wenig bekannte unter den Erstlingswerken dieses arg verrufenen Schriftstellers setzen wir das erste seiner Sonette in Originalfassung hieher. Besser als jede langatmige Erklärung wird das kleine Poem selbst uns einführen in den Geist eines Dichters, der sich selbst und den ein Ariost den göttlichen (il divino) genannt.

Questo è un libro d'altro che di Sonetti
Di Capitoli, Epitafi, d'Egloghe, o Canzone,
Quì el Sannazaro, nè il Bembo non compone
Nè liquidi cristalli, nè fioretti.
Quì el Bernia non hà Madrigaletti;
Ma vi son c-zzi senza discrezione
E v'è la p-tta, e il c-l che li ripone,
Apunto come in scatole confetti.
Vi sono genti f-ttenti, e sf-ttute
E di p-tte e di c-zzi notomie
E ne i c-li molt' anime perdute;
Quì si vi f-tte in più leggiadre vie,
Ch'a Ponte Sisto non sarian credute
Ch'in alcun loco ei sian mai vedute
Infrà le puttanasche Gerarchie.
In fin sono pazzie
A farsi schifo di si buon bocconi
E chi non f-tte in c-l, Dio gli el perdoni.

München. Albert Schultheiß.



Ueber litterarische Parodie.

Sobald die Zeit der naiven, rein objektiven Dichtung vorüber ist, zeigen sich auch die ersten Spuren der Parodie. Mit dem Erwachen der Kunstpoesie, mit der Betonung der Subjektivität des Dichters spaltet sich auch das bis dahin einheitliche poetische Bewusstsein; es entstehen verschiedenartige litterarische Strömungen, und die Gegensätzlichkeit der subjektiven dichterischen Produktion ruft notwendiger Weise die Kritik ins Leben. Die Kritik? Gewiss! Denn sehen wir von der Form ab, so ist uns eben in der parodistischen Behandlung bereits fertiger, von Anderen dichterisch verwerteter Stoffe die erste Gestalt der litterarischen Kritik gegeben. Auch sie ist, dem Element, dem sie entsprungen, entsprechend, anfänglich ganz naiv. Sie dichtet noch, aber ihr Ernst und ihr Spaß ist bewusster Schein. Wo sie auf dem Kothurn einherschreitet, da hört man hinter ihr das Gelächter der Parabase, und wo sie scherzt und lacht, da stehen ihr oft die bitteren Tränen des Schmerzes und des Zornes in den Augen. Die Parodie ist nicht nur die Mutter der Komödie, sondern auch der Kritik. Und als solche hat sie dereinst auf der attischen Bühne Triumphe gefeiert, wie sie ihr seit Aristophanes' Zeiten bis heute versagt geblieben sind.

Mag man immer sagen, dass die Kritik durch ihre Loslösung von der Poesie erst selbständig geworden und den Kinderschuhen entwachsen ist! Und wer wollte leugnen, dass die verstandesmäßige Behandlung derselben erst klare Einsichten in das Wesen aller Kunst ermöglicht, dass der philosophische Untergrund, auf dem sie ruht, ihr erst diejenige Festigkeit verleiht, welche sie den Schwankungen des bloß gefühlsmäßigen Meinens entrückt? Eines aber bleibt unbestritten: jene gewaltige, unmittelbare Wirkung auf die Massen hat sie eingebüßt. Denn die Masse fühlt eben das Schöne und Hässliche bloß; und wenn man ihr tausend Mal logisch beweist, dass ihr Gefühl sie diesmal betrogen und auf Abwege geführt habe, so wird sie bei ihrer Verkehrtheit bleiben, bis — die Parodie ihr die Augen öffnet. Denn die Parodie will nicht beweisen und Regeln aufstellen; sie fordert ihr Publikum bloß auf zu schauen und zu fühlen. Und siehe da! Dieselbe Menge, die allen logischen Deduktionen gegenüber taub und starrköpfig blieb, fühlt jetzt auf einmal, dass sie vorher betrogen und belogen wurde, sie schämt sich ihres früheren Gefühls und weiß dem Dank, der sie auf so einfache und überzeugende Weise von ihrem Irrtum befreit hat.

Diese Gedanken über den pädagogischen Beruf, den die Parodie noch heute zu erfüllen hat, verdanke ich nicht zum geringsten Teil der Lektüre eines im Verlage von Reinhold Werther erschienenen Buches, betitelt: „Der Nilbräutigam. Roman von S. Rebeg", und mit dem bezeichnenden Motto:

„Ein Leipziger Professor
Spazierte einst am Nil —
O tempora! O mores!"

Wer wüsste nicht, wie unzählige Male die einsichtsvolle Kritik die Wertlosigkeit des antiquarischen Romans, wie ihn vor Allen Georg Ebers vertritt, mit Zuhilfenahme des ganzen ästhetischen Apparates

dem Publikum klar zu machen suchte? Aber umsonst! Die Familien-Lesewut stürzte sich alle Weihnachten nach wie vor über diese aus Gelehrsamkeit, falscher Sentimentalität und Moraldoktrin zusammengewürfelten Machwerke her, die durch einige Reminiszenzen an gewisse plastische Attitüden hellenischer Jünglingsgestalten über die gähnende Leere des Ganzen hinwegtäuschen sollten. Nun kommt auf einmal ein Schalk und erzählt ganz naiv einen altägyptischen „Kolportageroman" mit Diebstahl, Todtschlag, Giftmord, Liebeshändeln aller Art — und der Leser stutzt! Denn die ganze Führung der Intrigue, die ihm hier so unendlich albern vorkommt, ist Zug für Zug der Ebers'schen „Nilbraut" nachgebildet; nur das hübsche Mäntelchen, hinter dem sich dieses ungereimte Gemisch von psychologischer Unmöglichkeit und sentimentaler Phrasenhaftigkeit versteckte, wird keck heruntergerissen, und die bitterböse Wahrheit oder hier vielmehr Unwahrheit Ebers'scher Pseudopoesie liegt offen vor den Augen der noch eben entzückten Leserin.

Möge das Buch das erreichen, was der Kritik bis jetzt nicht gelungen ist! Und möge der Verfasser, der in seinem überlegenen Humor und seiner naiven Komik den echten Dichter verrät, unermüdlich fortfahren, den Augiasstall unserer Mädchenpensionats-Litteratur zu reinigen! Der moderne „Realismus" bedarf auch solcher Vorkämpfer.

Leipzig. Edgar Steiger.



Die Poesie in Lyon.

II.

Joséphin Soulary.

(Schluss.)

Neben Don Juan steht Faust; Ein Zug ist ihnen beiden gemeinsam, der Kampf gegen das Mittelalter. Indessen, dass der Humanismus, wie man die geistige Seite der Renaissance bei uns benannt hat, unvermögend war, die Menschheit von den Fesseln des römischen Pfaffentums zu befreien, das hat schon David Strauß erklärt. Zu welchen Verirrungen die künstlerische Renaissance aber ohne die Reformation, das Schwelgen in der sinnlich schönen Form sowohl der Kunstwerke wie des leiblich blühenden Lebens geführt hat, das hat uns der Hof der Valois im sechzehnten Jahrhundert gezeigt. Diesem Paris gegenüber habe ich in meiner „Kultur- und Litteraturgeschichte der französischen Schweiz und Savoyens" Genf als den Protest der sittlichen Weltordnung hingestellt. Zu einer vollkommenen Befriedigung der Seele führt uns denn auch Soulary nicht, obgleich er hier und da ergreifend versöhnende Töne anschlägt; so klingt es z. B. wie ein Widerruf jenes entsetzlichen pessimistischen „Cri", wenn er in dem wundervollen „Majus" von Lucrezischer Ueppigkeit, worin er Geist und Fleisch versöhnen will, Gott von oben herab rufen lässt:

N'en croyez rien, enfants moroses!
Je ne règne point par l'effroi.
Si toutes sèves sont écloses
De moi,
Pourrais-je sur la chair que j'aime
De l'enfer sceller le barreau,
Et de mon sang être moi-même
Bourreau?

Und ähnlicher Gedanken ließen sich noch mehrere angeben; aber entschiedene Klarheit bricht nicht durch, zu einem festen Standpunkte gelangt der Dichter nicht. Wir können dem Kritiker nicht widersprechen, der einmal im „Figaro" sagte: „L'inspiration chrétienne manquait à Soulary, son spiritualisme indécis a toujours hésité entre les flamboiements du paganisme et les vagues rêves des philosophes panthéistes." Ganz gewiss; aber wenn wir auch vom Richterstuhle der ernsten Geschichte aus über die Epoche der französischen Renaissance mit ihrem Gewirr von Frivolität, Sinnenrausch und Mordlust noch so streng urteilen, das Auge darf sich darum doch an dem Anblick der schönen Gärten und Paläste weiden, die die Szenerie zu jenen Verirrungen bieten mussten, und das Ohr darf auch heute noch den Nachtigallen lauschen, die darin nach jahrhundertelanger Kasteiung wieder vom schönen Lebensgenusse sangen. Hat nicht auch Sainte-Beuve, der doch die klösterliche Strenge und den heiligen Ernst von Port-Royal gefeiert hat, für die Renaissance geschwärmt? In der Tat, der litterarische Feinschmecker nippt gern von dem Honig dieses Blumengartens, Joséphin Soulary hat auch darin das feine Aroma gesogen, das seine Poesieen durchgeistet. Und wer weiß? Zur Zeit Ronsards wäre er vielleicht auch verbrannt worden, so gut wie die Hugenotten, denn ein arger Ketzer ist er doch, und — aber es ist ja heute vielleicht nicht besser geworden in dem hochheiligen Paris, dem „Centre des lumières". Hat man vielleicht deshalb an der ablehnenden Antwort der französischen Akademie keinen Anstoß genommen, weil man zu viel Anstoß an der Freigeisterei des Dichters nahm?

Denn Soulary, der sich um einen Sessel der Akademie beworben hat, ist höflich abgewiesen worden, und wen hat man ihm vorgezogen? Man lache nicht — den Operettendichter der „Schönen Helena", Halévy. Der gemeinen Parodie der Antike hat der Pariser Areopag die Palme gegeben; den kühnen Denker, den zartfühlenden, formenreichen Meister der Dichtkunst, den geistsprühenden Jünger der Renaissance sieht das hochnäsige Paris über die Achsel an. Für das lesehungrige Pariser Publikum liefern die Romanfabrikanten, denen leider! auch in Deutschland die Berichterstatter eine unverdiente allzugroße Beachtung schenken, das passendste

Futter. Geplagt von der Nevrose oder Langeweile verlangen namentlich die vornehmen Weiber nur nach Zerstreuung, nach Amusement, und ein höheres edleres Ziel verfolgen auch sämmtliche Pariser Romanschreiber nicht. So verliert denn das Pariser Publikum den edlen Geschmack und die Kraft zum Denken, deren beide man zur Lektüre Soularys bedarf. Der Lyoner Dichter hat zehnmal mehr Geist und Witz als der Komödienfabrikant A. Dumas, der vergessen sein wird, sowie er todt ist (V. Hugo hat ihn beißend scharf gezeichnet) und als sein Nebenbuhler Halévy, mag derselbe auch zu seiner „Belle Hélène" die reißend rasch erzählte „Criquette" und den „Abbé Constantin" hinzugefügt haben. Es ist eine Schmach für Paris, dass es diesen glänzenden Geist verstoßen hat.

Geschah es etwa aus Hochmut, weil es ein Provinzler ist? Vielleicht. Soulary hat schon etwas Aehnliches erlebt. Vor Jahren schrieb er eine allerliebste zweiaktige Komödie „Un Grand homme qu'on attend"; es ist im Grunde dieselbe Geschichte, die einem englischen Schauspieler begegnet ist und die wir auf der deutschen Bühne gesehen haben, sie ist unserm Dichter passiert. Er hatte gewagt, sie der Comédie française anzubieten, „nous autres provinciaux, nous ne doutons de rien" sagt er im Vorwort, auf den Rat eines Freundes musste er sie zurückziehen, sie wurde zum ersten Mal in Lyon am 16. April 1879 gespielt. Nun, die Zeit rückt immer näher heran, wo die Provinz wieder in die Rechte tritt, die ihr das hochmütige Paris entzogen, für das sich Soulary in seinem „Paris bombardé" sehr ungerechter und unnötiger Weise erhitzt hat. Und was die ihm von der Pariser Kritik vorgeworfene Freigeisterei anlangt, so ist dieser offenherzig ausgesprochene kecke Zweifel in seiner Aufrichtigkeit viel ehrenwerter als das Kokettieren mit dem Katholizismus, wie es die vornehme Pariser Welt und ihre Presse treibt. In unserer Zeit der religiösen Heuchelei oder Halbheit sind solche kühne Denker am Platze, um die Welt aufzurütteln und vor der Dummheit und römischen Pfaffenknechtschaft zu schützen. Neben dem Refrain „Sauvons Rome et la France au nom du Sacré-Coeur", das jetzt vom Pariser Montmartre herab ertönt, klingt Soularys „Majus" wie ein religiöser Hymnus. Nimm diese Lehre von einem Dichter der Provinz, Cafard de Paris, va! Ueber das geckenhafte Spreizen der Seinestadt hat sich übrigens Soulary in dem gutmütig satirischen „Dans mon village de Lyon" schon lustig gemacht, über die Beschränktheit der Pariser Akademie aber haben hiermit wir unser Urteil gefällt.

Die Biographie unseres Dichters ist rasch geschrieben. Joseph (genannt Joséphin) Marie Soulary wurde am 23. Februar 1815 in Lyon geboren, seine dem Handelsstand angehörende Familie stammt aus Genua; mit sechzehn Jahren trat er als „enfant de troupe" in das 48. Linienregiment, bei dem er bis 1836 blieb. Im Jahr 1840 erhielt er eine Anstellung in der Präfektur zu Lyon, wo er zum Divisionschef aufstieg; ich weiß nicht, ob er das Band der Ehrenlegion als Beamter oder als Dichter erhalten hat. Seit 1868 ist er Bibliothekar am Palais des Arts seiner Vaterstadt.

Seine ersten Gedichte veröffentlichte er 1832 im „Indicateur de Bordeaux" und unterzeichnete sie „Grenadier au 48e de ligne"; darauf folgten 1837, 1838 und 1841 kleine Sammlungen, die er mehr verschenkte als verkaufen ließ. Später folgten wieder acht ähnliche Sammlungen, alle in Lyon gedruckt, bis 1872 die gesammelten Werke in zwei Bänden bei Lemerre in Paris erschienen; die zweite Ausgabe der letzteren in drei Bänden ist vermehrt mit fünf weiteren Sammlungen 1882 herausgekommen. Soulary blieb lange unbekannt, so wertvoll auch das Bändchen „Ephémères" war, das er 1847 in Lyon herausgab; seine Stimme verscholl in dem Revolutionssturm von 1848. Erst nach seinen „Sonnets humouristiques" (Lyon, Perrin, 1858) wurde das gebildete Publikum auf ihn aufmerksam und zwar besonders in Folge der öffentlichen Anerkennung, die ihm Sainte-Beuve und J. Janin zollten. Ersterer, der das Sonett in Frankreich (um 1828) wieder erweckt hat, bewunderte besonders das in Frankreich überall bekannte „Les deux cortèges"; ein anderes, ebenso verbreitetes „Rêves ambitieux", wurde ein vollkommenes Meisterwerk nach Form und Inhalt genannt. Kein Dichter aber bietet dem Uebersetzer so viel Schwierigkeiten wie Soulary.

Zweierlei bedauere ich am Schluss, erstens dass mir hier der Raum mangelt, um nicht wenigstens noch zweimal mehr über diesen reichen eigenartigen Dichtergeist zu sagen, als ich hier sagen konnte, und zweitens, dass der patriotische Schmerz seine Muse zu so ungerechten Vorwürfen gegen Deutschland verleitet hat. Wie wird dadurch dem deutschen Leser der Genuss seiner Dichtungen verbittert! Möchten diese Erinnerungen an 1870 aus einer neuen Ausgabe verschwinden! „Anéantir Paris", wer hat denn jemals an diesen Wahnsinn gedacht? Die Landsleute des Dichters höchstens selbst, die Communards. Wenn der Dichter der „Justice boiteuse" nur ein wenig nachdenken wollte, so müsste er sehen, dass die hinkende Gerechtigkeit den „assassin impérial" der mexikanischen Republik, Napoleon III., bei Sedan ereilt hat. Diese Gedichte stehen in so grellem Gegensatz zu den wunderschönen Blüthen der Renaissance in den übrigen Teilen, dass wir sagen möchten, sie stehen im Widerspruch mit dem Wesen des Dichters selbst. Soulary denkt nicht daran, das Tafeltuch zwischen ihm und „le frère allemand" zu zerschneiden. Hätte er mir sonst bei Uebersendung seiner Poesieen so liebenswürdige Briefe geschrieben? Ich wiederhole, wenn die Franzosen nur wüssten, welche Greuel und Grausamkeiten ihre Soldaten bei ihrer siegreichen Invasion in Deutschland verübt

haben, all das Geschrei nach Revanche würde verstummen!

Die Renaissance war ein berauschend üppiger Geisterfrühling. Die Menschheit wurde damals durch pfäffisch-mönchischen Fanatismus um die schöne Frucht betrogen. Sollen die Greuel des nationalen Fanatismus die Völker wieder in die alte Barbarei zurückwerfen? Diese Frage richten wir an den Dichter der Renaissance, an Joséphin Soulary.

Leipzig. Herman Semmig.



Hinter den Koulissen einer Preiskonkurrenz.

Ein Epilog.

Das Berliner litterarische Institut Greiner und Caro hat vor einigen Monaten ein Preisausschreiben für humoristische Feuilletons erlassen; selbst die entschiedensten Gegner eines solchen litterarischen Treibhausverfahrens durften diesmal nur schwach ihre warnende Stimme erheben, denn das humoristische Genre wird heutzutage nur sehr selten und von äußerst wenig Kräften gepflegt. Die Möglichkeit, dass der Aufruf der genannten Firma einige echt humoristische Arbeiten und vielleicht ein paar neue Talente zutage fördern werde, war nicht ausgeschlossen: Der Preis in klingender Münze war ziemlich verlockend, dass er selbst einen ernsten Litteraten zu einem humoristischen Lächeln begeistern konnte, und er wurde zudem von einem sehr gewählten Richter-Kollegium verliehen. Dasselbe bestand aus den Herren Robert Hamerling, Georg Ebers, Theophil Zolling, Gustav Karpeles, Otto Roquette, Johannes Trojan, Wilhelm Goldbaum, Fritz Mauthner und Ernst Eckstein, also durchwegs aus bekannten und nach verschiedensten Richtungen hin verdienten Männern, aus deren Händen den Preis zu erhalten, selbst Leute von Ruf, geschweige denn Anfänger, zur Mitbewerbung anspornen musste. Man konnte demgemäß auf das Resultat sehr gespannt sein.

Eingelaufen sind 103 Arbeiten, von denen 4 zur ersten Wahl gelangten. Zwei andere Arbeiten waren fast einstimmig als gut bezeichnet worden, verstießen leider als nicht humoristisch und feuilletonistisch gehalten gegen die Hauptbedingung des Preisausschreibens. Dieser Konkurrenz leuchtete aber der schönste Unglücksstern: bei den beiden einzigen fast durchwegs als gut befundenen Arbeiten konnte man aus äußeren Gründen nicht an eine Krönung denken, und bei den vier ersten schon gar nicht, denn neben sehr günstigen fand man schroff abfällige Urteile über sie in den Katalogen der Preisrichter. So wurde denn kein Feuilleton gekrönt und der Preis zu wohltätigen Zwecken verwendet. Dass sich aber der Leser einen Begriff mache, wie sehr die Meinungen über die zuerst erwähnten vier Arbeiten auseinander gingen, möge er mit mir einen Blick in die Kataloge werfen. Nr. 11 ist „geistreich", „humorvoll", „recht hübsch", „nicht übel", „nicht ohne Geist" und so geht es weiter in absteigender Linie bis zur „mangelhaften Ausführung". Ueber Nr. 15 liest man folgendes: „Originelle, überraschende Pointe, I. Preis!" „Geistreich, liebenswürdige Komik", „ganz nett", „nicht übel", „mäßig", „zu wenig litterarisch gemacht, — um besondere Beachtung zu verdienen". Noch greller sind die Differenzen bei Nr. 40: „Gewandte Feder, launig", „Humor fehlt", „Spannend, glänzend geschrieben — vortreffliche lebenswahre Studie", „flüssig, aber salopp und alltäglich nach allen Dimensionen." Nr. 53 hat folgende Urteile aufzuweisen: „Humor! Gefällt mir ganz gut", „Matter, gesuchter Witz", „Echtes Feuilleton! Geistreiches Irrlichtelieren", „Ebenso konfuses, wie selbstgefälliges Zeug". Ferner möchte ich anderer vier Arbeiten Erwähnung tun, bei denen sich ebenfalls neben enthusiastischen Ausrufen ganz unwillige Aeußerungen finden. Ueber Nr. 14 schreibt ein Preisrichter: „Wie wohl hat mir's getan, als ich auf diesen Mann mit dem Kind und dem Hund stieß. In diesem Stückchen weht echte dichterische Luft .... es verdient den ersten Preis." Nach anderen Urteilen aber ist es „Unreifes Zeug", „alberne, dürftige Novellenskizze, lyrische Duselei". Nr. 45 ist bald ein „glänzend geschriebenes, echtes, vortreffliches preiswürdiges Feuilleton", „ein vortrefflicher Scherz, der den I. Preis verdient", bald ein „Missgriff" und „nichtssagend", und veranlasst sogar den Stoßseufzer: „Die armen Preisrichter, die damit ihre Zeit verbringen müssen!" Nr. 94 ist „geistlos", „schwach", „liebenswürdig, humoristisch, Komposition vortrefflich — ausgezeichnet!" Wie gut haben es dagegen die aus äußeren Gründen ausgeschlossenen Feuilletons, die beiden einzigen Arbeiten, über die überall in günstiger Weise geurteilt wurde.

Woher kommt es nun, dass so hervorragende Preisrichter, von denen jeder einzelne zweifelsohne ein feines Verständnis für Poesie, für Gutes und Schönes besitzt, und die doch alle, trotz verschiedenartiger Anschauungen und Gesinnungen, sich bis zu einem gewissen Grade befriedigend einigen würden, wenn er sich um etwas absolut Wertvolles handelte, diesmal so schroff einander gegenüber stehen? Ich bin ebenso weit davon entfernt, auch nur den schwächsten Vorwurf gegen die Jury zu erheben, als mir eine geringschätzige Meinung über die angezogenen Feuilletons zu bilden, denn eine Arbeit über die sich auch nur einer der Richter in höchst beifälligem Sinne äußerte, kann nicht unbedingt schlecht sein. Im letzten Grunde ist diese schroffe Urteilsdifferenz nicht so verblüffend rätselhaft, als es im ersten Moment erscheint. Denn das Komité hatte ja die Aufgabe, nicht das relativ beste Feuilleton, sondern das

am meisten humoristische, welches natürlich auch alle Anforderungen an ein gutes Feuilleton erfüllte, zu krönen. Nun aber ist der Humor bis jetzt ein Ding geblieben, das noch Keiner in seine Bestandteile zerlegte, dessen tiefstes Wesen noch Niemand schilderte, das sich noch in kein ästhetisches System zwängen ließ; der Eine sieht es, der Andere nicht, der es nicht spürt, für den ist es füglicher Weise auch gar nicht da. Also auf die sublimste, geheimnisvollste aller geistigen Eigenschaften sollten die Richter jedes Feuilleton prüfen, auf eine künstlerische Fähigkeit, für die jeder seinen eigenen Maßstab subjektivsten Empfindens hat! „Jeder Mensch," sagt einer der bedeutendsten lebendigen Humoristen in einem Brief an den Schreiber dieser Zeilen, „hat seine eigene humoristische Saitenbespannung; mancher eine ganze Reihe von Saiten der verschiedensten Töne, wie eine Harfe, mancher eine einzige G-Saite, so dass Alles, was nicht aus diesem Ton geht, bei ihm nicht anklingt. Dies zeigt sich so ganz deutlich bei dem Tadel, den meine Bücher mannigfach erfahren haben. — Etienne z. B. hatte für Humor überhaupt keinen Sinn und fragte oft, wenn die Leute über gewisse witzige Artikel in seinem Blatte lachten, ganz verzweifelt: ‚Um Gotteswillen, zeigen Sie mir doch, wo denn dasjenige steckt, worüber Sie lachen!' Er hätte sehr gern mitgelacht, aber er war farbenblind dafür."

Wie sehr in unserem Falle die Urteile über den rein humoristischen Gehalt einer Arbeit sich gegenseitig aufheben, mögen folgende Nummern dartun. Nr. 51: „Kurz, eigenartig, Humor!" „Ganz nett, ohne Humor." Nr. 85: „Ganz komisch!" „Nicht komisch dargestellt." Nr. 82: „Ganz nett, aber nicht humoristisch," „Komposition verworren, aber echt humoristisch!" Nr. 23: „Pointe charmant, komisches Ding, das erste, worüber ich lachen musste," „ohne Bedeutung", „geschmacklos", „ganz roh." Interessant sind auch manche Randglossen der Preisrichter über den Humor: „Spaß ist nicht Humor." „. . . . und doch schließt die echte humoristische Dichtung, vielleicht die erhabenste und edelste Frucht der schöpferischen Tätigkeit des menschlichen Gemütes, die Attribute: „kräftig" und „tief" keineswegs aus. Geist oder Gemüt sollen wenigstens an den glücklichsten Stellen „tief" in Anspruch genommen werden, es giebt eine vis comica und das Zwerchfell kann kräftig geschüttelt werden. Mir graust, wenn ich bedenke, dass mir wohl noch 72 solcher Nichtigkeiten zu lesen bevorstehen." War aber Jemand in seiner Arbeit kräftig und tief, dann wurde sie von andern als zu „burschikos" oder zu „ernst" und deshalb als nicht hierher gehörig verworfen. Man sieht, dass tatsächlich jeder Preisrichter seine eigene Saitenbespannung hat und dass höchst selten zwei zusammen bei einer Arbeit in Schwingung gerieten.

Es musste also notwendiger Weise die edelste aller litterarischen Konkurrenzen jammervoll zu Wasser werden; an diesem Beispiel kann man übrigens auch darlegen, wie nutzlos jedes Preisausschreiben überhaupt ist, denn in folgenden Zeilen will ich Arbeiten nennen, bei denen die geteilten Meinungen nicht nur auf den Humor allein sich beschränken, sondern auch über sämmtliche litterarischen Qualitäten sich erstrecken. Alle Achtung verdient die Sorgfalt und Genauigkeit der Preisrichter: erwähnenswert ist die Art und Weise, in welcher sie ihre Kataloge führen. Einer begnügt sich mit einem kurzen, vornehm gehaltenen Resumé, worin er die hervorragendsten Arbeiten mit knappen kritischen Beiwörtern versehen anführt, ohne auch nur mit einer Silbe der misslungenen Pièccn zu gedenken; ein zweiter macht die Sache noch summarischer: er gruppiert ganze Reihen von Nummern unter einem Schlagwort wie z. B. „Nichts" oder „Engere Wahl" oder „Druckfähig". Andere schreiben die Liste der Titel von 1—103 herunter und fügen jedem ein bezeichnendes Epitheton, oft sarkastischester Natur bei; am amüsantesten sind jene Kataloge, welche in einem Satze den Inhalt jedes Aufsatzes angeben und selben oft ausführlich besprechen. Der Lebensstand des Einen oder Andern lässt sich leicht bestimmen und man erkennt mühelos den genauen, sorgfältig referierenden Professor, den kurz angebundenen Redakteur oder den kritisierenden Gelehrten.

Die größte Einhelligkeit habe ich in den abfälligen Urteilen gefunden; da giebt es zahlreiche Feuilletons, welche das grausamste Spießrutenlaufen zu bestehen haben. Ich führe nur folgende Steckbriefe an: „Scheußlich, banal, abgeschmackt, wertlos" — „Erbärmlich, unzulänglich, töricht, nichts" — „Ganz misslungen, unreif, jämmerliches Zeug" — „Gemein und dumm — ganz dürftig, schwach" — „Albern bis zur Unverschämtheit, höherer Blödsinn, Kinderei" u. s. w. Es ließe sich ein ganz artiges Schimpfwörterlexikon für ergrimmte Kritiker aus den Katalogen zusammenstellen, sie würden die reiche Auswahl vom leisesten Tadel bis zum verzweifelten Aufstöhnen eines Gefolterten finden; wer weiß, welch' ideale Federn mit folgenden Komplimenten bedacht wurden: „Faul und frivol", „Scheußlich", „gräuliche Gewaltsache", „Trauriges Machwerk", „toller Blödsinn," „hervorragend langweilig", „anspruchsvolle Makulatur" u. s. w. mit Grazie ad infinitum.

Nun eine kleine Blütenlese von dicht neben einander stehenden Urteilen, bei deren Anhörung sich wohl Niemand eines Lächelns wird erwehren können, selbst die Autoren und die Preisrichter nicht ausgenommen: Nr. 1 ist eine ausgezeichnete, preiswürdige Satire, aber ein „alter, reizlos erzählter Witz". Nr. 18 ist „preiswürdig", „langweilig", „unbrauchbar" und „gehört zu den Besten". Nr. 19 ist „hübsch angefangen", „im Verlauf langweilig", aber „ganz niedlich geschrieben", ist indessen eine „matte, unbehagliche, schlecht geschriebene Schilderung", gehört in die „engste Wahl" und zu solchen Feuilletons,

„die uns im Leben verdrießen, weil sie kaum lesbar geschweige denn genießbar sind“. Nr. 27 ist „recht nett“, „ohne Witz“, „lustig“, „Nichts“ und „unerquicklich“. Nr. 36 ist „etwas zu breit, aber jenes treuherzigen Humors teilhaftig, wie er z. B. durch Rosegger repräsentiert wird“, ist „interessant, aber nicht komisch“, „unbedeutend“, „in der Form verfehlt und ohne Humor ausgeführt“, „unbrauchbar“ und „kann mit um den Preis konkurrieren“. Nr. 76 ist „ein echtes Feuilleton, hat nette Gedanken“, hat einen „pietät- und geschmacklosen Witz“, ist eine „glückliche Idee“, aber „ledern“ und „gehört in die engere Wahl“.

Kostbar sind übrigens auch die Randglossen der Preisrichter. Ueber eine unter dem Motto: „Wer nicht wagt, der gewinnt nicht“ eingereichte Arbeit spottet ein Richter: „Und wer wagt, der gewinnt auch nicht, wie der Verfasser dieses Feuilletons.“ Zu einem Aufsatz: „Eines Sessels Glück und Ende“ wird vorwurfsvoll bemerkt: „Solchen habe ich bisher nur mit meiner Rückseite in Verbindung gebracht.“ Ueber Nr. 50 orakelt einer: „Besser als schlecht, aber schlechter als gut.“ — Der Verfasser von „Mit und ohne Erfolg“ erhält die beruhigende Versicherung: „Jedenfalls ohne.“ Ein Aufsatz: „Er hat sich geirrt“ unter dem Motto: „Soll ich?“ erhält den Beisatz: „Verfasser hat sich in der Tat geirrt, er soll nicht.“ — „Ich hab's gewagt“ ruft ein anonymer Federheld, „hätt' es lieber nicht sollen“ meint der aufrichtige Kritiker. „Der Millionenbacillus“ heißt eine Arbeit, „kommt auch bei Feuilletonkonkurrenzen vor, ist aber nicht preiswürdig“ doziert Jemand. Uebrigens muss sich die Jury manche Mystifikation und Anrempelung gefallen lassen. Nr. 92 scheint da ein ganz besonderes Ding zu sein: „Unsauber“, „äußerlich und innerlich schmutzig und gemein“ schreiben zwei, zwei andere leugnen die Lektüre wie schamhafte Mädchen ab, „Unleserlich“ redet sich der erste aus, der andere beteuert: „Hab' ich nicht gelesen.“ Nr. 83 scheint hierin feinerer Natur zu sein und ein Preisrichter schreibt: „Bemerkenswert durch die genaue Kenntnis der Qualen eines Preisrichters, der hunderte von Manuskripten durchzulesen hat. Verfasser tut in seiner Schadenfreude sehr überlegen, und ergeht sich, unter dem Schutze des Namensgeheimnisses, in verächtlichem und möglichst unhöflichem Tone gegen die Preisrichter. Der selbstgefällige Herr müsste, zur Strafe für seine Großtuerei, die Schmach erleben, den von ihm so verachteten Preis zu gewinnen. Aber schwerlich wird man sich dahin vereinigen, da Bessere mit ihm konkurrieren.“

Man sieht, dass die Preisrichter nicht viel Dank für ihre viele Mühe ernten, und es ist wahrhaftig nur reines Interesse an der Litteratur, wenn sich heutzutage ein vielbeschäftigter Schriftsteller einer solch nutzlosen Prüfungsarbeit unterzieht, ja nutzlos ist sie „nach allen Dimensionen“, um mit einem Preisrichter zu sprechen; denn die meisten der einlaufenden Leistungen sind schlecht, unter aller Kritik; aus dem Wenigen, was gut und diskutabel ist, aber durch die Meinungsdifferenzen in seinem Werte zweifelhaft wird, kann nur dann eine preisgekrönte Arbeit hervorgehen, wenn irgend ein günstiger äußerer Umstand zu Hülfe kommt. Möge doch dieses Preisausschreiben, das wahrhaftig einen ernsten und würdigen Zweck verfolgte — wäre dies nicht der Fall, dann hätten sich niemals so viele bekannte Autoren dafür gewinnen lassen — als abschreckendes Beispiel dienen, um jedes künftige derartige Unternehmen im Keime zu ersticken und die Autoren von der Beteiligung abzuhalten. Was gut ist, findet sicher ein litterarisches Obdach und braucht einen Preis nicht; das Schlechte wird ohnehin nicht gekrönt, sollte man dies wirklich einmal tun, dann wird diese Auszeichnung dem Betreffenden zum Danaergeschenk — wird doch oft der Preis dem entschiedenen Talente verhängnisvoll: die Glorie der Krönung blendet manchmal den Autor, meistenteils aber das Publikum, welches von ihm stets nur derartige Arbeiten verlangt, wofür er ausgezeichnet wurde, und ihn so zwingt, einseitig ein Genre zu pflegen, in dem er einmal in einer glücklichen Stunde etwas Gefälliges leistete.

Berlin. Ernst Wechsler.

Litterarische Neuigkeiten.

„Der Nil-Bräutigam.“ Roman von S. Rebeg (Leipzig, Verlag von Reinhold Werther). In ergötzlicher Weise werden hier alle Fäden der bloß auf äußeren Effekt berechneten Mache, welcher die Eberschen Romane den buchhändlerischen Erfolg verdanken, in unübertrefflicher Weise bloßgelegt und die ganze dichterische Ohnmacht des Leipziger Professors, die psychologischen Unmöglichkeiten der Handlung und der Charaktere mit sammt dem gelehrten Aufputz der Staffage mit überlegenem Humor illustriert und persifliert. Er ist daher das Buch allen „Eberschwärmern“, namentlich denjenigen, welche „Die Nilbraut“ gelesen haben, bestens zu empfehlen.

„Der Kampf ums Recht.“ Drama von Heinr. d'Altona (Rudolph & Dieterici in Annaberg). Der Verfasser beabsichtigt, mit seinem neuesten Produkt die Bühne zur Mitkämpferin zu machen für die Forderung nach einer gesetzlichen Entschädigung der unschuldig Verurteilten. Das lebendig geschriebene Stück wird sicherlich ebensoviel Freunde wie Leser finden.

Das Beste der in- und ausländischen Litteratur in hübschen Ausgaben mit schönem, lesbaren Druck zu möglichst geringem Preise in der „Bibliothek der Gesammtlitteratur“ zu bieten, ist das Bestreben der Verlagsbuchhandlung von Otto Hendel in Halle a. S., was, je weiter dieses Unternehmen vorschreitet, stets mehr Bestätigung findet. Es liegen neuerdings vor: Nr. 101. Schiller, Die Räuber. Nr. 102. 103. Wieland, Oberon. Nr. 104. 105. Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Nr. 106. 107. Heine, Die romantische Schule. Nr. 108. Kleist, Käthchen von Heilbronn. Nr. 109. 110. Walther v. d. Vogelweide, Gedichte, Gesammtausgabe. Nr. 112. 113. Dasselbe, Schulausgabe. Nr. 113. Goethe, Clavigo. — Jedes Bändchen ist einzeln käuflich und ebenso wie die früheren auf starkem, geglätteten Papier mit deutlicher, dem Auge nicht nachteiliger Schrift gedruckt.

Mitten im Lenze der Natur bietet der allezeit ausgiebige Verlag von S. Schottlaender in Breslau einen frischen Strauß von Romanen und Novellen gleichsam als Lenzblüten der belletristischen Litteratur dem Auge dar. Es sind dies Werke teils von bekannten Autoren, teils von jüngeren Talenten, denen es bereits gelungen ist, sich zu Lieblingen des Lesepublikums aufzuschwingen. Wir erwähnen in erster Reihe den neuesten Roman von Hieronymus Lorm: „Das Leben kein Traum", der nur den Anfang eines „Cyklus kleiner Romane" dieses Autors bildet, in welchem historische Ereignisse aus der jüngsten Vergangenheit im Spiegel der Dichtung gezeigt werden sollen. In dem vorliegenden Romane bildet der in drangvoll fürchterliche Enge des Lebens gewaltsam eingesperrte Sohn Napoleons I., der Herzog von Reichstadt, den passiven Mittelpunkt einer reichgruppierten, überaus reizvollen und spannenden Handlung, in welcher Charaktere wie Fürst Metternich, Gentz, der Dramaturg des Wiener Hofburgtheaters Schreyvogel, ein unter dem Namen Fürst Pergenstein erscheinender hoher militärischer Würdenträger u. A. bedeutsame Rollen spielen. Fürst Pergenstein ist die leitende Persönlichkeit im Roman, die das Wort „Das Leben kein Traum" mit fürchterlicher Konsequenz bis zum Schlusse in Anwendung bringt.

Aus dem Nachlasse des unvergesslichen Levin Schücking werden hier noch vier Novellen — die letzten, welche überhaupt von diesem Prosadichter zu publizieren waren — unter dem Gesammttitel: „Immortellen" dargeboten, und zwar: „Hart am Rande", „Märtyrer oder Verbrecher", „Deutsche Eroberungen" und „Ein Freund in der Not". Lebenswarm und mit allem Reize seiner Erzählungskunst erscheint in diesen Schöpfungen der Dichter noch einmal unter seinen Freunden und Verehrern. Er dringt mit seinen frischen Schilderungen, in denen sich eine mit echt künstlerischem Geschick gruppierte Handlung rasch fortschreitend entwickelt, tief in die Herzen der Leser und sicherlich lässt er keinen von ihnen unbefriedigt.

„Verlorene Seelen" nennt Elise Orzeszko zwei Novellen („Nebelbilder" und „Jule"), womit sich diese polnische Autorin den ausgezeichneten Ruf, den die Romane „Meier Ezofowitsch" und „Frauenschicksal" ihr in Deutschland bereits früher erworben haben, gewiss noch mehr befestigen wird. Es ist die drückende Atmosphäre des russischen Volkslebens, in welche der Leser dieser Novellen versetzt und in welcher er unwiderstehlich gefesselt wird. „Nebelbilder" stellt das Eindringen russisch-nihilistischer Ideen in die Gemüter jugendlicher Wesen dar, deren Anschauungen solchen Ideen völlig fremd waren. „Jule" erzählt das tragische Geschick eines Kindes, das von der Mutter aus Scham verlassen, von der Barmherzigkeit armer Leute aufgezogen, zuletzt aus dieser niederen Region verschwindet, ohne dass irgend ein Mensch nach seinem Verbleiben fragte.

„Enid", Roman von Martin Bauer (Pseudonym); dies Buch ist durch die schroff gegensätzliche Darstellung zweier Frauencharaktere, deren einer (die Titelheldin) die vollste Sympathie besonders der weiblichen Welt erregt, durch die frappante Treue der Schilderung landaristokratischer und bürgerlicher Zustände in kleinen Städten und durch die höchst gewandte Durchführung einer vom Anfang bis zum Ende wirksamen, spannenden Handlung ganz geeignet, die größte Aufmerksamkeit hervorzurufen.

In „Liebes-Rausch und Tausch", „Der Dorfrichter", „Claudine", „Der liebenswürdige Hauptmann" und „Das Medaillon" bietet der junge Autor Karl Jaenicke, wiederum eine Sammlung von Novellen dar, welche sich durch Originalität der Erfindung und durch einen warmen Ton realen Lebens auszeichnen. Obschon frei von Frivolität, scheut der Autor sich doch keineswegs, auch die heiklen Probleme modernen Lebens anzufassen und zu lösen, indem er das Walten tiefer Leidenschaften aus den Charakteren selbst erklärt.

Von Sacher-Masoch erscheinen unter diesen Novitäten „Polnische Geschichten", elf kleine Meisterwerke: „Ezech Elchanan", „Sapiehas Buße", „Jacob wo bist du?", „Die gewaltsame Hochzeit", „Pan Kaniowski", „Der Krieg der zwei Marien", „Die wilden Frauen", „Drei Hochzeiten", „Lidwina", „Im Schlitten", „Auf der Heimfahrt", und in Allen bringt er, zum Teil auf dem realen Boden der Geschichte, die urwüchsige Kraft des polnischen Willkürrechts, die ritterliche Galanterie und die Macht der Frauenschönheit der polnischen Aristokratie in festen Gestaltungen und farbenreichen Szenen voll dramatischen Lebens zu spannendster Darstellung.

„Schriftsteller-Lexikon der Gegenwart" von Fr. Bornmüller. Die bekanntesten Zeitgenossen auf dem Gebiet der Nationallitteratur mit Angabe ihrer Werke (Aus der Reihe der bekannten „Meyers Fachlexika, Leipzig 1882, Ladenpreis 8 M.), jetzt bei Gustav Fock in Leipzig, herabgesetzter Preis 2.50 M. Unter Mitwirkung namhafter Autoren bearbeitet, bringt dieses Lexikon nicht nur über die Vertreter der schönwissenschaftlichen Litteratur, sondern auch über alle anderen Schriftsteller und Schriftstellerinnen, deren Werke ein allgemeines Interesse haben (zusammen 2250), genaue biographische Angaben.

Alphonse Daudet: „Oeuvres. — Sapho". Paris. Alphonse Lemerre. „Pour mes Fils quand ils auront vingt ans", so lautet die Widmung der prächtigen Ausgabe, in welcher nach und nach sämmtliche Werk Daudets erscheinen werden. In dieser Widmung liegt eine Andeutung über den Inhalt des Bandes und zugleich die teilweise Entkräftung eines vielfach gegen „Sapho" erhobenen Vorwurfs. Wenn Daudets Söhne Deutsche wären, so hätte er statt 20, 30 setzen müssen, um seinen Gedanken treffend auszudrücken. Was will die Widmung sagen? „Meine Söhne, wenn Ihr dereinst die Schule verlassen habt und, der väterlichen Aufsicht entzogen, Euch für Euren Lebensberuf weiterbildet, dann leset dieses Buch, das Euch eine Warnung sein mag, damit ihr Euch nicht Fesseln schmiedet, wenn Ihr nach der Sitte (Unsitte!) Eurer Genossen Euer Leben einrichtet." Für Deutschland kann die Widmung nur besagen: Das Buch ist kein Roman im gewöhnlichen Sinne des Wortes; wer ihn lesen und verstehen will, muss gereiftes Urteil besitzen. Damit hat Daudet völlig Recht! Sapho ist kein Roman, den man liest der bloßen Unterhaltung willen. Wer ihn lediglich zu diesem Zwecke in die Hand nimmt, wird sich von ihm abgestoßen fühlen und das wird der verständige Teil dieser Leser sein — oder er wird von dem Reize sinnlicher Lüsternheit, der unverkennbar darin herrscht, gepackt werden und diesem Teile der Leser kann Sapho leicht schädlich werden.

Wer Sapho mit Nutzen lesen will — wir sprechen von Deutschen — der muss einmal die oben geforderte Geistesreife haben, die gefeit ist gegen die Sinnlichkeit vieler Ausführungen. Er muss ferner die französischen Verhältnisse, insbesondere die Sitten der Pariser Jugend genügend kennen, um zu verstehen, was Daudet mit seiner Sapho will. Treffen diese Voraussetzungen zu, dann wird der Leser ein deutliches Bild des Pariser Grisettentums finden, das, so sehr es unser deutsches Gefühl verletzt — und gerade das erschwert dem Deutschen so sehr das Verständnis dieses Daudetschen Werkes — doch bei aller seiner Widerwärtigkeit nicht baar jeder ergreifenden Poesie ist. Man muss sich beim Lesen immer bewusst bleiben, dass man es mit der Darstellung von Sitten eines fremden Volkes zu tun hat, denen bei uns nichts entspricht.

Die Ausstattung des Buches macht in jeder Beziehung dem Verleger Lemerre alle Ehre.

„Il Demonio dello stile" von Alberto Cantoni. — Firenze, G. Barbèra. Es sind 3 Novellen, Schöpfungen eines liebenswürdigen Talentes, die unter obengenanntem Kollektivtitel zu einem Bande vereinigt sind.

Georges de Peyrebrune: „Les Ensevelis". — 2e Ed. Paris, Paul Ollendorff 1887. In den „Verschütteten" beschreibt Georges de Peyrebrune auf erschütternde Weise die Leiden und den Todeskampf armer Steinarbeiter, über denen der Steinbruch zusammenstürzte, ihnen aber soviel Spielraum ließ, dass sie bis zu ihrem Ende alle Qualen ihrer Lage auskosten konnten. Der eigentliche Roman knüpft sich an dieses Ereignis derart an, dass Marthe Branchet ihren dem Trunk ergebenen, ungeliebten Gatten unter der Zahl der Verschütteten glaubt und nach Ablauf der gesetzmäßigen Zeit zu einer neuen Ehe mit dem Jugendgeliebten schreiten will, als der verworfene Gatte plötzlich sich zeigt, und zwar belastet mit einem schweren Verbrechen. Die Verwickelungen, welche sich aus diesen Umständen ergeben, die Seelenkämpfe der Beteiligten und das Ende, das die Liebenden in den Stand setzt, sich über dem Grabe des dem Trunke zum Opfer Gefallenen Branchet die Hände zu reichen, macht Peyrebrune zum Gegenstande eines an aufregenden Szenen reichen Romanes.

„Fra Tommaso Pignatelli" la sua congiure e la sua morte narazione con molti documenti inediti, e con un appendice di documenti sulle machbinagioni di fra epifanio fioravanti, rodolfo de angelis e principe di sanza von Prof. Luigi Amabile. — Napoli, Antonio Marano, via Roma 371—72.

Am 8. Januar 1887 hat Lausers „Allgemeine Kunst-Chronik“ in Wien, illustrierte Zeitschrift für Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater und Litteratur, fünfhundert Mark für eine Künstler-Novelle ausgeschrieben. Das Schiedsgericht, bestehend aus den Herren Hans Grasberger, Ferd. Gross, Max Kalbeck, Emerich Ranzoni und Maler August Schaeffer, hat unter 64 eingelaufenen Arbeiten die Novellette „Das Kopftuch der Madonna“ mit dem Preise ausgezeichnet. Als Verfasser ergab sich beim Oeffnen des Umschlages: Hieronymus Lorm. Ehrenvolle Erwähnung finden die Arbeiten von Otto Baisch in Stuttgart, Paul Block in Königsberg. Rudolf Czerny in Wien, Theodor Phil. Eckart in Budapest, Prof. Carl Edm. Edler in Wien, C. Eltzen in Königsberg. A. Feldmann in München, F. v. Kapff-Essenther in Wien. Hans Rudolf Schaefer, Pfarrer in Untersontheim (Württemberg). Dr. Julius Stinde in Berlin, Wilh. v. Wartenegg in Wien und Jenny Zink in Wien. Alle diese Künstler-Novelletten werden in der „Allgemeinen Kunst-Chronik“ zum Abdruck kommen. Die Zeitschrift, welche auch sonst sehr lesenswerten Inhalt bietet, kostet sechs Gulden oder zwölf Mark halbjährig. Probenummern versendet umsonst die Verwaltung in Wien, III. Reisnerstraße 3.

„Wie wird man Schriftsteller?“ Die berühmtesten deutschen Litteraten, wie Ludwig Anzengruber, Friedrich Bodenstedt, Georg Ebers, Paul Heyse, Paul Lindau, Hieronymus Lorm und Friedrich Spielhagen haben der Schriftleitung von Lausers „Allgemeine Kunst-Chronik“ in Wien Antworten auf diese Frage erteilt und zum Teil auch ihre Erstlingsarbeiten zur Verfügung gestellt. Es werden nunmehr in der Abteilung „Allgemeine Litteratur-Chronik“ die bei dem Preisausschreiben ehrenvoll erwähnten „Künstler-Novelletten“ mit Aufsätzen über die Frage: „Wie wird man Schriftsteller?“ abwechseln.

Wenn auch die Verbreitung hygienischer Kenntnisse eine berechtigte Forderung unserer fortgeschrittenen Kultur ist, so muss man doch mit einigem Misstrauen jedem neuen Werke entgegentreten, welches die Belehrung des Volkes über Heilung der Krankheiten sich zur Aufgabe stellt. Nur zu oft verfehlen derartige Bücher ihren Zweck vollständig, ja sie wirken geradezu schädlich. Zu den wenigen guten Büchern, bei welchen dies nicht zu befürchten ist, gehört zweifelsohne das vor kurzem im Verlage von Max Breitkreuz, (Berlin C., Neue Promenade 7) erschienene Buch von Dr. Carl Neumann, „Der Kinderarzt oder die naturgemäße Pflege des Kindes in gesunden und kranken Tagen“. Dasselbe giebt in klarer, leicht verständlicher Weise eine Darstellung der Störungen, welche die verschiedenen Krankheiten im Organismus des Kindes hervorbringen, und der Mittel, diese Störungen zu verhüten. Mit ganz besonderer Sorgfalt ist die Pflege des noch ungeborenen, sowie die des neugeborenen Kindes behandelt. Durch die leicht ausführbaren Vorschriften zur Behandlung der im späteren Kindesalter auftretenden Krankheiten wird der Wert des durch jede Buchhandlung zu beziehenden Buches bedeutend erhöht.

„España en Filipinas“ ist der Titel eines neu begründeten spanischen Journals, das seit Anfang dieses Jahres in Madrid erscheint. Das Blatt wird von Don Eduardo P. Casal geschickt geleitet und sucht hauptsächlich den Interessen der überseeischen Besitzungen Spaniens zu dienen.

Das neueste Werk des bekannten griechischen Schriftstellers D. Bikelas, dessen in der Reklamschen Univ.-Bibl. erschienener Roman „Loukis-Laras“ die weiteste Verbreitung gefunden hat, sind sieben Novellen, die soeben in französischer Uebersetzung erschienen sind. („Nouvelles Grecques“, traduites par le M[is] de Queux de Saint-Hilaire. — Paris, Firmin-Didot & Cie.)

„Lexikon der deutschen Nationallitteratur“ von Professor Adolf Stern. Die deutschen Dichter und Prosaiker aller Zeiten, mit Berücksichtigung der hervorragendsten dichterisch behandelten Stoffe und Motive (Aus der Reihe der bekannten „Meyers Fachlexika“; Leipzig 1882, Ladenpreis 4.50 M.), jetzt bei Gustav Fock in Leipzig, herabgesetzter Preis 1.75 M. Ein Nachschlage-, Hilfe- und Lehrbuch, das in Tausenden von Artikeln jede auf diesem Gebiet nur immer mögliche Frage prompter beantwortet als oft eine mehrbändige Litteraturgeschichte; für Schüler höherer Lehranstalten ein vortreffliches Hilfsbuch bei deutschen Arbeiten.

Erschienene Neuigkeiten.

„Hogarths Werke.“ Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen. Mit Text von G. Ch. Lichtenberg, revidiert und vervollständigt von Dr. Paul Schumann. Dritte Auflage. Heft 26. Mit drei Stahlstichen. — Leipzig-Reudnitz, A. H. Payne.

„Im Wandel der Zeiten.“ Reflexionen, Bilder und Träume von Fritz Frenzel. — Leipzig. Eugen Peterson.

„Geschichte der Weltlitteratur“ in übersichtlicher Darstellung“ von Dr. Adolf Stern. 4/5. Lieferung. — Stuttgart, Riegersche Verlagshandlung.

„Graf Franz Josef Kinsky als Pädagog.“ Ein Beitrag zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Oesterreich von V. Eymer. — Prag, H. Dominicus.

„Die Ehebrecherin“ (Gräfin Isabella Gerovani). Trauerspiel in drei Aufzügen von Fr. Herm. Kanowski. — Wien, Gilbert Anger.

„Lose Blätter.“ Gedichte von Arthur Pfungst. Zweite vermehrte Auflage. — Leipzig, Wilhelm Friedrich. Die zweite Auflage spricht wohl am besten für die Vortrefflichkeit dieses kleinen Werkchens. Die Sammlung wird eine Zierde auf jedem Büchertische sein.

„Der Singschwan.“ Lyrisch-epische Dichtung von Ludwig Brill. — Paderborn, Ferdinand Schöningh.

„Waldenhorst.“ Romantische Dichtung von Ludwig Brill. — Paderborn, Ferdinand Schöningh.

„Fürstbischof Christoph Bernard von Galen, ein katholischer Reformator des 17. Jahrhunderts.“ Unter Benutzung bisher ungedruckter archivarischer Dokumente dargestellt von Augustin Hüsing. Mit einem Porträt Christoph Bernards. Nebst einigen Urkunden. — Paderborn, Ferd. Schöningh.

„Otto Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde.“ Herausgegeben von Dr. Fr. von Juraschek. — Frankfurt a. M., Wilh. Rommel.

„Die Oertlichkeit der Varusschlacht, mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstentum Lippe gefundenen römischen Münzen“ von Hermann Neubourg. — Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung.

„Die Geschichte der Erde“ von E. A. Rossmäßler. Dritte Auflage. Von Dr. Th. Engel. — Stuttgart, Otto Weisert.

„Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.“ Dritter Jahrgang. Zweiundzwanzigster Band. „Hanna.“ Roman von Heinrich Sienkiewicz. — Stuttgart, J. Engelhorn. Ein Duft jugendlicher Frische liegt auf dieser anmutigen Geschichte des weitbekannten polnischen Erzählers.

„Musik-Lexikon“ von Dr. Hugo Riemann. Dritte Auflage. 17/18. Lieferung. — Leipzig, Max Hesses Verlag.

„Ashers collection of english authors.“ Bd. 266 67: „Self-Condemned.“ Novelle von Mrs. Alfred W. Hunt. — Hamburg, J. F. Richter.

„Reclams Universal-Bibliothek.“ Bd. 2281/2290. — Leipzig, Ph. Reclam jun. „Gedichte“ von August Kopisch (2281/83). „Sein Varzin.“ Lustspiel in vier Aufzügen von Carl Wald (2284). „Redaktionsgeheimnisse.“ Lustspiel in einem Aufzuge von Marie Knauff (2285). „Das kritische Alter.“ Schauspiel in vier Aufzügen von H. Wittmann und M. Loebel (2286). „Plutarchs vergleichende Lebensbeschreibungen“, übersetzt von Joh. Friedr. Sal. Kaltwasser, neu herausgegeben von Dr. Otto Güthling (2287/88). „Wie Jakob Sten hier in der Welt in die Höhe kam.“ Novelle von Mattis (2289). „Der geheime Agent.“ Lustspiel in vier Aufzügen von F. W. Hackländer (2290).

„Collection of british authors“, Tauchnitz edition (Band 2462) „How To Be Happy Though Married.“ — Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Ausländische Neuigkeiten.

„Le donne dei Vangeli“ von R. D. Alfonso. — Firenze, Le Monnier successori.

„Nordisk Mythologie“ von R. B. Anderson, dritter Teil. — Kristiania, Alb. Cammermeyer.

„Norges laeger“ I det nittende aarhundrede (1800—1886) von F. C. Kiaer, 1. Heft. — Kristiania, Alb. Cammermeyer.

„F. Liszt,“ Biografia anecdotica di Augusto Trinchieri. 2. edizione. — Rom, Verlag von Modes e Mendel.

Alle für das „Magazin“ bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“ Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 32. — Leipzig, den 6. August. — 1887.

Inhalt:

Plato und die Dichter.

Ein in Kopenhagen gehaltener Vortrag.

Von Rudolf Schmidt.

(Schluss.)

Platos zweite Hauptanklage, welche gegen die epische und tragische Poesie sich richtet, ist die, dass sie irrige Vorstellungen über die Götter verbreite, den angestammten Glauben erschüttere und so die Grundfesten des sittlichen Lebens untergrabe.

Er erhebt Protest wider das Vorgehen der Dichter, die das Böse in der Welt den Göttern zuschreiben, und in einer fein ausgesponnenen Gedankenreihe liefert er den Beweis, dass von ihnen nur Gutes stammen könne, sintemalen ihr Wesen das Gute darstellt. Er nimmt Anstoß an jener Darstellung Homers, nach welcher in der Halle Kronions zwei Gefäße sich finden, von denen das eine mit den Gaben des Glückes, das andere mit denen des Unglückes angefüllt ist, und nach welcher Derjenige, dem der Blitzschleuderer Zeus nur aus dem letzteren Behälter zieht, „ein Ausgestoß'ner wird auf der heiligen Erd', erfolgt von grässlicher Armut“.

Ebenso ist ihm der Ausspruch Aeschylos ein Aergernis:

> „Gott schaffet allzeit Schuld dem Sterblichen,
> So oft ein Haus er plötzlich stürzen will.“

In echter Uebereinstimmung mit dem griechischen Geiste haben die Dichter das Schicksal — die unbeugsame Notwendigkeit, der höchste sittliche Gedanke der antiken Welt, an dem sie denn auch unter wechselnden Formen bis zu ihrem Untergange unerschütterlich festhielt — auf willkürlich waltende Götter zurückgeführt. Es ist rührend, zu sehen, wie Plato den Versuch anstellt, die dichterische Vorstellung eines aus göttlicher Laune hervorgegangenen willkürlichen Bescheerens einem höheren Prinzipe unterzuordnen. Der Dichter darf die Strafe, welche die Unglücklichen zu erdulden haben, niemals Gott zuschreiben. „Will er dagegen anführen, dass die Bösen, weil sie unglücklich sind, einer Strafe bedürfen, und dass Gott durch die Strafe sie bessert, so mag ihm das erlaubt sein.“

Plato übersieht ganz und gar, dass das Menschlich-Willkürliche, welches die Dichter den Göttern beilegen, darauf beruht, dass sie (die Götter) schon in der Urzeit rein menschlichen Ursprunges sind. Die menschlichen Elemente müssen also mit absoluter Notwendigkeit in ihrer Natur vorhanden sein. Die mythendichtende Phantasie der griechischen Urzeit hat aus allen hervortretenden Kräften des Menschen aus jeder klar ausgesprochenen Gemütsrichtung eine typische, vorbildliche Gestalt geschaffen, mit übermenschlichen Formen, aber doch mit reinmenschlichen Umrissen, und dieselbe aus eigener Machtvollkommenheit zum Gotte bestimmt. Die griechischen Götter, behufs deren Ausstattung und Bereicherung das griechische Volksgemüt sich selber geplündert, blicken auf die elenden Sterblichen, die ihr unvollkommenes Dasein auf der von Plagen heimgesuchten Erde zubringen, nur mit kaltem Mitleid und ironischem Hohne herab; und sie tun es von Anbeginn an. Homer unterscheidet sich von den Mythen nur dadurch, dass er die vorgefundene Götterwelt mit ihrem gegebenen Gemütsinhalt den Handlungen und Konflikten irdischer Menschen gegenüber-

stellt — die Kämpfe der Trojaner und Achäer vor dem belagerten Ilion — und dadurch neue menschliche Funken aus ihnen hervorlockt; er tut es jedoch nur vermöge jener Menschennatur, die von Anfang an ihr innerstes Mark ausmacht; er giebt nur mit dichterischer Kühnheit gewisse für die Phantasie gültige Folgerungen, die den rein menschlichen Ursprung der Götterwelt offenbaren. Dagegen darf man mit Bestimmtheit behaupten, dass er nicht mit angemaßter Freiheit neue, mit dem Wesen der Mythen unvereinbare Vorstellungen denen zugesellt, die deren Kern und eigentlichen Inhalt ausmachen.

Plato verstrickt sich in einen Widerspruch: er will den überkommenen Glauben an die Götter aufrecht erhalten und übersieht dabei, dass die Götter, sobald die menschlichen Elemente von den Götter-Vorstellungen abgezogen werden, aus der Welt verschwinden. Um eine Verbindung zwischen seinem Denken und dem offiziell aufrechterhaltenen Götterglauben herzustellen, nennt er die Idee des Guten Zeus; er macht aus dem Reiche des Zeus die ursprüngliche Heimstatt der Seelen; er tut den Ausspruch: dass, ebenso wie die Sonne in ihrer Eigenschaft als Wärme die Ursache alles Pflanzenlebens ist und in ihrer Eigenschaft als Licht die Ursache, dass wir jedes Gewächs durch den Gesichtssinn aufnehmen, so ist auch Zeus nicht allein der Urheber alles Daseins, sondern auch der göttliche Urheber aller Erkenntnis. Weshalb aber diese doppelte Urheberschaft auf die vererbte Vorstellung von Zeus zurückgeführt wird, dem Donnerer mit den blauschwarzen Locken, dessen Stirnerunzeln den hohen Olympos erbeben macht — das zu erklären unterlässt er, und in Wirklichkeit ist jede Erklärung unmöglich. So geht es aber an jedem Punkt: der alte Glaube, so wie er ist, lässt sich nicht bewahren, beraubt man ihn aber seines menschlichen Inhaltes — indem man denselben anders zu erklären versucht — so ist es nicht mehr der alte Glaube. Eine vertiefte moralische und intellektuelle Erkenntnis hat den Bruch herbeigeführt. Plato steht selber mitten drin, will ihn aber gleichwohl verdecken und jede deutliche Vorstellung, dass er mit unabweisbarer Notwendigkeit vorhanden ist, zurückweisen.

Auch an dieser Stelle liegt ein Anknüpfen an das moderne Bewusstsein nahe. Die Jetztzeit kennt nämlich ebenfalls einen unechten Konservatismus, der den Riss, welchen Dichten und Denken mit lange fortgesetzter untergrabender Macht in der überkommenen Kirchenlehre zu Stande gebracht haben, zu überdecken wünscht, — in der irrigen Hoffnung, den Gedanken des gegenwärtigen Geschlechtes auf der Stufe festhalten zu können, auf welcher die symbolischen Bücher geschrieben wurden. Ein Heros der älteren Bibelkritik, ein ernstgläubiger Mann und eine echt religiöse Natur, betrachtet die Dinge mit anderen Augen. „Ich habe die Kritik nicht angefangen,“ sagt de Wette ausdrücklich, „da sie einmal ihr gefährliches Spiel begonnen hatte, so musste es durchgeführt werden, denn nur das Vollendete in seiner Art ist gut. Der Genius der Menschheit wacht über sein Geschlecht und wird ihm nicht das Edelste, was es für den Menschen giebt, rauben lassen; ein Jeder handle nach Pflicht und Einsicht und überlasse die Sorge dem Schicksal.“*) Jeder tüchtige Angriff auf das Christentum, geschah er in historischer oder unmittelbar beweisender Form war allemal wie ein Läuterungsfeuer, das dessen eigentlichen Kern nur noch deutlicher zu Tage treten ließ. Nicht umsonst führt sein Hauptangreifer den Namen Feuerbach! Und jene schönen Worte des deutschen Bibelkritikers, dass der Menschheit Genius über sein Geschlecht wache, sie scheinen geradezu ein prophetischer Vorbote der Auseinandersetzung zu sein, welche das Verhältnis zwischen Religion und Kultur in Dänemark erfuhr, und welche jetzt die Eigentümlichkeit besitzt, dass sie alle starken Stimmen der Kritik zu Worte kommen lässt und jeder ihr relatives Recht zuerkennt.

Selbstredend kann dieser Punkt hier keine weitere Darlegung erfahren. Indess gestatte ich mir zur Klarstellung des Verhältnisses zwischen dem antiken Mythenglauben und der geoffenbarten Religion nur so viel anzudeuten, dass, wenn Dichtung, Kunst und Reflexion im Laufe einer langen Kulturentwickelung erst das ihre an sich genommen haben von der mythischen Gestalt nur eine traurige, mit einem Uebermaß von menschlichen Gebrechen behaftete Figur zurückbleibt, zu welcher Niemand im Ernste wie zu einem Gotte emporschauen kann. Ist es dagegen so weit gekommen, dass ein vorgeschrittenes Kulturbewusstsein mit Hülfe der Dichtkunst, Reflexion, Kritik und historischen Forschung den Inhalt des Christentums in eine moderne „rationelle“ Form umgesetzt zu haben wähnt, so wird es unfehlbar geschehen, dass der eigentliche Inhalt des Christentums sich immer aufs Neue geltend macht als ein Leitstern des Gewissens, worüber kein Kulturbewusstsein Gewalt besitzt. Plato widersetzt sich ohne Aussicht auf Erfolg dem Verfall eines Glaubens, der zerbröckeln muss, und zu dessen Zerbröckelung er selber — indem er die Vorstellungen von den Göttern zu verbessern sucht — wirksam beigetragen hat; er hat das dunkle Gefühl, dass die ganze antike Welt mit dem schwindenden Götterglauben untergehen wird. Diesen Untergang will er abwenden, in konservativem Eifer, und daher fordert er die Entfernung der Dichter aus seiner „Republik“; dass er selber nebst seinen Jüngern ihnen augenblicklich Gesellschaft leisten müsste, das übersieht er. Seltsam ist nun, dass er inmitten seines Eiferns von Skrupeln befallen wird. Wie bereits erwähnt, erkennt er an diesem einen Punkte mit Klarheit, dass er seine Untersuchung nicht zu Ende

*) Schlusswort aus de Wettes Kritik der israelitischen Geschichte.

geführt hat. Nicht nur legt er dem Sokrates die Worte in den Mund, dass er die schildernde Poesie gleichwohl „hinreißend finde, insonderheit, wenn sie durch Homer zu uns redet“; er benimmt seinen eigenen Einwendungen geradezu die Schärfe, indem er der epischen und tragischen Dichtkunst das Recht einräumt, „zurückzukehren, sobald sie sich in einem Liede oder anderen Gedicht verantwortet habe“ und „ihren Verteidigern, die nicht selber Dichter, sondern nur Freunde der Dichtkunst sind“, darzutun gestattet, „dass sie nicht allein angenehm sei, sondern auch den Staatsverfassungen und dem menschlichen Leben zu nutze komme“. Mit anderen Worten, Plato hat die deutliche Empfindung, dass die Frage gelegentlich zu neuer Erörterung aufgenommen werden muss.

Was Plato richtig empfindet, ist: dass jede gesunde Artung des Menschenlebens auf unumstößlichen Ueberzeugungen wie auf fester, unerschütterlicher Grundlage ruhen muss. Daher flößen ihm Veränderungen und Neubildungen Furcht ein, aber gleichwohl erkennt er zur selben Zeit in verschwommener Weise, dass auch die Erneuerung zu den wesentlichsten Erfordernissen eines gesunden Menschendaseins gehört, ja im eigentlichen Sinne das fürnehmste, das herrschende Gesetz des Lebens ist. Jenes ewige Problem des Verhältnisses zwischen dem Festen und Veränderlichen im geistigen Leben der Menschheit, es tritt ihm entgegen als Rätsel, dem gegenüber er willkürlich abbricht.

Dass das Menschenleben auf seiner ersten einfältigen Stufe, wo alle Fragen des Daseins in naiver, tiefsinniger Bildersprache im Voraus ihre Beantwortung finden, nicht beharren kann, sieht Plato sehr wohl ein. Er malt uns das Bild eines derartigen friedlichen, in Einfalt und Unschuld geführten Hirtenlebens in drastischen Zügen. „Indem sie grobes Mehl aus Gerste und feines Mehl aus Weizen bereiten“, würden diese Menschen „ihre Nahrung finden, und nachdem sie dieselbe gekocht oder gebacken, würden sie tüchtige Klöße und weißes Brot auf Schilf oder reinen Blättern vorsetzen; auf Eppich oder Myrrha gelagert, würden sie in Gemeinschaft mit ihren Kindern essen, Wein trinken und mit Kränzen geschmückt den Göttern lobsingen und also ein behagliches Zusammenleben führen“. Er fügt aber ausdrücklich hinzu, dass die wahre „Republik“ weit zusammengesetzter und mannigfaltiger sein müsste, dass ferner Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit erst eigentlich aus „einem gewissen gegenseitigen Verhältnis“ zwischen Menschen erwachsen. — Und in diesem Stücke müssen wir ihm selbstredend zustimmen. Das Menschenleben kann auf seinem Anfange nicht beharren, mag derselbe auch noch so befriedigend und glücklich scheinen. Ebenso wenig kann es aber auf irgend einer anderen Stufe stehen bleiben. Ein Abbrechen aller Entwickelung wirkt versteinernd auf das Menschliche ein. Von einem derartigen absoluten Stillstand bietet uns das letzte Jahrhundert des Judentums vor Christi Auftreten auf Erden ein gewiss einzig dastehendes Exempel. Die prophetischen Stimmen waren verstummt; ein kleinlicher Buchstabenglaube kettete selbst die gleichgültigsten Einzelheiten des Tempeldienstes an seine Vorschriften; Israel war unter der Versteinerung gleichsam verzaubert, sein Geist war erloschen.

Ueberall aber, wo man den lebendigen Strom der Entwickelung wirklich einzudämmen versucht, wird leicht ein Zustand hervorgerufen, welcher diesem mehr oder weniger verwandt ist. Das Feste, Bleibende, das Plato gewahrt wissen will, wird nicht durch Ausschließen und Abweisen im Aeußerlichen erreicht, sondern einzig durch das immer erneuerte Befestigen eines Innern, das den mannigfaltigen Aenderungen unter allen Umständen zu widerstehen vermag.

Und hierin steckt jedenfalls eine Gefahr. Zu allen Zeiten, auf welche eine Unzahl von neuen Forderungen, einem angeschwollenen Strome gleich, einstürmte, gab es in jedweder Gesellschaft stets eine Menge von Individuen, bei denen die allzu mächtige Strömung Schwindelkeit erregte, und die ihren Halt verloren, als sie die angenommenen Schranken und Formen der Gesellschaft mit reißender Geschwindigkeit hinweggespült sahen. Diese Gefahr entging Plato nicht; es ahnte ihm, was es auf sich habe, wenn das eigentliche menschliche Selbst in einem Geschlecht oder in einer ganzen Reihe von Geschlechtern hoffnungslos aufs Spiel gesetzt würde. Vermöge der dazwischen liegenden Entwickelung erkannte diese Gefahr in einem weit höheren Grade der leichtsinnige Prophet des achtzehnten Jahrhunderts, Jean Jacques Rousseau. Man thut Rousseau Unrecht, wenn man glaubt, dass sein Standpunkt ein bloßes Verherrlichen des Naturzustandes war, und dass er als die Vollendung des Menschen ein Hirtenleben hinstellt, wo man mit „tüchtigen Klößen und weißem Brot auf Schilf und reinen Blättern“ bewirtet wird. Was er erkannt hat, ist einfach das, dass die fortgeschrittene Kultur, die fortgesetzte Entwickelung der Kräfte und Mittel des Menschengeistes die Gewissheit auf die festen, unerschütterlichen Ziele reduziert, den persönlichen Kern im Menschen schwächt und die Gewissen verderbt. Keineswegs hat er die Kultur über Bord werfen wollen, wenn auch einzelne, aus ihrem Zusammenhang herausgerissene Aeußerungen darauf hinzudeuten schienen; es war einzig seine Absicht, darauf aufmerksam zu machen, dass die fürnehmste Aufgabe des Geschlechts darin bestehe, die Mannigfaltigkeit der Kulturmittel mit einem gefestigteren persönlichen Leben zu vereinen.

Die von Rousseau und Plato angedeutete Gefahr erkennen wir in der Gegenwart aber sicherlich mit noch weit größerer Deutlichkeit. Nicht allein sind die Mittel des Menschengeistes um vieles vermehrt worden, auch das Kulturbewusstsein hat mit der Fackel der wissenschaftlichen Forschung fast jeden

Punkt des zurückgelegten Weges der Menschheit beleuchtet, hat jede Bewegung in ihrem Leben auf die unbeugsame Notwendigkeit, auf das kalt und klar begriffene physische Gesetz zurückgeführt, hat Vorzüge und Mängel, Tugenden und Laster als Schattierungen eines und desselben, mit Bezug auf die Verteilung von Kette und Einschlag überall sich gleich bleibenden Gewebes erklärt. In Folge dessen führt man jede selbstgültige Moral auf das Uebereinkommen einer einzelnen Periode zurück, spricht derselben ihren absoluten Wert ab und macht sie zu einem veränderlichen Produkt aus Zeitalter und Sitten; man erkennt nicht mehr eine Religion an, sondern Religionen, wechselnde Formen der höchsten Vorstellungen jedes Zeitalters, die ihren Ursprung sämmtlich dem Klima und den Naturumgebungen einerseits und der höheren oder niederen Kultur des Menschen andererseits verdanken. In genauer Uebereinstimmung hiermit leugnet man die Freiheit des menschlichen Willens, indem man deren Verteidiger als Dummköpfe hinstellt, denen zur Behauptung ihrer Ansicht nichts als verrottete scholastische Formeln zu Gebote stehen, und man übersieht ganz und gar, dass alle vermeintlichen Gegenbeweise sich auf den Erweis beschränken, dass es einen nicht sonderlich hochstehenden Durchschnittsmenschen giebt, den dieselben Einwirkungen allezeit so ziemlich in derselben Weise bestimmen.

Die Gefahr, welche Plato erblickte, ist im vollsten Maße eingetreten: des Lebens Perle ist einer großen Anzahl von Menschen der Gegenwart verloren gegangen, wie sie dem Müßiggänger in Andersens Märchenlustspiel verloren ging; diesem aber unähnlich, haben sie es gänzlich aufgegeben, dieselbe zu suchen.

Und doch ist es einzig das persönliche Selbstbewusstsein, das gefestigte Gewissen, welches wahrhaft im Stande sein wird, die mannigfachen fruchtbaren Beiträge, welche die moderne Entwickelung, einem goldbergenden Strome gleich, mit sich führt, zu sammeln und zu verarbeiten. Das allein wird sie in einen wirklichen Zusammenhang zu bringen vermögen; das allein wird aus manchen Bestrebungen wirklichen Nutzen ziehen, aus Bestrebungen, die es keineswegs direkt darauf anlegen, ihm zu dienen; das wird an innerer Festigkeit gewinnen durch den in Kunst und Dichtung erschlossenen Spiegel des Selbstbeschauens; das allein wird es mit ansehen können, wie die wissenschaftliche Forschung im Gewebe der Notwendigkeit Faden an Faden reiht, ohne von einem Schwindel erfasst zu werden und seinen Halt zu verlieren; das wird inmitten aller Wandlungen seine Festigkeit behaupten, wie die Knochen in einem gesunden Organismus unablässig die ihre wahren. Denn bekanntlich beteiligen sich auch die Knochen am Stoffwechsel, was ein einfacher Versuch — die Fütterung von Tauben und Kaninchen mit Krapp — schlagend darzutun vermag. Es giebt eine Krankheit, das „Verkalken der Knochen“, die eben darin besteht, dass der Stoffwechsel eine Hemmung erfährt oder gänzlich aufhört: sie veranschaulicht den Stillstand in der Entwickelung, den ein missverstandener Konservatismus herbeizuführen sich bestrebt. Es giebt eine andere Krankheit, „der weiche Krebs“ (Karsinoma). Sie besteht darin, dass die Muskelgewebe in einen ekelerregenden Ausfluss verwandelt werden. Dieselbe liefert uns ein Bild für die klägliche Auflösung des Menschlichen, wie sie die Betäubung, die der modernen Entwickelung zu folgen pflegt, in manchen Gemütern verursacht.

Um aber einer persönlichen Lebensidee die Leitung im zusammengesetzten Haushalt der modernen Bildung zu überlassen, dazu ist unsere Gesellschaft, wie auch unser nächstes Brudervolk, nicht erzogen, oder, richtiger, sie hat bis zu einem traurigen Grade versäumt, sich selbst zu erziehen. Unsere Gesellschaft ist ästhetisch angelegt, sie hat ihr Leben vornehmlich in farbenreichen dichterischen Eindrücken zugebracht; — die Poesie vermag nämlich nicht mehr als Eindrücke zu geben, welche das Nachdenken und die Selbsterforschung in Bewegung setzen. Das Verdienst, dem Menschengeschlecht einen Spiegel vor die Augen zu halten, kann der Dichtkunst nicht hoch genug angerechnet und durch keine andere geistige Kraft ersetzt werden; dass sie aber mit einschmeichelnder Ueberredung den Menschen dazu verlockt, einen Blick in den Spiegel zu werfen, ist nur der erste Schritt auf dem Wege der Geistesentwickelung; hier ist es aber, dem alten Sprichwort entgegen, nicht der erste Schritt, welcher ins Gewicht fällt, sondern der zweite, der des durchgeführten Nachdenkens, der schwierige Schritt der persönlichen Verarbeitung. Diesen zweiten Schritt zu tun, hat unsre Gesellschaft unglaublich wenig Neigung an den Tag gelegt. „Poesie,“ sagt Goethe, „ist nicht Wahrheit, noch Unwahrheit, nicht Tag, nicht Nacht, sondern Dämmerung.“ Ich bin im Stande, diese Aeußerung durch einen andern Ausspruch von Rasmus Nielsen zu beleuchten. Wahrscheinlich war jenes Wort von Goethe ihm unbekannt; die Aeußerung, die er eines Tages — es war zu anfang unserer Bekanntschaft — mir gegenüber fallen ließ und die dem des großen Dichters genau entspricht, lautet folgendermaßen: „Wir müssen direkt auf das Morgenrot losgehen, das die Dichtung unserm Gemüt mitteilt, und es in Gesetze umwandeln.“ Das Programm seines Lebens war in Kürze folgendes. Er wollte die geistigen Eindrücke in eine begriffene intellektuelle Erkenntnis umsetzen, und die intellektuelle Erkenntnis sollte zu einer mächtigen Ueberzeugung werden, welche die Leitung des persönlichen Haushaltes übernähme. Seine verehrten Zeitgenossen bezeigten wenig Lust, auf seine Worte zu hören; in ästhetischem Schwelgen fuhren sie fort, die bloßen Eindrücke in sich aufzunehmen. Er starb einsam, nachdem er für kurze Zeit die Aufmersamkeit seiner Landsleute auf sich gelenkt hatte. Nach einem

Dutzend von Jahren wird das Geschlecht in Folge blutiger Erfahrung gezwungen werden, die Belehrung zu suchen, die es, so es gewollt, vor einem Menschenalter hätte erhalten können.

Bis auf Weiteres hat es sein altes Leben fortgesetzt: in dichterischen Eindrücken, die an sich auf die Dauer stets ein gewisses Knurren in der geistigen Verdauung hervorrufen, und die zudem in jüngster Zeit erschreckend ungleichartig und gegenseitig von einander abweichend sich gestaltet haben. Den heitern, angenehmen Eindrücken sind schreckende, unangenehme gefolgt, die das Gemüt gleich einem Alp bedrücken, und die man in rührender Naivetät für Gedanken angesehen, obwohl sie ständig nur Eindrücke sind. Um das Maß der Verwirrung voll zu machen, hat sich die Politik wohlwollend der Sache angenommen und durch Anlegen völlig ungehöriger Maßstäbe alle schwachen Annäherungen zum Begriff in den ungeheuerlichsten Mischmasch zusammengerührt.

Einzig die Zukunft wird im Stande sein, im Einzelnen das Berechtigte in den dichterichen Bestrebungen der Gegenwart von dem Unberechtigten zu scheiden. Soviel darf man sich indes zu sagen erlauben, dass das, was eine tiefere Menschenerkenntnis fördert, was im Spiegel des Selbstverstehens einen Fleck, der vordem überdeckt war, klar zu schleifen vermag, nur mit äußerster Schonung angefochten werden sollte, selbst wenn man vielleicht nicht ohne Grund Anstoß daran nimmt. Denn ein derartiger Beitrag wird stets einem persönlichen Haushalt eingefügt werden können und dadurch im Leben der Menschheit Nutzen stiften, wenn auch vielleicht einen ganz andern als den, welchen sein Urheber im Sinne gehabt hat.

Was dagegen inmitten des Wirrsals selber eine Blase des Wirrsals ist, ein Erzeugnis der Unsicherheit, die Eingebung eines verirrten, verfinsterten Gemütes, und was zudem in Folge eines mehr oder minder klar bewußten Wunsches, die Verwirrung nach Kräften auszubeuten, dem Publikum vorgelegt wird, dient — nach Platos energischem Ausdruck — einzig dazu, „das, was verdorren soll, zu pflegen und zu wässern“; und wenn es die seelischen Nervenstränge auch noch so kunstfertig zu berühren verstände, also, dass zu gleicher Zeit ein dumpfer Schmerz und ein angenehmer Schauder durch sie hindurchginge, so hätte es doch kein Recht auf Bestehen.

Erstände Plato aus seinem Grabe, bereichert mit der erweiterten Erkenntnis und der besser durchgearbeiteten Reflexion der Gegenwart, so würde er zwar manchen zeitgenössichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Dichtkunst wie des übrigen Geisterlebens gegenüber weit glimpflicher verfahren als die Mehrzahl unserer übereifrigen Gesellschaftshüter; was ihm aber als bloßes Erzeugnis der Unsicherheit und des Wirrsals entgegenträte, das dieselbe nur um vieles verstärkte — das würde er nach meiner festen Ueberzeugung für immer von sich weisen. Was den Dichter von „Rosmersholm“ betrifft, so zweifle ich nicht, dass er dessen Haupt vorher mit köstlichen Salben übergießen und ihn mit Wolle bekränzen würde; es giebt jedoch andere, denen er möglicherweise trocken und einfach befehlen würde, sich an einen andern Ort zu begeben, ohne ihnen auch nur die geringste Höflichkeit zu erweisen.



Gedichte von Th. Nöthig.

Schlaflose Nacht.

Die Wanduhr kündet Mitternacht.
Der Traumgott mild sein Szepter schwingt.
Ich liege schlaflos und verwacht,
Kein sanftes Schlummerlied erklingt.

Von Hoffnung, Liebe, Ruhm und Glück
Erzählen bleiche Schatten laut
Und sinken in die Nacht zurück,
Nur Einer weilt und grüßt mich traut.

An seinem Leib glänzt blutigrot
Vernarbt auf linker Brust ein Mal,
Aus seinem dunklen Auge loht
Verachtung, Zorn und tiefe Qual.

Er spricht: „Schau hier den Erdensohn,
Der den Gedanken einst erfasst,
Von sich zu schleudern, was ihm Hohn
Der Götter schien und längst verhasst.

Den Kühnen, der zuerst der Qual,
Des Lebens müde, selbstbewusst
Mit fester Hand den blanken Stahl
Sich selbst stieß in die nackte Brust.“

Der Schemen auf sein Wundmal zeigt,....
Mir pocht das Herz, ich atme schwer,
Zum Lager er sich niederneigt:
Die Wunde schmerzt nicht! flüstert er.

Nachtfeier der Liebe.

Der Nachtwind schwelgt in Rosendüften —
Es schwimmt das Tal in Mondesglanz —
Mir ist, als stiegen aus den Grüften
Die schönen Götter Griechenlands.

Ich glaube, dass mir Aphrodite
In dir erscheine, holdes Weib,
Dass sie mir voll Gewährung biete
Den gnadenreichen, süßen Leib.

Wie schaumgezeugt in weichen Wellen
Wogt deine volle, weiße Brust,

Der Glieder Götterformen schwellen
In warmer, sehnsuchtsvoller Lust.

Entfesselt deine Locken fluten,
Ein Lächeln schwebt um deinen Mund,
Dein dunkles Auge loht in Gluten
Und giebt geheimste Wünsche kund.

Ein Wonnerausch — indess sein Werde
In uns der Geist der Liebe spricht.
Ob wir noch Kinder dieser Erde,
Ob wir verklärt, wir wissen's nicht.

Gesunken ist die letzte Schranke,
Ein Leib nur sind wir und ein Geist:
Unsterblich sich der Urgedanke
Der Schöpfung auch in uns erweist.



Litteraturbericht aus Russland.

IX.

„Militärmagazin. Wojennij Sbornik.“ Eines der geachtetsten und verbreitetsten Journale ist der in monatlichen Heften herauskommende „Wojennij Sbornik“. Folgende Bekanntmachung auf seinem Titelblatt überhebt uns der Notwendigkeit zu erklären, was derselbe ist und wie lange er existiert. „Gemäß Allerhöchsten Erlasses vom 8. März 1862 sind die Journale von Staatsinstituten der allgemeinen Censur entzogen. Somit erscheint das Militärmagazin unter Verantwortung seines Hauptredakteurs und unter Aufsicht des Kriegsministeriums. St. Petersburg, Hauptredakteur des Militärmagazins General-Lieutenant Lawrentjew vom Generalstabe. An demselben sind Mitarbeiter Dragomirow, Direktor des Militärakademie des Generalstabs, Kuropatkin der Stabschef Skobelews an der Donau und Kommandeur des Turkestanischen Hülfskorps in Achel-Teke, Dobroslawin, der Professor der Hygiene an der militär-medizinischen Akademie, in früherer Zeit auch Obrutschew, der jetzige Stabschef des Hauptstabs, aber auch jüngere Kräfte und weniger bekannte Namen. Der „Wojennij Sbornik“ ist eine Schöpfung aus der Zeit Miljutins, der seiner Zeit als Professor der militärischen Geographie und als hervorragender Schriftsteller sehr Bedeutendes leistete und eigentlich die jetzige fruchtbare militärschriftstellerische Periode hervorgerufen hat. Denn es lässt sich nicht leugnen, dass innerhalb der Militärs, besonders des Hauptstabes eine rege und gediegene Arbeit vor sich geht. Die wertvollen statistischen, topographischen, geographischen und ethnographischen Arbeiten von Kaulbars, Danilewski, Konschin, Petrussewitsch, Annenkow, A. Komarow, Odinzow, Rodionow, Jürgensohn, Lessar, sind alle militärisches Verdienst und militärische Arbeit. Centralasien, Turkestan, Transkaspien, Chorosan, Afghanistan, Buchara, Chiva haben uns die topographischen und geographischen Untersuchungen von Offizieren, Militärärzten, Militärtopographen oder der im Gefolge der siegreichen Waffen reisenden Gelehrten erschlossen. Die gänzlich europäische Organisation der russischen Kriegsmacht erweist sich als eines der mächtigsten Volks-Bildungsmittel und zugleich als Förderer der Wissenschaft. Wenn nunmehr (1887) nach dem Vorgang Deutschlands und der Schweiz vom Unterrichtsministerium Lehrstühle der Geographie an den russischen Universitäten gegründet werden, so besaß dagegen die Militärakademie des Generalstabs schon längst einen solchen. Schon 1845 wurde durch Kaiser Nikolai I. der damalige Obrist vom Generalstab Dmitri Alexejewitsch Miljutin, zum Professor der Militärgeographie an der Kriegsakademie ernannt; seine Vorlesungen machten Epoche und gaben Anregung zu einer Reihe von geographischen und statistischen Arbeiten des Generalstabs, welche das ganze Reich wie ein Netz umspannten. Von diesen Arbeiten, welche in russischer Sprache geschrieben sind, erfährt das deutsche Publikum nur wenig, obgleich die „Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten, redigiert und herausgegeben von F. v. Witzleben Wendelstein (Cassel bei Th. Fischer)“ und die Maréesschen Jahrbücher in Berlin sowohl Uebersetzungen als Auszüge und Kritiken bringen. Da nicht alle Aufsätze des „Wojennij Sbornik“ nach Inhalt und Form rein militärisch sind, da auch historische, politische und erzählende Artikel vorkommen, so darf diese periodische Zeitschrift den allgemein interessanten Litteraturerscheinungen zugezählt werden. Ich lege um so mehr Wert darauf, die Kenntnis desselben zu verbreiten, als sie zum Beweise dient, dass der den Russen eigene Realismus und ihre schlichte Nüchternheit hier ein entsprechendes Feld gefunden hat, auf dem sie Bedeutendes leisten. Man würde durchaus ein unrichtiges Bild von der geistigen Bewegung und Leistungsfähigkeit der russischen Nation erhalten, wenn man sie nur nach der teilweise vortrefflichen, teilweise hypernatürlichen, gänzlich ideallosen Romanlitteratur oder nach der vielfach etwas grünen chauvinistischen und andrerseits oft grundsatzlosen Tagespresse beurteilen wollte. Die Erscheinungen im „Wojennij Sbornik“, in der „Russkaja Starina“, in dem „Europäischen Boten“, die Publikationen der Akademie der Wissenschaften, der kaiserlich geographischen Gesellschaft, des Moskauer Naturforschervereins bilden ein notwendiges Ergänzungsglied in dem Bilde der russischen Litteratur.

Im Jahre 1886 enthielten die zwölf Hefte des „Militär-Magazins“ neben vielen anderen Aufsätzen folgende Arbeiten: A. Petrow, Russland im Kampfe Serbiens um seine Unabhängigkeit von 1806 bis 1812, Obrist von Vogt, Material zu Darstellung

der Tätigkeit des Rustschuker Detachement (welches bekanntlich der jetzige Kaiser als Tronfolger kommandierte); A. Arzischewsky: „Gedanken über den jetzigen Bestand und die Organisation der Kavallerie“ (General Arzischewsky kommandierte in der Achal-Teke-Expedition das Tamansche Kosakenregiment, zeitweilig die gesammte Kavallerie des Detachements und jetzt die zweite kaukasische Kavalleriebrigade); G. Danilewitsch: „Die Leistungen der Feld-Post im russisch-türkischen Kriege von 1877 und 1878“; D. W. Putjota: „Das befestigte Lager der Engländer vor Kabul 1881“; M. Dragomirow: „Vorbereitung der drei Waffengattungen zur gegenseitigen Hülfe“; A. Bulgarin: „Die Aktion des IV. Korps gegen Nikopol 1877“; N. Dubrowin: „General Jermolow im Kaukasus“; L. Sobolew: „Die Feldzüge nach Indien“; Stabskapitän Pogoretzky: „Erinnerungen eines russischen Offiziers an seinen Dienst in der bulgarischen Armee (1883—1885); Dr. J. Werewkin: „Zur Vorbereitung der Militärzte für die Tätigkeit auf dem Schlachtfelde“; N. A. Borowkow: „Die Intendantur bei uns und im Auslande“; A. Thiesenhausen: „Militärstatistische Beschreibung von Englisch-Indien“; A. Kuropatkin: „Die Blokade von Plewna“; Fortsetzung der Arbeit: „Plewna, Lowtscha, Scheinowo“ von demselben; welche Suite von Artikeln sich mit den Arbeiten der Generale Sotow, Schilder, von Krüdener, Todleben in der Russkaja Starina ergänzen. S. Belinski: „Die Pferdezucht im Gebiete Semiretschinsk und Brauchbarkeit der Kirgisenpferde für unsere Kavallerie“; A. Pusyrewsky: „Auf den Manövern des XII. Korps der französischen Armee“.

Generalstabsoberst Poppen: „Die französische Armee nach der Broschüre „Avant la bataille“. Im Jahrgang 1887 findet sich die Fortsetzung der meisten größeren Artikel, dazu ferner T. Achstochow: „Vor Lowtscha, Erinnerungen eines verwundeten Offiziers“; E. U.: „Die Mobilisation der deutschen Kavallerie und Infanterie“; A. Timmler: „Eine Reise nach Indien in den Jahren 1885 und 1886“, worin die Expedition einiger russischen Offiziere zu den Manövern in Dehli beschrieben wird. An diese von den verschiedenen Autoren eingesandten Artikel schließen sich nun die vom Redakteur und seinen Mitarbeitern besorgten periodischen Besprechungen aller im In- und Auslande erscheinenden militärischen Schriften, dann eine Revue der russischen militärischen Vorgänge und zuletzt eine Revue der Erscheinungen und Veränderungen in den ausländischen Armeen. Möchte für das Inland dieser letztere Abschnitt eine ganz besondere Wichtigkeit haben, insofern als er die russische militärische Welt über alles Wichtige auf dem Laufenden erhält, was auf dem Gebiet militärischer Praxis und Wissenschaft in Europa geschieht, so ist der Abschnitt „Russische Revue“ für den ausländischen Leser instruktiv nicht nur durch das, was er giebt, sondern auch durch die kritische, allseitige, gerechte Darstellung, mit welcher er es giebt. Hier kann sich der Ausländer nicht nur über die Gesetzgebung, Reformen, Versuche, Vorschläge, Gepflogenheiten im Militär und der Marine unterrichten, sondern auch über den Geist, die Begründung, die Ziele jener Einrichtungen, Neuerungen und Vorschriften. So enthält z. B. jedes Heft folgenden Abschnitt: „Auswahl von Entscheidungen des obersten Militärgerichtes im verflossenen Jahre.“ Ferner Besprechungen und Erklärungen der Mobilisation, des Einberufungsmodus, der Rekrutierung, der verschiedenen Unterrichts- und Ausbildungsarten. Wir behalten uns vor, seiner Zeit einen hervorragenden Artikel des „Wojennij Sbornik“ im Auszug mitzuteilen oder wenigstens genauer zu besprechen.

Mitteilungen der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft. In zwanglosen Heften erscheinen alljährlich außer dem Rechenschaftsbericht die Akten der Geographischen Gesellschaft, welche für Russland fast die Bedeutung einer Akademie gewonnen hat und sich einerseits mit dem Generalstab, der Kriegsakademie, andererseits mit der Akademie der Wissenschaften, dem Bergkorps und dem Seekorps die Hände reicht, indess sie ihre kaukasische und sibirische Abteilung in Tiflis und in Omsk besitzt und nunmehr auch eine Filiale in Tomsk und in Orenburg hält. Protektor der Gesellschaft ist stets der regierende Kaiser, Präsident Großfürst Konstantin, Vizepräsident Geheimrat Semenow, der gelehrten und gebildeten Welt als Vorsitzender des Petersburger statistischen Kongresses von 1872 bekannt. Am 15. August 1848 auf Antrag des Admirals Lütke, Erziehers des Großfürsten Konstantin, vom Kaiser Nikolai bestätigt, hielt die Gesellschaft am 14. September gleichen Jahres ihre erste Sitzung. Der kaiserliche Stifter legte der Gesellschaft als Angebinde eine jährliche Revenue von 10 000 Rubel in die Stiftungsurkunde, welche 1871 von seinem Nachfolger Alexander II. noch um weitere 5000 Rubel vermehrt wurde, als er nach fünfundzwanzigjährigem Bestehen der Gesellschaft den Titel eines Protektors derselben annahm. Die Gründer und ersten siebzehn Mitglieder sind Admiral Arsenjew, General Graf Berg, der Akademiker Karl Baër, General Baron von Wrangel, Michael Wrontschenko, der Akademiker Helmersen, Woldemar Dahl, der Akademiker Köppen, Admiral von Krusenstern, Alexis Lewschin, Admiral Graf Lütke, Graf Michael Murawjew, Fürst Odojewsky, General Graf Perowsky, Doktor Ricord, der Direktor der Sternwarte von Pulkowa, Akademiker Struwe, Admiral Tschichatschew. Also wie dies Verzeichnis beweist, verdankt Russland die Existenz seiner großartigen und fruchtbringenden Geographischen Gesellschaft der Initiative eines Kreises hochgestellter Männer aus allen Branchen des Staatsdienstes und der Wissenschaft, von denen mehr als die Hälfte deutschen Stammes sind. Nach dem Jahresbericht von 1886 und dem daselbst abgedruckten

Nekrolog von Helmersen war er, Wrangel, Baer und Lütke die eigentlichen Gründer und Erfinder der Sache. Will man nicht diese Gesellschaft auch zu dem von Katkow perhorresciertem Europäertum rechnen oder mit Graf Tolstoi überhaupt alle Wissenschaft „wie sie bisher betrieben wurde" verachten, so kann Russland auf diese edle Institution stolz sein und verdankt dieselbe wie so manches andere Gute und Ernste der Initiative und dem Patriotismus deutscher Männer.

Die Organisation des Vereins ist der Art, dass neben dem ersten Vicepräsidenten Semenow noch ein zweiter, Baron Osten-Sacken, vier Abteilungspräsidenten und ein Konseil von acht Personen nebst einem Kassierer, Bibliothekar und Sekretär den Geschäften vorstehen, dass eine geographisch-mathematische Abteilung, eine solche für physikalische Geographie, eine für Ethnographie und eine für Statistik vorhanden ist. Jede Abteilung hält Sitzungen für sich allein oder im Verein mit einer andern; die Jahressitzung und Festsitzungen sind allgemeine. Ehrenmitglieder sind der Tronfolger, die Brüder und Oheime des Kaisers, die Großfürstin Katharina, Herzogin von Mecklenburg, der Herzog Nikolaus von Leuchtenberg, eine Anzahl Minister, gewesener Minister und Akademiker; im Auslande König Leopold II. von Belgien, König Oskar II. von Schweden, der Herzog von Edinburg, Prinz Kita Schirakawa-No-Mija, endlich Ismail, Exkedive von Egypten; ferner Nordenström, Richthofen, Quatrefages, Charles Dayly. Außerdem besitzt der Verein eine geringe Anzahl korrespondierender Mitglieder im Ausland und 600 Mitglieder im Inlande.

Der Bericht über das Jahr 1885 erschien 1886*) und enthält die Personalien, die Veränderungen, Nekrologe, Berichte über gemachte Expeditionen, erschienene Werke, über die verliehenen Medaillen und andere Ehrenbezeugungen seitens der Gesellschaft und endlich über die allgemeinen Versammlungen. Als hervorragendste Expedition im betreffenden Jahr wird die vom Obrist Prshewalsky in Centralasien und die Reise Potanins nach China dargestellt. Außer ihnen hat die Gesellschaft auch Grum-Grshimailo, Wolter, Trusmann und Fürst Massalsky Unterstützung zukommen lassen. Von diesen bereiste Grum-Grshimailo die Pamirgebiete Karategin, Darwas, Hissar, Kuljab und Baldschuan zu enthomologischen Zwecken, begleitet von dem Topographen Stabskapitän Rodionow mit glänzenden Resultaten. E. Wolter sammelte bei den Litauern im Gouvernement Wilna 400 Volksgesänge, 180 Rätsel, 20 Erzählungen und 8 Beschwörungen hauptsächlich gegen Schlangen. Trusmann hat im Gouvernement Pskow Spuren finnischer Urbewohner nachgewiesen und Gesänge, Erzählungen und Sagen in polnwärischer Sprache gesammelt. Massalsky besuchte Batum, den Lasistan mit dem Flusse Tschoroch als Botaniker, Nikolsky Transkaspien als Zoologe. Die Berichte, durch welche die Belohnungen und Ehrenverteilungen motiviert werden, sind hochwertvolle Referate und Vorträge von den Mitgliedern in Pleno gehalten, in welchen die Verdienste einzelner Männer um die geographischen Wissenschaften hervorgehoben, das Geschick und die Resultate der verschiedenen Expeditionen dargelegt werden. Ueberaus fesselnd ist die Geschichte der Gründung der Polarstation und deren Leitung durch den Marineoffizier N. D. Jürgens, vorgetragen am 15. Januar 1886 von dem wirklichen Mitglied Lenz. Im Jahre 1865 war bekanntlich von Weiprecht und Graf Wilzschek, den österreichischen Polarreisenden, der Vorschlag ausgegangen, die Kulturnationen möchten sich vereinigen und den Nordpol mit einer Reihe von Beobachtungsposten umgeben, welche bestimmt sein sollen, ihm seine Geheimnisse abzulauschen. Die Errichtung eines Observatoriums und einer Naturforscherkolonie auf der Insel Sagastyr an der Lenamündung, die gedruckten meteorologischen Beobachtungen vom Jahre 1880—1883 sind die wertvollen Resultate dieser Bestrebungen, während das übrige Material von Beobachtungen und Untersuchungen noch der Verarbeitung harrt. Es ist erstaunlich und zugleich rührend zu lesen, mit welchen physischen Leiden und Beschwerden, mit welchen psychischen Entbehrungen die Leute zu kämpfen hatten, bis sie nur die Möglichkeit eines Wohnortes und einer wissenschaftlichen Arbeitsstätte geschaffen. Dieser Heroismus und diese Leistungen werden mit einigen Seiten ernster Würdigung und einer goldenen Medaille belohnt, welche allerdings eine der mächtigsten und verehrungswürdigsten gelehrten Gesellschaften in der Welt zuerkennt.

Die Sitzung vom 22. April/4. Mai 1887 hatte ein allgemein kulturhistorisches Interesse, indem der Vizepräsident der zahlreichen Versammlung mitteilte, die Frage von Errichtung eigener Lehrstühle der Geographie an den russischen Universitäten sei vom Ministerium der Volksaufklärung der geographischen Gesellschaft zur Begutachtung vorgelegt, von derselben ein Programm dafür verlangt worden, wodurch sie sich veranlasst gesehen 1. eine besondere Kommission aus ihrer Mitte niederzusetzen, 2. den zu Besuch in Petersburg anwesenden Geographieprofessor Petri aus Bern, den Sibirienforscher und Kenner von Russland, zu einer Programmrede aufzufordern. Petri hielt hierauf einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Geschichte und die Aufgabe der Geographie, welcher zugleich das Programm enthielt, nach welchem sich ungefähr die betreffenden Vorlesungen in Russland zu gestalten haben sollten. Er sprach russisch. Der Vortrag war von abgerundeter Form, von edler Sprache und getragen von Begeisterung für den Gegenstand, im Uebrigen, was man einen akademischen Vortrag nennt. Die Hoffnung Petris, dass die Geographie, im höchsten

*) Der Jahresbericht von 1886 erschien soeben; er entspricht der Form nach genau dem von 1885.

umfassendsten Sinne, eine selbständige, maßgebende Wissenschaft werden und speziell in Russland die missliebigen humanistischen Studien und die niemals selbständig entwickelte Philosophie als ethisches Moment in der Universitas litterarum ersetzen könne, halten wir für idealistisch und in jeder Beziehung zu weit gehend. So gewaltig der Aufschwung der Geographie in unsern Tagen, so großartig die Methode ihres Studiums in der Form von langjährigen Forschungsreisen und wohl ausgestatteten Expeditionen betrieben wird, so bleiben Astronomie, Meteorologie, Geologie, Mineralogie, Botanik, Ethnographie, Anthropologie, Geschichte dennoch selbständige Wissenschaften, welche die Geographie fördern und sogar heben, jedoch niemals zu ihr untergeordneten Doktrinen herabsinken werden.

Noch sei mit einigen Worten der gedruckten Berichte der westsibirischen Abteilung aus Omsk und der kaukasischen aus Tiflis gedacht, welche eine Reihe von wertvollen Arbeiten enthalten. Es ist das Verdienst der „Russischen Revue" die letzteren vielfach in deutscher Uebersetzung allgemein zugänglich gemacht zu haben, indess das reiche Material der westsibirischen geographischen Gesellschaft gleich einem unerschlossenen Born für den europäischen Wissensdurst verloren ist. Selands ethnographische Studien über die Kirgisen, Djakonows Beschreibung des Sees Sartlan, Ignatiews Steinkohlenfund bei Saisansk, Nikolskys Reise zum See Balchasch sind ebensoviele neue übersetzungswerte Arbeiten.

Ist es mir gelungen nur einigermaßen einen Begriff von der bedeutenden geistigen Arbeit und produktiven Tätigkeit zu geben, welche in Russland abseits der großen Heerstraße und des allgemein zugänglichen Marktes vor sich geht, indem ich auf den „Wojennij Sbornik" und die Berichte der K. R. Geographischen Gesellschaft hinwies, so glaube ich ein verdienstliches Werk getan zu haben, wenn auch ein solcher Litteraturbericht kaum zu den unterhaltenden gezählt werden kann.

St. Petersburg. O. Heyfelder.



Litterarische Vegetarianer.

„Audiatur et altera pars."

Um Missverständnissen vorzubeugen, sei hier zu allererst bemerkt, dass unter obigem Titel nicht Litteraturbeflissene verstanden sind, welche sich ausschließlich von Kraut und Rüben nähren, — wenn sie auch zuweilen solches schreiben, sondern jene Schriftsteller, kritisierende und kritisierte, denen Fremdwörter gerade das sind, was dem kulinarischen Pflanzenkostjünger Alles was da kreucht und fleucht, sogar was erst nur im Embryo, — als Ei, — vorhanden. Ferner sei vorausgeschickt, dass mit dieser kleinen Betrachtung keineswegs dem Fremdwörterverbrauch das Wort geredet, vielmehr lediglich die peinlich-strenge Enthaltsamkeit in dieser Richtung ins rechte Licht zu setzen angestrebt werden soll.

Fremdwörter, wenn beim Deutschschreiben verwendet, dienen im Großen und Ganzen teils dazu, das geistige Behagen des Lesenden zu erhöhen, teils Kürze und zugleich Schärfe des Ausdrucks zu vermitteln, ferner Abwechslung in das Geschriebene zu bringen, sowie einem Luxusbedürfnis Genüge zu tun; sie haben auf der litterarischen Speisekarte die Rollen inne, welche auf dem gastronomischen Menu vom Braten, dem gekochten Fleisch, dem Fisch und der Torte ausgefüllt werden. Und ebenso wenig wie eine Mahlzeit gut und vollständig wäre ohne Gemüse, Salat und Obst, so kann umgekehrt beispielsweise der Roman keinen vollen Anspruch auf höhere geistige Genießbarkeit machen, wenn man das dem Nutzen oder Vergnügen zuträgliche Fremdwort rücksichtslos daraus verbannt. Eines muss das Andere ergänzen, der richtige Takt allerdings die Wahl leiten, dem Zuviel und dem Zuwenig die Wage halten.

Als Beleg des Obigen sei Nachstehendes erwähnt. Wie jeder Gebildete weiß, verstößt es gegen die Schönheitsregeln des Stils, in kurz aufeinander folgenden Sätzen, oder gar in ein und demselben Satze, dasselbe Wort als Begriff zu wiederholen, und doch wäre es nicht immer zu vermeiden, wollte man für das eine Mal kein Fremdwort zu Hülfe nehmen. Und so sagt man denn z. B.: Verbannung — Exil; Jahrhundert — Säkulum; Grundsatz — Prinzip; Entsagung — Resignation u. s. w. Dasselbe gilt, wenn auch in geringerem Grade, von den im Deutschen so häufig vorkommenden Wörtern mit den Endsilben „heit", „keit", „ung"; hört auch das physische Ohr des Lesenden nicht was er liest, so tut es doch das geistige und wird von der öfteren Wiederholung desselben Klanges unangenehm berührt. Hier muss also das Fremdwort eintreten, um dem geistigen Behagen zu seinem Rechte zu verhelfen. Ferner was Kürze und Schärfe des Ausdruckes betrifft: — wie wollten wir wohl den vollen Begriff von Abonnement, Subskription, Inserat, Tantième, Sport, Kour (bei Hofe), Belletristik, Genie — in die Knappheit eines einzigen Wortes hineinzwängen? Die deutsche Sprache ist in ihrem Reichtum dem Millionär zu vergleichen, welcher niemals von wirklicher Not zur Sparsamkeit angehalten und deshalb auch nicht darin erfinderisch gemacht wurde; sie weiß nicht mit Worten zu geizen, wie namentlich das wortarme französische Idiom es nöthig hat. Und so bürgerten sich, der Kürze zu lieb, fremdländische Ausdrücke bei uns ein, wurden schon durch die Macht der Gewohnheit unentbehrlich und werden es bleiben, so lange sie nicht durch neue reindeutsche Wortbildungen ersetzt sind. Es erfinde der schwärmerische Sprachreiniger doch solche

bereichernde Wortbildungen und entziehe damit dem Fremdwort den Boden; der bessere Teil der Nation auf alle Fälle wird die nachgeborenen Kinder seiner Sprache mit Stolz anerkennen und liebevoll als Nesthäkchen halten. Aber Tadeln ist leichter als Bessermachen, Spazierenreiten auf Steckenpferden vergnüglicher, als das Suchen nach Goldkörnern in dunkeln Erdtiefen!

Wie schon angedeutet, hat das „variatio delectat“ auch seine Berechtigung; wir verwehren doch der Kleidung, den Nahrungsmitteln, den Genüssen verschiedenster Art nicht die Abwechslung, warum sollten wir sie der Sprache versagen, wo es beim besten Willen nicht umgangen werden kann, ohne das Fremdwort zu Gaste zu bitten? Nur der ganz fanatische Reindeutschler kann ein Verbrechen darin sehen, wenn man z. B. gelegentlich einer Schilderung spanischer Zustände unter Philipp II., statt sich eintönig in den Ausdrücken: Folter, Ketzerverbrennung, hochnotpeinliches Halsgericht zu bewegen, dann und wann Wörter wie Tortur, Auto-da-fé, Inquisition in Anwendung bringt und nebenbei auch eine erhöhte lokale Färbung erzielt. Es kann eine Wiederholung, sogar in rascher Folge, nicht nur zulässig, sondern sogar geboten sein und zwar wo dem Gesagten dadurch die nötige Wucht gegeben wird; es wäre eine Verwässerung des Gedankens, wenn man schreiben wollte: „Betrügen oder sich täuschen lassen“, statt: „Betrügen oder sich betrügen lassen“; allein es tut dem Gesagten meist keinen Eintrag, verschönt und verfeinert es eher und genügt somit dem litterarischen Luxusbedürfnis, wenn man den Säuferwahnsinn „delirium tremens“ und eine Täuschung auch einmal „Illusion“ benennt. Es ist hier das Fremdwort gewissermaßen der Schleier, welcher das verletzend Unschöne oder das allzu Herbe leicht verhüllt, ohne die Wahrheit empfindlich zu beeinträchtigen; und warum sollten wir an die Sprache, unsere geliebte Muttersprache, geringere Anforderungen stellen, als an die Musik, als deren erste Aufgabe es gilt, uns harmonisch-wohltuend anzuregen!! Da haben wir ferner Wörter wie distinguiert, Noblesse, Wörter, bei denen der litterarische Vegetarianer sich bekreuzt. Ja, wir können statt dessen „vornehm“ und „Adel“ sagen, doch wird Niemand in Abrede stellen, dass man dann unwillkürlich an Titel und Wappenschild denken muss, während Jemand sehr distinguiert und noble sein kann, auch wenn er ganz einfach Schmidt oder Müller heißt. — Wenn im Roman, in der Novelle, eine Frau ihr Taschentuch parfümieren (nicht „beduften“) will oder eine Ohnmachtanwandlung verspürt, so greift sie nach ihrem „Flakon“ und nicht nach dem wohlriechenden Wasser oder gar „Fläschchen“, wodurch, was den letzteren Ausdruck betrifft, der Lesende in die Stimmung versetzt werden könnte, welche ein englischer Uebersetzer des „Faust“ dadurch verbüßte, dass er in der Kirchenszene Gretchen sagen lässt: „Neighbour, your brandy-bottle!“ Eingefleischte litterarische Vegetarianer (die sich übrigens, wenn sie kritisieren, „Kritiker“ und nicht „Beurteiler“ nennen), gehen so weit, es zu tadeln, wenn in der Erzählung der darin auftretende Engländer oder Franzose auch einmal englisch oder französisch spricht. Es ist indes Hundert gegen Eins zu wetten, dass im Leben und unter lauter Deutschen er ganz dasselbe tun würde, und zwar in der Aufgeregtheit, im Affekt, wenn man sich leicht, oft ohne es zu wissen, der Muttersprache bedient, und wäre Einem das fremde Idiom auch noch so geläufig. Es gehört also zur Charakteristik der dramatis personae, sie auch einmal in der Muttersprache reden zu lassen. Aehnliches ist vom Citat zu sagen. Keine Uebersetzung, auch die beste, steht auf gleicher Höhe mit dem Urtext; nur wäre dieser etwa finnisch, müsste allerdings der Verdeutschung der Vorzug gegeben werden, was überhaupt, wir betonen es nochmals, überall geschehen sollte, wo man irgend Etwas ebenso gut, so treffend, so schön in der eigenen, wie in der fremden Sprache sagen kann. Denn wo das Fremdwort ohne Notwendigkeit in dieser oder jener Richtung gebraucht wird, da versieht es meistens nur die Stelle des spanischen Pfeffers: — es soll dann entweder ein fades Machwerk pikant oder schlüpferigen Inhalt leichter genießbar machen, wie ein reichlich beigegebenes scharfes Gewürz einen Grützbrei verlockend oder den schon bedenklich duftenden Hasen tischgerecht zu machen bestimmt ist. Wo aber das Fremdwort sich von vorwiegendem Nutzen für klare Bestimmtheit des Ausdrucks sowohl als für dessen Ausschmückung erweist, da lasse man um des Zwecks und Ziels halber, dasselbe auch gelten. Nehmen wir doch zu einer sich bewährenden Medizin die Zuflucht, auch wenn deren Bestandteile nur bei den Hottentotten wachsen, und erlauben wir doch unseren Schmuckzierraten die Perle, wenn sie auch nicht im Teich hinterm Hause aufgefischt wurde, und füglich auch nicht aufgefischt werden konnte. Und um solcher Rücksichten willen, denen der knapp bemessene Raum keine ausgiebigere Beleuchtung gestattete, trägt dieser Aufsatz, — oder „Essai“, — nicht die Bezeichnung: „Schriftsteller in Kraut und Rüben“.

Baden-Baden. A. v. Krajewska.



Magyarisch-nationale Dramaturgie.

Das Reich der Litteratur soll eine Ideal-Republik sein, in welcher schrankenlose Freiheit des Denkens und Aeußerns herrschen und jede Ansicht das Recht des Seins haben muss, die den Ernst und die Vernunft zu Eltern hat. So halte ich's und darum reiche ich einem kräftigen, energischen, pfadfindenden Geiste, der ebenso mutig Urwaldwirrnis wie Wüstenöde be-

tritt, gerne die Hand zum Geleite, wo immer ich ihm begegne, und folge seinen Schritten, auch wenn sein Fuß manchmal strauchelt und lausche seinen Worten, auch wenn nicht jedes ein zustimmendes Echo in meiner Seele weckt.

Ein solcher Geist, nicht unfehlbar, aber immer hörenswert, nicht tyrannisch unterjochend, aber immer achtungerzwingend, steht als Vorkämpfer für den Aufschwung der nationalen Litteratur und Kunst in den Reihen der ungarischen Kritik: es ist der Redakteur des „Pester Lloyd", Dr. Adolf Silberstein, ein Sohn des Magyarenlandes, welcher an den Brüsten deutscher Wissenschaft sich genährt und seinen Dank dem deutschen Schrifttum mit einigen hochbedeutsamen Werken erstattet hat. In der Einleitung zu einem dieser Bücher, der „Dichtkunst des Aristoteles" — den zweiten Band, welcher speziell das Drama behandeln soll, ist uns der Autor noch schuldig — hat er sich selbst trefflich charakterisiert: „Der wissenschaftliche Trieb, der Trieb nach Sichtung und Verbindung der herrschenden Wahrheiten, die naive Sehnsucht nach Erweiterung der Erkenntnis hat mich nie ruhen lassen. Durch das Schicksal in eine ganz entgegengesetzte Geistesrichtung getrieben, sehnte ich mich doch fortwährend nach den seligen Höhen der Wissenschaft zurück. Die wissenschaftliche Tätigkeit hat wohl keinen größern Gegensatz als die Journalistik. Hier ist weder die erlernte Wahrheit, noch die Erforschung einer Wahrheit die Hauptsache. Die Hauptsache ist die Wirkung auf das Publikum. Wahr ist, was gefällt. Einen Satz richtig zu begründen ist Nebensache. Einen Satz so zu begründen, dass er unter allen Umständen als wahr erscheint, das ist Hauptaufgabe. Dabei stumpft sich der Sinn für die reine Erkenntnis, für das keusche Walten des Geistes, für die Bereicherung der innern Welt ab. Der Sinn richtet sich auf glänzende Rhetorik, auf äußern Erfolge. Wer sich aufzugeben weiß in dem Tumult der Tagespresse, wer die Majorität am besten zu behorchen, ihre Wünsche am besten zu interpretieren, der allgemeinen Meinung den glänzendsten Ausdruck zu verleihen weiß, der steht am höchsten in der Gunst der Menge. Selten, dass ein kraftvoller Publizist die Massen nach sich zieht; die Flut geht oft über ihn hinweg."

Selten, aber doch zuweilen. Der Mann, der vor einem Jahrzehnt so geklagt, er hat sich kraftvoll genug erwiesen, um „die Massen nach sich zu ziehen", die Flut der öffentlichen Meinung in das von ihm gegrabene Bett zu leiten. Und sollte er nicht wissen, welcher begeisterten Gunst er bei der großen Menge genießt, wie diese auf seine Worte schwört und wie seine deutsch geschriebenen Aufsätze maßgebend sind auch für die verbissensten magyarischen Chauvins, so muss ihm seine jüngst erfolgte Wahl in die „Petöfi-Gesellschaft" als Beweis gelten, dass seine Tätigkeit als Kritiker und Aesthetiker auch im Vaterlande, in dem der Prophet so selten gilt, der Anerkennung nicht entbehrt. Die Petöfi-Gesellschaft hat sich durch diese Wahl selbst geehrt. Das mochten die Ritter dieser litterarischen Tafelrunde tief im Herzen empfinden, als ihr neuer Genosse seinen Antrittsvortrag hielt. Dieser in ungarischer Sprache gehaltene Vortrag ist eine Tat, eine bedeutsame Tat, welche für die Entwickelung des Dramas in Ungarn von fördernder Kraft sein dürfte, wie ein Gewitterregen für das brache Ackerland — und da er ein anschauliches Bild der dramatischen Produktion — beziehungsweise: Unproduktion — in Ungarn entrollt, verdient er einen Platz in diesen Blättern.

* * *

„In ihrem ganzen Wesen ist die ungarische Nation dramatisch geartet. Was ist das Drama? Ein Spiegelbild handelnder Charaktere. Und wo ist mehr farben- und gestaltenreichere Handlung zu finden, als in dem ganzen Verlauf und in allen Episoden ungarischer Geschichte? Die ersten Jahrhunderte erfüllen sich mit der unruhigen Sehnsucht nach einem Vaterlande; endlich ist es gefunden, wie das gelobte Land des Propheten, doch noch lange Zeit schwärmen die Reiterschaaren weit hinaus nach dem Westen, als ob erst die atlantische Küste ihrer Tapferkeit Grenzen setzen könnte. Durch Deutschland zurückgeworfen, konzentriert sich die ungarische Energie nach innen. Seit Stephan kann man von einem geordneten Staatswesen, von einer Verfassung sprechen. Diese Verfassung ist jedoch nur ein idealer Rahmen, innerhalb dessen sich die nationalen Elemente, die Könige, ihr Hof, die Magnaten und Prälaten mit stark individualisierter Selbstherrlichkeit bewegen. Der Kampf der Familien um die Krone, die Opposition der Großen gegen die Krone füllen jedes Blatt der ungarischen Geschichte aus. Sie gleicht in vielen Beziehungen der englischen, mit ihren Lords und ihren zahllosen Tronwerbern fürstlichen Geblüts. Die nationale Krone selbst ist eine tragische Heldin; sie feiert ihre Glanzzeiten, in welchen sie herrscht von Fels zu Meer; doch durch die Ironie des Schicksals folgt auf die machtgebietenden Hunayden, deren Namen von Europa als Türkenschrecken angebetet wurde, das markfaule Geschlecht der Jagellonen, unter denen die Krone Ungarns buchstäblich in den Schlamm versinkt. Die ungarische Krone ging im Cselyebache verloren, die Nation blieb am Leben. Aber welches Leben! Ein ewiges Sterben, zwischen Hammer und Amboß, halb durch den Türken entchristianisiert, halb durch den Deutschen des nationalen Typus entkleidet. Es war eine Agonie. Und in diesen Zeiten sprossten die echtesten Tragödien der Martinuzzi, Thökölyi, Rákóczy. Es folgte tödtliche Erschöpfung. Doch nur der Geist schlummerte. Die dramatische Kraft steckte in den ungarischen Regimentern, welche gegen Napoleon kämpften. Endlich erwachte auch das Gehirn wieder aus seiner tödtlichen Lethargie. Im Sturmschritt wurden die Versäumnisse der Jahrhunderte nachgeholt. Der

Geist Rákóczys führte die Honvédschaaren in das alte tragische Ende, das sich mit seltsamer Ironie „Világos“ (Licht), statt Erebus nannte. Ein langer Zwischenakt folgte, den Viele für den Schluss der Vorstellung hielten. Plötzlich rollte der Vorhang wieder auf und die alte Kraft, die alte dramatische Kraft, die alte dramatische Anlage, der Streit und die Wut der Parteien erschienen abermals, in einem versöhnenderen Element — im Parlamentarismus.

Und ist es nun nicht zu verwundern, dass eine so dramatische Nation kein nationales Drama besitzt?

Bei den übrigen Völkern fallen die großen geschichtlichen Epochen mit dem Glanz des historischen Griffels und der Bühnenkunst zusammen. Die prahlenden Perser wurden zum zweiten Male vernichtet durch die Geschosse des Aeschylos, das goldene Zeitalter der Elisabeth spiegelt sich in Shakespeare, der auch die dramatische Verewigung der Römerzeit nachholte; spanische Tapferkeit und Pietät konterfeien sich klassisch ab in Calderons Spielen; die große Zeit des „Roi soleil“ findet auch die größten Dichter; die Revolution der Gedanken, Sitten und Ordnungen wird der Nachwelt in flammenden Lettern durch Schiller überliefert, der auch die deutsche Duodeztyrannei prophetisch justifizierte.

Vergeblich suchen wir nach einem Analogon betreffend die taten-, blut- und tränenreiche ungarische Geschichte. Ihr blühte kein Aeschylos, kein Shakespeare, kein Calderon, kein Corneille, kein Schiller. Stumm ist die tausendjährige Geschichte an unseren Dichtern vorübergegangen, kein ebenbürtiges Genie fand sich, es wäre denn Joseph Katona gewesen, der jedoch nach dem ersten großen Anlauf verstummte. Ein Mehltau scheint über unserer dramatischen Litteratur zu liegen; denn während die ungarische Lyrik, das ungarische Epos sich mit weitausgebreiteten Schwingen zur Höhe der Weltlitteratur erhoben, ist im Drama über das Konventionelle, Technische, Rhetorische, Melodramische, über einzelne Versuche und Keime des Nationalen kaum hinausgegangen worden.

Eine hochdramatische Nation, die keinen großen nationalen Dramatiker besitzt! Wie lösen wir dies Rätsel? Es bleibt uns nur ein Ausweg, ein Trost, indem wir die Bemerkung machen, dass das Drama regelmäßig mit der höchsten Blüte der Nationen zusammentreffe, dass aber die Sonne des Glücks bisher der ungarischen Nation nie so voll, nie so andauernd geschienen habe, um die dramatischen Früchte schon ganz reifen zu lassen. Das Drama liegt gewöhnlich am Endpunkte der nationalen Entwickelung. Nun, wir haben diesen Endpunkt noch nicht erreicht, wir sind noch jung, wir sind noch in der Sturm- und Drang-Periode. Wir haben noch nicht die Epoche erreicht wie Griechenland in den Perserkriegen, England zur Zeit der Elisabeth, Frankreich unter Ludwig XIV. und während der Republik, Spanien unter den Königen zweier Weltteile, Deutschland unter seinem Großen Fritz. Doch, doch! Unser Hunyaden-Zeitalter war ähnlich. Aber damals war die Bühne, dies höchste Blendwerk hellenischen Geistes, noch nicht aus dem byzantinischen Grabe auferstanden. Unser Höhepunkt — so wünschen, so hoffen, so schauen wir es — wird noch kommen, und mit ihm der Dramatiker, der den würdigen Dreiklang mit Petőfi und Arany bilden wird. Er wird kommen, der Dichter, der die Vergangenheit, das Ringen, Kämpfen, Leiden, Streben so vieler hohen Gestalten zu unserer Belehrung und Begeisterung auf die Bühne beschwören, uns rühren, erheben und trösten wird!

Indem wir so die klassische Vollendung des ungarischen Dramas der Zukunft überweisen, wollen wir doch durchaus nicht ungerecht gegen die ernsteren Bestrebungen der Gegenwart sein. Die Dämmerung, das Morgenrot gehen ja naturgemäß dem hellen, erwärmenden Sonnenaufgang voran. Wenn wir heutzutage eine ganze Schaar junger rüstiger Kräfte zum Gipfel des Musenberges hinanstreben sehen, so mag dies uns als glückliche Vorbedeutung gelten, dass von drüben schon die ersten Sonnenstrahlen herüberzüngeln.

Diesen Emporstrebenden gegenüber halten wir weniger wohlfeile Tadelsucht, als vielmehr wohlwollende Belehrung und Pfadweisung für die Aufgabe der Kritik und Theorie. Es entsteht aber die billige Frage, ob denn wirklich ungarische Kritik und Theorie so hoch über ungarischer Produktion stehen, dass diese sich jenen unterordnen, jene die angemaßte Mentorrolle auch durchführen können? Fragen wir offen und antworten wir darauf ungeschminkt, ob es denn wirklich unter uns ein solches Genie gäbe, welches gleich Lessing, Diderot, Victor Hugo, Dumas dem Jüngern, in der einen Hand die schärfsten kritischen Waffen schwingend, mit der anderen Hand unsterbliche Gestalten zeichnend, zugleich Lehre und glorreiches Beispiel zu gewähren im Stande wäre?

Es giebt hierauf, wenn man aufrichtig sein will, nur eine Antwort: Wir besitzen nicht nur kein ähnliches Doppelgenie wie die Genannten, wir besitzen heutigen Tages nicht einmal einfache Genies, sei es in der Dichtung, sei es in der Theorie derselben. Es ist wohl wahr, und mit Stolz berufen wir uns darauf: wir besitzen eine ganze Anzahl Aesthetiker von europäischem Niveau, vom umfassender Bildung, feinem Geschmack und fesselndem Stil. Was wir aber bei alledem verneinen müssen, ist, dass wir eine nationale Aesthetik und speziell eine dramatische Theorie besäßen, welche aus heimischer Erde entsprossen wäre. Unsere Aesthetiken sind nur Variationen nach fremdländischen Themen, unsere Kunstrichter urteilen scharfsinnig nach römischem oder deutschem Landrecht. Sie denken deutsch oder französich und kleiden ihre Gedanken in eine vorzügliche ungarische Sprache. (Schluss folgt.)

Wien. Heinrich Glücksmann.

Litterarische Preisausschreiben.

Kritische Streifereien von Karl Böttcher.

Bevor ich mit meinen Erörterungen beginne, habe ich einen Eid abzulegen. Ich schwöre bei der blitzenden Anmut leuchtender Frauenaugen, schwöre bei Apollo, Bachus und Gambrinus, schwöre bei der Weihe froher, im Kreise schöner Seelen verbrachten Stunden — am Galoppieren nach einem litterarischen Preise war ich niemals beteiligt! . . . So, in der Toga strengster Objektivität, kann ich jetzt der Sache näher treten.

In den Büreaux der „Buxbach-Bexelheimer Presse" wuchtet Friedhofstimmung, ein unheimlicher Schatten, wie ihn das Schreckgespenst des nahenden Bankerutts vorauswirft. Jammern auf der ganzen Linie, Jammern bis in die verborgensten Makulaturwinkel hinein. Der Herausgeber klagt über den in den letzten Wochen matten Ertrag seines Journals, der Chefredakteur über die Teilnahmlosigkeit des impertinent schwerhörigen Publikums, der Expeditionsvorteher über die Bummelei der Inserenten — alle drei über den klar zu Tage tretenden Niedergang des „sehr geschätzten Blattes" . . .

Teufel auch! Alles ist zum Vorwärtskommen versucht worden, die schönsten geschäftlichen Reiterkünste wurden in Szene gesetzt, die buntesten Reklamefeuer losgebrannt — das Interesse der Menge konnte nicht herausgepresst werden für diese „Buxbach-Bexelheimer Presse".

Aus verschiedenen Kreisen züngelt ihr bereits allerhand Misstrauen entgegen, sie dämmert schon mehr und mehr in die Verschwiegenheit des unter Ausschluss der Oeffentlichkeit erscheinenden Winkelblattes hinüber, für das Schriftsteller arbeiten müssen, wenn sie längere Zeit in Zurückgezogenheit leben wollen. Die Konkurrenz schlägt vor Schadenfreude ein Rad, am liebsten würde sie ein Tedeum vom Stapel lassen. . . .

In dieser Misère keimt unter den feingekräuselten Locken des Chefredakteurs ein rettender Gedanke auf. Strahlenden Auges teilt er ihn dem Herausgeber mit.

„Donnerwetter, ich hab's gefunden! Das muss ziehen!"

„Nun?"

„Wir erlassen ein Preisausschreiben!"

„Ein Preisausschreiben? Für was denn?"

„Spaßsache! Ein Preisausschreiben etwa für die drei besten Novellen. Erster Preis 1000 Mark, zweiter . . ."

„Und was soll das?"

„Sehen Sie denn nicht ein, dass wir damit einen ganzen Fliegenschwarm auf einen Schlag treffen?"

„Ich wäre neugierig."

„Erstens wird unsere Zeitung, weil die anderen Journale von dem Preisausschreiben Notiz nehmen müssen, allüberall in angenehme Erinnerung gebracht und zwar, was die Hauptsache ist, auf die denkbar billigste Weise — ein Vorzug, der sich im Verlauf des Preisausschreibens wiederholen muss; zweitens wird dadurch das Interesse des Publikums wieder aufgestachelt; drittens macht die Aussetzung des Preises von unserer Zahlungsfähigkeit den besten Eindruck; viertens sieht es aus, als hegten wir wirklich die löbliche Absicht, ein im Verborgenen blühendes Talent aus dem Unkraut des Dilettantismus hervor zu ziehen und so die Litteratur zu fördern; fünftens lässt sich mit den preisgekrönten Arbeiten ein geradezu großartiges Geschäft machen; sechstens . . ."

„Auch noch ein Geschäft?"

„Natürlich! Selbstredend erwerben wir mit der Zuerkennung der Preise das ausschließliche Eigentumsrecht der Preisnovellen, zahlen sonach für drei durch so viel Tamtam höchst wertvoll gewordene Arbeiten eine ziemlich geringe Summe, verfügen dann über ein wunderbar absatzfähiges Manuskriptmaterial, von der Ertragsfähigkeit der Buchausgaben noch ganz abgesehen."

Die Augen des Herausgebers leuchten in befriedigster Seligkeit.

„Ich habe es ja immer gewusst," ruft er entzückt aus, „Sie sind ein Genie! Ein Genie sage ich!"

Das Preisausschreiben wird alsbald erlassen, „zur Förderung der zeitgenössischen Litteratur" natürlich. —

Dies ein typisches Beispiel für das Arrangement unserer litterarischen Preisausschreiben. Dass dabei Ausnahmen, wie z. B. das kürzlich von dem kühnaufstrebenden „Universum" erlassene, vorkommen, wollen wir mit Vergnügen zugeben, aber solche Ausnahmen beweisen nichts.

Wie ein derartiges Federrennen sich weiter entwickelt?

Nun ein Massenaufgebot an den jederzeit mobilen Dilettantismus. O, was da für Dichterrösslein aufgezäumt werden! Lahme, abgelebte, verkrüppelte, brustkranke, Karrikaturen von allen möglichen Gebrechen, nur kein einziges gesundes. Natürlich, wo wäre auch ein Berufsschriftsteller, der sich an einer solchen „Hatz" beteiligte! Er weiß, wohin mit seinen Manuskripten, er hat sich seine Stellung mühsam errungen, er empfindet auch keine Lust, mit den männlichen und weiblichen Bataillonen der Schulze, Müller, Lehmann, oder wie die ehrenwerten Philisterseelen sonst heißen mögen, in die Arena zu treten.

Kaum ist das Preisausschreiben bekannt geworden, so laufen auch schon die ersten Manuskripte ein. Wie die Novelle so rasch geschrieben werden konnte? War gar nicht nötig, geschrieben war sie schon längst; nur befand sie sich stets von Redaktion zu Redaktion auf Reisen. Jetzt, nachdem sie wieder irgendwo dankend abgelehnt wurde, ruhte sie gerade bei ihrem Autor daheim etwas aus . . . Nun wandert sie direkt auf den Paradeplatz!

Die Lawine der Einsendungen vergrößert sich. Keine Postbestellung, die nicht das ihre tut. Am

Eingangsort der Manuskripte sieht es aus, als wäre Deutschland plötzlich eine überaus leistungsfähige Novellenfabrik geworden. Wenn die Redaktion kurz vor Ablauf des Einsendungstermins eine Reklamenotiz durch die Blätter schnurren lässt, „dass sich bei dem Preisausschreiben der ‚Buxbach-Bexelheimer Presse‘ über zweitausend Konkurrenten beteiligten“, wahrlich, sie übertreibt gar nicht viel. Das erklärt aber, weshalb ein neues Reklametuten erklingen kann:

„Die Entscheidung muss wegen der Ueberfülle des vorhandenen Materials noch um vier Wochen verschoben werden.“

Die Erwartungen der ganzen beteiligten Mittelmäßigkeit erhitzen und steigern sich.

Da etwas ganz Neues. Kurz vor der Entscheidung weiß sich die reklamebedürftige Redaktion in grober Hemdärmelmanier über die zweitausend Einsendungen lustig zu machen. Die dümmsten Titel der Novellen werden publiziert und allerhand hämische Bemerkungen daran geknüpft und dann — „war das ein Sichten und Prüfen, wirklich mehr als eine Herkulesarbeit. Unserem ärgsten Feinde wünschen wir keine solche Strapazen, und nie in unserem Leben wollen wir wieder von einem Preisausschreiben etwas wissen.“

Aber sehen wir uns einmal die Preisrichter genauer an. Wer sind diese braven Herren? Wie ist es mit ihren litterarischen Legitimationen bestellt? Was haben sie bereits geleistet?

Wenn die Jury noch durch ein paar glänzende Namen, wie Bodenstedt, Heyse, Frenzel etc. vervollständigt wurde, mag es gehen. Aber Aehnliches ist nur ein oder zwei Mal vorgekommen. Zumeist fällt die Redaktion selbst die Entscheidung, und die ist in ihrer Gesammtheit oft ebenso unbedeutend, ebenso unbekannt, atmet ebenso in der Atmosphäre der Nullität herum, wie der anonyme Herr X. Z, der kürzlich in einer Annonce einen Preis von zehn Mark für die beste Beantwortung der Frage aussetzte: „Wie verbringt man seine Abende angenehm? Offerten sub X. Z in der Expedition dieses Blattes.“

Das große Wort ist endlich gesprochen, die Entscheidung erfolgt. In der Morgennummer wird sie in dicken Lettern feierlich verkündet. O, wie viel Augen aufmerksam darauf ruhen, indes die Herzen vor Erregung fiebern! . . . Wer hätte aber auch diesen Ausgang erwartet!

„In dem von uns erlassenen Preisausschreiben hat gestern die Jury ihr Urteil gesprochen. Zur Bewerbung um die ausgesetzten Preise waren uns im Ganzen 2129 Einsendungen zugegangen. Obgleich dieselben eine hübsche Auswahl mehr oder minder annehmbarer Leistungen lieferten, sahen wir doch voraus, dass die Zuerkennung der Preise für die drei besten Novellen große Bedenken verursachen würde. Die Ansicht der Preisrichter ging denn auch dahin, sämmtliche Preise zur Bewerbung offen zu lassen.“

So, wenn die Redaktion fürchtet, mit den preiszukrönenden Werken ob ihrer schwächlichen, schwindsüchtigen Konstitutionen kein Geschäft zu machen. Sie behält sonach ihr schönes Geld, was sie Angesichts ihrer umflorten finanziellen Lage sehr wohl gebrauchen kann und hatte die Segnungen der heiligen Reklame gratis . . . . War gar nicht so übel dieses Preisausschreibungs-Manöver; das Blatt hat sich während dessen ganz merklich gehoben, und auf die Pulte seiner Bureaux schauen jetzt viel freundlichere Gesichter nieder.

Anders, wenn der Preis zur Auszahlung gelangte. Da beginnt nach derselben das eigentliche Geschäft — der Vertrieb der Preisarbeiten an die Redaktionen behufs Nachdrucks. Gilt es doch, nicht bloß die direkten Auslagen wieder hereinzubringen, sondern auch einen korpulenten Ueberschuss zu erzielen. Das sich ergebende Resultat hat zumeist einen goldenen Boden.

Man sieht also, Preisausschreiben werden gewöhnlich von Blättern inszeniert, die bereits auf dem letzten Loche pfeifen und durch das Preisausschreibungs-Manöver in die Nacht ihrer Finanzen etwas Licht zu bringen hoffen oder auch von Blättern, welche auf dem ersten Loche pfeifen und sich auf diese Weise in den großen Zeitungstumult bequem einführen wollen, zumeist aber von Journalen, in denen man die Cholera inserieren muss, wenn sie keine Verbreitung finden soll. Die „Gartenlaube“, „Ueber Land und Meer“ u. s. w. haben niemals ein Preisausschreiben vom Stapel gelassen.

Gegenüber solchen Tatsachen ist es es nicht zu verwundern, wenn man jedem litterarischen Preisausschreiben eine tüchtige Portion Misstrauen entgegenträgt, ja, wenn man von der Zeitung, welche ein Preisausschreiben inszeniert, im Allgemeinen glaubt, dass etwas faul im Staate sei, besonders wenn sie, wie es auch vorgekommen ist, das Preisausschreiben durch Inserate ankündigt und dabei hinsichtlich der näheren Bedingungen auf die Bekanntmachung in einer ihrer Nummern hinweist, welche „gegen Einsendung von vierzig Pfennigen — auch in Briefmarken“ — von der Expedition zu beziehen ist.

Bei dramatischen Preisausschreiben dieselben trüben Resultate. Allerhand Geister zucken empor. Tausende von Händen bekommen das Dichten, Manuskriptberge fünfaktiger Komödien türmen sich auf — und ein Mäuslein wird geboren; das preisbegnadete Stück hat kaum größeren poetischen Goldgehalt, wie jene Koulissenwaare, die jeden Winter von den Saisonlieferanten zu Dutzenden auf den Markt geschleudert wird.

Die Truppenrevue der in den letzten Jahrzehnten aufmarschierten Preisausschreiben dürfte diese Behauptung bestätigen.

Auch wurden die vornehmsten poetischen Erzeugnisse unserer erlauchtesten Dichterfürsten nicht ins Dasein gerufen, weil diesen die weithin sichtbare

Standarte einer Geldsumme winkte. Der Weg zum strahlenden Preise der Unsterblichkeit ist eine holprige, öde Straße, durchaus nicht geeignet zum Rennen, Jagen und Keuchen einer breitflutenden, goldgierigen Menge.

Mag man deshalb Preisflaggen für Pferderennen, Velocipedfahren, Kegelbahnen, Ruderboote aufhissen so viel es den biederen Sportsleuten beliebt — der Dichter und Denker soll sich, sobald auf seinem geistigen Terrain eine schachernde Spekulation ähnliche Zeichen errichtet, mit berechtigtem Stolze davon abwenden!

Litterarische Neuigkeiten.

Allen Freunden unfreiwilligen Humors sei angelegentlichst empfohlen: „Nora!" von Sara Hutzler. Sie werden dieses Buch in der Hand Genüsse empfangen, welche ihnen selbst die Lektüre von Friederike Kempners unsterblichen Werken nicht zu gewähren vermag. „Nora!" Ein Titel, unter dem ein moderner Dichter das ganze Elend unserer Mädchenerziehung und unseres Ehelebens mit Meisterhand gezeichnet hat! Frau Saras „Nora!" aber ist nur die Geschichte eines armen kleinen Waisenmädchens, das überall verstoßen und gepeinigt wird, das das Pech hat, überall fälschlich als Diebin angeklagt zu werden. Freilich ist es selbst schuld daran, denn in dem schwersten Falle dichtet es sich selbst diese Schuld an, nur um einem befreundeten Knaben keine Ungelegenheiten zu machen. Wie rührend, wie tief, wie wahr! Der Stoff ist mit unsicherer Schülerhand den Kinderromanen von Dickens und Aldrich nachgebildet und mit einer verlogenen Sentimentalität verquickt, die schließlich zum hellsten Lachen nötigt. Die Berliner Schilderungen, die darin eingeflochten sind, lassen die lebhaften Vermutungen aufkommen, dass die Verfasserin die ganze Zeit ihres Lebens in Amerika zugebracht, und das Deutsch, in dem die Geschichte geschrieben, hat mit dem, was wir bisher gemeinhin für unsere Muttersprache hielten, verdammt wenig gemeinsam. Es fehlt nicht an den kühnsten Wendungen, welche die deutsche Grammatik in der wunderbarsten Weise erweitern. A.

P. Régnier, de la Comédie Française: Souvenirs et Etudes du Théâtre. 2e Ed. Paris, Paul Ollendorff, 1887. Der Verfasser will in diesem Werke nachweisen, dass beim Schauspieler der künstlerische Geist eine große Rolle spiele und viele körperliche Fehler zu verdecken vermöge. Als treffende Beispiele führt er an: Boutet de Mouvel und Lekain. Der zweite Punkt, den Régnier erörtert, betrifft die Vortragsweise der Schauspieler. Régnier tritt der Anschauung gegenüber, als ob die „singende" Vortragsweise, wie sie Mondury, Beauchâteau, Beaubourg, Duclos, Larive, Duchesnois etc. gepflegt haben, die richtige sei. Es ist hier das sprechende Hersagen, wie Molière es wollte, und wie die Sterne französischer Schauspielerkunst: Baron, Le Couvreur, Dumesnil, Clairon, Lekain, Mouvel, Talma, Rachel sie ausgeübt haben. Diese Weise erscheint Régnier natürlicher und mit dem Bestreben übereinstimmend, das von Mlle Clairon ausging, die Anzüge geschichtlich genau, naturgemäss zu gestalten. — Diese beiden Gesichtspunkte behielt Regnier immer im Auge, indem er die künstlerische Entwickelung und Thätigkeit der Champmerlé, von Adrienne Lecouvreur, Talma und Sedaine schildert. Gleichzeitig erhalten wir auch ein vortreffliches Bild von der Entwickelung des Théâtre Français und von den trüben Zeiten, welche die Sociétaire durchzumachen hatten. Das Verhältnis Talmas zur Revolution und seinen Genossen vom Théâtre Français, wird ausführlich dargelegt, desgleichen Alles, was aus den Akten der Comédie Française auf die Einnahmen und das Vermögen Molières schließen lässt. — Das Buch, aus so berufener Feder stammend, ist hochinteressant und äußerst empfehlenswert.

Die bei Richard Eckstein Nachfolger in Berlin erscheinende Serie „Litterarische Volkshefte", herausgegeben von Dr. Eugen Wolff und Leo Berg enthält in Nr. 2: „Henrik Ibsen und das Germanentum in der modernen Litteratur" von Leo Berg.

Es geschehen noch Zeichen und Wunder! Die „Grenzboten", auf die bisher Alles was an Wahrheit in der Kunst erinnerte, an Realismus, wie das rote Tuch auf den Stier wirkte, die an leidenschaftlichen und nicht selten pöbelhaften Angriffen auf uns bisher mit unermüdlicher Beharrlichkeit das Menschenmöglichste leisteten — die „Grenzboten", das Organ der verknöcherten ästhetischen Reaktion, bringen in ihrer neuesten Nummer eine Robert Hessen unterzeichnete Besprechung der Aufführung von Zolas „Therese Raquin" durch das Ostendtheater in Berlin, welche sich durch wahrhaft vornehme und anerkennenswerte Sachlichkeit auszeichnet.

Sie drückt etwa Alles das aus, was wir selbst über dieses eigenartige und kraftvolle Stück sagen könnten, dessen zahlreiche Fehler wir niemals leugnen werden. Und wenn alle Blätter der Gegenpartei an alle Erscheinungen unserer Richtung mit solcher Vorurteilslosigkeit heranträten, so würden wir uns schnell mit ihnen verständigen, und ein gemeinsames fruchtbringendes Schaffen zum Nutzen der Litteratur wäre möglich. Aber freilich, freilich, ich vergesse — Mr. Zola ist ja Franzose und hat ja als solcher das Vorrecht sachlicher Würdigung und Teilnahme, die uns, die wir bloß Deutsche sind, der hämische Neid und die Unduldsamkeit unserer geehrten Kollegen niemals zugestehen dürfen. Der Schöpfung des Ausländer darf man einräumen, dass sie ihren eignen Maßstab in sich selbst trage, das kostet ja nichts — aber dem einheimischen Kollegen darf dieses Recht nicht zuerkannt werden, bewahre. Wäre er selbst ein Goethe, man müsste ihn tödten mit dem Rufe: „Ja, aber du bist nicht Schiller!" und wäre er selbst ein Schiller, er müsste vernichtet werden durch die Kritik: „Ja, aber du bist nicht Goethe!" A.

„L'Espagne telle qu'elle est" par V. Almirall. — Paris, Albert Savine. Albert Savine, der den Mut gehabt, die „Figures de l'Allemagne contemporaine", ein von einem Deutschen zur Verherrlichung Deutschlands in französischer Sprache geschriebenes Werk, in seinem Pariser Verlag erscheinen zu lassen, hat jetzt das Buch eines Spaniers, eines Catalanen, veröffentlicht, in welchem dieser dem phantastischen Spanien, von dem bis jetzt so viele nur in schönen Träumen befangene Schriftsteller ihre Leser unterhalten, das wirkliche Spanien, ich möchte sagen: mit der ganzen Rücksichtslosigkeit eines Rabau Donaden gegenüber stellt. Den schönen Schein zu wahren ist ein spanischer Charakterzug. Almirall aber bildet eine Ausnahme, indem er sein Vaterland, das er mit der Beobachtungsgabe eines Diercks geschaut, und insbesondere das die Halbinsel beherrschende mittlere und südliche Spanien, in all seinem Elend und Jammer enthüllt, die Rettung und Wiedergeburt nur vom Regionalismus, von der Bewegung der Catalanen, erwartend. Das Buch Almiralls enthält manche bittere Wahrheit für die Madrider Politiker, ebenso für die Monarchisten wie für die Republikaner. Eins der besten Kapitel ist das über den falschen Parlamentarismus. Dem besonders in Madrid beherzigenswerten Werk gereicht der Name des Verlegers zum Nutzen, denn Albert Savine hat sich stets als ein aufrichtiger Freund Spaniens erwiesen und das litterarische Spanien der Gegenwart (z. B. den Roman Juan Valeras: „El comendador Mendoza") in trefflichen Uebersetzungen zur Kenntnis Frankreichs gebracht. J. F.

Erschienene Neuigkeiten.

Kürschners „Deutsche National-Litteratur" enthält in Lieferung 380—384 Wielands Werke, herausgegeben von Dr. H. Pröhle. — Stuttgart, W. Spemann.

„De Troubadours" von M. A. Perk. — Amsterdam, A. Rößing.

„Gräfin Aranka." Roman von Balduin Groller. — Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.

„Kämpfende Herzen" von Alinda Jakoby. Die Erzählung bildet das 26. Bändchen von Dasbachs Novellenkranz. — Trier, Verlag der Paulinus-Druckerei.

„Collection of british authors" (Tauchnitz Edition) Bd. 2463. „Glow-Worm Tales" (First series) by James Payn. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

„Der Pseudo-Lorenz." Militärische Humoreske von Victor Band. „Drei Seelen und ein Gedanke oder der verunglückte Budenskat" von Demselben. (Lustige Bücherei Nr. 2 und 3.) — Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

'o. 33. — Leipzig, den 13. August. — 1887.

Inhalt:

Der Schamanismus.

Von Dr. A. Berghaus.

Alle halbwilden Völker Ostasiens, alle nordmerikanischen Stämme glauben, dass unsere Welt ngefüllt ist mit bösen und guten Geistern, oder ichtiger gesagt, mit Geistern, welche je nach Umänden gut oder schlimm sind. Obwohl diese Völker ur ein oberstes Wesen anerkennen, so denken sie ch doch solches als sanft, untätig, in ewiger Ruhe egraben und die Regierung der Welt den Geistern berlassend. Diese Geister wohnen auf der Erde in rnen, unzugänglichen Gegenden. Unter ihnen sind uch menschliche Geister, z. B. von verstorbenen chamanen, von Erhängten und überhaupt von Solchen, ie eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Somit t das Schamanentum die Anbetung zweier unsichtarer Prinzipien, die sich unter der Form des Guten nd Bösen darstellen. Diese Anbetung kann man eine Gottesverehrung nennen, denn sie besteht in eschwörungen und Opfern und geschieht nicht zur estimmten Zeit, sondern je nach Bedürfnis. Bei inigen Völkern Ostsibiriens giebt es Feste oder allemeine Gebete, aber der Schamane nimmt keinen 'eil daran, z. B. das jakutische Fest Yzech, oder ei den Buräten und Tataren Tailagan: in beiden erden dem unsichtbaren Wesen von irgend einem er ältesten oder angesehensten Männer Opfer dargebracht.

Obschon die mongolischen Stämme größtenteils den Buddhismus (Lamaismus) angenommen haben,*)

*) Die Anhänger dieses Kultus ihrer Altvordern bei den Mongolen halten das blaue Himmelsgewölbe für eine Feste und gestehen ihm Allmacht zu, daher das höchste Wesen bei ihnen „Himmel" heißt und eine unserem „Gotte" entsprechende Bezeichnung nicht vorhanden ist. Dem „ewigen", „allweisen", „unvergleichlichen" Himmel sind alle Geister untergeordnet. Er ist der Urquell alles sichtbaren und unsichtbaren Lebens. Nach dem „Himmel" kommt die „Erde", die Offenbarerin der Kräfte des Himmels, und erst den dritten Rang nehmen Sonne, Mond, Sterne, Berge, Flüsse und alles Ungewöhnliche auf Erden ein. Zwischen Himmel und Erde stehen die Geister, welche der Erstere geschaffen hat. Diese mischen sich in die Angelegenheiten der Menschen, denen sie nach Gefallen Gutes oder Böses antun. Die Erde heißt als Gottheit *Etügen*, während sie im stofflichen Sinne *gadsar* genannt wird. Ihr werden keine besonderen Gebete oder Opfer dargebracht. Das Feuer heißt als Gottheit *Ut;* es besitzt, nach den Mongolen, die Macht, alles Unreine zu reinigen, Glück und Reichtum herabzusenden. Wegen dieser Eigenschaften ehren sie in ihm den Beschützer jedes Hauses, und der Herd, auf dem es unterhalten wird, ist ein Heiligtum. Bei einigen Stämmen huldigen ihm Braut und Bräutigam am Tage der Hochzeit. Es gilt für sündhaft, ins Feuer zu spucken, übelriechende Dinge hineinzuwerfen, durchs Feuer zu gehen u. s. w. Man opfert ihm lauter Dinge, welche der Flamme Nahrung geben, als Oel, Fett, Branntwein, und kein Mongole, auch kein Tunguse, Jakute oder jeniseischer Tatar trinkt Branntwein oder Thee, bevor er nicht, wenn es irgend angeht, einige Tropfen aus seinem Glase oder seiner Tasse ins Feuer gegossen hat. Feuersbrünste und gewisse Krankheiten werden der Rache des erzürnten Feuers zugeschrieben. Bei solcher Veranlassung darf man die zürnende Gottheit durch Hemmnisse nicht noch mehr erbittern und muss sie sich austoben lassen. (Bei den Jakuten ist das Feuer eine hehre Gottheit, noch hehrer als die Sonne; man opfert ihm täglich.) Die auf den Menschen einwirkenden Wesen werden mongolisch *Tengri* oder *Tegri* genannt; es sind das ewig in der Luft, im Wasser, auf Bergeshöhen u. s. w. wohnende Geister. Der vornehmste unter ihnen ist der Genius der Tapferkeit (*Bagatur Tengri*). Zwei verwandte Genien sind der *Daitschin-Tengri* (Kriegsgott) und der *Kisagan-Tengri*, von denen der Erstere den Feldzügen vorsteht, Letzterer aber Sieg über die Feinde gewährt. Der *Dsajagatschi* (Schicksalsgott) beschützt die Heerden und sämmtliche Habe, und jeder Mensch hat seinen eigenen *Dsajagatschi*, also seinen Schutzgeist, die mit unseren Leidenschaften ringende Vernunft. Ferner verehrt man die neun *Sülde*, d. h. die vornehmsten Sterne. Sie sind die Vollstrecker der Beschlüsse des Himmels und werden als gepanzerte Reiter mit einer Peitsche in der einen und einer Fahne in der anderen Hand dargestellt. Es begleiten sie ein

sämmtliche Kirgisen Muhamedaner sind und die türkischen Stämme im Gouvernement Jeniseisk zum griechischen Glauben bekehrt sind, so wird der Schamanismus doch bei allen diesen Stämmen noch heilig gehalten und die Abmahnungen ihrer buddhistischen, muhamedanischen und griechischen Priester sind ein Same, der auf steinigen Boden fällt. Fragt man nun Jakuten, Tungusen, Buräten, woher das Schamanentum komme, so erzählt Jeder eine erklecklich alberne Geschichte. Fragt man einen Schamanen selbst, worin das Schamanentum bestehe, so erhält man wieder keine Erklärung. Fängt man an, aus allen den Erzählungen Schlüsse zu ziehen, so verirrt man sich in ein Chaos von Vermutungen. Man erfährt, dass jeder Schamane besondere Geister anruft und ihnen seinen Namen giebt; jeder gebraucht seine eigenen Beschwörungen.*) Daraus ersieht man, dass das Schamanentum nicht immer von Einem zum Anderen übertragen, sondern durch eigene Arbeit errungen wird. In der Tat wird auch manchmal ein Mensch unerwartet, wie durch Eingebung, zum Schamanen und auch Weiber treiben das Schamanenwesen.

Löwe, ein Parder, Bär, Hund und Luchs. Von denjenigen Geistern, die beständig böse sind, kennt man die *Elies*, Dämonen in Vogelgestalt, deren Erscheinen irgend ein Unheil verkündet, die *Adas*, die Krankheiten versenden und rasende Leidenschaften wecken, die *Albins*, die den Wanderer in der Steppe irre leiten, und die *Kültschins*, die durch Annahme grässlicher Gestalten Schrecken einjagen. Außer diesen aufgezählten Geistern giebt es Hausgötter oder Penaten, die *Onggons* oder *Onggods*. Diese sind von geringerem Range als die *Tegris* und werden nur dann verehrt, wenn sie dem Besitzer einer Jurte Gutes erweisen, in anderem Falle geht er sehr hart mit ihnen um; ja er giebt ihnen Peitschenhiebe und wiederholt diese Züchtigung so lange, als sie ihm, nach seiner Meinung, Schabernack antun. Die *Onggods* sind keine unsichtbaren, sondern stoffliche Wesen. Zuweilen erblickt man in der Jurte eines Buräten ein ziemlich schmales hölzernes Kästchen, das an der Wand hängt und mit Bälgen von Wieseln, Hermelinen u. s. w. bekleidet ist. Ueber dieses Ding hat der Schamane seinen Segen gesprochen und es zum Laren der Jurte gemacht. Da übrigens fast jede Gemeinde ihren eigenen *Unggod* besitzt, so ist es unmöglich, eine Zahl derselben anzugeben. Es giebt aber auch *Onggods*, die von allen Mongolen verehrt werden, z. B. das fürstliche Geschlecht Bordjigin, aus welchem Dschingis-Khan und die meisten heutigen Mongolenfürsten hervorgegangen sind.

*) Uebrigens ist bei den Jakuten die Zahl der Geister sehr beschränkt. Sie glauben nur an den *Tangara* (d. i. *Tengri*, Himmel) oder *Artojon* (d. i. reinen Herrn) und an sein Weib *Kübei-chatun*, die in der Gestalt eines Schwans auf Erden erschien. Einige gesellen zu diesen zweien noch eine dritte Person, den Donnergott. Vermittler zwischen Gott und Menschheit ist der *Erhsit*, welchen jeder Stamm in einem besonderen Tiere verehrt: bald ist es der Schwan, bald der Falk, Storch u. s. w. Doch besteht die ganze Verehrung darin, dass man den betreffenden Vogel nicht tödtet und nicht verspeist. Auch haben die Jakuten, wie die Mongolen, *Onggods* mit Augen aus Spießglanz, die sie an einem schicklichen Orte aufstellen. Man betet diese Figuren nicht an, wenn aber fettes Fleisch und Butter genossen wird, so bestreicht man das ganze Gesicht derselben mit dem Fette oder der Butter. Bei den Buräten, und zwar denjenigen diesseits des Baikals, werden neunzig „südwestliche Fürsten“, neun „weiße Greise“ (was nur eine andere Benennung der neun vornehmsten Sterne ist) und der *Bucho-Nogan* verehrt. Diese Geister wohnen teils auf den höchsten Kuppen der Sajan'schen Berge, teils auf einem gewaltigen Felsen, der am Austritte des Flusses Angara aus dem Baikal-See sich erhebt.

Bei den Koloschen im nördlichen Amerika ist das Schamanentum fast immer erblich, aber nicht Jeder kann Schamane werden; der Eine lernt, so viel er sich auch bemüht, nicht einen Geist kennen, dem Andern nennen sie sich selbst. Wer Schamane werden will, geht in den Wald und lebt dort so lange, bis die Geister ihm erscheinen und der oberste derselben ihm Fischottern zuschickt. Während seines ganzen Aufenthaltes in der Einöde nährt sich der Schamane nur von Kräutern. Die Fischotter kommt selbst zu dem Schamanen, und er tödtet sie mit dem bloßen Worte o! das er vier Mal mit verschiedenen Tönen ausspricht; die Fischotter legt sich auf den Rücken, streckt die Zunge heraus und stirbt. Der Schamane geht hin, reißt die Zunge heraus, legt sie in ein besonderes, mit Lumpen ausgefülltes Körbchen und schafft alles dies nach einem einsamen, schwer zugänglichen Orte. Wenn ein Uneingeweihter diesen Talisman findet, kommt er von Sinnen. Der Balg der getödteten Otter wird in einen Beutel umgestaltet und bleibt dem Schamanen immer als Zeichen seiner Würde, das Fleisch aber wird in die Erde verscharrt. Ist es dem Adepten nicht gelungen, die Otter zu tödten, so begiebt er sich zum Grabe eines Schamanen und schläft einige Nächte hinter einander auf demselben; oder er scharrt das Grab auf, bricht dem Todten einen Zahn aus, oder schneidet ihm das Ende des kleinen Fingers der rechten Hand ab und trägt es so lange im Munde, bis er zum Besitze der Otter und somit auch der Dämonen gekommen ist. Hat der Schamane seinen Zweck erreicht, so kehrt er wieder zu den Seinigen zurück und macht sich alsbald ans Beschwören. Vor dem Beginn seines Werkes fastet er und reinigt sich; das Haar schneidet er niemals.

Bei den Buräten giebt es zwei Arten Schamanen: weiße und schwarze. Die Ersteren sind mit den guten Geistern vertraut, beten zu ihnen unter allgemeinen Opfern, heilen Kranke und wenden durch Versöhnung der erbitterten oder beleidigten Geister irgend ein Unglück ab, das sie vorher gesehen. Die schwarzen Schamanen haben mit den bösen Geistern Verkehr; sie helfen bisweilen den Kranken durch Gebet an die bösen Geister; bisweilen drohen sie aber auch den Menschen, irgend ein Unglück über sie zu verhängen, und darum ehrt sie das Volk mehr aus Furcht als um ihrer Verdienste willen.

Bei den Kirgisen zerfallen die Wahrsager der Zukunft je nach dem Mittel, dessen sie sich bedienen, in mehrere Klassen, doch giebt es unter ihnen noch andere Zaubermittel als die bekannteren, und ein Teil derselben gründet sich auf botanische und chemische Kenntnisse. Der Glaube an die Wunderkraft der Besitzer solcher Geheimkünste herrscht nicht bloß unter ihren Stammesgenossen, auch die Russen teilen diesen Glauben, und nur religiöse Furcht hindert sie, bei den Schamanen Hülfe zu suchen.

Bei den Jakuten kommt das Schamanentum von selbst über einen Auserwählten. Wenn ein Jakute die Neigung dazu fühlt, wird er träumerisch, spricht mit sich selbst, wirft sich ins Wasser, ins Feuer, greift nach einem Messer, um sich Wunden beizubringen; dann erklärt er, dass ihm die Geister befohlen, Schamane zu werden. Hierauf wird ein alter Schamane gerufen, mit dem der junge Schamane sich drei Abende nach einander unterhält, und damit ist die Einweihung vollendet. Sehr häufig aber handelt der junge Schamane auf eigene Faust und ruft andere Geister an. Wenn bei einem Asiaten ein Stück Vieh oder ein Kind stirbt, oder etwas verloren geht, oder ihm in seinen Geschäften nichts gelingen will, wenn er selbst oder seine Hausgenossen durch heftige Krankheiten leiden oder seine Frau schwere Geburten hat, so ist dies ein Beweis, dass er irgend einen Geist erzürnt hat: der Schamane wird gerufen und beschwichtigt durch Gebete, Opfer*) und selbst durch Beschwörung das erzürnte Wesen. Wenn man aber die Zukunft kennen lernen muss, so übernimmt es der Schamane selten. Bei den Buräten verbrennt er das Schulterblatt eines Schafes und weissagt dann nach den daran sich bildenden Rissen, aber stets dunkel und unbestimmt. Bei den Koloschen erkennt der Schamane an einem Atemzuge einen Räuber oder einen Menschen, der einem anderen ein Leid angetan hat. Bei den Tschuktchen ist der Schamane auch Taschenspieler, verschluckt Steine und giebt sie wieder von sich. Wollte man die Gebräuche des Schamanentums bei jedem Volke beschreiben, so würde man nur eines und dasselbe mit geringen Zusätzen wiederholen; die Verschiedenheit besteht nur in der Benennung der Geister und in den verschiedenen Formen.

„Das Wort Schamane," sagt Schott in seinem Artikel: „Ueber den Doppelsinn des Wortes Schamane", abgedruckt in den „Philologischen Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften", finde ich, so weit es einen Geistbeschwörer bezeichnet, nur bei dem östlichsten Volke Hochasiens, den Tungusen. In der Sprache der tungusischen Mandju (der heutigen Beherrscher Chinas) lautet es *saman*; auch hat man bei ihnen zwei abgeleitete Zeitwörter: „*samaschambi*" und „*samdambi*", welche den Hokuspokus der Schamanen bezeichnen, wenn er mit Handpauke und Schellengürtel und unter furchtbaren Verzerrungen und Verrenkungen die Geister citiert ... Merkwürdig ist die Aehnlichkeit des Wortes mit dem indischen *jramana* oder *jamana*, welches einen Asketen, frommen Büßer, Bettelmönch bezeichnet und insonderheit auf die buddhistischen Bettelmönche übergegangen ist."

Sollte dieses Wort aus Indien bis zu den Tungusen sich verlaufen haben, wie z. B. Abel Remusat behauptet? Schott bekennt sich zu einer anderen Meinung, und wir teilen hier seine Gründe mit: „Sehen wir auch davon ab, dass Beruf und Amtsverrichtungen des Schamanen von denen der indischen *Jamanas* sehr verschieden sind, so steht uns doch manches erhebliche Bedenken im Wege. Erstens findet sich das Wort *saman* gerade nur in denjenigen Gegenden Hochasiens, die von Ostindien am ungeheuersten entfernt sind: weder der Mongole, noch der dem Hindu benachbarte Tübeter besitzt dasselbe. Zweitens ist eine mittelbare oder unmittelbare Verbindung tungischer Stämme mit Indien geschichtlich ganz unerweisbar. Buddhistische Glaubensboten (*Jamanas*) haben zwar schon Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung das westliche Hochland von Hinterasien, namentlich Turkestan, und seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. auch China besucht; dass sie aber bis nach Tungusien vorgedrungen sein sollten, ist sehr zweifelhaft. Ihr Einfluss müsste dort jedenfalls oberflächlich gewesen sein, da der tungusische Schamanendienst dem Buddhismus eben so fremd geblieben ist, wie der nordasiatische. Endlich wär' es eben aus letzterem Grunde noch seltsamer, wenn die Tungusen das zur Bezeichnung ihrer Nationalpriester dienende Wort erst von buddhistischen Mönchen erborgt hätten. Wenden wir uns zu den Chinesen, so finden wir das bei ihnen übliche *Scha-men* oder *Schi-men* nur ausschließlich auf Buddhapriester bezogen. Auch ist den chinesischen Buddhisten die indische Abkunft und die Bedeutung des Wortes sehr wohl bekannt: sie erklären es chinesisch durch *Kin-lao*, der sich abquält oder kasteit. Dass man zum Ausdruck der zweiten Silbe *men* und nicht *man* gewählt, dürfen wir wohl dem Bestreben, ausländische Wörter so zu schreiben, dass sie auch im Chinesischen einen Sinn geben, beimessen*). Uebrigens scheint man in China selbst einer Verwechselung der indischen *Jamanas* mit den tungusischen *Samans* begegnen zu wollen. In dem großen Nationalwörterbuche der Mandju-Sprache, wo jedem zu erklärenden Worte das entsprechende chinesische zur Seite steht, und dann eine mandjuische Erklärung oder Umschreibung folgt, ist zuvörderst das Wort *saman*, wie sich schon erwarten ließ, nicht mit *scha-men* oder *schi-men*, sondern mit der chinesischen Phrase *tschu-schin-jin*, d. h. ein Mensch, der die Geister anruft, übersetzt. Die mandjuische Erklärung lautet: *enduri wetschekude djalbarime baire nialma*, d. i. der die Geister beim Opfern betend fordert. Für buddhistische Geistliche sind zwei Namen angeführt: das bekannte

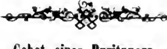
*) Das Opfern der Schamanen ist bei den Buräten doppelter Art; das eine heißt *Sazalga*, das andere *Kerek* oder *Tyryg*; beim ersten wird Branntwein, beim zweiten ein Tier geopfert.

*) Die Silbe *men* ist nämlich durch ein Schriftzeichen dargestellt, welches Pforte (Schule, Sekte) bedeutet. Aus der Verbindung beider Silben aber ergiebt sich im Chinesischen der Sinn: „Schule oder Sekte des Scha" (Schi), d. h. des *Schakja, Schikje, Schige*, wie Buddhas Familienname *Jâkja* bei Chinesen und Mongolen lautet. Ebenso werden die Schüler des chinesischen Sittenlehrers K'ung-tse die Pforte des *K'ung* (*K'ung-men*) genannt.

tübetische *La-ma*, und das chinesische *Ho-schang;* aber *Scha-men* fehlt ganz, nicht anders als wär's den Mandju ob seiner Aehnlichkeit mit ihrem *Saman* anstößig gewesen."

In der den Schamanismus betreffenden Kompilation, welche die *„Bibliotheca dlja Tschtenia"* aufgenommen hat, wird auch gegen die versuchte indische Ableitung der hochasiatischen *Saman* protestiert, welches die Russen bei ihrer ersten Begegnung mit Tungusen (Owenen) am Jenisei kamen lernten. Im Dialekte dieser Leute lautete es *Schaman*, daher ihm fast in ganz Europa der Laut des *scha* geblieben ist, denn erst durch die Russen kam es zu den Abendländern. Von den übrigen Wanderstämmen Sibiriens nennt jeder seine Geisterbeschwörer auf andere Weise; bei den Mongolen heißen sie *büge*, bei den Jakuten *ojon*; die Kirgisen nennen sie *gaks* (*haks?*), die übrigen Türkenstämme *Kam*, die Samojeden *taryb*, die Ostjaken *tadyb*.

Neuere Reisebeschreibungen über Sibirien können zwar als Quellschriften über den Schamanismus dienen, doch sind gerade die älteren, wie Pallas „Reisen", Lewschins „Beschreibung der kirgiskasakischen Horden", mehrere Schriften des Mönches Hyacinth und besonders einige im Jahre 1846 zu Kasan herausgekommene Aufsätze des mongolischen Gelehrten Dordji Bansarow, betitelt: *„Tschernaja Wjera ili schamanstwo u Mongolow,"* d. i. der schwarze Glaube oder das Schamanentum bei den Mongolen, besonders wichtig. Bansarow betrachtete diese Lehre von einem anderen Standpunkte. Was man vorher der Willkür des Schamanen zuschrieb, das bringt er in eine Ordnung, gewissermaßen in ein System, welches durch Ueberlieferung aus dem hohen Altertum sich fortgepflanzt; auch behauptet er, dass seine mongolischen Stammesgenossen eine selbstständige (von den eingewanderten lamaitischen Lehren natürlich ganz unabhängige) Mythologie besitzen und beweist, dass die *Onggods* ursprünglich nichts Anderes sind, als die Seelen der Voreltern und anderer berühmten Leute, und dass ihr Dienst eine Ausartung des Ahnen-Kultus, den wir z. B. bei den Chinesen noch unentstellt wiederfinden, ist.



Gebet eines Puritaners.

In meiner Seele haust der Tod.
Jehovah, will dein streng Gebot,
Dass ich soll untergehen?
Der Feinde Schaar ist übergroß
Und ich bin arm und schwach und bloß.
Wie soll ich da bestehen?

In meiner Seele haust der Tod.
Ringsum die feige Meute droht.
Und du hast mich verlassen?
Ich schreie nach Gerechtigkeit.
So strafe der Philister Neid,
Die deinen Diener hassen!

Du bist es, der mich kämpfen heißt.
In deine Hände, heiliger Geist,
Befehl' ich meine Sache.
Die Dummheit und die Schurkerei
Erbebt vor meinem Todesschrei.
Donnre, du Gott der Rache!

Morgen am Meer.

Wundersame Morgenfrühe,
Dehnst die Seele mir so weit.
All der Erde starre Mühe
Löst die blaue Einsamkeit.
Sie umhüllt der Erde Schmerzen
Wie ein lichtes Schleiertuch.
Liebe wandelt still im Herzen
Und Vergebung sei mein Fluch.

Was vermag der Menschen Grollen,
Allgerechter, gegen dich!
Deinem Licht, dem liebevollen,
Sonnengott, vertraue ich.
Meine Sünden, meine Fehle
Richten kannst nur du allein.
Denn du schaust in meine Seele,
In das Herz der Welt hinein.

Am Meer auf Rügen. Karl Bleibtreu.



Magyarisch-nationale Dramaturgie.

(Schluss.)

Die kühne Behauptung, welche wir hier aufstellen wollen, ist diejenige, dass eine Theorie des ungarischen Dramas erst aus den Urelementen geschaffen werden müsse, als Vorbote einer wirklich nationalen Bühne, die ebenfalls erst in den Vorkeimen ist.

Es wäre zu verwundern, sollten wir nicht sofort dem Einwand begegnen, dass eine nationale Dramaturgie zwar eine schöne Sache, aber undurchführbar sei, dass eine solche Idee nur ein Hirngespinnst ohne fassbaren Inhalt sein könne, dass die richtige dramatische Theorie in Ungarn dieselbe sein müsse, wie in der ganzen gebildeten Welt, dass die Schönheit sich nicht an Nationalitäten binde, sondern dem allgemein menschlichen Empfindungsvermögen entsprieße. Wir können nicht finden, dass diese so wichtig scheinenden Einwände das Geringste gegen unser Vorhaben zu beweisen im Stande wären. Was die allgemein sein sollende menschliche Schönheit betrifft, so erinnern wir daran, dass die Schön-

heit nur eine Zusammenfassung verschiedener Schönheiten (des Lieblichen, Erhabenen, Heiteren, Rührenden und tutti quanti) ist, dass sie demnach sich in viele Strahlen bricht, wie das Licht des Aethers. Ist gelb, ist rot das richtige Licht? Niemand vermag es zu sagen. So kultiviert jede Nation ihre bestimmte Farbe, Nuance, Ton und Stimmung der Schönheit. Warum sollten alle Nationen auf einen Ton gestimmt sein, während der Accord nur umso voller und mächtiger ist, je mehr individuelle Töne er zum Wortklang verbindet? Neben dem Allgemein-Schönen giebt es also ganz gewiss auch ein National-Schönes. Wenn wir zum Drama übergehen, so fällt uns von selbst sein komplizierter Bau auf. Alle Elemente der Poesie: Fabel, Charaktere, Gesinnungen, Sprache, Musik, Rhythmus, innere und äußere Form in der raffiniertesten Vollendung konkurrieren zur Hervorbringung des höchsten Kunstwerks. Was Wunder, dass die einzelnen Nationen bei einem so vielteiligen Ganzen, wie es das Drama ist, sich bald an den einen, bald an den anderen Teil desselben hielten und denselben je nach ihrem nationalen Geschmack kultivierten? So zeigt das Drama jeder Nation eine andere Physiognomie. Die Hellenen vermengen die Handlung mit Musik und Tanz und feiern die sagenhaften, heroischen Figuren; die Franzosen erfinden die drei Einheiten und treiben die Künste der Bühnentechnik auf die Spitze; Shakespeare verachtet alle Kunstgriffe, springt souverän um mit Raum und Zeit und zerpflückt sogar die Einheit der Handlung durch Einflechtung weither geholter Episoden. Die Kombinationen von Ernst und Scherz, Vers und Prosa, Dialog und Musik haben eine endlose Reihe von Gattungen der Bühnenwerke geschaffen; ganz neu sind das bürgerliche Drama des vorigen Jahrhunderts, das Konversationsstück der heutigen Franzosen. In all diesem Reichtum der Formen und Entwickelungen sollte sich nicht auch der Genius der einzelnen Nationen unverkennbar ausgeprägt haben?!

Nach all dem Gesagten wird es denn doch nicht mehr so überflüssig, so grundlos erscheinen, wenn wir eine nationale Dramaturgie geschaffen sehen wollen. Man wird uns vielleicht das ungarische Volksstück, diese Verkörperung ländlicher Idylle mit frischem Volksliedaufputz, als wahrhafte nationale Bühnengattung vorrechnen wollen? Wir müssen glauben, dass eine Nation, welche eine so erhabene Vergangenheit besitzt, wie die ungarische, sich nicht mit Schäferspielen und Verkörperungen niedrigsten Kleinstadttratsches begnügen könne.

Nun müssen wir aber selbst Rechenschaft ablegen und eine Probe davon geben, wie wir uns die nationale Dramaturgie denken, wie wir uns auch nur den Begriff einer aus heimischem Geiste entstandenen Auffassung des Dramas bilden wollen.

Es wird genügen, auf diese Frage versuchsweise zu antworten, nur einen einzigen Punkt positiv zu behandeln. Denn wer wollte sich so kühn vermessen, das riesenhafte Gebäude einer rein nationalen Aesthetik ganz allein aufrichten zu wollen? Der Einzelne mag sich freuen, wenn es ihm gelang, ein zwei Bausteinchen zum geistigen Hochbau der Zukunft zu liefern.

Wir lehnen unsere Dramaturgie an die Geschichte an, nachdem das Drama selbst aus der Geschichte entstanden ist. Wie die Erlebnisse eines Volkes, so seine Dichtung. Nachdem nun die Vergangenheit der ungarischen Nation eine rein dramatische, nachdem sie das seltene Spiegelbild reinen, männlichen, vor Tod und Gefahren niemals zurückschreckenden Willens ist: so folgt für uns daraus, dass die ungarische Dramaturgie in erster Reihe auf den richtigen Begriff männlichen Willens basiert sein wird. Die Analyse des Willens wird den Ausgangs- und Kardinalpunkt unserer sämmtlichen dramatischen Betrachtungen bilden.

Von der Grundlage hängt Alles ab. Sollte Jemand behaupten, dass wir mit der Zugrundelegung des Willens kein neues Prinzip eingeführt hätten, so erlauben wir uns, darauf hinzuweisen, dass ein großer Teil der modernen Aesthetiker und darunter auch ihre bedeutendsten ungarischen Nachfolger nicht den von uns gemeinten individuellen Willen, sondern im Gegensatz dazu den Weltwillen, oder wie es im ästhetischen Jargon heißt: die Weltordnung zum Ausgangspunkte der ethischen Begriffe des Dramas nehmen. Diese Weltordnung ist aber ein allzu vager Begriff, in welchen, wie der Eskamoteur in seine Aermel, Jeder Alles hineingaukeln kann. Auf die Weltordnung beruft sich der Despot, wie der Anarchist. Mit so orakelhaften Begriffen lässt sich kein ernster Kunstbau aufführen. In Wirklichkeit diente der Begriff der Weltordnung lange Zeit den Interessen einer konservativen Aesthetik, vorgetragen von konservativen deutschen Professoren, denen die jeweilige preußische oder bayerische Staatsordnung mit der Weltordnung identisch war und ihnen auch Brot, Rang und Titel einbrachte. Es ist zu verwundern, dass man in der Heimat Petőfis den ästhetischen Servilismus nicht durchschaute und die verlegene Waare hier für echt und neu ausgab. Doch wird es wohl mit nicht allzu großen Schwierigkeiten verbunden sein, dieser Altweiber- und Bedienten-Aesthetik unter uns den Garaus zu machen und einer freisinnigen, fortschrittlichen nationalen Kunstrichtung den Weg zu bahnen.

Wir lernen aus der Geschichte Ungarns, dass sich die Nation nie und nimmer einer oktroyierten Weltordnung, die nichts als verkappter Konservativismus war, unterwarf, sondern dass sie vielmehr immer bestrebt war, sich die Ordnung der Dinge nach ihrem eigenen Geschmacke zuzuschneiden. Und dieser Geschmack zog sie hin zu den großen Ideen der Menschheit. Diese Ideen waren die Freiheit, die Teilung der Gewalten, das Recht und die Entwicke-

lung des Individuums, die Tapferkeit, die Ehre und parallel damit der ehrfurchtsvolle Kultus der Frauen Diese Ideen sind es, welche sich in der ungarischen Geschichte spiegeln, und es wird so lange kein nationales Drama geben, als diese Ideen nicht auf unserer Bühne Verkörpernng gefunden haben werden. Bei Joseph **Katona** finden wir ein Spiegelbild dieser Ideen, aber auch nur bei ihm, in einem einzigen Stücke*) und dann nie und bei keinem Andern wieder.

Dies wäre also das Urmoment des rein ungarischen Dramas und seiner Theorie: der männliche, durch große Ideen, manchmal in Form großer Leidenschaften geleitete Charakter. Die Helden unserer Dramen würden sein entweder die Könige, welche um ihr Anlehen, oder die Großen, die um ihre Freiheiten kämpfen. Nirgends wird das tragische Moment fehlen: denn auf jeder Seite werden menschliche Fehler, werden menschliche Verbrechen begangen, und unser Auge, das zuerst vom Strahl der Achtung und Liebe erhellt wurde, füllt sich allgemach mit Tränen des Mitleids. Wir weinen an der Bahre des großen Staatsgründers Stephan, der so viel Höhe und Milde durch die Erbärmlichkeit seines Hofes, seiner Nächsten, seiner großgezogenen Günstlinge büßen musste. Die Schicksale Kolomans erfüllen uns mit Trauer. Wir beklagen tief den Untergang des glänzenden Herrscherhauses der Hunyaden. Wir bewundern und bemitleiden die Heldengeister, welche zwischen türkischem und deutschem Einfluss stehend, sich vergeblich bemühen, die nationale Fahne unversehrt zu erhalten. Wir sehen vor uns die Beendigung des langen Kampfes der weißen und roten Rose Ungarns; die Tragödien hören auf, die staatsrechtlichen Debatten beginnen.

Die ungarische Dramentheorie kann nur das Eine vorschreiben: Die Bühne möge die heißen Kämpfe unserer großen Männer für die hohen Ideen, die Vernichtung der schwachen Individuen in Folge ihrer menschlichen Schwächen und Fehler, dabei aber den Sieg des Gedankens über die Leichenhügel der Einzelnen und ganzer Generationen hinweg widerspiegeln.

Andere Nationen mögen eine andere Theorie benützen; uns bleibt keine andere eigentümlich, als die eben skizzierte. Vergeblich lehnen wir uns an Aristoteles, Corneille, Hegel, Taine an; nach ihren Rezepten werden wir schwerlich Dramen bilden, welche das ungarische Volk begeistern können. Nur aus dem lebendigen Denken und Fühlen des Volkes heraus lassen sich lebensfähige Dramen schaffen. Darum reißt uns „Bánkbán“ trotz all seiner Fehler hin, weil in diesem wahrhaft historischen Gemälde sich der Charakter des ungarischen Magnaten offenbart, der in seinem Gefühl für Recht, Gesetz und Wahrheit nie zum Höfling sich herabwürdigen kann sondern bei aller Ehrfurcht vor der Majestät auch die Erfüllung königlicher Pflichten, des königlichen Schwures fordert; im „Bánkbán“ hören wir ferner die Stimme des gedrückten ungarischen Volkes wehklagen, welches nicht unter den Lasten zusammenbrechen und den Rücken für fremde Schmarotzer hergeben will; in „Bánkbán“ endlich ist die tiefste Huldigung der weiblichen Ehre dargebracht, welche keinen Flecken, keinen Zweifel duldet.

Die Aufgabe des nationalen Dramas wäre demnach: der Abdruck nach großen Zielen ringender Willenskräfte und Leidenschaften zu sein. Doch ist hierbei der größte Nachdruck auf den **Willen**, im Gegensatz zur **Leidenschaft**, zu legen. Diese mehr ungarische Bevorzugung der Willenskraft heben wir deshalb hervor. weil die landläufige Aesthetik nicht den Willen, sondern umgekehrt die Leidenschaft zum Kardinalpunkte des Dramas zu machen pflegt. Wir weichen hiervon ab. Die Leidenschaft ist blind, die Leidenschaft ist. wie das Wort selbst schon besagt, ein leidender Zustand, in welchem die Seele die Sklavin irgend eines süßen oder schmerzlichen Gefühls, Begehrens, einer Gewöhnung wird. Die ungarische Geschichte aber, obgleich sie gar oft der Schauplatz der zügellosesten, ja hässlichsten, abscheulichsten Leidenschaften und Laster war, ist doch nie vollständig entartet, sondern immer noch schwebte über den Leidenschaften eine höhere Idee, welche sich in unseren selbstbewussten Männern verkörperte. Darum möge der Dichter das nationale Drama niemals zu Schauerstücken, in welchen die grausen Leidenschaften ihren Hexensabbat feiern, herabwürdigen, sondern es gelinge ihm das siegreiche Walten selbstbewusster männlicher Kraft immer in Parallele damit zu stellen!

Nicht von der Leidenschaft, sondern von der Willenskraft wird demnach unsere dramaturgische Analyse ausgehen. Die meisten Schriftsteller, unter uns sowohl, wie im Auslande — mit Ausnahme Schopenhauers — haben sich nicht allzusehr in die metaphysischen und physiologischen Geheimnisse der Willenskraft vertieft. Im Allgemeinen ist die geheimnisvolle Kraft des Willens, oder die Energie, nur wenigen Menschen in dem gehörigen Maße verliehen worden. Diese wenigen von der Natur Begnadeten waren es immer, welche die Geschicke der Menschheitshorden lenkten. Der ungarischen Nation ist das Willens-, das Herrscher-Fluidum in größerer Dosis zugeteilt worden. Daraus erklärt sich sowohl ihre wunderbare, ungebrochene Existenzdauer, als auch ihr außerordentliches Missgeschick. Aus der Superfötation des ungarischen Nationalwillens entstanden der unablässige Parteihader, die vielen Bürgerkriege, aber eben diesem Uebermaß dankt es die Nation auch, dass sie aus einem dreihundertjährigen Todesringen mit ungeschwächter Kraft hervorging. Es fehlen

*) Joseph **Katona** hat ein einziges Drama geschrieben, aber ein Meister- und Musterwerk erhabenster Art, die Tragödie „Bánkbán“, welche mit Grillparzers Trauerspiel „Ein treuer Diener seines Herrn“ den Helden und die Fabel gemeinsam hat. H. G.

uns noch die Geschichts-Philosophen, welche diesen Phänomenen ihre Aufmerksamkeit zugewendet hätten. Unsere Dichter halten noch immer die Lyrik für die einzige Poesie und räumen höchstens dem Epos und dem Roman einige Bedeutung ein. Unsere Dichter sind mit geringen Ausnahmen so wenig dramatisch dass sie selbst auf der Bühne immer noch die süße Leier der Empfindungen rühren, und ein Stück, welches das herrliche Kampfspiel kraftvoller Charaktere darstellt, als „unpoetisch" verurteilen, weil es darin an lyrisch-sentimentalen Ergüssen und nebliger Melancholie gebricht. Im Gegensatze dazu fassen wir die Poesie in einem viel weicheren Sinne auf. Alles erscheint uns poetisch, was das menschliche Gemüt zu erschüttern, zu beruhigen, zu erheben, zu bezaubern vermag. Wohl hat das Fühlen seine Anmut, aber auch dem Willen fehlt seine spezifische Schönheit nicht. Das ungarische Drama hat in erster Reihe den schönen Willen zu verkörpern. Die Schönheiten des Willens sind: seine Festigkeit, Ausdauer, Wucht, Besonnenheit, Unterordnung. Wille und Einsicht sind gepaart; oft schlägt die Einsicht in Klugheit, Schlauheit, Verschmitztheit über. Der Wille kann dämonisch, kann böse werden, doch bleibt auch der böse Wille noch schön, wenn ihm Festigkeit und Geist zu eigen sind, wie bei Richard III. Es giebt nichts Poetischeres, nichts Schöneres in der ganzen Welt, als den schönen männlichen Willen; nur eine Wissenschaft, die Historie, schildert ihn, nur ein Kunstzweig, die Bühne, stellt ihn dar. Darum bezeichnet auch das Drama den Gipfelpunkt menschlichen Fühlens, Denkens, Könnens und Strebens.

Wie schon bemerkt: die meisten Schriftsteller kennen die Schönheit des Willens nicht. Selbst die besten modernen französischen Dramatiker können diesem Vorwurf nicht ganz entgehen. Die Franzosen sind so sehr Meister der äußeren Form, dass sie die Charaktere wachsgleich kneten. Sophokles, Shakespeare, Schiller — diese drei Menschenbildner allein — haben den Willen ihrer Helden niemals unter das Joch des momentanen Bühneneffektes gebeugt. Bei den übrigen Schriftstellern dagegen schwanken die Charaktere wie Rohr im Winde, sind schwach, unentschlossen, Sklaven des Augenblicks; die Einsicht flackert nur als Notlicht in ihrer Brust.

Damit das nationale Drama zur Wirklichkeit werde, ist es notwendig, dass unsere Schriftsteller ihr Feuer aus Lebensquellen des Willens schöpfen. Der Schriftsteller, der Dichter gehört an und für sich mehr zu den empfindsamen, als zu den handelnden Charakteren; es wird notwendig sein, dass er in sich selbst die Kraft zum Wollen und Handeln anfache, um dann sein Feuer in seine Gestalten überleiten zu können. Es hat einen tiefen Sinn, dass so viele antike Dichter Feldherren und Staatsmänner waren. Im Feldherrn, im Staatsmann kommt die menschliche Willenskraft zur Erscheinung, dort kulminiert sie. Die große Masse hat keinen entschiedenen Willen, keine leitende Vernunft; darum wird die Demokratie immer ein leeres Wort bleiben dort wo Wille und Einsicht noch nicht allgemein herangebildet sind. Bei unserer landläufigen Erziehung, welche auf die gehörige Willensbildung nicht achtet, werden die Staatsgewalt, die Regierungszügel stets in den Händen einiger weisen und energischen Männer bleiben.

Wir verlangen von unseren Dichtern, dass sie sich in die Quellen des zielbewussten Willens, der planmäßigen Energie vertiefen, dass sie mit dem Feuer derselben das neuerstehende nationale Drama taufen. Untersuchen wir ferner nicht mehr, ob in unseren Dramen genug klingende, singende Diktion, lyrische Sentimentalität, idyllische Schwärmerei zu finden seien, sondern prüfen wir unsere Dramen fortan unter dem Gesichtspunkte, wie weit sich das Ideal männlichen Willens, des Mannes überhaupt, wie weit die Schönheit der Handlung sich darin offenbare. Studieren wir in Zukunft nicht bloß die Psychologie, als die Lehre der seelischen Erfahrungen, sondern auch die Ethik, die Naturgeschichte des menschlichen Charakters. Die Ethik, die Charakterlehre wird uns sagen, welche Erhabenheit, welche weltweite Wirkungsquelle im Willen zu finden sei.

Wir werden den Zusammenhang des Willens mit dem Nervenapparat, mit dem ganzen animalischen Organismus studieren. Wir werden lernen, wie der Funken des Willens zu erwecken, wie er zum Feuer anzufachen sei. Wir werden erfahren, wie der Wille zu bilden, zu üben, zu stählen und zu steigern sei. Wir werden das Schauspiel sehen, wie ein Wille sich mit dem andern misst, wie er mit sich selbst in Harmonie lebt oder in Disharmonie zerfällt.

Echter Wille und hohe Einsicht offenbaren sich in der ungarischen Geschichte bis zum heutigen Tage. Auf ihren Spuren mögen die Dramatiker wandeln; nach diesen Begriffen möchten wir auch die ungarische Dramaturgie und Aesthetik bauen. Es ist möglich, dass wir irren, doch erfüllt uns das beruhigende Bewusstsein, wenigstens nicht fremde Irrtümer nachgebetet zu haben."

* * *

Fremde Irrtümer nicht nachbeten — das schon ist ein Verdienst in unserer Zeit der Autoritäten-Herrschaft, der diplomierten Professoren-Oligarchie, gegen welche sich auf dem Gebiete der Litteratur, Philosophie und Aesthetik aus dem Schoße der führenden Kulturvölker, der Franzosen und Deutschen, erst in jüngster Zeit eine kraftvolle Opposition zu regen begann, dieselbe, für welche einer ihrer Führer, Karl Bleibtreu, das bezeichnende Wort gefunden hat: „Revolution der Litteratur". Revolutionär im besten Sinne, ankämpfend gegen den alten, moderdumpfen Zopf, ein lebenskräftiges Neues anstrebend, ist auch der oben citierte Aufsatz des ungarischen Kritikers; er wird Jedermann fesseln und interessieren und Jeden belehren, wenngleich nicht in allen Punkten

zwingen. Die Fähigkeit, sich aus dem Wust der landläufigen ästhetischen Anschauungen zur Höhe eigener, von jenen verschiedener Ansichten aufzuschwingen, und der Mut, ihnen Wort zu geben, werben unsere Sympathie für den Autor des Essays; in Ungarn selbst sollte der Mann wie ein Moses geehrt werden, der vom Sinaiberge eines hochentwickelten ästhetischen und kritischen Sinnes den strebenden Poeten eine erleuchtende Offenbarung bringt, oder der ihnen eine Feuersäule voranstellt, welche sie aus dem Dunkel und der Wirrnis ihrer dramaturgischen Grundsätze in das bislang vergeblich erstrebte „gelobte Land“ des nationalen historischen Dramas führt.

Wien. Heinrich Glücksmann.



Wiener Autoren.

Von Ernst Wechsler.

VI.

Balduin Groller. — Max Kalbeck.

Zu den erfrischendsten Erscheinungen, die ihr Talent in den Dienst der Journalistik gestellt haben, gehört Balduin Groller. Jeder seiner Leser würde es tief bedauern, sollte die Muse Grollers dabei untergehen, denn was sie uns bisher geboten, ist quantitativ äußerst geringe, zwei Bände und ein Bändchen. Aber diese drei Publikationen genügen vollauf, seine entschiedene darstellende Begabung, sein außergewöhnliches humoristisches Talent erkennen zu lassen.

Geboren am 5. September 1848 in Ungarn, besuchte er von 1859—1866 das Gymnasium in Dresden, wo der bekannte und hochbegabte Dichter Albert Möser (dem auch die „Weltlichen Dinge“ gewidmet sind) sein Erzieher war, und studierte dann an der Wiener Universität Philosophie und Jurisprudenz. Schon als Student entwickelte er eine vielseitige publizistische Thätigkeit, gründete 1871 die „Allgemeine Kunstzeitung“, die aber nach kurzem Bestande wieder einging, und ist jetzt Redakteur der „Neuen Illustrierten Zeitung“ in Wien.

Grollers*) hervorstechendster Vorzug, der Humor, ist urgesund, er gleicht einer köstlichen, im fröhlichsten Sonnenschein zur Reife gekommenen Frucht; sein Humor macht uns schier auf jeder Seite herzhaft lachen, teils wegen der gelungenen Einfälle, teils wegen der drolligen und drastischen Darstellung der Alltäglichkeit; dabei scheut er keinen Seitensprung ins Unwahrscheinliche, ins Possenhafte herunter, aber stets bleibt er natürlich und herzhaft. Sein Buch: „Weltliche Dinge“ (ein guter und charakteristischer Titel) enthält außer zwei längeren Piecen neun Feuilletons verschiedenster Färbung: zwei, „Naturalia“ und „Ein Nachtbild“, befassen sich mit dem Kinderleben, und zwar in glücklichster Weise. Wer die verdrießlichen Vorfälle in der Kinderstube, die oft ihren verstimmenden Schatten in die Harmonie der Ehe werfen, so reizend, so unwiderstehlich liebenswürdig darstellen kann, der ist nicht nur ein echter Humorist, sondern auch ein edler Kinderfreund. Groller hat da das Kleinleben bis ins Kleinste kopiert und es doch in die Region feinster realistisch-dichterischer Kunst erhoben. Hierher gehört auch die längere Geschichte: „Der Herr General“, welcher ein ausgesetztes Kind adoptiert, es selbst erziehen will, aber seinen Plan nicht durchführen kann, die Lehrerin zu Rate zieht und dabei zu einem hübschen Weibchen kommt. Vortrefflich ist in dieser Geschichte nicht nur die dralle Schilderung der Vorfälle, sondern auch der glänzende, lustspielartige Dialog, der übrigens eine Hauptstärke Grollers ist. Man lese z. B. die „Große Dame“, eine Dialog-Skizze, voll Witz und Esprit. Der düstere Schluss ist bereits ein kleines Anzeichen jener auftauchenden Manier, hellen Humor mit herbster Tragik in greller Weise zu mischen, auf welche wir später zu sprechen kommen werden. „Wie die Alten sungen“, „Der gute Freund“, „Mit dem Eilzug“ sind übermütige Kleinigkeiten, die weniger durch den Inhalt, als durch die famose Darstellung fesseln; „Ohne Brille“ macht mit verwegener Kunst aus einem Nichts ein farbenschillerndes Etwas, „Eine geschäftliche Unterredung“ ist wie „Die große Dame“ eine Lustspielszene von feinster Würze. „Darf man davon sprechen“ gehört zu den geistvollsten Feuilletons der Wiener Schule. „Die höhere Mission“, die längste Erzählung, wollen wir uns für die Besprechung von „Junges Blut“ aufsparen, da sie mit ihren Fehlern und Vorzügen mehr in diesen Band passt. Die „Weltlichen Dinge“ machen Groller zu einem der talentvollsten Vertreter des Wiener Feuilletons; keck ins Leben hineingreifend zeichnet er uns in ungekünstelter, flotter Art mehr oder weniger alltägliche Dinge, aber durchleuchtet von übersprudelnder Laune und warmem, mühelos hervorquellendem Witz.

In dem Bande „Junges Blatt“ präsentiert er sich uns in einem höheren Genre, aber seinen Humor, seine Begabung, amüsant und fein zu dialogisieren, was eines der schwierigsten Dinge ist, hat er mit hinauf genommen. Der Bau seiner Novellen ist jedoch nicht immer tadellos; die Ökonomie des Planes ist manchmal zu ungleichartig, die Handlung fusst auf Unwahrscheinlichkeiten, was gerade bei dem Umstande, dass Grollers Arbeiten so tief im vollen Leben wurzeln, hin und wieder bedenklich wird. Szenen in einer Novelle wachsen sich unter seiner Hand und unter der Fülle der ihm zuströmenden

*) Bibliographie. „Junges Blut“. Geschichten. 2. Aufl. Leipzig, Wartig. (E. Hoppe). — „Weltliche Dinge“. Neue Geschichten. Ebenda. — „Prinz Klotz“. Novelle. Ebenda.

Einfälle zu Feuilletons aus, die auch für sich allein wirken könnten, aber im Verhältnis zu dem Ganzen eine zu breite Stelle einnehmen. So ist der Anfang der Novelle: „In höherer Mission", der den lustigen Abend der Kneip- und Sangbrüder behandelt, außerordentlich ergötzlich, aber an das Uebrige gehalten zu lang und mit dem Kern des Inhaltes nicht organisch verwachsen. Dasselbe lässt sich auch vom Anfange der Novelle: „Mein Freund Paul" sagen. Die Geschichte der Werbung des Erzählers um seine teure Emilie ist allerliebst und gäbe ein prächtiges Feuilleton für eine Zeitung, aber was hat sie in solcher Ausführlichkeit mit den eigentlichen Begebenheiten der Novelle zu tun? So ungern man auch diese beiden Einleitungen missen würde, so erweisen sie sich doch, wenn man an die Novellen den Maßstab legt, den sie vermöge ihrer Vorzüge beanspruchen, als überflüssig und tun dem straffen Plan einer echten, künstlerisch aufgebauten Erzählung Abbruch.

Abgesehen von diesem Mangel ist „In höherer Mission" eine außerordentlich wirkende Erzählung, ein Herzensabenteuer voll Anmut und Schalkhaftigkeit; es wäre wirklich zu wünschen, dass dieser frische, gesunde, echt deutsche Ton öfter in der Litteratur angeschlagen würde, als es dermalen geschieht.

Der bereits erwähnte Fehler, dass Groller in der Führung der Handlung, in der Schürzung des Knotens sich unwahrscheinlicher Dinge befleißigt, tritt in den meisten seiner Novellen hervor. Kann man es recht glaubhaft finden, dass der junge Diplomat im „Krieg der weißen und roten Rosen" das Zeichen, die weiße Rose, an welcher ihn die Eltern seiner künftigen Braut auf dem Balle erkennen sollten, im Momente eines bei einem Diplomaten unbegreiflichen Leichtsinns seinem Bruder giebt? Dieser Zweifel ist keine philisterhafte Pedanterie! Das Ganze ist so realistisch, so modern gehalten, dass man selbst eine noch geringere Unwahrscheinlichkeit nicht mit in den Kauf nehmen will, um so weniger, wenn sie der Hauptmotor der Handlung sein soll. In der sonst vorzüglichen Novelle „Ueber und unter dem Strich" findet sich ebenfalls eine solche Unglaubhaftigkeit, die glücklicherweise keine besondere Stellung zur Hauptsache nimmt: ein junger Aristokrat ist der pseudonyme allbeliebte Feuilletonist einer großen Zeitung. Er bleibt aber nicht nur fürs Publikum pseudonym, sondern auch für die Redaktion, obwohl er dieselbe unter dem bürgerlichen Namen Engel aufsucht, ja im Hause des Chefredakteurs intim verkehrt. Glaube wer das kann! Wo empfängt denn der Feuilletonist die brieflichen Mitteilungen der Redaktion? Kommt denn nie jemand von der Redaktion in Gesellschaften, in denen sich auch der Feuilletonist befindet? Den Redakteuren gegenüber sein Inkognito zu bewahren und doch mit ihnen persönlich zu verkehren, ist eine gesellschaftliche Unmöglichkeit. Wenn man sich über diese Sachen hinwegsetzt, und diesmal gelingt's jedem, da der Schwindel erst am Schluss entdeckt wird, wobei allerdings dann die kritischen Skrupel auf Kosten der Gesamtwirkung kommen, so liest man die Novellen Grollers mit vollstem Behagen; eine urwüchsige Laune, originelle Behandlung erzeugt die angenehmste Stimmung, die man sich nur denken kann. Schlimmer ist der oben gerügte Fehler im „Freundschaftsdienst". Ein junger Fabrikant reist nach der Stadt, um dort die Tochter des Geschäftsfreundes seines Vaters kennen zu lernen, die nach Uebereinkunft der beiden Väter seine Braut werden soll. Nichts Aergeres könnte ihm je passieren, da er bereits eine hat. Sein Freund, ein übermütiger Ingenieur, macht ihm den Vorschlag, er möchte ihn an dessen Stelle hinschicken, er wolle schon durch sein ekliges Benehmen das entschiedene Nein des Fräuleins erzwingen. Der tolle Einfall wird acceptiert, der Freund wird aufs herzlichste bei den Leuten aufgenommen und das Scharmützel zweier feindlichen Herzen beginnt. Wie nach und nach die Pfeile des Hasses zu Geschossen des Liebesgottes werden, wie die Gewissensbisse des Betrügers ihm Ruhe und Schlaf rauben, das ist alles herrlich dargestellt und Groller hat den Vorwurf bis auf den letzten Rest ausgenutzt. Die Sache wird noch verwickelter, indem Vater und Tochter aufs Land ziehen und der Freund mit muss; mitten im idyllischen, von seelischen Kämpfen innerlich unheimlich-süß durchleuchteten Zusammenleben ereignet sich eine erschütternde Szene — eine Eigentümlichkeit Grollers, die wir schon andeuteten; der Geliebte wird von einem eifersüchtigen Bauernburschen zusammengeschossen — vergebens deckte das Mädchen ihn mit ihrem Leibe — nun liegt er auf den Tod verwundet da, aber die Beiden haben sich erklärt, doch das Glück der Zukunft hängt an einem dünnen Faden. Schließlich genest er, der Betrug wird aufgedeckt und die Beiden kriegen sich trotzdem. Das ist ja recht schön und wenn der Vorfall im Mittelalter spielte, hätten wir daran gar nichts auszusetzen. Aber die heitere Liebesgeschichte ereignet sich in unserer Zeit, der Verfasser schildert die ganze, uns allen wohlbekannte Szenerie mit dem Aufgebote seiner hohen Begabung, und da müssen wir uns fragen: ja, wie ist denn eigentlich das möglich gewesen? Ein solcher Zweifel wird unzählige mal oft bei der Lektüre wach, kein Beifallsklatschen des Publikums, kein Hervortreten der dankenden Schauspieler hindert uns, diesen Bedenken uns hinzugeben: Empfängt denn der vermeintliche Sohn des Geschäftsfreundes keine Briefe von seinem Vater, der doch offenbar auf den Eindruck des Mädchens auf ihn sehr neugierig ist; fragen denn nie Vater und Tochter den vermeintlichen Sohn, ob er Nachrichten von zu Hause hätte? Wird denn durch keinen notwendigen Zufall der Betrug aufgeklärt? War es nicht verdammte Pflicht und Schuldigkeit sofort an den Vater des auf den Tod verwundeten Sohnes zu telegraphieren, dass er ans Bett des

sterbenden Kindes eile? Kurz, auch diese Geschichte baut sich auf einer gesellschaftlichen Unmöglichkeit auf; Groller vergisst eben die notwendigen Bedenken des Lesers.

Wir sind bei weitem davon entfernt, Groller darob herbe zu tadeln; denn genauer besehen sind seine Arbeiten durch und durch Lustspiele in novellistischer Form. Auf der Bühne machen sich solche Unwahrscheinlichkeiten, solche Lücken gar nicht fühlbar, das Publikum wird hingerissen von der sprudelnden Handlnng, von dem glänzenden Dialog, es wird verblüfft durch die überraschenden humoristischen Pointen und geängstigt von den tragischen Knalleffekten; der Leser aber hat Muße genug, bei den Einzelheiten beliebig zu verweilen und sie in ihrem logischen und sachlichen Zusammenhange zu prüfen. Auf der Bühne wird jedes Bedenken fortgescheucht und vergessen gemacht, bei der Lektüre eines Buches gewinnt ein solches um so stärkere Nahrung, als es durch den weiteren Verlauf der Geschichte nicht gänzlich widerlegt wird. Ich glaube, Groller gäbe einen vorzüglichen moderner Lustspieldichter ab. Der Aufbau, die Handlung, die Charakteristik ist bei ihm unbewusst für die Bühne berechnet.

Grollers bedeutendste Leistung ist die kleine Erzählung: „Prinz Klotz“. Ein Prinz wird beinahe wie ein Mädchen erzogen; die wilden Spiele der Knaben kennt er nicht, aber mit Puppen sich beschäftigen, für sie Kleider nähen, Kochen — das kann er bald aus dem ff. Und in jenem Alter, wo andere junge Herren ungeduldig das Wachstum ihres Bartes verfolgen, die Mädchen mit Augen anzusehen beginnen, allerlei Sport treiben, ist es seine Herzensfreude, passende Kleider für seine Schwestern zu verfertigen und den Koch des Hauses zu übertrumpfen. Den Traditionen seines Geschlechtes gemäß muss sich der Prinz dem Soldatenstand widmen; mit bitteren Tränen nimmt er von den Seinen Abschied und zieht in die Stadt, zu einem tapferen Handegen, einem brüderlichen Freunde seines verstorbenen Vaters. Der hat ein Töchterlein, welches das merkwürdigste Widerspiel zum Prinzen Klotz ist: während dessen geheime Seligkeit darin besteht, für Cidi — so heißt das Töchterlein — die schönsten Toiletten zu schneidern, lernt diese, ohne dass jemand etwas ahnt, fechten, turnen, wie ein junger Soldat. Klotz weint im Stillen, dass er kein Mädchen, Cidi, dass sie kein Knabe ist. Das Pärchen wird immer vertrauter miteinander, teilt sich seine geheimen Vorwürfe gegen die allwaltende Natnr, die sie in ein verschiedenes Geschlecht gesteckt, mit, und nach und nach sind die jugendlichen Gemüter für einander entbrannt, ohne je etwas von Gott Amor gehört zu haben. Man glaubt manchmal, einen tollen Scherz aus den „Fliegenden Blättern“ zu lesen, so komisch, so liebenswürdig karrikiert nimmt sich die Sache aus, bis wir aber allmählich durch die sorgfältige Kunst der Darstellung, durch Stellen feinster Poesie belehrt werden, dass wir vor uns etwas mehr als einen übermütigen Ulk haben. Die Liebe beginnt in den beiden unschuldigen Herzen in herrlichster Weise zu walten: er fühlt sich bald männlicher, sie weiblicher und die Liebe scheint die verfehlte Erziehung der süßen Kinder gut machen zu wollen. Diese Partie des Büchleins ist von solcher Gemütstiefe, solcher Seelenkenntnis diktiert und mit einem solch elegant-flotten Humor niedergeschrieben worden, dass wir allen Respekt vor dem Autor bekommen. — Bei einem räuberischen Anfall zeigt Klotz zu seinem tiefsten Leidwesen seine weibisch-zaghafte Natur und Cidi ihr männlich-tapferes Naturell. Ein erzwungener Kuss nimmt schließlich Cidi den letzten Rest ihrer Tapferkeit und macht sie auf einmal zur ängstlich-fliehenden, liebesbangen Jungfrau, während ein fataler Ehrenhandel Prinz Klotz, der arme Junge wird von einem robusten Offizier wegen einer niederträchtigen Ursache geohrfeigt, Gelegenheit giebt, sich vor der Welt als Mann zu zeigen und seine geliebte Cidi von dem gänzlichen Umschwung seines Wesens zu überzeugen. Es kommt zum Duell. Bis hieher glaubt der Leser bestimmt, eine vollendete, hie und da die Karrikatur streifende Humoreske zu lesen, und freut sich schon auf den wackeren Burschen, wie er sich tapfer schlägt. Dies letztere ist allerdings der Fall, er benimmt sich sogar vornehm und mutig zugleich, aber er fällt. Der Sterbende wird nach Hause gebracht und wenige Tage darauf hat er sein Leben ausgehaucht. Cidi schreit in übergroßem Schmerze auf und wirft sich schluchzend auf den geliebten Todten.

Erschüttert fragt sich der Leser: „Was war das? Um Gotteswillen, so darf doch dieses kostbare, liebliche Leben nicht enden! Die Blumenpforten solcher Poesie müssen dem rauhen Tode, dem Ansturm rauher Daseinsgewalten doch verschlossen bleiben!“ Der Leser ist in seinem ganzen Gerechtigkeitsgefühl irre gemacht, er empört sich über den Schluss, er klagt den Verfasser an, aber vor dem Forum echter Kunst, höherer Poesie muss dieser freigesprochen werden. Was in den Pièces: „Die große Dame,“ „Ein Freundschaftsdienst“, wetterleuchtete, hat sich hier in einem mächtigen Blitz entladen. Hier ist der Gipfelpunkt von Grollers Eigentümlichkeit, harmlosen Humor mit herbster Tragik zu mengen, erreicht. Gerade durch diesen Schluss giebt Groller seiner Geschichte einen tieferen Hintergrund und zwingt uns — was bei allen wirklichen Kunstwerken stattfindet — die nötigen Rückschlüsse auf den Teil der Welt, der hier dargestellt worden, zu ziehen. Das Büchlein in seiner tragischen Satire, in seiner geradezu bizarren Vereinigung schärfster Gegensätze ist eine Illustration verfehlter Erziehung und gewisser gesellschaftlicher Regeln, eine durch ihre grausame Ueberrumpelung heimtückische Schilderung von verfehlten Jugendjahren, von einem ins falsche Geleis geratenden Ehrbegriff.

Schon der Titel ist ein grausamer Humor! Chlodwig heißt der kleidernähende, kochende, weibische Prinz in Wahrheit, und seine Umgebung nennt ihn zärtlich „Klotz“, aber einen Klotz von weichem Holz.

Hoffentlich tritt der so talentvolle Erzähler und Humorist Balduin Groller baldigst mit neuen Arbeiten hervor; seine drei Bücher haben ihn zu einem Schuldner der deutschen Litteratur gemacht, ihr hat er noch viele, bedeutende Leistungen abzustatten, und man müsste es im Interesse unseres kostbarsten Besitztums, unserer Litteratur, sehr bedauern, wenn er sein Wort nicht einlöste.

* * *

Im Begriffe, die Korrektur dieses Aufsatzes vorzunehmen, geht mir Grollers jüngstes Werk: „Gräfin Aranka“ (Leipzig, Verlag von Ed. Wartig, 1887) zu. Ich kann mich nur kurz über das Buch an dieser Stelle ausdrücken, bin aber gewillt, in der Buchausgabe der „Wiener Autoren“ näher darauf zurückzukommen. Groller nennt die „Gräfin Aranka“ einen Roman; das ist grundfalsch, denn es ist geradezu das Muster einer Novelle in des Wortes strengstem Sinne, was uns der Autor diesmal bietet. Um meine Bedenken gleich zu absolvieren, muss ich die etwas zerhackte doppelteilige Komposition erwähnen; diese Kluft hätte Groller ganz gut ausfüllen können. Wenn sich auch der Verfasser auf die bedeutendsten Novellisten berufen kann, die oft sich einer ähnlichen Technik bedienen, so wird dieser Mangel zwar beschönigt, aber nicht aufgehoben. Erfreulich ist es, dass die „Gräfin Aranka“ einen entschiedenen Fortschritt bedeutet: sie ist durchaus nicht Grollers originellstes, sicher aber sein reifstes Werk. All' diese Sprünge in der Ausführung, diese Unwahrscheinlichkeit der Szenerie und der Charakteristik, die wir in obigem Artikel zu tadeln hatten, finden sich hier nicht. Die Wirkung, die Groller erzielt, ist eine reine und edle, was um so höher anzuschlagen ist, als der Stoff ein sehr kühner und spröder ist und die auftretenden Gestalten sehr schwer echt künstlerisch festzuhalten waren. Sind die Schattenseiten Grollers in erfreulicher Weise geschwunden, so treten dessen Vorzüge in um so hellerem Lichte hervor. Sein gesundes Naturell zeigt sich hier in sonnenhaftem Glanze; seine frische, farbengesättigte Darstellung, sein voller Humor nehmen den Leser gefangen bis zum Ende. Der Inhalt des Buches ist ein hochdramatischer; er handelt vom Konflikt zweier elementaren Kräfte, sinnlicher Liebe und energischen Rechtsbewusstseins, dem kein Herz gewachsen ist. Gräfin Aranka ist eine vortrefflich gezeichnete Gestalt, ein Engel und Teufel zugleich; nicht minder vortrefflich ist ihr Diener Ivan geraten, ein blödsinniger Mensch, dessen Seele nur Sinnlichkeit und schier tierische Treue bedeutet. Die lebende Staffage zu dieser blutigen Tragödie bilden Baron Breitensen und Stuhlrichter Konogy, zwei famose Kerle. Der Schluss ist von erschütternder Tragik, aber er entwickelt sich folgerichtig und unabwendbar wie das Schicksal selbst. Alles in Allem: Groller hat die Wünsche, die wir am Schlusse des obigen Artikels aussprachen, in glänzender und seines Talentes würdiger Weise erfüllt.

* * *

Zwar kein Oesterreicher von Geburt, aber lange Jahre in Wien tätig, hat **Max Kalbeck** vollen Anspruch, an dieser Stelle behandelt zu werden.

Er*) wurde am 4. Januar 1850 zu Breslau geboren, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und bezog dann die dortige Universität, an der er anfänglich die Rechte, dann aber Philologie und Philosophie studierte. Auf Veranlassung von Paul Heyse — berichtet Brümmer — ging er 1872 nach München und versah hier eine Zeit lang eine Hofmeisterstelle im Hause des Oberzeremonienmeisters Grafen Moy. Dann beschäftigte er sich mit ästhetischen, litterarischen und musikalischen Studien, bildete sich auf dem Münchener Konservatorium theoretisch und praktisch in der Musik aus, ging 1874 nach Breslau zurück, wo er als Musik- und Kunstreferent journalistisch tätig war, auch eine Zeit lang (bis 1879) das Amt eines Archivars am Provinzialmuseum verwaltete, und folgte 1880 einem Rufe an die „Wiener Allgemeine Zeitung“ als Redakteur des Feuilletons und Musikreferent. Seit Mai 1883 ist er Musikkritiker der „Presse“.

Wir führten zwar in der Bibliographie Kalbecks musikalische Fachschriften an, aber es ist weder unser vorgestecktes Ziel, noch unser Beruf überhaupt, über Werke zu urteilen, welche der Belletristik nicht angehören; nur so viel sei gesagt, dass Kalbeck der unbestrittene Nachfolger Ed. Hanslicks, des ersten Musikkritikers in Wien, ist. Wir haben in dichterischer Hinsicht nur über die Sammlungen „Nächte“ (Berlin 1880, Freund & Jeckel) und „Zur Dämmerzeit“ (Leipzig 1881, Breitkopf & Härtel), sowie über „Gereimtes und Ungereimtes“ (Berlin 1885, Freund & Jeckel) zu sprechen, da aus den genannten Büchern Kalbecks Eigenart als Lyriker, Feuilletonist und Epigrammatiker am stärksten hervortritt.

Nach den Ueberschriften „Zur Dämmerzeit“ und „Nächte“ zu urteilen, müsste Kalbeck eine licht- und trostscheue, pessimistische Natur sein. Dem ist aber nicht so. Ueberwiegt auch der Ernst, die Strenge in seinen Stimmungen, so ringt stets sein Herz zum Sonnenglanz der Freude sich empor. Vor Allem besticht die Würde, die Männlichkeit seiner Gefühle und Gedanken: Zurückhaltung und Keuschheit sind

*) Bibliographie: „Natur und Leben.“ 1872. — „Wintergrün.“ 1872.“ — „Neue Dichtungen.“ „Deutsches Dichterbuch.“ 1874. — „J. Christ. Günther.“ 1879. — „Nächte.“ 2. Auflage. 1880. — „Zur Dämmerzeit.“ 1881. — „Richard Wagners Nibelungen.“ 3. Auflage. 1882. — „Wiener Opernabende.“ 1885. — „Mozarts Don Juan.“ 1885. — „Gereimtes und Ungereimtes.“ 1885 (unter dem Pseudonym Jeremias Deutlich).

Hauptelemente seiner poetischen Eigenart. Dass Kalbeck ein Musiker ist, merkt man an dem Wohlklang, am Fluss der Verse, an der Feinheit der Reime und dem oft prächtigen Strophenbau in seinen Reimverschlingungen, die trotz ihrer Kompliziertheit die Wirkung des Reimes nicht schmälern; die sich reimenden Verse stehen manchmal dicht neben-, manchmal weit voneinander, ihr Zusammenklang hört sich an wie die bald ferne, bald nahe Musik der Aeolsharfe, aber nie verstummt sie, was so oft bei dem verwickelten Strophengebäude anderer Poeten der Fall ist. Man kann Kalbeck mit einigem Recht, aber nicht unbedingt einen Plateniden nennen: der überschwängliche Kult der Antike, der strenge Formenzwang finden sich allerdings bei ihm, aber das Gefühlsleben ist in Kalbeck reicher entfaltet, als bei den Plateniden. Kalbeck spielt nicht mit Gefühlen und Reimen, wie etwa Rückert, was er denkt und empfindet, wird in seiner poetischen Empfindung ernst, schwer, heilig. Die Stunde des Schaffens ist ihm ein Gottesdienst, das Nahen der Muse entrückt ihn der Erde und ihren kleinlichen Bestrebungen. Nicht Alles aus dem Leben wird ihm zur Poesie, nur auserwählte Eindrücke formen sich in ihm zum Gedicht. Ein Goethescher Hauch von Friedenfülle und hoher, weihevoller Empfindnng schwebt über folgendem melodischen Gedicht:

Da die Liebste fortgegangen,
Kam die Muse mich zu trösten,
Störte Gram und Einsamkeit;
Mürrisch hab' ich sie empfangen —
Welche Harmonien lösten
Meiner Seele tiefstes Leid?

Schüchtern erst und scheuen Fußes
Wie mit bittender Geberde
Trat die Hohe zu mir her.
Vor dem Glanz des Himmelsgrußes
Kehrt' ich ab den Blick zur Erde,
Ach, fast kannt' ich sie nicht mehr!

„Die so zögernd dir begegnet" —
Sprach sie — „siehst du nur entsendet,
Nicht aus eignem Willen hier:
Sei dein Leiden mir gesegnet,
Bleibt dein Herz auch abgewendet,
Die Geliebte schickt zu dir:

Segne den Geliebten, sage,
Dass ich Alles gern erdulde,
Wenn ich dich nur bei ihm weiß!
O gieb Wohllaut seiner Klage,
Für den Schmerz, den ich verschulde,
Gieb ihm hier den höchsten Preis!

„„Schütze meinen Freund! Enthebe
Ihn dem Reich der Finsternisse
Und besprich des Grabes Nacht,
Dass er hoffe, dass er lebe,
Und von einem Tage wisse,
Der uns Beide glücklich macht!""

Mit des Grußes frommer Gabe
Bin ich vor dich hingetreten,
Sei nicht undankbar und hart!
Nimm mich freundlich auf und labe
Dich an himmlischen Gebeten,
Freu dich meiner Gegenwart!"

Tiefgerührt nur mit den feuchten
Augen konnt' ich ihr erwidern,
Ihre Güte schmolz mein Herz.
Da begann ihr Haupt zu leuchten,
Und, gewiegt von sanften Liedern,
Zog sie lächelnd himmelwärts.

Dieses Poem allein beweist zur Genüge Kalbecks echtes, lyrisches Talent. Gleichwertige Gedichte sind z. B. das tief empfundene Widmungsgedicht zur zweiten Auflage der „Nächte"; das phantastische Bild „Diana", das glänzend aufgebaute Phantasiestück: „Mondnacht", das wunderliebliche Geständnis: „Glückliche Reise", wie es flotter, sinniger kaum Baumbach schaffen könnte, dann die edelgehaltenen Strophen: „Ach, weißt Du es noch", „Aus der Ferne", „Die Mädchenlieder" gehören zu den Perlen Kalbeckscher Lyrik, solche Töne hat nur noch Chamisso angeschlagen; sehr stark fallen dagegen matte Leistungen wie etwa „Der arme Schneck" ab, den Kalbeck bei einer neuen Auflage der „Nächte" in seinem Interesse weglassen könnte. Im markigdüsteren, geheimnisvoll-großartigen Stil Hermann Linggs sind die „Apokalyptischen Reiter" gehalten. Kalbeck hat die deutsche Lyrik um eine große Anzahl hervorragender Leistnngen bereichert; die abholde Gesinnung gegen lyrische Gedichte ist im Publikum durchans nicht so verbreitet, als es missgestimmte Kritiker und ungelesene Poeten in Goldschnitt stets betonen. Dass das Publikum unzählige Male hintergangen und enttänscht, Misstrauen gegen Lyrik hat, ist allerdings wahr und begreiflich; aber Poeten wie Kalbeck werden mit ihren Schöpfungen stets eine Gemeinde von Verehrern sich erwerben und er ist einer von denen, welche die Lust des Publikums Lyrika zu lesen, trotz der schlechtesten Erfahrungen stets erneuern können.

Man sollte es kaum glauben, dass der edle, gefühls- wie gedankentiefe Lyriker Max Kalbeck im gewöhnlichen Leben und meistenteils unter dem Pseudonym Jeremias Dentlich ein so boshafter, witziger Feuilletonist und Epigrammatiker sein kann, als es das Bnch: „Gereimtes und Ungereimtes" dartut. Er nimmt hier eine Stelle zwischen F. Groß und D. Spitzer ein, er ist nicht so zahm, nicht so gntmütig in seiner Selbstironie als der erstere, aber offener als der zweite, dessen mörderischer Witz meistenteils aus einem scheinbar harmlosen Wortspiel, einer absichtlich falschen Wendung hervorbricht. Kalbeck verspottet in launiger Weise die Musikseuche, allerhand Ungezogenheiten; giebt Mittel zn deren Beseitigung wie eben durch „Geschichten ohne Pointen", entwickelt auch einen phantastisch-barocken Humor in der Skizze „E. T. A. Hoffmann im Ringtheater". Die schwersten Geschosse des Spottes und der Ironie schleudert er in zwei Feuilletons: „Philippine" und „Ein verheirateter Don Juan". Das erste nehmen wir gerne hin und lachen über den heiratslustigen, weiblichen Dichterling. Das Zweite aber findet nicht

unsere Zustimmung: sachlich hat Kalbeck ja Recht und er geißelt brillant diese misslungenen Gedichte des „verheirateten Don Juan". Aber er darf seinen Spott auf die Braut und die Schwägerin des Betroffenen nicht ausdehnen; Kalbeck wird manchmal allzu persönlich und bedenkt nicht, dass die beiden Damen, die er dem öffentlichen Spott preisgiebt, an dem litterarischen Verbrechen unschuldig sind. Sehr erfreut haben uns die Reisefeuilletons, in denen ab und zu ein Heinescher „Schlager" sich findet. Da erweist er sich als einer der gewandtesten und witzigsten Journalisten; sein Witz ist allerdings kein leichtes Geschoss, das nur ritzt, es ist schwer und verwundet gleich. Ein mörderisches Gewehrfeuer eröffnet er in den Epigrammen, die Getroffenen können sich schönstens bedanken.

„Der Großen Heimlichkeit hab' ich entdeckt,
Sie haben Nichts gesagt, das ich nicht wüsste!"
So prahlt' Servil, der ihren Speichel leckt',
Ihr Wasser trank und ihren Hintern küsste.

* * *

Damit nicht ungekrönt
Das Haupt des Dichters sei,
Hat es sein Weib verschönt
Mit einem Hirschgeweih.

* * *

Grabschrift für einen Reiseschriftsteller.

Ihm war das Kilometer
Das Maß der Ruhmesbahn,
Er fuhr von Paul zu Peter
Und starb am Längenwahn.

* * *

Einer Jungfrau.

Der Jungfrau hier wollt' Euer Mitleid schenken;
O Pein!
Sie schläft zum ersten Mal, soweit wir denken,
Allein.

Das wären so einige nette Proben seiner „harmlosen und gutmütigen Feder". Wie man sieht, besitzt der Autor Kalbeck einen Januskopf; auf der einen Seite ein Poet, ein edler, ernster Priester des Schönen und Erhabenen, auf der anderen Seite ein gefährlicher Krieger auf dem litterarischen Felde, dem die schärfsten Waffen, oft sogar in unfehlbar wirkendes Gift getaucht, zur Verfügung stehen.



Sprechsaal.

Lieber Freund!

Gestatten Sie mir einige Worte zu dem Aufsatze Richard von Hartwigs „Volksnot und Luxustheater". Auf den Scherz, dass die von mir behauptete Volksnot eigentlich meine eigene Not sei, habe ich schon lange gewartet. Auf die Einwendungen Hartwigs kann ich nicht eingehen. Er stellt Behauptungen gegen Behauptungen und so müsste ich, um ihm zu antworten, meine eigene Schrift („Luxustheater und Volksbühne") abschreiben. Dass ich eine „Lücke im Theaterwesen" ausfüllen wolle, muss ich bestreiten. Es handelt sich um eine „Lücke im Volksleben". „Theaterwesen" haben wir gerade genug, vielleicht schon mehr als zu viel. Von der Ausfüllung dieser Lücke aber hoffe ich eine wirksame Anregung für den ganzen Seelenzustand des Volkes und damit auch für das moderne Theater. Dass die „Volksbühne" nicht „unmodern" ist, wäre leicht nachzuweisen. Sie treten in Ihrem Blatte für den „Realismus" ein. Ich bin ein Idealist. Dies hat uns um so weniger entzweit, als die Welt selber ja überhaupt kein „Ismus" und ehrliches Denken trotz anscheinender Widersprüche zuletzt sich vereinigen muss. Der „hohle Idealismus" ist mir sicherlich eben so sehr zuwider als den Realisten. Was ist denn nun mehr realistisch? Die Bühnenillusion mit ihren Dekorationen und Maschinerien, die den Zuschauer möglichst zu täuschen suchen? Oder die Volksbühne, die nur das sein will, was sie ist, auf welcher der Mensch unmittelbar dem Menschen gegenüber tritt, und auf welcher nicht mehr „gespielt" wird, als der Zuschauer mitspielt, wo das „Spielen" im tiefsten Grunde nicht über den Tanz hinausgeht, bei welchem Mann und Weib mit einander ein Schauspiel geben, aber die Hauptfreude selber haben. Der Idealismus der Volksbühne kann nur in den Gesinnungen und Anschauungen des Dichters bestehen, alles Andere ist so real, wie nur möglich: dem Zuschauer wird ruhig zugegeben, dass man Theater spielt, aber nicht nur die Personen auf der Bühne, er selber soll zur mithandelnden dramatischen Person werden. Ob das so unmodern ist? Mir scheint fast, es sei für den Augenblick noch zu modern, zu wenig „klassisch", zu wenig für die Schulästhetik passend.

Dankbar bin ich Ihnen, dass Sie mich selber in einer Anmerkung gegen den Vorwurf verteidigt, als wolle ich das bestehende Drama eigentlich beseitigen. Der Hinweis auf Wildenbruch kann mich daher nicht treffen. Im Gegenteil: er bestätigt meine Anschauungen. Oder glaubt Herr von Hartwig, dass sich ein stehendes Theater mit andauernden Erfolgen, wie der des „Neuen Gebotes" denken lässt? Trotz desselben hat sich das Berliner Ostendtheater, um sich am Leben zu halten, zu einem Durcheinander der verschiedensten Experimente entschließen müssen. Gewöhnlich ist der Direktion kein Vorwurf daraus zu machen. Sie spekulierte indessen damit auf die Neugier, vornehmlich die der Gebildeten. Die Volksseele selber wird dadurch nur immer mehr verwirrt und in ihrer schöpferischen Entfaltung gelähmt. Leider bin ich zu sehr Realist, um über die Theaterfrage mit Vernachlässigung der Geldfrage zu schreiben. In der „Volksbühne" nun meine ich, ist eine Möglichkeit gegeben, wie man einerseits auf das Volk in Festesstimmung wirken kann, andererseits ohne des leidigen Geldes halber in die unvermeidlichen Bedrängnisse der stehenden Theater zu verfallen. Was diese Feststimmung anbelangt, so stehe ich durchaus auf dem Standpunkte, von welchem Richard Wagner ausging, als er den Bayreuther Gedanken fasste. Bayreuth indessen ist einzig in seiner Art, während umgekehrt die Wagnerschen Werke auf jeder Bühne eingebürgert werden. Die „Volksbühne" wird sich vermutlich in entgegengesetzter Weise entwickeln. Man wird sie überall, selbst in der kleinsten Stadt und ohne große Kosten, auch im stehenden Theater, im Anschlusse an dieses aufschlagen können. Das Volksschauspiel in meinem Sinne schließt dagegen ein Aufgehen im ständigen Theater und im ständigen Repertoire aus. Wenn mich die eigene Not auf diese Anschauung gebracht hat, so brauche ich mich derselben nicht zu schämen. Zum Glück ist dieselbe indessen kein Notbehelf, nicht ausgeklügelt, sondern rein aus der Wirklichkeit heraus entstanden, wie ich dies in meiner Schrift ausführlich geschildert habe.

Mit herzlichen Grüßen bin ich Ihr ergebenster

Hans Herrig.

Litterarische Neuigkeiten.

„Figures de l'Allemagne Contemporaine" par Jean Fastenrath. (Paris, Savine). Unser verdienstvoller Mitarbeiter Fastenrath, dessen ungemeine Verdienste um die Vermittelung spanischer Dichtung in Deutschland noch kaum nach Gebühr gewürdigt scheinen, hat hier das seltsame Wagestück siegreich bestanden, ein französisches Buch zu schreiben: „Je ne sais manier habilement la langue de Molière comme un ecrivain du pays" meint er bescheiden in der Vorrede. Allein, wenn uns nicht Alles täuscht, wird man dem glänzenden Französisch der Deutschen Albert Wolff, des seligen Hillebrand und Rudolf Lindau vielleicht dasjenige unseres Fastenrath kaum nachstellen dürfen. Wir fürchten nur, dass die geschmackvolle Anknüpfung an Lesseps, welcher auch versuchte „d'établir un canal favorable aux relations politiques entre la France et l'Allemagne", vergebens sein wird. „Géné-

reuse et hospitalière" nennt Fastenrath die französische Nation? Man merkt wenig davon und wir wollen hoffen, dass der Blumenkranz, den Fastenrath zu Füßen Gallias niederlegt, ihm keine Dornen trage. — Die Studien sind sämmtlich elegant geschrieben und voll gediegener Einzelheiten. Allein bei der Vielseitigkeit, mit welcher sich Fastenrath über zeitgenössische Größen verbreitet, muss Jedem eine beträchtliche Willkür der Auswahl auffallen. „Der Abgeordnete Lasker" leitet den Band ein — das ist schon recht unglücklich, zumal er als der einzige seines schönen und lauten Mund-Berufes in dieser Gallerie von Berühmtheiten auftritt. Es folgt „Carmen Sylva" — natürlich! Sodann „Erzherzogin Marie-Antoinette von Toscana" — welche Berühmtheit! Nun kommen Karl Witte und Alfred Brehm, Friedrich Notter, Raimund, Josephine Gallmeyer, der Schauspieler de la Roche, die Maler Richter und Menzel, Geibel, Laube, Amalie Heizinger, der unbekannte Poet G. Pfarrius, Hans Makart, Johann Strauß, Frau Anna Forstenheim, Karl Hillebrand, Richard Wagner, Fanny Elssler, Franz Abt, Ferdinand Hiller, Karl Stieler, Alfred Meißner, der Afrikareisende Nachtigal, der Diamantenherzog von Braunschweig, Graf Schack, der Dichter Braunfels(!), die Maler Achenbach und Canon — und so geht's weiter in buntester Reihe bis auf Reumont und Charlotte Wolter. Wir raten, bei einer Neuauflage ein gutes Drittel dieser „Talmi-Größen" hinauszuwerfen und wirkliche dafür einzusetzen. Dann wird Fastenrath sich um Deutschland wohlverdient gemacht haben, da das Buch außer diesem Fehler vortrefflich ist.

Kürzlich ist in Paris bei Charpentier das neueste Bühnenwerk Emile Zolas, „Renée", Drama in fünf Akten und einem Vorwort erschienen. Auf lebhaften Wunsch Sarah Bernhardts bereits vor sechs Jahren geschrieben, von der Comédie Française und vom Gymnase jedoch abgewiesen, ist es erst in diesem Winter im Vaudeville-Theater aufgeführt worden. Ein Feuilleton Henry von Lapommeraye's, das in Anschluss an den „Ventre de Paris" ein nicht von Busnach, sondern von Zola selbst gezeichnetes Stück verlangte, entriss dasselbe dem Schreibtisch-Dunkel. Paris hat „Renée" hauptsächlich aus einem vollständig stichhaltlosen Grunde verurteilt: es empfing und schlug „Renée" mit der „Curée", obgleich Motivierung und Schlussfolgerung durchaus verschiedene sind. Das Drama ist der in einer russischen Zeitschrift erschienenen Novelle „Nautas" viel ähnlicher als der „Curée". Hier und dort läuft die Handlung einen psychologisch fein gezeichneten Weg, ist die Ehe der Heldin keine erschöpfende, der Stiefsohn die einzige Verirrung derselben. In der „Curée" bildet er den Schluss einer Reihe Liebhaber, zu denen selbst der Gatte gezählt. Zola bezeichnet in seinem Vorwort den Grundgedanken „Renée's" folgendermaßen: Der Held ist ein durch die „Mitte" (d. h. Verhältnisse, die ihn umgebenden Persönlichkeiten, bestimmende Umstände u. s. w.) bestimmter, in seiner umfassendsten Tätigkeit genommener, physiologisch psychologischer Mensch; das Hauptmotiv, ein in der Analyse der Charaktere, Gefühle und Leidenschaften gipfelndes Interesse; die Handlung eine durch Persönlichkeiten hervorgerufene und durch sie getragene einfache, wahre Tatsache, die, ihre Menschlichkeit ins Schwanken bringend, bis zur äußersten logischen Folgerung geht. Renée, die Heldin, verkörpert einen zweifachen Einfluss: den der Erblichkeit und den der „Mitte", aus welcher sie hervorgegangen, die sie umgiebt. Die „sympathischen Persönlichkeiten", welche die Kritik gefordert, sind durch solche ersetzt, die es durch Wahrheit, Kampf, Kraft und Leiden hätten werden können, wenn man — sie verstanden. Der Pariser Naturalismus bewegt sich jedoch noch all zu sehr „hinter den Kulissen" und findet eine nackte Wahrheit anstößig oder komisch.

Victor Tissot, „De Paris à Berlin. Mes Vacances en Allemagne" (Paris, Librairie Bleriot, Henri Gautier Successeur). Das Buch unterscheidet sich vorteilhaft von den denselben Gegenstand behandelnden früheren Werken Tissots, insofern als die chauvinistische Tendenz hier weniger scharf hervortritt und im Großen und Ganzen einer ruhigeren Beobachtung Platz gemacht hat.

„Papst Leo XIII." Ein Blick auf seine Jugend und seine Dichtungen von F. J. Schwerdt (Verlag der B. Schmidtschen Buchhandlung [A. Herzer] in Augsburg). Das Büchlein ist eine Festschrift zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum des Papstes und enthält neben einer gedrängten Lebensskizze eine Auswahl Dichtungen Leo XIII. im Original mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung.

„Bau- und Kunstdenkmäler der Rheinprovinz." Beschrieben und zusammengestellt im Auftrage und mit Unterstützung des Provinzialverbandes der Rheinprovinz. Erster Band: Regierungsbezirk Coblenz (Düsseldorf, L. Voss & Komp.) In neuerer Zeit sind mehrfach systematische Beschreibungen der Bau- und Kunstdenkmäler eines größeren Gebietes veröffentlicht worden. Die Provinzialstände haben eine entsprechende Publikation für diese, an Reichtum und Schönheit der Denkmäler kaum einer anderen deutschen Landschaft nachstehende Provinz veranlasst und ermöglicht. Diese Beschreibung wird successive, regierungsbezirksweise, erscheinen und liegt davon zunächst der erste Band, die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Coblenz enthaltend, vor.

Der Regierungsbezirk Coblenz, der den Rhein von Bingerbrück bis Remagen, sowie zum großen Teil die Täler der Nahe, Mosel, Ahr und Wied umfasst, bietet so viele der herrlichsten Denkmäler, dass die Publikation sowohl dem geschichts- und kunstliebenden Publikum wie insbesondere auch den Behörden, welche an der Konservierung der alten Kunstwerke Anteil nehmen, willkommen sein wird und zwar um so mehr, als manches bisher nicht genügend Beachtete hier gebührend gewürdigt wird.

Die Kenntnis der in dem Werke beschriebenen Denkmäler beruht mit den allergeignetsten Ausnahmen selbstverständlich auf eigener Anschauung des Herrn Verfassers, der, bei seiner schwierigen Arbeit unterstützt durch die ihm seitens Seiner Excellenz des Ober-Präsidenten der Rheinprovinz, Herrn Dr. von Bardeleben und des Direktors der preußischen Staatsarchive, Herrn Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrat Dr. von Sybel gewordenen Einführungen, sowie die seitens des Herrn Appellationsgerichtsrates a. D. Dr. Reichensperger, des verstorbenen Konservators Herrn Geheimrat von Dehn-Rothfelser und einer großen Reihe an Ort und Stelle wohnender Mitarbeiter gewordenen Förderung eine durch Zuverlässigkeit und möglichste Vollständigkeit ausgezeichnete Arbeit im vorliegenden Bande darbietet. — Außer der eigentlichen Denkmäler-Beschreibung, Mitteilung vieler interessanter Inschriften bietet das Buch ein großes historisches Material, wodurch dasselbe sich dem Geschichtsfreunde doppelt wert macht.

„Plus d'Angleterre," II. édition. — Paris, Paul Ollendorff. Das Buch gehört der großen Reihe von Kriegsschilderungen an, die in mehr oder minder phantastischer Weise den eventuellen Ausgang eines Zukunftkrieges zwischen zwei beliebigen Mächten zum Gegenstand ihrer Betrachtung nehmen. Im vorliegenden Falle ist es ein Krieg zwischen Frankreich und England, den sich der anonym gebliebene Verfasser zur Darstellung gewählt hat; selbstverständlich gehen die Franzosen siegreich aus dem Kampfe hervor, der zu einer völligen Vernichtung der Engländer führt.

„Mimi Schlichting." Ein Berliner Roman von Friedrich Rosseneck (Berlin, Verlag von R. Jacobsthal). Friedrich Rosseneck, oder richtiger Dr. Friedrich Corssen, der sich hinter jenem Pseudonym verbirgt, führt uns in dieser dem Berliner Leben entnommenen Erzählung ein Drama vor Augen, das in seiner erschütternden Naturwahrheit einen tiefen Eindruck beim Leser hinterlässt. Der an sich einfache Stoff lässt in Anordnung und Behandlung eine geschickte Hand erkennen, Zeichnung und Entwickelung der Charaktere zeugt von einer tiefen Beobachtungsgabe und, da das Buch zudem noch fesselnd geschrieben ist, wird ihm ein zahlreicher Leserkreis nicht fehlen.

Max Nordaus „Ausgewählte Pariser Briefe", deren erste Auflage als 3. Band der Wiener „Bibliothek für Ost und West" erschien, liegen uns in einer zweiten, vollständig umgearbeiteten Auflage vor (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag). Der Verfasser hat bei dieser Auflage eine strenge Sichtung des Materials vorgenommen, eine ganze Reihe Briefe, die früher Aufnahme gefunden hatten, sind hier ausgeschieden und durch andere ersetzt worden.

Léon Degeorge, „La Maison Plantin à Anvers". — Paris, Firmin Didot. Von dieser bedeutenden Monographie des Hauses Plantin-Moretus, der berühmten holländischen Druckerei des 16. Jahrhunderts, liegt bereits die 3. Auflage vor. Beigegeben sind dem Werke die Genealogie des Geschlechts Plantin, ein Porträt Christoph Plantins und ein höchst sorgfältig gearbeitetes Verzeichnis aller Drucke, die von 1555—1589 aus der berühmten Offizin hervorgegangen sind.

M. G. Conrad in München hat ein vieraktiges Lustspiel „Die Emanzipierten“ vollendet, das nächstens an die Bühnen versendet wird. Als Mitarbeiter zeichnet L. Willfried (Pseudonym eines sehr begabten Bühnenmitgliedes). Conrad und Willfried haben bereits ein neues Werk unter der Feder — ein großes modernes Schauspiel, dessen vorläufiger Titel „Firma Goldberg“. (Das Lustspiel, das sicher auch eine sehr pikante Lektüre verspricht, erscheint ehestens in Druck bei Wilhelm Friedrich in Leipzig.)

Georges Ohnet: „Les Batailles de la Vie. La Comtesse Sarah.“ 155e Ed. Paris, Paul Ollendorff 1887. 3,50 Fr. In Nr. 13 dieses Blattes sprachen wir von der ersten Aufführung des nach dem gleichnamigen Romane von Ohnet bearbeitete Dramas „La Comtesse Sarah“, welche in der zweiten Woche des Jannar im Théâtre du Gymnase stattfand. Jener Bericht war, soweit es den Inhalt des Stückes betraf, da der Abdruck des Dramas dem Berichterstatter nicht zugänglich war, auf Grund der Rezensionen einer Anzahl in jenem Berichte näher bezeichneten Pariser Blätter hergestellt. Heute liegt uns der zu Grunde liegende Roman in 155. Auflage vor. Schon die Anzahl der Auflagen giebt zu denken, und als wir dann das Werk gelesen hatten, konnten in Betreff des Romans nicht unbedingt auf dem absprechenden Urteil beharren, da wie über das Drama fällen mussten. — Sarah O'Donnor, oder vielmehr Frau v. Canalheilles und ihr Verhältnis zu Sévérac, das den braven General und alle Beteiligten beschimpft, ist allerdings nicht weniger abstoßend als im Drama, aber es ist dramatisch, während es im Drama einfach widerlich erscheint. Die Schuld trägt allein die leidenschaftliche und berechnende Sarah, welche den jugendlichen, ehrenhaften Sévérac umgarnt, in einer schwachen Stunde den Widerstrebenden zu Falle bringt und dann im Netze der Sünde festhält. Dieses Verhältnis kann der Dramatiker nur schwer klar zum Ausdruck bringen. Dem Roman dagegen ist dies eher möglich. Hier sind wir Zeugen der Gewissens- und Herzenskämpfe Sévéracs; wir sehen wie er sich gegen den Dämon in Frauengestalt wehrt und ihm immer wieder zum Opfer fällt, bis seine reine Liebe zu Blanche de Cygne ihn feit, zugleich aber auch der völligen Verzweiflung anheimgiebt, da er der Sündige, nicht zu der Holden sein Auge erheben darf. Im Roman können wir Sévérac nach Abaska folgen und seiner Buße beiwohnen. Wir sehen, wie er den Tod sucht, um seine Schuld zu büßen, wie er in hartem Dienste Vergessenheit und Läuterung sucht, wie er endlich auf geheimnisvolle Weise nach Frankreich zurückgerufen wird. Wieder sucht Sarah sich seiner zu bemächtigen; aber Sévérac bleibt fest; er trägt eine andere Liebe im Herzen und die Kraft der Verzweiflung, den Hass seiner Schmach. So sehen wir Sarah allein als Sünderin, während ihr Geliebter uns schon geläutert erscheint. So allein kann es poetisch gerecht erscheinen, dass schließlich Sévérac trotz des Verbrechens gegen seinen väterlichen Freund glücklich ward, während Sarah die einzig mögliche Sühne eines unlauteren, selbst vor ihrem Tode mit Neid und Hass erfüllten Daseins im Selbstmorde sucht. Wenn so der Roman gerechter gegen Sarah ist, indem er ihr allein die Strafe für ihre Sünden aufbürdet, ja ihr Gelegenheit giebt, einen gewissen Edelmut gegen Blanche zu zeigen, so kommt, wie es uns scheinen will, der prächtige General im Roman schlechter weg als im Drama. Hier kennt der Greis das Verbrechen, das an ihm von denen begangen ist, welche seinem Herzen am Nächsten stehen. Er verzeiht großmütig und das allein kann das Leben Sévéracs mit neuem Lichte erfüllen, das ihm sonst, selbst an der Seite einer Blanche fehlen müsste. Er sieht in dem Unglück, das ihn betroffen hat, eine Strafe dafür, dass er sich leichtfertig eine so viel jüngere Gattin zugesellt hat und zeigt verzeihend seine Reue und seinen Großmut. Im Romane dagegen verfliegt der Argwohn, den der Graf in Folge der Gewächshausszene berechtigterweise gefasst hat, Sarah bekennt nicht ihre und Sévéracs Sünde; in edler Vertrauensseligkeit lebt er dahin und kann selbst im Tode seiner Gattin nur eine Folge an deren Krankheit sehen. Fällt auf das edle und stolze Gemüt des welterfahrenen, klugen Mannes nicht ein Schein von Lächerlichkeit durch dieses törichte Vertrauen? Wird nicht das Glück, das aus den Briefen des in Afrika weilenden Paares spricht, zum Leichtsinn — zur sträflichen Gemütsroheit? Der Graf war derjenige, welcher vergeben musste, bevor an ein Glück der beiden zu denken war. Der Dramatiker fühlte hier richtiger als der Romancier, wenn anders wir den ersteren richtig verstanden haben.

Von der „Zeitschrift für deutsche Sprache“, herausgegeben von Prof. Dr. Dan. Sanders (Verlag von J. F. Richter, Hamburg) liegt uns das 3. Heft des 1. Jahrganges vor. Wir benutzen die Gelegenheit, um nochmals aufs Wärmste diese eigenartige Zeitschrift zu empfehlen, die, unter der erprobten Redaktion einer Autorität wie Dan. Sanders, eine Fülle der interessantesten und anregendsten Aufsätze bringt. Unter den Beiträgen, die dieses Heft enthält, heben wir besonders hervor: „Der Sammler und die Seinigen“ von Goethe. Mit Erläuterungen und Anm. des Herausgebers. (Forts.) — Ueber die Aussprache deutscher Buchstaben. Bemerkungen einiger Rabbiner des 15. Jahrhunderts von Dr. Güdemann. — Ueber Schrift und Sprache. Plauderei von R. Raab, Postdirektor in Torgau. — Die unschuldigen Fremdwörter. Bruchstück aus einem Gespräch. — Ueber eine Akademie der deutschen Sprache (Forts.) u. s. w. u. s. w.

Aus der polnischen Litteratur.

Kraszewki's bekannte Erzählung „Jermola“ erschien in schwedischer Uebersetzung mit einer Einleitung, welche einen kurzgefassten Ueberblick über die Geschichte der polnischen Litteratur enthält.

Witkowski veröffentlicht in deutscher Sprache einen „Beitrag zur polnischen Litteraturgeschichte“.

In jüngster Zeit erschienen auf dem Büchermarkt einige neue Lehrbücher der polnischen Sprache: Joël „Polnische Sprachlehre“, Manusewitz „Lehrbuch der polnischen Sprache“, für die jüngere Generation anonym „Der kleine Pole“.

Erschienene Neuigkeiten.

In Fr. Maukes Verlag in Jena erschienen „Gedichte“ von Max Zerbst und „Fragmente“, eine Sammlung Aphorismen, Gedichte etc. von H. C.

„Das Problem der Willensfreiheit“ von Dr. Otto Lehmann. Beilage zum Osterprogramm des Königl. Realgymnasiums zu Duderstadt. — Druck von Fr. Wagner in Duderstadt.

Von den „Russisch-Baltischen Blättern“, Beiträge zur Kenntnis Russlands und seiner Grenzmarken ist das dritte Heft erschienen. — Leipzig, Duncker & Humblot.

„Vorschläge zur Verminderung der Militärlasten“ ist der Titel einer lesenswerten Broschüre, die Oscar Asemissen, Rechtsanwalt in Detmold, bei Aug. Helmich in Bielefeld erscheinen lie[ß].

„Der Kampf gegen die bestehende Ordnung“ von Otto Spielberg. Der Inhalt des Buches wird durch den Titel genügend charakterisiert. — Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

„Freundschaft und Ideal.“ Gedichte von Gottlieb Friedr. Roeper, weiland Professor am Gymnasium zu Danzig. Herausgegeben von seinen hinterbliebenen Kindern. — Danzig, Verlag von L. Sauniers Buchhandlung.

„Mein Lenz im Liede“ von Siegfrid Martin Langen. — Berlin, J. Zenkers Verlag.

„München und die bayerischen Königs-Schlösser“ von M. Koch von Bernek. Mit zwei Karten, einem Stadtplan und zahlreichen Illustrationen. — Zürich, Cäsar Schmidt.

„Syltiana“ von Sanitätsrat Dr. M. Marcus. — Hamburg, Epstein und Engelkes Buchhandlung.

Die „Collection of british authors“ (Tauchnitz Edition) enthält in Band 2464/65 „The World Went Very Well Then“ von Walter Besant. (Leipzig, Bernhard Tauchnitz.)

Von Engelhorns allgemeiner Roman-Bibliothek liegt uns der 23. Band des III. Jahrgangs vor. Léon de Tinseau's preisgekrönter Roman „Das beste Teil“ bildet den Inhalt des Bandes, ein Werk, das in seiner liebenswürdigen Eigenart einen ungemein fesselnden Eindruck auf den Leser ausübt.

„Italia nella antica letteratura tedesca“ di E. G. Boner (Estratto dalla „Nuova Antologia“ vol. IX, fasc. XI) — Roma, Tipografia della Camera dei Deputati.

Albert Sore: „L'Europe et la Révolution française. 2e Partie La Chute de la Royauté. Paris 1887, Plon, Nourrit & Cie.

Alle für das „Magazin“ bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“ Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 34. — Leipzig, den 20. August. — 1887.

Inhalt:

Das moderne Drama und die Dichter-Assoziation der Franzosen.

Eine Studie von Alfred Feigl (Prag).

Der Geist, welcher ein Schauspiel durchweht, der innere Gehalt, wird immer unleugbares Zeugnis ablegen von der Größe des Talentes, welches das Werk schuf, denn in einem Stücke, das mit Recht auf den Namen „Schauspiel" oder „Drama" Anspruch erhebt, dürfen zwei Dinge nicht fehlen: die Darstellung eines Charakters und eine leitende Idee. Wenn die erste gut sein soll, muss sie auf apodiktischer Wahrheit beruhen; damit aber die zweite gut sei, muss sie moralisch sein. Was diese Forderungen anbelangt, so sind Molières Werke mustergültig, denn von allen französischen Theaterdichtern nahm er sie allein zur Grundlage. Von einem festen Plane ging einst Molière aus; gehen auch heutzutage der oder die Dichter von einem solchen aus? Nein!

Was gilt den modernen französischen Dramatikern als die Hauptsache? Eine gut verwickelte Intrigue!

Nun ist aber das Verhältnis des Planes zu der Intrigue, um vulgär zu sprechen, gleich dem der Speise zur Sauce. Der Plan — die Speise — nimmt bei Molière den ganzen Platz ein, die Sauce ist kurz und auf dieser Kürze, die in den Augen der modernen Dichter ein Fehler ist, beruht gerade ein Teil seiner Schönheit. Und um diesen Molièrischen „Fehler" zu vermeiden, sündigt man jetzt lieber gegen die Logik.

Situation — Intrigue sind die Schlagworte der modernen französischen Dramatik geworden, aber nicht die Situation bringt die Intrigue hervor, nein, die studierte Intrigue erzeugt die Situation, — und der „packenden" Situation opfert man Alles. Bei den größten modernen Erfolgen haben wir weder wirkliche Charaktere, noch gesunde Ideen; zeigt ja der moderne Dichter die größte Kunst, indem er, um ein Urteil zu verhindern, für die Situation passioniert.

Elende, mit einem Akt der Tugend, der sie loskauft, aber unverträglich ist mit dem Charakter, den man ihnen gab — züchtig Gefallene, damit erzielt man Situation und Aufregung; der dramatischen Werke, die sich mit der Frage beschäftigen, ob eine Gefallene sich wieder erheben und ihren Platz in der Gesellschaft mit Ehren wieder einnehmen könne, giebt es schon eine Legion und täglich erscheinen auf der Bühne neue. Auf die realen Verhältnisse nimmt man keine Rücksicht; man schildert nur, was man geträumt, nicht was man gesehen; was sein könnte, nicht was ist. Eines der modernen Dramen („Fedora") charakterisierte ein geistvoller Kritiker mit den Worten: „Spannung, Spannung bis zur Ueberspannung" mit Recht, denn in dieser „Ueberspannung" liegt eben das Wesen des modernen französischen Dramas. Die ganze Darstellung ist nichts als eine bis zum Leiden gesteigerte Aufregung, bestehend in Erfindung der Situation, Verwickelung der Intrigue, Effekt unter allen Umständen, glückliche Worte, Worte, um den eventuellen Mangel des Begriffs zu vertuschen, beständiges Haschen nach äußeren Mitteln, ohne weitere Sorge wegen des Ausganges und schließlich wird der allmählich unlösbar gewordene Knoten

jäh durchschnitten, um das Stück zu Ende zu bringen (z. B. „Georgette“).

Oft sind die Verfasser Männer, die in einer anderen Gattung der Poesie (Roman — Novelle) Großes geleistet und dadurch häufig verführt wurden, ihr epochemachendes Werk zu dramatisieren. Das Drama hat dann alle Schwächen der epischen Erzählung, da es ja aus dieser gleichsam herausgeschnitten ist, aber die Vorzüge derselben, z. B. die Schilderung, blieben ihm versagt; ein in die Augen springendes Beispiel ist der zu einer Rührkomödie degradierte Ohnet'sche Roman „Der Hüttenbesitzer“. Oft ist aber solch ein Schauspiel das Werk einer Kompagniearbeit und auf das Wesen letzterer wollen wir zum Schluss noch einige Blicke werfen.

Im Handel und Gewerbe werden Assoziationen geschlossen, wenn die einzelnen Teilnehmer sich zu schwach fühlen, allein ihr Geschäft zu betreiben und ähnlich verhält es sich mit der geistigen Assoziation, denn seit man nicht mehr aus reiner Begeisterung sich der Kunst hingiebt, ist leider auch die Poesie nur ein Beruf geworden, in dem sich, wie Berliner Exempla beweisen, sogar ein bedeutender Wohlstand erwerben lässt, und man schließt eben auch zu gegenseitiger geistiger Unterstützung, wie im praktischen Leben Assoziationen. Wie nun das Wesen einer solchen geistigen Liierung beschaffen ist, will ich an einigen drastischen Beispielen zu zeigen versuchen.

A ist z. B. eine poetisch hochbegabte Natur, aber er versteht nichts von der modernen Bühnentechnik. Er arbeitet also einen ihm zusagenden Stoff aus und geht damit zu B, der gerade in dieser Beziehung einen sehr reichen Erfahrungskreis hat und für den äußeren Erfolg eventuell auch etwas tun kann. Die Beiden setzen sich nun ins Einvernehmen, die gegenseitigen Anteile werden in Vornhinein kontraktlich abgemacht und nun geht man an die Arbeit. So wie A einen Teil vollendet hat, übernimmt ihn B, um ihn auszufeilen, die „Schlager“ und effektvollen Aktschlüsse anzubringen; die bekannteste Firma der Art ist die der Herren Meilhac und Halévy.

Sind aber drei Mitarbeiter, dann pflegt die Verteilung oft folgender Weise vor sich zu gehen: A besitzt die wunderbare Gabe effektreiche, originelle Stoffe aufzuspüren, denn er hat einen Adlerblick für die Vorkommnisse des täglichen Lebens und lässt sich's nicht verdrießen, ganze Nächte vor einem Folianten zuzubringen oder Tage lang von einer Bibliothek in die andere zu wandern, immer auf der Jagd nach etwas Originellem. Endlich ist es ihm gelungen, seine Mühen belohnt zu sehen, er hat einen reizenden, ganz ungewöhnlichen Stoff ausgespürt und begiebt sich zu B, meistens einem schon bewährten Schriftsteller, und Beide dichten nun auf oben erwähnte Weise das Werk. Nun sind sie aber Beide in der Bühnenwelt unbekannt und kein Pariser Direktor würde das Werk obskurer Autoren, und wenn es noch so gediegen wäre, zur Aufführung annehmen, daher knüpfen Beide mit Herrn C Verbindungen an, denn C steht mit allen Redaktionen, Theaterdirektoren und einflussreichen Theaterhabitués auf gutem Fuße. Man sichert also auch C einen Anteil zu und er wird als Dritter aufgenommen; zwar geht er manchmal Beiden mit Ratschlägen bezüglich der Verbesserung an die Hand, z. B. dass man die oder jene Partie der oder jener Aktrice „auf den Leib“ schreiben — wie der theatertechnische Ausdruck lautet — solle; meistens übernimmt er nur das „Aeußere“ und der Name des Herrn C prangt auf dem Titelblatte, ohne dass sein Träger nur einen Federstrich an dem Werke getan. Umsonst wird ihm der Autorenruhm zwar nicht zu Teil, denn das „Aeußere“ erfordert eine gar vielseitige Tätigkeit, deren einen Teil die Verhandlungen mit Theaterdirektoren und Rezensenten, mit Theateragenten und Verlegern bilden, hauptsächlich aber setzt er die Reklame mit allen Hebeln in Bewegung, denn ohne die Posaunenstöße der Reklame kann in Paris kein Werk auf einen sicheren Erfolg rechnen.

Solcher C, deren es in Paris gar viele giebt, retteten schon manches Werk, das, oft zum Heile des guten Geschmackes, gar nicht aufgekommen wäre, und bisweilen reicht ihre Macht bis über den Rhein. Glückt das Unternehmen und gefällt das Stück, dann ist die Allianz erst recht befestigt und erst der Tod eines der Hauptmitglieder, seltener Streitigkeiten, pflegt ihr ein Ende zu bereiten.

Vier Mitarbeiter pflegen nur bei Vaudevilles oder Operettenlibrettos vorzukommen und ist der Vierte gewöhnlich ein beliebtes Mitglied desjenigen Theaters, in dem die Première stattfinden soll. Seine Teilnehmerschaft pflegt sich darauf zu beschränken, einige Szenen, in denen er glänzen kann, „hinein zu dichten“.

So „macht“ man heutzutage und leider nicht nur in Paris, sondern auch schon bei uns Bühnenwerke, und welcher Beschaffenheit solche zu sein pflegen, versuchte ich oben zu zeigen.



Zur neuesten hellenischen Litteratur.

Im Verfolg der Uebersicht in Nr. 23 des „Magazins“ ist über die bis heute eingegangenen Neuheiten weiter zu berichten:

Von der Uebersetzung des Faust von Aristoménos Provelégios (Nr. 23, S. 335) ist Lieferung 2 erschienen, die an Eleganz der Ausstattung und Vollendung der Kunstbeilagen nichts zu wünschen übrig lässt. Inzwischen ist es dem Berichterstatter vergönnt gewesen, die Lieferung 1 ganz in sich aufzunehmen. Er kann nur wünschen, dass recht viele

er den Hochgenuss der Lektüre dieser hervor-enden griechischen Uebersetzung des Goetheschen sterwerkes sich gewähren möchten, die mit Treue Schönheit den Text desselben auch in den schwie-ten Partien in seinem Geiste wiedergiebt. War h von dem als Dichter in Hellas wohlbekannten ersetzer viel zu erwarten, so hat er alle Erwar-gen doch noch übertroffen. Eine genauere Be-chung seiner Leistung muss nun freilich bis Abschluss der ganzen Publikation ausstehen; so kann indessen schon hier gesagt werden, dass, n die folgenden Lieferungen den ersten beiden innerem Gehalte gleichstehen, die Weltlitteratur ein großes Werk reicher und Goethes unsterb-e Schöpfung dem griechisch redenden Oriente in digster Form zugänglich gemacht sein wird.

Inzwischen erschien in der von D. K. Sakellarό-s in Piräeus herausgegebenen Wochenschrift für ssenschaft, Litteratur und Kunst „Ἀπόλλων“ in 43—45, 1887, eine „Aesthetische Betrachtung zur enischen Faust-Uebersetzung des Herrn G. K. tigis“ (Magazin Nr. 23, 1887) von Herrn P. K. ostolidis (ὁ Φαῦστος ἑλληνιστί, αἰσθητικὴ με-), die den reichbelesenen Kenner Goethes und hrenen Kunstrichter in jeder Zeile verrät. Indem e Studie den Hellenen eine kurze, aber ausgiebige stellung der Entstehung des Faust, sowie dessen re Geschichte und Bedeutung darbietet, geht sie t minder ein in die Schwierigkeiten, die jeder enischen Wiedergabe dieses eigenartigen Kunst-kes sich entgegen stellen, Schwierigkeiten, die zum wenigsten auf der poetischen Begabung des ersetzers — hier eines hochbegabten — sondern t mehr auf dem Ausgestaltungsprozesse der helle-hen Hochsprache selber beruhen (vergleiche die stellung derselben im „Magazin“ Nr. 18 von 1886 Nr. 4 und 17 von 1887).

Von Goethe zu Shakespeare ist ein geeigneter ergang. Auch Shakespeare haben hervorragende ersetzerkräfte sich zugewandt, wie schon zum ren berichtet wurde. Von diesen hat Herr M. Damirális, Sekretär an der Volksbank zu Athen, vorzugsweise den römischen Tragödien zuge-dt, wie bei Gelegenheit des „Coriolan“ (Maga-Nr. 8, 1884) und „Antonius und Kleopatra“ kespeare-Jahrbuch von 1883) des Näheren her-gehoben wurde. Durch die sehr gelungene Ueber-ung des „Julius Cäsar“*) hat Herr Damirális mehr die drei großen römischen Tragödien in diger Weise den Hellenen zugeführt und wird nun den übrigen Dramen des großen Briten zu-den. Bei seiner Vertiefung in die schwierige gabe — er hat neuerdings noch in der Hestia . 581—86 Σαιξπήρ, Βίος καὶ Ἔργα) das Leben und rken Shakespeares eingehend besprochen — und der großen Gewandtheit, mit welcher er die griechische Hochsprache (κοινή) allen Erfordernissen anzupassen weiß, kann seinem Streben nur das wohl-wollendste Interesse entgegen gebracht werden.

*) Ἰούλιος Καῖσαρ, τραγῳδία εἰς πράξεις πέντε. Ἐν Ἀθήναις, 7.

Die in Nr. 23 des Magazins erwähnte franzö-sische Uebersetzung der anmutigen sieben Erzäh-lungen des bekannten Dichters Dimitrios Bikélas durch seinen hochbegabten Freund, den Marquis de Queux de St. Hilaire, ist nunmehr in einem schmucken Bändchen von 313 Seiten bei Firmin Didot & Cie. in Paris erschienen und somit einem größeren Leser-kreise zugänglich gemacht. Die deutsche Ueber-setzung („Der Pope Nárkissos“ erschien bereits in dem litterarischen Beiblatt des Frankfurter Journales „Didaskalia“ Nr. 122—126; „Die hässliche Schwester“ in der Vossischen Zeitung, Nr. 319—325) wird in-zwischen gleichfalls weiter geführt.

Ueber die soeben eingegangene Erzählung in Hochsprache „Julia“ von dem Rechtsanwalt F. Tzuláti in Korfù*), sowie über die beiden Ge-dichtsammlungen, das vielversprechende Bändchen „Meerlieder“ von Ant. Th. Spiliotópulos**) und die etwas sozialistisch angehauchten „Ersten Schritte“ von E. P. Politákis***) muss, wegen Mangel an Zeit sie zu lesen, später berichtet werden. Dagegen darf die von dem uns bereits bekannten formgewandten Dichter Georgios Martinellis (Magazin 1883, Nr. 16, S. 229) „Serie dichterischer Erzeugnisse“, Heft I, „Nationale Bilder“†), enthaltend 33 Sonette in Volkssprache, schon deshalb empfehlend erwähnt werden, weil sie dem Leser ebenso viele hervorragende Persönlichkeiten oder Ereignisse in poetischer Weise in Erinnerung bringt. Ein näheres Eingehen muss auch hier bis zum Abschluss des Ganzen verschoben werden.

Als etwas ganz Neues und in Hellas als erste ihrer Art erscheint die zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Athenischen Universität veröffentlichte Abhandlung des Herrn Konst. A. Christománis „Genealogische Studien. a) Das Geschlecht der Lim-bona, mit einer genealogischen Tafel.“††) Diese Arbeit führt uns in die dunkelste Periode der Athenischen Geschichte, das frühe Mittelalter, an der Hand von Urkunden über die verzweigten Familienbeziehungen des hochadeligen Hauses „derer von Limbona (auch Limbonà)“ berichtend, eines der ältesten und hervor-ragendsten Geschlechter jener Zeit, aus welchem dann durch Kyriakós (1585) das angesehene Geschlecht der Καπεταννάκηδες hervorgegangen ist, das seiner-seits durch die Verbindung mit „Καρυά ἢ Ταυωτι-

*) Ἰουλία, διήγημα ὑπὸ Ἰωάννου Φ. Τζουλάτη, δικηγόρου. Ἐν Κερκύρᾳ, 1887.

**) Θαλασσινά, ὑπὸ Ἀντωνίου Θ. Σπηλιοτοπούλου, ἐν Ἀθή-ναις, 1887.

***) Τὰ πρῶτα βήματα, ὑπὸ Ε. Π. Πολιτάκη, ἐν Ἀθήναις, 1887.

†) Σειρὰ τῶν ποιητικῶν ἔργων, τεῦχος I. „Ἐθνικαὶ Εἰκόνες“, ἐν Ἀθήναις, 1887.

††) Γενεαλογικὰ Μελετήματα, ἐξ ἀνεκδότου πραγματείας: Τὸ Ἀθηναϊκὸν Ἀρχοντολόγιον καὶ ὁ Βυζαντινισμὸς ἐν Ἀθήναις, Α'. Τὸ γένος Λίμπονα, μετὰ γενεαλογικοῦ πίνακος, ὑπὸ Κωνστ. Α. Χρηστομάνου. Ἐν Ἀθήναις 1887.

ισσα", geb. 1741, mit dem alten Geschlecht der byzantinischen *Ταρωνῖται*, d. i. *ἄρχοντες τῶν Ταρῶν* (*Χώρα παρὰ τὴν Συρίαν*) bis auf die Zeit des Kaisers Leo des Philosophen (reg. 886) zurückweist.

Beim Abschluss dieses Artikels kommt mir noch die elegante und hochinteressante Antrittsrede des Herrn Spyridon P. Lambros, als Professor der Geschichte an der Universität Athen*) zu, in welcher er in ebenso anmutiger wie beredter Weise über den Umfang, das Wesen und die Methode der neuesten historischen Forschung sich verbreitet. Herr Dr. Lambros, der in Leipzig studiert und schon in seiner Doktor-Dissertation**), sowie in der Antrittsrede als Privatdozent***) sein historisches Genie bekundet hat, zeichnete sich seitdem durch eine Serie umfassender schwieriger Arbeiten als unermüdlicher Forscher aus. Mehrere derselben wurden dem deutschen Publikum durch eingehende Besprechungen in der früher „Augsb. Allg. Zeitung" bekannt gegeben†); andere wurden im „Magazin" angezeigt, wie die „Historischen Studien"††), die Uebersetzung der Athenais von Gregorovius, 1883, Nr. 16, S. 231.

Gegenwärtig erscheint von ihm in zwei stattlichen Bänden (in Heften) eine Illustrierte Geschichte von Hellas von den ältesten Zeiten bis zur Regierung des Königs Otto†††), deren erster Band bereits gebunden vorliegt.

---

*) Λόγος εἰσιτήριος εἰς τὴν διδασκαλίαν τῆς γενικῆς ἱστορίας, ἐν τῷ Ἐθνικῷ Πανεπιστημίῳ, ἐκφωνηθεὶς τῇ 18. Μαρτίου 1887.

**) Τὰ κατὰ τοὺς οἰκιστὰς τῶν παρ' Ἕλλησιν ἀποικιῶν καὶ τὰς αὐτοῖς ἀπονεμομένας τιμὰς καὶ προνομίας. Dissertatio inauguralis historica. Lipsiae. MDCCCLXXIII.

***) Λόγος εἰσιτήριος εἰς τὸ μάθημα τῆς ἑλληνικῆς ἱστορίας ἐκφωνηθεὶς τῇ 30 Μαρτίου 1878. Ἀθήνησι 1878.

†) Αἱ Ἀθῆναι περὶ τὰ τέλη τοῦ δωδεκάτου αἰῶνος κατὰ πηγὰς ἀνεκδότους, διατριβὴ ἐπὶ ὑφηγεσίᾳ τοῦ μαθήματος τῆς ἑλληνικῆς ἱστορίας ἐν τῷ ἐθνικῷ πανεπιστημίῳ. Ἀθήνησι. 1878. Augsb. Allg. Ztg. 1882. Nr. 14.

Μιχαὴλ Ἀκομινάτου τοῦ Χωνιάτου τὰ σωζόμενα. Ἐν Ἀθήναις. 1879—1880. Τόμοι δύο μετὰ τῆς εἰσαγωγῆς ἐν ἰδίῳ φυλλαδίῳ. Ibid. 1881. Nr. 125.

Collection de romans Grecs en langue vulgaire et en vers d'après les manuscrits de Leyde et d'Oxford. Paris, 1870. Griechische Ritterdichtung des Mittelalters, 1881, Nr. 125.

††) Ἱστορικὰ μελετήματα. Ἐν Ἀθήναις. 1884.

Φερδινάνδου Γρηγοροβίου Ἀθηναΐς, ἱστορικὸν διήγημα. Μετάφρασις Σπυρ. Π. Λάμπρου (ἀνατύπωσις ἐκ τῆς „Ἑστίας"). Ἐν Ἀθήναις. 1882.

Κερκυραϊκὰ ἀνέκδοτα ἐκ χειρογράφων Ἁγίου Ὄρους, Κανταβριγίας, Μονάχου καὶ Κερκύρας. Ἐν Ἀθήναις, 1882.

Supplementum Aristotelicum editum consilio et auctoritate Academiae litterarum regiæ Borussicæ. Voluminis I pars I. Excerptorum Constantini Aristophanis Historiae animalium epitome subjunctis Aeliani Timothei aliorumque eclogis. Edidit Spyridon P. Lambros. Berolini. MDCCCLXXXV.

†††) Ἱστορία τῆς Ἑλλάδος μετ' εἰκόνων ἀπὸ τῶν ἀρχαιοτάτων χρόνων μέχρι τῆς βασιλείας τοῦ Ὄθωνος. Ἐκδίδεται κατὰ τεύχη τιμώμενα δραχμῆς. Ὁ ἤδη συμπεπληρωμένος πρῶτος τόμος τιμᾶται δεδεμένος. 22. 50.

Darmstadt. August Boltz.



Aus dem Elegieen-Cyklus: Am Tegernsee.

Ja! fast wünscht' ich, der Tod schied uns mit strenger Geberde,
Trieb mit des Ruders Hieb uns in den moosigen Kahn,
Auf dass schauerndes Dunkel die brennenden ... uns lösche,
Uns, die das Leben nur stets heißer und ... vereint.
Nichts mehr zu wissen von dir, wie still es die ... umkühlet,
Gern mit vergessender Macht büßt' ich den ... Genuss;
Denn zu süß lockt stets mit tausend Lenzen ... Sonne,
Lockt uns zur Schande, die selbst bitterste ... nicht sühnt!
Ach! warum denn, ihr Götter! so köstlich schmückt ... die Sünde
Und warum denn so grau Tugend umkleiden ... Zucht?
Siehe, so lang noch der Blick auftrinkt des ... blicks Gewährung.
Noch am regsamen Schmelz üppigen Leibs sich ... rauscht,
Siehe, so lang noch des Worts einschmeichelnde ... uns begeistert,
Wie darf Trennung mit rauh-hauchendem ... uns nah'n?
Gestern erst schwuren wir innig, nun endlich ... Wut zu entsagen,
Die uns mit grimmigem Hohn schlürft aus der ... die Kraft.
Nicht mehr sollte der Hausflur von schleichende... Tritten erknarren,
Nicht mehr das Polster die Schmach zweier ... nervter umpfah'n:
Endlich wollt' ich befreit dem Gatten sehen ... Antlitz,
Schweigend Vergessen umhüll' meinen unseligen ...
Wieder allein nur ihm die Reize solltest du spenden ...
Wie es das hohe Gesetz, das wir zermalmten, ...
Dass ich den Mund dir berührt: wer wusst' es? ... Mond nur, der Wind ...
Schweig' ich, so hast du ja nie Tugend und ... verletzt . . . !
Aber wohin nun flohen die Schwüre, als ich ... Abends —
Trat über deines Salons Schwelle — — — —
— — — — — — — — — — —

II.

Was ich auch sang vom Entzücken, das mir dein ... götterter Leib schuf —
Lüge war es, so schön dir auch die Saite gerauscht ...
Zwar mit edelster Bildung, mit jedem Reize, der ... brunst

‹ken im Schauenden muss, hat dich die Gottheit begabt —
‹h nicht beutst du mir Wonne! Gestehen will ich dir, wie ich
schon deinem Erglüh'n heimlich zu fliehen gedacht.
‹h ahnt nimmer dein Gatte, dass — küsst er dein purpurnes Mündchen —
‹gst schon ein Andrer den Duft ihm von dem knospenden sog,
‹r schon prüft er zuweilen misstrauisch dein banges Erröten,
‹ht uns zu trennen und schaut oftmals von Kummer bedrückt.
‹? und ich könnte genießen, wenn er, dem allein zum Genusse
‹rde das süßeste Recht, heimlich im Gram sich verzehrt?
‹n, noch sank ich nicht völlig! noch hat das schnöde Begehren
‹mer des rächenden Gotts zürnende Stimme verscheucht,
‹l selbst im lodernsten Kusse erwacht der zerrissene Eidschwur,
‹ßt in die Blume des Glücks höhnisch sein tückisches Gift.
‹st in den zuckenden Schauern des höchsten Momentes vernehm' ich,
‹neverscheuchend, den Schrei deines gekränkten Gemahls!
‹l sein freundliches Wort, das leise ermahnend mein Ohr quält,
‹t mir ein traurig Gespinnst über dein blühend Gesicht.
‹r da lockst du mit heißem Gelächel und girrendem Glutblick,
‹mir die Sinne im Joch seufzen verruchten Erglüh'ns.
‹t die Reue! Mein Wesen zerrinnt in des gährenden Wahnsinns
‹upfer Betäubung, den ich, ach! wie so oft schon verdammt.
‹erfüllt sich der Wunsch, wie schrickt die beleidigte Seele
‹l vor dem nüchternen Grab öder Berauschung zurück.
‹nen nur folgen der Wonne! Verstörung peitscht uns vom Lager,
‹als habe ein Mord grausig die Seele befleckt,
‹unheimliches Hassen befällt, die eben noch brünstig
‹ten, sie wenden sich stumm! Ekel durchfrieret die Brust . . .
‹! wann retten wir uns aus solcher Hölle, wann schlürf' ich
‹der den läuternden Strahl keuscher, verzeihlicher Schuld.
‹re Liebe, wie anders erfüllst du die Herzen. Ein linder
Maitag umrieselt dein Hauch traulich der Scherzenden Sinn,
Und wenn die Huld hinweg gelächelt die zögernde Scham hat,
Ruht der Beglückte, wie kaum ruht nach dem Siege der Held.

Darmstadt. Wilhelm Walloth.



Guy de Maupassant. „Le Horla."

Paris. Paul Ollendorff.

Einer der Zukunftslaureaten Frankreichs ist Guy de Maupassant. Diese Prophezeihung kommt von einem Berufeneren, als von mir, — von Alphonse Daudet, der ihn in erster Linie nannte, als er mir die gegenwärtige Litteraturgeneration aufzählte, welche berufen ist, seine und Zolas Traditionen fortzusetzen.

Maupassant hat von beiden Meistern einzelne markante Charakterzüge geerbt, um sie mit seiner persönlichen Eigenart auf das glücklichste zu vermählen; er ist jedoch kein Imitator, er ist einer jener Künstlernaturen, die, ohne es recht zu wissen, das Schönste aus der bestehenden Kunst in sich aufnehmen, es mit ihrem eigenen Genie amalgamieren, um daraus eine neue Spezies zu erzeugen und sozusagen die natürliche Zuchtwahl in ideeller Weise auf die Litteratur auszudehnen.

Auf seine Romane will ich hier nicht zurückkommen weil sie verdienen, in einer separaten Studie eingehend besprochen zu werden; seine Novellensammlung „Le Horla" mag somit für heute genügen.

Die erste Erzählung hat dem Buche den Titel gegeben: Es sind die kurzen, abgerissenen Aufzeichnungen eines an hochgradiger Nervosität — oder besser gesagt, an Hysterie leidenden Mannes, — denn hysterisch ist die heutige Männerwelt mit den Frauen um die Wette. Das Problem ist ein interessantes; der ungenannte Tagebuchschreiber beginnt damit, dass er uns sagt, wie glücklich er sich in seinem schmucken Häuschen an der Seine fühle, mit welchem Behagen sich's unter den schattigen Platanen ruhe, während lange Züge von Dampfbooten und Segelschiffen an ihm vorübergleiten, darunter ein stattlicher Dreimaster aus Brasilien, der seine besondere Aufmerksamkeit erregt. Alle hasten nach der nahegelegenen Stadt Rouen, von wo die dumpfen Glockentöne bis zu ihm herüberhallen.

Kaum zwei Wochen sind vergangen, und das Gefühl der Lebensfreude ist urplötzlich einer unerklärlichen traurigen Stimmung gewichen. Warum das? „Woher kommen diese geheimnisvollen Einflüsse, die unser Glück in Mutlosigkeit, unser Vertrauen in Verzweiflung verwandeln? Man möchte glauben, dass die Luft, — die unsichtbare Luft voll

ist von unerkennbaren Mächten, deren unheimliche Nachbarschaft wir zu ertragen haben: ich erwache voller Fröhlichkeit, mit dem Drange, zu singen und zu jubeln. Weshalb? Ich schlendere längs des Wassers dahin, — und auf einmal, nach einem kurzen Marsche, komme ich trostlos zurück, wie wenn mich irgend ein Unglück zu Hause erwarte. Weshalb? Ist's ein Kälteschauer, der, meine Haut streifend, die Nerven erschüttert und die Seele verdunkelt hat? Ist's die Gestalt der Wolken, oder die Farbe des Tages, — die veränderliche Farbe der Dinge, die, an meinen Augen vorüberziehend, meine Gedanken verdüstert haben? Kann man's wissen? Alles, was uns umgiebt, alles, was wir sehen, ohne hinzublicken, — alles, an das wir streifen, ohne es zu kennen, — alles, was wir berühren, ohne darnach zu greifen, — alles, was wir begegnen, ohne es zu unterscheiden, alles das übt auf uns, unsere Organe und durch diese auf unsere Gedanken, selbst auf unser Herz gewisse plötzliche, überraschende und unerklärliche Wirkungen aus.

Wie tief doch dieses Mysterium des Unsichtbaren ist! Wir sind unfähig, es mit unseren elenden Sinnen zu untersuchen, mit unseren Augen, die weder das zu Kleine, noch das zu Große, weder das zu Nahe, noch das zu Weite, und ebenso wenig die Einwohner eines Sternes, wie die eines Tropfen Wassers zu erblicken vermögen; mit unseren Ohren, die uns die Schwingungen der Luft in helltönenden Lauten vermitteln; mit unserem Geruche, welcher schwächer ist, als der des Hundes; mit unserem Geschmacke, der kaum das Alter eines Weines zu unterscheiden versteht! Ach, wenn wir nur noch andere Organe hätten, die uns andere Wunder vermittelten, was könnten wir da noch alles um uns entdecken!"

So grübelt der Mann in seiner Einsamkeit über Dinge nach, die außerhalb seines Erkenntnisvermögens liegen, und er klagt, dass das Fieber in seinem Inneren immer zunehme. Eine unbegreifliche Furcht packt ihn, besonders wenn der Abend hereinbricht. Er untersucht alle dunklen Winkel, alle Schränke, er verriegelt die Tür und schreckt schweißgebadet aus unruhigem Schlummer empor, immer vom Angstgefühle beherrscht, dass ein unsichtbares, unfassbares Etwas vor ihm in der Luft schwebe.

Endlich entschließt er sich, auf ein paar Wochen zu verreisen. Das hat ihn gestärkt; er kehrt, wie er versichert, geheilt nach Hause zurück. Allein in der ersten Nacht schon stellt sich das alte Uebel wieder ein. Nochmals flieht er nach der Stadt und stürzt sich in allerlei Zerstreuungen; er besucht die Theater, verkehrt mit Freunden, mit Verwandten und lernt zufällig bei letzteren einen Arzt kennen, der sich mit hypnotischen Versuchen abgiebt. Im Laufe des Abends kommt man auf die modern gewordene Willens-Oktroyierung zu sprechen und der Arzt führt ihm ein Experiment vor, das auf das krankhafte Nervensystem des Anderen einen großen Eindruck hervorbringt. Nachdem er wieder in sein Häuschen eingezogen ist und dortselbst ein paar ruhige Tage verbracht hat, kehrt die alte Erregbarkeit zurück und er glaubt nun, zur Erkenntnis gelangt zu sein, dass ihm von einer unsichtbaren gebietenden Macht ein unsichtbarer Hausgenosse [illegible] gegeben sei, der ihm auf Schritt und Tritt folgt, um seine Seelenruhe zu stören. Er vergräbt sich in allerhand Bücher und findet eines Tages in einem Blatte die Notiz, dass in Brasilien eine sonderbare Epidemie ausgebrochen sei, eine Art ansteckenden Verfolgungswahnes, — und das ist Wasser auf seine Mühle: ohne Zweifel hat das brasilianische Fahrzeug, das er an jenem sonnenhellen Tage mit so viel [illegible] fallen betrachtete, die schlimme Krankheit mit sich gebracht und der Keim ist durch die Luft in sein Haus getragen. Dabei aber glaubt er an die Existenz dieses geisterhaften Hausgenossen. „Sie [illegible] mit dieser Waffe des neuen Weltgebieters [illegible] ruft er, jenes Experimentes eingedenk, das der Arzt vor seinen Augen ausgeführt hat — „Sie haben [illegible] Magnetismus, Hypnotismus, Suggestion, und was [illegible] ich, genannt! Ich sah, wie sie sich gleich [illegible] sichtigen Kindern mit jener schrecklichen [illegible] unterhielten! Oh, Unglück über uns! Unglück [illegible] die Menschen! Er ist da, der — der, — wie nennt er sich nur, — der, — es ist mir, wie wenn er [illegible] seinen Namen zuriefe und ich höre ihn doch nicht — der — ja, er schreit nun, . . . ich horche, . . . [illegible] kann nicht, . . . noch einmal — der — Horla! [illegible] habe es gehört, . . . der Horla, . . . er ist's — der Horla, — er ist da!"

Von nun an ist es ausgemachte Sache, [illegible] dieser geisterhafte Unbekannte sich das Wohn[illegible] chen an der Seine zum bleibenden Aufenthalte [illegible] wählt hat, — und der Mensch sucht den Kampf [illegible] der fixen Idee aufzunehmen, in welchen er [illegible] gemäß unterliegt. Er verschließt die äußeren [illegible] der Fenster, schleicht zur Türe, um mit [illegible] Sprunge zu entkommen und den Riegel vorzuschieben. Dann rennt er in die unteren Räume und legt Feuer, hoffend, dass sein Verfolger in den Flammen [illegible] gehen werde. Als aber die Feuersäule zum [illegible] himmel emporlodert, bricht insofern die Vernunft [illegible] ihm durch, als er begreift, dass jenes körperliche Wesen unmöglich durch Elementargewalt [illegible] werden kann, und er sieht nur die Befreiung [illegible] dem Alp darin, dass er sich selbst den Tod [illegible]

Dies der kurze Inhalt der Tagebuchblätter, [illegible] denen ich länger verweilte, weil sie eine [illegible] Sache behandeln, ein Uebel, von dem leider ein [illegible] Teil der gegenwärtigen Menschheit beiderlei [illegible] schlechtes angesteckt ist. Der Horla hat in so [illegible] chem Hause Einlass gefunden, um dort seinen [illegible] nären Spuk zu treiben und in das Gehirn [illegible] zerrütteter Subjekte den Keim der Seuche zu [illegible] Wie oft hört man heutzutage so manche Leute, [illegible] in den glücklichsten, friedlichsten Verhältnissen [illegible]

könnten, über Unzufriedenheit klagen, über ein unbestimmtes Etwas, das plötzlich ihre frohe Laune trübt, sie zu Missvergnügten, zu Schwarzsehern, zu Melancholikern macht, ohne dass sie die Gründe anzugeben wissen, welche diese rasche Umwandelung hervorgebracht haben.

Vor Jahren war es die Vollblütigkeit, mit der jeder dritte Mensch sich behaftet erklärte, — dann folgte die Blutarmut, — und jetzt ist es die Nervosität, die Hysterie, an der man laboriert. Solchen Leuten ist der Mystizismus das Opium, der Haschisch, der sie in den angenehmen Rausch versetzt, — das Gift, das, wenn zu oft genossen, den Organismus unfehlbar zerrüttet. Sie fühlen sich in andere Sphären versetzt, sie glauben im Aether zu schweben, mit unsichtbaren Wesen zu verkehren, um schließlich, — die Herren Spiritisten werden verzeihen, — ihr Haus anzustecken, meinend der Horla, der ihnen über den Kopf gewachsen, werde dabei den Untergang finden. — Es ist das eben eine Modekrankheit, wie eine andere; wer weiß, welch sonderbare Epidemien die Zukunft noch im Vorrat hat. Ich will mich nicht weiter in die Sache vertiefen, denn der Zweck dieser Zeilen ist nicht der, den Zorn der Vierdimensionalen herauszufordern, — mögen sie für ihre luftigen Lehren die Bezeichnung „Wissenschaft“ beanspruchen, möge es aber Anderen auch gestattet sein, darüber die Achsel zu zucken, . . . jeder Mensch hat eben das Recht, nach seiner Façon selig zu werden. — Ich wollte nur hervorheben, dass Maupassant seinen horlasüchtigen Helden scharf und treffend gezeichnet hat. Schade; — unter den Händen eines der Propheten hätte der arme Mann sich vielleicht zu einem ausgezeichneten Medium herangebildet, das von kundiger Hand geleitet, wenigstens nicht so rasch seiner Auflösung entgegengegangen wäre! — — —

Der Band enthält noch dreizehn Novellen, Skizzen und Bilder, in denen Maupassants Vielseitigkeit im vollsten Umfange zur Geltung kommt. In „amour“, in „Clochette“ findet man leise Anklänge an Daudet, — in „le trou“, „sauvée“, „le marquis de Fumerol“, „le diable“ und noch anderen tritt der bedeutende Realist hervor, der gleich Zola weder Tod noch Teufel fürchtet, um das zu sagen, was nicht verschwiegen werden kann, soll der Erzählung der Stempel der Wahrheit aufgedrückt werden, soll die Plastik zur vollen Geltung kommen; in „la famille“ sind die Personen mit Dickensschem Humor gezeichnet und in der letzten Erzählung „le vagabond“ dürfte der Geist Viktor Hugos den Autor inspiriert haben. Dieser arme Teufel von einem Vagabunden, dieser Leidensgenosse eines Valjean, der durch die zopfigen Hüter der erbarmungslosen Gerechtigkeit systematisch ins Verbrechen getrieben wird, nimmt unsere ganze Sympathie in Anspruch, und wir bedauern von Herzen, dass dem Maire Gelegenheit gegeben wird, auszurufen: „Ah, Lumpenkerl, schmutziger Lumpenkerl, — dir sind deine zwanzig Jahre sicher, mein Bursche!“ — —

Guy de Maupassant ist einer von den Fleißigen; es ist also zu hoffen, dass sein rühriger Verleger bereits ein neues Manuskript im Pulte liegen hat um die heimkehrenden Sommerfrischler mit einer allezeit willkommenen Gabe zu überraschen; auch uns wird eine Novität des sympathischen Autors angenehm sein, dem es zweifelsohne bestimmt ist, dereinst als Stern erster Größe am Pariser litterarischen Himmel zu glänzen.

Wie leicht machen es Einem doch die französischen Autoren, — die Mehrzahl wenigstens — von ihnen Gutes zu sagen! Wäre das nur auch in Deutschland der Fall! Freilich, kein geringes Verdienst gebührt dabei den französischen Verlegern: drüben freuen sie sich am kühnen Fluge ihrer Adler, während sie hüben in der Regel mit der Scheere hinterdrein rennen, um dem rara avis die Flügel nur ja recht kurz zu stutzen. — — —

Harmannsdorf. A. G. von Suttner.



Betrachtungen eines unphilosophischen Weltkindes über die pessimistische Weltanschauung.

Nachdem es in unsern Tagen eine Zeit lang den Anschein hatte, als sollte aller Glaube unter das strenge Joch der naturwissenschaftlichen Forschung gebeugt werden, als sollte die sinnliche Wahrnehmung allein im Rate der Menschheit zu sprechen das Recht haben, hat der alte Antäus sich wieder erhoben und es sich abermals deutlich gezeigt, wie schier unmöglich es dem Menschen ist, aus sich herauszutreten, seinem Drange die Grenzen des Erkennbaren zu durchbrechen, lange zu widerstehen. Eine neue Religion ist allgemach unter uns erstanden, im Grunde nur die alte, doch im modernen Gewande. Sie hat ihre Kosmogonie, sie hat ihr Leidenswallen, ihren Erlösungsmythos, sie hat ihre begeisterten Apostel, denen eine immer größere Schaar von Gläubigen zuströmt. Wohl trägt sie dem Zeitgeiste Rechnung und hat den missliebigen Priesterrock mit der Arbeitsblouse des wissenschaftlichen Forschers vertauscht; allein sie verleugnet ihn doch auch wieder, indem sie, gleich allen Religionen, der Materie den erbitterten Krieg erklärt. Sie nennt sich Vergeistigung oder auch Pessimismus.

Wenn nun Vergeistigung die unbedingte Unterordnung unter die Diktate der Vernunft bedeuten soll, und als das Streben gedacht ist, die erschaute „Idee“ unseres Wesens in reinster Harmonie, im Einzeldasein und dem Leben der Gesammtheit, ganz und voll zur Verwirklichung zu bringen, dann ruht sie in diesem Dasein selbst, dann dient sie einem höhern Zwecke, dann ist sie nicht Verneinung des

Willens zum Leben, sondern im Gegenteil höchster Ausdruck desselben und wird in der Tat Erlöserin von der Qual, von dem irren, dunkeln Ringen, indem sie in weiser Beherrschung, in freier, künstlerischer Anordnung alle Kräfte auf ein klares, beglückendes Ziel bezieht. In der neuen Religion ist die Vergeistigung indess so selbstverleugnend nicht. Sie überschreitet ihre Grenzen, und unwillkürlich denkt man an die „sept pêchés capitaux“, die ursprünglich Tugenden, durch Maßlosigkeit zu Todsünden geworden. Die Verneinung des Willens zum Leben soll supreme Akt des Verstandes sein, auf welchen die gesammte Entwickelung von allem Anfange an abgezielt. Die zur Reife gediehene Menschenvernunft erkennt in den Titanenkräften der Natur, dem urgewaltigen Wollen, die Missetäter, die den Schmerz verschulden. Unfähig, wie es scheint, sie zu bändigen und das gewaltige Material zu einem großen Zwecke zu gebrauchen, ist dieser jämmerliche, feige Homunculus nur bedacht sich vor dem Schmerz in die Schmerzlosigkeit des Nichts hinein zu retten und die ganze Welt, die reiche, lebenatmende Natur, auf dass er nie wieder zu neuem Schmerz aus ihr erstehe, in den Abgrund mit hinab zu zerren. Ein Thor, dem ein ungeheneres Vermögen zufällt, und der nichts weiter damit anzufangen weiß, als es fortzuschleudern. Da lobe ich mir den alten Gott der Schöpfungsgeschichte. Machtvoll und kühn tritt er dem Chaos gegenüber und donnert ihm sein „Werde!“ „Es werde Licht!“ entgegen.

Aber ergiebt der Pessimismus sich wirklich mit logisch notwendiger Folge aus den scharfsinnigen, philosophischen Systemen, die in ihm gipfeln? Ist er nicht vielmehr — den Rechnungsabschlüssen gewisser Aktienunternehmungen der Aufschwungs-Aera gleich — eine täuschende Bilanz derselben, herbeigeführt durch irrige Schätzung der Lust- und Unlustwerte, durch unrichtige Gruppierung der verschiedenen Manco- und Saldoposten u. s. w.

Optimismus wie Pessimismus beruhen wohl beide auf Hypothesen. Allein der erste besitzt doch wenigstens den Vorzug frei atmen und das Herz kräftig pulsieren zu lassen, während letzterer die Brust zusammenschnürt, die Blutzirkulation hemmt und die Füße bleiern macht.

Wien. Erich Holm.



Zur Geschichte des Judentums und der Juden in Deutschland.

Ein „Gedenkbuch zur Geschichte der Juden und des Judentums in unserm Jahrhundert“ nennt Lazarus die soeben unter dem Titel „Treu und Frei“ (Leipzig, Wintersche Verlagshandlung 1887) erschienene Sammlung seiner Reden und Vorträge, welche die Stellung der Juden sowohl unter sich als den anderen Konfessionen und dem Staate gegenüber zum Gegenstand haben, und in der Tat dürfte es vielleicht kein zweites Buch geben, aus welchem die geistigen Strömungen, welche die deutschen Juden innerhalb des letzten Jahrhunderts in religiöser, sozialer und politischer Beziehung bewegt haben und noch bewegen, besser zu erkennen sind, als diese Sammlung formvollendeter und inhaltreicher Vorträge, mit welcher der Verfasser des „Lebens der Seele“ seine zahlreichen Freunde beschenkt hat. Wenige unter unseren israelitischen Zeitgenossen haben auf die Entwickelung des Judentums als solchen während des letzten Menschenalters in bedeutsamerer Weise eingewirkt, als der geistvolle Psycholog, der an der Spitze jener Bewegung stand, welche das religiöse Leben in einer dem modernen Zeitbewusstsein entsprechenden Weise reformieren wollte, als der Mann, welcher mit dem vollen Rüstzeug des Wissens des XIX. Jahrhunderts gegen die Wiederbelebung des mittelalterlichen Rassenhasses in die Schranken trat, als der Rufer im Streite, der sich nicht scheute mit kraftvollen Worten sittlicher Ueberzeugung seine Glaubensgenossen daran zu erinnern, dass sie in erster Linie Deutsche, Bürger des deutschen Reiches und erst in zweiter Juden sind. Die Entwickelungsgeschichte des deutschen Judentums während des XIX. Jahrhunderts ist noch zu schreiben und der Geschichtschreiber, welcher sich der dankbaren Aufgabe unterziehen wird, dürfte für die Lösung derselben kaum eine brauchbarere Unterstützung finden als in den Reden und Vorträgen des Berliner Professors. Lazarus ist der geborene akademische Redner; seine Vorträge zeichnen sich in gleichem Grade durch die meisterhafte Form aus, mögen sie in der Jahresversammlung der deutschen Schillerstiftung oder in der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums gehalten werden und es ist für jeden Gebildeten ein wahrer Genuss, sich mit den schönen und wahren Gedanken im klassischen Gewande befassen zu können. Der vorliegende Band enthält manchen alten und lieben Bekannten; wir finden da zunächst die außerordentlich tief angelegte und gedankenreiche Abhandlung „Was heißt national?“, welche in der staatswissenschaftlichen und völkerpsychologischen Litteratur so gewaltiges Aufsehen seiner Zeit erregt hat und ohne allen Zweifel mit zu dem Besten gehört, was über die Nationalitätsfrage gesagt und geschrieben wurde; wir begrüßen ferner die Mahnworte „An die deutschen Juden“, die beiden glanzvollen Reden „Unser Standpunkt“, den am Sarge Berthold Auerbachs gesprochenen Nachruf und die beiden schönen Vorträge, die Lazarus zum Gedächtnis Moses Mendelssohns in Berlin und Dessau hielt, als traute, liebe Bekannte. Sind jene ersterwähnten Vorträge durch die sozialen und politischen Ereignisse der Zeit veranlasst und hervorgerufen worden, so handelt es sich in diesen um die Schilderung und

Würdigung hervorragender Juden, welche auf die Entwickelung der deutschen Litteratur einen hervorragenden Einfluss ausgeübt haben. Verwandt mit diesen Reden ist ein am Grabe Ludwig Traubes, des ausgezeichneten Arztes, gesprochener Nachruf, während drei andere Grabesreden das Wirken von Personen zum Gegenstand haben, welche für die innere Entwickelung des Judentums bedeutungsvoll waren, des hervorragenden Gelehrten Michael Sachs, des Stifters des deutsch-israelitischen Gemeindetages Moritz Kohner, und einer für das Armenwesen in Berlin wichtigen Dame, Bertha Oppenheimer. Diesen Reden reiht sich ein ebenso interessanter wie fesselnder kulturhistorischer Vortrag an „Aus einer jüdischen Gemeinde vor fünfzig Jahren“ und die Mitteilung zweier Reden, welche Lazarus auf zwei mit der zeitgemäßen Reform des israelitischen Kultus sich befassenden Synoden hielt. In allen Teilen tritt uns der Charakter des Redners unverändert entgegen, er ist sich während seines reichen Lebens treu geblieben, er ist treu, sowohl seinem Vaterlande wie seinen Glaubensgenossen, er ist aber auch frei, er wahrt sich das Recht der freien Meinungsäußerung, er beugt sein Haupt nicht vor dem Götzen der öffentlichen Meinung, er bedenkt sich nicht, seine bessere Ueberzeugung auch dann auszusprechen, wenn dieselbe im Widerspruch mit der Mehrheit steht. Die Bezeichnung der Sammlung als „Treu und Frei“ ist deshalb sowohl für ihren Inhalt wie für den Verfasser vollkommen richtig und zutreffend und wir zollen dem litterarischen Takte desselben volle Anerkennung für die glückliche Wahl des Namens, unter dem das jüngste Kind seiner Muse in die Litteratur seinen Einzug hält. An zahlreichen Stellen finden wir Aussprüche, die als wahre Goldkörner zu bezeichnen sind. Kann man vom Standpunkte des Völkerpsychologen den Volkscharakter des Judentums als solchen richtiger und schöner kennzeichnen, als in folgenden Worten: „Wir Juden sind in jedem Rechtsstaat vorzugsweise loyal, wir sind immer gute Bürger gewesen. Keine Helden in der kleinen und kleinlichen Tagespolitik, wussten wir mit Jahrhunderten zu rechnen. Weil wir weniger von den Gesetzen und ihren noch so engen Schranken, in die man sich zu schicken wusste, als von der Verletzung derselben, von der Willkür zu leiden hatten, darum hatten wir eine fast religiöse Verehrung für den strengen Hort des Gesetzes und des Rechtes. Liberal und loyal sind nur teilweise Gegensätze, für uns Juden sind sie es am wenigsten.“ Oder kann man die Individualität Mendelssohns besser in kurzen Worten schildern, als Lazarus es tut, wenn er sagt: „Von und nach Allem ist es der Deutsche und der Jude, die zusammen in ihm leben. Das Individuum als solches ist niemals im Stande, wahrhaft große weltbewegende Gedanken zu schaffen oder zu ihrer Verbreitung zu führen, das kann nur ein allgemeiner, ein öffentlicher, nur ein Gesammtgeist und das Zusammentreffen dieser beiden Geister, das ist das Eigentümliche dieser Erscheinung.“

Diese kurzen Proben werden genügen, um das obige Urteil über die Lazarus'schen Reden zu rechtfertigen; möchten dieselben dazu beitragen, Vorurteile zu beseitigen und der Humanität neue Freunde zu erwerben, welche sich für die Worte „Treu und Frei“ noch warm begeistern können.

Mainz. Ludwig Fuld.



Zum Unfug des Wettrennens auf dem Parnass.

Es ist begreiflich, dass die Geschäftsinhaber in Apoll, gern von Zeit zu Zeit eine Lavine von Feuilletons oder Novellen über sich ergehen lassen, denn dies überhebt sie der Mühe, sich selbst bei den Autoren um Material zu bewerben.

Man hätte gegen die von den Redaktionen ausgeschriebenen Preiswettritte nur halb so viel einzuwenden als es jetzt der Fall ist, wenn die Preisrichter auch wirklich viel von der Kunst und vom Talent verständen, vor Allem, wenn sie alle fortschrittlich und freisinnig wären; aber gegen die Preisausschreibungen müsste man doch immer eifern, weil das Jagen nach materiellem Gewinn, des höheren Menschen, wie der Dichter einer ist, unwürdig erscheint. Traurig genug, dass die Kunst nach Brot gehen muss, aber sie dazu hetzen, ist grausam und erniedrigend. Durch die Preisbewerbungen mag das Kunsthandwerk gefördert werden, fast nie die Kunst; meist wird Allgemeinverständliches, also kaum je Geniales prämiiert. Ich gebe zum Beispiel, was mir eben einfällt: Die erste Preisausschreibung der „Wiener Allg. Ztg.“ vor einigen Jahren, prämiierte das Feuilleton „Es“ mit dem ersten Preise. Es muss reizende leichte Waare gewesen sein, da es allgemein gefiel. Ich konnte die Mühe sparen, es zu lesen. Der zweite Preis war offenbar unverdient, denn diese fad und gezwungen zusammengestoppelte Schulanekdote mit dem „Esel“ verdiente keine Auszeichnung. Wohl aber erhielt Kurt Lasswitz für seine köstliche Zukunftsskizze nur den dritten Preis. „Den dritten schandenhalber der Verdienste“, sagte damals scherzend eine junge Dame.

Bei der Preisausschreibung desselben Blattes im vorigen Jahre, hat sich die Jury bezüglich des ersten Preises nicht geirrt und eine Frau belohnt, deren riesenhaftes Talent ganz danach ist, unter Umständen die ganze Schreibewelt in den Grund zu bohren. Aber diese Frau hat schon viel Bedeutenderes geschrieben, als dies eine Feuilleton und es ist komisch, dass man für ein Feuilleton, welches nicht besser ist als andere aus selber oder auch anderer Feder, tausend Mark bezahlt, während man die

anderen, ebenso guten, mit 40—60 — höchstens mit 100 Mark honoriert.

Angewidert von dieser zwar sehr modernen aber auch sehr verwerflichen Einrichtung, kümmerte ich mich um die Preisrennereien lange Zeit nicht.

Nun fällt mir die „Wiener Kunstchronik“ in die Hand und ich lese in Nr. 27 die preisgekrönte Novellette: „Das Kopftuch der Madonna“, vielmehr, ich kann sie kaum lesen. (Ich erwähne hier zugleich, dass ich nicht mit konkurriert habe und nicht aus Neid schimpfe.)

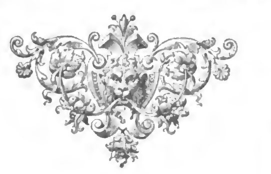
Etwas so Unkünstlerisches, Uninteressantes, ist mir lange nicht vorgekommen. Ich wette, das ist eine Jugendarbeit des Verfassers, die er dereinst von einer Taschenbuchredaktion zurückbekommen und jetzt glücklich an den Mann gebracht hat. Gewiss hat der sonst ja geistreiche alte Herr sich den Jux gemacht, unsere Preisrichter auf die Probe zu stellen. Der Schalk kennt ja die zeitgenössische Kritik und lacht gewiss mit, da ich hier seine Novelle zerpflücke.

Gleich in den ersten Zeilen riechen „Rosen und Orangen“, die, wie ausdrücklich betont wird, nicht da sind, „weithin in die einsame Straße — „Roms“ natürlich, denn ohne „Rom“ keine Künstlerschaft. Später folgen einige unverständliche Phrasenbilder, welche die Verlegenheit des Autors über seinen kuriosen „Rosen- und Orangenduft“, mit „Katzen und Fledermäusen“ bemänteln sollen.

An einer anderen Stelle heißt es: „Annunziata schoss in die Höhe (ohne Gewehr selbstverständlich) wie von einem Freudenstrahl elektrisiert.“ Wohl eine neue Erfindung der Elektrotechnik, dieser „Freudenstrahl“. Und dann die dürftige Handlung, wie trocken erzählt — man stelle sich nur das Wort: „despektierlich“ in der Schilderung eines verunglückten Bildes vor. Und vor allem der Schluss! Gerade da man meint, aha, jetzt kommt die Pointe der Geschichte, blättert man erwartungsvoll um, und: „Sechs Monate später schrieb er demselben Freunde nach Rom:“ folgen fünfzehn und eine halbe Zeile im Zeitungsnotizstil. Schluss. — Und das wurde preisgekrönt!!

Ich schlage vor: Anstatt der Jury — eine Lotterie. Das wird besser sein.

Graz. Paul Andow.



Geschichte der englischen Litteratur.

Von Karl Bleibtreu. 2 Bde. 1887.

Ein geistvolles und anregendes Buch, welches den Vorzug hat, keine offizielle Litteraturgeschichte zu sein, obwohl es so heißt. Es ist vielmehr eine Darstellung der in verschiedenen Jahrhunderten vorherrschenden englischen Geistesrichtungen auf dem Gebiet der sogenannten schönen Wissenschaften. Warum es diesen Titel nicht trägt?

„Das kommt nur auf Gewohnheit an.“

In England ist man an ähnliche Titel sehr gewöhnt. Das deutsche Publikum dagegen legt mehr Wert auf das direkt Unterrichtende, und der Name eines Buchs soll das andeuten. Freilich hat der Verfasser, dem es sonst an dem Mut seiner Meinung nicht zu fehlen pflegt, eine übertriebene Angst vor dem Schul- und Kathederzopf, und um nicht in dessen Gefolgschaft zu geraten, springt er mit gleichen Füßen in dessen Gegenteil hinüber. Einen großen Vorteil aber gewinnt er dabei in der Tat. Gegenwärtig ist alle Litteraturgeschichte dermaßen mit der allgemeinen Kulturgeschichte verquickt, daß man darin vor lauter Bäumen den Dichter-Wald nicht mehr sieht. Bei Bleibtreu dagegen tritt das reinlitterarische Interesse in den Vordergrund, und zwar im Sinn des Geschmacks und der Einbildungskraft, so dass sich die Einzelerscheinungen eines Zeitraums jedesmal um eine Hauptperson, wie z. B. Shakespeare oder Byron, gruppieren. Das ist eine gesunde Behandlungsweise, denn

> „Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben
> Sucht erst den Geist herauszutreiben.“

Nur hat sich der Verfasser dabei ein etwas wunderliches Vorbild genommen, nämlich den französischen Allerweltskritikus Taine, dessen Bedeutung er entschieden zu hoch anschlägt. Herr Taine ist zwar ein Gelehrter und hat auch die dazu gehörige Sittsamkeit; aber seinen Ruf hat er, wie dies in Frankreich, dem Lande der Form, sehr wohl möglich ist, mehr durch seinen bald glänzenden, bald aber auch nur gleißenden Stil erworben. Er ist ein sogenannter Normalien, d. h. aus dem höheren Lehrerseminar der Ecole Normale hervorgegangen, und das ist eine eigentümliche Menschenart, halb Natur- und halb Kunstprodukt, die mit manchen Vorzügen große Fehler verbindet. Was zu Zeiten des Sokrates die Sophisten, das sind gegenwärtig die Normaliens in ihrem Lande. Sie wissen über Alles und noch manches Andere, für und wider, wie man will, elegant zu reden und zu schreiben, verstehn Griechisch und Latein besser als Thukydides und Cicero, französisch etwas besser als das siebzehnte Jahrhundert, und möchten das Buch der Frau von Staël über Deutschland noch einmal einstampfen wie Napoleon I., weil es nicht französisch genug ist. Die Normaliens hassen das Ausland als solches, schon darum, weil man zu-

weilen dessen Sprachen lernen muss. Herr Taine macht hier insoweit eine Ausnahme, als er sich mit England befasst hat. Doch einmal ist keinmal. Uebrigens lebt er als Litterarhistoriker wesentlich von Paradoxen. Der Mensch ist, was er isst — und trinkt. Also redet Taine hauptsächlich vom Klima und Futter, und wenn er auf die Menschen kommt, zeigt er sie nur im Profil. Das ist ausdrucksvoll und für das Publikum wie für ihn selbst sehr bequem, nur hat es den Missstand, dass man seinen Mann nicht wieder kennt, sobald man dessen volles Gesicht sieht. Wenn also Herr Bleibtreu seinem Muster treu geblieben wäre, würden wir ihm ein schlechtes Kompliment dafür machen müssen. Glücklicherweise hat ihn sein gesunder Instinkt ab- und auf das wahre Muster zurückgeleitet, nämlich auf den Vater der germanischen Aesthetik Herder, dem Taine allerlei abgeguckt hat, aber wohlverstanden, ohne die Quelle zu verraten. Setzen wir also statt Taine Herder so kommt Alles wieder ins Blei.

Das zweite Wort, welches der Verfasser auf seine Fahne schreibt, heißt Realismus. Dabei ist nun, wie bei der ganzen realistischen Tendenz unserer Zeit, viel Selbsttäuschung im Spiel. Es ist leicht, allem Herkömmlichen und Uebereinkömmlichen in der Dichtung den Krieg zu erklären. Aber wie will man nachher ohne dasselbe haushalten? Schon die bloße Tatsache, dass Tatsachen in einem Buch erzählt oder gar auf der Bühne vorgestellt werden, ist eine Uebereinkunft, und somit kann man erst auf dem Boden der letzteren die Traditionen der Kunstdichtung bekämpfen. Aber auch hiermit würde man über die monologisierte Autobiographie eines Dichters nicht hinauslangen. Der Realist darf ja nur das Selbsterlebte schildern. Aber die Gefühle und Gedanken Anderer kann man nicht selbst erleben, ebensowenig wie das der Zeit und dem Ort nach Abwesende. Sobald die Realisten auf letztere Dinge eingehen, treten sie ihre eigenen Grundsätze mit Füßen. In dem gegebenen Fall freilich haben wir es nicht mit dem produktiven Realismus zu tun, sondern mit der Kritik und Darstellung litterarischer Tatsachen, welche den Realismus zum Maßstab nimmt. Und es ist klar, dass von diesem Standpunkt aus neue und originelle Anschauungen zu Tage gefördert werden können.

Die Litteraturgeschichte bewegt sich gewöhnlich innerhalb der herkömmlichen dichterischen und Stilgattungen und fragt sich, was Dieser und Jener in diesem und jenem Fach geleistet. Mit dieser Tradition darf man schon brechen und sich mit dem Verfasser fragen: Was ein Mann überhaupt gewollt und wie seine Werke auf die Zeitgenossen und die Nachwelt gewirkt haben. Das ist nicht Sache der Gelehrsamkeit sondern des gesunden Menschenverstandes, dem man auch sein Recht lassen muss. Da es nun viele Leute giebt, die von einer Litteratur wie z. B. die englische, die Hauptsache wissen möchten, ohne dabei durch Nebendinge behindert zu werden, so kann man eine realistische Behandlung nur billigen, ohne die gelehrte, für andere Bedürfnisse berechnete zu verwerfen. Dabei ergiebt sich auch noch ein anderer Vorteil. Eine vollständige Litteraturgeschichte ist wenigstens das Werk eines ganzen Lebens, und wird somit, nebst ihrem Verfasser — alt. Wird sie dagegen von jüngeren Leuten in ihrer ganzen Ausdehnung abgetan, so wird sie einen wesentlich kompilatorischen Charakter an sich tragen. Beiden Missständen entgeht das Bleibtreusche Werk dadurch, dass es fragmentarisch bleibt. Nur soll das kein Tadel sein, wie wir im Anfang andeuteten, weil im Ganzen ein einheitlicher ästhetischer Gesichtspunkt leicht zu erkennen ist. Persönlich stimmen wir demselben nicht in allen Stücken zu, aber das Werk ist ja von einem Anderen verfasst, welcher vor allen Dingen das Recht hat, seinen eigenen Geschmack in seinem eigenen Hause zur Geltung zu bringen. So erklären sich auch die anscheinenden Missverhältnisse in der Einteilung des Buchs. Der zweite Band, welcher nur das neunzehnte Jahrhundert betrifft, ist noch einmal so stark als der erste, der alles Vorhergehende behandelt. Jedenfalls ist das weniger schlimm, als wenn der Verfasser nicht über eine dickbäuchige Einleitung hinausgekommen oder höchstens in der Mitte des Ganzen stecken geblieben wäre. On n'est pas parfait! sagen die Franzosen, und wenn die Gelehrsamkeit ein Vorzug ist, so ist die Selbständigkeit und die Originalität auch einer. Und letztere Eigenschaften reichen hin, um das Bleibtreu'sche Werk dem großen Publikum bestens zu empfehlen.

Caën. Alexander Büchner.



Scythen und Germanen.

Der gelehrte Forscher Friedrich Soltau in Schwerin hat soeben im Verlage von J. A. Stargardt in Berlin eine Streitschrift wissenschaftlichen und zugleich deutsch-patriotischen Charakters gegen Johannes Fressl in München erscheinen lassen. Der Titel der 54 Seiten langen Schrift ist fast so groß wie das Buch selbst, und breit und ausführlich und im Sinne des XVI. Jahrhunderts wird uns schon draußen verraten, was man drinnen zu suchen und zu finden hat. Das ist zweifellos mit Absicht geschehen. Es handelt von einer Erklärung der Sprache des Volkes der Scythen in Anhalt an die über die Sitten und die Sprachen dieses Volkes im Geschichtswerke des Herodot gegebenen Mitteilungen, zugleich als offenen Brief an Herrn Johannes Fressl in München bezüglich der von demselben verfassten Schrift, betitelt „Die Scythen-Saken, die Urväter der Ger-

manen“ (München 1886, J. Landauer) „zur Zurückweisung solcher in dieser Schrift dem europäischen Germanentum aufgedrungenen Vaterschaft“. Mit großem Feingefühl weist Verfasser nach, dass selbst auch nur eine Stammes-Aehnlichkeit außer allem Bereiche der Beobachtung liege und dass Herr Fressl sich auf dem Holzwege befinde. Mit einer Lessingschen Schärfe und Umsicht, namentlich was die Etymologie anlangt, schneidet er seinem Gegner in liebenswürdigster Weise alle falschen Schlüsse und Hypothesen aus dem Schädel heraus, fügt an Stelle des Haltlosen und Verkehrten und des ab ovo Unmöglichen das allein Annehmbare und Richtige ein und endet mit einem kraftvollen Hymnus in Prosa auf die Germanen der Neuzeit, so dass der „rohe Scythe“ (Shakespeare) der Scythe bleibt und nichts weiter. Soltau weist schlagend nach, dass die Scythischen Nomadenvölker keineswegs unsere Urväter, sondern nur unsere Einwanderungs-Vorläufer in den südlichen und westlichen Teilen unseres europäischen Grundes und Bodens seien und dass die Sprache der Scythen ebenso wenig mit dem germanisch-deutschen Sprachidiom in Uebereinstimmung zu bringen ist. Am interessantesten sind die Sprachnachweise Soltaus. Er beginnt mit dem Alphabet der Scythen, dem Volke der Pfeil-Schützen (sagitta) und behandelt dann viele Wörter dieser ältesten, sprachgeschichtlich zuerst in Europa aufgetretenen Sprache. Die Scythen waren, nach Soltaus Untersuchung, mittelgroße, schwarzhaarige und dunkeläugige Völker, sahen also etwas anders aus als wie der Augenzeuge Tacitus unsere germanischen Vorfahren schildert. Diesen unseren Einwanderungs-Vorläufern verdanken wir zwar viele bekannte Wörter, so das Wort „Brocken“ (Harz), scythisch breoceann = Feuerspritze (S. 17); die „Saale“ nebst den Worten „Halle“ und „Halloren“, vom scythischen Worte saile = Salzwasser; „Wismar“, vom scythischen uiske — mar = umgeben mit Wasser: den „Loreley-Felsen“, scythisch Glor — lia = tönender Fels u. s. w., aber welches Volk hätte in sprachlicher Beziehung einem anderen nichts zu verdanken gehabt? Es würde zu weit führen, alle Gegenbeweise ausführlich anzuführen. Die Quintessenz des Ganzen ist: dass die Germanen Germanen und keine Scythen waren. „Die seit altersher bestehende Stammes-Ungleichheit liegt auch heute noch zwischen uns Deutsch-Germanen und namentlich unseren westlichen, sich mit Vorliebe noch jetzt Kelten nennenden französischen Nachbarn so deutlich zu Tage, dass an eine harmonische Ausgleichung des inneren Wesens unserer beiderseitigen Geschlechter ohne weiteres nicht gedacht werden kann.“ Denn, setzt Verfasser hinzu: „es ist nicht nötig, unseren allmählich mehr und mehr in den Vordergrund getretenen Humanitäts-Idealismus strenger im Zügel zu halten und von dem Glauben zurückzutreten, als seien nationale und politische Unterschiede und Gegensätze durch Meinungen und Worte leichtlich und auf die Dauer auszugleichen und zu beseitigen. Aller Kulturfortschritt ist, so lange die Welt steht, meistenteils aus der Wechselwirkung nationaler Ungleichheiten hervorgegangen, nur steht zu wünschen, dass das Aufeinanderplatzen dazu erspart werde. (Dürfte wohl schwer halten!) Da aber Ueberschwänglichkeiten auf einer oder der anderen Seite sich nicht immer durch Kompromisse zügeln lassen, so haben wir, nach langer Zerklüftung soeben erst zur politischen Geschlossenheit wieder geeinten, Deutsch-Germanen die Hand vom Degenknopfe noch lange nicht zurückzuziehen und unsere jetzt ‚mit Gott für Kaiser und Reich‘ uns vorleuchtende Bundesfahne nicht in den Kyffhäuser zurückzutragen, sondern vor ganz Europa nach allen politischen Horizonten hin weitentfaltet sichtbar zu erhalten.“

Berlin. Wilhelm Röseler.

Pariser Urteile über unsere Litteratur.

In der bekannten glänzenden Zeitschrift „Le Livre“ eröffnet Louis de Hessem eine Reihe von Studien, „Les grands éditeurs d'Allemagne“ mit einer interessanten Rundschau über unsere neueste Litteraturbewegung. Wir geben den betreffenden Abschnitt in der Ursprache ohne jede weitere Bemerkung:

C'est à Leipzig également que nous rencontrons un jeune éditeur, très audacieux et très intelligent, qui n'a pas craint de suivre et de soutenir la nouvelle génération littéraire dans sa rupture violente avec a tradition religieusement respectée par la plupart des grands écrivains d'Allemagne euxmêmes. Cet éditeur a nom Wilhelm Friedrich.

Ce même éditeur publiait, il y a un an, la seconde édition, revue et augmentée, d'une sorte de pamphlet intitulé: *Une Révolution dans la littérature*. Cet opuscule ne manquait ni de verve ni de justesse; son auteur, Carl Bleibtreu, un tout jeune homme — né en 1859 — y faisait montre d'un jugement littéraire très droit, d'un talent remarquable et, ajoutons-le, d'une inebranlable confiance en ses propres mérites. Donc cette plaquette débute ainsi: „Cette édition a été soigneusement revue, remaniée, augmentée. Des expressions ont été atténuées, des lacunes ont été comblées, mais en somme je ne vois rien et ne verrai rien d'ici longtemps qui soit de nature à modifier ma manière de voir. En outre, mon intention n'était pas de donner un pânorama de la littérature contemporaine, mais d'en relever tout simplement les points les plus saillants.“

Or cette manière de voir ne peut être du goût, nous le supposons, de la plupart des sommités formant les points les plus saillants de cette littérature. Après avoir reproché amèrement à l'Allemagne de n'être „qu'une nation assimilante, dépourvue de toute initiative, ayant, depuis le moyen âge, laissé l'influence étrangère s'exercer sur chacune de ses propres conceptions intellectuelles“, Bleibtreu passe rapidement en revue chacun des genres où ses compatriotes se sont exercés en ces temps derniers, et ceux-là que le succès a déclarés comme les maîtres du genre. Bleibtreu s'en donne alors à cœur joie: tudieu, quel massacre! Reste-t-il un seul homme debout après semblable exécution? Les moins maltraités n'en sortent point avec tous leurs membres, tant s'en faut; quant aux autres, hélas! les plus cléments font preuve d'une incroyable générosité en pardonnant au l'auteur de cette *Révolution*, en se disant qu'à la jeunesse tout est permis. C'est ainsi que dans le roman, Gustave Freytag lui-même n'est pas un écrivain dans le sens élevé du mot; les ouvrages de George Ebers n'ont du roman historique que les prétentions outrecuidantes,

Félix Dahn est déclamatoire et faux; les poètes sont tout au plus des poétereaux rimaillant tant bien mal; le drame actuel n'existe pas. (Il faut bien cependant que quelques personnes surnagent dans cet océan de nullités: ce sont Shakespeare, Byron, Zola et . . . Bleibtreu. La bouée qui les maintient à flot, c'est le réalisme: ceci indique suffisamment les tendances de la „jeune Allemagne" dont Carl Bleibtreu est le champion le plus militant et Friedrich l'éditeur très vaillant et très intelligent. Cette jeune école et son libraire bravaient tous deux l'opinion publique, cette opinion formée de toutes les familles allemandes et de tous les „journaux de la famille"; ces jeunes écrivains affichaient la prétention de vouloir tout dire, l'éditeur la prétention vouloir tout imprimer. Ceci était excessivement grave dans un milieu où la presse est omnipotente et la librairie peu influente, à cause des entraves nombreuses qui restreignent son action. Les écrivains les plus célèbres n'avaient point jusqu'alors osé aller aussi loin: ils obéissaient aux ordres des journaux donnant la recette pour un roman à leur convenance et payant grassement, en guise de compensation. Les choses s'accentuaient plus encore parfois; il ne fallait pas introduire de scènes de tel ou tel genre, ni s'aviser de faire *finir mal*, sur une conclusion qui ne fût pas consolante pour le lecteur. Nous pourrions citer des cas où les auteurs terminèrent une œuvre de telle façon, dans la publication en feuilleton, et de façon diamétralement opposée dans la publication en volume. La jeune école affirma son intention de vouloir s'affranchir de cette tutelle humiliante qui remplaçait l'initiative individuelle par une règle uniforme; elle fut puissamment secondée par Wilhelm Friedrich, et c'est à lui certainement qu'elle doit de vivre encore et de former un corps compact assez résistant pour tenir tête à l'ennemi infiniment plus nombreux.)

Wilhelm Friedrich est né en 1851: c'est donc un jeune éditeur à tous points de vue. Après avoir commencé son apprentissage de la librairie à Elbing, il le compléta dans les plus importantes maisons d'Italie, de Lyon, de Tiflis, de Kiew et d'Agram. Plus tard il fonda, pour le compte d'une maison de Pola, la première librairie franco-allemande de la Dalmatie, à Zara. Puis il rentra en Allemagne où il s'établit à Leipzig, en 1878.

Dès son installation, Friedrich semble avoir tracé la ligne de conduite dont il ne devra plus se départir. Peu de temps après, il achète et met à la disposition de l'école réaliste l'organe critique le plus important de l'Allemagne, le *Magazin für Litteratur*. Ce journal date de 1832; il parait toutes les semaines par numéros de seize pages in-quarto. Très répandu en Allemagne et à l'étranger, le *Magazin* et sa publicité rendirent de grands services à l'éditeur et aux auteurs publiés par celui-ci. En 1882, Friedrich passa à l'exécution d'une idée qui avait vraiment une allure peu commune: il lança les premiers volumes d'une *Histoire universelle des littératures*, en monographies distinctes. La série s'ouvrit par l'Histoire de la littérature française, ce volume, qui est on ne peut plus méritant et on ne peut plus consciencieux, fut suivi rapidement de l'Histoire de la littérature polonaise, de la littérature anglaise, de la littérature allemande, de la littérature russe, de la littérature italienne, de la littérature grecque etc. Actuellement onze volumes ont paru, reliés à de superbes volumes in-octavo imprimés en caractères elzéviriens et l'antique d'une façon sobre et élégante. Friedrich crut devoir donner un complément à ce tableau historique des littératures: il publia trois séries de traductions destinées à faire connaître les œuvres remarquables de ces mêmes littératures. Une série fut donnée au roman, elle comprend des ouvrages du Danois Drachmann, du Russe Dostoïevski, de l'Italien Bernardini etc.; une seconde à la poésie et une troisième aux contes populaires nationaux.

Entre temps, Wilhelm Friedrich avait continué à prêter son appui aux jeunes, tout en ne publiant pas cependant le premier venu. Beaucoup de noms nouveaux parvinrent jusqu'au public par son intermédiaire; beaucoup n'obtinrent qu'un succès d'estime, insuffisant pour valoir de gros bénéfices à l'éditeur, mais cependant la plupart des *jeunes* édités par lui ont une réelle valeur littéraire. Nous citerons parmi eux Hermann Heiberg, l'aimable conteur, l'élégant écrivain, l'observateur judicieux dont la réputation s'est faite comme par une sorte de révélation en moins de quelques années, le belliqueux Carl Bleibtreu, plein de sève, de talent et d'impétuosité, M. G. Conrad, fort remarqué à propos de ses cinq ou six volumes d'études sur Paris, le monde parisien et les lettres françaises, B. de Suttner, dont l'originalité, la science du style et les hautes visées philosophiques s'affirmèrent d'une façon éclatante dès son premier volume: l'*Inventaire d'une âme*, puis encore Max Kretzer, Liliencron, H. Conradi, W. Walloth. N'oublions point Carmen Sylva, la reine de Roumanie, qui fut introduite par Friedrich dans le monde des lettres. Depuis quelques années, Friedrich a édité aussi nombre d'ouvrages scientifiques ou philosophiques dus aux savants et aux philosophes les plus célèbres du pays. Enfin, en janvier dernier, il reprit la publication d'une revue mensuelle, *Die Gesellschaft* (la Société), dirigée par M. G. Conrad et toute dévouée aux intérêts de la „Jeune Allemagne".

Comme nous le disions plus haut, Wilhelm Friedrich a cet avantage d'avoir adopté dès ses commencements un plan d'action dont il ne s'écarte pas et qu'il met à exécution avec une rare énergie. L'ensemble de ses publications garde la griffe de l'éditeur et chaque nouveau volume forme pour ainsi dire un complément de l'œuvre commune. Cette façon d'agir a imprimé un caractère nettement défini à la maison et lui a assuré, en moins de dix années, une place spéciale et une importance d'un ordre particulier qu'il nous a paru bon de signaler.

Sprechsaal.

Litterarische Berichtigung.

Die immer noch einigermaßen schwankende Frage, ob der bekannte russische Schriftsteller Tschernyschewskij mit seinen Vornamen Nikolaj Gawrilowitsch oder Nikolaj Gerassimowitsch heißt (erst neulich wieder trat ein Moskauer Korrespondent der „Deutschen Schriftstellerzeitung" für die letztere Benennung ein), dürfte durch die nachfolgende Zuschrift des russischen Litterarhistorikers A. N. Pypin, die derselbe auf eine bezügliche Interpellation an den Unterzeichneten richtete, definitiv zur Entscheidung gebracht sein. Die Zuschrift lautet in Uebersetzung:

Zarskoje Seelo, 5. Juli a. St. 1887.

. . . . . Auf Ihre Anfrage in betreff Tschernyschewskijs kann ich nur bestätigen, dass derselbe wirklich Nikolaj Gawrilowitsch heißt. Jene andere Angabe beruht auf einem Fehler, der schon vor langer Zeit in einem russischen Nachschlagewerk begangen worden ist. Von dort hat er sich dann mehrmals wiederholt und ist offenbar auch in die von Ihnen erwähnte „Berichtigung" übergegangen. Meiner Angabe können Sie unbedingt Glauben schenken, da Tschernyschewskij ein naher Verwandter von mir und mein Freund von Kindheit an ist. Geboren wurde er 12. Juli a. St. (nämlich 1828 in Saratow) . . . A. Pypin.

Leipzig. Traugott Pech.

Litterarische Neuigkeiten.

„Die Balkanhalbinsel" (mit Ausschluss von Griechenland). Physikalische und ethnographische Schilderungen und Städtebilder von A. E. Lux, mit 90 Illustrationen, einem Panorama von Konstantinopel und einer Uebersichtskarte: Bei dem großen Interesse, welches gegenwärtig die Balkanhalbinsel allgemein in Anspruch nimmt und es wohl auch noch in Zukunft nehmen wird, dürfte das Werk, welches vortrefflich geschrieben und zur richtigen Zeit erschienen ist, die Aufmerksamkeit auf sich lenken, die ihm zukommt. (Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung.) Ebendieselbe Verlagsanstalt brachte gleichzeitig auf den Markt: „Das deutsche Volksbuch von den Heymonskindern." Nach dem Niederländischen bearbeitet von Paul von der Aelst, mit einer Einleitung über Geschichte und Verbreitung der Reinoltsage, herausgegeben von Dr. Friedrich Pfaff.

„Die Bibliothek der Gesammtlitteratur" (Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.) schreitet rüstig vorwärts und ist bereits bis zur Nr. 125 erschienen. Nr. 114, 115 enthält: Neues Buch der Lieder von Paul Baehr. Nr. 116, 117: Hellenische Erzählungen, übersetzt und herausgegeben von Professor August Boltz. Ferner erschienen: Nr. 118—120. Immermann, Oberhof. Nr. 121. Hebel, Alemannische Gedichte. Nr. 122, 123. Hauff, Memoiren des Satans. Nr. 124. Hauff, Das Bild des Kaisers. Nr. 125. Körner, Erzählungen. Jedes Bändchen ist mit einer litterargeschichtlichen Notiz und mit dem Bilde des Verfassers versehen.

Das poetische Preis-Ausschreiben, welches die Redaktion des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen in Nr. 1 des laufenden Jahrganges für je eine mit 100 Mark zu krönende lyrische Dichtung, eine Ballade und eine poetische Erzählung erließ, hat zu folgendem Ergebnis geführt: Für ein lyrisches Gedicht konnte keinem der Bewerber der Preis erteilt werden, während Herr Gymnasiallehrer Reinhold Fuchs in Leipzig mit der Ballade „Deutsche Treue" und Herr Schriftsteller Konrad Telmann in Baden-Baden mit der poetischen Erzählung „Almansor" den Sieg errangen. Der Preis für das nicht prämiierte lyrische Gedicht fiel der Schillerstiftung zu. Als Preisrichter fungierten die Herren: Julius Hart, Paul Heinze, Dr. Hermann Lingg, Dr. Johannes Prölß, Dr. Friedrich Spielhagen, Professor Julius Sturm und Professor Dr. Karl Woermann. Die Redaktion des „Deutschen Dichterheim" hat für den Herbst dieses Jahres eine Wiederholung des Preis-Ausschreibens in Aussicht genommen, worüber die 1. Nr. des VIII. Jahrganges seiner Zeit alles Nähere enthalten wird.

„La matière brute et la matière vivante" von J. Delboeuf. — Paris, Felix Alcan. Der Verfasser, Professor an der Universität zu Lüttich, hat in diesem Werk, das einen Band der rühmlichst bekannten „Collection de philosophie contemporaine" bildet, das Resultat seiner langjährigen Studien niedergelegt. Das Werk eröffnet absolut neue Gesichtspunkte und dürfte für den Fachgelehrten unentbehrlich sein; aber auch der gebildete Laie wird von dem Buche, das leicht verständlich geschrieben ist, mächtig angeregt und gefesselt werden.

„Histoire du Prince de Bismarck" (1847—1887) par Edouard Simon (Paris, Paul Ollendorf). Es spricht für den Erfolg des Simonschen Werkes, dass bereits eine 3. Auflage nötig geworden ist. Wie in seinem früher erschienenen Buch „L'Empereur Guillaume et son règne" so ist auch hier vor allem die strenge Objektivität anzuerkennen, mit der die politischen Geschicke der letzten 40 Jahre und das politische Wirken unseres großen Kanzlers dargestellt sind. Bei einem französisch geschriebenen Buch ist diese Objektivität doppelt schätzenswert.

Robert de Bonnières: „Jeanne Avril." Roman Parisien. — Paris, Paul Ollendorff, 1887. Der Verfasser ist ein feiner Beobachter des menschlichen Herzens, wie er bereits früher in seinem Roman „Les Monach" bewiesen hat, in dem er uns in die jüdische Gesellschaft von Paris einführt, wo heutigen Tages der „Antisemitismus" blüht wie nirgends. In dem vorliegenden Romane entwickelt R. de Bonnières mit psychologischer Wahrheit und packender Lebendigkeit, wie die Liebe in einem reichbegabten Mädchenherze keimt, wächst und zur Blüte kommt. Die Titelheldin gehört einer reichen Familie unserer Zeit an. Sie entfaltet im Laufe ihrer Entwickelung alle Fehler und Schwächen ihres Geschlechtes; aber, während sie gleichsam Schritt für Schritt das Leben entdeckt, entwickeln sich auch in noch höherem Grade alle guten und herrlichen Eigenschaften des Weibes, welche über jene den Sieg davon tragen, ja auch noch stark genug sind, wenig charakterfeste Mütter zu stützen. Der Verfasser schildert augenscheinlich die Welt, in welcher er gelebt hat und wo junge Mädchen wie Jeanne nicht zu den Seltenheiten gehören. Jene Harmlosigkeit, welche gemischt ist aus Unwissenheit und Koketterie, findet sich bei den jungen Mädchen besonders in Paris. Jeanne ist hübsch; der Augenblick, in dem sie dies erfährt (sie ist etwa vierzehn Jahr), ist der Anfang ihrer Liebe und ihres Lebens, das sie bisher wie ein wilder Junge verbracht, den Mutter und Großmutter nicht im Zaume halten können. Die heimliche Lektüre eines Dumasschen Buches hat ihr die Wissenschaft gebracht, das jedes Weib dazu bestimmt sei, einen Roman zu durchleben: von diesem Augenblicke an ist ihr höchstes Sehnen, den ihren beginnen zu können. Die Darstellung der Jugendliebe Jeannes ist reizend und geradezu typisch. Jeannes Erfolge in der Welt, die sie erst später kennen lernt, sind großartig; immer aber sucht Jeanne vergebens nach dem Genossen des von ihr geträumten Romanes, bis ein zögerndes aber unabwendbares Geschick sie mit dem längst geliebten Manne zusammenführt. — Der Roman ist gelegentlich nicht ganz frei von Uebertreibungen, welche die Wirkung erhöhen sollen, aber der Stil ist gewandt und verleiht zuweilen einer köstlichen Ironie Ausdruck.

„Die Revolution seit dem XVI. Jahrhundert" im Lichte der neuesten Forschung von Wilhelm Hohoff (Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung). Hohoff versucht hier den Beweis der Wahrheit für die Behauptung des Papstes Leo XIII., dass nämlich „die Reformation des XVI. Jahrhunderts als Ursache der modernen Revolution bezeichnet werden müsse", zu erbringen. Es geht daraus zur Genüge hervor, dass das Werk im streng katholischen Sinne geschrieben ist. Trotz der einseitigen Tendenz bietet das umfangreiche Buch des Neuen und Interessanten so viel, dass das Studium auch denen, die nicht auf dem Standpunkt des Verfassers stehen, empfohlen werden kann.

„Reclamsche Universal-Bibliothek." Band 2291—2300. „Declamatorium". Eine Mustersammlung ernster und heiterer Vortragsdichtungen aus der Weltlitteratur herausgegeben von Maximilian Bern (2291—2295). V. Cherbuliez, „Der Graf Kostia". Deutsch von H. Denhardt (2296—2298). „Die Junggesellen," Schwank in einem Aufzug von Robert Misch (2299). „Unter vier Augen," Lustspiel in einem Aufzug von Ludwig Fulda (2300).

„Neuer deutscher Novellenschatz," herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. — Verlag von R. Oldenbourg in München. Von der bekannten Novellensammlung, in der nach einander die vorzüglichsten modernen Erzeugnisse des novellistischen Genres in Deutschland zum Abdruck gelangen, liegen uns Band 19 und 20 vor. Jener enthält: „Der Herrgottschnitzer von Ammergau" von L. Ganghofer, jene Erzählung, die in ihrer dramatischen Gestalt so rasch berühmt geworden ist, ferner „Verzaubert" von Hans Arnold und „Cezar Grawinsky" von Adelheid Weber. Dieser hat zum Inhalt „Das Brod der Engel" von C. M. Vacano und „Der alte Randolph" von Ida Boy-Ed. — Nicht minder bekannt als die vorgenannte ist die unter dem Titel „Bachems Novellensammlung" erscheinende Sammlung von zeitgenössischen deutschen Novellen und kürzeren Romanen (Verlag von J. P. Bachem in Köln). Der soeben publizierte 27. Band derselben enthält: „Schicksalswechsel" von A. v. Wegerer und „Gräfin Eva" von E. K. Lenze.

Von „Engelhorns allgemeiner Roman-Bibliothek" liegen uns Band 24 und 25 des III. Jahrganges vor. Den Inhalt bildet Hugh Conways nachgelassener Roman „Lebend oder Tot". Aus dem Englischen übersetzt von N. Rümelin, ein Werk, das von dem eminenten Erzählertalent Conways rühmlich Zeugnis ablegt.

„Der Tempel von Jerusalem und seine Maße" von P. Odilo Wolff (Graz, Verlagsbuchhandlung Styria). Das Werk ist eine vollständige Monographie des Tempels in den verschiedensten Perioden seines Bestandes. Beigegeben sind acht Textfiguren und drei artistische Beilagen. Nicht nur für Fachgelehrte sondern auch für das größere Publikum, bei dem man weder archäologische noch topographische Kenntnisse voraussetzt, ist das Werk von hohem Interesse.

„The Nation" vom 28. Juli c. enthält einen interessanten Artikel über George Eliot's religiöse Uebergangsperiode. Während R. H. Hutton (in der „Contemporary Review") und Lord Octon (im „Nineteenth Century") ein plötzliches Aufgeben des religiösen Glaubens ihrer Väter angenommen hatten, sucht der Verfasser zu zeigen, in welcher Weise sich diese Wandlung allmählich vorbereitet haben könnte, indem er auf George Eliot's vorangegangene Lektüre von Lyell's und Isaak Taylor's Schriften hinweist. — „The Nation, A Weekly Journal devoted to Politics, Literature, Science, and Art" (Address: The Nation Box 794, New York. Subscription: three Dollars per year), ist eine der angesehensten Zeitschriften Amerikas. Aus dem reichhaltigen Inhalt der letzten Nummern wollen wir einige Artikel beispielsweise erwähnen: Amerikanische Architektur. Amerikanische Litteratur. Frauenstimmrecht. Frauen in Cambridge und Oxford. Lateinlehren. Henry Ward Beecher. Duell in der Armee. Litterarische Moral. Die Gothe-Gesellschaft. Scherer über Goethe.

„Die Bau- und Kunst-Denkmäler weiland Sr. Majestät König Ludwig II. von Bayern." Ein Begleiter und Andenken für die Besucher der königlichen Schlösser Chiemsee, Linderhof, Neuschwanstein, Hohenschwangau und Berg von Ludwig Lailer. Mit sieben Originalphotographien, drei Holzschnitten, drei Grundrissen und einem Kärtchen (München, Cäsar Fritsch).

Marie de Besneray: „Heureuse?" 2e Ed., Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1887. Die Hauptpersonen dieses Romans sind Marc Alban und Arlette Zimany. — Letztere ist die Tochter eines künstlerisch hochbegabten Elternpaares, das aber durch den Leichtsinn des Vaters, eines Polen, heruntergekommen, ihr kaum geborenes Töchterchen der Nähterin Colette Sandrin anvertrauen, die es zusammen mit dem überstrengen Abbé Hugues erzieht. Marc Alban, ein achtenswerter Mann, der sich durch eigene Kraft ein ungeheures Vermögen und eine angesehene bürgerliche Stellung erobert hat, erlöst Arlette aus der ihr verhassten Umgebung, indem er das heißgeliebte Mädchen heiratet. Die ersten Jahre weiht Arlette ganz der Liebe zu ihrem Gatten und zu ihrem Töchterlein Marcelle, dann aber stellt sich Langeweile ein, da sie keine tiefe Herzensneigung zu ihrem vortrefflichen, aber etwas nüchternen Gatten hegt. Da erfüllt der plötzlich auf dem Schauplatz erscheinende schöne, aber leichtfertige Adrien Fayolle ihr Herz mit einer ebenso sündigen wie heißen Leidenschaft. Die Erzieherin Marcelles, Jacqueline liebt ihrerseits Marc aus selbstsüchtigen Gründen und weiß durch ihr nichtswürdiges Versehen in Arlette den irrtümlichen Glauben zu erwecken, dass ihr Gatte die Treue gebrochen habe. Alban vergisst sich infolge der ungerechten Vorwürfe seiner Frau so weit, dass er im Zorne nach ihr schlägt. Nun erzwingt Arlette die Scheidung und vermählt sich dann mit Adrien, dem sie nach seinem Heimatsorte Uzerche folgt. Marc Alban stirbt infolge des Seelenschmerzes und aller Aufregungen. Als dann Arlette kommt, um Marcelle zu holen, folgt ihr das entfremdete Kind nicht. Schmerzbeladen und krank nach Hause zurückkehrend, wird ihr der längst gehegte Verdacht zur Gewissheit, dass Adrien ihr untreu ist. In der ersten Erregung will sie sich das Leben nehmen, die Festigkeit der Großmutter Adriens bringt sie aber zu dem Entschlusse zu „verzeihen und zu leiden". Der Roman ist fesselnd und spannend geschrieben und ist reich an prächtigen Schilderungen. Die Person der Jacqueline und die des Advokaten Bellerat erscheinen etwas zu wenig scharf gezeichnet, dagegen ist die Familie Marcs: seine apoplektische Schwester Martine und deren unter dem Pantoffel zusammenknickender Gatte Évariste, ferner ihre Tochter Susanne vortrefflich geschildert, ebenso die Hauptpersonen. Als der Grundgedanke erscheint uns: „Eine Frau, welcher der Sinn für häusliches Familienleben fehlt, wird sich trotz aller äußeren Glücksgüter nicht glücklich fühlen an der Seite eines noch so vortrefflichen Gatten." In die gelegentlich etwas gewagten, nie aber hässlichen Szenen sind treffende Betrachtungen über Malerei, Bildhauerei, Musik, Philosophie und Religion eingeflochten. Das Werk ist insofern ein Tendenzroman, als es sich eingehend mit der seit geraumer Zeit in Frankreich viel besprochenen Frage beschäftigt, ob die civile Scheidung statthaft und vorteilhaft sei. Die Entscheidung des Verfassers scheint verneinend auszufallen, da jede der geschiedenen Parteien nur tiefer in das Unglück versinkt. — Der Roman ist empfehlenswert.

Erschienene Neuigkeiten.

„Freundschaft und Ideal." Gedichte von Gottl. Friedr. Roeper, weiland Professor am Gymnasium zu Danzig. Herausgegeben von seinen hinterbliebenen Kindern. — Danzig, Verlag von L. Sauniers Buchhandlung.

„Mein Lenz im Liede" von Siegfried Martin Langen. — Berlin, J. Zenkers Verlag.

„München und die bayerischen Königsschlösser" von M. Koch von Bernek. Mit zwei Karten, einem Stadtplan und zahlreichen Illustrationen. — Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt.

„Syltiana." Von Sanitätsrat Dr. M. Marcus. — Hamburg, Epstein & Engelkes Buchhandlung.

„Im Banne des Unterberges." Eine Erzählung aus dem XVII. Jahrhundert von Sophie Barazeti. — Wien, Verlag von Carl Konegen.

„Im Hohlspiegel." Satiren von Otto von Leixner. I. 2086 oder das Weltalter der Gleichheit. — Frankfurt a/M. und Berlin, Koenitzers Verlag.

„Hochland-Geschichten aus Kärntens Paradies" von Aug. Gugl. — Großenhain, Verlag von Baumert & Ronge.

„Collection of British Authors" (Tauchnitz Edition). Die zuletzt veröffentlichten Bände enthalten: „Sabina Zembra" by William Black (vol. 2466—2467) und „Next of kin wanted" by M. Betham-Edwards (vol. 2468) — Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

„Die Bregenzer Klause." Schauspiel in fünf Akten von Hermann Lingg. — München, Verlag von Theodor Ackermann.

„Die Russifizierung der Ostseeprovinzen" von F. von Dorneth. — Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

„Gottfried Bernhardy." Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken von Dr. Richard Volkmann. Mit einem Bildnis Bernhardys. — Halle, Verlag von Eduard Anton.

„Kampfbereitschaft." (La veillée des armes) von H. Barthélemy. Autorisierte Uebersetzung von J. M. — Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung.

„Lazarus von Bethanien." Christliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Rob. Hugo Hertzsch. — Leipzig, Gustav Fock.

„Die Bulle ‚Ne pretereat' und die Reconciliations-Verhandlungen Ludwigs des Bayers mit dem Papste Johann XXII." Ein Beitrag zur Geschichte des XIX. Jahrhunderts von Wilhelm Felten. II. Teil. Der I. Teil erschien bereits im Jahre 1885. — Trier, Druck und Verlag der Paulinus Druckerei.

„Tempel und Palast Salomos." Denkmäler phönikischer Kunst von Dr. Thomas Friedrich, Dozent an der Universität Innsbruck. — Innsbruck, Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung.

„Die Zillerianer stiktester Observanz" nach ihren neuesten litterarischen Produktionen beurteilt von Dr. G. Kühn. — Altenburg, Verlag von Viktor Dietz.

„Die Lehre Herbarts von der menschlichen Seele." Ein Versuch, dieselbe nach ihren wesentlichen Beziehungen allgemein verständlich darzustellen und vom Standpunkt der christlichen Erziehungslehre zu beurteilen. Von J. Jos. Wolff. Mit einem Vorwort von Dr. Mathias Schneid. — — Düsseldorf, Verlag von L. Schwann.

„Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, Prinz-Gemahl von England." Rede am 59. Geburtstage Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen, gehalten von Dr. Otto Dost. — Plauen i. V., Verlag von F. E. Neupert.

„Deutsche Zeit- und Streit-Fragen", herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Heft 4: Der gerichtliche Zweikampf und das heutige Duell von Conrad Thümmel (Amtsrichter in Lüben). — Hamburg, Verlag von J. F. Richter.

„Sammlung gemeinverständlicher Vorträge", herausgegeben von Rud. Virchow und Franz von Holtzendorff. II. Serie. Heft 5: Dr. Eduard Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudan. Vortrag von Prof. P. Trentlein. — Heft 6: Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren afrikanischen Kolonien. Von Dr. Heinrich Bolau. — Hamburg, Verlag von J. F. Richter.

„Physiologie" oder Die Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen und tierischen Körper. Populär dargestellt von Dr. S. Rahmer. Lieferung 1/2. — Stuttgart, Verlag von Otto Weisert.

„Kurzgefasstes Deutsch Pasilingua Wörterbuch" von P. Steiner. — Neuwied, Heusers Verlag (Louis Heuser).

„Nordisk Conversations-Lexikon." Heft 51/52. — Kopenhagen, Verlagsbüreau.

„Tourists and Students Manual of Languages." By Capt. Chas Slack. Second edition. — London, Simpkin, Marshall & Co.

„Denkmäler des klassischen Altertums." Lieferung 29a und 44. — München, Verlag von R. Oldenbourg.

Ausländische Neuigkeiten.

„Journal d'un Philosophe" par Lucien Arréat. (Paris, Felix Alcan.) Geistreiche Plaudereien über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete der Kunst, Litteratur, Philosophie u. s. w.

„Histoire Naturelle et la Croyance." Première partie: L'Animal (Paris, Felix Alcan). Der hier vorliegende I. Teil dieses bedeutenden Werkes beschäftigt sich mit der Psychologie des Tieres.

„Les Sophistes Allemands et les Nihilistes Russes" par Th. Funck-Brentano (Paris, E. Plon, Nourrit et Cie.).

„Θαλασσινά" ὑπὸ Ἀντωνίου Θ. Σπηλιοτοπούλου (Ἐν Ἀθήναις, ἐκ τοῦ Τυπογραφείου τῆς Β. Αὐλῆς Ν. Ἰγγλέση).

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 35. Leipzig, den 27. August. 1887.

Inhalt:

Der moderne Realismus und seine Stellung in der Weltlitteratur.

Von Edgar Steiger (Leipzig).

I.

Dass ein jeder Fortschritt im Kulturleben der Menschheit schwere Opfer fordert, wagt wohl Niemand zu leugnen. Segen und Fluch, Licht und Schatten sind auch hier unzertrennlich, und jeder neue Berggrat, den der kühne Tourist erklommen, eröffnet dem Blick neue unabsehbare Abgründe. Bisher aber fassten die Denker meist nur die moralische Seite dieses Lebensgesetzes ins Auge; nur Wenige erkannten, dass in der Verfeinerung unserer Kultur auch für das intellektuelle Leben der Menge eine große Gefahr liegt, die wie ein schleichendes Gift zersetzend und todbringend wirkt. Ich meine die Verschulung, die gedankenlose Eintrichterung erstarrter Begriffe und Formeln, das Spiel mit teils unverstandenen, teils missverstandenen Schlagwörtern, die Kunst des bloßen Nachsprechens, welche gemeiniglich an die Stelle des Nachdenkens getreten ist. Und wo äußert sich diese Denkfaulheit — denn milder lässt sich die Sache kaum bezeichnen — ekelhafter und aufdringlicher als auf dem Gebiete der Aesthetik?

Da ist ein sogenannter Litterat, der einmal auf der Schulbank etwas von tragischer Schuld, Peripetie, Katharsis u. s. w. gehört hat — flugs glaubt er öffentlich über jeden modernen Dramatiker, der seine eigenen Wege geht, im Namen von Aristoteles und Lessing den Stab brechen zu dürfen. Und doch hat er weder den Griechen gelesen noch den Deutschen verstanden, sondern nur jene todten Formeln auswendig gelernt, die ihm die zopfige Poetik eines poesielosen Schulmeisters an die Hand gab.

Da ist ein Anderer, der beständig von Schillers Idealismus faselt, ihn aber nur aus einer mit Bildern geschmückten Litteraturgeschichte oder in der vielfach verdünnten Gestalt der Epigonen-Dichtung kennt — was Wunder, wenn er jammert, flennt und kläfft, wenn ihm ein junger Stürmer aus der realistischen Schule plötzlich seinen idealen Nebel vor der Nase wegbläst!

Da ist endlich ein Dritter, der das Alte, von den Vätern Ererbte, das nur hergesagt, nicht gedacht zu werden braucht, liebt und hochschätzt, der aber zugleich mit der Zeit fortschreiten und dem Neuen gerecht werden möchte, kurz gesagt: der litterarische Bildungsphilister, welcher Niemanden beleidigen und hübsch die Mittelstraße gehen will — er behilft sich mit dem beliebten „einerseits — andrerseits“ und sucht Idealismus und Realismus, die er beide nur dem Namen, nicht dem Wesen nach kennt, in eine höhere Einheit zu verschmelzen, die sich ihm freilich unter den Händen in eitel Nebel und Dunst auflöst.

Wir sehen schon aus den angeführten Beispielen, wie groß die Verwirrung der Begriffe ist. Es handelt sich nicht um einen Streit gegensätzlicher Gedanken, sondern um eine eigentliche Wortschlacht. Und gerade den sogenannten Idealisten darf der Vorwurf nicht erspart bleiben, dass sie, anstatt auf den Kern der Sache einzugehen, lediglich mit dem Namen „Idealismus“ Fangball spielen. Ich aber glaube, dass sie damit weder ihrer Partei, noch der

Sache der Wahrheit, die uns doch höher als jede Cliquenwirtschaft stehen sollte, irgend welchen Nutzen bringen. Denn gerade jetzt, wo sich die Heerlager beider Parteien in geschlossener Schlachtordnung gegenüber stehen, ist es mehr denn je zuvor die Pflicht eines jeden Mitstreiters, klar zu erkennen, worum sich der ganze Kampf dreht, welche Interessen auf dem Spiele stehen, und wem schließlich der endgültige Sieg zufallen muss. Versuchen wir es daher einmal, in die allgemeine Verwirrung der Begriffe Klarheit zu bringen und an die Stelle bloßer nichtssagender Wörter scharf abgegrenzte Gedanken zu setzen, um dann an der Hand der Geschichte die Berechtigung des modernen Realismus begreifen zu lernen.

II.

Idealismus und Realismus, soweit sie für die Litteratur und Aesthetik in Betracht kommen, bezeichnen zunächst nur einen verschiedenen Verlauf des dichterischen Schaffens: der Idealismus die Umsetzung einer Idee in das entsprechende plastisch-poetische Bild, der Realismus die dichterische Darstellung eines aus der unmittelbaren Wirklichkeit geschöpften Stoffes, insofern sich in jener die Quintessenz einer Zeiterscheinung spiegelt. Wir sehen hier auf den ersten Blick, dass der Unterschied ein rein methodischer ist. Denn die Idee, welche der idealistische Dichter in einem lebensvollen Kunstwerke zu verkörpern strebt, ist doch, im Grunde genommen, aus derselben Wirklichkeit geschöpft, von welcher der Realist unmittelbar ausgegangen ist; und die Einheit, in die der Realist den rohen Stoff zusammenfasst, wird sich, wofern beide Künstler dieselbe Zeiterscheinung erfassen, mit jener Idee decken, welche für den Idealisten der Ausgangspunkt war. Sobald beide Künstler die Stufe der Vollendung erreicht haben, sobald sich beim Idealisten die vorher klar ins Auge gefasste Idee in all ihren Verzweigungen in ein lebenvolles Gemälde verwandelt hat, das die Illusion unmittelbarer Wirklichkeit erweckt, und sobald die zufälligen Erscheinungen des täglichen Lebens sich unter der Hand des Realisten zur geschlossenen Kette der Notwendigkeit verbunden haben: vermag selbst der feinsinnigste Forscher kaum zu sagen, wer der Idealist und wer der Realist sei.

Aber die Vollkommenheit ist bekanntlich ein seltenes Göttergeschenk. Und so haften denn jedem Kunstwerk die Spuren seiner Entstehung an. Berücksichtigen wir diese Schranken menschlichen Könnens, so bleibt nur die Frage übrig, welcher der beiden Wege am Ehesten zum Ziele führe, welche Methode die unmittelbarere und eben darum poetischere sei. Die Antwort dürfte uns wohl nicht schwer fallen. Das Grundprinzip der Poesie, wie überhaupt fast aller Kunst, ist die Illusion unmittelbarer Wirklichkeit oder mit andern Worten: die Anschaulichkeit. Es leuchtet somit wohl Jedem ein, dass derjenige Dichter, welcher vom Stoff, d. h. von der unmittelbaren Anschauung ausgeht, viel weniger gegen jenes Grundgesetz des poetischen Schaffens verstoßen kann, als ein Anderer, welcher die abstrakte Idee zum Ausgangspunkte nimmt. Sollte es Ersterem auch nicht ganz gelingen, alle Elemente des wirklichen Lebens, die er in sein Kunstwerk aufgenommen, zu einer geschlossenen Einheit zusammenzufassen, so werden die nebenher laufenden Zufälligkeiten eben darum, weil wir sie in der uns umgebenden Wirklichkeit ebenso scheinbar zufällig neben einander erblicken, weit weniger störend wirken, als einzelne abstrakte Ideenteile, die sich nicht in den Rahmen des zur Darstellung einer Idee gewählten Bildes fügen wollen. Denn was dort nur zufällig, also entbehrlich erscheint, das erweckt hier den Eindruck des Gezwungenen, Unnatürlichen. Das Unnatürliche und Gekünstelte aber ist das Widerspiel aller Kunst.

Bedürfte es noch eines geschichtlichen Beweises für diese beinahe selbstverständlichen Sätze, so genügte wohl ein kurzer Blick auf die Werke unserer beiden Dichterheroen. Gleichsam spielend schält Goethe den goldenen Kern der Wahrheit aus der rauhen Schale der Wirklichkeit heraus, während der mehr philosophische Geist Schillers mit der ganzen Riesenkraft seines poetischen Genius nur zu oft auf halbem Wege stehen bleiben muss, ohne aus den Tiefen des inneren Lebensprozesses bis an die Oberfläche der vielgestaltigen Anschauungswelt durchzudringen. Das Eine aber haben Beide gemein, dass sie echte Kinder ihrer Zeit sind, dass in ihren Werken, wenn auch nach ganz verschiedenen Richtungen hin, die gewaltigen Geistesströmungen ihres Jahrhunderts den klassischen Ausdruck finden. Und darum, weil sie auf der Welt der Wirklichkeit fußen, weil sie sich nicht zurückträumen in alte, längstentschwundene Tage, in abgestorbene Weltanschauungen vergangener Jahrhunderte, stehen sie auf jener höchsten Höhe der Kunst, wo der Streit der Worte aufhört, wo Gedanke und Stoff sich decken, wo Idealismus und Realismus verschmelzen.

Es widert mich an, den urkräftigen Idealisten Schiller in einem Atemzuge mit dem zahllosen Schwarm seiner schwächlichen Nachtreter und Kopisten zu nennen. Denn der Vergleich zwischen diesen Epigonen und dem Urbilde hinkt so entsetzlich, dass man fast vergeblich nach dem tertium comparationis sucht. Hat doch die sklavische Nachahmung sich zu allen Zeiten auf kleinliche Aeußerlichkeiten gesteift, während ihr der Geist des Meisters ein ewiges Rätsel bleibt. Und doch ist es der Geist allein, der den echten Idealisten kennzeichnet. Diese Pseudoidealisten aber, welche den Namen „Idealismus" für sich gepachtet zu haben glauben, kopieren mit unsäglicher Geduld Inhalt und Form des Vorbildes in zahllosen Variationen, und wehe dem, der, der Stimme seines Jahrhunderts lauschend, den Fuß kühn über die enge Umzäunung ihres Gedankenkreises

hinwegsetzt! Denn das wirkliche Leben ist solchen Leuten ebenso fremd geworden, wie jenen Lyrikern, die uns den kräftigen Heiltrunk eines Goetheschen Liedes durch die Vermittelung Heine-Eichendorff-Geibel'scher Apotheken in höchsteigener homöopathischer Verdünnung verabreichen. Beide sind Zerrbilder wahrer Poeten; und wenn sie sich den Namen „Idealisten" beigelegt haben, so tragen sie allein die Schuld daran, dass dieses herrliche Wort bei der Menge seinen guten Klang verloren hat.

Alles Altersschwache, Weibisch-Zimperliche, Kraft- und Saftlose klammert sich heutzutage ängstlich an den Namen „Idealismus". Was Wunder, wenn die moderne Jugend, die das Urwüchsige, Originale, Kerngesunde zum Lebensinhalt der Poesie macht, diesen zaghaften Gemütern gegenüber kühn die Fahne des „Realismus" entfaltet!

(Fortsetzung folgt.)



Die Grundlagen der französischen Politik.

Der hellenische Freistaat, die römische Res publica und das aus beiden sich entwickelnde Imperium der römischen Cäsaren waren vor dem Anprall der neuen Welt gesunken. Lange gährte und wogte es in den noch nicht zu Nationen gegliederten Völkermassen, ehe eine neue politische Form sich auf den Trümmern der alten Anschauungen erhob. Verfrühte Versuche, das römische Weltreich in neuem Wesen zu regenerieren, blieben ohne dauernden Erfolg. Auch die innere Bildung neuverjüngter Völker konnte erst nach Jahrhunderten zur Reife gelangen. Noch trat das Germanentum mit den eroberten Ländern, den unterjochten Völkern des Mittelmeeres nur in Form einer rohen Soldatenherrschaft in Berührung. Erst mit der Herrschaft des Gothenstammes in Spanien und Italien beginnt der Prozess der alten und neuen Elemente wirksam hervorzutreten. Langsam, doch sicher folgte die Bildung des Frankenvolkes. Clodwig, der Vorläufer und das Vorbild Richelieus und Ludwig XI., findet und bildet mit Meisterhand die Form einer despotisch-pfäffischen Monarchie. Während nach seinem Tode das fränkische Reich durch Prätorianer- und Hierarchenwesen erschüttert wird, bildet sich in Italien und vor Allem in Spanien, unter der ostgothisch-longobardischen und westgothischen Herrschaft das Feudalsystem aus. Der Anprall der Araber und die Faust Karls des Großen zertrümmern — doch für kurze Zeit — dies Gebäude. Noch einmal sieht die Welt das römische Imperium erneuert mit seinen Prokonsuln (Markgrafen), seinen aristokratischen Pontifices (Bischöfe), seinen Censoren (Kammerboten), seinen Quaestoren (Pfalzgrafen), seinen Legaten (Gaugrafen) und seinen Nuntii (Sendboten) u. s. w., ohne natürlich im entferntesten republikanischen Beigeschmack. Das Alles ist politisch wenig wichtig für die Geschichte der folgenden Zeit, wenn sich auch manche Stütze des Vasallentums (wie das erbliche Großmarschall- und Marschall- oder das noch verderblichere Major Domus- oder Großconnetable-Amt) aus diesen Institutionen herleiten. Höchst bestimmend und merkwürdig ist aber die Stellung, welche Karl der Große dem römischen Bischof einräumte. Während im Altertum der Cäsaren- und Götterkultus in einander verschmolz, wodurch trotz dem entwürdigenden Aeußern der Sache doch wenigstens die Unlösbarkeit der Kirche und des Staates bestimmt ward, riss Karl beide auseinander und entzog sich so den weitaus sichersten Schild für sein neues Weltreich. Wenn es seinen späteren Nachkommen gelang, diesen seinen Fehler auszugleichen oder geradezu zu benutzen, so hat dieser übertrieben gepriesene Monarch dennoch sein ganzes Zeitalter, die ganze Periode der mittleren Zeit und kurz und gut die ganze Entwickelung des Menschengeschlechts um mindestens acht Jahrhunderte verzögert. Alle Kämpfe des Mittelalters bis zur Reformation sind nur ein Prozess, um die Weltanschauung von diesem Schritte des Frankenkaisers loszumachen. Dem deutschen Volke aber hat er in Folge dessen ein furchtbares Ringen aufgespart, welches sich erst jetzt seinem Ziele nähert: die National-Kirche unlöslich mit dem National-Staate zu verbinden. Die Nation jedoch, welcher der Frankenkaiser keineswegs angehört, die ihn jedoch zu den Ihrigen rechnet, die französische, hat es verstanden, die Interessen des römischen Klerus zu verfechten und dabei das politische National-Programm zu bewahren. Die Politik Philipp III. und IV., Ludwigs XI. und teilweise Richelieus wird als Beispiel dienen. — Und wie den Centralpunkt aller politischen Bestrebungen im Mittelalter eben dieses Verhältnis von Kirche und Staat bildet, so scheint es auch das Interesse des römischen Klerus, um welches sich der Kampf der deutschen und französischen Politik innerlich dreht.

Mit dem Tode des „großen Karl" zerfällt sein Reich. Der erwachte Nationalgeist machte das Bestehen des Weltreiches unmöglich. Mit dem Vertrag von Verdun wird die Auflösung des Imperiums besiegelt. Dass die Enkel Karls die Bedeutung ihres Schrittes kannten, beweist die Teilung. Zum ersten Mal seit ungefähr 900 Jahren (vom Jahre 46 v. Ch. angerechnet) bilden sich wieder Nationen, d. h. ein abgeschlossenes Ganze gleicher Zunge, gleichen Geistes, gleichen Blutes, welches gemeinsam einen selbständigen Zweck verfolgt. Drei Nationen waren es, welche der Verduner Vertrag bildete; die französisch-aquitanische, die italienische, die deutsche. — Ihr Gebiet umfasst: 1. Frankreich, alles Land von den Pyrenäen bis zu den Vogesen, der Rhone und der Südschelde, 2. Deutschland, das Land zwischen Elbe

Böhmerwald, Alpen, Rhein, Vogesen und zur Schelde, 3. Italien, die Halbinsel mit Corsika Sardinien und Sizilien. — Die Provence, Dauphiné, Lyonnais, Schweiz, und ein Teil von Languedoc blieben selbständig als die beiden Königreiche Burgund, — Länder teils germanischen, teils gallisch-fränkischen Stammes. — Die slavische Nation tritt als geeinte Masse (Russland) noch nicht in den Kreis der Geschichte ein. — Ebenso bildete sich in Spanien der fränkisch-maurische, in England der germanische Volkscharakter aus. Die so gebildeten Nationen aber einten sich nunmehr in Folge des verschiedenen Entwickelungsganges in zwei Völkermassen, die germanische und römische Rasse. Verschieden in der Sprache, dem Charakter, den Talenten, der Weltanschauung, sich gegenseitig ein Gegenstand des Hasses und Spottes, beginnt dieser Gegensatz der Centralpunkt der europäischen Geschichte zu werden, bis eine entnervende internationale Anschauung den Kampf der Völker aufhebt und den Streit der Staaten an ihre Stelle setzt. Dieser Nationalhass und -Kampf beginnt sich sofort nach der Bildung der deutschen und französischen Nation zu zeigen. Beide Führer und Urelement ihrer Stammesgenossen, sind sie von jeher auf den Kampf um die Hegemonie Europas angewiesen, die sie abwechselnd behaupten. Dieses Ringen, welches Europa zum Kampfplatz der Nationalleidenschaften macht, entwickelt sich. Die politischen Verhältnisse des 9. und 10. Jahrhunderts sind unklar und verworren. In Spanien herrscht am Ende, trotz der Zersplitterung der dortigen Staaten, das regeste Nationalleben von allen. Das ist die Frucht der gemeinsamen Nationalsache, die hier als Maurenkampf auftritt. Diese Nationalsache erhebt das spanische Volk trotz seiner inneren Zerrissenheit am Ende im 16. Jahrhundert auf die Spitze Europas, von welcher es herabstürzt, weil seine Kabinette nicht die nationale spanische, sondern die fremde römische Politik verfolgten. — Italien wird der recht eigentliche Sitz des Feudalsystems. Die Herzöge und Großen einer- und die Raubritter andererseits machen das Land zu einer Beute der Fremden. Das Papsttum ist es hier, welches mit der Faust Gregors VII. und Innocenz III. das Feudalwesen bricht und eine unerträgliche Hierarchie an die Stelle der Kleinstaaterei setzt. Im Gegensatz zu den despotischen Dogmen der Herrn vom Schlüssel entsteht der lombardische freie Städtebund, der jedoch gerade zu päpstlichem Nutzen dient, indem man den drohenden inneren Freiheitskampf nach außen gegen die Fremdherrschaft ablenkt. Im 15., 16. und 17. Jahrhundert endlich bilden sich jene Schulen der Tyrannei in dem unglücklichen Land, welche Ludwig XI. und Richelieu ihre Weisheit lehrten, und jene freien Städte fielen in die Fesseln eines Matteo und Philipp Maria Visconti, eines Cesar Borgia oder schmachteten unter dem Druck der Aristokratie, wie Genua und Venedig.

Deutschland und Frankreich aber begannen im 9. Jahrhundert den Kampf der Monarchie gegen Hierarchie und Feudalismus, den sie bis zum 17. Jahrhundert fortsetzten, und der in Frankreich mit dem völligen Siege der Monarchie, in Deutschland mit sanktioniertem Feudalsystem der souveränsten Art d. h. mit der Kleinstaaterei endete. Während dieser Zeit beherrscht zwar Deutschland trotz seiner politischen Unmündigkeit, vermöge der ungebändigten Nationalkraft, wahrhaftig die Welt. Während aber die anderen großen Nationen mit Blut und Eisen sich zur politischen Form entwickeln, während im 17. Jahrhundert das „l'état c'est moi" und die englische Republik sich siegreich proklamierten, blieb „das heilige römische Reich deutscher Nation" in kindischem Festhalten an veralteten Formen und Anschauungen all diese Jahrhunderte politischen Kampfes in England und Frankreich zurück, in welchen es aus geduldiger Schwäche und greisenhafter Kurzsichtigkeit sich zu stützen gezaudert hatte. Furchtbar hat es diese Schwäche gebüßt. Als Ergebnis der dreißigjährige Krieg und der westfälische Friede, welcher das stolze deutsche Reich durch Frankreichs feine Politik zu politischer Ohnmacht herabdrückte.

Dies Deutschlands politische Geschichte des Mittelalters. Als Volk dehnte es sich im Lauf der Jahrhunderte im Osten bis zur Weichsel und dem Bug, überhaupt über Polen, Böhmen und die Wendenländer aus, während im Westen das ehemalige Burgund an das Reich kam. Doch diese Eroberungen des deutschen Schwertes und Geistes im Westen wurden, in Folge der Hauspolitik Habsburgs und der einzelnen Kaiser von der französischen Monarchie verschlungen, während die Wendenländer beim Reiche und Böhmen wenigstens bei Oesterreich blieben. Nachdem wir so die Verhältnisse des Mittelalters in kurzen Zügen vorgeführt, gehen wir zu dem Thema, zur Politik Frankreichs über.

Die Nachfolger Pippin's und Charlemagne's, die Karolinger, sind ein Seitenstück zu ihren legitimen Vorgängern, den Merowingern. Dieselbe ohnmächtige Schwäche, dieselbe Günstlingsherrschaft. Ewige Kämpfe mit den Normannen, völlige Widerspenstigkeit der Herzöge, endliche Losreißung der schönsten Provinzen, von denen sich Champagne, Aquitanien, Languedoc, Provence, Delphinat und vor allem Burgund und Flandern ohne Weiteres selbständig erklären, während das treffliche Land an den Ufern der Seine, also in nächster Nähe der Hauptstadt Paris, den Raubschaaren der Normannen überlassen wird. Es kann wohl kein treffenderes Bild zur Charakterisierung der karolingischen Wirtschaft gegeben werden, als die Szene der Belehnung Rollos durch Karl XIII. im Jahre 911, die uns Augustin Thierry in seinen „Lettres sur l'Histoire française" vorführt. Die Zusammenkunft des siegreichen

Lehnsmannes und des ohnmächtigen Lehnsherren fand zu St. Clair, an der Epte, statt. Beide erschienen mit einem zahlreichen Gefolge, der König mit seinen trotzigen und vornehmen Großen, der neue Herzog in spe mit seinen wilden Warägern.

(Schluss folgt.)

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.



Sonette.

Von Otto Ernst.

Den Reichen.

Die ihr mit Salbung sprecht: „Der Armut Last
Wird leicht, wenn man genügsam sich bescheidet,"
Wie schön euch diese graue Weisheit kleidet,
Derweilen ihr am Mahl des Glückes prasst!

Mag sein, dass euch ein Armer d'rum nicht hasst,
Wenn ihr den Blick an gold'nen Schätzen weidet,
Dass er genügsam Frost und Hunger leidet
Und sich in mancher Not ergeben fasst.

Doch wie sich auch der Leib begnügen mag,
Der Geist flucht seinem Schicksal jeden Tag,
Wenn Armut ihn in ew'ge Ketten zwingt.

Er sieht, wie frei und leicht sich aufwärts schwingt
Manch andrer Geist, und tief im Herzen schreit
Mit heißen Qualen auf gerechter Neid.

Leidenschaft.

Zu blöden Narren macht uns Leidenschaft.
Sie lauert stumm in uns und ohne Laut
Und duldet's gern, dass unser Geist sich baut
Ein Ideal voll Tugendmut und Kraft.

Ja, sie erhebt sich auch, wenn wir erschlafft
Im Drang zum Licht, das wir von fern erschaut:
„Erwach' und kämpfe!" — also ruft sie laut —
„Dass auch dein Arm das ferne Ziel errafft." — —

Da steigt ein Bild verlockend-süß herauf
Und weckt entschlaf'ner Lüste Wiederkunft,
Und alle Teufel wachen in uns auf.

Die Leidenschaft packt uns mit grimmer Tatze:
Wir sind besiegt — der Spiegel der Vernunft
Zeigt unser Ideal verschrumpft zur Fratze.

An die Zeit.

Du bist als mächt'ge Trösterin befunden
Von Vielen, welche Leid und Gram beschwert;
Denn wer vergessen kann und minder wert
Das einst Geliebte halten — mag gesunden.

Ich will von dir nicht Heilung meiner Wunden,
Die doch wie Gift an Geist und Herzen zehrt;
Was ich gerecht bewundert und begehrt,
Gleich teuer gelt' es mir zu allen Stunden.

Du schaffst der edlen, reinen Säfte Stockung;
Des Alters Siechtum, schleichendes Verderben
Und Tod verbirgst du unter Trostes Schein,

Und dem, der kraftlos nachgiebt deiner Lockung,
Giebst du statt schnellen Tods ein ewig Sterben
Und zum Vergessen das Vergessensein. —



Augusto Vera, Saggio Biografico di Raffaele Mariano.

Napoli. A. Morani 1887. Anhang: Cavour e libera Chiesa in libero Stato.

Mehr als irgend ein andrer war Raffaele Mariano, seit den letzten Jahren Professor der Kirchengeschichte in Neapel, dazu berufen, die Lebensgeschichte des italienischen Philosophen zu schreiben, der im Auslande und namentlich in Deutschland vielleicht größere Beachtung und Anerkennung gefunden hat als in seinem Vaterlande, denn Keiner kannte Vera und dessen Lebens- und Bildungsgang besser als dieser sein Lieblingsschüler, der ihm durch viele Jahre der vertrauteste Freund gewesen, in dessen Hände er seinen litterarischen Nachlass legen wollte und von dem er erwarten durfte, dass er ihm ein solches Denkmal dankbarer Verehrung setzen würde.

Mariano hat diese Aufgabe gelöst wie es seiner und des Verstorbenen würdig war. In diesem Urteil liegt zugleich das höchste Lob, welches dem Buche gebührt.

Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, die äußeren Verhältnisse von Veras viel bewegtem Leben darzustellen, er legt mit Recht den Schwerpunkt auf die Entwickelung und die wissenschaftlichen Kundgebungen dieses seltenen Geistes. Vera war im vollsten Sinne ein Denker und Philosoph, nicht einer von denen, welche sich in das Nebelreich phantastischer Spekulation verlieren oder an leeren Sophismen und Formeln ihre Freude haben. Ihm ist die Philosophie nicht, wenn man so sagen darf, eine geistige Turnübung, noch ein Abstrahieren vom wirklichen Leben. Dieses will er ganz und gar von ihr durchdrungen wissen; sie soll eine lebendige Kraft sein, die den praktischen und konkreten Formen unserer Existenz nicht fremd und gleichgültig gegenübersteht, sondern die Dinge in ihrem eigentlichen Wesen und ihren wahren Beziehungen zu einander erforscht, und die Rechte und die Herrschaft der

Wahrheit und der Vernunft im Leben herzustellen sucht.

Vera, der Philosoph, vernachlässigte nicht das Studium der Geschichte, er hatte einen klaren Blick für die Verhältnisse seiner Zeit und seines Vaterlandes, und wenn er sich auch mit metaphysischen, schwierigen und oft dunklen Problemen abgab, so verlor er darüber die praktischen und konkreten Fragen nicht aus den Augen. Er trat den Tagesfragen nahe, unterwarf sie einer gründlichen Untersuchung und scheute sich nicht vorkommenden Falles nachzuweisen, in wie fern die herrschende Gedankenströmung mit den Forderungen der Vernunft und der Wahrheit im Widerspruche stünde.

Die freimütige Unabhängigkeit seines Urteils giebt sich schon in einer seiner ersten Schriften kund, die er 1848 in Frankreich herausgab und in der er das damalige Losungswort der Radikalen, „Die Souveränität des Volkes" einer strengen Prüfung unterwarf. Eben so kühn trat er später in Italien gegen die Abschaffung der Todesstrafe auf, deren Notwendigkeit für die Gesellschaft und deren vernunftgemäße Berechtigung er nachwies. Zu gleicher Zeit trat er ein für die Berechtigung des Staates gegenüber dem Individuum; für die historische und ideale Berechtigung des Krieges, zu einer Zeit wo man nur von allgemeiner Verbrüderung, von internationalen Schiedsgerichten und ewigem Frieden hören wollte. In Verbindung mit solchen Fragen kam er auch auf das Duell, und wies die rechtliche, ethische und soziale Grundlosigkeit dieser Sitte, oder Unsitte, nach.

Seine glorreichsten und heißesten Kämpfe aber focht er aus auf dem Gebiete der religiösen Frage, für Italien die wichtigste und brennendste. Ihr ist er praktisch nahe getreten in seinem Werke „Cavour und die freie Kirche im freien Staate", welches Mariano in Verbindung mit seiner Biographie neu herausgegeben hat und in dem Vera seinen Landsleuten klar macht, was der päpstliche Katholizismus sei und was er für das Leben des Staates, die Moral des Volkes, die Kultur der Nation bedeute, was endlich für Staat und Volk die unabweislichen Folgen davon sein mussten, wenn dieselben der Religion fern oder ihr gleichgültig gegenüberständen, oder wenn sie gar eine Religion in sich aufnehmen wollten, welche mit den politischen, ethischen und sozialen Prinzipien, welche die Grundlage ihrer Existenz sind, im Widerspruch stehe.

Veras Bedeutung liegt also besonders darin, dass er als Psycholog mit scharfem Blick die aktuellen Verhältnisse seines Landes erkannt und durchschaut hat. Darum geziemt es, ihm dauernd einen Platz zu sichern unter den Besten seines Landes, nicht durch ein Monument, womit man in Italien nur allzu verschwenderisch ist (Vera selbst sah in der Monumentomanie ein Zeichen des Verfalles eines Volkes!), sondern durch eine klare Darlegung und immer allgemeinere Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft und um sein Vaterland, und zwar in einer Weise, welche seine Lehren fortwirkend und fruchtbringend mache.

Augusto Vera war am 4. Mai 1813 in Amelia, einer kleinen Stadt in Umbrien, geboren, — das alte Ameria, welches 381 Jahre vor Rom gegründet wurde. Seinen ersten Unterricht empfing er von seinem Vater und einem Augustiner, der lange in Paris gelebt hatte, und ihm von früh an vorzügliches Französisch beibrachte. Dann besuchte er das Seminar seiner Vaterstadt, wo einer seiner Lehrer über ihn den bemerkenswerten Ausspruch tat, aus dem Knaben würde entweder ein St. Augustinus oder ein Voltaire werden. Später studierte er auf der Sachierga in Rom Jura, dann Archäologie unter Stilly. Auf Anregung eines Verwandten begab er sich nach Paris und fand dort bei Julien, Begründer der „Revue encyclopédique", und Ballanche freundliches Entgegenkommen. Letzterer, der als Commentator und Herausgeber der Werke des großen neapolitanischen Philosophen Vico, vielleicht noch ein besonderes Interesse an dem jungen Italiener nahm, führte ihn bei Mme. Récamier ein, wo er Chateaubriand, Ampère, den Herzog von Montmorency und andere hervorragende Persönlichkeiten kennen lernte.

Zwei Jahre studierte er auf der Sorbonne, nahm dann aber auf Juliens Rat eine Stelle als Lehrer an Fellenbergs berühmtem Institute in Hofwyl bei Bern an, die er aufs trefflichste ausfüllte und nur aus zarter Gewissenhaftigkeit aufgab, weil seine religiösen Ansichten nicht mit der strengen Orthodoxie Fellenbergs übereinstimmten. Dieser gab ihm die besten Empfehlungen mit und Vera wirkte darauf noch einige Zeit als Lehrer in der Schweiz, in Champel, wo er durch einen deutschen Kollegen zuerst mit Hegels Werken bekannt wurde, die seinem ganzen geistigen Leben eine neue und entscheidende Richtung geben sollten.

Einen größeren Gesichtskreis erstrebend, kehrte er nach Paris zurück und trat in Beziehungen zu Cousin, der ihm zuerst förderlich war, nachher eben so hinderlich und endlich eine der Ursachen wurde, die ihm Frankreich verleideten. Cousin, Mitglied des Unterrichtsministeriums unter Villemain, war damals in gewissem Sinne allmächtig. Er stellte Vera als Professor der Philosophie in Mont de Marseau an, unter der Bedingung, dass dieser binnen sechs Monaten das Examen als bachelier ès lettres ablegte, was glänzend geschah. 1840 als Cousin selbst Unterrichtsminister war, wurde Vera nach Toulon berufen, wo er drei Jahre verblieb. Hier gab er sein erstes philosophisches Werk heraus: „Philosophie allemande, Doctrine de Hegel", das noch nicht die Klarheit und Reife seiner spätern hat, von dem indessen das Wort gilt: ex ungue leonem. 1843 kam er an das Collége in Lille und hier trat er zuerst öffentlich als Redner auf. Seine Vorträge in der dortigen Akademie der Wissenschaften erregten Aufsehen, wie

auch seine Artikel im „Echo du Nord". In Lille schloss er Freundschaft mit den Familien Thiers und Dosne, welche bis zum Tode des großen Staatsmannes fortdauerte. Viele Jahre später, 1864, hatte er mit Thiers ein höchst interessantes Gespräch über italienische Zustände, in welchem dieser Rom und Venedig, die beiden Klippen nannte, an denen Italien scheitern könne. „Le gouvernement italien est-il assez fort pour dominer la situation interieure?" mit diesem Wort traf der scharfsinnige Politiker den Nagel auf den Kopf.

Auch zu Villemain und Salvandy trat Vera in freundschaftliche Beziehungen.

1844 absolvierte er das Staatsexamen und erlangte an der Sorbonne die Doktorwürde, wodurch er berechtigt ward als ordentlicher Professor an einer französischen Universität angestellt zu werden. Bald darauf aber traten die latenten Widersprüche zwischen ihm und Cousin ans Licht. Vera, der sich ganz in Hegels Philosophie vertieft hatte und von ihrem Wert durchdrungen war, empörten die illoyalen Angriffe, welche Cousin gegen den großen deutschen Philosophen richtete, nachdem er ihn ausgenutzt hatte. Hegels Wort ist bekannt: „Cousin hat in meinen Wassern einige Fische gefangen und sie dann geschickt mit seiner Sauce angerichtet." Aber Cousin selbst bestätigt dies Wort; er nennt Hegel mon Seigneur et maître, schreibt ihm: „J'attends votre Encyclopédie, j'en attrapperai toujours quelque chose et tâcherai d'ajuster à ma taille quelques lambeaux de vos grandes pensées" — und zur selben Zeit spricht er mit arroganter Geringschätzung von der deutschen Philosophie und besonders von Hegels System und tut alles, um ihn in Misskredit zu bringen.

Das widerstrebte Veras gradsinniger Natur. Er trat bei seiner Promotion öffentlich und energisch für Hegel ein und fand bei St. Marc Girardin unerwartete Zustimmung und Unterstützung seiner Ansichten.

Als die Revolution von 1848 ausbrach war Vera gerade in Paris mit seiner „Introduction à la philosophie de Hegel" und „La Logique de Hegel" beschäftigt. In diese Zeit fallen auch einige seiner kleinen Schriften, wie „La Religion et l'Etat" — „Philosophie de la Religion de Hegel" I. partie und der oben erwähnte Aufsatz „La souveraineté du peuple".

Nachdem Vera noch in Limoges, Rouen und Straßburg gewirkt hatte, erbat er sich, ein Jahr nach dem Staatsstreich, Urlaub auf unbestimmte Zeit und schied nach dreizehnjähriger Wirksamkeit in Frankreich definitiv von diesem Lande, wo er sich doch nicht mit dem Gemüte einbürgern konnte, um zunächst nach England zu gehen, das er schon zweimal besucht und wo er einige Beziehungen angeknüpft hatte.

Der Aufenthalt in England von 1852 bis 1860 bildet den zweiten Abschnitt in seinem Leben, und fordert trotz der Verschiedenheit zwischen den beiden Männern unwillkürlich zu einem Vergleich mit Giordano Brunos Aufenthalt daselbst auf.

Wie dieser trat auch Vera mit den vornehmsten Gesellschaftskreisen in Verbindung und wusste sich Ansehen und Achtung darin zu verschaffen. Wenn schon er nicht durch seine Geburt der Aristokratie angehörte, wusste er doch deren feine und elegante Lebensformen zu würdigen und fühlte sich mächtig dadurch angezogen. Auch er blickte auf seinen Aufenthalt in London als auf die schönste und glücklichste Zeit seines Lebens zurück. Durch Rémusat beim belgischen Gesandten van de Weger empfohlen, wurde Vera bald bei Hofe eingeführt und erfreute sich des besonderen Wohlwollens des Prinzen Albert und der Königin. Der Prinz interessierte sich für den Verfasser der „Introduction à la Philosophie de Hegel", 1855 in Straßburg erschienen, und ließ ihn sich in Windsor vorstellen. Von der Idee, ihn zum Lehrer des Prinzen von Wales zu machen, nahm Prinz Albert aus verschiedenen Gründen Abstand, wünschte aber ihn an der Universität von London anzustellen, allein auch das schlug fehl und Vera sah ein, dass er schwerlich in England eine öffentliche Anstellung erlangen werde. Indessen wurde er dadurch nicht entmutigt.

Der englischen Sprache war er bald mächtig geworden und hielt vor einem gewählten Publikum Vorträge über die Philosophie in der Politik. Auch lehrte er privatim Philosophie und hatte unter seinen Schülern unter anderen einen Neffen Lord John Russells, sowie die Söhne des türkischen Gesandten Musurus.

Durch Hepworth Dixon, damals Redakteur des „Athenäum", wurde er zur Mitarbeiterschaft an diesem ausgezeichneten Journal herangezogen, und gab mit Scanlan zusammen das „Literarium", eine pädagogische Zeitschrift heraus.

1856 veröffentlichte er seinen „Essay on speculative and experimental science", der von Gatti ins Italienische übersetzt wurde, und verfasste: „Introduction to speculative Logic and Philosophy", was erst 1875 in St. Louis in Amerika erschien. Auch war er Korrespondent für „Il Parlamento", einer politischen Zeitung in Turin.

Während eines vorübergehenden Aufenthaltes in Paris gab er seine „Logique de Hegel" heraus.

Die Ereignisse des Jahres 1859 veranlassten Vera zur Rückkehr nach Italien und zwar ging er zunächst nach Turin, wo er eine Unterredung mit Cavour hatte, die indessen ohne Folgen blieb. Bei Minghetti und andern bedeutenden Männern jener großen Zeit fand er freundliche Aufnahme, besonders aber bei Manciani, damals Unterrichtsminister, den er schon von Paris her kannte. Auf Mancianis Wunsch nahm Vera den Lehrstuhl der Geschichte der Philosophie der neu zu gründenden Akademie von Mailand an und begann seine öffentliche Lehrtätigkeit im Februar 1861.

Unter den hervorragenden Persönlichkeiten, wie La Marmora, Giuseppi Pasolini, Visconti, Venosta und anderen, zu denen Vera damals in Beziehung trat, stand ihm Eugenio Camerini besonders nahe.

Während eines Sommeraufenthaltes am Lago Maggiore lernte er F. Lassalle kennen, was zu lebhaftem Meinungsaustausch zwischen beiden Veranlassung gab.

In Mailand veröffentliche Vera außer einigen kleineren Schriften „Hégélianisme et Philosophie", und widmete das Werk Terenzio Manciani, der darüber urteilte, dass er selten so viel kraftvolle Philosophie mit so viel Leichtigkeit und Anmut der Darstellung verbunden gefunden habe.

Schon am Schlusse des Jahres 1861 schied Vera zum tiefsten Bedauern seiner zahlreichen Zuhörer und Freunde von Mailand, denn De Sanctis, Mancianis Nachfolger im Unterrichtsministerium, berief ihn nach Neapel: Dort war er an seinem rechten Platz! — Ihn dafür ausersehen und der Universität den besten Lehrer gegeben zu haben, gehört zu De Sanctis unvergesslichen Verdiensten. Ihm war es ferner zu verdanken, dass Vera, allerdings erst 1880, als De Sanctis zum dritten Male Unterrichtsminister war, in den Senat berufen wurde.

Die dritte und letzte, sozusagen die italienische Periode von Veras Leben, nimmt recht eigentlich erst in Neapel ihren Anfang; sie war die längste und für seine philosophische Lehrtätigkeit auch die inhaltreichste.

Die Antrittsrede, mit welcher er im Dezember 1861 seine Vorlesungen eröffnete, war für viele seiner jugendlichen Zuhörer eine neue Offenbarung und gewann ihm sofort begeisterte Anhänger, unter denen R. Mariano, der Verfasser dieser Memoiren, gewiss der bedeutendste und begabteste war.

Vera war nicht nur ein gründlich gelehrter und geistvoller, sondern auch gewissenhafter Lehrer, der nie ohne zwingenden Grund eine Vorlesung ausfallen ließ und stets zur Zeit auf seinem Posten war. Um das recht zu würdigen, muss man das laxe Wesen an italienischen Universitäten kennen.

Er war ein unermüdlicher Arbeiter, mäßig und geregelt in all seinen Lebensgewohnheiten, und der von seinem Fleiß und seiner Tatkraft bewältigte Stoff ist geradezu staunenswert. Wir verweisen in Bezug darauf den Leser auf die interessante Biographie, welche einen genauen Nachweis über alle seine Werke bringt, an deren Spitze Mariano die Hegelianische Encyclopädie stellt (Logica, Filosofia della Natura e Filosofia dello Spirito).

In Vera sieht er den größten Verkünder und Ausleger der Hegelschen Philosophie, weit mehr als einen bloßen Erklärer oder Kommentator, einen schöpferischen Geist, der das Werk des großen deutschen Philosophen fortführte und vollendete, der seinen Jüngern das rechte Verständnis für die Lehren des Meisters erschloss.

Mariano führt das Urteil von Karl Rosenkranz an, welches uns, gerade an dieser Stelle, der Wiederholung wert scheint: „Wer jetzt noch klagen sollte, dass er Hegel in der deutschen Sprache nicht zu verstehen vermöge, dem kann man Veras Uebersetzungen empfehlen. Diese muss er verstehen, versteht sich, wenn er den zu philosophischer Erkenntnis überhaupt nötigen Verstand mitbringt." — Ferner: „Auch die romanischen Völker haben die größeren Schwierigkeiten, welche die Assimilation der Hegelschen Darstellung ihnen verursachen muss, allmählich zu überwinden gesucht. Unter den Männern, die sich hierin ausgezeichnet haben, ist vor allen der Italiener A. Vera zu nennen, der das ganze System Hegels auf der Grundlage der Encyklopädie mit einem Kommentar in französischer Sprache ausgearbeitet und dazu eine vortreffliche Einleitung geschrieben hat. Vera hat in englischer Sprache auch für die Engländer dem Verständnis Hegels Bahn zu brechen versucht."

Noch als siebzigjähriger Greis arbeitete Vera fort mit ungebrochener geistiger Kraft. Nach Rom kam er selten und schrieb darüber einmal an seinen Freund: „Nach Rom komme ich nicht, denn es wäre verlorene Zeit. Ich weiß nicht, ob das heutige Rom mehr taugt, als das Rom zu Luthers Zeit, jedenfalls aber taugt es weniger als das Rom zu St. Pauli Zeit, mit dem ich gerade jetzt oft Veranlassung gehabt habe, mich zu beschäftigen. Ausserdem, dass es damals Herrscherin der Welt war, hatte es das Verdienst, St. Paul zu beherbergen. Lege auf eine Schale St. Paul, auf die andere die savoyische Dynastie mit einem langen Gefolge von Cavour, Minghetti, Depretis, Dir und mir — und die Schale würde sich nicht nach unserer Seite senken."

Alle Briefe oder Bruchstücke von Briefen, welche der Biograph mitteilt, sind von einer Frische und Originalität, zeigen in Vera den Mann von so scharfem Urteil und rückhaltlosem Freimut und zugleich so tiefem Gemüt, dass wir wünschten, noch mehr von seiner Korrespondenz vor uns zu haben. Wir verweisen besonders auf einen Brief, der von der politischen Stellung des Königs von Italien handelt, und auf den, in welchem Vera sich über den Besuch des deutschen Kronprinzen im Vatican äußert — (der nach seiner Ansicht für das Land Luthers ein Schlag ins Gesicht war) — beide lassen an Freimut und treffender Schärfe nichts zu wünschen übrig.

Von rührender Weichheit und Innigkeit ist dagegen Veras letzter Brief an den jüngern Freund aus dem Frühjahr 1885, in welchem er dessen Anerbieten, ihn in Neapel zu besuchen, mit schwerem Herzen aus Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit ablehnt und ihn mit seinen besten Wünschen auf eine bevorstehende ferne Reise begleitet. Ehe der Freund nach Italien zurückkehrte, hatte Vera selbst seine letzte Reise angetreten. Nach monatelangem schweren Leiden, das seine körperliche und geistige Kraft langsam aufrieb, starb er im Juli 1885

ohne dass ihm eine wahrhaft befreundete Seele zur Seite gestanden, Niemand, der die durch abergläubischen Dienstboten und fanatische Priester veranlassten Quälereien verhindert hätte, deren Resultat eine sogenannte „Bekehrung" auf dem Todtenbette sein sollte. Was davon zu halten sei, wissen diejenigen, welche Vera und seine Schriften kennen Er war ein ganzer Mann, im Wesen und Charakter, im Denken und Handeln, im besten Sinne eine tief religiöse Natur und eben darum war ihm der römische Katholizismus von Grund aus zuwider; er nannte ihn „das Heidentum im Christentum, die Irreligion innerhalb der Religion".

Unter den Denkern und Patrioten Italiens gebührt dem Philosophen von Amelia eine hervorragende Stelle. Indirekt hat er durch Wort und Schrift für die Aufklärung und Regeneration, also für die wahre Befreiung seines Vaterlandes mehr getan als viele gepriesene Vaterlandsbefreier, die am lautesten ihr eigenes Lob verkündeten. Vera war eine vornehme zurückhaltende Natur, frei von Eitelkeit und von der Sucht nach wohlfeiler Popularität.

Neapel hat seine Verdienste dadurch anerkennen wollen, das es seine sterbliche Hülle auf dem schönen neuen Friedhof innerhalb der Abteilung für berühmte Männer (Recinto degli uomini illustri) hat bestatten lassen.

Rom. Th. Hoepfner.



Siamesische Märchen und Sagen.

Mitgeteilt von J. Isenbeck.

II.*)

Der Armring.

Vor vielen Hundert Jahren lebte in Ajudhja**) ein reicher Mann, der hatte zwei Weiber, die beide die schönsten ihres Geschlechtes waren. Der reiche Mann liebte die älteste der Frauen aber mehr als die jüngere, denn sie hatte ihm Kinder geboren. In ihrem Gram wandte sich die jüngere Frau an einen weisen Priester um Rat und gelobte dem Kloster zu P'hrabat reiche Spenden, wenn ihr Gebet erhört werden würde und sie ihrem Manne auch einen Sohn schenken könnte. Aber alle Wallfahrten und Opfer blieben umsonst, die Liebe des reichen Mannes schien der kinderlosen Frau für immer verloren, sie war eigentlich nur noch die Dienerin ihrer glücklichen Schwester.

Da beschloss die Frau noch einmal eine Wallfahrt nach P'hrabat zu machen und vor dem silbernen Bilde Buddhas zu beten. Ohne Schmuck, mit einem zerrissenen Gewand bekleidet, trat sie die mühselige Pilgerreise an und kniete dann in P'hrabat drei Tage und drei Nächte auf der Terrasse vor dem vergoldeten Turm. Dann machte sie sich wieder auf den Heimweg.

„Ich will mich in den Willen Gottes ergeben!" sagte sie, „wenn er mein Gebet nicht erhört, so leide ich nur die Strafe für meine Sünden!" Aber ihre Tränen flossen doch reichlich, wenn sie an die gesegnete Frau dachte.

In einem großen Walde musste sie rasten, denn ihre Füße wollten sie nicht mehr weiter tragen. Da trat ein alter Mann zu ihr und fragte, weshalb sie so traurig sei. Die Frau schämte sich, ihm die Ursache ihres Kummers zu entdecken, und wollte nicht antworten.

„Ich will Dir helfen!" rief der alte Mann, „Du sollst einen Sohn haben! Aber Du musst mir versprechen, dass Du mir das geben willst, was Dir lieber ist, als Dein Leben!"

Die Frau willigte ein. Da gab ihr der alte Mann einen kostbaren Armring, der war geformt wie eine Schlange, die Augen waren von Diamanten und ein großer Rubin bildete die Zunge. Die Frau streifte den Ring auf ihren Arm, da wurde sie schöner, als sie je gewesen. Voller Freuden setzte sie nun ihren Weg fort und kam bald an das Haus ihres Mannes. Ehe sie dort eintrat, wollte sie den Armring wieder abstreifen, aber der saß so fest wie eingewachsen und die Rubinzunge schien sich zu bewegen, wenn der Ring berührt wurde. Da ließ die Frau von ihrem vergeblichen Bemühen ab.

Ihr Mann empfing sie mürrisch und kalt. Als er aber sah, wie schön sie war, kam eine heiße Liebe zu ihr in sein Herz. Er ließ ihr die prächtigsten Kleider reichen und gab ihr herrliche Ringe für Arme, Beine und Finger. Dann bemerkte er auch die goldene Schlange an ihrem Arm und fragte, woher sie diesen Armring habe. Die Frau belog ihren Mann und sagte, sie habe ihn gefunden. Der Mann glaubte ihr und freute sich über den wertvollen Schmuck.

Nach einem Jahr gebar die Frau einen Sohn, der war schön wie seine Mutter. An seinem Arm hing ein goldener Ring, ebenso geformt, wie das Geschenk des alten Mannes. Die Frau wollte den Armring abstreifen, um ihn zu verbergen, aber als sie ihn berührte, drohte die Schlange mit ihrer Rubinzunge und mit scharfen Zähnen. „Woher ist der Ring?" fragte der Vater, als er seinen Sohn sah. Da log die Frau wieder und sagte, sie habe ihn schon vor der Geburt des Kindes bei einem Goldschmied machen lassen, um ihren Sohn schmücken zu können. Der Mann glaubte ihr und lobte sie wegen ihrer Sorgfalt für das Kind.

Als der Knabe ein Jahr alt war, musste der Vater eine weite Reise unternehmen. In seiner Abwesenheit kam ein alter Mann in das Haus. Voll Freude erkannte die Frau in ihm den Wanderer aus

*) Nr. I siehe Magazin Nr. 49, Jahrgang 1886.

**) Ajudhja, frühere Hauptstadt von Siam, 1766 durch die Birmanen zerstört, liegt 75 Kilometer nördlich von Bangkok.

dem Walde, der ihr den Armring geschenkt, und zeigte ihm ihren Sohn, dessen Geburt er ihr vorhergesagt hatte. Der Alte nahm den Knaben auf seinen Arm und sagte: „Ich nehme ihn mit mir, er gehört mir!“ — „Tödte mich, aber lass mein Kind hier!“ schrie die entsetzte Mutter.

„Du sagst es ja selbst, dass der Knabe mein ist! Ist er Dir nicht lieber als Dein Leben? Dein Verderben führst Du herbei, wenn Du mir nicht gutwillig giebst, was Du mir zugesagt hast!“

Da rang die Mutter mit dem Alten, aber der überwältigte sie und ging mit dem Kinde davon. Bewusstlos lag sie in einer Ecke, bis ihr Mann von seiner Reise zurück kam und als der sie sah, da schlug er sie, denn sie war hässlich und alt geworden und der goldene Ring an ihrem Arm, war eine gefleckte Schlange, deren Zunge von Gift tropfte. „Sie hat Deinen Sohn ermordet,“ sagte nun die ältere der beiden Frauen, die schon lange neidisch auf ihre Nebenbuhlerin war. „Siehst Du nicht, wie Gott sie gestraft hat?“ Als die Frau diese Worte hörte, floh sie aus dem Hause ihres Mannes und wanderte Tag und Nacht, bis sie in eine menschenleere Einöde kam; hier erst glaubte sie sich sicher vor den Häschern, die sie als Mörderin fangen sollten. Sie nährte sich von Wurzeln und Gras; fand sie einmal eine saftige Beere, die sie pflücken wollte, so wurde sie in ihrer Hand faulig und ungenießbar. Dabei hatte sie keine Ruhe, auch in der Nacht konnte sie ihre Augen nicht zum Schlafe schließen. Die gefleckte Schlange an ihrem Arm zog ihren Ring fester und fester und ließ feurig brennendes Gift aus ihrem Rachen fallen, sobald die Frau sich niedersetzte.

Immer weiter musste sie wandern, ihre Füße bluteten, ihr Gewand war zerrissen, sie hatte nur noch ihr langes, schwarzes Haar, das sie wie ein Mantel bedeckte. So kam sie zu einem Einsiedler, der in der äußersten Wildnis ein heiliges Leben führte. Sie erzählte dem frommen Mann ihre ganze Geschichte und erfuhr von ihm, dass der Geber des Armringes ein böser Dämon sei, der ihren Sohn und auch sie ganz in seiner Gewalt habe. Durch ihre Lügen ihrem Manne gegenüber sei der Böse so mächtig über sie geworden. Durch ein gottgeweihtes Leben in der Wildnis könne sie vielleicht ihr Kind noch retten. Da beschloss die Frau, bei dem Einsiedler zu bleiben, und gab sich unter seiner Leitung den schwersten Bußübungen hin. Als der alte Einsiedler starb, blieb sie allein in seiner Höhle und betete Tag und Nacht. Das Gift der Schlange brannte weniger heftig, ihr Ring drückte ihren Arm nicht mehr so fest, seit sie in der Höhle wohnte.

Als die Frau einst fortging, um sich Wurzeln zu ihrer Nahrung zu suchen, trat der Alte, der ihr Kind geraubt, wieder an sie heran und fragte, ob sie ihm jetzt den Knaben zusprechen wolle. „Nein,“ rief das arme Weib. „Du willst mein Leben nicht nehmen — nun tödte ich mich selbst, um meinen Sohn zu retten!“ Damit floh sie wieder in ihre Höhle, sammelte Holz und Reisig zu einem Scheiterhaufen, den sie entzündete. Als das Holz brannte, warf sie sich in die Flammen, um sich so zu opfern. Da fiel eine Lotosblüte vom Himmel herunter, die Flammen verloschen, die Schlange ringelte sich von des entsühnten Weibes Arm los und kroch eilig davon. Die Frau sah, dass Gott ihr die Lügen vergeben habe und dass die Macht des Teufels gebrochen sei. Sie sprach ein Dankgebet und wollte dann reuig zu ihrem Manne zurückkehren und auch ihn um Vergebung bitten.

Da sah sie in der Ferne einen glänzenden Zug, auf einem prächtig geschmückten Elephanten kam ihr Mann, um sie wieder in sein Haus zu holen, seine Diener trugen Kleider und Schmuck für die Frau und Speisen in Fülle für Alle. Der Mann hatte sein Kind nie verloren gehabt, man hatte es nach der Flucht der Mutter vor dem Hause gefunden. Ohne die Zustimmung der Mutter hatte der Teufel über den unschuldigen Knaben keine Gewalt. Nach vielem vergeblichen Suchen sah der Mann jetzt auch sein Weib wieder, nicht mehr alt und hässlich, sondern schöner, denn je zuvor. Der Armring des Knaben war verschwunden, wie der seiner Mutter. Froh kehrten die Wiedervereinten nach Ajudhja zurück und lebten noch hundert Jahre in Glück und Liebe bei einander.



Tragische Primadonnen-Ehen.

Es ist eine betrübende Tatsache, dass gerade in den höheren Kreisen, denen der Aristokratie, der Künstler, Gelehrten etc., die in so vielen Stücken den niederen Volksklassen als Muster zu dienen berufen sind, der Ehestand zu einem Wehestand wurde.

A. Kohut lenkt in einer kürzlich erschienenen Schrift: „Tragische Primadonnen-Ehen“ unsere Aufmerksamkeit auf die Kreise der Künstler, insonderheit auf die der Bühne, und zeichnet in einigen Beispielen: Elisabeth Gertrud Schmehling und der Violoncellist Mara — Franzeska Cuzzoni und der Klavier- und Orgelspieler Sandoni — Faustina Bordoni und Tonkünstler Johann Adolf Hasse — Agnese Schebest und der Theologe und Kritiker David Friedrich Strauß — Wilhelmine Schröder und ihre beiden Gatten (Carl Devrient und Herr von Döring) — Henriette Sontag und der Graf Rossi — Adelina Patti und der Marquis de Caux — und in einem Schlussaufsatze Polyhymnia und Hymen — in der Tat mitleiderregende Bilder tragischer „Ehen“. —

Alle Ehen, die auf dem Erdenrund geschlossen wurden und werden, kann man wohl, um mit Schopenhauer zu reden, im Großen und Ganzen in zwei

Klassen teilen, in Ehen aus Liebe und Ehen aus Konvenienz.

Das Ideal einer Ehe kann nur die sein, welche aus reiner Liebe geschlossen wurde, aus dem Bedürfnis, sich und Alles, was der Mensch ist und hat, ganz dem Wesen anheim zu geben, dem er sich auf Lebenszeit verbindet. Bei diesem Motive fallen dann alle Schranken der Konvenienz. Fürsten hielten es nicht für eine Erniedrigung, sich mit einer „Bürgerlichen“ ehelich zu verbinden und sind glücklich gewesen in dieser Verbindung. Und wenn auch die Not des Lebens, der Kampf um's Dasein noch so hart war, so haben doch Tausende reichen Ersatz, milden Trost, frischen Mut, neue Hoffnung gefunden eben in der reinen, völligen Liebe, die sie verband, die „Alles glaubet, hoffet, duldet“, die „die größeste ist unter ihnen“, nämlich unter den Gaben, die im Menschenherzen ruhen.

Die Kohutsche Schrift zeigt uns ganz andere Zustände in Ehen, in denen man das reinste Glück vermuten zu müssen glaubt.

Primadonnen, welche in den wohltuendsten Weisen von „Lenz und Liebe“, von „allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt“, sangen, fristeten in ihren Ehen das unglücklichste Dasein.

Wir finden diese tragischen Ehen vollkommen natürlich, wenn wir die Vorgeschichte der meisten derselben betrachten: Ein mit einer guten Stimme begabtes, von Haus aus armes Mädchen, ohne Bildung des Verstandes und des Herzens, war sie, die gefeierte Primadonna, als sie „entdeckt“ wurde. Schnell ließ man sie ausbilden, wenn auch oberflächlich und einseitig, es kam ja nur auf die Stimme und die äußere Erscheinung an. Es erfolgte das erste Auftreten, Alles staunte, bewunderte, ward begeistert, Lorbeerkränze wurden geworfen, hohe Gagen winkten. Anbeter brachten ihre Huldigungen dar und hatten Erfolg, besonders wenn die Huldigung in klingendes Metall umgesetzt wurde.

Schließlich, wir können die einzelnen, rasch aufeinander folgenden Stadien übergehen, erfolgte die eheliche Verbindung. Worauf war sie gegründet? Auf ein leichtsinniges Versprechen, das man ebenso leichtfertig brechen zu können glaubte, als einen Theaterkontrakt, auf eine schnell auflodernde Begeisterung, die ebenso schnell wieder erlosch.

A. Kohut hat ohne jede Zutat einige dieser tragischen Ehen in ihrem Elende vorgeführt. Seine Schilderungen werden nicht verfehlen, Rührung bei den Lesern zu erwecken und vielleicht — das wäre der beste Lohn für seine Arbeit — Manchem aus den angezogenen Kreisen es eindringlich ins Gedächtnis zu rufen: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet!“

Es ist wünschenswert, dass Kohut diese kultur- und kunstgeschichtlichen Skizzen durch Hinzufügung ähnlicher Darstellungen aus anderen Kreisen ergänzt; denn, wenn auch vom grünen Tische der Theorie langes und breites geschrieben worden ist über dieses Kapitel, so wird es trotzdem nicht überflüssig sein, auch auf diesem Gebiete durch Beispiele zu lehren, die, aus dem Leben gegriffen, für's Leben geschrieben sind.

Dresden. Richard Vetter.

Litterarische Neuigkeiten.

Erschienene Neuigkeiten.

„Lebens- und Bildungsgang eines griechischen Künstlers,“ Vortrag von Professor Hugo Blümner (Basel, Schweighausersche Verlagshandlung).

„Der Nachtwächter von Ellrich,“ kleinstädtisches Charakterbild aus vergangenen Tagen von Fritz Peter (Dresden, C. C. Meinhold und Söhne).

„Die Bleichsucht und sogenannte Blutarmut“, deren Entstehung, Wesen und gründliche Heilung von Dr. August Dyes. — Berlin, A. Zimmer.

„Pathologische Mitteilungen.“ 4. Heft. „Die Lungenschwindsucht“, mit besonderer Rücksicht auf die Behandlung derselben von Dr. Aufrecht. — Magdeburg, Fabersche Buchdruckerei.

„Das Wesen der Elektrizität und die Aetiologie der Pest und der Cholera“ von L. Mann. — Berlin, F. Heinicke.

„Kong Christian den Fjerdes egenhaendige Breve“, herausgegeben von C. F. Bricka og J. A. Fridericia. (15. Heft. 1589—1619). — Kopenhagen, Verlag von Rudolf Klein.

„Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte“ von Dr. Alwin Schultz. 16/17. (Schluss-) Lieferung. — Prag, F. Tempsky.

„Internationale Bibliothek.“ Heft 7/9. „Weltschöpfung und Weltuntergang.“ Die Entwickelung von Himmel und Erde vom Standpunkte der Naturwissenschaft aus dargestellt von Oswald Köhler. — Stuttgart, J. T. W. Dietz.

„Städtebilder und Landschaften aus aller Welt.“ „Aachen“ von Gsell-Fels. Mit 34 Ansichten und einem Stadtplan. — Zürich, Cäsar Schmidt.

„Russika.“ Verzeichnis der in und über Russland im Jahre 1886 erschienenen Schriften in deutscher, französischer und englischer Sprache. Dritter Jahrgang. Herausgegeben von F. von Szczepanski. — Reval, Liedfors Erben.

„Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts.“ In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 26. Band. „Johann Elias Schlegels ästhetische und dramaturgische Schriften.“ — Heilbronn, Gebr. Henninger.

„Hortense Maillot.“ Roman von Edouard Cadol. — Mannheim, J. Bensheimer.

„Geschichte der Lykier“ von Dr. Oscar Treuber. Mit einer Vorrede von H. Kiepert. — Stuttgart, W. Kohlhammer.

„Charles Dickens, der Humorist.“ Vortrag von A. Zollinger. — Basel, Schweighausersche Verlagsbuchhandlung.

„Der Koran.“ Vortrag von Professor R. Steck. — Basel, Schweighausersche Verlagsbuchhandlung.

„Russland“ (europäisches und asiatisches Russland). Nach eigenen Beobachtungen geschildert von H. Neelmeyer-Vukassowitsch. (5/12. Lieferung.) — Leipzig, Ernst Heitmann.

Ausländische Neuigkeiten.

„L'unisson“ von George Duruy. — Paris, Hachette & Co., 79 Boulevard St. Germain.

„Bibliothèque utile.“ Bd. XCVII/XCVIII. „Les maladies épidémiques“ von Dr. E. Monin und „L'Indo-Chine française“ von L. Faque. — Paris, Felix Alcan, 108 Boulevard St. Germain.

„Fourth annual report of the bureau of ethnology to the secretary of the Smithsonian institution 1882—83 by J. W. Powell (director). — Washington, Governement printing office.

Alle für das „Magazin“ bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“ Leipzig, Georgenstrasse 6.

Hervorragende belletristische Novität.

In Kurzem erscheint:

Verfehltes Leben.

Von

Hermann Bang.

Aus dem Dänischen von Emil Jonas.

Preis M. 3.—, fein geb. in Callico M. 4.—.

Der dänische Dichter **Hermann Bang**, welcher unter dem Pseudonym Bernhard Hoff sich schnell in Deutschland einen wohlbegründeten Ruf als Erzähler erworben hat, wozu namentlich seine realistisch wahren Situationen und die fein durchdachte Charakterzeichnung seiner handelnden Personen beigetragen haben, schildert hier in seiner neuesten Arbeit Personen und Charaktere aus den höchsten und niedrigen Schichten der Gesellschaft mit bewunderungswürdiger Wahrheit und Treue. Er schildert die tiefinnigsten Seelenkämpfe der Menschen, als ob er sie belauscht, stets begleitet habe. Er fesselt vom ersten Augenblick an die Aufmerksamkeit der Leser durch seine Pikanterien und Menschenkenntnis, kurz — es liegt hier das Werk eines bedeutenden Schriftstellers vor.

Der als Uebersetzer skandinavischer Dichterwerke rühmlich bekannte Kammerrath Emil Jonas in Berlin, lieferte in der vorliegenden Uebersetzung wieder den Beweis seines Nachbildungstalentes; denn das Buch liest sich, als wäre es Original.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler, Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Die Gesellschaft.

Monatsschrift für Litteratur und Kunst.

Herausgeber Dr. M. G. Conrad.

1887 (III. Jahrgang). Preis pro Semester M. 5.—

Das 8. Heft enthält: Porträt von Carlos von Gagern. „Meine Erinnerungen an Carlos von Gagern" von M. G. Conrad. „Das Komische" von Eduard von Hartmann. „Lebenszweck." Novelle von Hermann Heiberg. „Unser Dichteralbum" mit Beiträgen von: Franz Held, J. Scharf, Heinz Offer, Heinr. v. Reder, Hans Probst. „Ein Held der Feder und des Schwertes". Lebensgeschichte von C. v. Gagern von L. Kunwald. „Ein Gefeierter und doch Verschollener?" von J. Hillebrand. „Berliner Künstler" von G. v. Amyntor. „Aus der Werkstatt" v. Karl Bleibtreu. „Berliner Theater-Quartal" von Leo Berg. „Berliner Skizzen" von Arthur Zapp. „Vom Büchertisch", „Redaktionspost", „Anzeigen" rc.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung wie durch die Post.

Ueberall vorräthig:

Die

Revolution der Litteratur

von

Karl Bleibtreu.

Dritte vermehrte Auflage. M. 1.50.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler in Leipzig.

Neu! Soeben erschien: **Neu!**

Die

Geschichtl. Entwickelung

des

Russischen Volkes

von

Iwan von Golowin.

14 Bogen 8°. M. 3.—.

Das Interesse für die Russische Geschichte ist in letzter Zeit immer lebhafter geworden. Der berühmte Verfasser bestrebt sich, diesem Wunsche zu genügen u. vor allem diejenigen Momente u. Ereignisse zu besprechen, welche am wenigsten bekannt sind.

Durch alle Buchhandlungen, sowie direkt franko vom Verleger **Feodor Reinboth in Leipzig** zu beziehen.

Populäre

Anthropologie

von

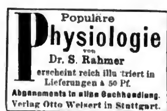
Dr. M. Alsberg

erscheint reich illustriert in Lieferungen à 50 Pf.

Abonnements in allen Buchhandlung.

Verlag Otto Weisert in Stuttgart.





Soeben erschien:

Götzen,

Parodien

von

Karl Bleibtreu.

Mit illustriertem Umschlag.

M. 1.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

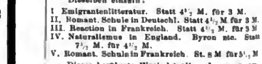
Eine zeitgemässe Litteraturgeschichte

zu ermässigtem Preise!

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. 5 Bde. eingeleit. u. übers. v. **Ad. Strodtmann** u. (Bd. 5) von **W. Rudow.** 2. Aufl. 1886. Eleg. broch.

Früherer Preis 29 M. jetzt 18 M. Eleg. geb. 23 M.

Dieselben einzeln:


I. Emigrantenlitteratur. Statt $4^1/_2$ M. für 3 M.
II. Romant. Schule in Deutschl. Statt $4^1/_2$ M für 3 M.
III. Reaction in Frankreich. Statt $4^1/_2$ M. für 3 M.
IV. Naturalismus in England. Byron etc. Statt $7^1/_2$ M. für $4^1/_2$ M.
V. Romant. Schule in Frankreich. St. 8 M für $5^1/_2$ M.

Dieses berühmte Werk ist allen denen zu empfehlen, welche einer **freien** Richtung in Kunst und Wissenschaft huldigen.

H. Barsdorf, Buchhandlung in **Leipzig.**

L. Zander's Buchhandlung in Leipzig

gegründet 1852

empfiehlt sich zur Besorgung von Büchern in allen Sprachen, sowie zur Einrichtung ganzer Bibliotheken.

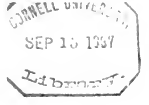
Einbanddecken

zum „**Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes**" in reicher Goldprägung sind per Semesterband zu

1 Mark 20 Pfg.

durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 36. — Leipzig, den 3. September. — 1887.

Inhalt:

Die Verleumdungsseuche.

Kritische Streiferen von Karl Böttcher.

Horch? . . . Man flüstert — flüstert von der angeblich verwundeten Ehre eines braven Mannes. Hei, wie ein derartiges Geräusch die Neugierde mancher Leute liebkost, die Nerven erregt und die Ohren spitzen macht! Was Wunder, wenn es Einigen einfällt, ein wenig zu lauschen.

„Habt ihr schon gehört?“ . . . „Nein?“ . . . „Ja, lebt ihr denn in Honolulu?“ . . . „Und es lässt sich gar nicht mehr unterdrücken. Ganz unmöglich das!“ . . . „Sternkreuz-Bombenelement, wer so etwas gedacht hätte!“ . . . „Und das ist bloß das, was bis jetzt bekannt wurde“ . . . „Wer weiß, was Alles noch zu Tage kommt!“ . . . „Nun freilich kann man sich Verschiedenes erklären“ . . .

Diesen zweideutigen Reden in Gesellschaften, diesem Tuscheln auf den Straßen, diesem Kopfzusammenstecken in den Kneipen entspringen nach und nach Tausende von Bächlein der Verleumdung, die sich schließlich durch ein großes Gefälle zu einem einzigen Strom vereinigen, der jetzt auf deine Ehre zubraust, schäumend, brandend, tosend. Nun siehe zu, du Aermster, dass er dich nicht von dannen schwemmt!

So der Ausbruch der Verleumdungsseuche.

Im vollen Galopp setzt sie über die Anfangsstadien hinweg; sie wird ausgebildeter, kräftiger, selbstständiger. Schon steigt sie hinauf bis zu den Alpenhöhen des Blödsinns oder hinab bis zu den Untiefen der frechsten Unverschämtheit, und willst du ihr auf ihrem Zuge folgen, so siehst du ein, dass du solche Höhen nicht im Sturme zu nehmen, solche Untiefen nicht zu überbrücken vermagst.

Schon hat sie dir gegenüber einen mächtigen Vorsprung, zumal sie noch von einflussreichen Personen protegiert wird — freilich oft von Personen, von denen du glaubtest, sie seien schon längst füsiliert worden, und doch nehmen sie die höchsten Stellen ein, ja sogar von Personen, die anstatt im Zuchthause im gothaischen Almanach existieren. —

Wenn die Frostschauer, die Novembernebel, die Dezemberstürme sich erheben, mahnen die Aerzte eindringlich: „Jetzt vorsichtig, lieber Freund, dass die Gesundheit nicht flöten geht! Ein Schnupfen, eine Halsentzündung, eine Erkältung sind bald geholt; damit lässt sich gar nicht spaßen“ . . . Wenn der Lenz mit klingendem Spiele das Talgelände entlang zieht, die Sonne schöner und herrlicher aus dem Himmel hervorblüht und in deinem Herzen ein süßes und unbestimmtes Sehnen erwacht, so dass du die ganze Welt umarmen möchtest, da warnst du dich selbst: „Lass dir von der Liebe keinen Streich spielen!“ — Wann aber erhebt sich eine Stimme, die deiner sorglosen Seele die eben so wichtige Warnung zuflüstert: „Hüte dich vor — der Verleumdungsseuche!“? . . .

Ach, überall lauert sie im Hinterhalt, in allen Winkeln treibt sie sich herum, alle ihre Waffen sind geschärft, alle ihre Geschütze geladen, alle ihre Netze gespannt, und ihre List und Falschheit ist jederzeit zu deiner Vernichtung bereit . . . „Nimm dich vor Verleumdungen in Acht! Sie kennen keine Rücksichten und entzünden oft in den hellsten

Köpfen Torheiten, die sich nur schwer wieder gut machen lassen.“ —

O, Verleumdungsseuche, erhabene Herrscherin, wer wollte deine Macht nicht anerkennen!

Du hältst deinen Siegeszug durch die ganze Welt. Kein noch so hoher Damm, den du nicht überspringst, keine noch so feste Pforte, die sich dir nicht öffnet, kein verborgenes Gemach, wohin du nicht den Weg findest. Ueberall schleichst du dich ein, eine schwarze Pest, vor der Alles erzittert, das Glück des Hauses, den Frieden des Herzens zertrümmernd, wo du dich nur zeigst. Du ziehst die Straße entlang hinter der goldgestickten Uniform, du trottelst neben dem Hundefuhrwerk des Gemüsehändlers, du tänzelst über die Teppiche des Palastes.

Damit nicht genug.

Im Verlangen nach Popularität mischt sie sich in die auf den Hintertreppen stattfindenden Konferenzen der Waschfrauen, sie lauert hinter dem Gebüsch der Theaterkoulissen, geht mit wichtiger Amtsmiene in das Büreau des Direktors und geniert sich nicht im Geringsten, wenn sie als Koulissenklatsch und Quatsch und Tratsch gebrandmarkt wird.

In der Armee kennt sie die verschiedensten militärischen Grade, sie weiß sehr wohl die Tressen des Generals von den Sternen des Hauptmanns zu unterscheiden, findet selbst bei den Frommen im Lande aufmerksame Ohren und drückt jedem Lobredner die Lippen zu.

Bei Hofe trifft sie einen mächtigen Bundesgenossen, die Intrigue. Der Bund mit der trauten Schwester ist bald geschlossen, und Arm in Arm mit ihr unterminiert sie Ministerfauteuils, verhindert Beförderungen, besiegelt manchen Fall in Ungnade — kurz, verfügt sie zuweilen über eine größere Macht, wie der Tron mit seinen verbrieften Rechten.

Beinahe allmächtig ist die Holde, wenn sie in ein Redaktionsbüreau tritt, sich auf dem Redaktionsschemel niederlässt und mit der Großmacht Presse verbindet. Denn neben den gesinnungstüchtigen und ehrenwerten Redakteuren allgemein geachteter Zeitungen treibt sich in manchen obskuren Redaktionen ein Gelichter von Leuten herum, das eine Art gesellschaftliches Strandgut bedeutet, Leute, welche von Allem etwas sind: ein wenig Schuft, ein wenig Schurke, ein wenig Lump.

Ach du Unglücklicher, über den jetzt die wohlorganisierte Armee der Guttenbergschen Soldaten das Gift der Verleumdung ausspritzt! Das schmettert nieder auf deine Ehre wie Sprenggeschosse in männermordender Schlacht, dass ist ein vollständiges Bombardement der Verleumdung, mehr noch, das wirkt wie Geschütze, deren Gebrauch dem Völkerrechte zuwiderläuft.

Entsetzt rufst du aus: „Sind denn diese schauerlichen Unwahrheiten, diese vollständigen Verdrehungen der Sache, diese boshaften Entstellungen, diese lügenhaften Aufbauschungen in aller Welt nur möglich!“

Freilich, mein Lieber, du liest es ja schwarz auf weiß in der „Bim-Baumbacher Times!“

Aber alle Wetter, das kann ja nur von Seiten der Redaktion ein fürchterlicher Irrtum sein, den sie gewiss mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns und im Interesse der Wahrheit sofort zurücknehmen wird?

Du setzest dich hin und schreibst eine Berichtigung, wirfst alle schwerwiegenden, dich nach deiner ehrlichsten Empfindung vor aller Welt entlastenden Gründe in die Wagschale und harrst der kommenden Dinge bis zum Erscheinen der nächsten Nummer.

Ha, da ist sie! Das Studium beginnt....

Du glaubst deinen Augen nicht zu trauen und fährst unwillkürlich mit der Hand nach der sich runzelnden Stirn.

Ja, starre nur in unheilschwangerer Feierlichkeit hin auf die schwarzen, noch druckfeuchten Zeilen. Du träumst nicht, es steht wirklich so dort, wie du es soeben gelesen.

Wie denn?

Man hat alle die Verleumdungen in Grund und Boden schmetternden Hauptsachen deiner Berichtigung unterschlagen, die Nebensachen verdreht und zu neuen Angriffen auf dich benutzt.

Deine Faust ballt sich, das Blut der Erregung schießt in die Wangen, du bebst zurück vor diesem Pfuhle der Schlechtigkeit.

Da stürmt dir ein rettender Gedanke ins Hirn. Hurrah gefunden!

„Freilich,“ jubelst du freudig auf, „kommt mir da nicht das Gesetz zu Hülfe? Kann ich nicht eine sachliche Berichtigung auf Grund des Pressgesetzes verlangen?“ ...

O, wie jetzt die Feder hastig über das Papier fliegt! Wie hoffnungsfreudig du die Berichtigung abschickst!

Du befindest dich in einem reizenden Irrtum, mein Verehrtester. Entweder wird deine Berichtigung von einem solch moralisch schiffbrüchigen Blatte nur teilweise publiziert und da noch mit Glossen, welche dich lächerlich machen, oder sie kommt zur Kompagnie jener Rekruten, welche den Kreuzzug nach dem Papierkorb antreten müssen, weil diese Musterredaktion lieber die kleine Strafe, zu der sie eventuell verurteilt wird, zahlt, als sich nachträglich korrigiert, wohl auch, weil sie mit Recht annimmt, dass du von der weiteren, dir zu viele Umstände machenden Verfolgung der Angelegenheit absiehst.

Veröffentlicht sie aber im günstigsten Falle deine ruhig gehaltene Berichtigung, so ist das gegenüber der vorausgegangenen Verleumdung, die überall ein so aufmerksames Publikum fand, bei dem immer etwas hängen bleibt, ein sehr magerer Ersatz.

Das Alles ist im schlimmsten Falle noch zu er-

tragen. Es nagt an deinem Herzen, es schnürt dir die Kehle zusammen, und der Herzschlag will stocken. Aber die Zeit mit ihrer Heilkraft tut Wunder, und in deinem Innern regt sich ein weißer Cherubimfittich der Hoffnung. —

Den tödtlichsten Stoß jedoch empfängt deine Herzensruhe, wenn dich — ein Freund verleumdet.

Da ist eine liebe Menschenseele, auf deren Grund du in so mancher trauten Stunde zu blicken glaubtest. Du sahst keine falsche Regung da unten; wie Goldglanz glitzert es dir entgegen, und inmitten dieses Glanzes flimmerte in diamantener Reinheit die echte Freundschaft.

O, das ist ein Herz, dem du in jeder Situation vertrauen kannst, wenn dich die Welt kalt und brutal behandelt, das ist eine Hand, die dich doppelt fest im Leide hält, wenn alles Ungemach auf dich einstürmt, wie ein Wirbelwind, das ist ein fester Blick, der dir Mut zustrahlen würde, selbst im Knirschen des Schiffbruchs.

Meinst du? ...

In einer einsamen Stunde offenbarst du ihm ein dich längst drückendes, über dich hineingebrochenes Unglück. Er blickt in deine verborgensten Herzenswinkel, es fibriren die zartesten Saiten der Empfindung. Du erscheinst in einer Offenheit, wie du es sonst nur dem Weibe deines Herzens oder Gott gegenüber bist.

Er hört dich ruhig an, der Brave. Er verspricht dir zu helfen, weil er es mit Leichtigkeit kann. Das gesunkene Feuer der Hoffnung fängt wieder an zu flammen. — —

Aber was ist das? Geht da nicht eine schaurige Veränderung vor? Ist es richtig, was du zu beobachten wähnst?

Freilich. Der liebe Freund hält es für klug, sich mehr und mehr von dir zurückzuziehen und an die zugesagte Hülfe ist absolut nicht zu denken.

Aber er entdeckt einen Rest moralischer Verpflichtung in seinem Innern. Er glaubt sein Verhalten einem gewissen Kreise gegenüber motivieren zu müssen.

„Ja,“ meint er, „habt ihr denn nicht gehört, dass?“... Ich hielt es deshalb für angezeigt, wenn ... Und übrigens muss man vorsichtig sein heutzutage; ich selbst weiß ...“

Und nun setzt er, der Vertraute deines Herzens, an den du glaubtest, wie an die Seligkeit, mit der Verleumdung ein. Er erzählt Dinge, von denen er nur in Folge des intimsten freundschaftlichen Verkehrs mit dir Kenntnis haben konnte, rückt sie in die ungünstigste Beleuchtung, verdreht die ganze Geschichte auf's Schauderhafteste — und das Alles nur, um sich gewissermaßen zu entlasten.

So folgt der Edle, von dem ehemals dein Herz voll war, wie ein Tautropfen von der Sonne, dir jetzt als drohender Schatten nach. Ja, in einer gewissen Ausschweifung von Treulosigkeit lügt er jetzt wie andere Leute atmen, und du hättest dich früher vorsehen müssen, wenn er eine rechtschaffene Absicht äußerte, ihm nicht trauen dürfen, wenn er etwas versicherte, erschrecken müssen, wenn er einen Eid leistete.

Falls eine gleichgültige Waschfrau von dir dasselbe Schlechte berichtet, da ist es belangslos. In dem Munde des Freundes aber potenziert sich die Wirkung. Seine Worte sind Tropfen des stärksten Giftes, welche einen ganzen auf dich niederbrausenden Wasserfall der Verleumdung durchseuchen.

Was ein derartiger „Freund“ ist?

Ja, wenn sich für solch biedere Zeitgenossen ein treffender Vergleich fände! ... Etwa das Resultat, welches sich ergiebt, sobald man die Talente eines Jago, eines Mephistopheles, eines Judas-Ischariot addiert. —

Unter dem tiefschmerzlichen Eindruck dieser höllischen Schlechtigkeit fühlst du dich für den Augenblick zerknirscht. Kein Laut kommt von deinen Lippen, keine Träne aus deinen Augen. Du drängst sie zurück; sie fällt glühend und verzehrend in deine Seele und brennt wie Feuer. In dir ist alles stumm und stumpf und dumpf und gebrochen. Das Herz ist todtmüde von inneren Kämpfen. Am liebsten möchtest du das Leben voll bitterer Mühsal aufgeben, um ein Asyl gegen Lüge und Verleumdung zu finden.

Gemach, du gutes Herz! Solche Stürme reinigen die Luft und wehen die Spreu von dannen, sie im Wirbel davonführend, bis sie in irgend einer Kotlache kleben bleibt. —

O, Verleumdungsseuche, wie mächtig sind deine Verheerungen! Da versteht man, wie sich Mancher unerschrocken dem Kartätschenfeuer aussetzt, auf grollendem Meere ruhig dem Sturme trotzt, sorglos die Choleraspitäler besucht, aber — vor einer Klatschbase flieht, besonders wenn diese Klatschbase eine in den höheren Semestern herumatmende, vom Heiratsfieber geplagte Megäre ist.

Auch diese Wunden heilen endlich, wenn sie von der Hand der Liebe gepflegt werden. Blickst du später selbst der ehemals schwersten Verleumdung ruhig ins Gesicht, so merkst du, wie ihr die Zeit Locke und Wange bleichte und Furchen in das Antlitz zog. Und besser noch! Nicht der Wurm, der dir zu Füßen kroch und dich stach, nicht das Geschmeiß, dass dir ums Haupt flatterte und dich belästigte, spann das Gewebe deines Schicksals — du tatest es selbst.

Ja, du mochtest noch so sehr von Verleumdungen heimgesucht worden sein, bald erschienen ihre Schmähungen, wie ein Strom im Winter, der allen Schmutz unter seiner Eisdecke mit sich führt, dessen Rauschen dich aber nicht erschrecken, dessen Wogen dich nicht erschüttern können ...

Gewöhnlich reiben sich die Verleumdungen selbst auf, an ihrer eigenen Niedertracht zu Grunde gehend.

Deshalb nicht an der herrlichen Gotteswelt ver-

zweifeln, mein Freund, wenn du durch die Verleumdungsseuche erfahren musstest, dass so viele Menschen ein — ganz gemeines Gesindel sind!

Noch klopfen Herzen genug, die einer höheren Sittlichkeit zustreben, noch flammen begeisterte Blicke, denen, gleich flimmernden Goldstandarten auf hohen Bergeszinnen, die Ideale sittlicher Vervollkommnung entgegenleuchten, noch glüht und sprüht es allerorten von innigem Verlangen nach einem veredelten Menschentum.



Gedichte von Sidonie Grünwald-Zerkowitz.

(Aus den demnächst erscheinenden „Liebesbriefen“ — „Die Geschichte Verlassener“ — von Sidonie Grünwald-Zerkowitz, der Verfasserin der „Lieder der Mormonin“.)

I.

Wenn ich die stille Auster wäre,
Die im geschlossnen Muschelschrein
Birgt Perlen weiß, den Schatz der Meere:
Meine Perlen wären alle — dein!

Wär' ich der Strauch, dem auf den Zweigen
Die schönsten Rosen duftig blüh'n:
All meine Rosen würden dein Eigen!
Ich streute sie auf den Weg dir hin!

Doch Perlen nicht, nicht Rosen auf Zweigen
Ist, was ich habe, was ich biet';
So nimm das Beste, was mein Eigen:
Ich sing' dir, Liebchen, all mein — Lied!

II.

Liebesfrühling

(Was wir jetzt wollen . . .)

Was fragt die Sonne, was sie will,
Blickt lenzhaft sie noch auf die Erde!?
In Beiden webet Lieb' erst still
Ohn' alle Sorge, was draus werde —

Erst bis des Sonnstrahls küssender Blick
Sich in der Erde Schoß versenkt hat,
Grüßt Beide in tausenden Blüten das Glück,
Das Einer dem Andern froh sich geschenkt hat! . . .

III.

Sehnsuchtsseufzer beim Schneefall.

Ach könnt' ich doch eine Fee sein,
Mich zu wandeln in was mich freut!
Dann möcht' ich jetzt der Schnee sein,
Der in Flöckchen herab auf dich schneit!

In tausend weichen Krystallen
Aufs Augenlid dir, an die Brust . . .
Ueberallhin . . . küssend dir fallen . . .
Ach, wär' mir das eine Lust! —

IV.

An den nach Jerusalem und Aegypten ziehenden Freund.

Was suchst du fern vom trauten Heimatlande
Im heißen Himmelsstrich der starren Sphinx?
Wähnst du, dir naht das — Glück im Wüstensande
Wo öde Fremde dich umgähnet rings?

Nicht ist das Glück zu Haus' in Pyramiden,
In Riesen-Gräbern ird'scher Herrlichkeit!
Vergebens sucht das Herz den süßen Frieden
Dort auf der Todtenstatt vergang'ner Zeit!

Ob auch dein Aug' für flücht'ge Augenblicke
Umfang' die Fessel and'rer Weltgestalt,
Du lesest dort kein Steinchen auf zum Glücke,
Draus sich die Seele baut den frohen Halt! . . .

Ein Dörfchen, das auf schmaler Scholle liege,
Wo dich als Kind dein frommes Mütterlein
In kunstlos holzgeschnitzter alter Wiege
In Schlummer sang mit süßem Liede ein,

Das Dörfchen hier und drinnen deine Hütte,
Dein Weib, dein Kind, dein eig'ner Herd,
Dein süß Daheim ist — aller Reiche Mitte —
Allein des Lebens Pilgerfahrten wert!

V.

Die Heimat — überall.

Ich möcht' mit dir durchschweifen,
Mit dir, mit dir nur gern
Der Erde bunt'ste Streifen
Selbst von der Heimat fern!

Von Land zu Lande trüg' ich
Mich wandernd durch die Welt
Und wo du wolltest, schlüg' ich
Urfröhlich auf mein Zelt!

Und dort, wo Palmen lehnen
In heißer Sonne Sprüh'n
Und Wüsten öd' sich dehnen,
Wie gern folgt ich dir hin!

Und könnte drauf verzichten,
Was mich so selig macht:
Dass, wohin die Blicke sich richten,
Die Heimat mich umlacht!

Das Kreuzlein hier, das umfrieden
Die blühenden Aecker rings,
Ich säh's in den Pyramiden
Und der unheimlichen Sphinx.

Mein Bächlein am Wiesenrande,
Das mir zu Lieb' rauscht so still,
Ich hört' es im Nil, wo am Strande
Sich sonnt das Krokodil.

Der Zephyr, der von der Linde
Den Duft in die Seel' mir hier trägt,
Ich grüßt' ihn im Wüstenwinde,
Wann er zu Boden mich schlägt!

Wann der Sonne Strahlen sich senken
Auf verwichenen Glanzes Ruin:
Im Abendgebet würd' ich denken,
Dass der blühenden Heimat sie schien . .

Ich möcht' in die Welt, die weite,
Auch fern von der Heimat hier!
Denn, gäbst mir du das Geleite:
Die Heimat zög' mit mir!

VI.

Der Herbst, der war mir lieber.

Der Herbst, der war mir lieber
Als dieser Lenz mir ist!
Das Herz ging so uns über,
Dass wir uns wund geküsst!

Auf jedem stillen Steige
Blieben wir küssend steh'n —
Strich Herbst auch durch die Zweige,
Durchs Herz ging Frühlingsweh'n . . .

Wir wanderten umschlungen
Durch die Auen im Mondenschein
Und hatten im Herbst gedungen
Den Mai — für uns allein.

VII.

Einst und Jetzt.

Sah sonst mein Lieb' ich von mir gehen,
Blieb ich verlassen nicht zurück;
An der Schwelle sprach: „Auf Wiedersehen!“
Sein Scheidekuss, sein Scheideblick.

Am Kuss, am Blick konnt' ich es kennen.
Dass, trägt's mein Lieb' auch fort von hier,
Mein Herz von mir sich nicht kann trennen,
Und dass sein Herz drum bleibt bei mir . . .

Seh' jetzt mein Lieb ich von mir gehen,
Schleich' ich ihm nach zur Schwelle mein;
Möcht' stumm mir einen Kuss erflehen!
Doch ihm fällt ach kein Kuss mehr ein! . . .

Er eilt geschäftig von mir fort ach,
Küsst mir die Hand und zieht den Hut;
Spricht — statt zu küssen heiß — das Wort ach:
„Wir bleiben uns doch fürder gut?“



Der moderne Realismus und seine Stellung in der Weltlitteratur.

Von Edgar Steiger (Leipzig).

(Fortsetzung.)

III.

Was bedeutet aber jetzt das Wort „Realismus“?

Wir sehen auch hier aufs Neue, dass rein logische Deduktionen niemals ausreichen, die Begriffsentwickelung eines Wortbildes zu erschöpfen. Denn jedes Wort hat seine Geschichte, und ohne die Berücksichtigung dieses historischen Elementes sind wir niemals im Stande, die vielfachen Wandlungen der Bedeutung, geschweige denn die völlige Gegensätzlichkeit des ursprünglichen und des neuen Wortsinnes genügend zu erklären. Der „Kandidat im schwarzen Frack“ wäre für unser Vorstellen ein unlöslicher Widerspruch, wenn wir uns nicht die sämmtlichen Glieder der Begriffskette von dem Römer in weißer Toga bis zu dem zitternden Lehramtskandidaten unserer Tage vergegenwärtigen könnten. Nur so gelingt es uns, die scheinbaren Gegensätze durch den Mittelgriff des „Amtsbewerbers“ mit einander zu versöhnen.

Und ähnlich verhält es sich auch mit dem Namen „Realismus“.

Für den, der sich die Wandlungen eines Wortbegriffes gegenwärtig zu halten weiß, kann es kaum befremdend sein, wenn sich ein moderner Realist als rechtmäßigen Erben der Klassiker, als direkten Fortsetzer des wahren und echten Idealismus bezeichnet. Der Denker wird einfach Wort und Sache trennen die verschiedenen Stufen der Begriffsentwickelung verfolgen und mit stetem Ausblick auf die Geschichte der Weltlitteratur zu dem überraschenden Resultate gelangen, dass die großen Dichter aller Zeiten das waren, was man heutzutage „Realisten“ zu nennen pflegt. Ja, noch mehr! Der Verfall jeder Litteratur kündet sich durch ähnliche Symptome an, wie wir sie heute in den breiten Schichten der sogenannten „Idealisten“ wahrnehmen, — durch matte Nachahmung, durch innere Unwahrheit oder durch den Widerspruch zwischen Stoff und Form, welcher den Tod jeder Kunst bedeutet.

Ehe wir daher den modernen Realismus als etwas wesentlich Neues charakterisieren können, müssen wir den tiefinnerlichen Zusammenhang zwischen ihm und aller vorhergehenden Dichtung, sofern sie diesen Namen im höchsten Sinne verdient, nachzuweisen suchen. Nur wenn jener sich als ein organisches Glied in der Entwickelung des poetischen Schaffens der Menschheit ausweisen kann, gebührt ihm die bedeutsame Stellung im modernen Geistesleben, welche ihm von seinen Vertretern zuerkannt wird; nur dann verliert er den Charakter der ephemeren Modeerscheinung, wofür ihn die Gegner so gerne ausgeben möchten; nur dann darf er getrost

einen Ehrenplatz neben dem Klassizismus des vergangenen Jahrhunderts einnehmen.

Was ist nun aber das Eigentümliche einer jeden wirklich großen Dichtung? Worin besteht der gewaltige Unterschied zwischen dem Original und der Kopie, zwischen dem schöpferischen Genius und dem talentvollsten Nachahmer, zwischen der Kunst im höchsten Sinne und dem Dilettantismus in all seinen Spielarten?

Doch wohl darin, dass der wahre Künstler kein anderes Objekt für seine Nachahmung (μίμησις) kennt als die Natur, die ganze und volle Wirklichkeit, während der Dilettant (wir rechnen unter diese Kategorie alle jene Kunstvirtuosen, denen das wahrhaft Schöpferische mangelt) sich an ein künstlerisches Vorbild anlehnen muss. Der wahrhaft große Poet ist also in Rücksicht auf den Stoff stets Realist im eigentlichsten Sinne des Wortes: die Realität der ihn umgebenden Außenwelt, wie die Realität der sein Jahrhundert beherrschenden Geistesströmungen findet in seinen Werken den denkbar vollkommensten Ausdruck. Der Dilettant dagegen steht vor der nackten Wirklichkeit ohnmächtig da; er vermag sie nur insofern zu erfassen, als sie ihm durch das geistige Medium einer schöpferischen Natur vermittelt wird, als sie bereits in den Werken eines Andern sich als Idee krystallisiert hat. In diesem verblassten Sinne ist und bleibt der Nachahmer auch stofflich Idealist: er schöpft nicht aus der unmittelbaren Wirklichkeit, sondern aus den in Kunstwerken bereits abgelagerten Ideen. Schon daraus erklärt sich zur Genüge, dass ein solcher Pseudoidealismus niemals einen Fortschritt der Kunst verzeichnen kann; denn das bloße Wiederkäuen vermag doch höchstens der eigenen Verdauung einige Annehmlichkeit zu gewähren.

Wohl aber ist es gerade jener realistische Grundzug der schöpferischen Geister, welcher allein eine organische Weiterentwickelung auf dem Gebiete des poetischen Schaffens ermöglicht. Denn die Physiognomie des Weltbildes wechselt von Jahrhundert zu Jahrhundert, und all die mannigfaltig sich ablösenden Züge strahlt der untrügliche Spiegel echter Dichtung mit unnachahmlicher Wahrheit wieder. Ja, noch mehr! Wer die volle und ganze Wirklichkeit zu erfassen und in einem künstlerischen Bilde darzustellen sucht, der wird bald genug einsehen, dass die bloße Zeichnung der einfachen Umrisse nicht genügt, dass er Farbe, Licht und Schatten nötig hat, dass ihm die Perspektive unentbehrlich ist, dass überhaupt die Darstellungsmittel ins Unendliche gesteigert werden müssen. Und so war es eben dieser echte Realismus, der auch für die Art der künstlerischen Darstellung ein bestimmtes Entwickelungsgesetz ins Leben rief. Ich meine jene durch alle Perioden der Weltlitteratur hindurch sich steigernde Tendenz, vom Typischen zum Charakteristischen und Individuellen fortzuschreiten.

IV.

Diese beiden Grundgesetze des Realismus, die wir als das stoffliche und das methodische bezeichnen können, ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Poesie. Sie sind das feste Band, das die großen Geister aller Zeiten von Homer bis Goethe und Byron aneinanderknüpft.

Oder wer wagte zu behaupten, dass die sonnenklaren Dichtungen Homers nicht auf dem Boden voller Wirklichkeit ruhen? Da ist kein Zug, der nicht Natur, keine Wendung, die nicht dem Leben abgelauscht wäre; Außenwelt und Geist einen sich zu einem Gesammtbilde von unvergänglicher Schönheit und Wahrheit. Und selbst den geistigen Fortschritt der Jahrhunderte können wir deutlich erkennen, wenn wir von der Ilias zur Odyssee hinüberschreiten. Achilles, welcher lieber Tagelöhner auf Erden, als Bewohner des finstern Hades sein möchte, und Proteus, welcher dem Menelaos jene entzückende Schilderung von der Lieblichkeit Elysiums entwirft — welch gewaltiger Umschwung der Weltanschauung, welch herrlicher Fortschritt mythologischer Lebensweisheit! Dazu ein Stil, wie er sich zur Darstellung dieser Welt nicht passender denken ließe! Diese naive Menschheit mit ihrem heiteren Götterglauben, ihrer einheitlichen Weltanschauung, ihren gleichmäßigen Lebensbedingungen, ihren festen Staats- und Rechtsbegriffen konnte nur typisch gezeichnet werden. Und doch — welche Schärfe der Beobachtung, welche Keckheit der Striche, wo es galt, individuelles Leben darzustellen! Ich erinnere dabei nur an einige komische Partien, wie die Thersitesszene und die Gestalt Polyphems.

Homer und Archilochus, der objektivste und der subjektivste aller griechischen Dichter, sind gewissermaßen die Pole, zwischen denen sich die Dichtung aller Zeiten hin- und herbewegt. Und sind uns auch von dem Letzteren nur sehr spärliche Bruchstücke erhalten, sie genügen für den, der Spreu und Weizen zu sondern weiß, vollkommen, um das Urteil der Alten, die den Parier unmittelbar neben Homer stellten, durchaus zu bestätigen. Zum ersten Mal — und dies ist der nächste Fortschritt und ein neuer Beweis für den Realismus auch dieses Poeten — wagt es ein griechischer Dichter, sich als Individuum vollständig aus der Menge auszusondern, nicht als Vertreter einer Gemeinde oder einer Kultusgesellschaft, sondern als einzelner Mensch zu seinen Nebenmenschen zu sprechen, all seinen Leidenschaften, seiner Streitlust, seiner Liebe, seinem Hass, seinem Hohn vollen ungeschminkten Ausdruck zu geben und über alle möglichen Lebensverhältnisse nach eigenstem Gutdünken abzuurteilen. Es ist der leidenschaftliche Trieb des Sichbesinnens, des aus dem Dunkel der Mythologie auftauchenden Denkens, es ist der Geist der jonischen Philosophie, der durch die Dichtungen des Archilochus hindurchzittert. Die subjektive Welt greift hier zum ersten Mal, aber sogleich mit der

ganzen Kraft eines schöpferischen Geistes, in die Poesie ein, und mit dem Stoff geht die Form Hand in Hand. Das Typische ist verschwunden, und an seine Stelle tritt das Charakteristische und Individuelle, wenn auch zunächst nur in der flackernden Glut subjektiver Stimmung. Bilder, wie jenes von der nächtlichen Fahrt nach Thasos, wo die Krieger beim gleichmäßigen Takt der Ruderschläge, auf den Speer gelehnt, Brod essen und Wein trinken, würden selbst einem Byron Ehre machen. Und die sarkastische Keckheit, mit der er an einer andern Stelle die bizarre Ansich ausspricht, dass ein tüchtiger Feldherr X-Beine haben müsse, kennzeichnet so recht jene übermütige Subjektivität, die gleichsam in dem Bewusstsein, Alles sagen zu dürfen, halb ernst, halb ironisch schwelgt.

(Fortsetzung folgt.)



Die Kritik und das Publikum.

Von Oscar Klein.

Es ist eine bemerkenswerte, wenngleich allbekannte Tatsache, dass das Urteil der Kritik sehr häufig zu demjenigen des Publikums im größten Gegensatz steht. Ein Kunstwerk, das jene tadelt, erntet bei diesem oft das wärmste Lob, und ein anderes, das jene bewundert und rühmt, scheint bei der Menge weder Bewunderung, noch Ruhm zu verdienen. Ein Urteil schließt da gar häufig das andere aus, und der Kritiker erhält bei dem Publikum, dem überdies die Schaar sogenannter Rezensenten jedweden Gefallen tut, gar kein Gehör. Der Erfolg bringt ihn schließlich zum Schweigen.

Gewiss ist diese Tatsache im Interesse der Kunst und des guten Geschmacks sehr zu beklagen; aber sie beruht so wenig auf einem bösen Willen des Publikums, wie ein schlechtes Kunstwerk auf einem bösen Willen des Künstlers. Und der Kritiker darf ob solcher unliebsamen Erfahrung, die im Grunde auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit eine gewöhnliche ist, nicht verzweifeln. Muss er gleich darauf verzichten, für sein Urteil die Zustimmung der Menge zu finden, so vermag doch das Bewusstsein einer besseren Einsicht in die Angelegenheiten der Kunst ihn von der Meinung des Tages unabhängig zu machen.

Nur, dass er auch im Stande sei, sich von seiner besseren Einsicht Rechenschaft zu geben, d. h. seinen Geschmack als den edleren, sein Urteil als das vollkommenere darzutun. Denn Geschmack steht hier gegen Geschmack, und der allein kann der wahre sein, welcher auf jede Weise vor dem Forum der ästhetischen Wahrheit besteht.

Hier aber ist der Punkt, wo Kritik und Publikum ganz und gar auseinander gehen. Denn von ästhetischen Wahrheiten, d. h. von Gesetzen im Bereich des Schönen und der Kunst ist dem Letzteren gemeinhin wenig oder nichts bekannt. Es scheint ihm vielmehr die Summa aller Kunstphilosophie, dass über den Geschmack nicht zu streiten sei.

De gustibus non est disputandum, das ist das ästhetische Dogma der Menge!

Und allerdings ist es, was das augenblickliche Resultat angeht, richtig, dass der Streit in Sachen des Geschmackes zumeist fruchtlos ist. Denn alle Geschmacksurteile beruhen auf den Gefühlen, und Gefühle lassen sich nicht weg disputieren.

Gleichwohl enthält jener Satz nur eine beschränkte Wahrheit: Ihm steht die Tatsache einer wirklichen Geschmacksbildung entgegen. Die Gefühle lassen sich durch das Denken zwar nicht beseitigen, aber doch regulieren; und eben diese Regulierung, welche in Wirklichkeit auf eine Bildung der Gefühle hinausläuft, eben diese ist es, welche die Vorbedingung jedes ernsthaften Kunsturteilh ist.

In dieser Beziehung muss sich also zeigen, was der Kunstrichter vor dem Publikum voraus hat: Ob er es vermag, von diesem die Unvollkommenheit des Denkens und Empfindens, die Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit der Auffassung, die geringe Läuterung des Geschmackes, kurz, die ganze Willkür des Urteils zu erweisen.

Der philosophische Charakter der Kunst und die philosophische Vorbedingung des kritischen Geschäfts tritt hier so recht zu Tage.

Niemand kann über ein Kunstwerk in ausreichendem Maße urteilen, der nicht das Allgemeine der Dinge beherrscht. Denn jene Regulierung der Gefühle, jene Bildung des Geschmacks durch das Denken ist in der Hauptsache ein philosophischer Prozess.

Wie gäbe es auch in Wahrheit einen anderen Weg als den philophischen, um jene Harmonie des Fühlens und Denkens zu erreichen, die, in der höheren Bedeutung des Wortes, das Wesen aller, also auch der Geschmacksbildung, ausmacht! Oder welche Wissenschaft wäre wohl gleich der Philosophie geeignet, den menschlichen Geist von der ursprünglichen Willkür seines Denkens und Empfindens zu der erhabensten Objektivität zu führen!

Nichts ist wohl für die menschliche Urteilskraft so schwer zu erringen, als die Objektivität des ästhetischen Urteils. Denn diese erfordert eine Erweiterung des individuellen real empfindenden Subjekts zu einem allgemeinen von idealer Empfindung.

Hiermit aber ist die ganze Schwierigkeit des ästhetischen Urteils bezeichnet. Und es liegt so zu sagen vor Augen, wie wenig die große Mehrzahl des Publikums in den Angelegenheiten der Kunst zum Urteil befähigt ist, wie wenig im Grunde Lob oder Tadel der großen Menge bedeutet.

Bloße Anlage und Empfänglichkeit genügen auf dem Gebiet der Kunst zum Urteilen so wenig wie

auf anderen Gebieten. Kritik in einem höheren Sinne setzt ein philosophisches Wissen voraus: Nur, wer die realen Dinge überschaut, kann über die ideale Darstellung derselben, welche die Kunst bietet, urteilen!



Die Grundlagen der französischen Politik.

(Schluss.)

Nachdem Karl der Dumme, einer der borniertesten Schwächlinge, die je ihr Land seinen Feinden preisgaben, den stolzen Normannen als Dienstmann angenommen und dieser wohl lachenden Munds die Formel gesprochen, dass er dem allergnädigsten König stets treu, hold und gewärtig zu sein gelobe, woranf dann, zum inneren Ergötzen der Wikinger, ihm gnädiglichst Schntz für seine Person und sein Land zugesichert, — verlangen die fränkischen Seigneurs dass der wilde Seekönig dem königlichen Feigling den Fuß küsse, als notwendige Forderung der alten heiligen Zeremonie. — Der Held lacht und wendet sich ab: „Nie küsse ich den Fuß einem Manne, nie beug ich auch dem Mächtigsten das Knie." Als dennoch die Barone auf den Regeln der Hofetiquette bestehen, winkt er mit naiver Bosheit, „simplicité malicieuse", einem seiner Leute, um an seiner Stelle zur Gnade des Fußkusses zugelassen zu werden. Der Soldat tritt vor, beugt das Knie, fasst mit der starken Faust den fürstlichen Fuß und reißt ihn an den Mund, so dass die Majestät hintenüber auf den geheiligten .... stürzt. Bedarf es einer Auslegung dieser unnachahmlichen geschichtlichen Satire?

Wir verglichen die Geschichte des merovingischen und karolingischen Hauses. Auch ihr Geschick ist ein gleiches. Beide werden von ihren erblichen Premierministern und Connetables verdrängt, die Merowinger von den Pippiniden, die Karolinger von den Kapetingern. Die letzten Zeiten der Karolinger zeigen nur einen Wettkampf der einzelnen Häuser um das Major Domus-Amt und das mntmaßliche Usurpationsrecht des Trones, wobei sich die Grafen von Flandern, von Champagne und vor allem die Grafen von Paris oder Herzöge von Francien (Isle de France) auszeichnen. Die königliche Macht selbst beruhte allein auf einzelnen kleinen Domänen, die zeitweilig auf den Besitz des Städtchens Laon beschränkt wurden. Unter diesen Schattenkönigen, welche den Tron Clodwigs und Pippins beschimpften, erreichte die Schwäche des Königtums und die Macht der Vasallen ihren Gipfel. — Als endlich bei einem der ewigen Normannenkämpfe, der zu einer Belagerung von Paris führte, statt des Königs Graf Robert von Paris dem zerrütteten Volke das Beispiel eines Nationalhelden gab, erhoben in einer Anwandlung patriotischer Begeisterung die Barone diesen auf den Schild und krönten ihn 922 in Rheims. — Bei einem Einfall des vertriebenen Königs mit deutscher Hülfe wurde dieser zwar bei Soissons völlig geschlagen, Robert fiel jedoch und mit ihm die neue Dynastie bis auf 65 Jahre. Während dieser Zeit gelangten die Karolinger wieder zur Regierung, nnter welchen sich jetzt Ludwig IV. und Lothar I. als tatkräftige nnd entschlossene Männer zeigten. Trotz alledem blieben die Kapetinger unter ihrem Haupte, Hugo dem Großen, und die Grafen von Vermandois die maßgebende Gewalt. So brach denn das Haus der Karolinger unter Ludwig dem Faulen (986—88) endlich zusammen und Hugo II. Kapet, Hugos des Großen Sohn, Herr von Burgund nnd Francien, bestieg mit Hülfe des berühmten Herbert von Rheims, also des Klerus, den Tron. Mit ihm begann die neue Dynastie.

Wenn wir das politische Ergebniss der karolingischen Zeiten zusammenfassen, so wird dies ein total negatives. Der Norden, Bretagne nnd Normandie, ist in der Hand eines rührigen und furchtbaren Gegners, der mit Hülfe eines starken und wehrhaften Heerbannes jeden Augenblick die Hauptstadt Paris zu belagern und die Seineländer zu verwüsten vermag. Der Süden ist völlig selbständig unter den Herzögen von Burgund, Aquitanien und Toulouse. Ebenso ist der Westen, Poitou und Tourmaine, in den Händen eines sonveränen Geschlechts. Die Champagne und Flandern endlich gehorchen und gehorchen nicht, je nachdem es der Politik der betreffenden Großen entspricht. Die Macht des Königs schien kurz und gut anf Isle de France, Orleannais, Berry, Bourbonnais, also anf die königlichen Hausgüter und Domänen beschränkt. Am verderblichsten jedoch wirkte die Abstumpfung des Volkes gegen jede politische Veränderung und gegen das Unheil des Feudalwesens, weil der Nimbus des königlichen Namens erloschen, der Nationalgeist entflohen, das Volk dnrch den Druck der Ritterherrschaft entsittlicht und entgeistigt und selbst im Adel nur selten die Spur eines feurigen patriotischen Gefühls zu finden war. Diese Betrachtung macht uns empfänglicher für Würdigung der Politik der Valois und Bourbons, von Philipp dem Schönen bis auf Heinrich IV. und Louis Quatorze, nach solchen Zeiten zügelloser Oligarchie. Man erwäge den Wohlstand des Landes unter Ludwig XI., das Blühen der Städte, den Aufschwung des Handels und der Wissenschaften, den Wohlstand des Landvolkes. Mochten dabei die Kerker von Loches sich füllen und die königliche Gerichtsbarkeit fürchterlich auf dem niedern Adel lasten, mochte auch die Frivolität und Morallosigkeit in den höhern Kreisen durch die Grundsätze der absolntistischen Politik sich vollends einwurzeln. Dennoch ein Fortschritt über die rohen Zeiten der Karolinger und Kapetinger, wo die Städtebevölkerung und das Land-

volk vertiert und zu Kretins herabgedrückt, der Adel roh und gewalttätig, und die elendeste Raubritterpolitik im vollen Gange war, während jeder Handel brach und jedes Feld der Wissenschaften unbebaut lag. So giebt die Stellung Frankreichs im 16., 17. und 18. Jahrhundert, verglichen mit derjenigen im 9., 10., 11. und 12. Jahrhundert, den Beweis, dass die Machiavelli-Politik à la Borgia, auch vom kulturhistorischen Standpunkte aus, lange nicht so verderblich zu wirken vermag, wie das Feudalsystem partikularistischer Kleinstaaterei.

Noch eine politische Idee, welche schon die letzten Karolinger verfolgten, entwickelt sich im 9. und 10. Jahrhundert. Sie ist einer jener Schlachtrufe geworden, auf deren Ruf der Völkerhader sein Banner entfaltet, einer jener Schlachtrufe, welche bis in die heutige Zeit je in Gefühlen des Neides, der Raubsucht, der Rache und des Hasses dem deutschen und französischen Nationalgeist das Schwert aus der Scheide riss: „Lothringen!“ Und höchst charakteristisch für das französische Wesen bleibt es, dass allein unter diesem Feldgeschrei des Eigennutzes und der Gloire der kräftigste Karolinger, Lothar I., die französische Ritterschaft zum einmütigen Kampfe entflammte.

Wir haben bereits gesehen, dass Lothringen — das heißt: das heutige deutsche und französische Lothringen, die Niederlande und der Elsass — als zum deutschen Stamme gehörig dem neugebildeten Reiche Ludwigs des Deutschen beigefügt wurde. Es war aber sehr natürlich, dass das französische Reich die Wehrlosigkeit seiner Grenzen — kein schützendes Gebirge, kein Strom hemmte den etwaigen Angriff — durch die Vergewaltigung Lothringens, wodurch es die Vogesen und Ardennen in seine Gewalt bekam, auszugleichen suchte. Dass die lothringischen Herzöge von jeher diesem freundlichen Vorhaben entgegen kamen, scheint eine natürliche Folge der von Frankreich eingeschlagenen Politik, da diese Herzöge einerseits fast immer durch nahe Verwandtschaft oder gefährliche Danaergeschenke an die Krone Frankreich gefesselt wurden, andererseits ihnen Frankreich stets einen erwünschten Rückhalt gegen die etwaigen Exekutionen des deutschen Kaisers gewährte. So fiel denn schon 911 Rainer (Reginar) vom Reiche ab und erklärte sich für Frankreichs Vasallen — d. h. bei der Machtlosigkeit des französischen Königs: für selbständig. Bei den inneren Kämpfen in Deutschland blieb nichts Anderes für Konrad I. übrig, als die Sachen gehen zu lassen, wie sie gingen. Unter seinem tüchtigen Nachfolger, Heinrich dem Sachsen, aber nahm diese Wirtschaft ein Ende. Lothringen wurde unterworfen und der Herzog Giselbert, Richards Sohn, zum Gehorsam zurückgeführt. So blieb auch der Stand der Dinge unter Otto I. Letzterer teilte das Land in Ober- und Niederlothringen, ersteres alles Mosel-, letzteres alles Maas-Scheldeland umfassend. Unter der trefflichen Verwaltung Brunos, Ottos I. Bruder, Erzbischofs von Köln, wurde sodann das kaiserliche Ansehen so außerordentlich erhöht, dass die französischen Könige bis zum Jahre 978, also ungefähr dreißig Jahre, nicht den geringsten Versuch zur Besitznahme Lothringens machten. — Als aber Bruno und sein großer Bruder gestorben und Otto II. mit anderem beschäftigt war, erfolgte ein gewaltiger Gloire- und Eroberungszug, der unter der geschickten Leitung Königs Lothar mit der Besetzung von ganz Lothringen endete. Ja, Otto wurde persönlich in der Pfalz zu Aachen überfallen und rettete sich mit Mühe über den Rhein, der deutsche Reichsadler aber wurde nach Frankreich zugewendet, wodurch sinnbildlich angezeigt werden sollte, dass er von dorther Befehle zu empfangen habe. Aber die Rache der beleidigten Nation ließ nicht auf sich warten und im Nu wurde in jenem berühmten Zuge Otto's II. gegen Paris die Ehre der deutschen Waffen glorreich wiederhergestellt. Lothringen blieb deutsch. An sich scheint dieser Kampf ein gewöhnlicher Ritterkrieg wie die andern Fehden des Mittelalters, aber welthistorische Bedeutung dröhnt in dem Hallelujah, welches die 60000 deutschen Kämpen von den Höhen des Montmartre in die feindliche Hauptstadt hinab donnerten. 846 Jahre später richtete von der Höhe des Montmartre derselbe beleidigte Rachegeist des deutschen Volkes die Geschütze auf die prunkende Weltstadt, die sich zitternd vor diesem Geiste beugte. Und wieder nach 57 Jahren brüllten dieselben ehernen Stimmen des deutschen Nationalgeistes als vergeltendes Gericht von den Höhen nieder. Wieder zertrat der eherne Fuß des Vergeltungsengels das Volk Ludwigs XIV. Die Weltgeschichte hat ihr Mene Tekel.

Aber wie Chlodwig die französische Monarchie auf den Stützpfeiler des Klerus gegründet, so später der „allerchristlichste“ Louis Quatorze. Wie die Könige des Mittelalters die Centralisation der Staatsgewalt angestrebt, so kämpften Richelieu-Mazarin den Geist der Fronde nieder. Wie jene lüstern nach Lothringens und Flanderns Besitz gestrebt, so „reunierte“ man später wirklich diese Länder und grade die französische Revolution vollendete dies Werk gallischer Völkerbeglückung. Ja, der demokratische Cäsarismus der Bonapartes griff ebenfalls auf Chlodwig zurück und verbündete sich mit Rom. Und die neufranzösische Republik sollte anders handeln? Ihr blieb in ihrer Partei-Zerklüftung das alte Ziel: Centralisation, Anschluss an Rom und — Lothringen vom Rhein bis zur Schelde.*)

*) In Nr. 35 Seite 516, Spalte rechts, Zeile 17 lies für „in“: „vor“ und Zeile 20 ebenda für „stülzen“: „stürzen“.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.



Sprechsaal.

Wir mussten kürzlich eine Erklärung Conradi's über einen anonymen (aber wohlbekannten) Kritiker der „Grenzboten“, der einen Racheakt wider Conradi's Roman „Phrasen“ beging, ablehnen, weil die Gehässigkeit zwar offenbar, aber nicht recht handlich zu packen schien. Diesmal aber müssen wir Oscar Linke, dem begabten Dichter, das Wort geben, um etwas Handgreifliches festzunageln.

Ein anonymer Kritikus.

Motto: „Immer gemütlich!“

In der „Didaskalia“, dem trefflich geleiteten*) Beiblatte des Frankfurter Journals, veröffentlicht ein Herr „Dr. W.“ eine Besprechung über Liliencrons neuestes Drama, die „Merowinger“. Dass der Herr Anonymus an der Dichtung kein gutes Haar lässt, mag hingehen; er hat das Recht dazu, wiewohl man einer hochbedeutenden Persönlichkeit gegenüber, wie von Liliencron ist, immerhin etwas bescheidener auftreten könnte und so mutig und anständig sein sollte, wenn man tadelt, seinen Namen zu nennen.

Der Herr Anonymus benutzt die Gelegenheit, um auch mir einen Hieb zu versetzen. Ich habe seiner Zeit in der Janke'schen Romanzeitung eine sehr anerkennende Besprechung der drei bisher erschienenen Dramen von Liliencron gebracht, in der auch einzelne Mängel nicht verschwiegen wurden. Der Verleger druckte aus dieser Kritik einige Worte auf der Rückseite der „Merowinger“ ab — eine Buchhändlerempfehlung, die gang und gäbe ist. Diese Worte stellt Herr Dr. W. seiner Kritik voran; auch dazu hat er das Recht; am Schlusse aber sagt der Herr Anonymus: „Das bisherige wird wohl genügen, um Poet und Kritiker ins hellste Licht zu setzen. Ein Kommentar ist überflüssig.“

Nein', mein edler Herr Ritter mit dem schwarzen Visir, ein Kommentar ist sehr, sehr notwendig; und zwar besteht er in der einfachen Erklärung, dass Sie an dieser Stelle angeben, wer Sie sind, und wie Sie heißen!

Ihre Worte: „Ein Kommentar ist überflüssig,“ sind zu viel andeutend, wenn sie eben keine beliebte nichtssagende Redensart sein sollen, so dass Sie mir — und auch Herrn von Liliencron! — die Genugtuung schulden, Ihren Namen zu nennen.

Bemerken will ich Ihnen, dass der geniale Herr von Liliencron mir persönlich völlig unbekannt ist. Ich erhielt seiner Zeit von dem Leiter der Romanzeitung, Herrn Dr. Otto von Leixner, die drei ersten Dramen von Liliencron's zur Besprechung, und ich schrieb, wie ich dachte. Wollen Sie mit Ihrer Kritik, die sich nur auf die „Merowinger“ bezieht, während die meinige nur den drei zuvor erschienenen Dramen galt, sagen, dass Ihre Meinung turmhoch erhaben über meine Ansicht ist, nun gut, so hätten Sie das offen aussprechen sollen — mit Angabe Ihres Namens. Hoffentlich gehören Sie nicht zu den Dichtern, die, durch Kritik verletzt, sich einmal „rächen“ wollen, oder gar zu jenen „armen Söhnen Apoll's“, deren eigentümliche Briefe mancher Kollege, wie auch ich, still bei Seite legt...

So. Und nun wünsche ich, wenn Sie Ihren Namen in diesem Blatte genannt haben (es ist unter vorliegenden Umständen die Pflicht eines anständigen Menschen), dass Sie noch einmal ein recht großer Kritiker, falls Sie kein „heimlicher Dramatiker oder Lyriker“ sind, werden mögen. Ich will Ihnen gerne behülflich sein und, falls Sie noch nicht „gefürchtet“ sind, Sie bei meinen Freunden einführen, auf dass Sie, zum Ruhme der deutschen Poesie und zur Erhöhung Ihres eigenen Namens, Ihr kritisches Licht leuchten lassen können von der Ostsee bis zum Bodensee!

Berlin. Oskar Linke.

Die Spitzen dieser Erklärung möchten wir noch nach anderer Richtung verschärfen. Wir selbst sind es, der zuerst von allen für Liliencron's Dichtertum selbstlos Lanze auf Lanze brach. Speziell seine Dramen haben wir zuerst gewürdigt, allerdings auch angedeutet, dass der Begriff des eigentlichen Dramas diesem vollblütigen Schilderer und Empfindungsmaler noch nicht aufgegangen sei.*) Auch wir sind deswegen vielfach angegriffen worden, wie in ähnlichen Fällen bei Kretzer, Walloth, Conrad u. s. w. Noch viel widerlicher aber berührte es uns, später beobachten zu müssen, wie man dieselben Dichter, denen wir selbst allein die Bahn gebrochen, gegen uns ausspielte. So kann ein Herr Paul Schütze, der sich eine Art Liliencron-Sport angezüchtet hat, keine Zeile über diesen, ihm vor unseren Anpreisungen gewiss ganz unbekannten, Liebling verbrechen, ohne einen gehässigen Hieb gegen uns einzuflechten. Wahrscheinlich möchte er durch diese Taktik für sich das Verdienst einer Liliencron-Entdeckung in Anspruch nehmen. Die in internen litterarischen Kreisen bekannten Gebrüder Hart bemitleideten früher im Privatgespräch unsere Wärme für die Dichtungen Liliencrons: Das sei ja ganz frisch, ganz nett, aber auch nicht mehr. Jetzt hingegen werden sie gewiss, wie sie den geschmähten Kretzer und ihren früheren Freund Wildenbruch (der über sie denkt wie wir selbst) gegen uns in Rezensionen ausspielten, auch noch den Baron Liliencron zu diesem Zweck benutzen. Außerdem empfinden manche Rezensenten (selbst wenn durch Kenntnis der Verhältnisse direkt unlautere Motive ausgeschlossen sind) ein stilles menschliches Rühren für einen dichtenden „Freiherrn“. Es ist doch gar zu interessant, sich eines hochadligen Autors anzunehmen. Wer die Menschen und ihre Motive kennt, wird diese bittere Andeutung verzeihen. Ein Ehrenmann wie Oskar Linke ist aber über solchen Verdacht erhaben. — Die Wahrheit siegt immer und die Lüge hat kurze Beine. So wird denn eines Tages die volle Wahrheit herauskommen und offenbar werden, wer da wandelte im klaren Sonnenlicht unter dem makellosen Banner der Ehre und wer auf krummen Wegen kroch. Es giebt ein Gezücht, von dem geschrieben steht: „Du wirst der Schlange den Kopf zertreten, sie aber wird dich in die Ferse stechen.“ Wir haben kürzlich im „Deutschen Tageblatt“ einen Artikel publiziert: „Das Jubiläum Lord Byrons (22. Januar 1888),“ wo wir versuchten, in flammenden Worten die Niedertracht zu brandmarken, welche Byrons (und noch mehr des idealen Shelley) Leben vergiftete. Aber wo immer eine geniale Natur sich erhebt, da folgt ihr der Hass aller Dummen und Schlechten. Das ist der natürliche Schatten, den das Genie wirft, und gleichsam seine Beglaubigung. Linke legt uns zu viel Gewicht auf die „Anonymität“, da auch mit voller Namenszeichnung Dinge gewagt werden, welche nur die pöbelhafte Borniertheit ermöglicht.

*) Wir kennen dieses Blatt nur aus allerlei kleinen Gehässigkeiten, welche uns von Alfred Friedmann treulich gesendet wurden, um uns voll edler sittlicher Entrüstung auf dies Treiben aufmerksam zu machen. Uebrigens brachte das Blatt früher eine warme Empfehlung unserer Byron-Dramen. Wir müssten uns aber sehr täuschen, wenn wir nicht einem der Redaktion des „Frankfurter Journals“ nahestehenden Herrn ein Manuskript zurückgesandt hätten. D. R.

*) Auch die „Merowinger“ bilden ein buntes Durcheinander, aber grade diese epische Dichtung in dramatischer Form zeugt von düstrer Kraft und Kühnheit der dichterischen Anschauung. D. R.

Litterarische Neuigkeiten.

Von Herrn Professor Dr. Philippides, dem bekannten in Deutschland unterrichteten griechischen Gelehrten, einem namhaften Schüler des in diesem Frühling in Tübingen verstorbenen Professors Alfred von Gutschmid, erscheint demnächst eine Biographie des berühmten Generals im griechischen Befreiungskriege Karatanos († 1830). In Griechenland sieht man mit großen Interesse dieser Publikation entgegen.

„Zur Lösung des metaphysischen Problems.“ Kritische Untersuchungen über die Berechtigung und den metaphysischen Wert des Transcendental-Idealismus und der atomistischen Theorie. Von H. Bender, Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Das vorliegende, E. du Bois-Reymond gewidmete Erstlingswerk der begabten Verfasserin enthält eine Reihe klar dargestellter und scharfsinniger Untersuchungen, über „die Substanz als Ding an sich“, „die Idealität von Raum und Zeit“, „die Atomenlehre, was sie leistet und was ihr fehlt“, und „Substanzialität, Kausalität und Wechselwirkung“ als „die einzigen ursprünglichen Kategorien“. Die Verfasserin ist hauptsächlich von Kant beeinflusst, modifiziert aber dessen Lehre in wesentlichen Bestimmungen und steht auf einem mehr realistischen Standpunkte; ihre Beiträge zur Kant-Kritik verdienen Beachtung. Als ihr Ziel giebt sie selbst an die „Neubegründung der großen einheitlichen Weltanschauung Spinoza's unter Zuhilfenahme der Atomistik und einer freien selbständigen Auffassung der Kantischen Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit.“

„Brockhaus' Konversations-Lexikon," dreizehnte umgearbeitete Auflage, ist mit dem ausgegebenen 16. Bande vollständig geworden. Unter den 4219 Artikeln, welche dieser letzte Band enthält, nimmt vor allen andern der über „Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen" das höchste Interesse in Anspruch. Ueberhaupt fand die zeitgenössische Biographie, von jeher in Brockhaus' Konversations-Lexikon sorgfältig gepflegt, wieder die vielseitigste Beachtung; wir nennen nur die Artikel Richard Wagner, General Graf von Werder, Wasilij Wereschagin, Akademie-Direktor Anton von Werner, Wilbrandt, von Wildenbruch, Windscheid, Windthorst, Woermann. Nächstdem begegnet uns namentlich auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, Industrie und Technik eine große Zahl gegenwärtig besonders interessierender Artikel, wie Unfallstatistik, Unfallversicherung, Velocipede, Ventilation, Verfälschungen der Nahrungs- und Genussmittel, Volkszählungen, Währung, Wasser- und Windmotoren, Weberei, Wehrpflicht, Weltpostverein, Weltsprache, Weltverkehr, Wohnungsfrage. Mit dem Text stehen die Illustrationen, sowohl was zweckmäßige Wahl der Stoffe als gewissenhafte korrekte Ausführung betrifft, in gleichem Range. 39 Holzschnitte, darunter die Schlachtfelder von Waterloo, Weißenburg und Wörth, sowie die Stadtpläne von Venedig, Warschau und Zürich, sind in den Text gedruckt, 14 separate Bildertafeln bringen Gegenstände aus der Urgeschichte, der Zoologie, der Wappenkunde (zum Teil in Chromodruck), der Baukunst, der Mechanik und dem Maschinenwesen zur Darstellung, und 7 geographische Karten in Farbendruck führen Ungarn und Galizien, die Vereinigten Staaten von Amerika, eine Uebersicht des Weltverkehrs, Wien und Umgegend, Württemberg, Baden und Hohenzollern vor. Die nunmehr vollendete dreizehnte Auflage zählt nahe an 90000 Artikel, gegen nur 80000 der vorigen Auflage, und während keine der frühern Auflagen mit Abbildungen versehen war, bietet sie eine Fülle planmäßig nach den verschiedenen Wissensfächern geordneter Illustrationen auf 411 beigegebenen Karten und Bildertafeln von vorzüglicher Ausführung, sowie im Texte selbst. Wie Brockhaus' Konversations-Lexikon das älteste und bewährteste, ist es nun zugleich auch wieder das neueste und gegenwärtig das einzige, das abgeschlossen vorliegt. Damit dieser Vorzug der Neuheit dem Werke erhalten bleibe, lässt die Verlagshandlung für die Besitzer der dreizehnten Auflage einen Supplementband in 15 Heften erscheinen, welcher alle Veränderungen, Ergänzungen und Zusätze, die während des Drucks nicht mehr aufgenommen werden konnten, bis auf die jüngsten Tage in lexikalischer Bearbeitung enthalten soll. Das erste Heft desselben wurde bereits ausgegeben; es bringt auf vier Bogen Nachträge und Berichtigungen zu den Artikeln Aachen bis Arcueil nebst zwei besonders zeitgemäßen Bildertafeln: Neueste Handfeuerwaffen und Flaggen des Deutschen Reichs (Chromotafel), und zeigt, dass dieser Supplementband für jeden Besitzer des Hauptwerks unentbehrlich sein wird.

„Vergessene deutsche Brüder," Wanderungen im Böhmerwalde und im Sachsenlande Siebenbürgens. So betitelt sich eine soeben in Philipp Reclam's Universal-Bibliothek (Nr. 2308) erschienene Sammlung von Reiseskizzen und politisch-ethnographischen Studien, welche durchaus auf eigener Anschauung des Verfassers beruhen. Dieselben führen uns zwei bisher wenig bekannte Gebiete näher, in welchen herrliche Naturgebilde, eigenartige Zustände sich mit dem unzerstörbaren deutschen Wesen der dort heimischen Volksstämme innig verschwistert haben. Die nationale Notlage, welche diese „vergessenen Brüder" standhaft ertragen, die Heimsuchungen durch fremden Chauvinismus, denen sie in jüngster Zeit ausgesetzt worden, werden ergreifend geschildert und steigern das Interesse des deutsch fühlenden Lesers. Wir können dieses Büchlein auf das Wärmste empfehlen.

Von der bekannten weitverbreiteten „Collection of british authors" (Tauchnitz Edition) liegen uns fünf neue Bändchen (2469—2373) vor, die wiederum von der vortrefflichen Auswahl des Herausgeber das beste Zeugnis ablegen und Freunden einer wirklich guten englischen Lektüre nur empfohlen werden können; dieselben haben zum Inhalt „Driven To Bay" von Florence Marryat (2469/70), „The Professor's Wooing" von Elsa D'Esterre-Reeling (2471), „Allan Quatermain" von H. Rider Haggard (2472/73). (Leipzig, Bernhard Tauchnitz.)

Hermann Heibergs jüngster Roman „Ein Weib", dem allseitig mit der größten Spannung entgegen gesehen wurde (war er ja doch vorher noch in keinem Journale zum Abdruck gelangt), ist soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen. Wir werden später Veranlassung nehmen, auf das hochbedeutende Werk Heibergs ausführlichst zurück zu kommen.

Im Verlage von Gustav Wolf in Leipzig erscheint in Kurzem die Jubiläums-Ausgabe von „Wolfs Vademecum", 100000. Band. Der Jubiläumsband enthält die in- und ausländische Litteratur der Heilswissenschaft, Tierheilkunde etc.

Die neunte ordentliche Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes, verbunden mit dem Schriftstellertage, findet am 24., 25. und 26. September d. J. in Dresden statt. Seit dem Bestehen des Verbandes ist keine des bisherigen Generalversammlungen von so außerordentlicher Tragweite gewesen wie die diesjährige es sein wird. Denn diese wird ihre Entscheidung zu treffen haben über eine Anzahl von Anträgen, welche im Zusammenhange mit den Beschlüssen der vorjährigen Eisenacher Hauptversammlung dazu bestimmt sind, die Krisis, in welcher sich der Verband befindet, zu beendigen, zugleich aber auch dieselbe, unter Berücksichtigung der Wünsche aller Parteien, zu einem befriedigenden Ergebnisse zu führen. Die gesammte deutsche Schriftstellerwelt blickt daher mit Spannung auf diese bevorstehenden Verhandlungen, aus denen neue und dauernde Institutionen hervorgehen sollen, welche dazu beitragen werden, den mancherlei und allseitig tief empfundenen Bedürfnissen der deutschen Schriftsteller abzuhelfen.

In Kurzem erscheint bei Wilhelm Friedrich in Leipzig ein neuer Roman der talentvollen Schriftstellerin F. von Fritsch, der den Titel führt: „Eine Heimstätte". Der Roman, der eine soziale Frage behandelt, darf auf das Interesse des Publikums Anspruch machen.

Erschienene Neuigkeiten.

„Die Geschichte der Physik in Grundzügen" von Dr. Ferd. Rosenberger. III. Teil. Geschichte der Physik in den letzten hundert Jahren. 1. Abteilung. — Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

„Russlands Verhältnis zu Deutschland und Russlands wirtschaftliche und militärische Zustände." Beleuchtet von Dr. Arthur Fränkel. — Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von Georg D. W. Callwey in München erschienen soeben: „Peregrine." Novelle von Ottomar Beta. II. Auflage. — „Zwei Erzählungen aus der Schweiz" von J. von Dohlhoff („Ma renonce." — „Madonna"). II. Auflage. — „Der Heiny von Realp." Erzählung aus der Schweiz von J. von Doblhoff. II. Auflage. — „Bei den drei Heiligen." Humoristische Erzählung von H. d'Altona.

„Was sich die Kammerjungfern erzählen." Interessante Geschichten aus hohen Kreisen. — Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge).

„Zwei Greise." Von Graf Leo Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von J. Brendel. — Neubrandenburg, Verlag der Brünslow'schen Hofbuchhandlung.

„Sagen der alten Griechen." Der reiferen Jugend erzählt von R. Schneider. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Opetz.

„Gipfel und Abgrund." Zeitroman von Gregor Samarow. 4 Bände. — Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Ausländische Neuigkeiten.

„De l'Absolu", la loi de vie par Olivier de Sanderval. (Paris, Félix Alcan, 108, Boulevard St. Gormain.) Ein hochbedeutsames Werk, das unter den philosophischen Neuerscheinungen der letzten Zeit an hervorragender Stelle zu nennen ist.

Von den vom italienischen Kultusministerium herausgegebenen „Indici e Cataloghi" liegt uns Abteilung IV (I Codici Palatini della R. Biblioteca nazionale centrale di Firenze, vol. I, fasc. 6) und V (Manoscritti italiani delle biblioteche di Francia) vor. — Roma, presso i principali librai.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 37. Leipzig, den 10. September. 1887.

Inhalt:

Aus germanischer Vorzeit.

Von Karl Blind (London).

„Das Nibelungenlied." Uebersetzung der Handschrift A (Hohenems-München), nebst Vorwort und historisch-ästhetischer Einleitung. Von Werner Hahn. — Stuttgart: W. Spemann.

„Odin und sein Reich." Die Götterwelt der Germanen. Von Werner Hahn. — Berlin: 1887. Verlag von Leonhard Simion.

I.

Der verdienstvolle Verfasser obiger Werke ist seit einer Reihe Jahre als hervorragender Germanist bekannt. Seiner Uebertragung unseres großen Heldengedichtes gebührt als einer vortrefflich gelungenen alle Anerkennung. Von der Tiefe und Feinheit seiner Beobachtung der Lautgesetze und der zartesten Klangfarbe unserer Sprache hat seine, 1879 erschienene „Deutsche Poetik" volles Zeugnis gegeben. Dieselbe Feinsinnigkeit kennzeichnet seine, im geschichtlich-schönwissenschaftlichen Vorworte zum Nibelungen-Lied enthaltenen Ausführungen über Versbau und Betonung.

Nur beistimmen kann man ihm, wenn er der Meinung, als sei das deutsche Heldengedicht eine Entlehnung aus nord-germanischer Sage, fest widerspricht. Um eine solche Herübernahme kann es sich unbedingt nicht handeln. Die Entlehnung hat vielmehr umgekehrt stattgefunden: vom deutschen Boden ist die Sage nach dem Norden verpflanzt worden.

Andererseits erachte ich es für unbestreitbar, dass in den Sigurd-, Fafnir's-, Brynhilden-, Gudrunen-, Oddrunen-, Atli- und Hamdir-Liedern der Edda und in einigen, in ungebundener Rede auf uns gekommenen Bruchstücken des skandinavischen Schrifttums der Grundstoff des Nibelungen-Liedes in seiner älteren, reineren, noch nicht verchristlichten Gestalt erhalten ist.

Der scharfe Unterschied, den man heutzutage oft zwischen Nord- und Süd-Germanen machen will, gilt für die graue Vorzeit gewiss nicht. Tacitus rechnet in seiner „Germania" die Suionen, oder Swionen, d. h. das Schweden-Volk („Swie" bei Nestor), einfach zu den Deutschen. Heruler, Gepiden, Gothen, unzweifelhaft deutsche Völker, saßen einst in Schweden. Ihre Stimme ist noch jetzt in Bayern und Oesterreich in der dumpfen Betonung von Selbstlautern ebenso gut zu erkennen, wie bei dem Volke unserer Ostsee-Ufer. Nicht aus Neid und Streitsucht gegen unsere skandinavischen Stammverwandten behaupten wir daher, dass sogar das in der Edda über unsere Heldensagen Enthaltene ganz klar auf eigentlich deutschen, ja, auf rheinischen Ursprung weist. Es ist die einfache, bezeugte Wahrheit — bezeugt in der Edda selbst und in den anderen nordischen Schriften.

In Niederlanden, in einer Burg, genannt Santen (Xanten) wächst Siegfried, zufolge dem Nibelungen-Liede, auf. In der Edda ist Sigurd ebenfalls ein rheinischer Held, dessen Vater in Frankenland herrschte. In den Rhein-Landen wohnte auch ursprünglich der eddische Völundr*) (d. i. unser Wieland der Schmied), der als verstümmelter Gefangener in Schweden so von seinem deutschen Vaterlande

*) Das Lied von Wölundur, 15 (in Simrocks Uebersetzung); 14 in Th. Möbius „Edda Saemundar Hins Fróða".

und dessen goldführendem Flusse, im Vergleich zum skandinavischen Norden, spricht:

Hier war kein Gold, wie auf Grani's Wege;
Fern ist dies Land den Felsen des Rheins.
Mehr der Kleinode mochten wir haben,
Da wir heil daheim in der Heimat saßen.

Im Rhein prüft Sigurd die Schärfe seines Schwertes, indem er eine Flocke Wolle gegen dasselbe antreiben lässt. Im Rhein bergen Gunnar (Gunther) und Högni (Hagen) den Nibelungen-Hort. Die Gnita-Heide, auf welcher der Drache haust, liegt nach den nordischen Darstellungen in der Nähe des Rheins, nicht weit von den „Heiligen Bergen", über welche Sigurd geritten kam. Wir erkennen das Siebengebirge darin, dessen Hügelzahl eine heilige ist. Der Drachenfels spricht für sich selbst.

Auf einem Hügel im deutschen Franken-Lande befreit Sigurd die Sigurdrifa (Brynhild) aus dem Zauberschlafe. „Südlich am Rhein" sinkt der erschlagene Sigurd dahin. Dasselbe eddische Lied, das dies meldet, hat folgende Nachbemerkung: „Hier ist in dem Liede gesagt von dem Tode Sigurd's. Und geht es hier so zu, als hätten sie ihn draußen getödtet; aber Einige erzählen so, dass sie ihn erschlugen drinnen im Bette, den Schlafenden. Aber deutsche Männer (*thydverskir menn*) sagen, dass sie ihn erschlugen draußen im Walde."

Deutsche Männer aus Soest, Bremen und Münster werden in der Wilkina-Sage als Quellen der Geschichte Sigurds angeführt. Franken, Sachsen, Burgunden, Gothen, auch ein Swawa-Land, ein halb märenhaftes, halb wirkliches Schwaben-Land, begegnen uns in der Edda. Ein „südlicher" Fürst, ein „hunischer" Fürst wird Sigurd genannt. Beide Bezeichnungen bedeuten einen Deutschen.

Hunisch, das Hunen-Land u. s. w., hat in der Edda nicht das Mindeste mit den Hunnen zu tun; und hohe Zeit wäre es, bei betreffenden Uebersetzungen endlich die richtige Schreibart anzuwenden. Die Hunen waren ein deutsches Volk. Sie sind als solches von dem angelsächsischen Kirchen-Schriftsteller Baeda (V, 9) im Verein mit Friesen, Rugen, Dänen*), Alt-Sachsen und Boructuaren (Brukterern) da genannt, wo er von der Umschaffung Britanniens in ein Angel-Land, oder England, und von den noch nicht bekehrten deutschen Heiden redet. Auch in Skandinavien gab es, zufolge Olaus Magnus, einst Hunen.

Bei uns haben der Hunsrück und mancherlei Ortsnamen in jener Gegend den Hunen-Namen in den Gebieten erhalten, in welche unsere Siegfried-Sage hineinspielt. England, von Sussex und Kent an bis nach Shetland hinauf, ist ebenfalls voll von hunischen Ortsnamen. Zahlreich sind die mit Hun zusammengesetzten Personen-Namen in Deutschland und England.

*) In älterer Zeit ein suevisch-germanischer Stamm, an dessen Stelle erst später skandinavische Germanen rückten.

In der nordischen Skalda hören wir von den Nibelungen, die auch Giukungen heißen. Die Giukungen wohnen am Rhein. „Giuk" ist die nordische Form des fränkischen oder rheinischen Königs Gibich. Unsere Kriemhilde heißt in der Edda „Gudrun"; doch in der Hvenischen Chronik begegnen wir ihr auch unter dem Namen „Gremild", und Sigurd heißt da noch „Sigfred". Am Rhein — nicht an der Donau — findet in der Edda das Trauerspiel der Rache nach Sigurds Tod statt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die deutschen Hunen, deren Fürst Sigurd oder Siegfried war, am Nieder-Rhein wohnten. Der eddische Atli ist ein niederrheinischer, fränkischer Fürst, auf dessen Namen wir auch in Englands älterer Geschichte, desgleichen in englischen Ortsnamen treffen. Das erklärt sich eben aus der Teilnahme niederrheinisch-deutscher Hunen an der Eroberung Britanniens. Attila ist ja doch nicht in England gewesen.

Erst nachdem die Völkerwanderung Alles durcheinander geworfen, verwechselte man Atli mit Attila, die Hunen mit den Hunnen. So verschob sich das, ursprünglich echt und ausschließlich deutsche Sagenbild, in seinem zweiten Teile, nach dem Flusse hin, an welchen einst ein mongolisches Volk verheerend vorgedrungen war. Die Edda aber weiß nichts davon. Sie hat den alten niederdeutschen Sagenstoff in seiner Reinheit bewahrt.

Muss es nicht auffallen, dass unser Hagen an der Donau mit Meerweibern spricht, als er nach dem Fergen zur Ueberfahrt ruft?

Erinnern wir uns aber, dass die Siegfried-Sage vor Alters zwischen dem Rhein und dem Deutschen Meer ihre Oertlichkeit hatte, so lässt sich dieser Anklang an die See leicht als ein Nachhall der echten Mär erklären.

Es liegt, glaube ich, nahe, in dem „Island" des Nibelungen-Liedes, wo Brünnhilde wohnt, das niederdeutsche Yssel-Land zu vermuten. Dort treffen wir ja auch wieder auf die See. Man hat „Norwegen" (ze Norwaege in der marke) in dem Gedichte auffällig gefunden und es als die Mark gegen die Einfälle der Nordmänner erklären wollen. Aber wie? wenn das etwa eines Abschreibers Irrtum, eine Verwechselung mit dem mitten im Nibelungen-Lande, nicht weit von Siegfrieds heimatlicher Burg Xanten, gelegenen Nimwegen wäre? Ich gebe diese Andeutungen als mir höchst wahrscheinlich, ja, bei dem sonstigen grunddeutschen Wesen der ursprünglichen Siegfried-Sage, sicher dünkende Lösungen.

In Deutschland reisende Skandinaven haben die Siegfried-Mär nach dem Norden gebracht. Ihr echter Inhalt ist in den oben genannten Liedern der Edda, und in anderen Schriften unserer dortigen Stammverwandten, glücklicherweise besser erhalten worden, als in unserem Nibelungen-Liede, obwohl dieses an dichterischer Abrundung, an dramatischer Entwickelung, jene vereinzelten Lieder übertrifft. So stark

war im Norden noch die Ueberlieferung von dem deutschen Ursprunge der Sigurd-Sage bis ins zwölfte Jahrhundert hinein, dass in einem Werke über Erdkunde — in nordländischer Zunge damals von dem Abt Nikolaus verfasst — die Gnita-Heide, wo Sigurd den Wurm oder Drachen erschlug, als halbwegs zwischen Paderborn und Mainz liegend angegeben ist.*)

In den auf Sigurd bezüglichen Liedern und Sagen der Skandinaven besitzen wir, mit anderen Worten augenscheinlich Manches, was in jenen „uralten barbarischen Gedichten" stand, die der Franken-Kaiser Karl — wie Eginhard berichtet — bei allen, seiner Herrschaft untergebenen Völkern hatte sammeln lassen. Pfäffische Glaubenswut hat uns dieser Schätze beraubt. So sind wir denn auf das im Norden Gerettete angewiesen, wenn wir die reinere, noch nicht von Christentum und Hunnentum beeinflusste Sage erkennen wollen. Wer übrigens das Volksbuch („Die Geschichte vom hörnenen Siegfried"), die Edda und das Nibelungen-Lied vergleicht, der wird erkennen, dass ein paar bedeutsame, aus unserem Heldengedichte verschwundene, in der Edda aber erhaltene Züge von Siegfrieds Lebenslauf sich merkwürdiger Weise auch in unserem Volksbuche finden. Das lässt tief in die alten Zusammenhänge blicken.

Einiges mag wohl im Norden, in Folge der Umdichtung, andere Gestalt angenommen haben, als es einst bei uns lautete. Aber immerhin bleiben die betreffenden eddischen Gesänge die wertvollsten Mittelglieder zwischen unserem großen Heldengedichte, unserer Iliade, und den uns verloren gegangenen Siegfried-Liedern. Aehnlich sind in Griechenland die ursprünglichen Lieder, aus welchen, wie mir unzweifelhaft erscheint, die sogenannten Homerischen Dichtungen erwuchsen, verloren gegangen. Wie hoch wir aber das Nibelungen-Lied stellen mögen, so bleiben doch die nordischen Heldengesänge, in welchen wir unser Eigenstes, niedergelegt in der Sprache und in den Liederformen eines Brudervolkes, erkennen, von einer dichterischen Schönheit und einer tragischen Kraft, auf welche der ganze Germanen-Stamm stolz sein darf.

Besäßen wir noch die „uralten, barbarischen Lieder", so würden wir Siegfried wohl nicht bloß, wie er im Nibelungen-Liede geschildert ist, als „gewaltig stark und lang", sondern auch mit den „glänzenden Augen" gezeichnet sehen, die ihm im Norden zugeschrieben sind.**) Es würde zu weit führen, hier die Frage zu erörtern: inwiefern, durch diese Eigenschaft der leuchtenden Augen, Siegfrieds ältere Einheit mit einem deutschen Sonnengott erhärtet sei. Meine eigene Ansicht geht dahin: dass, wenn in der Siegfried-Sage eine anfängliche Natur-Mythe enthalten war, sie im Laufe der Zeit jedenfalls durch geschichtliche Stoffe so stark überwuchert worden ist, dass diese zuletzt die Oberhand gewannen.

Es wird stets misslich bleiben, bei Sagen und Mären gusseisern Alles aus der einen oder der anderen gelehrten Annahme hervorgehen zu lassen. Die Wahrheit liegt in diesen Dingen manchmal in der Mitte, manchmal mehr nach rechts oder nach links. Oft ist sie, nach so langer Zeit, schwer festzustellen. Jeder Fall will einzeln untersucht sein. Die hartnäckige Versteifung auf eine streng folgerichtige „graue Theorie" wird uns aber nimmer zur richtigen Anschauung führen. Alles ist im Leben vielfach gemischt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Itinerarium; herausgegeben von Werlauff in den Symb. ad Geographiam Medii Aevi. Kopenhagen, 1821.

**) Siehe unter Anderem: „Das dritte Lied von Sigurd", 86; und „Das erste Gudrunen-Lied", 14.



Berliner Zauber.

Man hielt es nicht aus bei dieser Misère,
Wenn nicht das treffliche Spatenbräu wäre!
Doch sitzt man gemütlich zu zwei'n oder drei'n
Und ist das „Maßerl" nicht gar zu klein,
Die Kellnerin flink, die Cigarre passabel,
Scheint die — beste der Welten nicht so miserabel!

Und wir, die wir den Zauber versteh'n,
Erleben, dass Zeichen und Wunder gescheh'n!

Wie's kam? — Gott weiß es! — War es vom Zechen,
Oder war es von unsern geistreichen Gesprächen?
Genug, nur mit Schaudern in allen Gelenken
Kann ich des Zauberspukes gedenken!
Ein Traum! die Posaune des jüngsten Gerichts,
Was ist sie dagegen? — Das reine Nichts!

Wohlan; — Eh ich mich konnt' besinnen,
Trug schon ein „Etwas" mich von hinnen.
Man denke sich nur meinen Schrecken!
Es naht mein Kopf sich bedenklich den Decken.
Allein, sie klaffen in weitem Spalt,
Und höher trägt mich die fremde Gewalt,
Schon brennt das umqualmte Gaslicht trüber
Ich weiß nicht wie, doch ich schwebe darüber. —
Tief unten der rastenden Weltstadt Laternen
Und über mir hoch Myriaden von Sternen.
Bei dieser merkwürdigen Fahrt durch die Nacht
Der skeptische Mensch in mir erwacht.
Ich finde die Sache höchst sonderbar
Und möchte wissen, worauf ich denn fahr'?
Und ich entdecke ein schäbig Gewand
Mit Flicken und Rissen; die reine Schand'!
Und dem kritisch-modernen Geiste fällt bei,
Dass wohl der Mantel derselbe sei,
Der kraft Mephistos Zauberspuk
Den seligen Faustus von dannen trug.

Ich fühle für diesen ja große Verehrung,
Doch wenig behagte mir selbst die Bescheerung!
Du lieber Himmel! Was sollte draus werden?
So hoch da zwischen Himmel und Erden!
Wird halten das uralte mürbe Tuch?
Ich fürchte fast, ich tat einen Fluch!

Und wie das bei solchem Zauber so geht,
Noch will ich mich halten, da war's schon zu spät!
Denn ritsch! Voneinander, wie mürber Zunder,
Zerriss der mephistophelische Plunder. —
Ich aber — ich fühlt' es mit Ach und mit Krach! —
Wie eine Granate durchschlug ich ein Dach;
Und eh' ich des Dinges mich recht verseh'
Ich wieder auf meinen Beinen steh';
Und diesmal im kerzenerhellten Gemache.
Ich reib' mir das Aug', ob ich träum' oder wache.
Die Kellner flogen mit Speis' und mit Trank,
Rings schwirrt es von Lärm und Gekeif' und Gezank',
Denn die Anzahl der Gäste, die war enorm
An der mächtigen Tafel in Hufeisenform!
Sie hatten so viel mit sich zu schaffen,
So fanden nicht Zeit sie, nach mir zu gaffen!
Ich aber erkannte unter den Schlemmern
Gar Manche an ihren Nasen, wie Klemmern,
An ihrem Gezeter und ihrer Geste,
So wie an manchem andern Gebreste!
Und horch! Ein wütendes Glockengebimmel
Bringt endlich Ruhe in Streit und Gewimmel.
Und stolz erhob sich von seinem Thron
Der Präsident, Herr — Lindausohn.
„Meine Herren," sprach er, „Sie sind hier erschienen,
Wofür wir danken von Herzen Ihnen —
Unter allen deutschen Musensöhnen
Den größten zum Laureatus zu krönen!"
Und los brach überall wüstes Geschrei,
Da capo und Bravo, Hurrah und Juchhei.
Auch hub sich behäbig Herr Eisbein vom Sitz
Und machte kaltlächelnd den schneidigen Witz
Mit lallender Stimme: „Po—po—potzblitz!
Allein ihm selber gebührt die Kron',
Dem höchst vortrefflichen — Lindausohn!"

Der Herr Präsident verneigte sich tief
Und sehr vernehmlich: „Silentium!" rief.
„Es wurde soeben ein Vorschlag gemacht,
Daran hab' ich selber auch schon gedacht!
Von Geburt Kleinstädter — Sie werden's verzeih'n! —
Schrieb ich ganz harmlose Plauderei'n.
Auch sonst viel überflüssige Sachen
Tät ich in den Musenstunden machen:
Trank ich mit Mariechen und Lenichen Sekt,
Da hab' ich das Zeug so ausgeheckt!
Was den wahren Dichter charakterisiert,
Wenn er ohne Beschwerde produziert.
War hier der Topas noch ungeschliffen,
So, da mich dramatischer Furor ergriffen,
Liefert' ich dem Bühnenmarkt feinste War',
Ohne Schauspiel nimmer verging mir ein Jahr!
Marion, Diana haben Ruhm mir erworben,
Doch sind sie, seit Altmeister Laube gestorben,
Nicht mehr so — bühnenpfiffig gediehen!
Na, Sie werden ja keinen Schluss d'raus ziehen!?
Romane sodann und Novellen, wie Dreck
Schlenkert ich aus dem Handgelenk weg,
Doch jüngst, meine Herren — ich sage es offen! —
Bei Elohim hab' ich mich selbst übertroffen.
Das tiefste Problem — allegorisch verzwickt:
Ich wagte mich an den sozialen Konflikt!
Und rechne kühnlich zum Besten vom Besten
Den höchst genialischen: Zug nach dem Westen!
Ja, Alles von mir las das Publikum gern,
Denn das ist's, ich bin eminent modern!
Ein Mann, der Verleger und Volk einseift,
Dieweil er allein seine Zeit begreift! —

Die Bescheidenheit, welche mir angeboren
Und die ich zum Leitstern des Lebens erkoren,
Gebietet mir leider, hier abzubrechen!
Denn ich könnte ja sonst noch lange sprechen
Und würde heut' Nacht nicht mehr vollenden,
Wollte ich selber mir Weihrauch spenden!

Doch soviel will ich mannhaft sagen,
Wollen die Herrn mir die Kron' antragen,
In Ehren die Wahrheit! — Ich will nicht lügen!
Ich werde mich gern und bereitwillig fügen!"

Da erhob sich ein wahres Beifallsbrausen
Von allen Seiten. — Ich hört' es mit Grausen.
Und als ich den Riesen-Lorbeerkranz sah,
Da kam ich beinah einer Ohnmacht nah
Und sah nur noch, wie durch dunkeln Flor,
Den knieenden Dichter und hörte den Chor
Nach einer Suppé—schen Melodie
Erhaben feierlich, wie noch nie:
Macte virtute nunc vir spectatus
Germaniae poeta — Kalaureatus!

* * *

Es war ein Traum; und als ich erwacht,
Da wich schon dem rosigen Morgen die Nacht.
Ich Aermster — ihr ratet es nicht, ich wette! —
Ich lag nicht in, sondern neben dem Bette!
Man hielt es nicht aus bei dieser Misère,
Wenn nicht das treffliche Spatenbräu wäre!
Wie sagt doch Heinrich Leuthold geschwind:
„Lasst uns lachen über Größen, die — keine sind."

Stuttgart. Carl Biesendahl.

Zwei Todte.

(Johannes Nordmann. — Alexander Balázs.)

„... als Mensch, als Poet, als Journalist, männlich, würdig und ritterlich, ein Mann, ein ganzer Mann, ein Nordmann, ein Wikinger, der seinen schwankenden Lebensnachen durch stürmische Wogen und zwischen Felsklippen tapfer hindurch steuerte und von dem Maste des Schiffes bei heiterem Himmel wie im Unwetter eine Flagge wehen ließ, auf welcher in glänzenden Lettern die Worte standen: Ehre, Freiheit und Fortschritt! . . .“ So hat der gegenwärtige erste Präsident des Wiener Journalisten- und Schriftsteller-Vereins „Concordia“, Hofrat von Weilen seinen eben verstorbenen Vorgänger und Kollegen in diesem Amte, den Nestor der Wiener Presse Johannes Nordmann, an dessen Grabe charakterisiert und im engen Rahmen der wenigen Worte ein kräftiges und treues Bild dieser hochragenden Gestalt des Wiener schriftstellerischen Lebens gezeichnet. Er war ein Wikinger in Gestalt und Wesen; seine breite Brust, der aus dem freundlich-rosigen Gesichte lang niederwallende Schneebart, das mächtige Haupt mit der energischen Stirne und den gutmütigen Augen, die aber im gerechten Zorne auch Blitze schleudern konnten, es waren die äußeren Attribute eines heldenhaften Streiters, und als solcher schwang er auch seine Waffe, die Feder, mit Mut und Kraft. In erster Reihe stand er in all' den Kämpfen, welche in den letzten vier Jahrzehnten für geistige und politische Freiheit in Oesterreich mit Degen und Feder gekämpft wurden, und den Idealen, für welche er als Jüngling gefochten, hat er bis in seine letzte Stunde unerschütterliche Treue gewahrt.

In Landersdorf (bei Krems) am 13. März 1820 als Sohn armer Eltern geboren, kam Nordmann als Jüngling zur Vollendung seiner Studien nach Wien, wo er fast sein ganzes Leben verbracht hat. Zu den ersten dichterischen Versuchen regte ihn schon um die Mitte der dreißiger Jahre Nikolaus Lenau an, dessen Freundschaft von förderndem Einflusse auf ihn war. Nachdem er in verschiedenen Zeitschriften einzelne Novellen und Gedichte veröffentlicht hatte, trat er im Jahre 1846 mit seinem „Novellenbuch“ hervor, das ihm einen guten litterarischen Namen erwarb. Eine im selben Jahre in Leipzig erschienene Sammlung „Gedichte“ wurde von der österreichischen Zensur mit dem „damnatur“ belegt und auf den Index gesetzt; der junge Poet, der schon so frühe den Druck des absolutistischen Joches fühlen musste, unter dem in seinem Vaterlande die Freiheit des Geistes seufzte, ging freiwillig ins Exil und trat in den Kreis der politischen Dichter des „jungen Oesterreich“, welche von Leipzig aus die Flammenworte ihrer Freiheitsbegeisterung an ihr geknechtetes Volk richteten, dass auch dieses erglühte und im Jahre 1848 kraftvoll seine Ketten sprengte. Der Ausbruch der freiheitlichen Bewegung in Oesterreich war das Signal zu Nordmanns Heimkehr in die Heimat; er trat in die akademische Legion ein und hauchte seinen poetischen Freiheitsdrang in den „Trutznachtigallen“ aus, seinen Zorn über den früheren Druck in der Schrift: „Die Ligurrianer, ihre Konstitution und Korrespondenz“. Anfeindung und Verfolgung seitens der rachsüchtigen Reaktion blieb ihm nach dem Zusammenbruche alles freiheitlichen Hoffens und Strebens nicht erspart, allein eine Gesetzesverletzung, eine Schuld ließ sich ihm nicht nachweisen, und so konnte man ihm denn nichts anhaben. Aber man nörgelte und quälte ihn, indem man das politische Journal „Die Zeit“, welches er im Jahre 1849 herauszugeben begann, verbot und ihm lange die Erlaubnis zur Herausgabe einer litterarischen Zeitschrift „Der Salon“ vorenthielt, welche — gleichfalls wegen der Chikanerien seitens der Zensur — schon nach zwei Jahren zu erscheinen aufhörte. Seit dem Jahre 1869 gehörte Nordmann als Feuilletonist der Redaktion der „Neuen Freien Presse“ an, wo er unter dem populär gewordenen Titel „Unterwegs“ seine Reisen und Spaziergänge durch die Alpenwelt in entzückend frischer und plastischer Darstellung erzählte.

Von Nordmanns poetischen, novellistischen, dramatischen und litterar-historischen Werken drangen viele in weite Kreise, so seine Romane „Aurelie“, „Zwei Frauen“, „Carrara“, „Ein Wiener Bürger“ und die „Wiener Stadtgeschichten“, Novellen aus dem Wiener Leben, realistisch in der Treue des lokalen Kolorits und in der Charakteristik; die Tragödien „Ein Marschall in Frankreich“, „Katharina Cornaro“ und das noch unveröffentlichte Schauspiel „Meister William“, welches eine Episode aus Shakespeares Leben behandelt und das Getriebe auf Elisabeths Hofe in packender Weise malt, könnten dem an guten Dramen so armen deutschen Theater wohl zu statten kommen, wenn es die deutschen Bühnenleiter nicht vorzögen, ihren Bedarf von französischen Fabrikanten und ihren deutschen Nacheiferern im En-gros-Bezuge zu decken. Da die Dichtung, welche Nordmann zum Hauptwerke seines Lebens gestalten wollte, unvollendet blieb, seine „Römerfahrt“, eine gedankentiefe, formvollendete Dichtung, deren erster Band die religiösen Freiheitskämpfe des sechzehnten Jahrhunderts behandelt, so muss der kleine poetische Roman „Frühlingsnächte in Salamanca“, der gelegentlich seines Erscheinens in den fünfziger Jahren unter der Herrschaft des Konkordats konfisziert und verboten, vor einigen Jahren aber (bei Klinkhardt in Leipzig) wieder erschien und von den Freunden echter, kräftiger Poesie freudig begrüßt wurde, als seine dichterisch bedeutsamste Schöpfung betrachtet werden. Diese „Frühlingsnächte“ sind eine einfache, aber kunstvoll einfache, übermütig-lustige und vor Allem poetische Geschichte, die man immer mit dem

wonnigsten Behagen lesen und wieder lesen wird. Eine Fülle von plastischen und drastischen Szenen, charakteristisch im Tone und in der gesammten Gestaltung, erheitert das sie aus der Vogelschau genießende Gemüt des Lesers. Die Frühlingsnacht des Südens, die noch bezaubernder ist als der Frühlingstag, hat Nordmann unvergleichlich schön geschildert; er führt uns geradezu an der Hand durch die sinnberückende Herrlichkeit der italienischen Lenznächte und wir folgen ihm mit poetischer Genugtuung, die keinen Augenblick stille hält bei dem Fluge durch das Buch. Ein Meisterstückchen ist die Schilderung des entstehenden Volksauflaufes zu Salamanca, als die verhängnis- und abenteuervolle Frühlingsnacht zu Ende geht und beim Schimmer der ersten Sonnenstrahlen die gloriose, heitere Hetzjagd hinter dem todten Pfaffen losbricht. Beim Lesen dieser dramatisch bewegten Szene, welche vor dreißig Jahren die Konfiskation der Dichtung veranlasste, klingt Einem der Raufchor aus den „Meistersingern“ ins Ohr — ein klassisches Seitenstück!

So ist denn mit Johannes Nordmann ein wirklicher Dichter gestorben und einer jener Wenigen, welche man österreichische Dichter nennen darf. Denn echt österreichisch war — wie die „Neue Freie Presse“ in dem ihrem Mitarbeiter gewidmeten Nachrufe richtig bemerkt — in ihm der pessimistische Zug inniger Heimats- und Vaterlandsliebe, mit dem er stets in Kampf und Streit lag gegen alle Elemente des Rückschritts, des Druckes und der Willkür, mit dem er alle Missstände des öffentlichen und politischen Lebens tief empfand und mit scharfer Feder rügte, mit dem er endlich stets für die Vorzüge, für die Tüchtigkeit und für die Ehre seines Volkes, seine Stammesgenossen eintrat. Als Dichter fühlte er von seinen ersten Versuchen an den Beruf und die Pflicht, ein Sänger der Freiheit zu sein. Die Ideen der Freiheit bilden den Stoff und Inhalt seiner meisten Dichtungen und weisen denselben den verdienten Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Litteratur in Oesterreich an.

* * *

Am 1. August hat sich einer der hervorragendsten Vertreter des magyarischen Humors, der treffliche Erzähler Alexander Balázs, welchen die Begeisterung seiner Landsleute oft als den „ungarischen Dickens“ oder den „ungarischen Thackeray“ apostrophierte, in Budapest auf dem Grabe seines Töchterchens vergiftet, und zwei Tage später wurde an derselben Stelle der Sarg des Selbstmörders in die Erde gesenkt, gefolgt von den größten und beliebtesten Schriftstellern der ungarischen Nation. „Politisch Lied — ein garstig Lied!“ Goethe, der diesen Weisheitsspruch getan, hat jede innigere Berührung mit der Politik gescheut, und er tat Recht daran; Poesie und Politik sind feindliche Schwestern, und die eine erstickt unter den Giftküssen der anderen. Der magyarische Humorist fiel als ein Opfer der Politik, die ihn durch Irrlichter gelockt und in den Morast der Geistesverwirrung geführt hatte, in welchem er sein Ende fand.

Alexander Balázs wurde am 30. Dezember 1830 in Klausenburg geboren. Er nahm regen Teil an dem 1848—49er Freiheitskampfe und begab sich nach dessen Beendigung mit dem Schriftsteller Gustav Lauka auf die vergebliche Suche nach dem Grabe Alexander Petőfi's. Um diese Zeit begann auch seine litterarische Tätigkeit und in den fünfziger Jahren war er schon als Schriftsteller, als liebenswürdiger Plauderer und schöner Mann ein Liebling der Budapester, besonders der weiblichen Gesellschaft. Im Jahre 1860 gründete er unter dem Titel „Landesspiegel“ die erste ungarische Zeitschrift im großen Stile, welche unter anderer Bezeichnung noch heute besteht und sich großer Beliebtheit erfreut; im Interesse dieses Blattes unternahm er Studienreisen durch Deutschland, Frankreich, England und Italien, wobei er auch mit den bedeutendsten Schriftstellern dieser Länder in Verbindung trat und einige ihrer Werke für seine Zeitschrift gewann. Im Jahre 1876 führte er mit mehreren Genossen die litterarische Vereinigung „Petőfi-Gesellschaft“ ins Leben und wurde zum Mitgliede der Kisfaludy-Gesellschaft ernannt. Vor 25 Jahren heiratete er die Sängerin Vilma Bogmár, welcher Ehe ein reizendes Mädchen entspross, das aber zum großen Schmerze des mit rührender Zärtlichkeit diesem Kinde zugetan gewesenen Vaters sehr jung starb. Dem Mädchen galt auch Balázs letzter Gedanke; auf seinem Grabe schied er aus dem Leben.

Bis zu seinem Tode hatte Balázs die Stelle des Bibliothekars im Nationaltheater inne, welche ihm auf Grund seiner litterarischen Bedeutung verliehen worden war. Er war auf jedem Gebiete dichterischen Schaffens tätig, hat aber sein Bestes und wirklich Bestes auf dem in Ungarn stark bebauten Felde der Erzählung hervorgebracht. Seine kleinen Lebensbilder aus dem hauptstädtischen und dem Volksleben, erquickende Genrebildchen oder feine Skizzen, von launigem Spott und mild versöhnendem Humor überhaucht, schafften ihm in Ungarn eine Popularität, welche der für deutsche Begriffe kaum fassbaren Volkstümlichkeit Jókais nahe kam; diese lieblichen litterarischen Nippes sind in mehreren Sammlungen auf dem ungarischen Büchermarkte erschienen, von welchen die „Spiegelscherben“, die „Lustigen Geschichten“ und die „Bunten Bilder“ die besten sind. Von Balázs Romanen ragt „Die heimgekehrte Schwalbe“ hervor. Das ist Leben, in jedem Zuge unmittelbares Leben. In individuell sprechenden Bildern ist die ungarische Gesellschaft gezeichnet in ihrer Hohlheit und in ihrer Größe, ihren borniertes Einseitigkeiten und weitherzigen Strebungen. Das Porträt spricht an, weil es wahr ist und fesselt durch den so oft vermissten und so selten glücklich getroffenen Wechsel der Töne, welche in das Tragische das Familiär-Liebliche und Humoristische ein-

spielen lässt und zwar mit köstlichen von der Straße ins Buch verpflanzten Menschen. Auch als Bühnenschriftsteller hatte Balázs Erfolge zu verzeichnen. Sein Preis-Lustspiel „Im Himmel“ — eines der wenigen Preisstücke, welche gut sind — wird noch heute gerne gesehen und oft gespielt, und auch das mit Szigligeti gedichtete Volksstück „Der Strike“, ferner die Lustspiele „Der Selige“, „Die Pester Wasserleitung“, „Die kleine Waise“, „Warum heiratet der Schwager nicht?“ und das Schauspiel „Das amerikanische Duell“ werden noch lange lebensfrisch und wirksam im festen Repertoire der ungarischen Bühne bleiben. Ein in den letzten Jahren für das hauptstädtische Volkstheater geschriebenes Volksstück „Das Mädchen von Körös“ ist bislang nicht zur Aufführung gelangt.

Die Uebersetzung eines Bandes von Thackerays humoristischen Erzählungen, welche die Kisfaludy-Gesellschaft edierte, bewies, dass sich Balázs tatsächlich an dem englischen Humoristen geschult hatte, und wurde bedeutsam für die jüngeren ungarischen Erzähler, welche dadurch auf den heitersatirischen Beobachter des Lebens-Jahrmarktes und das, was von ihm zu lernen ist, aufmerksam gemacht wurden. Diese Saat trägt denn schon ihre Früchte, erfreuliche, gesunde Früchte.

An Liedern wollte Balázs nur zwei geschrieben haben, deren eines heute als Volkslied im ganzen Ungarlande gesungen wird, wenn in junge Herzen die Liebe einzieht.

„Fleht zu Gott in meinem Schmerz,
Dass er heil' mein krankes Herz.
Lächelnd sprach er: „Du vergisst,
Dass die Liebe mächt'ger ist!“

So klingt das reizende Liedchen aus, welches für das lyrische Talent seines Autors ein vollgültiger Beweis ist.

Bis in die letzten Jahre war Balázs auch ein beliebter Vorleser der litterarischen Vereine; seine klangschöne, sympathische Stimme hielt Licht und Schatten in zartester Nüancierung auseinander, und die Gestalten seiner Erzählungen traten lebendig vor die Sinne der Hörer. In der jüngsten Zeit las er nicht mehr so gut und schrieb auch nicht mehr so frisch und fröhlich wie früher. Die Politik hatte ihn erfasst und sich ihn für ihre hässlichste Hofdame geworben: für den Antisemitismus. Er gründete einen antisemitisch-litterarischen Verein, der sich jedoch bald auflöste, leitartikelte dann im Beiblatte der ungarischen Antisemiten und trat mit dem Programme dieser Partei gelegentlich der letzten Wahlen als Abgeordneten-Kandidat in Mohács auf, um durch eine schmähliche Niederlage von seinen politischen Hirngespinsten geheilt, aber tief ins Herz getroffen zu werden. Und er ging an das Grab seines Kindes und trank Gift, nachdem er für ein Wohltätigkeits-Album eine liebliche Skizze geschrieben hatte, betitelt: „Der Drang, zu leben.“ Das war seine letzte Ironie, sein würdiges Schwanenlied.

Wien. Heinrich Glücksmann.



„Saracinesca“ by F. Marion Crawford.

Leipzig, Tauchnitz Edition. 2. vols. 1887.

Ein Beweis dafür, wie schnell Crawfords Romane auch bei dem deutschen Publikum Eingang gefunden, ist schon der Umstand, dass von den letzten gleichzeitig mit der in Amerika und England erscheinenden Buchausgabe auch eine bei Tauchnitz herausgekommen ist.

Mehr noch als die frühern hat die vorliegende Erzählung Aussicht, in Deutschland viel gelesen zu werden, da sie sich in einer Zeit und auf einem Gebiete bewegt, wofür man von vorn herein allgemeineres Interesse voraussetzen darf. Crawford giebt uns ein Bild der römischen Zustände, namentlich in den höheren Gesellschaftskreisen, während der sechziger Jahre, also kurz vor der großen Umwandlung in Folge der Besitzergreifung von Rom durch die italienische Regierung. Der Verfasser hat diese Zeit mit durchlebt, seine Jugenderinnerungen wenigstens reichen darauf zurück. In Rom geboren und in der römischen Gesellschaft aufgewachsen, ist er mehr als irgend ein andrer ausländischer Schriftsteller berufen, dieselbe zu schildern, denn er kennt sie so genau wie ein Eingeborener und hat sich dabei doch den freien Blick des Fremden zu bewahren gewusst, der das Eigentümliche und Charakteristische seiner Umgebung schärfer auffasst und es nicht bloß wie Gewohntes, Selbstverständliches ansieht.

Der Unterschied zwischen dem heutigen und dem damaligen Rom ist ein so großer, dass mehr als ein Zeitraum von etwa zwanzig Jahren dazwischen zu liegen scheint. Crawfords Erzählung beginnt nämlich im Jahre 1865, wo das päpstliche Rom im wesentlichen noch das alte war. Der Korso war noch nicht verbreitert und getüncht worden, der Tiber floss in seinen alten Windungen zwischen den uralten Häusern hin und an eine Regulierung seines Bettes wurde kaum gedacht; unberührt erstreckten sich die Gärten der Farnesina mit ihrer schönen vorspringenden Loggia bis an den Fluss, die Prati di Castello, hart an der Engelsburg, waren noch ihrem Namen entsprechend, grüne Felder und keine eisernen Brücken, sondern nur eine Fähre führte herüber nach der Ripetta; an die Via Nazionale wurde noch nicht gedacht, an der Südseite des Palastes Colonna führte ein enges Gässchen nach der Piazza Venezia, und wenn auch schon eine Eisenbahn nach Rom ging, so war doch der große Platz vor dem

Bahnhofe an den Diocletiansthermen, den heute Gartenanlagen zieren, wüste und leer — ein Uebungsfeld für die französische Reiterei. Die französische Besatzung spielte eine große Rolle und mit ihr die päpstlichen Zonaven, sie gehörten in das farbenprächtige Bild, zu dem der Prunk des päpstlichen Hofes, die prächtigen Karossen der Kardinäle mit ihrem Gefolge, die bunten glänzenden Prozessionen auf den Straßen und Plätzen die Hauptzüge abgeben.

Rom gehörte damals noch den Römern, während jetzt Italiener aus allen Provinzen herzugeströmt sind, die in ihrem Wesen wenig mit ihnen gemein haben und von den alten Bewohnern der ewigen Stadt als Fremde angesehen werden, welche sie in ihrer behaglichen Ruhe gestört haben, nicht aber als Befreier; denn wenn auch manche unzufriedenen Gemüter in Rom über die damaligen Zustände murrten und der päpstlichen Regierung durch heimliche Zusammenkünfte und freisinnige Reden Sorge machten, so waren diese sogenannten Verschwörungen in den meisten Fällen sehr harmloser Natur, denn der echte Römer war kein Revolutionär, sondern ein Liebhaber des Friedens um jeden Preis, dem der gewaltsame Umsturz, der ihn aus dem alten Schlendrian und all seinen Lieblingsgewohnheiten und Anschauungen aufrüttelte, im Grunde nicht willkommen sein konnte.

Der römische Adel wird vortrefflich charakterisiert. Es giebt nichts, was zu gleicher Zeit so echt römisch und so ganz unrömisch wäre wie der römische Edelmann. Das ist kein Paradoxon, kein Wortspiel. Durch Geburt und Erziehung sind die römischen Adligen Römer, durch ihr Blut beinahe Kosmopoliten. Die Sitte, mit den vornehmsten Familien Europas Verbindungen einzugehen, ist so allgemein, dass sie fast zur Regel geworden ist. Ein römischer Fürst ist ein englischer Pair, die meisten römischen Fürsten sind zugleich spanische Granden, viele haben Töchter altfranzösischer Familien oder deutscher Fürsten, Töchter von Ex-Königen und Königinnen geheiratet.

Es ließen sich mannigfache Beispiele von Familien anführen, die in Folge ihrer beständigen ausländischen Verbindungen nur noch sehr wenig italienisches Blut in ihren Adern haben. Diese Mischung der Rassen erklärt vielleicht die seltsam unitalienischen Typen unter dem römischen Adel, andrerseits die Lebensfähigkeit tausendjähriger Geschlechter und ganz besonders den Kosmopolitismus der römischen Gesellschaft.

Bei alledem ist die Macht des Herkommens, des patriarchalischen Familienlebens und der Umgebung, in welcher die Sprösslinge dieser Mischrasse aufwachsen, so groß, dass sie von früher Jugend an die unverkennbare römische Art und Weise annehmen, die volltönende römische Sprache und einen gewissen Clan- oder Klassengeist, wie man ihn in der Art nicht bei derselben Gesellschaftsklasse im übrigen Europa antrifft.

Die römische Gesellschaft lebt, oder lebte, eben mehr unter sich als irgend eine andere, und das Band der Familie hielt die einzelnen Geschlechter fester zusammen, weil die patriarchalische Sitte die Glieder eines Hauses unter einem Dache vereinigte. Jede einzelne große Adelsfamilie erhält dadurch wiederum gewissermaßen ihr eignes Gepräge, und die bloßen Namen der Borghese, Altieri, Colonna, Orsini repräsentieren noch heute für die echten Römer besondere Eigentümlichkeiten, Grundsätze und Anschauungen, so zu sagen, besondere Charaktertypen.

Aus dieser römischen Adelsgesellschaft nimmt Crawford die Hauptpersonen seiner Erzählung, den alten Fürsten Saracinesca und seinen Sohn Don Giovanni, die schöne Herzogin von Astrardente und ihren greisen Gemahl, und um diese gruppieren sich die Casalverde, Valderno und andere Repräsentanten des römischen Adels, der schlaue Emporkömmling Del Ferice mit seinem fragwürdigen Grafentitel und Donna Tullia Mayer, die Wittwe eines reichen Banquiers, die ihrer Geburt nach, als Verwandte der Saracinesca, in jenen aristokratischen Kreis hineingehört.

Die schöpferische Gabe, Gebilden der Phantasie Leben einzuhauchen, welche das Genie vom bloßen Talent unterscheidet, zeigte sich schon in Crawfords Erstlingswerk, Mr. Isaacs; nicht in allen seiner nachfolgenden Worte trat sie gleich stark hervor, im römischen Sänger und im amerikanischen Politiker begegneten wir neben lebendigen Wesen auch einigen Schablonengestalten, anders war es in der Geschichte eines einsamen Dorfes (a Tale of a lonely Parish), diesem anziehenden Idyll, in dem jede, auch die nebensächlichste Gestalt Leben und Wesen hatte, und noch reicher und voller entfaltet sich diese schöpferische Kraft des Autors in Saracinesca. Darin liegt das Geheimnis, darin der Zauber, welcher den Leser sofort fesselt. Er kennt die Menschen, welche sich vor ihm in Lebensfülle bewegen, er sieht und hört sie, und darum interessiert ihn ihr Schicksal.

Bei einem Nachmittagsempfang auf der englischen Botschaft, einer für Rom charakteristischen Form der Geselligkeit, werden uns die handelnden Personen zuerst sehr geschickt vorgestellt, und das Aufsehen, welches der Eintritt der schönen Corona d' Astrardente macht, zieht auch unsere Blicke auf sie, die wir im Laufe der Erzählung als einen edlen, wahrhaft erhabenen Charakter kennen lernen, der sich in den schwierigsten Lebenslagen bewährt. Corona ist aus Liebe zu ihrem verarmten Vater die Gattin eines reichen alten Wüstlings geworden, der freilich durch den stillen Einfluss seiner schönen Frau, für die er vielleicht die erste wahre Liebe empfindet und die er auf Händen trägt, gehoben und einigermaßen gehalten wird. Die Gestalt des Herzogs von Astrardente ist ein Meisterstück; dieser

alte Geck, der wie eine Kunstfigur täglich durch raffinierte Hilfsmittel aufgebaut und zusammengesetzt und in Folge dessen von vielen seiner Genossen verstohlen verspottet wird, der ohne das Leben in der Gesellschaft, wie sehr es ihn auch angreife, nicht bestehen kann, ist bei alledem keine rein lächerliche Figur. Wo es gilt, weiß er trotz alles Egoismus, trotz aller Frivolität als echter Kavalier aufzutreten und aus der gekünstelten Hülle spricht in entscheidenden Momenten doch ein liebevolles und liebebedürftiges Gemüt, ein Etwas, das Teilnahme für ihn einflößt, und die Trauer seiner jungen Gattin um seinen Tod, der ihr eigentlich eine Erlösung sein muss, begreiflich erscheinen lässt. Das tiefe Mitleid mit dem Greise, der ihrer Jugend Schutz und Stütze war, überwiegt in ihrer edlen Seele das Mitleid mit sich selbst, mit ihrer hingeopferten Jugend, und erst allmählich kommt sie zu dem Gefühl der Freiheit, die ihre bis dahin heroisch bekämpfte Leidenschaft für eine ihr gleichstehende Natur zu einem reinen und berechtigten Gefühle werden lässt. Die schöne unnahbare Corona, „über allen Argwohn erhaben“, wie nicht nur ihre Verehrer, sondern selbst ihre Neider anerkannten, wird ein glückliches, hingebendes, liebendes Weib. Dieser Uebergang ist mit großer psychologischer Feinheit geschildert und zu den feinen individuellen Zügen, mit denen der Verfasser seine Lieblingsgestalt ausstattet, rechnen wir die unwiderstehliche Neugierde, welche die junge Wittwe in der Einsamkeit ihres Landsitzes im Sabinergebirge befällt, wenigstens das Schloss Saracinesca von ferne zu sehen, — vielleicht auch beiläufig zu erfahren, ob der junge Schlossherr, den sie für die Zeit ihrer Wittwentrauer aus ihrer Nähe verbannt hat, nicht doch sich dort aufhalte; das freilich sagt sie sich nicht! Dieser Ritt durchs Gebirg mit der Schilderung der Landschaft und des ganzen Aufzugs, gehört zu den anziehendsten Episoden des Buches, — das plötzliche Umwenden der jungen Frau, als sie beim Anblicke des Schlosses von einem vorüberreitenden Dienstmann hört, die Herren seien ganz in der Nähe, ist eben so charakteristisch wie die Art und Weise, auf welche die Fürsten von Saracinesca durch ihren alten Pasquale, den echten Typus eines vertrauten Dieners, Kunde von dieser Exkursion erhalten. Gigi hatte es dem Müller erzählt und der Müller dem Hirten, und der Hirt dem Nino, und der Nino dem Küchenjungen, und durch all solch kleines Detail bekommen wir einen Einblick in das Getriebe eines großen römischen Hauses und in das patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienerschaft, welche beiläufig bemerkt in den alten Adels-Häusern la famiglia genannt wird.

Fürst Saracinesca und sein Sohn, das verjüngte Ebenbild des Vaters mit einigen Zügen seiner spanischen Mutter, sind vorzügliche Typen römischer Edelleute, allerdings von der besten Sorte. Für das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ist besonders das erste längere Gespräch zwischen beiden (III. Kapitel I. Band) bezeichnend. Der alte Fürst hält es für sein Recht, seinen Sohn zu einer vorteilhaften Heirat bestimmen zu wollen, und dieser, wie sehr ihm der Vorschlag des Vaters widerstrebt, weist ihn doch nicht einfach wie einen Eingriff in seine persönlichen Rechte zurück, sondern hält es sogar für seine Pflicht, ernstlich darüber nachzudenken, ja die Aussicht, einer ungeliebten Frau aus Familienrücksichten die Hand zu reichen, erscheint ihm nicht als eine absolute Unmöglichkeit, so stark ist die Macht der väterlichen Autorität und der uralten Tradition. In ihrer Ritterlichkeit wie in ihren Vorurteilen, in ihren Empfindungen und unbefangenen Aeußerungen derselben, wie in ihrer Selbstbeherrschung in wichtigen Momenten erweisen beide sich als echte Römer; der Unterschied zwischen dem älteren und dem jüngeren ist dabei treffend nüanciert. Sehr geschickt und anschaulich, wenn auch vielleicht etwas zu breit, ist der Vorgang des Duelles erzählt, bei dem der Vater dem Sohne sekundiert, und echt römisch sind die Szenen im Klub mit all den kleinen Klatschgeschichten, an denen die vornehmen Herren wie an den allerwichtigsten Ereignissen Anteil nehmen, entschieden größeren, als an der Politik.

Das politische Element fehlt nicht in dem Roman, tritt aber nicht in den Vordergrund und ist nicht die Hauptsache. Der Autor verwahrt sich dagegen ausdrücklich am Schlusse; er wollte nicht die Geschichte politischer Ereignisse, sondern die Geschichte einer römischen Familie in einer Zeit der Ungewissheit und tiefer Erregung schreiben. Ganz besonders weist er die Vermutung zurück, dass er den intriganten Del Ferice als einen Typus der liberalen Partei aufgestellt und einen Schurken geschaffen habe, um ihn mit dem Geschütze poetischer Gerechtigkeit niederzuschmettern. Del Ferice ist allerdings ein Typus, aber der Typus einer entarteten Klasse, welche mit Unrecht die liberale Partei in Rom vor 1870 vertrat, und durch ihr Verhalten die große politische Partei, welche die Einheit Italiens erstrebte, unverdientermaßen in schlechtes Licht brachte. — Del Ferice gehörte zu dem elenden Bodensatz, der zurückblieb, nachdem die Fluten der Revolution von 1848 sich verlaufen hatten.

Für intelligente Leser war es allerdings nicht nötig, auf den Unterschied zwischen diesem Glücksritter und Männern wie Massimo d' Azeglio, Cavour, oder Garibaldi und Mazzini hinzuweisen. Dass Crawford es tut, beweist nicht nur, dass er und vielleicht nicht mit Unrecht, der Mehrzahl der Leser keine besondere Intelligenz zutraut, sondern auch, dass er sich in seinem innersten Herzen einer gewissen Sympathie für die altrömische Partei bewusst ist, dass er vor sich selbst und Anderen gegenüber seine Unparteilichkeit gern klar stellen möchte.

Kardinal Antonelli tritt mehrmals im Laufe der Erzählung auf, greift in dieselbe ein und wird wieder-

holt redend eingeführt; sein Gespräch mit dem jungen französischen Maler Gouache, den er aus dem Lager der Liberalen ganz zur päpstlichen Partei herüberzieht, ist besonders bemerkenswert. Der Kardinal wird im günstigsten Lichte dargestellt. Seine Einmischung in Familienangelegenheit ist etwas ganz Selbstverständliches, Hergebrachtes, wie das je nach der Stellung der betreffenden Familien, von hohen und niederen Würdenträgern der römischen Kurie noch heute geschieht. In wie fern die ihm zugeschriebenen Reden wirklich den Grundsätzen und Gesinnungen des historischen Antonelli entsprechen, mögen Solche entscheiden, die mit der Politik jener Periode und dem komplizierten, vielfach angezweifelten Charakter des schlauen und einst mächtigen Premiers Pius des Neunten genau vertraut sind.

Eine der lebensvollsten, wenn auch keineswegs der anziehendsten Gestalten des Romans ist Donna Tullia Meyer, die reiche heiratslustige Wittwe, in ihren übertriebenen Toiletten, ihrer Eitelkeit, Vergnügungssucht und Frivolität, ein greller Gegensatz zu Corona, und doch trotz innerer und äußerer Vulgarität unverkennbar zur sogenannten feinen Gesellschaft gehörig. Sie hat viel von der modernen Engländerin an sich, von dem, was man in England „fast“ nennt, und allerdings bringt gerade in Italien englischer Einfluss mitunter solche Zerrbilder hervor. Für Donna Tullias Erscheinung bildet das Wettrennen und die Campagnafahrt auf dem Break den passenden Hintergrund. Ihre politischen und religiösen Anwandlungen haben unwillkürlich etwas unwiderstehlich Komisches.

Obschon der vorliegende Roman ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, verspricht Crawford eine Fortsetzung, in welcher die Geschichte jener merkwürdigen Zeit weitergeführt werden soll, und in der wir denselben Personen wieder begegnen werden. Können wir zu ihrem Lobe mehr sagen, als dass wir uns auf diese Begegnung freuen und der Fortentwickelung ihres Geschickes mit Interesse entgegen sehen?

Wir haben absichtlich Abstand davon genommen, den Gang der Erzählung mitzuteilen, oder überhaupt etwas davon zu verraten, was zwar die leichteste Form der Besprechung, nicht aber die wünschenswerteste für den Autor und dessen Leser ist; dem ersteren möchten wir nicht vorgreifen, den letzteren nicht das Interesse an der Erzählung beeinträchtigen — denn bei den meisten ist ja das „Spannende“ die Hauptsache. Wir möchten sie vielmehr auf ein Buch hinweisen, welches ihnen Stunden genussreicher Unterhaltung gewähren wird.

Rom. Th. Hoepfner.



Der moderne Realismus und seine Stellung in der Weltlitteratur.

Von Edgar Steiger (Leipzig).

(Fortsetzung.)

Zeigen uns die beiden großen Beispiele, die wir an die Spitze unserer historischen Skizze stellen mussten, gleichsam typisch die hohe Bedeutung des Realismus für die gesammte Entwickelung der Poesie, so lehrt uns ein kurzer Blick auf das griechische Drama die Gefahren kennen, welche durch jede Entfremdung zwischen Dichtung und Leben für das Gedeihen der Kunst heraufbeschworen werden. Die griechische Tragödie war bekanntlich eine Frucht des Götterkultes und schöpfte ihre Stoffe größtenteils aus dem homerischen Epos. Und so lange der naiv-fromme Sinn der Menge sich mit der Weiterbildung und geistigen Vertiefung der objektiven Mythenwelt begnügte, erfuhr die Harmonie zwischen Inhalt und Form nicht die geringste Störung. Das theologische Denken eines Aeschylos und die formenschöne Menschlichkeit eines Sophokles konnten sich in jenen typischen Sagenbildern für alle Zeiten mustergültig verkörpern. Allein jener unbefangenen Daseinsfreude ward ein jähes Ende bereitet. Der philosophische Geist des fünften Jahrhunderts zerstörte den alten Götterglauben mit allen Waffen subjektiver Skepsis, die Sophisten schienen die ganze objektive Welt in eitel Schein und Wahn aufzulösen, und selbst ihr größter Gegner und Ueberwinder, Sokrates, verlegte den Schwerpunkt des Erkennens und sittlichen Handelns in das Subjekt. Kein Wunder, dass diese gewaltige Geistesströmung auch den genialsten der zeitgenössischen Dichter erfasste. Euripides wagte den kühnen Wurf, das ganze flackernde Zwielicht des Zweifels, das seinem Zeitalter die eigentümliche Beleuchtung gab, mitten in seine Dichtung hineinzutragen und damit zum ersten Mal seelische Konflikte mit durchaus individuellen Zügen, Charaktere mit einer bisher unerhörten Innerlichkeit vorzuführen. Aber sein edles Streben scheiterte an der einmal überlieferten Form. Zum ersten Mal in der Geschichte der Dichtung zeigt sich hier der Fluch der Tradition, aber auch hier wieder gleich in seiner ganzen zermalmenden Wucht. Das individuelle Gepräge Euripideischer Charaktere zersprengte die typischen Formen des Mythus; der moderne, lebhaft bewegte Subjektivismus war mit der strengen starren Objektivität der alten Heroenwelt unvereinbar; die alten Schläuche konnten den neuen Wein nicht fassen: er zerriss sie und strömte in den Staub der Straße. War doch der einzige Ausweg aus dem Labyrinth, die völlige Lostrennung des Theaters vom Kultus und die Schöpfung ganz neuer Formen, dem Dichter versagt. Denn die schwachen Ansätze zu einem historischen Drama, wie man sie etwa in Aeschylus' „Persern“ vermuten könnte, vermochten um so weniger neubefruchtend zu wirken, als hier gerade

das, worauf bei einer Umgestaltung der Bühne Alles ankam, der ganze dramatische Apparat, durchaus konventionell-archaischer Natur und das eigentlich historische Element so gut wie gar nicht entwickelt war.

Wie groß erscheint neben dieser Zerrissenheit der späteren antiken Tragödie die leben- und phantasievolle, streng einheitliche Komödie des Aristophanes! Und warum? Weil sie den Boden der Wirklichkeit nirgends zu verlassen braucht, weil sie aus dem Brennspiegel ihres weltüberwindenden Humors heraus die widerspruchsvollen, unruhigen Züge ihres Jahrhunderts, fratzenhaft verzerrt, zurückstrahlt und doch in den herben Linien ihrer Karrikatur reine und volle Wahrheit zeichnet. Scheut sie sich doch nicht davor, das, wofür sie scheinbar ficht, die bereits verstorbene Götterwelt, mit unerhörter Keckheit selbst zu persiflieren, und erweist sich so gerade in dem grellen Widerspruch ihrer Tendenzen als das leibhaftige Kind jener Zeit des Ueberganges, da zwei gegensätzliche Weltanschauungen sich befehdeten. Wie weit hier bereits der individualisierende Stil sich entwickelt hatte, braucht wohl kaum näher ausgeführt zu werden. Die Tatsache, dass ein Sokrates und Euripides in Porträtmaske auf die Bühne gebracht wurden, sagt mehr als die genaueste Analyse der komischen Sprache.

V.

Ich habe absichtlich bei diesen Hauptvertretern der altklassischen Litteratur etwas länger verweilt. Galt es doch, gerade an diesen Dichterheroen, auf die sich der Pseudoidealismus unserer Tage mit Vorliebe zu berufen pflegt, die Allgemeingültigkeit der beiden Grundgesetze des Realismus nachzuweisen. Dass ein Shakespeare Realist sei, wagt heutzutage jeder Handlungsgehülfe zu behaupten. Aber dass auch jenen meist nur allzu marmorhaft vorgestellten Griechen der große realistische Grundzug anhaftet, ohne den ich mir den echten Dichter nun einmal nicht denken kann, das scheint man vor lauter idealen Phrasen vergessen zu haben. Der Unterschied der Stilarten beweist gar Nichts dagegen. Denn wenn man auch in der Zeichnung der altgriechischen Poesie das mehr Typische, Skizzenhafte, mit den reinen Linien der Plastik Vergleichbare mit Recht hervorhebt, so übersehe man ja nicht, dass auch in dem realen antiken Staat sich das Individuelle lange nicht in dem Maße entwickeln konnte, wie auf dem Boden des germanischen Völkerlebens. Das objektiv gedachte Schicksal der Alten und die subjektive Freiheit des Individuums bei Shakespeare sind die gewaltigen Gegensätze, aus denen heraus sich auch die Doppelheit der dichterischen Form zu einem guten Teil erklärt.

Wir müssen hier eben einfach, ohne uns um das Zetergeschrei einseitiger Klassizisten zu kümmern, einen gewaltigen Fortschritt konstatieren. Die Shakespearesche Welt ist eine unendlich reichere als die der Alten, und zwar in zwiefacher Hinsicht. Einmal greift hier der Dichter nicht bloß einzelne hervorragende Gestalten aus dem Weltganzen heraus und rückt sie als selbständige Wesen plastisch in die ideale Beleuchtung der Bühne, um an ihren einfachen Bewegungen den komplizierten Mechanismus des Gesammtlebens zu veranschaulichen; sondern die vielgestaltige Form der Realität wird perspektivisch in der ganzen Fülle ihrer widerspruchsvollen Erscheinungen aufgefasst; das Herbe mischt sich mit dem Süßen, das Erhabene mit dem Komischen, das Ideale mit dem Gemeinen, und die Harmonie, die dort mehr allegorisch im Einzelnen nachgewiesen werden soll, resultiert hier, dem wirklichen Verlauf der Dinge entsprechend, aus der künstlerischen Mischung ganz verschiedenartiger Elemente. Dann aber hat auch die einzelne Gestalt, gerade weil sie nicht mehr typisch, sondern individuell erfasst wird, eine Vertiefung des subjektiven Lebens erfahren, wie sie den Alten ihrer ganzen künstlerischen Anlage nach fremd bleiben musste. Erst bei Shakespeare kann man von einem Mikrokosmus reden; erst hier wird der ewige Kampf des Guten und Bösen mit voller Bewusstheit in das Individuum verlegt; erst hier tritt an die Stelle des objektiven Naturtriebes der subjektive Wille und an die Stelle der bloß repräsentierenden Figur der Charakter.

Shakespeare ist überhaupt eine inkommensurable Größe. Wir reden von den Alten, wir reden von den modernen Klassikern stets im Plural. Shakespeare dagegen ragt wie ein einsamer Fels aus dem Meer der Geschichte: es gibt schlechterdings keine einzelne Erscheinung der Litteratur, die sich mit ihm vergleichen ließe. Dies erhellt besonders, wenn wir die Werke des großen Briten auf ihren Ideengehalt hin untersuchen. Bei jeder andern bedeutsamen Phase in der Geschichte der Dichtung lässt sich unschwer eine bestimmte Geistesströmung nachweisen, die sich als historisches Grundmotiv des Jahrhunderts auch in den poetischen Werken krystallisiert hat. Außer der oben genannten Euripideischen Tragödie und Aristophanischen Komödie, in denen sich die geistige Revolution des fünften vorchristlichen Jahrhunderts spiegelt, sei hier nur die ritterliche Poesie des Mittelalters als schlagendes Beispiel erwähnt. In wie durchgreifender Weise endlich dieses erste realistische Grundgesetz sich in der klassischen Litteratur des 18. Jahrhunderts Geltung verschaffte, werden wir sogleich zu betrachten haben. Bei Shakespeare nun suchen wir nach einem solchen bestimmten Zeitmotiv vergebens. Wohl spüren wir in der ganzen Kühnheit des freien Gedankenausdrucks den herben Hauch des Reformationszeitalters; aber der universelle Geist dieses gewaltigsten Meisters menschlicher Zunge schwebt göttergleich über den tosenden Stürmen seines Jahrhunderts und dringt lediglich durch die allmächtigste Ent-

äußerung des eigenen Ich in die höchsten Höhen und tiefsten Tiefen der Menschennatur. Der Zeitgeist ist hier vom Weltgeist verschlungen; und wenn überhaupt von einem Dichter der reinen Menschlichkeit gesprochen werden kann, so ist Shakespeare der Einzige, der der Zeitströmung entwachsen konnte, ohne die volle Naturwahrheit zu opfern. Mit der Farblosigkeit unserer sogenannten Idealisten freilich, die weder ihre Zeit noch das absolut Menschliche unmittelbar an der Wurzel zu fassen vermögen, hat der Shakespearesche Realismus Nichts gemein.

Nachdem einmal mit Shakespeare der realistische Stil für die Poesie erobert worden, muss jedes Zurückgreifen auf die klassische Darstellungsart mehr oder weniger als künstliche Manier erscheinen. Das Manierierte aber kennzeichnet auf allen Gebieten eine Rückständigkeit, ein starrsinniges Festhalten an überlebten Formen, mit denen der neue Inhalt niemals ganz in Einklang zu bringen ist. Es gleicht dem behaglichen Träumen eines durch das Leben geprüften Mannes, der sehnsüchtig an den ruhigen Entwickelungsgang, an die einfachen Verhältnisse und Daseinsformen der Kindheit zurückdenkt und das ganze Gehaben dessen, was unwiederbringlich verloren ist, künstlich neu zu schaffen versucht. Ein solches Traumleben mag ihm inmitten der Unruhe der Wirklichkeit augenblickliche Beruhigung gewähren, aber der künstliche Seelenfrieden, der sich hier als Naturzustand, nicht als Sieg des kämpfenden Willens über die Naturmächte geben möchte, stellt sich nur allzubald als Täuschung und Lüge heraus. Das Kindliche wird zum Kindischen, und doch gilt auch in der Kunst, wie im Leben, das alte, gute Wort: „Da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war." Allerdings liegt die Versuchung, sich durch die plastische Schönheit der Antike bestechen zu lassen, jeder harmonisch angelegten Künstlernatur überaus nahe, und wir werden sogleich sehen, dass selbst unsere beiden größten Dichter diesem verführerischen Reize nicht widerstehen konnten. Zugleich aber lehrt uns eine unbefangene Prüfung dieser Frage, dass selbst in der Wiederaufnahme des antiken Stiles bei Goethe ein realistisches Element mit unterläuft, das seine schwächlichen Nachahmer ganz übersehen haben.

VI.

Große Zeiten, große Dichter.

Niemals bewahrheitete sich dieser Satz so unmittelbar wie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Der großen politischen Revolution in Frankreich geht eine gewaltige Bewegung des deutschen Geistes zur Seite, und die beiden ursprünglich getrennten Strömungen einen sich schließlich in dem zugleich staatsbürgerlichen und künstlerischen Ideale des Kosmopolitismus.

Rousseau predigt dem entarteten Geschlecht die Rückkehr zur Natur als einziges Heil; die Menschenrechte werden jenseits der Vogesen proklamiert; der Ruf nach Freiheit und Gleichheit erschallt allerorten, und der Sturz des Alten und die Schöpfung einer neuen, seligeren Welt ist die Losung des Jahrhunderts. Da entstehen „Götz", die „Räuber", „Fiesko" und „Kabale und Liebe". Und der Freiheitsjubel jener Tage zittert durch die gesammte Dichtung Schillers bis zum „Tell".

Daneben spielt sich der spezifisch deutsche Geisterkampf ab. Ein „Werther" wird zum Spiegelbild einer ganzen Generation in ihrer liebenswürdigen und bemitleidenswürdigen Schwärmerei. Allein der Zerfahrenheit des Ossianischen Gefühlsnebels und des wilden Naturschreis ist in der strengen Antike, deren Kultus das ganze Jahrhundert beherrscht, ein heilsames Gegengewicht gesetzt. Nach jahrhundertelangem Ringen gelingt es dem deutschen Geiste, die Alten ganz und voll zu verstehen, sich in ihr reinmenschliches Denken, Fühlen und Wollen aufzulösen und zugleich ihre Todesstarrheit mit dem eigenen frischen, warmen Leben zu durchdringen. So entsteht Goethes „Iphigenie".

Als Krone des ganzen Wunderbaues aber erhebt sich in Shakespearescher Größe, dem Dunstkreis alles Zeitlichen entrückt, in den sonnenhellen Aether reiner Menschlichkeit hinein das Meisterwerk des deutschen Realismus — „Faust's erster Teil", leider ein Bruchstück, aber in seiner erhabenen Einfalt ein unvergängliches Kleinod deutscher Kunst.

Diese kurzen Striche genügen wohl, um auch an den Hauptwerken unserer Klassiker den engen Zusammenhang zwischen Kunst und Leben, Poesie und Wirklichkeit darzutun. Selbst die idealste Dichtung dieser Zeit, Göthes „Iphigenie", erscheint so in ganz anderem Lichte: jenes Zurückversetzen in die antike Welt hat in der geistigen Strömung des Jahrhunderts sein reales Gegenstück, und die Form ist durch den Inhalt nicht nur entschuldigt, sondern unbedingt gefordert. Denn bei einer wirklichen Verschmelzung des germanischen und des altgriechischen Empfindungslebens kann der Deutsche zwar seine größere, ich möchte sagen, lyrische Wärme des Gefühls mitbringen; alles Individuelle und Charakteristische dagegen muss der Harmonie des Ganzen zum Opfer fallen. Dies ist aber auch die Klippe, an der jeder Versuch, im Stile der „Iphigenie" weiterzudichten, wird scheitern müssen. Ueberhaupt darf nicht geleugnet werden, dass die Schule der Antike die Stilrichtung unserer Klassiker öfter zu ihrem Nachteile beeinflusst hat. Die herrlichen Ansätze zu einem gesunden Realismus, wie sie bei aller Rhetorik die Jugendwerke Schillers verraten, weichen später einem allzu geglätteten, einheitlichen Stil; nach den urkräftigen Strichen, mit denen beispielsweise der Mohr im „Fiesko" gezeichnet ist, suchen wir im „Wallenstein" vergebens, und so erscheint bei aller Schönheit des Ganzen das Einzelne weit farbloser

als in den noch roh gezimmerten Dramen der Sturm- und Drangzeit.

Dagegen besitzen wir in der Goetheschen Lyrik die reifste und köstlichste Frucht, die, abgesehen von „Faust“, der Realismus jener Tage zeitigte, um so mehr, als sich Nichts von Allem, was vordem mit gleichem Namen bezeichnet wurde, ihr an die Seite stellen lässt. Wohl hatten die Griechen, wohl hatten die romanischen Völker, wohl hatte das deutsche Mittelalter eine Lyrik voll starker Leidenschaft, tiefem Gedankengehalt und großem Formenreichtum. Aber was man so nennt, ist doch mehr oder weniger Reflexionspoesie: das gedankliche Element oder die virtuose Technik der Darstellung überwiegt, und der Dichter spricht mehr über die Gefühle, die er hat, als dass er diese sich selbst aussprechen ließe. Bei Goethe tritt zum ersten Mal das Reflexionslose, das unmittelbare Gefühl mit seiner ganzen ungebrochenen Kraft in die Poesie ein und schafft sich alsbald eine neue Form, welche das im eigentlichsten Sinn Unsagbare in klaren menschlichen Lauten verkündigt. Nur ein Vorbild war dem Dichter außer der Natur gegeben, — das deutsche Volkslied, die urwüchsige Sprache des von Liebe und Hass bewegten Naturmenschen, die den ursprünglichsten Zustand realistischer Poesie darstellt. Ihm lauschte er die Kunst ab, das, was sich nur musikalisch breit austönen kann, mit dem Sprachlaut sprungweise anzudeuten, den subjektiven Empfindungszustand in die Objekte der Außenwelt zu verlegen und aus der Stimmung des Landschafts- und Weltbildes das Innenleben des Menschen erraten zu lassen. Hier ist Alles Natur, greifbare Wirklichkeit, engbegrenzte Individualität und doch oder vielmehr eben darum allgemeine Wahrheit und reine Menschlichkeit. Ja, wer das große Geheimnis des echten Realismus noch nicht zu fassen vermag, den verweise man auf Goethes Lyrik! Da werden ihm mit einem Schlage die Augen geöffnet, und er erkennt das innerste Wesen aller Poesie in der Kunst, das Allgemeine im Einzelnen, das Gesetzmäßige im Zufälligen, das Typische in der Gestalt individuellster Existenz zu verkörpern. Er wird einsehen, dass wir die Wahrheit allein in der Wirklichkeit zu suchen haben, und dass es nichts Verkehrteres giebt, als erst vermeintliche Wahrheit in die Wirklichkeit hineintragen zu wollen.

Mit Goethe schließen wir unsere historische Skizze. Was seither gedichtet wurde, ist zu einem guten Teil nur ein Austönen der von den großen Klassikern angeschlagenen Saiten und wird mit Recht als Epigonentum bezeichnet. Ein neuer Lebensinhalt fehlt dieser Poesie; die Dichter richten ihr Hauptaugenmerk auf die Form: die Kunst wird zum Virtuosentum. Was dagegen außerhalb dieses Rahmens zu stehen kommt, ist nur ein Vorspiel der Zukunft. Selbst die geistige Strömung, die durch Byrons geniale Persönlichkeit in ganz Europa entfesselt wurde, kennzeichnet sich lediglich als ein Symptom einer ganz neuen Weltbewegung, welche ihren klassischen Ausdruck in der Dichtung erst noch finden soll. Der Weltschmerz ist ein Vorläufer des modernen Realismus und kann nur im Zusammenhang mit diesem verstanden werden.

(Fortsetzung folgt.)



Ein niederländischer Dichter und Litterarhistoriker.

Von Adolph Kohut.

In der an lyrischen Dichtern nicht sehr reichen holländisch-vlämischen, sogenannten niederdeutschen Litteratur nimmt Pol de Mont in Antwerpen einen hervorragenden Platz ein. Er handhabt die niederdeutsche Sprache mit großer Bravour, hat echt poetische Gedanken und ist speziell als Idyllendichter von Bedeutung. Neben der Lyrik hat er sich auch auf dem Gebiete der Tragödie versucht und als feiner und trefflicher Kenner der Litteratur seines Volkes, als Litterarhistoriker und vergleichender Sprachforscher ist er außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes ebenso bekannt, wie bei unseren niederdeutschen Brüdern.

Neuerdings ist von Pol de Mont — Rotterdam, Uitgevers-Maatschappij „Elsevier“ — ein stattlicher Band lyrischer Dichtungen, unter dem Titel: „In Noord en Zuid“, erschienen, auf den wir hier im Interesse der niederländischen Poesie aufmerksam machen möchten. Der Titel will besagen, dass die „Idyllen“, welche hier besungen werden, sowohl im Nord, d. h. in Holland, Nordniederland, als auch im Süden, im vlämischen Belgien, Süd-Niederland, sich abspielen. Der Kenner der plattdeutschen Sprache, d. h. wer Fritz Reuter, Klaus Groth und Johann Meyer in der Ursprache zu lesen im Stande ist, wird auch Pol de Mont mit Leichtigkeit verstehen, und so hoffe ich, dass auch das deutsche Lesepublikum: „In Noord en Zuid“ recht fleißig zur Hand nehmen wird.

Der Dichter ist ein schlichter und treuer Verkünder der Herzenstöne, ohne viel Künstelei und Schnörkelei; daher vermag er auch so allerliebst „Haerdsteegezichten“ zu erzählen. Man höre nur die ersten Strophen eines solchen Gedichts:

En als Oud-Grothe in haar hoekje zit —
he — hopsa, verteleelkens, falderi — lij!
dan snellen de Bengels, op stap, in gelid,
hippelend,
trippelend,
bij.

Oud-Grothe lonkt van achter den bril,
zoent links,
kust rechts,
aait oogen en wang.
Dan zitten zij allen als muisjes zoo stil,
kijkers open, ooren open,
fluist'rende mondjes en lippekens dicht,
en 'nen lach op 't gezicht.

Tief empfundene, frische und formschöne ernste Gedichte wechseln mit reizenden humoristischen Liedern ab und man gewahrt mit Freuden, wie sehr sich die vlämische Sprache zu solchen Scherzpoemen eignet. Wie köstlich ist z. B. die Satire auf die Waarenverfälschung, die sich in den Niederlanden ebenso fühlbar macht, wie in unserem geliebten Deutschland! Im Allgemeinen ist jedoch das harmlose Genre vorwiegend und das fast überall vorwiegende gemütliche Element beweist am Besten die innige Wahlverwandtschaft zwischen der deutschen und niederländischen Dichtung. Ich verweise in dieser Beziehung an das zarte Schlussgedicht: „Aan Ophelia“, von dem ich nur die nachstehenden Verse hieher setzen möchte:

U heb ik, alléén om uw hert, o mijn schat,
om uw hert, ja, mijn' trouve bezworen.'
In liefde gloeit het
van honig vloeit het
elke ure milder dan ooit te voren.

En of eens op uw' wangen de roze verwelkt,
in uwe oogen de sterren verdooven,
of de nachtegaal in uw' gorgel storft,
wie zal mij uw liefde ontrooven?
En strooien de jaren
eens sneeuw op onz haren —
ik bliff toch in U steeds gelooven!
— Geen good is zoo hecht, en geen hemel zoo puur,
als diep in uw binnenst, de liefde en haar vuur!

Wenn auch der Einfluss deutscher Elegien- und Idyllendichter unverkennbar ist, so muss man doch sagen, dass Pol de Mont über eine Fülle von Originalität verfügt, dass er Land und Leute bez. sein Vaterland genau kennt und dass die echten Herzenstöne, welche er anschlägt, den wahren Dichter von Beruf verraten.

Wie schon oben erwähnt, hat sich der Verfasser auch auf dem Felde des Dramas versucht. Wir besitzen von ihm einen kleinen tragischen Einakter, „Zanna“ betitelt (Leiden, A. W. Sijthoff, 1887), worin sich das Bühnentalent des Autors unverkennbar dokumentiert. „Zanna“ ist ein Volksstück, welches in der Umgegend von Brüssel spielt und durch seine markige Sprache und die scharfe Charakteristik der auftretenden Personen unser Interesse in hohem Grade fesselt.

Beachtenswert sind überdies die litterarhistorischen Arbeiten des Verfassers, von denen ich nur hervorheben will: eine Monographie über „Französische Poesie“. Er würdigt da die allerneuesten französischen Novellisten und Dramendichter, und eine wohltuende Objektivität zeichnet seine diesbezüglichen Untersuchungen aus. Ueber Eduard Grisebach, den Autor des „Neuen Tannhäuser“ und des „Tannhäuser in Rom“, hat Pol de Mont eine sehr anziehende Studie veröffentlicht, die durch die realistischen, fast jungdeutschen Ansichten derselben unser besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Nicht minder hat mich die Abhandlung interessiert, welche er in Max Kochs „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ (Bd. II, Heft 5—6) über Theodor Aubanel veröffentlichte, durch dessen Arbeiten die provenzalische Litteratur eine gänzliche Umgestaltung erfahren hat.

Wenn ich an dieser Stelle einen Wunsch aussprechen darf, so wäre es der: Pol de Mont möge ein noch eifrigerer Vermittler der deutschen Litteratur und Dichtung sein, als es schon bisher der Fall ist! Die Neigung des Holländers und Vlamländers für die französische Poesie würde bei Weitem in Schatten treten, wenn der Niederländer erst alle Schätze und Perlen der deutschen Volksseele besser kennen lernen würde.

Immerhin ist der treffliche Dichter und Gelehrte in Antwerpen eine Erscheinung, die eifrige Aufmunterung verdient, — nach den bisherigen Proben seines Genius und seines Forschersinnes haben wir von ihm für die Zukunft noch manche bedeutsame Gaben zu erwarten!

Litterarische Neuigkeiten.

Wir erhalten zur Aufnahme nachstehende Notiz: „Wie uns mitgeteilt wird, haben die Vorbereitungen zur Herausgabe des zehnten Jahrgangs von Kürschner's „Deutschem Litteratur-Kalender“ begonnen, der diesmal — man höre und staune! — über 16000 Adressen deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen enthalten wird. Das von der Presse einstimmig als unentbehrlich für Fachgenossen und Litteraturfreunde anerkannte Werk wird wieder eine Reihe von Verbesserungen und Bereicherungen seines reichen Inhalts erfahren. Der Herausgeber, Professor Joseph Kürschner in Stuttgart (Reinsburgstraße 45), ersucht alle Schriftsteller u. s. w., namentlich auch alle Redakteure politischer Zeitungen, um Einsendung ihrer genauen Adresse mit biographischen und bibliographischen Notizen für das Schriftstellerlexikon des Kalenders, zugleich aber auch alle Schriftsteller und Litteraturfreunde um Berichtigungen irriger oder veralteter Angaben im neunten Jahrgang.“ „16000 Schriftsteller“, gerechter Gott! „Da sind zehntausend“ — Macbeth: Gänse, Schuft? Antwort: „Schriftsteller, Herr!“ O Tinten-Sintflut, o Ersäufung alles Bedeutenden in diesem Massenaufgebot von parnassischen Bummlern, die als litterarische Pennbrüder durchaus nicht vom Federhalter lassen können! Einer dieser großen Geister will, wie wir hören, demnächst eine Brochüre publizieren über die jüngste litterarische Bewegung, welcher er freilich selbst kaum seinen „Stempel“ aufdrücken dürfte. Er sei, gewährt ihm die Bitte, im Bunde der Gebrüder wieder wie früher der Dritte! Jetzt will er (dem Befehl seiner Meister, der tiefberechnenden Gebrüder, gehorsam) einen gewissen Jemand (nachdem er möglichst wie so Viele dessen Gutmütigkeit ausgenutzt und ihn unaufhörlich angelogen) kräftig begeifern. Von den Taten des neuvereinigten Kleeblatts (wer kennt nicht die Spitzbuben-Treue, die gegenseitig zu viel von einander weiß!) hoffen wir noch Großes. Von Karl Bleibtreu erscheint im Oktober eine Brochüre: „Aktenmäßige Enthüllungen über modernste Litteraturverhältnisse.“ Die Abschnitte darin lauten: „Die Motive der unparteilichen Kritik“ (dokumentmäßig festgestellt), „Die Pressbengelei“, „Die Urkundenfälscher und Todtschweiger“, „Die Rotzjungen des sogenannten Jüngsten Deutschland und andere Sendboten des Himmels“ „Die guten Freunde“, „Die Gebrüder Strolch“, „Buchstaben und Geist“ u. s. w. Ein recht erquickliches Büchlein, das freilich nur das Publikum erquicken dürfte.

Von der „Collection of british authors“ (Tauchnitz Edition) liegt uns Band 2474/2475 vor. Den Inhalt bildet: „Miss Bayle's Romance.“ A story of to-day. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

„Ben Hur." Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lewis Wallace. Mit Genehmigung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von B. Hammer. Zwei Bände. Mit dem Porträt Wallaces. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der bisher in Deutschland unbekannte amerikanische Autor Lewis Wallace bietet uns im vorliegenden Roman ein hochbedeutendes Werk, welches bestimmt sein dürfte, ungewöhnliches Aufsehen zu erregen. Der Uebersetzer verdient allen Dank, dass er uns die Bekanntschaft mit dieser interessanten Erscheinung vermittelt hat.

Von der im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinenden „Armenischen Bibliothek", jenem Unternehmen, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, Deutschland mit der bis dato völlig unbekannten Litteratur Armeniens bekannt zu machen, liegt bereits der 5. und 6. Band vor. Den Inhalt bildet ein Roman von Pertsch Proschiauz, der den Titel führt „Sako" und von Johannes Lalajan meisterhaft ins Deutsche übertragen ist; damit ist uns zum ersten Mal ein grösseres Werk der erzählenden Litteratur der Armenier zugänglich gemacht. Neben dem großen kulturhistorischen Wert, der allen Schöpfungen dieses bisher unbeachtet gebliebenen Schrifttums innewohnt, ist der vorliegende Roman auch rein litterarisch betrachtet von ungewöhnlichen Interesse und kann deshalb auf die wärmste Teilnahme jedes Gebildeten Anspruch machen.

„Transatlantisches" von H. Keller-Jordan (Verlag von W. Kohlhammer in Stuttgart). Es sind drei Novellen („Octave an Leonore" — „Demetrio" — „Lady Bristol"), die Keller-Jordan unter dem Kollektiv-Titel „Transatlantisches" zu einem Bande vereinigt hat; alle drei bedeutende Leistungen, die es wert sind, gelesen zu werden.

Von der bekannten Lehrbüchersammlung der Methode Gaspey-Otto-Sauer, die bei Julius Groos in Heidelberg erscheint, liegt uns die „Französische Konversations-Grammatik" von Otto in 24. Auflage, die „Englische Konversations-Grammatik" von Gaspey in 20 Auflage vor. Die Höhe der Auflagen spricht am besten für die Güte der hier angewandten Methode, die mit ihrer glücklichen Vereinigung von Theorie und Praxis den Weltruf verdient, den sie sich im Laufe der letzten Jahrzehnte erworben hat.

„Neuphilologische Essays" von Gustav Körting (Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn). Die acht interessanten Essays, aus denen der Band besteht, beschäftigen sich hauptsächlich mit der Frage des neusprachlichen Unterrichts und wendet sich vornehmlich an die betreffenden Fachkreise, denen das Buch, das eine Menge anregende neue Gedanken enthält, warm empfohlen werden kann.

„Zum Entscheidungskampf um den christlichen Glauben in der Gegenwart." Ein Wort an die Suchenden unter Deutschlands Gebildeten von Karl Wilhelm Ziegler. (Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.) Die vorliegende apologetische Schrift macht nicht den Anspruch darauf, eine streng wissenschaftliche zu sein, sie verfolgt vielmehr einen vorwiegend praktischen Zweck und wird daher auch von dem gebildeten Laienpublikum mit Interesse gelesen werden.

Ein neues Buch von Friedrich Friedrich bedarf der besonderen Empfehlung nicht mehr; sein letzter Roman „In der Hochflut" (bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen) wird um so mehr Aufsehen erregen, als die Handlung in Berlin spielt und dem Autor dadurch Gelegenheit geboten ist, ein packendes Bild des großstädtischen Lebens und Treibens in der Reichshauptstadt zu entwerfen.

„Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" bringt im 26. Bande des III. Jahrgangs ein äußerst geistvollen Pariser Sittenroman von Robert de Bonnières, der den Titel führt: „Die Familie Monach" und von A. Geisel ins Deutsche übertragen ist. Der Zusammenprall der Geburtsaristokratie und einer gewissen Kategorie der haute finance ist der Vorwurf, den der französische Autor für seinen Roman genommen und mit entschiedenem Glück behandelt hat. — (Stuttgart, Engelhorn.)

Von der weltbekannten Reclam'schen Universal-Bibliothek liegen uns die Nummern 2301—2310 vor. Inhalt: „Heinrich Heine's Memoiren." Eingeleitet und herausgegeben von Otto F. Lachmann (2301). — „Yelva, die russische Waise." Schauspiel in zwei Aufzügen von Scribe. Neu bearbeitet von C. F. Wittmann (2302). — „Die Genfer Konvention." Historisch-kritische Studie von Victor von Molnar (2303). — „Der zerbrochene Krug." Lustspiel von Heinrich von Kleist. Bühnenbearbeitung nach Fr. Ludwig Schmidt mit dem vollständigen Szenarium von C. F. Wittmann (2304). — „Auf der Sternwarte oder wie der Astronom zu den Resultaten seiner Forschung gelangt." Von W. Wilhelm Meyer (2305). — „Hero und Leander." Schwank in einem Aufzug von Richard Scholl (2306). — „Drei Geschichten," zwei ernste und eine heitere. Von Ferdinand Groß (2307). — „Vergessene deutsche Brüder." Wanderungen im Böhmerwald und im „Sachsenlande" Siebenbürgen von Karl Pröll's (2308). — „Peer Gynt." Ein dramatisches Gedicht von Henrik Ibsen. Uebersetzt von L. Passarge. 2. umgearbeitete Auflage (2309—2310).

„Die Mutter der Marquise." Von Botho Raven. — „Frohe Augen." Von Elise Polko. — „Die Uhr des René Cardillac." Von Walter Schwarz. So betiteln sich drei Novellen, welche der eben erschienene Band 28 von „Bachems Novellen-Sammlung" bringt. Die erste bildet ein interessantes Kulturbild aus dem Pariser Leben und der Provinz zur Zeit Louis Philipps. Der alte vornehme Adel der Faubourg St. Germain, auf Standes-Vorrechte und -Vorurteile pochend, ist vortrefflich und überzeugend dargestellt gegenüber den aufstrebenden tüchtigen bürgerlichen Elementen. — Elise Polko schreibt sich in „Frohe Augen" sicher in das Herz aller Leser, noch mehr aller Leserinnen hinein. Es ist ein duftiges Idyll und doch nicht der Lebenswahrheit entbehrend. — Den Schluss des Bandes macht Walter Schwarz mit einer kleinen, fein erzählten Familien-Tragödie, die sich an die Schicksale einer kostbaren Uhr des Meister Cardillac knüpft. — (Köln, I. P. Bachem.)

„Beiträge zur Geschichte Russlands." Nach bisher unbenutzten russischen Original-Quellen von A. E. Wiesner, Verfasser von „Aus Serbien und Bulgarien" (Leipzig, Reinhold Werther). Dies Buch wirft auf die Geschichte Russlands vollständig neue Schlaglichter. Alte seit langer Zeit eingeschlichene Irrtümer werden unerbittlich auf Grund dieser neuen Originalquellen über den Haufen geworfen und die historische Wahrheit erheblich gefördert. Der Verfasser unterscheidet sich sehr vorteilhaft von anderen Autoren dadurch, dass er selbst Jahre lang in Russland gelebt und dort die eigenartigen Zustände und Verhältnisse kennen gelernt hat, welche mit denen keines anderen europäischen Staates zu vergleichen sind. Dort an der Quelle hat er seine Studien gemacht und Material zu seinem Buche gefunden, was vor ihm kein anderer Schriftsteller benutzen konnte. Dieses Buch ist allen Gelehrten und Gebildeten, die sich für die Geschichte Russlands interessieren, zu empfehlen.

Aus der polnischen Litteratur.

K. Zalewski, gegenwärtig der geschickteste polnische Komödienschreiber, veröffentlichte eine Serie von Artikeln, welche in polnischen litterarischen Kreisen Aufsehen erregten, „Dumas und sein Theater". Seine Analyse versucht, dem französischen Maëstro alles Positive abzusprechen; nichts sei Kunst, alles Kunststück; nirgends ein rein künstlerischer Effekt, überall Eskamoterie. — Indes geht Zalewski als Autor nicht in den Spuren des Litterarkritikers; seiner neuesten Komödie: „Das Ehepaar Apfel," welche das Thema der Mischehen behandelt, wird einstimmig Dumas'sche Effekthascherei ohne Dumas'schen Geist vorgeworfen.

Von Marie Konojewska, neben Elise Orzeszko der bedeutendsten polnischen Schriftstellerin, erscheint soeben die „dritte Serie von Dichtungen". Die neue Sammlung zeigt die bekannten Vorzüge Konojewska's: Gedankentiefe und Formvollendung, ohne dass die Dichterin eine bemerkenswerte Entwickelung erfahren hätte.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Soeben erschien:

Plebs.

Drei Novellen

von Conrad Alberti.

(Hammer und Nadel. — Eine Majestätsbeleidigung. — Von Rechtswegen)

8. Preis M. 4.—, fein gebd. M. 5.—.

Unsere modernen Durchschnittserzähler suchen sich ihre Helden fast ausschliesslich in den Kreisen der oberen Zehntausend, die sie nicht aus eigener Anschauung kennen, und in deren Schilderung sie daher die lächerlichsten Schnitzer begehen. Diesen Fehler vermeidet Conrad Alberti aufs glücklichste in seinem neuen Buche. Dem Zuge der Zeit folgend, sucht derselbe sich seine Helden auf der Strasse, beim Bier, im brennenden Geschäftstreiben — kurz, wo er sie eingehend beobachten und studiren kann. Alberti, der sich durch seine „Riesen und Zwerge" so schnell einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Realisten errungen, zeigt sich in diesem neuen Buche wieder als einer der hervorragendsten Kenner und Schilderer des Berliner Lebens. Die charakteristischesten Gruppen aus dem Berliner Volksleben bewegen sich im lebhaftesten Durcheinander vor dem Leser: jede einzelne in vollkommener Plastik und sprechender Naturwahrheit dargestellt. Das ganze Buch ist nicht nur ein sprudelnder Quell echten poesieverklärten modernen Lebens, eine Fundgrube des gesundesten Berliner Humors wie der ergreifendsten Tragik, ein treuer Spiegel des heutigen Weltstadttreibens — es ist auch ein bleibendes Document zur Sittengeschichte unserer Zeit, unterhaltend und anregend auf jeder Seite.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. R. Hofbuchhändler, **Leipzig.**

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Von Lenz zu Herbst

von **Günther Walling.**

Zweite vielfach veränderte Auflage.

Elegant gebunden 5 Mark.

Kölnische Zeitung: Eine bedeutende Erscheinung sind Walling's Dichtungen „Von Lenz zu Herbst". Glatt und oft von bestrickendem Wohllaut gesättigt, fliessen ihm die Verse: ein heisses Blut zuckt in seinen Adern, feurig weiss er zu schildern; vor unseren Blicken lässt er Gebilde voll zauberhafter Pracht und Gluth entstehen. . . Wehmüthig klingen Walling's Sänge in den vier Sonetten an seine Mutter, und man legt das inhaltreiche Dichterwerk nicht ohne lebhafte Dankesempfindung für den verdienten Verfasser aus der Hand.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

Voltaire

und die

französische Strafrechtspflege

im achtzehnten Jahrhundert.

Ein Beitrag zur Geschichte des Aufklärungszeitalters

von

Eduard Hertz.

gr. 8°. geh. Preis M. 12.—.

Lieder und Gesänge

von

Edwin Schultz

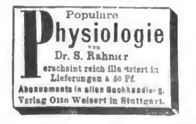
für

vierstimmigen Männerchor.

	Pr. M.
Op. 11. **Fröhliches Wandern.** (Preisquartett.) Partitur und Stimmen	2.—
Op. 126. Nr. 1. **Roth Röselein.** Ich weiss im Thal ein Röslein stehn. Partitur und Stimmen	—.80
(Dasselbe für zwei Singstimmen)	—.50
Op. 126. Nr. 2 **Beim Gewitter.** Wenn sich unter den Gebüschen. Partitur und Stimmen	—.80
Op. 126. Nr. 3. **Ich habe den Frühling gesehen.** Partitur und Stimmen	1.—

Verlag von **Ed. Bote & G. Bock.**

Königl. Hofmusikhandlung in Berlin.



Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Christus

der Mensch und Freiheitskämpfer

von

Anatole Rembe.

6 Bogen gr. 8. Gediegene Ausstattung. M. 1.—.

Der Jahrtausend alte Weihrauchnebel der Jesuslegende zerstiebt vor dem Windstosse geschichtlicher Forschungen und die Evangelien werden hier von dem hellen Lichte der Aufklärung beleuchtet.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. R. Hofbuchhandlung, **Leipzig.**

Im Verlage von **Carl Pataky in Berlin** erscheint die akademische Zeitschrift:

Burschenschaftliche Blätter.

Die „Burschenschaftlichen Blätter", welche, wie schon aus dem Titel hervorgeht, zunächst den Zweck haben, die Interessen der deutschen Burchenschaft, d. h. des 1881 in Eisenach gegründeten Allgemeinen Deputirten-Conventes (A. D. C.) zu vertreten, lassen sich angelegen sein, alle akademischen Fragen in sachlicher Weise zu erörtern, nennenswerthe Ereignisse auf akademischem Gebiet zur Kenntniss ihrer Leser zu bringen, eine umfangreiche Universitätsschau u. dergl. m. zu geben. Das Blatt erscheint monatlich zweimal in Stärke von zwei Bogen Grossquart. Das Abonnement beträgt für das Semester M. 3.50, für das Jahr M. 7.—. Bestellungen nimmt nur die Expedition Berlin S., Oranienstr. 57 entgegen.





Eine zeitgemässe Litteraturgeschichte

zu ermässigtem Preise!

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. 5 Bde. eingeleit. u. übers. v. **Ad. Strodtmann** u. (Bd. 5) von **W. Rudow.** 2. Aufl. 1886. Eleg. broch.

Früherer Preis 29 M. jetzt 18 M. Eleg. geb. 23 M.

Dieselben einzeln:

I. Emigrantenlitteratur. Statt 4½ M. für 3 M.
II. Romant. Schule in Deutschl. Statt 4½ M für 3 M.
III. Reaction in Frankreich. Statt 4½ M. für 3 M.
IV. Naturalismus in England. Byron etc. Statt 7½ M. für 4½ M.
V. Romant. Schule in Frankreich St. 8 M für 5½ M

Dieses berühmte Werk ist allen denen zu empfehlen, welche einer **freien** Richtung in Kunst und Wissenschaft huldigen.

H. Barsdorf, Buchhandlung in **Leipzig.**

L. Zander's Buchhandlung in Leipzig

gegründet 1852

empfiehlt sich zur Besorgung von Büchern in allen Sprachen, sowie zur Einrichtung ganzer Bibliotheken.

Einbanddecken

zum „**Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes**" in reicher Goldprägung sind per Semesterband zu

1 Mark 20 Pfg.

durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 38. Leipzig, den 17. September. 1887.

Unsern verehrlichen Lesern wird die Notwendigkeit der baldigen Erneuerung des Abonnements in freundliche Erinnerung gebracht.

Leipzig. **Die Verlagshandlung des „Magazins".**

Inhalt:

Das Jüngste Deutschland.

Die Enkel der heutigen Goethepfaffen, welche über die neue Sturm- und Drangperiode sich den Schädel zermartern werden, mögen vielleicht emsig nach dem Ursprung des ominösen Titels „Jüngstdeutschland" als Bezeichnung einer Dichterschule forschen. Zu ihrem Nutz und Frommen sei also hiermit festgestellt, dass ich selbst der Urheber bin in einer Vor-Anzeige der berühmten und berüchtigten Anthologie „Moderne Dichtercharaktere", die später daraufhin als „Jung-Deutschland" erschien und so viel Staub aufwirbelte. Jetzt lief nun eine neue Anthologie vom Stapel: „Aus eigener Kraft" (Verlag von Baumert & Ronge in Großenhain) in recht eleganter Ausstattung. Sie soll alle bedeutenden Dichter umfassen, die seit 1850 geboren sind. Ein sehr gewagtes Unternehmen! So hat denn bereits der „Kauz" in einem Artikel „Auch eine Anthologie" beißenden Spott über die vielen unbekannten Größen nicht zurückhalten können, welche hier als „Garde der Zukunft" paradieren, wie die Vorrede des Herausgebers besagt. Dieser, R. Siegemund, hat einige hübsche Novelletten beigesteuert und ich finde es ungerecht zu fragen, wer er denn sei und woher er den Mut nehme, ein solches Rendezvous der großen Geister zu bestimmen. Man ist ja seiner Einladung gefolgt und es gelang ihm, einen ansehnlichen Band von gefälligem Aeußern zu bewerkstelligen — damit hat er endgültig sein Herausgeber-Recht erwiesen.

Allerdings darf die Anthologie keinen Anspruch darauf erheben, irgendwie vollzählig zu sein. Es fehlt in erster Linie Hermann Conradi, die bedeutendste Individualität unter den Jüngeren. Es fehlen der begabte Henkell, der Formvirtuose Holtz und noch einige dii minorum gentium. Oder sollten diese Typen des Lyriker-Größenwahns am Ende abgelehnt haben, sich unter den vulgären Tross zu mischen? Unmöglich wäre es ja nicht. Doch wo die messianischen Gebrüder Hart mitwirken, dürften doch auch die anderen Sendboten des Himmels in ihrer ganzen weihepriesterlichen Unreife nicht fern sein. — Ist es ferner ein Zufall, dass alle jüdischen Elemente ausgeschlossen blieben. Da müssten nun gleich zwei besonders Talentvolle nicht fehlen: Ernst Wechsler, der Dichter des „Unsterblichen Menschen" und Conrad Alberti, der bereits als Prosaist sich einen Namen erwarb. Auch Franz Held, den Dichter der „Gorgonenhäupter", vermissen wir ungern. Ferner wäre vielleicht noch L. Fulda zu nennen, der als metrischer Eiertänzer à la Platen entschiedene Begabung erwies. Dass man Letzteren ausschloss, mag wohl einen prinzipiellen Grund haben: Dieser kleine Formspieler freundete sich nämlich als gewitzter Streber mit Heyse, L'Arronge und Konsorten an und versuchte häufig die albernsten Flohstiche gegen Löwen, die für solches Zwerggetier

kaum ein Schütteln der Mähne erübrigen. Aeußerst charakteristisch für das jüdische Jung-Deutschland scheint es beiläufig, dass es unisono im Ibsen-Schwindel macht. So erlebte man denn das köstliche Schauspiel, dass der genannte Fulda sich in dem Blättchen „Die Nation“ begeistert über die Ibsen-Brochüren der Stammesgenossen Otto Abrahamson (Brahm) und Leo Berg ergoss. Man erwäge wohl die Komik dieses Widerspruchs: Ein junger Formtüftler ohne Saft und Kraft, der sklavisch vor dem Dandy Paul Heyse auf dem Bauche liegt, verehrt dessen denkbarsten Antipoden, den nordischen Karrikatur-Pessimisten! Da wundert man sich denn nicht mehr, dass auch Alberti, welcher Ibsen mit Shakespeare und Byron vergleicht (!!), zugleich dessen anderen denkbarsten Antipoden, den Theatraliker Wildenbruch, tief verehrt. In beiden Fällen ist es die Pose des sensationellen Erfolges, was so innig begeistert.

Ei, da merkt man wieder den Antisemiten! höre ich einige Stimmen aus der Unterwelt. Mit Nichten. Wie ich eigentlich zu der Ehre kam, den fanatischsten Antisemiten beigezählt zu werden, blieb mir bis heute schleierhaft. In dem Sinne, wie ich, sind nämlich alle lebenden Deutschen arge Antisemiten und ein gutes Bruchteil der anständigen Juden dazu. Denn ich hasse nicht den Juden, sondern den jüdischen Geist, der in verjudeten Germanen oft gleich stark hervortritt. Die Unduldsamkeit der eiteln Semitennatur, deren eingefleischten Selbstsucht-Instinkt ich bewundere, möchte aber jedes freie Wort nach dieser Richtung verpönen, obschon ich zufällig nie eine Zeile im tätlich-antisemitischen Sinne geschrieben und sogar mehrmals ungerechte Uebertreibungen gerügt habe. Wogegen ich stets nach Kräften eiferte, das war der jüdische Geschäftsgeist in unserer Litteratur, obschon dies zersetzende Element auch mancherlei günstige Folgen für die deutsche Schlafmützigkeit mit sich brachte. Es sei hierbei bemerkt, dass umgekehrt z. B. Herr von Wildenbruch ebenso ungerecht als Philosemit verschrieen wurde. So nannten die „Grenzboten“ es kürzlich für ihn „bezeichnend“, dass er seinen lächerlichen Ukas in Sachen der Malerin H. von Preuschen (eine Affaire, die ihn weder etwas anging, noch die er als Laie irgendwie beurteilen konnte) gerade an das „Berliner Tageblatt“ gesandt habe. Was kann da sein! Herr von Wildenbruch benutzt eben auch die jüdische Presse (konservativ wie er ist) zu seinen durchsichtigen Reklamezwecken. Wer ihm das verübelt, weiß wohl gar nicht, dass in Berlin Alles mit Wasser gekocht wird!

Dieser große Ukas-Spender zierte noch die berühmte Arentsche Anthologie mit Originalbeiträgen. Er hatte dieselben den ominösen Gebrüdern Hart übergeben, welche nachher öffentlich von der Entstehung der Anthologie, die ursprünglich zu ihrem besonderen Nutzen unternommen, gar nichts zu wissen vorgaben.

Auch die neue Anthologie prangt mit dem Namen W. Kirchbachs. Hoffentlich hat derselbe diesmal seine Autorisation nicht wieder dem Julius Hart für eine Anthologie „zwei junger Schriftsteller“, sondern ausdrücklich dem Herausgeber selbst erteilt.

Außer Kirchbach sind von bekannteren Namen in der neuen Anthologie noch Avenarius und der Novellist Telmann (mit einer matten Verserzählung) vertreten. Sogar Paul von Schönthan (wie wird mir?) meldet sich als „bedeutender Dichter“, der seit 1850 dem deutschen Volke erstand. Nach einem so wohlklingenden Dichternamen fällt es schwer, Ebenbürtige zu nennen — doch mögen Reinhold Fuchs, Max Kalbeck und Oskar Linke dafür gelten. Auch Wilhelm Walloth steuerte ein Gedicht bei, in seinem bekannten koloristischen Lenau-Stil.

Unter den eigentlichen „Jüngstdeutschen“ fällt uns zumeist Paul Fritsche ins Auge, der bezüglich des ihm erteilten breiten Raumes bevorzugt scheint. Unter seinen Beiträgen findet sich nur ein schwaches Gedicht, das erste; die übrigen erfüllen mit Respekt vor seinem Können, das sich teilweise an Freiligrath geschult zeigt. Das Gleiche gilt von Paul Barsch, einem interessanten Charakterkopf von ansprechender freimütiger Frische. Vom Handwerker zum Redakteur emporgeklommen, lässt dieser Selfmade-Man uns Günstiges für seine fernere Entwickelung hoffen. Den Stempel eines echten Empfindungs- und Stimmungstalents tragen auch zwei Gedichte von J. H. Makay, einem feinsinnigen Melancholiker. Auch Otto Ernst und K. M. Heidt begrüßen wir sympathisch. Dieser füllt mit Promethiden-Psalmen*) die Lücke, welche G. Gradnauer (Messiaspsalmen in der Arentschen Anthologie) dem Jüngsten Deutschland riss, indem er „für alle Zeiten der dichterischen Produktion entsagte“. Dieser unersetzliche Verlust wurde uns auch wiederholt von W. Arent angedroht; allein, so oft er entsagte, immer ist er wieder da, von den Todten auferstanden. Sogar noch ein neues Pseudonym („Marianus“) hat er zu den früheren zwanzig „noms de plume“ gefunden, wie wir einer Nummer der Mainzer „Poetischen Blätter“ entnehmen. Er steuert diesmal freilich nur ein neues Opus bei, natürlich Freie Rhythmen, welche in den Räumen des Sphärenlichts ätherisch schweben, vom Hauch der Unsterblichkeit umweht. Die anderen Gedichte sind alt und teilweise, wie bei Arent üblich, schlecht gewählt. Gleichwohl möchten wir betonen, weil trostloses Unverständnis uns unterschob, dass wir unsere sympathische Ansicht über unseren früheren Schützling widerrufen hätten: Noch immer denken wir über diese eigentümliche dämonisch-krankhafte Lyrik-Individualität günstig. Auch schließt er sich in seiner

*) Wo bleibt der Dichter des „Promethidenloos“, Gerhart Hauptmann?

ganzen Denkweise direkt an die alten Stürmer und Dränger an, wodurch er etwas Vermittelndes zwischen beiden Perioden darstellt.

Diesmal bietet sogar Julius Hart zwei neue Originalbeiträge, immerhin brav bei seiner sonstigen mitleiderregenden Unproduktivität. Wenn wir nun ehrlich sein sollen (und wann wären wir das nicht gewesen dem ärgsten Gegner gegenüber!), so möchten wir dem einen dieser Gedichte (das andere wirkt nur rhetorisch) „Weihnacht" den ersten Preis in der Anthologie zusprechen. Wir können uns nicht auf eine längere Begründung dieses Urteils einlassen, sondern bloß so viel andeuten, dass hier ein ungewöhnliches selbständiges Lebensgefühl sich entpuppt, welches der Erde Bitternis voll durchkostete. Das Gedicht, obschon viel zu lang ausgesponnen und an bloßem tautologischem Phrasen-Gefüllsel reich, enthält Partien von tiefergreifender Selbsterlebtheit. O widerspruchsvoller Menschengeist! Dicht neben herostratischer Neidwut diese tiefe und reine Läuterung weihevollen Schmerzes!

Alles in Allem macht die Anthologie einen befriedigenden Eindruck. Allerdings büßte sie das revolutionäre Gepräge ein, welches jene erste Arent'sche Anthologie zu einem Markstein der neuen Litteraturumwälzung erhob. Einige Beiträge kann man füglich als reglementswidrig schlecht bezeichnen, die überwiegende Mehrzahl aber erregt wieder mal kopfschüttelndes Staunen über die durchgängige Sprachvirtuosität und Formbemeisterung dieser lyrischen Talente.

Bernhard Westenberger hat sich sogar zu einer besonderen Tat kühner Versgewandtheit aufgeschwungen, indem er „Jung-Schön-Blond-Fridolins Sängerfahrt" schuf, welche der Verlag von F. Thiel (Friedenau bei Berlin) uns vermittelt.

Er verspottet darin in ergötzlicher Weise die Sauf- und Minne-Poesie der Scheffel, Wolff, Baumbach und Konsorten. Besonders die Vorrede, worin die scheußliche Lüsternheit und fleischeslustige Immoralität des Frauenlieblings J. Wolff gebührend gebrandmarkt wird, bietet ein Kabinetsstück vernichtender Ironie. Auch unter den Parodien findet sich manches nicht Ueble. Nur fällt der Parodist aus der Rolle, wenn er in „Frau Wirtin wollt' einen Buhlen han" das berühmte Wirtshaus an der Lahn kopiert, da doch solch kernige Zweideutigkeit zu dem süßlichen Clauren-Wesen unsrer Minnerlein gar nicht passt. Grimmige Komik reizt unser Zwerchfell in dem „schämigen" Lurleilied auf Seite 32 und der „Seltsamen Begegnung" Fridolins mit dem Hameler Rattenfänger Singuf. — Also ein neuer Absagebrief Jungdeutschlands an die alte Poeterei! Zweifellos sind unsere jüngsten Poeten den älteren durchweg überlegen an ehrlichem technischem Verskönnen und an Gedankenfülle schmerzlichen Lebensernstes. Allein, damit hat ihr Streben und Vermögen eigentlich ein Ende und man begreift, warum Paul Fritsche in seinem tragikomischen Schriftchen über die Lyrik-Revolution, das freilich einige tiefere Anregungen enthält, feierlich urbi et orbi verkündet: „Man höre und staune! Auf unsere Lyrik legen wir den Hauptwert!" Ja freilich, weil wir nicht die Fähigkeit fühlen, uns zu Höherem emporzuraffen.

Gewiss scheint das Lyrische gleichsam die mütterliche Grundlage aller Dichtung. Aber die Lyrik selbst kann nur in seltenen Fällen als Waffe und Handwerkszeug einer höheren Weltanschauung dienen. In der Faust eines ernsten Kämpfers zerbricht das Spielzeug. Wir haben so wenige große und echte Lyriker: Burns, Petöfi, Béranger, vielleicht auch Musset und Lenau, welche jedoch bezeichnender Weise ihre eigentliche Kraft nur in epischer Form entfalten konnten, ähnlich wie Byron und Shelley, die doch sonst gewiss große Lyriker genannt werden dürfen. Heine pflegte neben der Lyrik die lyrische Prosa, nahm sogar Ansätze zu epischer und dramatischer Gestaltung, sank aber schwächlich stets wieder ins lyrische Gewässer zurück. Goethe mag ja als der größte Lyriker gelten, wenn man eine Auslese seiner Lieder und die lyrischen Elemente im „Faust" ins Gefecht führt; aber selbst er mühte sich sein Lebenlang ab, in höheren Gattungen der Dichtkunst Meisterschaft zu erreichen. (Hier versage ich mir nicht die beiläufige Anmerkung, dass ich sicher mehr Pietät für Goethe besitze, als seine Priester — wenn es möglich war, dass „Altmeister" Vischer eine höhnische Parodie auf den zweiten Teil des „Faust" publizierte, der doch gedanklich hoch über dem ersten Teile steht und die reifsten poetischen Schönheiten enthält.) Die rhetorischen Dramen Schillers, obschon vielfach missraten, verraten für den Wissenden mehr echte Zeugungskraft, als die gesammte Weltlyrik von Pindar bis Friederike Kempner. Von dem düstern heroischen Kampf, den das eigentliche Originalgenie innerlich durchzuleiden hat, ehe es endlich seine wogende Ideenwelt in die konventionellen Stereotyp-Formen der Litteratur zwängen lernt, ahnen unsere jungen Lyriker in glücklicher Unschuld gar wenig. Um so besser für sie.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.



Mittagszauber.

Kein Ton, kein Hauch. Das Bergtal ruht
In blendender Mitttagssonnenglut.

Und Gras und Blumen, Strauch und Baum
Umfängt es wie ein tiefer Traum.

Da, plötzlich aus dem Blumenflor
Blitzt jäh ein Schlangenhaupt empor.

Es starrt zur Ferne unbewegt,
Als ob sich's leise dort geregt.

Nur Täuschung war's. Die Schlange neigt
Sich still zurück. Die Flur sie schweigt.

Wie Traum liegt's auf dem Blumenflor —
Und schwüler Frieden wie zuvor! —

Paul Barsch.



Aus germanischer Vorzeit.

Von Karl Blind (London).

(Fortsetzung.)

II.

In der Einleitung zu seiner Uebersetzung des Nibelungen-Liedes spricht sich Dr. Werner Hahn, unter Bezugnahme auf eine, 1881 von ihm erschienene kurze Abhandlung, mit Fug gegen die sonderbare Ansicht des norwegischen Gelehrten Dr. Sophus Bugge aus, der neuerdings mit der nord-germanischen Götterlehre stark aufräumen möchte. Professor Bugge's frühere Verdienste sind so bedeutend, dass das Aufsehen allgemein war, als er plötzlich einen großen Teil der nordischen Asen-Sagen entweder aus alt-klassischer oder aus jüdisch-christlicher Quelle herleiten wollte! Aehnlich hat sich bekanntlich auch Herr A. Chr. Bang ausgesprochen. Darüber wäre Vieles zu bemerken. Indessen möge hier Einiges genügen.

Vor Allem scheint es doch, als ob die vergleichende Religions-Wissenschaft, deren geistig befreiende Ergebnisse die Starrgläubigen sich kaum mehr vom Leibe zu halten wissen, die nächste Veranlassung für wenigstens Einen oder den Anderen derselben geworden wäre, einen Versuch der Bekämpfung mittelst Umdrehung des Spießes zu machen. „Ihr wollt uns," so dachten sie wahrscheinlich, „nachweisen, dass unsere eigene, an Wundern reiche Religion vielfach nahe Berührung mit dem Mithras-Dienst, mit den Krischna- und Buddha-Mären, ja, mit der Sage von Quetzalcoatl in Alt-Mexiko hat. So wollen nun wir unsererseits ein Hauptstück des alten Asen- und Wanen-Glaubens vielmehr als eine Nachbildung klassischer und jüdisch-christlicher Gedankenkreise darstellen. Vielleicht entgehen wir auf diese Weise manchen weiteren Angriffen."

So hat ja auch Herr Gladstone, dessen Geist mittelalterlich eng in die Satzungen der englischen Staatskirche gebannt ist, den Versuch gemacht, die auffällige Verwandtschaft christlicher Legenden mit vorhergegangenen Religionen daraus zu erklären, dass Gott in diese älteren Religionen absichtlich eine Vorandeutung des kommenden Heilandes gelegt habe! Es wird genügen, dieser Meinung zu erwähnen. Weiterer Aufmerksamkeit bedarf sie wohl kaum.

In Fragen der vergleichenden Mythologie ist die geistige Freiheit das erste Erfordernis der Spruchfähigkeit. Ob solche auf Seiten eines Schriftstellers wie Herr Bang vorhanden ist, mag man aus seinem „Schriftbeweise gegen anti-christliche Richtungen" entnehmen, wie er ihn in seiner Darstellung der „Geschichtlichen Wirklichkeit von Christi Auferstehung" (*Om Kristi Opstandelses Historiske Virkelighed*) meint geliefert zu haben.

Da liest man:

„Was wir klar bewiesen zu haben glauben, ist das: dass die Berichte über die Auferstehung des Herrn nur in einer Weise aufgefasst werden können, und dass sie nur Zeugnis geben für eine geschichtlich wahre Auferstehung, und für nichts Anderes. Die Quellen bezeugen einstimmig, was alle christlichen Gemeinden einstimmig bekennen: vere resurrexit... Facta non loquuntur, sed clamant."

Das mag wiederum genügen. Schreiender ließe sich nicht dartun, dass eine freie, unparteiisch wissenschaftliche Auffassung wenigstens auf dieser Seite nicht zu erwarten ist.

Schon aus der Ueberschrift des eddischen Gedichtes: „Der Seherin Ausspruch" (*Völuspá*) haben Bugge und Bang den fremden, klassischen Einfluss heraus lesen wollen. Die nordische Weissagerin, die Völva, soll ihren Namen von der Sibylla tragen, indem die Silbe „Si" abgefallen und die übrig bleibende „Bylla" in „Völva" umgewandelt worden sei. **Ebenso** hat man bekanntlich den griechischen „Alopex" (**Fuchs**) ganz bequem in Lopex, Opex, Pex, Pix, Pax, Pox, Pux, Fuchs aufgelöst.

Aber wäre es denn nicht viel leichter, bei der Völ-va an unsere Seherin Vel-eda zu denken, die ihren Namen wohl gerade so trug, wie ihre nordischen Schwestern — nämlich von ihrer Beschäftigung? Begegnen wir nicht in der Edda, in der Skalda und anderen nordischen Schriften einer ganzen Reihe von Völven? Und da läge es nicht weit näher, diese mit dem von Tacitus uns erhaltenen Namen einer deutschen Wahrsagerin, als mit den Sibyllen des klassischen Altertums zusammenzustellen?

Doch wer weiß? Vielleicht ist gar das griechische Wort Sibylle, das man etwas gekünstelt als „Zeus' (oder Gottes) Rat" oder „Gottes Wille" (Σιός = Θεός und βουλή) hat erklären wollen, nicht einmal griechischen, sondern möglicherweise skythisch-germanischen Ursprungs. Das ist eine im „Isländisch-englischen Wörterbuch" von Cleasby und Vigfusson aufgestellte Vermutung.

„Die Ableitung sowohl, als der Ursprung des Wortes (*Völva*)" — heißt es da — „ist ungewiss. Könnten aber die nordische Völva und die griechische Sibylle nicht Verwandte sein? Die Gleichheit der Bedeutung ist wenigstens auffallend: das griechische Wort kommt zuerst bei Aristophanes, und dann bei

Platon vor; könnte es nicht einem skythischen Volksstamme entlehnt sein? Denn ein Wort, wie dieses, wenn griechisch, könnte doch kaum bei Homer fehlen. In ‚Völva' ist, wie wir vermuten, ein Anfangsbuchstabe ‚S' verloren gegangen (svölva); im Griechischen wäre dann das ‚i' ein eingefügter Selbstlauter."

Die Vermutung ließe sich übrigens, wie mir scheint, auch aussprechen, dass das ‚S' (ein im Griechischen häufiger Vorschlagsbuchstabe), oder das ‚Si' dem skythischen ‚Völva' vorgesetzt worden sei, um das Wort der hellenischen Zunge allmählich mundgerechter zu machen.

Wahrsagerinnen kommen wohl seit dem grauen Altertum allerwärts vielfach vor. Kassandra's Name wird sich bei den Meisten sofort in der Erinnerung einstellen. Kassandra war, beiläufig bemerkt, keine Griechin, sondern eine Thrakerin vom kleinasiatisch-, phrygischen Stamme; also ein zum getisch-gothisch-germanischen Volke zählendes Weib.

Braucht erwähnt zu werden, dass nirgends mehr, als bei den Germanen, den Frauen ein Geist der Weissagung beigelegt wurde? „Es wohnt den Frauen, so glauben sie (die Deutschen), etwas Heiliges und Vorschauendes inne; ihr Rat bleibt nicht unbeachtet, ihre Aussprüche werden nicht überhört. Wir selbst haben unter dem seligen Vespasian jene Veleda gesehen, welche lange Zeit bei den Meisten als ein göttliches Wesen gegolten hat. Auch früher schon sind Aurinia und andere Frauen in ähnlicher Weise verehrt worden." So schreibt Tacitus, „Germania", VIII.

Müssen wir da, um unsere Völva- und Veleda-Gestalten zu erklären, erst nach Griechenland gehen?

Wahrlich, den Hellenen sind weissagende, priesterliche Frauen oft genug vom Auslande zugekommen — wie ja im griechischen Götterdienst überhaupt, zufolge dem Zeugnisse der Alten, außerordentlich viel Fremdes aufgenommen worden ist; zumal aus Thrakien. Siehe, zum Beispiel, über solche heilige Mädchen aus der Fremde, Herodot II, 54—58, und IV, 33—36. Im letzteren Falle handelt es sich um hyperboräische, zuerst zu den Skythen, von da zu den Griechen gekommene Jungfrauen, welche in Weizenstroh gehüllte Heiligtümer brachten, in Gemäßheit einer bei den thrakischen und päonischen Frauen herrschenden Uebung. (Die Päonier sind ein Zweig des großen Thraker-Volkes). Olen, ein Lyker (d. i. wiederum ein Thraker; sein Name trifft mit nordisch-germanischen zusammen), dichtete den Gesang für diese Jungfrauen, wie auch andere, in Delos gesungene Lieder von ihm herrühren.

Nachdem wir dies Alles erwähnt, gedenken wir keineswegs so weit zu gehen, das Vorhandensein alles und jedes fremden Einschiebsels in die auf die Götterlehre bezüglichen nordisch-germanischen Dichtungen zu bestreiten. Allein dagegen lehnen wir uns entschieden auf, dass man Hauptgestalten von Asgard einfach in klassische Tempel des Südens stellt oder sie im Handumdrehen in ein „Buch der Bücher" verschwinden lässt, das selbst so eigentümlich zusammengewürfelt ist.

In Dr. Werner Hahn's Uebersetzung des Nibelungen-Liedes finden sich eine Anzahl nützlicher Anmerkungen zur Erläuterung einzelner Stellen. Da, wo Hagen den Schatz in den Rhein versenkt, heißt es in der Handschrift:

Er sancte 'n da ze Lôche allen in den Rin.
Er wânde er sold' in niezen: des en kunde niht gesin.

Ueber diese Stelle herrscht gewisse Meinungsverschiedenheit. Dr. Hahn nimmt an: man müsse lesen „ze (zem) loche" — wörtlich: zum Loche, zum Verschluss, zur verschließenden Tiefe. „Die Text-Rezensenten" — schreibt er — „haben, seit Lachmann übereinstimmend, loche zu Lôche gewandelt und hierin den Namen eines Ortes im Rheingau (Lochheim) gefunden." Letzterer Ansicht ist, unter Anderen, Karl Bartsch, und ich meinerseits halte sie für die, aller Wahrscheinlichkeit nach, richtige.

Die Verkürzung von „heim" in „e" ist eine mundartlich in jenen Gegenden nicht seltene. Da Hagen, zufolge der obigen Stelle, des Schatzes eines Tages noch zu genießen hoffte, so liegt die Angabe des Ortes, wo er versenkt wurde, in dem an Ortsangaben so reichen Nibelungen-Liede sehr nahe.

Sodann möchte ich auf eine Stelle in Otto von Botenlauben's „Karfunkel" hinweisen, in welchem der Dichter — wie unter Anderen Hermann Kurz annimmt — vergleichsweise auf den Hort der Nibelungen anspielt. In diesem Minnesinger-Lieder heißt es:

Karfunkel ist ein stein genannt:
Von dem sagt man, wie lichte er schiene.
Derst mîn, und ist das wol bewant;
Ze Lôche lît er in dem Rine.

Das liest sich wie eine sprichwörtliche Redensart. Wie lautet die Handschrift in diesem Falle?

Die Arbeit von Werner Hahn verdient alles Lob. Dass seine Uebertragung des großen Heldengedichtes unter der Ueberschrift „Collection Spemann" in die Welt gehen musste, tut uns um unserer herrlichen Sprache willen leid. Dr. Hahn ist für diese fortlaufende Ueberschrift freilich nicht im Mindesten verantwortlich.

Man könnte auf Deutsch von einer „Spemannschen Sammlung", auch von einer „Spemann-Sammlung" reden, wenn das überhaupt die richtige Bezeichnung ist. Aber von einer „Sammlung (oder gar Collection Spemann)" nimmermehr. Wann wird solcher Sprachverderb aufhören? Weiß man drüben nicht, wie oft sich sogar Fremde deshalb über uns lustig machen? Wie würden wir lachen, wenn etwa ein Pariser Verleger eine Reihe französischer Werke, zwiefach falsch französisch, unter der deutschen

Ueberschrift „Didot-Sammlung“ oder „Didot-Ausgabe“ veröffentlichte? Aber dass wir uns mit fremden Lappen unnütz behängen, das gilt als selbstverständlich, ja, als vornehm.

Wenn diese Bemerkung hart scheint, so ist sie doch gut gemeint. Wer sich im Auslande den deutschen Sinn und das deutsche Herz bewahrt, der empfindet in diesen Dingen doppelt stark. Gerade in den letzten Jahren aber hat der Unfug des Sprachmischmaschs und der Verkennung der ersten Sprachregeln in Deutschland so reißende Fortschritte gemacht, dass sich ein ernstes Wort wohl geziemt.

(Schluss folgt.)

Abnorme Poesie.

„Und sie bewegt sich doch.“

Die Besprechung von „Le Horla“ in Nr. 34 des „Magazin“ hat mich aufgeregt. Darauf hin habe ich mich entschlossen zu sagen, dass die Mystik auf's Feld des Realismus gehöre, so gut wie jedes andere natürliche Phänomen des Lebens.

Ja, der Maupassantsche Held ist ein „Medium“ — wenn nur dieser Ausdruck nicht gar so verrufen wäre! Es ist nicht zu leugnen, absolut nicht zu leugnen, es giebt Poeten, die auf andere Weise dichten müssen wie wir. Während uns der Gegenstand, den wir künstlerisch zu gestalten haben, der uns zur Feder, zur Palette oder zum Meißel drängt, innerlich erscheint, erscheint er manchen von diesen merkwürdig veranlagten Menschen äußerlich; sie sehen ihn mit leiblichen Augen als objektiv geschautes Gebilde. Sie sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen körperlich alles das, was Andere zu malen, zu bilden oder zu beschreiben sich gedrungen fühlen. Geradezu eine abnorm auftretende Art der Poesie, die sich, wie die künstlerisch produktive, nach Stimmung und Weltanschauung ihres Vertreters richtet.

Ich wette, wenn der Maupassantsche Held mit dem von ihm seelisch geahnten, gefühlten, später leiblich geschautem und gehörtem Phantom mutig zu sprechen begonnen hätte, es wäre entweder verschwunden oder er hätte hier eine interessante Bekanntschaft angeknüpft, von welcher er Manches hätte lernen können. Er hätte sein Talent zur abnormen Poesie ausgenützt, anstatt dem ausartenden Ansturm desselben zum Opfer zu fallen.

Es ist Tatsache, dass es Menschen giebt, die Dinge erleben, von welchen sich „die Schulweisheit nichts träumen lässt“. Man muss aber derlei nicht so tragisch auffassen, wie der vom Weltschmerz angegiftete Maupassantsche Held es getan hat. Ist es denn nicht eine Schande, sich vor sogenannten Geistern zu fürchten? Das tun doch nur Kinder oder — Frauen. In der Tat ist es aber doch nur die Ungeübtheit unseres Gehirns, Uebersinnliches in neuer Form zu denken, es ist Denkungeübtheit in Bezug auf Abnormpsychisches, welches hier Katastrophen herbeiführen kann.

Wir sind so gute Darwinianer, aber wir haben uns zumeist nur den Affen hinter uns gemerkt; dass, nach der Deszendenztheorie gerade durch die Vererbung und Anpassung, ein natürlicher Fortschritt, also eine Abänderung in der Gattung mit der Zeit hat stattfinden müssen, daran will man — wie unlogisch! — nicht glauben. Man kehrt gern die dunklen Seiten der abnormen Poesie heraus, um gegen sie losziehen zu können; alle jene Momente der abnormen Poesie aber, die ein höheres, genialeres Seelen- und Sinnenleben als das normale ist, einschließen, schweigt man todt. Man weist das Uebernormale hartnäckig ab, als ob das Normalmenschliche das Beste und Vollkommenste wäre, was die Natur je hätte erreichen können!

Die Kritik aber von Erzählungen, die in der Sphäre der abnormen Poesie sich bewegen, bedingt eine umfassendere und tiefere psychologische Bildung, als sie die Schriftstellerschaft im Allgemeinen bisher hat erwerben können. Nach der abgestorbenen religiösen Dogmatik begann ja die Herrschaft des alles Uebersinnliche niedertrabenden, plumpen Materialismus; die Anthropologie unterhält sich jedoch bis heute noch mit fossilen Bärenschädeln und Mammuthknochen. „Aber mit seinen größeren Zielen wächst der Mensch“, der höhere Mensch, namentlich der Dichter (Schriftsteller). Es wird Zeit, dass man für ein immer häufiger und mächtiger auftretendes Moment, welches in der Menschheit ruhte so lang sie besteht, endlich die geeignete Anschauung gewinne und aus dieser das rechte Wort hierfür.

Man wird mir zugeben, dass alle Bezeichnungen für die mannigfachen Arten der abnormen Poesie teils irrig, teils von bemakelnden Nebenbegriffen entstellt sind. Somnambulismus, Spiritismus, Mediumismus, Metaphysik, Mystik, das Alles wurde schon teils richtig, teils unrichtig angewendet, um ein Moment zu kennzeichnen, für welches ich auf litterarischem Gebiete den Namen abnorme Poesie beanspruche, da es sich schon nicht todtschweigen lässt und sich sogar als neuer Stoff für Kunst und Poesie erweist. Möchte nur auch die Wissenschaft bald einen Gesammttitel für dieses wichtige Moment finden. Weder „Hypnotismus“ noch „Telepathie“ erschöpfen den Gegenstand in ihrer Bezeichnung voll und ganz. Unter Hypnotisieren lässt sich beiläufig verstehen durch künstlichen Schlaf fühllos, willenlos machen; unter Telepathie fasst man jene übersinnlichen Erscheinungen zusammen, welche durch Begegnung zwischen Personen entstehen — was allerdings der Wahrheit am nächsten kommt, wenn es auch nicht Alles mit einem Worte ausdrückt, was das Phänomen der abnormen Poesie umfasst.

Unter Somnambulismus aber versteht heute noch selbst der Gebildetere, schlechtweg eine Krankheitserscheinung, unter Spiritismus frommen Selbstbetrug.

also eine Art moralischen Idiotismus; unter Medium einen Gaukler, Schwindler oder Narren, unter Metaphysik haltlose Faseleien altväterischer Philosophen, dem Begriffe Mystik geht es nicht viel besser, nur dass er den etwas feineren Beigeschmack des Religiösen hat. Und dennoch ist Somnambulismus heute die ziemlich richtige, wissenschaftliche Bezeichnung für das Talent zur abnormen Poesie, ob zwar man mit „Traumwachen“ das Leben in zwei Welten, das heißt das Doppelleben der Seele, noch besser bezeichnen würde, als mit „Schlafwandeln“. Spiritismus ist der Kollektivname für jene Millionen von Menschen, die das Vorkommen übersinnlicher Tatsachen erlebt haben und immerfort erleben. (Die spiritistische Dogmatik ist selbstverständlich für den Forscher ohne Belang.) Medium, Mitte, Mittel wird ganz gut Derjenige genannt, der macht- und willenlos zwischen dem Uebersinnlichen und dem Normalen vermittelt, das heißt, der in einen Zustand abnormer Erkenntnis versetzt ist (die auch unter Umständen eine höhere, segensreiche sein kann) und aus dieser spricht und handelt. Metaphysisch ist das „was hinter der Natur steckt“, wie Schopenhauer naiv sagt, naiv, denn er hätte sagen sollen: „was hinter der uns noch unbekannten Natur steckt“, weil alles Natur ist und man sich ein Außer- oder Uebernatürliches so wenig denken kann, wie ein Außer- oder Ueber-Räumliches. Denn der Mensch kann weder über Zeit und Raum, noch über die Natur hinaus denken. Mystisch endlich ist das allerbezeichnendste Wort für unseren Gegenstand. Es bedeutet das Erkennen einer höheren, übersinnlichen Anlage im Menschen, den Zusammenhang einer edleren, reicheren Natur in uns als der bisher bekannten, mit dieser. Alle diese heute gebräuchlichen Bezeichnungen für die hervorrufenden Ursachen der abnormen Poesie müssen beibehalten werden, aber man muss sich daran gewöhnen, etwas Wirkliches, Natürliches, Wissenschaftliches darunter zu verstehen. Man muss nicht gleich in Trägheit gewohnter Denkmaterie alles diesen verblüffend originellen Gegenstand Betreffende als „Krankheit“ abweisen. Das ist sehr bequem, aber entsetzlich unpraktisch, denn wir wollen doch Fortschritt, Aufklärung, Bildung und das alles in höchster Potenz.

Ein Mensch, der wie der Maupassantsche Held nicht den Mut, nicht die Fähigkeit hat, mit dem abnormen Ergebnis seiner Stimmung, die endlich reale Gestalt vor ihm angenommen hat, fertig zu werden oder rationell anzuknüpfen, der ist allerdings ein Kranker, ein geistig und moralisch Kranker, aber er ist nur deshalb krank, schwach, widerstandslos, weil er nicht gewohnt ist an Außergewöhnliches in der Natur zu denken, weil er nicht im Stande ist anzunehmen, dass der Mensch auch noch andere Fähigkeiten besitzen könne, als die bisher erkannten, und dass die Dinge auch ganz anders sein können als sie uns scheinen.

Die Natur stürmt uns letzterer Zeit mit einer Fülle neuer Probleme entgegen — jetzt heißt es sie verstehen lernen, sonst rächt sie sich. Lange genug hat der mit aller Berechtigung aufrasende Pessimismus über das Weltelend geklagt, Verzweiflung und Weltschmerz haben die Titanen in der Menschenbrust entfesselt, die nun den erlogenen Himmel falscher Götter zu stürmen beginnen — und wir stehen verschüchtert machtlos da? Kann, darf das so bleiben? Diese Titanen sind unsere Verbündeten, unsere Hülfstruppen, im Dienste fortschrittlicher Entwickelung, aber wir müssen sie disziplinieren und als unsere Befreier vom Banne geringer Erkenntnis behandeln.

Wappnen wir uns, bereiten wir uns vor, damit unser Horla — Keiner von uns ist vor einem solchen sicher — uns nicht so garstig und verderblich, sondern lehrhaft und entzückend erscheine, wenn er just zu kommen hätte.

Die abnorme Poesie ist einmal vorhanden, wir müssen mit ihr rechnen. Die Gabe der abnormen Poesie ist ein Talent wie jedes Andere; unausgebildete Talente aber können, wie bekannt, ihrem Besitzer verhängnisvoll werden. Wie oft begegnet man sogenannten verkommenen Genies, denen sich Geist und Kraft zu Leidenschaften und Lastern verkehrt haben; verkommene Medien aber, das heißt, zur abnormen Poesie veranlagte aber nicht dazu ausgebildete Menschen, können tatsächlich verrückt werden.

Die jetzt so furchtbar zunehmende Anzahl Irrsinniger, enstammt zumeist der verkannten Anlage zur abnormen Poesie. Wer Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat, der schleudert die Brandfakel der Revolution ins Reich der heutigen Psychiatrie.

Es ist von großem Uebel, dass man bisher in den höchsten Kreisen — das sind die unseren — der Untersuchung, als der Erkenntnis der abnormen Poesie aus dem Wege gegangen ist, ihr, die bei richtiger Verwertung ihre Strahlen auf alle Gebiete des Lebens zu werfen vermag.

Das wichtigste Studium für den Menschen ist der Mensch, sagt Goethe. Warum befolgt man nicht dieses rationelle Gebot?

Ein Berufenerer als ich, der Weise von Frankfurt, hat von dem Moment der abnormen Poesie — dem er den primitiven Namen „tierischer Magnetismus“ beilegt — gesagt, dass es einen wesentlichen Faktor im Fortlauf menschheitlicher Kulturentwickelung abgeben werde. Sein Wort gewinnt bereits Leben, denn eine immer reicher werdende Litteratur über diesen Gegenstand wächst von Tag zu Tag und die Menge der übersinnlichen Tatsachen mehrt sich.

Dagegen nützt kein Achselzucken, diese moderne und gelindeste Art von Gefängnis und Kreuzigung für jene, die etwas Weltbewegendes früher zu bemerken und zu vertreten im Stande sind als andere. „Und sie bewegt sich doch!“

Graz. Paul Andow.

Der moderne Realismus und seine Stellung in der Weltlitteratur.

Von Edgar Steiger (Leipzig).

(Fortsetzung.)

VII.

Wenn ich es jetzt unternehme, dieser wesentlich neuen Erscheinung den gebührenden Platz im Ganzen der Weltlitteratur anzuweisen, so verhehle ich mir die Schwierigkeiten meiner Aufgabe nicht. Wir haben es hier ja nicht mehr mit einer abgeschlossenen Entwickelungsphase der Geschichte zu tun, sondern mit einer geistigen Strömung, die uns Alle, ob wir uns ihrer bewusst werden oder nicht, ob wir sie fördern oder uns ihr entgegenstemmen, allgewaltig mit fortreißt. Es ist lebendige Gegenwart, die sich nur unvollkommen und andeutungsweise historisch fixieren lässt, aber doch eine Gegenwart, die sich so scharf und deutlich von dem dunkeln Grunde der Vergangenheit abhebt, dass sie unwillkürlich zur Skizzierung ihrer Umrisse herausfordert. Freilich müssen wir es bei der Zeichnung dieser allgemeinsten Umrisse bewenden lassen. Denn das litterarische Chaos wogt zur Zeit noch in wilder Gährung auf und ab und erwartet erst das schöpferische „Werde“ das Genius, das die mannigfaltig streitenden Kräfte in ein licht- und lebenvolles Gebilde zusammenfassen soll. Soviel aber lässt sich schon jetzt erkennen und überzeugend nachweisen, dass schon mit den Anfängen des modernen Realismus die beiden Grundbedingungen jeder bedeutenden Dichtung gegeben sind: — ein ganz neuer, großer Lebensinhalt und eine diesem entsprechende, charakteristische Form.

Durch Nichts verraten die sogenannten Idealisten ihre ganze künstlerische Ohnmacht deutlicher, als durch das nicht enden wollende Geschrei über den Materialismus unserer Tage, die Prosa der Gegenwart und die Poesielosigkeit unserer Zeit. Den alten Mönchen gleich suchen sie ihr Heil in der Weltflucht und durchstöbern die ältesten Codices und die zerrissensten Papyrusblätter nach poetischen Stoffen. Eine erlogene Vergangenheit soll sie für die Qualen der Gegenwart entschädigen, und die längst zu Grabe getragene Romantik wird aufs Neue, mit etwas Geschichte und Gelehrsamkeit gespickt, auf die litterarische Tafel gesetzt. Wer eben einmal blind ist, kann nicht sehen; und wem die Kunst den Blick in das Innere des Daseins versagt hat, der sieht freilich, ob er nun im alten Athen oder im jungen deutschen Reich geboren ward, Nichts als die dürrste Prosa. Denn die Oberfläche des Lebens zeigt jederzeit und allerorten Nichts als ordnungslose Massen von Einzelnem oder Zufälligem. Nur wer in die Tiefen des Lebens hinabzusteigen vermag, erblickt die treibenden Kräfte, die jene Massen nach bestimmten Gesetzen bewegen, alles Einzelne in ein Allgemeines und alles Zufällige in ein Notwendiges auflösen. Der Unterschied zwischen jener alten Stoffwelt und dem modernen Leben liegt nur darin, dass der poetische Extrakt eines untergegangenen Zeitalters jedem Liebhaber in zahllosen Geschichtsbüchern und Dichtungen mühelos verabreicht wird, während die Gegenwart auf das „Sesam“ des echten Künstlers wartet, ehe sie ihre geheimen Felsentore aufschließt.

Wir stehen mitten in der Zeit des sozialen Kampfes. Das ist das offenkundige Geheimnis, dessen sich der heutige Dichter stets bewusst bleiben sollte. Die Erschütterung, welche die Grundfesten der modernen Staaten wanken macht, zittert in fortlaufenden Wellenlinien weiter bis in die stille Dachkammer des Poeten. Keiner, der da lebt und atmet, kann sich ihr entziehen. In dem vornehmen Audienzzimmer des geschmeidigen Diplomaten wie in dem geräuschvollen Saale der Volksvertreter, in der ruhigen Studierstube des einsamen Forschers wie in der von Rauch und Bierdunst erfüllten Kneipe, in dem ohrbetäubenden Rädergetriebe der Fabrikräume wie in dem tosenden Stimmengewirr der Börse, in dem damastbehangenen Boudoir der ästhetisch angehauchten Weltdame wie in der feuchten, dumpfen Kellerwohnung des Arbeiters — überall ist Anfang und Ende alles dessen, was wir sehen und hören, das einfache Wörtchen: die soziale Frage! Und doch stellt eben dieses einfache, kurze Wörtchen den neuen großen Lebensinhalt dar, den wir vorhin dem modernen Realismus zugesprochen haben.

Bedarf es noch eines besonderen Beweises, dass damit der Poesie eine Aufgabe gestellt ist, wie sie ihr gewaltiger und reicher, zugleich aber auch lohnender und dankbarer noch nie geboten war?

Gerade darin, dass hier der Kampf aus dem rein politischen Gebiete, um mit Louis Blanc zu reden, mitten in das Herz der Gesellschaft verlegt wird, erkennen wir ein dreifaches poetisches Moment von unabsehbarer Tragweite. Während nämlich der Staat mehr das Abstrakte darstellt, ist uns in der Gesellschaft das Konkrete gegeben. Während der Staat sich auf das Nationale beschränkt, ruht die Gesellschaft auf dem Boden des Reinmenschlichen. Und während der Staat lediglich die politischen Lebensäußerungen umfasst, birgt die Gesellschaft die Gesammtheit menschlicher Zustände und Tätigkeiten in sich. Soweit sich aber das Leben verzweigt, so weit reicht heute der soziale Kampf.

Die sarkastisch lächelnde Uebersättigung des blasierten Kulturmenschen und der wilde Wutschrei des strikenden Proletariers, die lieblose Geldheirat des verarmten Barons und der schmachvolle Erwerb der die Straßen durchirrenden Buhldirne, das selbstzufriedene Schmunzeln des seine Zinsen einstreichenden Millionärs und die geballte Faust des keuchenden Grubenarbeiters — tragen sie nicht alle den unverfälschten Stempel unserer Zeit? Sind sie nicht alle lebendige Zeugen dieser weltgeschichtlichen Macht, unter deren Stößen der größte Fürstentron wie die

kleinste Hütte des Armen erzittert? Das ist ja eben das so eminent Poetische an dieser Bewegung, dass es schlechterdings keine Lebenserscheinung giebt, die nicht unter diesen Gesichtspunkt fallen müsste.

Man verstehe mich ja nicht falsch! Ich meine durchaus nicht, dass der Dichter das soziale Problem akademisch zu lösen und den aus der Wirklichkeit geschöpften Stoff seinen vorgefassten Theorien anzubequemen habe. Ein solch verkehrter Idealismus wäre der Gegensatz aller Poesie. Wohl aber weiß ich, dass es dem wahren Realisten unmöglich ist, auch nur das kleinste Stückchen Wirklichkeit zu einer Novelle zu verarbeiten, ohne auf jene geheimen Fäden zu stoßen, die es mit der sozialen Bewegung verknüpfen. Und eine so überraschende Perspektive darf dem echten Kunstwerk niemals fehlen.

Haben wir einmal den sozialen Kampf als das historische Grundmotiv der Gegenwart erkannt, so ist damit auch die Frage beantwortet, weshalb wir oben den Weltschmerz, soweit er für die Litteratur in Betracht kommt, lediglich als Vorläufer des modernen Realismus bezeichneten. Oder wer wagte zu leugnen, dass es wesentlich derselbe vulkanische Boden einer in sich entzweiten Gesellschaft ist, auf dem die Byronsche Dichtung ihre narkotischen Blüten trieb? Wir betrachten diese im großen Ganzen als einen zugleich negativen und subjektiven Halbrealismus, der trotz seiner Einseitigkeit den bewunderungswürdigsten Erscheinungen der Weltlitteratur beigezählt werden muss. Die Poesie Byrons ist negativ, insofern sie nur den einen der beiden Gesellschaftsgegensätze, den übersättigten Kulturmenschen und dessen Weltüberdruss, zur Darstellung bringt, ohne ihm in dem weltlustbegehrenden Proletarier die positive Folie zu geben. Sie ist subjektiv, weil sie die pessimistische Grundstimmung des Dichters auf fast alle Gestalten der Dichtung überträgt und so bei aller Kraft individueller Zeichnung eine durch und durch unwahre Welt erschafft, die ganz außerhalb des realistischen Rahmens fällt. Immerhin aber weist die ganz neue Weltanschauung, wie sie hier zunächst ihren negativ-subjektiven Ausdruck findet, noch mehr aber die tiefinnerliche Wahrheit, mit der die Zerrissenheit des mit sich und der Welt zerworfenen Dichters gezeichnet ist, und endlich der individualisierende Stil, der das Detail in bisher unbekannter Weise berücksichtigt, schon deutlich genug auf den werdenden Realismus hin.

Diesem fällt nun die große Aufgabe zu, das, was dort einseitig alls schriller Wehschrei des gequälten Individuums hervorbricht, auf seine letzten Gründe zurückzuführen und den gewaltigen Zeitkampf mit allen seinen treibenden Kräften in einem streng objektiven Gesammtbilde zu veranschaulichen.

Freilich stehen wir dem vorgesteckten Ziele noch fern. Aber ein Daudet und Zola in Frankreich, ein Ibsen im Norden, ein Turgenjew, Tolstoi, Dostojewsky in Russland bezeichnen doch schon eine ganz neue Aera der Dichtkunst. Und wenn wir Deutschen zunächst, wie fast stets in der Geschichte der Litteratur, im Hintertreffen marschieren: wer weiß es, ob wir nicht wieder berufen sind, dereinst die Führung der zerstreuten Truppen zu übernehmen und auch hier das letzte, erlösende Wort zu sprechen? Gerade der Umstand, dass die neue litterarische Strömung einen durchaus internationalen Charakter trägt, berechtigt uns zu der Hoffnung, dass dem Volke, das, wie kein anderes, die Gabe des echten Kosmopolitismus besitzt, auch die schöne Bestimmung zu Teil werde, die große litterarische Weltaufgabe der Zukunft auf seinem nationalen Boden zu lösen. Vielversprechende Anfänge sind ja bereits vorhanden; und wenn ich mich scheue, bestimmte Namen zu nennen, so geschieht es nur deshalb, weil eine unparteiische Schätzung der jüngsten deutschen Poetenschule zur Zeit noch unmöglich ist. Warten wir erst ab, bis der Most ausgegohren, die Hefe sich gesetzt und der Wein sich geklärt hat! Das Eine freilich lässt sich schon jetzt erkennen, dass in all diesen mehr oder minder gelungenen Versuchen ein Stilprinzip waltet, das sich im engsten Anschluss an den lebensvollen Inhalt folgerichtig entwickelt.

VIII.

Auch hier müssen wir uns mit schwachen Andeutungen begnügen. Denn eine Darstellungsart, die erst im Werden begriffen ist, lässt sich natürlich nicht streng analysieren und in ein ästhetisches System bringen. Arbeitet doch die Natur des Stoffes unermüdlich an der biegsamen Form, und der dichterische Genius lässt sie gleichsam blindlings schalten, bis sich die volle Einheit des Kunstwerkes herausgebildet hat. Aber so sehr auch die Formen im Einzelnen schwanken, so sehr der Stil sich verändern, die Behandlungsweise sich umgestalten mag: so fest sind die Normen und Tendenzen, nach denen sich dieser Wechsel im Ganzen vollzieht.

Das methodische Grundgesetz des Realismus bewährt hier zum letzten Mal seine schöpferische Kraft: das individualisierende Prinzip hat die Anschaulichkeit fast bis an jene Grenze geführt, wo das Schauen mit unbewaffnetem Auge aufhört. Die große Rolle, welche die exakten Wissenschaften im modernen Leben spielen, ist nicht ohne Einfluss auf die Poesie geblieben. Ein Zug analysierender Beobachtungsschärfe, wie er sich von dem physikalischen Forschungsgebiet aus den breiteren Volksschichten mitgeteilt hat, macht sich jetzt auch in der Dichtung geltend, und zwar in kurzen, blitzartigen Schlaglichtern bei den genialen Russen, weitschweifiger, aber viel weniger poetisch in den langatmigen Beschreibungen Zolas. Da ist nichts mehr von Allem, was der Dichter erwähnt, unbestimmt, nebelhaft, allgemein, sondern auch das Geringfügigste und Unbedeutendste in die satten Farben der Wirklichkeit getaucht. Die zerbrochene Lehne des Stuhls, auf

welchem der Held einer Novelle sitzt, die Bettstelle, in der er schläft, die Pfeife, aus der er raucht, das ganze Treppenhaus, das er zu durchwandern hat, bis er die Straße erreicht, ja selbst die Aussicht von seiner elenden Dachkammer aus — Alles soll uns so lebhaft und leibhaft vor Augen sehen, als wäre es unsere Stuhllehne, unsere Bettstelle, unsere Pfeife, unser Haus, unsere Dachkammer.

Durch welche Kunstmittel wir diese fast photographische Anschaulichkeit erreichen, kümmert uns hier zunächst nicht. Dass der wahre Dichter mit wenig Worten unendlich Mehr sagen kann, als der Gelehrte mit der längsten prosaischen Anfzählnng, ist eine bekannte Tatsache. Und dass die Poesie das Räumliche in einer zeitlichen Handlung darstellen und die objektive Außenwelt in ein subjektives Stimmungsbild auflösen soll, das sind zwei Kunstnormen, die der moderne Realismus durchaus nicht lengnet. Das Wesentliche aber, woranf es ihm ankommt, ist jene gewaltige Verfeinerung der Charakteristik, jene bis ins Einzelnste treue Nachahmung der Wirklichkeit, die man im engeren Sinne Realismus zu nennen pflegt. Dürfen wir den altklassischen Stil zu dem Gattungsbegriff, den Shakespeareschen zu dem Artbegriff in gewisse Beziehung setzen, so lässt sich von dem realistischen Stil der Neuzeit behaupten, dass er es durchaus nur mit Individuen zu tun habe. Nicht bloß der Mensch, auch jedes andere Objekt, das in den Rahmen der Dichtung fällt, wird ganz individualistisch behandelt und damit eine Anschaulichkeit des Gesammtbildes erzielt, wie sie keine frühere Kunstrichtung auch nur annähernd erreichen konnte.

Ist nun aber diese individualisierende Tendenz ein bloß zufälliges Attribut des modernen Realismus? Oder besteht auch hier jener tiefere Zusammenhang zwischen Stoff und Form, den wir an jedem großen Kunstwerk nachweisen können?

Weshalb wir dieser Frage besondere Wichtigkeit beilegen, leuchtet wohl Jedem ein. Ist nämlich die realistische Darstellungsart eine bloß zufällige Zutat zu dem großen Inhalt, eine willkürliche Spielerei und Manier der Dichter, so sinkt die ganze Kunstrichtung zu einer bloßen Modeerscheinung herab, die vielleicht augenblickliches Aufsehen erregen mag, die aber jeder nachhaltigen Bedeutung für die Zukunft entbehrt. Wird dagegen auch hier die neue Form durch den neuen Inhalt bedingt und gefordert, so haben wir es mit einer wirklich großen Dichtung von ganz neuem, einheitlichem Charakter zu tun. Und das Letztere ist nun allerdings der Fall.

Wo aber müssen wir den Brennpunkt suchen, in dem sich das stoffliche und formelle Prinzip gegenseitig brechen und einen?

Doch wohl eben in einem Element der neuen Dichtung, das zugleich stofflicher und formeller Natur ist, — nämlich in der Rolle, welche die Massen des Volkes von jetzt ab, wie im Leben, so auch in der Litteratur spielen.

Die Bewegung der Massen ist zwar so alt wie die Geschichte; und wer die treibenden Kräfte eines Zeitalters erfassen will, hat sie nirgends anders zu suchen als in jenen dunkeln, geheimen Regungen des Volkslebens, die mehr einem unbewussten Gemeingefühl als dem klaren Willen des Einzelnen entspringen. Aber gerade dies Unbewusste, Dunkle der ganzen Erscheinung berechtigte bisher den Künstler, die breiten Schichten des Bauern- und Handwerkerstandes nur als Folie zu benutzen, von der sich das von einem klaren Willen geleitete Handeln des Einzelnen abhob. Die Masse trat lediglich als Masse auf den Schauplatz; sie war gleichsam der tragische oder komische Chor, der die dargestellten Lebenskonflikte als Zuschauer beobachtete und mit Zeichen des Beifalls oder der Missbilligung begleitete. Wo sie näher charakterisiert wurde, herrschte das typische, und wo sie individueller verkörpert wurde, das komische Element vor. Dem eigentlichen Welt- und Lebenskampf stand sie verständnislos gegenüber, und nur in der alten Form der Idylle und in deren modernisierter Gestalt, der Dorfgeschichte, wo der große Schauplatz des Völkerlebens ganz verlassen wurde, fristete sie als Individuum ein beschränktes Dasein.

Dieses Verhältnis musste sich aber mit einem Schlage ändern, sobald die Idee der sozialen Frage sich in ihrer welthistorischen Bedeutung dem modernen Bewusstsein erschlossen hatte. Diese träge Masse, die man bisher bloß als Brutstätte von Individuen betrachtet hatte, bekam auf einmal selbst individuelles Leben: sie erschien selbst als einer der kämpfenden Gegensätze der Menschheit, und die idyllische Ruhe auf ihrem Antlitz war dem Ausdruck finsterer Leidenschaft, die unfreiwillige Komik ihrer Erscheinung dem drohenden Ernste eines zielbewussten Lebenskampfes gewichen. Nun erschienen mit einem Male alle ihre Daseinsformen, alle ihre Lebensäußerungen bedeutsam. Der neue Gesichtspunkt, der gewonnen war, zeigte Alles, an dem man früher gleichgültig vorüber gegangen war, in eigentümlicher Beleuchtung; und in Vielem, was man bisher als selbstverständlich und nicht der Rede wert betrachtet, erkannte man jetzt die geheimen Beziehungen zu dem großen Weltkampf, der sich abspielte. So wurde das früher für kleinlich gehaltene Leben des Massenmenschen Gegenstand aufmerksamster Beobachtung: die Masse löste sich in Individuen auf, und der moderne Realismus war geboren!

(Schluss folgt.)



Litterarische Neuigkeiten.

Aus dem Verlage von Eugen Peterson in Leipzig liegen uns drei Jugendschriften vor, die das Durchschnittsniveau des auf diesem Gebiete Produzierten weit überragen und der wärmsten Empfehlung wert sind. „Krakehl". Allerlei aus der Kinderwelt von A. von Stormann. Ein prächtiges Büchlein für das jüngere Kindesalter, das durch eine Reihe von sehr gut ausgeführten Vollbildern noch einen besonderen Schmuck erhält. „Lasst Euch erzählen." Märchen von Luise Glass ist eine Märchensammlung, die den besten unserer Märchenbücher an die Seite gestellt zu werden verdient. Das dritte der Bücher, „Lebensbilder" Erzählungen von K. G. Paul, wendet sich mehr an die reifere männliche Jugend. Die fünf Charakterbilder, aus denen das Buch besteht, schildern im Gewande der Erzählung das Leben berühmter Männer, die sich um den Kulturfortschritt der Menschheit besondere Verdienste errungen haben. — In demselben Verlage erschien soeben der neueste Roman von J. Niemann, dem Verfasser der „Seelen des Aristoteles". Niemann nimmt unter den Erzählern der Gegenwart eine geachtete Stellung ein, die sich mit jedem neuen Werk mehr befestigt. Der vorliegende Roman, der den Titel führt „Die beiden Republiken" legt von neuem Zeugnis von der reichen Begabung seines Verfassers ab. Charakterzeichnung, Komposition, Aufbau und Führung der Handlung sind des höchsten Lobes wert und machen die Lektüre des Romans zu einer anregenden und genussreichen.

H. Beaunis: „Impressions de Campagne (1870/71)." — Paris, Félix Alcan, 1887. Die uns verliegenden Briefe und Erinnerungen eines Militärarztes des französischen Heeres, der an dem Feldzuge 1870/71 tätigen Anteil genommen hat, sind schon während des Feldzuges in der Gestalt von Berichten in der „Gazette médicale de Paris" erschienen. Der Neudruck beabsichtigt, die Schrecknisse eines Krieges in ihrer ganzen Furchtbarkeit denen vor die Augen zu rücken, welche heutzutage immer mit den Waffen drohen. Dass dieserhalb das Werk eine Mahnung zum Frieden bedeuten soll, wagen wir nicht zu behaupten, obgleich der Verfasser den 70er Krieg nicht nur wegen seines für Frankreich ungünstigen Erfolges, sondern namentlich deshalb beklagt, weil derselbe die sich anbahnende Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland wieder in grimmige Feindschaft verwandelt habe, welcher der Verfasser an einigen Stellen vortrefflich Ausdruck zu geben versteht, aber dabei sich doch Objektivität genug bewahrt, die Fehler der eigenen Heerführer zu erkennen, die Vorzüge der deutschen Heeresleitung und edle Taten ihrer Vertreter zu erwähnen, so sehr er auch den deutschen Charakter zu verdächtigen sucht. Die Belagerung von Straßburg wird im ersten Teile behandelt, der Loirefeldzug im zweiten, den Krieg im Osten schildert der dritte Abschnitt. Wer dieses Buch gelesen hat, vor dem liegen die blutigen Schrecknisse eines Krieges offen da. Möchten doch dieserhalb diejenigen unserer Politiker das Buch lesen, denen nur gar zu oft die Opfer zu groß sind, welche wir dem Frieden bringen Den drei genannten Teilen schließt sich ein mehrere Kapitel umfassender Anhang an, in welchem der Verfasser unter Anderem statistische Belege in großer Zahl dafür vorbringt, dass der Sanitätsdienst auf dem Schlachtfelde einer völligen Umgestaltung bedürfe, welche dann der Verfasser eingehend darlegt und begründet. Das Buch ist für Aerzte sehr empfehlenswert, für Laien hochinteressant, selbst in den Teilen, welche nur durch den Hass des Besiegten entschuldigt werden können.

„Schwert und Kelle" von Carlos von Gagern, aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von M. G. Conrad. Mit dem Bilde und der Lebensgeschichte Gagern's (Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig). Das ursprünglich im großen Stil geplante Werk, das Gagern unter dem Titel „Schwert und Kelle" zu schreiben gedachte, wurde durch den plötzlichen Tod des edlen Geisteskämpen jäh unterbrochen. M. G. Conrad, der Freund und Kampfgenosse Gagern's, hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, das vorhandene Material zu sichten und zu einem Buche zusammenzustellen, das, wenn es auch nur ein Bruchstück des großen Werkes, das der Verfasser plante, geblieben ist, doch bedeutend genug ist, um mit liebevollem Interesse betrachtet und gelesen zu werden.

„Die Bibliothek der Gesammtlitteratur" (Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.), welche sich vor allen ähnlichen Unternehmungen durch gute Ausstattung und geringen Preis vorteilhaft auszeichnet, bringt neuerdings folgende Bände: Nr. 126. Scribe, Das Glas Wasser. Nr. 127. Kleist, Prinz Friedrich von Homburg. Nr. 128. Raimund, Der Verschwender. Nr. 129. Wartenegg, Der Verwendbare. Diese äußerst geistreich und fesselnd geschriebene Erzählung, in welcher der rühmlichst bekannte Verfasser die Erlebnisse eines Diplomaten im privaten Dienste seines Vorgesetzten sehr anziehend und unterhaltend zu schildern verstand, erscheint hier zum ersten Male in Buchform. Nr. 130. Goethe, Reineke Fuchs. Nr. 131—133. Sealsfield, Charles, Das Kajütenbuch. Nr. 134. 135. 136. Ungarisches Novellenbuch, I., II. und III. Bändchen. Diese drei Bändchen bringen reizende Novellen von Petöfi, Jókai, Beniczky-Bajza, Csiky und Mikszáth, welche bisher in deutscher Uebersetzung nicht vorhanden waren. Nr. 137. Körner, Toni — Der Nachtwächter. Sämmtliche Bändchen sind mit litterargeschichtlichen Einleitungen und dem Porträt des Verfassers versehen.

Auguste Vitu: „Les Mille et une Nuit du Théâtre." 1e—4e Série. 4 vol. — Paris, Paul Ollendorff, 1887. Wir haben hier eine Sammlung von Theaterberichten aus der Feder eines der berühmtesten Kritiker von Paris vor uns. Ueberall wird man in dem Werke Ursprünglichkeit der Empfindung und Schärfe des Urteils finden, mag nun Vitu über den Verlauf von Premièren oder den älterer Stücke sprechen, mag er dem Inhalt der Werke oder der szenischen Ausstattung bez. den Leistungen der Schauspieler sein Hauptaugenmerk zuwenden.

Das bekannte Werk von B. v. Suttner „Inventarium einer Seele", jenes geistsprühende Buch, das in seiner reizvollen Eigenart gerechtes Aufsehen erregte und den Namen seines Autors rasch bekannt machte, ist soeben in II. verbesserter Auflage bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen. — In demselben Verlage erschien von derselben Verfasserin ein Band Novellen unter dem Titel „Verkettungen". Die sechs Novellen, aus denen der Band besteht, legen von Neuem Zeugnis von dem bedeutenden Talent B. v. Suttner's ab, bei der sich männliche Denkkraft mit weiblicher Anmut aufs Anziehendste verbunden zeigen.

„Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" eröffnet soeben ihren vierten Jahrgang mit dem Roman „Eine neue Judith" von H. Rider Haggard. Dieser in seiner englischen Heimat rasch zu außerordentlicher Beliebtheit gelangte Schriftsteller bietet uns in dieser seiner neuesten und zugleich reifsten Schöpfung ein farbensattes, glänzendes Bild südafrikanischen Lebens voll Glut und elementarer Leidenschaft. Im Mittelpunkte des spannenden Romans steht eine Frauengestalt, die in ihrer Seelengröße und Selbstaufopferung an antike Charaktere gemahnt.

Erschienene Neuigkeiten.

„Collection of british authors" (Tauchnitz Edition). (Bd. 2476/2478.) Bd. 2476/77. „Vendetta" by Maria Corelli. Bd. 2478: „Glow, Worm Tales" by James Payn. (Leipzig, Bernhard Tauchnitz.)

„Herders Briefwechsel mit Nicolai" von Otto Hoffmann. Mit einem Facsimile. (Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung.)

„Monte Carlo," ein Spielroman von Ernst Ziegler (Dresden, Heinrich Minden).

„Des Prometheus Götterbildnis," dramatisches Gedicht von Don Pedro Calderon de la Barca mit Einleitung, teilweiser Uebersetzung, Anmerkungen und einem metrischen Anhange von Konrad Pasch (Wien, Brockhausen und Bräuer).

„Der Atemaufbau in den chemischen Verbindungen und sein Einfluss auf die Erscheinungen" von L. Mann. Mit einer Tafel (Berlin, F. Heinicke).

„Storia della letteratura italiana" di Adolfo Bartoli. VI. Delle opere di Dante Alighieri. La divina commedia, parte I. (Firenze, G. C. Sansoni.)

„Nordisk Conversations-Lexikon." 53. Heft. — Kopenhagen, Forlagsbureauet.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Soeben erscheint und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Glück und Geld.

Ein Roman

aus dem heutigen Egypten.

Von

G. Reuter.

8. eleg. broch. M. 5.—, eleg. gebd. M. 6.—.

Der Roman entrollt durch lebenswahre und anziehende Schilderungen ein ungemein farbenprächtiges Bild; der Stoff ist dem modernen, dem heutigen Gesellschaftsleben Egyptens entnommen und wird den Leser um so mehr fesseln, als er von dem nur durch Reclame getragenen altegyptischen Roman, wie ihn vor Allen Ebers vertritt, sich übersättigt abwendet. Der Roman wird entschieden Aufsehen erregen und sichert dem Verfasser eine grosse Zukunft.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler, Leipzig.

R. Muther,

deutsche Bücher-Illustrationen der Gothik und Frührenaissance (1460—1530).

313 Seiten Text und 263 Seiten Illustrationen. Folio. Preis complet brochirt M. 120.—, in Original-Prachtband (Kalbslederband mit gothischen Ornamenten) M. 160.—.

Register der Künstler und Drucker, sowie ein vollständiges Verzeichnis der illustrierten Bücher der ganzen Epoche (1460—1530) machen das Muther'sche Werk zum unentbehrlichen Nachschlagebuch für Liebhaber, Bibliothekare und Antiquare.

Der Druck auf echtes Büttenpapier trägt dazu bei, der Reproduktion die denkbar grösste Vollkommenheit zu sichern.

G. Hirth's Kunstverlag in München und Leipzig.

Verlag der **K. R. Hofbuchhandlung** von **W. Friedrich,** in **Leipzig.**

Geschichte

der

Griechischen Litteratur

von

Dr. Ferdinand Bender.

Ein starker Band gr. 8. Preis M. 12, in eleg. Orig.-Einbd. M. 13.50.

„Das vorliegende Werk wird nicht verfehlen, sowohl in den Kreisen der Fachgelehrten, als auch in denen der gebildeten Litteraturfreunde die höchste Befriedigung hervorzurufen. Die Philologen werden erkennen, wie hier ein Schatz reichen und klaren Wissens aus den überreich fliessenden Quellen zusammengetragen ist, ohne dass der schöne Fluss der Darstellung die jahrelangen tiefen Fachstudien erkennen lässt."

„Frankfurter Journal".

Verlag von **Theodor Ackermann in München.**

Soeben erschien:

Geschichte der griechischen Litteratur

bis auf Alexander den Grossen

von

Karl Sittl.

Dritter Teil. VI u. 521 Seiten. gr. 8. eleg. geh. Preis M. 6.50.

Der erste Teil erschien 1884 und kostet M. 4.80, der zweite 1886 und kostet M. 6.50. Die fachmännische Kritik bezeichnet das Werk als einen entschiedenen Fortschritt in der Behandlung der speciellen Litteraturgeschichte, die Revue Belge d l'instruction publique nannte es „ein Meisterwerk".

Unentbehrlich für Haus und Schule! **Erd- und Himmelsgloben, Tellurien und Planetarien** in 8 Grössen und 17 Sprachen. Bei allen grösseren Buchhandlungen zu haben.

J. Felkl & Sohn,

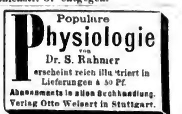
Lehrmittelanstalt in **Roztok** bei **Prag.**

Illustr. Preiskonrants gratis und franko.

Im Verlage von **Carl Pataky** in **Berlin** erscheint die akademische Zeitschrift:

Burschenschaftliche Blätter.

Die „Burschenschaftlichen Blätter", welche, wie schon aus dem Titel hervorgeht, zunächst den Zweck haben, die Interessen der deutschen Burchenschaft, d. h. des 1881 in Eisenach gegründeten Allgemeinen Deputirten-Convents (A. D. C.) zu vertreten, lassen sich angelegen sein, alle akademischen Fragen in sachlicher Weise zu erörtern, nennenswerthe Ereignisse auf akademischem Gebiet zur Kenntniss ihrer Leser zu bringen, eine umfangreiche Universitätsschau u. dergl. m. zu geben. Das Blatt erscheint monatlich zweimal in Stärke von zwei Bogen Grossquart. Das Abonnement beträgt für das Semester M. 3.50, für das Jahr M. 7.—. Bestellungen nimmt nur die Expedition Berlin S., Oranienstr. 57 entgegen.



Eine zeitgemässe Litteraturgeschichte
zu ermässigtem Preise!

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. 5 Bde. eingeleit. u. übers. v. **Ad. Strodtmann** u. (Bd. 5) von **W. Rudow.** 2. Aufl. 1886. Eleg. broch. **Früherer Preis 29 M. jetzt 18 M. Eleg. geb. 23 M.**

Dieselben einzeln:

I. Emigrantenlitteratur. Statt $4\frac{1}{2}$ M. für 3 M.
II. Romant. Schule in Deutschl. Statt $4\frac{1}{2}$ M. für 3 M.
III. Reaction in Frankreich. Statt $4\frac{1}{2}$ M. für 3 M.
IV. Naturalismus in England. Byron etc. Statt $7\frac{1}{2}$ M. für $4\frac{1}{2}$ M.
V. Romant. Schule in Frankreich St. 8 M. für $5\frac{1}{2}$ M.

Dieses berühmte Werk ist allen denen zu empfehlen, welche einer **freien** Richtung in Kunst und Wissenschaft huldigen.

H. Barsdorf, Buchhandlung in **Leipzig.**

Humoresques de Concert

1. Cahier. (à l'antique)

Menuet, Sarabande

et Caprice

pour le Piano par

I. I. Paderewski.

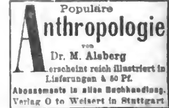
Op. 14. cplt. Pr. 2 M. 50 Pf.

Einzeln: Nr. 1. **Menuet.** Pr. 1 M. 50 Pf. Nr. 2. **Sarabande.** Pr. 1 M. Nr. 3. **Caprice.** Pr. 1 M. 50 Pf.

Verlag von **Ed. Bote & G. Bock.**

Königl. Hofmusikhandlung in Berlin.





Einbanddecken

zum

„Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" in reicher Goldprägung sind per Semesterband zu

1 Mark 20 Pfg.

durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 39. — Leipzig, den 24. September. — 1887.

Inhalt:

Der Hellenismus der Zukunft.

Ein Mahnwort von Johannes Flach.
Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887.

Bei der Besprechung der „Griechischen Finanzen" kommt eine Korrespondenz im „Allgemeinen Börsen- und Verlosungsblatt" von Frankfurt a. M., vom 20. August d. J. zu folgendem Schlusse: „Wie eine verarmte und träge Bevölkerung von etwa zwei Millionen diese Lasten auf die Dauer aushalten kann, ist ebenso rätselhaft, wie der Weg, auf welchem es der Staatsregierung wird möglich sein, dieselbe von Revolutionen und politischen Unruhen fern zu halten u. s. w. u. s. w."

Dem Schreiber dieser rätselhaften Betrachtung wird in Bezug auf Hellas und die Hellenen allerdings noch mancherlei auf lange hin rätselhaft bleiben, da seine Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse selber als eine so rätselhafte erscheint, dass wir ihn in seiner holden Befangenheit nicht weiter zu stören gedenken.

Aber den Leser möchten wir zu fragen uns erlauben, ob ein Volk träge genannt zu werden verdient, das auf verhältnismäßig beschränktem Gebirgsterrain unter glühendem Sonnenbrande alljährlich unter Anderem eine Korinthengewinnnng nnd Verladung von zwischen 200—300 Millionen Okas (1 Oka = 0781 Kilogramm) beschafft, nnd das außerdem — nach der grenzenlosen Verwüstnng, Verödnng und Verarmung des Landes durch die Türken und deren Räuberhorden — in kaum mehr denn 50 Jahren überall geordnete Zustände nnd eine absolute Sicherheit hergestellt hat, um die wir es wahrlich nur beneiden können, das ferner, neben einer beträchtlichen Vermehrung der Kriegs- und Handelsflotte, zahlreiche nene Landstraßen und ein stets wachsendes Netz von Eisenbahnen nnd Dampfschifffahrtslinien *), dabei den Dnrchstich der Landenge von Korinth **), kurz eine Blüte von Handel nnd Industrie aus mehr denn Nichts, weil ans dem gänzlichen Ruin ins Leben gerufen hat, das anßerdem alle Schätze des Bodens über und unter der Erde und alle Spenden des Meeres in emsigster Weise anszubeuten beflissen ist ***), dessen Oel-, Wein-, Feigen-, Tabak-†) und Honigernten berühmt sind, und das, neben alle dem, ans dem grauenhaften Chaos, in welchem das Land noch vor wenig mehr denn fünfzig Jahren in grausem Elend strotzte, feste gesittete Zustände herausgebildet nnd zahlreiche Unter-

*) Vergleiche hierzu die authentischen Angaben im Ἡμερολόγιον τῆς Ἑστίας für 1887, S. 101—127, sowie die reizend geschriebenen Reisebriefe von Bikelas: Ἀπὸ Νικοπόλεως εἰς Ὀλυμπίαν, Athen 1886.

**) Kostet allein 33 Millionen Drachmen.

***) Nach der Ἑβδομάς für 1886, S. 163 (τὸ ἐμπόριον τοῦ σπόγγου), brachte die Schwammernte allein 6—7 Millionen Drachmen, und die wollen verdient sein!

†) Die Tabakernte gewährt bereits wieder 4 Millionen Okas jährlich.

richts- und höhere Bildungsanstalten errichtet hat, die jede Vergleichung mit ähnlichen Instituten anderer Länder auszuhalten vermögen.*)

Die Revolutionen aber und die politischen Unruhen, auf welche jene Korrespondenz hinzuweisen beliebt, spuken eben nur im Kopfe ihres Urhebers, dem es schwer werden möchte, etwas Stichhaltiges als Beweis für seine rätselhaften, wohl nur dem üblichen Börsen-Jargon nachgebeteten Behauptungen beizubringen. Wir erwarten es auch gar nicht, denn wo kein Boden im Fass ist, da ist auch kein diskutierbarer Inhalt.

Griechenland hat eben bis jetzt allen seinen finanziellen Verpflichtungen so genügt, dass es allerdings fast als rätselhaft erscheint, wie das Volk solches vermocht hat. Wem daran gelegen ist, die inneren Gründe auch hierfür erkennen zu lernen, dem sei obige Schrift empfohlen.

Sie hat freilich mit den eben berührten Fragen direkt nur herzlich wenig zu tun, ja wir zweifeln sogar, ober der Herr Verfasser überhaupt in der Lage wäre, dieselben in autoritativer Weise zu behandeln, angesichts der dürftigen Quellen, auf welche seine bezüglichen Angaben gestützt sind. Aber gerade der Umstand, dass er gar nicht daran gedacht hat, diesen materiellen Dingen eine eingehendere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und dass er mit Entlehnungen aus mageren Werken zweiter und dritter Hand sich begnügte**) und es doch vermocht hat zu solcher Höhe der Betrachtung sich emporzuschwingen, zeugt für den klaren Blick und die gesunde Auffassung des Verfassers, der, wie er selbst sagt, klassischer Philologe ist.

Von der Frage ausgehend, welche der beiden klassischen Sprachen, Griechisch und Latein, im Unterrichte demnächst wird einzuschränken oder ganz aufzugeben sein, beleuchtet er in systematischer und objektiver Weise zunächst die beiden Sprachen als solche, d. h. nach ihrer grammatischen und syntaktischen Eigenart, nach ihrem formellen Lehrwerte, und dann die gesammte in ihnen niedergelegte Litteratur nach Poesie, Geschichte, Redekunst, Philosophie, Kunst- und religiöser Weltanschauung, nach ihrem inhaltlichen Werte.

Er zeigt, wie auf allen diesen Gebieten das Volk der Griechen im frühen Altertume nicht nur die Führung hatte, sondern dass es auf allen auch stets den Siegerpreis glorreich davon getragen, — dass in Epik (Homer!), Lyrik (Alkäos, Sapphô, Pindaros!), Tragödie (Aeschylos, Sophokles, Euripides), Komödie (Aristophanes), in der Geschichte (Herodot, Thukydides), Redekunst (Demosthenes!), Philosophie (Platon, Aristoteles!), Kunstleistungen (Perikleïsches Zeitalter!) überall die unerreichbarste Meisterschaft obgewaltet hat zu einer Zeit, in welcher Rom noch in vollster Rustizität den puren Bedürfnisfragen huldigte, — wie ferner die griechische Kultur in ihren idealen Göttersagen und im allverbreiteten Götterkult sich widerspiegelt, der in den erhabensten Tempelbauten und in idealer, unerreichter Plastik den edelsten Ausdruck gefunden hat, gegen welche alles römische Werk nur als matte Nachahmung angesehen werden kann.

Und dann zeigt er, wie das heute völlig erstorbene Latein, das nur in den Büchern der Juristen noch, und in der Nomenklatur einzelner Wissenschaften — als tote Sprache jedoch — in Gebrauch ist, das aber kein Lebender mehr als Muttersprache spricht, und das nur auf Gelehrtenschulen und Akademien vielleicht noch „mühsam zusammengetottert" wird, auf die Dauer seine bisherige Stellung nicht wird behaupten können, gegenüber dem noch gegenwärtig in strotzender Kraftfülle lebenden Griechisch, das, — wie seit längerer Zeit zwar bekannt, zur bewussten Anerkennung aber erst seit etwa zwei Dezennien gelangt ist — bei nur geringem formellem Wandel dieselbe Sprache wie die des Altertumes und erhalten ist in all ihrem nahezu unerschöpflichen Reichtume des Wort- und Formenschatzes, sowie in der vollen Schönheit ihres edlen Baues (und zwar in einer recht respektablen Litteratur der Neuzeit, die allen Anforderungen des modernen Lebens in staunenerregender Weise gerecht zu werden vermag).

Die in lauterer Sprache und maßvoller Form geführte Darstellung der Einzelheiten ist so fesselnd, dass man sich versucht fühlt, das ganze Büchlein von 51 Seiten abzuschreiben, um dem Leser schon hier kein Wort davon vorzuenthalten.

Aber er lese es lieber in stiller Muße als Buch — vor Allem der gelehrte Korrespondent des Börsen- und Verlosungsblattes — und erfreue sich an der zuverlässig, gediegenen Belehrung, die es ihm gewähren wird. Dass dereinst das Griechische aus dem Unterrichtsplane der höheren Schulen sollte verschwinden müssen, wird ihm dann, schon aus ethischen Gründen, nicht mehr wahrscheinlich sein. Dass aber das kleine zwar, aber friedfertige, arbeitsrege, mäßige und streng monarchisch gesinnte Volk die großen Lasten, welche die Gegenwart ihm gebieterisch auferlegt, als *ἀνάγκη* ohne Murren trägt, und dass es zu Revolutionen weniger Neigung verspürt als alle die Kulturvölker, bei denen Anarchismus und Nihilismus in so üppiger Blüte stehen, wird ihm dann eben so klar werden, wie er lernen wird die politischen Unruhen der letzten Zeiten zurück zu führen auf das gerade diesem Volke bestrittene angeborene Recht des Anspruches auf die ihm gewaltsam entrissenen Gebietsteile seines Vaterlandes, ein Recht, das alle Völker der Erde, große und kleine, zu jeder Zeit bis zu ihrer gänzlichen Vernichtung beansprucht haben.

*) Hierüber giebt das Ἡμερολόγιον τῆς Ἀνατολῆς von Ath. Paläológos (1884, S. 155 ff.), sowie das Ἡμερολόγιον τῆς Ἑστίας für 1887, S. 150 ff., die zuverlässigste, reichste Auskunft.

**) Selbst die Reisewerke eines Krumbacher, Steub, Braun, Schlesinger, Faucher — um nur von Deutschen zu reden — scheinen ihm gänzlich entgangen zu sein.

So lange aber ein Hellene lebt, wird er dieser Zukunft des Hellenismus entgegen streben, und ihr willig sein Alles und sein Letztes zu opfern bereit sein.

Uns aber kann die hier in Aussicht gestellte Zukunft des Hellenismus nur Segen bringen: Segen durch die leichtere und und unendlich größere Vertiefung in den Geist hellenischer Kunst, Wissenschaft und Ethik, vermittelt durch die innige Vertrautheit mit der Sprache, die uns dann als lebendiger Quell aus dem Munde Derer zugeführt wird, die sie heute noch als Muttersprache reden, und Segen auch in ethischer Beziehung gegenüber dem krassen Materialismus, der auf allen Gebieten des Lebens daher schreitet und Alles zu verschlingen droht, was das karge Leben bisher noch an geheiligten Idealen gerettet hat.

Hier ist reicher Stoff der Erwägung für die geistigen Führer und Lenker der Nation!

Darmstadt. Aug. Boltz.



Aus dem Elegiencyklus: Am Tegernsee.

O! der Schmach, dass ein Rausch, der uns aus schimmernden Hüften
Schäumt, so bändigen darf, so zu erniedrigen wagt —
Mich zog's, seit ich geruht an ihrem Busen, zum süßen
Pfuhl unerhörtester Lust tiefer und tiefer hinab;
Aufbäumt ganz vergebens mein Stolz sich, locken nur kann mich
Sünde noch, da mir ihr Kuss reizendste Sünde geweiht —
Hört nur, wie wir erst gestern erlagen schmählichem Dienste,
Wie wir des Besseren Zorn ach! wir Gesunkenen! geweckt!
Ach! sie wollte zur Beichte, ihr kleines Herz zu erleichtern,
Fromm in des Priesters Ohr gießen, was tief sie bedrückt.
Wollte im dämmernden Dom entsühnen meine Umarmung,
Büßen die Küsse, die sie willenlos duldete stets.
Nicht mehr sollte des Aug's umschweifende Kühnheit erlaubt sein,
Nicht mehr des lockeren Wort's Zartheit die Seele erfreu'n;
Alle den köstlichen Unfug verdammt nun ihr feierlich Mündchen,
Das von Hypokrates sich lieh den gerunzelten Ernst.
Ganz zerknirscht in das schwarze Gewand einpresst sie die Weichheit
Schneeiger Glieder, die Gott nimmer zur Frömmigkeit schuf.
Schnürt in des Handschuhs Strenge die niedlichen Finger gewaltsam,
Die auf dem Busen mir oft frevlerisch tastend geruht.
Ueber der Wangen einladende Frische, die Keckheit des Näschens
Zieht sie verhüllenden Flors trauriges Spinnengeweb;
Dass mich das kussgeübte, ach! sonst so regsame Mündchen
Nimmermehr freut, der Blick matt sich und fromm sich umdämpft.
So gerüstet erscheint sie, erteilt mir Lehren der Weisheit,
Wehrt mir mit Züchten, wenn ich näher und näher gerückt,
Reiche das Schnupftuch, das bald von reuigen Tränen erduftet,
Und ihr des würd'gen Breviers Verslein verdrehe zum Spott.
Ja, ich spotte der Süßen, mich reizt es, die jetzo als Heil'ge
Prangt im Büßergewand, schmählich als Phryne zu schau'n.
Und ich bohre behutsam des Lockworts ätzende Schärfe,
Leis sie entwurzelnd mit List unter die Lilie der Zucht.
Manchmal schmäht sie mich Läst'rer, wenn ich mit lüsternem Hohne
Frage: ob Gott wohl dem Trieb flucht, dem er selber gedient?
Und ich ermahne sie redlich, bevor sie beichtet, noch einmal
Innigst am Honig der Schmach sich zu erlaben das Herz —
Weiß ich, wie's kam? ich schmeichelte sanft, sie sträubte sich zärtlich,
Doch mir zerriss es das Herz, als sie der Schwachheit erlag . . .
Hin zur Erde gesunken zerschlug sie die Wangen und flucht sich!
Rief: Nicht würdig des Blut's bin ich, das Christus vergoss.

Darmstadt. Wilhelm Walloth.



Aus germanischer Vorzeit.

Von Karl Blind (London).

(Schluss.)

III.

Auf weite Leserkreise berechnet, ist „Odin und sein Reich", von Werner Hahn, eine volksfassliche Darstellung der nord-germanischen Götterlehre, wie sie in der Edda dichterisch niedergelegt ist. Von diesem Standpunkte betrachtet, wird sich das Werk heute, wo wir endlich zu den alten Erinnerungen unseres Stammes wieder mehr und mehr zurückkehren, der allgemeinsten Anteilnahme erfreuen dürfen.

Mancher, der annoch vor den Quellen zurückschrickt (törichterweise, sagen wir es gleich, denn die „Heilige Schrift" der Isländer liest sich in ihrem größten Teile ebenso einfach, wie prächtig), erhält an Dr. Hahn's Buch einen guten Leitfaden — richtiger gesprochen, ein schönes Gesammtbild der nordischen Natur-Religion, und wird sich dadurch hoffentlich zur Beschäftigung mit den Quellen selbst ermutigt fühlen. Auch auf diesem Gebiete haben wir es ja nicht mit Fremdem zu tun. Wie die ins skandinavische Schrifttum verpflanzte Nibelungen-Sage im Grund unser Eigenstes ist, so bilden die den Götterglauben betreffenden Dichtungen der Edda nur eine hohe Verschönerung und weitere Ausführung von Anschauungen der gesammten Germanen-Welt. In unseren Volkssagen, Mären und Gebräuchen, bis in unsere Kinder-Lieder hinein, steckt noch der alte gemeinsame Kern.

Ueber sein Verfahren sagt Dr. Werner Hahn in der Vorrede:

„Dem vorliegenden Werke liegt die Absicht zum Grunde, die mythischen Ueberlieferungen der Edda in den Formen der heutigen Bildung so wiederzugeben, dass sie ohne gelehrte Nachhülfe verständlich seien. Eine Durcharbeitung des alten Wortlauts nach verschiedenen äußeren und inneren Rücksichten war zu diesem Zwecke erforderlich. Das Erste und Aeußerlichste war, dass ein einheitlicher Stil für die Darstellung gewählt wurde. Die Stilabweichungen der Edda, jetzt die Prosa der Chronik oder des Kommentars, dann der Schwung der Ballade, dann die geschraubte und verdunkelnde Ueberladung der Skaldengelehrsamkeit, alles dies musste gegen eine, in heutiger Zeit leicht lesbare und verschiedenen Stoffen gleich bequem anschmiegende Darstellungsweise eingetauscht werden .... Die poetische Rede ist dabei, wo es tunlich war, als Gelegenheit, besondere Schönheiten der alten Darstellung in anschmiegender Nachbildung zu zeigen, benutzt worden."

Ein Vorbild dafür ist, genau genommen, in der in ungebundener Rede abgefassten „Jüngeren Edda" enthalten, welche sozusagen einen Katechismus des nord-germanischen Glaubens bildet. Es ist darin sogar, wie in einem Katechismus, das Frag- und Antwortspiel enthalten; und die Schreibart ist durchweg eine gleichmäßige — mit gelegentlicher Einflechtung eines dichterischen Bruchstückes.

„Eine zweite Aufgabe," bemerkt Werner Hahn, „ging dahin, die Bruchstücke der Edda nach einer Gedankenordnung zu verbinden .... Ein Erzählungsganzes ist gegeben, in welchem, nach der Weise der Poesie geordnet, ein zusammenhängender mythischer Verlauf sich abspielt .... Die Idee einer solchen Darstellungsweise ist in den Hauptzügen einem Abschnitt der jüngeren Edda, der Gylfaginning, nachgebildet. Eben diese Verbindung von Bruchstücken zu einem poetischen Ganzen hat dem Verfasser zuweilen die Pflicht der Abweichung vom Wortlaute aufgelegt .... Zuweilen auch mussten Lücken ausgefüllt werden ... Die Lücke musste durch eine Erfindung ausgefüllt werden .... Nur innerhalb des in der Quelle festgestellten Charakters sind Hinzufügungen eingetreten. Nicht Erfindungen im vollen Sinne des Wortes, sondern folgerichtige Ausführungen sind gestattet erschienen."

Durch diese Bemerkungen ist dem Leser ein hinreichender Wink gegeben. Das Buch will dichterischen Genuss, mit wesentlicher Treue der sachlichen Darstellung, bieten, dabei aber die — in allen Religionen vorkommenden — Widersprüche aufheben und auffällig Mangelndes durch eigene Zutat ersetzen. In der Tat sagt der Verfasser im weiteren Verlauf

„Die bedeutendsten Gottheiten sind es, von denen der alte Bericht Widersprechendes unmittelbar nebeneinander stellt. Hauptsächlich betrifft dies Odin. Odin baut die Welt und beherrscht sie; aber um eines Wissenstrunkes willen muss er sich an eines der Wesen wenden, die ihr Dasein zum Teil durch ihn haben. Er führt den Vorsitz im Gericht, übt aber gelegentlich Dinge, die vor Gericht nicht bestehen."

Solche Widersprüche finden wir überall — von Indien bis Aegypten, von Griechenland bis Mexiko. Sie erklären sich zum Teil daraus, dass eine vergöttlichte Naturkraft, mit welcher man ja nicht ins Sittengericht eintreten kann, im Laufe der Zeit mehr vergeistigt worden ist, ohne dass ihr anfängliches Wesen ganz vergessen worden wäre. Ein anderer Grund der Widersprüche liegt darin, dass in allen Religionen sehr verschiedenartige Auffassungen, manchmal ursprünglich einander feindliche Glaubensformen zusammengeschweißt sind. Das Priestertum hat es zu allen Zeiten verstanden, entweder Andersgläubige mit den schärfsten Waffen zu bekämpfen, oder durch ein rechtzeitiges Zugeständnis sich die Herrschaft zu sichern.

Ist nicht die einfache vedische Natur-Religion der arischen Eroberer Indiens nachträglich durch die Aufnahme von allerhand fratzigen Zügen und Gestalten aus dem Götterkreise unterworfener drawidischer, tamulischer Stämme stark verändert worden? Weist nicht das hellenische Pantheon mancherlei

Nachbildungen aus ägyptischer, thrakischer, phönikischer Götterwelt auf? Ist nicht die spätere römische Religion voll von etruskischen, gallischen, ägyptischen, persischen Namen und Gebräuchen? Lässt sich der alt-testamentliche Jehova-Dienst mit der auf Vielgötterei deutenden Elohistischen Lehre vereinigen? Und finden wir nicht gleichwohl beide nebeneinander und durcheinander gemischt? Wie passt wiederum die bei den Hebräern so lang andauernde Stein-, Baum- und Schlangenanbetung, oder das „gegossene Meer" im Tempel Salomons, zur Verehrung Jehova's?

Hat nicht die christliche Kirche Manches dem Mithras-Dienste und den Sagenkreisen bekehrter Bevölkerungen entnommen? Zeigt nicht der Marien-Dienst in den romanischen und germanischen Ländern allerhand Verwandtschaft mit dem Venus- und Freia-Dienst?

Wer kann den Begriff der Einheit in der Dreiheit sich reimen lassen? Wer es verstehen, dass, neben der Lehre von der unmittelbar nach dem Tode sich vollziehenden Versetzung in den Himmel oder die Hölle, die andere Lehre von dem am Ende aller Dinge erfolgenden „jüngsten Gericht" einhergeht, zu welchem die Schläfer erst erweckt werden müssen? Ist das nicht ein unlösbarer Widerspruch?

Doch es ließen sich Bücher über diese sonderbaren Unfüglichkeiten schreiben. Um den richtigen Begriff von den alten Anschauungen eines Volkes zu geben, ist es daher vom Standpunkte des wissenschaftlichen Forschers wohl das Beste, die Widersprüche nicht zu tilgen.

Wie es in den meisten Religionen — es sei hier nur an die bei den Hellenen bis zu den Perser-Kriegen dauernde Schlangenverehrung erinnert — treffen wir auch bei den Germanen auf Ueberbleibsel von altem Tierdienst. Die Kimbern führten einen ehernen Stier als Götterbild mit sich. Bei den Deutschen des Tacitus werden die heiligen Eberbilder genannt. Odin erscheint noch als adlerhäuptig. Thor wurde offenbar einst auch als Bär verehrt. Später wurde Petz zu einem dem Donnergotte geweihten Tiere. Bei unserer Perchta und Stempe ist Kuh- und Rossesgestalt noch teilweise nachweisbar. Mit einem Worte: man hat sich bei Religionen stets auf vielerlei Mischungen gefasst zu machen.

Der Gedanke aber, dass Odin der Schöpfer der Welt sei, ist eigentlich ein nach-heidnischer, im Grunde ungermanischer. Den Wissenstrunk holt sich Odin, der echten germanischen Anschauung entsprechend, bei dem Riesen Mimir, weil die Riesen, die ungestalten Naturkräfte, älter sind, als die Götter, daher über den Uranfang der Dinge mehr wissen, als diese. Die Mehrzahl der Götter geht auch zuletzt bei dem großen Weltenbrande und furchtbaren Kampfe unter.

Indessen wollte eben der Verfasser von „Odin und sein Reich" die an einem gewissen Punkte der Entwickelung angelangte Göttersage der Nord-Germanen in ihren Hauptzügen, mit etwas freier Bearbeitung, wiedergeben. Man müsste jede, an den alt-germanischen Gedankenkreis sich anlehnende Dichtung, man müsste also auch Richard Wagners „Ring des Nibelungen", der aus unserem Heldengedicht, unserem Volksbuch, und aus der Edda, mit Wagners eigenen Zutaten, zusammengearbeitet ist, verwerfen, um dem Verfasser des vorliegenden Buches das Recht zu seiner Behandlung des Stoffes zu bestreiten.

Von Wichtigkeit ist es, bei Darstellung des germanischen Glaubens auf den ursprünglichen Gegensatz zwischen Asen- und Wanen-Göttern aufmerksam zu machen. Gleichwie bei anderen Völkern, finden wir bei dem unserigen den Gedanken eines Chaos, eines Ur-Wustes oder Ur-Gemenges; ferner eines den Göttern vorhergegangenen Riesengeschlechtes, welches die rohen Naturkräfte versinnbildlicht; endlich der Entstehung von Göttern und Menschen. Nicht Urheber der Welt sind somit die Götter. Nur an ihrem Ausbau nehmen sie Teil. Was von Odin an einigen Stellen in gegenteiliger Auffassung gesagt ist, muss als christliche Verderbnis der echten Sage betrachtet werden. Niedergeschrieben wurde ja die Edda von christlicher Hand, obwohl in allem Wesentlichen mit getreuer Wiedergabe der heidnischen Ueberlieferung oder dichterischen Ausschmückung.

Zwei Götter-Reihen aber muss man bei den Himmlischen des Germanen-Glaubens klar unterscheiden. Von den zwölf obersten Göttern der Skandinaven sind Odin, Thor, Tyr, Bragi, Hödur, Widar, Wali, Uller und Forsete von asischer Abkunft. Loki stammt von Vaters Seite von den Riesen ab. Dagegen gehören der See- und Schiffergott Niörd nebst seinen Kindern, den Liebes- und Sonnengottheiten Freyja und Freya, ursprünglich dem Wanen-Kreise an. Auch von Heimdall, dem Wächter der asischen Götterburg, der mit seinem Horn das Welt-Ende ankündigt, wird mehrmals gesagt, er sei den Wanen entsprossen.

Die Asen sind allem Anscheine nach ursprünglich Licht- oder Feuer-Götter; die Wanen Wasser-Götter gewesen. Nun meldet die Edda von einem blutigen Kriege, welcher einst zwischen Asen und Wanen stattgefunden, und in welchem die Ersteren nahe daran waren, zu unterliegen. Schon war den Asen der Burgwall gebrochen. Schlachtkundige Wanen stampften das Feld. Odin schleuderte über alles Volk den Speer. Da wurde Mord zuerst in der Welt.

Hier haben wir offenbar einen Religionskrieg, ohne Zweifel hervorgegangen aus entgegengesetzten Ansichten über Welt-Entstehung und damit verknüpfte Auffassungen, Sitten und Gebräuche. Zu den wanischen Sitten oder Unsitten gehörte die Geschwister-Ehe.

Ein Ausgleich wurde zwischen den Kämpfenden zuletzt getroffen. Die Asen gaben den Wanen einen der Ihrigen als Geisel. Ihrerseits stellten die Wanen drei aus ihrem Kreise zum selben Vertragszwecke: nämlich den Seegott Niörd und seine Kinder, Freyr und Freyja. Die Geschwister-Ehe aber war hinfort durch die, wenn auch mit knapper Not, siegreich gewordene Asen-Religion verboten.

Der klare Hinweis auf diesen Vorgang dünkt mir bei allen Behandlungen der germanischen Götterlehre unbedingt geboten. Uns Deutsche berührt die Wanen- oder Wasser-Religion, welche den Ursprung der Welt aus neptunistischen Kräften zu erklären sucht, insbesonders. Unzweifelhaft war diese Glaubensform einst von den früher meeranwohnenden suevischen Stämmen getragen, die an der Ostsee saßen, welche bei Tacitus noch das „Schwäbische Meer“ (Mare Suevicum) hieß. Zum Stamme der Sueven rechnet Tacitus auch die Angeln und Wariner, Vorväter der Engländer, desgleichen die Suionen oder Schweden. Kämpfe zwischen suevischen und anderen nord-germanischen Völkern müssen es also gewesen sein, durch welche der Glaube, wie er uns in der Edda erhalten ist, schließlich mittelst eines Ausgleiches festgestellt wurde.

Dem ganz entsprechend, gehen noch bis zur Stunde im Süden unseres Vaterlandes, namentlich die Donau entlang, merkwürdige Wana-Sagen um. Ebenso treffen wir in mittelhochdeutschen Quellen dort auf viele, mit „Wana“ zusammengesetzte Orts- und Personen-Namen, wie andererseits im Norden, Südwesten und Westen viele Namen aus der Götterbezeichnung „As“ und „Os“ entstanden sind.

Nicht aus einem Guss ist somit die germanische Religion. Odin ist zum Allvater geworden, aber in sein Reich sind Gottheiten von anderer Herkunft aufgenommen — ursprünglich als Geiseln, doch später hohe Macht ausübend.

Neptunisten und Vulkanisten haben sich augenscheinlich in grauer Vorzeit unter den alten Germanen heftig gestritten. Stammeseifersucht und gegnerische Priesterschaft werden das Ihrige dazu getan haben, um den Kriegsbrand zu schüren. Weniger als bei anderen Völkern, haben zwar bei den Germanen die Priester Herrschaft geführt. Doch vergessen wir nicht — was zu oft vergessen wird —, dass zufolge Tacitus (Germ. VII und XI) der deutsche Priester das tun durfte, was den Königen und Heerführern im Kriege nicht zu tun erlaubt war: nämlich einen freien Mann fesseln, selbst schlagen, und über Leben und Tod richten. Der Priester auch eröffnete die Volksversammlungen: er gebot Schweigen zum Beginn der Verhandlungen; ihm auch stand das Recht der Ahndung zu.

Religiösen Verfolgungen, wie sie selbst die Griechen mit dem Schierlingsbecher an Sokrates verübten, begegnen wir bei den heidnischen Germanen in geschichtlicher Zeit nicht mehr. Das ist ein großer Zug an dem Glauben unserer Voreltern. Auf den in vorgeschichtlichem Altertum ausgestrittenen Kampf zwischen der Feuer- und der Wasser-Religion muss aber gebührender Ton gelegt werden, denn wir kommen damit auf die innerste Bedeutung alter Glaubensformen, und das bleibt doch stets das Anziehendste.

Hier mag daran erinnert werden, dass die Ansicht von einem „feuchten Anfang der Dinge“ in der Weltentstehungs-Lehre, der vedischen Inder, der Assyrer, der Hebräer, der Griechen und mancher anderer Völker durchklingt. Die Lehre von dem Ursprunge lebender Wesen, sowohl der Tiere als der Menschen, aus dem Wasser wird da märenhaft oft in einer Weise vorgetragen, dass man an die Häckelsche Auffassung gemahnt wird.

Unter den Griechen wurde die Erzeugung halbgöttlicher Gestalten, und auch menschlicher Wesen, einem Strom, einem See-Stier, einem Gotte zugeschrieben. Der Strom, der Stier, der Gott bilden die aufsteigende Linie oder Staffel einer Anbetung der Naturkräfte, die sich, zur Versinnbildlichung des angebeteten Gegenstandes, allmählich von der Tier- zur Menschengestalt erhebt. Auch der Ahnherr des deutschen Königsgeschlechtes der Merowinger soll ein Wassergeist in Stiergestalt gewesen sein. Er zeugte den Merowech mit einer am Meeresufer schlafenden Königin.

Die germanischen Wasser-Sagen sind von einem Umfange, einer Vielgestaltigkeit, einer dichterischen Schönheit, welche allein schon beweist, wie tief einst die wanische Anschauung in den Gedanken unseres Volkes saß. So hohen Rang nahmen die Angehörigen der den Asen ehedem feindlichen Wanen im nordgermanischen Wolkenschlosse ein, dass Niörd sagen konnte:

> Des Schadens tröstet mich, seit ich gesendet ward
> Fernher als Geisel den Göttern,
> Dass mir erwuchs der Sohn, wider den Niemand ist,
> Der für den Ersten der Asen gilt.

Und für die Richtigkeit der Angabe leistet selbst der Kriegsgott Tyr Zeugnis. Er nennt Freyr „den Besten von Allen, die die Regenbogenbrücke trägt zu des Hohen Hallen.“ Ja, in Skandinavien und Island war einst die Eidesformel üblich: „So helfe mir Freyr und Niörd, und der allmächtige As.“ Zwei Wassergottheiten stehen hier in der Eides-Dreifaltigkeit voran.

Wie lange sich aber die wanischen Anschauungen in Baiern erhielten, dessen Volk großenteils aus rügischem, herulischem, ehemals an der Ostsee wohnenden Stamme ist, das kann man in Gutzmanns trefflichem Werke lesen.

Ich glaube nicht, dass sich der Krieg der Asen und Wanen in ein „Sinnbild der Umwälzungen, die vom Meere her durch anstürmende Fluten, vom Erdreich her durch Erhebungen, Spaltungen und Senkungen bewirkt werden“, auflösen lässt. Auf diese Weise würde sich weder der mittelst Geiseln ge-

schlossene Ausgleich, noch auch das Verbot der bei den Wanen gestatteten Geschwister-Ehe erklären. Das deutet vielmehr auf geschichtliche Vorkommnisse, auf religiöse Gegensätze, in welch' letzteren wiederum naturwissenschaftliche Ansichten stecken, welche ihrerseits mit bestimmten Volkssitten zusammenhängen.

Eine gewisse slavische Schule hat die Wanen zu Wenden machen wollen, so dass unsere heidnische Liebesgöttin zur Wendin würde. Der Unsinn liegt auf der Hand. Wana, im Sinne von Wasser, geht durch das ganze asiatische und europäische Sprachgebiet, von dem vedischen Schrifttum angefangen bis nach Shetland hin.

Ein Wortverzeichnis nebst Erläuterungen ist dem Hahn'schen Werke beigefügt. Treffend wird darin in Bezug auf Balder bemerkt:

„Dass außer mythischen Einflüssen andere, namentlich christliche, für den Balder-Mythus nicht mitwirkend gewesen sind, wird durch die Einfachheit und Durchsichtigkeit aller sinnbildlichen Wendungen bezeugt, vor allen der charakteristischen: des Anteils der Erdgöttin an dem Ereignis; der Mistel, als Hindeutung auf die während des Sommers heranwachsende Winterskraft; der Beteiligung Höder's, des Wintergottes; der Unbeweglichkeit Ringhorns, als Hindeutung auf die Sonnen-Stillstandszeit im Sommer; der Erinnerungsgaben Balder's und Manna's an Odin und Frigg, als Hindeutung auf den Blüten- und Fruchtschmuck der Erde, der auch dem Herbst noch eigen ist; des Weinens aller Wesen um den dahin gegangenen Balder, als Hindeutung auf die Regenzeit, die dem Eintritt des Winters vorangeht. (S. meine Edda.)“

Diese Worte gehen tatsächlich gegen Bugge und Bang.

Ueber manche Erklärungen der in der nordischen Götterlehre vorkommenden Namen werden die Ansichten auseinandergehen. Für viel wahrscheinlicher brachte ich die Herleitung von Loki's, des Feuergottes, Name aus einer mit „Lohe“ zusammenhängenden Wurzel, als von loki, geschlossen (Englisch: locked). Den Fenris-Wolf halte ich, seinem Wesen und der so vielfach das Wasser oder den Sumpf andeutenden Silbe „fen“ entsprechend für den Wasser-Brüller (Englisch: to roar = brüllen). Die Erklärung „im Gehege“ scheint mir nicht zutreffend.

Walhall wird in dem Verzeichnisse, — wie dies so vielfach geschieht — als Wahl-Halle erklärt, in der Odin mit seinen Erwählten verkehrt: nämlich mit den gefallenen Helden. Bei den „Walküren (val-kyria siehe Walhall),“ heißt es: „Schlachtenjungfrauen, Tod bringende Wesen.“

Hier gestehe ich, einer von der gewöhnlichen Ansicht abweichenden Meinung zu sein. Sollte man die Schlachtjungfrauen wirklich in doppelter Wortbezeichnung als Wahl-Wählerinnen bezeichnet haben? Das Wort „val“ hat im Nordischen vielerlei Bedeutungen. Val-brad ist im Isländischen = Wildpret. Val bedeutet ferner: „wälsch“. Valr ist = rund, eiförmig. Val heißt auch: die Wahl. Die hier einschlägige Wurzel geht durch das Gothische Deutsche, Dänische und Schwedische, durch das Alt-Englische und das mundartliche Nord-Englische im Sinne von „Wahl“.

Valr bedeutet indessen andererseits „die Erschlagenen“ oder „den Leichenhaufen“; Angelsächsisch: wael oder walre. Im Angelsächsischen finden wir walan (Englisch: wales oder weals; vergleiche unser: Schwinge, Englisch: wing); schwach, Englisch weak; im Sinne von: **Schwielen, welche durch Hiebe hervorgebracht sind.** Valr (wahrscheinlich, wie das „Isländisch-Englische Wörterbuch von Cleasby und Vigfusson sagt, eine Abkürzung von val-hankr) bedeutet einen Aas-Habicht (carrion-hawk).

Sollte dies Alles nicht darauf hinweisen, dass val, in der Zusammensetzung von Walhalla (valhöll), wirklich und Wörtlich die Todten-Halle meint, wo die unter Schwerteshieb Gefallenen, Niedergehauenen, gewissermaßen blutige Schwielen und Schrammen Tragenden wohnen, dass also die Wal-Küren, auch der Wortableitung nach, Todten-Kürerinnen, nicht Wahl-Wählerinnen, Kür-Kürerinnen sind: was doch gewiss eine auffällige Wiederholung wäre? Wir schreiben ja auch jetzt mit Recht: die Walstatt, das Feld. wenn es sich um das Schlachtfeld handelt — nicht: Wahlstatt oder Wahlfeld.

So oft wird in neuerer Zeit von denen, welche kein tieferes Verständnis für die alte Geschichte des großen teutischen Stammes haben, eine ungehörig scharfe Scheidung zwischen Skandinaven und Deutschen gemacht, dass Alles, selbst das Kleinste, was auf den früheren engen Zusammenhang weist, stets dem Leser, zumal dem weniger in der Sache Bewanderten, vor Augen gehalten werden sollte. So gleich bei Odins Namen. Er ist nicht ausschließlisch skandinavisch. Wnotan, Wodan, Godan, Wotn, Wod, Wut, Waud, Wan, An und noch manche andere Bezeichnungen sind alles deutsche Namen des Gottes. In „An“ ist der Mitlauter bereits abgefallen. Aber auch in unserem „Oden-Wald“ und in „Odenheim“ haben wir offenbar die sogenannte nordische Form vollkommen erhalten.

Der mit Friesen durchmischte fränkische Stamm unseres Volkes, welcher sich weit nach Süden hinaufschob, hat mundartlich bis zu dieser Stunde Vieles erhalten, was enge Berührung mit friesischer und skandinavischer Zunge einer- und andererseits mit englischer Sprache zeigt; denn unter den Engländern ist mehr Friesen- und Frankenblut, als die Meisten wissen.

Halten wir dies im Auge, so empföhle es sich gewiss, bei allen Worterklärungen solche gemeinsame Bezüge hervorzuheben; zumal wo sogar das Schriftdeutsche den Anhalt bietet. So, wenn Gangleri, ein Beiname Odin's, als „Wanderer“ erklärt wird,

sollte „Gänger“ vorangestellt werden. Bei der Erklärung der Giallarbrücke (giallar-brû) als der „Tönensbrücke“, und des Giallarhorns als des „Tönenshorns“, ließe sich das deutsche „Gellen“ (vergleiche Nachtigal, Englisch: to yell) anführen. Bei dem Kriegsgotte Tyr (unserem Tiu oder Ziu), von welchem der Dinstag*) seinen Namen trägt, wäre daran und an die alemannische Benennung „Zischtig“ (Zius- oder Zies-Tag) zu erinnern. Und so weiter.

Damit sei Werner Hahn's Buch dem allgemeinen Leserkreise bestens empfohlen. Es wird denen vor Allem, welche der großartig und dichterisch erdachten Naturreligion des germanischen Volkes bis jetzt noch nicht gebührende Aufmerksamkeit gewidmet haben, als ebenso handliche, wie Genuss spendende Einleitung dienen und hoffentlich Manchen zur Beschäftigung mit den Quellen anregen.



The life and letters of Elisabeth Prentiss.

By the Rev. G. L. Prentiss DD.
London, Hodder & Stoughton.

Wiederum ein Werk, das den Lebensgang einer amerikanischen Schriftstellerin giebt, deren Werke, von Marie Morgenstern teilweise übersetzt, bei uns einen großen Leserkreis gefunden haben, ohne dass die Presse Notiz von ihnen genommen. Elisabeth Prentiss war die Gattin eines Geistlichen der anglikanischen Kirche und war die Tochter eines solchen. Ihre Wiege stand auf einem Boden, den der Eifer altpuritanischer Gesinnung gefestigt hatte und die Blüten, die er zeitigte, richten ihre Kronen stets himmelwärts. Was die Welt bietet, hat für diese Klasse von Leuten nur den Reiz einer Versuchung, der sie widerstehen müssen, um ihrer Kräftigung willen das Endziel zu erreichen, das Ruhen in Gott.

Sie wurde am 26. Oktober 1818 in Portland, in der Provinz Massachusetts geboren, einer schön gelegenen Hafenstadt, wo viele der ersten Ansiedler ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Auch Longfellows Vorfahren befanden sich hier. Sie war von acht Kindern das fünfte, und sehr zart geartet, der besondere Liebling eines Vaters, den sie abgöttisch liebte. Als sie ihn in ihrem achtzehnten Jahre verlor, trat der erste große Schmerz in ihr Leben und an seinem Grabe stehend, richtete sie an sich die Frage: „Bin ich denn in Wirklichkeit auch eine Christin?“ Um diese Frage drehte sich von da an ihr ganzes Denken und Tun, und die innerliche Heiligung ihres Wesens wurde ihr nie ruhendes Bestreben, bis der Tod sie abrief, der Tod, den sie ersehnte, obwohl sie eine glückliche Gattin und Mutter von fünf Kindern war, die sie Alle zärtlich liebten. Es war das die Folge ihrer Jugenderziehung, der ersten Eindrücke, die ihr zart besaitetes Gemüt mit einem Sehnen nach Vollendung und einem Glücke — that passes all understanding, erfüllte, vor der jede irdische Neigung zurücktrat.

Ihr Vater, Mr Payson, war ein ausgezeichneter Mann, und ebenso war es ihr Gatte, Mr Prentiss. Ein Pfarrer sieht viele Menschen, sein Haus ist allen Unglücklichen geöffnet, die Frau des Pfarrers hat die Aufgabe zu helfen und zu trösten, wie und wo sie kann. Elisabeth war dazu gern bereit und erfüllte in ganzem Umfange alle Pflichten ihres schönen Berufes. Sie war nicht reich, aber der Sparsame vermag stets zu geben. Als ihr Gatte später nach New-York als Pfarrer versetzt ward, verbesserten sich auch ihre Einkünfte, und froh bewegt erzählt sie von dem Glücke, das es ihr und den Ihrigen gewährt, ein Stückchen Land kaufen und ein Häuschen bauen zu können, wo sie während der heißen Sommermonate, im eigenen Heim, Erfrischung suchen könne. Freilich kamen diese Mittel auch teilweise von dem Honorar, das ihre Schriften bereits erzielten.

Wann sie eigentlich angefangen zu schreiben, das wusste sie vielleicht selbst kaum. Sie schrieb auch nicht regelmäßig, sie schrieb nur, wenn sie von einem Stoffe ganz erfüllt war und sich davon losmachen musste. Dann floh sie an ihren Schreibtisch und säumte nicht, bis das Ganze fertig war, das dann in Form und Stil so mustergültig ausfiel, dass es keiner Korrektur noch Reinschrift bedurfte.

Sie las viel und dachte viel, war mit der deutschen und französischen Litteratur vertraut und kannte die besten Autoren ihrer Muttersprache. Ehrgeiz war es nie, was sie zum Schreiben führte, sondern der Wunsch, zu nützen, womit sie vor sich selbst dies Hinaustreten an die Oeffentlichkeit entschuldigte, das ihrem bescheidenen Sinne und ihrer frommen Richtung widerstrebte.

Ihr erstes Werk war: „Little Susy's six birthdays 1853“. Dann kam: „Only a Dandylion.“ — „Henry and Bessie.“ — „Little Susy's six teachers.“ — „Little Susy's little Servants.“

Diese drei letzteren Erzählungen wurden in England nachgedruckt und mit 30000 Exemplaren abgesetzt.

Dann folgte „The flower of the family“, das in Frankreich mehrfach nachgedruckt wurde und unter dem Titel „La fleure de la famille“ fünf Auflagen dort erlebte. In Deutschland wurde es von Marie Morgenstern „Die Perle der Familie“ betitelt.

Peterchen und Gretchen ist eine Uebersetzung aus dem Deutschen. Dann folgte: „Der kleine Prediger“ — „Kleine Fäden“ — „Was der kleine Lou sagte und tat“ — „Fred, Maria and me“ — The

*) Wann wird man endlich aufhören: „Dienstag“, „Donnerstag“, „Samstag“ zu drucken, als ob der Dinstag vom Dienen und von einem unbegreiflichen „stag“ seinen Namen trage? Darnach müsste man ja auch „Halstuch“, statt Halstuch, „Eistopf“, statt Eistopf, „Rindstaufe“, statt Kindstaufe und so weiter schreiben.

old brown Pitcher", wurde 1868 auf Wunsch der Temperance Society geschrieben. Darauf kam 1869 „Stepping Heasenware", das einen ungeheueren Erfolg errang, nicht nur in allen Ländern, wo das Englische gesprochen wird, sich verbreitete, sondern auch in verschiedene Sprachen übertragen ward, in Deutschland vier Auflagen erlebte, von Tauchnitz gebracht ward, in Frankreich unter dem Titel „Marchant vers le ciel" erschien und sehr beliebt ward.

Elisabeth Prentiss schrieb nach dem Erscheinen dieses wunderbaren Buches noch manche sehr gute Erzählung; allein ihr Ruhm konnte sich darüber hinaus nicht steigern. Sie selbst aber wurde von diesem Erfolge innerlich nicht berührt, ihr Trachten blieb nach wie vor das Jenseits. — Auch traten ihre Pflichten als Frau und Mutter nie vor dem Beruf der Schriftstellerin zurück, den sie, als solchen, nicht anerkannte. Ihr war er nur ein Mittel, das der Zweck heiligte. Sie war und blieb die einfache, treue Hausfrau, die sorgende Mutter. Wir finden sie im Hause waltend, in der Küche beschäftigt, ihre Blumen begießend, im Garten tätig Hand anlegend. Sie sieht auch Gäste an ihrer Tafel und setzt ihnen vor, was sie gern essen. Sie ist fröhlich mit den Fröhlichen, und voll Teilnahme für alles Leid. — Die Themata zu ihren Erzählungen entnahm sie dem warmen Leben, und wob daraus ein Panacee gegen bittere Erdensorgen. Ist es die Aufgabe des Weisen, sich von der Erde loszulösen, und jene Freiheit des Geistes zu erringen, die den Himmelsschlüssel trägt, so ist sie derselben gerecht geworden, ohne dem Irdischen eine finstere Miene gemacht zu haben. Ihr schönes beispielvolles Leben sollte daher in weitesten Kreisen gekannt sein. Von ihr kann jede Frau lernen, wie sie leben, und auch wie sie sterben soll; die Schriftstellerinnen aber, durch welchen Bildungsgrad, durch welche Vertiefung der Stoffe, welches Studium der Menschen und ihrer Schicksale, sie jenen Lorbeerkranz um ihre Stirnen legen können, nach dem sie oftmals mit so verfehlten Mitteln greifen. Denn der Pegasus ist ein recht abgetriebener Gaul, sobald er sich von Reminiszenzen nähren muss.

Uns aber ist es eine Erquickung zu gewahren, wie das geistige Element, das die alten Puritaner über den Ozean in die Neue Welt trugen, dort eine Saat gereift, die fort und fort ihre Blüten zu uns herüber sendet und uns an Goethes Wort erinnert: „Die goldene Zeit, sie war so wenig als sie ist; allein — die Frauen, als Vertreterinnen idealer Lebensanschauungen, bringen sie zurück, sobald sie es nur ernstlich wollen."

Wiesbaden. Amely Bölte.



Der Dilettetantismus in der Litteratur.

Noch wichtiger fast als selbst die Tat
Ist Klarheit über Ziel und Pfad.

Die deutschen Schriftsteller haben sich in ihrer Fachzeitung vielfach und sehr ausführlich mit der Frage beschäftigt, wie dem litterarischen Dilettantismus zu steuern sei. Dabei hat es mich mit wachsendem Staunen erfüllt, zu sehen, in welchem Sinne alle an der Debatte Beteiligten das Wort „Dilettantismus" gebraucht haben. Ich kenne fast jede Stadt Deutschlands durch wiederholten Besuch, aber weder in Ost oder West, noch in Süd oder Nord habe ich das Wort „Dilettant" jemals in einem anderen Sinne brauchen hören, als dass es Jemand bezeichnete, der zu seinem Vergnügen eine Kunst oder ein Handwerk als Nebenbeschäftigung ausübte. Es ist ja richtig, dass für eine solche Tätigkeit die Bezeichnung „Dilettantismus" keineswegs eine korrekte ist, denn nicht nur der sogenannte Dilettant, sondern auch jeder ästhetisch fühlende Mensch „delektiert" sich an der Kunst; der wahre Künstler aber in viel höherem Grade als alle Anderen. Mithin ist jeder Kunstfreund, besonders aber jeder Künstler, ein „Dilettant". Aber den bisherigen Begriff rechtfertigt doch eine wenigstens teilweise Richtigkeit; geradezu unerklärlich jedoch ist es, dass man dem Worte einen Sinn unterschiebt, den bisher Niemand damit verband und der auch nicht die entfernteste Verwandtschaft mit dem ursprünglichen Begriffe hat. Denn „Dilettantismus" stammt nach Johann Christian August Heyse vom lateinischen delectare, ergötzen, laben, würde also wohl am treffendsten mit „Labung", in unserem Falle also mit „Labung durch Litteratur" zu verdeutschen sein; die in der Sache zum Wort gekommenen Schriftsteller aber haben, als wäre es durchaus selbstverständlich, das Wort „Dilettantismus" nur gebraucht, um damit „Schundschreiberei" zu bezeichnen! — Und ebenso wird ganz unbedenklich alle „Schund-Litteratur" dem Dilettantismus in die Schuhe geschoben! Das aber ist eine gewaltige Ungerechtigkeit, denn unsere Berufs-Schriftsteller produzieren allermindestens eben so viel „Schund", wie die Dilettanten, und wer mit offenen Augen und Ohren und ohne Selbstvergötterung durch die Welt geht, der begegnet nur allzu oft kläglichen, von Berufs-Schriftstellern, -Künstlern und -Musikern fabriziertem „Schund", wird aber eben so oft Dilettanten, d. h. Personen, welche zu ihrem Vergnügen eine Kunst ausübten, finden, deren Leistungen, wenn sie auch nicht gerade das Höchste erreichen, doch wahrhaft Erfreuliches bieten und die Leistungen von allermindestens einem Drittteil aller „Künstler" derselben Branche nicht unwesentlich überragen.

In jedem Handwerk giebt es Künstler, die meisten sogenannten „Künstler" aber sind und bleiben Handwerker. Und die, welche am wenigsten echte

Künstler sind, die schreien am wütendensten über den Dilettantismus, — aus dem einfachen Grunde, weil sie am wenigsten im Stande sind, mit demselben zu konkurrieren.

Muss denn alles nicht „Höhere“ immer gleich „Schund“ sein?

Die „Deutsche Schriftsteller-Zeitung“ hat einen Preis ausgesetzt für den besten Plan zur Bekämpfung des Dilettantismus. Ich bin der Ueberzeugung, dass derselbe wohl bekämpft, nie aber besiegt oder gar beseitigt werden kann, und das klägliche Ergebnis der Preisausschreibung ist ein Beweis dafür, wie wenig Aussicht auf einen günstigen Erfolg der Kampf gegen Dilettantismus und „Schundschreiberei“ bietet.

Soll das wirklich vorhandene Uebel überhaupt bekämpft werden, so ist die Hauptsache, dass man in den dabei maßgebenden Tatsachen klar sehe.

Welche Tatsachen drängen sich uns da zunächst auf?

Zuerst die, dass die weitaus meisten Berufs-Schriftsteller über „Elend“ klagen und die Hauptschuld daran dem „Dilettantismus“ zuschreiben.

Schön! Untersuchen wir das ein wenig! Ist die Klage gerechtfertigt? Ja! Worauf basiert nun diese erdrückende Uebermacht der „Dilettanten“? Auf den großen Vorteilen, welche sie den Verlegern bieten. Warum bieten die Berufs-Schriftsteller nicht gleiche Vorteile? Weil ihnen die dazu absolut nötigen Geldmittel fehlen.

Und dagegen wäre gar nichts zu machen? Nein, unbedingt nein, so lange es kein Mittel giebt, durch welches wohlsituierte Personen verhindert werden können, Romane, Novellen, oder was ihnen sonst beliebt, zu schreiben, auf ihre Kosten drucken, auf ihre Kosten durch Buchhändler vertreiben, auf ihre Kosten durch die Zeitungen in den Himmel heben zu lassen.

Und durch welches Mittel sollen denn die Verleger verhindert werden, Arbeiten von Berufs-Schriftstellern abzulehnen und den Markt mit Dilettanten-„Schund“ zu überschwemmen?

Können wir es den Verlegern wirklich verargen, wenn sie Arbeiten ablehnen, für die sie Honorar zahlen müssten und deren Berufs-Verfasser für den Absatz so gut wie gar nichts tun können, während die Dilettanten nicht nur die Arbeit honorarfrei liefern, sondern auch den Druck bezahlen, in den meisten Fällen einen großen Teil der Exemplare kaufen und in ihren weiten Bekanntenkreisen eifrigst für den Absatz der übrigen wirken?

Solcher Dilettanten aber giebt es Hunderte, und die Verleger haben die beliebige Auswahl unter ihnen!

Und wenn solch ein Dilettant in dieser Weise ein Paar dem Geschmack des großen Publikums zusagende Arbeiten auf seine Kosten veröffentlicht und für glänzende Rezensionen gesorgt hat, dann ist sein Name bekannt, die Verleger bieten ihm Honorar, er widmet sich ganz der Feder und . . . ist Berufs-Schriftsteller!

Und ist es denn wirklich so ganz zweifellos, dass die bösen Buchhändler sich immer nur „Schund“ für ihren Verlag aussuchen? Sollte nicht etwa der größere Teil all' der Schund-Litaneien auf der Geschichte vom fremden Splitter und eigenen Balken basieren? — Oder ist etwa ein fühlbarer Mangel an Selbst-Verehrung im Kreise der Berufs-Schriftsteller zu Tage getreten? — Sollte nicht ein Körnchen Wahrheit in der oft gehörten Behauptung liegen, dass die seit Jahren herrschende Epidemie des Größenwahns und Unfehlbarkeitsdünkels, dieser „Tournüre“ der „Männerwelt“, in keinem andern Stande so furchtbar grassiert, als in dem von der Feder?

Wo sind denn all die Meisterwerke der Berufs-Schriftsteller, welche den „Schund“ ersetzen sollen? Sind denn die Herren, die so flott mit der Schmeichelei „Schund“ um sich werfen, so sicher, dass nicht auch ihre „Meisterwerke“ von der großen Mehrzahl der Berufs-Kollegen, besonders von ihren sogenannten „Freunden“ als „Schund“ bezeichnet werden?

Und nun eine Hauptfrage: Wer soll denn über den litterarischen Wert der Leistungen zu Gericht sitzen?

Wollen wir in selbstmörderischer Verblendung nach Einführung der Zensur schreien? Und zwar nach einer Zensur, die viel mörderischer sein würde, als je vorher eine gewesen?! Denn die früheren verboten doch nur das ihnen gefährlich Scheinende, die neue aber soll Alles verbieten, was nach ihrer Ansicht nicht „hinreichenden litterarischen Wert“ besitzt! Kann etwas für die Litteratur Gefährlicheres erdacht werden?

Und dann: Sollen zu entscheidenden Zensoren Berufsautoren eingesetzt werden? — Nehmen wir dazu unsere berühmten, oder unsere „weniger gelesenen“, oder gar unsere vom „Schriftsteller-Elend“ heimgesuchten Kollegen? Wer bezahlt ihre aufreibende Tätigkeit? Kann man überhaupt einem mit dem Herzen arbeitenden Schriftsteller so viel zahlen dass er das Produzieren aufgiebt, um Tag ein Tag aus fremde Arbeiten zu lesen? Arbeiten, wovon mindestens 75 Prozent wirklicher „Schund“ sind?! Und wie steht es denn mit der Antwort auf die hochwichtige Frage, ob es genügend viele absolut neidlose Kollegen giebt? Sollten nicht diejenigen Schriftseller Recht haben, die seit einem Menschenalter behaupten, dass in keinem Stande so viel Neid und Missgunst herrscht, als in dem ihrigen?

Und wer soll denn das Lese-Publikum zwingen, den Dilettanten-„Schund“ zu meiden und sich nur an dem „Höheren“ der Berufs-Schriftsteller zu delektieren?

Ich bin fast überzeugt, dass das überhaupt nicht zu ermöglichen ist. Der von der „Deutschen Schriftsteller-Zeitung“ preisgekrönte Herr ist anderer An-

sicht; muss aber doch zugeben, dass es „nur nach und nach“ auf pädagogischem Wege geschehen könnte. Zunächst müsse es bewirkt werden, denn die Schule könne am gründlichsten helfen.

Untersuchen wir das ein wenig. Die überwiegende Mehrheit unserer Knaben und Mädchen besucht die Volksschule, und soweit da Zeit für Litteraturunterricht erübrigt werden kann, ist er schon jetzt ausschließlich den klassischen Dichtungen gewidmet; ein Mehreres aber verbreiten die Anforderungen, welche die rauhe Wirklichkeit des Lebens an die Kinder des Volkes stellt. Und leider würde ein Mehr auch Nichts nützen, denn in den höheren Lehranstalten geschieht viel mehr für die klassische Litteratur, und das Resultat ist ein noch viel schlimmeres, denn dort erwachsen ja nicht nur alle Berufs-Schriftsteller, sondern auch alle Dilettanten und Dilettantinnen.

Nach Anführung mehrerer anderer durchaus unpraktischer Mittel zur Bekämpfung des Dilettantismus meint dann der preisgekrönte Herr Schmidt, dass es vor Allem gelte, den Mann für die höhere Litteratur wieder zu gewinnen. Schön. Aber wie denn? Herr Schmidt meint, durch energische Verbreitung klassischer Dichtungen. Jawohl! Schenkt sie Arbeitern, Kutschern, Gesellen etc. (Geld geben diese Männer nur für demokratische Zeitungen aus); sie werden sie mit Dank annehmen und, sobald es ihre Zeit erlaubt, sich wirklich daran „delektieren“. Aber dem sogenannten „gebildeten“ Manne, um den es sich doch eigentlich hier handelt, ist mit „Höherem“ absolut nicht beizukommen. Denn der „gebildete“ Mann „muss“ jede freie Stunde benutzen, um möglichst viele Seidel zu vertilgen, mehrere Zeitungen zu lesen, am Stammtisch den Staat zu retten, hauptsächlich aber Skat zu spielen. Und von hundert Männern, denen diese unerläss- lichen und unaufschieblichen Pflichten noch Zeit lassen, Belletristisches zu lesen, nehmen neunundzwanzig das Buch nur zur Hand, um sich „nach des Tages Sorgen und Mühen“ „zu zerstreuen“, „zu erholen“, „das Gehirn zu entlasten“ und zu alle dem vermögen sie weder „Höheres“ noch „Tieferes“ irgend- wie zu verwenden. Wie und wodurch soll also „der Mann“ gewonnen werden? Ich weiß kein Mittel!

Aber würde denn, selbst wenn wir „den Mann“ gewönnen, dadurch wirklich dem Dilettantismus gesteuert werden? — Wer ermöglicht es denn den Buchhändlern, mit der wertlosen, sowohl von Berufs-Schriftstellern als von Dilettanten fabrizierten Schablonen-Waare brillante Geschäfte zu machen, während die Verleger der besten Erzeugnisse die größte Vorsicht und angestrengteste Tätigkeit entfalten müssen, um nur auf die Kosten zu kommen? Wer? Unsere Feminina!

Die Wiedergewinnung des Mannes könnte vielleicht, aber auch nur vielleicht, den gediegenen Werken zu Gute kommen, dem Dilettantismus „steuern“ würde sie sicherlich nicht; denn auf den „Geschmack“ der Feminina würde sie nicht den mindesten Einfluss haben.

Wir sind stets bereit, die bösen Buchhändler zu verdammen; aber muss denn nicht der Buchhändler, wenn er nicht Dilettant sein, d. h. zum Vergnügen und mit Geldopfern verlegen will, sich nach dem „Geschmack“ des Publikums richten? Und leben wir denn etwa in einer Zeit des guten Geschmacks? Wollen wir denn gewaltsam vergessen, dass in allen Dingen mehr als neunzig Prozent aller Konsumenten dem schlechten, schlechtesten und allerschlechtesten Geschmack huldigen und höchstens zehn dem mehr oder minder guten? Wollen wir uns vermessen, demselben Geschmack, der der „Tournüre“ huldigt, d. h. so korrumpiert ist, dass er, um sich „schön“ zu machen, sich ein höchst lächerliches, hässliches und unsittliches Ding anhängt, durch irgend ein bis jetzt noch absolut unbekanntes Mittel so zu heben, dass er allen Dilettanten-„Schund“ meidet und nur noch die Meisterwerke der Berufs-Schriftsteller konsumiert?

Und wollen wir denn gewaltsam vergessen, dass sich unter hundert Lesern nichtwissenschaftlicher Werke mindestens neunzig Feminina befinden, und dass von diesen neunzig mindestens zehn nur Obscöna lesen, während die andern achtzig mit demselben krankhaften Heißhunger und mit derselben an Blödsinn grenzenden Hartnäckigkeit, mit der sie sich alle Auswüchse der Mode aufladen, auch die blutigsten Küchen-Romane verschlingen und in Güte absolut nicht zu bewegen sind, irgend etwas „Höheres“ zu lesen?

Die ungeheuere Mehrheit unserer Feminina, jene erdrückende, unheimlich wachsende Majorität Derer, mit den sämmtliche Götter in hoffnungslosester Vergeblichkeit kämpfen, ist der unerschütterliche Grundbau, auf dem der Riesentempel der triumphierenden Dutzendwaare in stolzer Sicherheit tront und voll mitleidigen Hohnes auf alle Angriffe herniederblickt!

Facit: Wir haben auch nicht einen Schimmer von Hoffnung, dass wir in absehbarer Zeit ein Mittel zur Schwächung oder gar zur Unterdrückung des Dilettantismus finden werden, und darum würden alle ferneren deshalbigen Schmerzensschreie nur Zeitvergeudung sein, welche rings um uns her eine keineswegs wünschenswerte Heiterkeit zur Folge haben müsste.

Sollte diese Klarheit keinen Wert für uns haben?

Ebenso gewiss aber, als wir dem Dilettantismus Nichts anzuhaben vermögen, ebenso gewiss ist es, dass wir den für die Verfasser wirklich guter Werke daraus erwachsenden Schaden wenn auch nicht ganz beseitigen, so doch erheblich mildern könnten. — Wie? Nun, auf die einfachste Weise von der Welt: Wir bringen alle, oder doch die meisten Berufs-

Schriftsteller, natürlich mit strengstem Ausschluss aller „Dilettanten“, unter einen Hut, was doch bekanntlich ganz leicht ist. Dann gründen wir Genossenschafts-Verlagsanstalten, was ja auch nicht allzu schwer sein kann. Dann wählen wir aus der großen Zahl derjenigen der Autoren, welche den Buchhändlern an praktischem Blick und praktischer Entschlossenheit überlegen sind, die allerpraktischsten zu Direktoren der Anstalt. Ebenso wählen wir aus der großen Zahl der absolut neidlosen und unparteiischen Schriftsteller etwa vierzig der urteilsfähigsten, welche Kommissionen zu bilden haben, die alle eingereichten Arbeiten aller Mitglieder sorgfältig prüfen und alle brauchbaren der Direktion zum sofortigen Verlag überweisen. Sobald ein Werk in Druck gegeben, ist jedes Mitglied verpflichtet, mit demselben Eifer, den es jetzt für seine eigenen Werke entfaltet, für das Werk des Kollegen in allen seinen Kreisen, besonders aber durch die ihm befreundeten Zeitungen Propaganda zu machen und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für den Absatz zu wirken. Wer ein so verlegtes Werk „Schund“ nennt, der wird schimpflich ausgestoßen. —

Nicht wahr, wer nicht gerade ultrapessimistisch angehaucht ist, der wird doch zugeben müssen, dass bei der sprichwörtlich gewordenen Neidlosigkeit und dem ebenso sprichwörtlich gewordenen praktischen Blick der Berufs-Schriftsteller, sowie bei deren dito sprichwörtlich gewordenen wohlwollenden Anerkennung der Leistungen Anderer dies die einfachste Weise von der Welt sein würde, um dem Uebel abzuhelfen?

Ich meines Teils bin fest überzeugt, dass in demselben Maße, in welchem das gegenseitige Wohlwollen, das feste, treue Zusammenhalten der Berufs-Schriftsteller wächst, und in demselben Maße, wie sie praktisch werden und Arbeiten liefern, für welche der Verleger Käufer zu finden hoffen darf, in demselben Maße werden auch die Klagen über den bösen Dilettantismus nachlassen.

Berlin. Leo Mücke.



Der moderne Realismus und seine Stellung in der Weltlitteratur.

Von Edgar Steiger (Leipzig.)

(Schluss.)

IX.

Diese litterarische Emanzipation der Massen, wenn ich mich kurz so ausdrücken darf, hatte aber für die neue Dichtung noch eine andere heilsame Folge. Sie befreite den Dichter aus dem Bann gesellschaftlicher Vorurteile und zertrümmerte mit einem Schlage die große Kulturlüge in der Litteratur.

So lange nämlich der Dichter sein Auge fast ausschließlich auf die Gesellschaft der sogenannten Gebildeten gerichtet hielt, war ihm der unbefangene Blick in die Tiefen des Lebens versagt. Die Menschen, unter denen er lebte, waren gute Schauspieler, die selbst der Sünde ein kleidsames Mäntelchen umzuhängen wussten. Die Worte, die er hörte, waren schöne Lügen, und die Leidenschaften, die er sah, teils geheuchelt, teils im Keime erstickt und zu scheinbar sanften Gefühlen herabgeschraubt. Das Herz war zum willigen Diener des berechnenden Verstandes geworden: an die Stelle der Sittlichkeit war der gesellschaftliche Anstand, an die Stelle der Tugend das Liebenswürdige, an die Stelle des Lasters das Unschickliche getreten. Aber diese große Lüge gab sich so unbefangen, so selbstverständlich und liebenswürdig, dass Jeder, der sich allzulange in ihrer Atmosphäre bewegte, an sie glaubte.

Was Wunder also, dass auch unsere Dichterlinge diese erheuchelten Tränen, diese verlogenen Tugenden, diese rührungsselige Lasterhaftigkeit für baare Münze nahmen und als volle Wahrheit in ihren Romanen und Novellen verherrlichten! Die deutsche Novellistik hatte es glücklich so weit gebracht, dass sie den gesunden Mannessinn anekelte und ihre Heimstätte auf dem unreifen Boden der höheren Töchterschule suchen musste. Und konnte es anders kommen, wenn aus dem Leben die Unnatur in die Dichtung drang, wenn Schicklichkeit und Anstand als Grundgesetze der Poesie galten, wenn man die furchtbare Wahrheit der Lebensgegensätze verschwieg, um einer durch und durch verlogenen Gesellschaft zu schmeicheln?

Das Versteckspiel mit der Sünde, wie es die große Welt so vollendet in Szene setzt, hat in der Dichtung, die ein Spiegel der Wahrheit sein soll, keine Berechtigung. Und doch waren es gerade die sogenannten Poeten, denen für die gewaltigste, herrlichste und furchtbarste Macht, die das Menschenleben beherrscht, für den wilden Trieb nackter Sinnlichkeit, der von Homers Helena bis zu Goethes Faust in aller wahren Dichtung eine bedeutsame Rolle spielt, jedes Verständnis zu mangeln schien. Einer tugendheuchelnden Chansonette gleich verbargen sie sich hinter dem frommen Vorhang einer erlogenen Sentimentalität und zeigten nur für Augenblicke dem lüsternen Zuschauer eine entblößte Schulter oder eine nackte Wade. Das Gift, das der wahre Dichter seinem Publikum in geschliffener Krystallflasche deutlich sichtbar, aber verschlossen vorzeigt, träufelten solche Jammerseelen insgeheim als Würze auf den süßlichen Kuchen, den sie ihren Kunden zum Essen vorsetzten.

So hatte man denn wirklich das Unmoralische, dem man in völliger Verkennung der poetischen Aufgabe erst ganz aus dem Weg gegangen war, schließlich zu einer ständigen Eigenschaft der Dichtung selbst gemacht. Denn wenn irgendwo, so bewährt sich eben in der Litteratur der Satz, dass

Unwahrheit und Unsittlichkeit immer Hand in Hand gehen. Ebenso wahr bleibt aber auch der andere, dass die schönste Lüge nur ein kurzes Leben hat und schließlich von der schlichten Wahrheit entlarvt wird.

Und diese schlichte Wahrheit nannte sich dieses Mal kurzweg Realismus.

Hatte dieses echte Kind des modernen Geistes schon von vornherein die Neigung verraten, auf alles bloß Angelernte und Ueberlieferte zu verzichten und sich streng unter die Zucht des wirklichen Lebens zu beugen, so wurde ihm die große Aufgabe, die es sich gestellt, durch den klaren Blick in das innerste Geheimnis des heutigen Weltkampfes wesentlich erleichtert. In jenen Massen, deren Bedeutung sich ihm zum ersten Mal in ihrer ganzen Tiefe erschlossen hatte, erblickte es die Triebfedern menschlichen Lebens in unverfälschter Form und ungebrochener Kraft. Der Einzelmensch des niederen Volkes hat es noch nicht gelernt, sich selbst zu belügen. Die Leidenschaft schüttelt ihn, reißt ihn empor oder wirft ihn zu Boden. Das urwüchsige Fühlen ist hier noch von keiner aus Büchern erlernten Sentimentalität angekränkelt. Die Sinnlichkeit übermannt Beide, Mann und Weib, wie ein Dieb in der Nacht, und sie versuchen es nicht, den wilden Naturtrieb mit idealen Phrasen zu verbrämen. Dem Dichter treten hier noch ganze Tugenden und ganze Laster entgegen, und jene Zwittergebilde der Kultur, die zur Heldentat wie zum Verbrechen zu schwach sind, jene moralischen Ungeheuerlichkeiten, die bloß aus Gründen des Anstandes tugendhaft leben, erweisen sich ihm jetzt klar und deutlich als das, was sie sind, — als Schein und Lüge.

Freilich heißt es hier, unerschrocken die Nachtseite des Lebens ins Auge fassen und in die schwarzen Abgründe der Menschenseele hinabsteigen, von denen sich der zartbesaitete Kulturmensch schaudernd abwendet. Es heißt, Verzicht leisten auf jene Schönfärberei, die dem beschränkten Bildungsphilister so poetisch vorkommt. Es heißt, rücksichtslos die Wahrheit aufdecken und dem Hässlichen und Furchtbaren seinen gebührenden Platz im Ganzen der Dichtung erobern.

Dass es bei dieser berechtigten Reaktion gegen die konventionelle Modelitteratur nicht an Ausschreitungen fehlen würde, konnte man voraussehen Und wirklich gerieten junge Heißsporne, denen die saft- und kraftlose Sentimentalität der sogenannten Idealistenschule ein Gräuel war, in einer krankhaften Originalitätssucht auf den ganz verrückten Gedanken, dass der moderne Realist um jeden Preis das Hässliche, Gemeine, Schamlose der verkommenen Menschennatur hervorkehren müsse. Sie lachen gleichsam selbstbefriedigt, wenn sie im Blut waten, mit Zoten um sich werfen und im Straßenkot sich wälzen. Allein solche Brutalitäten richten sich selbst; denn jede Absichtlichkeit, ob sie nun den Schein kraftstrotzender Leidenschaft oder genialer Rücksichtslosigkeit erwecken will, zerstört den wohltuenden Eindruck der echt künstlerischen Naivetät.

Mit dieser marktschreierischen Kraftheuchelei aber haben die wirkliche Kraft und die wirkliche Leidenschaft Nichts gemein. Und wo fänden diese einen weiteren Spielraum zur Entfaltung aller ihrer Triebe, als in der Welt des modernen Realismus?

Hier bietet sich dem Dichter eine lebensvolle Wirklichkeit, wie sie vielseitiger, abwechslungsreicher und einheitlicher nicht gedacht werden kann. Hier mag der Romanschreiber sein vielmaschiges Netz über das Groß- und Kleinleben der modernen Gesellschaft werfen und den ganzen unbegrenzten Gesichtskreis des Welttreibens mit epischer Behaglichkeit umspannen. Hier kann der Lyriker die ganze tolle Gedankenhast und Gefühlsjagd unseres raschlebigen Geschlechtes, die Weltlust und den Weltüberdruss des Kulturmenschen, wie der Notschrei des Armen, den Fluch des Proletariers und die Verzweiflung des Freudenmädchens zum kurzen Liede oder zum objektivierten Stimmungsbilde gestalten. Hier bieten sich dem Tragiker Konflikte von hoher menschlicher Bedeutung und Katastrophen von niederschmetternder Wucht, in denen sich der ganze Himmel und die ganze Hölle der Menschenseele erschließen muss. Und hier endlich schauen wir die Widersprüche des Lebens in grellster Beleuchtung, Hoheit und Gemeinheit, Weisheit und Torheit in buntester Mischung, so dass der Komiker nur die Hand auszustrecken braucht, um die reifen Früchte vom Ast zu pflücken.

Allüberall, wohin wir blicken, ist Poesie.

Sollten wir uns täuschen, wenn wir von der großen Zeit auch einen großen Dichter erwarten?



Litterarische Neuigkeiten.

„Cyllene." Historische Erzählung von Henry Sneyd. Ins Deutsche übertragen von Ludmilla Reynolds. 2 Bände. Verlag von S. Schottländer in Breslau. Dieser Roman schildert die letzten welterschütternden Kämpfe des aufsteigenden Christentums mit dem versinkenden Heidentum im alten Rom in den gewaltigsten Zügen, ohne dass jedoch die Behandlung des kulturhistorischen Elements das sensationell Unterhaltende des Romans beeinträchtigte. Der Verfasser, tiefer Kenner der alten Kulturgeschichte und Dichter zugleich, hat es mit großer Kunst verstanden, den zwar gestaltenreichen und hochdramatischen, aber für die Romanform doch etwas spröden Stoff so mit frischem Leben zu durchhauchen, dass auch Leser mit geringer Geschichtskenntnis und mit heißer Begier nach stark wirkenden realistischen Darstellungen sich gefesselt fühlen werden.

Edouard Simon: „L'Empereur Guillaume et son Règne." — Paris, Paul Ollendorff. 1887. Dieses, im Juni vorigen Jahres zum ersten Male herausgegebene, sachlich tüchtige und politisch wie wissenschaftlich dankenswerte Werk, das inzwischen auch mit Ausmerzung einiger unrichtiger Stellen ins Deutsche übersetzt worden ist, erschien dieser Tage in vierter Auflage. Wir wünschen dem vortrefflichen Werke noch recht vielmal eine Wiederholung dieses für Verfasser und Verleger gleichfreudigen Ereignisses.

„Das Fräulein von Bressier." Roman von Albert Delpit. Autorisierte Bearbeitung von Max von Weißenthurn. Verlag von S. Schottlaender in Breslau. Ohne die Empfindungen des deutschen Patriotismus im Mindesten zu verletzen, gewinnt in diesem Werke der beliebte französische Romancier auch die Herzen der deutschen Leser. Er stellt uns ein Stück des bis zur heftigsten Leidenschaftlichkeit entflammten politischen Lebens von Paris zur Zeit des gewaltigen Ringens im Jahre 1871 vor Augen, aber in die inneren Gegensätze dieses öffentlichen Lebens mischen sich alsbald die heißesten Konflikte der Herzen, welche das Verhängnis mit dämonischer Macht zu einander zieht und doch unbarmherzig von einander reißt. In jedem Nerv gespannt, folgt der durch die Schicksale der Hauptgestalten des Romans in Mitleidenheit gezogene Leser den verdeckten Fäden der Handlung, welche durchaus farbenreich und lebenvoll geschildert ist, und erst am Schlusse durch eine fast unverhoffte Lösung dem tiefbewegten Herzen des Lesenden die Genugtuung gewährt, dass im Leben stets das rein menschliche Interesse, wenn es sich um die idealen Güter handelt, über die festesten Parteigrundsätze siegt, dass die reine Herzensliebe stärker ist als der eingefleischteste Hass.

A. L.: „Ein Arzt." Erzählung. Leipzig, H. Haessel. „Ein Büchlein, das Eingang sucht in das Heim des Arztes und in das Heim jeder Familie, welche Töchter in die Welt zu schicken hat. Er erzählt wahrheitsgetreu von dem Edelmute des besten Freundes einer jeden Familie, des Arztes, und von der Gefahr der Tochter, welche ohne Liebe in die Ehe tritt. Das Buch will vor Zerstörung des Lebensglückes bewahren und dasselbe erhöhen. Möge ihm beides gelingen." So ungefähr sagt der empfehlende Verleger, der hiermit durchaus das Wahre getroffen hat. Die Mutter Dorotheas hat es schwer gebüßt, dass sie ihr Herz betrog, in dem sie aus edlem Mitleid einem guten aber prosaischen Kaufmann ihre Hand zum Bunde fürs Leben zu reichen verspricht, die sie ihm nicht mehr entziehen will, auch als sie noch vor der Veröffentlichung der Verlobung am Abend desselben Tages erkennt, dass sie nicht den Erwählten, sondern seinen Freund, den Arzt, liebt. So siecht sie in leidenschaftloser, liebloser Ehe dahin, nicht einmal volles Glück in ihren Kindern findend, welche fröhlich heranwachsen. Nachdem einige ergreifende Zwischenfälle sie gelehrt haben, dass sie immer noch den durch ihre voreilige Verlobung unglücklich gewordenen, aber edel verzeihenden Freund, den Arzt, liebt, stirbt sie, den Freund bittend die Tochter vor gleichem Unglück zu schützen, wie sie es betroffen hat. Wie dies der Doktor durch Erzählung seines Schicksals vermocht hat, indem er Dora von der Verbindung mit Marinette zurückhält, was sie alsdann dem ihr weit zusagenderen Dr. Hellwald zuführt, das behandelt dieses mit großer Einfachheit und Innigkeit geschriebene Büchlein, das manche reizend geschriebene Episode enthält, wie z. B. die, deren Heldin die alte Haushälterin des Professors Nienstorm, Frau Bentmann ist. — Ihr Jungfrauen hütet Euch vor dem verhängnisvollen „Ja", das Euch fürs Leben bindet. Gebt es nicht, bevor Ihr Euch überlegtet, ob die Eigenschaften gute und bleibende sind, die Euch an den fesseln, der Euch mit ernsten Absichten naht. Ihr Eltern, macht es wie dies Buch, indem Ihr Euere Töchter zu urteilsvollen Wesen erzieht, die dermaleinst in eigner Sache sicher urteilen und sich vor lebenslänger Reue bewahren können. Wie Ihr Eltern es anzufangen habt, dass Euere Töchter bei dieser Erziehung zur Urteilskraft nicht poesielose, trocken philosophierende und alles zerlegende Phantastinnen werden, das lehrt Euch das Büchlein nicht, kann es Euch auch nicht lehren, was Euer Herz Euch sagen muss. Fesselt durch Liebe und Vertrauen Eure Kinder an Euch, dass sie, wenn die ernste Zeit der ersten Liebe kommt, vertrauensvoll sich Euch nahen, dann werdet Ihr, ein zweiter Professor Nienstorm, die Neigung Eures Kindes leiten können, in dem Ihr der blinden Liebe die wachgerufene Urteilskraft entgegenstellt. — Möge das in bester Absicht, verständnisinnig und fesselnd geschriebene Büchlein seinen Weg finden in recht viele Häuser, die es sicher bald zu Freunden haben wird.

Eugène Spuller: „Figures disparues. Portraits contemporains litteraires et politiques." — Paris, Félix Alcan. 1887. Die gelegentlich des Todes der besprochenen Persönlichkeiten als Nekrologe veröffentlichten Arbeiten sind früher schon einzeln in den Spalten der „République Française" erschienen und zeugen von der streng republikanischen Gesinnung des Verfassers, der aber, abgesehen von dieser seiner Anspruchsweise, überall mehr und objektiv zu sein gesucht hat. Der Name Spuller stellt den Wert des Inhalts und der Form sicher. Für Freunde der französischen Politik und Litteratur ist das Buch sehr zu empfehlen.

Erschienene Neuigkeiten.

„Voltaire und die französische Strafrechtspflege im achtzehnten Jahrhundert." Ein Beitrag zur Geschichte des Aufklärungszeitalters von Eduard Hertz. — (Stuttgart, Ferdinand Enke.

„Anleitung in sechzig Minuten Kunstkenner zu werden", von Otto von Leixner. Vierte Auflage. — (Berlin, Brachvogel & Ranft.)

„Aus der Jugendzeit." Sammlung echter deutscher Kinderlieder alter und neuer Zeit zusammengestellt von Dr. G. A. Saalfeld. Mit Abbildungen von L. Ritter, St. Bürkner, L. Venns und L. Werkmeister. — (Danzig, Franz Axt.)

„Die Geschichte der Erde" von E. A. Roßmäßler. Vierte Auflage. Vollständig umgearbeitet, mit neuen Illustrationen versehen und auf den Stand des heutigen Wissens gebracht von Dr. Th. Engel. Lieferung 3/6. — (Stuttgart, Otto Weisert.)

„Denkmäler des klassischen Altertums" von A. Baumeister. Lieferung 45. — (München, R. Oldenbourg.)

„Die drei Fragen Kants" von Dr. H. Remundt. — (Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung.)

„Studien zur Aelfricschen Syntax." Ein Beitrag zur altenglischen Grammatik von Dr. Bernhard Schrader. — (Jena, Hermann Pohle.)

„Er schlägt sich nicht." Schauspiel in fünf Aufzügen. — (Wien, R. Löwit Buchholz.)

„Die Lösung der sozialen Frage." I. Teil. Der Rassen-Ursprung der gesellschaftlichen Frage von Otto Bütow. (Im Verlage des Verfassers Kolberg.)

„Am Dünenstrand der Ostsee." Zwei Teile. I. „Die Seebäder Pommerns." II. „Rügen und seine Seebäder." Von Adolf Kohut. — (Berlin, Lavaranz.)

„Bunte Blätter" von Carl von Beust. — (Vevey, B. Benda.)

„Zum Brand der Komischen Oper in Paris." Wie schützt man die älteren Theatergebäude am besten gegen Feuersgefahr — wie beugt man in ihnen möglichst einer Panik vor? Wie baut man die Neuzeit? Eine zeitgemäße Studie von Franz Gilardone, Verfasser des „Handbuches des Theater-, Lösch- und Rettungswesens." Mit vielen Plänen und Textillustrationen. — (Hagenau im Elsass, Selbstverlag.)

„Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge, zweite Serie, Heft 7/8. Heft 7: „Die höfische und romantische Poesie der Perser" von Prof. Dr. H. Ethé. Heft 8: „Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien" von Gustav Diercks. — (Hamburg, J. F. Richter.)

„Deutsche Zeit- und Streitfragen." Herausgegeben von Fr. von Holtzendorff. Heft 5/6: „Volkserziehung und Staatspädagogik" von H. Keferstein. — Hamburg, J. F. Richter.

„Alt-England" von Adolf Drennecke. — (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.)

„Faxenfriede uffen Dichterferde." Schkizzenklage von seinem Freinde August Bäbchen. — Leipzig, F. Reinboth.

„Collection of british authors" (Tauchnitz Edition) Band 2479 hat zum Inhalte „Little Lord Fauntleroy" by Frances Hodgion Burnett. — (Leipzig, Bernhard Tauchnitz.)

„Gedanken über Nationalökonomie, Politik, Philosophie" von Armand de Diffret. — Heidelberg, Carl Burow, vormals G. Weiss'sche Universitätsbuchhandlung.

„Vers" von Johannes Jorgensen. — Kopenhagen, P. Hauberg & Komp.

„Der Humor im Buchhandel." Ein Vademecum für „lustige und traurige Buchhändler". II. Auflage. — (Augsburg, B. Schmidsche Buchhandlung.)

„Eines Lyrikers Chronik" von Georg von Oertzen. — (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

„Deutschlands Kolonien und Kolonial-Politik" von Kematmüller. — Temesvar, Ramel & Reitzer.

„Der Nachbar im Osten." Sein Land, seine Leute und sein Leben einst und jetzt in einer Reihe von Bildern dargestellt von Dr. Arthur Fränkel. — (Hannover, Helwingsche Hofbuchhandlung.)

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.



Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)
Soeben erschien:

Briefe eines Arztes

an eine junge Mutter.
Von **Dr. Wilhelm Plath.**
Sechste verbesserte Auflage herausgegeben von
Dr. med. **Aug. Rossmann.**
8. Gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 3.75.

☛ Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Von der roten Erde.

Westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen
von
Otto Weddigen.

Preis elegant brochiert 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Der „Litterarische Merkur“ sagt darüber folgendes:

Das neue Buch des bekannten Autors „Von der roten Erde“ wird demselben zu seinen alten Freunden und Verehrern viele neue hinzugewinnen.

Die westfälischen Dorfgeschichten, welche dies neue Werk enthält, sind so charakteristisch und so feinsinnig dabei, daß nicht nur die Kinder der roten Erde, deren Interessen dieselben freilich am nächsten liegen, sondern alle gemütvollen Leser ihre helle Freude daran haben werden.

Die Erzählungen sind durchweg gut erfunden und ebenso kraftvoll, als gedankenreich durchgeführt, die Charaktere reizvoll entwickelt.

Ganz besonders hervorheben möchten wir „Das Schmuggelliesdien von der Weser“, bei welchem die Naturliebe des Verfassers in anmutiger Weise zu Worte kommt, und das „Dorfbärbel“, mit der geschickt in die Handlung verflochtenen Schilderung der westfälischen Sitten und Gebräuche.

Auf manchem Weihnachtstische haben diese „Dorfgeschichten“ freudespendend geprangt; unter manchem Tannenbaum haben sie den Weihnachtsjubel vergrößert. Wir geben ihnen zu ihrer ferneren Fahrt den Wunsch mit, daß sie den Namen ihres Verfassers ruhmreich weit über die Westfalengaue hinaus tragen mögen.

☛ **Höchstinteressante Neuigkeit!** ☚

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch **jede Buchhandlung** zu beziehen:

„Aus der Wilhelm-Strasse.“

Erinnerungen eines Officiösen.

Inhalt:

1. Bismarck und seine Collegen.
2. Aus der Gründerzeit.
3. Eine Episode aus dem Kulturkampf.
4. Bismarck interviewt.
5. Bismarck und seine Untergebenen.
6. Bismarck und die Presse.
7. Aus Kissingen.
8. Bismarck und der Antisemitismus.
9. Am Pariser Platz.
10. Le feuille de M. de Bismarck.
11. Aus dem englischen Botschafter-Hotel.
12. Fürst Bismarck und das Parlament.
13. Kongress-Plaudereien.

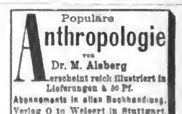
Höchst elegante Ausstattung. 20 Bogen stark.
Preis: **M. 5** geheftet, in Lnwd. gebd. M. 6.50, in Hlbfz. gebd. M. 8.—.
Richard Eckstein Nachf., (Hammer & Runge) **Berlin, S.W., Friedrichstr. 214.**

Soeben erschien in unserem Verlage:

Das Hünenmal.

Ballade von **C. H. F. Possell,**
für eine Singstimme
mit Begleitung des Pianoforte
componiert von
August Reiser.
Op. 85. Preis M. 3.
Verlag von **Ed. Bote & G. Bock,**
Königl. Hofmusikhandlung in Berlin.

Populäre
Physiologie
von
Dr. S. Rahmer
erscheint reich illustriert in Lieferungen à 50 Pf.
Abonnements in allen Buchhandlung.
Verlag Otto Weisert in Stuttgart.



Unentbehrlich für Haus und Schule!
Erd- und Himmelsgloben, Tellurien und Planetarien in 8 Grössen und 17 Sprachen. Bei allen grösseren Buchhandlungen zu haben.
J. Felkl & Sohn,
Lehrmittelanstalt in **Roztok** bei **Prag.**
Illustr. Preiskourants gratis und franko.

Die
Geschichte der Erde
von
E. A. Rossmässler
erscheint in vierter Auflage von
Dr. Th. Engel
umgearbeitet in reich illustrierten Lieferungen à 50 Pf.
Abonnements in allen Buchhandlung.
Verlag Otto Weisert in Stuttgart.

Eine zeitgemässe Litteraturgeschichte
zu ermässigtem Preise!
Brandes, G., Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. 5 Bde. eingeleit. u. übers. v. **Ad. Strodtmann** u. (Bd. 5) von **W. Rudow.** 2. Aufl. 1886. Eleg. broch. **Früherer Preis 29 M. jetzt 18 M. Eleg. geb. 23 M.**

Dieselben einzeln:
I. Emigrantenlitteratur. Statt 4½ M. für 3 M.
II. Romant. Schule in Deutschl. Statt 4½ M. für 3 M.
III. Reaction in Frankreich. Statt 4½ M. für 3 M.
IV. Naturalismus in England. Byron etc. Statt 7½ M. für 4½ M.
V. Romant. Schule in Frankreich. St. 8 M. für 5½ M.

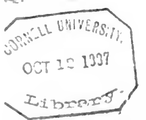
Dieses berühmte Werk ist allen denen zu empfehlen, welche einer **freien Richtung** in Kunst und Wissenschaft huldigen.
H. Barsdorf, Buchhandlung in **Leipzig.**

L. Zander's Buchhandlung in Leipzig
gegründet 1852
empfiehlt sich zur Besorgung von Büchern in allen Sprachen, sowie zur Einrichtung ganzer Bibliotheken.

Einbanddecken

zum **„Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“** in reicher Goldprägung sind per Semesterband zu
1 Mark 20 Pfg.
durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 40. Leipzig, den 1. Oktober. 1887.

Inhalt:

Ist Leidenschaft Poesie?

Von Emil Mauerhof.

Wir wollen das Land entdecken, aus dem die holdeste Trost-, Glück- und Gnadenspenderin des Menschengeschlechtes zu uns herniederstieg — ihr Woher, und nach dem Woher noch ihr Warum. Nach dem Ursprunge der Poesie wollen wir forschen!

Doch ehe wir in dem schönen Eifer ein vielleicht noch unentdecktes Land zu erkunden, gar zu eilig auseinanderstieben, ehe wir vereint oder getrennt die Wiege der huldvollen Göttin bald am Ganges, oder am Nil, auf der Spitze der Ararat, oder zu den Füßen des Olympos zu suchen beginnen, schenken Sie mir einen Augenblick Gehör. Bevor wir an die Forschung gehen, lassen Sie mich Ihnen von einem Funde erzählen.

Vor einer Reihe von Jahren war's, dass ich während der nebligen Wintermonate mit weißen und auch vergilbten Blättern des britischen Museums in London vielfach vertraute Freundschaft schloss. Wer befände sich je in der gastfreiesten Bücherei der Welt und türmte nicht ungehindert und ungescholten Schätze auf Schätze vor den entzückten Blicken auf! Mich quälte gerade der Hang zur Grübelei: Gründe für dies und jenes, Gründe für so mancherlei Erscheinungen auf unserem ewig rollenden Gestirne, Gründe für des eigenen Herzens Neigung und sein leidvolles Glück zu finden. Was Wunder! und doch Wunders genug — denn von je hasste ich, was nach Staub und Moder roch — dass ich eine altersgraue Handschrift mit gedehnten Fingern auseinanderzog, um alsdann in stillen Gedanken auf die zerfetzten Blätter niederzustarren. „Die Poesie, eine Tochter" — das war die Inschrift auf dem halb erhaltenen Titelblatte; darunter „Gregorius". Hatte Jemand das Fehlende einst abgerissen? war es verwest, ohne fremde Willkür zerfallen? die andere Hälfte war für immer verloren gegangen! Von wannen? aus welcher Zeit die Handschrift stammte? ich stehe an mich darüber zu äußern — auch ist das von wenig Belang! sicher dass sie von einem Manne, vielleicht gar aus einem Kloster kam. Doch wenn ich auch hierüber nur vermuten kann und darum besser schweige, so ist doch der Inhalt des Büchleins da, in manchem Worte unleserlich — es ist wahr! und manchmal auch lückenhaft, aber im Gedankengange zu verstehen und zu ergänzen, und diesen Inhalt will ich Ihnen in unser geliebtes Deutsch so modern wie möglich zu übersetzen versuchen.

Gregorius schreibt:

„Menschheit und Natur sind einander feindselige Gewalten. Zwar drängt ein jeglicher Mensch zur Natur, und dürfte er, wie er wollte, so wäre er Natur; aber die Gesellschaft gebietet ihm Halt und der Mattherzige unterwirft sich bedingungslos den Gesetzen der letzteren: Natur gilt für Barbarei, Unnatur für Kultur.

Es ist wahr, die Gesellschaft handelt im Selbsterhaltungstrieb. Täten sich die Schwächeren nicht zusammen, um sich im gemeinsamen Verzicht auf ein volles Ausleben zum wenigsten ein Scheinleben und den unentbehrlichsten Rest natürlicher Rechte zu retten, so würde ihnen einzeln und im ganzen

der Ueberkräftige selbst die Notdurft des Daseins rauben und sie herrisch an den Siegeswagen seines Willens ketten. Aber die Gesellschaft bedeutet Unnatur, und nur die Natur fördert Kultur.

Die Gesellschaft, in ihrer frühesten Gestalt ausschließlich das Geschöpf der Furcht und des Neides, erhebt die Sorge um die eigene, gemeinste Lebenslust und um die eigene ungestörte Bequemlichkeit des Daseins zu dem einzig begreiflichen Ziele der Menschlichkeit. Es ist ein niederträchtiger Schwindel, die Gesellschaft selbst hat das Bewusstsein davon. Gleichwohl geschieht's. Jedem, der sich ihrem Umkreise nähert, zwingt sie das Bekenntnis zu ihrem scheußlichen Aberglauben auf, und wer sich ihr widersetzt, den belegt sie unnachsichtlich mit Acht und Bann. Damit ein Jeder sich sein redliches oder auch unredliches Teil von den zahlreichen Weltgerichten mit nach Hause nehme, mindert sie die kräftigeren — guten oder bösen — Triebe aller zu einem unschuldigen Maße, wütet gegen etwaigen Trotz, lächelt geschmeichelt zur schalkigen Heuchelei und feiert ihren höchsten Triumph, wenn sie das ganze Menschengeschlecht, scheinbar ausnahmslos, den Gang über die Erde im Gänsemarsche antreten lässt. Wie man sie auch immer benennen mag, — nichtig, flach, dürftig, feig, niedrig, gemein, falsch, lügnerisch, heuchlerisch — immer ist sie alles dieses von Grund aus und nichts als dieses. Jede Spur von Adel ist ihr entgangen, seitdem sie schon bei ihrer Geburt die Größe verfluchte.

Mit dieser Unnatur des Daseins und ihrem durchaus künstlichen Wesen steht das stolze Walten der freien Natur im ewigen Kampf. Tyrannischer und erbarmungsloser als je ein erträumter Gott verlangt der jeweilige Modegötze der Gesellschaft von allen ohne Unterschied Halsung unter das gemeine Joch: aber die Gottheit in der Natur widersteht. Wie sich diese letztere auch teilen oder verkörpern mag, ob sie hier als guter, dort als böser Dämon wirke, immer ist sie in trotziger Auflehnung gegen die gesellschaftlichen Gewalten, sie beugt sich nicht, sie unterwirft sich nie: sie muss jenes und kann dieses nicht, weil eben ihr Wesen göttlich ist; sie mag in ihrer zeitlichen Erscheinung gefangen, gebunden, gekreuzigt, verbannt, erschlagen werden, aber sie wechselt nur die Gestalten und ersteht von neuem, denn sie ist ewig, sie war früher als jede Gesellschaft, und überlebt die letzte. Doch! göttlich und ewig wie die Natur immerhin ist, ihre geweihten Sendboten erliegen einzeln fast immer dem wildentfesselten Hasse der zahllosen Widersacher — erliegen um so sicherer, je weiter sie sich im reinen Drange von der gemeinsamen Niedertracht entfernen. Dass sie unbestechlich bleiben wollten und so in einer Welt des Handels und der Käuflichkeit auch bleiben — dieses unsühnbare Verbrechen gegen die Gesellschaft müssen sie unabänderlich mit der Freiheit oder mit dem Leben bezahlen. Nur wenn die Natur in zürnender Laune in einen der Sendlinge alle Ueberfülle einer dämonischen Bosheit ergießt und so ausgerüstet vor die rachsüchtigen Sklaven tritt, erzittern diese Letzteren vor dem infernalischen Urbilde des eigenen Wesens, tänzeln sogar zeitweilig in frechem Stolze unter den Sporen des gewalttätigen Bändigers, um sich seiner zuletzt ebenso wie aller früheren zu passender Stunde in dem Schlamme allgemeinen Neides zu entledigen. Teuflisch oder heilig, verrucht oder göttlich — beides erfährt die gleiche Schätzung, den gleichen Hass, denn die Gesellschaft duldet kein anderes als das gemeine Maß; und lediglich mit ihrer Selbsterhaltung beschäftigt, würde die letztere die Menschheit für ewig in den dumpfen Zustand des tierischen Lebens bannen, wenn nicht die erbarmungslose Tyrannei, mit der sie jede freie Regung der Natur verfolgt, den flammenden Aufruhr selbst in die eigenen Reihen trüge.

Zahllos sind die Heerschaaren, über welche die Unnatur gebietet; eine Hand voll Getreuer umschließt das Lager der Natur: dass die letzteren überwältigt werden, ist ihre Bestimmung und der Beginn ihres göttlichen Berufes. Denn jetzt erst! geächtet, verbannt, geknechtet, gefoltert, eingekerkert, verfolgt, öffnet die so gemisshandelte Natur zum ersten Male ihre Lippen zu einem Schrei der Qual und der Lust. Hätte ihnen die Gesellschaft den ungehinderten Genuss eines reichen Erbes auch nur bis zur Hälfte zugebilligt, möglich, dass sie halbverstummt den Unwillen über den schnöden Gewaltakt in zornigem Geflüster gedämpft hätten: aber in ihrem Willen bis auf die Befriedigung der gemeinsten Notdurft herabgedrückt, rufen sie die ganze Welt zu Zeugen ihres schmählich verkümmerten Rechtes auf, leiden und klagen; leben nur noch, indem ihre Einbildungskraft sie der leeren Wirklichkeit entrückt und ihnen in einer Welt des prangenden Scheines Stillung der verschmachteten Triebe gewährt. So hallen denn die Wände ihres Kerkers wieder von den Lauten der Sehnsucht, die leidenschaftlich ihr verlangendes Herz bewegt: die Mauern, welche sie beengten, schwinden, die Ketten, welche sie fesselten, fallen ab; und trunkenen Sinnes ergeht sich, von jeder Zeitgewalt befreit, in ihren selbstgeschaffenen Räumen die dämonische Natur. Hier ist sie ganz glücklich, hier ist sie selbstherrlich, hier schaltet sie einzig nach eigenem Ermessen, hier wird jede Begehr erfüllt: und wie sie vorher gestorben wäre, hätte sie ihre Qual allein tragen müssen, so ruft sie jetzt auf der Höhe ihres Daseins in die lauschenden Winde das Bekenntnis ihres Glückes hinein. Die Gesellschaft vernimmt es, aber die stumpfsinnige Masse bleibt ungerührt: so sehr ist diese bereits ihrer natürlichen Bestimmung entartet, dass sie den elementaren Ruf der Leidenschaft wie eine Posse verlacht; nur! die sich einst heuchlerisch oder unwillig dem herrischen Geheiße der Unnatur fügten, heben langsam das Haupt und sinnen den Tönen nach. Die sich ehedem

trotzig beugten — sie trifft das Lied des Dichters wie die Offenbarung eines unverhofften Heiles: was sie selbst lautlos in sich, schmerzlich und stetig gehegt, was geheimnisvoll in der eigenen Seele schlief, sieht sich auf einmal entdeckt, hat endlich herrlichste Gestalt gewonnen und jubelnd drücken sie an das Herz, was ihres Lebens Trost und Balsam ist! Jene hingegen, die vormals in niedrigem Eigennutze schmeichlerisch die wuchtige Tatze des Gewalthabers streichelten und zu streicheln fortfahren — auch sie hören die Botschaft, auch sie verstehen dieselbe, aber nur um sie bewusst misszuverstehen, nur um auf die frühere Verleugnung jetzt die Schmähung zu häufen, und mit jener schamlos gespielten Begeisterung, welche das Kennzeichen des abtrünnigen Verräters ist, die wohl erkannte Unnatur als ein Ideal und die reinste Natur als eine Verzerrung auszuschreien. So verbindet sich zuletzt die geschändete Natur mit der frechsten Unnatur, um in Täuschung und Lüge den Kreuzzug gegen die ehemalige abgeschworene Gottheit wie im Leben, so in der Kunst zu predigen. Der Messias unterliegt — die Ideale währen — währen zur alleinigen, ewigen Genugtuung aller in Treue ausharrenden Jünger. Denn jene mögen wohl, im allmählichen Wirken, um der Gesellschaft rohe Gestalt das duftig schimmernde Gewand einer feineren Gesittung zu weben: das Wesen der letzteren bleibt unveränderlich. Nach wie vor schaut sie mit demselben unversöhnlichen Grimme auf eine jede Regung einer göttlichen Natur — und hasst, während sie Wohltaten empfängt. Immer von Neuem wiederholt sich dasselbe Schauspiel, derselbe Kampf: die Natur lebt nur, um zu leiden und kann nur leben, indem sie verzweifelnd aus der Wirklichkeit in das Reich ihrer Ideale flüchtet. So gebiert das Leid die Kunst."

Hier endet Gregorius, und indem ich es jetzt versuche, jenen verstümmelten Titel zu einem vollen zu ergänzen, es unternehme, „die Poesie eine Tochter des Leids" zu benennen, habe ich Alles getan, was mir noch zu tun übrig blieb und bin, soweit es den Ursprung dieser Kunst angeht, mit meiner Untersuchung desgleichen zu Ende. Doch nein, nicht ganz zu Ende! denn eines erübrigt noch: die Vorstellungen unseres Unbekannten zu erörtern und dieselben gegen alle Missverständnisse sicher zu stellen.

Man wird von der Wahrnehmung überrascht gewesen sein, dass sich nach Gregorius die Dichtkunst ausschließlich in den Händen des natürlichen Menschen befindet? In der Betrachtung dieses Denkers entsteht kein Streit zwischen naiven und empfindsamen Dichtern: er scheint nur die ersteren zu kennen.

Ein Spaßvogel hat einmal für den Wesensinhalt der Poesie die drei Eigenschaften: wahr, gut und schön — in Anspruch genommen. Aus dem kurzweiligen Scherze ist mit der Zeit ein tiefgefühlter Ernst, und es sind jene drei Begriffe das Dogma der kunstliebenden Gesellschaft geworden, in dem mit unsäglichem Behagen vornehmlich diejenigen zu schwelgen pflegen, welche selbst am allerweitesten davon entfernt sind: wahr, gut und schön zu sein.

Der poesiebedürftige Mensch verlangt die Wahrheit und nichts als diese — in einer Form allerdings, die ihn genießen lässt und sein seelisches Bedürfnis stillt.

Man schaue ein wenig in der Welt umher, und man wird mit Erstaunen erkennen, wie wenig der gesellschaftliche Mensch der Dichtkunst benötigt.

Dem weitaus größten Teile des Menschengeschlechtes dienen die Schöpfungen der Kunst lediglich als Zerstreuung; sie sind ihm ein Zeitvertreib wie alle übrigen Arten gemeinsamer oder auch einsamer Vergnügungen, sind ihm gleichwertig mit Tanz, Kartenspiel, Jagd, Bierklub, oder Kaffeegesellschaft, sind ihm mit einem Worte nichts mehr und nichts weniger als eines der mannigfachen Auskunftsmittel gegen die Langeweile. Ja noch mehr! Man gewähre der genusssüchtigen Gesellschaft die Möglichkeit, frei in Geschmack und Neigung, nach eigener Wahl die öde Zeit ihres Daseins zu tödten und man wird erleben, dass in der Schätzung der Allermeisten die Poesie tief unter Würfeln, Rudersport, Radfahren und ähnlichen Dingen steht; und dass, wo man sich gleichwohl zu ihr gelegentlich herablässt, dies nur in Ermangelung von etwas Besserem geschieht, und weil nach einem alten Erfahrungssatze der Wechsel selbst in den leersten Zerstreuungen noch immer ergötzen soll. Von dieser Allgemeinheit scheint die erkleckliche Zahl jener eine erfreuliche Ausnahme zu bilden, welche, wie man meint, den besten Teil ihres Lebens der oft beneideten Aufgabe widmen, allen Erscheinungen in der Litteratur mit Eifer nachzuspüren, dieselben dem großen Publikum zu übermitteln und mit einer Hingabe ohne Gleichen dem Hehrsten in der Kunst die weiteste Verbreitung zu schaffen suchen. Die Ausnahme ist nur scheinbar. Sehen wir diesem so verheißungsvollen Treiben ganz auf den Grund, so bleibt von der köstlichen Annahme nur der blöde Wahn zurück. Die Einen treiben es als Geschäft, die Andern treibt die Eitelkeit. Wie es Nichts auf Erden giebt, mit dem sich nicht nutzbringend handeln ließe, und um so nutzbringender für den Handelsmann selbst, so lange die Gesellschaft es nicht für angemessen befunden hat, den besonderen Geschäftsbetrieb nach Bedingungen und Aufsicht zu regeln, so pflegen sich auch in diesem verantwortungsfreien Berufe alle Diejenigen mit Vorliebe einzustellen und zusammen zu schließen, die noch ungebunden durch irgend welches Vorurteil der Ehre, des Gewissens und der Gesetze auf dieser allen Arten des Handels zugänglichen Bahn für ihre Sucht nach Aufsehen und Gewinn den lohnreichsten Tummelplatz erblicken. Und ähnlich wie die knechtischen Seelen dienen und kriechen müssen, gleichviel wo und vor wem, aber ganz und aus dem Vollen dort erst, wo dem Freien der Atem ausgeht — in der stickigen Hofluft aufzuatmen vermögen, dort erst aufblühen

und stolzieren, da über ihre gähnende Nichtigkeit der Glanz eines Höheren fällt, sie täuschend umflimmert und sie so mehr scheinen lässt, als sie sind — so sammeln sich auch um die Fürstentrone der Kunst jene armseligen Schächer der Litteratur, die nichts aus eigenen Mitteln sind und je zu sein vermögen, aber sich einbilden, Etwas zu sein und dies sich auch einzureden verstehen, wofern sie nur die große Zehe der Dichterkönige küssen. Man gebe den Ersteren, wie den Letzteren die Gelegenheit, in gleich leichtfertiger und ausgiebiger Weise ihren täglichen Heißhunger zu stillen und ihrer unsterblichen Eitelkeit zu fröhnen, und die, welche soeben noch keusch wie die Jungfrauen der Vesta auf dem Herde der Göttin das heilige Feuer der Ideale zu hüten vorgaben, werden im nächsten Augenblicke schon eilig die Flamme löschen, wenn ein wohlgenährter Merkur mit jenem Lächeln, wie es so unnachahmlich nur an der Spree gedeiht, ihnen heiß und verführerisch zurannt, dass in seinen Armen alles Wesen der Poesie zu bloßem „Mumpitz“ wird.

(Fortsetzung folgt.)



Guido Biagi: „Aneddoti letterarii.“

Mailand, Trewes, 1887.

Ein Buch, das Freunden der Litteratur und des Anekdotenhaften, Persönlichen in der Litteraturgeschichte vielen Genuss bereiten wird! Insbesondere das litterarische und sonstige italienische Leben des vorigen Jahrhunderts erscheint darin in farbigen, charakteristischen Bildern. Das Werk ist mit lebhafter, hie und da ein bischen allzuscharfer Laune geschrieben. Dieser etwas boshafte Humor des Autors erweist sich gleich in dem ersten der hier gesammelten Aufsätze, in den Auszügen aus den hinterlassenen Denkwürdigkeiten des guten Mario Pieri Corcirese, den Herr Biagi als einen „Seccatore“ durchhechelt, weil er gern berühmte Männer besuchte und aushorchte. Nun, dergleichen Seccatori hat es immer gegeben und wird es geben, und sie wollen nicht bloß geduldet, sondern zuvorkommend behandelt sein, sonst rächen sie sich eben in ihren hinterlassenen Denkwüdigkeiten. Pieri hatte es namentlich auf Vincenzo Monti abgesehen, war ihm wiederholt näher auf den Leib gerückt, und erzählt nun mancherlei von ihm und den mit ihm geführten Gesprächen. Wir erfahren unter Anderem, dass auch dieser berühmte Poet am liebsten im Bette dichtete und schrieb. Als ein interessantes Pröbchen der kollegialen Liebenswürdigkeit, mit welcher ein großer Dichter über einen anderen unter vier Augen sich zu äußern pflegt, verdient eine Herzensergießung Montis über Alfieri Beachtung, zu welcher derselbe durch seinen Seccatore veranlasst wurde. „Alfieri war ein großer Denker, ein Sallust, ein Tacitus, hatte aber keinen Geschmack und schädigte die italienische Litteratur und Sprache ungemein. Sein Stil und seine Versbildung sind über die Maßen wunderlich. Er ist hart und mehr überangestrengt als stark, seine Kraft ist die eines Menschen in Krämpfen (d'un uomo convulso), nicht die eines Gesunden. Wehe dem Jüngling, der ihn nachahmt! Seine nachgelassenen Werke sind unausstehlich, vor Allem die Satiren und die Uebersetzung des Virgil — letztere eine geradezu niederträchtige und barbarische Sache! Der erste Vers seiner Uebersetzung des Sophokleischen ‚Philoktet‘ wirkt verblüffend:

Di Lemno certo ella è la spiaggia questa!

Welche bestialische Satzverdrehung! Die italienische Sprache hat durch Alfieri ein verzerrtes, verschrumpftes Ansehen erhalten.“ — So Monti — und er versichert nach alledem, er habe den Genius Alfieris immer gepriesen und bis zum Himmel erhoben (!) und werde dies immer tun — ach ja, gerade die kein gutes Haar an uns lassen, wollen manchmal unsere „größten Verehrer“ sein! — beeilt sich aber gleich wieder hinzuzufügen, er könne nicht verschweigen, dass Alfieri ein scrittore detestabile sei und sich im Stil eines Verrückten gefalle . . .

In den „Figurine del Settecento“ schildert Biagi einige Schriftsteller, Reisende und Abenteurer des vorigen Jahrhunderts und giebt von diesen Weltfahrern der Rokokozeit eine treffende Charakteristik auf Seite 90—95. Man hat heutzutage die Kunst gelernt, zu reisen, ohne Etwas zu erleben; der Verkehr ist so leicht und so einförmig geworden, dass mit Ausnahme eines Eisenbahnunfalles kaum noch ein Abenteuer möglich wird und die Sondergestalten einzelner Weltfahrer verschwinden im Gedränge. Vor hundert Jahren war das bekanntlich anders.

„Un amore di Ugo Foscolo“ giebt einen hübschen Beleg für die leidenschaftliche Natur des Poeten, der mit großem Erfolg ein italienisches Seitenstück zum Werther („Jocopo Ortis“) schrieb.

Sehr viel Pikantes bringen die „Alfieriana“ über einen merkwürdigen Poeten, der, trotz mancher Schrullen, ein ebenso merkwürdiger und bedeutender Charakter war. Alfieris bekannte langjährige Freundin und Geliebte, die Gräfin Albany, hat, wie hier erzählt wird, den Geliebten zuletzt in gemeiner Weise betrogen und ihm den Nebenbuhler ins Haus gebracht Er aber wollte davon Nichts merken, verkehrte ruhig und kühl weiter mit ihr und pries sie vor der Welt auf einem Marmordenkmal, das er der Verstorbenen setzte, als ein höheres Wesen. Er war zu stolz, um das, was er einmal verehrt und geliebt, der Verachtung preiszugeben. Verbittert durch trübe Erfahrungen, war er schweigsam, unzugänglich, und verbarg sein Inneres vor der Welt, die er hasste, hinter einer Sonderlingsmaske. Die Kleider, die er

im Hause trug, waren nicht durch Nähte verbunden, sondern durch Schleifen zusammen gehalten, um sie nach Bedarf weiter oder enger zu machen. Seinen Diener befehligte er durch Geberden, und gab ihm Fusstritte, wenn er in Zorn geriet, legte aber dann zur Entschädigung ein Geldstück für ihn hin, das derselbe schweigend, ohne zu danken, vom Tische zu zu nehmen hatte. Er kleidete sich gern schwarz, und erklärte, nach der Ursache gefragt, er gehe in Trauer um den verstorbenen gesunden Menschenverstand. Er war ein großer Pferdeliebhaber und kühner Wagenlenker, der sich rühmte, nicht bloß das Musenross, sondern eben so gut und noch besser ungeflügelte Rosse zu tummeln.

In einem Aufsatz über die Epigramme des Pananti scheint mir der Verfasser zu viel Gewicht darauf zu legen, dass in dieser vielgelesenen Sammlung Weniges selbsterfunden, Vieles dem Stoffe nach entlehnt, Manches kurzweg aus dem Französischen übersetzt ist. Man muss doch wohl unterscheiden zwischen einem eigentlichen Epigrammendichter und einem Erzähler von Anekdoten und kleinen Schwänken, wie es Pananti war. Das Epigramm, als Witzgedanke, beansprucht für originell zu gelten, nicht so das witzige Geschichtchen, die Anekdote. Diese ist immer von ungewisser Herkunft, und von ihr auch gilt das Wort: La recherche de la paternité est interdite. Jeder erzählt sie wieder und Niemand fragt, wer sie erfunden. Was Biagi als von Franzosen entlehnt anführt, haben wohl auch diese nicht selbst erfunden, zum Teil vielleicht nicht einmal aus mündlicher Ueberlieferung, sondern aus gedruckten Quellen geschöpft. Wer wird Boccaccio oder Ariost weniger schätzen, weil das Meiste von dem, was sie bringen, nicht bloß schon im Volksmunde lebendig, sondern zum Teil auch schon von Anderen wohl oder übel aufgezeichnet war?

Großes litterarisches Interesse bietet der Aufsatz: „Le rassettature del Decameron." Die römische Kurie hat, wie leicht zu erachten, sich den Boccaccio nicht so ohne Weiteres gefallen lassen, obgleich sie ihn heimlich vielleicht so gerne las wie andere Leute. Man setzte das Original auf den Index und ließ nur kastrierte Ausgaben zu. Die Mönche wurden in Scholaren und sonstige Weltleute, die Bischöfe und Aebte in Ritter, die Nonnen in gewöhnliche Dämchen verwandelt, der Inhalt selbst oft in lächerlicher Weise verstümmelt und gefälscht. Aber diese Ausgaben verschwanden bald, während das Original in unzähligen Abdrücken seinen Weg durch alle Länder der Welt machte.

Dass Aufsätze, wie die über Praga und über Giusti, rein kritischen Inhalts, unter die Aneddoti letterarii eingereiht sind, könnte befremden.

Graz. Robert Hamerling.

Es ist eine Lust zu leben!

(Ulrich von Hutten.)

Aus deutschem Gau, wo morgenlicht
Die neue Zeit im Tagen,
Ein Ruf wie Glockenstimmen bricht,
Wie helles Schwerterschlagen;
Es rief ein Mann im Stahlgewand,
Den Federkiel in nerv'ger Hand,
Gestützt auf seiner Waffe Knauf:
„O Gott, die Geister wachen auf,
Es ist eine Lust zu leben!"

Und der es rief, so hochgemut,
So kampf- und siegestrunken,
Er ist, gehetzt von finst'rer Wut,
In frühen Tod gesunken;
Und häuft auf ihn ihr Schmach um Schmach,
Wir rufen's laut dem Helden nach,
Er winkt uns zu: „Glück zu im Lauf!
O Gott, die Geister wachen auf,
Es ist eine Lust zu leben!"

Und fühlst du selbst in Herzensgrund
Ein Neues dir erblühen,
Als müsste sangesfroh dein Mund
In tausend Liedern sprühen,
Und ob dir's halb noch unbewusst,
Sing', o mein Herz, aus voller Brust
Und jauchze zu den Sternen auf:
„O Gott, die Geister wachen auf,
Es ist eine Lust zu leben!"

Du streckest wohl den jungen Arm,
Wie fühlst du ihn erstarken!
Dann lockt es dich so sonnenwarm
Zu wall'n in fremde Marken.
Die Heimat und der Fremde Gau'n,
Wie sind sie wonnig anzuschau'n!
Ihr Wünsche, drängt euch nur zu Hauf,
O Gott, die Geister wachen auf,
Es ist eine Lust zu leben!

Und schaust du kühn ins Angesicht
Den trautesten Genossen,
Wie grüßt's dich mit verwandtem Licht,
Mit gleichen Geistessprossen!
Dir sagt's der stumme Druck der Hand,
Sagt's Blick in Blick so unverwandt:
Es führt Ein Streben Euch hinauf,
O Gott, die Geister wachen auf,
Es ist eine Lust zu leben!

So frisch der Mut, so neu die Kraft,
Und drinnen leises Träumen,
Das stetig junge Triebe schafft:
Mein Herz, was willst du säumen?

Lass freudig nur dein Banner weh'n,
Wirst nicht allein im Ringen steh'n;
Zum Kampf der Geister auf, wohlauf!
O Gott, die Geister wachen auf,
Es ist eine Lust zu leben!

Leipzig. Jeanne Bertha Semmig.



Pessimistische Anthologien.

Von Eduard von Hartmann.

Es ist kein Wunder, dass die pessimistische Strömung unserer Zeit auch des Bestreben zu Tage fördert, in Aussprüchen von Dichtern eine poetische Bestätigung für die Ergebnisse gedanklicher Erwägungen zu finden. Wenn wohl so Mancher zur Befriedigung des eigenen Herzensbedürfnisses sich eine Sammlung weltschmerzlicher Gedichte und Dichtungsstellen angelegt haben mag, so werden Einige nicht unterlassen wollen, diese Früchte ihres Fleißes verwandten Seelen durch Veröffentlichung zugänglich zu machen, und zugleich auf poetischem Wege für ihre pessimistische Ueberzeugung Propaganda zu machen bei solchen Lesern, die philosophischen Erörterungen fern zu bleiben pflegen. Die Verleger sind gewohnt, Gedichtsammlungen, die aus allen möglichen Gesichtspunkten zusammengestellt sind, herauszugeben; warum sollten sie es nicht einmal mit solchen unter der Fahne des Pessimismus versuchen? Will man ein Uebriges tun, so kann man auch noch „einen Teil des Reinertrages dem Fond für Errichtung des Schopenhauer-Denkmals zuwenden", wie dies auf dem Titelblatt der Seilingschen Sammlung angekündigt ist. Die Hauptsache ist nur, was die betreffenden Herausgeber unter Pessimismus verstehen, nach welchen Rücksichten sie aus dem vorhandenen Material ihre Auswahl treffen, und nach welchen Grundsätzen sie das Ausgewählte ordnen. Werfen wir einen Blick auf die drei vorliegenden Sammlungen dieser Art, um um zu sehen, wie die Herausgeber ihre Aufgabe aufgefasst und gelöst haben.

Otto Kemmers „Pessimisten-Gesangbuch" (Minden bei Bruns, 1884, 332 Seiten) macht im Ganzen den Eindruck einer gewöhnlichen Gedichtsammlung, in welcher die schwermütigen und trüben Gedichte mehr als sonst überwiegen. Die neueren deutschen Dichter sind fast ausschließlich vertreten, einige mit noch ungedruckten Beiträgen. Die Reihenfolge der Dichter ist durch das Alphabet bestimmt. — Die „Perlen pessimistischer Weltanschauung" von Max Seiling (München bei Ackermann, 1886, 134 Seiten) bringen 700 Aphorismen, unter denen die in prosaischer Fassung überwiegen; dieselben sind nach dem Anfangsbuchstaben ihres ersten Wortes geordnet. Der Standpunkt des Herausgebers ist, wie er selbst angiebt, derjenige der „Schopenhauer-Wagnerschen Weltanschauung" mit Hinneigung zu Sinnetts Geheimbuddhismus und du Prels Philosophie der Mystik. — Die dritte und neueste Sammlung: „Stimmen des Weltleides" von Zdenko Fereus (Leipzig bei Wigand, 1887, 496 Seiten) vereinigt die Absichten der beiden vorgenannten Sammlungen, indem sie 227 Seiten Gedichte von neueren deutschen Dichtern und als Anhang 60 Seiten „Aphorismen" in Vers und Prosa bringt, außerdem aber 202 Seiten Uebersetzungen von ausländischen Gedichten. Die Anordnung ist hier enthnographisch, wobei der erste Abschnitt „Orient, Hellas und Rom" wesentlich das Altertum umfasst; innerhalb jeder Gruppe sind die Gedichte nach der alphabetischen Folge der Dichternamen geordnet, was jedenfalls der alphabetischen Reihenfolge nach den Anfangsbuchstaben des Textes vorzuziehen ist, weil so wenigstens die Beiträge von je einem Dichter beisammen bleiben. Zur Charakterisierung seines Standpunkts schließt der Herausgeber sein Vorwort mit einem Citat aus O. Plümachers Schrift: „Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart", wonach der Weltschmerz allerdings nur als unfertiger, bloßer Uebergangstandpunkt erkannt wird, aber zugleich mit der Einsicht, dass dieser Uebergang ein notwendiger ist und dass nur die Form das Unreife am Weltschmerz ist, nicht aber der Inhalt seines Credo. Die Absicht des Herausgebers geht dahin zu zeigen, dass das Weltleid eine bei allen Völkern zu allen Zeiten verbreitete Erscheinung ist, und dass keine Zeit zu „gesund" war, um den Weltschmerz zu kennen. Er fasst also seine Aufgabe universeller als die beiden Vorgänger und tritt bereits aus einem höheren Gesichtspunkt an dieselbe heran. Wer Bestätigungen in Vers und Prosa sucht, wird immerhin bei Kemmer und Seiling manche schätzbare Ergänzung zu der Sammlung von Fereus finden.

Dass zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Weltschmerz in der Poesie seine Stätte hatte, dürfte durch die „Stimmen des Weltleids" genügend dargetan sein. Aber an dieser These konnte doch in der Tat nur ein der Litteratur gänzlich Unkundiger zweifeln. Welchen Raum jedoch der Weltschmerz im Vergleich zur Weltfreude in der Poesie eingenommen hat und noch einnimmt, das dürfte auf diesem Wege überhaupt nicht auszumachen sein. Denn jedem schmerzlichen Gedicht lässt sich meistens schon von demselben Dichter auch ein fröhliches gegenüberstellen. „Stimmen der Weltlust" würden großenteils dieselben Namen aufweisen wie die „Stimmen des Weltleids". Sammlungen können nur eine kleine Auswahl bieten, sowohl nach der pessimistischen wie nach der optimistischen Seite, leisten also keinenfalls etwas für die rein statistisch zu entscheidende Frage, ob Klage oder Jubel häufiger von Dichterlippen ertönt. Und wenn es gelänge, ein beträchtliches Uebergewicht der Klage statistisch zu erweisen, so würde

das noch gar nichts für die Wahrheit des Pessimismus beweisen; denn es wäre ja möglich, dass dieses Uebergewicht bloß von der größeren Redseligkeit des Schmerzes im Vergleich zu der stummen Verschlossenheit des Glückes herrührte.

Ob der Dichter während des Dichtens traurig oder lustig, trübe oder heiter gestimmt ist, ob er klagt oder jubelt, ob er bei sonnigem Frühlingswetter oder bei trübem Herbstwetter dichtet, ob er sich um die Unerreichbarkeit oder die Untreue der Geliebten grämt, oder in voll zugemessenem Liebesglück schwelgt, das Alles hat weder mit Weltschmerz noch mit Pessimismus etwas zu tun. Die augenblickliche subjektive Stimmung des Lyrikers und die gelegentlichen äußeren Anlässe zu Freude oder Leid sind in der Hauptsache aus pessimistischen Anthologien auszuschließen, weil sie etwas Individuelles und Zufälliges sind, an Stelle dessen ebensogut das Entgegengesetzte treten kann. Wenn der poetische Ausdruck des momentanen Stimmungsschmerzes und des wechselnden Situationsschmerzes doch Aufnahme finden soll, so darf es nur in wenigen charakteristischen Beispielen sein, denen ebensolche Beispiele des Gegenteils beizugesellen sind, damit dem Leser der Unterschied derselben vom allgemeinen Lebensschmerz und Weltschmerz klar wird. Alle bisherigen Anthologien machen aber dem Leser diesen Unterschied nicht nur nicht klar, sondern verwischen denselben fast geflissentlich dadurch, dass sie Erzeugnisse des vorübergehenden Stimmungsschmerzes und Situationsschmerzes mit solchen des Weltschmerzes bunt durcheinander mengen und dadurch den irrtümlichen Glauben begünstigen, als ob dieselben etwas mit Pessimismus zu tun hätten. Die theoretischen Gegner des Pessimismus aber gewinnen an solcher Vermengung und Verwechselung ganz verschiedener Dinge den bequemsten Vorwand, um den ganzen Gedanken an die Möglichkeit einer pessimistischen Anthologie zu verwerfen, indem sie alle Poesie des Weltleids als etwas ebenso Zufälliges ansehen wie die mit ihr vermengte Poesie des Stimmungsschmerzes und des Situationsschmerzes.

Auch damit ist noch nichts gebessert, wenn an Stelle von augenblicklichen Stimmungen und wechselnden Situationen dauernde innere oder äußere Quellen der Unlust treten; denn diese sind zunächst ebenso idividuell und zufällig wie die wechselnden, und den Klagen eines unglücklich veranlagten, oder vom Schicksal verfolgten Individuums steht immer die Lebensfreudigkeit eines zufriedenen, frohen und heiteren Gemüts und die Behaglichkeit eines vom Glück Begünstigten gegenüber. Wenn ein geistig überlegenes Volk von ruhmvoller Vergangenheit unter dem Joch eines rohen Erobervolkes seufzt, wenn ein geistig hochstehender Mensch sich in seiner Umgebung unverstanden und verkannt fühlt, wenn ein Tatendurstiger durch Krankheit oder äußere Verhältnisse zur Untätigkeit verurteilt ist, wenn ein Ehrgeiziger sein Leben lang vergeblich nach Anerkennung seiner Leistungen ringt, wenn ein liebebedürftiges Herz durch körperliche Fehler oder Siechtum verhindert ist, um Gegenliebe zu werben, oder wenn ein Dichter im Streben nach den höchsten Idealen außer Stande ist, sich selbst und die Seinigen vor den schwersten Entbehrungen zu schützen, so ist das gewiss sehr traurig; aber auch ein solcher bis zum Tode unverändert audauerndernder Situationsschmerz kann keinen Pessimismus begründen. Was ein Dichter oder Denker mit hungerndem Magen über seine Empfindungen äußert, ist ebenso wenig allgemeingültig, als was ein solcher mit überladenen Magen kundgiebt; das sinnliche, seelische und geistige Darben erzeugt ebenso wie die Uebersättigung nur Gefühle von partikulärer Gültigkeit, nämlich das ohnmächtige Verlangen nach Gelegenheit zur Befriedigung und das ohnmächtige Verlangen nach einer Begierde, welche den blasierten Ekel am Genusse überwiegen soll.

Der „Dyskolie", welche Alles schwer nimmt und trübe ansieht, steht in andern Individuen als eine ebenso angeborene Anlage die „Eukolie" gegenüber, welche aus jeder Giftblume nur den Honig saugt und von allen Erlebnissen nur die angenehmen Erinnerungen festhält. Der grämliche Ernst, der sich zur Melancholie und Hypochonderie verdüstert oder durch schlimme Erfahrungen zur Menschenverachtung verbittert, hat zum Gegenstück das heitere sonnige Gleichgewicht der Seele, das auch auf Andre harmonisch besänftigend wirkt, indem es alle Menschen mit Nachsicht und Liebe umfasst. Einem individuellen Lebensschmerz der aus der ersteren Anlage, sei es in Verbindung mit dauerndem Situationsschmerz sei es ohne solche, folgt, wird man die Teilnahme nicht versagen, besonders dann nicht, wenn er sich maßvoll und ohne krankhafte Uebertreibung äußert; man wird aber auch nicht vergessen dürfen, dass er als individuelle Erscheinung immerhin etwas Zufälliges, bei krankhafter Grundlage und bei außergewöhnlich unglücklichem Schicksal sogar etwas Abnormes ist. Die zufällige Besonderheit hat kein Recht sich zu einer notwendigen und unentrinnbaren Allgemeiheit aufzubauschen, das Abnorme keine Recht, sich für das Normale auszugeben. Jedem Versuch zu solchen übereilten Verallgemeinerungen des individuellen Lebensschmerzes wird man um so größeres Misstrauen entgegenbringen müssen, je deutlicher die Beeinflussung der Weltanschauung durch die individuelle Erfahrung erkennbar ist, und einen je einseitigeren und übertriebeneren Ausdruck die letztere sich giebt. Selbst solche allgemeine Ansichten, deren Wahrheit man aus anderem Munde bereitwillig aufnehmen würde, wird man als verdächtig einer doppelt sorgfältigen Prüfung unterziehen, wenn sie aus dem Boden eines gleichviel ob subjektiv oder objektiv bedingten individuellen Lebensschmerzes entsprießen, weil das Gefühl den Gedanken in seinen Dienst

nimmt und weil es das Herz ist, welches den Dichter noch mehr als den Philosophen macht. Deshalb haben z. B. die Aussprüche eines Leopardi trotz ihrer großen dichterischen Kraft so wenig Ueberzeugnngskraft, weil sie aus einem individuellen Lebensschmerz entspringen, der auf einem ganz abnormen Zusammentreffen von zufälligen subjektiven und objektiven Bedingungen beruht und in sich selbst die Nötigung ebenso sehr zu maßloser Steigerung und Uebertreibung wie zu voreiliger Verallgemeinerung hat.*) Auch die poetischen Aeußerungen des individuellen Lebensschmerzes dürfen in einer pessimistischen Anthologie nur als Einleitung vorkommen, um zu zeigen, was noch nicht zum Pessimismus gehört, und es darf das Gegenstück der dauernden Lebensfreudigkeit nicht fehlen.

Die unterste Stufe des empirischen Pessimismus beginnt erst da, wo der Dichter sich über die Einzelheit seines eignen Leides erhebt zur Auffassung einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit im Verteilungsverhältnisse von Glück und Unglück, Lust und Unlust, wenn auch diese Betrachtung sich zunächst auf einzelne Gebiete des Lebens oder einzelne herausgegerissene Punkte beschränkt. Hierher gehören z. B. die poetischen Betrachtungen über die allgemeine Vergänglichkeit des Großen, Edlen und Schönen, über die Relativität der menschlichen Ideale, über den illusorischen Charakter der von der egoistischen Leidenschaft erstrebten Willensziele (insbesondere von der Liebesleidenschaft), ferner über die wesenlose Scheinhaftigkeit der von ihrem Wesensgrunde losgerissenen und zu demselben in Gegensatz gestellten Erscheinungswelt als solchen, die von dem selbstherrlichen Eigenwillen als „Nichtigkeit" empfunden wird. Diese Betrachtungen erzeugen dann die in allen Tonarten variierte Todessehnsucht, und nur selten blitzt der schwache Trost auf, dass die allgemeine Vergänglichkeit und Nichtigkeit ja auch ebensogut die beklagten Leiden betreffe, und dass es deshalb törichte Ungeduld sei, so sehr nach Beschleunigung des Todes zu verlangen.

Selbstverständlich müssen solche Betrachtungen, um poetisch zu bleiben und nicht aus dem Bereiche der freien Kunst heraus und in dasjenige versifizierter Didaktik hinüber zu fallen, durchaus frei von abstrakter gedanklicher Reflexion und ganz zu poetischer Anschauung verkörpert sein, welche unter Ueberspringung des Gedankens unmittelbar auf das Gefühl wirkt. Die Philosophie wendet sich an das Denken und deshalb ist der Gedanke bei ihr das A und O, dessen Bewegung höchstens ohne Wissen und wider Willen des Denkers vom Gefühl geleitet wird; bei der Dichtung aber ist Anschauung und Gefühl Alles. Wenn es der Philosophie nur auf die theoretische Wahrheit oder Unwahrheit des Pessimismus ankommt, so liegt der Dichtung schließlich alles an dem Gefühlsreflex, welchen die den Gedanken vertretende Anschauung auslöst, unbeschadet dessen, dass dieser Reflex sich in ästhetischen Scheingefühlen erschöpft.

Das Mitgefühl mit dem gesetzmäßig allgemeinen Lebensschmerz der menschlichen Brüder kann auch als „Menschheitsschmerz" bezeichnet werden; durch Erweiterung dieser Gesetze über die Tiere und alles empfindende Leben wird derselbe zum „irdischen Weltschmerz". Dem letzteren tritt die sentimentale Hoffnung entgegen, dass das auf Erden nicht zu findende Glück auf anderen Himmelskörpern seinen Wohnplatz aufgeschlagen haben möchte. Diesen optimistischen Trost zerstören aber zahlreiche Dichtungen, welche die Allgemeingültigkeit der hienieden maßgebenden Gesetze für das ganze Weltall aus seiner gleichmäßigen und übereinstimmenden Einrichtung folgern. Damit dehnt sich der irdische Weltschmerz zum kosmischen aus. Der Optimismus sucht dann eine neue Ausflucht in einem übersinnlichen Jenseits, welches die unsterblichen Seelen nach dem Tode für das diesseitige Leid schadlos halten solle. Aber auch diesen jenseitigen Optimismus zerstört die pessimistische Poesie, indem sie sich teils gegen den Unsterblichkeitsglauben als gegen eine egoistische Illusion kehrt, teils denselben so weit beschränkt und vergeistigt, dass für ausgleichende Seligkeit keine Unterlage mehr übrig beibt (z. B. Rückert), teils endlich die psychologischen Gesetze des Diesseits mit ihrem notwendigen Leidübergewicht auch auf das hypothetische Jenseits ausdehnt (z. B. Petöfi). So wird der diesseitige kosmische Weltschmerz zum diesseitigen und jenseitigen, zum universellen Weltschmerz schlechthin.

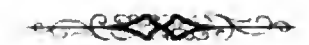
Als eine besondere Seite im „Menschheitsschmerz" ist noch der Kummer über die moralische Unwürdigkeit, über die Gemeinheit, Selbstsucht und Gesinnungslosigkeit der meisten Menschen zu erwähnen, oder der „moralische Entrüstungspessimismus", welcher in der Poesie einen ziemlichen Raum einnimmt. Weniger geeignet zu poetischem Ausdruck ist dagegen die Ueberzeugung von der fortschreitenden Entwickelung der Menschen in Bezug auf geistige Bildung, gesittetes Benehmen und sozialethische Einrichtungen, welche gemeinsam dahin wirkt, den tatsächlichen Sittlichkeitsstand selbst ohne Mehrung des subjektiven Sittlichkeitsfonds stetig zu verbessern. Diese Lehre wendet sich mehr an den Verstand als an die Anschauung und das Gefühl, und ist auch als Ueberwindung des empirischen Pessimismus und moralischen Entrüstungspessimismus noch zu neu, als dass man darauf rechnen könnte, ihr in poetischen Betrachtungen in deutlicher Fassung zu begegnen. Die Poesie begnügt sich in dieser Hinsicht meist mit dem Ausdruck des unerschütterlichen Vertrauens zu Gott und den unerforschlichen Wegen der Vorsehung,

*) Aehnliches gilt von Bahnsens anonymen „Pessimistenbrevier" (Leipzig 1880) und von Lanzky's „Abendröte" (Berlin 1887), zwei Bekenntnisschriften in Form von Aphorismensammlungen von lediglich psychologischem Interesse.

welche den Weltlauf schon zum Besten leiten werden (Hiob); die Beispiele, Bilder und Gleichnisse, auf welche sie diese Ueberzeugung stützt, haben freilich eine Beweiskraft in der Regel nur für den Standpunkt eines kindlichen, noch unerschütterten Gottvertrauens, während Reflexionen allgemeinerer Art, die geeignet wären, den empirischen Pessimismus zu überwinden, der Poesie schon aus formellen Gründen schwer zugänglich sind. Immerhin dürfen solche Proben eines Optimismus der vorsehungsmäßigen Entwickelung nicht fehlen, um das Bild zu vervollständigen.

Wichtiger als diese Proben werden allerdings diejenigen einer pantheistischen Mystik sein, welche den universellen Weltschmerz durch Versenkung der Seele in das Absolute, oder Gott zu überwinden sucht. Diese mystisch-pantheistische Poesie ist sehr reich vertreten (Indien, Persien, deutsches Mittelalter, Reformationszeit und neuere Zeit) und zum Teil schon in mehr oder minder vollständigen besonderen Anthologien zusammengestellt (z. B. Tholuck, Carriere u. A. m.). In der Regel leidet diese Mystik an abstraktem Monismus, d. h. sie verkennt die phänomenale Realität der mit ihrem ihr innewohnenden Wesensgrunde in Eins gefassten Erscheinungswelt und stellt dem wesenlosen Schein der von ihrem Grunde losgerissenen Erscheinungswelt die realitätslose reine Wesenheit des von seiner Welt losgerissenen Absoluten als das allein wahrhafte Sein gegenüber. Es ist nun aber leicht zu sehen, dass diese Art von Mystik sich in willkürlichen Abstraktionen bewegt, die letzten Endes gar nicht einmal vollziehbar sind. Wenn die Welt die Erscheinung des göttlichen Wesens ist, so hat Gott seine Wirksamkeit und damit auch seine Wirklichkeit allein in der Welt, ist aber, abstrahiert von derselben, eine leere, funktionslose, rein potentielle Wesenheit, von der am allerwenigsten die Seligkeit ausgesagt werden kann. Nun geht aber das ganze optimistische Interesse der pantheistischen Mystik dahin, den Menschen durch Teilnahme an dem göttlichen Wesensgrunde und durch das Bewusstwerden seiner wesentlichen Einheit mit ihm zum Teilnehmer an der absoluten Seligkeit Gottes zu machen und auf diese Weise ihn über das Weltleid hinauszuheben. Dieser Versuch misslingt aber auf alle Weise; denn wenn Gott als weltloser funktionslos und jedenfalls nicht selig ist, so ist er als Weltwesen und immanenter Weltgrund, wenn überhaupt fühlend, so jedenfalls unselig in dem Maße als die Welt es ist, in welcher er wohnt. Steht nun der „universelle Weltschmerz" für die Ueberzeugung des Dichters fest, so kann die pantheistische Wesenseinheit von Gott und Welt diesen Weltschmerz nur zum „Gottesschmerz" vertiefen, aber nicht durch „Gottseligkeit" überwinden. Diese metaphische Vertiefung des universellen Weltschmerzes zum Gottesschmerz durch den Pantheismus ist erst das letzte Wort des Pessimismus, der so als metaphysischer Pessimismus gefasst alle innerweltlichen und überweltlichen Ueberwindungsversuche hinter und unter sich lässt. Dieser metaphysische Pessimismus schimmert in der pantheistischen Mystik wie in der pessimistischen Poesie bisher nur erst durch, ohne seinen bestimmten poetischen Ausdruck gefunden zu haben. Desto sorgfältiger wären in einer pessimistischen Anthologie alle Anklänge desselben zu sammeln und an deren Schluss zu stellen.

Erst eine in der angedeuteten Weise geordnete Anthologie könnte ihre Aufgabe, eine Uebersicht über den Ausdruck des Pessimismus in der Poesie zu geben wirklich erfüllen. Vor allen Dingen gehört dazu die Aufnahme der negativen Instanzen gegen den Pessimismus, d. h. der optimistischen Bestandteile und Trostgründe der Weltpoesie; erst in der Gegenüberstellung mit diesen kann das Gewicht der pessimistischen Ueberzeugungen richtig bemessen werden, indem die niederen Stufen des Pessimismus durch optimistische Erwägungen überwunden oder doch gemildert und ihrer einseitigen Schärfe beraubt worden, um schließlich selbst wieder in den universellen und metaphysischen Pessimismus aufgehoben zu werden. Eine solche Anthologie erst würde anstatt des zufälligen Durcheinanders der alphabetischen Reihenfolge oder der äußerlichen Sonderung in ethnologische Hauptabschnitte eine Anordnung des Stoffes aus inneren, sachlichen Gründen zeigen. Möchten diese Zeilen als Anregung zur baldigen Ausführung einer solchen Sammlung nicht verloren sein.



Der königlich preussische Geschichtsdramatiker.

Im Berliner Ostendtheater wurde (Sonntag den 4. September zum ersten Mal): „Väter und Söhne" von E. v. Wildenbruch gegeben. Dies vaterländische Schauspiel, welches aus konventionellen Gründen von den Hoftheatern verbannt wurde, hat wie das „Neue Gebot" draußen am Frankfurter Tor eine Heimstätte gefunden und natürlich, wenn auch nicht bei der Kritik, einen rauschenden äußeren Erfolg davontragen. Wir möchten die Gelegenheit ergreifen, uns einmal über Wildenbruchs Dichtertum im Allgemeinen zu verbreiten, aus Anlass eines Dramas, das von jeher zu den gelungensten des erfolgreichen Dramatikers gerechnet wurde und das bezüglich seiner patriotischen Bedeutung, also derjenigen Richtung, welcher Wildenbruch all seine Erfolge verdankt, zweifellos obenan steht.

Herr von Wildenbruch hat kürzlich betreffs einer Maler-Angelegenheit, die ihn nichts anging und über die ihm technisch keinerlei Urteil zusteht, eine Art Ukas erlassen, worin er Gott und den Menschen sein Leid klagt. Die „Grenzboten", ein ihm besonders gewogenes Blatt, sagten darauf herbe Dinge über dieses „Neue Gebot", worin mit Recht betont wurde,

dass die blinde Protektion des erworbenen „Namens“, auf welchen Wildenbruch pocht, erst recht das gefährlichste Kliquenwesen fördern und die Aufstrebenden ohne „Namen“ noch mehr behindern würde. Ohne „Namen“ aber gelten den Theaterleuten alle Diejenigen, welche noch nicht den seltenen Vorzug genossen, auf den Possen- und Marktschreierbühnen des deutschen Reiches als erfolgreicher Streber getauft zu werden. Ein unaufgeführter Shakespeare wäre zweifellos ein Buchdramatiker ohne „Namen“. So meint denn auch die „Nationalzeitung“ in einem Leitartikel vom 4. September, also dem Tauftage von „Väter und Söhne“, sehr richtig: „Auch das sich ankündigende Genie hat den Anspruch, dass man ihm freie Bahn lässt; ein ewiger Wechsel ist das Gesetz der Kunst und jede Neuerung ist eine stillschweigende Kritik des Bisherigen.“ Das sind goldene Worte, welche die „Nationalzeitung“ als Richtschnur ihrer eigenen kritischen Handlungen betätigen möge, um so mehr derselbe Artikel das mannhafte Zugeständnis enthält: Die deutsche Presse solle nicht dem Streben des Künstlers mit selbstgefälligem Besserwissen und perfidem Hohne gegenübertreten, „ein Fehler, in den die deutsche Kritik ungleich leichter verfällt, als die aller andern Kulturnationen“. (Das Wort „aller“ hat die „Nationalzeitung“ selbst fettgedruckt!)

Wenn man Wildenbruch privatim und öffentlich über Zurücksetzung klagen hört, so weiß man sich einen so handgreiflichen Irrtum kaum zurechtzureimen. Soweit litterarhistorische Erfahrung reicht, können wir uns keines Autors erinnern, der so wenig Grund hätte sich über seine Aufnahme zu beklagen, gegen dessen Fehler man so lange und anhaltende Nachsicht übte. Vom ersten Augenblick seines Auftretens an wurde ihm allgemeiner Beifall gezollt, günstige Familienverbindungen und eine gewisse Zeitrichtung unterstützten ihn, die Gunst der Berliner Presse (vornehmlich der jüdischen, die einen adligen Autor mit besonderer Vorliebe lobt, sobald er sich nur gut mit ihr stellt) ermunterte ihn unablässig und die kargen Ermahnungen der Verständigeren wagten sich nur zaghaft ans Tageslicht. Der Dichter sog den Weihrauch in vollen Zügen ein und beherzigte den Tadel — wie gewöhnlich. Dass seither die Wildenbruch-Raserei, welche Fontane mit den Masern verglich, sich wesentlich gedämpft hat und sich heut nur noch auf gewisse Kreise der Gesellschaft, wo ein adliger Name durchaus als Erfordernis eines großen Dichters gilt, sowie auf die studentische Jugend beschränkt, verkennt ja Wildenbruch wohl nicht. Dies erklärt auch seine merkwürdige Verbitterung, die sonst bei dem zweifellos „namhaftesten“ lebenden Dichter deutscher Zunge seine minder glücklichen Rivalen geradezu empören dürfte. Jeder Hauch der Wahrheit bringt ihn außer sich, obschon wir stark bezweifeln, dass er den Werken Anderer so volle Gerechtigkeit widerfahren lässt, wie z. B. der Schreiber dieser Zeilen sie Wildenbruch stets bewies, da uns von „namhaften“ Litterarhistorikern sogar übergroße Anpreisung dieses Dramatikers vorgeworfen wurde. Allein, Wildenbruch ist nicht damit zufrieden, dass wir ihn stets als Theatertechniker über alle Lebenden stellten und seinen Scharfblick für runde echtdramatische Konflikte hervorhoben. Er möchte uns eine Bewunderung seines Dichtertums entpressen und, so schwer es uns fällt, müssen wir uns gegen die harte Zumutung sträuben und sie öffentlich ablehnen, die militärisch stramme Dramatik und volltönende Rhetorik dieses kernigen Bühnendonnerers als Großtaten einer höheren Dichterkraft zu verehren. Um unsere Auffassung darzutun, möchten wir „Väter und Söhne“ einmal zergliedern.

Eine besondere Stärke Wildenbruchs bilden seine Expositionen; nur die von unreifer Kritik besonders gerühmte Exposition des „Harold“ bietet einen ziemlich wüsten Wirrwarr. Grade die Exposition von „Väter und Söhne“ darf man aber als die reifste bezeichnen, welche dieser geübten und erfahrenen Hand jemals gelang. — Der alte Dorfschullehrer Valentin Bergmann hat seinen Sohn Wilhelm verloren, auf eine Weise, welche wohl unstillbaren Rachedurst in seiner Seele entflammen mag. Nachdem der Sohn durch harte Entbehrung des Vaters zum Studieren vorbereitet, wird derselbe zum Rekruten gepresst und soll zwanzig Jahre als Soldat in den Kasematten von Küstrin schmachten. In der Verzweiflung wird er Deserteur und fällt als solcher unter dem Spießrutenlauf. Alles Flehen des Alten bewegt nicht das Steinherz des Obersten von Ingersleben, des Kommandanten von Küstrin. Seit jenem furchtbaren Tage brütet der unglückliche Vater blutige Rache, Rache an Ingersleben, Rache an dem gesammten Regierungssystem, das solche Greuel der Unterdrückung verschuldet. Die Vergeltung kommt früher, als er es ahnt. Die Schlacht von Jena wirft den altpreußischen Staat über den Haufen, vor Küstrin erscheint die Division Gudin zur Cernierung. Der französische Stab quartiert sich bei Bergmann ein. In einigen flott hingeschriebenen Szenen wird den Franzosen gemeldet, dass der Rest der preußischen Heerestrümmer bei Prenzlau kapitulierte und dass die Division Gudin zum Korps des Marschalls Davoust abrücken solle, das nach Polen vordringt. Nur ein Regiment soll vor Küstrin bleiben und es erobern, denn der Schrecken von Prenzlau stecke ja wie Fieber an. „Lasst an sein Unglück nur den Menschen glauben, so hat das Unglück über ihn Gewalt.“ In einer energischen Szene unterrichtet Valentin seinen Sohn Heinrich, der als Patriot bereits die Preußen in Küstrin warnen will, über das Schicksal seines todten Bruders und beschwört auch in ihm unauslöschliche Rachewut. Und der Himmel scheint ihrem selbstischen Grimme günstig. Ferdinand von Ingersleben, der Sohn des Kommandanten von Küstrin, hat sich aus der Festung geschlichen um

zu dem Hohenlohe'schen Heere bei Prenzlau durchzuschlüpfen und es zu schleunigem Entsatz heranzuholen. Sein Vater weiß nichts davon, und misslingt sein Wagnis, so heißt er Deserteur. Die beiden Bergmann, welche er als Preußen um Hülfe bittet, verschweigen ihm den Fall Prenzlaus und lassen ihn ins Verderben ziehen, während sie selbst nach Küstrin eilen, um den jungen Ingersleben als Deserteur anzuzeigen. „Ingersleben, du weißt ja, wie man Deserteure straft!" (Beiläufig wäre dieser Ausruf der richtigste Aktschluss und es scheint fehlerhaft, noch zwei Zeilen darauf folgen zu lassen.)

Obschon das Rekrutierungssystem wohl kaum so übertrieben grausam gehandhabt wurde, gehört diese Kombination, die Voraussetzungen einmal angenommen, zu den glücklichsten, die je in einem Bühnendrama entworfen wurden. Der zweite Akt steigert diese tüchtige Grundlage. Der alte Ingersleben in seiner Bedrängnis findet die treffendsten Worte, um den alpdruckartigen Bann zu schildern, mit welchem Napoleons „Drachenblick" alle Widerstandskraft lähmte. Der Kriegsrat der Garnison bildet ein lebendes Bild von packender theatralischer Wirkung. Wir kennen Weniges, was sich an äußerer Lebendigkeit damit vergleichen ließe. Wenn auch, gemäß dem ganzen idealisierenden Stile Wildenbruchs, weder die französischen noch die preußischen Offiziere im Charakter ihrer Epoche individualisiert erscheinen (die unfreiwillige Komik der altersschwachen höheren Armee-Chargen, wie wir sie aus der Jammermär von 1806 kennen, streift er kaum), so verraten doch einzelne Züge den mit Militärverhältnissen wohlvertrauten früheren Offizier. (Wir möchten nur beiläufig rügen, dass General Gautier einmal „Excellenz" von einem Franzosen genannt wird, während in Frankreich nur höchste Chargen diesen Titel führen — es muss heißen: „Mein General".)

Die Kunde von Prenzlaus Fall wird durch die beiden Bergmann überbracht. Man kapituliert trotz des Widerspruchs der jüngeren Offiziere. Da kommt die Kunde, dass der junge Ingersleben desertiert sei, während zugleich offenbar wird, dass die Festung schmachvoll einem einzigen Regiment des Feindes sich ergiebt. Unter den obwaltenden Umständen liegt es nahe, an Verrat zu denken. Beide Ingersleben werden vom Offizierkorps geächtet und der Kommandant erschießt sich.

Der überwältigenden Wucht dieser Auftritte wird sich Niemand entziehen können. Um so bedauerlicher, dass die drei letzten Akte weit hinter diesem vielversprechenden ersten Teil zurückbleiben. Der Dichter versetzt uns mit einem gewagten Sprung aus dem Jahre 1806 in das Jahr 1813. Dieser breite Zeitunterschied, der das Stück unkünstlerisch mitten durch bricht, wäre schon an sich ein technischer Mangel von schwerwiegenden Folgen. Merkwürdigerweise erlahmt aber auch im Einzelnen die Kraft des Dichters hier so auffällig, dass man trotz einiger dramatischer Momente die Führung der Handlung (ganz abgesehen von den Unwahrscheinlichkeiten, darunter die ganz unmotivierte plötzliche Liebe des Heinrich Bergmann, komisch wirkt) matt und schleppend nennen darf. Um uns die innere Umwandlung des preußischen Staates und die Erhebung aus so tiefem Fall anschaulich zu machen, hätte man eines ganzen dritten Aktes bedurft, um diesen Uebergang anschaulich vor Augen zu führen. Hier aber kommt die Sache ganz unvermittelt und die frostigen Späße eines clownartigen Berliners, Namens Riekebusch, stopfen die Lücke wahrhaftig nicht. Trotzdem die größten Ereignisse: die Konvention von Tauroggen und (wieder mit kühnem Sprung) die Schlacht von Großbeeren hinter der Szene hineinspielen, äußert sich das Vaterlandsgefühl nirgends mit zündender Gewalt. Freilich klang ja auch das Hurrahgebrüll, mit dem die preußischen Landwehren gegen die gallischen Legionen losbrachen, poetischer als alle Redefloskeln. Um diese altgermanische Blutrache zu schildern, dazu gehört ein r e a l i s t i s c h e r Stil. Die Versöhnung der Söhne über dem Hass der Väter, wonach der Titel sich ergab, wird recht oberflächlich und äußerlich hergestellt. Sie wäre erst verständlich geworden, sobald die inneren Reformen des preußischen Regierungssystems irgendwie betont worden wären. Da nun auch das dürftige weibliche Element im Stücke, das im zweiten Teil etwas breiter eingreift, womöglich n o c h blutlos-konventioneller, als es sonst ohnehin schon bei Wildenbruch der Fall zu sein pflegt, in die Erscheinung tritt, so trennt man sich mit einem sozusagen v e r w i s c h t e n Gefühl von dem Ganzen. Von Individualisierung und Charakteristik im höheren Sinne hat ja Wildenbruch eigentlich nie eine Ahnung gehabt und so vermissen wir sie auch diesmal völlig. Das Zeitkolorit fehlt auch und alle Menschen reden dieselbe blühende und geschwollene Jambensprache — mit Ausnahme des Herrn Riekebusch und eines radebrechenden Französleins, das auf den kennzeichnenden Namen „Lepetit" hört.

Dass der Jambus an sich die Charakteristik nicht ausschließt, d a s könnte schon der Gründer des Blankvers-Dramas lehren: Jener Christofer Marlowe, den Wildenbruch zum Helden seiner verinnerlichsten Dichtung machte, wenn er ihn auch wohl kaum gelesen hat. Wir wollen der gegnerischen Seite gern zugestehen, dass im Jambus selbst ein fortreißender theatralischer Nachdruck liegt, der ihn zur förderlichsten Waffe der Dramatik stempelt. Und wenn wir selbst das C h a r a k t e r drama vertreten wollen, — freilich nicht im Sinne Ibsens, sondern Shakespeares, — so genügt der Hinweis auf eben diesen Shakespeare, um darzutun, dass die Jambensprache sich wahrlich mit feinster Charakteristik verbinden lässt, obschon die Renaissancedichter anderen inneren Gesetzen folgten, welche uns heut nicht mehr fesseln können. Für historische Dramen „großen"

Stils aus früheren Epochen möge ja immerhin der Jambus das Vorrecht beanspruchen. So habe ich denn in meinem Drama „Harold der Sachse“ (worin ich das von Wildenbruch verschleuderte Motiv auf völlig anderer Basis auszuführen suchte) in realistische oder rhythmische Prosa bei hochgestimmten Steigerungsmomenten verkappte Jamben hineinverwoben. Ebenso gestehe ich zu, dass ich andererseits in meinem Renaissancedrama „Der Dämon“ öfters in der Modernität des Prosastils zu weit gegangen bin. Allein, wie ich in meinen beiden Byrondramen oder in dem Napoleonsschauspiel „Schicksal“ den Jambus hätte verwenden sollen, wie man Byron und Bonaparte, Cäsar Borgia und Talleyrand, Josephine Beauharnais und Adah Byron in Jamben reden lassen könne — dies Rätsel könnte mir vielleicht ein Wildenbruch lösen, aber ich wäre kaum begierig danach!

Jedenfalls möchten wir behaupten, dass wenigstens Stücke aus der Neuzeit sich nur in Prosa gestalten lassen. Uebrigens muss es doch jeden Unbefangenen stutzig machen, dass Wildenbruch, als er sein Ritterschauspiel „Fürst von Verona“ ausnahmsweise in Prosa schrieb, auch richtig zum ersten Mal Ansätze zum Charakteristischen gab. Sind doch die Kunstideale sogar unter den Nationen verschiedene! Die historischen Dramen „Vaterland“ von Sardou (bekanntlich rasten die französischen Akademiker gegen die Absetzung des Alexandriners, doch wählten schon Musset und Hugo teilweise die Prosaform im Drama) und „Sigurd Slemba“ von Björnson wurden allen Ernstes von ihren deutschen Uebersetzern jambisiert, obschon sie in Prosa geschrieben! Verhehlen wollen wir auch nicht, dass die Prosadramen Goethes und Schillers uns bedeutender scheinen, als die späteren Jambenwerke, und dass die ultra-realistischen regellosen Knüppelverse des „Faust“ weit mehr aus dem Prosa-Stil sich ableiten, als aus der konventionellen Rhetorik der jambischen Schönrednerei.

Nach dem Gesagten müssen wir unser Gesamturteil über Wildenbruch zusammenfassen und die etwaige Unterschiebung eines Rivalitätsneides wird uns nicht das Bewusstsein rauben, dass wir unsere ehrliche objektive Ueberzeugung mit strengster Gerechtigkeitsliebe aussprechen und dass unser Urteil ein abschließendes ist.

Das Schaffen Wildenbruchs wirkt trotz aller äußeren Geschlossenheit als innerlich zerstückelt.

Bei ihm stehen wir immer in enge Kreise gebannt, stehen mit beiden Füßen auf der Erde — das heißt auf den Brettern, welche die Welt bedeuten. Nie wird man bei ihm die Empfindung des bloßen Theaterspieles los.

Kombiniert ein Dichter höherer Gattung dramatische Gegensätze, so gehen dieselben in symbolische Tiefen hinab.

Bei Wildenbruch geben sich hingegen die Gegensätze stets nur handgreiflich-äußerlich und etwas plump. In „Väter und Söhne“ drohen sich die Leute gleichsam gegenseitig mit ihrem schrecklichen Edelmut, wie mit einer moralischen Ohrfeige.

Nach solcher scharfen Betonung seiner Grenzen wollen wir aber freudig die eigentliche Kraft des Wildenbruchschen Talents würdigen. Sein dramatischer Impetus, der ihm fast nie versagt, sein außergewöhnliches Kompositionstalent, seine rauhe Leidenschaft und markige Verwegenheit im tollkühnen Durchführen des einmal ergriffenen Gegenstandes, seine überaus geschickte Verwertung der Situation stellen ihn in die erste Reihe und als Techniker vielleicht an die Spitze aller Bühnenschriftsteller. Sein nationales Pathos freilich klingt oft etwas hohl bei allem sonoren Schwunge. Man vergleiche Kleists „Hermannsschlacht“ und Schillers entsprechende Werke darauf — wie so ganz anders selbsterlebt und selbsterlitten toben sich hier patriotischer Schmerz und patriotischer Hass aus! Darum eben werden diese Stücke, obschon äußerlich in der Hülle ganz verschiedener Zeiten und Menschen, uns stets den gewaltigen Pulsschlag der Befreiungskriege ganz anders vermitteln, als die Dramen Wildenbruchs. Doch gleichviel. Für den analytischen Litteraturhistoriker wird Ernst von Wildenbruch stets ein wichtiges Hauptglied bilden in der Entwickelungskette unserer neuen Dichtungsepoche, welche aus überlebten Formen und Stoffgebieten sich zu einer höheren Auffassung hinüberringt und nicht mehr mit Paul Heyse und Konsorten schöngeistig in tändelnder Damen-Erotik schmelzt, sondern der großen politischen Aera des neuerstandenen deutschen Reiches eine Mannespoesie zu widmen trachtet. Ein Ton wie von klirrendem Stahl, ein knorriger Ideal-Realismus, wie ihn typisch Fürst Bismarck für ewig verkörperte, durchdringt auch die Schöpfungen dieses Dramatikers, welche seine zahlreichen Feinde ganz irrig als „rasselnde Ritterschauspiele eines Epigonen“ auffassen. Die Inszenierung von „Väter und Söhne“ machte Direktor Kurz wieder alle Ehre, wie er denn selbst als Valentin Bergmann auch die beste schauspielerische Leistung des Abends bot. Nach ihm wären noch Herr Kauer als Heinrich und vielleicht Herr von Büren in der dankbaren Rolle des Leutnant Tynkel zu nennen, während die ganze Familie Ingersleben auch bei ihrer theatralischen Wiederbelebung immer noch von dem grollenden Vaterland bestraft zu werden schien.

Das Zusammenspiel, flott und derb, genügte. Die Trachten bewährten eine löbliche Echtheit. Nur der Ordonnanzoffizier des kaiserlich Napoleonischen Hauptquartiers hatte seine Uniform vergessen: Himmelblau mit Silberschnüren.

Der Beifallserguss des Publikums war wolkenbruch- und wildenbruchartig. Doch verschmähte es der Dichter, noch immer gekränkt über den mangelnden Schutz seiner künstlerischen Persönlichkeit, sich der profanen Menge huldvoll zu nahen.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Life among the Piutes.

By Mrs Horace Mann. — Boston, Upham & C.

Die Piutes sind ein Stamm der Indianer, welche die Provinz Nevada bewohnten, bevor die Amerikaner sie von dort vertrieben, und das vorliegende Buch enthält die Memoiren einer Fürstentochter jenes Stammes, die Mrs Horace Mann, geborene Peabody, durchgesehen und herausgegeben hat. Die rötlich gefärbte kleine Prinzessin wurde um das Jahr 1844 geboren — so recht genau kann sie das freilich nicht wissen, noch den Monat angeben, wo sie im Zelte ihres Großvaters, des Beherrschers aller Piutes, das Licht der Welt erblickte. Es war um jene Zeit, wo ihr Stamm zum ersten Male weiße Männer, mit bärtigen Gesichtern sah. Sie kamen die Gegend zu sondieren und Unterhandlungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen. Der Beherrscher der Piutes empfing sie freundlich und führte sie durch das Land. Im folgenden Jahre erschien dann Oberst Frémont an der Spitze einer bewaffneten Schaar, um nach Kalifornien vorzudringen, wobei ihm der Beherrscher der Piutes mit Männern seines Stammes als Führer diente und dafür von ihm den Titel Kapitän Puckee erhielt. Ebenso stand er ihm im Kriege gegen die Mexikaner bei. Der Indianerfürst fühlte sich stolz, diese Dienste leisten zu können, wenig ahnend, welche Folgen es für seine eigene Herrscherwürde haben würde; denn nachdem der Krieg beendigt, begann das zivilisatorische Werk. Man wies den roten Leuten gewisse Distrikte an; die Piutes durften nur in der Beschränkung noch jagen und fischen, wo es der „Große Vater" in Washington, wie sie den Präsidenten der Republik nannten, ihnen erlaubt hatte. Es waren ihnen Mühlen versprochen, um Bretter zu sägen und Korn zu mahlen, das Geld, von der Regierung dafür angewiesen, war bezogen worden; allein tatsächlich wurde das Versprechen nicht ausgeführt. Der Weg bis Washington war weit, Posten gab es noch nicht und die Piutes konnten nicht schreiben.

Die kleine rote Prinzessin Winnemucca wurde indessen mit ihrer jüngeren Schwester in die Familie des Major Ormsbey aufgenommen und lernte dort English, was für ihre Zukunft von außerordentlicher Wichtigkeit war. Man sandte sie dann später nach Kalifornien in eine Klosterschule der Schwestern von San José; allein die übrigen Schülerinnen lehnten sich dagegen auf, mit farbigen Mädchen auf einer Bank zu sitzen, und die Vorsteherin war genötigt, die beiden roten Prinzessinnen ihrer Familie zurückzusenden. Unleugbar aber wäre es ein Vorteil für den ganzen Stamm gewesen, wenn sie einen geregelten Unterricht hätten genießen können. Doch war Prinzessin Winnemucca immer schon eine besonders begabte Persönlichkeit. Ihr Großvater, Kapitän Puckee war indessen gestorben, ihr Vater Haupt des Stammes. Sie lebte in seinem Zelte, wo es oft herzlich wenig zu essen gab. So folgte sie denn nicht ungern der Aufforderung, sich als Dolmetscher nützlich zu machen und Geld zu verdienen. Da die Beamten der Vereinigten Staaten sich mit den Piutes nicht verständigen konnten, so war sie vielfach von großem Nutzen für beide Teile und außerdem in der Lage, manches ihrem Volke zugefügte Unrecht abzuwenden. Sie verheiratete sich dann mit einem weißen Manne, einem Mr Hopkins, ließ sich dadurch aber nicht in ihrer Beschäftigung, als Dolmetscher, stören. In Kleidung und Sitten war sie ihren Stammesgenossen schnell entfremdet worden; allein ihr Herz gehörte diesen, und bitter beklagte sie jedes demselben zugefügte Unrecht. Immer war sie die Friedensstifterin. Im Jahre 1878 unternahm sie sogar eine Reise nach Washington, um sich unserem Landsmann, Karl Schurz, der damals Staatssekretär war, vorzustellen und ihn zu bitten, ihrem Stamme gerecht zu werden; denn man hatte diesen aus dem ihm ursprünglich überwiesenen Distrikt, wo reiche Jagd und Fischfang war, verwiesen und nach einem Landesteile gesandt, wo sie verhungerten. Schurz empfing sie sehr freundlich und gab ihr einen Brief mit, den sie zu Hause vorzeigen sollte. Froh reiste sie damit ab. Allein was musste sie erleben? Als sie sich damit bei dem Regierungs-Kommissar vorstellte, sagte dieser, es sei ihm von Washington keine direkte Weisung bezüglich darauf zugegangen und Alles blieb beim Alten. Prinzessin Winnemucca entschloss sich nun, öffentliche Vorträge zu halten, und auf diesem Wege gewann sie die öffentliche Meinung für sich und namentlich die Teilnahme der Frauen, deren Gerechtigkeitsgefühl sich für diese unterdrückte Rasse erwärmte. Namentlich waren es die Frauen Bostons, diese so eigenartigen, intelligenten, gesinnungstüchtigen Abkömmlinge der strenggläubigen Puritaner, die ihr Ansehen geltend machten, um dem Volke, das man seines Besitzes beraubt hatte, wenigstens die Mittel zu existieren zu gönnen.

So kam es denn, dass Mrs Mann, die hochgebildete Gattin eines Bostoner Gelehrten, Prinzessin Winnemucca veranlasste ihre Lebensgeschichte zu erzählen, und dass sie diese, durch ihre Feder verbessert, der Oeffentlichkeit übergab. Wir besitzen nun also die Memoiren einer Indianer-Prinzessin, die dem künftigen Geschichtschreiber ein genaues Bild der Zustände geben, die an der Westküste herrschten, bevor die „Weißen Männer" dort erschienen, und die durch die „Souvenir of my time", von Mrs Frémont, ergänzt werden, deren Gatte ja der Führer jener bewaffneten Macht war, die zuerst zu den Piutes kam, und der, mit Hülfe des Großvaters der Prinzessin Winnemucca die Mexikaner besiegte und in Kalifornien eindrang — Kalifornien, mit seinen Goldgruben, zu denen bald das halbe Abendland pilgerte, dessen Besitz dem Welthandel eine andere Richtung gab, das eine Reise um die Welt zu einer Spazierfahrt machte. Wird das kom-

mende Geschlecht es für möglich halten, dass ihre Väter Zeuge der Entdeckung eines Landes gewesen, das jetzt mit großen Städten besetzt ist, denen alle Vorzüge unserer so lang gehegten und gepflegten Zivilisation zugänglich sind?

Wiesbaden. Amely Bölte.



Franz Woenig, „Die Pflanzen im alten Aegypten."

Ihre Heimat, Geschichte, Kultur und ihre mannigfache Verwendung im sozialen Leben, in Kultur, Sitten, Gebräuchen, Medizin, Kunst Mit zahlreichen Originalabbildungen. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Mit der lebhaft fortschreitenden Enthüllung des Altertums durch Ausgrabungen und Funde von Werken der bildenden Künste erschließt sich ein immer reicherer Blick eingehenden Verständnisses in das Leben der alten Kulturvölker. Die herkömmlichen, wesentlich auf den Urteilen kenntnisärmerer Zeiten beruhenden Ansichten werden unhaltbar, bröckeln ab, wie eine rohe Uebermalung von dem darunter verborgenen, kostbaren Bilde, und zeigen sich nun die eigenartigen, alten Kulturen in warmen lebensvollen Zügen, in harmonischer Vollendung, wenn auch in anderen Farben und Linienakkorden, als die uns im Leben der Gegenwart gewohnten. Genanntes Werk sammelt die weitverstreuten Nachrichten von der altägyptischen Pflanzenwelt aus ältesten und neuesten Werken, wie sie von an Ort und Stelle gemachten Forschern niedergelegt sind und indem der Leser nur von Blumen, Früchten, Baum und Strauch zu lesen glaubt, verwandelt sich das traditionelle, schwermütige, starre Antlitz des alten Aegyptens in ein ganz anders geartetes mit lebenslustigen, heiteren Zügen, lachenden Augen und freudespendenden Lippen. Die umsichtige Anordnung des reichen Stoffes, der so lange in gelehrten Werken verzettelt vergraben lag, die kritische Auswahl, sorgfältig erwogene Schlüsse, immer gestützt auf unanfechtbares Material, welches die Bildwerke der alten Aegypter selbst liefern, und die zahlreichen Abbildungen mit großer Sorgfalt nach den Werken der Forscher zur Anschauung bringen, dazu die gefällige Darstellung gewinnen unsere Teilnahme und geben die nötige Sicherheit für die Richtigkeit des verwandelten Bildes von dem alten Aegypten. Das alte Volk dieses Landes kannte alle Genüsse, welche die Pflanzenwelt empfänglichen Menschen bietet, wie wir. Sehen wir den Gast mit Blumenschmuck empfangen, während des Festes ihm die Blumen erneuert und diese von ihm fortwährend benutzt, so muss er wohl die Blume geliebt haben, wie wir, und von Blumenkränzen ist auch noch die Mumie begleitet. Blicken wir auf die schattenden Weinlauben, die fleißigen Kelterer und die gefüllten Weinkeller und dann auf die Zecher, von ihren Dienern nach Hause getragen, so können wir nicht mehr zweifeln, dass jenes alte Volk die Freude eines guten Tropfens ebenso wie wir zu würdigen wusste und auch den nachfolgenden Leiden unterworfen war — bei Missbrauch.

Aber auch die ernsteren, für die Ernährung des Volkes wichtigen Seiten der Pflanzenbenutzung zeigen sich in den dargestellten Arbeiten der Ernte mit aller Sorgfalt des alten Volkes, fehlt doch die Buchführung ihnen dabei ebenso wenig, wie unserem jetzigen sorgsamen Landwirt, und die mannigfachen Formen des Brotes lehren, dass auch bis in die Backstube Kunstsinn und Formenreichtum wirksam war.

Diese wenigen Andeutungen mögen auf den reichen Inhalt des Werkes hinweisen und erklärlich machen, dass gründliche Kenner und selbsttätige Forscher wie die Herren Prof. Dr. G. Ebers, Leipzig, Dr. Karl Abel, Berlin, Dr. Alfred Wiedemann, Dozent in Bonn, sowie gleichstehende Botaniker, z. B. Herr Dr. Karl Müller in Halle, das Werk „mit großer Freude begrüßen", „aufrichtigen Dank" aussprechen über diese Darstellung der Beziehungen zwischen Mensch und Pflanze in den frühesten Zeiten der Kultur.

Was nun die Linienführung in den Abbildungen betrifft, so sei nur noch auf die Einfachheit hingewiesen, mit denen diese alten ägyptischen Künstler ihre Gedanken dennoch zu klarem Ausdruck brachten und das Buch bietet somit auch dem Künstler gewiss manche Anregung. Wenn unsere an Kunstmitteln viel reichere Gegenwart durch Farben und Linien in viel volleren Akkorden zu uns spricht, so lauscht doch der sinnige Kenner gern wie der Stimmführung des einzelnen Instrumentes, so vor dem Bilde der Linienführung. Was nun die altägyptische bildende Kunst betrifft, so wird sich selten in einem einzigen, leicht zugänglichen Werke solche Mannigfaltigkeit von Abbildungen finden, aus denen der Künstler das Wesen jener sich erschließen kann.

Leipzig. W. Werner.



Litterarische Neuigkeiten.

„Export-Journal. Internationaler Anzeiger für Buchhandel und Buchgewerbe." Seit August d. J. erscheint im Verlage von G. Hedeler in Leipzig unter obigem Titel eine Monatsschrift, die es sich zur Aufgabe macht, die Interessen des Buchhandels und des Buchgewerbes wahrzunehmen und das gesammte buchhändlerische Gebiet publizistisch zu vertreten. Das Journal erscheint in drei Sprachen, neben dem deutschen Text befindet sich gleichzeitig die französische und englische Uebersetzung desselben. Vor uns liegt das erste 40 Quartseiten starke Heft dieser bemerkenswerten Fachschrift, das soviel des Interessanten enthält, dass wir hoffen dürfen, dass das Unternehmen den Beifall findet, den es verdient.

Paul Lindau's „Arme Mädchen". Eine vorwitzige Kritik von Jakob Lippmann. (Leipzig, Reinhold Werther.) Der Verfasser unterzieht in dem vorliegenden Werkchen den soeben fertig gewordenen Roman des bekannten Schriftstellers Paul Lindau einer außerordentlich scharfen, aber durchaus berechtigten Kritik. Eine lesenswerte Broschüre.

Alphonse Daudet: „Le Nabob." 2 vol. — Paris, Alphonse Lemerre. 1887. Der Inhalt des Daudetschen Romans „Der Nabob" ist bekannt. Der mit französischer Litteratur Vertraute weiß, dass die Beschreibung des Lebens des Nabob, Jansoulet mit Namen, der wie eine schnell durch die Atmosphäre ziehende und dabei leuchtend werdende Sternschnuppe in Paris auftaucht, als Krösus seines Geldes wegen von Schmarotzern gefeiert, dann aber im Stich gelassen wird, als Nichts mehr bei ihm zu haben ist. Bekannt ist auch, dass Daudet diesen Emporkömmling nur als Mittel benutzte, um die verschiedensten französischen, speziell Pariser Verhältnisse zu zeichnen und zu geißeln. So werden wir eingeweiht in das innere Wesen des Parlamentes, zwei deutscher Geldinstitute, der Künstlerschaft und sonst noch ungezählter Körperschaften und Lebenskreise oft recht zweifelhaften Wertes, an denen Daudet seine meisterhafte Beobachtungs- und Schilderugsgabe erweist. Alles dieses ist bekannt: Wir wollen nur auf die reizend ausgestattete Ausgabe aufmerksam machen, in welcher uns Lemerre das Daudetsche Werk uns bietet. Die beiden Elzevierbände genügen den höchsten Ansprüchen an Eleganz und Bequemlichkeit der Ausstattung in Bezug auf Druck und Papier. Der Preis von 10 Francs muss für diese beiden, jedem Tisch zum Schmuck gereichenden Bändchen für sehr mäßig gelten.

„Am Dünenstrand der Ostsee." Skizzen und Erinnerungen aus den Ostseebädern. Von Dr. Adolph Kohut. 2 Bände. (1. Die Seebäder Pommerns. — 2. Rügen und seine Seebäder. — (Berlin, J. L. V. Laverrenz.) Seit einem halben Menschenalter ist kein erschöpfendes Werk über die Pommerschen und Rügenschen Ostseebäder erschienen, das nicht allein ein zuverlässiger Wegweiser für all die nach Millionen zählenden Touristen sein will, welche alljährlich die Gestade der Ostsee aufsuchen, sondern welches auch in stimmungsvollen, farbenprächtigen Bildern die Ostsee in landschaftlicher, geschichtlicher, kulturhistorischer und poetischer Beziehung schildert. In dem vorliegenden zweibändigen Werke des Dr. Adolph Kohut lernen wir die Ostsee und die Ostseebäder mit ihren Schönheiten, ihren balneologischen Reizen und Eigentümichkeiten, das flotte und heitere Badeleben, die Bewohner Pommerns und Rügens, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung, ihre Geschichte, Sagen und Legenden kennen. Einen besonderen Reiz verleihen dem hochinteressanten Werke besonders die vielfachen, in den Text eingestreuten humoristischen Züge und Episoden. Wer die Pommerschen und Rügenschen Ostseebäder, sowie die Pomerianer und Rügenianer gründlich studieren und überdies eine anregende und unterhaltende Lektüre sich verschaffen will, dem können wir „Am Dünenstrand der Ostsee" nur bestens empfehlen.

Obgleich es für Briefmarkensammler schon verschiedene Handbücher giebt, so ist bis jetzt noch kein solches Werk in deutscher Sprache erschienen, welches die gesammte Philatelie, Postwertzeichen, Stempelmarken, Privatmarken, Telegraphen- und Retourmarken, Essays, umfasst. Heute liegt uns die erste Lieferung des „Großen Handbuches der Philatelie" von Otto Teltz (Verlag von Ernst Heitmann in Leipzig) vor, welches diesem Uebelstande abhelfen wird. Dieses groß angelegte Werk wird ein vollständiges Verzeichnis und Beschreibung aller existierenden Marken enthalten, mit vielen erläuternden Notizen versehen werden und außerdem die hauptsächlichsten Fälschungen, alle amtlich veranstalteten Neudrucke u. s. w. erwähnen; zur Erläuterung sind dem Werke Abbildungen der Marken, sämmtlicher Wasserzeichen, der fremden Ziffern (z. B. Sanskrit, Persisch, Chinesisch u. s. w.), der Kouvertstempel beigegeben und wird das Werk circa 4000 solcher Abbildungen enthalten. Außerdem sind die Durchschnittspreise jeder Marke beigefügt. Die erste Lieferung ist in jeder Beziehung gut ausgestattet, sie enthält vier Bogen mit vielen Illustrationen, der Preis von 50 Pf. für die Lieferung ist ein billiger. Wir können daher allen Briefmarkensammlern dieses Werk nur empfehlen.

Die Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Friedrich, Leipzig, veröffentlichte soeben einen Roman von G. Reuter unter dem Titel „Glück und Geld". Das Erstlingswerk dieses Verfassers zeugt von einer außerordentlichen Begabung, die Handlung ist virtuos geschildert, und die Charaktere geradezu meisterhaft gezeichnet; Reuter hat sich das moderne Aegypten zum Schauplatz der Handlung gewählt und bietet in diesem Rahmen ein farbenprächtiges, seelisch bewegtes Bild, das das Interesse des Lesers fortwährend rege erhält. Alles in Allem ein Werk, das in jeder Beziehung eine bemerkenswerte Erscheinung und der wärmsten Empfehlung wert ist.

Słowackis Schauspiel „Beatrix Cenci" erschien in französischer Uebersetzung von Z. Rulikowski, mit einer Vorrede von Jules Mien. — Krakau 1887.

In den letzten Nummern der Warschauer litterarischen Wochenschrift „Zicie" findet sich eine eingehende Analyse der Spielhagenschen „Theorie des modernen Epos" (Beiträge zur Theorie des Romans, 1883) von Nossig. Spielhagen bleibt bekanntlich bei dem „Ich-Roman" als der vollkommensten, alle inneren Schwierigkeiten des Epos lösenden Form der Erzählung stehen. Gegen dieses Resultat Spielhagens wendet der Verfasser ein, dass der „Ich-Roman", indem er einerseits tatsächlich eine der größten Schwierigkeiten beseitigt, indem er die Information des Erzählers in jedem Momente legitimiert, andererseits eine ganz unzulässige Unwahrscheinlichkeit in das Kunstrecht hineinbringt: die kunstvolle Komposition und die vollendete Form der Erzählung muss nämlich im Ich-Roman nicht als Werk des Dichters, sondern als das des Helden der Erzählung betrachtet werden. Ohne also die großen Vorteile, welche die von Spielhagen vorgeschlagene Form dem modernen Epos bietet, zu verkennen, hält der Verfasser diese Form nur in dem einzigen Falle für anwendbar und erfolgreich, wo als Held der Erzählung ein Dichter oder Schriftsteller auftritt, da nur in diesem Falle die künstlerische Durchbildung der epischen Erzählung von den Lesern ohne eine den erwünschten Eindruck auflösende Skepsis aufgenommen werden kann.

„Lavinia Colonna." Roman von J. von Wildenradt. Ein farbenreiches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert, dem die historischen Kämpfe der Baglionen und gegnerischen Adelsgeschlechter in Perugia zu Grunde liegen. Im Mittelpunkt der Handlung steht Lavinia, eine rührende Gestalt, die Braut Jeronimos della Penna, eines mehr den Studien als dem Waffenhandwerk ergebenen Edlen aus Perugia. Ein furchtbarer Nebenbuhler und Gegner erwächst ihm in Astorre, dem dämonischen, heldenkühnen, in voller Manneskraft und Schönheit strahlenden Sohn des blinden Guido Baglione. Der Letztere und Ercole Colonna repräsentieren die friedliebenden Häupter der feindlichen Parteien, während Astorre und seine wilden Brüder nur im Kampf Befriedigung ihrer kriegerischen Gelüste und Sicherung ihrer Macht suchen. — Nicht minder sympathisch, wie Lavinia, treten dem Leser Atalanta und Zenobia, die Schwiegertochter und Enkelin des blinden Guido entgegen, nicht minder anziehend, wie Jeronimo und Astorre, greifen Varano und Grifone, der Letztere Gemahl Zenobias, in die Handlung ein. Einen besonderen Reiz erhält die Erzählung durch die verhängnisvolle Teilnahme der deutschen Studiengenossen Jeronimos an den Ereignissen. Frischer Humor und schalkhafter Frohsinn auch in bedrängter Situation belebt das studentische Treiben, und eine Gestalt, wie die des tapferen Schwaben Jakobus Münzer, der ebenso mutig als Freund Jeronimos, wie treu als Liebhaber der kleinen Carlotta ist, gewinnt im Sturm alle Herzen. Wie über sonnenbeglänzte Landschaft ein drohendes Wetter, so steigt über das Glück im Palast Colonna ein tragisches Geschick empor, bis die Parteien in energischem Zusammenstoß aufeinander prallen und die Gewalttat gerächt, die Liebenden vereint und der Friede geschlossen wird. — Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 41. Leipzig, den 8. Oktober. 1887.

Inhalt:

Die hundert besten Bücher.

Der Chefredakteur dieser Blätter hat in Gemeinschaft mit dem Berliner Verlagsbuchhändler Friedrich Pfeilstücker ein Zirkular versandt, das folgendermaßen anhebt:

„Vor Kurzem ist in England ein außerordentlich lebhafter Streit in den öffentlichen Blättern über die hundert besten Bücher aller Zeiten und Litteraturen entstanden. Nur die lebenden Schriftsteller waren ausgeschlossen und die Auswahl der Bücher mit Rücksicht auf einen mittleren nicht akademischen Bildungsgrad berechnet. Staatsmänner, Gelehrte, Theologen, Industrielle, Reisende, Buchhändler und Andere haben Listen aufgestellt, welche zum Teil heftiger Kritik unterzogen wurden. Am meisten Anerkennung fand die umstehend abgedruckte Liste Sir John Lubbock's, welche, wie man staunend sehen wird, aus der deutschen Litteratur so gut wie Nichts enthält. Ja, die erste Liste dieses Mannes enthielt noch weniger: außer dem Nibelungenlied nur noch Goethe's Faust und Wilhelm Meister. Und doch ist Sir John Lubbock Kanzler der Universität von London und gilt als großer Gelehrter. Die Unterzeichneten halten es für geboten und nützlich, dem gegenüber eine Liste der hundert besten Bücher vom deutschen Standpunkte aus aufzustellen und zwar mit Einschluss der neuesten Litteratur.“

Hiernach folgt eine Erörterung des Zwecks, sowie der günstigen Resultate, die man von der Veröffentlichung einer solchen „Liste vom deutschen Standpunkte aus“ erwartet.

Indem wir zunächst diese zweite Hälfte des Zirkulars bei Seite lassen, gestatten wir uns einige Glossen zur ersten, insbesondere auch zur Liste Sir John Lubbock's, deren wunderbare Zusammensetzung geeignet ist, unsere früher an dieser Stelle begründeten Anschauungen über die Allgewalt des Klassizitäts-Dogma's wesentlich zu bestärken. Wenn eine solche Liste gleichsam die Quintessenz des Litteraturgefühls einer großen Nation, das Resultat eines Plebiszits in den Reihen der geistigen oberen Zehntausend darstellt, so muss der *schönwissenschaftliche* Autoritätsglaube in England mindestens ebenso tief wurzeln, wie die kritiklose Anerkennung alles dessen, was die alleinseligmachende Hochkirche für heilig und wahr erklärt.

Zunächst drängt sich uns eine Frage auf, die durch die Fassung des oben mitgeteilten Zirkular-Bruchstückes schon zur Hälfte beantwortet ist: Giebt es überhaupt, schlechthin gesprochen, hundert beste Bücher aller Zeiten und Litteraturen?

Wir haben gesehen: die Verfasser des Zirkulars halten es für geboten, dem Verzeichnis des Kanzlers eine Liste der hundert besten Bücher *vom deutschen Standpunkte aus* gegenüber zu stellen.

Hiermit geben sie also zu, dass sich die hundert besten Bücher vom *vom englischen Standpunkt aus*, selbst wenn Sir John Lubbock etwas Gescheiteres zu Wege gebracht hätte, als seinen Kanon, gründlich von dem, was das deutsche Bedürfnis erheischt, unterscheiden würden.

Aber ich gehe noch weiter:

Lässt sich selbst vom deutschen Standpunkt aus eine Liste aufstellen, die halbwegs Anspruch auf *objektive Gültigkeit* haben könnte?

In der Moral wie in der Aesthetik ist der Begriff „gut“ ein wesentlich relativer und demgemäß schwankender. Schopenhauer hat unwiderleglich erhärtet, dass die Behauptung gewisser sonst sehr achtbarer Religionsphilosophen —: die Erkenntnis von „Gut“ und „Böse“ als von etwas Feststehendem, Absolutem sei der menschlichen Psyche angeboren —, eine Erschleichung ist. Vielmehr bedarf der Begriff „gut“ — um mehr zu sein als eine bloße Relation — jedesmal eines Zusatzes. Gut — wozu? Gut — zu welchem Behufe? Dies gilt nicht allein von den äußeren Dingen, die der Mensch zur Förderung seiner physischen Existenz benutzt, sondern auch von den Handlungen, die allemal dann gut sind, wenn sie nach dem jeweiligen Entwickelungsstand der Gesellschaft dem Gemeinwohl vorteilhaft, oder, mit anderen Worten, so geartet sind, dass sie bei allen Individuen zur Norm werden könnten, ohne dem Zweck der Gesellschaft zu nahe zu treten. Die nämliche Handlung wird daher zu verschiedenen Epochen der gesellschaftlichen Entwickelung, ja unter verschiedenen Verhältnissen innerhalb der gleichen Entwickelungs-Epoche, gut oder schlecht sein. Man erwäge z. B. nur die gänzliche Umwandlung unseres Verdiktes über die vorsätzliche Tötung eines Mitmenschen, sobald sich entweder dieser Mitmensch durch einen widerrechtlichen Angriff außerhalb des Gesetzes stellt — (individuelle Notwehr) — oder sobald seine Tötung durch das Staatswohl geboten wird — (Krieg) —.

Eine gewisse Aehnlichkeit waltet auch auf dem Gebiete der Litteratur ob. Die Schönheitsgesetze sind ebenso wenig unwandelbar wie die Sittengesetze. Sie erfahren vielmehr im Lauf der Jahrhunderte gewisse Modifikationen; ja, sie differieren sogar von Volk zu Volk, von Klasse zu Klasse, von Stand zu Stand.

Hieraus folgt, dass erstens ein Buch für seine Zeit in eminentem Grade gut gewesen sein kann, während es nach unserem Geschmack schlecht ist; sowie dass zweitens ein und dasselbe Buch ganz mit demselben subjektiven Recht von einer gewissen Gruppe des zeitgenössischen Publikums angebetet, von den andern verabscheut wird. Diese letztere Differenz wird ganz besonders bei den Schöpfungen zeitgenössischer Schriftsteller eintreten, daher denn hier die Aufstellung eines Kanon weit größere Schwierigkeiten bereiten dürfte, als bei den Schöpfungen früherer Generationen, mit denen unser innerstes Fühlen und Wollen nicht so unmittelbar im Konnex steht. Es gilt hier so ziemlich das gleiche Gesetz, das die Geschichtsschreibung beherrscht: Je mehr die zu schildernde Epoche noch in die unsere hinein ragt, um so schroffer werden die Urteile auseinander gehen.

Ein Beispiel für die Entwertung:

Lubbock führt, wie von dem Kanzler einer modernen, — d. h. nach allen Richtungen hin verzopften — Hochschule von vornherein zu erwarten war, in der Liste der hundert besten Bücher auch die „Göttliche Komödie“ des Dante an.

Es steht ganz außer Frage, dass die „Commedia“ in dem Jahrhundert ihres Erscheinens, und meinetwegen zwei Jahrhunderte weiter hinaus, ein gutes Buch war, — gut nämlich in dem Sinne, dass sie dem dichterischen, wissenschaftlichen und philosophischen Bedürfnis jener Periode vollkommen entsprach, tausende und abertausende von Lesern über das Tagesgetriebe emporhob und mit Gedanken erfüllte, die damals wohl so ziemlich das Höchste umfassten, was sich im Hirn eines zeitgenössischen Kulturmenschen abspielen konnte.

Für uns aber ist Dantes „Divina Commedia“ *kein* gutes Buch mehr. Das Werk hat immer noch Anspruch auf das Interesse aller Gebildeten, weil es fast das gesammte spätere Mittelalter geistig beherrscht hat; es verdient von Seiten der Spezialisten ein eifriges Studium als litterarisches Denkmal; aber als „Buch“ im prägnanten Sinne des Wortes, als geistige Schöpfung hat es für uns nicht halb die Bedeutung, wie etwa eine Novelle Gottfried Kellers oder die erste beste Romanschöpfung Alphonse Daudets. Hieran ändert der akademische Enthusiasmus der Dante-Vereine nicht das Geringste. Wer liest heute noch Dante aus innerem Bedürfnis, wie man etwa die unvergängliche Odyssee liest? Vorgerücktere Schüler und Schülerinnen, die sich mit den „Promessi Sposi“ glücklich zurecht gefunden, werfen „der Wissenschaft halber“ einen Blick in die „Hölle“; aber auch hier, bei diesem „besten“ Teile der Dichtung, macht sich sofort das Verlangen geltend, das Wenige, was für uns noch genießbar erscheint, von dem antiquierten Ballast zu sondern. Ugolino und Francesca da Rimini sind solche Glanzpunkte. Dass sich auch unter dem, was ich hier als Ballast bezeichne, manche kraftvolle Schilderung, manche dramatisch bewegte Szene findet, die über das Maß der Alltäglichkeit leuchtend hinausragt, das vermag die „Commedia“ als Ganzes noch nicht zu retten. Man vergesse doch ja nicht: *„Die hundert besten Bücher aller Zeiten und Litteraturen!“*

Der dritte Teil der „Commedia“, das „Paradies“, würde allein schon ausreichen, dem Werk den Eintritt in die Walhalla der Hundert endgültig zu verwehren.

Ich habe früher einmal ausführlich den Nachweis von der völligen Nullität des „Paradieses“ versucht und will mich an dieser Stelle nicht wiederholen. Wer mit uns der Ansicht ist, dass in der Dichtkunst das Rein-Abstrakte keine Berechtigung hat, der wird uns beistimmen, wenn wir behaupten: Das „Paradies“ ist eine Reihe von Diskussionen ohne Fleisch und Blut, eine Ausgeburt jener scholastischen Geheimniskrämerei, die sich so scharf in Dantes Ge-

sichtszügen ausprägt, und ihnen etwas vom Typus eines alten Weibes verleiht.

Karl Frenzel, den niemand als Himmelsstürmer und Revolutionär verschrieen wird, äußert sich fast noch schroffer:

„Wie grotesk“ — so schreibt er — „nimmt sich der feuerfarbene Glaube aus und die Hoffnung, deren Kleid und Glieder grün wie Smaragd sind! Sollen wir an diese Wesen glauben? An den Greif, dessen Glieder von Gold waren, soweit er Vogel, d. i. himmlischer Natur, das andere dagegen weiß mit purpur untermischt — wo nämlich der Löwenleib, die irdische Natur, beginnt? Was kümmert es uns, dass sich dadurch das Wort des hohen Liedes erfüllt: ‚Mein Geliebter ist weiß und rot!‘ Solche Allegorien rauben dem Gedicht allen Reiz und machen es zu einer kalten moralischen Abhandlung, nur von historischem Wert, die Stimmung jener Zeit zu erkennen.“

Und weiter unten:

„Das alles ist Trödel geworden im Lauf der Jahrhunderte, vergessener Trödel! Keine noch so prächtige Schilderung, keine Bilder von quellenden Wassern, von lieblich weckenden Uhren und himmlischen Mühlrädern, mit denen er den Kreis der himmlischen Lichter vergleicht, können diese Todten für uns wieder lebendig machen. Das Paradies ist ein Trümmerfeld vergessener Symbole, verblasster Gedanken, wie die Sandwüsten, daraus die Ruinen Ninives sich erheben.“

Leidet sonach das „Paradies“ an einer geistigen Darre, die auf das Hirn des Lesers geradezu peinvoll wirkt, so betont schon Arthur Schopenhauer die Absurdität des Grundgedankens im „Inferno“ und „Purgatorio“. In der Tat, die kindische Engherzigkeit der Danteschen Weltanschauung, die nicht dem Dichter, sondern seinem Zeitalter auf die Rechnung gesetzt werden darf, raubt uns auch hier jeden unverfälschten Genuss.

„Man kann kaum umhin zu denken,“ so schließt Schopenhauer seinen Exkurs, „dass bei Dante selbst eine geheime Satire über solch saubere Weltordnung dahinter stecke; sonst würde ein ganz eigener Geschmack dazu gehören, sich an der Ausmalung empörender Abgeschmacktheiten und fortwährender Henkerszenen zu vergnügen.“

Dantes „Divina Commedia“ *hat also aufgehört, ein gutes Buch zu sein*; denn, wie gesagt, der Begriff „gut“ ist ein schwankender, relativer.

Trotzdem figuriert die „Commedia“ in der Lubbock'schen Liste, — und hiermit drängt sich uns von selber eine Kritik dieses Verzeichnisses auf.

Wenn es nämlich, wie dargetan, *pure* unmöglich ist, einen objektiv gültigen Kanon aufzustellen, so lässt sich doch ohne Zweifel eine Liste erzielen, die nicht so stürmisch zum Widerspruch reizt, wie die des Londoner Kanzlers, da dieser Gelehrte einmal die britische und die altklassische Litteratur einseitig bevorzugt, dann aber bis über die Ohren im Wuste der akademischen Tradition steckt, dergestalt, dass sein Verzeichnis den Eindruck macht, als habe er nur die „besterntesten“ Namen gewisser litterarischer Handbücher gläubig herausgeschrieben.

(Schluss folgt.)

Dresden. Ernst Eckstein.



Auferstanden.

Jüngst träumte mir, ich wäre längst gestorben,
Und eingehüllt in weiße, weiche Linnen
Lag ich im Sarg, und ausgelitten hatte
Das arme Herz von allen seinen Leiden. —
Da ruht' ich nun in dunkel kühler Erde;
Dicht über meinem Antlitz wölbte sich
Des Sarges schwarzer Deckel, und drin pochte
Der Totenwurm im steten Einerlei
Des Todes ew'ges Schlummerlied. —
Rings Grabesruhe, Grabesnacht! —
An meinem Leib, dem fühllos kalten, zehrten
Die Würmer, willig bot er sich zur Speise,
Zum Todtenschädel formten sie, zum grinsenden,
Das Haupt, und fraßen mir hinfort das Menschenantlitz,
Und drangen gierig weiter bis ins Hirn;
Dort aber brannte es! fast wie Bewusstsein,
Als wollten die Gedanken nimmer sterben,
Die ich gehegt, gepflegt in jenem Leben.
Und schmerzlich zerrten dran die gier'gen Würmer,
Und zerrten aus dem Tod die Sehnsucht wach.
Die Sehnsucht nach der längst verlor'nen Welt,
Der ich nun schon so lange abgestorben. —
Und aus der Grabesnacht Vergessenheit
Da tauchten der Erinn'rung Schatten auf,
In luft'gen Bildern zog dahin das Leben. —
Hat auch der Todesschlummer seine Träume?
Mir war's als wehte Lenzeshauch mich an!
Und über mir, der Sargesdeckel,
Der wölbte sich zum blauen Himmelsbogen,
Des Tages Lichtjuwel, die Sonne, stand daran,
Hell drang ihr klarer Schein in meines Grabes Nacht,
So licht und warm wie neues junges Leben! —
Und plötzlich atmet Alles um mich Leben!
Aus tausend kleinen, bunten Blumenaugen
Blickt mich die Erde an so liebe-wonneselig,
Und mir zu Häupten blüht ein Lindenbaum,
Der seinen Duft berauschend niederregnet
In zahllos kleinen, lieblich weißen Flocken.
Und in dem luftig, grünen Blätterreich
Da weht ein leiser Wind geheimes Rauschen,
Und munt're Vögel hüpfen in den Zweigen,
Und jubelnd klingt ihr ewig altes, neues,
So wonn'ges Frühlingsauferstehungslied. —
O wunderlicher Todtentraum vom Leben! —
Doch nein! kein Traum! 's ist Wahrheit, Wirklichkeit!

Ich fühl' es warm durch alle Glieder rinnen,
In meine Brust senkt sich der Lenzeshauch,
Und weckt das todte Herz zu neuen Schlägen;
Und treibt das Blut mir fiebernd durch die Pulse,
Und es erwacht in mir das alte Sehnen,
Das alte Hoffen und das alte Lieben,
Mit ganzer, voller, jung erstand'ner Kraft
Dem Leben bin ich neu zurückgegeben;
Das ist des Frühlings wundertät'ge Macht! —
So träum' ich nochmals denn den bunten Traum
vom Leben. —

Berlin. Richard von Hartwig.



Ist Leidenschaft Poesie?

Von Emil Mauerhof.

(Schluss.)

Käme es auf die Gesellschaft im Allgemeinen an, die Erde wäre ohne die Dichtkunst, und wir ohne den Anlass eben dieser heute auf ihren Ursprung hin nachzuforschen.

Zum Glück giebt es deren — es sind ihrer nur wenige — die körperlich inmitten der Gesellschaft, jedoch seelisch außerhalb derselben leben, sich zum Mindesten mit einem ungebändigten Willen aller Vorschriften und Fesseln, wenn nötig, zu entledigen verstehen; die den schmählichen Vertrag, welchen die Unnatur ihnen beut, nicht unterschreiben; welche die ewigen Ideale der Menschlichkeit, treu der großen Erzeugerin, in starkem Busen bewahren, dieselben in der Wirklichkeit nicht zu finden vermögen und sie darum in dem Reiche der Dichtung aufleben lassen. Diesen ist die Poesie kein eitler Zeitvertreib, den jedes beliebig andere Spiel der Kurzweil leicht ersetzen könnte, sie ist ihnen ein unentbehrliches Lebensbedürfnis, notwendig wie ihnen selbst und allen Uebrigen Luft und Sonne, Speise und Trank. Sie bedeuten die Kunst, und die Kunst sie: beide — unzertrennliche Genossen. Von welcher Art sind aber diese Menschen, denen es ausschließlich überlassen bleibt, die höhere geistige Welt mit dem Reizvollsten, das die Erde kennt, überschwänglich zu beglücken?

Lenken wir von neuem unsere Blicke auf Gregorius zurück, denken wir uns gleich ihm den Menschen mit all' seinen Trieben, außerhalb eines gesellschaftlichen Verbandes, allein auf sich selbst gestellt — in diesem Zustande wäre er ganz Natur, und die Poesie unmöglich. Der Mensch nähere sich aber der Gesellschaft und sogleich verzichtet er zu Gunsten des durchaus künstlichen Inhaltes der letzteren zumeist auf den größten Teil seines eigenen Wesens: er wird zur Unnatur, und die Poesie ist notwendig geworden. Nicht jener halber, die in ihrer seelischen Schwäche sich eher freiwillig dem neuen Gewalthaber unterwarfen, sondern um der Anderen willen, die gezwungen und im knirschenden Grimme das knechtische Joch auf ihre Schulter luden. Der stumpfe Mensch mit seinen lauen Trieben wächst so sehr in die Tagesgepflogenheiten der Gesellschaft hinein, dass er allmählich seiner Herkunft ganz vergisst, aufhört natürlich zu empfinden und nur noch in überkommener Weise denkt: die Unnatur ist ihm zur zweiten, zur alleinigen Natur geworden. Sein ganzes Leben und Sinnen ist eine einzige, große Verleugnung seiner ursprünglichen Bestimmung; nicht mehr fähig auch nur in einem einzigen Punkte naturwahr zu unterscheiden, gilt demselben seine unbewusste Verlogenheit als Natürlichkeit, und die reinste Natur als Verzerrung. Nur der allein in der Gesellschaft sieht sich vor diesem erbärmlichen Loose geschützt, in dem zum wenigsten eine seelische Eigenschaft über augenblickliche Erregung und jugendliches Feuer hinaus als unsterbliche Leidenschaft den vornehmsten Inhalt seines Daseins bildet. Mag ein solcher auch immerhin seinen Vergleich mit der Gesellschaft geschlossen haben, und denselben im Uebrigen auch einhalten: hier in dieser einzigen Daseinsregung wird er sich gegen sie auflehnen und unbeirrt seine eigenen Wege gehen. Er wird ganz Natur sein, sobald die Leidenschaft Gelegenheit hat sich zu betätigen — und damit auch völlig wahr sein. Denn — einfach genug! heißt „Leidenschaft“ jeder natürliche Trieb im Menschen, sobald derselbe mächtiger als Ueberlieferung, Mode oder Gesetz sich durch nichts zwingen lässt und seinen eigenen Lauf haben will. In dieser übermächtigen seelischen Eigenschaft, die sich nicht unterwirft, sich mithin noch nicht verleugnet hat und gefälscht worden ist — bewahrt also der betreffende Eigner ganz rein seine ursprüngliche Natur, und kann in Folge dessen, so lange und so oft eben diese wirkt, nie anders als völlig wahr sein. Es giebt nur eine Möglichkeit für den Menschen sich in seinem Empfinden und Urteil als naturecht und wahr zu erkennen, wenn er sich selbst unter dem Walten der Leidenschaft weiß. Ein jeder Andere wird um so mehr hinter jeder natürlichen Wahrheit in seinem ganzen Denken zurückbleiben, je weiter ihn die Dürftigkeit seiner Triebe von deren Vollmaß d. h. der Leidenschaft entfernt.

Es ist nun in hohem Maße verständlich, dass die alles verflachende Gesellschaft mit Furcht und Grimm einen Jeden unter jenen Gekennzeichneten verfolgt, die sich kraft ihres höheren, seelischen Vermögens über die als göttlich ausgegebene und angebetete Oberfläche ihrer Gesittung erhebt — mit Furcht vor etwaigen Uebergriffen; mit grimmigem Neide: es jenem nicht gleichtun zu können: denn selbst in ihrem verlogensten Zustande behält sie noch eine vage Empfindung ihrer furchtbaren Entartung und sie hasst darum den, welcher sie an die letztere erinnert. Wo sie die Macht hat, ächtet sie ihn auf

der Stelle und nicht bloß, dass sie unter Umständen mit Gefängnis und dem Tode droht, sie setzt auch die angedrohten Strafen in Vollzug.

Unter dieser feindseligen Haltung, welche die Gesellschaft einer jeden Leidenschaft — sie sei guter oder schlimmer Art — gegenüber einnimmt, muss eine jede leidenschaftliche Natur leiden. Der gute Dämon in der menschlichen Brust, welchem der überlegene Weltverstand vielleicht mit mitleidiger Nachsicht ein beschränktes Gebiet zu freier Tätigkeit überlässt, so lange man nicht seine Kreise stört und er selbst womöglich noch Wohltaten empfängt — dieser gute Dämon sieht sich oft genug in seinen reinsten Bestrebungen gehemmt, sucht sein Ideal in der sich ihm immer mehr entfremdenden Welt und gesteht sich endlich schmerzlich, es nirgends finden zu können; wogegen der unreinere Dämon unablässig in fiebernder Gier und schaudernden Grauen vor der dräuenden Strafe bangt. Die Leidenschaft will ihre Betätigung; die Gesellschaft versagt sie: das Leid ist gewiss. Und um diesem zu entgehen, erschafft sich die Leidenschaft ihre eigene, phantastische Welt.

Wie der Urgrund der Poesie die ungestillte Leidenschaft ist, so kann der Dichter selbst auch nur aus den Reihen jener hervorgehen, die von einem Dämon beherrscht die Eröffnung einer neuen, ihrer Natur gemäßen Welt herbeisehnen. Mit anderen Worten: es ist unmöglich Dichter zu sein ohne Leidenschaft. Die in sich einträchtige Gesellschaft vermag keinen solchen zu erzeugen: denn zufrieden mit der ihn umgebenden sinnlichen Welt, die allen dumpfen Trieben schmeichlerische Gewährung verheißt, hat der schlechthin gesellschaftliche Mensch darüber hinaus kein anderes Verlangen als nach Befriedigung seiner tierischen Lebensbedürfnisse und nach Zeitvertreib. Solches verlangt er, solches ist ihm gestattet, Zahllose wissen sich solches zu verschaffen: sie sind fertig mit sich und der Welt. Allen diesen ohne Ausnahme ist jede Dichtung eine Narretei und der Dichter selbst ein abgeschmackter Phantast: man kann sie auf einem Platze zu Tausenden über beide lachen hören. Dass aus den Reihen dieser ein Dichter hervorgehen könnte, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Dichtkunst findet ihren Ursprung in der unbefriedigten Leidenschaft; um für diese also zu dichten, muss man selbst zum mindesten von einem Triebe leidenschaftlich erregt werden: denn was ich nicht selbst bin und habe, kann ich nicht wahrheitsgetreu offenbaren. Im Besitze einer solchen bis zur Leidenschaft gesteigerten seelischen Eigenschaft wäre der Dichter allen anderen ihm ähnlich gearteten Naturen nur gleich, nichts mehr und nichts weniger, wenn ihm nicht daneben noch die Phantasie verliehen wäre, sich seinem Drange gemäß ein neues Reich zu schaffen und zu bevölkern, und dazu die Gabe auszusprechen, was ihn und Tausende wie ihn bewegt. So lange er selbst diese ihm eigene Leidenschaft zum Gegenstand seiner Kunst macht, wird er Künstler und wahr sein, sobald er dieselbe verlässt, sinkt er zum bloßen Artisten herab und wird verlogen. Denn eben nur durch jene dauernde Leidenschaft, die sich von der Gesellschaft nicht umschachern ließ, ist er zum wenigsten in diesem einen Gefühle natürlich geblieben, und der Ausdruck desselben ist demzufolge echt, klar, überzeugend und findet in allen naturwahren Gemüten ein tausendstimmiges, einhelliges Echo. In diesem Umstande liegt der Beweis der Naturwahrheit. Kein Sänger der Gesellschaft wird sich je als vermögend erweisen auch nur einen naiven Sinn mit seinem Liede zu bestricken; denn da sein Gedicht nicht mehr die reine Natur wiederspiegelt, sondern lediglich deren gesellschaftliche Verzerrung, so wird der Inhalt desselben immer getrübt und verworren erscheinen und dem natürlichen Verstande zunächst ganz unzugänglich und unbegreiflich sein. Jener mag seinen Angehörigen zur Lust gesungen haben; da dieselben aber als Abtrünnige ihrer ursprünglichen Bestimmung nur noch nach selbstgeschaffenen Gesetzen künstlich empfinden, so haben sie sich damit auch zugleich des Rechtes begeben, je noch über irgend eine Schöpfung sei es des naiven, sei es des empfindsamen Dichters — ja sogar über die Dichtungen des letzteren, ihres nahen Anverwandten zu Recht zu befinden, weil die gekünstelte Empfindung überhaupt keinen Maßstab und keine Schranke weiter zulässt, vielmehr millionenfach zersplittert ohne Führer und ohne Richter auf dem wüsten Meere der Laune treibt.

Der Kritiker innerhalb der Gesellschaft vermag der Poesie, welcher Art sie auch sei, nie und nirgends mit überlegenen Waffen beizukommen, weil auch er sogar der abgeschmacktesten Empfindelei gegenüber in seinem Urteile selbst gar nicht anders als gleich abgeschmackt — nämlich unwahr sein kann. Nur die reine Natur vermöchte es, und diese ist für gewöhnlich zum Schweigen verurteilt. In diesem Verhältnisse wuchert unausrottbar die elende Wirtschaft aller Kunstkritik.

Die Kritiker der Künste und schönen Wissenschaften gehen zumeist aus dem Schooße der ganz verlogenen Gesellschaft hervor, sind der letzteren also mit Leib und Seele verschrieben. Dieses zu sein, daran ist eben der Umstand schuld, dass sie ohne jede sich bis zur Leidenschaft steigernde, moralische Eigenschaft sind. Demgemäß ist ihr Wohlwollen für alle Erzeugnisse der Unnatur ebenso begreiflich, wie ihr unüberwindlicher Widerwille gegen eine jede Stimme der Natur. Da sie selbst nur die Anempfindung, aber nicht die Empfindung kennen, so stehen sie schon den Schöpfungen des Kunstgewerbes fassungslos und erst jenen der naiven Kunst schlechthin blödsinnig gegenüber. Ihr Urteil, sie mögen es hier oder dort damit versuchen, ist immer falsch. Wie es keinen echten Dichter ohne Leidenschaft geben kann, so auch keinen echten

Kritiker. Je mehr beide von derselben haben, desto höher steigen sie in ihrer Würdigkeit.

Die seelische Eigenschaft der menschlichen Brust, welche sich rücksichtslos betätigt, erweist sich demzufolge noch als ganz rein und ungefälscht: sie ist naturwahre Empfindung und als solche nennt man sie Leidenschaft. Sobald Jemand ein derartig leidenschaftliches Gefühl zum Grunde seiner Phantasiegebilde macht, ist er Dichter; und erscheint um so größer und reicher, je mehr Eigenschaften sein Inneres als Leidenschaften birgt. Das mehr und weniger scheidet hier das Genie von der bloßen Begabung. Eine einzige Leidenschaft vermag den Liederdichter zu zeitigen; aber der Dramatiker und Epiker großen Stiles ist undenkbar ohne eine Summe ganz verschiedenartiger Leidenschaften. Wenn der Erstere, um wahr zu bleiben und als Dichter zu gelten, nur einer Seite des menschlichen Gemütes benötigt, so bedürfen die Letzteren, welche ein Weltbild schaffen, um wahr zu bleiben und als Dichter zu gelten, selbst aller jener Leidenschaften, die aus ihren dichterischen Gestalten sprechen. Jemehr sich die Brust eines solchen Dichters zum All erweitert, jemehr der Dämonen — guter und böser — in seinem Inneren selbst hausen, jemehr von der ganzen idealen Menschheit er in sich aufzunehmen vermag, desto mehr gilt er als großes Genie. Eine reichere Natur als die Shakespeares hat die Welt bisher noch nicht erlebt.

Leidenschaft ist der Grund und darum auch zugleich das Wesen der Poesie; freilich bedarf das große dichterische Genie auch noch der Phantasie, der Urteilskraft und der Sprachgewalt; aber alle diese drei weiteren Veranlagungen zusammen vermögen ohne jene so wenig auch nur das kleinste echte Gedicht zu erzeugen, dass es völlig den Anschein gewinnt, als ob sich dieselbe in ihrer stolzesten Erscheinung deren Gefolgschaft ganz aus eigener Kraft erschüfe. Gewiss ist, dass der Liederdichter außer der Vorbedingung nicht schwachsinnig zu sein, wesentlich nur der Leidenschaft benötigt, und ebenso gewiss ist, dass der angebliche Dichter ohne Leidenschaft gar kein rechtschaffener Dichter ist, mag ihn auch seine Einbildungskraft, sein Scharfsinn, sein tönender Mund im sonstigen bis an die Sterne tragen. Weder eine Alexandrinische Gelehrsamkeit, noch eine Ciceronianische Bildung, weder ein Kantischer Verstand, noch ein Schillerscher Phrasenrausch vermögen jeder für sich allein und auch alle zusammen je eine echte Dichtung hervorzubringen und eine solche wahr zu beurteilen. Beides vermag einzig die Leidenschaft.

Wenn nun die dichterischen Nachbildner der Leidenschaft, d. h. der Natur, so nur die alleinigen Dichter sein können, so ergiebt sich von selbst, dass alle Sänger der Gesellschaft, d. h. der Unnatur, nichts weiter als Artisten eines Kunstgewerbes sind. Es ist leicht zu verstehen, dass die Gesellschaft sie Alle unterschiedslos Dichter nennt; aber ebenso leicht bemerkt auch der Einsichtige sogleich, dass die Art des Könnens die große Masse teilt und scharf von einander sondert.

Auf der untersten Stufe des Handwerks erblicken wir die Kopisten der Wirklichkeit. Was für ein Drang eigentlich diese Leute zu ihrem Gewerbe treibt, ist unschwer zu erraten. Der Zufall hat sie hineingeworfen, die Eitelkeit und die Leichtigkeit des Gelderwerbs fesselt sie, denn ihr Publikum ist zahllos wie der Sand am Meere. Ohne inneren Beruf und ohne Schamgefühl erglühen sie im Wetteifer, die Clowns der niedrigsten Menschenart zu sein. Albern, verdreht, sinnlos, gemein und verlogen wie jene sind ihre Schöpfungen: ein geschätzter Zeitvertreib des Stumpfsinnes, gleichwertig mit Seiltänzerei und Pferdedressur. Wie die Oberfläche an den Dingen unaufhörlich wechselt, so wechseln auch sie. Die Laune hebt sie, die Laune lässt sie sinken: Tagesfliegen.

Um ein Beträchtliches höher stehen die Idealisierer der Unnatur. Alle unter diesen sind Dichter von Beruf, und sie würden Dichter bleiben, wenn sie sich daran genügen ließen, die einzige Leidenschaft, deren sie vielleicht habhaft sind, zu deuten. Aber in ihrem so begreiflichen und doch so törichten Verlangen über ihre einförmige Leidenschaft und damit auch über ihr Können hinauszuwachsen, verfallen sie unabänderlich der Unnatur und sinken zum Teil zu der Halbwelt der Artisten herab. Von dem Grunde ihrer einsaitigen Leidenschaft haben sie in dieser einen echten Empfindung das falsche Wesen der Gesellschaft vollkommen erkannt. Abgestoßen von der Unnatur in der wirklichen Welt erheben sie sich über dieselbe mit der Absicht, die Wahrheit allseitig zu suchen: sie treffen dieselbe, so lange sie im Banne ihrer dürftigen Leidenschaft stehen; ohne die Führerschaft einer solchen gehen sie immer fehl. So setzen sie endlich an Stelle der verlogenen Gemeinheit die schönere Lüge. Sie selbst nennen sich empfindsame Dichter; die Gesellschaft preist sie mit Vorliebe als Träger der Ideale; der natürliche Verstand allein heißt sie treffend die Idealisierer der Unnatur. Da für Dichter dieser Art die reinere Natur vornehmlich in den feineren Gepflogenheiten der höheren Gesellschaftsklassen zu liegen pflegt, solche Lebensformen der Höfe sich aber allmählich zur allgemeineren Kultur eines ganzen Volkes entwickeln, so leben auch diese Idealisierer der Unnatur so lange in dem Gedächtnisse ihrer Nation, bis die herrschende Gesittung abtritt und einer neuen Platz macht. Sie sind die eigentlich nationalen Dichter und in ihrer Wirkung wesentlich auf das eigene Volk beschränkt.

Der wahre Kündiger der Ideale kann, wie es sich ganz von selbst versteht, nur der Dichter von Leidenschaften sein. Wie der ideale Mensch seelisch nichts Anderes als der Inbegriff aller menschlich natürlichen Triebe ist, die zusammen aus ihm in freier ungeschwächter voller Kraft — also außerhalb des

Naturzustandes als Leidenschaften — wirken, so muss auch der Dichter in dem Spiegelbilde seiner Kunst eine jede Empfindung in ihrer ganzen Unbefangenheit aufleben lassen, wenn er die Idee der Vollkommenheit erreichen will; und er wird um so vertrauter die ideale Menschlichkeit überhaupt umfassen, je ähnlicher dem allgemeinen Urbilde sich seine Seele an Mannigfaltigkeit und Stärke der Gaben erweist. Der idealste Mensch — in der Sprache der Gesellschaft übersetzt: der durch die höchste Summe von Leidenschaften bewegte Mensch — wird auch immer der idealste Dichter sein; d. h. er kommt dem Ideale in der Natur seelisch am nächsten, folglich muss auch seine Wiedergabe eben dieser Natur die bezüglich wahrste, also idealste sein. Eine derartige Dichtung ist naiven Charakters. Die Gesellschaft bringt einer solchen für gewöhnlich kein Verständnis entgegen; bald erscheint sie jener verrückt, bald gemein — und immer absonderlich. Selbst das eigene Volk verharrt nicht bloß Jahrzehnte, ja Jahrhunderte ihr gegenüber in völliger Teilnahmlosigkeit, bis sie endlich den Weg gefunden hat zu dem über die ganze Welt zerstreuten Häuflein naturwahrer und darum kunstliebender Gemüter. Der begeisterte Dank dieser sichert ihr einen ewigen und weltweiten Ruhm. Auch die große Masse lügt sich dann bisweilen ratlos in eine Art von kühler Bewunderung hinein, aber dieselbe zu lieben — das vermag sie nie. Die Natur hat ihre Lieblinge, die Unnatur ihre besonderen Götzen: und auf diese häuft die letztere Alles, wessen ihre Affenliebe an Zärtlichkeit, Schmeichelei und Verehrung fähig ist. Es ist wohl kaum nötig, noch ausdrücklich zu betonen, dass in einer Untersuchung über die Poesie nur von dem Idealismus die Rede sein kann.

Realismus, Idealismus, Naturalismus und dergleichen Kunstausdrücke mehr sind, seitdem die sogenannte „Wissenschaft vom Schönen“ Studium und Lehre wurde, die allbeliebten Nahrungsmittel geworden, mit denen hohenpriesterlichen Amtes die Charlatanerie in der Litteratur ihre mäulerspitzenden Schüler mästet. Mit einer Kunstfertigkeit, der es ausnahmslos gelingt, ein jedes solcher Worte immer nur am unrechten Platze erscheinen zu lassen, wird unter dem narkotischen Dufte dieser fremdartigen Gewächse allemal das Hochamt eines solchen Schwindels zelebriert, dass selbst dem klarsten Verstande zu Zeiten die Augen dunkeln.

Wenn der Ausdruck „Naturalismus“ — überhaupt einen Sinn haben soll, so könnte er doch seiner Abkunft gemäß gar nichts Anderes bedeuten als das Bestreben und die Fähigkeit, die Natur in ihrer ganzen Wahrheit darzustellen. Genau dasselbe will und tut der Idealismus; denn auch dessen Aufgabe ist, die Idee der Menschlichkeit voll und rein zu erfassen und dieselbe solchergestalt in dem Bilde der Kunst aufleben zu lassen. Die Propheten der Gesellschaft versetzen beide in den äußersten Gegensatz: Der Naturalismus ist nach ihnen der getreueste Abdruck der zufälligen gemeinen Wirklichkeit, der Idealismus deren verklärtes Abbild; es gehört Mühe dazu, diese Leute auch nur halbwegs zu verstehen. Wenn nun der Idealismus die Macht ist, die „Idee der Menschlichkeit“ völlig in sich aufzunehmen, so ist unter „Realismus“ in der Kunst lediglich das Vermögen zu verstehen, eben jenes menschliche Ideal inmitten der Gesellschaft zur vollkommensten Erscheinung zu bringen. Es ist auf der Stelle klar, dass ein jeder wahrer Dichter eben so viel vom Idealismus wie vom Realismus besitzen muss, oder vielleicht noch verständlicher gesagt: der echte Idealismus, im Besitze der reinen Natur und demgemäß auch in voller Erkenntnis jeglicher Unnatur — muss, wofern derselbe noch dichterisch veranlagt ist, den Realismus als vollkommenstes Ausdrucksmittel zur unbedingten Folge haben. Kein Dichter vermag eines von beiden zu entraten; der Idealismus ist ihm Erfassung der Natur, Realismus das Wort dafür; ermangeln sie des einen oder des anderen, so verlieren sie die Fähigkeit dichterisch zu gestalten. Die Schulfüchse in der Litteratur hinwieder kramen mit erstaunlicher Wichtigkeit aus, dass Idealismus und Realismus zwei ganz besondere Eigenschaften — nicht ein und desselben Dichters: denn das wäre ja, richtig erfasst, nur wahr — sondern zweier oder mehrerer voneinander verschiedener dichterischer Persönlichkeiten seien, so dass vorzugsweise dem einen für seine Darsellungsfähigkeit der Idealismus, dem andern der Realismus zukomme. Der Unsinn ist haarsträubend. Mit dem Idealismus im Bunde soll der eine vornehmlich seine Innenwelt verkünden, unter der Aegide des Realismus der andere die Außenwelt deuten. Die Meisterschaft in der angeblich naturwahren Wiedergabe der letzteren wird alsdann zum Schluss als der eigentliche Höhepunkt der dichterischen Kunst gepriesen. Nun ist aber der wirkliche Sachverhalt, wie folgt:

Dieser sogenannte Realismus ohne die Geleitschaft des Idealismus ist der nackte Abklatsch der oberflächlichen Wirklichkeit und damit ausschließliches Handwerkszeug des Kopierers. Der Dichter fängt erst dort an, wo er seine eigene innere Welt darzustellen beginnt; nur wenn er das aussagt, was er an Leidenschaft selbst hat und ist, gestaltet er dichterisch; er gehe darüber hinaus und er phantasiert oder kopiert. Je mehr Leidenschaften der Dichter besitzt, d. h. je reicher an Idealismus er ist, desto größer wird er auch als Dichter, desto mannigfacher wird auch das Leben, desto lebensvoller auch die Welt sein, welche derselbe aus seinem lebendigen Innern zur sinnlichen Erscheinung schafft. Gerade der größte Dichter wird ausschließlich sich verkünden.

Wie jedoch der bloße Mensch das Ideal der Menschlichkeit zu hegen vermöchte, und deswegen noch immer nicht Dichter zu sein braucht, so wird

er zum Letzteren, wenn sich zu seinem Idealismus noch die Fähigkeit gesellt, jenen als eine neue Welt erstehen zu lassen; mit anderen Worten: der Realismus in der Kunst ist nichts weiter als der künstlerisch gestaltete Ausdruck des Idealismus; es kann diesen geben ohne jenen, niemals den Letzteren allein, ohne den Ersteren. Von Beiden als Gegensätzen in der dichterischen Befähigung zu sprechen, ist zweifelloser Unverstand.

Dass die Kopierer der Wirklichkeit ohne jede Spur von Idealismus sein und bleiben müssen, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Indem ihr ganzes Geschäft darin besteht, lediglich die Außenseite der Gesellschaft abzudrucken, spiegelt ihr Werk auch nichts Anderes als die Oberfläche der Dinge wieder, und ist darum auch wie diese unausbleiblich und ewig — verworren, verlogen, unverständlich und ohne Sinn. Und ebenso wenig kann man bei ihnen von Realismus sprechen, da die Aufgabe des letzteren erst mit dem vollgültigen Ausdrucke der Idee erschöpft ist. Realismus heißt: Darstellungskraft der Wirklichkeit, — aber nicht hinsichtlich ihrer Aeußerlichkeit, sondern in Bezug auf das Ding an sich. In dem Abklatsch der gemeinen Unnatur feiert die Lüge einen uneingeschränkten Triumph. Es ist nicht angemessen von diesen Berichterstattern der oberflächlichen Erscheinungswelt überhaupt als von Dichtern zu reden.

In den Erzeugnissen des idealisierenden Kunstgewerbes erscheint im unerfreulichen Durcheinander Wahres und Falsches gemischt. Da diese Künstler mit ihrer Seele nur zu einem ganz geringen Teile die Idee der Menschlichkeit erreichen, so vermögen sie auch nur in einem solchen Grade die wahre Natur wiederzuschaffen und verfallen im Uebrigen der Unnatur. Als fragmentarische Dichter müssen sie sich um das ganze Ideal bemühen, und vermögen dasselbe gleichwohl nie zu erobern: vor ihren sehnsüchtigen Blicken entschwindet das Bild der idealen Menschheit in nebelgraue Ferne. So entfernen sie sich vor der gemeinen Unnatur, um an deren Stelle eine phantastische Welt zu setzen. In Allem, was sie sagen wollen, so lange ganz wahr, als sie unter dem Einflusse ihrer besonderen Leidenschaft sprechen, werden sie phrasenhaft, sobald die letztere schweigt, und die aus der Gesellschaft übernommene Empfindung das Wort ergreift.

In dem tiefgefühlten Bedürfnisse den klaffenden Gegensatz zwischen kopierendem und idealem Stile in ihren dichterischen Erzeugnissen zu verwischen, erheben sie aus bewusster Notwendigkeit heraus, zum alleinigen, beiderseits abschwächenden Ausdrucksmittel — die schöne Phrase. Ihre Sprache, wie ihre Welt sind künstlich: nicht mehr gemein, aber auch nicht ideal und vorwiegend unnatürlich.

Der Idealismus verleugnet eine jede phantastische Menschlichkeit, wie der Realismus den idealisierenden Stil d. h. die Phrase.

Im Idealismus leben: heißt seelisch eins mit dem natürlichen Menschen sein; und im Realismus wirken, heißt: für jede Aeußerung der Natur den gleichwertigen Ausdruck finden. Weder der Kopierer, noch der Idealisierer der Unnatur verstehen ein solches Leben und eine solche Kunst; der Erstere hat nicht einmal die Ahnung von beidem; der Letztere ahnt sie wohl, sucht sie auch, um endlich ihre Spur auf halbem Wege zu verlieren. Einzig das Genie kennt und besitzt beide, und schafft ihnen gemäß.



Die Kelten.

Von Dr. A. Berghaus.

Noch vor zweitausend Jahren vielleicht der stärkste Volksstamm in Europa, oder wenigstens an Kopfzahl dem germanischen und slavischen damaliger Zeit wenig nachstehend, ein Volksstamm, welcher nahezu ganz Gallien, einen großen Teil Spaniens, die britischen Inseln, die Schweiz, das südliche Deutschland südwärts der Donau und einzelne Striche von Ungarn und der europäischen Türkei inne hatte, ja früher ganz Oberitalien besaß und selbst im Innern von Kleinasien ein Reich gestiftet hatte, welches wenigstens durch seinen Namen noch lange an seine keltisch-galatischen Gründer erinnerte — dieser ganze große, kriegerische und rührige Stamm der Kelten mit seiner arischen, aber eigentümlich entwickelten Sprache ist verschwunden und fristet nur noch in schwachen Resten sein Dasein fort; — ein eigentümliches Schicksal, das zum Nachdenken auffordert. Es müssen Gründe vorhanden gewesen sein für dieses überraschend schnelle Aufgeben der Sprache, durch welche allein ein Volk seine Stammverwandtschaft und damit den Zusammenhang seiner einzelnen Stämme erhalten kann. Allerdings ist das Volk nicht ausgestorben, die zahlreichen Enkel der alten Kelten leben und bilden große Völker, aber sie zählen jetzt zum romanischen, zum germanischen Stamme u. s. w.; sie sind zu Franzosen, Spaniern, Deutschen, sächsischen Briten, in Oberitalien zu Römern, in Kleinasien zu Griechen etc. geworden. Das Aussterben der keltischen Sprache erklärt allerdings die römische Herrschaft zum guten Teile, aber befremdend ist doch das Verschwinden derselben in dem heutigen Frankreich in ungemein kurzer Zeit, in dem Laufe des ersten und zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt. Was späterhin von Resten gallischer Sprache mitgeteilt wird, ist nicht der Rede wert. Die Nieder-Bretagner (*Bas-Bretons*) aber, welche noch heut einen verderbten keltischen Dialekt sprechen, sind kein Rest der alten Gallier, sondern die Nachkommen von Flüchtlingen, die aus Britannien herübergekommen. Die Römer scheinen es also gründlich verstanden zu haben, zu romanisieren und mit dem fremden Volks-

römischen Einflüssen widerstanden, vielleicht weil sie roher und minder kulturfähig waren und nicht durch eine starke romanische Einwanderung zersetzt wurden. Beim Abzuge der Römer im fünften Jahrhundert n. Chr. war Britannien wieder ein keltisches Land, und obwohl die bald eingewanderten sächsischen, friesischen, anglischen Völkerteile, die später zum Volke der Angelsachsen zusammenwuchsen, mit schonungsloser Härte verfuhren und die Eingeborenen vielfach tume aufzuräumen, und in der Tat, an Sentimentalität litten sie nicht; die römische Verwaltungsmaschine, Heerwesen, Justiz etc. kannte keine Anbequemungen und machte höchstens den gebildeten Griechen gegenüber Konzessionen.

Weit besser als die festländischen Kelten, haben ihre Stammverwandten auf den britischen Inseln den in blutigen Kämpfen ausrotteten, so haben sich doch die echten Kelten in bedeutender Zahl bis heute erhalten, und läge Großbritannien auf dem Festlande, kein Zweifel, dass wir eine Nationalität mehr haben würden, die Anspruch auf selbstständige Kulturgattung machte.

Wann und woher die Kelten nach Europa kamen, ist eine schwer zu lösende Zwillingsfrage. Wahrscheinlich bedeutend später, als die Illyrier und die Italogräken, und auf anderem Wege, auf welchem die Kimmerier, Skythen etc. ihnen nachfolgten. Diese mögen sie nordwärts und westwärts gedrängt, sie aber danach eine Weile ruhig im Norden gesessen haben, bis sie durch die auf gleichem Wege nachfolgenden Germanen nach Süden und Westen geschoben wurden, wie sie denn die Ligurer und Iberer, vielleicht auch damals schon, später sicher, die Etrusker, vor sich herdrängten. Strabo sagt, die Griechen hätten missbräuchlich alle Westvölker unter dem Sammelnamen *Κελτοί, Ἴβηρες, Κελτίβηρες, Κελτοσκύθαι* begriffen. Letzterer erinnert vielleicht nur scheinbar an eine Zeit, in welcher die keltischen Einwanderer in Europa die unmittelbaren westlichen Angrenzer der hinter ihnen aus Asien gezogenen Skythen waren.

Im Anfange ihrer deutlicheren Geschichte sitzen die keltischen Völker zum Teile schon seit so unvordenklicher Zeit in ihren Ländern, dass sie sich im Westen Europas, besonders in ihrem Hauptlande Gallien, für Autochthonen halten und dass sie aus dieser überfüllten Heimat seit vielen Jahrhunderten große Heere und Kolonien ausgesandt haben, von welchen auch die in geschichtlicher Zeit vom adriatischen Busen durch fast ganz Osteuropa sichtbaren Kelten abstammen werden. Früh, aber nicht nahe, wurden mit den westlichen Völkern und namentlich mit den Kelten die Griechen durch ihre Kolonien bekannt; später die europäischen Griechen in Griechenland und Sizilien, so wie die Epiroten und Makedonier mit keltischen Soldtruppen. Die Kelten, die vom adriatischen Busen bis nach Thrakien hin gesiedelt hatten, scheinen die Griechen zuerst durch die Gesandtschaften an Alexander den Großen kennen gelernt zu haben, d. h. vielleicht nicht lange nach ihrer Ausbreitung im Osten, während sie schon vorher, etwa zu Alcibiades' Zeit, cisalpinische Gallier gekannt haben mögen.

Lange, bevor aber jene östlichen Kelten den Griechen furchtbar nahe rückten, taten dies ihre Vorfahren den Römern. Aber Rom erhob sich phönixgleich aus seiner Asche; seine Rache, der Drang der Selbsterhaltung gegen die ruhelosen Nachbarn in Oberitalien und endlich seine mörderische Herrschsucht und Habsucht nahm in ziemlich kurzer Zeit die cisalpinischen Kelten und ihren ligurischen Bundesgenossen ihr Volkstum, ohne ihnen ein vollgültiges neues dagegen zu geben. Ganze Völkerschaften erlagen der Wut der Römer oder wanderten aus gegen Osten und zurück über die kaum erstiegenen Alpen. Konsul M. Fulvius Flaccus trug die römischen Waffen über die Alpen in das Mutterland der keltischen und ligurischen Gegner, um den gefährlichen Strom an seiner Quelle abzudämmen. Sein Nachfolger Sextius Calvinus gründete unter den besiegten, ganz oder halbligurischen Salluviern die erste Römerstadt Aquae Sextiae, das jetzige Aix in der Provence. Jenen hatten die keltischen Allobrogen beigestanden; sie wurden nun von den Römern angegriffen und besiegt, trotz der Hülfe der mächtigen Averner, ja, zu römischen Provinzialen gemacht.

Das Unheil Galliens in diesem Kriege war der Wettstreit seiner beiden mächtigsten Völker um die Hegemonie, die schon mindestens seit dem Auszuge der Gallier nach Italien in der Hand der Biturigen gewesen war, um welche aber jetzt Averner und Aeduer stritten; Letztere verführte der Verlust des Kampfpreises, den fremden Eroberern die landesverräterische Hand zu reichen. Diese hatten nun eine breite Operationsbasis gewonnen, gingen siegreich nach Südwesten vor und gründeten in dem Narbo eine Kolonie, von welcher eine ganze Provinz den Namen erhielt.

Schon sehr frühe trieben die Kelten teils ihre wachsende Menge, teils abenteuerlicher Sinn und die Sehnsucht nach kriegerischen Raubzügen und nach Ruhm zur Wanderung aus dem westlichen Europa und zu Zügen nach Osten und Süden, um sich durch Vernichtung, Unterdrückung oder Unterjochung der benachbarten Völker in fremdem Lande ein neues Vaterland mit Waffengewalt zu begründen. Die Kelten waren damals ein so kri-gerisches Volk, wie später die Deutschen, und diese räuberischen Züge durch ganz Europa vermochten, wie wir eben gesehen, weder die Eisfelder der Alpen und Karpathen, noch das undurchdringliche Dickicht der Hercynischen Wälder zu hemmen; ihre kriegerischen Haufen überzogen Italien, Deutschland, Illyrien, Thrakien und das Windenland. Um das Jahr 388 v. Chr. zogen unzählige Haufen keltischer Auswanderer unter der Anführung des Sigovesus in Begleitung weissagender

Vögel über den Rhein in die Gegend der Hercynischen Wälder und nahmen dort neue Sitze ein, während zu eben derselben Zeit ein anderer Schwarm, in ähnlicher Weise von den Göttern geleitet, unter Anführung des Bellovesus in Oberitalien einfiel und sich daselbst niederließ. Wahrscheinlich war dies aber nicht ihr erster Zug nach Italien. Im Jahre 382 v. Chr. bemächtigten sich kriegerische Haufen der Gallier unter Anführung des Brennus oder ihres Königs (denn Brennus bedeutet in der keltischen Sprache einen Herrscher), bis nach Rom vordringend, dieser Stadt mit Ausnahme des Kapitols, doch wurden sie bald von Camillus geschlagen und später vertrieben. Etwas später (um 350—336 v. Chr.) warfen sich andere Räuberhaufen derselben, unbekannt, ob aus Gallien oder aus dem Lande der Bojer und den Hercynischen Wäldern, gleichfalls unter der Anführung ihres Brennus oder Königs auf die illyrischen Länder und Pannonien, und, nachdem sie in langjährigen blutigen Kämpfen die dortigen Slaven zum Teil vernichtet, zum Teil an die Karpathen, auch wohl noch über dieselben gedrängt hatten, ließen sie sich selbst unter dem Namen der Skordisker in dem Lande an der Donau, Sawe und Drina nieder. Von da durchzogen andere Thrakien, Makedonien und Thessalien bis nach Delphi, um Beute zu machen (280 bis 218), noch andere drangen sogar übers Meer nach Asien vor und gründeten dort das neue Königreich Galatien.

Die nördlichen Kelten, unzufrieden mit den Ländern, die sie den Deutschen entrissen, rückten in unbekannter Zeit, ohne Zweifel vor dem dritten Jahrhundert v. Chr., immer weiter und weiter gegen Osten vor, die einheimischen windischen Völker entweder aus ihrem Vaterlande vertreibend oder mit Gewalt unterwerfend. So kamen die keltischen Ombronen und Gothinen bis an die Weichselquellen und bis über den Oderstrom hinaus und die Anarter oder Anartophraken, Taurisker, Bastarner und Peukiner bis weit über die Karpathen in das Uferland des Pruth, Dnjester und Bug, ja die Galater sogar um 218—201 v. Chr. bis zur Mündung des Dnjeper. Diese Ostkelten und ihre Nachbarn wurden durch den von Norden herabströmenden Kimbernzug berührt und wahrscheinlich in einzelnen Schaaren mit fortgerissen. Aber die Verbindung dieser Völker war damals vielleicht nicht mehr neu. Bei den Ostfahrten der Kelten und ihrer Genossen nach Griechenland und Kleinasien werden die Kimbern genannt, freilich finden sich an den Stellen der betreffenden Autoren mancherlei Verwechselungen. Dem Namen der Teutobodiaker bei den Ostzüglern begegnet der des kimbrischen oder teutonischen Teutobodus (= chus) und der der Teutonen selbst. Die Kimbernzügler kamen auch in Zusammenstöße mit Tauriskern und Skordiskern, sowie mit den Hercynischen Bojern. Der Name Cimbri wurde mehrfach etymologisiert und eben so leicht und fertig mit denen der Kimmerier und der Kymren konfundiert.

Was die Alten von Gestalt, ihren Wagen und Wagenburgen, wilder Frauentugend, Priesterinnen etc. der Kimbern erzählen, wird gleichermaßen von den Kelten, Germanen und noch anderen Barbaren berichtet. Die ältesten Quellen nennen die Kimbern Gallier, Kelten, was sie nicht schlechthin aus irriger Verwechselung der Letzteren mit den damals den Römern noch unbekannten Deutschen erklären lässt. In Oberitalien zumal musste der Unterschied eines der Mehrheit nach deutschen Völkerzuges von den Galliern gleich Anfangs durch diese selbst den Römern kund werden, später dann auch in Rom selbst, wo eine Menge kimbrischer Sklaven neben gallischen beobachtet und behorcht werden konnte. Dies hier nur beiläufig; auf die Gründe für und wider die Deutschheit der Kimbern, welche von späteren Klassikern hinterdrein häufig angenommen wird, wollen wir nicht weiter eingehen; uns dünkt sie noch nicht unumstößlich bewiesen. Allerdings verblieben ihre und der Teutonen Reste unter dem alten Namen im Norden der nachmaligen Germania, gleich als Deutsche unter Deutschen, aber neben diesen finden wir gleichzeitig noch gallische Völkchen, wie die Gothinen unfern der Gothonen, die zwar abhängig geworden sind, aber Sprache und Volkstum erhalten haben. Es erscheint immerhin möglich, dass die „Ueberschwemmung", welche die Mehrzahl der Kimbern aus ihren nördlichen Sitzen trieb, eben die der den Kelten nachrückenden Deutschen war. In diesem Falle hätten wir in den Kimbern u. s. w. die wohl einzigen Kelten zu suchen, die nicht aus Gallien, sondern bei der ersten Einwanderung nach Europa in den hohen Norden gekommen und dort selbst körperlich den Deutschen noch ähnlicher geblieben wären. Sonst hat uns diese vorgallische Keltike in Skandinavien oder nahe daran nicht viel Glaubliches, obgleich freilich die schwachen Reste der Kimbern und Teutonen, deren Name eben sowohl deutsch als keltisch, illyrisch etc. sein kann, später weiter nordwärts gedrängt sein können.

Der eigene Stammname der dritten Hauptgenossen des Zuges, der Ombronen, der als Schlachtruf von den Ligurern im feindlichen Heere nicht bloß verstanden, sondern auch gleichermaßen gebraucht wurde, giebt der Vermutung Raum, dass sie ein ligurischer Stamm waren, der mit Kelten gemischt sein konnte. Wenn auch die Deutschheit der drei genannten Hauptvölker des Kimbernzuges durch viele Gründe unterstützt wird, so bleiben doch keltische Bestandteile desselben geschichtlich sicher, die sich indessen erst in Italiens Nähe, in Helvetien nämlich, dem Zuge nach dem von jeher Kelten wie Deutsche sirenengleich lockenden Südlande anschlossen. Aber trotz unserer noch nicht hinreichend gelösten Zweifel an der Deutschheit der Kimbernzügler hegen wir ähnliche im Allgemeinen gegen alle Siedelungen der Kelten im hohen Norden Europas, wenn auch einzelne ihrer

Streif- und Soldzüge ziemlich weit nordwärts kommen. Doch darüber wissen wir nichts Gewisses, diese Züge sind zu vorgeschichtlich, ebenso wie die Ansiedelungen der Kelten in Iberien. Die Analogie Galliens und Italiens stellt sie chronologisch hinter die Iberer, die auch der Zahl nach Hauptvolk bleiben, mit welchen die meisten Kelten zu „Keltiberern" verschmolzen sind. Aber rätselhaft ist ihre örtliche Stellung im Westen der pyrenäischen Halbinsel, wogegen in den Pyrenäen und auf deren beiden Seiten bis heute (in den Basken) das iberische Volkstum mächtig blieb. Auch wissen wir von keiner Verbindung der iberischen Kelten mit den gallischen, und keine Wandersage hat sich erhalten, wie für die Cisalpiner und Hercynier. Ueber ihren Weg giebt es viele Mutmaßungen; wir sind der Ansicht, dass sie den über die nordwestlichen Pyrenäen-Pässe genommen. Drüben fanden sie vielleicht in dieser Richtung das Land schon zugänglicher, oder sie drängten die iberischen Bewohner, die sich nicht mit ihnen vertrugen oder mischten, nach Südosten, wo diese desto zahlreicher und kraftvoller gediehen, bis die Macht der Römer über sie kam.

(Fortsetzung folgt.)



Schwert und Kelle.

Aus dem Nachlasse Carlos von Gagerns, herausgegeben von M. G. Conrad. (Verlag von W. Friedrich. Leipzig.)

Ein Erbauungsbuch möchte ich es nennen, — doch wohlgemerkt: nicht eines von der Sorte, an welcher sich „die Armen am Geiste" ergötzen, um sich für die ihnen ob dieser Armut zugesicherte Seligkeit vorzubereiten, — sondern ein echtes, wahres Erbauungsbuch für Jene, welche glücklich die Bretterwände durchgeschlagen haben, die ihnen die dunklen Ehrenmänner verschiedenster Konfessionen vor den Köpfen aufgepflanzt haben.

Gagern war ein Feind des Bonzentums — wie Alle, die den ihnen gewaltsam eingeimpften Verdauungsstoff glücklich ausgestoßen haben und dadurch zum freien Denken gelangt sind. Es war bei ihm durchaus kein blinder, fanatischer Hass, wie man ihn bei den Gegnern in der Regel findet, sondern ein edler, gerechter Zorn über die Manipulationen einer Kaste, die dem Prinzipe huldigt „der Zweck heiligt die Mittel", und deren Zweck eben der ist, zum eigenen Vorteil und Frommen die Menschen in geistiger Knechtschaft zu halten. Im Freimaurertume sah er das Mittel, seinen Mitmenschen Erleuchtung zu bringen, und seine Aufzeichnungen sind mithin an die Brüder gerichtet, um dieselben zu vermahnen, mit aller Energie und Kraft die erhabene Mission durchzuführen. —

„Strebend nur bist du Mensch, drum wie das Kind in der Wiege Such' und finde dein Geist in der Bewegung nur Ruh!"

war der Wahlspruch des wackeren Kämpfers für Licht und Wahrheit. „Das Gesetz des Lebens ist die Bewegung. Es giebt keinen Stillstand in der Welt. Entweder haben wir einen Fortschritt, oder einen Rückschritt." Und dieser Rückschritt scheint sich leider im Freimaurertume fühlbar zu machen. Gagern betont es im vorliegenden Buche, ebenso wie M. G. Conrad in seinem 1885 erschienenen „Freimaurer" — und W. Loewenthal, einer von den Unseren, bestätigte es mir mündlich.

Eine Weltverbesserungsinstitution kann nur so lange Bedeutung haben, als sie mit dem Zeitgeiste gleichen Schritt hält; bleibt sie in der rastlosen Vorwärtsbewegung, statt an der Spitze, zurück, so ist ihr Zweck verfehlt und ihr Existenzgrund wird hinfällig. Damals, vor 160 Jahren, als sich der Orden konstituierte, spielte der Freimaurer die Rolle, die heutzutage der Freidenker übernommen hat, — und die Freidenker werden in einer weiteren Periode von anderthalb Jahrhunderten ohne Zweifel auch auf der Stufe der Konservativen stehen, wenn sie es sich nicht angelegen sein lassen, so Manches abzustoßen, das heute für freiheitsbefördernd gilt, später aber als freiheitshemmend erklärt werden dürfte, denn, um Gagerns Worte zu gebrauchen: Je höher man steigt, desto weiter wird der geistige Horizont. Die Menschheit rennt nach einem fliehenden Ziele.

Wie schön und menschenwürdig wäre doch die eigentliche Tendenz des Freimaurertumes: ein Bruderband um die ganze Welt zu schlingen! Wozu braucht man, um diese edle Mission zu erfüllen, ein Ceremonial von allerlei Hokuspokus, das sich im Prinzipe den Narreteien der übrigen Auguren-Genossenschaften anschließt, — und wie kann diese Aufgabe überhaupt gelöst werden, wenn man dem religiösen und politischen Chauvinismus gestattet, sich breit zu machen? — Was einmal, vor langer Zeit, eine Existenzberechtigung hatte, kann heute leicht faul und abgestorben sein; die aufgeklärten Köpfe der Gegenwart huldigen längst nicht mehr der Ansicht, dass der Mensch, der Anspruch auf Ehrenhaftigkeit machen darf, vor allem Religion (im gebräuchlichen Sinne) besitzen müsse, — und die Freimaurer der Gegenwart haben eben die Bestimmung, jederzeit unter den Aufgeklärten die Aufgeklärtesten zu sein. — So lange sie aber gewisse nach Götzendienst schmeckende Bekenntnisse zur Bedingung der Aufnahme machen, müssen sie in der Bewegung zurückbleiben, um schließlich unter Jene eingereiht zu werden, die wir als Rückschrittler und Dunkelmänner bezeichnen. Wozu das Kokettieren mit der Theologie, deren Jünger jede Gelegenheit benützen, um all ihren Geifer und Giftvorrat gegen Jene zu spritzen, die ihnen seit allem Anfang ein Dorn im Auge gewesen sind? So sagt auch Gagern in voller Erkenntnis dieses unhaltbaren Verhältnisses: „Streiche man aus unseren Grundgesetzen alle die Paragraphen, die den Freimaurer zu einem bestimmten Glauben zwingen

wollen! Verbanne man aus unseren Bauhütten alle religiösen Symbole, vor allem diejenigen, welche an eine spezielle Religionsgesellschaft erinnern! Kein ‚G' im flammenden Stern als ‚Gott' gedeutet, keine Bezeichnung vom ‚großen Baumeister aller Welten', kein Gebet, wenn manche Brüder nicht wissen, zu wem und zu welchem Zwecke sie beten sollen, kein Eid und Anrufung Gottes, wo dem wackeren Maurer das einfache ‚Ja' genügen muss, keine Bibel, keinen Akazienzweig auf das Grab eines gestorbenen Bruders, wenn dieses an die persönliche Unsterblichkeit erinnert!

Weiter — weiter müssen sich öffnen die Tore unseres Tempels, damit alle edle Menschen Platz in ihm finden mögen.

Was die heutige Menschheit mehr als je, braucht, ist Licht, — eine hellstrahlende Leuchte, die weit genug sichtbar ist, um bis in den fernsten Winkel den Weg anzuzeigen, der aus der Finsternis führt. „Licht ist eine Quelle der Wärme, — Wärme ist aber Bewegung, und Bewegung ist Fortschritt."

Aus jeder Seite des vortrefflichen Buches weht uns ein wohltuender, ein aufmunternder, ein kräftigender Optimismus entgegen, und darum bezeichnete ich auch das Werk als Erbauungsbuch für Solche, die das Stadium des eingeträufelten Pessimismus glücklich überstanden haben. Wenn jene armseligen Geschöpfe, welche sich Gläubige nennen, an solcher Lektüre Trost und Erhebung finden, die ihnen das irdische Dasein als jammervolles hinstellt und vague Versprechungen in die unabsehbare, niekommende Zukunft macht, so fühlen wir Leute vom freien Gedanken im Gegensatze zu diesen Klageweibern beiderlei Geschlechtes das Bedürfnis, die Schönheit und Erhabenheit der gegenwärtigen Existenz zu genießen, zu ihrer Vervollkommnung unser Scherflein beizutragen und uns an den Worten eines Mannes zu laben, den uns ein tückisches Schicksal leider viel zu früh entrissen hat. Rastlos vorwärts streben, der Menschheit dienen, sie verbessern, — das war sein Lebenszweck, und das kann man aus jeder seiner Aufzeichnungen herauslesen. „Wenn wir trinken aus dem Borne der Wahrheit, so muss jeder Trunk uns nur noch durstiger machen nach neuer, höherer, vollkommener Wahrheit." — „Bleiben auch wir stets jung, meine Brüder, mit hellem Auge, mit kräftiger Hand, mit frischem Sinne, mit warmem Herzen." „Es giebt keinen Tod in der Natur: es giebt nur Metamorphosen. Nichts vergeht, Alles wandelt sich um. Der Mensch selbst ist schon nach sieben Jahren, wie man sagt, in allen seinen Teilen ein anderer, ein neuer geworden. Welche Torheit darum, gegenüber dieser ewigen Verwandlung keine andere Sorge zu haben, als unverändert zu bleiben! „Ein Kleid, welches vor hundert Jahren Mode war, erregt heute nur noch Lachen." — „Ja, wir sind Brüder, und darum müssen wir durch unausgesetztes Arbeiten dahin zu gelangen suchen, dass dieser Name Brüder gleichbedeutend werde mit Mensch, dass die gesammte Menschheit nur eine große Familie darstelle, vereint durch die unzerreißbaren Bande der Bruderliebe." „Legen wir auf den Altar, um den die ganze Menschheit sich eines Tags zu versammeln hat, ein Evangelium, welches nur ein einziges Wort enthält: unser heiliges Wort, meine Brüder, das Wort: ‚Menschen-Liebe!'" — „Unsere Hoffnung beruht auf unseren Kindern. Damit diese aber fähig werden, in das gelobte Land des Lichtes, der Freiheit, der Wahrheit und der Brüderlichkeit einzuziehen, müssen wir ihre Geister und Herzen von frühester Kindheit an dazu vorbereiten." — „Paul Bert rief von der Tribüne der Deputirtenkammer in das Land hinaus: Man muss in Frankreich eine andere Seele erstehen lassen!" — „Vergeblich zerbrechen wir uns, moderne Oedipus, den Kopf an der Lösung unzähliger Rätsel, welche die Natur außer uns und in uns, im Makrokosmus und im Mikrokosmus uns aufgiebt. Aber dann müssen wir bescheiden sein und einfach sagen: Noch ist es uns nicht gelungen, die Lösung dieses oder jenes Rätsels zu finden. Vielleicht kommen wir später hinter dasselbe. Nicht aber vorgeben, sie gefunden zu haben und mit albernen Fabeln uns den Weg der weiteren Forschung verrammeln wollen. Und wer an diese Fabeln nicht glaubt, nicht an sie glauben kann, den nennen die Pfaffen aller Religionen einen Verruchten, einen Verächter der Religion." — „Die Wahrheit muss frei sein, wie das Sonnenlicht. Suchen wir sie mit unermüdlichem Eifer, und sobald wir sie gefunden, lassen wir sie ausstrahlen."

Diese Sprüche und Weisheitsregeln sind zufällig aus dem Texte des Buches herausgegriffen, in dem noch viele, viele Perlen enthalten sind. Eine Erquickung, ein Labsal, eine Freude muss es dem ehrlich denkenden, dem redlich fühlenden sein, solchen Sentenzen zu begegnen, — Ehrfurcht und Liebe müssen wir dem Andenken eines Mannes zollen, der nie ein Haarbreit, weder in Worten noch in Handlungen, von dem Wege abgewichen ist, den er als den rechten, als den zum Glück der Allgemeinheit führenden erkannt hat.

Das sind unsere Heiligen, mit denen wir im Geiste verkehren, — nicht, um ihre Fürbitte zu erflehen, damit Krüppel gerade werden, damit krankes Vieh gesunde, damit es uns gelinge, den Nächsten zu übervorteilen, — sondern um uns an ihren Worten zu begeistern, um ihrem Beispiele nachzueifern, damit einst das Wort des ausgezeichneten, des edlen und wackeren Kämpfers in Erfüllung gehe: „Lasst uns Apostel werden aller neuen, welterleuchtenden und weltbeglückenden Ideen!" — Und darum gebührt auch der aufrichtige Dank aller Freigesinnten dem Herausgeber, der uns mit liebevoller Sorgfalt die Hinterlassenschaft seines unvergesslichen Bruders zugänglich gemacht hat.

Harmannsdorf. A. G. von Suttner.

Sunsets on the Hebrew Mountains.

By J. L. Macduff DD.

22. Auflage. — London, James Nisbet & Co.

Bücher haben ihre Schicksale, wie Menschen, und es würde oft schwer sein, nachzuweisen, wo die Ursachen des Erfolges oder des Misslingens zu suchen seien. Indem wir die zweiundzwanzigste Auflage eines einzelnen Bandes verzeichnen, bestätigen wir, dass das kleine Werk in der allerkürzesten Zeit eine große Anzahl von Käufern gefunden hat, also eine Anziehungskraft besitzen muss, die den Erwerb wünschenswert macht. Zunächst wird es wohl der Titel sein, der gläubige Leser anspricht: „Sonnenuntergang auf den hebräischen Bergen“. Wie mag dort die Sonne untergehen, wird man sich fragen, und um die Antwort zu erhalten, ersteht man das Buch. Indem man liest, ist es vorerst der Stil, der fesselt. Die Schreibart ist durchaus elegant und schön. Was aber der Titel verspricht, sucht man vergebens. Die Sonne, deren Schein man nachgeht, ist bildlich von dem Autor verstanden, er will von der Sonne des Lebens reden, deren Untergang der Tod genannt wird, und will uns schildern, in welcher Weise im Lande der Hebräer die Erzväter vom Dasein Abschied nahmen. Das zu wissen könnte nun auch wohl von recht großem Interesse sein, wenn man Augenzeugen dafür hätte, wie sie gestorben; allein da diese fehlen, so ist Herr Macduff auf seine Voraussetzungen und seine Phantasie angewiesen, die dann aus wenigen Andeutungen das Bild schafft, das er uns vorführen will: Er beginnt mit Abraham. Es steht geschrieben, sagt er, dass Abraham seinen Geist aufgab. Er ergeht sich nun in Auseinandersetzungen über das Wort „Ghost“, das von Gast abstamme. Die Seele war Gast des Körpers, und verlässt ihren Aufenthalt, um zu den Ihrigen zurückzukehren. Wer diese sind, weiß Macduff natürlich nicht zu sagen, noch den Ort zu nennen, wo der Geist Abrahams sich von dem Körper verabschiedete; aber er findet es unbeschreiblich schön, dass es in einer so anheimelnden Weise geschah, und er glaubt annehmen zu dürfen, dass er sofort in eine sonnige Region versetzt ward, wie er es, als Glaubender, verdiente.

Der nächstfolgende Geist, der sich auf diese schöne Weise von seinem Gastgeber zurückzieht, ist der Josua's, den er einen großen Charakter nennt. Wie und wo er begraben ist, das weiß er nicht; doch hätte er kriegerische Ehren verdient, die ganze tapfere Jugend von Israel hätte ihn zu Grabe tragen sollen, auf seinem Sarge die Kronen der von ihm besiegten Könige aufstellen, und selbst die von ihm bekriegten Heiden hätten seinen Kriegsruhm ehren können. Da der Verfasser aber nur fromme Wünsche hegt, dass ihm solche Ehren zu Teil hätten werden sollen, und keinen Beweis hat, dass ihm solche geworden sind, so beschränkt er sich darauf, zu sagen, sein Lebenslauf sei sein schönstes Monument. Weitläufig mustert er nun die Verdienste dieses großen Mannes.

Dass ein solches Buch nicht für jede Art von Lesern eine passende Lektüre bietet, zeigt das Gesagte; dass es aber auch in England eine große Anzahl von Bibelgläubigen à la Stöcker giebt, zeigen uns diese zweiundzwanzig Auflagen, und wer mit solchen Gesinnungen liest, wird das Buch mit großem Interesse wieder und wieder zur Hand nehmen.

Wiesbaden. Amely Bölte.

Sprechsaal.

Herr Dr. Maximilian Wolff, Redakteur des „Frankfurter Journal“ sendet uns betreffs der Affaire Liliencron-Linke mit einem höflichen Schreiben eine Berichtigung, deren übergroße Länge wörtlichen Abdruck verbietet. Wir konstatieren aus derselben, dass Wolff als ständiger Redakteur sich seiner üblichen Redaktions-Chiffre bediene — was ja freilich für Uneingeweihte an der Tatsache der Anonymität wenig ändert. Er weist ferner jedes persönliche Motiv zurück, wie es Linkes „perfide Unterstellungen“ nahe legen.

„Von den zahlreichen Neuerscheinungen auf dem Gebiete der schönen Litteratur erhalte ich von meinem Kollegen, dem Redakteur der Didaskalia, einen bescheidenen Teil zur Besprechung. Mir fielen die Merowinger Liliencrons zu. Ich las sie, las sie ehrlich durch, wie ich jedes Buch lese, das ich beurteilen soll. Hätte ich dies Drama nur zu meinem Vergnügen lesen sollen, ich hätte es nach den ersten Seiten schon weggelegt. Linkes Kritik über Liliencrons frühere Dramen, seine Bewunderung für Liliencrons Sprache machte mich stutzig, die buchhändlerische Reklame, an der er ja keinen Anteil hat, berührte mich abstoßend. Das gegenseitige Beräuchern mancher Poeten ist mir fatal. Dass solches hier nicht vorliegt, glaube ich Herrn Dr Linke, weil er es sagt. Ich hätte daher sein Urteil ganz aus dem Spiel gelassen, wenn ich es für ehrlich gehalten hätte. Es war ehrlich, sagt er. Das genügt, muss dem Publikum genügen, das ja nun davon Kenntnis hat.

Was mein eigenes Urteil über Liliencron betrifft, so brauche ich kein Wort zu verlieren. Seine Sprache erscheint meinem Geschmack platt und roh, ja selbst dilettantisch. Wer sie für schön hält, für poetisch, für ergreifend, der mag es tun, ich will ihm den Genuss nicht verbittern. Man vergleiche nur einmal Liliencrons jüngstes Trauerspiel mit dem, was ihm als Muster vorgeschwebt haben mag, mit Kleists Hermannsschlacht . . . Doch genug! — Ich habe in meiner Kritik gar kein Urteil gefällt, nicht direkt, ich habe eine Blumenlese vorgeführt und mit einem Sapienti sat geschlossen. Da Herr Dr. Linke den Kommentar, den ich als überflüssig bezeichnet, in meiner Namensnennung sieht, so wäre er ja hiermit gegeben.

Nach all der Sanftmut zum Schluss noch ein hartes Wort. Die Verleger pflegen Rezensionsexemplaren einen Waschzettel beizufügen, der eine fix und fertige Kritik, natürlich eine Empfehlung auf alle Fälle enthält*), und dem lesefaulen oder zeitarmen Redakteur die Sache bequem machen soll. Das ist eine klägliche Unsitte, die ich weder gut heißen noch fördern mag. Wer mir ein Buch zur Besprechung übergiebt, dem werde ich stets, wenn ich es verwerfen muss, die Wahrheit gründlich sagen!“

Unserm Prinzip strenger Gerechtigkeit gemäß, können wir dieser ruhigen und männlichen Erklärung unsere Achtung nicht versagen.

Zum Schluss dieser hiermit ehrenhaft zu Ende geführten

*) Der Verleger dieses Blattes „pflegt“ den zu versendenden Rezensionsexemplaren seines Verlages einen derartigen Waschzettel nicht beizufügen, weil ihm Alles daran liegt, eine unparteiische Kritik seiner Verlagswerke zu erzielen.

Anmerkung des Verlegers.

Angelegenheit noch die Mitteilung auf Wunsch des Herrn Dr. Alfred Friedmann, dass derselbe uns, seinem Versprechen gemäß, alles uns Betreffende sandte, nicht nur die Ausfälle des „Frankfurter Journals".

Nachschrift.

Die obige Sprechsaal-Notiz ordneten wir sofort nach Empfang der Wolff'schen „Berichtigung" an und blieb dieselbe nur aus technischen Gründen im Abdruck zurück. Allein, es sind nun seither wiederum Dinge geschehen, welche ein ganz seltsames Licht auf die ehrliche unparteiliche Kritik des genannten „Frankfurter Journals" werfen. Wiederum ist dort ein Artikel erschienen, bei Besprechung eines jüngstdeutschen Lyrikers, welcher von den frechsten Schmähungen gegen die junge Richtung strotzt. Es ist uns nun äußerst gleichgiltig, was irgend ein obskurer Mensch ins Blaue hinein faselt, und begreifen wir nicht, wie Georg Conrad im Oktoberheft der „Gesellschaft" einem (offenbar bestellten) Schmähartikel eines Buchhändlerblättchens die Ehre erweisen kann, denselben nach § 186 des Deutschen Reichsstrafgesetzes festzunageln. Denn der größte Teil unserer sogenannten „Kritik" fällt unter diesen Straf-Paragraphen. Doch wollen wir nicht verschmähen, das „Frankfurter Journal" an zwei Briefe zu erinnern, aus welchen die ungemeine Unparteilichkeit des trefflichen Organs sich als leuchtendes Exempel deutscher Pressverhältnisse darstellt.

Der erste lief ein, als der Verlag des „Magazin" einen Insertions-Antrag des „Frankfurter Journal" ablehnte. Der zweite ist gerichtet an einen Professor, Autor des Magazinverlegers, worin das Blatt eine Besprechung aus persönlichen Gründen zurückweist. Den ersteren publizieren wir.

Um die von Oskar Linke hervorgehobene Andeutung des Herrn Dr. Wolff zu adoptieren, dürfen wir wohl sagen: „Ein Kommentar ist überflüssig."

„Unter Kreuzband empfangen Sie heute nochmals die Belegnummer 428 unseres Blattes vom 24. August d. J., aus welcher Sie zu ersehen belieben, dass bereits Ihre erste Einsendung über das in Ihrem Verlage erscheinende Werk von Heiberg „Ein Weib", als Vorbesprechung Aufnahme fand, sogar mit dem Hinweis, dass eine eingehendere Besprechung folgen werde, sobald der Roman der Redaktion vorliege. Es dürfte daher der Einsendung der betr. Insertions-Ordre nichts mehr im Wege stehen und bitten wir nochmals darum.

Zu der „bemängelnden Kritik" erlauben wir uns, Ihnen zu bemerken, dass dieselbe vollberechtigt ist und die im „Magazin für Litteratur des Auslandes" veröffentlichte Entgegnung, unser gutes Recht, ehrliche Kritik zu üben nicht schmälern kann.

Dem Heibergschen Roman wird eine wohlwollende Besprechung zu Teil werden, sobald, wie gesagt, das Rezensions-Exemplar in unseren Händen ist und werden wir auch Ihren übrigen Verlagsartikeln nach wie vor die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden."

Litterarische Neuigkeiten.

„Englisch-Deutsches Supplement-Lexikon." Durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von Professor Dr. August Hoppe. (Mit teilweiser Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt.) Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erste Abteilung: A.—Close. — Berlin, Verlag der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung. — Das groß angelegte Werk soll eine Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen Wörterbüchern der englischen Sprache bilden und dürfte, was Vollständigkeit und erschöpfende Gründlichkeit anbetrifft, den höchsten Ansprüchen gerecht werden. Professor Hoppe ist auf dem Gebiete der englischen Sprachwissenschaft eine anerkannte Autorität und hat mit diesem Supplement-Wörterbuch ein Werk geschaffen, das in jeder Beziehung ein Meister- und Musterwerk der deutschen Lexikographie genannt werden muss. Die bereits notwendig gewordene zweite Auflage, von der soeben die erste Abteilung erschienen ist, spricht wohl am besten für den Beifall, den das Lexikon in den beteiligten Kreisen gefunden hat.

(Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.) Wir erfahren aus diesem hervorragenden Institute einige Neuigkeiten, welche geeignet sind, nicht nur das Interesse der Schriftsteller- und Künstlerwelt, sondern auch das des großen Publikums in Anspruch zu nehmen. In erster Linie registrieren wir die wohlbegründete Nachricht, dass die Deutsche Verlags-Anstalt und die Bazar-Aktiengesellschaft, diese als jetzige Eigentümerin der „Deutschen Illustrierten Zeitung", sich verständigt haben, die letztere vor drei Jahren als Konkurrenz gegen „Ueber Land und Meer" in Berlin gegründete und mit großem Aufwande an Geld und Phrase eingeführte Nachahmung des alten Hallbergerschen, in aller Welt verbreiteten Journals mit „Ueber Land und Meer" zu verschmelzen. Bekanntlich haben sich beide Zeitschriften weder in ihrer Tendenz, noch in ihrem Inhalte, noch in der äußern Form von einander wesentlich unterschieden. Die Folge der Berliner Gründung war daher lediglich nur eine Zersplitterung der Kräfte, ohne Nutzen für das Publikum, aber zum Schaden beider Institute, wie nicht minder auch zum Schaden der inneren Qualität beider Zeitschriften, da bei der großen Stoffkonsumtion häufig genug Mangel an Gutem eintrat. Nun soll — das ist, wie wir hören, der Grundgedanke der Vereinigung beider Institute — jene Kräftezersplitterung aufhören, es soll vielmehr eine Konzentrierung aller Arbeit, welche seither auf die Herstellung zweier gleichartiger Journale verwendet worden, und wieder eine Sammlung aller ersten Geistes- und Kunsterzeugnisse auf einen Punkt stattfinden, damit dem Publikum das Beste dargeboten werden könne, was die deutsche Belletristik und Illustration hervorbringt. Zum Zeichen der stattgehabten Verschmelzung beider Rivalen wird der Titel der „Deutschen Illustrierten Zeitung" in den Titel von „Ueber Land und Meer" aufgenommen werden. Wenn, wie wir nicht bezweifeln, die eben erwähnten Gesichtspunkte bei der Vereinigung maßgebend gewesen sind und wenn sie sich in der Praxis dauernde Geltung verschaffen, so kann die stattgehabte Verständigung nur mit Freuden begrüßt werden.

In zweiter Reihe nehmen wir Notiz von bevorstehenden Publikationen der Deutschen Verlags-Anstalt, welche ebenso bedeutungsvoll für den deutschen Buchhandel, als interessant für das Publikum sein dürften. Da steht die Herausgabe des berühmten, in Amerika erschienenen Romans „Ben Hur" von Lewis Wallace in guter Uebersetzung jetzt unmittelbar bevor. Dieser Roman — er spielt zur Zeit von Christi Geburt und behandelt dieses weltumgestaltende Ereignis in überraschend geistvoller und ergreifender Weise und zwar in eminent christlichem Sinne — hatte in Amerika einen immensen Erfolg, den größten, welchen in unserer Zeit wohl je ein Buch verzeichnen kann. Das wunderbar anregende geniale Werk wird auch bei uns ein Familienschatz, ein Geschenkwerk für alle ernsten Abschnitte des Lebens werden.

Auf dem Boden der großartigen Doré-Bibel, um deren Einführung bei uns die Deutsche Verlags-Anstalt sich ein zweifelloses Verdienst erworben, steht ein neues ähnliches Unternehmen dieses Verlags — die Herausgabe einer Prachtbibel mit großen farbigen Bildern, künstlerisch genaue Kopien der religiösen Meisterwerke von klassischen Malern alter und neuer Zeit. Diese Bibel in Folio wird also nebst weihevoll arrangierter splendider Ausstattung zugleich eine Sammlung der hervorragendsten Meisterwerke der biblischen Malerei aller Länder, aller Zeiten und aller Schulen, in getreu nach den Originalen wiedergegebener Farbenpracht darstellen und ein Prachtwerk von eigenem Charakter und großer Schönheit werden. Dieses großartige Unternehmen ist bereits in Angriff genommen, die Bilder werden nach vorliegenden Proben von dem Kgl. Hofkunst-Institut Otto Troitzsch in Berlin in unübertrefflicher Vollendung hergestellt. — Schließlich dürfte es unsere Leser interessieren, dass der Verlag auch auf dem Gebiete der Memoirenlitteratur ein neues bedeutendes Werk jetzt ediert. Die Memoiren des Grafen Adolf Friedrich von Schack werden in kurzer Zeit unter dem Titel: „Ein halbes Jahrhundert" erscheinen. Schack, der als Dichter, Gelehrter, Uebersetzer, Kunstmäcen und Staatsmann eine so markante und hervorragende Stellung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingenommen, bringt eine Menge von Charakteristiken derjenigen bedeutenden Personen, denen er in seiner bevorzugten Stellung näher getreten ist und führt uns das bewegte Treiben der Zeitgeschichte vor, die er miterlebt. Graf Schack betrachtet die Memoiren sozusagen als ein Vermächtnis, das er der deutschen Nation hinterlässt und das gewiss auch ein wertvolles Besitztum derselben bleiben wird.

„Die Nachtigall von Werawag." Kulturhistorischer Roman in vier Bänden von Luise Otto. — Freiburg i. B., Verlag von Adolph Kiepert. — Luise Otto gilt mit Recht unter den Schriftstellerinnen Deutschlands als eine der beliebtesten, in einer Reihe von Romanen hat sie sich als geschmackvolle und begabte Erzählerin gezeigt. Einen neuen Beweis ihres schönen Talents giebt sie in ihrem neuesten vierbändigen kulturhistorischen Romane. „Die Nachtigall von Werawag", der unter den Novitäten der erzählenden Litteratur einen ehrenvollen Platz beanspruchen darf. — In demselben Verlag veröffentlicht Konrad Telmann zwei Bände Novellen. Die Titel der vier darin enthaltenen Erzählungen lauten: „Sphinx", „Erna", „Charitas" und „La Bionda".

J. Marni: „La Femme de Silva." Roman. Dritte Edition. Paris, Paul Ollendorff, 1887. Wir haben hier einen Roman vor uns, der mit allen Vorzügen der französischen Schule der Naturalisten auch eine ganze Anzahl von deren Fehler hat. — Nehmen wir die letzteren vorweg: Wie schade, dass ungefähr ein halb Dutzend so hässliche Szenen vorkommen, in denen die sogenannte Liebe von ihrer niedrigsten, tierischsten Seite aufdringlich breit geschildert wird! Warum nur stets im Schmutze wählen, so dass der Leser stets erst eine geistige Wäsche vornehmen muss, um wirklich Schönes genießen zu können. Wer einmal einen Blick hinter die Koulissen tun will, dem giebt Marni, der das Leben daselbst offenbar genau studiert hat, gute Gelegenheit: die Schilderungen sind manchmal wahrhaft ergreifend und zwar sind deren in allen Färbungen, vom zartesten Idyll bis zum grausigsten Kampfe der Leidenschaften zu finden. Leider muss nach der ganzen Anlage des Werkes folgerichtig der Schluss unbefriedigend sein.

„Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek" veröffentlicht in dem eben erschienenen dritten Band des vierten Jahrgangs unter dem Titel „Schwarz und Rosig" zwei geistvolle Novellen von Georges Ohnet, die sich den übrigen Schöpfungen des berühmten Autors des „Hüttenbesitzers" würdig anreihen. — (Verlag von J. Engelhorn, Stuttgart.)

In der Sammlung „Theologischer Lehrbücher", die in der akademischen Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. erscheint, ist die Abteilung „Religionsgeschichte" mit einem „Lehrbuch der Religionsgeschichte" von Prof. P. D. Chantepie de la Saussaye eröffnet worden. Der bis jetzt vorliegende erste Band des groß angelegten Werkes enthält neben einem phänomenologischen und ethnographischen auch einen historischen Teil, der die Religionsgeschichte der Chinesen, Aegypter, Babylonier, Assyrer und Inder umfasst; der später erscheinende zweite Band soll dann die Religionen der Perser, Griechen, Römer, Germanen und den Islam behandeln.

„Le Cabinet Noir: Louis XVII., — Napoleon — Marie Louise" par le Conte d'Hérisson. Achte Edition. Paris, Paul Ollendorff, 1887. Dieses in gewissen Kreisen sicher sehr unangenehm berührende Werk bringt Neues über den Fall Nauendorff, zum Teil recht pikantes Material. Die Flucht Ludwigs XVII. wird für unzweifelhaft gehalten, die Berechtigung der Ansprüche Nauendorffs für nicht unwahrscheinlich. — Die Einzelheiten aus dem Leben Napoleons, lassen den Weltbeherrscher von einer neuen, wenig vorteilhaften Seite erscheinen. Noch mehr gilt dies von der Wittwe Napoleons, welche in einem geradezu schmachvollen Lichte erscheint. Am wenigsten gelungen erscheint ein in dem dritten Teil eingeflochtener Abschnitt über geheime Verbindungen.

„Vom Wiener Orientalisten-Kongress." Ein Gedenkblatt von Dr. Arthur Lincke. (Dresden, von Zahn & Jaensch.) — Diese Blätter verdanken ihr Entstehen dem Wunsche des Verfassers, sich selbst für spätere Zeiten ein Bild jenes Kongresses zu zeichnen; von dem Wunsche beseelt, auch weitere Kreise auf die hohe Wichtigkeit des Wiener Kongresses und die orientalische Sprachwissenschaft überhaupt aufmerksam zu machen, entschloss sich der Autor, ihnen eine allgemeine Form zu geben und sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Das anspruchslose Büchlein ist mit Begeisterung geschrieben und von wahrer Liebe für die Sache der Sprachwissenschaft erfüllt; wir wünschen aufrichtigst, dass der Zweck, den Lincke damit verfolgt, auch erreicht wird und dass es die Aufnahme finden möge, die es verdient.

Die rühmlichst bekannte „Collection of british authors" hat die Zahl ihrer Bände um weitere fünf vermehrt. Die uns vorliegenden vol. 2479—2483 haben zum Inhalt: „Little Lord Fauntleroy" by Frances Hodgson Burnett (vol. 2479), „Lady Valworth's diamonds" by the author of „Molly Bawn" (vol. 2480), „The strange adventures of Lucy Smith" by F. C. Philips (vol. 2481), „The Witch's head" by H. Rider Haggard (vol. 2482/2483).

„Gedichte" von Albert Dulk. Ausgewählt aus seinem Nachlass. (Stuttgart, J. H. W. Dietz.) Der poetische Nachlass Albert Dulk's erscheint hier als eine Erinnerung an den Verfasser, welche nicht nur im engeren Kreise seiner Freunde auf Anklang zu rechnen hat. Von kundiger Hand gesichtet und geordnet, sind hier nur diejenigen Gedichte zusammengestellt, welche durch Tiefe des Inhalts und Gediegenheit der Form einen Anspruch auf weitere Verbreitung erheben können.

E. Mauerhof, „Vom Wahren in der Kunst". (Leipzig, Verlag von H. Haessel.) Für Leser, welche sich daran gewöhnt haben, die Aufgaben einer echten Kunst mehr in der Tiefe zu betrachten, dürften die beiden kritischen Abhandlungen: „Nathan der Weise — ein Tendenzgedicht?" und die „Probleme in Macbeth" — welche Menschen und Dinge oftmals in ein überraschend neues, aber stets naturwahres Licht rücken, die willkommenste Gabe sein. — Im gleichen Verlage ist erschienen: L. v. Schroeder (Prof. der Universität Dorpat), „Indiens Litteratur und Kultur in historischer Entwickelung." Ein Cyklus von fünfzig Vorlesungen zugleich als Handbuch der indischen Litteraturgeschichte, nebst zahlreichen in deutscher Uebersetzung mitgeteilten Proben aus indischen Schriftwerken. Es ist eine Geschichte des gesammten indischen Geisteslebens von der ältesten bis auf die neuere Zeit, die der Verfasser in diesem Werke zu entrollen sucht. Die Litteratur wird an erster Stelle berücksichtigt, aber auch alle andern Erscheinungen des Kulturlebens kommen zu ihrem Rechte. Zahlreiche Mitteilungen aus indischen Werken in deutscher Uebersetzung beleben den Gang der Darstellung und lassen den Leser eine deutliche Vorstellung von den besprochenen Litteraturdenkmälern gewinnen. Das Buch ist in einer Form geschrieben, welche dasselbe jedem Gebildeten zugänglich macht; es ist daher nicht nur Fachleuten als ein Compendium der indischen Litteratur und Kultur, sondern ebenso Jedermann, der sich für die Geisteswelt des indischen Volkes interessiert, zu Lektüre und Studium zu empfehlen.

„Rafael." Von Marco Minghetti. Aus dem Italienischen übersetzt von Sigmund Münz. Verlag von S. Schottlaender in Breslau. Marco Minghetti's, des kürzlich verstorbenen italienischen Ministers, „Rafael" ist ein von den Kunstgelehrten längst als vortrefflich anerkanntes Werk. Es verbindet mit der Gründlichkeit der Forschung eine geschmackvolle Darstellung und eignet sich darum auch zur größten Verbreitung unter kunstfreundlichen Laien. Die ausgezeichnete Uebersetzung von Sigmund Münz ist unter den Augen des Verfassers entstanden und von diesem als mustergültig anerkannt worden.

Erschienene Neuigkeiten.

„Bayard Taylors, des berühmten Faustübersetzers idyllische Dichtung „Laos" erscheint zum ersten Male in der deutschen Sprache und wird dieselbe von M. Jacobi bei Robert Lutz in Stuttgart veröffentlicht werden.

„Ein Blick in die neue Welt" von Wilhelm Liebknecht. — Stuttgart, J. H. W. Dietz.

„Novellen" von W. Hildebrandt. Mit einem einleitenden Briefe von Paul Lindau. — Berlin, Rosenbaum & Hart.

„Klassisches Liederbuch." Griechen und Römer in deutscher Nachbildung von Emanuel Geibel. — Berlin, Wilhelm Hertz.

„Goethes Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz." Herausgegeben von Woldemar Freiherr von Biedermann. — Leipzig, F. W. von Biedermann.

„Aus dem Reiche des Herzens." Skizzen und Erzählungen von Ida Hofmann. — Berlin, Rosenbaum & Hart.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 42. — Leipzig, den 15. Oktober. — 1887.

Inhalt:

Hermann Heibergs neuester Roman.

Von Gustav Karpeles.

Gewiss haben auch die geneigten Leser dieses Blattes an sich schon die Erfahrung gemacht, dass man Jahre lang mit einem Autor, d. h. natürlich mit seinen Werken, bekannt sein könne, ohne in ein rechtes und richtiges Verhältnis zu ihm gelangt zu sein. Mag man wo immer die Symptome dieser Krankheit in der pathologischen Anatomie des litterarischen Lebens suchen, dass sie vorhanden sind, hat, wie gesagt, wohl jeder Gebildete oft zu seinem großen Schmerze, an sich selbst erfahren. Auch mir ist es mit Heiberg so gegangen — und ich gestehe es ein, dass auch ich die Schuld an diesem litterarischen Missverständnis natürlich sehr gern dem Autor in die Schuhe geschoben habe, statt sie in mir selbst zu suchen. Wir Schriftsteller sind nur zu sehr geneigt, neue Namen auf dem Parnass mit besonderer Strenge zu beurteilen. Hat nun gar dieser neue Name in seinem Pass den Vermerk „Kaufmann", so wächst unser Bedenken; wir denken sofort an den lieben Dilettantismus, an die Eitelkeit, die ihren Namen gedruckt sehen will und dergleichen mehr. Nicht geringer ist unser Misstrauen, wenn wir hören, dass der neue Ankömmling schon in vorgerückten Lebensjahren steht. Der „Mann von funfzig Jahren" mag ein dankbarer Novellenstoff sein; in der Litteraturgeschichte ist er noch nicht accreditiert. Ja, wenn man die deutsche Litteraturgeschichte aufmerksam prüft, so wird man finden, dass die hervorragendsten Schöpfungen in den jungen Jahren unserer Dichter entstanden sind. Das Alter bringt Reife, Verstand, die Jugend aber hat Poesie und Begeisterung.

Alle diese rein äußerliche und wohl auch verschiedene innere Bedenken erschwerten mein Verständnis Heibergs, obwohl derselbe, wie ich hier gleich nach dem Litteraturkalender feststellen will, noch lange nicht fünfzig Jahre alt und auch schon vor seinen ersten Romanen durch seine reizenden „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland" sich mehr als genügend für den Beruf legitimiert hatte. Ich gestehe diese Bedenken heute um so lieber ein, als sich durch den neuesten Roman Heibergs, der soeben erschienen*), mein Verhältnis zu dem Dichter plötzlich geklärt hat. Ich begreife es nun, dass man Heiberg für einen bedeutenden, ja sogar sehr bedeutenden Romanschriftsteller hält, und ich teile diese Ansicht vollkommen, nachdem ich sein jüngstes Werk aufmerksam gelesen habe. Natürlich habe ich den Autor sowie mich selbst um so strenger geprüft, je mehr mir daran lag festzustellen, an wem die Schuld des bisherigen Missverständnisses gelegen. Das Resultat dieser Prüfung aber ist die nachfolgende Beurteilung.

Was uns bei Heiberg in erster Reihe auffällt, sodann aber sympathisch berührt und schließlich oft in hohem Maße befriedigt, das ist eine glückliche Mischung von Idealismus und Realismus in der Auffassung wie in der Darstellung des Lebens, eine so glückliche Mischung, dass meist kaum eine Unze von diesem oder jenem fehlt, die den Geschmack des

*) Ein Weib. Roman von H. Heiberg. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Ganzen natürlich verändern würde. Der Idealismus ist ihm die Krone des Lebens, der Realismus „das Blätterwerk um die Krone“ nach einem schönen Worte Goethes. Je größer aber der Missbrauch ist, der mit diesen beiden Schlagwörtern von jeher bis auf den heutigen Tag getrieben wird, je mehr sich die allgemeine Stimmung der idealisierenden Auffassung des Lebens ab- und der realistischen Weltanschauung zuwendet, um so lieber wird gerade in solchen litterarischen Uebergangsperioden der Dichter begrüsst werden, dem die glückliche Vereinigung beider Anschauungen in seinen Lebensbildern gelungen. Wie mir scheint, liegt gerade darin der tiefere Reiz der Heibergschen Schöpfungen.

Ein anderer Vorzug, dem Heiberg seine Beliebtheit nicht zum Wenigsten zu danken hat, liegt in der Naturwahrheit und Frische seiner Darstellung. Er gehört keiner Schule an, er huldigt keinem System, er hat keine vorgefasste Meinnng; frisch und fröhlich zieht er die Heeresstraße des Lebens dahin, und wo er auf irgend einem Meilenstein einen Jungen sitzen sieht, der — wiederum mit Goethe zu reden — „auf menschliche Schicksale wartet“, da fasst er ihn unter dem Arm und schlendert mit ihm in die Weite. Was die fröhlichen Gesellen dann in Land und Stadt, zwischen den heubeladenen Wagen der Bauern oder an den champagnerbesetzten Tischen der Städter gesehen, erlebt und erlitten, das erzählt er dann ebenso frisch und flott seinen Lesern. Er ist in die neuere Litteratur wie Johann, der muntre Seifensieder, eingetreten, und pfeift nun da seine kecken, aber hübschen Liedchen unbekümmert um die griesgrämigen kritischen oder belletristischen Nachbarn. Diese Frische hat, wie gesagt, für uns, die wir aus den Romanen bisher oft nur den Geruch der Studierlampe des Autors herausgespürt haben, etwas ungemein Anmutendes. Sie offenbart sich natürlich da am Meisten, wo Heiberg das Land und insbesondere seine Heimat zu schildern hat. Da atmen seine Darstellungen auch den frischen Erdgeruch des Bodens aus, auf dem sich seine Gestalten mit Vorliebe bewegen.

Auch der erste Teil des vorliegenden Romans ist auf diesen Ton gestimmt. Ja, wir meinen wohl, dass sich die ganze Herzensgeschichte zwischen Menge Oes und Miken Barth zwischen der Glasfabrik und dem Gehöft des Vogts auf jener flachen Landschaft abspielen werde, deren Reize Heiberg mit wenigen Strichen so hübsch und anschaulich uns vorgeführt hat. (Wie er denn überhaupt für Naturschilderungen sowohl, als für jenes wunderbare Zusammenstimmen von Naturszenerie und Lebensschicksalen eine ganz besondere und hohe poetische Begabung hat.) Die zweite, größere Hälfte des Buches dagegen ist eine Stadtgeschichte, in der wieder die Vorzüge der Mischung, die ich schon oben als das große Apothekergeheimnis dieses Schriftstellers gerühmt habe, zur auffälligsten Geltung kommen. Ist nämlich, wie gar nicht zu leugen ist, in dem Charakter des Weibes, das Heiberg in den Mittelpunkt seiner Erzählung gerückt hat, unzweifelhaft ein Bruch, indem sich aus der bäuerischen Raupe gar zu schnell und unvermittelt ein buntglänzender, städtischer Schmetterling entpuppt, so weiß doch Heiberg mit einer Geschicklichkeit, die nicht viele moderne Romanschriftsteller haben, diesen Bruch zu verdecken. Mit seiner fröhlichen Ungeniertheit wagt er, wovor Andere mit tausend Bedenken zurückgeschreckt wären. Und am Ende gewinnt er auch die Partie: Wir glauben daran, dass Miken, das Weib an sich, als Vogtin sich nur vermummt habe und dass sie als elegante Modedame erst zu ihrem wahren Beruf gelangt sei. Auch die Fehler, die vielleicht in der psychologischen Charakteristik des Helden liegen, dessen Entwickelung eigentlich einen ganz anderen Verlauf nimmt, als wir von Anfang an glauben möchten, übersehen wir gern. Heiberg liebt einerseits die Ueberraschungen; andererseits aber weiß er uns diese Ueberraschungen so plausibel zu machen, dass wir ihm auch ferner glauben und schließlich sogar seiner Leitung unbedingt folgen.

Die Entwickelung des Verhältnisses zwischen Menge Oes und Miken Barth läuft freilich verschiedene Stadien durch, in denen unser Interesse wie unsere Teilnahme nicht immer auf der gleichen Höhe stehen bleiben. Gleichviel, wir folgen dieser Entwickelung doch mit tiefer Spannuug, bis sich der Knoten löst und das Schicksal beider Helden erfüllt. Wiederum natürlich mit einem Feuerwerk unvorhergesehener Ueberraschungen, deren Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit — es handelt sich darum, dass die Heldin eines Abends im Café Bauer in Berlin erst den Helden und dann sich selbst erschießt — wir zu prüfen ganz außer Stande sind, weil uns die Naturwahrheit der Schilderung so ganz ausschließlich in ihrem Banne fesselt.

Miken Barth ist ein eigentümlicher Charakter, einer der originellsten, die je ein Dichter geschaffen. Und doch muss man sagen: So viele Sprünge und unvermittelte Uebergänge, ja sogar Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten in diesem Charakter liegen, er ist doch wahr, nud nur ein tiefer Kenner des Frauenherzens konnte ihn mit so frappanter innerer Naturwahrheit nach all seinen Irrgängen und in seiner ganzen seltsamen Entwickelung erfassen und darstellen. Miken ist kein gewöhnliches Weib; sie hat etwas, was sogar den meisten Frauen abgeht: nämlich Konsequenz, ja sogar eine unerbittliche, furchtbare Konsequenz. Aber freilich gerade diese Konsequenz, in der sie Menge Oes als Mann zu besitzen wünscht, auch nachdem sie ihn längst nicht mehr liebt, ja sogar als Schwächling verachten gelernt hatte, richtet sie zu Grunde. Schon Heinrich Heine hat einmal gesagt Konsequenz ist eigentlich nichts als ein eigensinnig fortgesetzter und festgehaltener Irrtum. Diese Verteidigung der Inkonsequenz dürfte dem weiblichen

Gemüte allerdings mehr zusagen, als die starre Konsequenz in der Erreichung eines Zieles — und sei dieses Ziel selbst ein heißgeliebter Mann! Das hat wohl auch Heiberg gefühlt und in der großen Szene zwischen Menge Oes und seinem sittenstrengen Bruder Franz, die eigentlich die kleine Apotheose eines frischen und fröhlichen Ehebruchs ist, den Leserinnen alsbald ein Antidotum gegen solche starre Konsequenz dargeboten.

Aber auch selbst diese Szene, so gewagt die dort aufgestellten Thorien und Ideen sind, wie frisch und unbekümmert um alle Erfahrungen und Gesetze und ethischen Voraussetzungen, wie keck und liebenswürdig ist sie aufgebaut! Man kann dem Autor nicht zürnen, auch selbst dann nicht, wenn er es einmal verdiente, denn er ist so natürlich und liebenswürdig, dass man ihm unwillkürlich von Herzen gut sein muss. Und schließlich reißt uns seine frohe Laune, sein natürlich wahres und warmes Empfinden in Lust und Leid im Galopp mit sich fort. Wir glauben es am Ende, dass Miken ausschließlich ihren Sinn auf Menge Oes gerichtet hat, wir finden es begreiflich, dass jede Katastrophe in diesem Lebensroman durch ein Champagnersouper eingeleitet wird, ja schließlich finden wir es sogar selbstverständlich, dass die Dinge diesen und keinen andern Verlauf nahmen und die Pistolenschüsse im Café Bauer erscheinen uns nur als die einzig mögliche Lösung dieses verwickelten und verwirrten Lebensrätsels.

Das aber ist die Kunst des Dichters! Eine hohe, bedeutende Kunst, die Heiberg in diesem Werke, dem reifsten, das er bis jetzt geschaffen, mit einer Meisterschaft entwickelt hat, die für seine, wie für die Zukunft des deutschen Romans überhaupt, zu den heitersten und höchsten Hoffnungen berechtigt!



Aus dem Cyklus Todtentänze.

Es fliegt der Rock um manch gesunden Strumpf,
Manch derber Bauernschuh den Boden schlägt,
Die Fidel jammert und der Bass ächzt dumpf —
Wie ärgert mich der Bier- und Tabaksdunst,
Das Lachen, die Gesichter heiß erregt,
Des Saales muffig trüberhellte Brunst.
Drum stör' ich plötzlich mit dem Ruf den Frieden:
Verflucht Gegeig, schont mich mit dem Gekratze,
Habt ihr nichts Bessres eurem Gast zu bieten?
Danach tanzt euch kein Hund und keine Katze!
Da stört ich freilich etwas rauh den Frieden,
Man macht sich lustig über meine Glatze,
Rings murrt es dumpf: Werft ihn hinaus, den Lümmel,
Er soll sich, unser Fest zu schelten, hüten,
Und fast wird aus dem Tanz ein Kampfgetümmel.
Da ruf' ich laut: Erlaubt, dass aus dem Schatze
Von Liedern, den ich führe, ich ein Liedel
Euch spiele von ganz wundersamem Satze:
Zwar bin ich nur ein dürft'ger Dilettante,
Jedoch es schläft ein Ton in meiner Fidel,
Der schon manch Ungemach auf immer bannte!
Nun hellt sich rings der Tänzer Zornesmiene,
Vom Beifall lust'ger Dirnen fortgezogen
Betrete ich die Musikantenbühne.
Doch hab' ich vorher Alles wohl erwogen,
Ein Schädel muss als Geige mir genügen,
Ein dünner Knochen dient als Fidelbogen.
So schür' ich jetzt des Reigens üppig Wiegen
Mit Melodien, die gar krass entrauschen;
Wie wird der jungen Frau so seltsam schwül,
Sie muss den Tönen traumbefangen lauschen.
Der junge Gatte küsst ihr leis die Wangen,
Die seiner Lippen Glut durchfrösteln kühl,
Und plaudert ihr vom nächtlichen Umfangen,
Wie er an ihren Lippen festzuhangen
Erreicht des Lebens höchstes Glück und Ziel.
Er will sie schmeichelnd nach der Türe drängen,
Sie wehrt mit zartem Schämen dem Ersehnten
Und bittet mit dem Aug', dem still betränten,
Die Brust gepresst von Schwermut zum Zersprengen!
Ein Bogenstrich auf meiner Fidel bebt,
Der recht in's Herz sich krampft mit wehem Mahnen,
Als wie ein Fluchen Allem, was da lebt,
Vom fremden Land ein traurig süßes Ahnen.
Wie stirbt das Lachen auf dem Mund des Zechers,
Ihn reut sein Witz bei meiner Fidel Gruß,
Er lässt die Neige auf dem Grund des Bechers
Und starrt die Flammen an mit müdem Gähnen.
Der Dirne wird im Tanz so schwer der Fuß,
Sie muss sich seufzend an die Mauer lehnen.
Ein Geigenstrich auf meiner Fidel zittert —
Da flieht der Gatte scheu sie, die er küsste,
In ihrem Aug' hat er mein Dräu'n gewittert,
Den Frost, den keine Herzensliebe heilt.
Und wen zusammen band des Lebens Lüste,
Freund sich von Freund, Kind sich von Mutter löst,
Was hoch und schön in Menschenbrust geweilt
Der wilde Lebensdrang zu Boden stößt.
Der sonst im Leben derb, fällt hier manierlich,
Die Scham fühlt nicht, ob sie der Tod entblößt,
Der Ernst krümmt sich im Sterbekrampf possierlich....

Darmstadt. Wilhelm Walloth.



Die hundert besten Bücher.

(Schluss.)

Lubbock beginnt seine Liste als echter, hochkirchlich gesinnter Engländer mit der Bibel. So zeigt er gleich von vornherein, wie vollkommen er von dem Banne englischer Vorurteile geknechtet ist. Die unbegrenzte und kritiklose Devotion vor der „Holy Bible“ gehört in England zum guten Ton. Also: „Nr. 1: The Bible.“

Aber, verehrtester Kanzler, ist denn die Bibel ein Buch, oder ist sie nicht vielmehr eine Litteratur?

Es gehört doch eine wunderbare Naivetät dazu, Schriftwerke der verschiedensten Art, die noch dazu in verschiedenen Sprachen verfasst sind — Geschichtsbücher, lyrische Dichtungen, philosophische Aphorismen (Jesus Sirach), Idyllen (Ruth), Briefe, polemische Aufsätze, Visionen (Apokalypse) bloß, weil sie im Lauf der Jahrhunderte zu Zwecken, die mit der Litteratur absolut nichts zu tun haben, rein äußerlich zusammengestellt worden sind, als „Buch“ zu bezeichnen!

Wagt der Herr Kanzler dies dennoch, so giebt er damit deutlich genug zu verstehen, dass sein Standpunkt keineswegs der ächt litterarische ist; dass er vielmehr aus einem Gefühl der Pietät und der Ehrfurcht heraus urteilt, ohne genau zu erörtern, ob die Betätigung dieses Gefühls just am Platze ist oder nicht.

Nun wird es uns auch vollkommen verständlich, warum er an zweiter Stelle die Meditationen des römischen Kaisers Marc Aurel nennt.

Auch diese Meditationen stimmen zur Ehrfurcht, denn der Gedanke, dass ein römischer Kaiser, der die Macht besitzt über das Wohl und Wehe so vieler Millionen, die friedliche Feder des Philosophen führt, anstatt der Klinge des Henkers, wie etwa Caligula und der fliegenfangende Domitian, dieser Gedanke flößt uns allerdings für den kaiserlichen Autor lebendige Sympathien ein. Leider jedoch gilt hier die Tatsache, dass die Schriftsteller unter den Fürsten nicht immer Fürsten unter den Schriftstellern sind. Soweit meine Erfahrung reicht, hat denn auch nirgends ein ernsthafter Kritiker die Selbstbetrachtungen Marc Aurels für ein Werk des Genies erklärt. Vielmehr stimmen sämmtliche Litterarhistoriker darin überein, dem Buch eine gewisse „Tüchtigkeit ohne Originalität“ nachzurühmen, eine achtunggebietende Bravheit, himmelweit abliegend von der Gedankengröße wirklicher Philosophie.

Um in Angelegenheiten des Glaubens objektiv zu erscheinen, führt Lubbock unter Nr. 7 den „Koran von Mahomed“ an.

Wir bleiben im Unklaren, ob die Bewunderung des Kanzlers dem Koran als litterarischer Leistung oder als bedeutendem Markstein in der religiösen Entwickelung der Völker gilt. Es scheint, als habe überhaupt jeder Religionsstifter bei Herrn Lubbock einen besonderen Stein im Brette, denn er macht unter Nr. 4 den Confucius namhaft und kanonisiert sogar das Werk von St. Hilaire: „Le Bouddha et sa Réligion.“ Hiernach scheint die korrekte Berichterstattung über eine hervorragende Geistestat zu genügen, um ein Werk zu erzeugen, das in die Reihe der „Hundert“ gehört. Wenn später vielleicht ein populär schreibender Physiker die eminenten Leistungen Edisons auf dem Gebiet der Elektrotechnik beschreibt, so wird auch diesem Buch die Ehre zu teil, von dem Londoner Kanzler zu den Schätzen der Weltlitteratur gerechnet zu werden.

Es folgen nun einige Werke, von denen ich zu meiner Schande gestehen muss, dass sie mir völlig unbekannt sind. So habe ich weder „The Pilgrim's Progress“ von Bunyan noch „The Christian Year“ von Keble gelesen. Der Titel jedoch lässt mich hier mit einer gewissen Bestimmtheit vermuten, dass der Geist der heiligen Hochkirche bei der Auswahl einen größeren Anteil hat, als wir Deutschen gutheißen möchten.

Die lateinischen Schriftsteller überschätzt Lubbock nach unserer Meinung durchweg. Jedenfalls trifft er keine besonders glückliche Auswahl. Ovid, der im kleinen Finger mehr dichterisches Talent besaß als Horatius Flaccus vom Wirbel zur Sohle, fehlt ganz und gar. Horaz aber, der Nachahmer hellenischer Originale, ist der uralten Tradition zu Folge genannt, während seine erlauchten Vorbilder, die griechischen Lyriker, durch ihre Abwesenheit glänzen.

Von Cicero wählt Lubbock die drei moralphilosophischen Essays „De Officiis“, „De Amicitia“ und „De Senectute“, während die eigentliche Bedeutung Ciceros gewiss mehr nach der Seite seiner glänzenden, wenn auch vielfach gekünstelten Rhetorik liegt, wie sie z. B. in der Rede „Pro Murena“ nicht ohne Beimischung eines gewissen, dem Altertum sonst fremden Humors charakteristisch zum Ausdruck gelangt. Wie wenig tief der berühmte Rhetor als Philosoph geht, das erkennt man am besten, wenn man z. B. die von Lubbock gekrönte Abhandlung „De Senectute“ mit dem vergleicht, was Arthur Schopenhauer über das Greisenalter gesagt hat. Sofort wird man den Unterschied zwischen dem geistreichen Eklektiker und dem selbstdenkenden, scharf beobachtenden, den Erscheinungen auf den Grund schauenden Philosophen gewahr.

Von Sophokles citiert Lubbock die Oedipus-Trilogie. Wie die alten Hellenen darüber gedacht haben, kann ich so aus dem Stegreif nicht hier erhärten: dass jedoch die „Antigone“ mit ihrem unserem Gefühl so überaus nahe liegenden, schlichten und doch herzergreifenden Konflikten *für uns* ein besseres Buch ist, als die Oedipus-Trilogie, dünkt mich zweifellos.

Ob die „Ritter“ des Aristophanes *für uns* den Vorzug vor der geistsprühenden und den Ideen der Gegenwart höchst nahe liegenden „Lysistrate“ ver-

dienen, darüber ließe sich streiten; dass aber die trockene, ehrbare Anabasis des Xenophon nicht in die Liste der Hundert gehört, das scheint mir über jede Debatte erhaben. Den gleichen Anspruch hätte Cäsars „De Bello Gallico“; einen höheren: Sallust.

Sehr bequem macht es sich Lubbock mit gewissen glänzenden Namen der englischen National-Litteratur.

Er schreibt einfach: Nr. 59: Shakespeare.

Ist Shakespeare ein Buch?

Und ferner: Steht nicht das Meiste, was Shakespeare geschrieben hat, weit unter dem dichterischen Niveau, das uns vorschwebt, wenn wir den Namen Shakespeare aussprechen?

Hier wäre die Namhaftmachung einzelner Dramen unumgänglich gewesen, zumal die übrigen Dramatiker äußerst spärlich vertreten sind. Oder will man uns glauben machen, Shakespeares „Wintermärchen“ übertreffe an dichterischer Potenz alle Dramen Christopher Marlows, — von Lord Byron ganz zu geschweigen —! . . .?

Ja, Lord Byron! Wie wird mir denn? Lord Byron, der nach englischer Hof- und Salonanschauung eigentlich kein richtiger Gentleman war, fehlt auf der Liste John Lubbocks total! Während Chaucer, der ehrliche Chaucer, dessen „Canterbury Tales“ ja ganz allerliebst sind, mit seinen sämmtlichen Werken in die weltlitterarische Ewigkeit einsegelt, wird Lord Byron, der Größte seit Shakespeare, überhaupt nicht erwähnt! Wordsworth ist genannt. Pope ist genannt. George Eliot ist genannt. Miss Auston ist genannt. Aber der Dichter des Childe Harold, des Don Juan, des Marino Falieri hat vor den Augen des englischen Volkes immer noch keine Gnade gefunden; er existiert nicht; er wird todtgeschwiegen, genau so wie der tiefempfindende Shelley, dem die Engherzigkeit der „orthodoxen Ochsen von Oxford“ einst so gründlich das Dasein verbitterte; der es erleben musste, dass ein buchstabengläubiger High-Churchler ihm einst am Postschalter, da der Poet behufs der Empfangnahme von Postrestante-Briefen seinen Namen nannte, mit den Worten: „Verfluchter Atheist!“ die behandschuhte Pöbelfaust ins Gesicht legte, um sofort spurlos im Gedränge zu verschwinden! „Verfluchter Atheist!“ denkt wahrscheinlich auch John Lubbock.

Von deutscher Litteratur findet sich nur Faust, Wilhelm Meister und Heine (auch wohl ein Buch?). Dass Kants gleichmütig ignorierte „Kritik der reinen Vernunft“ den „Tractatus theologico-politicus“ des Spinoza und den „Discours sur la Méthode“ des Cartesius überstrahlt, wie der Vollmond die Sterne, davon hat man in England offenbar nicht die leiseste Ahnung.

Die Franzosen und Italiener kommen nicht besser weg.

Aus alle dem geht hervor, dass die Lubbocksche Liste im Großen und Ganzen eine klägliche Karrikatur ist. Der Gedanke, ihr etwas Besseres und Gerechteres gegenüber zu stellen, lag nahe. Ja, es begreift sich, dass die Versender des anfangs erwähnten Rundschreibens mit einer gewissen Lebhaftigkeit ins Zeug gingen, denn die Liste Lubbocks wirkt provozierend.

Ueber die deutsche Liste, ihre Schwierigkeiten und Aussichten, ihre möglichen und gehofften Erfolge, und insbesondere über die Frage des Einschlusses der neuesten Litteratur, also der lebenden Schriftsteller, kann ich mich heute nicht mehr verbreiten. Vielleicht geschieht dies in einer besonderen Studie.

Dresden. Ernst Eckstein.



Der Chauvinismus der Sprachreinigung.

Von Johannes Flach.

Der französische und der deutsche Chauvinismus sind so verschieden, wie es die beiden Nationen überhaupt sind. Der französische ist im Wesentlichen persönlich, der deutsche sachlich. Der französische ist kriegerisch, will Revanche und wütet gegen die Deutschen, die er in seinem Vaterlande vorfindet. In Deutschland ist die Stimmung friedlich, und es würde in jedem Winkel unseres deutschen Vaterlandes jeder Franzose leben können, ohne dass auch nur ein Haar seines Hauptes in Gefahr wäre. Aber der deutsche Chauvinismus ergreift plötzlich eine Idee, und dann eröffnet er einen Kampf gegen eine Einrichtung auf Leben und Tod. So entstand im Vollgefühl des germanischen Nationalstolzes der durch nichts berechtigte Antisemitismus, bis er nach dem Erlöschen der Flamme des Fanatismus sein seliges Ende fand, so die in Süddeutschland erzeugte Weltsprache Volapük, die auch bereits auf absteigender Bahn begriffen ist, so endlich der Deutsche Sprachreinigungs- oder kurz gesagt Sprachverein.

Der Kampf, den dieser Verein gegen die Fremdwörter eröffnete, erinnert leider zu sehr an Don Quixote und die Windmühlen, als dass er ganz ernsthaft genommen werden könnte. Aber er war bezeichnend für die deutsche Kritiklosigkeit und Bewegungsfähigkeit, wenn einmal der Stein ins Rollen gekommen ist. Es ist wieder einmal ein echt deutsches Stück! Nachdem die deutsche Nation durch die französischen Ehebruchsdramen hinreichend infiziert ist, nachdem die Ehemänner gestattet haben, dass unsre Frauen zu blinden Narren der französischen Grisettenmode geworden sind, nachdem auch die ganze Entwickelung in Deutschland hindrängt auf jene oberflächliche Aeußerlichkeit, durch welche Frankreich die Führung auf den Gebieten der Kunst und Litteratur für immer verloren hat, da beginnt

man die Fremdwörter aus der deutschen Sprache herauszuprügeln. Vergebens erhoben Männer ihre Stimme, wie Gustav Rümelin, der Kanzler von Tübingen, in seiner bekannten ruhigen, nüchternen, aber zwingenden Weise, Otto Gildemeister, Hermann Grimm und Hans Delbrück, Männer deren Namen ebenso klangvoll in Deutschland sind, wie ihr Stil und ihre Darstellung bekannt und anerkannt, — der Sprachverein tobte fort und schwang die Kriegerlanze mit lustigem Eifer weiter. Ohne uns mit der materiellen Frage der Fremdwörter weiter zu befassen, die unserer Ansicht nach von Rümelin erschöpfend behandelt ist*), wollen wir hier nur die prinzipielle Seite der Sache ins Auge fassen. Die Prüfung aber nach dieser Richtung wird sich auf zwei Punkte zu richten haben, erstens auf die Berechtigung der Fremdwörter überhaupt und zweitens auf die Berechtigung der puristischen Bestrebungen jener Gesellschaft.

Die Kultursprachen des Altertums sind ohne Fremdwörter nicht ausgekommen. Die griechische Sprache hat nicht nur eine Menge semitischer Elemente aufgenommen, die sie vermutlich im Verkehr mit den seefahrenden Phöniziern kennen gelernt hatte, sondern ganz besonders auch viele vorderasiatische, die zur persisch-phrygisch-thrakischen Gruppe gehören. Die Anzahl dieser Fremdwörter ist uns ohngefähr bekannt, und hervorragende Gelehrte haben sie gesammelt und wissenschaftlich erörtert. Man wird erstaunen, dass das Volk der Griechen, das in der Musik zuerst Bedeutendes geleistet und den bedeutendsten Musiktheoretiker des Altertums, Aristoxenos, hervorgebracht hat, fast die Gesammtzahl seiner Ausdrücke für Blase- und Saiteninstrumente von den orientalischen Sprachen entlehnt hat. Man halte das nicht für Armut, sondern für — Reichtum. Als Griechenland mit Asien in kulturelle Berührung trat, kannte es noch keine Flötenmusik (abgesehen von einer Art Hirtenschalmei), die besonders in Phrygien zu Hause war, und nur ein sehr einfaches Saiteninstrument, die Lyra. Mit dem außerordentlichen Adaptationsvermögen, das die Griechen besaßen, übernahmen sie mit allen musikalischen Instrumenten des Orients, die sie sehr bald einer großen Vervollkommnung entgegenführten, auch deren Namen und behielten sie bis in die spätesten Zeiten bei. In ähnlicher Weise übernahmen sie von den Persern und besonders von den kriegerischen Thrakern und Makedonern Ausdrücke für Waffen und Rüstungen, von den verweichlichten Lydern Ausdrücke für Küchengegenstände und Speisen. Nicht der patriotischste Grieche würde in diesem Vorgehen etwas Fehlerhaftes oder Anstößiges entdeckt haben, und kein moderner Historiker oder Sprachforscher hat darin etwas Anderes gefunden, als die lebhafte Teilnahme eines höchstbegabten Volkes, das Alles, selbst die fremden Götter, in sich aufzunehmen und sich anzubequemen unternahm. Mit derselben Fähigkeit hat Griechenland auch von allen Kulturvölkern das größte Kolonisationstalent besessen.

In ähnlicher Weise genügte den Römern ihr Wortschatz nicht, und als sie mit den Griechen zum ersten Mal litterarisch zusammenkamen, d. h. als zum ersten Mal griechische Gedichte und Komödien von römischen Dichtern übertragen oder als Vorlagen benutzt wurden, gaben sie an die römische Sprache eine Menge Ausdrücke ab, die eben bis dahin in dieser Sprache gefehlt hatten. Das griechische Kulturleben gebot in jener Zeit, die auf Alexander d. Gr. folgte, über einen ganz anderen Kreis von Beziehungen, Einrichtungen und Verhältnissen, als ihn die Römer gemäß ihrer, bevor sie das Griechentum kennen gelernt, mehr beschränkten und rustikalen Art besaßen, so dass sie gleichsam gezwungen wurden, mit der Erweiterung ihrer Vorstellungen auch eine Vergrößerung ihres Sprachschatzes vermittelst fremder Elemente vorzunehmen.

Und genau aus demselben Grunde wirkte im dreißigjährigen Krieg Frankreich auf Deutschland ein, nur dass unser geliebtes Vaterland sehr bald und besonders auch die absoluten Monarchen, welche in ihrem Hofleben französische Sitten einführten, in den Fehler der bedientenartigen Nachäfferei gerieten, von welchem Griechen und Römer vermöge ihres größeren Nationalbewusstseins fern geblieben waren. Die puristischen Anstrengungen von Männern, wie im 17. Jahrhundert Philipp von Zesen, im 18. Jahrhundert Joachim Heinrich Lange, waren daher wohlberechtigt, wenn diese auch, wie bekannt, mit zu großem Radikalismus verfuhren. Größer war das Verdienst Lessings, der das Einreißen der französierenden Geschmacksrichtung mit Erfolg bekämpfte.

Es wird aber bei allen vernünftigen Menschen stets der Grundsatz siegreich bleiben, dass diejenigen Fremdwörter, die durch ein bekanntes deutsches Wort ersetzt werden können, zu vermeiden sind, vorausgesetzt natürlich, dass beide sich vollständig decken, und dass nicht in dem Fremdwort selbst noch eine logische Nebenbeziehung steckt, die das deutsche Wort nicht auszudrücken vermag. Wenn man demgemäß den Goethe-Schillerschen Briefwechsel vergleicht, wie dies von Rümelin und Grimm geschehen ist, so ist einleuchtend, dass eine große Anzahl der von jenen Dichtern gebrauchten Fremdwörter, welche durch die Manie des 18. Jahrhunderts eingeführt sind, heute überflüssig geworden ist, was auffallender Weise Grimm bestritten hat. Wörter wie „sollicitieren, Aisance, Vehikel, Bouteille, Parapluie, Parasol, Tabatiere, Collier, Bracelet, Calcul, extendieren“ werden ebenso entbehrlich sein, wie „veritable, fatiguiren, ennuyiren“, während „Extremität, Rezeptivität, Experiment, Sottise, majorisieren“ schwer-

*) Ebenso urteilt Bruno Gebhardt in der Nationalzeitung 13. Mai 1887.

lich entbehrt werden können. Es wird immerhin ein bedeutender Schatz von Fremdwörtern übrig bleiben — Rümelin hat ihn, ob mit Recht, bleibe hier unerörtert, auf 5000 berechnet — den wir als gute Hausväter, ohne unseren Gedanken Gewalt anzutun oder unserer Sprache die Deutlichkeit und die logische Präzision zu nehmen, nicht werden aufgeben können.

Wer aber soll im deutschen Gerichtshof sitzen, der die Ausmerzung der verpönten Fremdwörter vorzunehmen hat? In Frankreich ist es bekanntlich die Pariser Akademie, welche für die Anfrechterhaltung der Reinheit und Richtigschreibung der Sprache zu sorgen hat. Eine solche kaiserliche Akademie zur Reinhaltnng der deutschen Sprache hat einmal Dubois-Reymond für wünschenswert erklärt. Da nun bei uns die gelehrten Akademien mit der Muttersprache sich nicht zu beschäftigen pflegen, weit mehr mit Polynesien und dem Südpol, so hat sich jener Areopag aufgetan, der sich „Deutscher Sprachverein“ nennt, der freilich sehr wenig, wie es scheint, von der denkenden Göttin Minerva beschützt und beraten wird.

Einen Vorgänger hatte derselbe wohl an den puristischen Korrektoren einiger Leipziger Journale. Dort herrschte der heilig gesprochene Korrektorstil, in welchem die logischen Ausdrücke „positiv“ und „negativ“ ebenso verboten sind, wie ein ausgelassenes „worden“ bestraft wird, eine fremde Endung mit deutschen Höschen bekleidet wird. Vielleicht ist auch einer der Hauptsitze des „Deutschen Sprachvereins“ unter den Preußen Leipzigs. Diese journalistischen Korrektoren, wohl gewöhnlich ältere Studenten oder verunglückte Lehrer, führten also einen Einheitsstil und eine Einheitssprache durch, indem sie ihre Autoren, gleichwohl ob es Kandidaten oder berühmte Professoren waren, flottweg korrigierten nach einem seligmachenden Schema, welches ihnen in der Redaktionswerkstatt mitgeteilt wurde, ohne nur einen Augenblick darüber nachzudenken, wie unerhört rücksichtslos es gegen einen angesehenen Schriftsteller, und wie grässlich langweilig es für den aufmerksamen Leser ist, wenn jeder Aufsatz eines Journals mit der Redaktionsscheere beschnitten und purifiziert worden ist. Denn Niemand wird doch leugnen können, dass der Stil eben im Menschen ist, vorausgesetzt natürlich, dass wir nur berufsmäßige Schriftsteller und keine Dilettanten im Auge haben, und dass, wenn gerade keine allgemein anerkannten Schnitzer vorkommen (und wir gestehen gleich zu, dass viele Professoren, besonders der naturwissenschaftlichen Fakultäten, in grausamer Weise die deutsche Sprache misshandeln), der individuelle Stil aufrecht erhalten werden muss, damit an ihm der Mann ebenso erkannt wird, wie der Stil nach dem Mann. Ein berühmter Schriftsteller wettete einmal, bei jedem der hervorragenden deutschen Prosaisten nach der Lektüre von drei Sätzen erkennen zu wollen, von welchem Schriftsteller sie herrühren. Eine solche Wette würde bei den in der bezeichneten Weise kastrierten Journalen von Leipzig nicht möglich sein. An dem Fanatismus jener Inquisitoren würde der Stil von Theodor Mommsen und Treitschke ebenso elend Schiffbruch leiden, wie der von Dubois-Reymond, Rümelin, Vischer, Keller und Anderer, vorausgesetzt natürlich, dass diese Herrn mit der Kastrierung der Redaktion einverstanden wären. Und wenn David Strauß gezwungen gewesen wäre, seine Biographien in derartigen Journalen zu veröffentlichen, so wäre sein „Voltaire“ nicht das stilistische Meisterwerk geworden, das er ist.

Nun trat der „Deutsche Sprachverein“ die würdige Erbschaft dieser Chauvinisten an. Sehen wir uns die Mitgliederliste einer Provinzialstadt an: Vorstand Gymnasialdirektor A, Kassierer Konditor B, Mitglieder Konsistorialrat C, Gymnasiallehrer D, Divisionsprediger E, Rentier F u. s. w. Einer wie der Andere ist in der schriftstellerischen Welt völlig unbekannt. Soweit also sind wir mit dem sich überall aufblähenden Dilettantismus in Deutschland gekommen! Er macht nicht mehr lyrische Gedichte, schreibt nicht mehr Romane, giebt nicht mehr Bismarck Ratschläge in der auswärtigen Politik und Moltken in der Kriegslehre, sondern er schreibt den Schriftstellern vor, wie sie Deutsch zu schreiben haben! Selbst ein Mann, wie Daniel Sanders, giebt sich dazu her! Und dazu bieten außerdem unklare Germanisten ihre Hand! Nein, gegen solchen Unfug muss die gesammte Schriftstellerwelt Deutschlands Front machen! Sonst kommen wir zu den Verhältnissen der Schweizer Kantönlis, wo die Schuhmacher des Magistrats über die einzuführenden Lehrbücher und Schriftsteller zu Gericht sitzen.

Und wenn von Herrn Walter Gensel*) zwanzig Mal für die Reinheit der deutschen Sprache gepredigt wird, so wollen wir ihm zwanzig Mal entgegen halten, dass es patriotischer sei, für die Abschaffung der Tournüre zu sorgen, als schlecht stilisierte Vorträge im Leipziger Sprachverein zu halten.

Es steht fest, dass wenn in Frankreich die gleiche Anregung des dilettantischen Sprachvereins auftauchen würde, welcher die Fremdwörter auszustoßen beabsichtigte, wir die Franzosen für ungewöhnlich kindisch und — chauvinistisch erklären würden. Aber in Frankreich wie überhaupt in irgend einem anderen Kulturland Europas (Russland selbstverständlich ausgenommen), ist eine derartige Bewegung nicht denkbar, weil dem Franzosen in solchen Fragen meistens die durch individuelles Sichgehenlassen erzeugte Selbstüberschätzung fehlt, welche das charakteristische Merkmal des deutschen Dilettantismus ist, und weil der Franzose eine viel zu große Ehrfurcht vor seinen litterarischen Größen besitzt, als dass er sie zum Opfer von Schulmeistern

*) Grenzboten 1887, Nr. 15.

und Konditoren degradieren würde. Der Deutsche besitzt diese Ehrfurcht nicht und kennt auch seine litterarischen Größen nicht. Wir würden ruhig die Wette eingehen, dass die sämmtlichen Vorstände des „Deutschen Sprachvereins“ nicht einmal wissen, wer die besten der lebenden Stilisten sind, und nichts von ihnen gelesen haben, aber Ebers werden die Meisten kennen, die Marlitt auch, Samarow selbstverständlich.

Die durch Nichts aufzuhaltende Korruption der deutschen Sprache liegt nicht, wie vereinzelte puristische Fanatiker uns glauben machen wollen, an unsrer Gelehrtenwelt, — wiewohl auch hier durch das massenhafte Produzieren und besonders durch die Ueberhandnahme ganz einseitig auf ein kleines Fach eingeschulter und in allen übrigen Fragen ungebildeter Professoren der Stil immer salopper und die Sprache immer fehlerhafter wird, — sondern an unsrer Journalistik. Gebt Deutschland bessere Zeitungen, bessere Redakteure, die etwas Ernsthaftes gelernt haben — was heute nur von einigen Redakteuren der größten Blätter gesagt werden kann — bessere Reporter und Korrespondenten, so wird nicht jenes elende Zeitungsdeutsch den heutigen Markt beherrschen und die Sprache beflecken, welches die große Menge, für welche das Gedruckte nach Form und Inhalt das Maßgebende ist, zu dem Glauben veranlasst, dass es mustergültig sei und Nachahmung verdiene. Wer aber wüsste nicht, was alles in Deutschland in die journalistische Karriere hineinflüchtet, und wie Viele plötzlich vor die Redaktion eines Blattes gestellt werden, die früher Mist gefahren oder Kohlen verkauft haben! Können da die Resultate andere sein?

Sehr Bemerkenswertes schrieb vor Kurzem darüber Wittmeyer in der „Deutschen Schriftsteller-Zeitung“ (1. Mai 1887): „Das Wesentliche daran ist, dass der Eigendünkel der vom Schicksal bevorzugten Journalisten der Aufrichtung und Ausbreitung eines Journalistenproletariats aufs Beste den Weg ebnet. Man müsste mit aller Macht dagegen auftreten, dass Leute, welche kaum die Anfangsgründe der wissenschaftlichen Bildung genossen haben, im Dienste von Zeitungen tätig sind. Dadurch, dass Jemand geschäftlich brauchbar, anständig und findig ist, dürfte ihm höchstens die Möglichkeit eröffnet werden, als Zuträger von Nachrichten tätig zu sein, aber niemals in die Kategorie der Journalisten eingereiht zu werden, wie es leider zum Schaden des journalistischen Berufs täglich geschieht.“

Nun, Herr Wittmeyer, treten wir in unserem Vaterland dagegen auf! Glauben Sie an eine Besserung? Ich nicht. Die deutsche Journalistik wird stets so tief unter der französischen und englischen stehen bleiben, wie der deutsche Koch unter dem französischen Koch, und der deutsche Rinderbraten unter dem englischen Rostbeef, die deutsche Mehlspeise unter dem englischen Plumpudding. Der Geschmack des Publikums ist eben dort ein anderer und ein verwöhnterer, auch den täglich gelesenen Zeitungen gegenüber, als in Deutschland, und der unserige in Deutschland wird so bald nicht geändert werden, und um so weniger, als er seit einigen Dezennien in der Ueberzeugung lebt, an der Spitze der Zivilisation zu stehen! Wenigstens in diesem Jahrhundert nicht mehr! Doch Haec hactenus!



Psychodramen.

„Psychodramen-Welt.“ Material für den rhetorisch-deklamatorischen Vortrag von Richard von Meerheimb. Berlin, Verlag von O. Parrisius.

„Ich stand und steh' allein.“ Dieses Wort Byrons, welches dem genannten Werke vorangesetzt worden ist, charakterisiert treffend die Stellung, welche die von dem bekannten Epiker Richard von Meerheimb geschaffene neue Kunstform noch heute in der Litteratur einnimmt. Als er im Jahre 1879 mit seinen Monodromanen an die Oeffentlichkeit trat, war man in litterarischen Kreisen überrascht und erfreut zugleich, denn was der Autor in seiner kleinen Sammlung bot, war so eigenartig, jede einzelne Schöpfung eine in sich abgeschlossene und vollendete geniale Leistung dichterischer Kraft, dass unsere hervorragendsten Dichter und Litteraturhistoriker, — ich nenne nur Fr. von Bodenstedt und Herm. Hettner, — das Erscheinen der Monodramen enthusiastisch begrüßten und dem Werke das beste Lob mit auf den Weg gaben.

Die Psychodramen Richard von Meerheimbs haben ihrer Form und ihrem innersten Wesen nach nichts gemein mit den sogenannten Solo-Szenen, wie sie beispielsweise Fr. Mauthner (Streik der Schmiede. Eine Mutter vor Gericht) geschrieben hat, noch decken sie sich mit dem Begriffe Monodram im Sinne der Schöpfungen eines Gerstenberg. In den Solo-Szenen ist die dem Hörer die Handlung vermittelnde Person der Träger einer Handlung, die nicht der Gegenwart, sondern der Vergangenheit angehört, während es das Wesen des Psychodramas erfordert, dass momentan Geschehendes in fortschreitender schneller Entwickelung durch eine einzige redende Person dem geistigen Auge vorgeführt wird. Diese eine Person steht gleichsam als passives Medium inmitten der Handlung. Sie wird des Hörers geistiger Schauer, Beobachter und Referent über Szenerie, Aufang, Entwickelung und Ausgang des dramatischen Aktes und versinnlicht ihm auf dem Wege der Replik die Aeußerungen der agierend gedachten Personen. In der geschickten logischen Replikation liegt der Schwerpunkt der neuen Kunstschöpfung. Sie giebt dem Dichterwerke sein individuelles Gepräge, Kolorit, Plastik, Leben und Bewegung; sie ist der Hauptfaktor für die dra-

matische Wirkung. Aber eben, weil diese Form des Dramas von allem die Sinne anregenden und berückenden Beiwerk abstrahiert, erfordert sie ein echtes volles Dichtergemüt und volle dichterische Kraft, ein vorzügliches Gestaltnngstalent, dessen Schaffen dadurch besonders erschwert wird, dass es nur mittelbar wirksam werden kann, da ihm zur lebhaften Anregung der Phantasie und der seelischen Erregung des Hörers nichts weiter zu Gebote steht, als das gesprochene Wort. Wahrlich, eine schwierige Aufgabe. Dass sie aber Richard von Meerheimb in vollendeter Weise gelöst hat, wollen wir an dieser Stelle dankbar anerkennen. Erfordert schon das Bühnendrama einen besonderen Scharfblick bei der Wahl des Sujets, wie viel mehr nicht das Psychodrama, dessen Intensität einzig und allein in der Handlung selbst beruht. Richard von Meerheimb ist in der Wahl seiner Stoffe durchaus glücklich gewesen; auch seine dramatischen Kleinigkeiten, die sich zwischen den größeren Schöpfungen eingestrent finden, schöpfen ihren Stoff aus irgend einem Born des Seelen- und Gemütslebens nnd vermögen daher in Stimmnng zu versetzen. Die Mehrzahl der Stoffe ist hochtragischen Charakters, erschütternd, packend, sie führen uns in das tiefste Interieur der menschlichen Seele. Und wie versteht der Dichter diese Stoffe plastisch auszngestalten, hier in großen, kühnen Zügen, dort auf dem Wege der Kleinmalerei — die sich aber nie in Aeußerlichkeiten verliert, sondern immer das seelische Totalbild im Ange behält, scharf zu ciselieren. Kernig, kräftig und hinreißend ist die Sprache, vielfach von einem dämonischen Zuge durchweht. „Im Glockenstuhl", „Des Nihilisten Bekehrung", „Mutter bedenk's" gehören unter Anderen zu diesen wirksamen Dramen, während „Kapellmeisters letzte Probe", „Des Dorfarztes Tochter" das Gemüt in seinen tiefsten Tiefen berühren. Klassisch in ihrer stofflichen Korrektheit, klassisch in der Diktion treten uns: „Der Siegesbote von Marathon", „Actium", „Kleopatra bei Actium" u. a. entgegen, kurz, überall verraten die psychodramatischen Schöpfungen Richard von Meerheimb's, den echten und begnadeten Poeten, der es verstanden hat, seine neue Kunstform in so vollendeter Weise auszugestalten, dass ihnen der Erfolg nicht fehlen wird.

Leipzig. Franz Woenig.



Die Kelten.

Von Dr. A. Berghaus.

(Fortsetzung.)

Noch älter als die keltische Einwanderung in Iberien ist die in Britannien, dem einzigen Lande, in welchem wir mit Gewissheit zwei, durch die Sprache und einige andere Eigenschaften stark geschiedene Keltenstämme erkennen, und wo — außer der britannischen Kolonie auf der anderen Seite des Kanals — allein noch keltisches Volkstum organisch lebt und sein stärkstes Wahrzeichen, die Sprache, bis jetzt noch erhält. Die Bewohner des inneren Britanniens und Irlands wurden den Alten wenig bekannt und galten ihnen deshalb größtenteils als Eingeborene. Dagegen war die Einwanderung gallischer Völker noch in ziemlich frischem Andenken. Die Siluren hielt Tacitus, doch nur wegen ihrer dunklen Gesichtsfarbe und ihrer krausen Haare, für eingewanderte Iberer; vielleicht gleich irrig, wie er die echt keltischen Kaledonen im Norden wegen ihrer Größe und Blondheit von den Deutschen ableitete. Belgische und (iberische) baskische Einwanderer kommen auch, nach den einheimischen Chronisten, in Irland vor. Der Name Welsch wurde dem Volke, das diese Sprache spricht, den westlichen Kelten Britanniens zuerst von den Angelsachsen gegeben, und derselbe Ausdrnck oder ein ähnlich klingender scheint in vielen germanischen und selbst slavischen Sprachen die Italiener oder andere Völker zu bezeichnen, deren Sprachen dem Latein ähnelten. „Welschland" war der Name für Italien im Deutschen des Mittelalters und ist in der Sprache des gemeinen Volkes noch jetzt nicht ausgestorben. Der Name dieses Landes auf Polnisch ist „*Włochy*", nnd die Benennung Wallonen und Walachen scheint von derselben Wurzel zu stammen. Sonderbar genug klingt das Wort stark an den Namen Kelten, die sich, wie Cäsar angiebt, selbst so nannten („*qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur*"). Wallia und Gallia unterscheiden sich nur durch einen Bnchstaben, nnd gallisch und gaelisch haben eine eben so starke Aehnlichkeit; der Name, den die Welschen sich geben, ist „*Cymry*" und der ihrer Sprache „*Cymreig*"; die nahe liegende Klangähnlichkeit desselben mit „Kimbern" hat, wie oben bereits erwähnt, Viele verleitet, sie für identisch mit den Kimbern der römischen Geschichte zu halten. Das Welsche macht eine der Mundarten des (lebend Britisch-) Keltischen aus, deren man sechs zählt, die im achtzehnten Jahrhundert noch Alle gesprochen wurden, fünf davon noch im neunzehnten und vier davon auf den britischen Inseln. Diese sind die irische, in verschiedenen Strichen Irlands heimisch, die gaelische der schottischen Hochlande, die auf der Insel Man, im Verfalle und im Aussterben begriffen, die welsche oder die Sprache von Wales, die kornische, früher in Cornwall gesprochen, jetzt ausgestorben, und die armorische oder basbretonische, in einigen De-

partements der alten Provinz Nieder-Bretagne in Frankreich herrschend.

Alle diese noch lebenden Sprachen haben seit Jahrhunderten eine untergeordnete Stellung zu anderen Sprachen, die ersteren zu der englischen, die letzte zum Französischen eingenommen. Der Vorteil, von den höheren Klassen der Gesellschaft gesprochen zu werden, entging ihnen auf diese Weise und so haben sie sich aus Mangel eines Einigungspunktes in Phraseologie und Aussprache in Dialekte geschieden, von denen einige im Verlaufe der Zeit als besondere Sprachen angesehen worden sind. Der Grad der Verwandtschaft zwischen den verschiedenen keltischen Sprachen ist ein Punkt von bedeutendem Interesse, der auch einen Streit über die Frage, ob Gaelisch und Welsch verwandt oder nicht verwandt seien, entstehen ließ. Endgültig ist entschieden, dass zwei Reste des Keltischen auf den irischen Inseln vorhanden seien; zu dem einen gehören Irisch, Gaelisch und Manks, zum anderen Welsch, Kornisch und Armorisch. Das Irische und Gaelische der Bergschotten ist ungemein nahe verwandt und scheint eine Trennung beider verhältnismäßig sehr jungen Ursprungs zu sein. Doch macht die Entähnlichung dieser Dialekte, denen ein höherer geistiger Zusammenhang fehlt, die bedeutendsten Fortschritte. Das Bergschottische hat sich vom Irischen immer mehr und mehr entfernt, und in Schottland wie in Irland nimmt die Bildung gesonderter örtlicher Mundarten, die sich gegenseitig nur schwer verstehen, überhand. Die Welschen haben eine große Anhänglichkeit an ihre Sprache, die Iren dagegen, sonst so heftig sich den Sachsen in Religion und Politik entgegenstellend, sind, was die Sprache betrifft, durchaus nicht hartnäckig. Daniel O'Connel, der patriotische Redner, und Moore, der patriotische Dichter, verstanden nicht Keltisch und kümmerten sich auch nicht darum. Man sagt, dass das Landvolk so ängstlich besorgt ist, den Kindern die Beherrschung der englischen Sprache zu sichern, deren Notwendigkeit sie einsehen, dass es ein Verbot hat, Irisch zu sprechen, und das Englische den Kindern in ihren Hütten mit eben so großer Strenge beibringt, wie es die Kinder einer englischen Elementarschule lernen müssen. Unter dem Einflusse dieser Stimmung scheint die irische Sprache langsam, aber sicher, an Boden zu verlieren, während die englische Sprache Irland einige ihrer besten Dichter und Novellisten und höchst glänzende Redner nebst einer langen Reihe litterarischer Arbeiter einer minder ehrgeizigen Klasse verdankt.

Bei Wales ist alles dies ganz anders; die welsche Sprache befindet sich jetzt in einem sehr blühenden Zustande. Die Kommissare zur Untersuchung des Standpunktes der Erziehung in Wales sprechen in ihrem amtlichen Berichte die Ansicht aus, dass „der Welschmann eine weit größere Herrschaft über seine Sprache besitzt, als der Engländer von gleicher Stellung über die seinige", und dass „Sprachfertigkeit und Beherrschung des Ausdrucks in einer mehr als unterhaltungsmäßigen Ausdehnung ein Zug im intellektuellen Charakter der Welschen ist". Das Schicksal des Kornischen, dass aus reiner Vernachlässigung nach und nach unterging, verführte zu den Glauben, das Welsche würde aus demselben Grunde verschwinden; und in der Tat berief sich Wynne, der Präsident der Asiatischen Gesellschaft, selbst ein Welschmann, auf den Verfall der Welschen, als einen Beweis von der Wirksamkeit des Nichteinmischungs-Systems in solchen Fällen, in einer Diskussion über den Gegenstand eines Versuchs, das Englische statt einiger eingeborener Sprachen in Indien einzuführen. Vor mehr als hundert Jahren erzählte der welsche Dichter Goronwy Owen in einem seiner Briefe, dass in einer Unterhaltung über die welsche Sprache mit einem anderen Welschen, Owen, dem Uebersetzer des Juvenal ins Englische, „der abscheuliche Kobold mit selbstgefälliger Miene und großer Genugtuung gesagt habe, es gebe nichts Lesenswertes darin und, wie er gewiss wisse, gewänne das Englische ihm täglich mehr Boden ab, und er zweifle nicht, in höchstens hundert Jahren würde es ganz untergegangen sein." Die Erfahrung der inzwischen verflossenen Zeit hat bewiesen, dass Owen im Irrtum war. Einer, der lange Zeit im Innern von Wales gelebt und mit dem Volke verkehrt hat, kann nur allein eine richtige Schätzung der Ausdehnung haben, bis zu welcher die welsche Sprache geht. Die Meisten werden willig die Wahrheit der Behauptung zugestehen, dass Welsch die einzige lebende Sprache nicht bloß von Tausenden, sondern Zehntausenden, sogar von Hunderttausenden der Einwohner des Fürstentums ist. Es behauptet nicht nur dessen Boden in der alten Welt, sondern ist auch in die neue ausgewandert.

Die (lebend britisch-)keltischen Sprachen zeigen zahlreiche Sonderbeziehungen zu den germanischen wie zu den lateinischen und deren Töchtern. Dabei ist Ursprünglichkeit und Entlehnung oft schwer zu unterscheiden, letztere in zweifelhaften Fällen lieber anzunehmen, wegen Verkehrs und Grenznachbarschaft in weiter Ausdehnung des Raumes und der Zeit. Die Reste der altgallischen Landessprache in ihren romanischen Nachfolgerinnen lassen sich meistenteils aus den britisch-keltischen Sprachen erklären.

Die Sprache der transalpinischen Gallier muss einen bedeutenden Grad der Ausbildung gehabt haben durch die Redner in den Volksversammlungen etc., wie durch die zahlreichen Denkverse der Druidenschulen. Die Romanisierung der Gallier in ihrer Sprache und, nach Entwendung dieses Palladiums, in ihrem ganzen Volkstum ging, zunächst bei den Stadtbewohnern und den luxuriösen Reichen, so schnell vor sich, dass selbst der Römer Tacitus sich darüber entrüstet. Dass die Gallier den von römischen Kaufleuten ihnen teuer verkauften Wein, den sie damals noch nicht selbst zu bereiten wussten, eben so gierig suchten, wie heutzutage die Bonvivants

aller Zonen und Regionen ihren Champagner, das war ihnen eher zu verzeihen, als der gänzliche Austausch der eigenen schön ausgebauten (wie schon die Eigennamen verraten) und bildungsfähigen Sprache gegen die, wenn auch weit gebildetere, der Eroberer, der Feinde. Eine allmählich verhallende Sprache wird uns gleichsam zu einem selbständigen Wesen, ihre letzten Laute zu rührenden Todesklagen.

In Gallia cisalpina lebten die Sprachen der Gallier noch zu Plinius des Aelteren Zeit, obgleich ungefähr siebzig Jahre früher Polybius (gest. 168 v. Chr.) nur noch wenige keltisch gebliebene Ortschaften kannte. Die Römer hielten es damals mit den Galliern, wie die Türken mit den Rajas, sie ließen ihnen in inneren Angelegenheiten Selfgovernment, hielten sie aber von Ehre und Dienst des Krieges ferne. Gallische Sprache jenseits der Alpen wird vom zweiten bis etwa zum sechsten Jahrhundert bezeugt, während späterhin, sicher nach dem neunten Jahrhundert, bisweilen *lingua Gallica* oder *Gallicana* für die neugebildete romanische Galliens genommen wird. Gleichwohl ist es möglich, dass noch bedeutend später als im sechsten Jahrhundert christliche Schriftsteller in einigen Gegenden wirklich altgallische Sprache fanden. In Frankreich haben die Namen der meisten gallischen Völkerschaften und Bezirke allen ethnischen und politischen Wandel bis heute überlebt, wenn auch in gleicher Verzerrung, wie altrömische Namen und Wörter. Unter den Eigennamen von Individuen und Familien sind dagegen, wie in Italien, sehr viele altdeutsche erhalten, was sich mehr aus der gesellschaftlichen Qualität, als aus der Quantität der Deutschen in Gallien erklärt. Auf der iberischen Halbinsel finden wir ebenfalls viele altdeutsche Namen, aber noch mehrere iberische (baskische) verbreitet, obgleich dort die iberische Sprache, außerhalb ihres bis heute siegreich behaupteten Gebietes im Baskenlande, sehr frühe erlosch Die letzte Spur lebender Volkssprache unter den Keltiberern finden wir zu Tiberius' Zeit.

Die asiatischen Kelten (Hellenogalaten, Gallogräken) erhielten bis nach dem vierten Jahrhundert n. Chr. ihre alte Sprache mit merkwürdiger Treue neben der adoptierten griechischen. Die griechischen Kolonien teilten den westlichen Kelten Europas ihre von den Phöniciern empfangene Schrift mit, während nur in wenigen Fällen diese von den Phöniciern unmittelbar zu den Völkern des Westens gekommen sein mag. Unzweifelhaft ist zwar griechische Schrift (neben römischer) auf gallischen und halbgallischen Inschriften und Münzen, aber ohne Zweifel jünger, als jene von Massilia, frühe ausgegangen. Ueber das weitläufige Kapitel von den keltischen Schriftgattungen der britischen Inseln und der Niederbretagne wagen wir uns hier noch nicht auszusprechen.

Gehen wir von der Sprache der Kelten zu anderen Aeußerungen und Merkmalen ihres Organismus über, so finden wir zunächst bei dem physischen Teile desselben, insonderheit in Bezug auf Farbe und Größe, einige Widersprüche, die in ähnlicher Weise auch bei den Germanen vorkommen. Wir geben aber zum Voraus zu bedenken, dass die meisten der alten Berichterstatter und ihre Gewährsmänner der südlicher organisierten, wenn auch den Kelten und Germanen unverwandten Volkergruppe der Italogräken angehören. Die meisten Berichte der Alten schreiben den Völkern des Nordens und Westens überhaupt Körpergröße und hellfarbige Komplexion zu, nämlich weiße Farbe der Haut, mehr oder minder blonde der Haare, blau und blaugraue der Augen. Die späteren Etymologen leiteten sogar den Namen *Γαλάται*, *Galli* von *γάλα*, *a candore* ab. Größe und Kraft des Körpers, sowie die Quantität und Qualität der hellen Haarfarbe und der Augenbläue haben seitdem bei den Deutschen, noch mehr aber bei den Kelten tatsächlich bedeutend abgenommen, auch wenn wir das Uebertriebene und Relative der alten Aussagen in Abzug bringen. Wir deuten nur einige Gründe für den Wechsel der physiologischen Erscheinungen an. So mag die Abholzung der Länder und andere Einwirkungen der nach Zahl und Bildung zunehmenden Bevölkerung, ihrer Nahrung und Siedlungsweise sowohl auf das Klima als auch unmittelbar auf die Natur des Menschen Einfluss gehabt und Länder und Leute minder nordisch gemacht haben — obgleich das, freilich in weit langsameren Maße zunehmende Erkalten der Erde, mit welchem die wahrscheinliche Jugend der hellen Rassen überhaupt zusammenhängt, für die Folgezeit die entgegengesetzte Erscheinung vermuten lässt. Sicherer hat wechselseitige Impfung und Mischung der Völker an ihrem Aeußeren gewandelt. Zu der im Süden schon alten keltischen Mischung in vielen deutschen Gebieten ist auch eine starke slavische gekommen. In Südfrankreich, wo dunkle Komplexion vorherrscht, waren von jeher viele iberische, ligurische, griechische, später keltische und italische Stoffe gemischt. In Nordfrankreich ist Kastanienbraun nicht selten, wohl aber Blond, obgleich seit alter Zeit zu den Galliern noch blondere Deutsche kamen. Mit dem zunehmenden Wechsel der Merkmale im Allgemeinen hängt die im Laufe der Zeit und der Bildung zunehmende Individualisierung, Discentration und Mannigfaltigkeit in allen Naturreichen zusammen. Die zweite, geistige Hälfte des keltisch Typus hat, wie überall, bei Weitem nicht die ethnologische Wichtigkeit wie die physische. Hier ist die Mitgabe der Natur von den (guten und schlimmen) Errungenschaften des Lebens, das Angeborene von dem Angelebten (wobei Gewinnst und Verlust wechseln) weit schwerer zu unterscheiden, als z. B. die Rassenfarbe von der Wetterfarbe oder gar von Schminke oder Tättowierung.

Solche Errungenschaften und die mit ihm in Wechselwirkung stehende Sitte sind immer nur ein

minder ausschließliches und minder dauerndes Sondereigentum der Völker, als die physischen Eigenschaften, die von der Willensfreiheit nur so weit berührt werden, als diese zur Körperpflege mitwirkt.

Cäsar nennt die Gallier „*summae genus sollertiae, atque ad omnia imitanda atque efficienda, quae ab quoque tratundur, aptissimum*", ein an die Slaven erinnernder Charakterzug. Diodor behauptet ihre Scharfsinnigkeit, Gelehrigkeit, Lust an Lösung witziger Aufgaben, aber auch, gleich Anderen, ihr wildes Aussehen, lautes prahlerisches Gebahren, ihre Lust an Lärm und Selbstausposaunung; Strabo rühmt auch jene und andere Lichtseiten ihres Charakters, zunächst aus ihrer Vergangenheit, die er der Gegenwart der Germanen vergleicht; zu seiner Zeit hätten sie sich an die Sitten ihrer römischen Besieger gewöhnt. Wenn, im Gegensatz zu den älteren Quellen, Ptolemäus den Galliern Bildung abspricht und Servius ihren trägeren Geist unter klimatischen Einflüssen zuschreibt, so halten wir dies für allzu allgemein gehaltene Aussprüche örtlicher Erfahrung. Die große Eitelkeit der Kelten, zunächst der transalpinen Gallier, bezeugen außer Diodor noch Viele. Sie äußerte sich vielfach, auch in der Lust an Luxus, schon vor dem Eindringen der Römer. Die alten Gallier waren überhaupt so sanguinisch, wie die modernen; physisch und geistig zu Extremen geneigt, schnell aufgeregt und wiederum abgespannt und niedergeschlagen; wechselsüchtig, unbesonnen, leichtgläubig und neugierig, so dass sie selbst auf das Geschwätz eifrig ausgefragter römischer *Commis voyageurs* hin die wichtigsten Beschlüsse fassten, die sie sogleich wieder bereuen mussten, wie sie denn auch im Kriege leicht überlistet wurden. Jene Lust am Wechsel ging so weit, dass sie sich leicht zur Auswanderung bestimmen ließen; daher zogen nicht bloß ganze Völkerschaften über Land und See, teils um Beute zu machen, teils um eine neue Heimat zu gewinnen, sondern fernerhin schweifende Söldnerschaaren trieben das Kriegshandwerk. Sie werden von den Alten häufig als sehr wild (*truces*, *Celticus furor* etc.) und kriegslustig dargestellt. Ihr gigantischer Trotz gegen die neuen Götter der Erde ging mitunter, jedoch mit häufigeren Gegensätzen serviler Selbsterhaltung, bis zur Selbstvernichtung. Diese sollen sie sogar bei heimatlichen Lustbarkeiten wie ein Spiel getrieben haben, jedoch immer noch nicht so freventlich, wie ihre und anderer unterjochter Völker Gladiatoren bei den Mordspielen in Rom. Ein Gelage ohne blutige Rauferei galt bei ihnen für eben so unvollständig, wie bei den Germanen, und ebenso war ihnen die Aufbewahrung feindlicher Schädel als Denkzeichen, Weihegaben, Trinkbecher etc. eigen. Kaum mehr Besonderheit zeigen die Gegensätze: ausgebildete Kriegskunst*) und Kriegstoilette und dagegen wildes Kriegsgeheul bei den asiatischen Galaten, und Mähnenschütteln bei den Galliern, sodann raubtiergleicher Sprung auf den Feind, dessen Missglücken keine Wiederholung gestattet und die eigene Flucht und Niederlage zur Folge hatte. Mit diesen Eigenheiten der Gallier vergleiche man ihre obigen allgemeinen Charakterumrisse. Hier, wie anderwärts, organisch verbundener Avers und Revers: Heroismus und Bestialität, die maßvolle Mitte selten.

Ueber Tracht und Körperzier der Kelten im Allgemeinen haben Römer und Griechen Vieles aufgezeichnet, was ihnen auffiel. Die alten Römer waren Sansculotten; im heutigen Rom sind es nur noch einige Mönchsorden; die Hosen (*bracae*) der Gallier dagegen, nach welchem sogar ein Teil ihres Landes von den Römern benannt wurde, waren auch anderen Völkern der kälteren Klimate eigen, wenn auch nach verschiedenem Zuschnitte; der „Bruoch" der Germanen ist die übersetzte und angenommene gallische Brake. Das Sagum hatten die Gallier mit den Germanen, Ligurern und Lusitaniern gemein; die Cisalpiner nahmen, nicht gar zu frühe, die römische Toga an. Die Vorliebe der Kelten für das Bunte und Schillernde in Zeugen und Schmuck erstreckte sich auch auf die Haut, obgleich das Färben und Stigmatisieren derselben bei den Barbaren, insonderheit bei den iranischen Völkern, überhaupt häufig war. Selbst die von den Kelten zu den Germanen und Römern gelangte Seife diente nicht sowohl zum Reinwaschen als zur Haarfärbung, wiewohl allerdings Reinlichkeit, besonders durch häufiges Baden, von ihnen sehr gerühmt wird. Haar und Bart, namentlich der Schnurrbart, waren bei den Kelten Gegenstände besonderer, oft wunderlicher Sorgfalt. Das unverschnittene Haar, von welchem *Gallia comata* den Namen erhielt, hatten die Kelten mit anderen Völkern, den Römern gegenüber, gemein.

Wohnung und Lebensweise wechselten bei den Kelten, wie überall nach Ort und Zeit. Schon frühe wohnten sie im Gegensatze zu den Germanen, wie die Slaven, in Dörfern, Flecken und Städten, vielleicht auch in einzelnen Gehöften. Ihre Häuser waren gewöhnlich rund, aus Holz, namentlich aus Flechtwerk erbaut, mit großem Dache und tüchtigen Küchenanstalten versehen; jedoch erbauten sie auch Mauerwerk in besonderer Weise. Das Gesagte gilt zunächst von den Galliern und ähnlich von ihren jüngeren Kolonisten im Küsten-

*) Die Einrichtung der Parabaten, der galatischen Dreireiterei bei den Ostzügern, vielleicht auch bei den Cisalpinern, deren Kampfweise die gleiche war, ähnlich auch der Doppelkampf der Keltiberer zu Pferde und zu Fuß, der auch bei den Nordbritanniern gegolten zu haben scheint — diese und ähnliche Einrichtungen waren auch germanischen Völkern eigen. Wehr und Waffen hatten ihre Eigentümlichkeiten, jedoch gelten bei den Klassikern viele Benennungen zweifelhaften Ursprungs nich bloß für viele andere Barbaren und manche zugleich für die Römer selbst. Das Fuhrwesen für Krieg und Frieden war bei den reinen Galliern, wie bei den Bastarnern sehr ausgebildet, obgleich beide immer noch keine auf Wagen lebende Nomaden waren; und die Römer mochten schon frühe von den cisalpinen Galliern Fuhrwerksgattungen entlehnt haben.

lande Britanniens; dort oder auch mehr im Innern dieser Insel wurden hölzerne Ortschaften mit Räumen für Menschen und Haustiere inmitten von Waldverhauen erbaut. In Gallien blühte die Schweinezucht für die Landesnahrung und den Export, daneben auch, wie in Britannien, die Rindviehzucht nebst Milchbereitung. Das Verbot des Genusses von Schweinefleisch bei den asiatischen Kelten scheint mit fremder Religion zusammenzuhängen. Sonst werden auch die Speiseverbote nur bei den Britanniern gemeldet, welchen (den Usipiern) man dagegen Geschmack an ihres Gleichen nachsagt. Der alte Nationaltrank der keltischen Völker war Bier, wie der der deutschen, der iberischen und anderer alter Gambrinusverehrer. Die Kelten gastierten gern, mit großem Aufwande und, in Gallien wenigstens, mit ausgeprägten aristokratischen Formen und mit reichlicher Gastfreiheit. Diodor und Andere beschuldigen die Gallier arger geschlechtlicher Ausschweifungen, namentlich der Päderastie, obgleich ihre Frauen schön seien und sich durch Fruchtbarkeit und ihre Kinderauferziehung, wenn auch nur als national-ökonomische Tugenden, auszeichneten. Doch mehrere Zeugnisse sprechen für Wert und Wertschätzung der gallischen Frauen; so die heldenhafte Eponina, Sabinus' Gattin, die Heroinen Chiomara und Kamma in Kleinasien, die britannische Heldin Bunduka, der halbkomische ritterliche Beistand, den die Schönen ihren angegriffenen Männern, wie es scheint im Wirtshause (wie man heut zu Tage sagen würde) leisteten, die priesterliche und prophetische Geltung, welche von den Frauen bei den Galliern, wie übrigens auch bei den Germanen, geltend gemacht wird. In Gallien galt bei eingebrachtem und erworbenem Gute Rechtsgleichheit der Gatten, obwohl der Hausvater Herr über das Leben von Weib und Kind war.

In ungefähr gleichem Maße, wie die schon erwähnte Viehzucht, jedoch wahrscheinlich nach Zeit, Ort und Bildungsstufe der Bewohner verschieden, blühte unter den Kelten der Ackerbau und die Jagd, die nebst der Hundezüchtung (in Britannien auch für den Krieg) zu ihren Passionen gehörte. Die Römer, unter deren Herrschaft auch Ackerbau, Gewerbe und Handel zunahmen, führten erst den Weinbau ein, wohl auch den Oelbaum; Metallurgie und mannigfache Manufakturen kamen schon vor den Römern vor (erstere sicher durch die Phönicier, auch durch die Griechen ihnen zugeführt), wurden aber unter ihnen so ausgebildet, dass manche Fabrikate, namentlich Kleidungsstoffe und Kleidungsstücke, nach Italien selbst exportiert wurden.

Die einheimische Bildung der Kelten, die ungefähr in gleichem Schritte oder Laufe, wie ihre Sprache, der römischen wich, wurde hauptsächlich von ihren Genossenschaften oder Orden verwaltet und geleitet. Geschichte, Wissenschaft mit Einschluss von Theologie und Magie, Physik und Metaphysik, Stern-, Pflanzen- und Heilkunde, sowie Jurisprudenz und Jurisdiktion, waren in der Hand der Druiden; die mehr künstlerischen und geselligen Tätigkeiten, nämlich Dichtungen und deren Vortrag in Scherz und Ernst, Gesang und Saitenspiel verwalteten die Barden. Die Gedächtnisverse der Druiden und ihre Rezitation werden weniger mit Poesie und Musik verwandt gewesen sein. Die wunderbare Umgestaltung der europäischen Poesie bewirkten die kymrischen Romane namentlich durch die gegen die vorherige Härte und Strenge gänzlich veränderte Auffassung des weiblichen Charakters. Es war wie ein elektrischer Funken; in wenigen Jahren war der Geschmack Europas umgestaltet. Fast alle Frauengestalten, welche das Mittelalter kannte, Ginevra, Isolde, Enide, sind vom Arthur-Hofe. In den karlovingischen Gedichten ist die Frau Nichts, ohne bestimmten Charakter und Individualität; die Liebe ist roh, wie ein Roman von Fierabras, oder kaum angedeutet, wie im Rolandsliede. In den Mabinogion*) dagegen gehört die Hauptrolle stets den Frauen. Die ritterliche Galanterie, die es zum höchsten Glück des Kriegers macht, einer Frau zu dienen und ihre Achtung zu gewinnen, der Glaube, dass die schöne Anwendung der Stärke die ist, die Schwäche zu retten und zu rächen, alles das ist in hohem Grade keltisch oder hat wenigstens zuerst seinen Ausdruck bei den keltischen Völkern gefunden. Die Einführung der kymrischen Romane in die Strömung der europäischen Litteratur bewirkte in der Art, das Wunderbare aufzufassen und anzuwenden, eine nicht minder tiefe Revolution. In den carlovingischen Gedichten ist das Wunderbare noch schüchtern und schließt sich dem christlichen Glauben an; das Uebernatürliche wird unmittelbar durch Gott und seine Abgesandten bewirkt. Bei den Kymris dagegen liegt das Wunderbare in der Natur selbst, in ihren verborgenen Kräften, in ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit; hier ist es ein geheimnisvoller Schwan, ein weissagender Vogel, eine plötzlich erscheinende Hand, ein Riese, ein schwarzer Wüterich, ein magischer Nebel, ein Drache, ein Schrei, den man hört und der durch Schrecken tödtet u. dgl.; Nichts von der monotheistischen Auffassung, wo das Wunderbare nur ein Wunder, ein Abgehen von den gewöhnlichen Gesetzen ist. Eben so wenig finden sich hier das Leben der Natur personifizierende Wesen, welche den Grund der indischen und griechischen Mythologie bilden. Hier ist der Naturalismus vollständig, der Glaube an das Mögliche unbegrenzt, es giebt unabhängige Wesen, welche die Grundlage ihrer geheimnisvollen Macht in sich selbst tragen, eine Idee, die dem Christianismus ganz zuwider ist, der in solchen Wesen notwendig nur gute und böse Geister sieht. Diese seltsamen Wesen werden darum auch als völlig außer-

*) Das Wort Mabinogi, im Plural Mabinogion, bezeichnet eine dem Lande Wales eigentümliche Form von romantischer Erzählung. Ursprung und erste Bedeutung des Wortes sind sehr unsicher.

halb der Kirche stehend dargestellt, und wenn der Ritter der Tafelrunde sie besiegt hat, befiehlt er ihnen, Ginevra zu huldigen und sich taufen zu lassen. In diesem rein naturalischen Wunderwesen interessiert sich die Natur selbst bei der Handlung und tritt handelnd auf, das große Geheimnis des Schicksals entschleiert sich durch die geheime Verschwörung aller Wesen, wie in Shakespeare und Ariost. Es wäre merkwürdig zu erforschen, was Keltisches an dem ersten dieser Dichter ist, Ariost ist vorzugsweise keltischer Dichter; alle seine Maschinerie, seine Motive, alle Schattierungen des Gefühls, alle seine Frauengestalten und Abenteuer sind den keltischen Romanen entlehnt.

So wird man die geistige Rolle des kleinen welschen Stammes begreifen, welcher der Welt den Arthur, die Ginevra, den Lancelot, Perceval, Merlin, den heiligen Brandan, den heiligen Patrick, fast alle diese Sagenkreise des Mittelalters gegeben hat, und ist es nicht ein seltsames Geschick, dass einige Nationen allein das Recht haben, der Welt ihre Helden zu liefern? Noch seltsamer ist, dass die Normannen, d. h. von allen Völkern dasjenige, welches vielleicht am wenigsten mit den Kelten sympathisierte, den Ruf der keltischen Fabeln verbreitet haben. Geistvoll und nachahmend, wurde der Normanne allenthalben vorzugsweise der Repräsentant des Volkes, dem er sich zuerst mit Gewalt aufgedrungen. Franzose in Frankreich, Engländer in England, Italiener in Italien, Russe in Nowgorod, vergisst er seine eigene Sprache, um die des besiegten Volkes zu reden und der Dolmetscher seines eigentümlichen Geistes zu werden. Der so lebendig ausgesprochene Charakter der keltischen Romane musste Eindruck machen auf Menschen, die so leicht fremde Ideen auffassten und sich aneigneten. Die erste Bekanntmachung der keltischen Sagen geschah durch die lateinische Chronik Geoffroy's de Monmouth im Jahre 1140 unter Auspizien Roberts von Glocester, eines natürlichen Sohnes Heinrichs I. Heinrich II. fand Geschmack an denselben Erzählungen, und auf seine Veranlassung schrieb Robert Wace um das Jahr 1160 in französischer Sprache die erste Geschichte Arthurs und öffnete die Bahn, die nach ihm ein Schwarm von Nachahmern, Provençalen, Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer, Skandinavier, Griechen, Georgier etc. betraten.

Wir kommen noch ein Mal auf diesen wichtigen Einfluss der Kelten zurück, wir müssen uns vorher erst mit den altkeltischen Einrichtungen und Zuständen in Gesellschaft, Staat und Kirchentum, über welche uns zwar sehr Vieles, aber auch mit vielen Widersprüchen überliefert ist, beschäftigen. Bereits den alten Galliern war, wie schon bemerkt, der unersättliche Drang nach neuen Dingen und Formen eigen, der sich auch auf ihre politischen Angelegenheiten erstreckte. Das Bedürfnis eines konservativen Halts erzeugte schon früh die Wahl eines mächtigen Staates zum Vororte der übrigen, wodurch dessen Häuptling der Herzog der übrigen wurde. Letzterer ward vor der Römerzeit jährlich durch eine Wahlversammlung der meisten aristokratischen Staaten, resp. ihrer Vertreter, mit parlamentarischer Ordnung gewählt. Dass die Druiden ihren Einfluss auf diese Wahl auch dazu benutzten, dass einer aus ihrer Mitte gewählt wurde, oder auch dass der Gewählte in ihren Orden trat, zeigt der Aeduerfürst Divitiacus, Cäsars Verbündeter, der nach Cicero Druide war und nicht mit dem etwas älteren belgischen Fürsten gleichen Namens verwechselt werden darf. Die Druiden, diese Theokraten Galliens, die ihren Ursprung aus Britannien herleiteten, wie Cäsar vernahm, und deren Name in keinem anderen Keltenlande, als in diesen beiden, genannt wird, jedoch mit der geweihten Malstätte der asiatischen Galaten, Drynemetos, verwandt ist, hatten ihre besonderen Einigungspunkte. Alljährlich hielten sie an einer ungefähr in des Landes Mitte liegenden Stätte ein großes Nationalschiedsgericht. Einen unter ihnen wählten sie zum lebenslangen Vorsteher des ganzen Standes; er war weniger Papst, als Bischof, *primus inter pares*. Wurde indessen die Klerisei über diese Wahl nicht einig, so griff sie zu weltlichen Waffen. Die Druiden waren zu Cäsars Zeit *in corpore* die einzigen Wissenden und Unfehlbaren in ganz Gallien und verhängten Interdikt und Bann in strengster Form über die Widerspenstigen, auch genossen sie der staatsgefährlichsten Immunität. In ihren Händen lagen Heil und Unheil, Betrug und Belehrung des Volkes, Landesverrat und Freiheitsrettung; und alles dies übten sie wechselnd. Nach Umständen wussten sie sich mit den Römern zu verständigen, die geistliche Herrschaft mit der weltlichen des Eroberers, während sie auch wiederum Volk und Volkstum gegen die Römer verteidigt zu haben scheinen, bis diese ihre Orden endlich aufhoben.*)

(Schluss folgt.)



Litterarische Neuigkeiten.

Das Erscheinen der 2. Auflage von „René Descartes' philosophischen Werken." Uebersetzt, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung des Descartes versehen von J. H. von Kirchmann, (Heft 297—300 der „Philosophischen Bibliothek") giebt uns Gelegenheit auf die im Verlage von Georg Weiß in Heidelberg erscheinende „Philosophische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Herausgegeben von J. H. v. Kirchmann" zurückzukommen. Es ist wohl überflüssig, auf dieses Sammelwerk noch besonders empfehlend hinzuweisen, sein hoher Wert ist bekannt, dafür spricht am besten die weite Verbreitung, die es gefunden hat. Bis zu 94 Bänden resp. 314 Lieferungen angewachsen umfasst die „Philosophische Bibliothek" heute die Hauptwerke der großen Philosophen aller Zeiten in deutschen Uebersetzungen, wo nicht deutsch im Original. Es ist anerkannt, dass sie dadurch dem philosophischen Studium

*) Es gab auch Druidinnen, die besonders, zum Teil ausschließlich, bestimmte Mysterien verwalteten, außerdem aber schwerlich stimmfähige Ordensglieder waren. Auch trieben sich noch Opferer und Zeichendeuter umher, die höchstens die untersten Weihen erhalten hatten.

eine große Anregung gegeben hat, dass sie viele Geistesschätze, die bis dahin nur schwer und für teures Geld zu haben waren, einem großen Publikum zugänglich gemacht hat. Und das ist gerade das Ausgezeichnete der „Bibliothek", dass sie der möglichst größten Anzahl von Lesern zugänglich sein will und dass sie bezweckt das Studium der Philosophie in die weitesten Kreise zu tragen. Dieses Ziel hat der Herausgeber von Kirchmann fortwährend im Auge behalten und dieses unentwegte Streben ist ein Verdienst, für das ihn jeder freudig Dank und Beifall zollen muss.

„Der Ambergau." Von F. Günther, Schuldirektor in Klausthal. — Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover. — Der Verfasser hat seinem im gleichen Verlage erschienenen Werk über den Harz in obigem Buch eine Schilderung des Ambergaus, der einen Teil von Hannover und Braunschweig umfasst und zu dem Vorharz gehört, folgen lassen. Das vorliegende Werk verdient wegen seines reichen historischen, kulturhistorischen und volkstümlichen Inhalts die Beachtung der weitesten Kreise.

„Transkaspien und seine Eisenbahn." Von Staatsrat Dr. O. Heyfelder. (Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung [Th. Mierzinsky].) Unser Mitarbeiter Dr. O. Heyfelder giebt in diesem Buche an der Hand der Akten des Erbauers der transkaspischen Bahn Generallieutenant M. Annenkow die Geschichte dieses Bahnbaues und ein Bild dieses wichtigen Schienenweges, der vom kaspischen Meere ausgehend bis nach Centralasien hineinführt. Wenn auch selbst nicht Fachmann (er begleitete seiner Zeit als Chefarzt die Skobelew'sche Expedition nach Achal-Teke), so ist doch Heyfelder eben als Teilnehmer dieser Kriegsfahrt ein berufener Schilderer jenes gewaltigen Unternehmens, das einen solchen Umschwung nicht nur in dem öden Steppengebiet sondern auch in den Sitten und Anschauungen der Bewohner jener Gegenden, den Teke-Turkmenen, hervorgebracht hat. Bei der großen Tragweite und politischen Bedeutung der transkaspischen Bahn darf Heyfelder's Buch auf das Interesse der weitesten Kreise Anspruch machen.

„Verfehltes Leben". Von Hermann Bang. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Emil Jonas. — (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich). — Emil Jonas lässt es sich angelegen sein, dem deutschen Lesepublikum die Bekanntschaft mit hervorragenden jüngeren Dichtern des skandinavischen Nordens zu vermitteln. Der dänische Dichter Hermann Bang (Pseudonym: Hoff), durch Jonas zuerst in die deutsche Litteratur eingeführt, erfreut sich in Deutschland heute bereits eines wohlbegründeten Rufes. Seine in diesen Blättern erschienenen Dichtungen wurden beifälligst aufgenommen und es steht zu erwarten, dass auch der vorliegende Band „Verfehltes Leben", der Bang als glänzenden Erzähler zeigt, beim deutschen Lesepublikum die Aufnahme finden wird, die er verdient. Wir empfehlen das Werk, in dem Jonas eine neue Probe seines glänzenden Nachbildungstalents ablegt, aufs Wärmste.

In der „Bibliothek der Gesammtlitteratur" (Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.) sind neuerdings erschienen: Nr. 138. Körner, Die Braut — Der grüne Domino — Der Vetter aus Bremen. Nr. 139. Heine, Die Harzreise. Nr. 140—142. Scott, Ivanhoe. Nr. 143—145. Hart, Persischer Divan, Blütenlese aus der persischen Poesie. Diese Sammlung umfasst eine Dichterreihe, welche mit Rudegi, dem ältesten der neupersischen Dichter, beginnt und mit Hussein Ali Mirza schließt. Das Buch gewährt ein charakteristisches Bild der persischen Litteratur, den verschiedenen Zeitströmungen und Richtungen Rechnung tragend. Eine elegante Prachtausgabe mit Goldschnitt eignet sich ganz besonders zu Geschenken. — Nr. 146. Schiller, Fiesco. Nr. 147. Körner, Hedwig. Nr. 148. Shakespeare, Hamlet. Nr. 149. 150. Shakespeare, Heinrich IV.

Der bekannte französische Romancier Louis de Hessem, der mit Erfolg bemüht ist, der neueren deutschen belletristischen Litteratur durch Uebersetzungen in die französische Sprache Bahn zu brechen, ist mit der Uebersetzung des Romans „Drei Sonnen" von Wilhelm Jensen beschäftigt. Der Roman, der demnächst erscheint, wird in der französischen Ausgabe den Titel „Le Rêve" führen.

Erschienene Neuigkeiten.

„Der Reformator von Galiläa." Erzählung aus dem alten Palästina von Otto M. Moeller. — Hagen, Hermann Risel & Komp.

„Lassales Leben, Briefe und Telegramme mit seiner Geliebten Helene von Dönniges etc." — Berlin, Paul Hennig.

„Die Prinzipien der Soziologie" von Herbert Spencer. Autorisierte deutsche Ausgabe von Professor Dr. B. Vetter. II. Band. — Stuttgart, E. Schweizerbartsche Verlagshandlung.

„Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar" von Dr. Konrad Keller. Mit 43 Holzschnitten. — Leipzig, C. F. Wintersche Verlagshandlung. Ein interessantes Buch, das viel des Neuen enthält.

„Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérome von Westfalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg." Herausgegeben von Dr. August von Schlossberger. Bd. II vom 20. März 1811 bis 27. September 1816. — Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer.

„Lieder des Peter Sirius." Zweite Auflage. — Freiburg i. B., Verlag von Adolf Kiepert.

„Litterarische Volkshefte", herausgegeben von Eugen Wolff und Leo Berg. Die soeben erschienene Nr. 3 enthält: „Julius Wolff und die moderne Minnepoesie" von Julius Hart. — Berlin, Richard Ecksteins Nachfolger (Hammer & Runge).

„Immortellen." Von Otto Franz Gensichen. — Berlin, Verlag von Eugen Grosser.

„Tamina." Eine Dichtung von Otto Franz Gensichen. — Berlin, Verlag von Eugen Grosser.

„Sang von der Bergstraße." Von Maximilian Treutler. — Frankfurt a. M., C. Könitzers Verlag.

„Gedanken über Nationalökonomie, Politik, Philosophie." Von Armand de Diffret, Verfasser von „Le Prince". — Heidelberg, Verlag von Karl Burow.

„Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich." Herausgegeben von einer Kommission der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, bearbeitet von Dr. J. Escher und Dr. P. Schweizer. — Zürich, Verlag von S. Höhr. — Probebogen des demnächst erscheinenden Werkes.

„Faust." Dritter Teil zu Goethes Faust. Von Carl Aug. Linde. — Darmstadt, Selbstverlag des Verfassers.

„Schlüssel zu den Breymann-Möllerschen Uebungsbüchern". — München und Leipzig, R. Oldenbourg.

„Deutsche Zeit- und Streit-Fragen." Heft 7. „Moderne Stadterweiterungen", Vortrag von Prof. R. Baumeister. — Hamburg, Verlag von J. F. Richter. — Die im gleichen Verlage erscheinende „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rud. Virchow und F. von Holtzendorff, bringt in Heft 9: „Zur Erinnerung an Georg Waitz" von Aug. Kluckhahn. Heft 10/11: „Ueber die Methoden der modernen Bakterienforschung" von R. J. Petri.

Von der „Allgemeinen Weltgeschichte" von Georg Weber, II. Auflage, liegt uns Lieferung 89 und 90 vor. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

„Adam und Eva in der bildenden Kunst bis Michel Angelo." Von Dr. Franz Büttner. II. Auflage. — Leipzig, Gustav Wolf.

„Hogarths Werke." Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen. Mit Text von G. Ch. Lichtenberg. Dritte Auflage. Heft 27 und 28. — Reudnitz-Leipzig, Verlag von A. H. Payne.

Kürschners „Deutsche National-Litteratur" enthält in ihren letzterschienenen Lieferungen 385—394: „Wielands Werke." 1. Band, Lief. 3,4, „Goethes Werke", 34. Band, Lief. 1—4, „Jean Pauls Werke", 6. Band, Lief. 1—4. — Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Druckfehler.

In Karl Blind's: „Aus germanischer Vorzeit" in Nr. 39, lies auf Seite 571, erste Spalte, Zeile 40, statt: „brachte", „erachte". In der zweiten Spalte ist auf Seite 571, Zeile 12, die Klammer, statt nach „wing", nach „weak" zu setzen. Auf Zeile 16, statt „val-hankr", lies: „val-haukr". Auf Zeile 28, streiche: „das Feld".

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler, Leipzig.

Mirjam.

Orientalischer Roman

von

Friedrich Dieterici.

3 Bde. broch. M. 10.—.

„Ein sonderbarer Roman, den man jedoch nicht ohne spannendes Interesse liest. Als Hauptidee liegt demselben die Liebesoffenbarung des Christenthums zu Grunde, welche der Held des Romans mit dem Herzen und dem Verstande in sich aufgenommen hat und gegen alle sinnlichen und dogmatischen Verführungen erfolgreich vertheidigt. Um dies zu illustrieren, lässt der Verfasser, welcher bekanntlich als Professor der Orientalia in Berlin einen bedeutenden Ruf geniesst, seinen Helden eine wahre Odyssee durchmachen. Im ersten Bande kämpft er gegen den sinnlichen Zauber des Orients in Constantinopel an, befreit eine Christin, Mirjam, aus den Fesseln des Harems, dann flieht er (im zweiten Bande) in eine Wüste und schliesslich hat das Paar in einer kleinen Pfarre Deutschlands noch die Anfeindungen hierarchischer Geistlichen abzuweisen. Die Handlung ist übrigens reich an anregenden und abenteuerlichen Episoden, die Schilderung des Orients und der Orientalen erhebt sich häufig zu dichterischem Schwung. Im Grossen und Ganzen können wir unsern Lesern nur aufs Wärmste empfehlen, den Roman zu lesen, schon der brillanten Scenerieschilderungen wegen, welche der Autor direct der Wirklichkeit entlehnt zu haben scheint."

Hamburger Fremdenblatt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Briefe eines Arztes

an eine junge Mutter.

Von **Dr. Wilhelm Plath.**

Sechste verbesserte Auflage herausgegeben von Dr. med. **Aug. Rossmann.**

8. Gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 3.75.

Soeben verliess die Presse:

Christiane von Goethe

geb. Vulpius.

Eine biographische Skizze

von **C. W. Emma Brauns.**

broch. M. 1.—.

Peregrin.

Ein Berliner Gedicht von

Adolf Schafheitlin.

broch. M. 3.—.

Am Wegrande.

Ein neuer Liederstrauss von

Franz Woenig.

broch. M. 1.20.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler, Leipzig.

Ein günstiger Abschluss ermöglicht es mir nachstehende gut erhaltene Werke, solange die geringen Vorräthe noch reichen, zu den beigefügten, abnorm billigen Preisen zu liefern:

Biedermann, Karl. Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit, ihre wissenschaftliche Entwickelung und ihre Stellung zu den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart. 2 Bde. 1842. Früher 20 Mark **jetzt für 3 Mark.**

Feldmann, Dr. phil. J. C., Der wahre Christus und sein rechtes Symbol. Ein vernünftiges Wort zur Förderung einer christlichmenschlichen Union. 1865. Früher 2 Mark **jetzt für 50 Pfg.**

Gallbert, Leon, Geschichte der Republik Venedig. Deutsch bearbeitet von E. D. Höpfner. 1848. 2 Bde. früher 12 Mark **jetzt für 3 Mark.**

Hildebrandslied, das, Hrsg. v. A. Vollmer u. K. Hofmann. 1850. Früher 2 Mark **jetzt für 1,20 Mark.**

Pröhle, Dr. Heinr., Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. 1856. Früher 2 Mark **jetzt für 75 Pfg.**

Prutz, Dr. R. E., Vorlesungen über die deutsche Litteratur der Gegenwart. 1847. **jetzt für 1 Mark.**

Das Aufsehen, welches die Vorlesungen selbst in Berlin, vor und nach ihrem Verbot, über welche das Vorwort interessante Notizen bringt, machten, sowie die anerkannte litterar-histor. Tüchtigkeit des Verf. sichern dem Buche eine dauernde Geltung.

Gefälligen Bestellungen bitte den Betrag beizufügen, worauf umgehende frankierte Zusendung erfolgt.

Luckhardt'sche Sortimentsbuchhandlung, Berlin W. 8. Charlottenstr. 50/51.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der englischen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit

von

Karl Bleibtreu.

broch. M. 15.—, fein geb. M. 17.50.

Björnstjerne Björnson schrieb dem Autor u. A.:

„Welche Freude Ihr grossartiges Werk mir gegeben hat! Erstens weil es von einem Dichter ist, der, wie alle productiven Naturen, wohl willkürlich ist aber sehend, mitlebend, blutwarm, jung in allen todten Geschichten! Zweitens, weil Sie aristokratisch sind; wir sind immer bei Ihnen in guter Gesellschaft, wie es sich gebührt, wo das höchste Geistesleben der Menschheit zur Schau gestellt wird. Drittens, weil Sie Alles in Kolonnen ordnen, um dorthin zu marschiren, wo die Schlacht für heute ausgekämpft wird! Nur so kann man gerecht sein, nur so sich selbst und Andere enthusiasmiren."

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Die alte und die neue **Weltanschauung** von **Carus Sterne** erscheint in illustrierten Lieferungen à 50 Pf. = 30 kr. ö. W. und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an. Stuttgart. Verlag Otto Weisert.

Unentbehrlich für Haus und Schule!

Erd- und Himmelsgloben, Tellurien und Planetarien in 8 Grössen und 17 Sprachen. Bei allen grösseren Buchhandlungen zu haben.

J. Felkl & Sohn,

Lehrmittelanstalt in **Roztok** bei **Prag.**

Illustr. Preiskourants gratis und franko.

Populäre

Anthropologie

von

Dr. M. Alsberg

erscheint reich illustriert in Lieferungen à 50 Pf.

Abonnements in allen Buchhandlung.

Verlag Otto Weisert in Stuttgart.

Populäre

Physiologie

von

Dr. S. Rahmer

erscheint reich illustriert in Lieferungen à 50 Pf.

Abonnements in allen Buchhandlung.

Verlag Otto Weisert in Stuttgart.

Eine zeitgemässe Litteraturgeschichte

zu ermässigtem Preise!

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. 5 Bde. eingeleit. u. übers. v. **Ad. Strodtmann** u. (Bd. 5) von **W. Rudow.** 2. Aufl. 1886. Eleg. broch.

Früherer Preis 29 M. jetzt 18 M. Eleg. geb. 23 M

Dieselben einzeln:

I. Emigrantenlitteratur. Statt 4½ M. für 3 M.
II. Romant. Schule in Deutschl. Statt 4½ M für 3 M
III. Reaction in Frankreich. Statt 4½ M. für 3 M
IV. Naturalismus in England. Byron etc. Statt 7½ M. für 4½ M.
V. Romant. Schule in Frankreich. St. 8 M für 5½ M

Dieses berühmte Werk ist allen denen zu empfehlen, welche einer **freien** Richtung in Kunst und Wissenschaft huldigen.

H. Barsdorf, Buchhandlung in **Leipzig.**

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 43. — Leipzig, den 22. Oktober. — 1887.

Inhalt:

Ein neuer Beitrag zur Litteratur des Lenorenstoffes.

(Aus der slavischen Volkspoesie.)

Von Bogomil Krek.

In Nr. 93 des VI. Jahrgangs (1886) der „Südsteirischen Post" (Marburg an der Drau) machte ich den Versuch, dem Materiale in W. Wollners Abhandlung („Der Lenorenstoff in der slavischen Volkspoesie" im „Archiv für slavische Philologie", VI, 1882, S. 239—269)[1]) zwei slovenische Volksmärchen hinzuzufügen, nachdem man auch anderwärts bemüht ist, Varianten zu diesem interessanten Märchensujet zu sammeln und allgemeinem Gebrauche zugänglich zu machen. Die bibliographische Zusammenstellung des Herrn Professor E. Kuhn in Jahns Sagensammlung[2]), sowie die Nachträge Karl Krumbachers[3]) beweisen dies zur Genüge. Ich glaube daher nicht Ueberflüssiges zu tun, wenn ich besonders nichtslavischen Lesern meinem ersten[4]) Versuche einen zweiten anreihe. Derselbe umfasst die Uebertragung zweier kroatischer, zweier kroatisch-slovenischer und eines slovakischen Märchens, sowie die Inhaltsangabe eines serbischen, dreier[5]) bulgarischen und zweier böhmischen (čechischen) Volkslieder. Die Märchen, wie auch die beiden böhmischen Lieder handeln vom todten Bräutigam und sind den übrigen bereits mitgeteilten Märchen und Liedern dieser Gruppe im Allgemeinen konform aufgebaut: Das Mädchen sehnt sich nach dem Geliebten, der, zudem vielfach durch ein Gelübde gebunden, sein Grab verlässt, um das Mädchen kommt und es schließlich in sein Grab steigen heißt. Die Geliebte aber entflieht in das Todtenhaus, woselbst ein Todter liegt. Der Bräutigam will eindringen und sich des Mädchens bemächtigen. Entweder gelingt ihm letzteres, in welchem Falle er das Mädchen in Stücke reißt, oder er wird daran durch das Krähen eines Hahnes gehindert. Im Einzelnen aber herrscht unter diesen Varianten immerhin einige Abwechslung, die ihren Grund vor Allem darin hat, dass nicht in allen Fällen das angeführte Schema strikte eingehalten erscheint: der einen Variante mangeln die Worte: „Der Mond scheint...", der anderen wieder die Flucht in das Todtenhäuschen; die eine erzählt uns ausführlich das Kochen

1) Zu S. 259 sei bemerkt, dass sich das dort angeführte slovakische Märchen aus Mannhardts „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde", Bd. IV (1859), 224—228 im Originale vorfindet in Božena Němcová's Sammlung (Slovenské pohádky a pověsti. V Praze 1857, S. 112—124).

2) Volkssagen aus Pommern und Rügen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Ulrich Jahn. Stettin 1886, S. VIII f.

3) „Ein Problem der vergleichenden Sagenkunde und Litteraturgeschichte (Die Lenorensage)." Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Max Koch. I. 214—220 (einschlägig ist S. 219 f.), Berlin 1887. — Der Verfasser bespricht in dieser Abhandlung das Ergebnis der gelehrten Forschungen über den Lenorenstoff und gelangt zu dem Resultate, dass es noch weiterer Studien wird bedürfen. um volle Klarheit bezüglich dieses Gegenstandes zu erreichen. Vor Allem mangle es noch an einer übersichtlichen Ordnung des bereits namhaft gemachten Materials und würde es sich daher empfehlen, in einer Monographie sämmtliche Versionen (die nichtdeutschen in deutscher Uebertragung) aneinander zu reihen.

4) Derselbe wurde vom Herausgeber des „Archiv für slavische Philologie", in diesem Journal, Bd. X. 356—359, Berlin 1887, wieder abgedruckt. S. 357 daselbst, 23. Zeile von oben soll es statt „ja" richtig heißen „je".

5) Ein viertes bulgarisches Lied musste ich einstweilen bei Seite lassen, da mir das Buch, in dem es enthalten, momentan nicht zur Verfügung steht.

eines Menschengebeines zur Beschwörung des Geliebten, die andere wieder entbehrt dieser Ausschmückung u. s. w.

Dass einst dieser Stoff auch bei den Slaven viel ausgebreiteter [6]) gewesen sein muss, beweist die Tatsache, dass neben vollständigen Ueberlieferungen dieser Art in der Erinnerung des Volkes teilweise auch nur mehr einzelne abgerissene Sätze und Begebenheiten, oft ganz verblasst und umgestaltet, fortleben, sei es selbständig, sei es eingestreut in Märchen und Lieder andern Genres. Dahin rechne ich zum Beispiel auch Ueberreste, wie nachstehende drei Ueberlieferungen. Erstere, eine slovenische [7]), lautet: „Einmal gelobten sich ein Bruder und eine Schwester, dass wer zuerst stürbe den Andern abholen kommen werde; dass also, wenn die Schwester zuerst stürbe, sie um den Bruder käme, und umgekehrt. Die Schwester aber starb zuerst und kam gerade um Mitternacht um ihren Bruder: sie ruft ihn, nimmt ihn bei der Hand, führt ihn ans Grab und reißt ihn in Stücke. Darauf begeben sich beide (sic) ins Grab.“ — Die zweite, eine russische [8]) Volkserzählung berichtet: Ein Todter verfolgt einen Bauer vom Kirchhof her. Letzterer kommt auf der Flucht in ein Dorf, bemerkt in einem Bauernhaus ein Licht und flüchtet sich in dieses fremde Haus, woselbst er sich auf den Ofen verkriecht. Doch auf einem Tische lag ein anderer Todter. Der erste Todte kommt auf seiner Verfolgung endlich nach, dringt durchs Fenster ein und beginnt sich mit dem anderen zu schlagen. Währenddem aber krähen Hähne, der eine Todte springt durchs Fenster ins Freie, der andere legt sich wieder auf den Tisch. Am Morgen erzählte der Bauer, was vorgefallen. Man ging nachsehen und fand wirklich den Todten in einer andern Lage. Alle erkannten, dass er ein Hexenmeister (koldun) gewesen. Sie nahmen denselben und begruben ihn: in den Rücken stießen sie ihm einen Espenholzpfahl und schnitten ihm die Fersen ab [9]), damit er sich nach dem Tode nicht bewegen und gute Leute erschrecken würde. Darauf war Ruhe. — Die dritte endlich, eine böhmische [10]) Volkserzählung hat folgenden Inhalt: In alter Zeit lebten in einer Stadt zwei Brüder, Roman und Eman und betrieben das Geschäft von Fuhrleuten. Roman war verheiratet, der jüngere Eman noch ledig. Im Geheimen aber liebten Eman und Romans Frau einander. Da starb Roman und man lispelte, er sei keines natürlichen Todes gestorben. Doch sein Weib vergoss Tränen um ihn und begrub ihn im Wohnzimmer unter der Türschwelle, um angeblich ununterbrochen an seinem Grabe weinen zu können, Eman war inzwischen weithin verreist und kehrte lange nicht zurück. Die Wittwe wartete Tag auf Tag, saß beim Fenster und schaute, ob er denn nicht komme. Einmal saß sie wieder beim Fenster und es war schon Abend. Ununterbrochen rief sie mit lauter Stimme: „Die Sonne geht unter, der Mond geht auf, aber mein lieber Eman kehrt noch immer nicht heim.“ Kaum hatte sie das gesagt, so ertönte von der Schwelle eine Stimme: „Warte nicht auf Eman, hast zu Hause den Roman — ich habe schon meinen Kopf draußen.“ Sie aber rief wieder: „Die Sonne . . .“ Von der Schwelle erdröhnte gewaltiger die Stimme: „Warte nicht auf Eman, hast zu Hause den Roman — ich habe schon die Hand draußen.“ Die Wittwe erschrak, aber nach einer Weile begann sie von Neuem: „Die Sonne . . .“ Da erdröhnte von der Schwelle eine fürchterliche Stimme, dass die Hütte erbebte: „Warte nicht auf Eman, hast zu Hause den Roman — schon bin ich vollends draußen.“ Da sprang der verstorbene Roman aus seinem Grabe unter der Schwelle hervor, ergriff das Weib und riss es in Stücke. Darauf legte er sich wieder unter die Türschwelle nieder. Als Eman heimkehrte, fand er sein Liebchen zerrissen. — Derartige und andere Bruchstücke ließen sich eine ziemliche Anzahl anführen, ich nehme aber davon Abstand.

Was nun endlich das serbische und die bulgarischen Volkslieder betrifft, deren Inhalt — sie handeln sämmtlich vom todten Bruder und sind nebenbei bemerkt bis jetzt in einer Uebersetzung noch nicht vorhanden — ich weiter unten mitteile, so erscheint ersteres als einzige mir bis jetzt bekannte Variante zu dem serbischen Volksliede aus Vuks Sammlung [11]), letztere als Versionen dreier schon von Wollner mitgeteilten bulgarischen Lieder. Das

6) Für Kärnten wird uns das ehemalige Vorkommen desselben durch den bekannten Volksliedersammler Dr. V. Pogatschnigg bestätigt. Derselbe berichtet, dass das Lied vom todten Geliebten noch 1844 in Skofiče in der Nähe von Vrba mit slovenischem wie deutschem Texte gesungen wurde. J. Scheinigg in seiner Abhandlung „O národnih pesnih koroških Slovencev“ in der Zeitschrift Kres, Bd. V, S. 33, v Celovci 1885.

7) Handschriftlich vom Herrn Universitätsprofessor J. Baudouin de Courtenay in Dorpat. Das Stück ist aufgezeichnet in Planina bei Vipava.

8) Skazki i predanija Samarskago kraja sobrany i zapisany D. N. Sadovnikovym (Zapiski imperatorskago russkago geografičeskago obščestva po otděleniju etnografii. Tom XII.) S. Peterburg 1884, S. 238.

9) Diese Behandlung des Todten hängt mit dem Vampyrglauben zusammen, der zu Folge der Ueberlieferung auch bei slavischen Völkerschaften stark in Uebung gewesen ist. Bei den Kleinrussen und anderwärts wurde der Vampyr unschädlich gemacht, indem man ihm einen Pfahl von Eichenholz durch den Rumpf schlug. In Dalmatien durchbohrte man den Leichnam mit einem Weißdornpfahl, auf der Insel Meleda zum Beispiel durchschnitt man ihm die Sehnen an den Füßen, wozu unser Fall eine Analogie bietet. Siehe Richard Andree Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878 S. 83 f. — A. Afanasjev Poetičeskija vozzrěnija Slavjan na prirodu, II 306 ff. Moskva 1868. — Fr. Wiesthaler (Volkodlak in vampir) in der Zeitschr. „Ljubljanski Zvon“ III. SS. 6?, 700, 704, v Ljubljani 1883.

10) Pohádky a pověsti našeho lidu (Sbírky prostonárodn. Pořádá pohádková kommisse lit.-řeč. spolku „Slavia“). V Praze 1882, S. 9 f.

11) In den gesammelten Werken Vuk Stef. Karadžić's, die jetzt auf Kosten des serbischen Staates in Belgrad zu erscheinen begonnen haben, findet sich das Lied im ersten Bde., S. 40—43.

serbische Volkslied weicht von dem bekannten nur in wenigen Punkten ab, nichtsdestoweniger darf dasselbe nicht unbeachtet gelassen werden. Am meisten der Beachtung wert dürfte die Stelle sein, in welcher Vögel die Schwester aufmerksam machen, dass sie mit einem Todten reise — ein Motiv, das dem serbischen Liede der Vukschen Sammlung fremd ist, sich aber in den bulgarischen und griechischen Liedern vorfindet.

Weiterer Bemerkungen bedarf es wohl nicht, die Varianten, die ich nun teils in ihrem vollem Umfange, teils im Auszuge anreihe, sprechen selbst.

1. Ein kroatisches[12]) Märchen erzählt: Es war einmal ein Mädchen und ein Bursche, beide dienten bei einem Herrn und hatten einander lieb. Es trug sich aber zu, dass der Bursche in den Krieg ziehen musste. Sehr lange blieb er aus. Da war das Mädchen immer in Tränen um ihn, da es gerne sehen wollte, ob er am Leben oder todt sei. So ging es einmal zum Popen mit der Frage, wie es ihn sehen könnte. Der Pope gab ihm zur Antwort: „Wenn Du glaubst, er sei todt, so gehe hin auf den Friedhof, sammle Todtengebein und koche es um zwölf Uhr Nachts, und wenn es am stärksten kocht, dann singe: ‚Mein Gebein summe, mein Teueres gleite!‘“ Mit diesem Rate ging die Maid nach Hause, nahm auf dem Friedhofe Todtengebein und tat, wie sie der Pope gelehrt. Als sie jene Worte gesungen, kam der Bursche auf einem weißen Rosse herangesprengt. Sie glättete eben ihr weißes Gewand. Er spricht: „Sieh', da bin ich, Seele, mach' Dich jetzt mit mir auf den Weg!“ Die Maid entgegnete darauf: „Warte, Seele, will mir etwas Kleidung mitnehmen.“ Er erwidert: „Du brauchst keine Gewande mitzunehmen, ich habe davon dort genug. Geh' nur Seele und besteige das Pferd. Sitze auf, Seele, hier vor mir!“ Sie aber sprach: „Ich will nicht, Seele, setze Du Dich zuerst!“ — So ritten sie drei volle Stunden lang, und zwar so schnell, dass sie schneller nicht einmal vermochten. Sie reiten, der Bursche aber singt betrübt: „Der Mond scheint wie bei Tage, die Todten reiten langsam! Seele, hast Du Furcht? (Misec sviti ko po danu, mrtvi jašu polaganu! Jeli tebe, dušo, kaj strah?)“ Die Maid entgegnete ihm wehmutsvoll: „Was sollte ich mich, liebe Seele, mit Dir fürchten! Doch warum frägst Du um dies?“ Er antwortete: „Liebe Seele, es hat mir Etwas geträumt.“ Sie reiten weiter und die Maid frägt den Burschen: „Liebe Seele, werden wir bald zu Deiner Behausung gelangen?“ Er erwiderte ihr: „Warte noch ein Wenig, jetzt sind wir bald dort!“ Die Beiden reiten weiter, und er singt wieder wehmutsvoll: „Der Mond scheint ... (wie oben)“. Darauf sprach jene zu ihm ihn fragend: Was sprichst Du? Ich fürchte mich sehr! Haben wir noch sehr weit bis zu Deinem Hause?“ Er giebt ihr zur Antwort: „Nein, nimmer weit haben wir, jetzt werden wir sogleich dort sein!“ Sie reiten noch eine kurze Zeit und er zeigt ihr eine weiße Kirche: „Sieh', dort steht eine sehr weiße Kirche, hinter derselben ist mein Haus!“ Jene erschrak darüber, dass er ihr die Kirche zeigte. Gleich darauf bemerkte sie den Friedhof mit den Kreuzen, und als sie in die Mitte desselben gekommen, öffnete sich sogleich sein Grab. Er springt vom Pferde, und im Augenblicke fiel auch alles Fleisch von ihm ab, nur die Knochen bleiben zurück. Darauf heißt er sie in sein Grab steigen. Die Unglückliche begann jetzt zu fliehen, so schnell sie nur konnte, und kam zu einem kleinen Haus. Sie geht hinein, darin lag ein Greis auf dem Todtenbrette. Der Soldat, ihr Geliebter, lief hinter ihr her und sprach zu dem Greis: „Gieb, Todter, dem Todten den Lebendigen heraus!“ Es erhob sich der Alte, willens die Maid herauszugeben. Doch dabei sprang seine alte Frau empor und schlug ihn mit dem Besen um das Haupt und gebot ihm: „Hier liege, wohin Du gelegt bist!“ Als ihr Geliebter sah, dass er sie nicht erlangen könne, schrie er von außen: „Ein anderes Mal lerne Ehrlichkeit und sehne Dich nicht nach meinem todten Körper!“ und entfernte sich. — So rettete sich die Maid, aber in ihrem Kummer zog sie weit umher. Neun Jahre ging sie nach Hause den Weg, den sie in einer Nacht mit dem todten Geliebten zurückgelegt. Nach Hause gekommen erkrankte sie und starb, nachdem sie lange mit dem Tode gerungen. Die Verstorbene trugen sie auf den Friedhof, wo auch er begraben war, und bestatteten sie neben ihm.

2. Ein anderes kroatisches[13]) Märchen berichtet von einem Diener und einer Magd, die beide bei einem Herrn dienten und einander sehr liebten. Es trug sich aber zu, dass er in den Krieg ziehen musste. Sie blieb daheim und weinte fortwährend um ihn. Er aber kam im Kriege um. Immer seufzte sie: „Mein Gott, gieb, dass ich ihn sehe, lebend oder todt!“ Zuletzt bat sie den Popen um Auskunft, wie sie wohl ihren Liebhaber sehen könnte. Der Pope gab ihr die Weisung, des Abends auf den Friedhof zu gehen, Gebeine zu nehmen und es die ganze Nacht zu kochen. Sie tat es. Darauf erschien der Teure auf weißem Pferde und sprach zu ihr: „Sieh' Seele, jetzt bin ich um dich gekommen, geh' sogleich mit mir!“ Sie raffte ihre Kleidung zusammen, trug sie in einer Schürze weg, und ritt mit ihm fort. Zusammen reiten sie auf dem weißen Pferde und er beginnt zu singen: „Der Mond scheint wie bei Tage, die Geister reiten langsam! Seele hast du Furcht? (Misec sviti ka j po danu, duhi jašu polaganu! Jeli tebe, dušo,

12) Hrvatskih narodnih pripoviedaka knjiga I. Narodne pripoviedke iz sela Stativa. Sabrao prof. R. Strohal. Na Rieci 1886, S. 114 f. (Kako je cura dozvala svoga mrtvega dragega).

13) Ebenda. S. 115 f. Diese sowohl, wie auch die an erster Stelle mitgeteilte Volkserzählung erhielt der Sammler durch Mitteilungen zweier Mädchen.

kaj strah?).* Die Maid erwiderte ihm: „Wie sollte ich mich mit dir fürchten!“ So kamen sie zu einem Friedhof und er trieb das Pferd gerade auf ein Grab los. Bei dem Grabe angelangt, tat sich dieses auf, er sprang samt dem Pferde in dasselbe, sie jedoch blieb oben. Darauf fordert er sie auf, ihm die Schürze zu reichen nnd darnach ins Grab zu springen. Sie gab ihm die Schürze, allein aus Furcht wich sie zurück nnd überließ ihm dieselbe. Sie flüchtete sich eiligst zu einem Häuschen, in dem sie ein Licht brennen sah, nnd lief hinein hinter den Ofen. Im Häuschen aber war ein Todter. Der Geliebte lief hinter dem Mädchen her und sprach zu jenem Todten: „Todter, gieb dem Todten den Lebendigen heraus!“ Der Todte entgegnete: „Ich darf mich nicht erheben, ich muss dort verbleiben, wohin man mich gelegt!“ Doch auf die dritte Aufforderung stand er gleichwohl auf und gab ihm das Mädchen heraus, worauf es der Geliebte zerriss.

(Fortsetzung folgt.)



Andalusische Volksweisen.

Nach dem Spanischen des Fernan Caballero.

Heirate nur keinen Alten,
Weil er als reich bekannt;
Das Geld lässt sich nicht halten,
Der Alte hat Bestand.

*

Die Farbe meiner braunen Maid
Die schönste ist der Welt,
Viel schöner, als das zarte Kleid
Der Lilie auf dem Feld.

*

Ein Skribent und eine Katze
Waren in den Born gefallen;
Beide konnten draus sich retten,
Denn sie hatten Beide Krallen.

*

Wie Blumen sprießen auf Feld und Au,
Wenn sie befeuchtet vom Himmelstau,
So bringt dein Segen mir im Gemüte
Der Tugend Keime zur schönsten Blüte.

*

Was ist der Himmel, kannst du mir es nennen?
Fragt ein Gelehrter einst in weisem Ton.
Darauf giebt ihm Bescheid ein Bauernsohn:
O, liebe nur, dann wirst du ihn erkennen.

*

Ohne Speck eine Pfanne,
Ohne Wein eine Kanne,
Und ein Beutel, der leer,
Sagt nichts Gutes vorher.

*

Bei brennender Cigarre Licht
Erblickt' ich deine Wangen.
'Ne schön're Nelke sah ich nicht
In ihrem Purpur prangen.

*

Wüsst' ich, dass der Blumen Pracht
Dir, o Mädchen, Freude macht,
Alle, die erblüh'n im Maien
Und April, würd' ich dir streuen.

*

Was hilft's, dass du an Schönheit reich
Erweckest Liebeslust!
Voll Dornen ist, der Rose gleich,
Das Herz in deiner Brust.

*

Du bist so schön, so schön, so hold,
Dass jedes Herz du raubest.
Wüsst' ich, wo mein's ich bergen sollt',
Damit du nicht mein's auch raubest.

*

Vöglein, ihr kleinen,
Singt nicht so hell!
Wisst nicht wie schnell
Sich kehrt Lachen in Weinen.

*

Wie strahlet deines Auges Macht,
Wie herrlich deiner Wimpern Pracht,
Welch' schöner Amors Bogen
Dein Mund . . der mir gelogen.

*

Ich pflanzte der Hoffnung Triebe,
Es wuchsen Keime der Liebe;
Enttäuschung erblüht indessen
Und trug eine Frucht . . . Vergessen.

*

Auf der Betrübnis Zifferblatt
Wie langsam zieh'n die Stunden;
Mein armes Herz, allmählich hat
Es Trost dabei gefunden.

*

O Unglücksel'ger du,
Suchst nach des Rebhuhns Spur
Ohn' Rast und ohne Ruh
Und triffst die Eule nur.

*

Unter Bäumen hebt sich der Lorbeer empor,
Wie die Nelke unter der Blumen Flor.
Wer aber ist es unter den Frauen?
Das ist die Anna, lieblich zu schauen.

*

Gering nicht achte den Lorbeer,
Ob auch verwelket er sei.
Wie einst er herrlich geblühet,
So grünet gewiss er auf's Neu.

*

Immer Pein und immer Klage,
Immer Qnal und immer Pein.
Und die Schuld davon ich trage
Sie allein, ich allein.

*

Die Nelke blüht im Winter nicht,
Weil es an Wärme ihr gebricht.
Dein Antlitz blüht das ganze Jahr,
Weil es so Gottes Wille war.

*

Wär mein die Straße, welche dn bewohnst,
Ich schmückte sie mit Gold und Edelstein,
Mit Diamanten und mit Perlen fein,
Das sollte dann ihr Pflaster sein.

*

Mein lebtag auf dem Meer ich war,
Nie konnte dort ein Mann mich fangen;
Nnr ein Mal blickt' ich in dein Auge klar,
Und rettunglos war ich gefangen.

*

Des Fremden Liebe gleichet
Der Schwalbe, sie entweichet,
Sobald beim Frühlingswehen
Der Winter will vergehen.

*

Die Franen sagen unverhohlen,
Dass alle Männer Teufel sei'n;
Doch mischet sich der Wunsch darein:
Der Teufel soll sie holen.

*

Glücklich war'n von unsern Ahnen,
Unser erstes Elternpaar,
Denn sie konnten noch nicht ahneu,
Was 'ne Schwiegermutter war.

*

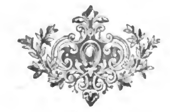
Dem Brief, den hastig ich erbrach, entfiel dein Herz;
Es fiel in meine Brust,
Drin barg ich es mit Lust.
Doch ist für zwei darin kein Platz,
Drum nimm das meine du, mein Schatz.

*

Pflanze niemals deinen Wein,
Dass er an dem Wege steht,
Jeder, der vorüber geht,
Stecket bald ein Träublein ein.

*

O Herz voll Lieb' und Treu,
Zu hoffen lass nicht ab,
Wie tief der Born auch sei,
Das Seil reicht doch hinab.



Zur Physiologie der modernen Belletristik.

Von Bruno Walden.

Es ist eine merkwürdige Erscheinnng, dass sich die belletristische Produktion von Jahr zu Jahr vermehrt, während sich doch ihr Konsumentenkreis stetig verengert. Gegen Ende des verwichenen Jahrhunderts, in den vier ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen betrachtete es jeder Gebildete als ein natürliches und nicht zu nmgehendes Bildungserfordernis, mit den hervorragenden Erscheinungen der zeitgenössischen schönen Litteratur vertraut zn sein nnd sie im Großen und Ganzen so weit anch zu verfolgen, als notwendig den Grundcharakter ihrer Gesammtheit zu überschauen und somit auch ihre Wechselbeziehnng zum Leben verstehen zu lernen. Jetzt aber ist es anders. Ein großer Teil des Leserkreises von dereinst schenkt der Belletristik keinerlei Beachtung mehr: das litterarische Interesse der Männer ist verebbt, zu ihrem Schaden und dem noch größeren der Litteratur.

Die vielen Ursachen dafür in Betracht zn ziehen, würde eine sich weit verzweigende soziale und Kultur-Studie ergeben, die hier nicht Raum finden kann, nnd es soll daher nnr die Eine nnd die Andere angedeutet werden. Das vorherrschende Iuteresse an dem öffentlichen, politischen Leben ergiebt einen starken und oft genug schon betonten Faktor dieser Gleichgültigkeit gegen die Litteratur, einen anderen nicht minder mächtigen aber bildet das Vorurteil, als beeinträchtige die Pflege, ja nur die Beachtung der Belletristik die Würde des ernsten Mannes. Während früher Staatsmänner und Professoren, Aerzte und Advokaten, hervorragende Beamte und Handelsherren sich trotz ihrer Fachtätigkeit geschämt hätten, Werke von Bedentnng, die namhaften vaterländischen Schriftsteller nicht zu kennen, hört man jetzt aus beinah jedes Mannes Mund: „Für derlei bleibt mir keine Muße.“ Die Beschäftigung mit der schönen Litteratur wird förmlich als Zeitvergeudung betrachtet, die, wenu man sich derselben schnldig gemacht, einer Entschnldigung bedürfe, während doch diese selben, ihren Berufspflichten erliegendeu Leute „Muße“ genng erübrigen, die Bühnen-Novitäten vom Drama bis zur Posse, von der Oper bis zum Ballet zu verfolgen und Konzerte nnd Kunstausstellungen zu besuchen.

Weshalb eben die an die Buchform gebundene Dichtung als eine dem ernsten Manne nicht wohl anstehende Tändelei betrachtet wird, ist ein Rätsel, das selbst Diejenigen, welche für „Derlei“ keine Zeit, wohl aber für alles Vorangeführte „Muße“ finden, kaum zu lösen vermöchten. Es giebt vielleicht nur zweierlei mindestens teilweise Erklärungen dafür: 1. Dass die übrigen Kunstgenüsse öffentliche sind und so zugleich eine Art geselliges Gepräge tragen, also keiner so starken Konzentrationen bedürfen wie die Lektüre, sondern im Gegenteil vielfach Gelegen-

heit zu abschweifender Zerstreuung bieten. 2. Dass die resümierenden Kritiken in den Zeitschriften und Tagesblättern es ermöglichen, binnen einer Viertelstunde den stofflichen Inhalt eines ganzen Buches, oder, wie es irrtümlich heißt, den „Kern“ desselben zur Kenntnis zu nehmen. Dass dieses rezensionelle Komprimierungsverfahren, durch die Raumverhältnisse des Feuilletons bedingt, sich zumeist nur auf ein rohes Skelettieren der Handlung beschränkt, und dass in der Kunst das Wie häufig ungleich maßgebender ist als das Was, wird dabei eben so wenig berücksichtigt, wie die unwillkürliche Subjektivität in der kritischen Darstellung, die dem Leser einen unmittelbaren Eindruck, ein selbständiges Urteil unmöglich macht. Erhebt man irgend ein derartiges Bedenken, so wird Einem stets die Klage über den Zeitmangel zur Antwort, der keine „Muße zur Unterhaltung“ gestattet. Nun, wenn man bedenkt, dass seiner Zeit Napoleon I. — wahrlich keine litterarisch angelegte Natur — Muße gefunden hatte, den Werther so gründlich zu lesen, dass er sich Goethe gegenüber in eine kritische Analyse des Werkes einlassen konnte, und dass Fürst Metternich, der Staatskanzler, der gleichfalls eine Zeit lang die Geschicke Europas lenkte, einen ganzen Canto des Child Harold citierte, muss es Einen überraschen, heutzutage aus dem Munde so vieler ungleich minder beschäftigter Männer eine Arbeitsüberbürdung bejammern zu hören, die ihnen die Kenntnisnahme selbst der bedeutendsten litterarischen Erscheinungen verwehrt. Nicht minder muss es in Erstaunen setzen, eine Kunstform, die doch zum Allerwenigsten ebenso ernst, anregend und erhebend, wie ergötzlich wirken soll, im alleroberflächlichsten Wortsinne nur als Unterhaltungs- oder eigentlich Zerstreuungsmittel klassifizieren zu hören.

Wie wunderlich aber auch die Erscheinung ist, leider bleibt es eine unleugbare Tatsache, dass die Männer, die vor einem halben Jahrhundert noch ein sehr starkes, ja vielleicht überwiegendes Kontingent für den Leserkreis der Belletristik gestellt, nun nur mehr sehr vereinzelt in demselben vertreten sind.

Dieser setzt sich also beinah ausschließlich aus Frauen zusammen. Wie aber ist das Gros dieser Konsumenten der schönen Litteratur beschaffen? Durchschnittlich besitzen die Frauen von heute nicht mehr jene Ursprünglichkeit der Empfindung, jene Unmittelbarkeit der Auffassung, welcher sich ihre unwissenderen Mütter und Großmütter erfreuten, andererseits aber auch besitzen sie, dank der schablonenhaften Oberflächlichkeit ihrer „höheren Bildung“ nicht annähernd die geistige Schulung des Mannes in den gebildeten Ständen. Ihre erste Berührung mit der Litteratur ist — Gott sei's geklagt! — die Litteraturgeschichte. Sie lernen die „Meisterwerke aller Zeiten und Völker“ da bruchstückweise in analysierten Auszügen kennen und erhalten zugleich fix und fertig dazu ein genau abgewogenes Urteil über dieselben. Die unmittelbare Kenntnis der Klassiker ist eine Seltenheit bei der modernen jungen Frau. Da sie die „Perlen“ aus ihren Werken kennt, fühlt sie kein Verlangen, vertrauter mit ihnen bekannt zu werden; ja das Sezierungsverfahren, das der „Litteratur-Professor“ an der Hand der „Litteratur-Geschichte“ den kaum noch halbwüchsigen Mädchen gegenüber an den Meisterwerken verübt, hat die Ersteren an den Letzteren unbewusst verekelt. Was ihnen als einzelne, wohlpräparierte Gliedmaßen demonstriert worden, wird ihnen nie mehr zu einem einheitlichen lebensvollen Organismuss. Indem ihnen aber auf diese Weise die Lektüre eben der Besten in der schönen Litteratur verleidet worden, gebricht es den modernen Frauen an der Selbstschulung und Läuterung des Geschmackes, die jenen der früheren Generationen ein so richtiges und feinfühliges Urteil verliehen hat.

Dazu kommt noch, dass man bei Mädchen die Litteratur dem Sprachunterrichte untertan macht. Durch Unterhaltungslektüre die Kenntnisse des Französischen und Englischen zu fördern, ist einer der vornehmsten Grundsätze moderner Pädagogik. Diese Lektüre aber muss dem mangelhaften sprachlichen Verständnisse möglichst angepasst sein, und der flache Alltagsroman, der die platten Alltagsphrasen wiederkäut, entspricht dieser Anforderung am besten. Auch muss er durch „spannende“ Handlung und Abwechslung „unterhalten“, über die sprachlichen Schwierigkeiten hinweg zu locken. Wie sehr dadurch die Geschmacksbildung eines jungen Geschöpfes beeinträchtigt, ja degeneriert wird, fällt gegen den Vorteil flotter Fremdsprachlichkeit gar nicht in die Wagschale.

Für die Durchschnittsfrau ist „Unterhaltung“ der Zweck und das Ziel des Lesens. Und zwar Unterhaltung in der alleroberflächlichsten Bedeutung nur aufgefasst; nicht als geistigen Genuss, als Zeitvertreib nur. Dieser Anforderung entsprechend, handelt es sich für die Beliebtheit eines Buches nicht mehr um den idealen Wert seines Gehaltes, um Lebenswahrheit in der Schilderung der Verhältnisse und Personen, um logische Entwickelung derselben, um die Behandlung interessanter, tief in der Menschennatur begründeter Probleme und ihrer, je nach den Charakteren, folgerichtigen Austragung; nicht um die richtigen Proportionen im Verlaufe der Handlung, um deren einheitliche Durchführung und künstlerisch harmonische Abrundung, sondern einzig — das moderne Schlagwort zu gebrauchen — um starke, spannende Aktualität.

Was aber wird unter derselben verstanden? Nicht der Sturm und Drang eines mächtigen Innenlebens, das sich im Hochwogen tiefer Empfindung, im geistigen Ringen, im Erkämpfen, Entsagen und Zugrundegehen kundgiebt; nicht im seelischen Konflikte, der die Menschen zu einem ihnen naturgemäßen Handeln treibt, sondern um eine Reihe mög-

lichst bunt zusammengewürfelter äußerer Vorgänge (denn Kontrasterwirkung ist ein Hauptererfordernis zur Unterhaltung), bei der die zu ihrer Szenierung erforderlichen Personen ohne alle innere Folgerichtigkeit zur möglichsten Effekterzielung willkürlich hin und hergeschoben werden. Nicht um die geistige Spannung handelt es sich da, die verständnisvoll die Entwickelung des Einzelnen und Ganzen verfolgt, sondern um jene der Neugierde nur, die nach Auswegen rät und sich am Besten befriedigt fühlt, wenn sie durch das Unerwartetste, weil Unmöglichste, überrascht wird. Pikante Situationen und Konversationen, womöglich Nochniedagewesenes — weil Unnatürliches — ist das Gaudium des modernen Lesepublikums.

Es ist höchst lehrreich in dieser Richtung, mitunter ein halbes Stündchen in einer Leihbibliothek zu verbringen, zu beobachten, was da zumeist begehrt wird und die litterarischen Kommentare dabei zu vernehmen. Werke, die nicht allein ein vertieftes Denkvermögen, ein gereiftes Urteil, ein ästhetisch geläutertes Empfinden, sondern die ganz einfach der gesunde Verstand als unbedeutend, schaal, ja schlecht verwerfen muss, werden da als „charmant!", „köstlich!", „pikant!", „deliziös unterhaltend!" begehrt und gepriesen. Dazu kommt noch, dass diese mit Schöngeisterei kokettierenden Damen, die sich förmlich als Mäcene der Litteratur geberden, bei ihrer Lektüre ganz dasselbe Prinzip befolgen, das ihnen bei ihrer Toilette maßgebend ist: Nur das Allerneueste erfreut sich ihrer Beachtung. Empfiehlt man ihnen ein Buch, das vor einem halben Dutzend Jahren erschienen, so erhält man unter zehnmal neunmal die Antwort: „Ich lese nicht gern ältere Werke, es ist mir Bedürfnis mit dem Zeitgeiste zu gehen, seinen letzten Pulsschlag kennen zu lernen."

Aber auch im geistigen Leben, wie im materiellen, beeinflusst die Form des Konsums jene der Produktion. Nur das Genie steht über seiner Zeit und seinen Zeitgenossen, das Talent aber unterliegt bis zu einem gewissen Grade ihrem Einflusse. Es muss besonders stark und überdies noch durch Charakteridealität gefeit sein, um einer schlechten und ungesunden Geschmacksrichtung gegenüber, im Kampfe mit ihr, nicht demoralisiert zu werden oder unbewusst zu degenerieren. Nicht nur im materiellen Sinne sind die Leser eine Lebensbedingung des Schriftstellers, die Wirkung, die er erzielt, setzt sich zur Anregung um, gewährt seiner Schaffenskraft neue Impulse.

Jene, leider nur allzu große Menge litterarischer Spekulanten, welche eine gewisse Leichtigkeit der Mache und des Stiles ausbeuten, indem sie einfach den Markterfordernissen zu genügen suchen und sich jeglichen Anforderungen adaptieren, ohne damit ein Opfer zu bringen, zählen natürlich gar nicht in diese Kategorie. Sie hofieren dem Geschmacksniedergange, kommen ihm zuvor, beeifern sich durch Ueberbietung in Unwahrem und Unmöglichem, das von Verlegern und Redakteuren belletristischer Zeitschriften so hochgeschätzte „Nochniedagewesene" zu Stande zu bringen und dem Aktualitätsbedürfnisse durch eine wahre Hetzjagd von roh zusammengefügten krassen Vorgängen Genüge zu tun. Hier ist von einer ästhetischen Demoralisation der Schriftsteller durch den Ungeschmack des Publikums nicht zu sprechen, denn diese Gattung Litteraten zählt im Gegenteil zu dessen bewussten Geschmacksverderbern.

Anders aber steht es mit der nicht geringeren Zahl ernstgemuteter Schriftsteller, die in materieller und geistiger Weise unter das Niveau ihres Könnens herabgedrückt werden. Die Notwendigkeit des Erwerbes verlockt so manch' ehrliches Talent, sowohl in der Wahl seiner Stoffe, wie in der Behandlungsweise derselben, seiner künstlerischen Ueberzeugung untreu zu werden. Ein Fall dieser Art sei angeführt:

Ein sehr begabter Schriftsteller debütierte mit einem Bändchen psychologisch trefflicher, tief ergreifender Novellen. Bald darauf tauchte sein Name in einem der beliebtesten und „besten" Familienblätter Deutschlands auf, um nun stetig darin wiederzukehren. Die Erzählungen, die in demselben erschienen, verrieten in Stoff und Anlage das starke Talent des Autors und auch in der Durchführung bis an das Ende zu, das jedoch entweder im Sande verlief, oder schlimmer noch, unlogisch und unnatürlich ausgestaltet war. Ein tief angelegter psychologischer Konflikt, der naturnotwendig zu einem tragischen Abschlusse führen musste, endete da stets in Glück und Freude. Die Erklärung dafür lautete: „Der Leser- oder besser Leserinnenkreis will angenehm unterhalten werden; einen vertieften Seelenkonflikt zu verfolgen, ist an sich peinlich oder doch unbequem, doch kann man sich das tragische Element zu jener Emotionierung, die ja auch ein Zweck der Lektüre ist, hie und da gefallen lassen, wenn nur der Abschluss, der letzte Eindruck ein angenehmer ist." So lautete das auf reichliche Erfahrung basierte litterarische Rezept des Redakteurs eines unserer „besten" Familienblätter und der erwerbsbedürftige Schriftsteller musste sich ihm fügen, obwohl ihm anfänglich das Herz dabei blutete. Seine Erzählungen aber glichen fortan Marmorstatuen mit porzellanenen Puppenköpfen.

Doch nicht immer ist materielle Not oder selbstsüchtiger Spekulationsgeist die Ursache von Konzessionen an den Ungeschmack oder verderbten Geschmack. Jedes Schaffen zielt auf eine bestimmte Wirkung ab. Wie ehrlich ernst auch so manchem Künstler der Grundsatz von „der Kunst um der Kunst willen" sein mag, er erlahmt im Laufe der Zeit, wenn seine Schöpfungen wirkungslos, unbekannt bleiben, und er sich den Menschen, wie gering er auch ihr Urteil achten mag, auf einem Isolirschemel gegenüber stehen fühlt. An wie gar manch starken und edlen Talenten hat sich dies erwiesen! Ihre

Schaffensfreude verebbte und mit ihr allmählich auch ihr Schaffensvermögen. Grillparzer ist wohl eines der schlagendsten Beispiele hierfür. Groß angelegte Naturen vermögen eben nicht sich selber und ihrem Ideale untreu zu werden, minder starke aber werden unbewusst aus sich selbst heraus verlockt.

Mag es sie auch kränken, das Beste, das sie zu bieten vermögen, nicht nach Verdienst oder gar nicht gewürdigt zu sehen, während eben ihre Schwächen und Mängel, Anklang und Beifall finden, so schmeichelt der letztere doch so süß, dass sie allgemach diese dankbaren Schwächen pflegen und ihre undankbaren Vorzüge rudimentär werden lassen. Natürlich ist das Mittelmaß, wie überall so auch unter den Schriftstellern, das weitaus vorherrschende, und wo nicht ein kräftiger Idealitätsinn, ein mächtig ethisch-ästhetisches Empfinden ihrem Talente zur Stütze dient, ist ihnen der Erfolg in möglichster Ausdehnung eine unwiderstehliche Verlockung. Bei der Mehrzahl der im weiteren Wortsinne populären Autoren lässt sich dies nachweisen. Die rasche Wertabnahme ihrer Leistungen, die Verflachung ihres Talentes, die karrikierte Ausprägung ihrer Eigenart zur Manier, ist zumeist darauf zurückzuführen, dass sie den Rausch des Erfolges, der ihnen geworden, nicht nur nicht mehr entraten können, sondern immer noch gewaltsam steigern wollen und so, unbekümmert um den inneren Gehalt und künstlerischen Wert ihrer Schöpfungen, einzig auf das Allgemeingefällige abzielen. Ein paar Beispiele hierfür:

Sacher-Masoch hat das große Talent, das er in „Don Juan von Kolomea" geoffenbart, zu wertlosen Effektgeschichten verbraucht, deren starker haut-goût wohl darauf berechnet ist, einen bestimmten Leserkreis zu reizen — Sacher-Masoch zählt zu den wenigen Autoren, für die auch vielbeschäftigte Männer „Muße" finden — und die nachgerade eine bedauerliche Stereotypität ausprägen. Die schöne Frau in der Pelz-Kazabeika, deren weiche, weiße Hand virtuos die Peitsche zu führen versteht, erfreute sich anfangs eines so starken Verblüffungs-Effektes, dass er ihn immer wieder von Neuem heraufzubeschwören und zu verstärken sucht, auf Kosten einer Begabung, die ungleich Bedeutenderes zu leisten vermöchte. — Ossip Schubin hat mit der „Geschichte eines Genies" und den „Galbrizis" die Gabe bekundet, tiefere Probleme, echte Leidenschaft glaubhaft darzustellen, da aber rein oberflächliche Effekte mit pikanten Situationsbildern, in welchen elegante und vornehme Persönlichkeiten pikante und mit zahlreichen, häufig unpassend angewendeten Fremdwörtern durchspickte Gespräche führen, allgemeinen Beifall finden, ist sie allgemach bis zu „Bravo Rechts!" und derartigen Romanen herabgediehen. Eine wie lange Liste solcher Beispiele ließe sich anführen, und, ihr zum Gegenstück, eine andere, wenn auch minder lange, von ernster veranlagten Talenten, die sich selbst und ihrem künstlerischen Ziel treu geblieben und in Folge dessen bei der stets um sich greifenderen Geschmacksverflachung die ihnen gebührende Würdigung nicht gefunden haben.

Wie dem sich wechselseitig bedingenden Niedergange der litterarischen Produktion und des Geschmackes der Leser abzuhelfen wäre? Zu solcher Regeneration müssten selbstverständlich gar viele Faktoren mitwirken.

Wir wollen für künftige Generationen, — obwohl sich bis jetzt noch keinerlei Anzeichen davon merken lassen, — von einer rationellen Reform der häuslichen und Schulpädagogik in dieser Richtung Gutes erhoffen, hier aber nur in Betracht ziehen, was sich in der gegenwärtigen zur Hebung einerseits des Geschmackes im Lesepublikum, andrerseits der Produktion auf litterarischem Gebiete tun lässt.

Zweifellos ist die Kritik das berufenste und mächtigste Agens für diese Doppelaufgabe. Es lässt sich jedoch nicht leugnen, dass sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt ein gut Teil Mitschuld an dem beiderseitigen Niedergange trägt. Namentlich muss jene Form, welche die Kritik in den Tagesblättern angenommen, als geradezu abträglich und schädlich bezeichnet werden. Auch in diesen „zur Hebung der Allgemeinbildung" bestimmten Organen wird der Belletristik gegenüber mit einer geradezu frevelhaften Geringschätzung vorgegangen. Selbst die in allen anderen Richtungen vornehm gehaltenen Tagesblätter huldigen im Punkte der Litteratur einem Cliquen- und Coterienwesen, das im höchsten Grade demoralisierend wirkt. Es ist nahezu unglaublich, welch' nichtige, wertlose, ja entschieden schlechte Bücher da warm angepriesen und als Werke von Bedeutung nachdrücklich empfohlen werden! Leser von litterarischer Bildung und Geschmack werden dadurch an der Kritik überhaupt verekelt, ihr gegenüber skeptisch — wie viele Aeußerungen dieser Art bekommt man zu hören! — und schenken somit auch der sachlichen und würdigen Kritik keine Beachtung mehr; die große, urteilslose Menge aber betrachtet diese „Urteile" als litterarische Wegweiser und gerät dadurch immer tiefer in die Geschmacksverirrung hinein. Es ist allgemach Brauch geworden, neu erscheinenden Werken derart gepriesener Autoren eine Blumenlese solch' kritischer Lobsprüche beizugeben, die für das neue Opus Stimmung machen und dem Kritiker gleich als Vorbild dienen sollen. Ein Brauch, den, wie man wohl mit Hamlet sagen kann „mehr der Bruch, denn die Verfolgung ehrt", der aber nichtsdestoweniger selbst von Autoren ersten Ranges, deren vornehmer Sinn doch jeden Anschein der Reklame meiden sollte, ihren Verlegern gestattet wird. Ja, dieses System wird sogar noch erweitert und vervollkommnet, denn gar häufig werden den Rezensions-Exemplaren von Erstlingswerken förmliche Rezensions-Rezepte beigelegt. Dies erklärt, dass man oft in ganz verschiedenartigen Blättern, deren Haltung und Tonart in allem Uebrigen weit

auseinander geht, mit rührender Uebereinstimmung ganz dasselbe wunderlich hyperbolische Lob eines unbedeutenden, wertlosen Buches findet. Würden die Redaktionen darauf bestehen, dass jede litterarische Kritik, selbst in der bescheidenen Notizenform, mit vollem Namen unterzeichnet werde, so dürfte wohl diesem Unfuge, wie der Gefälligkeitswirtschaft der Coterie, doch einiger Einhalt mindestens getan werden.

Dem großen Publikum aber, das hier und dort denn doch schon über dieses kritische Treiben stutzig geworden, wäre es ratsam und lohnend, seine Aufmerksamkeit Zeitschriften zuzuwenden, die ausschließlich litterarischen Interessen gewidmet, dieselben im vornehmsten Wortsinne pflegen. Nicht allein um der Anständigkeit, Tüchtigkeit und Bedeutung ihres kritischen Teiles, sondern vornehmlich auch um ihre Behandlung litterarischer Fragen im Allgemeinen willen, welche die hohe ethische wie ästhetische Bedeutung der Litteratur und ihre vielfachen Beziehungen zum Leben immer wieder vom Neuen und in neuer Form hervorhebt. Allmählich würde sich dann denn doch der Irrwahn „die schöne Litteratur sei nur ein zur Zeitvertrödelung geeignetes Zerstreuungsmittel", mindern, und der Leser durch den Hinweis auf einen weiteren, höheren Anschauungskreis zu eigener Kritik an seiner Lektüre angeregt werden. Es würde ihm dann auch Vergnügen bereiten, die Fiktionswerke, die er zur Hand nimmt, auf ihre Lebenswahrheit, ihre logische Durchführung, ihren ideellen Gehalt, ihren poetischen Schwung und ihre künstlerische Form selbständig zu prüfen. Zu ernsterem Denken über das Gelesene gespornt, würde sich der Maßstab seiner Ansprüche erhöhen, und der Geschmack immer weiterer Kreise sich in Folge dessen unvermerkt vertiefen und verfeinern. Dass diese Denkschulung auch dem realen Leben zu Gute käme, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden, muss aber doch jenen, auf Comte'schem Positivismus fußenden Utilitariern gegenüber hervorgehoben werden, die der Kunst wie der Wissenschaft insofern nur Wert, ja Berechtigung zugestehen, als sie dem Allgemeinwohle dienen.

Eine sorgsamere Auswahl der Lektüre von Seiten des Leserkreises würde aber zweifellos rasch auf die Litteraten zurückwirken; die ernstgemuteten Talente würden dadurch ermutigt, den trivoler gesinnten wäre ein heilsamer Zwang auferlegt, und die simplen Faiseurs würden auf ein immer beschränkteres Terrain zurückgedrängt. Die Läuterung des Geschmackes würde somit alsbald den Grundcharakter der zeitgenössischen Litteratur heben und in unausbleiblicher Wechselwirkung, durch das vornehmere Gepräge derselben, auch selbst wieder gefördert werden.

Dass dieser fromme Wunsch sich erfülle, muss nicht nur all' Denen von Wichtigkeit sein, die litterarische Interessen hegen, sondern auch all' Jenen, welchen es am Herzen liegt, den intellektuellen und ethischen Charakter der Gesellschaft sich fortschreitend gedeihlich entwickeln zu sehen, denn Niemand, der den Einfluss der Litteratur auf das moderne Leben beobachtet, kann sich der Erkenntnis verschließen, dass sie ein Faktor ist, der, je nachdem, mächtig fördernd oder schädigend auf dasselbe einzuwirken vermag.



Kleine Predigten fürs Haus.

Von Henriette Kühne-Harkort.

Leipzig und Dresden, Piersons Verlag.

Wenn eine hochgebildete, denkende Frau am Abend ihres Lebens die Feder ergreift, um aus dem reichen Schatze ihrer gesammelten Erfahrungen ihren Mitschwestern beherzigenswerte Winke zu geben, so ist ein solches Buch eine wertvolle Gabe, die jeder Familienvater mit Dank empfangen wird. In liebenswürdiger, sinniger und zugleich milder Weise berührt die Verfasserin die verschiedenen Klippen, an denen ein Eheleben scheitern kann und deutet an, wie wohl Dies und Jenes zu vermeiden wäre, vermieden würde, wenn die Mutter rechtzeitig das warnende Wort an die Tochter richtete. Besonders beherzigenswert scheint das Schlusskapitel: „Offenheit unter Eheleuten", eine Offenheit, die man in vielen Fällen ganz zutreffend als „Rücksichtslosigkeit" bezeichnen könnte, denn unter Umständen wird ein offenes Aussprechen des Gedachten oder Empfundenen zu einer solchen, ja man könnte es mitunter sogar ein Verbrechen nennen; denn wer z. B. giebt dem Dichter, dem Künstler, dem Romanschriftsteller die Stimmung zurück, wer kann ihm zum Wiederanknüpfen des durch heillose Unterbrechung abgerissenen Fadens seiner Erzählung verhelfen? — Er mag sich unter solchen Umständen geradezu wie ein Verzweifelnder geberden, und die Schuldige, die Gattin? . . . Sie glaubt irriger Weise, dass es ihr Recht sei, zu allen Zeiten den Gatten stören zu dürfen, wenn in ihrem Frauenleben Etwas nicht recht geht. — Und ein zweiter Punkt, den Frau Kühne mit Verständnis berührt, ist die angenommene Meinung, unter Eheleuten sei ein Gehenlassen am Platze. Welches Missverstehen der Beziehung! „Familiarity breeds contempt," sagt das englische Sprichwort. — Wir Deutschen gehen in dem Bezug viel zu weit. Der Franzose nennt seine Gattin vor der Dienerschaft Madame, der Engländer Mistriss. — Die von diesen inne gehaltene Form der Anrede sichert ihr den Respekt. Was aber wichtiger noch ist, besteht in dem getrennten Ankleidezimmer, das beide Nationen sich gewähren, und wodurch eine Grenze zarter Sitte gezogen wird, die von unberechenbaren Folgen ist. Goethe, der so trefflich über Frauen zu reden ver-

stand, giebt ihnen den Rat, sich stets hinter einem Vorhange anzukleiden, sich dem Gatten überhaupt nie anders als reizvoll zu zeigen. Frau Kühne nennt den Rat klug und fügt hinzu, dass in jedem gemeinschaftlichen Schlafzimmer spanische Wände vorhanden sein sollten, oder doch verhüllende Gardinen, damit keiner Zeuge des Anderen sein könne, wenn er jene Vorbereitungen für seine Toilette trifft, die, um mit Nutzanwendung zu geschehen, keine Augenzeugen dulden.

Wielands Ausspruch lautet:

In dem Gürtel bewahrt Aphrodite der Reize Geheimnis,
Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet, die Scham.

Wiesbaden. Amely Bölte.



Die Kelten.

Von Dr. A. Berghaus.

(Schluss.)

Das Genossenschaftswesen, wohin auch die Vereinigung der Barden*) zu rechnen ist, stand schon in ältester Zeit in Blüte. Die Nachrichten über seine spätere Gestaltung lauten verschieden. Cäsar kennt in Gallien als Hauptstände nur Druiden und Equites, nicht die Barden, die jedoch hinreichend von den Alten beglaubigt sind. Jene allein verdienen den Namen der Kasten oder Stände, den indischen Brahmanen und Kschattria vergleichbar, nur dass bei den Druiden, wie bei den meisten christlichen Mönchsorden, das Noviziat von keinem Stande abhing, wie wohl ihr eigener, wie noch sicherer der der Ritter, erblich gewesen zu sein scheint. Die Druiden-Novizen mussten durch die lange Dauer ihrer Lehrzeit so in den Orden hineinwachsen, dass die Abgeschlossenheit der Kaste und ihres Wissens, das überdies nicht durch Aufzeichnung den Laien zugänglich werden durfte, durch sie keine Gefahr lief. Die altgallische Aristokratie sammt ihrem Anhange und Gefolge hat nicht sehr viele Aehnlichkeit mit dem späteren deutschen Rittertume, desto größere aber mit dem Clanswesen in Schottland und dem entsprechenden Verhältnisse bei den Kymrobritonen des Mittelalters. Der überreiche Häuptling schützte eine Menge höriger und halbfreier Leute im Frieden und Kriege, die häufig den Schutz des Mächtigen um freiwillige Hörigkeit erkauften und, wenn beide Teile ihre Pflicht erfüllten, ihren Herrn bis in den Tod folgten.

Der Halbkirchenstaat des alten Galliens zeigt ebensowohl aristokratische als republikanische Züge. Der Einfluss weltlicher und geistlicher Demagogen auf das in zahllose Faktionen zerspaltene Volk war oft mächtiger als das Volk und der Häuptling, bisweilen nur der Ausführer der Volksbeschlüsse, die mitunter in großen Volksversammlungen oder Konzilen mit gesetzlichem Stimmrecht gefasst wurden. Die Zerspaltung der unruhigen, händel-, eifer- und herrschsüchtigen Gallier in Faktionen, die endlich die Hauptschuld an dem politischen Untergange der Nation trug, hatte einige Berechtigung in dem Volkscharakter überhaupt, wie in dem faustrechtlichen Zustande des gallischen Mittelalters. Die Verfassungsform der einzelnen Staaten war vielleicht nicht ganz gleichmäßig und lief bald mehr in eine monarchische Spitze, einen *Rex*, *Vergobretus*, *Princeps*, auch *Dux*, besonders, gleichwie *Imperator* (nicht bloß der Römer) im Kriege, bald in die oligarchische eines zahlreichen Senates aus, in der Regel verband sich aber beides. Ueber Allem stand und urteilte dann die gesetzliche Form des Faktionswesens: die *Concilia* und *Consilia* des Adels (*nobilitas*, *equitatus*, was auch Reiterei im Gegensatze zum Fußvolke bedeutet, *principatus*, was auch mitunter für den höchsten Adel, die Häuptlinge gilt), des Heeres und des ganzen Volkes. Die antike Einteilung der einzelnen Staatsgebiete, die Cäsar noch vorfand, überdauerte seine Ankunft nicht lange. Er hat keine vollständige Darstellung derselben hinterlassen und leider keine einheimische Benennungen angegeben.

Das weite Gebiet des Glaubens oder Aberglaubens, der druidischen Götterlehre und Dogmatik, der heiligen Orte und Gebräuche, wie namentlich der Opfer, der Leichenfeier, der zauberkräftigen Heilkräuter und Heilsprüche ist ungemein wichtig; wir berühren dies Alles aber nur insofern, als es Einfluss gehabt hat auf die folgenden Generationen.*) Die ganze Mythologie der Kelten ist nur ein durchsichtiger Naturalismus, nicht der anthropomorphische Rationalismus Indiens und Griechenlands, wo die Kräfte des Weltalls, zu lebenden, bewussten Wesen umgestaltet, mehr und mehr sich von den physischen Eigenschaften loslösen und selbständige Gestalten werden, sondern es ist die Liebe zur Natur selbst, der lebendige Eindruck ihrer Zaubergewalt und die traurige Bewegung, die der Mensch empfindet, wenn er, ihr gegenüber gestellt, sie von seinem Ursprunge und seiner Bestimmung sprechen zu hören glaubt. Aus diesem primitiven Naturalismus erklärt sich auch

*) Die Barden bildeten einen Orden oder eine Zunft, die wechselnd bald an die Skalden und Skopen der Germanen, bald an die Minne- und Meistersänger und an die romanischen Ministerialen erinnert. Sie erscheinen hier als die treuesten Diener, dort als Parasiten an den Höfen, hier als tragischedle Vertreter des gemisshandelten Volkstums, dort als Bänkelsänger.

*) Sinnige Phantasieen und Gräuel der Unmenschlichkeit berühren sich bei den Kelten; so die Seelenwanderungslehre mit den Menschenopfern, welche die Römer sammt dem ganzen Druidenorden abschafften. Für ihre grässlichen Jubeljahre mit Menschenhekatomben hatten die Gallier eine den spanischen Autodafés ähnliche Form. In den Tempeln ihrer Götter (sie hatten auch heilige Haine, wie die Deutschen) wurden unter Anderem elegant vergoldete Feindesschädel als Weihegaben und als Trinkbecher für die Priester dargebracht. Verbrennung, vielleicht je zuweilen Begrabung der Leichen war bei den Galliern gewöhnlich; die Keltiberier ließen aus religiösen Gründen ihre geehrten Gefallenen den Geiern zur Beute, eine iberische, auch in Nordafrika vorkommende Sitte.

der Kelten Kultus der Wälder, Quellen und Steine die in der Normandie in großer Menge gefunden und je nach ihrer Gestalt und Aufstellung verschieden genannt werden.*) Diese Steine, die allen Vermutungen nach zum Teil als Opfersteine, Grabmäler und Gedenksteine dienten, wurden — wie aus den Erlassen mehrerer Konzilien zu Arles (im Jahre 452) und Auxerre (im Jahre 578), so wie aus den Episteln des heiligen Quen und verschiedenen Veröffentlichungen aus der Zeit Karls des Großen hervorgeht — zum Teil auch als Götterbilder verehrt. Die Götter, die man sich in den aufgerichteten Felsblöcken verkörperte, haben aber dem Volksglauben nach noch heutigen Tages nicht aufgehört, ihr Dasein zu manifestieren. Viele Steine, die man dieses Umstandes halber *Pierres tournantes* oder *tourneresses* nennt, beleben sich z. B. in der Christnacht (der Zeit der Wintersonnenwende) und setzen sich von selbst in Bewegung. Ueberhaupt spuken die alten Götter der Kelten, sowie ihre Priester und Priesterinnen als Dämone und gespenstige Wesen im Kopfe des französischen Landmannes, und man bemerkt, dass aller Volksglaube, der noch in den verschiedenen Provinzen Frankreichs lebt, keltischen Ursprungs ist, wobei die starke Färbung des Naturalismus, die darin vorherrscht, nicht unbemerkt bleiben kann. So oft der alte keltische Geist in der französischen Geschichte hervortritt, entsteht auch wieder der Glaube an die Natur und ihre magischen Einflüsse. Eine der am schärfsten bezeichneten Kundgebungen scheint die des **Mädchens von Orleans** zu sein. Diese unbeugsame Hoffnung, diese Festigkeit in ihren Versicherungen der Zukunft, dieser Glaube, dass das Heil des Reiches von einem Weibe ausgehen werde, das sind von dem klassischen und deutschen Geiste ganz abweichende, in Wahrheit keltische Züge. Domremy war der Mittelpunkt eines Druidenkultus, dessen Erinnerungen sich noch in manchen Volksaberglauben fortpflanzten; das Haus der Familie d'Arc war von einer im Lande berühmten Buche beschattet, in welcher Feen sich aufhalten sollten. In ihrer Kindheit hing Jeanne Blätter- und Blumenkränze an ihren Zweigen auf, welche während der Nacht verschwunden sein sollen. Ihre Prozessakten sprechen mit Schrecken von dieser unschuldigen Sitte ihrer Kindheit als von einem Verbrechen gegen den Glauben, und doch täuschten sich die hartnäckigen Theologen nicht ganz. Das Mädchen war in der Tat mehr druidisch als christlich. Sie kannte weder den Papst noch die Kirche, der sie ihre Gesichte unterwerfen sollte, sie kannte nur die Stimme ihres Herzens. Diese hörte sie im Felde, im Rauschen des Windes durch die Bäume. Als man sie während des Prozesses mit Fragen peinigte, erwiderte sie auf die Frage, ob sie Stimmen vernehme, „wenn sie im Walde wäre, würde sie wohl die zu ihr gelangenden Stimmen hören". Die Legende von ihr tauchte sich in dieselbe Farbe: nie sollen die Wölfe die Lämmer ihrer Heerde angefallen, und als sie noch klein war, die Vögel wie gezähmt in ihrem Schooß ihr Brod gefressen haben.

Ein vager, naturalistischer Mystizismus, der Ueberrest der druidischen Lehre, und eine in Tiraden ausgedrückte Moralphilosophie sind auch ein Gegenstand der Bardenpoesie des sechsten Jahrhunderts. Die **Opposition des Bardismus gegen das Christentum** zeigt sich in einer Menge origineller und rührender Züge. Wie eine so offenkundige Ketzerei sich neben dem herrschenden Christentum erhalten konnte und wie heilige Männer, z. B. Kolumkill, die Verteidigung der Barden gegen die Könige, welche sie unterdrücken wollten, zu übernehmen vermochten, ist höchst merkwürdig. Vermittelst dieser Toleranz dauerte der Bardismus fort bis tief in das Mittelalter herein, als geheime Lehre mit einer Sprache, worin einzelnen Worten besondere Bedeutungen beigelegt wurden, und mit Symbolen, die fast alle der Sonnengottheit Arthurs entlehnt waren. Abgesehen von diesem Widerstande, den die christliche Milde in denjenigen Klassen zu überwinden hatte, deren Ansehen durch die neue Ordnung der Dinge litt, waren die keltischen Rassen durch ihr Naturell dem Christentum, das sich vorzugsweise an die demütigen Empfindungen der menschlichen Natur wendet, sehr geneigt, und dieses fand hier wohl vorbereitete Schüler. Darum hat auch die neue Religion wunderschnell bei den Kelten Eingang gefunden. Armorica und Irland zusammen zählen kaum zwei oder drei Märtyrer, und sie müssen, um ihre Anzahl zu vermehren, diejenigen dazu rechnen, welche bei den angelsächsischen und normännischen Einfällen fielen. Hier zeigt sich in seiner ganzen Bedeutung der tiefe Unterschied zwischen der keltischen und germanischen Rasse. Die Ger-

*) Die **Dolmen** sind ungeheure Felsplatten oder Blöcke, welche auf zwei, drei oder mehreren $1^1/_2$ bis $2^1/_4$ Meter hohen perpendikulär aufgestellten Steinen ruhen und auf diese Weise eine Art Tisch oder Altar von meist viereckiger, zuweilen auch runder Form bilden. Tafelsteine, welche ohne Unterlage platt auf der Erde liegen, werden *Pierres posées, Tables* etc. genannt. Die **Menhire** (lange Steine) oder *Peulvans* (Pfeilersteine) sind, wie ihr Name verrät, einzelne rohe Steinpfeiler, welche gewöhnlich nach oben spitz zulaufen. Ihre Größe ist sehr verschieden, selten aber erheben sie sich höher als $6^1/_4$ Meter über die Erde. Zuweilen sind die Menhire in langen Reihen oder kreisförmig aufgestellt, eine Disposition, welche vielleicht als Urantang der Tempelbaukunst betrachtet werden darf. Unter *Pierres levées* versteht man auch die Steintore aus zwei Pfeilern, die mit einem dritten, quer darüber gelegten, verbunden sind. Es giebt ganze Reihen solcher Steintore in der Normandie, man nennt sie *Galeries couvertes* oder *Avenues*. Die **Logans** oder *Pierres branlantes* sind meist eirunde oder doch wenigstens unten oval zugespitzte Steine von ungeheuerem Umfange und Gewicht, welche auf der ebenen Fläche oder Spitze eines anderen Steines oder in der muldenförmigen Vertiefung eines solchen stehen und in so wundervollem Gleichgewicht aufgestellt sind, dass ein Kind sie nach allen Seiten hin in schwingende Bewegung setzen oder im Kreise herumdrehen kann, menschliche Kraft aber nicht im Stande ist, sie umzustürzen. Die *Tumulus* endlich — in der Normandie auch *Hogue* genannt — hohe Hügel mit einzelnen großen und kleinen Steinen oder aus Erde gebildet, sind an Gestalt und Größe verschieden. Sie enthalten meist Gewölbe, in denen man Menschengebeine gefunden hat. Zuweilen sind auf der Spitze dieser *Tombelles* Opfersteine errichtet.

manen erhielten das Christentum erst spät und widerwillig, aus Berechnung oder mit Gewalt, nach blutigem Widerstand und furchtbaren Aufständen. Das Christentum war in mehrfacher Beziehung ihnen zuwider, während die Kelten von Natur christlich waren, das Christentum wandelte sie nicht um, nahm ihnen Nichts von ihren Eigenschaften. Man vergleiche die Legenden über die Einführung des Christentums in beiden Ländern, die Kristna-Saga z. B. mit den reizenden Legenden von Lucius und St. Patrick. In Island sind zufällig bekehrte Seeräuber die ersten Apostel: sie lesen bald die Messe, bald hauen sie ihre Feinde nieder, bald greifen sie wieder zu ihrem ehemaligen Gewerbe, Alles geschieht nach Umständen, ohne wahren Glauben. In Irland und in der Bretagne wirkt die Gnade durch die Frauen, durch einen gewissen Reiz der Reinheit und der Milde. Für die Germanen war das Christentum lange Zeit nichts als eine römische, ihnen von Außen her auferlegte Einrichtung, und nur schwer bildete sich eine nationale Geistlichkeit. Bei den Kelten dagegen kam das Christentum nicht aus Rom, sie erhielten es aus erster Hand und hatten ihre eigene Geistlichkeit und ihre eigenen Gebräuche. Ueberall sonst fußte das Christentum auf die griechische oder römische Zivilisation als erste Grundlage, hier fand es einen neuen, sehr empfänglichen Boden.

Wenige Kirchen haben ein so reines Ideal christlicher Vollkommenheit dargeboten, wie die keltischen im sechsten, siebenten und achten Jahrhundert. Nirgends wurde vielleicht Gott mehr im Geiste angebetet, als in den großen Mönchsstädten von Jona, Bangor, Clonard, Lindisfarne. Die wahre Sittlichkeit, die Naivität und der Reichtum der Erfindung, welche die Legenden der irischen und bretagnischen Heiligen auszeichnet, sind wahrhaft bewunderswert. Keine Rasse hat das Christentum mit so viel Originalität aufgenommen und, indem sie sich dem allgemeinen Glauben unterwarf, so hartnäckig ihre Nationalphysiognomie bewahrt. In der Religion, wie in allem Anderen haben die Kelten die Isolierung gesucht und, überzeugt, das Christentum aus erster Hand erhalten zu haben, wollten sie sich nicht gern mit der übrigen Welt vereinigen. Daher der lange Kampf der bretagnischen Kirchen gegen die römischen Ansprüche, ein Kampf, den Thierry vortrefflich geschildert hat; daher die Unbeugsamkeit Columbans und der Mönche von Jona, welche ihre Gebräuche und Einrichtungen gegen die ganze Kirche verteidigten; daher endlich die falsche Stellung der keltischen Rassen, als diese große, immermehr um sich greifende Macht sie auf allen Seiten umringt hatte. Auch ist die bedeutende Orginalität des keltischen Christentums noch heutzutage lange nicht verwischt. Irland müsste in früheren Jahrhunderten eine ganz absonderlich religiöse Physiognomie zeigen, welche höchst originell sich darstellen müsste, wenn die Geschichte sie ganz entschleiern könnte. Sieht man im sechsten, siebenten und achten Jahrhundert diese Legion von irischen Heiligen, die den Kontinent überschwemmen, völlig kanonisiert aus ihrer Insel anlangen und ihre volle Hartnäckigkeit, ihre Anhänglichkeit an alte Gebräucheund ihren scharfen Geist mitbringen; erwägt man, dass bis zum zwölften Jahrhundert die Schotten — dies ist der Name, den man den Irländern gab — als Lehrer der Grammatik im ganzen Occident dienten, so ist gar nicht zu zweifeln, dass Irland in der ersten Hälfte des Mittelalters der Schauplatz einer eigentümlichen religiösen und mönchischen Bewegung gewesen sein muss. Leichtgläubig wie ein Kind, schüchtern, indolent, fügsam konnte der Irländer allein sich mit jener gänzlichen Selbstentsagung in die Gewalt seines Abtes hingeben, wie wir es in der Geschichte und in den Legenden der irischen Kirche finden. Einem Volke gegenüber, das nur durch die Einbildungskraft und die Sinne lebte, glaubte die Kirche sich nicht veranlasst, gegen die Launen der religiösen Phantasie sehr strenge aufzutreten, sie ließ dem Volksinstinkt seine Freiheit, und daraus entsprang die vielleicht am meisten mythologische und den Mysterien des Altertums ähnlichste Form, welche die Jahrbücher des Christentums darbieten.



Voltaires Einfluss auf die französische Strafrechtspflege.

Es lässt sich nicht leugnen, dass gerade diejenige Tätigkeit Voltaires, welche für das praktische Leben von den größten Erfolgen begleitet war, dass seine Bemühung um die Humanisierung des barbarischen Strafrechtes jener Zeit, dass sein unermüdliches Eintreten zu Gunsten der beklagenswerten Opfer einer bornierten, fanatischen, in den Fesseln des Aberglaubens liegenden Justiz weder in Frankreich noch in Deutschland die verdiente Würdigung genießt. Der hochmütige und naseweise Dünkel der Zunftgelehrten, welcher so rasch bei der Hand ist, über die ganze Periode der Aufklärung ein abfälliges Urteil zu fällen und ihr jedes Verdienst um die Förderung der Wissenschaft bloß deswegen abzusprechen, weil die Männer der Aufklärungsperiode nicht zu den historischen Kehrichtsammlern gehören, die in der Schaar der Zunftgelehrten ihr Unwesen treiben, sieht selbstgefällig über die hingebende, von wahrhafter Menschenliebe beseelte Tätigkeit des Patriarchen von Ferney hinweg, dessen Landsitz für alle Opfer einer feilen und entmenschten Rechtspflege eine Zufluchtsstätte bildete. Die volle Würdigung dieser Seite der Wirksamkeit Voltaires war bisher durch den Umstand beeinträchtigt, dass sich noch Niemand gefunden hatte, der sie zum Gegenstand einer umfassenden Darstellung gemacht hätte, eine merkwürdige Erscheinung in einer Zeit, in welcher unter

dem Einfluss der heiligen Mikrologie auch das Unbedeutendste und Unwichtigste seine Darstellung findet. Die fühlbare Lücke, die hierdurch in der Voltairelitteratur bisher bestand, füllt das soeben erschienene schöne Buch von Eduard Hertz „Voltaire und die französische Strafrechtspflege im achtzehnten Jahrhundert" (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1887) in vollkommen befriedigender Weise aus. Voltaires Bemühungen um die Vermenschlichung des grausamen Strafrechtes des ançien régime, seine Kämpfe um die Rehabilitierung der Calas, Sirven, Lally und anderer Opfer der glaubenswütigen Justiz dürfen nicht lediglich unter dem juristischen Gesichtspunkte betrachtet werden, sondern im Zusammenhang mit den allgemeinen geistigen Bewegungen und Strömungen, welche die Zeit vor dem Ausbruch der gewaltigen Völkerkatastrophe charakterisieren. Eduard Herz hat dies getan und so ein Buch geschaffen, welches nicht etwa nur für den Juristen sondern für Jeden Interesse hat, der sich über die damalige Zeit näher unterrichten will. In den ersten Kapiteln werden die Zustände des französischen Strafrechtes und Strafverfahrens und die Stellung der Aufklärungsphilosophen zu den Fragen, des Strafrechts geschildert; der Verfasser hat hierbei die cahiers der états-géneraux in reichem Maße benützt, in welchen eine wahre Fülle von für die Beurteilung der vorrevolutionären Zustände wichtigen Tatsachen zu finden ist; soweit sie sich auf das Strafrecht beziehen, sind sie neuerdings von Professor Desjardins in Paris in einem sehr interessanten Buch übersichtlich dargestellt worden. In den folgenden Kapiteln wird eine sehr eingehende, teilweise auf eigenen archivalischen Studien beruhende Darstellung der Prozesse Calas, Sirvens, La-Barre, Morangies und Lally gegeben, wobei die reiche Litteratur, welche über dieselben existiert, ziemlich vollständig benützt worden zu sein scheint. Doch ist dem Verfasser, wie es scheint, eine in den Verhandlungen der Akademie von Toulouse vor einigen Jahren veröffentlichte Darstellung bisher unbekannter Einzelheiten des Prozesses Calas unbekannt geblieben.*) Eine Anzahl weiterer Kapitel ist der Darstellung des Kampfes der Regierung mit dem Parlamente, Voltaires Stellung hierzu, seinem Eintreten für Beaumarchais, der Reformbewegung nach seinem Tode, dem Sturz des alten und der Bildung des neuen Rechtes in der Revolution gewidmet. Es ist gerade jetzt, wo man sich daran gewöhnt hat, die großen Errungenschaften der Revolution etwas über die Achsel anzusehen, am Platze, in Büchern wie dem vorliegenden, den Zustand vor derselben wahrheitsgetreu zu schildern, damit man die Wohltaten, welche die große Umwälzung mit sich gebracht hat, der Gerechtigkeit entsprechend anerkenne und würdige. Das geradezu kannibalische Strafrecht, wie es zu Voltaires Zeiten bestand und die kannibalische Art und Weise, auf welche der allerchristlichste König seine Untertanen vom Leben zum Tod befördern ließ unter dem Beifall eines entmenschten Adels und eines entarteten Klerus haben, wie Hertz mit Recht hervorhebt, in dem französischen Volke jenen Hang zur Grausamkeit gezeitigt, welcher die wildesten Greuel der Schreckenszeit hervorrief. Die Orgien und Saturnalien, welche Wollust und Grausamkeit in der Schreckenszeit, während der Periode des weißen Schreckens im Süden und noch später feierten, wurden nur dadurch möglich, dass der Anblick der schrecklichsten und grauenvollsten Marter die Nation an die schlimmsten Blutszenen gewöhnt hatte. Es ist für die Völkerpsychologie eine interessante Tatsache, dass die feinen Damen des ancien régime, welche so gerne als arkadische Schäferinnen liebegirrend umherstreiften, bei den schrecklichsten Hinrichtungen stets auf dem Platze waren; die eleganten Komtessen und Vikomtessen, welche beim Anblick einer Spinne in Ohnmacht fielen, vermochten es über sich zu gewinnen, der Vierteilung des Hochverräters Damiens gelassen beizuwohnen. Und dies war die Gesellschaft, welche für den Naturkultus mit Rousseau schwärmte, welche die Empfindsamelei und Gefühlsüberschwänglichkeit in unerreichbarem Grade kultivierte! Es ist gar kein Zweifel, dass der Hang der französischen Nation zur Grausamkeit, der in völkerpsychologischer Beziehung so charakteristisch ist, durch die Schand- und Sündenwirtschaft der Bourbonenmonarchie auf dem Gebiete der Rechtspflege förmlich gezüchtet wurde.

In den düstern und dunklen Zeiten, in welche uns das Hertz'sche Buch führt, gewährt das Bild des Patriarchen von Ferney einen erhebenden und erfrischenden Anblick. Es ist heute sehr leicht, über den Mann zur Tagesordnung überzugehen, welcher allein in Europa es wagte, seine Stimme zu Gunsten der Blutopfer einer Kanaille im Richtergewande zu erheben, es ist sehr leicht das Wirken des Mannes zu unterschätzen, welcher allein den Mut besaß, das feile Schergentum, das auf den französischen Richterstühlen saß, an den Pranger zu stellen. Die selbstzufriedene, dünkelhafte Weisheit, wie sie sich heute zu Tage auf allen Gassen breit macht, die gesättigte Einbildung, welche sich für größer hält als das Genie, hat eben kein Verständnis dafür, dass ohne die Tätigkeit Voltaires die schmachvollen Zustände in Frankreich und andern Ländern sicherlich noch länger gedauert hätten als sie dauerten. Mag der Charakter des Freundes Friedrichs des Großen auch manchen Flecken besitzen, seine edle und aufopferungsvolle Tätigkeit zu Gunsten der gemordeten Opfer des französischen Richterstandes, sein Kampf gegen die Barbarei der Gerichte, welche durch den

*) Couzet, Une information devant le juge royal de Muret en 1782, recueil de l'académie de legislation de Toulouse 1882—1883, XXXI. p. 225—250.

königlichen Despotismus und den kirchlichen Fanatismus gestützt wurde, genügt, um ihm für alle Zeiten in dem Pantheon der Menschheit einen Platz unter den Ersten zu sichern.

Mainz. Ludwig Fuld.

Litterarische Neuigkeiten.

„Dunst.“ Roman von Karl Frenzel. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Auf dem Hintergrund der Berliner sozialdemokratischen Bewegung entrollt Karl Frenzel in seinem neuesten Roman „Dunst“ ein ebenso spannendes, wie durch seine psychologische Tiefe anziehendes Drama aus der modernen Gesellschaft. In lebhaft bewegter Handlung, unter Figuren von greifbarer Leibhaftigkeit entwickelt sich die Fabel und in ihr die soziale Frage, die zugleich zum Prüfstein der verschiedenen Charaktere und zum Schicksal der Helden wird. Der dramatische Zug in Frenzels Erzählungen, die scharfe und feine Lebensbeobachtung, der künstlerische Realismus seiner Darstellung, haben hier vereint ein Meisterstück geschaffen, dessen ergreifender Wirkung sich kein Leser entziehen wird. — Im gleichen Verlage erschien:

„Die Lehnsjungfer.“ Roman von Emile Erhard. 5 Bände. Von seinem ersten Auftreten als Romanschriftsteller an hat der Verfasser die deutsche Lesewelt alsbald zu fesseln und ihre Gunst sich unverändert zu erhalten, ja, sich immer tiefer in derselben festzusetzen gewusst Sein jüngstes Werk: „Die Lehnsjungfer“, ist ohne Frage zugleich seine reichste und inhaltschwerste Schöpfung. Um die Geschicke der beiden Hauptpersonen rankt sich eine Fülle fesselnder Episoden, durch welche der Verfasser betätigt, dass er das Leben der untersten Volksklassen nicht minder mit vollem Verständnis und warmem Herzen erfasst hat als dasjenige der gebildeten Stände und der vornehmen Welt. Durch all diese Eigenschaften und eine hohe Kunst des scheinbar ganz natürlich und schlicht sich entwickelnden Vortrags wird der Roman einen Platz ersten Ranges in der erzählenden Litteratur unserer Tage behaupten.

Iwan von Tschudis „Reisehandbuch der Schweiz“ (Der Tourist) erschien dieses Frühjahr in seiner 29. Auflage, der letzten, welche der unermüdliche Autor unmittelbar vor seinem Hinscheiden noch selbst revidiert und überarbeitet hatte. Das hohe Ansehen, dessen sich dieses Handbuch in den weitesten Kreisen, namentlich unter den Mitgliedern des S. A. C. erfreuen durfte, legte den Hinterlassenen die Pflicht auf, für die Fortführung des Unternehmens im Sinne und Geiste Tschudis zu sorgen. Sie glauben dieses Ziel gesichert zu sehen durch Übertragung des Werkes an die Verlagsbuchhandlung von Orell, Füssli & Komp. in Zürich, welche dasselbe unter unabhängiger und ehrenfester Redaktion stets weiter zu vervollkommnen trachten wird. Das Unternehmen wird die Lust, das Schweizerland zu bereisen, in immer weitere Kreise tragen und sie befriedigen helfen, den Namen Tschudis aber auch in kommenden Generationen fortleben lassen!

„Im fernen Westen.“ Roman. Nach dem Amerikanischen von Lina Freifrau von Berlepsch. (Bachems Novellen-Sammlung, Band 29.) Der Hauptreiz dieser eigentümlichen schönen Erzählung liegt in der überzeugenden Schilderung anziehender Charaktere. Im Vordergrund des Interesses steht das seltsame, leidenschaftliche Wesen Etheldas, die, von Jugend auf verwöhnt und verzärtelt, ihre Hand ohne ihr Herz dem Richter und Gouverneur Markham reicht, einem zwar rauhen, aber tatkräftigen edeln Manne. In Folge einer Umwandlung der Verhältnisse lernen sich die beiden Gatten langsam verstehen; aber gerade in der Zeit, wo sie anfängt, ihn zu lieben, wird sie von ihm durch eine plötzliche dem Schein nach begründete Anschuldigung in Betreff eines zu Be[...] erscheinenden Jugendfreundes so gereizt, dass sie, anstatt d[...] eine kleine Demütigung ihre Unschuld zu beweisen, sich [...] die Flucht von ihm trennt. Nach Jahren endlich w[...] bis dahin bekämpfte Leidenschaft zu einem reinern und Ethelda erkennt mit Schaudern, dass etwas in ihr abwärts geht. Dieser Selbsterkenntnis hilft eine glückliche Fügung sie in die Arme ihres Mannes zurückführen, dessen gebrochenes Herz den herben Verlust bis jetzt nicht verschmerzt hatte. Dieser Uebergang ist mit großer psychologischer Feinheit geschildert, der Leser wird hingerissen, er fühlt und erlebt alle die Empfindungen und Ereignisse mit, die das Verhältnis des wiedervereinten Paares endlich so glücklich umgestaltet. Auch die übrigen Gestalten der Erzählung, besonders den schwachsinnigen, jedoch überaus gutherzigen Andy versteht die Verfasserin geschickt zu charakterisieren und das Interesse des Lesers bis zum Schluss in Spannung zu halten.

Von Moritz Brasch erscheint demnächst ein neues und bedeutsames Werk, das bestimmt ist, in unserer neueren philosophisch-historischen Litteratur eine empfindliche Lücke auszufüllen: „Die Philosophie der Gegenwart. Ihre Richtungen und ihre Hauptvertreter“ (Leipzig, Gressner u. Schramm. 1888). Wie wir hören, wird dieses Buch, welches die philosophischen Strömungen und Schulen der eigentlichen Gegenwart behandelt, sich nach der Art der Behandlung an des Verfassers großes dreibändiges Werk „Die Klassiker der Philosophie“ anschließen, als dessen abschließende Ergänzung dasselbe anzusehen ist. Wir glauben die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese hervorragende Erscheinung schon jetzt hinweisen zu müssen.

Krauß, „Von der Ostsee bis zum Nordkap.“ Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen. Neuerdings liegen uns wieder eine Anzahl Lieferungen (19—25) dieses Prachtwerkes vor. In denselben wird vorerst das IX. Kapitel des Werkes, das uns mit dem Ursprunge und der Entwickelung der Holzschneidekunst in Norwegen vertraut machte, abgeschlossen, sodann führt uns der Verfasser in den nächsten Kapiteln nach Bergen, von dort nach Drontheim und endlich in das Land der Mitternachtssonne, dem Ziele unserer Wanderung, dem Nordkap, entgegen. Das Werk wird, wie die Verlagshandlung mitteilt, mit der 30. Lieferung abschließen.

Von Ernst Ecksteins Roman „Die Claudier“ erscheint demnächst bereits die 9. Auflage und zwar als billige Ausgabe in einem Bande.

Seit Kurzem erscheint im Verlage von Greiner & Caro in Berlin unter dem Titel „Deutsche Feuilleton-Zeitung“ eine neue Wochenschrift, deren Redaktion den bewährten Händen Ernst Wechslers anvertraut ist. Das neue Unternehmen will eine Pflegstätte des feinen Feuilletons in allen Schattierungen sein und zählt die hervorragendsten Schriftsteller Deutschlands zu seinen Mitarbeitern. Die vor uns liegenden Nummern 1—2 bringen Beiträge von Ernst von Wolzogen, Fritz Mauthner, J. Trojan, Adolf Glaser, Albert Lindner, F. von Zobeltitz u. a. m. und sehen wir den folgenden Nummern mit großem Interesse entgegen.

Dante Alighieri, „Die Hölle“ (Göttliche Komödie I). Metrisch übertragen von Dr. med. Carl Bertrand (Heidelberg, Verlag von Georg Koester). Es ist gerade kein Mangel an guten Dante-Uebersetzungen in Deutschland und man tritt daher jedem neuen Versuch auf diesem Gebiet mit berechtigtem Misstrauen gegenüber. Die Bertrandsche Uebertragung ist der gelungensten eine, die sich durch vollendete Form und Klarheit des Ausdrucks in hohem Grade auszeichnet.

„Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur.“ Von Lady Blennerhasset geb. Gräfin Leyden (Berlin, Verlag von Gebr. Paetel). Von diesem für die Zeitgeschichte des Anfangs unseres Jahrhunderts hochwic[...] Werk, dessen erster Halbband vor einigen Monaten [...]t nun der mit einem prächtig ausgeführten Por[...] von Staël geschmückte zweite Halbband und [...]plett abgeschlossene erste Band vor.

[...] Werk aus der Feder Salvatore Farinas [...]nächst im Verlage von Alfredo Brigola & Cie. [...]nter dem Titel „Pe' belli occhi della gloria“, [...]ere.

Das erste Heft der neuen Vierteljahrsschrift „Archiv für Geschichte der Philosophie", in Gemeinschaft mit Diels, Dilthey, Erdmann und Zeller herausgegeben von Ludwig Stein, ist unlängst erschienen (Berlin, Georg Reimer). Es wird durch einen interessanten Aufsatz des berühmtesten unter den jetzt Lebenden Philosophiehistorikern, Eduard Zeller, eröffnet, über „Die Geschichte der Philosophie, ihre Ziele und Wege", und enthält eine Reihe bemerkenswerter Artikel von namhaften Gelehrten über die ältere und die neuere Geschichte der Philosophie und die darauf bezügliche neueste Litteratur. Das Werk ist ein internationales Unternehmen, da außer den deutschen auch englische, amerikanische, französische und italienische Forscher Mitarbeiter sind und in ihrer Sprache schreiben. Wir wünschen dem „Archiv" den besten Erfolg.

Unser geschätzter Mitarbeiter Louis de Hessem lässt in seinen Bemühungen dem französischen Publikum die Bekanntschaft der besten zeitgenössischen deutschen Schriftsteller zu vermitteln keine Pause eintreten. Der Uebersetzung des Jensenschen Romans „Drei Sonnen", der wie wir schon erwähnten unter dem Titel „Le Rêve" in der „Revue Internationale" erscheint, lässt er eine Reihe Novellen von Hermann Heiberg folgen, mit deren Veröffentlichung er jüngsthin in der litterarischen Beilage der „Lanterne" begonnen hat. Wir wollen noch hinzufügen, dass er mit Beginn dieses Monats in der glänzenden französischen Zeitschrift „Le Livre" die ständige Berichterstattung über die deutsche Litteratur übernimmt und fortlaufende Nachrichten über Neuerscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt, Inhaltsangaben von deutschen Zeitschriften und Buchbesprechungen veröffentlichen wird, nachdem er schon früher in derselben Revue den deutschen Verlegern einen längeren Aufsatz gewidmet hat, von dem wir schon des öfteren gesprochen haben.

Seit Anfang August dieses Jahres erscheint in der „Librairie Illustrée" eine neue litterarische Halbmonatsschrift im Genre des „Magazin", die den Titel „La Lecture" führt und berufen erscheint, einen großen Erfolg zu finden; die Gründe, die sie dazu berechtigen, sind mannigfacher Natur. Jedes Heft, mit Sorgfalt auf schönem, starkem Papier gedruckt, umfasst 6 Bogen in Groß-Oktav und kostet nur 50 Pfennige. Die bis heute vorliegenden fünf Hefte enthalten Romane, Novellen, Studien u. s. w., als Mitarbeiter figurieren: A. Daudet, Emile Zola, Maupassant, Claretie, Bourget, Loti, Coppée, Richepin, Maizeroy u. A. m.

Band 4 des vierten Jahrgangs von „Engelhorns Allgemeiner Romanbibliothek" enthält einen neuen Roman von Octave Feuillet, der den Titel führt: „Das Tagebuch einer Frau". Der feine Sinn für Formvollendung Feuillets zeigt sich von Neuem in diesem Roman, der einen überaus fesselnden Stoff zur Darstellung bringt. — (Stuttgart, J. Engelhorn.)

„Grundriss der Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart." Von Dr. Gustav Körting. (Münster i/W., Verlag von Heinrich Schöningh.) — In einem mäßig starken Bande bietet Körting hier eine in knappsten Grenzen gehaltene Uebersicht über die Geschichte des englischen Schrifttums von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Bei dem begrenzten Umfang des Buches konnte nur die englische Litteratur im engeren Sinne des Wortes Berücksichtigung finden, die amerikanische Litteratur bleibt vollständig ausgeschlossen, nur die hervorragendsten Schriftsteller finden in Anmerkungen kurze Erwähnung. Die Anordnung des Stoffes ist in hohem Grade übersichtlich und der Vortrag verbindet mit gedrängter Kürze Präzision und Klarheit. Der Leser erhält ein klares scharf umrissenes Bild der Entwickelung des englischen Geisteslebens und besitzt in dem Werk, das den ersten Band einer „Sammlung von Kompendien für das Studium und die Praxis" bildet, einen sicheren und zuverlässigen Führer auf dem weiten Gebiet der englischen Litteratur. — Im gleichen Verlage erschienen ferner: „English reading book for the use of schools and for private study. A choice selection of fables, anecdotes, narratives, letters, historical pieces, poems etc." by May Gibson e und „Streifzüge durch die mittelenglische Syntax unter besonderer Berücksichtigung der Sprache Chaucers von Dr. Eugen Einenkel. Mit einem Wörterbuche von Wilhelm Grote.

Erschienene Neuigkeiten.

„Denkmäler des klassischen Altertums." Lieferung 46 und 47. — München und Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg.

„Gute Nachbarn" von T. Combe. Autorisierte Uebersetzung von E. Bagge. — Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

„Leonie." Familien-Roman mit besonderer Rücksicht auf jugendliche Leserinnen von Emma von Brandis-Zelion. — Paderborn, Verlag der Junfermannschen Buchhandlung.

„Ginevra Cantarini." Roman von Baronin Elisabeth von Grotthuss. — Augsburg, B. Schmidsche Verlagsbuchhandlung.

„Der serbisch-bulgarische Krieg von 1885." Eine militärische Studie von einem deutschen Offizier. — „Die neue Fechtweise der französischen Infanterie." Nach dem französischen Infanterie-Exerzier-Reglement bearbeitet von einem deutschen Infanterie-Offizier. Mit zahlreichen Skizzen auf sechs Tafeln. (Verlag von Eduard Zernin in Darmstadt.) — Ebenda erschien ferner: „Erinnerungen an Dr. J. V. von Scheffel." Erlebtes und Erfahrenes von Gebhard Zernin.

„So is's bei'n uns in Boarnland." Eine Sammlung von Gedichten in allen bayrischen Mundarten von Theodor Hildenbrand. — Kempten, Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung.

„Die Entwickelung des Buchgewerbes in Leipzig." Von Dr. Oskar von Hase. — Leipzig, G. Hedeler.

„Hogolie." Ein Sudetenschatz. Rübezahl-Lieder von Emil Steiner Mit einer Abbildung. — Berlin, Zenkers Verlag.

„Zur neuen Lehre." Betrachtungen von Dr. H. Druskowitz. — Heidelberg, Georg Weiß's Verlag.

„Rede zur Enthüllung des Hebbel Denkmals in Wesselburn am 2. September 1887." Von H. Krumm. — Kiel, Lipsius & Tischer.

„Der naturgemäße Arbeitslohn." Vortrag von Prof. J. Pohl. — Leipzig, J. M. Gebhardts Verlag.

„Eine Notenschrift auf Grund des modernen Tonsystems", enthaltend das vollständige Alphabet. Zur Korrespondenz erfunden von A. Michaelis. — Halle a/S., A. Michaelis.

Die letzterschienenen Bände 2484 und 2485 der „Collection of british authors" (Tauchnitz Edition) enthalten: „An ugly duckling" by Henry Erroll (2484) und „Madame's grand-daughter" by Frances Mary Peard (2485). (Leipzig, Bernhard Tauchnitz).

„Litteratura española." Trozos de prosa y poesia des los mejores autores antiguos y modernos escogidos y coleccionados por el professor Dr. Don Francisco Ungaro de Monteiase. — Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). Ein geschickt zusammengestelltes und empfehlenswertes spanisches Lesebuch.

Ausländische Neuigkeiten.

„Daniel Veth's Reizen in Angola." Vorafgegaan door eene Schets van zijn Leven. Bewerkt door Dr. P. J. Veth en Joh. F. Snelleman. Met platen en een kaartje. — Haarlem, H. D. Tjeenk Willink.

Johannes Jørgens: „Vers". — Kopenhagen, P. Hauberg & Komp.

N. R. d'Alfonso: „Il Problema dell' educazione religiosa." Parte prima. — Torino, Paravia e Comp.

In Kürze erscheint im Verlage von Fratelli Treves in Mailand ein neues Werk des bekannten italienischen Afrikareisenden A. Cecchi unter dem Titel „L'Abissinia". Wir verfehlen nicht, schon heute auf das wichtige Werk aufmerksam zu machen.

„Annual report of the Board of Regents of the Smithsoniam Institution showing the operations, expenditures and condition of the institution to July 1885.", Part I. — Washington, Government Printig Office.

„Sixth annual report of the United states Geological Survey to the Secretary of the interior 1884—85. By J. W. Powell, Direktor. — Washington, Government Printing Office.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich**, K. R. Hofbuchhändler in Leipzig ist erschienen:

Ledige Leute.

Zwei Novellen von

Goswina v. Berlepsch.

244 Seiten in Oktav. Preis: 3 Mark.

Dieser hübsch ausgestattete Band ist eine Separatausgabe der früher in der „**Helvetia**“ erschienenen beiden Erzählungen „**Der Chevalier**“ und „**Jakobe**“. Da unsere Leser die Vorzüge der Schreibart und der charakteristischen Darstellung unserer beliebten Mitarbeiterin bereits zur Genüge kennen, so bleibt uns hier nur übrig, ihnen diese trefflichen Schöpfungen neuerdings warm zu empfehlen und namentlich auch unsere schweizerischen Volks- und Leihbibliotheken darauf aufmerksam zu machen, und zwar umsomehr da beide Novellen ein durchaus sittliches und volksthümliches Gepräge haben. Es giebt Schriftstellerinnen der Gegenwart, die in ihren Werken die grösste Unnatur, Gespreiztheit und Ueberspanntheit zur Schau tragen. Dies ist bei G. v. Berlepsch nicht der Fall; ihre Schreibart ist einfach und natürlich, ihre Charaktere sind wahr und aus dem Leben gegriffen, und es fehlt auch nicht an schalkhaftem Humor, der da und dort als willkommene Würze beigegeben ist. Aus diesen Gründen empfehlen wir das soeben erschienene Buch der Verfasserin nochmals aufs Beste;

Helvetia.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Joh. Strauss. Walzer für Pianoforte.

— Gesammt-Ausgabe. —

Herausgegeben von seinem Sohne Joh. Strauss.

Billige Lieferungs-Ausgabe. Jede Lieferung M. 1.20.

Die soeben erschienene 1. Lieferung wird auf Wunsch von jeder Buch- oder Musikalienhandlung zur Ansicht vorgelegt.

Prospekte kostenfrei.

Zu beziehen in 25 Lieferungen oder in 5 Bänden

Höchst actuell.

Soeben erschien:

Marokko.

Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute

von

Victor J. Horowitz.

gr 8°. broch. M. 4.—.

Marokko ist ein bis jetzt wenig bekanntes, beschriebenes und doch so wichtiges Land, dass ein Werk von einem so gründlichen Kenner des Landes, wie dem Verfasser, der lange Zeit im dortigen deutschen Konsulate Angestellter war, sicher eine Lücke ausfüllt. Die lebendig gehaltenen Schilderungen sämmtlicher Verhältnisse des Landes, der Bodenbeschaffenheit, der Landesprodukte, der verschiedenen Bewohner, der Sitten und Gebräuche, der Regierung und Geschichte derselben nebst specieller Beschreibung sämmtlicher wichtigen Ortschaften etc., werden umsomehr Interesse finden, als gerade — jetzt Marokko immer mehr in den allgemeinen politischen Vordergrund zu treten beginnt — und besonders mit Deutschland in nähere Beziehungen tritt.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung, Leipzig.

Der Fortschritt.

Zeit- und Streit-Schrift

für

Litteratur, Musik und bildende Künste.

Mit Beilage:

Münchener Dramaturgische Blätter

herausgegeben von

Hans von Basedow.

Zu einem der massgebendsten kritischen Organe hat sich in kurzer Zeit der in München erscheinende, von H. v Basedow herausgegebene „Fortschritt“ emporgeschwungen. Durch seine gediegene Kritik, welche alle Gebiete der Kunst und Wissenschaft umfasst, beabsichtigt diese Revue dem Realismus Bahn zu brechen. Trotz der Reichhaltigkeit und hervorragenden Gediegenheit des „Fortschritt“ ist der Preis desselben ein geringer.

Preis halbjährig M 3.—.

Inserate die ganze Seite 8 M. 8.—, ½ Seite M. 4,50, ¼ Seite M. 3.—. Zu beziehen durch alle Postämter, Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch die Administration **München, Färbergraben 33, II.**

Höchstinteressante Neuigkeit!

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch **jede Buchhandlung** zu beziehen:

„Aus der Wilhelm-Strasse.“

Erinnerungen eines Officiösen.

Inhalt:

1. Bismarck und seine Collegen.
2. Aus der Gründerzeit.
3. Eine Episode aus dem Kulturkampf.
4. Bismarck interviewt.
5. Bismarck und seine Untergebenen.
6. Bismarck und die Presse.
7. Aus Kissingen.
8. Bismarck und der Antisemitismus.
9. Am Pariser Platz.
10. Le feuille de M. de Bismarck.
11. Aus dem englischen Botschafter-Hotel.
12. Fürst Bismarck und das Parlament.
13. Kongress-Plaudereien.

Höchst elegante Ausstattung. 20 Bogen stark.

Preis: **M. 5** geheftet, in Lnwd. gebd. M. 6.50, in Hlbfz. gebd. M. 8.—.

Richard Eckstein Nachf. (Hammer & Runge), **Berlin, S.W., Friedrichst. 214.**

Heinrichshofen's Verlag, Magdeburg.

Dr. Rudolf Nicolai.

Geschichte der römischen Litteratur.
Preis M. 12.—, gebunden M. 18.50.

Griechische Litteratur-Geschichte.
Zweite verbesserte Auflage.
Drei Bände Preis M. 21.—, gebunden M. 24.50.

Auszug aus der griechischen Litteratur-Geschichte
für höhere Schulen und zum Selbststudium
Preis M. 3.—, gebunden M. 4.20.

Dr. F. F. Rothe,

Griech. Denksprüche in Vers u. Prosa mit erklärenden Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis Preis M. 2.—.

Die

Geschichte der Erde

von **E. A. Rossmässler**

erscheint in vierter Auflage von

Dr. Th. Engel

umgearbeitet in reich illustrierten Lieferungen à 50 Pf.

Abonnements in allen Buchhandlung.

Verlag Otto Weisert in Stuttgart.

Eine zeitgemässe Litteraturgeschichte
zu ermässigtem Preise!

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. 5 Bde. eingeleit. u. übers. v. **Ad. Strodtmann** u. (Bd. 5) von **W. Rudow**. 2. Aufl. 1886. Eleg. broch.

Früherer Preis 29 M. jetzt 18 M. Eleg. geb. 23 M.

Dieselben einzeln:

I. Emigrantenlitteratur. Statt 4½ M. für 3 M.
II. Romant. Schule in Deutschl. Statt 4½ M für 3 M
III. Reaction in Frankreich. Statt 4½ M. für 3 M.
IV. Naturalismus in England. Byron etc. Statt 7½ M. für 4½ M.
V. Romant. Schule in Frankreich St. 8 M für 5½ M

Dieses berühmte Werk ist allen denen zu empfehlen, welche einer **freien** Richtung in Kunst und Wissenschaft huldigen.

H. Barsdorf, Buchhandlung in **Leipzig.**

Unentbehrlich für Haus und Schule!

Erd- und Himmelsgloben, Tellurien und **Planetarien** in 8 Grössen und 17 Sprachen. Bei allen grösseren Buchhandlungen zu haben.

J. Felkl & Sohn,

Lehrmittelanstalt in **Roztok** bei **Prag.**

Illustr. Preiskourants gratis und franko.



Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 44. — Leipzig, den 29. Oktober. — 1887.

Inhalt:

Der Ghetto-Roman und die Ghetto-Novelle und ihre Vertreter.

Eine Studie von Adolph Kohut.

Die Judengasse in Frankfurt am Main, die noch Heine und Börne so sehr ärgerte, existiert nicht mehr, das heißt, die Kinder Israel können jetzt in Frankfurt am Main überall logieren, wo sie wollen. Nicht in kleinen, winkeligen, schmutzigen Gassen wohnen die Reichen und Wohlhabenden, sondern in breiten Straßen mit prachtvollen Palästen. Wie in Frankfurt am Main, so giebt es nirgends mehr in Deutschland ein sogenanntes „Ghetto“ mehr. Dieses sichtbare Zeichen mittelalterlicher Unduldsamkeit und Abgeschlossenheit konnte vor der strahlenden Sonne der Aufklärung und Humanität unseres Jahrhunderts nicht bestehen. Verschwunden ist die Judengasse, ebenso wie die gelben Abzeichen, der Leibzoll, das Judenprivilegium, das Schutzjudentum und alle jenen Beschränkungen, welche noch im 18. Säkulum zwischen Juden und Christen eine hässliche Scheidewand zogen. Aber nicht allein in Deutschland, sondern auch im Ausland sind die Mauern des Ghetto eingestürzt vor den Posaunenstößen einer erleuchteten Zeit, die das Evangelium der Toleranz predigt und in allen Menschen, welchen Glaubens sie auch seien, Brüder sieht, die sich gegenseitig, wenn auch nicht lieben, so doch dulden müssen. Selbst in Rom und in Florenz, wo sich das Ghetto so lange gehalten hat, sind diese Symbole der Verfolgungswut und des Rassenhasses dahin, seitdem das geeinigte Königreich nur Italiener und nicht Katholische, Evangelische und Jüdische kennt.

Und doch! wie sehr man sich auch vom Standpunkte der Nächstenliebe freuen mag, dass die Judengasse das Zeitliche gesegnet, so muss man trotzdem eingestehen, dass der Poesie dadurch ein sehr ergiebiges Feld verloren gegangen ist. Im Ghetto existierte freilich unsäglicher Schmutz, religiöser Fanatismus, Jammer und Elend, aber auch Szenen voll tragischer Gewalt und inniger Liebe, Lust- und Trauerspiele voll Originalität und exotischen Reizes spielten sich innerhalb der engen Grenzen der Judengasse ab. Unsere Zeit makadamisiert die Straßen und makadamisiert auch die Geister. „Original, fahr' hin in deiner Pracht!“ kann man daher sagen, da nun die Judengasse leer ist. Könnte man sich einen „Uriel Akosta“ ohne das Ghetto denken? Was macht Baruch Spinoza so groß und so bewunderungswürdig, wenn es nicht die Tatsache wäre, dass er trotz der Ghetto-Atmosphäre sich in Regionen aufschwang, wo nur der lautere Aether des reinen Pantheismus zu finden ist?

Welch ergiebiges Feld für die poetische Darstellung das Ghetto bot, beweist die Ghetto-Novelle, die eine besondere Spezialität unserer Erzählungslitteratur bildet und die es wohl verdient, dass ihr eine kritische Betrachtung gewidmet werde.

Die Ghetto-Novelle ist ihrer Natur nach eine kulturhistorische. Ihre Tendenz gipfelt in dem Bestreben, die Züge einer fast ganz ausgestorbenen Kulturwelt zusammenzufassen und der Zukunft zu erhalten. Ohne Georg Ebers auch nur im Entferntesten nahe treten zu wollen, muss man doch

bekennen, dass das alte Egypten mit seinem gar zu modernisierten Leben und Lieben lange nicht so interessant und wahr ist, wie diese wunderliche Welt, welche sich mitten in der christlichen Welt Jahrhunderte lang abspielte. Ein überraschender, eigentümlicher, ganz eigenartiger Mikrokosmus ist das Ghetto im Makrokosmus! Es erscheint uns wie eine Jahrtausende alte und doch ausgestorbene Epoche mit den seltsamsten Lebensformen, den unerklärlichsten Anschauungen und komischsten Allüren. Nicht immer fühlen wir uns in diesem Luftkreis behaglich, es ist uns dumpf und schwül zu Mute und wir danken Gott, dass er uns besseren Ozon bescheert hat, aber mitten im Urnebel und Chaos erblickt man urplötzlich ein farbenprächtiges Phänomen, das unsere Augen blendet, gewahren wir glänzende Meteore, die uns Bewunderung einflößen.

Es ist natürlich, dass die besten Ghetto-Novellen diejenigen schreiben konnten und geschrieben haben, welche selbst Jahre lang in dieser Atmosphäre atmeten, welche die Leiden und Freuden, die Tugenden und Laster, die Vorzüge und Schwächen ihrer Glaubensgenossen aus eigener Erfahrung kennen und kannten. Je mehr diese Erzähler es verstanden, sich über den Dunstkreis zu erheben und objektive Bilder zu entwerfen, desto gehaltvoller gestaltete sich auch ihre dichterische Produktion, desto größeren Genuss gewährten ihre schöpferischen Leistungen. Wenn die Dichter selbst auf die Zinnen der Partei stiegen, wenn sie sich nicht die Klarheit der Anschauung und die Ruhe ihrer Seele wahrten, dann erschienen auch die Genrebilder, die sie uns boten, getrübt, sie waren eben nur Zerrbilder, welche keinen harmonischen, sondern peinlichen Eindruck hervorrufen mussten.

Die jüdischen Schriftsteller, welche seit Heinrich Heine und Ludwig Börne sich der Belletristik zuwandten, wählten mit Vorliebe jüdische Stoffe für ihre Darstellung, erstens weil dieselben gleichsam auf der Hand liegen und weil zweitens die Themata in jenen Zeiten, wo die Juden-Emanzipationskämpfe noch nicht ganz ausgetragen waren und die sozialen Reibungen zwischen Juden und Christen ihre Schärfe noch nicht verloren hatten, ein besonderes — ich möchte im Zeitungsjargon sagen — „aktuelles“ Interesse beanspruchen durften. Je siegreicher die Ideen der Gleichberechtigung und Toleranz zum Durchbruch kamen, desto mehr wandten sich die jüdischen Schöngeister allgemeinen Stoffen zu.

Der Vater der Ghetto-Novelle in Deutschland ist kein anderer als **Heinrich Heine**. Trotzdem Harry Heine selbst eigentlich nicht im Ghetto zu leben brauchte — die Rheinprovinz hatte, dank Napoleon I. toleranten Anschauungen, diese Zwingburg des Mittelalters schon im Anfange des Jahrhunderts geschleift, — so hatte er doch von seiner Mutter so viele jüdische Geschichten und Märchen überliefert bekommen und als Kind und Jüngling immerhin so viel vom Hep-Hep des Straßenpöbels zu leiden gehabt, dass er sich gedrängt fühlte, „ein Werk zu schaffen, das ganz aus der Liebe hervorgegangen“, ich meine den leider unvollendet gebliebenen Roman „**Der Rabbi von Bacharach**“. Ganz abgesehen von den landschaftlichen Bildern, die der Sohn der Rheinprovinz von seiner engeren Heimat entwirft, ist der Roman reich an ergreifenden poetischen Szenen, die bereits die Klaue des Löwen verraten. Mit meisterhaften Strichen zeichnet Heine das jüdische Leben in Bacharach im 15. Jahrhundert. Um den Rabbi von Bacharach und seine schöne Frau Sara gruppiert er eine rührende Geschichte, welche das Tun und Treiben des damaligen Ghetto-Judentums mit außerordentlicher Treue und Wahrheit zeigt. Von den Sitten und Gebräuchen, dem häuslichen und Familienleben, den religiösen und sozialen Anschauungen der Kinder Israel erzählt Heine in seiner graziös-koketten Weise; nur hier und da durchzieht den Roman ein ironischer Hauch, sonst ist der Dichter merkwürdig ernst; es ist ihm augenscheinlich Herzenssache, was er vorträgt und er lässt es sich nicht nehmen, hier und da eine Apotheose des Judentums hineinzustreuen. Hier nur einige Stellen. „Dieses Antlitz (Sara's) war rührend schön. Wie denn überhaupt die Schönheit der Jüdinnen von eigentümlich rührender Art ist; das Bewusstsein des tiefen Elends, der bitteren Schmach und der schlimmen Fährnisse, worinnen ihre Verwandten und Freunde leben, verbreitet über ihre holden Gesichtszüge eine gewisse leidende Traurigkeit und beobachtende Liebesangst, die unsere Herzen sonderbar bezaubern“ … „Sieh, schöne Sara, wie schlecht geschützt ist Israel! Falsche Freunde hüten seine Tore von außen und drinnen sind seine Hüter Narrheit und Furcht!“ — Der Rabbi von Bacharach flüchtet mit der schönen Sara nach Frankfurt am Main. Dies giebt Heine Gelegenheit, eine allerliebste Schilderung des Frankfurter Judenghetto, voll plastischer Anschaulichkeit, zu geben. Es ist dies ein Kabinetsstück echt Heineschen Humors. Der Narr Jäkel, der Nasenstern, der Trommelschläger und auch die übrigen Figuren sind durchaus aus dem Leben gegriffen und ungemein fein nüanciert. Am Schlusse des Torsos bricht die Heinesche Ironie durch, indem er die jüdische Garküche schildert. „Meine Nase,“ — lässt er den heidnisch gesinnten Spanier sagen, — „ist nicht abtrünnig geworden. Als mich einst der Zufall um Mittagszeit in diese Straße führte, und aus den Küchen der Juden mir die wohlbekannten Düfte in die Nase stiegen, da erfasste mich jene Sehnsucht, die unsere Väter empfanden, als sie zurückdachten an die Fleischtöpfe Egyptens; wohlschmeckende Jugend-Erinnerungen stiegen in mir auf; ich sah wieder im Geiste die Karpfen mit brauner Rosinensauçe, die meine Tante für den Freitagabend so erbaulich zu bereiten wusste; ich sah wieder das gedämpfte Hammelfleisch mit Knoblauch und Meerrettig,

womit man die Todten erwecken kann, und die Suppe mit schwärmerisch schwimmenden Klößchen ... und meine Seele schmolz, wie die Töne einer verliebten Nachtigall und seitdem esse ich in der Garküche meiner Freundin Donna Schnapparella!“

Auf dem von Heine betretenen Pfade wandelten die Epigonen rüstig weiter. Berthold Auerbach ist der zweite nachheinesche Poet, welcher das jüdische Leben in seiner gemütlich-anheimelnden Weise schildert. Er, der ursprünglich seine Karrière als Rabbinatskandidat betrat und bis an sein Lebens-Ende ein starker Talmudist war, stand ja dem jüdischen Leben und den jüdischen Traditionen sehr nahe. Seine ersten Romane gelten daher der dichterischen Verklärung des Judentums. In „Spinoza“ und „Dichter und Kaufmann“ schuf er zwei Ghetto-Novellen, welche ein treues Bild des jüdischen Gemeindelebens in Amsterdam im Mittelalter resp. auch des Tuns und Treibens der Juden in Breslau im vorigen Jahrhundert geben. In „Baruch Spinoza“ sowohl wie in dem „Dichter und Kaufmann“ Moses Ephraim Kuh ringen zwei Weltanschauungen: das alte, starre, verknöcherte Judentum und die moderne Zeit mit ihrem freisinnigen und freien Flügelschlage hart mit einander. Der Reiz dieser Novellen liegt zumeist in der psychologischen Vertiefung und der geschickten und befriedigenden Lösung der Konflikte. Die späteren Vorzüge des Dichters der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ treten schon teilweise auch hier zu Tage. Berthold Auerbach kennt das Volk, mit dem er lacht und weint, mit dem er scherzt und klagt, mit dem er philosophiert und trinkt. Ja, ich wage gar die Behauptung auszusprechen, dass die Zeichnung des Volkslebens im Ghetto in der Seele des jungen jüdischen Theologen den Gedanken gereift haben wird, das deutsche Volk im Walde ebenso zu belauschen, wie er seine Glaubensgenossen in ihrem stillen Kämmerlein und in der Synagoge studiert hat!

Der eigentliche Klassiker des Ghetto-Romans und der Ghetto-Novelle, der von Berthold Auerbach unmittelbar angeregt wurde, ist der vor Kurzem verstorbene Dichter Ludwig Kompert, den man par excellence den „Dichter des Ghettos“ zu nennen pflegt. Wie Berthold Auerbach einen merkwürdig feinen Instinkt für das Detail, für die Charakteristik des Individuellen, für die kleine abgeschlossene Welt, welche von dem Strom unseres Lebens und unserer Bildung entfernt liegt, bekundete, so auch Ludwig Kompert. Der Kreis der Stoffe, den Kompert, ein böhmischer Jude, der selbst im Ghetto geboren wurde, in seinen acht Bänden gesammelter Schriften, verarbeitet hat, ist das enge Leben böhmischer Judengemeinden, welche noch im Anfang, ja sogar in der Mitte unseres Jahrhunderts durch hölzerne Tore, beschränkende Gesetze, Misstrauen und Hass und wie alle die mittelalterlichen Schlagbäume heißen, von ihren christlichen Nachbarn getrennt lebten. Wie bei Auerbach, so sind es auch bei ihm Jugendeindrücke, welche sich ihm poetisch verklärt haben. Doch während Auerbach mit der Zeit zum Kosmopoliten in der Litteratur wurde, blieb Ludwig Kompert stets der Ghetto-Dichter. Der Sohn des böhmischen Ghetto, schrieb vor vierzig Jahren mein leider nunmehr auch verstorbene Freund Julian Schmidt in den „Grenzboten“ über Kompert treffend, wuchs mit größeren inneren Kämpfen und in größerer Abgeschlossenheit vor der Welt aus der dumpfen Luft der Judenstadt heraus. Die Anschauungen und Empfindungen seiner Kindheit waren einseitiger und der Gegensatz, in welchem sich der gebildete Mann zu seiner Vergangenheit befand, war größer als bei Auerbach. Ein märchenhafter Duft kam über die Erinnerungen aus seiner Jugend und überzog ihm die vielen eckigen und seltsamen Gestalten so weit, dass er sie mit Liebe vor sein poetisches Auge ziehen konnte. Vielleicht haben die einzelnen Figuren, welche sich aus demselben hervorheben, gerade deshalb so viel Porträtähnlichkeit und weniger Kunst als bei Auerbach ... Der Wunsch, den Julian Schmidt vor 40 Jahren aussprach, dass Kompert seine Phantasie sobald als möglich aus dem kleinen stagnierenden See des Ghetto herausziehe und lustig in den Strom unseres Lebens tauchen möge, ist glücklicher Weise nicht in Erfüllung gegangen. Ich sage „glücklicher Weise“, denn dadurch ist Kompert ein Poet geworden, dessen Genre zwar klein, der aber dafür groß in seinem Genre war. Er hat das Ghettoleben in seinen Tiefen und Höhen durchforscht und das sich auflösende alte Judentum sowie das heutige Israel, wie es sich mit dem modernen Leben assimiliert und der Gesittung der Gegenwart sich anpasst, in mustergültigen Sittenbildern geschildert.

Sehen wir uns die einzelnen namhafteren Werke Komperts, sofern sie Ghettotypen bieten, etwas genauer an. Bereits 1848 erschienen seine „Geschichten aus dem Ghetto“, die das gleiche Aufsehen erregten, wie Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten“. Die Novellenstoffe, die der Dichter bot, waren sehr einfach, aber in ihrer Einfachheit ergreifend: ein Judenmädchen, welches sich einem französischen General opfert, um von ihrem Geliebten den Verdacht zu nehmen, dass er ein Angeber seiner Glaubensgenossen sei; Kinder, welche eine alte Blödsinnige verfolgen und durch die Erzählung ihrer Lebensgeschichte gerührt und gebessert werden; ein ungeschickter Bursche, welcher durch unpraktisches Wesen zum Verderben kommt; ein Ehepaar, welches sich ohne obrigkeitlichen Konsens geheiratet hat und durch eine Reise zum Kaiser von Oesterreich den Konsens erhält; Märchen aus dem Ghetto und schließlich, als größtes Stück, die Entwickelung zweier jüdischer Kinder bis zu ihrer Emanzipation — es sind schlichte Sujets, aber mit welchem Idealismus weiß sie Kompert zu verklären! Mit großer Sorgfalt und feiner Charakteristik schil-

dert er seine Figuren. Der Meister der Detailmalerei weiß seine Gestalten durch einige kleine Striche sehr wirksam hervorzuheben. Die Sprache ist überdies überall eine poetische und künstlerisch abgerundete. Nirgends ein unnützes Wort, eine rhetorische Floskel; der Autor wirkt durch kurze Sätze, welche ungezwungen einer aus dem anderen fließen. Den jüdischen Jargon benutzt er nicht, um wohlfeile Effekte zu erzielen, sondern nur zur Charakteristik, wodurch die Erzählung dramatisch wirksam belebt wird. Einen ganz besonderen Reiz haben diese Ghettogeschichten dadurch erhalten, dass man jeder Zeile derselben anmerkt, dass sie auf heimatlichem Boden gewachsen sind, denn schließlich ist und bleibt doch die Heimat der Boden, in welchem all' unser Denken und Empfinden wurzelt. Daher wohnt auch diesen Ghetto-Geschichten die Macht der Wahrheit, Lauterkeit und der seelenvollen Empfindung inne. Im nördlichen Böhmen, wo die Isar von dem Riesengebirge herab munter zur Elbe eilt, in München-Grätz, wurde Ludwig Kompert vor fünfundsechzig Jahren geboren, und dort in der „Gasse“ hat er seine Jugend verlebt und in seine weiche und empfängliche Seele prägten sich tief die ernsten und heiteren Eindrücke, die Lust- und Schauspiele des Ghettos ein. Erst als Mann kam er nach Wien, wurde Mitglied des niederösterreichischen Landesschulrats, Gemeinderat der Stadt Wien, Mitarbeiter im Vorstande der Schillerstiftung und sogar Kaiserlicher Regierungsrat, ja die Stadt Wien ernannte ihn anlässlich seines 60. Geburtstages — im Jahre 1882 — zu ihrem Ehrenbürger . . .

So ändern sich die Zeiten!

(Schluss folgt.)

Seguidillen.

Von Graf Emerich von Stadion.

I.

Vergessen spielen.

Was sprichst du, Weib! nur vom Vergessen?!
Die neidenswerte Kunst erlernt sich nicht;
Erbarmungslos, ja wahnvermessen
Dünkt mich dies Wort, sobald dein Mund es spricht!
Wen je dein Blick gestreift,
Der denkt an dich mit Glut,
Ob auch sein Haar bereift!

II.

Vergessen sein.

Die Rosen all', die einst im Schooß dir lagen,
Hast unbarmherzig du zerpflückt . . .
In deinen duftberauschten Frühlingstagen
Kein einzig Menschenherz beglückt!
Zu spät bereust du, Weib!
Verwelkt sind längst die Rosen —
Verwelkt dein eig'ner Leib!

Französische Litteratur.

V.

Ein belgisches Buch.

Ich kann dem Drange nicht widerstehen, alle Freunde einer ernsten Lektüre an dieser Stelle auf ein in jeder Hinsicht bemerkenswertes Werk über die „Schönen Künste in Belgien vom Jahre 1830 an“*) aufmerksam zu machen. Der Verfasser des Buches, ist Lemonnier, ein Belgier von Geburt, aber heutigen Tages erfreut sich dieser Belgier einer Autorität, die in Sachen der Kunst unbestritten ist, gerade so, wie er es auch verstanden hat, sich unter den zeitgenössischen Schriftstellern französischer Zunge einen der ersten Plätze mutig zu erobern. Vielleicht erinnert sich der Leser noch an das unumschränkte Lob, welches ich seiner ergreifenden Novellensammlung „Le Mort“ jüngsthin gezollt habe (Magazin, No. 17 d. J.). In seiner „Histoire des Beaux-Arts“ begegnet man wieder dem wunderbaren Stilisten, der in ihm sofort den Romanzier erkennen lässt und das verleiht diesem Werke einen Reiz, den ich bisher nirgends in einer Arbeit dieses Genres gefunden habe. Hierzu kommt noch die absolute Sicherheit, mit der Lemonnier seinen Stoff beherrscht und die einem schon nach der Lektüre einiger weniger Seiten zu ehrfurchtsvoller Bewunderung vor der hohen Kompetenz des Autors zwingt; man fühlt, er befindet sich auf einem Gebiet, das ihm ganz und gar geläufig ist. Ein weiterer Vorzug ist es, daß sich das Buch nicht nur ohne irgendwelche Ermüdung liest, trotz der Nüchternheit, die ja bei manchen Kapiteln der Stoff mit sich bringt, sondern daß die Lektüre sogar einen hohen Genuß gewährt, dank dem wunderbaren Reichtum der Sprache, die der Autor mit ebensoviel Geschmeidigkeit wie Energie zu handhaben versteht. Zur Bekräftigung meiner Worte mag hier der Schluß des Kapitels folgen, das Felicien Rops gewidmet ist, jenem außerordentlichen Künstler, der nur von wenigen Auserwählten in Paris gekannt wird, so groß ist seine Scheu vor den banalen Gunstbezeugungen der grossen Menge.

„Felicien Rops versuchte sich zuerst in der Lithographie, wandte sich aber bald dem Kupferstich zu, da er in ihm das Ausdrucksmittel fand, das seinen Gedanken voll und ganz gerecht zu werden vermochte. Das Forschen nach den flüchtigen Äußerungen der Lebenskraft beim Menschen musste ihn in der Tat bald auf diese Kunstgattung führen, die, lebhaft, schmiegsam und ungezwungen, gleichzeitig die Fähigkeit in sich trägt, unter der Hand des Künstlers Leben anzunehmen. Die landläufigen Handwerksgepflogenheiten der Kupferstichkunst vermögen ihm jedoch keine Befriedigung zu gewähren: er gestaltet sie um, führt sie weiter aus, bildet Vorhandenes zu

*) Histoire des Beaux-Arts en Belgique depuis 1830, par Camille Lemonnier. Bruxelles, P. Weissenbruch, Editeur.

Neuem um und zeigt in seinen Bemühungen eine fieberhafte Emsigkeit, die an einen Alchymisten erinnert, der über dem grossen Werk beschäftigt ist. Mit der Leidenschaft für unvorhergesehene Effekte geht ein glühendes Begehren, das angekränkelte Wesen unserer modernen Gesellschaft in seiner beweglichen Vielseitigkeit durch das Mittel der künstlerischen Umgestaltung festzuhalten, Hand in Hand. Und wie der Künstler in ihm, der jedweder Art, die das Laster unsere Tage zeitigt, mit liebevollem Eifer nachgeht, unentwegt und beharrlich auf dem Wege der ungeschminkten Interpretation fortschreitet, so ist er auch als Kunsthandwerker, der wohl einsieht, dass seine Kunst keine Schranke der Fortentwickelung kennen darf, wenn sie fähig werden soll, den schöpferischen Gedanken in seiner vollen Klarheit zum Ausdruck zu bringen, unermüdlich im Ersinnen neuer Ideen, die ihn dem Endziel näher und näher bringen.

„Diese Charakteristik des Künstlers Rops ist im Grunde genommen ziemlich einfach, so kompliziert sie auch im Einzelnen erscheinen mag, sie lässt sich mit einigen wenigen Strichen fixieren: Hass gegen die gemeine Alltäglichkeit des Lebens, ein Bedürfnis in einem männlichen ernsten Tone Alles und selbst das Misslichste auszudrücken und im Denken und Fühlen die innigste Übereinstimmung mit den Ideen und Zielen seiner Zeit. Seine ganze Karriere baut sich auf dieser Basis auf: er setzt nie und nimmer den Respekt aus den Augen, den grosse Künstler stets vor ihrer Kunst gehabt haben. Die Tändeleien, mit denen sich sein Geist ergötzt, enthalten des Schönen und Verführerischen noch ebensoviel als die Werke, in denen sich sein ganzes Können offenbart. Im höchsten Grade geistvoll verfolgt er konsequent das vorgesteckte Ziel, so wechselvoll er auch in seiner ganzen Haltung ist, und unterwirft selbst seine kapriziösesten Ideen den Gesetzen einer strengen und ernsten Kunst.

„Wenig Künstler haben wie er von der Natur die Gabe erhalten, allen und selbst ihren unbedeutendsten Produktionen einen unverkennbaren Stempel aufzudrücken. Die Seinigen sind sofort kenntlich an der geistreichen und eigenartigen Zeichnung, an der breiten Linienführung, der Schärfe des Umrisses, der Gediegenheit des Entwurfes und an jener Mischung von wallonischer Derbheit und pariser Finesse, die auch in seiner Persönlichkeit zum Ausdruck kommt. Ein einfacher Fingerzeig von seiner Hand zeigt schon den scharfen Zug, der nur ihm angehört. Selbst in Kleinigkeiten erreicht er mächtige Wirkung und erhebt sich mitunter zu wahrer, echter Größe; fügen wir noch hinzu, dass er ein Kolorist in der Manier der flämischen Meister ist: fett und nachdrucksvoll in der Farbengebung, verbindet seine Pinselführung Gediegenheit mit kraftvoller Energie. Wie Jacquemard und Bracquemond, seine französischen Vorbilder, ist er ein Virtuose allerersten Ranges.

„Und doch verrät sich seine Virtuosität weder durch Übertreibung im Ausdruck des Seelischen noch auch durch maßlose Ausschreitung im Sinne der Effekthascherei; er besitzt eben das klare Unterscheidungsvermögen der wahren Wissenden, und da er es nicht nötig hat, Schwächen hinter der das Auge verwirrenden Hast einer skizzenhaft-verschwommenen Ausführung zu verstecken, so wagt er es klar, einfach und beredt zu sein, ohne in Weitschweifigkeiten zu verfallen. Sein stets breiter, nerviger, konzentrierter Stil legt Zeugnis ab von der heilsamen Vertiefung seiner Anfangsstudien und erinnert in seiner nüchternen Deutlichkeit, seiner unerbittlichen Logik und in seiner das schöne Ebenmaß des Lebens widerspiegelnden Korrektheit an die klassische Schule. Der Neigung seiner Individualität folgend wählt er für gewöhnlich das Weib zum Sujet seiner Darstellung, er giebt es wieder in der biegsamen Geschmeidigkeit seines körperlichen Mechanismus als lebhaft bewegtes, stolzes Geschöpf mit jener männlichen Feinfühligkeit, mit der die Maler der Renaissance die heilige Jungfrau und die Venus zu malen pflegten. Gleich ihnen ist auch ihm das Mutwillig-Tolle ebensowenig wie das Kränklich-Schwächliche unbekannt; er hat es prächtig verstanden, die moderne Nervosität zum Ausdruck zu bringen, ohne von ihr angesteckt zu werden, er hat sich wohl an die Circe herangemacht, ist aber gegen ihre Zauberkünste unempfindlich geblieben; ja selbst in jenen Darstellungen, in denen wir der tiefsten Entsittlichung und der zügellosesten Fieberglut begegnen, zeigt sich seine männliche Kraft, die mit ruhig gestaltender Hand lebensvolle Werke schafft. Die ganze Reihe seiner weiblichen Charakterfiguren beweist das: Geschöpfe, die am meisten von ihrem inneren Feuer gestachelt werden, die am meisten unter der Heimsuchung fleischlicher und moralischer Laster zu leiden haben, ja selbst jene entsetzliche, ausgemergelte Megäre, die unter dem Namen der „Buveuse d'Absinthe“ bekannt ist, sie alle sind mit derselben Gediegenheit gestochen, als wenn es sich darum gehandelt hätte, blühende Mädchengestalten in kraftstrotzender Gesundheit darzustellen. Ich will damit sagen, dass die Hand, die so viel Krampfhaft-Verzerrtes berührte, an sehniger Kraft nichts eingebüßt hat; man fühlt, dass das Uebel, das in seinen Schöpfungen eiternd um sich frisst, den Künstler verschont hat; er legt die Geschwüre bloß, deckt die Wunden auf, geht für Augenblicke bis an die Grenze des Schauerlichen und bleibt kalt, grausam ruhig in dieser muffigen Hospitalsluft. Es ist hier der geeignete Moment, einmal daran zu erinnern, wie schmerzvoll-traurig die Physiognomie dieses Beobachters, in der man einen heiteren, sorglosen Charakter hat sehen wollen, in ihrer scharfen Komik ist; seine sprudelnde Lebhaftigkeit hat selbst da, wo sie zu zotiger Gemeinheit ausartet, etwas Düsteres an sich. In seinen Werken streichen der Schmerz und der Tod die Fiedel und hart am Rande blühenden Gartenlandes steht die Morgue.

„Das Ueberwiegen des leichten Genres und der anziehende Reiz, den gerade dieses Genre bei Rops ausübt, haben oft den Ernst und die Tiefe seiner Beobahtungsgabe vergessen lassen: „L'Enterrement au pays wallon", „La Tante Johanna", „Juif et Chretien", „La Buveuse d'Absinthe", „Le Pendu" etc. verraten einen Sinn für die Natur, der jenem weit überlegen ist, welcher sich frei macht von dem oberflächlichen Studium seiner Kunst, diese in ihrer Gesammtheit ins Auge gefasst. Es sind gleichsam die verschiedenartigen Aeußerungen eines ernsten Geistes, der den Spuren der Wahrheit unentwegt nachgeht und sich niemals dem Glauben hingiebt, genügend tief in die geheimsten Falten eines Charakters eingedrungen zu sein. Nichts bleibt hier dem Znfall überlassen, überall ist ein fester Wille der Führer der Hand gewesen und hat den Künstler jene sprechenden Züge finden lassen, die auch den geringsten Einzelheiten einer Figur oder einer Landschaft Leben einhauchen.

„Rops zählt zur Zahl jener Künstler, die in ihrem Despotismus allem, mit dem sie in Berührung kommen, ihren Stempel aufzudrücken pflegen. Wesen und Dinge nehmen, während sie ihm durch den Kopf schießen, die Prägung seiner individuellen Eigenart an, er bildet sie um und bringt sie mit jenem eindringlichen, leidenschaftlichen Ausdruck zur Darstellung, der ihnen das bestimmte Relief verleiht.

„Nehmen wir eins seiner leichtfertigsten oder oberflächlichst hingeworfenen Phantasiestücke; es zeigt die Gediegenheit und saubere Behandlung der wahren Meister; jene geheimnisvolle Schönheit, die man Stil nennt, waltet dort in den allgemeinen Umrissen, dem Ausdruck der verschiedenen Physiognomien und in der Kunst der geschickten Grnppiernng Wenige besitzen gleich ihm die Gabe, die einzelnen Teile zu einem harmonischen Ganzen zu fügen: mit den einfachsten Mitteln erreicht er die gewaltigste Wirkung; seine breite, ernste und in sich abgeschlossene Linienführung in ihrer stolzen, abweisenden Haltung bringt Ordnung in das Detailwerk, lichtet das Gestrüpp und berücksichtigt nur die notwendigen Elemente. Die Wichtigkeit, die er den Konturen beilegt, ist so groß, dass es ihm zuweilen ankommt, seinen Gedanken durch ein Paar einfache, schwach schattierte Striche zum Ausdruck zu bringen, und diese Striche nehmen unter seinem Stift eine Beredtsamkeit an, die bei Anderen selbst die kompliziertesten Arbeiten nicht aufzuweisen haben . . ."

Das ganze Buch steht auf dieser Höhe, unter der Einwirkung eines unvergleichlichen Stils, der durch einen gewaltigen Künstlerenthusiasmus Nahrung und Unterstützung erhält. Und nicht ohne Herzklopfen kann ich an das zukünftige Schicksal dieser „Histoire des Beaux-Arts" denken, die, von irgend einem gewöhnlichen und geschmacklosen Verleger herausgegeben, in einem Lande ans Licht der Oeffentlichkeit tritt, das in seiner geistigen Verkommenheit jedem litterarischen Erzeugnis mit absoluter Gleichgiltigkeit begegnet und es einem gewissen Tode anheimfallen lässt.

Paris. Louis de Hessem.



Ein neuer Beitrag zur Litteratur des Lenorenstoffes.

(Aus der slavischen Volkspoesie.)

Von Bogomil Krek.

(Schluss.)

3. Ein kroatisch-slovenisches[14]) Märchen lautet: Einem Weibe starb der Mann. Man begrub ihn. Der Mann war noch keine Woche im Grabe. Nach einer Woche kam er nach Hause. Als er eintraf, begann der Mond zu scheinen (postala je mesečina), während es, so lange er ritt, dunkel gewesen. Darauf sagt der Mann: „Sieh, ich bin hieher gekommen, ich bin nicht gestorben" — in der Tat aber starb er — „sieh, blick' mich an, ich bin lebendig angekommen und auf einem Pferde hergeritten. Nimm das kleine Hündchen, raffe alle deine Sachen zusammen und verlasse das Haus." Darauf ging sie mit dem Manne an der Seite des Pferdes. Da spricht ihr Mann: „Hörst du, Weib, hast du Furcht vor dem Tode?" Jene erwiderte: „Ich habe keine Furcht, es scheint ja der Mond." Beide ziehen weiter. Wieder frägt der Mann (die gleiche Frage und die gleiche Antwort wiederholt sich). So kamen sie zu seinem Grabe. Er fordert sie auf: „Schleudere dein Hündchen ins Grab und dein Bündel!" Darauf heißt er auch sie hineingehen. Sie aber entgegnet: „Geh du voraus, dann folge ich dir." Er legte sich ins Grab, dieses schloss sich, sie aber entfloh. Das Weib heiratete darauf einen Wittwer. Ihr Mann aber kehrt inzwischen zurück . . . (Die folgenden Zeilen sind in einem so verworrenen Zustande, dass ich deren Mitteilung bei Seite lasse.)

4. Ein anderes kroatisch-slovenisches[15]) Märchen erzählt: Ein Mädchen war mit einem Burschen verlobt, dieser aber war ein Todter und sie schalt ihn immer, warum er nicht schnell kommen wolle. Eines Abends wusch sie in der Küche die Schüsseln ab. Da kommt er in einer Kutsche mit vier Pferden. Sie war sehr erfreut, ihre Mutter bindet ihr das Bündel zusammen und alles Andere, darauf setzt sie sich in die Kutsche und sie fahren fort und gelangen zu einem Friedhof. Er frägt sie: „Seele, hast du Furcht? Der Mond scheint,

14) Hrvatske narodne pjesme i pripoviedke u Vrbovcu sakupio . . . R. F. Plohl Herdvigov. I. U Varaždinu 1868, S. 127 f. (Mrtvi muž i žena.) — In dieser Volkserzählung wird ausnahmsweise von einem Ehemanne und seiner Frau gesprochen. Dies und andere Unklarheiten mögen wohl darauf zurückzuführen sein, dass dem Erzähler die Geschichte teilweise bereits dem Gedächtnis entschwunden war.

15) Ebenda. S. 129 f. (Cura s mrtvecom ide).

die Sterne blinken.“ Jene entgegnete ihm: „Was sollte ich Furcht haben mit dir!“ Dies wiederholt sich noch bei drei Friedhöfen, an denen sie vorüberfahren. Endlich kommen sie auf einen fünften Friedhof. Sein Grab tut sich auf. Er fordert von ihr, das Bündel hinein zu werfen und selbst in das Grab zu steigen. Nun wusste sie, dass er ein Todter sei. Sie warf das Bündel hinein und entfloh. Der Bursche aber springt hinein und zerreißt das Bündel. Das Mädchen war inzwischen in das nächste Häuschen geeilt, worin ein Todter war. Sie springt auf den Ofen ... Der Bursche eilte, nachdem er jenes Bündel zerfetzt, dem Mädchen nach und ruft jenem Todten im Häuschen zu: „Todter, zerreiße sie!“ Da krähte ein Hahn und der Bursche verschwand. In der Frühe kamen Frauen und fanden das Mädchen auf dem Ofen. Es gab noch Lebenszeichen von sich und sie rieben es mit Branntwein ein, worauf es erwachte. Nachdem es den Leuten das Vorgefallene erzählt, begab sich das Mädchen nach Hause.

5. Ein slovakisches[16]) Märchen hat folgenden Inhalt: Ein Bursche und ein Mädchen liebten sich und hatten die Absicht, einander zu heiraten. Inzwischen brach ein Krieg aus und der Geliebte musste ins Feld. Beim Abschiede beschwor er sie, auf ihn zu warten sieben Jahre nnd sieben Wochen. Der Krieg ging zu Ende, doch der Ersehnte kehrte nicht heim. Die Arme war überaus betrübt und immer standen ihr Tränen in den Augen. Alle Aufforderungen, einen Anderen zu heiraten, wies sie zurück. Die sieben Jahre wareu inzwischen verflossen. — Da begab sie sich zu einem alten Mütterchen, trug ihm ihr Leid vor und fragte es, ob sie ihren Teuren sehen werde... Die Alte sagt ihr: „Dort auf dem alten Friedhof rechts gleich unter der Mauer ist eine Menschenrippe. Dorthin gehe. Darauf begieb dich zur Furt, schöpfe Wasser in einen Topf, fasse dreimal beide Fäuste voll Sand zusammen und stelle Alles auf den Heerd; dazu gieb reichlich Brei und mische mit der Menschenrippe bis Mitternacht. Er wird kommen, mein Mädchen, und wäre er auch irgendwo unter der Erde.“ Sie befolgte den Rat. Im Ofen flackert es, der Brei kocht; sie mischt unaufhörlich. Plötzlich beginnt es in dem Topfe zu brodeln: pod', pod', pod'! pod', pod', pod'! (komm', komm' . . .!)[17]) Ihr Teurer, in ferner Gegend begraben, vernimmt dies: er zuckt zusammen, springt aus dem Grabe, besteigt ein weißes Pferd und folgt dem Rufe. — Die Maid mischt ohne Unterlass weiter und der Brei brodelt: pod', pod'! Plötzlich strampft ein Pferd vor dem Hause und der Geliebte schlägt mit der Faust an's Fenster: „Oeffne Teure dem Geliebten!“ Jene läuft hinaus und heißt ihn willkommen und in ihr Zimmer eintreten. Der Wind pfeift, die Fensterladen schlagen aneinander . . . Er achtet nicht darauf, sondern sagt ihr nur: „Mache, Teure, deine Habseligkeiten zurecht, wir haben heute noch einen weiten Weg.“ Jene ersucht, nur noch bis zum Morgen zu warten. Vergebens, er müsse noch bis Mitternacht beim Heere sein. Sie ergriff also eiligst ihr Bündelchen und setzte sich zu ihm.[18])

Das weiße Pferd sprengt davon; es achtet nicht auf Hügel oder Täler, es eilt unaufhörlich wie im Sturme davon und der Geliebte wendet sich zur Teuren: „Der Mond scheint — traurig scheint er, die Seele fliegt; die Sterne glänzen — trübe glänzen sie, schon rufen sie die Seele, Hanka hast du keine Furcht?“[19]) „Ach, mein Johann, weshalb sollte ich mich fürchten, da ich bei dir bin!“ Und doch überlief sie ein Schauer. Weiter eilten sie über Berge und Gewässer, dass es nur so pfiff. Er meldet sich wieder: (wie oben; auch dieselbe Antwort). Wieder geht es weiter, der Wind weht immer stärker, dass die Buchen und Eichen brechen. Er ruft noch einmal: (dasselbe). Sie entgegnet ihm: „Ach, ich fürchte mich durchaus nicht!“ Enger umfasste sie ihn, denn sie flogen hoch dahin und der Sturmwind rüttelte sie gewaltig. Da kamen sie zu einem Friedhofe. Das weiße Pferd übersprang die niedere Umzäunung wie Nichts und verschwand unter ihnen wie ein Nebel. Der Geliebte aber und die Geliebte standen vor einem geöffneten Grabe. Hanka erschrak. Der Geliebte zeigt auf das Grab: „Wir sind bereits daheim, meine Teure, lege dich jetzt auf das Bett hin, aus dem du mich aufgeweckt.“ „Ich werde mich legen,“ erwiderte sie, „doch geh' du voran, damit ich weiß, auf welche Seite ich mich

16) Prostonárodnie slovenské povesti. Usporiadal a vydáva Pavol Dobšinský. Sošit 6. Turč. Sv. Martin 1882, S. 23–30.

17) In dem von K. J. Erben in seinen Kytice, v Praze ²1871, S. 177 erwähnten slovak. Märchen stößt der Todtenkopf im Kochen diese Worte aus.

18) Eine Variante (Dobšinský o. c. pg. 26) erzählt dies folgendermaßen: Die Alte wies sie an in einem Kessel einen Todtenkopf zu kochen, der, ursprünglich auf dem Grund des Gefäßes, in Folge des Siedens sich bis an die Spitze erhob, den Mund auftat und dreimal rief: „Er geht schon,“ worauf er sich wieder zu Boden senkte. Während nun der Todtenkopf die Worte ruft, klopft der Geliebte an die Tür und spricht: „Guten Abend, meine Teuere, hast du dich schon fertig gemacht?“ „Ja, mein Geliebter, nur die Kleider raffe ich mir zusammen, um nicht zerrissen mit dir zu gehen!“ Im Schrecken beginnt sie das eine und das andere in der Stube zu suchen, doch da vernimmt sie von Außen: „Meine Teuere, säume nicht, auf nach Hause, spute dich!“ „Ich spute mich, mein Geliebter, nur das Bündel binde ich mir noch zusammen, damit wir auf der Straße nicht Ungelegenheiten haben.“ Sie beginnt, wenn auch erschöpft, das Bündel zusammen zu binden, dabei wehklagend. Der Geliebte klopft zum dritten Male und ruft: „Vom Monde erblassen die Berge, kommst du nicht heraus, gehe ich hinein.“ „Nur noch diese Schuhe ziehe ich an.“ Sie wollte damit nur die Zeit hinziehen ... Nun trat sie mit dem Bündel ins Freie. Vor dem Fenster stand ihr Geliebter, auf ein weißes Pferd gestützt. Sie erkannte ihn sogleich, nur sein Antlitz war nicht so lebensfrisch wie ehemals — er sah blass aus wie die Wand. „Mein Gott!“ denkt sie sich, „ist dies Wirklichkeit, oder hat ihn nur das Mondlicht so verändert?“ Er ruft: „Nun, meine Teuere, vorne aufs Pferd!“ Sie will hinter ihm sitzen. Er steigt auf, reicht ihr die eiskalte Hand und setzt sie hinter sich.

19) Zwei Varianten (Dobšinský o. c. pg. 27): „Der Mond scheint, die Sternlein blinken, der Todte reitet mit dem Lebenden auf einem Pferde,“ oder: „Der Mond scheint heiter, der Todte trägt einen lebendigen Körper.“

legen muss.“ Er springt ins Grab, jene aber wirft ihm ihr Bündelchen nach und entflieht . . . Sie will etwas rasten . . . Da aber vernimmt sie Pferdegetrampel, dass die Erde erdröhnte. Sie weiß, wer es ist und wendet sich wieder zur Flucht. Glücklicherweise erblickte sie ein Licht in einem Häuschen. Sie eilt hinein und verschließt sich. Doch welch ein Entsetzen! Auf zwei weißen Brettern lag ein anderer Todter und dies war ein Hexenmeister (strygonj) . . . Sie flüchtete sich auf den Ofen und drängte sich in den Winkel. Unterdessen kam der Geliebte auf dem weißen Pferde nachgesprengt und schlug mit der Faust auf die Tür: „Oeffne Todter dem Todten der um den Lebendigen kommt.“ — „Warte, lass mir den Fuß aufheben,“ entgegnete der auf den Brettern Hingestreckte und ließ den Fuß herab (derselbe Vorgang mit der Hand und dem Kopfe). Endlich geht er zur Tür, öffnet sie, die beiden Todten zausen sich . . . Da kräht ein Hahn. Der Geliebte fiel zu Boden . . . aber auch Hanka überwältigte der Schrecken: in der Frühe fand man sie todt und begrub sie mit dem Geliebten in einem Grabe.

6. Außer in diesen fünf Märchen tritt uns die Geschichte vom todten Bräutigam noch in nachfolgenden zwei böhmischen Liedern entgegen. Das eine stammt aus Mähren[20]) und hat folgenden Inhalt: Ein Mädchen und ein Bursche liebten sich und schworen einander die Treue. Er betreibt das Schlosserhandwerk und hat sich viel in der Welt umgesehen. Noch einmal will er in die Fremde ziehen. Beim Abschiede wiederholen sie ihren Schwur. Doch kehrte er von der Reise nicht mehr zu seiner Marie zurück. Eine Krankheit befiel ihn, so dass er starb. Marie wartet noch immer. Sie jammert: „Was ist dir, mein Johann? Kehre zurück, mein Teurer, ob todt oder lebendig!“ — An einem Donnerstag zur Nachtzeit kam Johann auf einem Wagen angefahren und klopfte ans Fenster: „Schläfst du, meine Marie?“ Die Geliebte stand sofort auf, öffnete das Fenster und hieß ihn willkommen. „Mein Herz,“ entgegnete Johann, „dein Teurer kommt um dich, setze dich aufs Wägelchen, mein Pferdchen führt uns.“ Sie nahm Abschied von der Mutter und fuhr mit dem Geliebten fort. Als sie eine Strecke Weges zurück gelegt hatten, rief eine Stimme aus den Wolken: „Was hast du, Marie, getan, dass du mit einem Todten fortgezogen bist?“[21]) . . . Endlich kamen sie auf einen Kirchhof. Daselbst angelangt, sprach Johann zu seiner Geliebten: „Lass das liebe Pferdchen laufen, wir werden da miteinander liegen.“ Sie sollte außerhalb des Grabes, er im Grabe liegen, nach dem Tode würden sie sich vereinigen. Und dabei blieb es, man musste ihrem Wunsche willfahren, auch der Priester vermochte Nichts dawider.

7. Das zweite böhmische Lied (aus Schlesien[22]) berichtet: Ein Mädchen (Marie) und ein Bursche (Johann) lieben sich. Als er in den Krieg zieht, bittet er sein Liebchen, sieben Jahre auf ihn zu warten. Um die besagte Zeit kommt er, klopft ans Fenster und frägt die Maid, ob sie schlafe oder auf ihn warte. Sie warte auf ihn, entgegnet sie. Er fasste sie bei den Händchen und setzte sie aufs Pferd. 150 (sto pint desunt) Meilen ritten sie. Sie sprachen kein Wörtchen mit einander. Erst als sie zum Kirchhof kamen, brachen sie das Schweigen. Schon dämmerte es, die Kirchhofglocke ertönte. Sie fordern den Kirchendiener auf, den Priester zu holen, dass er sie kopuliere. Wie ihnen der Priester die Hände in einander gelegt hatte, schloss sich mit Johann die Grube.

8. An diese Varianten schließe ich das serbische und die drei bulgarischen Lieder, in denen an Stelle des Bräutigams der Bruder auftritt. Ich beginne mit der Inhaltsangabe des serbischen[23]) Liedes, das mir am wertvollsten zu sein scheint, wenn man die Seltenheit serbischer Varianten zu unserem Stoffe in Rechnung zieht: Vier Freier werben um Mara. Die Mutter will sie dem Ilja Primorac geben, die neun Brüder hingegen einem an der blauen See. Sie versprechen der Schwester, wenn sie ihnen willfahre, sie oft zu besuchen. Mara erfüllt der Brüder Willen. Fünf Jahre vergehen und keiner der Brüder erscheint. Alle Verwandten machen ihr bittere Vorwürfe. Sie weint, wehklagt wie ein Kukuk. In ihrem Kummer fertigt sie neun Puppen

---

20) Moravské národní písně s nápěvy do textu vřaděnými. Sebral a vydal František Sušil. V Brně [2]1860, S. 791 f.

21) Diese Stelle bietet eine Analogie zu dem Vogelgezwitscher, welches die Schwester aufmerksam machen soll, dass sie mit dem todten Bruder ziehe. Den Märchen und Liedern, die vom todten Bräutigam erzählen, scheinen derartige Stellen sonst fremd zu sein.

22) Nové národní písně moravské s nápěvy do textu vřaděnými . . . Za doplněk sbírky Sušilovy vydal František Bartoš. V Brně 1882, S. 150.

23) Srpske narodne pjesme iz Bosne (ženske) po kazivanju svoje žene pribilježio S. N. Davidović. Pančevo 1884, S. 10—14 (in 134 Versen). — Ein kroatisches Volkslied (in 80 Versen) wäre noch heran zu ziehen — wenngleich nur mit Rücksicht auf seinen Anfang — aus der Sammlung: Hrvatske narodne pjesme što se pjevaju po Istri i na kvarnerskih otocih preštampane iz „Naše Sloge“ podporom „Matice Hrvatske“. U Trstu 1880, S. 22—25 (1. diel, junačke). Der Inhalt ist nachstehender: Zwei Brüder une eine Schwester leben in Liebe mit einander auf. Freier werben um Mandalina, die Schwester, doch die Brüder geben sie keinem. Da freit auch Vuin aus dem Küstenlande um sie. Ihm wollen sie die Schwester geben, wofür sie ihr häufigen Besuch versprechen. Neun Jahre sind vergangen, ohne dass die Brüder ihr Versprechen eingelöst. Sie selbst ermannen sich und besteigen die schönsten Pferde, um Mandalina zu besuchen. Vor Vuins Tore treffen sie Mandalinas Schwiegermutter. Vuin ist auf der Jagd. Auf die Frage, wo denn die Schwester sei, erhalten sie zur Antwort, sie weine in ihrer Kammer bittere Tränen, da sie schon neun Jahre nicht ihre Brüder gesehen. Als Mandalina ihrer Brüder Ankunft vernimmt, eilt sie hinab, hilft die Pferde unterbringen, führt die Brüder in ihre Kammer und kost mit ihnen. Vuin kehrt inzwischen heim und frägt, wo Mandalina sei. Die böse Schwiegermutter erwidert, sie unterhalte sich mit zwei fremden Helden. Vuin ergreift, um Mandalinas Ehre zu retten, zwei Messer, ermordet die beiden Brüder, worauf sich die Schwester und zuletzt auch Vuin das Leben nehmen.

an — und giebt ihnen ihrer Brüder Namen[24]), darauf stellt sie wieder neun Puppen her und giebt ihnen ihrer Geschwisterkinder Namen. Allen setzt sie Tische vor und bewirtet sie. „Darüber war Gott sehr betrübt (denn vorher starben alle Brüder dahin).“ Er sendet daher auf das Grab des älteren Bruders Jovo einen Engel. Dieser schlug mit einem Stabe auf das Grab, so dass es sich öffnete. Aus einem Brette macht er ein Ross, aus dem Leintuche schneidet er ein Gewand, sodann hebt er den todten Jovan empor: „Auf, Jovo, zum Besuch (u pochode) der Schwester, bis Samstag bleibe bei der Schwester, am Sonntag eile in die Au (Brachfeld, gemeint ist der Friedhof)!“ Jovo reitet ab. Schon von Weitem erblickt ihn die Schwester. Er wird bewirtet. Doch „der todte Leib trinkt und isst nicht.“ Er sagt ihnen, er sei erkrankt. Als der Sonnabend angebrochen, macht sich Jovo reisefertig, er lässt sich nicht zurückhalten, muss er ja Sonntag an dem bestimmten Orte sein. Die Schwester reiste mit ihm ab. Er hält sie davon ab: „Schwester, das ist eine große Schande, dass Du mit mir gehst ohne Schwager.“ Doch vergebens. Während sie über grünes Hügelland ziehen, singen Vögel[25]), wie ein Todter über die Erde schreite. Mara frägt ihn, ob er höre, wie die Vögel singen. Doch er erwidert: „Sprich nicht töricht, Teuere, mögen sie singen, trug ihnen Gott es ja auf.“ Sie gelangten dann an einem Hofe vorüber und der war mit Moos bewachsen (ihre Behausung war verfallen). Mara frägt den Bruder, warum die Höfe so dunkel geworden seien. Er entgegnet, vom Staub und Blei. Als sie am Saume des Friedhofes waren, bemerkt Jovan, er sei durstig, er müsse zur Quelle gehen. Er eilt aber zu seiner Grabstätte, die sich hinter ihm schloss. Mara erblickt achtzehn frische Gräber neben einander. Darauf geht sie wehklagend zum Hause und klopft an. Doch aus dem Hause spricht die Mutter: „Geh' von hinnen, Pest und Krankheit, alle meine Kinder hast du hingemordet, nur mich allein zurückgelassen!“ Mara giebt sich aber zu erkennen und die Mutter öffnet: Betrübt fallen sie sich in die Arme und sinken todt zu Boden.

9. Das erste bulgarische[26]) Lied, betitelt „Lazar und Petkana“, erzählt von einer Mutter, die neun Söhne und eine Tochter hat. Um letztere, Petkana, kommen von weiter Ferne Freier. Acht Brüder und die Mutter sind gegen die Heirat, der neunte Bruder, Lazar, aber ist dafür. Als sie Petkana weggegeben, rafft eine Pest die neun Brüder weg. Vereinsamt bleibt die Mutter. Ueberaus häufig geht sie auf den Friedhof und spendet für die Seelen ihrer Söhne Almosen — ausgenommen Lazar, diesem flucht sie, dass er Petkana weggegeben. Lazar fleht nun zu Gott, er möge ihm ein gutes Pferd geben. Gott hört sein Flehen und willfahrt ihm. Bei Petkana angelangt, klopft Lazar ans Tor und ruft, sie möge ins Freie kommen. Sie tut es. Dann frägt sie ihn, warum seine Brust so sehr nach Schimmel rieche. Er entgegnet, sie hätten neun Hütten hergerichtet. Sodann fordert er sie auf, mit ihm zu den Seinigen zu Gast zu kommen. Petkana willigt ein und beide ziehen fort. Unterwegs singt ein Vöglein: „Hörte man es je, dass eine Lebendige mit einem Todten geht, wie Petkana mit Lazar!“ Petkana frägt, ob er höre, was der Vogel singe. Doch er treibt zur Eile an. Als sie an Wiesen vorüberkommen, frägt ihn Petkana: „Warum sind Euere Wiesen ungemäht?“ „Ich erkrankte, konnte nicht mähen!“ An Weinbergen vorüberziehend spricht Petkana: „Warum sind Euere Weinberge unbearbeitet?“ „Ich erkrankte, Schwester, vermochte nicht zu graben!“ Sie wandern weiter und kommen zu einer Kirche. Lazar zieht einen Ring vom Finger, reicht ihn Petkana dar und spricht: „Wenn Dich die Mutter frägt, wer Dich hergeführt, so sage ihr, dass es Lazar gewesen. Sollte sie es Dir nicht glauben, so zeige ihr diesen Ring. Lazar begab sich sodann auf den Friedhof, Petkana zur Mutter.

10. Das zweite bulgarische[27]) Lied hat folgenden Inhalt: Eine Mutter hat neun zu Männern heran-

---

24) In diesem Zuge tritt uns wieder in einer rührenden Weise die im serbischen Volksliede ganz besonders heimische Idee der Bruderliebe entgegen. Die Schwester ist unglücklich, wenn sie ihren Bruder in der Ferne weiß oder wenn sie gar keinen hat. Sie sucht sich daher einen zu bilden, wie es in einem serbischen Volksliedchen der Vuk'schen Sammlung (übersetzt von Dr. F. S. Krauss in „Sitte und Brauch der Südslaven. Nach heimischen gedruckten und ungedruckten Quellen.“ Wien 1885, S. 620) heißt:

Schwestern zwei besaßen keinen Bruder.
Winden einen wohl aus weißer Seide,
Wohl aus weißer und aus roter Seide.
Bilden ihm den Leib aus Buchsbaumholze,
Schwarze Augen, zwei Demantensteine,
Augenbrauen, Egeln aus dem Meere,
Kleine Zähne, Reihen zwei von Perlen.
Nähren ihn mit Honig und mit Zucker:
„Iss uns dieses, lass' ein Wort uns hören!“ —

Etwas Aehnliches findet sich auch in einem serbischen Liede der Jastrebov'schen Sammlung (Obyčai i pěsni tureckich Serbov [v Prizrěne, Ipekě, Moravě i Dibrě]. Iz putevych zapisok I. S. Jastrebova. S.-Peterburg 1886, S. 79 f.): Zwei Schwestern haben weder Vater noch Mutter mehr, auch keinen Bruder. Sie bilden auf sinnige Weise eine Gestalt, die den Bruder vorstellen soll. Allein die Gestalt kann nicht reden. Da erbarmt sich Gott und sendet einen Engel, der der Gestalt eine Seele und somit Leben verleibt.

25) Die Vögel heißen hier „tice kusovice“, welch letzterer Ausdruck mir nicht recht verständlich ist. Unter den Auslegungen, die für die Erklärung des Wortes möglich wären, scheint mir nur Eine wahrscheinlich und am Platze zu sein: ich glaube nämlich für „kusovice“ richtig „kukavice“ lesen zu müssen: darnach heißt also „tice kukavice“: Kukuks-Vögel. In dieser Meinung wird man noch bestärkt, wenn man die Art und Weise des Vorkommens dieses Vogels in der slavischen Volkspoesie (man vgl. Čeněk Zíbrt, Kukačka v národním podání slovanském im „Časopis Musea království Českého“ LXI. 26—38, 187—204, Prag 1887), sowie speziell die serbischen Sagen, die über dessen Entstehung erzählt werden, ins Auge fasst.

26) Dimitr. i Konst. Miladinovci Bălgarski narodni pěsni, v Zagreb 1861, S. 145 f. (in 106 Versen).

27) Vladimir Kačanovskij Pamjatniki bolgarskago narodnago tvorčestva. Vyp. I. — Sbornik zapadno-bolgarskich pěsen s slovarem . . . Sanktpeterburg 1882. S. 120—122 (Choždenie mertveca po belomu svetu in 116 Versen, aufgezeichnet 1880).

gereifte Söhne. Da fordert einer derselben, Lazar, die Mutter auf, neun Mädchen für sie zu Frauen herbeizuführen. Die Mutter tut es. Da bricht eine Pest aus, welche die neun Brüder sammt ihren Frauen hinwegrafft. Zurück bleiben nur die Mutter und neun Wiegen (= Enkel). Sie wiegt die neunte Wiege und flucht dem Sohne, dass er die Schwester in die Ferne, ins Dorf Menovo, verheiratet. Sie habe Niemanden, der ihr Wasser brächte u. s. w. Wie ein Kukuk[28] jammert sie. Darüber war Gott betrübt und erweckte den Lazar. Lazar geht ins Dorf, um die Schwester zu holen. Als sie den Bruder erblickt, hält sie im Tanze ein und spricht: Neun Jahre seien seit ihrer Verheiratung dahingegangen und Niemand wäre zu ihr gekommen! Was sei der Grund seines jetzigen Erscheinens. Seien etwa die Mutter oder die Brüder gestorben oder einer Schwägerin Etwas zugestoßen? Er entgegnet: „Viel Gesundheit, Dir, von der Mutter!" Sie möge mit ihm kommen, denn die Mutter verheirate einen Urenkel. Jovana und Lazar reisen ab. Unterwegs singt eine Nachtigall: „Hat man es je gehört, gesehen, dass ein lebendiger Mensch mit einem Todten geht!" Sie frägt ihn, ob er höre. Er erwidert, sie möge stille sein, die Nachtigal lüge. Sie ziehen weiter. Sie frägt ihn auch, warum seine Seele so nach Baze[29]) rieche? — Als sie in die Nähe ihres Bestimmungsortes kommen, heißt Lazar die Schwester vorausgehen, er müsse noch auf dem Friedhofe sein verwundetes Pferd füttern. Die Schwester ging nach dem Hause, der Bruder begab sich ins Grab. Eben flucht wieder die Mutter ihrem Sohne, in laute Verwünschungen ausbrechend. Da ruft Jovana, die Mutter möge öffnen. Lebend begrüßten sie sich, todt ließen sie einander los.

11. Das dritte bulgarische[30]) Lied ist leider nur ein Bruchstück. Sein Inhalt ist folgender: Eine Mutter hat zehn Söhne und eine Tochter, Elin-Dojna. Dojna wird von vielen Seiten und aus weiter Ferne umworben. Die Mutter, sowie neun Brüder sind gegen die Heirat, nicht so der zehnte Bruder, Car Kostadin. Dieser giebt die Schwester weg, indem er zur Mutter spricht: „Geben wir Dojna, wir sind zehn der Brüder, wir wollen sie oft besuchen, zwei-, dreimal im Monat, hundertmal im Jahre!" Nachdem Dojna weg ist, rafft eine Pest alle zehn Brüder weg. Die Mutter allein bleibt zurück. Um neun Brüder hegte sie Trauer, nur um Kostadin nicht. Da erbarmte sich Gott. Er befahl zwei Engeln, Kostadin eine Seele wieder zu geben und ihm ein Pferd zu schirren, damit er zu Dojna gelangen könne. Dort angekommen, klopft er an. Dojna tritt heraus, bemerkt ihren Bruder und frägt ihn, warum seine Augen so matt, seine Zähne so schwarz geworden seien. . . .

28) „Kukuk" ist in den slavischen Sprachen weiblich (kukavica, kukuška . . .).

29) „Ein besonderes übel riechendes Gras", Kačanovskij o. c. pg. 122.

30) „Elin-Dojna", aufgezeichnet von N. Popov, abgedruckt im Periodičesko spisanie na b'lgarskoto knižovno družestvo v Srědec. II. 162 f. Srědec (Sophia) 1882. — Popov erblickt in Dojna und Car Kostadin historische Persönlichkeiten. Und zwar hält er Dojna für die Tochter des Caren Sracimir Vidinskij, Namens Dorothea, die zuerst mit einem bosnischen Ban und später mit König Tvrdko († 1391) vermählt war, und Car Kostadin für ihren Bruder.



Siamesische Märchen und Sagen.

Mitgeteilt von J. Isenbeck.

III.

Aus Sitanonchai, der siamesische Eulenspiegel.

Die Schalkheiten und losen Streiche des Schelmen Till Eulenspiegel, von denen uns schon ein niederdeutsches Gedicht aus dem Jahre 1483, ein hochdeutsches prosaisches Volksbuch vom Jahre 1500 erzählen, dichtet der Siamese seinem Landsmann Sitanonchai an. Bei Sitanonchai wie bei Till Eulenspiegel finden wir dieselbe Verschlagenheit, Geistesgegenwart und denselben bald harmlosen bald kaustischen Witz, der aber gewöhnlich benutzt wird, um Andere um des eigenen Vorteiles willen zu düpieren. Weit mehr noch als der deutsche Eulenspiegel ergeht sich aber der siamesische Sitanonchai in schmutzigen Späßen, die bei Letzterem häufig genug eine kaum glaubliche Frivolität zeigen und das „naturalia non sunt turpia" auf die äußerste Spitze treiben.

Die nachfolgenden Anekdoten, die in Siam von Mund zu Mund gehen, zeigen zur Genüge, wie nahe verwandt Sitanonchai mit unserem Eulenspiegel. Besonders interessant erschien es mir, wie Sitanonchai zum Träger einer patriotischen Idee gemacht wird. Die Engländer und die Chinesen, von denen die Siamesen nicht ohne Grund nur wenig Gutes erhoffen, sind es, an denen er sich mit seinem Witz reibt.

Sitanonchai war wegen seiner Klugheit im ganzen Lande berühmt geworden. Auch der König hatte von ihm gehört und ließ ihn in seinen Palast nach Ajudhja holen, um sich an seinem Witze zu ergötzen. Sitanonchai machte sich bei dem Herrscher so beliebt, dass dieser ihn aufforderte, für immer am Königshofe zu bleiben. So wurde Sitanonchai des Königs Rat und steter Begleiter.

Eines Tages landete ein Schiff bei Ajudhja, das nach weiter Seereise durch den Me-nam*) nach der Hauptstadt kam. Der Besitzer des Schiffes, ein sehr reicher Mann, bot dem Könige als Tribut ein Stück der kostbarsten Seide an, das so fein gewebt war,

*) Me-nam „Der Vater der Gewässer", Fluss, an dem Bankok und Ajudhja liegen.

dass man keinen der Fäden sah. Sitanonchai wusste aber, dass in dem Schiff viel kostbarere Schätze lagen, als die feinste Seide, und überredete den König, mit dem Schiffsbesitzer eine Wette einzugehen, dass im königlichen Palaste ein Stück Seidenzeug sei, welches noch viel feiner wäre, als das zum Tribut angebotene. Der Schiffer ging auf die Wette viel schneller ein, als der König, und setzte seine ganze Ladung gegen die Einkünfte einer Provinz.

Der König vertraute fest auf die Klugheit seines Rates Sitanonchai, und begab sich am nächsten Tage auf den Platz, wo die beiden Stücke Seide gezeigt werden sollten; eine große Volksmenge hatte sich versammelt, um den Verlauf der wunderbaren Wette mit anzusehen. Der Schiffer kam mit einem Diener, der einen silbernen Kasten trug. Vor des Königs und des ganzen Volkes Augen hob er den Deckel und nahm aus dem Kasten ein Stück Seide, das war so fein wie das zarteste Gewebe einer Spinne; man konnte es durch den Fingerring eines Kindes ziehen, kein Faden war zu erspähen, aber ein goldschimmernder Glanz erfreute aller Augen. Da jubelte das Volk, keiner hatte bisher solche Seide gesehen.

Der König zürnte seinem Rat. „Warum habe ich diesmal auf dich gehört?“ sagte er zu Sitanonchai. „Hätte ich doch diese Seide als Tribut angenommen! nun erhalte ich Nichts und muss noch eine Provinz hingeben. Für den Spott, den ich von der Wette habe, soll mir dein Kopf bezahlen!“

„Mein Kopf sitzt fest, Herr König!“ antwortete Sitanonchai. „Wollt Ihr mir das Schiff und seine Ladung geben, wenn wir die Wette gewinnen?“

Der König sagte freudig ja.

Da ließ Sitanonchai durch einen Diener einen goldenen Kasten herbeibringen. Behutsam öffnete er den Deckel und gab sich dann den Anschein, als wenn er mit den Fingerspitzen ein Tuch herausnehme und es ausgebreitet in die Höhe hielte.

„Ich sehe Nichts!“ rief der Schiffer.

„Wir sehen Nichts!“ rief das ganze Volk.

„Das ist ja eben der Beweis, wie fein und zart des Königs Seide ist, die in Siam gewebt wurde — sie ist so fein, dass keiner sie sehen kann!“

„Sitanonchai hat Recht,“ rief ein Schmeichler. „Nirgends wird feinere Seide gewebt, als hier in Siam!“ und das ganze Volk schrie mit: „Sitanonchai hat Recht! Des Königs Seide ist feiner, als die des fremden Schiffers!“

Da musste der Schiffer mit Schimpf und Schande abziehen und Sitanonchai wurde ein reicher Mann, denn er konnte nun Schiff und Ladung um schweres Gold verkaufen.

* * *

An des Königs Hof kam eines Tages ein Engländer und bot einen gelehrigen sprechenden Vogel zum Kaufe an. Der König hätte den Vogel gern besessen und wollte eine große Summe für das Tier bezahlen. Das verdross Sitanonchai.

„Warum soll so viel Geld aus des Königs Schatz für einen dummen Vogel in die Fremde gehen?“ sagte er.

„Es giebt keinen klügeren Vogel, als den des Engländers!“ rief der König. „Ich muss ihn haben! Er fordert sich seine Speise selbst, wie ein Mensch!“

„Das tut mein Vogel auch,“ erwiderte Sitanonchai. „Der Engländer soll nur kommen, damit ich zeigen kann, dass mein Vogel klüger ist, als der seinige!“

Der König war damit auch einverstanden und versprach seinem Rat, den klügsten der beiden Vögel mit dem Preise zu bezahlen, den der Engländer gefordert hatte.

Sitanonchai hatte einen Adler, den ließ er drei Tage hungern und brachte ihn dann in einem verdeckten Käfig in den Palast. Der Engländer zeigte nun seinen Vogel vor, und ließ ihn sprechen und um Futter bitten. Da öffnete Sitanonchai den verdeckten Käfig, der hungrige Adler flog heraus, zerriss den sprechenden Vogel und verschlang ihn.

„Seht ihr, dass mein Vogel klüger ist!“ rief Sitanonchai. „Er fragt und bittet nicht erst lange, sondern nimmt wie ein Mensch, was er bekommen kann!“

Der König lachte und kaufte den Adler.

Sitanonchai war durch die Gunst des Königs reich geworden. Nun fehlte es ihm natürlich auch nicht an Neidern, die ihm sein Glück und seine Reichtümer nicht gönnten. Seine Feinde verdächtigten ihn beim König und stellten falsche Zeugen, die beschworen, dass Sitanonchai Geld vom Kaiser von China angenommen habe und dafür den König von Siam tödten solle. Sitanonchai wurde zum Tode verurteilt. Man steckte ihn in einen Käfig und stellte diesen zur Zeit der Ebbe in den Fluss. Als nun die Flut kam und das Wasser immer höher stieg, fing Sitanonchai an zu schreien: „Ich will nicht König sein! — Ich will lieber hier ertrinken, als König sein!“

Ein Chinese, der auf einem reich beladenen Schiff vorbeifuhr, hörte diese wunderlichen Worte und fragte den zum Tode Verurteilten nach ihrer Bedeutung.

„Man will mich mit aller Gewalt zum König von Siam machen und um mich zu zwingen, dass ich Ja sage, hat man mich in solche Gefahr gebracht. Aber ich will lieber ertrinken, als König werden!“ sagte Sitanochai.

Da lachte ihn der Chinese aus und schalt ihn einen törichten Menschen.

„Nun, so werde du doch an meiner Stelle König!“ versetzte der in dem Käfig Steckende.

Der Chinese willigte ein, die Beiden tauschten ihre Kleider, Sitanonchai stieg in das Schiff, der Chinese in den Käfig.

„Nun rufe nur recht laut: Ich will König werden!“ riet ihm Sitanonchai, „dann werden sie schon

kommen und dich holen. Wenn du in Mahaprasat*) wohnst, so komme ich zu dir und hole meinen Lohn!" Damit fuhr er auf dem Schiffe davon und kam glücklich in China an.

Der Chinese in dem Käfig schrie vergeblich: „Ich will König sein!"

Aber es kam Niemand, sein Leichnam kam nicht für ein Jahr in den goldenen Sarg**), sondern ward den Fischen zur Speise.

* * *

Sitanonchai in China.

Sitanonchai ging eines Tages aus, um sich die ihm unbekannte Stadt anzusehen. Da kam er auch an einen Platz, wo sich das Volk staunend um einen Mann drängte, der an einer aufgerichteten Papierwand hochsprang und im Sprunge das Bild irgend eines Tieres auf die Wand zeichnete. Sitanonchai sah eine Weile auch zu, dann rief er laut: „Das ist keine Kunst, in einem Sprunge ein Tier zu zeichnen! Ich zeichne ebenso fünfe!" Niemand glaubte ihm. Da bot er den Leuten eine Wette um vieles Geld an, die auch angenommen wurde.

Sitanonchai steckte nun eine Hand in schwarze Farbe, sprang dann hoch und fuhr mit den fünf Fingern über die Papierwand.

„Seht da, wer will bestreiten, dass dies fünf Regenwürmer sind!" rief er, auf die geringelten Striche zeigend; „ich habe die Wette gewonnen!"

Keiner konnte ihm widersprechen, denn die Aehnlichkeit der Striche mit Regenwürmern war zum Mindesten ebenso groß, wie die früher gezeichneten Bilder mit anderen Tieren.

Lachend strich Sitanonchai den Betrag der Wette ein.

* * *

Der Kaiser von China lässt sich vor keinem seiner Untertanen sehen. Die Siamesen behaupten, er habe ein Hundsgesicht und dies sei der Grund seiner Zurückhaltung. Sitanonchai suchte durch List zu erreichen, was bis dahin noch Keinem gelungen war: nicht nur des chinesischen Kaisers Gesicht zu sehen, sondern auch ein Bild desselben zu zeichnen. Durch reiche Geschenke an einige Hofbeamte erhielt er Zutritt in den Palast, und die Erlaubnis, vor dem Kaiser Proben seiner Geschicklichkeit ablegen zu dürfen. Der Herrscher von China saß dabei hinter einem goldenen Gitter, Sitanonchais scharfes Auge konnte ihn aber doch erkennen. Während er nun seine Künste vorführte, zeichnete er mit einem zwischen die Zehen seiner unbekleideten Füße geklemmten Stift des Kaisers Gesicht auf ein kleines, auf den Fußboden gelegtes Stück Papier.

*) Mahaprasat = das Gebäude in der Königlichen Residenz, mit dem prachtvoll verzierten Tronsaal.

**) Die Leiche jedes verstorbenen Königs von Siam wird ein Jahr lang in einem goldenen Sarge aufbewahrt, ehe man sie verbrennt.

Das Bild schickte er nach Siam, wo viele Menschen es gesehen haben und den Hundekopf darin erkannten. Die erhabene Sonne des geheiligten Angesichts des Königs von Siam war für Sitanonchai wieder aufgegangen, er durfte in die Heimat zurückkehren. Sitanonchai bat den König um ein Haus und eine Fläche, auf der er seinen Reis säen könnte, Beides wurde ihm zugesagt. „Wie groß willst Du Dein Haus haben?" fragte der König. „Dass meine Katze Platz genug darin hat!" „Und die Fläche für Deinen Reis?" „Dass eine Maß Aussaat sie bedeckt!" Der König wunderte sich über die bescheidene Bitte. Sitanonchai aber band seine Katze an eine lange Schnur und hetzte sie im Kreise umher. „So groß muss mein Haus werden!" sagte er dann zu den Baumeistern des Königs. Darauf nahm er ein Maß voll leichten Reis*) und schüttete es in den Me-nam. „Das ist die Fläche, die mir der König für meinen Reis gegeben hat", rief er, „Niemand darf ohne meine Erlaubnis mein Saatfeld betreten!" Der Reis schwamm den Fluss hinab und Sitanonchai forderte von jedem Schiff, das sein Saatfeld befuhr, einen Zoll.



Aus Bosnien und der Herzegowina.

In Sarajewo ist vor einiger Zeit ein Buch, betitelt: „Narodno blago" (Volksschatz) von Mehmed Beg Kapetanović Ljubušak erschienen, welches als das erste zu verzeichnen ist, welches von einem Mohamedaner in serbischer Sprache herausgegeben wurde. Das Werk enthält zum größten Teile Sprichwörter aus Bosnien und der Herzegowina, denen, falls der Sinn etwas unklar, die Erklärung beigegeben ist, wie sie entstanden. Ferner finden wir noch Gleichnisse in Form von Sprichwörtern und einige Volkslieder. Die Gesammtanzahl der Sprichwörter, welche dieses Werk enthält, beläuft sich auf vier Tausend. Den Schluss bilden drei bis vier Hundert aus dem Arabischen übersetzte Sprichwörter, von denen Kapetanović in nächster Zeit eine größere Sammlung in einem selbständigen Werke zu veröffentlichen gedenkt.

Mehmed Kapetanović Ljubušak, der einer alten angesehenen bosnischen Familie entstammt, hat großen Fleiß auf sein Werk verwandt, und, wie er im Vorwort selbst sagt, schon in seiner Jugend den Grund dazu gelegt.

Wir wollen im Folgenden einige der Sprichwörter in wortgetreuer Uebersetzung dem deutschen Lesepublikum zur Kenntnis bringen:

Das Singen kann man verbieten, das Weinen nicht.

*) In Siam wird leichter und schwerer Reis gebaut; der erstere schwimmt auf dem Wasser, der letztere sinkt unter.

Der Tag ist kurz, doch das Jahr ist lang.

Wenn wir nicht können, wie wir wollen, so werden wir wollen, wie wir können.

Der Wolf wechselt wohl seine Wolle, seine Natur aber niemals.

Schlägst du der Schlange nicht den Kopf ab, so wird sie weiter leben.

Ich bin ein Beg, du bist ein Beg, wer wird Wasser holen?

Spare das weiße Geld für die schwarzen Tage.

Gott zahlt nicht jeden Samstag.

Reich ist der Zufriedene.

Reich ist, wer nichts schuldig und jung der Gesunde.

Wer die Kuh hat, dem gehört auch das Kalb.

Reine Rechnung, lange Liebe.

Reines Gold rostet nicht.

Hüte dich vor Hunden, die nicht bellen.

Wenn es ihn nicht jucken würde, möchte er sich nicht kratzen.

Von der Rede zur Tat ist weit.

Lange Haare, kurzer Verstand.

Wo Feuer, dort ist auch Rauch.

Die vom Messer beigebrachte Wunde kann heilen, doch die Wunde, welche die Zunge schlägt, niemals.

Vom vorjährigen Schnee soll man nicht sprechen.

Ein Hund bellt sowohl den ehrlichen Mann als auch den Dieb an.

Sie lieben sich wie das Salz und das Auge.

Rost frisst Eisen, Trauer das Herz.

Der Satte glaubt nicht dem Hungrigen.

In Eintracht lebende Brüder bauen neue Häuser, in Zwietracht aber verkaufen sie die alten.

Einträchtig wie Honig und Fett.

Ein Falke jagt keine Fliegen.

Einen Falken erkennt man am Fluge.

Die Sonne erwärmt Jeden gleich.

Jede Kuh leckt ihr Kalb.

Jeder Zigeuner lobt sein Pferd.

Was der Fluss bringt, wird er auch wieder mitnehmen.

Je mehr Gesetze, desto weniger Gerechtigkeit.

Wer Freunde hat, hat auch Feinde.

Wer gern tanzt, dem ist leicht aufgespielt.

Im Siebe kann kein Wasser bleiben.

Feuer kann man nicht mit Stroh löschen.

Ein goldenes Kleid verdeckt nicht die Schande.

Wien. Velimir.



Unter Roms Dichtergräbern.

Von Adolf Schafheitlin.

Von der Höhe des alten Scherbenberges, rätselhaften Ursprungs, durchfliegt der Blick ein wundersames Gefild: Rom, das vielkuppelige, mauerumgürtete, die weite Campagna mit ihren Aquäduktreihen, den zerstreuten Ruinenresten, traumselig durchzogen vom alten Tiber, und in der Ferne der bläuliche Höhenkranz der Albaner- und Sabinerberge, bis zum Monte Sorakte. Aber was zieht das Auge zaubervoll hinab zu jener düstern kleinen Schaar alter Cypressen, die wie ein Häuflein treuer Krieger das Zelt ihres Führers bewachen? Die Pyramide dort, das Wahrzeichen des Orients, des geheimnisvollen, glaubensreichen Orients, sie lockt uns zu sich. Wir sind im Friedhof der Protestanten.

Welche Macht wurde der Glaube Luthers in der einst für unnahbar gehaltenen Felsenfeste des Katholizismus! Das fühlen wir an dieser erhabenen Stätte. Aber charakteristisch genug: der melancholische Norden hat das Symbol seines ersten sichern Eindringens in die Papststadt nicht ausgedrückt in Schöpfungen des Lebens, sondern in der schönsten Ruhestätte für seine Toten.

Welch feierliches Halbdunkel umschwebt diese Gräber! Die Sonnenstrahlen, gedämpft durch die hohen Cypressen, umspielen nur in zitternden Lichtern, wie in unsern Domen, diesen heiligen Raum. O tiefsinniges, liebwertes Walten des Schicksals! Der Name, der uns Deutschen am teuersten ist, er tritt uns hier im fernen Auslande wieder nahe vor die Seele — Goethe. Ja, das sind die wohlbekannten Züge, so schön, so olympisch, so milde, die uns dort im Grabmedaillon seines Sohnes entgegenstrahlen. Wir können ihnen nicht mehr entrinnen. Ueberall, wo ein deutsches Herz schlägt in der Welt, wirkt ihr Zauber; aber aus jenen Fluren, wohin die Sehnsucht uns Nordländer am mächtigsten zieht, begrüßt uns das geliebte Bild nun still und unverrücklich für alle Zeiten.

Welch ein Meer von Marmorplatten! Und doch erstand diese Friedensstätte erst im Jahre 1820. Sieh dort, wenige Schritte von Goethes Sohn entfernt, welche trauernde Säule, gebrochen, und geschmückt mit einem Jünglingsantlitz? Ach, das Bild ist ebenso skizzenhaft ausgeführt, wie uns leider die Gestalt des Entschlafenen auf ihrem ganzen Lebenswege erscheint. Du stehst am Grabe Waiblingers. In ungeheurer Begier stürmte der junge Dichter dahin, und je finsterer die Dämonen der Not ihn umlagerten, desto leidenschaftlicher wurde sein Kampf. Rom, die Wallfahrtstätte seiner heißen Sehnsucht, sah er, in Entbehrungen wohl, aber er sah es, fühlte es, lebte es. Neapel, Sizilien im Fluge durcheilt — (trieb ihn die Ahnung des Kommenden?) — da brach der kaum Sechsundzwanzigjährige an den Fluten des heimatlichen Tiber zusammen. Ja wahrlich, der Strom der

Heimat! Wie Viele fanden sie hier, fanden sie für ewig. Armer Waiblinger! Aber nein: uns ließ er arm. Er war so reich. Er fühlte ja seine ganze spendenvolle Zukunft voraus, die wir nicht kennen. Wahrhaft reich macht nur die Kraft, nicht der Besitz. — Dem Spotte, dem jeder Poet, der stolpernde Fernseher, unter seinen Mitlebenden verfällt — (alles Ungewöhnliche ist uns verhasst, denn es rüttelt uns auf!) — auch er konnte ihm nicht entgehen. Man sah sein Bildnis, „der hungernde Dichter", in den Schaufenstern als Karikatur. Aber wohl dem Manne, welcher noch Eigentümlichkeit genug besitzt, um Stoff zu bieten für die Karikatur! Karikatur? — Das wehmütige Lächeln, welches entspringt, wenn wir den edlen Geist gehemmt und gefesselt von hinfälligem Körper, ihn hervorringen sehen unter dieser bleiernen Last, jenes wehmütige Lächeln ist es, welches dem Meister das Herz erfüllt, wenn seine Hand die wunderlichen, Lachen erregenden Formen auf das Papier bannt. Betrachtet die Handzeichnungen des Lionardo in Florenz, und ihr werdet diesen Gedanken, denselben aller echten Satire, wie eine leichte Wolke über den lachendsten Gebilden dahinschweben sehen.

Welch eine Flamme dort, die so mächtig in das leuchtende Azur hinauflolıt? Von doppelter Glut erzittert die Sommerluft. Sanft rauschend drängt das unendliche Meer über den goldenen Strandkies heran, als wollte es vertraulich sich schmiegen an den brennenden Scheiterstoß, der die Gebeine desjenigen trägt, der es so oft voller Liebe und Schwermut betrachtet. Seht, die Flamme, einen Augenblick gedämpft, schlägt knisternd heller empor: Salz und Wein, nach altem Hellenenbrauch, hat jener wettergebräunte Mann in die prasselnde Glut geschüttet. Wenige Matrosen umringen ernst die Scene. Aber wer ist dort der Jünglingsmann, schlank, blass, der von ferne schweigend in die wirbelnden Flammen starrt? Das endlose Meer, der einsame Strand, die Olivenwälder, über denen der duftige Wall der Marmorberge emporragt, träumerisch überfliegt es sein Blick. Shelley — Trelawny — Byron. Fand sich noch kein Siemiradsky, mit epischer Meisterschaft diese wundersam ergreifende Scene des Gestades von Viareggio festzuhalten?

Schon schlummerte ein junger englischer Dichter dort am Fuße der Cestiuspyramide. Keats, der vielumfeindete; da trug Trelawny das Herz seines Freundes — (allein verschont von den verzehrenden Flammen!) — hieher in die Schatten der ernsten Cypressen, wo der edle Sänger so gern gewandelt in seinen apollinischen Träumen voll warmer Menschenliebe. Nur wenig später, da senkten drüben am Felsenstrande Missolunghis schlachtgebeugte Krieger das Herz des Barden von Childe Harold in die Urne, welche das dankbare Griechenland als einen köstlichen Schatz beschirmt.

Einzig Trelawny, der Mann, harrte aus und überlebte lange Jahre seine beiden Jünglingsfreunde. Wie ward mir, als ich vor Kurzem wieder durch die Gräberreihen an der Cestiuspyramide schritt: eine neue Marmorplatte leuchtete mir aus den Cypressen neben der so teuern Gruft entgegen. Der ungestüme Weltfahrer — (ein Stück von einem Piraten!) — der glühende Poet der „Adventures of a younger son", der edle Kämpfer und Dulder für die Freiheit Griechenlands — dort war der Neunzigjährige zur Ruhe bestattet worden an dem Herzen seines Freundes, den er so schön geliebt.*)

Inschrift des Grabes:

„These are two friends whose lives were undivided.
So let their memory be, now they have glided
Under the grave, let not their bones be parted,
For their two hearts in life were single-hearted."



Litterarische Neuigkeiten.

Im Verlage der K. R. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinen in Kurzem folgende Novitäten: „Eine heilige Familie". Roman von Gerhard von Amyntor. „Größenwahn", Pathologischer Roman in 3 Bänden von Karl Bleibtreu, „Unter Flatternden Fahnen". Militärische Skizzen von Detlev von Liliencron und „Der Januskopf", ein zweibändiger Buchhändlerroman von Hermann Heiberg, den dieser seinem Verleger gewidmet hat. Diese Widmung spricht für die guten Beziehungen, wie sie hier zwischen Autor und Verleger herrschen und beweist, dass die Regel, wonach ja das Verhältnis zwischen beiden Teilen meist ein gegenseitiger Interessenkampf ist, doch noch Ausnahmen hat.

Bei dem großen Interesse, das die Première des Salon-Dreiaktors „Galeotto" von Echegaray in Berlin erregte, möchte es angezeigt sein, daran zu erinnern, dass des spanischen Dichters bedeutendstes Drama bei W. Friedrich in Leipzig in Übersetzung unseres bewährten Don José Fastenrath erschien. — „Galeotto" mag ja als eine originelle und markige Durchführung des alten Themas: Verleumdung gelten. Die Charaktere sind jedoch wenig originell angelegt und die Technik scheint alles eher als gewandt. Höchst bescheiden und naiv im szenischen Aufbau, würde „Galeotto" als Werk eines Deutschen höchstens einen Achtungserfolg errungen haben. Als Werk eines Spaniers — ja, Bauer, das ist ganz was anders! Altmeister Karl Frenzel sprach kürzlich in der „Nationalztg." das bittere Wort aus, anlässlich eines bejubelten Possenfabrikats, welchem Graf Hochberg begeistert die Pforten des „Kgl. Schauspielhauses" erschloss: Nicht die Dichter, sondern nur das elende Publikum und die noch elenderen Theaterleiter seien Schuld am Verfall des Dramas. Da helfe keine „Revolution der Litteratur" (danke!), da helfe überhaupt nichts. Die genialsten Dramen, wenn man sie nicht aufführe, seien eben auch nur Buchdramen u. s. w. — Sehr wahr. Eine Verschwörung von Schurken und Dummköpfen. Heute muss jedes höhere Talent untergehen. Und die wohlweise Kritik, die darüber jammert? Was thut denn sie, um den Großen Bahn zu brechen?! Reklamenotizen überspaßige Hanswurstiaden bringen — genügt das?!

Lucien Biart: „Les Clientes du Docteur Bernagius", Paris, Plon, Nourrit & Cie. 1887. Die Klienten des Dr. Bernagius, neben dem genannten Arzte die Hauptpersonen der fünf in dem vorliegenden Bande enthaltenen, in Mexiko spielenden Novellen, sind fünf Damen, an deren tragischem Geschick der Arzt als solcher oder als Freund teil nimmt. Von einigem Werte ist nur die letzte Novelle „Leona", an der außer der

*) In Bleibtreu's „Englischer Litteraturgeschichte" ist Trelawny zum ersten Mal ausführlich gewürdigt.

Perfidie mit welcher der in allen fünf Novellen zutage tretende Deutschenhass des Verfassers zum Ausdruck kommt, nur der sich hier wie in den übrigen Erzählungen breit machende Forschungseifer des Arztes auszusetzen ist. — Außer den genannten Fehlern leiden die vier anderen Novellen noch an folgenden: 1. Uebermäßiges Selbstbewusstsein. 2. Lobpreisungen persönlicher Bekannter zwecks Verherrlichung des werten „Ichs". 3. Erhebung des eigenen Fleißes und der eigenen Gewissenhaftigkeit. 4. Die versuchte Nachahmung Jules Vernescher Schreibweise, die sich hier in häufigem Gebrauche gelehrter Redensarten und Manipulationen zeigt. — Wir hoffen nächstens über den anderen Roman des Verfassers: „Quand j'etais petit" besseres berichten zu können.

Le Dr. Azam: „Le Caractère dans la Santé et dans la Maladie Avec une préface de M. Th. Ribot." Paris, 1887. Félix Alcan. Dieses interessante Buch, aus dem der Verfasser alle spezifisch wissenschaftlichen Ausdrücke weggelassen hat, wird sicher allgemeinen Anklang finden. Man findet in demselben den Charakter der Tiere, Völker und der einzelnen Menschen in ihren verschiedenen Färbungen und Zuständen, Aenderungen und Beeinflussungen dargestellt, so dass dasselbe einen hervorragenden psychologischen Wert beanspruchen kann, der dem Arzte sehr zu statten kommen wird.

„Ein halbes Jahrhundert." Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. In drei Bänden (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Bei der Armut, die der Zweig der Memoirenlitteratur in Deutschland aufweist, ist ein Buch, das uns eine Bereicherung dieses so vernachlässigten Litteraturzweiges bringt, an sich schon mit Freuden zu begrüßen, um so mehr, wenn ein Mann von der Bedeutung des Grafen Schack zur Feder greift, um die Erinnerungen seines tatenreichen Lebens niederzuschreiben. Im ersten Teile des Werkes giebt uns Graf Schack seine Autobiographie, die sich nicht auf eine trockene Lebensgeschichte beschränkt, sondern in der Form des Selbsterlebten und Selbsterfahrenen über berühmte Zeitgenossen, mit denen er zusammengetroffen, über die politischen und litterarischen Verhältnisse der letzten fünfzig Jahre plaudert. Die zweite Abteilung des Werkes enthält in Tagebuchblättern die Geschichte seiner Reisen, die ihn nach aller Herren Länder geführt haben Hier sind es besonders die geistvollen, feinsinnigen Bemerkungen über Gegenstände der Kunst, die in hohem Grade fesselnd und anregend auf den Leser einwirken und die um so wichtiger und wertvoller, sind als sie von einer solch anerkannten Kapazität wie Graf Schack herrühren. Das dreibändige Werk ist von der Verlagshandlung gut ausgestattet und mit einem wohlgelungenen Porträt des Verfassers geschmückt worden. Bei der hohen Verehrung und Liebe, deren sich Graf Schack in Deutschland erfreut, ist seinem neuesten Werke, dessen Erscheinen man mit Spannung entgegensah, die wärmste Aufnahme seitens des Publikums gewiss, einer speziellen Empfehlung bedarf es dabei nicht.

Eduard von Hartmanns „Moderne Probleme" erscheinen demnächst in zweiter vermehrter Auflage im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Bei dieser Gelegenheit wollen wir gleich erwähnen, dass sich eine italienische Uebersetzung der „Philosophie des Unbewussten" desselben Verfassers in Vorbereitung befindet; von diesem populärsten Werke Hartmanns existieren bis jetzt zwei französische, eine englische, eine schwedische und eine russische Uebersetzung.

Regnard, le docteur Paul: „Les Maladies épidémiques de l'Esprit: Sorcellerie, Magnétisme, Délire des Grandeurs. Ouvrage illustré de 120 Gravures." Paris 1887, E. Plon, Nourrit & Cie. Das uns vorliegende hochbedeutende Werk ist zusammengesetzt aus fünf Vorträgen, welche Regnard in den Jahren 1882—1886 in der Sorbonne vor einem auserwählten Publikum gehalten hat. Regnard beleuchtet vom psychologisch-medizinischen Standpunkte aus die Hauptschwächen und Fehler der verschiedenen Jahrhunderte und kommt zu dem Ergebnis, dass der Hexenglaube (15.—17. J.), der Wunderglaube (18. J.), Somnambulismus u. s. w. (18. u. 19. J.) alle auf denselben Gesetzen beruhen und dass nur durch Missverständnis natürlicher Vorgänge so schreckliche Geistesverirrungen möglich waren. Auch die letzten Jahrhunderte haben ihre chronischen Krankheiten, welche am Marke der in ihnen lebenden Menschen zehren: Das 19. Jahrhundert leidet an der Morphiumsucht, dem Atheismus und dem Größenwahn und Alles deutet daraufhin, dass im 20. Jahrhundert die Blutgier der Anarchie das herrschende Leiden sein wird. Das Werk hat das große Verdienst, dass es, für Aerzte und Laien gleich verständlich, alle Schatten törichten Aberglaubens zerstreut und trotz seiner Wissenschaftlichkeit unterhaltend ist, wenn es auch naturgemäß düstre Bilder sind, die es vor unseren Augen entrollt.

„Ziel und Ende." Wiener Roman von F. von Kapff-Essenther, Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). — Die talentvolle Verfasserin hat sich in den letzten Jahren eine achtunggebietende litterarische Stellung zu erobern gewusst. Die bisher erschienenen Werke aus ihrer Feder, vornehmlich die Novellensammlungen „Wiener Sittenbilder" und „Moderne Helden" zeigten uns ein starkes selbstbewusstes Talent, das fernab von den Bahnen, die das Gros der schriftstellernden Damen zu wandeln pflegt, sicher und unentwegt sein vorgestecktes Ziel verfolgt. Auf diesem Wege bedeutet nun der soeben erschienene dreibändige Roman „Ziel und Ende" einen großen Schritt nach vorwärts. In Komposition, Aufbau und Führung dieser dem Wiener Leben entnommenen Handlung offenbart sich uns von neuem eine starke poetische Kraft, eine eigenartige Weltanschauung und ein scharfer, realistisch geschulter Blick für Alles, was in der Welt geschieht. Die Darstellung zeigt in ihrer Formvollendung eine Hand, die sicher zu gestalten weiß, die Charakteristik der einzelnen Personen zeugt von hoher psychologischer Vertiefung, der Gang der Erzählung ist interessant und steigert die Spannung des Lesers von Moment zu Moment; kurz das neueste Werk von Frau v. Kapff-Essenther repräsentiert eine wertvolle Bereicherung unserer erzählenden Litteratur und darf aufs Wärmste empfohlen werden.

„Das Asylrecht." Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Eine geistvolle Schöpfung, die innerhalb unserer erzählenden Litteratur eine ganz eigenartige Sonderstellung einnimmt, ist der vorliegende Roman, in welchem in sinniger Weise Vergangenheit und Gegenwart verflochten sind. In einem hauptstädtischen Gesellschaftskreise liest ein junger Schriftsteller seine Erstlingsnovelle vor, eine sehr gelungene Erzählung aus den letzten Zeiten des Mittelalters, deren Mittelpunkt das durch eine besondere Gnadenakte des Kaisers Maximilian verbriefte Asylrecht der freien Reichsstadt Isny bildet. Durch dieses gelungene Werk in die besten Gesellschaftskreise vorteilhaft eingeführt, gelangt der junge Poet innerhalb derselben zu Erlebnissen, die zu den von ihm erzählten Vorgängen der Vorzeit eine überaus fein gezogene Parallele bieten. Lebenswahre Gestaltung, echtes Gefühl, spielender Humor und gelegentlich geistreiche Satire fügen sich hier zu einem Ganzen von fesselndstem Reiz.

Albert Schulz: „Bibliographie de la Guerre Franco-Allemande (1870—1871." 2e Ed. — Paris, Librairie H. Le Soudier 1886. Das Verzeichnis, dessen Gebrauch durch ein angefügtes Register wesentlich erleichtert wird, ist vortrefflich und mit großer Sorgfalt zusammengestellt.

„Bibliographie internationale des Sciences militaires", publié par Jules Peelmann & Cie. (Anc. Maison Jos. Baer & Cie.) Dieser Index erscheint seit dem 1. Oktober d. J. und giebt einen Ueberblick über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Militärwissenschaft. Die erste Nummer enthält 110 Titel und außerdem die Inhaltsangabe von siebzehn militärischen Zeitschriften verschiedener Länder.

Die Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig giebt demnächst ihren neuen Verlagskatalog heraus, der diesmal mit den Bildern der Hauptautoren des Verlages, wie G. von Amyntor, Karl Bleibtreu, Hermann Heiberg, Ed. von Hartmann, Detlev von Liliencron, B. von Suttner, Wilhelm Walloth u. A. geschmückt sein wird. Der Katalog wird auf Verlangen gratis und franco seitens der Verlagshandlung versandt.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Poetische Werke von Adam Mickiewicz,

übersetzt von Siegfried Lipiner.

Band II.

Todtenfeier (Dziady).

Mit erklärender Einleitung.

XXXII u. 284 S. gr. 8. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Der Dichter des „Entfesselten Prometheus" bot vor einigen Jahren das große National-Epos der Polen (Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Lithauen) in deutscher, die poetischen Feinheiten des Originals nach Möglichkeit wiedergebender Uebertragung. Als 2. Band der Reihe folgt jetzt die tiefsinnige, leidenschaftlich bewegte, oft titanenhaft gewaltige „Todtenfeier", die das Bild von Mickiewicz' dichterischer Persönlichkeit ergänzt und vollendet. Wenn irgend ein Werk slavischen Schriftthums, so gehört dieses der Weltlitteratur an. Die ausführliche Einleitung giebt neben einer eingehenden Besprechung des Inhalts auch eine anziehende Schilderung des Lebens- und Entwickelungsganges des Dichters, seiner Schicksale und Seelenkämpfe, soweit sie für das Verständnis des Werkes in Betracht kommen.

Soeben erschienen:

Weltfremd

Roman von

Clarissa Lohde

(Zugleich Fortsetzung von: „Auf dem Throne")

Preis M. 4, geb. M. 5.

Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Höchst actuell.

Soeben erschien:

Marokko.

Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute

von

Victor J. Horowitz.

gr. 8°. broch. M. 4.—.

Marokko ist ein bis jetzt wenig bekanntes, beschriebenes und doch so wichtiges Land, dass ein Werk von einem so gründlichen Kenner des Landes, wie dem Verfasser, der lange Zeit im dortigen deutschen Konsulate Angestellter war, sicher eine Lücke ausfüllt. Die lebendig gehaltenen Schilderungen sämmtlicher Verhältnisse des Landes, der Bodenbeschaffenheit, der Landesproducte, der verschiedenen Bewohner, der Sitten und Gebräuche, der Regierung und Geschichte derselben nebst specieller Beschreibung sämmtlicher wichtigen Ortschaften etc., werden umsomehr Interesse finden, als gerade — jetzt Marokko immer mehr in den allgemeinen politischen Vordergrund zu treten beginnt — und besonders mit Deutschland in nähere Beziehungen tritt.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung, Leipzig.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix und Therese Dahn,

Kaiser Karl und seine Paladine.

Erzählungen aus dem Kerlingischen Sagenkreise.

473 S. 8. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Im Anschluß an „Walhall" — die Darstellung altgermanischer Götter- und Helden-Sagen — geben die Verfasser hier das Wesentliche der Geschichte und der Sage Karls des Großen und seiner Helden. Felix Dahn hat die Ergebnisse seiner Forschungen über Karl, kurz und volksthümlich zusammengefaßt, ohne gelehrtes Beiwerk mitgetheilt. Seine Gattin, Therese Dahn, hat das Wichtigste aus dem Karolingischen Sagenkreise eigenartig bearbeitet. Das Buch wird nicht nur, wenn auch vorzugsweise, die Jugend erfreuen und belehren. Seine Majestät der Deutsche Kaiser hat durch allerhuldvollste Annahme der Zueignung wohl die nationale und erziehliche Bedeutung des Werkes anerkennen wollen.

Soeben erschien:

Am Starnberger See.

Novelle von Wilhelm Walloth.

Eleg. Austattung mit effectvollem Umschlag br. M. 1.—.

Auch in dieser vorliegenden Novelle „Am Starnberger See" tritt uns sein originelles Talent, durch den spannenden Reiz der Handlung, durch die Schärfe und Pikanterie der Charakteristik zu fesseln und hinzureissen, aufs Neue entgegen, so dass er auch durch dieses Buch seinen schnelleroberten Leserkreis wiederum bedeutend erweitern und vermehren wird.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Heinrich Bulthaupt,

Dramaturgie der Oper.

2 Bde. gr. 8. Bd. I 404 S.; Bd. II 322 S.

Geh. M. 10.—, fein geb. M. 12.—.

Der Verfasser, der in seiner „Dramaturgie der Classiker" ein rasch zu autoritativen Ansehen gelangtes Werk geschaffen, erschließt mit der „Dramaturgie der Oper" ein völlig neues, kaum nur erst flüchtig gestreiftes Gebiet. Wie er in jenem Werk an der Hand der Meisterwerke Lessings, Goethes, Schillers und Shakespeares die Gesetze des Dramas entwickelte und dieselben mit steter Berücksichtigung des Theaters beleuchtete, so wendet er sich hier der Oper zu und entwickelt, wiederum auf inductivem Wege, ohne vorgefaßte ästhetische Theorien, an den Schöpfungen Glucks, Mozarts, Beethovens, Webers, Meyerbeers und Wagners die Bedingungen des musikalischen Dramas der Oper. Nach allen Richtungen für diese Aufgabe ausgerüstet, selbst dramatischer Dichter und ein genauer Kenner der Bühne, legt er dabei, ohne die musikalische Seite zu vernachlässigen, doch das Hauptgewicht auf die dramaturgische Betrachtung und sichert eben dadurch seinem Werk den Charakter völliger Neuheit. Denn mehr oder weniger ist die Betrachtung der Oper, besonders der älteren, bisher bei dem Musikalischen stehen geblieben, und jedenfalls findet sich nirgends eine so vielseitige Erörterung des Dramatischen und Theatralischen in ihr, wie in der „Dramaturgie der Oper". Wie die „Dramaturgie der Classiker" bei Fachleuten und Laien Eingang gefunden und nach der theoretischen und praktischen Seite, in ästhetischen Abhandlungen und bei der Inscenirung classischer Dramen Berücksichtigung erfahren hat, so wendet sich auch die „Dramaturgie der Oper" nicht nur an Musiker, Regisseure und Sänger, sondern an alle Opernfreunde, und bei der Weite seiner Betrachtungen an die gesammte gebildete Welt.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn,

Bis zum Tode getreu.

Roman aus der Zeit Karls des Großen.

515 S. 8. Geh. M. 7.50, fein geb. 8.50.

Von dem geschichtlichen Hintergrund hat der Verfasser diesmal die rein menschlichen Beweggründe schärfer als sonst wohl abgehoben, den Widerstreit der Leidenschaften ausführlicher als die Kämpfe der geschichtlichen Mächte dargestellt, ohne doch diese zu übergehen.

Für die Concertsaison!

Wer sich über alle Vorgänge des Musik- und Kunstlebens **schnell** und **gut** orientiren will, abonnire vom 1. October ab für **1 Mk. 50 Pf.** bei allen Buchhandlungen und Postämtern auf die **sehr reichhaltige** und **billige**

Illustrirte Leipziger

Musik- und Kunst-Zeitung.

(Probe-Nummern gratis und franco.) Expedition: Leipzig. Sophienstrasse 17, I.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 45. Leipzig, den 5. November. 1887.

Inhalt:

Die hundert besten Bücher.

Von Dr. Ernst Eckstein.

Zweiter und letzter Artikel.

Nachdem wir in unserem nenlichen Aufsatz die absolute Unhaltbarkeit der Lubbockschen Liste an zahlreichen eklatanten Beispielen dargetan, und angesichts dieser Geschmacks-Verirrung betont haben, dass der Gedanke, dem englischen Missgriffe deutscherseits etwas Vollkommeneres gegenüberzustellen, ein begreiflicher und berechtigter sei, versuchen wir heute, dem Wunsche der Redaktion entsprechend, einige Aphorismen zur Glossiernng der *deutschen* Liste, ihrer Ziele und Zwecke, ihrer wahrscheinlichen Folgen, insbesondere auch ihrer Schwierigkeiten.

Beginnen wir mit den Schwierigkeiten.

Die Versender des Zirkulars drücken, wie schon gemeldet, die Absicht aus, bei der von ihnen geplanten Zusammenstellung die neneste Litteratur mit einzuschließen.

Gerade in dieser Absicht — so zweckmäßig es in der Tat wäre, wenn das Publikum einen vertranenswerten Ariadne-Faden im Labyrinth der zeitgenössischen Produktion besäße — erblicke ich ein Moment, das mir Bedenken einflößt.

Die dentsche Liste soll, genan wie die englische, aus einer Art von Plebiszit hervorgehen.

Der Ruf zur Abstimmung richtet sich naturgemäß in erster Linie an diejenigen Personen, die sich am meisten und am gründlichsten mit Litteratnr befassen.

Das aber sind unstreitig die Schriftsteller und die Buchhändler; denn die Fachgelehrten z. B. leben bei uns zu Lande immer noch vielfach dem betrübenden Wahn, als seien sie nm so bessere Physiologen, Chemiker, Therapeutiker, Juristen nnd Forstleute, je weniger sie von den Schätzen des schönwissenschaftlichen Schrifttnms, zumal des neueren und neuesten, Notiz nehmen.

Der klassische Typns für die ablehnende Haltung des deutschen Gelehrten, namentlich in letzterer Beziehung, ist der Philologie-Professor.

Gätschenberger behauptet in seiner Schrift: „Die unwürdigen Litteraturzustände im deutschen Reiche" mit nackten Worten, der Philologie-Professor sei der gefährlichste Feind deutscher Geistesbildung.

In der Tat giebt es nnter den dentschen Philologie-Professoren achtbare Lente, die geradezn darauf stolz sind, von der deutschen Litteratur seit Goethes Tode keine Ahnung zn haben.

„Was antik oder doch wenigstens schon historisch ist, das steht solchen geistigen Mikrocephalen von vornherein höher als die besten Schöpfungen ihrer Zeitgenossen."

Ich habe diesen verderblichen Tatbestand früher einmal ausführlich erörtert.

Verderblich ist die Sache nm deswillen, weil der verknöcherte Philologe in seiner Eigenschaft als Lehrer vielfach einen bestimmenden Einfluss auf die heranwachsende Generation ausübt, und sich vom Katheder herab *ex officio* straflos an den höchsten Gütern seiner Nation versündigen darf.

„‚Nichts ist wohlfeiler', sagt Heinrich Heine,

‚als aus den Lorbeeren eines todten Dichters Ruten zu winden, mit denen man die lebenden blutig schlägt.‘ — Der echte Philolog ist aus Prinzip ein solcher Rutenverfertiger. Dem deutschen Lustspieldichter ruft er die vernichtenden Worte zu: ‚Was willst du? Haben wir nicht Terenz und Plautus und obendrein die Fragmente des Menander?‘ Dem modernen Epiker wirft er vor, dass seine Schöpfungen des mythologischen Hintergrundes entbehren, und dem Tragiker verzeiht er es nicht, wenn seine Dichtwerke keinen Sophokleïschen Chor aufweisen. Wie sehr die Gelehrsamkeit nicht nur die deutsche, sondern auch die englische, französische, italienische u. s. w. Litteratur verachtet, das geht aus der abgeschmackten Vernachlässigung hervor, die jenen Branchen auf sämmtlichen deutschen Universitäten zu Teil wird. So ein moderner Dichter, dessen Text nirgends verstümmelt ist, kommt einem richtigen Philologen gar zu unklassisch vor.“

Von den Gelehrten also in diesem spezifischen Sinn werden die Veranstalter des nationalen Plebiszits absehen müssen, wenn sie nicht Resultate erzielen wollen, die noch kläglicher ausfallen, als die Liste des Londoner Kanzlers.

Unsere Beamten jedoch und die sonstigen praktischen Vertreter einer gelehrten Berufsart haben des vielen bis jetzt so unumgänglichen Biertrinkens wegen absolut keine Zeit, sich eingehender mit den litterarischen Schöpfungen älterer wie neuerer Epochen bekannt zu machen.

Ein minimaler Prozentsatz von Ausnahmen ändert nichts an der Regel.

Das Gleiche gilt von den Kaufleuten, den Großindustriellen u. s. w. u. s. w., wenn hier das Bier auch nicht immer buchstäblich zu verstehen ist.

Sonach erübrigen, wie bereits angedeutet, vornehmlich die Schriftsteller selbst und ein Teil der Verleger und Sortimenter.

Gut!

Sind aber diese Leute, denen die nötige Intelligenz und das hier vorausgesetzte künstlerische Verständnis im Allgemeinen wohl zugetraut werden darf, tatsächlich in der Lage, ein Verdikt abzugeben, das so objektiv ist, wie es etwa vom Wahrspruch eines Geschworenen-Kollegiums erwartet wird?

Ich glaube kaum.

Was zunächst die Autoren betrifft —: Wie viele stehen auf jener leuchtenden Höhe der Selbsterkenntnis, der Neidlosigkeit, der unparteiischen Klarheit, die sie ernstlich befähigt, über Mitstrebende zu judizieren? Wird nicht Jeder, selbst der ehrlichste, wenn auch unbewusst, von Gedanken beeinflusst werden, die, dafern es sich um einen Geschworenen handelte, den Verteidiger zur Refüsierung veranlassen müssten?

Gar manchem Dramatiker möchte die Aussicht, den „Uriel Acosta“ in den Kanon aufgenommen zu wissen, erträglich scheinen: aber wenn es dem Stück eines lebenden Mitpoeten gelänge, durch Stimmenmehrheit gekrönt zu werden, indess die eigene — vielleicht tatsächlich bessere — Schöpfung leer ausginge —: das käme dem Herren doch vielleicht etwas hart an!

Gerade je wirkungsvoller er diese Liste sich vorstellt, um so peinlicher wird ihn ein solcher Gedanke berühren; denn er kennt ja die Ehrfurcht seiner Landsleute vor allgemein adoptierten Einteilungen; er weiß, dass Körner und Wilhelm Hauff und Leisewitz vermöge ihrer Aufnahme in gewisse National-Bibliotheken bereits stillschweigend als „Klassiker“ acceptiert sind; er fürchtet daher mit Recht, die Kluft zwischen ihm, dem Unwürdigen, und seinem lorbeergeschmückten Kollegen möchte von Jahr zu Jahr breiter gähnen.

Schlimmer noch steht es mit dem Verleger.

Der Buchhändler hat überhaupt — und aus menschlich sehr begreiflichen Gründen — vielfach die Neigung, den Wert eines Schriftstellers nach dem Erfolg zu beurteilen. Die Schriftsteller seines eigenen Verlags vollends, wenn sie im Publikum ein weithin schallendes Echo gefunden haben, gehen ihm über Alles. Ich betone auch hier, dass es natürlich Ausnahmen giebt; im Allgemeinen jedoch lässt sich das Faktum nicht abstreiten. Diese etwas einseitige Sympathie braucht durchaus nicht so interpretiert zu werden, als ob der Verleger bei seinem Urteil lediglich oder nur vorwiegend von Geschäftsrücksichten abhinge. Ich bin weit entfernt, innere Unwahrheit und Heuchelei zu vermuten. Aber es ist so natürlich, dass die Objektivität des Urteils sich trübt, wenn der Erfolg seine blendenden Lichter wirft, und wenn sich im Glanz dieser Lichter vor dem befriedigten Auge Jahr um Jahr ein prunkvoller Rechnungsabschluss entrollt. Dazu kommt, dass die meisten Verleger mit ihren erfolgreichen Schriftstellern persönlich befreundet sind. Kurz und gut — bei aller Achtung vor der Intelligenz und Ehrenhaftigkeit der beiden jetzt zu nennenden Buchhändler — glaube ich nun und nimmer, dass Grote in Berlin die Werke Rudolf Baumbachs für bedeutender halten wird als die von Julius Wolff; und ebensowenig, dass Liebeskind in Leipzig gegen Baumbach votieren würde.

Hier haben wir schon verschiedene Gesichtspunkte, die selbst bei gutem Willen ein objektiv gültiges Resultat nicht allzu wahrscheinlich machen.

Nun kömmt noch der leider nicht hinwegzuleugnende Faktor gewisser Motive, die ethisch verwerflich sind: die absichtliche Unterdrückung der Ueberzeugung, die Verschwörung der Mittelmäßigkeit gegen das wahre Talent, die ganze Misère kleinlicher und verwerflicher Ränke, die auch hier nicht ausbleiben können; denn das „*homo homini lupus*“ gilt ja leider nicht nur auf rein materiellem Gebiet!

Ferner kann ich die Meinung nicht unterdrücken, dass der Chefredakteur eines verbreiteten litterarischen Blattes, der selber dichterisch produktiv ist,

für die Veranstaltung eines solchen Plebiszits nicht gerade die geeignetste Persönlichkeit ist.

Er läuft in doppelter Hinsicht Gefahr, von seinen Mitarbeitern getäuscht zu werden.

Stolze und unabhängige Charaktere werden Bedenken tragen, ein Werk dieses Chefredakteurs, selbst wenn sie von der Vortrefflichkeit dieses Werkes innerlichst überzeugt sind, auf die Liste zu setzen, da sie sich nicht dem Verdacht einer unwürdigen Schmeichelei aussetzen wollen, für die man etwa gelegentlich eine Heimzahlung in klingender Lobes-Münze erwartet.

Noch näher jedoch liegt die Gefahr, dass niedrig gesinnte Naturen gegen ihre Ueberzeugung ein Werk dieses Chefredakteurs kanonisieren, oder auch Werke anderer Autoren, von denen sie wissen, dass der Chefredakteur sie vermöge seiner besonderen litterarischen Richtung hoch schätzt.

Wer jemals an der Spitze eines gelesenen Blattes gestanden hat, der kennt die Allüren gewisser litterarischer Schmeißfliegen, — (es finden sich manche „klangvolle" Namen darunter) — die dem Herausgeber mit den widerwärtigsten Schmeicheleien, mit den unverschämtesten Ausdrücken der Bewunderung systematisch zu Leibe gehen. Es gehört eine starke Selbsterkenntnis, und mehr noch eine gewisse Lebenserfahrung dazu, die redlichen Freunde, die mit wahrhafter Sympathie dem Gleichgesinnten die Hand drücken, von diesem Gelichter zu unterscheiden, das uns gerade so lang um den Bart geht, als es sich von dem Einverständnis mit uns einen Vorteil verspricht.

Zu den vorerwähnten Einzelbedenken kömmt noch das generelle, bereits in unserem ersten Artikel betonte: dass es selbst für den unbeeinflussten Denker überaus schwer fällt, Schriftsteller und schriftstellerische Werke, die noch mitten im Getümmel der Tagesmeinungen stehen, ihrem wahren Werte nach abzuschätzen.

An der Commedia des Dante haben wir dargetan, dass ein Buch im Lauf der Zeit *aufhören* kann, gut zu sein. Wenn der Zeitraum jedoch, den diese Wandlung erfordert, gar zu kurz ist, d. h. wenn ein Buch heute den Besten gefällt und nach zwanzig Jahren bereits von den Besten verurteilt wird, so liegt die Vermutung nahe, dass die Vorzüge, die das Urteil der Mitwelt so sehr bestochen haben, von ziemlich untergeordneter Art waren; denn so schnell verändert das ächte Kunstbedürfnis einer gebildeten Nation nicht seine Physiognomie. — Um gerecht sein zu können, müsste man also jedem Buch einige Jahrzehnte zu seiner „Auslebung" gönnen.

Ich möchte mir daher den unmaßgeblichen Vorschlag gestatten, in dem Einen Punkt dem Vorbild der Lubbockschen Liste treu zu bleiben, in der Ausschließung nämlich der Zeitgenossen. Eventuell schiene es mir noch geratener, falls man auf die Zeitgenossen durchaus nicht verzichten will, *zwei* Listen aufzustellen, eine für die Litteraturen bis zu Goethes Tode, die andere für die modernen.

Sehr optimistisch malen sich die Versender des Zirkulars den Einfluss ihrer Liste auf das Publikum aus.

Sie „versprechen sich von einer solchen Veröffentlichung, von den Ersten und Besten der Nation unterstützt, durch ein alphabetisches Verzeichnis mit Preisangabe aller darin erwähnten Bücher und ihrer besten Ausgaben zu praktischem Gebrauch eingerichtet und in Hunderttausenden von Exemplaren durch den Buchhandel gratis oder zu den geringen Selbstkosten verbreitet, eine außerordentlich heilsame Wirkung auf das geistige und körperliche Wohl des deutschen Volks. Sie sind überzeugt, dass Bücherfreunde aufhören werden, ihre Erholung auf der Bierbank und im Kannegießern zu suchen."

Auch wir glauben, dass eine solche Liste, falls sie als *Leitfaden*, nicht aber als unfehlbare *Gesetzestafel* auftritt, manchem Bücherfreund äußerst willkommen sein und ihn veranlassen wird, Werke kennen zu lernen, die ihm bis dahin fremd geblieben sind.

Im Allgemeinen jedoch fürchten wir, dass die christlich-germanische Bierbank, die sich seit Scheffel und anderen Heroen des Humpensanges nicht nur sittlich, sondern sogar ästhetisch berechtigt fühlt, diesem Sprengversuch eben so siegreich Stand halten wird, wie hundert anderen eben so redlich gemeinten, die sich mit dem alt-ehrwürdigen Spruche zu trösten hatten: *In magnis voluisse sat est.* Indes, da wir just beim Citieren lateinischer Dikta sind: Es giebt auch ein Sprüchlein vom Tropfen, der allmählich den Stein höhlt, — und so mag denn die „deutsche Liste" als eine solche *gutta* kühnlich ins Dasein treten. Jedenfalls hat sie *schon als Experiment* Anspruch auf das Interesse aller Litteraturfreunde.

Eins will ich noch den Herausgebern prophezeien, obschon die Wahrsagerei sonst ein übles Geschäft ist. Ihre Liste wird, noch ehe sie ein Vierteljahr erlebt hat, Gegenlisten erzeugen, sei es ernst gemeinte, rein-litterarische, sei es buchhändlerisch-spekulative. Und wenn dann Liste auf Liste prallt und sich ein Streit entspinnt, ähnlich dem in England entbrannten, so ist immerhin etwas erreicht, was wertvoll genug erscheint: eine Aufrüttelung des Publikums aus seinem lethargischen Traumleben unter dem öden Banne des Tagesereignisses und der sogenannten „aktuellen Interessen".



Liebe.

O Liebe! Wort, das Welten bannt,
Das ihnen Inhalt giebt und Sein!
Du flammst im All als Weltenbrand
Und strahlst in der Gestirne Schein!
Du bist's, die ihnen Bahnen weist,
Planeten um der Sonnen Glut
Gleich Faltern ewig flattern heißt,
Und die im Herzen sehnend ruht!
Ja, sehnend ruht, bis dass erkannt
In eigner Brust der Weltenbrand! —

Berlin. Richard von Hartwig.

Ernest Renan.

Le sage est celui, qui voit à la fois que tout est image, préjugé, symbole et que le préjugé, le symbole sont nécessaires, utiles et vrais.
(Questions contemporaines.)

Der vorstehende Satz ist für die Richtung Renans bezeichnend.

Der Verfasser des „Lebens Jesu" und der „Urgeschichte des Christentums" nähert sich dem Positivismus. Er leugnet die übersinnliche Welt und rechnet mit der Beobachtung naturwissenschaftlicher Gesetze. Aber sein Positivismus ist von idealem Schnitt: „Meine Philosophie, nach der die Welt von einem göttlichen Hauch erfüllt ist, erkennt keinen Einzelwillen in der Leitung des Weltganzen an."

Allerdings ist der göttliche Hauch — souffle divin, heißt es im Originaltext — nach Renan ein weiter Begriff, er macht seinen Vertreter zum gelegentlichen Verteidiger aller denkbaren Systeme, eine Vielseitigkeit, die Jedem auffallen muss, der sich mit den Renanschen Schriften bekannt gemacht hat.

Um die Beweglichkeit seines Geistes zu verstehen, muss man ihn nach zwei Seiten betrachten — als Kritiker und als Dichter. Der Freund der exakten Forschung steht dem phantasiebegabten Idealisten gegenüber; Zweifel und Schwärmerei in einem Guss. Diese Mischung ist nicht neu, sie ist im Gegenteil wiederholt dagewesen, aber Keiner, der sich dafür anführen lässt, vereinigt die Gegensätze so scharf wie Renan.

Zum Teil mag sich das auf seine Lebensverhältnisse zurückführen lassen. In den Kinderjahren von seiner Mutter, einer streng gläubigen, katholischen Fischerfrau, beeinflusst, welche ihm die mystische Seite des Christentums mit den Wiegenliedern ins Herz gesungen hat, wurde der Knabe von ihr unter die Leitung der orthodoxen Priesterschaft geführt, die die Regungen seines kritischen Verstandes lange niederhielt.

Der Verstand siegt dann doch nach einem abermaligen Erziehungswechsel, aber — was man nicht hoch genug schätzen kann — das Herz wahrte seine Rechte. Wie kaum ein Anderer hat Renan sich die Zuneigung für seinen Jugendglauben erhalten; er verspottet ihn nicht als überlebtes Ammenmärchen, sondern pflegt ihn wie einen goldnen Traum — zu schön, um zu bleiben und schön genug, um ihn mit dem unverwelklichen Kranz der Erinnerung zu schmücken. Die Liebe zu seinem verlassenen Gott ist ein wesentlicher Zug in dem Bilde des Kritikers und sie wurde vielleicht noch inniger, seit er ihm die Treue brechen musste. Wo er den Erlöser nicht mehr anerkennen kann, rückt er dem Menschen näher und was er für diesen fühlt, klingt wie ein zärtliches Mitleid. Darin liegt keine Ueberhebung, auch keine Frivolität, sondern jene Empfindungstiefe, die Renan als eine Erbschaft seines Stammes bezeichnet.*) Sein religiöses Gefühl ist außerordentlich und er hat Jahre auf dem Pariser Pflaster gebraucht, um zu begreifen, dass unzählige Menschen dahin leben können, ohne sich um den Grund ihres Daseins zu kümmern.

„Ich fühle mich beschämt," sagt er im Hinblick auf seine leichter angelegten Zeitgenossen, „dass ich fünf oder sechs Jahre angestrengten Forschens gebraucht habe — das Hebräische, die semitischen Sprachen, Gesenius, Ewald und die deutsche Kritik, um schließlich zu dem Resultat zu kommen, das diese Käuze mit einem Sprunge erreichen." Und mit jener Ironie, die ihm eigen ist, setzt er später — vielleicht auf seine Kosten — hinzu: „Il manquerait quelque chose à la fête de l'univers, si le monde n'était peuplé que de fanatiques inconoclastes et de lourdaux vertueux."

Die Orthodoxie hat nicht versäumt aus solchen Aeußerungen gegen ihn Kapital zu schlagen, es dürfte aber gerecht sein, ihr die Worte entgegen zu halten, die Renan mehr wie die vorigen zur Richtschnur seines Handelns nimmt: „Ich glaube nicht mehr," sagt er in den Jugenderinnerungen, „dass das Christentum der übernatürliche Schluss von Allem ist, was der Mensch zu wissen braucht, aber ich halte an dem Glauben fest, dass die Existenz die frivolste Sache wird, wenn man sie nicht als große ununterbrochene Pflicht auffasst."

Ernest Renan prüft Alles auf die Moral. Als Kritiker der Gegenwart, als Geschichtsforscher oder politischer Ratgeber seines Volkes fasst er immer die moralische Seite ins Auge, nicht als Abzug eines wissenschaftlichen Systems, — der Idealismus allein ist ihr Prinzip. Seine Philosophie ruht auf der Moral und die Moral auf seinem Idealismus. So hat er Christus dargestellt, eine Auffassung, die allerdings von David Strauß überholt worden ist.

Renan hat das Leben Jesu mehrfach — das erste Mal für die wissenschaftliche Welt, das zweite Mal volkstümlich bearbeitet — und wird, mindestens in der letzten Ausgabe, auch von jedem Gebildeten außerhalb Frankreichs einmal gelesen sein. Die

*) Poesie des Races celtiques.

Verdienste seiner Schrift sind von der Kritik erörtert und Renans Name von Strauß selbst als der bedeutendste in der Reihe seiner Vorarbeiter bezeichnet worden. Es würde zu weit führen hier auf die Einzelheiten einzugehen, nur der persönlichen Ansicht des Verfassers, die vielleicht weniger aus Eitelkeit als aus gutem Glauben entsprang, müssen wir widersprechen: „Ich allein habe in meinem Jahrhundert Jesus verstanden," sagt Renan.

Wenn Frankreich die Welt und das Jahrhundert begrenzte, so möchte das noch hingehen, in einem anderen Falle nicht. Ganz allgemein genommen, was heißt es, Jemand verstehen? Es ist schon sehr viel, sich dessen bei einem lebenden Menschen zu rühmen, vor einem Material, das eine zweitausendjährige Vergangenheit hinter sich hat, ist es noch bedenklicher. Um eine Persönlichkeit zu verstehen, muss man sie studieren, wenn nicht im unmittelbaren Verkehr, so doch aus ihren Worten und Werken. Das Werk ist allerdings da, die gesammte christliche Kirche vertritt dasselbe, aber — wie weit hat sie sich von ihrem Stifter entfernt? Und die Worte? Schon Renan, und mehr noch Strauß, hat uns nachgewiesen, wie wenig von diesen Worten echt, wie wenig also von einem Verstehen im engeren Sinn die Rede sein kann. Was Renan Verstehen nennt, ist die Liebe zu seinem Meister: „Jesus war mein Lehrer," sagt er, „mehr als man es denkt." Und in der Tat, durch das Herz, durch das intimste Empfinden bleibt er mit dem Christentum verbunden, wie etwa ein Mensch, der seine Heimat verließ, freiwillig die Rechte seiner Nationalität zu bewahren sucht. Aber ohne es zu wollen, vielmehr in direkten Widerspruch mit seiner Absicht, stellt er Jesus als religiösen Schwärmer hin, der seine Wirkung äußeren Mitteln verdankt: „Jésus aimait, les honneurs, — Jésus, malgré sa simplicité vit le piège, — Jésus devait ses conquêtes nombreuses au charme infini de sa personne et de sa parole, — oder noch stärker: le charmant docteur, qui pardonnait à tous, pourvu qu'on l'aimât. An einer anderen Stelle: Quelque fois il usait d'un artifice innocent qu'employa aussi Jeanne d'Arc. Il affectait de savoir sur celui qu'il voulait gagner quelque chose d'intime" — etc.

Dagegen wird Jedem einleuchten, was Strauß zur Verteidigung von Baurs Absichten anführt: „Baur wusste so gut wie irgend Jemand, dass bei einer Persönlichkeit von so unermesslich geschichtlicher Bedeutung wie Jesus, von Anbequemen, Rollespielen, von einem leeren, nicht mit der treibenden Idee ausgefüllten Raume im Bewusstsein nicht die Rede sein kann, dass bei einer solchen Persönlichkeit jeder Zoll Ueberzeugung gewesen sein muss."

Renan betont eben ausschließlich die Gemütsseite und die Form in der er das tut, ist bei aller Zuneigung für den behandelten Gegenstand nicht immer seiner Würde angemessen. Seine Sprache berührt zuweilen peinlich modern, so wenn er die „Damen" Jerusalems erwähnt oder mit Bezug auf das Evangelium bemerkt: „Seine Legende wird den schönsten Augen Tränen entlocken."

Julian Schmidt hat in seiner Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts den Vorwurf erhoben, dass Strauß es an der nötigen Pietät für das Christentum fehlen lässt; die Rücksicht auf Alle, die sich dazu bekennen, hätte ihm Beschränkung auferlegen sollen, meint er. Von der Seite eines philosophisch geschulten Geistes klingt das befremdend, da für Strauß ebenso wie für Schmidt oder jeden anderen Historiker nur eine Rücksicht, die der vorsichtigsten Quellenforschung und daran schließender Ueberzeugungstreue bindend ist, gleichviel ob er sich mit dem Ergebnis an Fachgelehrte oder an gebildete Laien wendet.

Renan gegenüber, der soviel von seiner Pietät zu sagen weiß, ist die Straußsche Darstellung unbedingt die höhere und edlere. Sein Jesus ist geistig unabhängiger, revolutionärer: „Er hat die Einsicht, dass die Mosaische Religion dem wahren Wesen der Gottheit nicht entspricht. Er will den Tempel niederreißen, um eine geistige, an keinen Ort gebundene Anbetung Gottes zu lehren." In der Prüfung der Evangelien stimmen Beide im Wesentlichen überein, Strauß unterscheidet sich durch eine genauere Kenntnis des kritischen Materials und durch die Lebhaftigkeit seiner Beweisführung. Anhänger der Humanitätsreligion, bekämpft er die christliche Kirche, aber nicht die Person ihres Stifters, auf dessen reine Absichten kein Schatten fällt. Er ist der bewusst männliche Geist, während Renan in seiner Weichheit zuweilen etwas Weibliches hat; dadurch bleibt er hinter seinem Gegenstand zurück. Wenn man Strauß etwas vorwerfen kann, so ist es die Unduldsamkeit gegen jede, seinem Wesen widerstrebende Gefühlsrichtung. Seine Abneigung gegen Schleiermacher und die idealistische Religionsforschung gefällt sich in schroffen Ausfällen, ebenso zeigt er gegen seine ehemaligen Berufsgenossen eine Gereiztheit, die — begründet oder nicht — unerquicklich gegen Renans Milde absticht.

In dieser Milde darf Renan sich in der Tat den Schüler Jesu nennen. Sie giebt das Beispiel eines rein modernen Kulturbegriffs, der ohne Parteienhass seinen Priester von Nemie das Wort für Alle sprechen lässt: Les dieux sont une injure à Dieu, Dieu sera à son tour une injure au divin."

(Schluss folgt.)

Berlin. M. Gallandi.

Alexandre Herculano de Carvalho e Araujo.

Skizze von Hedwig Wigger.

Vor zehn Jahren, am 14. September 1877 starb Alexandre Herculano, Dichter, Schriftsteller und Geschichtsschreiber, einer der hervorragendsten, originellsten und fruchtbarsten Schriftsteller der Portu-

giesen. Er war ein Mann seiner Zeit, der Vertreter der schönsten und erhabensten Ideen seiner Epoche und darin ist seine Volkstümlichkeit begründet.

Weder in der Litteratur, noch in der Philosophie und Politik begriff er die „jüngste Richtung", die vom Wahn getragen wird, die Werke der Zukunft anzubahnen. Sein eifrig forschender Geist, der rastlos arbeitete, das Unendliche zu begreifen, verstand die moderne Philosophie nicht. Er war ein Mann von Charakter. Dieser weite Begriff, der von Jedem anders verstanden und erläntert wird, hat hier die Bedeutung, die ihm die Stoiker im Altertum gaben. Nicht allein im zurückgezogenen Leben, der Entbehrung irdischer Güter, Verweigerung von Titeln und Aemtern, sondern auch in seinem Gesichtsausdruck bekundete er sich. Sein Ernst, seine ruhige, oft harte Freundlichkeit, seine Knappheit entstammten dem festen, unbeugsamen Temperament, das ihm die Natur verliehen.

Die Illusionen der Jugend führten ihn in den Kampf des Lebens als Soldat und Politiker; aber das Ideal seines Geistes verwirklichte sich nicht, und die Begeisterung erlosch mit den Kriegsfackeln. Der visionäre Eifer, mit welchem er die „Voz da Propheta" schrieb, wurde ohnmächtig, und nun versuchte er durch die Feder zu erreichen, was Waffen und Politik nicht ermöglicht hatten. — In der Religion schloss er sich anfangs an die Kantsche Lehre, „Kritik der praktischen Vernunft" an. Indes diese kalte Ruhe befriedigte sein südliches Naturell nicht. Die Phantasie des Romanen erfordert den Pomp und den Glanz des Katholizismus! Der Protestantismus füllte seine Seele nicht aus, gab ihm weder Liebe, noch die fromme Zugehörigkeit, die ihm von der Religion unzertrennlich schien. Nach dieser Seite neigt sich sein ernstes, tiefes Denken etwas dem Oberflächlichen zu. Er stellte Döllinger über Luther; Hegel, Feuerbach, Strauß beachtete er gar nicht. Schließlich wurde ihm die Freiheit des menschlichen Geistes die einzig wahre Religion. Das ist eben die Religion des Stoikers, und der Gott, den er in der „Harpa do Crente" verherrlicht, ist noch der unendlich freie Geist, der durch das Wort die Welt und Alles was in ihr lebt nnd webt, schuf. Diese Freiheit war für Alexandre Herculano Anfang und Ende aller Dinge.

Sein Geist zeigte sich allen Richtungen zugänglich, immer erwägend, klärend, aber auch oft widersprechend. In diesen Widersprüchen wollen wir keine Fehler sehen, sie führen uns grade dahin, die Größe seiner Gedankenwelt zu achten. Herculano war ein großer Schriftsteller und ein eminenter Gelehrter im umfassendsten Sinne des Wortes, — aber ihm fehlte das Talent zum Litteraten. Sein Stil ist kräftig, lebhaft und korrekt. Die Welt und die Gesellschaft waren ihm nicht etwa mit Neugier betrachtete Studien, glänzende Wandelbilder, sondern Gegenstände, die bejahten oder verneinten, was die Ueberzeugung eingab. In seinen Büchern kann man deutlich die Entwickelung seines Gedankenganges verfolgen. Sie alle spiegeln das Bild des Autors wieder, bald leidenschaftlich, melancholisch, düster — aber stets überzeugend und energisch.

Die Poesien und „Enrico" offenbaren uns den Glauben an einen mächtigen großen Gott, die geläuterte Seele nach schweren Schicksalsschlägen. Der erste Teil des „Monasticon" (Enrico) ist ein Roman in Versen, man möchte es ein Heldengedicht nennen. Im Allgemeinen ist in seinen Romanen und Erzählungen das Geschichtliche vorherrschend, vor Allem im „Monge de Cister", (II. Teil des Monasticon) in welchem die Kämpfe des feudalen Zeitalters meisterhaft dargestellt werden — aber dieser Roman trägt auch alle Schwächen und alle Schönheiten der romantischen Schule in sich. Realistische Szenen des gemeinen Lebens wechseln mit den Leidenschaften einer Menschenseele. Fast möchte ich sagen, dass die Vorrede des Romans noch ergreifender und fesselnder sei als der Roman selber. Sie entwirft in gigantischen Zügen das Bild der Vergänglichkeit des Irdischen.

Die reiche Sammlung der „polemischen Werke" lässt die Vielseitigkeit Alexandre Herculanos erkennen. Das bedentendste Werk des Schriftstellers und die sichere Basis für seinen unsterblichen Namen in der portugiesischen Litteratur ist seine „historia de Portugal". Dieses Buch sammt seinen Satelliten „Da Chronica das classes servas," „Portugaliae monumenta historia", „Origem e estabelecimento da inquisição" u. s. w. vereint mit großem gründlichen Wissen Geduld und die gewissenhafteste Kritik, sowie Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe. Er entschleierte das Mittelalter und die Vergangenheit mit philosophischer Sorgfalt.

Die „Historia da origem e estabelecimento da inquisição" wurde ein Buch des Kampfes. Gewissenhaft hat Herculano die zeitgenössischen und diplomatischen Korrespondenzen geprüft, die er in den Archiven antraf und lässt die Ereignisse klar vor uns erscheinen. Er war stets ein Freund, ein Verteidiger der Unterdrückten, ein Gegner aller sozialen Ungerechtigkeit, aber nie hat er dem Sozialismus die Lanze gebrochen. Seine eifrige Polemik gegen die Ultramontanen hatte ihm den Hass der fanatischen Parteien und deren Verbündeten zugezogen. Diese Abneigung gegen die ultramontane Richtung lag in seinem freireligiösen Glaubensbekenntnis, in seiner Erziehung und seinem Charakter. Er hat bis zu seinem Tode gegen jene Richtung und gegen die politische Reaktion gekämpft mit heiliger Überzeugungstreue nnd hat seine Meinung in jedem Teile der „Historia de Portugal" niedergelegt, aber die deutlichste Form gab er ihr in der „Inquisição".

Mit Begeisterung lasen es die Einen, mit Anerkennung die Andern, aber ein Stachel blieb es für die Geistlichkeit. Erst die Nachwelt wird grade dieses Buch in seiner ernsten herben Tendenz ver-

stehen. Die Verschwörung des Klerus siegte! Alexandre Herculano dankte ab als Sekretär und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Nach der Veröffentlichung der „Monumentos historicos“ sagt er in einem Briefe an das Ministerium unter Anderm: „Ich nahm die verlassenen Studien wieder auf, aber als Gewissenspflicht, wie die Erfüllung eines Kontraktes mit dem Publikum. Die Liebe, oder besser den heiligen Eifer, mit welchem ich die Geschichte kultivierte, ihn verlor ich auf dem ‚Schlachtfelde‘. Schreiben bedeutet heute für mich soviel als Schöffe sein oder ein bezahlter Gerichtsschreiber: es ist ein Amt, weiter nichts. Am Horizont meiner ehrgeizigen, einst so hohen Ideen sehe ich nur, und Gott weiß, dass ich aufrichtig spreche, den Tag, an welchem ich die Feder niederlegen und mich in Einsamkeit begraben kann. Das wird der beste Tag meines Lebens sein.“ —

Und nach kurzer Zeit vertauschte Herculano die Feder mit dem Pflug, er wurde Landwirt. Wenn er durch die Weingärten und die Getreidefelder schritt mit seinem grossen Pflanzerhut und den groben gelben Pantoffeln, so hielt ihn jeder für einen Landeigentümer; — wenn man ihn aber sprechen hörte über den Stand der Pflanzen und Früchte, mit lebhaftem Interesse und genauer Kenntnis, nicht etwa mit der Teilnahme eines Naturfreundes, sondern eines Naturforschers, alles studierend, vergleichend mit stoischer Ruhe, nicht abweichend von seiner Überzeugung, aber leichtfertiger Oppositon mit sarkastischer Freundlichkeit begegnend, — so wusste man, dass man es mit einem Andern zu thun habe, denn mit einem einfachen Dorfbewohner.

In der Hauptstadt des Reiches erschien dann und wann noch ein Artikel von ihm, in früherer Zeit abgefasst und in den Redaktionen vielleicht derzeit — vergessen, der besonders von der studierenden Jugend mit feuriger Begeisterung begrüßt wurde. Jedes Blatt, jeder Ausspruch, oder eine Kritik von Alexandre Herculano war ein Ereignis, das in allen Ecken des Landes widerhallte.

Seine tiefe, wahre Empfindung, seine Sprache, seinen Stil „wie aus Bronze gegossen“, so sagt der grosse Kritiker Serpa Pimentel, liebte und bewunderte man. Er war der letzte der drei Dichter, die gleichsam als litterarisches Dreigestirn über Portugal leuchteten: Garret, Castilho, Herculano. —

Aus der Christianiabohême und der norwegischen Bohêmelitteratur.

In dem Kunstleben des fernen Nordlandes, das gegenwärtig eine ungemeine, hochgespannte Regsamkeit entfaltet, hat sich dem naturalistischen Idealismus, der sich vornehmlich in Ibsen so gewaltig ausspricht, mit einem Male auch jene Richtung gesellt, welche sich par excellence Naturalismus nennt. Bekanntlich glaubt sie diesen Namen schon aus dem Grunde monopolisieren zu dürfen, als einer der Hauptparagraphe ihres Statuts die Wiedergabe der Dinge in unidealisierter Naturtreue heischt. Allein eine noch so gewissenhafte Reproduktion der Wirklichkeit durch die Kunst hat einen gar zweifelhaften Wert, so lange sie uns nicht einen Vergleich bietet, der uns das Verständnis derselben vermittelt, einen Maßstab, woran wir sie messen können. Dieser Maßstab war für alle echte Kunst vom Uranfange her derselbe, er ist die Natur oder die im Geiste erschaute reinste, gesättigteste Erfüllung ihrer Absichten: das Ideal.

So bildet denn auch kaum der Kult der Wirklichkeit, mit der überdies selbst dessen vornehmster Bekenner und Verkünder Zola, wie Georg Brandes schlagend nachweist, als willkürlich gestaltender Künstler verfährt, das eigentlich unterscheidende Merkmal des sogenannten Naturalismus. Der Schwerpunkt dürfte viel eher darin liegen, dass er, von der mechanischen Weltanschauung und der Unverantwortlichkeitstheorie ausgehend, sich mit Vorliebe jenen Lebensäußerungen zuwendet, welche wesentlich durch die physischen Mächte, die blindwirkenden Naturtriebe bestimmt werden. Und so ist er eben nur ein Teil des Ganzen, und in keinem Lande zeigt es sich wohl mit so klarer Bestimmtheit, als eben jetzt in Norwegen, wie der Idealismus, der vor allem die Psyche in ihrem geheimen Weben belauscht, ihrem Fluge nachspäht, sie in ihrer das Menschendasein vergöttlichenden Macht zu fassen sucht, und der Naturalismus, der vornehmlich die elementaren Gewalten der Physis zu ermessen trachtet, sich beide auf dem gleichen Grundprinzipe aufbauen und sozusagen nur die Gegenpole eines und desselben Kreises sind. Alle heutige Kunst, so hoch sie sich zuweilen erheben mag, ist zudem mehr Herkules denn Apoll, der Halbgott, der die schweren, zum Teil niedern, doch erlösenden Arbeiten vollführt. Es ist eben das Drängen und Gähren der Zeit, die nicht nach neuen, nur in weltentrückter Betrachtung aus den Tiefen des Gemüts sich emporringenden Idealen schmachtet, sondern das längst verarbeitete Gedankenmaterial in lebendige Wirklichkeit umzusetzen verlangt, was den Gott von seinen olympischen Höhen herabsteigen und werktätig werden lässt.

Obgleich nur ein Ableger eines fremdländischen Gewächses, obgleich sie als ein Flügel der bereits kosmopolitisch gewordenen Armee deren Uniform trägt, hat die junge norwegische naturalistische Schule doch ihre ausgeprägt individuellen Züge und zeichnet sich vor Allem durch eine gewisse Urwüchsigkeit, ein gewisses tapferes „Gaa paa“, ein jugendlich feuriges Zugreifen aus, das sympathisch anmutet. Es ist ein rühriges und, sie möge mir's verzeihen, ein frohes Völkchen, diese bohême, — Christianiabohême, wie sie sich nach dem Titel eines aus ihrer Mitte hervorgegangenen Werkes nennt — die es „in der trostlosen, öden Sandwüste des modernen Gesellschaftslebens“ gar nicht mehr aus-

halten, nicht sesshaft werden kann, und deshalb unstet irrt — „eine landflüchtige, heimatlose Bohême".

Was sie aber eben, trotz ihres, die Gegenwart Grau in Grau malenden Pessimismus, den sie mit dem modischen Naturalismus gemein hat, so freudig macht, das ist ihr glühendes Zukunftshoffen, der Enthusiasmus, mit dem sie der Gedanke erfüllt, der Welt eine glücklichere Gestaltung erkämpfen zu können. Und hierin scheidet sie sich am schärfsten von dem Zolaismus, der insofern etwas dem Protestantismus Verwandtes hat, als all sein Streben darauf hinausgeht, die alte Lehre womöglich in ihrer Reinheit herzustellen. „Der moralische Maßstab," hebt Georg Brandes in seiner Schrift „Die Wirklichkeit und das Temperament bei Emile Zola" hervor, „wird von Zola mit um so größerer Sicherheit gehandhabt, als er kein Bedürfnis nach einer höhern Moral, denn der landläufigen, empfindet, noch je eine Aussicht auf eine andere Gesellschaftsordnung, als die bestehende, eröffnet." Die norwegische Bohême hingegen ist ganz Radikalismus, ganz Revolution. Vielleicht dürfte sie sich auch darum in wahrerem Sinne naturalistisch nennen, als ihr nicht die überkommene Moral, als ihr in der Tat die Natur selbst Richtscheit und Maß für das soziale Gefüge abgiebt.

Sie steht hierin nur eben Seite an Seite mit den großen Idealisten ihrer Heimat, in deren Schule sie gesessen, ja in dem Kampfe, der heute in Norwegen heißer denn anderwärts geführt wird und einem der Angelpunkte, um welche sich das Menschendasein dreht, der Liebe gilt, hat sie, so weit die Operationsgebiete auch auseinander liegen, das Losungswort doch direkt von ihnen empfangen. So glauben wir denn auch kein richtiges Bild des Kampfes, in dem sie zuerst als geschlossene Phalanx auftritt, entwerfen zu können, ohne diesen mit einigen Strichen in seiner Allgemeinheit zu skizzieren.

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, das die norwegische Litteratur in ihren Hauptzügen augenblicklich darbietet. Man hat fast das Gefühl, als sähe man auf ein einziges, großes Schlachtfeld, wo die verschieden gegliederten Truppen planmäßig disponiert und alle Kräfte auf den einen Mittelpunkt bezogen sind. Die geltenden Moralprinzipien, die Institution der „Interessen- und Zwangsehe", wie das Schlagwort lautet, sind dieses kampfumwogte Streitobjekt, oder mit anderen Worten, es handelt sich darum, das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander möglichst richtig, oder doch wenigstens unserer heutigen Kulturstufe entsprechend zu gestalten. Ibsen und Björnson waren es in erster Linie, welche nach Formen suchend, unter denen das psychische und ethische Moment zur vollsten Geltung gebracht werden könnten, das Feuer eröffneten. Ohne auf die Ehefrage selbst einzugehen*) stellt Björnson in seinem Drama „Ein Handschuh", das einen mächtigen Eindruck hervorrief, den Grundsatz auf, es gebe keinen verschiedenen Sittenkodex für Frau und Mann. Was unrecht, sei es in gleichem Maße für beide Teile. — In einer Reihe genialer dramatischer Dichtungen — „Nora, ein Puppenheim", das sozusagen des Dichters Eheprogramm enthält und zu der seither so lebhaft geführten Moraldiskussion den eigentlichen Anstoß gab, „Gespenster", welches ein furchtbares Bild der Folgen einer unwahren, konventionellen Ehe entwirft und die Furcht vor den Gespenstern der erstorbenen Traditionen geißelt, „Rosmersholm", darin schon eine geistige Untreue sich als Ehebruch, als sühneheischende Schuld erweist und echte, volle Liebe mit ihrer läuternden Kraft, zur reinsten Vergeistigung emporführt wie in anderen mehr — hat Ibsen, dem Vergeistigung die eigentliche Idee, der Inbegriff des Menschentums, und der unter diesem Gesichtspunkte alle Verhältnisse ins Auge fasst, als Grundgedanken niedergelegt, dass nur die Ehe eine wahre, auf sittlicher Grundlage aufgebaute, wo rückhaltloses Vertrauen waltet, wo selbstlose, hingebende, opferfreudige Liebe auch die Seelen vermählt und beide Wesen zu einem umschafft. Und so verwirft er denn auch jedes Eingreifen von außen, von Staat und Kirche in diese freie Verbindung tief innerlicher, unkontrollierbarer Natur.

Im Namen einer gesunden, naturgemäßen Lebensgestaltung, im Namen des größtmöglichen Glückes für die größtmögliche Zahl der Menschen, erhebt nun die gleiche Forderung der inzwischen mit klingendem Spiel auf der Wahlstatt erschienene Heerbann der Naturalisten. Sie sehen in unseren ganzen sozialen Einrichtungen und der daraus resultierenden staatlichen Bevormundung der Ehe die gewaltsame Unterdrückung des mächtigen Naturtriebes der Liebe, was nicht sittliche Ordnung, sondern umgekehrt das Ueberwuchern im Dunkeln schleichender Unsittlichkeit zur Folge habe. „Der Bohême des ganzen Erdenrunds," ruft Arne Garborg in seiner Polemik gegen die Schrift des Professor Petersen ‚Ehe oder freie Liebe' aus, „ist Liebe das Religiöse. Sie ist die große lebenzeugende, todtbewältigende Naturmacht, an der sich nicht nach willkürlichen Begriffen herumpfuschen lässt. Sie ist ein Nil, der verständig reguliert das Dasein zu einem Garten Eden macht, eingeengt und eingedämmt jedoch zum Weltsumpfe wird, der die Menschen mit Pest schlägt."

In den drei bedeutsamsten belletristischen Werken, welche die Bewegung aus dem naturalistischen Lager hervorgehen ließ: „Aus der Christiania-

*) Eben während der vorliegende Bericht in Druck gelegt wird, kommt uns durch gütige Vermittelung eine Reihe von Artikeln, eine heftige Polemik zwischen Dr. G. Brandes und Björnson über den Gegenstand enthaltend, zu, leider zu spät um sie noch zu benutzen. Doch glauben wir so viel daraus entnehmen zu können, dass Björnson keineswegs ein Anhänger vielmehr ein Gegner der in Rede stehenden Bewegung ist.

Anmerkung des Verfassers.

bohême“ von Hans Jäger (1885 als das erste in der Reihe erschienen), „Mannfolk“ von Arne Garborg (1886) und „Albertine“ von Christian Krogh (1887 herausgegeben), versuchen nun die Verfasser nicht nur im Sinne ihres Prinzips wirklichkeitstreuer Darstellung, der auf ihre moralischen Institutionen stolzen Gesellschaft ein lebendiges Bild ihres wahren Zustandes vorzuhalten, sie sind auch bemüht, Mittel an die Hand zu geben, wie der moralische Sumpf, der das ganze Kulturleben mit seinen Miasmen vergifte, trocken zu legen sein möchte.

Außer der Befreiung der Ehe von staatlicher Bevormundung, für die alsdann der wesentlichste Vorwand entfiele, sind es hauptsächlich zwei, scheinbar einfache, aber tief eingreifende, das ganze soziale Leben umschaffende Grundreformen, von denen sie eine glückliche Neuordnung erhoffen: die unbedingte Emanzipation der Frau, so dass sie zur vollen Selbstbestimmung gelange und zur Selbstversorgerin werde, wie in zweiter Linie — und dies dürfte wohl Vielen als das Barbarischste erscheinen, ist es aber unter Verhältnissen, da die Mehrzahl der Menschen unter dem Banne der Armut und der Unwissenheit steht, so eigentlich nicht — die Aufziehung der Kinder durch den Staat. So nur, meinen sie, würden die Bedingungen geschaffen, die es Jüngling und Mädchen in den Jahren, wo ihre Herzen einander am stürmischsten entgegenpochen, wo die Zwecke der Ehe am besten erfüllt werden, die Gründung der Familie möglich machten; so nur an Stelle von Ausschweifung und Laster und Berechnung die Liebe treten, wie es dem harmonisch entwickelten Menschen allein entspricht. Und knüpfte sich das Band selbst nicht für lebenslang, und löste auch eine zweite Neigung die erste, vielleicht in Verblendung geschlossene ab, so glauben sie mit der berühmten Vorkämpferin für das Recht der Liebe, sei dies immer noch ein sittlicheres Verhältnis, als heuchlerisches Zusammenleben und heimlicher Betrug. Ein wahres, volles Glück möchte indes, unserer Ueberzeugung nach, doch nur jene Liebe gewähren, die nicht abblüht und zwei Wesen für immer treu verbindet.

Nicht in polemisch dürren Worten künden die erwähnten drei Romane die neue Lehre. Das Talent ihrer Verfasser soll es vertanden haben dieselbe aus den Schilderungen selbst hervorgehen zu lassen. Wir konnten von der Trias nur das im norwegischen Landsmaal (dem Volksdialekte) geschriebene „Mannfolk“ kennen lernen. Es ist nicht eine festgeknüpfte Erzählung mit regelrechtem Anfange und Ende, aber ein aus lauter Einzelzügen, Begebenheiten und Situationen sich musivisch zusammensetzendes Gesammtbild des heimlichen Tuns und Treibens, wie es in der Großstadt hinter den Koulissen vorgeht, hinter dem mit Schäferidyllen bemalten Theatervorhange der Respectability; es ist eine Studie über die Art und Weise, wie die verschiedenen Individualitäten sich in dem Widerstreite zwischen den Geboten der herrschenden Ordnung und den Geheißen ihrer Natur verhalten. Kein Roman in französisch grell pessimistischer Manier, aber feine, fast anatomisch zu nennende Zeichnungen der Verrenkungen, in welche jener Widerstreit, nach ihrer Ansicht, das Leben drängt; lose in einander gewebte Geschicke zum Teil tüchtig, ja ideal angelegter Männer, welche die Trostlosigkeit des liebeleeren Daseins in das sie zu Grunde richtende Bohêmeleben stößt. Einzelne der Porträts, wenn auch nicht alles in dem Buche von gleichem Werte, sind wahre Charakterköpfe, einzelne Situationen in ihrer ungekünstelten Schlichtheit von ergreifender Wirkung und überzeugendster Wirklichkeit. Von allen die frappierendsten sind wohl der Morgen in dem wüsten Junggesellenheim des Malers Bjölsvik, dessen Unbehagen sich uns förmlich mitteilt, das Schlussbild nach den Gelagen und Nachtschwärmereien des alljährlich am 17. Mai gefeierten Verfassungsfestes, wie die Szene in der Wochenstube der Dienstmagd, die in ihrer hülflosen Verlassenheit vor Angst, vor Mutterleid um das in Krämpfen liegende, sterbende Kind fast vergeht. An Stelle des Vaters, der Mutter und Kind verleugnet, bietet ihr endlich der Fremde, ihr früherer Dienstherr, warmherzig Beistand. Er heißt die Ermattete schlafen und wacht bei dem Kinde. In der Stille der Nacht beschleichen ihn allerlei Gedanken. Er schlägt ein Buch auf, aber die Vorstellungen kommen wirr, ein leiser Schlummer befällt ihn, er träumt von Sarah und Hagar ..... Es ist eine Szene, die sich in ihrem von aller Rührseligkeit freien, schlicht menschlichen Ausdruck, mit den sparsam gegebenen, doch die ganze Eigenart der Lage und die Persönlichkeiten voll vor Augen führenden Details, tief ins Gedächtnis prägt. Die Tendenz des Buches, die freilich in jedem Zuge sich ausspricht, erscheint noch besonders zusammengefasst in der Geschichte des jungen Studiosus Lauritz, der im Grunde eine liebenswürdige, zarte, ja sittige Natur, tief depraviert und so kaltherzig, so zum Feigling wird, dass er sich schließlich freut, als der Tod seines eigenen Kindes die gefürchteten Folgen seiner Sünde auslöscht, diese Sünde jedoch, trotz Erfahrung und ausgestandener Angst, gleich einem hungrigen, sich auf die Beute stürzenden Raubtier, aufs Neue wiederholt.

Die beiden andern Werke „Aus der Christianiabohême“ und „Albertine“ hat die hochmögende norwegische Staatsanwaltschaft — dort Justizdepartement geheißen — die auch im freien Nordlande über eine tüchtige Faust zu gebieten scheint, dem Hades geweiht. Wie wenig sie indes ihren Zweck des Stillemachens erreichte, das zeigt die Flut der Pamphlete und Broschüren und Zeitungsartikel, ja Vereinsversammlungen und öffentlichen Diskussionen, welche mit Stentorstimme ausposaunten, was der geknebelte Mund der Verurteilten nicht verkünden konnte. Nach den uns vorligenden Schriften und Kritiken zu urteilen, scheint Hans Jäger der unge-

stümste und im landläufigen Sinne „naturalistischste“ von den Dreien. Doch kann man sich des Eindrucks einer gewissen ihm eigenen wehrhaften Kraft und mutvollen Initiative nicht entschlagen. Kroghs Buch wird allgemein die delikate Behandlung des heiklen Stoffes und seine streng moralische Tendenz nachgerühmt. „Es wirkt wie eine Moralpredigt,“ äußert Arne Garborg, und in einem offenen, an den Autor gerichteten Schreiben, das voll der wärmsten Anerkennung und Bewunderung, nennt Georg Brandes dasselbe „unstreitig eine der bestangelegten und bestdurchgeführten Studien der neuen nordischen Litteratur“.

Es ist die Geschichte eines jungen, von Natur sittsamen Mädchens, das nicht allein die Freudlosigkeit des Daseins auf die abschüssige Bahn treibt, das die öffentliche Macht selber hinabstößt in jenes behördlich konzessionierte und überwachte Schandgewerbe, das die „moralische“ Gesellschaft sich, wenn man so sagen darf, als Kloake angelegt. „Wer immer das Buch gelesen, und gehöre er zu den Verderbtesten und Brutalisirtesten,“ führt Arne Garborg weiter aus, „wird nur ein Gefühl haben: Die Prostitution muss weg!“

Nicht unerwähnt dürfen wir zum Schlusse lassen, dass eine der eingehendsten und begeistertsten Kritiken über „Albertine“ aus der Feder einer Dame, der Schriftstellerin Amalie Skram rührt, wie überhaupt in Norwegen gegenwärtig die mit Freude als Kampfgenossen begrüssten Frauen in den geistigen Treffen überall mitten im Feuer stehen. „Es bedeutet sicherlich Gesundheit,“ schreibt uns hierüber eine in der dortigen litterarischen Welt angesehene Persönlichkeit, „wenn Männer und Frauen so eifrig Teil an den sozialen Fragen nehmen. Dass wir die Frauen auf allen Gebieten zu Mitarbeiterinnen bekommen, kann nur ersprießlich sein.“ Wir schließen uns dieser Ansicht aus vollem Herzen an.

Wien. Erich Holm.

Der Militär-Dichter.

„Das Geheimnis von Wagram“ und andere Studien von Karl Bleibtreu. — Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1887.*)

Ein gutes Teil von jenem Geiste, der den Maler Georg Bleibtreu in erster Linie zum Schlachtenmaler werden ließ, ist auch auf dessen Sohn Karl übergegangen, der, ein Bewältiger des Wortes, wo sein Vater ein Bewältiger der Farbe, nun in litterarischen Leistungen seine starke Vorliebe für die Verwertung kriegsgeschichtlicher und militärischer Motive bekundet. Zu den bisherigen Erzeugnissen Bleibtreus auf diesem Gebiete der Schriftstellerei, zu den prosa-epischen Werken „Dies irae“, „Deutsche Waffen in Spanien“, „Wer weiß es?“, „Napoleon bei Leipzig“ bildet die vorliegende, aus fünf Aufsätzen bestehende Studiensammlung eine willkommene und wertvolle Ergänzung. Bleibtreu ist durchaus kein unbedingter Anhänger des hero-worship. Aber seine Seele, welche die Sonnensehnsucht nimmer unterdrücken und ausmerzen kann, will verehren, und so erwählt sie sich bei ihrem steten, stolzen Läuterungsdrange zu ihren Lieblingen Kolossalgeister der Menschheit, einen Cromwell, einen Napoleon, einen Byron, einen Heinrich von Traunstein, den Dichter des Nibelungenliedes . . . Diesem größten Dichter aller Völker und Zeiten, als den ihn Bleibtreu ausruft, ist der letzte Aufsatz gewidmet. Wenn auch hier und da von fachphilologischen Germanisten, wie von Zarncke, beanstandet, erzwingt er doch das Eingeständnis von Seiten des Lesers, dass der inneren psychologischen Wahrheit in jeder Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren ist. Die drei ersten Studien, „Das Geheimnis von Wagram“, „Die Ursachen der Entscheidung von Waterloo“, „Napoleon und seine Marschälle“ knüpfen unmittelbar an den großen korsischen Löwen an. Und hier tritt die Methode Bleibtreus, derartige Stoffe aufzufassen und zu verarbeiten, seine Art, wie er sie packt, sein Grund, warum er sich ihrer bemächtigt, scharf und unverkennbar hervor. Mit einer erstaunlichen Fülle geschichtlicher Einzelkenntnisse ausgerüstet, darf er sich um so zwangloser seinem Bedürfnisse hingeben, sich in die Rätsel der Weltgeschichte zu vertiefen — sie dort, wo die Zunge der Tradition versagt, durch philosophisch-dichterische, psychologisch unanfechtbare Vermutungen und innere Bedingungswahrscheinlichkeiten zu erfüllen. So löst er das „Geheimnis von Wagram“, so sieht er in den äußeren Zufälligkeiten, welche die Entscheidung von Waterloo herbeigeführt, das Eingreifen einer über allem Menschlichen stehenden Ur- und Zentralmacht. Ich konstatiere diese Betrachtungsweise Bleibtreus hier nur, ohne ihr kritisch näher zu treten. Breit und voll trägt Bleibtreu in diesen Studien seine Farben auf, ehern tönt sein Pathos, und unwiderstehlich mitfortreißend rollen die Kolonnen seiner kühnen Sätze hin, durch die es wie ein Hauch der gewaltigen Siegesmusik des großen Eroberers zu zittern scheint. Nur hier und da folgt meines Bedünkens Bleibtreu seiner Neigung zur Ironie zu sehr: im „Geheimnis von Wagram“ redet Napoleon manchmal wohl etwas zu burschikos. — In dem Aufsatze „Von Rossbach bis Sedan“ giebt Bleibtreu einen hochinteressanten, wiederum von feinstem, ich möchte sagen: künstlerisch intuitivem Verständnis für Taktik und

*) Anmerkung der Verlagsbuchhandlung. Wir erwähnen beiläufig, dass diese Besprechung von einem Blatte abgelehnt wurde, trotzdem das Buch dem Referenten von eben diesem Blatte zur Besprechung gesandt war. Der Dichter stand nämlich nicht mehr in freundlichem Verhältnis zu dem betreffenden Redakteur — immer die alte Geschichte, von welcher das harmlose Publikum freilich nichts ahnt. Wir weisen bei dieser Gelegenheit darauf hin, dass demnächst eine neue militärische Dichtung Bleibtreus im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinen wird, welche vielleicht noch größeres Aufsehen erregen dürfte, als die bisherigen Arbeiten des Dichters in diesem Fache.

Strategik zeugenden Vergleich zwischen der deutschen mit der französischen Reiterei. — Das eigenartige Buch verdient die allgemeine Beachtung von Seiten der Leserwelt.

Leipzig. Hermann Conradi.



Der Ghetto-Roman und die Ghetto-Novelle und ihre Vertreter.

Eine Studie von Adolph Kohut.

(Schluss.)

Wie gesagt, Kompert schildert die böhmischen Juden, speziell diejenigen in und um Münchengrätz und Jungbunzlau, eine konkrete Lokalisierung, ganz so wie Auerbach sie mit dem „Schwarzwald" durchgeführt und die deshalb auch ihren ethnographischen Wert hat. Den „Geschichten aus dem Ghetto" folgte 1855 der Roman: „Am Pfluge". Auch hier bewegt sich der Dichter auf böhmischem Boden. Er erzählt die Geschichte einer jüdischen Familie in Böhmen, die im Jahre 1849 durch die damaligen Rechtsneuerungen bewogen wird, ihre Wohnung und Krämerei in der „Judengasse" zu verlassen und sich in einem einige Stunden entfernten Dorfe als Bauernfamilie anzusiedeln. Höchst interessant ist es nun, zu beobachten, wie der Dichter den Uebergang der Familie aus dem Handelsstand zu dem des Landmanns schildert. „Nachime", die Mutter in der Familie, deren Geschichte uns Kompert erzählt, kämpft als Vertreterin des konservativen Prinzips am meisten gegen die Ergreifung des neuen Lebensberufes, während „Amschel", ihr Sohn, der nie viel Lust zum „Geschäft" hatte, mit Leib und Seele Bauer wird und schließlich auch die Mutter überzeugt. Das Buch predigt die Lehre, dass das Judentum den Geschäftsgeist ablegen und mehr am Landbau sich beteiligen möge. „Am Pflug" behandelt meisterhaft das Heraustreten des Judentums aus dem Ghetto in das große gesellschaftliche Getriebe und den Doppelkampf, der hier, wie bei jeder anderen Uebergangsperiode, nur noch peinlicher, durchzuringen ist: den Kampf des Heraustretens aus dem alten, des Hineinfügens in das neue Leben. Auch hier zeigt Kompert eine gewaltige Kraft der Charakteristik. Schlome Hahn, der noch lebensfähige Teil der alten Generation, der aber nicht die Kraft hat, mit dem Ueberlieferten zu brechen und ein neues Leben zu beginnen; Ehlieh, der asiatische, dem wirklichen Leben unzugängliche Jünger des Talmuds, Nachime, Amschel, Tille und Andere sind prachtvolle Gestalten, die leiben und leben. Ueberraschend ist die Virtuosität Komperts in den Schilderungen der inneren und äußeren Natur, rührend seine Gemütstiefe und sein humaner Sinn und wohltuend sein feines Verständnis menschlicher Herzensangelegenheiten. Kämpfte das Judentum in den Ghettogeschichten mit seinen äußeren Feinden, so hat es „Am Pflug" mit den inneren Widersachern seines Glückes zu tun.

Denselben Erfolg wie die hier genannten zwei Erzählungen hatten auch seine folgenden. In Intervallen von mehreren Jahren ließ er „Die böhmischen Juden", „Neue Geschichten aus dem Ghetto", Geschichten einer Gasse" und „Zwischen Ruinen" folgen. In den beiden ersten Novellen bringt der Dichter mit seltenem Geschick das Poetische im Judentum zur Anschauung. In den „Neuen Geschichten aus dem Ghetto" ist eine gar seltsame Geschichte enthalten: ein jüdisches Mädchen heiratet aus Hochmut einen reichen Mann, den sie aber nicht liebt. Am Hochzeitstage entflieht sie aus dem Hause und eilt zu dem — Rabbiner, für den sie eine heimliche Liebe fühlt, die sie aber erst jetzt erkennt. Der strenge Mann hat nichts Romantisches an sich: er liebt die schöne Ehebrecherin in spe nicht; legt ihr vielmehr eine schwere Buße auf: sie soll als Schweigende zu ihrem angetrauten Manne zurückkehren und kein Wort mehr sprechen, bis ihr geistlicher Herr den Bann von ihr nimmt. Und so geschieht es. Sie waltet in ihrem neuen Heim still ihres Amtes. Ein Knabe und ein Mädchen wird ihr geboren, der erstere wächst heran und wird auch Rabbiner. Die Mutter schweigt und duldet. Der Bann löst sich erst dann von ihr, als ihr Sohn die erste, zündende Rede hält. Nun will der harte Richter gleichfalls den Bann von ihr nehmen, aber es ist zu spät — das gequälte Herz ist gebrochen und sie sinkt todt dahin. Es ist beängstigend und qualvoll dieses mit schauerlicher Wahrheit entworfene Lebensbild!

In dem dreibändigen Roman: „Zwischen Ruinen" (1875) ist es wieder eine ganz einfache Herzensgeschichte aus dem „tschechischen Städtchen hoch oben im nördlichen Böhmen", die Kompert erzählt, und doch spiegeln sich in diesem Tropfen aus dem Meere die Kämpfe des Jahrhunderts wieder. Religiöser und nationaler Fanatismus vereinigen sich, um das stille Glück zweier Herzen zu zerstören, bis der echte Glaube und die wahre Liebe nach schweren Kämpfen triumphieren. Nicht nur ihrer eigenen Kraft und Tätigkeit, sondern auch dem Geist des Jahrhunderts verdanken es die beiden edlen, für einander geschaffenen Menschen: der Jude Jonathan und die Christin Dorothea, dass sie alle Hindernisse besiegen. Aus den Ruinen keimt neues Leben. Der gläubige Jude und die gläubige Christin retten beide aus ihrer Kirche das Ewige, Unvergängliche. Es ist schon ganz andere Luft, die uns in diesem Roman entgegen weht. Zivilehe, Konfessionslosigkeit, Heirat zwischen Juden und Christen — das sind Errungenschaften unserer Zeit, die das Ghetto nicht kannte, die ihm ein Greuel waren. Um die beiden Helden der Geschichte: Jonathan und Dorothea gruppieren sich verschiedene Charaktere in mannigfaltigen Gestalten, wobei jede einzelne Figur in scharfen Konturen, voll

plastischer Fülle, hervortritt. Kann man sich einen größeren Gegensatz denken, als zwischen Veile Oberländer, der blonden Lehrerswittwe, welche an die wundertätige Kraft bestimmter Gebete glaubt, und Bella, der aufgeklärten Jüdin, welche die Gebräuche ihres Volkes verhöhnt? Welch' prächtige Gestalt ist dieser tschechische Schmied Jaroslaw Patek, der sein Leben für das des deutschgesinnten Juden in die Schanze schlägt, aber sich standhaft weigert, gegen den tschechischen Fanatiker, der ihm die lebensgefährliche Wunde beigebracht hat, als Ankläger aufzutreten? Und wie kontrastriert wieder mit dem biederen Schmied der junge leidenschaftliche Ryban, der aus einem deutschen Bauernjungen ein römisch-tschechischer Eiferer wurde!

Das Schicksal der Leute in der Gasse, welches Kompert uns vorführt, hat nichts von einem großen Zuge. Nirgends finden wir einen Kampf um die höchsten Güter der Menschheit, ein Ringen nach bedeutenden Zielen. Aber gerade weil es außerhalb des Rahmens seiner Begabung liegt, gewaltige Leidenschaften und grandiose Weltereignisse zu schildern, war er wie kein Dichter dazu geschaffen, aus dem Ghetto sich Gestalten und Stoffe zu holen, die sich in einem engen Kreise bewegen.

Trotzdem im Ghetto eine monotone, in gleichmäßiger Alltäglichkeit hinlebende Welt, wo die Menschen sich wie ein Ei dem anderen gleichen, sich unseren Blicken auftut, so hat doch der Dichter eine bewundernswerte Fülle von Gestalten, voll individuellen Lebens, geschaffen. Er ist ein Meister der Charakteristik, sowohl im Tragischen wie im Komischen; er wandelt die schlichte Bahn der Natur, vermeidet jeglichen Schwulst und alle theatralischen Attitüden.

Neben diesem Klassiker des Ghettoromans sind noch andere Poeten zu nennen, die mit mehr oder weniger Erfolg in den Fußstapfen des Meisters wanderten. Da ist vor Allem Aron Bernstein, der nunmehr auch verstorbene Leitartikelschreiber und Mitbesitzer der Berliner Volkszeitung und bekannte populär naturwissenschaftliche Schriftsteller. In seiner Jugend war er wie Auerbach Rabbinatskandidat und — Kantor an der Synagoge. Dieser Dichter hat indessen nicht die böhmische, sondern die Posener Judengasse „Gabriel“ in seinen beiden frischen und kernigen Genrebildern: „Vögele, der Maggid“ und „Mendel Gibbor“ geschildert. An ursprünglicher Begabung ist er jedoch mit Kompert nicht zu vergleichen, wie anmutig auch im Uebrigen die Muse Bernsteins ist.

Sehr zahlreich sind die Nachahmer Komperts, die das jeweilige Ghetto ihrer Heimat gezeichnet haben. Einen klangvollen Namen als Romancier hat sich S. Kohn durch seine Skizzen aus der Prager Judengasse erworben und ebenso sind Eduard Kulke, E. S. Tauber, Michael Klapp, S. H. Mosenthal, Leo Herzberg-Fränkel, Schiff, Fanny Lewald, S. Formstecher, Ludwig Philippson, M. Lehmann, Max Ring, M. Goldschmidt und Andere als Ghetto-Romanciers mit Anerkennung zu nennen.

Hier ist auch Carl Emil Franzos, ein gewaltiger Meister der Herzenstöne, hervorzuheben. Ein Kenner Halbasiens wie kein zweiter hat er uns Genrebilder aus dem jüdischen Leben geliefert, die sich denen seines Freundes und Meisters Kompert durchaus ebenbürtig an die Seite stellen lassen. Nur ist Franzos nicht so naiv wie dieser. Die moderne Zeitströmung hat ihren Einfluss auf seinen Genius nicht verleugnet, und bei alldem tiefen psychischen Gehalt seiner Ghettogeschichten merkt man doch gar zu sehr den Poeten der Gegenwart, der Alles verklärt, nach dem Worte des Dichters:

> Des Geistes und des Herzens Ueberschwung
> Fiel ihm als Götterkraft und Erdenmitgift.
> Des Dichters Aug' birgt ein Verstärkungsglas,
> Das höher noch die Schönheit leuchten lässt.
> Das Große wächst noch und das Licht strahlt,
> Wie Sonnenglanz.
> So schaut sein Blick die Welt, vom Uebermaß
> Vergrößert und verringert.

Wie konnte dies auch anders sein? Karl Emil Franzos hat das Ghetto nicht so gekannt wie Kompert, er ist ein noch junger Mann und gehört schon der Zeit der Aufklärung an. Die Zustände, die Jener geschildert, sind eben schon längst abgestorben.

In dem letzten Jahrzehnt sind nur wenige Ghetto-Dichter von Begabung und Originalität aufgetaucht — ja, fast acht Jahre hindurch ist fast keine einzige Ghetto-Erzählung von Bedeutung auf den Büchermarkt gekommen, da ließ vor etwa zwei Jahren die hochbegabte polnische Dichterin E. P. Orzesko einen Roman: „Meier Ezofowicz“*) erscheinen, der zu den genialsten Ghetto-Erzählungen gehört und der es wohl verdient, dass wir ihm an dieser Stelle eine längere Betrachtung widmen.

In das russische Ghetto in seiner traurig-düsteren Gestalt führt uns die ausgezeichnete Erzählerin. Die Fabel, voll spannender Szenen, verwickelter Situationen, vor Allem aber vollendeter Charakterschilderung und Seelenmalerei, spielt in Szybów in Russland, in einem der entlegensten Erdenwinkel, die jetzt in Europa existieren mögen. Das Städtchen wird ausschließlicher noch, als dies bei derartigen Ortschaften der Fall zu sein pflegt, von einer durchaus jüdischen Bevölkerung bewohnt, es ist eigentlich fast ganz jüdisch, mit Ausnahme einer einzigen Gasse, am äußersten Rande des Städtchens, wo in kleinen Hütten und Höfen eine Anzahl von Bürgern und stillen, alten Pfründnern haust.

In Szybów, diesem gottverlassenen und gottvergessenen Judenstädtchen, sind seit zwei Jahrhunderten

*) „Meier Ezofowicz: Erzählung aus dem Leben der Juden. Von E. P. Orzesko.“ Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von Leonhard Brixen. Mit 26 Illustrationen von M. Andriolli. Zweite Auflage. Preis M. 6. — Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. — Die Illustrationen sind ebenso originell als charakteristisch, und die Ausstattung des hochinteressanten Werkes eine vornehme und splendide.

zwei weit und breit berühmte Geschlechter: Ezofowicz und Todros ansässig. Das erstere verkörperte in sich bis zur höchsten Stufe weltliche Bildnng und Größe, als da ist zahlreiche Nachkommenschaft und Verbreitung, große Reichtümer, große Geschicklichkeit in der Führung bedeutender Geschäfte und in der Vermehrung des Besitzes. Die Todros dagegen waren die Träger des geistigen Lebens, der Frömmigkeit, religiöser Gelahrtheit und rauher, fast asketischer Lebensführung. Ein Stück Uriel Akosta spielt sich nun hier ab zwischen den Nachkommen der beiden Geschlechter: Fanatismus kämpft gegen Aufklärung, Verfolgungswut gegen Duldung und Hass gegen Liebe. Das ganze geistige Leben der russischen Juden, ihre Versumpfung und Verkommenheit, aber auch ihr stilles Familienglück wird hier mit einer Virtuosität ersten Ranges und einer außerordentlich plastischen Vollendung geschildert. Im Grunde ist die Tragödie, welche sich „Meier Ezofowicz" nennt, eine von wenigen Lichtblicken durchbrochene Schmerzensgeschichte, die desto erschütternder wirkt, weil sie augenscheinlich auf Wahrheit, auf klarer Beobachtung beruht. E. P. Orzeszko führt uns in der Person ihres Titelhelden und ihrer Heldin übrigens Gestalten voll soviel Reinheit in der Gesinnung, von solchem Edelmut des Herzens und so hoher aufopferungsvoller Liebe vor, dass dieselben zu den anziehendsten und sympathischsten der Romanlitteratur überhaupt gehören. Die ganze Tendenz des hochpoetischen Prachtwerkes, das wir Jedermann zur Lektüre bestens empfehlen können, spricht sich in den Worten aus, welche die Dichterin dem von seinen fanatisierten Glaubensgenossen ausgestoßenen Meier Ezofowicz in den Mund legt, als er den Wanderstab ergreift, um seinem Heimatsort den Rücken zu kehren: „Er sprach etwas vom Hause Israel, von seiner alten Größe und seinen großen Leiden, davon, dass er ihm nie abtrünnig werden und nicht Fluch mit Fluch vergelten werde, dass er das Bündnis des Friedens zu fremden Völkern tragen, dass er aus dem Quell des Wissens trinken und dereinst hierher zurückkehren wolle . . ."

Schließlich möchte ich zweier Ghettopoeten noch Erwähnung tun, welche erst vor Kurzem ihre hochinteressanten Geschichten aus dem polnischen Leben, speziell aus Galizien, veröffentlichten. Es sind dies: Sacher-Masoch und Nathan Samuely. Der Erstere ist ein bewährter Kenner Polens und der Juden und seine Begabung für die Schilderung psychischer Konflikte und Genrebilder ist längst rühmlichst anerkannt. Schon Wilhelm Goldbaum hat in seinen litterarischen Physiognomien auf die Bedeutung Sacher-Masochs als Ghetto-Dichter aufmerksam gemacht, indem er über ihn treffend sagt: „Es ist sehr misslich, einem Manne in die Synagoge zu folgen, der in derselben nicht den großen Jehovah, sondern kleine Juden-Modelle für seine gestaltende Künstlerhand sucht: „Was versteht der Kreisdoktor von nnserem Gemüt," sagt die kluge Golde in Bernsteins „Vögele, der Maggid". Aber Leopold von Sacher-Masoch ist zwischen Lemberg und Czernowitz zu Hause, wie der kuragierteste Chassid, der alljährlich fünfmal per Pedes zum Rabbi von Sadagóra pilgert. Er weiß so gut Bescheid in der Seele des jüdischen Faktors, der die Salinenbeamten von Kalusz mit dem Markte des Lebens vermittelt, wie in dem verdüsterten Gemüte des ruthenischen Bauers, und wenn er mit dem polnischen Edelmann in die Untiefen seines Lebens hinabsteigt, so tut er es mit einer psychologischen Lokalkenntnis, die absolut nichts zu wünschen übrig lässt. Man kann kurzweg sagen: er hasst die Polen, bemitleidet die Ruthenen nnd liebt die Juden . . . Sein Sinn für die geheimnisvollen Beziehungen, welche zwischen der Landschaft nnd deren Bewohnern bestehen, ist nahezu phänomenal, und wenn der Ruthene ächzt, der Pole prahlt, der Jnde winselt, so meint man, dies könne gar nicht anders sein, wo die Natur selbst ihre polnischen Bewerber bevorzugt, den Schweiß des arbeitenden Ruthenen mit gleichgültiger Sprödigkeit hinnimmt und den Juden nichts übrig lässt als Schacher mit kleinen Waaren und das Talmudstudium mit seiner kleinen Dialektik . . . Dem Ghetto-Poeten Sacher-Masoch kann ich bedingungslos meine Referenz machen, wenn gleich ich urteile, dass seine galizischen Geschichten von einer inneren Reinlichkeit sind, welche mit dem Seife- und Wasserbedürfnis ihrer äußeren in einer umgekehrten Proportion steht. Sacher-Masoch geht nicht darauf aus, als kulturhistorischer Kolumbus eine neue Welt zu entdecken. Er ist, zumal in seinen Ghettogeschichten, der Künstler schlechtweg, der Skizzen aufnimmt, wo immer der Gegenstand der Beobachtung ihn dazu reizt. Dass dabei die Linien nicht selten sich verschieben, ist erklärlich; aber man muss es ihm doch zum Lobe nachsagen, dass er nicht mit Absichtlichkeiten Karrikaturen zu Stande bringt. Wenigstens nicht als Ghettoschilderer . . ."

Sacher-Masoch hat nun seine „Polnischen Ghettogeschichten"*) gesammelt und die Lektüre derselben gewährt einen hohen Genuss. Ich kann das Urteil Goldbaums vollinhaltlich bestätigen. Was er aber zu erwähnen vergessen, ist der goldige Humor, der zwischen Tränen lächelt und der über den Jammer einer miserablen Existenz, einer verfehlten Erziehung, über all den Schmutz und Elend goldene Sonnenstrahlen ausbreitet, so dass wir vor dem uns sich darbietenden Anblick polnisch-jüdischer Wirtschaft nicht zu schaudern brauchen. Dreizehn köstliche Geschichten bietet uns hier Sacher-Masoch, wahre Kabinetsstücke der Genremalerei, die zu dem besten gehören, was dieser hochbegabte Erzähler geschrieben hat.

Fast gleichzeitig mit diesen „Polnischen

*) München und Leipzig, G. Franzsche Verlagshandlung.

Ghettogeschichten" hat ein in Lemberg lebender polnischer Jude: Nathan Samuely einen stattlichen Band: „Kulturbilder aus dem jüdischen Leben in Galizien*)" erscheinen lassen, welche sich auf dem gleichen Schauplatz wie die Gestalten Sacher-Masochs bewegen. Mangelt auch dem Autor — der in Galizien und Russland als hebräischer Schriftsteller und Verfasser poetischer Werke in hebräischer Sprache rühmlichst bekannt ist — die Verve der Darstellung und die Eleganz der Ausdrucksweise, welche seinen berühmten Rivalen auszeichnet, so muss doch auch seinen Kulturbildern eine anziehende Gruppierung des reichhaltigen Stoffes und die treue Wiedergabe des jüdisch-polnischen Lebens nachgerühmt werden. Samuely ist ein scharfer Beobachter, durchaus objektiv und überall bestrebt, das Naive und Poetische innerhalb des Ghettos ins helle Licht zu setzen. Eine ganz wunderliche und eigenartige Welt, welche mit unserer Gesittung nichts gemein hat, erschließt sich da unseren Blicken! Unsere Kulturhistoriker finden hier reichen Stoff, dessen Bearbeitung durch einen Meister der Kulturgeschichte sicherlich unserem Gesammtwissen zu Gute käme!

* * *

Die Zeiten des Ghettoromans sind, wie gesagt, vorüber, es ist daher geboten, dass die Geschichte und Bedeutung dieses Genres unserer Poesie geschrieben werde. Die vorstehende Skizze soll nur als ein Leitfaden in dem Labyrinth der Judengasse in der Litteratur dienen.



Sprechsaal.

I.

Litterarische Notwehr.

Herr Otto von Leixner veröffentlicht in der „Roman-Zeitung" eine Besprechung meiner Berliner Sittenbilder „Vom Babel an der Spree", die keine sachliche Kritik enthält, sondern sich lediglich als hämische Absprecherei, ja, als eine unehrliche Verdächtigung qualifiziert. Herr von Leixner beginnt seine „Kritik" mit den Worten: „Diese ‚Sittenbilder' sind alle in gleicherweise nichts als Abklatsch französischer Bücher dieser Art."

Herr von Leixner scheint sich nicht klar gemacht zu haben, dass diese Worte eine schwere Beschuldigung gegen mich enthalten. Der Kritiker, der offenbar keine Ahnung von der Verantwortlichkeit seines kritischen Amtes hat, tut nichts Anderes, als dass er mich des Plagiats, ja, des Betruges beschuldigt. Ich gebe Kopien für Originale, Fremdes als mein Eigentum aus.

Diese Beschuldigung ist geeignet, mich aufs Schwerste zu schädigen, indem sie ein Vorurteil auch gegen meine künftigen Arbeiten erwecken und denselben gerade die besseren Blätter verschließen muss. Ich glaube deshalb, dass es nicht ein Ausfluss übertriebener Empfindlichkeit, sondern einfach ein Akt der Notwehr ist, wenn ich hiermit die Behauptung des Herrn von Leixner als eine grundlose Verdächtigung bezeichne und bei meiner Ehre versichere, dass ich niemals französische Skizzen in der Art meiner Berliner Sittenbilder gelesen habe, sondern dass ich von der epischen Litteratur Frankreichs nur größere Werke kenne. Ich erkläre ausdrücklich, dass meine Berliner Sittenbilder in jedem Zuge, in jeder Zeile Originale und mein geistiges Eigentum sind.

Das Verfahren des Herrn von Leixner, der für seine ehrenrührige Behauptung auch nicht den Schatten eines Beweises erbringt (sondern in seiner sattsam bekannten eingebildeten Unfehlbarkeit frischweg behauptet), muss ich demnach mindestens als eine starke Leichtfertigkeit bezeichnen. Ich weiß wohl, welcher Umstand Herrn von Leixner zu seiner mit so wenig beneidenswerter Kühnheit erhobenen Verdächtigung veranlasst hat. Hält er es denn für eine so unmögliche Sache, Berliner Sittenbilder zu schreiben? Ich bin anderer Ansicht und glaube, dass es für einen Berliner Schriftsteller, der nicht gerade wie ein Einsiedler lebt, bei der Fülle der sich ihm auf Schritt und Tritt darbietenden Motive aus dem stark pulsierenden Leben der Hauptstadt nichts Leichteres geben kann, als Berliner Skizzen zu schreiben. Ich würde es für ein Unding, für ein geradezu schwachsinniges Beginnen halten, wollte sich ein Berliner Schriftsteller auf dem Umwege der französischen Litteratur Motive zu seinen heimischen Sittenschilderungen holen. Es ist mir bisher der Gedanke, dass irgend Jemand ein solch unpraktisches Verfahren einschlagen könnte, wahrlich noch nicht gekommen. Wie gelangte Herr von Leixner zu dieser Idee? Schließt er sich denn in aristokratischer Schen so hermetisch von dem Berliner Volksleben ab, dass er eventuell zu einem derartigen jämmerlichen Aushülfemittel seine Zuflucht nehmen müsste?

Zum Schluss noch eine Frage. Hat Herr von Leixner selbst empfunden, wie wenig Ehre ihm seine „Kritik" macht, dass er sie, anstatt mit den Initialen seines Namens, unehrlicher Weise mit der irreleitenden Chiffre „—nn" zeichnete?

Berlin. Arthur Zapp.

Wir haben dieser überaus heftigen Erklärung Raum gegeben, weil wir es in der Tat für unwürdig halten, einem eben erst auftretenden Schriftsteller wie Zapp mit einer allgemeinen Phrase gleich die litterarische Existenzberechtigung abzuschneiden. Allein, der Angegriffene hat wohl doch dem oben citierten Satze eine allzu übertriebene Bedeutung beigelegt. Bei einem Manne wie Leixner scheint uns die „Mala fides" ganz ausgeschlossen. Auch haben wir schon über Bedeutenderes, als die talentvollen Versuche Zapps, viel brutalere Dinge gelesen.

II.

In Nummer 42 d. J. dieser von mir sehr geschätzten Zeitschrift hat sich ein Versehen eingeschlichen: die Bewegung für die Weltsprache Volapük ist nicht im Sinken begriffen, sondern steigert sich — freilich bisher mit der größten Ruhe — ganz enorm. Diese deutsche Erfindung wird bereits auf ausländischen Universitäten und Schulen — z. B. Frankreichs und Spaniens — fakultativ, ja sogar obligatorisch gelehrt und wird demnächst ein Lehrobjekt der Gymnasien Bayerns bilden. Außerdem wird in den nächsten Tagen die L. Steinthalsche Buchhandlung in Berlin eine von mir zusammengestellte vollständige Grammatik auf einer Visitenkarte heraus geben, was zur Popularisierung dieser Weltsprache mehr als alle bisherigen Schritte beitragen wird. Das Versehen des Herrn Dr. Flach ist der ruhigen Entwickelung wegen leicht verzeihlich, auch bildete diese Bemerkung ja nicht das Thema seines Aufsatzes.

Berlin. A. Förster.

Litterarische Neuigkeiten.

„Le Cabinet noir" par le Comte d'Hérisson (Paris, Ollendorff). Herr von Hérisson hat sich durch sein dokumentäres Buch über seine Erlebnisse als Ordonnanzoffizier Trochus einen beliebten Namen gemacht und fühlt das Bedürfnis, die Rolle eines Geheimnis-Aufdeckers weiter zu spielen. Zu diesem Ende hat er hier ein Buch zusammengestellt, das entschieden mehr verspricht als hält. Die mit so viel Eclat mitgeteilten Geheimpapiere des Barons Mounier, Sekretär Napoleons I., enthalten für einen genaueren Kenner dieser großen Epoche doch eigentlich wenig Neues, während wir über den ersten Teil des Werkes („Louis XVII.") mit dem Autor nicht rechten wollen, ob er wirklich „La Clef du Mystère" gefunden habe. — Als wir einige Feuilletons über dies Buch lasen, dachten wir, dass die Mär der erotischen

*) Robert Friese, Leipzig.

Missetaten des großen Korsen darin anekdotisch besonders bereichert sei, weil die Zeitungsschreiber mit solcher Emphase bei Napoleons „Schmutzereien" verweilten, die hier aufgedeckt seien. Statt dessen finden wir nur Klatschereien von zweifelhaftem Wert über Napoleons Verhältnis zu seiner Schwester Pauline (bekanntlich Canovas Venus) und seiner Stieftochter Hortense, sowie eine Klatscherei Josefines über einen Streich, der Napoleon seinem Bruder Jerôme habe spielen wollen, indem er sich selbst bei dessen junger Frau als Jerôme einführte — und was derlei Scherze mehr sind. Ueber die ganz abnorme erotische Unsittlichkeit dieses großen Mannes immer neue Tatsachen aufrühren ist unnütz und schädlich. Man überlasse das den Damen à la Rémusat, die sich dafür rächte, dass Napoleon sie nicht genug beachtete. Im Uebrigen bringt allerdings das Tagebuch des englischen Arztes Warden, der den Kaiser an Bord des „Northumberland" nach St. Helena begleitete, viele neue Züge von Napoleons Gutmütigkeit bei. — Im letzten Kapitel „De chute en chute" läuft betreffs der Geheimbünde manche französische Naivetät mit unter.

C. W. Emma Brauns: „Christiane von Goethe. (Eine biographische Skizze)." Zweite Auflage. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. Schon der Name dieses anregend geschriebenen Büchleins sagt uns, in welchem Geiste dasselbe abgefasst ist und zu welchem Zwecke es geschrieben wurde. Christiane Vulpius ist der Name, den man bisher meistens zu hören bekam. Indem man nämlich der Gemahlin Goethes diesen Namen gab und denjenigen ihres Gemahles, der ihr doch von rechtswegen gebührte, vorenthielt, erhob man schon einen schweren Vorwurf gegen sie, dem man meistens noch die schwersten anderweiten Anschuldigungen zugesellte. Da sollte Christiane dem Trunk ergeben sein, dem Gemahl den häuslichen Frieden rauben u. s. w. Die Verfasserin bringt die gewichtigsten Belege dafür, dass all diese Anklagen auf Hofklatsch zurückzuführen sind, deren Urheberin Frau von Stein war, die auf ihre Nebenbuhlerin eifersüchtig war und dieselbe auf die unedelste Weise verfolgte. Auf den Charakter der Frau von Stein fällt übrigens ein ebenso neues wie unvorteilhaftes Licht, dessen Berechtigung nicht angezweifelt werden kann, da die Verfasserin aus den besten Quellen schöpft und diese in gewandter und scharfsinniger Weise verarbeitet. — Die „Ehrenrettungen" sind seit geraumer so zur Modesache geworden, dass man sich jeder in dieses Gebiet fallenden Schrift gegenüber etwas skeptisch verhalten muss. Beim Lesen dieses Büchleins wird einem aber warm ums Herz, je mehr man davon überzeugt wird, dass Christiane für Goethe durchaus das war, was er sich ersehnte.

„Gedichte" von Alexander Petöfi, in deutschen Nachdichtungen herausgegeben von Alfred Teniers. (Halle a. d. Saale, Verlag von Hendel, Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes.) Diese Uebertragungen aus Petöfis Liederschatz, die der Herausgeber sorgfältig zusammenstellte und mit einer warm empfundenen Vorrede versah, scheinen denn doch von recht verschiedenem Wert. Sind auch zwei kleinere Lieder hier richtiger und tongemäßer übertragen, als in der kleinen Blütenlese Petöfi'scher Gedichte, welche Bleibtreus „Lyrisches Tagebuch" enthält, so steht die dortige Uebertragung des herrlichen Gedichts „Auf Vajda Hunyad" hoch über der hier gebotenen, und zwei von Bleibtreu übertragene Gedichte „Wenn die Gottheit zu mir sprechen würde" „Ich liebe, wie noch Keiner je geliebt" fehlen ganz, obschon sie zu den erlesensten Perlen der ungarischen Lyrik gehören. Aber wie viel Köstliches hat uns sonst der emsige Sammler gespendet! Wie so Manches hat er selbst kunstvoll übertragen! So gleich das Schlussgedicht „An die Freiheit". In sinniger geschickter Weise sind die Gedichtproben in Abschnitte eingeteilt: „Verwehte Blätter", „Lieder der Liebe", „Trinklieder", „Vor und hinter den Koulissen", „Gestalten und Gewalten" (ja wahrlich, Gewalten gewaltigster poetischer Anschauung), „Land und Leute". Hier weiß man nicht, welchem Meisterwerk man den Preis zuerkennen soll — ob nun der Räuber oder der Hirte oder der Wanderer oder der Wind oder die Wolke oder der Wolf singt, ob die Karpathen oder die Puszta oder die Theiß ihre malerischen Geheimnisse künden, es ist alles gleich vollendet. Wunderbar Schönes findet sich auch unter „Lieder und Romanzen". Die Abschnitte „Figuren", „Poesie, Poeten und dergleichen" (worunter das ergreifende Gedicht an Maurus Jókai), „Freiheit und Vaterland", schließen und runden würdig ab, ins Unpersönliche hineingipfelnd. — Unter den Uebersetzern machten sich von noch Lebenden verdient die Herren Glücksmann (dessen schönes Gedicht auf die Petöfi-Statue besonders erwähnt sei), Aigner, Neugebauer, v. Schulpe, v. Meltzl, Farkas, Sturm in Budapest. Auch die ungarischen Dichter Gräfin Wickenburg-Almásy und Ludwig v. Dóscy, sowie Karl Bleibtreu steuerten Uebersetzungen bei. — Die bachantisch kecken Cymbalklänge, die malerische Beseelung der Puszta, die schwermütigen Adagios und übermütigen Scherzos dieser ungarischen Nationalpoesie erinnern stets und überall an die Lyrik des großen Schotten Burns. Wie dieser im Januar 1759 geboren, Byron am 22. Januar 1788, so Petöfi am 1. Januar 1823. Diese Geburtsdaten stehen zweifellos in einem inneren Zusammenhange, da die drei großen Lyriker sich wahlverwandt ergänzen. Wenn man die koketten Ciselirarbeiten des Iren Moore zum Vergleich heranzieht, wird die hohe Ueberlegenheit dieser Volksdichtung offenbar. Es müsste einen intimen Genuss bereiten, vergliche man eines der bekanntesten Gedichte aus Moores irischen Melodien „Die Harfe von Tara" mit der wunderbaren „Vision" des Schotten, dem die Freiheit in ganz ähnlichem Bilde, nämlich als Harfner, ebenfalls in einer Ruine erscheint. Und hier sollte man nun das geniale Gedicht des ungarischen Burns „Von der Heimat" mit zum Vergleich heranziehen, das uns A. Teniers Seite 100 in wohlgelungener Uebersetzung bietet.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" herausgegeben von Rud. Virchow und Franz v. Holtzendorff (Verlag von J. Fr. Richter, Hamburg) erschien soeben Heft 12, das eine interessante Arbeit von Dr. Heinr. v. Wlislocki, „Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner" zum Inhalt hat. Wlislocki, der auf dem Gebiete der Zigeunerkunde als anerkannte Autorität gilt, bietet uns hier einen neuen Beitrag zur Charakteristik der siebenbürgischen Zigeuner. Wir nehmen hierbei Veranlassung auf seine früheren dasselbe Thema behandelnden Werke „Die Sprache der transsilvanischen Zigeuner" und „Haideblüten", Volkslieder der transsilvanischen Zigeuner (beides bei W. Friedrich in Leipzig erschienen) aufmerksam zu machen.

Der soeben erschienene III. Teil der „Klassischen Bühnendichtungen der Spanier" herausgegeben und erklärt von Max Krenkel (Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig) wird allen Freunden der spanischen Sprache und Litteratur willkommen sein. Den Inhalt bildet Calderons „El alcalde de Zalamea" nebst dem gleichnamigen Stücke des Lope de Vega. Das Buch wird durch eine hochbedeutende Studie des Herausgebers über Calderon und seinen „Richter von Zalamea" eingeleitet, die wie auch die zahlreichen erklärenden Erläuterungen und Commentare von neuem zeigt, dass wir in Krenkel einen der hervorragendsten Kenner der spanischen Litteratur und speziell Calderons besitzen. Die warme Empfehlung, die wir gelegentlich des Erscheinens des II. Bandes der „Klassischen Bühnendichtungen der Spanier" aussprachen, dürfen wir heute beim Vorliegen des III. Teiles dieses Sammelwerkes wiederholen.

„Deutsche Dichter von Gottsched bis auf unsere Tage in Urteilen zeitgenössischer und späterer deutscher Dichter" von Dr. R. Mahrenholtz und Dr. A. Wünsche. (Leipzig, Friedrich Brandstetter.) — Es fehlte bisher immer noch ein Werk, das die Dichter unserer Nation gewissermaßen in die Werkstätte ihres Schaffens begleitete und dort mit dem Auge des gleichstrebenden und geistesverwandten Berufsgenossen die Dichterwerke betrachtete. Die Lücke will das vorliegende Buch ausfüllen, indem es uns angiebt, was die Dichter über die Dichter ihrer Zeit geurteilt haben. Der Litteraturfreund erhält hierdurch in engen Rahmen einen zusammenfassenden historischen Ueberblick der schätzenswertesten Urteile. Ein dem Werke beigegebener Anhang „Allgemeine litterarische Zustände" enthält eine Zusammenstellung einiger besonders schlagender und charakteristischer Kritiken verschiedener Litteraturperioden.

Engelhorns allgemeine Romanbibliothek veröffentlicht im 5. und 6. Bande des vierten Jahrganges einen Roman von Ernst Remin, der den Titel führt: „Jahre des Gärens". Ungewöhnliche Gestaltungskraft und gesunder Humor kennzeichnen das Buch, das, frisch aus der Gegenwart herausgeschrieben, warm empfohlen werden kann. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Soeben ist erschienen bei Wilhelm Friedrich in Leipzig und in allen hiesigen Buchhandlungen zu haben:

Eine Heimstätte.

Roman von

F. v. Fritsch.

Preis 3 Mark. Elegant gebd. 4 Mark.

Der Roman behandelt in sehr spannender Form eine sociale Frage und dürfte somit das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen.

Im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn und Münster ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Veme.

Von Theodor Lindner. 692 S. gr. 8°. br. Mk. 12.—.

Inhalt: Die Freigrafschaften und die Freistühle. — Die Rechtsquellen. — Die Freigerichte. — Uebergang und Entwickelung. — Das Gerichtsverfahren. — Urkunden. — Verzeichnis der Freigrafen. — Orts- und Personen-Verzeichnis.

Der Verfasser benutzte mehr als vierzig Archive und verwerthete eine grosse Anzahl von bisher unbekannten Handschriften und mehr als 2000 Urkunden, so dass er über die Vemegerichte, ihren Ursprung und ihr Wesen völlig neue Aufschlüsse geben konnte.

Georg Weiss, Verlag in Heidelberg.

Philosophische Bibliothek

oder

Sammlung

der Hauptwerke der Philosophie

alter und neuer Zeit etc.

Herausgegeben von J. H. v. Kirchmann.

Aristoteles, Baco, Berkeley, G. Bruno, Cicero, Condillac, Descartes, Fichte, H. Grotius, Hegel, Hume, Kant, Leibniz, Locke, de la Mettrie, Plato, Schleiermacher, Scotus Erigena, Sextus Empiricus, Spinoza.

Jeder Band ist einzeln verkäuflich.

Vollständige Verzeichnisse und Ankündigungen über **Preisermässigungen** sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Redacteur: Dr. Bernhard Spatz, Karolinenplatz 2 0. — Verlag: Jos. Ant. Finsterlin, Salvatorstrasse 21.

MÜNCHENER MEDICINISCHE WOCHENSCHRIFT

(ÄRZTLICHES INTELLIGENZ-BLATT)

ORGAN FÜR AMTLICHE UND PRAKTISCHE ÄRZTE.

Erscheint wöchentlich. Preis 5 M. pro Quartal. Zu beziehen durch alle k. Postämter und Buchhandlungen, auch direkt vom Verleger. Einsendungen werden portofrei erbeten für die Redaction Karolinenplatz 2 0, für Inserate und Abonnement: Salvatorstrasse 21. — Anzeigen werden mit 30 Pf. die gespaltene Petitzeile berechnet.

Ueberall vorräthig:

Götzen.

von

Karl Bleibtreu.

Mit illustriertem Umschlag. broch. M. 1.—.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

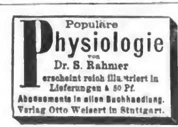
Unentbehrlich für Haus und Schule!

Erd- und Himmelsgloben, Tellurien und **Planetarien** in 8 Grössen und 17 Sprachen. Bei allen grösseren Buchhandlungen zu haben.

J. Felkl & Sohn,

Lehrmittelanstalt in **Roztok** bei **Prag.**

Illustr. Preiskourants gratis und franko.



Populäre

Anthropologie

von

Dr. M. Alsberg

erscheint reich illustriert in Lieferungen à 50 Pf.

Abonnements in allen Buchhandlung.

Verlag Otto Weisert in Stuttgart.



Im Verlage von W. Spemann in Berlin und Stuttgart ist erschienen:

Basilla.

Ein thüringischer Roman von

Ernst von Wolzogen.

Preis broch. 6 Mark.

Aus der Jugendzeit.

Von **Ernst Förster.**

Preis broch. 6 Mark.

Sommerfrischen.

Erzählungen von

H. Villinger.

Preis brochirt 5 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben wurde vollständig:

Elementarbuch

der französischen Sprache

von

Dr. Wilhelm Ricken.

Erstes Jahr. Preis gebd. M. 1.20.
Zweites u. drittes Jahr. Preis gebd. M. 1.50.

Jede gute Buchhandlung kann auf Wunsch diese beiden Bändchen zur Ansicht vorlegen.

Oppeln. Eugen Frank's Buchhandlung (Georg Maske).

Demnächst erscheint:

Der Januskopf.

Roman von

Hermann Heiberg.

2 Bde. broch. M. 10.—, eleg geb. M. 12.50.

Dieser neue Roman welcher das Leben und Treiben im Buchhandel schildert, wird bei der gänzlichen Neuheit des behandelten Stoffes und der ausserordentlich anregenden Lectüre ein vielgelesenes Buch werden und auch bleiben; mich des Weiteren über den Inhalt auszulassen und demselben noch die so üblichen Trompetenstösse der Reclame beizugeben, halte ich, da der Name Heiberg an und für sich schon hinlänglich bekannt, nicht für nöthig.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipz



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 46. Leipzig, den 12. November. 1887.

Inhalt:

Schauspieler und Journalisten.

Von Conrad Alberti.

Mein verehrter Kollege, Herr Otto Felsing, veröffentlichte in einer der jüngsten Nummern der „Gegenwart“ einen geistreichen, mit satirischen Spitzen übersäeten Artikel „Gastspiele auf Zeitungsredaktionen“, der in Theaterkreisen eine lebhafte Erregung hervorrief und zum Gegenstand zahlreicher Meinungsäußerungen gemacht wurde. Herr Felsing geißelt in diesem Artikel treffend die Eitelkeit der Schauspieler, welche die Redakteure und Kritiker in ihren besten Arbeitsstunden stören, um von ihnen vor der Oeffentlichkeit ein höheres Lob zu erlangen und in ihrer Eitelkeit gar nicht empfinden, wie unwillkommen sie sind. Er schreibt: „Vergeht doch zur Zeit der beginnenden Saison sowohl in den Hauptwie in den Provinzialstädten kaum ein Tag, an welchem sich nicht irgend ein Schauspieler oder eine Schauspielerin (resp. Sänger oder Sängerin) in den Redaktionen vorstellt und in Bezug auf das bevorstehende Gastspiel auf Engagement um die ‚gütige Nachsicht des Herrn Dr.‘ bittet... Man muss nicht etwa denken, dass nur diejenigen die Nachsicht der Kritik erbäten, welche ihrer in der Tat bedürftig sind; nein, mit verhältnismäßig außerordentlich wenigen Ausnahmen greift jeder, auch der bedeutendste Künstler, nach der Türklingel der Kritik, besonders vor Antritt eines neuen Engagements oder auf Gastspielreisen . . . Wenn es sich doch die Künstler, welche die Anbahnung einer persönlichen Beziehung zum Kritiker für unumgänglich notwendig, das heißt für schadenverhütend, wenn nicht vorteilbringend halten, klar machen wollten, dass sie auf der Redaktion niemals willkommen sind, niemals willkommen sein können und wären sie persönlich die angenehmsten Leute, wäre eine Unterhaltung mit ihnen noch zehnmal interessanter als es ihre künstlerischen Darbietungen sein mögen: Sie stören eben in der Arbeit und rangieren sich somit ganz wider Willen unter die ärgsten Feinde der Redakteure, unter die Zeiträuber . . . . Wenn sie diese Besuche dennoch nicht unterlassen, so hat das einen anderen Grund als den des mangelnden Verständnisses für die Situation. Sie glauben eben, und es ist das tief in der durch ihre Berufstätigkeit erzeugten Eigenart des Wesens unserer dramatischen Künstler begründet, dass sie vermöge ihres bloßen Erscheinens den durch die Störung etwa hervorgerufenen ungünstigen Eindruck sofort verwischen und weiter durch die ‚sieghafte Macht ihrer Persönlichkeit‘ den Kritiker so für sich einnehmen können, dass er „gut“ über sie schreibt . . . Die Schauspieler glauben nämlich unglücklicher Weise, dass ein Kritiker es ihnen notwendig übel nehmen müsse, wenn man ihm keinen Besuch mache, dass er darin eine Verletzung der schuldigen Rücksicht erblicke und die Quittung dafür in Gestalt einer abfälligen Kritik ausstelle. Von diesem Glauben halten sich, natürlich auch hier wieder einzelne Ausnahmen abgerechnet, selbst die bedeutendsten dramatischen Künstler nicht frei. Die Schauspieler fühlen eben nicht durch, wie peinlich es für jeden feiner Empfindenden sein muss, persönlich mit

Jemandem bekannt zu werden, über den man vielleicht gezwungen ist, kaum 24 Stunden später Dinge zu schreiben, die ihn wenig angenehm berühren müssen . . ."

An diesem Tadel ist unbedingt etwas Wahres. Aber es will mir scheinen, als ob mein verehrter Kollege ein wenig zu rasch seine eigene persönliche Empfindung für die aller seiner Mitlessings ausgebe. Ich glaube es ihm herzlich gerne, dass es ihm höchst gleichgültig ist, ob Fräulein Gretchen oder Herr Wallenstein ihm vor dem Fall ihrer Unschuld oder dem Treubruch am Kaiser einen Besuch auf seinem Arbeitszimmer machen und ihn mit liebenswürdigem Augenaufschlag oder warmem Heldenbrustton bitten, ihr unglückliches Loos nicht noch durch eine ungünstige Rezension zu verschlimmern. Ich glaube es gern, dass er sein Urteil über die künstlerischen Leistungen der Darsteller durch persönliche Bekanntschaft mit den letzteren nicht beeinflussen lassen wird; denn ich kenne seine strenge Sachlichkeit, die keinen Einfluss persönlicher Beziehung auf sein kritisches Urteil zulässt, und ich weiß zu gut, wie ernst er selbst seine redaktionelle Aufgabe nimmt und das Blatt, das unter seinem Namen in die Welt geht, auch wirklich mit seinem vollen Talente leitet und mit seiner litterarischen Individualität durchdringt.

Das Gleiche wird auch von vielen seiner Berliner Kollegen gelten dürfen. Aber Berlin ist in journalistischer und künstlerischer Hinsicht leider noch immer nicht Deutschland und die Zahl der Berliner Theater und der Berliner Zeitungen ist im Vergleich zu den angesehenen und einflussreichen der Provinz nur eine mäßige. Und da in der Provinz kommt es denn doch noch recht häufig vor, dass der Herr X., Redakteur und Kritiker der X'er Zeitung, in der Tat glaubt, der Schauspieler mache sich nichts aus ihm und seinem Urteil und missachte beide, sofern er die übliche und eingeführte Form der gesellschaftlichen Höflichkeit ihm gegenüber vernachlässigt, und er wird es eben nicht sehr empfinden, vom Schauspieler in seiner Arbeit gestört zu werden; denn diese Arbeit besteht in der Regel darin, aus den Feuilletons der Berliner Zeitungen und verschiedenen gedruckten Korrespondenzen vermittelst der beiden berühmten Werkzeuge — Scheere und Kleistertopf — den Unterhaltungsteil seines Blattes zusammenzustellen, eine Tätigkeit, an die eine Viertelstunde zu verwenden ihm schon als Zeitvergeudung erschiene. Die Satire des Herrn Felsing könnte sich also höchstens auf die Berliner Verhältnisse beziehen. Und nun lege der verehrte Kollege einmal die Hand auf's Herz! Urteilen alle kritisierenden Redakteure so sachlich wie er? Fällen sie alle ihr Urteil ohne jegliches Ansehen der Person? Lässt sich auch nicht einer beeinflussen durch die persönliche Vorstellung und Liebenswürdigkeit des Bühnenkünstlers, der seine Aufwartung macht? Denn wenn dem Schauspieler nur die Möglichkeit geboten werde, auch nur einen unter zwanzig Kritikern durch dieses persönliche Entgegenkommen für sich günstig zu stimmen, so würde man ihm dasselbe nicht verübeln können, der doch in so hohem Grade von dem Urteil der Presse abhängt, sowohl in Bezug auf seine künstlerische Stellung vor der Oeffentlichkeit wie seine materielle an der Bühne, der er angehört. Ich glaube, dieses rein sachliche Urteil, wie es Herr Felsing bei allen seinen Kollegen ausnahmslos voraussetzt, ist eine psychologische Unmöglichkeit.

Man kann von jeder bösen Nebenabsicht, von jedem Reiz der Eitelkeit, von jeder Trübung des Urteils durch verwerfliche Veranlassungen vollständig absehen, es liegt einfach in der Natur der Sache und in unserer eigenen, dass wir das öffentliche Wirken eines Menschen mit einem anderen Auge betrachten, wenn wir ihn privatim kennen. Ganz von selbst muss der Eindruck ein tieferer sein. Es ist wie wenn man Samen ausstreut auf ein unbearbeitetes Feld, das eine ebene, fest zusammenhaltende Masse darstellt, oder in eines, dessen Schollen bereits der Pflug zerbröckelt und gerillt hat. Auch die flüchtigste persönliche Bekanntschaft mit einem Menschen hinterlässt in der Seele einen wenn auch noch so geringen Eindruck, eine Art Zeichen im Gehirn. dort knüpft der zweite stärkere Eindruck an, den das öffentliche Auftreten dieses Menschen hervorruft. Es braucht dann gewissermaßen für ihn nicht mehr eine neue Eindruckstelle im Gehirn geschaffen zu werden, er besitzt bereits seinen Nagel im Komptoirregister des Gedächtnisses, an dem sich die späteren Eindrücke aufhängen. So hat denn dieser Antrittsbesuch des Schauspielers einen ganz berechtigten physiologischen Grund, von dem beide Teile vielleicht nicht das Geringste ahnen. Der Kritiker wird unwillkürlich veranlasst Vergleiche zu ziehen zwischen der bürgerlichen und der Bühnenerscheinung des Schauspielers, seiner Sprache, seinen Manieren: gleichgültig nun, ob diese Vergleiche günstig ausfallen oder nicht, jedenfalls wird der Geist des Kritikers sich eingehender mit dem Schauspieler beschäftigen als wenn er ihn oben auf der Bühne zum ersten Mal sähe. Und das genügt vor der Hand für die Interessen des Schauspielers. Er sieht den letzteren überhaupt ganz anders. Seine Bewegungen, seine Sprache, seine ganze Bühnenerscheinung wirkt tiefer, stärker auf ihn ein. Er würde ihn vielleicht ohne die private Vorstellung im Rahmen des Zusammenspiels ganz übersehen haben, während er ihm jetzt auffällt. Man darf daher die Besuche der Schauspieler nicht ausschließlich aus der Eitelkeit der letzteren erklären, man darf dem Kritiker durchaus nicht den Vorwurf der Eitelkeit machen, wenn er den Schauspieler mehr beachtet, der ihm diesen Besuch abgestattet oder den vernachlässigt, der dies versäumt hat. Beides beruht vielmehr auf ganz natürlichen, tief greifenden Gesetzen.

Doch nicht genug damit! Es entspricht den wirklichen Verhältnissen auch gar nicht, wenn Kollege Felsing behauptet, dass nur der Schauspieler sich an den Kritiker herandrängt; gar oft ist leider das Umgekehrte der Fall. Wir sehen es in Berlin alle Tage, dass Redakteure gewissen Schauspielern durch alle Kneipen, alle Kaffeehäuser nachlaufen, sich an ihren Tisch setzen, stundenlang mit ihnen plaudern, eine Art Freundschaft mit ihnen schließen — und weshalb? Um ein paar Neuigkeiten, ein paar Notizen zu erhaschen und dieselben dann als die ersten in ihrem Blatte zu veröffentlichen, bevor sie vom Theaterbureau aus auch den konkurrierenden Blättern mitgeteilt werden. Sie müssen zuerst erfahren, welches Stück augenblicklich einstudiert wird, welche Stücke neuangenommen sind, wie die Leitung die Rollen verteilt hat, welche Toiletten die Schauspielerinnen darin tragen werden, — kurz, den ganzen Klatsch und Tratsch der Koulissen, der im Grunde so unwesentlich, so nichtig ist und von gewissen Berliner Blättern aufgebauscht wird, als drehe sich um denselben das Wohl der halben Welt. Denn, gelingt es ihnen, diese welterschütternden Nachrichten zuerst in ihrem Blatte zu veröffentlichen, dann drucken alle anderen Blätter dieselben nach, dann muss ihre Zeitung als Quelle genannt werden, dann sehen sie ihr Blatt einige Male mehr vor der Oeffentlichkeit citiert und genannt, dann dürfen sie sich rühmen, in Kunstangelegenheiten das bestunterrichtete Blatt zu sein. Deshalb drängen sie sich an die Mitglieder der verschiedenen Bühnen heran, lobhudeln sie in ihren Besprechungen und schließen einen förmlichen stillschweigenden Handelsvertrag mit denselben. Um nicht persönlicher Polemik geziehen zu werden, will ich es vermeiden, Namen zu nennen. Aber Jedermann wird ohne weiteres das berühmte Börsen- und Theaterklatschblatt erraten, das dieser Vorwurf in erster Linie trifft und das sich durch diese Politik seiner Redakteure seinen „Ruf“ in der Welt des Theaters und der Lebemänner gemacht hat, das aber zugleich auch das Ansehen der Presse in der schimpflichsten Weise herabsetzt. Denn muss sich in diesem Falle der Schauspieler nicht selbst ungeheuer wichtig, ungeheuer erhaben über die Presse vorkommen, die ihm gewissermaßen Dank schuldet, die von ihm abhängig ist? Durch solchen jämmerlichen Ehrgeiz setzt der Journalist selbst die Würde seines Standes tief herab vor der Oeffentlichkeit. Dann darf es Niemanden wundern, die Schauspieler so über die Kritiker reden zu hören, wie es Herr Felsing in seinem Artikel sehr richtig schildert: „Ins Antlitz demütig und kriechend, hinter dem Rücken höhnisch und verächtlich.“

Dieselbe Korruption, die unser ganzes Theaterwesen ergriffen hat, zeigt sich auch in unserer Theaterkritik. Nicht das Poetisch-Litterarische ist die Hauptsache, sondern das rein Aeußerliche: die Darstellung, die Ausstattung, der Firlefanz der bepinselten Leinwandflächen, die Nachtjacken und Unterröcke der Schauspielerinnen. Zu schönen, vorher verfertigten Dekorationen lässt man sich Stücke schreiben, und unsere Klassiker müssen herhalten als Ausstattungsobjekte für Schneider und Tapezierer.

Und auch für unsere Kritik ist das Aeußere das Wesentliche geworden. Nicht der Dichter ist mehr die wichtigste Person beim Theater, sondern der Direktor und der Schauspieler, die doch beide nur die Illustrateure des poetischen Wortes sind; dann kommt der Schneider, der Maler, der Friseur und dann, weit, weit hinter denselben erst der Dichter, oder wie wir wieder angesichts der modernen Produktionen besser sagen müssen: der Verfasser. Nur so ist's möglich, dass die albernsten französischen Rührkomödien à la „Gräfin Sarah“ wochenlang das Publikum ins Theater locken können, dass aus rein äußerlichen Gründen, die mit der Kunst nicht das Mindeste zu tun haben, aus höfischer Kriecherei ein deutscher Intendant zwei der hervorragendsten Schriftsteller unserer Litteratur wie Schuhputzer behandelte und ihnen bereits zur Aufführung angenommene Stücke einfach zurückschickte. Was dieser Mann an seiner Bühne aufführt ist ihm ja vollständig gleichgültig; er kann seine neuen Dekorationen, Kostüme und die Mätzchen seiner Schauspieler ja auch bei Stücken von Moser oder Kadelburg glänzen lassen. Wenn also unsere Journalistik Rücksichten für sich von Seiten der Schauspieler verlangt, so soll sie sich erst selbst von der Korruption befreien, von der sie durchseucht ist. Sie soll den Schauspielern nicht selbst den Größenwahn einimpfen, an dem sie sammt und sonders leiden; sie soll in dem kritischen und berichtenden Theaterteil das in erster Linie hervorheben, was eben beim Theater die Hauptsache ist — die dichterische Arbeit, und nicht die Eitelkeit der Komödianten und Direktoren dadurch groß ziehen, dass sie diese Leute, die nichts sind als die Dolmetscher des Dichters, als die Hauptfedern im Theatergetriebe behandelt und den Dichter hinter den Dekorateur zurücksetzt. Sie soll nicht um eines jämmerlichen journalistischen Ehrgeizes willen die Ehre ihres Standes an die Komödianten verkaufen, nicht um ein paar für die Welt völlig gleichgültiger Notizen über das interne Theatergetriebe sich den Schauspielern förmlich an den Hals werfen. Werden die Journalisten anfangen das Missverhältnis zwischen ihnen und den Schauspielern bei sich selbst aufzubessern, so werden sie sich über die Aufdringlichkeit der letzteren nicht mehr zu beklagen haben, sondern diese werden selbst lernen die Grenzen der Schicklichkeit inne zu halten. Und es ist Pflicht der wenigen anständigen Kritiker in Deutschland in diesem Sinne vorzugehen und auf die große Masse der Kollegen einzuwirken, die unseren Stand und damit sich und uns selbst in den Augen der Schauspieler herabsetzen. Gegen diesen Teil der Presse möge Herr

Felsing seine Angriffe richten, da auf Besserung dringen und wirken; er wird damit eher das Richtige getroffen haben als mit seinem sonst so geistreichen Aufsatze.



Der Kanal-Tunnel.

Von Charles Algernon Swinburne.

Nicht mind're Liebe, glorreich Frankenland,
Einst „süßer Feind" genannt in fernen Tagen,
Zu dem mit Recht nun „süßer Freund" wir sagen,
Befreite Schwester unsrer Freiheit, fand,

Da wir dir Freundschaft, Treu, entgegen tragen,
Dass fortzuweisen sei die gier'ge Hand,
Die tilgen will das Meer von Strand zu Strand:
Engbrüst'ger Traum und eitel, töricht Wagen!

Nicht schwaches, blindes Müh'n, Maschinenkraft,
Soll Länder fest und unverbrüchlich binden,
Dass keiner Zeiten Wechsel sie kann trennen:

Vertrau'n auf unsere Freiheit, halt' in Haft
Und Herzlichkeit nns, nimmer zu entwinden —
Dein Geist soll stets an unsrem sich erkennen!

Berlin. Alfred Friedmann.



Allerlei Wahrheiten.

Schopenhaner sprach das große Wort gelassen aus: Was sei alles Genie gegen vollkommene Güte des Herzens, welche Andern gegenüber jene grenzenlose Nachsicht übt, die man sonst nur gegen sich selbst anwendet! So rührend diese Phrase im Munde eines großen Mannes wirkt, dessen eigne Herzensgüte so mäßig entwickelt schien, so darf man dies Augenblicks-Aperçu doch nicht ernst nehmen. Vielmehr wiegt passive Herzensgüte im geistigen Haushalt der Menschheitsentwickelung federleicht gegen jede prodnktive Bethätignng wahren Talents, selbst wenn dies scheinbar zerstörend auftritt. Herzensgüte voll Nachsicht gegen alle Gebrechen der Andern und voll Strenge gegen sich selbst mag als seltenste Ausnahme ja wohl ab und zu vorkommen. Allein steigt sie wirklich bis zu einem hohen Grade, so tritt sie stets produktiv anf (Christus, Buddäh u. s. w.), da sie die Lüge und Gemeinheit der Welt zu reformieren trachtet. Aus diesem Grunde ist es mit der allzugroßen Nachsicht immer ein eigen Ding, da durch sie ja nichts gebessert wird. In der Kunst aber wird eine gewisse Art von Nachsicht ganz einfach zum Verbrechen. Wer das Große und das Kleine, das Genie und das Talent, das Talent und Nichttalent gleichmäßig „anerkennt", versündigt sich am Besseren durch Gleichstellung desselben mit dem Guten. Da nun aber die Erbärmlichkeit der Menschennatur, ihre kindische Selbstsucht und Eitelkeit, welche immer nur das kleine Ich berücksichtigt, nirgends so schamlos sich entpuppt, wie in der sogenannten „Litteratur", so bleibt es hier stets am schwersten, die höchste Bethätigung der Herzensgüte zu üben — nämlich Gerechtigkeit, die sich auf den Standpunkt des Andern zu setzen und jene großen Gesichtspunkte zu bewahren weiß, vor welchen persönliche Freundschaft und Feindschaft verschwinden.

Immer und immer wieder lächelt ein Wissender bei jedem Lob und Tadel der sogenannten Kritik ein boshaftes: Aha! Immer und immer wieder weiß man genau, was das alles zu bedenten hat. Ja, die im inneren Ring der litterarischen Geschäfte Tronenden verziehen kaum mehr die Miene, sondern konstatieren unter sich mit ruhig geschäftsmäßigem Tone, warum dies und das geschrieben sei. Wenn ein Uneingeweihter manchmal den Verleger und Redakteur des „Magazin" miteinander mephistophelisch skandalisieren hören könnte, er würde zur Salzsäule erstarren über diese „Motivierungen", welche Beide mit homerischem Gelächter über die idealsten Dinge sich zum Besten geben. Wenn diese Beiden mal ihr Schreibpult von Briefschaften entleeren und beliebig lospublizieren wollten, da würde ein Büchlein zum Himmel stinken, dass Zeus sich die Nase zuhielte.

Doch genug. Bei dem Worte „stinken" fällt mir nur unwillkürlich ein beliebtes Sprüchwort ein: „Eigenlob stinkt, Andrer Lob klingt." Es klingt — ja leider klingt es manchmal wie Zwanzigmarkstücke! Und da scheint mir denn doch das Eigenlob noch beträchtlich weniger zu stinken. Verdächtig ist heut jedes Lob. Die wirklich Schlauen fügen sogar stets in Lobhudeleien gehörigen Tadel ein. Denn die Möglichkeit einer selbstlosen Begeisterung scheint ausgeschlossen. Bei den „Kollegen" fängt die Wahrheitserkenntnis erst an, wenn die persönliche Existenz des Autors erloschen ist. Was aber soll uns dann noch eine Kritik, die eben nnr auf persönlichen Verhältnissen fusst?

„Jene äußerliche Arroganz, welche kleine Seelen so schwer verziehen oder mit Nachsicht ertrugen," schreibt ein Biograph dem starren englischen Bären Savage Landor zu. „Wenn ein Rezensent mich schmäht, so schneide es aus und sende es mir. Wenn sie mich loben, brauchst du dir keine Mühe zu geben. Ich schäme mich des Gedankens, dass ich Letzteres von ihnen verdienen könnte. Ich schmeichle mir, dass Ersteres nur ein schuldiger Tribut ist." Also schrieb der große Shelley, der heut übermäßig Vergötterte, an einen Freund.

Mit gewöhnlichem Scharfsinn hat der verehrte Kollege Emil Mauerhof sich in der Vorrede seines

bekannten Hamlet-Buches gegen seine Benörgeler folgendermaßen ausgelassen:

„Dem Tüchtigen gegenüber ist jeder Tüchtige neidlos bescheiden. Darum hört er auch nicht auf bescheiden zu sein, wenn er seines eigenen Wertes bewusst.

Nur wer etwas bedeutet, wird im Bewusstsein seines Wertes bescheiden sein, ohne damit der Anerkenner jedes Unwertes zu werden. Darin handelt er nicht selbstüberhebend, sondern rechtschaffen und selbstbewusst. Wer hingegen selbst nichts ist, wird sich, sobald es seinen Zwecken dient, äußerst bescheiden geberden, aber in seinem unvertilgbaren Neid und Hass gegen das Verdienst ungezügelt frech sein, wo er glaubt, dies ungestraft sein zu können. Nur wer ohne Wert, trachtet danach mehr zu scheinen als er ist. Der wird jeder Eitelkeit wohlbedacht schmeicheln, um dafür gehalten zu werden, was er nicht ist.“

Ferner noch an anderer Stelle:

„Es gehört zu den Kniffen und Schlichen des litterarischen Gesindels, die Meinung zu verbreiten, dass die Etikette des gesellschaftlichen Verkehrs auch für das wissenschaftliche Leben die gleiche Geltung haben müsste. Nichts verwerflicher als diese Forderung.

Die Gesellschaft sucht Unterhaltung, die Wissenschaft Belehrung. Jene verbietet ihren Zwecken gemäß den Streit, diese fordert denselben.“

Es schien uns passend, alle diese Axiome voranzuschicken, um manches Folgende einzuleiten. Was z. B. das sogenannte Selbstlob betrifft, so ergiebt sich aus dem bisher Gesagten logischerweise eins: Lieber wahres „Eigenlob“, als erlogenes „Andrer-Lob“! Ersteres verrät sogar einen gewissen Mut, indem es ja sofort die gekränkte Eitelkeit der Welt herausfordert. Allerdings wird dieser Mut zur Frechheit, sobald ein inferiores Talent sich brüstet. Das gewaltige Selbstbewusstsein eines Richard Wagner (um das größte Beispiel aus jüngster Zeit zu nehmen) hat hingegen etwas Imponierendes.

Denn ein Genie ohne eine gewisse Streberhaftigkeit ist ebenso undenkbar, wie ein großer Mann der Tat ohne Opportunismus und despotische Gesinnung. Dieser Naturtrieb wird zu einer Tugend. Denn das Genie fühlt instinktiv, dass es sich ja nicht zu dem, was es werden soll, entwickeln könne ohne äußeren Erfolg. Und seine Entwickelung scheint ihm identisch mit der Entwickelung seiner Kunst oder Wissenschaft. Daher giebt es ebenso wenig ein sogenanntes „faules Genie“ (Genie ist Fleiß), als ein Genie, das nicht in gewissem Sinne erfolgsüchtig ist — weit mehr als ruhmsüchtig. Denn der Ruhm im höheren Sinne des Wortes scheint ja dem Genie ohnehin erb- und eigentümlich.

Gegen das Selbstlob an sich wäre also nichts einzuwenden. Es kommt hier einfach auf den Satz heraus: Quod licet Jovi, non licet bovi. Psychologisch betrachtet, enthält die Unvorsichtigkeit des Selbstlobes meist nur den Beweis, dass dem Betätiger desselben die Eleusinischen Mysterien der Streberei noch unbekannt blieben. Der wahre Streber pflegt zwar neben dem üblichen Reklame-Netz der Kameraderie auch das üppigste Selbstlob, aber dann auf geschickt geschmeidige Weise, ohne anzustoßen, ohrwurmartig sich durchwindend und doch überall vordrängend. Diesen Strebern, welche der Kenner auf den ersten Blick durchschaut, ohne es merken zu lassen — heißen sie nun „Cohn“ oder „Baron“ —, blüht von Rechtswegen ein Orden mit Schwertern und Eichenlaub wegen geschickter Vermeidung des plumpen Selbstlobs trotz stinkender Eitelkeit.

Vollends wird aber das verrufene Selbstlob eine verzeihliche Notwendigkeit, falls man gegen die „Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist“ (ach, Shakespeare-Hamlet kannte das ja am besten!) gar keine andere Waffe mehr hat. Hier hört das Selbstlob auf, rein persönliche Eitelkeit auszustrahlen, und verliert seinen ursprünglichen Charakter, indem es einfach zur Verteidigungsrede sich umformt.

(Fortsetzung folgt.)

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.



Die Umwälzungen von 1848—49.

The Revolutionary Movement of 1848—49 in Italy, Austria-Hungary and Germany; with some examination of the previous thirty-three years. By C. Edmund Maurice. London: George Bell and Sons. 1887.

Gern möchte man ein Werk über jene große Zeit begrüßen, deren Bestrebungen, wenn auch nach harten Kämpfen damals blutig niedergeschlagen, doch seitdem überall in Europa eine mächtige und erfolgreiche Nachwirkung ausgeübt haben.

Wenn Frankreich, nach dem wohlverdienten Sturze bei Sedan, im Freistaate seine Zuflucht suchte: war das keine tiefe Nachwirkung der Erhebung von 1848? Wenn Italien heut einer vollen, ungebrochenen Einheit mit freieren Einrichtungen genießt: findet sich da nicht eines der Ziele der aufopferungsvollen Streiter jener Tage erreicht? Wenn Ungarn, auf Grund ausgedehnter Verfassungsrechte, wieder seine eigenen Angelegenheiten verwaltet: sind damit nicht die Galgen von Arad gerächt? Wenn Deutschland wenigstens eine Dreiviertels-Einigung (Einheit können wir es ja kaum noch nennen) und einen Reichstag aus allgemeinem Stimmrechte besitzt: haben da nicht diejenigen, welche einst mit Polizei- und Waffengewalt, mit Kanonen und Standrecht gegen die Bestrebungen von 1848—49 angingen, immerhin eine merkwürdige Umkehr vollziehen müssen?

Von England nicht zu reden, dessen alte char-

tistische Partei der Vierziger-Jahre in mancherlei, seit 1867 errungenen Verfassungsänderungen beachtenswerte tatsächliche Erfolge erzielt hat, die ohne Zweifel bald zur Annahme noch anderer Punkte der sogenannten „Volks-Charte“ führen werden.

Lässt sich ferner verkennen, dass auf dem Gebiete der volkswirtschaftlichen Bewegung die in den Umwälzungs-Jahren erstrebte Hebung der arbeitenden Stände bedeutsame Fortschritte gemacht hat — dass die Staatsmänner aller Länder sich dieser, für die Zukunft unseres Weltteils entscheidenden, sogar schon in der amerikanischen Republik auftauchenden Frage mit steigendem Eifer zuwenden?

Nur zu selten setzen die hervorragenderen Kämpfer einer zeitweilig unterlegenen, großen Erhebung die Feder an, um ein vollständiges Bild ihrer Erlebnisse zu geben. Der Schmerz, die Enttäuschung über zerstörte Hoffnungen, über entschwundene Ideale, nicht selten auch die Rücksicht auf die mit in der Verbannung Lebenden, denen eine Hauptschuld an der Niederlage beizumessen wäre: das Alles hält Manchen ab, der tiefere Aufschlüsse zu erteilen vermöchte.

Dem Feinde überlässt man es meist, der besiegten Sache durch einen Haufen von Verleumdungen ein Schandmal aufzutürmen. Dem hasserfüllten Feinde — oder auch dem epigonenhaften Nachwuchse, welchem das volle Verständnis für die großen Ereignisse und die Persönlichkeiten abgeht, und welcher meist sogar in den verdrehenden Ueberlieferungen des Feindes erzogen ist oder bei diesem nach Mitteilungen sucht. In den so entstandenen Schilderungen vermisst man allzu sehr den Sinn für die Glut der Ueberzeugungen, welche die für Volksrecht und Volkswohl Ringenden erfüllte. Der eherne Tritt der Geschichte geht dem Ohre verloren. Nur ein blasses Abbild der Ereignisse wird geboten; und sonderbar mutet den, welcher den gewaltigen Vorgängen einst nahe gestanden, die störende Hervorhebung geringfügiger Dinge, der Mangel an Begriff für das entscheidend Gewesene, die falsche Auffassung der Bedeutung einzelner Persönlichkeiten an.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes gehört einer im Ganzen freisinnigen Richtung an und hat sich ohne Zweifel nach Kräften bemüht. Er schließt seine Darstellung mit dem Satze: es seien die Umwälzungen von 1848—49 nur der Gipfelpunkt von Bewegungen gewesen, deren Ende noch nicht absehbar ist, und die, „ob zum Guten oder zum Schlimmen“, ihren wahrscheinlich nimmermehr zu verlöschenden Eindruck in Europa hinterlassen haben. Was die Ueberschrift und den Inhalt seines Werkes betrifft, so muss sofort auffallen, dass Frankreich nicht genannt und behandelt, dass Italien vorangestellt ist, dass „Oesterreich-Ungarn“ in zweiter Linie, Deutschland zuletzt folgt. Diese Weglassung, und diese Umstellung der Dinge und Verhältnisse, entspricht nicht den Tatsachen.

„Oesterreich-Ungarn“ — um dies vorauszunehmen — ist eigentlich ein Ausdruck, der auf die besprochene Zeit nicht passt. Bis zum Jahre 1866 gehörte Oesterreich diesseit der March, kraft uralter staatlicher Verbindung, wie einst zum Deutschen Reich, auch zum Deutschen Bunde. Es war ebenso gut ein Bestandteil unseres Vaterlandes, wie Preußen oder Baden oder Reuß-Greiz — und wird es sicherlich dereinst auch wieder werden. In der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt saßen die Abgeordneten von Oesterreich gleich denen von Schleswig. Zur Umwälzungsgeschichte von Deutschland gehört daher das Oesterreich von 1848—49, und der Verfasser hat einen Fehlgriff getan, indem er eine später entstandene amtliche Bezeichnung („Oesterreich-Ungarn“) auf jene Zeit übertrug.

Ueber die Nichtberührung der Pariser Februar-Erhebung spricht Herr Maurice sich so aus:

„Längst hatte ich das Unverhältnismäßige der Wichtigkeit gefühlt, welche von Vielen der französischen Umwälzung von 1848 hinsichtlich ihres unmittelbaren Einflusses auf Europa zugeschrieben wurde. Von Palermo, nicht von Paris, kam der erste revolutionäre Ausbruch. Von Presburg, nicht von Paris, erklang das Wort, welches Metternich von der Höhe der Macht herabstürzte und die Umwälzung zur europäischen gestaltete. Unter diesen Umständen fasste ich den Gedanken, die Geschichte der europäischen Erhebung zu erzählen, ohne die Rolle Frankreichs dabei zu berühren, ausgenommen in der beiläufigsten Weise: so dass diejenigen, welche jenen Zeitraum zu ergründen suchen, billigerweise befähigt werden, die anderen Einflüsse abzuschätzen, welche diese großen Ergebnisse herbeiführten — ungeblendet durch den Glanz, welchen Alles, was in Paris geschieht, stets auf die mit der Geschichte der Umwälzungen sich Befassenden auszuüben scheint.“

Im Eingange des siebenten Abschnittes sucht Herr Maurice dies näher auszuführen. Er scheint dabei das Streben nach „Herstellung eines geeinigten Volkstums unter Menschen desselben Stammes und derselben Sprache“ als die wesentlich bewegende Kraft der 1848er Erhebungen außerhalb Frankreichs anzusehen. In Wahrheit aber mischten sich überall diese Bewegungen mit denen für Erlangung von Verfassungsrechten und für die Hebung gedrückter Stände in einer Weise, welche keine solche Sonderung zulässt, wie der Verfasser sie machen möchte. Bei seinem Versuche, eine angebliche „Abwesenheit einer französischen Eröffnung (initiative) der Umwälzungen von 1848“ zu beweisen, gerät er mit den Tatsachen, welche jedem damals Lebenden und Wirkenden bekannt sind, in starken Widerspruch.

Vollkommen richtig ist gewiss, dass Palermo sich vor Paris erhob. Aber vor Palermo hatten die Schweizer Freisinnigen sich gegen den Sonderbund erhoben und damit einen Anstoß gegeben, welcher in diesem Buche nicht nach Gebühr hervortritt.

Mazzini, dem Herrn Maurice sich offenbar auf religiösem Gebiete verwandt fühlt, und den er so hoch wie möglich schätzt, hat schon frühe mit Recht Einspruch gegen die ständige europäische Führerrolle eingelegt, welche die französischen Liberalen und Republikaner sich kraft des Vorangehens von 1789, 1792 und 1830 anmaßten. Der italienische Bewegungsmann wollte da die Gleichheit unter den Völkern wiederhergestellt sehen — vor Allem durch die eigene Tatkraft derselben. Den von Frankreich mehrmals wirklich gegebenen Anstoß leugnete er jedoch nicht.

Der französischen Umwälzung von 1789 ging die amerikanische, die Gründung der Vereinigten Staaten, voran. Vor ihr war in England der Sturz der Stuarts, die Entstehung des Cromwell'schen Freistaates erfolgt. Mehr als den Meisten bekannt ist, haben in Frankreich die Männer von 1789 und 1792 sowohl dem Beispiele Amerikas, als Englands entnommen. Ueber den Einfluss der Vereinigten Staaten auf Frankreich im achtzehnten Jahrhundert hat Ludwig Rosenthal ein früher im „Magazin“ besprochenes, verdienstliches Werkchen geschrieben.

Der englischen Commonwealth war die Gründung der Republik der Vereinigten Niederlande, ein tief eingreifendes Ereignis, vorangegangen. Wollen wir aber vergessen, dass vorher die große deutsche Kirchenverbesserung und jener gewaltige Umwälzungsversuch geschehen war, den man etwas ungenau als den „Bauernkrieg“ bezeichnet? Waren diesen Ereignissen nicht die politisch noch lange nachwirkenden Kämpfe der Eidgenossen vorhergegangen, deren Bünde sich einst von Aachen bis hoch nach Süd-Deutschland erstreckten und in der Gründung der Schweizerischen Eidgenossenschaft gipfelten? Dürfte endlich in solchem Zusammenhange der noch ältere Lombardische Städte-Bund unerwähnt bleiben?

Doch genug der Rückblicke. Entschieden war und ist die Anmaßung einer Führerrolle, eines Anspruches auf irgend welche Vorherrschaft in Europa seitens Frankreichs, zurückzuweisen. Wenn freilich Mazzini, in einer bekannten Schrift, für die mittelalterlichen Päpste gegen das deutsche Nationalrecht Partei zu nehmen schien; wenn er dem „ewigen Rom“ eine Rolle zusprach, welche für Paris nicht anerkannt werden konnte; wenn er vom Kapitol aus dereinst sogar eine für die Menschheit bestimmte religiöse Glaubenslehre meinte ausrufen zu sollen: so war das ebenfalls eine Verirrung.

Mit voller Unparteilichkeit, weil keiner Art Vorherrschaft zuneigend, müssen wir nun aber doch bezeugen, dass, soweit man überhaupt von einem entscheidenden Anstoß zu den Erhebungen von 1848 reden kann, ohne gegen vorhergegangene Freiheitsbewegungen ungerecht zu werden, dieser Anstoß von Paris aus geschah. Was Herr Maurice in dieser Beziehung über Südwest-Deutschland sagt, wo die Bewegung für deutsche Freiheit und Einheit allerdings längst stark gewesen war, ist vollkommen irrig. Der Eindruck des Sieges der liberalen Eidgenossen über den Sonderbund hatte im Südwesten unseres Vaterlandes zuerst fördernd gewirkt. Die Vorgänge in Süd-Italien erweckten frischen Mut. Durchschlagend aber wirkte der Sturz Ludwig Philipps, die Gründung der französischen Republik. Dies Ereignis gab das Zeichen zur Erhebung.

Vergessen hat der Verfasser auch offenbar, dass die den Februar-Tagen von 1848 vorhergegangenen Reform-Bankette in Frankreich schon die öffentliche Meinung in Deutschland bewegt hatten. Zündend wirkte dann die Nachricht von Ludwig Philipps Flucht und dem Falle des Königtums.

Der in dem Maurice'schen Buche gemachte Versuch, Metternichs Sturz von Ungarn her zu erklären, anstatt wesentlich aus dem Anschlusse Wiens an die allgemeine deutsche Bewegung, welche bis dahin von Metternich niedergehalten worden war, ist ebenso verfehlt, wie das Misskennen der Bedeutung der französischen Februar-Revolution für die andern Länder. Dass der Zündstoff in allen beteiligten Staaten freilich vorhanden war, braucht nicht gesagt zu werden. Andernfalls wäre natürlich dort gar keine Erhebung erfolgt.

Deutschland hat unter französischem Angriff und Hochmut Jahrhunderte hindurch schwer genug gelitten. Das soll uns nicht abhalten, in geschichtlichen Auffassungen Gerechtigkeit walten zu lassen. Wenn daher Herr Maurice über die Zeit nach 1815 bemerkt: „Frankreich war zufrieden gestellt worden durch die Besitzerhaltung von Elsass-Lothringen und durch das Gefühl, dass, nachdem es der Brennpunkt der Umwälzung gewesen, es jetzt zum Eckstein der Legitimität geworden“ — so könnte dies als leichter Spott schon hingehen. Aber daran zu erinnern wäre doch, dass die Opfer des „weißen Schreckens“, dass die in Gefängnis und Verbannung Schmachtenden, dass diejenigen, welche den Sturz der wiederhergestellten Bourbonen für das Jahr 1830 vorbereiteten, nicht von dem Gefühle befriedigt waren, dass Frankreich jetzt zum Eckstein der Legitimität geworden Und ihrer war doch wohl die Mehrzahl.

Uneingedenk der Tatsache, dass das regierende Haus Oesterreich Jahrhunderte lang durch Kurfürstenwahl das deutsche Kaisertum fortgeführt hatte, dass Oesterreich an der Spitze des Deutschen Bundes stand, und dass die freiheitliche und nationale Erhebung in Oesterreich 1848 unter der schwarzrotgoldenen Fahne gegenüber der schwarzgelben erfolgte, spricht der Verfasser von „Deutschen, Oesterreichern und Ungarn“. In einer kleinen Anmerkung meint er: Das zu Wien im März ausgegebene Wort: „Anschluss“, d. h. das enge Zusammenwirken mit dem ganzen, für Freiheit nnd Einheit kämpfenden Vaterlande habe ursprünglich nicht die volle Bedeutung gehabt, welche ihm später von der „deutschen Partei

in Wien" (!) zugeschrieben wurde. Das ist ein handgreiflicher Irrtum.

Die Zuneigungen des Herrn Maurice liegen, wo er von dem Oesterreich unserer ehemaligen Reichs- und Bundesländer spricht, auf der slavischen Seite. Böhmen ist das Schmerzenskind seiner Liebe. Ihm widmet er, den ganzen Band hindurch, so anffällig umfangreiche und wiederholte Besprechungen, dass alles Maß der Darstellung dadurch überschritten wird. Wer die statistischen Verhältnisse nicht kännte, der müsste meinen, das Tschechentum habe dieselbe Wichtigkeit, wie etwa ganz Deutschland oder Ungarn — von Frankreich nicht zu sprechen.

Wohin man in dem Buche blickt, da stößt man auf Böhmen. In diesem Zusammenhange redet der Verfasser von „unerträglichem deutschem National-Hochmut" (arrogance), von dem ungebührlichen „Anspruche (!), Böhmen als einen Teil Deutschlands zu behandeln", von einer geplanten „Aufsaugung Böhmens in Deutschland", von dem „neuen und freieren Leben in Europa", welches die Tschechen hätten herbeiführen können, von dem „barbarischen Triumphieren" der deutschen Nationalversammlung über den „Fall der Freiheiten Böhmens" u. dergl. m.

Braucht man für die Leser drüben erst nachzuweisen, dass Böhmen seit Alters ebenso gut zum Deutschen Reiche und dann zum Deutschen Bunde gehörte, wie Wales, Schottland und Irland zum Vereinigten Königreich gehören? So viel der Verfasser auch über die Geschichte Böhmens vorbringt, diesen Punkt berührt er bezeichnender Weise nicht. Denn wie ließe sich sonst von einem „Anspruch, Böhmen als einen Teil Deutschlands zu behandeln", von versuchter „Aufsaugung in Deutschland" u. s. w. reden? Schon nach dem alten Reichs-Grundgesetze des dreizehnten Jahrhunderts war der König von Böhmen einer der Wähler des deutschen Reichsoberhauptes; wobei die Bestimmung angefügt war: „Doch ist ze wissen, dass der künig von Behem kein kur hat, wann er nit ein teutscher mann ist."

Könnte das Recht Deutschlands auf den Besitz Böhmens schärfer ausgedrückt sein?

Man sollte denken, der Verfasser der „Umwälzungen von 1848—49" müsste in seinen Untersuchungen über die Geschichte Böhmens auch auf die Tatsache gestoßen sein, dass es bis 1866 zu Deutschland gehört hat — gerade wie die Bretagne zu Frankreich gehört. Er hat es jedoch anscheinend vorgezogen, sich in diesen Dingen der Wirksamkeit des Dr. Rieger, der Familie des Grafen Leo Thun und anderer Tschechen-Führer oder Moskau-Pilger anzuschließen, welche er in der Vorrede nennt. Bei der Schilderung des berühmten Slaven-Kongresses in Prag unterlässt er es, zu erwähnen, dass nach kurzem Versuche einer Verständigung mittelst der verschiedenen slavischen Sprachen schließlich zu der deutschen Sprache zurückgegriffen werden musste. Der Umstand wäre der Mitteilung für die englischen Leser doch wohl wert gewesen.

Angenommen, eine allgermanische Versammlung würde einberufen, um zu zeigen, dass eine Einheit sämmtlicher teutischen Stämme hergestellt werden könne, und es wäre dabei schließlich entdeckt worden, dass sich Deutsche, Dänen und Norweger, Schweden, Isländer und Engländer, der Holländer und Vlamen nicht zu gedenken, doch nicht wohl verständigen können, wenn Jeder die eigene Zunge redet, und dass man zuletzt etwa zur französischen Sprache gegriffen hätte: wäre ein solcher Vorfall bei Schilderung der Versammlung etwa außer Acht zu lassen?

Der erste anmaßliche, gegen Deutschland und Ungarn gerichtete Ausspruch des Slaven-Kongresses zu Prag (1848) lautete dahin: dass Oesterreich ein slavisches Kaiserreich sei! Dieser Vorfall wäre, da dem Tschechentum und dem Kongress so viel Aufmerksamkeit geschenkt wird, doch auch der Mitteilung wert gewesen. Allein er ist in dem Buche unterdrückt.

Was aber die „tschechischen Freiheitsbestrebungen" anlangt, so darf man sich billig verwundern, dass der Verfasser nicht das wahre Wesen des slavischen Teiles von Böhmen als das einer Vendee erkannt hat, welche als Hetzhund der Reaktion den Sturz der Wiener Erhebung wesentlich herbeiführen half. Das seitherige Moskau-Pilgertum der tschechischen Führer, ihre Belohnung mit russischen Orden, die Verbindung der Masse ihrer Partei mit den Feudalen und Ultramontanen: das spricht doch laut genug. Aber nichts davon steht in dem Buche, das an derartigen Verschweigungen bezeichnender Vorgänge leider reich ist.

Dazu stimmt, dass der Verfasser nach Allem, was er für Robert Blum gesagt, die standrechtliche Erschießung desselben, welche in ganz Deutschland als Verbrechen, als Mord eines Volksvertreters aufgefasst wurde, eigentümlich mild mit der Aeußerung abtut: „Dass Blum sterben (!) und Windischgrätz den Sieg davon tragen sollte, war ohne Zweifel traurig; aber Blums Hinrichtung war eher das Ergebnis eines Regierungssystems, als eine besonders ungerechte und tyrannische Handlung."

Also das Recht der vor den Tronen stehen gebliebenen, in ihren Hoffnungen wiederholt getäuschten Völker war nicht das höhere? Und man kann sich einfach philosophisch damit zufrieden geben, oder höchstens leicht darüber trauern, dass das alte „Regierungssystem" noch in Kraft war, somit „keine besonders ungerechte und tyrannische Handlung" verübt wurde?

Ueber Robert Blums Hinrichtung frohlockten zu Kremsier die Tschechen-Führer. „Wer sich in Gefahr begiebt", — rief dort der bedeutendste derselben höhnisch — „der kommt darin um!" Das ist auch eine Aeußerung, welche in dem Buche fehlt. Sie hätte allerdings ein sonderbares Licht auf das

„neue und freie Leben in Europa" geworfen, welches das Ziel der russenfreundlichen Panslavisten zu Prag gewesen sein soll.

Die deutsche Sprache wird in dem Werke, wo es sich um ihre Stellung in den ehemaligen österreichischen Bundeslanden handelt, räumlich recht klein gemacht, dafür aber als um so größere Tyrannin bezeichnet. Von Joseph II. wird gesagt: er habe aus warmem Gefühl für die deutschen Ueberlieferungen die Segnungen der deutschen Sprache und des deutschen Schrifttums auf alle Völker seines Reiches ausdehnen wollen, um größere Einheit herzustellen. Aber die Folge dieser edel gemeinten Bemühung sei gewesen, dass „Deutsch bis zum heutigen Tage ein Abzeichen der Tyrannei für die Mehrheit (!) des Volkes der Westhälfte des österreichischen Kaisertums (Austrian Empire)*) ist; und wenn die deutsche Sprache beinahe aufgehört hat, in dem östlichen Teile ein solches Abzeichen zu sein, so kommt das lediglich daher, dass ihre Oberherrschaft dort durch die nicht minder zermalmende Tyrannei einer anderen Sprache" (der magyarischen) „ersetzt worden ist, welche den verschiedenen Bevölkerungen des Königreichs Ungarn durch seine Beherrscher als ein Sinnbild nationaler Freiheit und Einheit geboten wurde."

Ist etwa die englische Sprache ein „Abzeichen der Tyrannei" in dem kymrisch redenden Wales, in dem gälisch sprechenden Hoch-Schottland, in den noch der ersischen Zunge sich bedienenden Teilen von West- und Süd-Irland? Es giebt freilich heutzutage Home-Ruler, Regealer, und wie sie alle heißen, welche das Vereinigte Königreich noch schlimmer staatlich zerpflücken möchten, als Deutschland durch das furchtbare Unglück des dreißigjährigen Krieges zerrissen worden war. Mit diesen ist kaum zu rechten; denn den ganzen Lauf der Geschichte glauben sie rückgängig machen zu sollen. Viele von ihnen wissen freilich kaum, was sie tun. Anstatt Prediger des Friedens und der Gerechtigkeit zu sein, säen sie durch ihre Uebertreibungen nur die Drachensaat neuer blutiger Kämpfe, indem sie allen staatlichen Zusammenhalt zerrütten möchten und es als Lehre ausrufen, dass Jedermanns Hand gegen jedes Anderen Hand sich erheben dürfe.

Die deutsche Sprache ist die Sprache der Mehrheit und sie ist die einigende Bildungssprache für die Gesammtheit der österreichischen Lande diesseit der March. Ihren Rückhalt hat sie an dem Volke, von welchem diese Länder erst seit 21 Jahren staatlich abgetrennt wurden. In Böhmen und Mähren ist der tschechische Bevölkerungsteil von dem deutschen ringförmig umfasst. Eine Linie von Berlin nach Wien gezogen, führt über Prag. Wer die Bedeutung solcher Verhältnisse nicht erkennt, der hat keinen Blick für die großen Notwendigkeiten der Geschichte.

*) Der Verfasser gebraucht da einen für die Gegenwart nicht mehr zutreffenden Ausdruck.

Wohl mag uns Deutschen von Fremden heut entgegengehalten werden, dass wir ja selbst uns der herrlichen Länder zwischen dem Böhmer-Walde und dem adriatischen Meer entschlugen; dass wir einen mächtigen Eckstein unserer Sicherheit gegen Osten aus unserem staatlichen Zusammenhange rissen; dass wir uns die Brüder entfremdeten, welche so lange treu zu uns gehalten. Doch was sind 21 Jahre gegen eine tausendjährige Geschichte? Der Tag wird kommen, wo die Wiedervereinigung erfolgt. Ruht doch schon heute die Sicherheit Europas nur auf dem Zusammenhalten des Deutschen Reiches, das nicht ganz Deutschland ist, mit den ehemaligen Bundesbrüdern in Oesterreich.

Es soll hier wahrlich nicht Allem das Wort geredet werden, was von Seiten der Magyaren geschehen; aber in dem vorliegenden Werke ist in Bezug auf Ungarns großen Kampf von 1848—49 ebenso wenig das richtige Verständnis vorhanden, wie in Bezug auf Böhmen. Wovon die Presse aller Länder in jenen Tagen, wovon die auf die Erhebung von 1848—49 bezüglichen geschichtlichen Schriften voll sind: nämlich von dem Bündnisse der slavischen und anderer gegen-revolutionärer Führer mit den Sendlingen der reaktionären Kamarilla zu Wien und den geheimen Vertrauensmännern des russischen Gewaltherrschers — davon findet sich in dem Mauriceschen Werke auffallend wenig. Wo aber davon gesprochen wird, da wird eher die Seite der Gegner der Umwälzung ergriffen.

So fährt denn auch Kossuth schlecht bei der Beurteilung. Die Kroaten dagegen — „welche einst eine gewichtige Macht in Europa waren" — werden gegen den Vorwurf geschützt, als hätten sie aus Höflings- und Knechtsgesinnung dem Despotismus stützend unter die Arme gegriffen. Sie „fühlten vielmehr, dass Ferdinand von Oesterreich ein gerechter gesinnter Mann war, als Ludwig Kossuth". Glaubt Herr Maurice, der Kaiser Ferdinand sei damals überhaupt noch geistig zurechnungsfähig gewesen?

Gemäß seinem eigentümlichen Standpunkte will Herr Maurice, indem er — wie er sagt — „eine ehemals aufs Tiefste gewurzelte Ueberlieferung der Liberalen verwirft", die Regierung Metternichs von der Mitschuld an den galizischen Metzeleien von 1846 freisprechen. Als seinen Hauptgewährsmann nennt er Dr. Herbst, der damals in Galizien gewesen. Vor uns liegt, während wir dies schreiben, eine damals in Frankreich geschlagene Denkmünze, worauf Metternich und Brendt, der Haupttäter bei den Metzeleien, zusammen" dem Fluche der Nachwelt geweiht" sind. Inwieweit das Urteil des Herrn Maurice, welcher die Partei der Tschechen gegen die Deutschen, der Kroaten u. s. w. gegen die Magyaren ergreift, durch eine ähnliche Parteiergreifung für die Ruthenen gegen die Polen beeinflusst ist, bleibe dahingestellt. (Schluss folgt.)

London. Karl Blind.

Ernest Renan.

(Schluss.)

Ernest Renan wurde 1825 in Tréguier, einem Fischerdorf in der Bretagne, geboren. Er erhielt seine erste Ausbildung bei den Priestern des Ortes, blind dogmatischen Männern, nach alt-katholischem Zuschnitt. Sie lehrten ihn Latein und Religion und legten vielleicht den Keim zu jener vornehmen Verachtung, mit der er noch heute auf jede praktische Berufstätigkeit herunter sieht. Dass man zum Leben auch andere Dinge braucht, als die Vorschriften des allein selig machenden Glaubens, ahnten die frommen Väter nicht. Aber sie lehrten ihn, wie der abtrünnige Schüler dankbar anerkennt, „die strengste Moral, Liebe zur Wahrheit, Achtung vor der Vernunft und dem Ernst des Lebens: Die einzige Sache," setzt er aufrichtig hinzu, „die nie bei mir gewechselt hat."

Durch die Verwendung von M. Dupanloup*) kam Renan später in die Priesterschule St. Nicolas de Chardonnet: „Das Fundament war schwach," berichtet er, „aber die Form glänzend. Wir wurden, Laien und Priester, nach dem System eines oberflächlichen Humanismus erzogen und genossen viel Freiheit, M. Dupanloup, Weltgeistlicher, ein geschätzter Kenner der Litteratur, gab den Ton dazu an."

Auf St. Nicolas folgte Issy, eine Art zweiten Port-Royals, das seine Schüler unter strenge Zucht zu nehmen pflegte. Hier öffnete sich für Renan das Studium der Philosophie, daneben vertiefte er sich in die Bibeltexte, studierte Naturwissenschaft, deutsche Grammatik und Religionskritik, die seinen Gedanken eine neue Richtung gab. Gewisse Widersprüche unter den Evangelisten fielen ihm auf und M. Gottofroy, einer seiner Lehrer, mit dem er auf vertrautem Fuße stand, hatte wahrscheinlich guten Grund, als er ihm während eines leidenschaftlichen Ergusses mit dem Donnerwort: „Sie sind kein Christ!" in die Rede fiel.

Das öffnete Renan die Augen. Vom unbewussten Schwanken ging er seitdem zum bewussten Zweifel über, — nicht ohne Kampf. Seine Vorgesetzten, denen er schließlich seine Not anvertraute, gaben ihm den gelassenen Rat, sich an den Einzelheiten nicht den Kopf zu zerbrechen. Aber mit dem Rezept wird kein Zweifler taub gemacht. Unentschieden verließ Renan bald darauf Issy und trat in das Seminar von St. Sulpice über, mit dem Vorsatz, die Wahrheit dort auf eigene Faust zu erobern. Zuerst hatte er immer nur den Rückzug im Auge, aber je mehr er in den Stoff eindrang, um so lockerer wurde sein Verhältnis zum Christentum und was ihn aufhalten sollte, riss ihn vorwärts.

„Vier Jahre nahm mich der unselige Kampf vollständig in Anspruch, bis das Wort: Es ist nicht wahr! das ich lange wie eine Anfechtung des Teufels von mir abgewehrt, mit überzeugender Beharrlichkeit in meinem Ohr widerhallte."

*) 1869/70 Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas.

1845 kam Renan zum Ferienbesuch nach Tréguier. Er war in der elendesten Gemütsverfassung, der Gedanke nach dem Seminar zurückzukehren, lag wie ein Alp auf ihm. Aber Ruhe und Zeit zum Nachdenken brachten ihn zur Klarheit: Ernest Renan brach mit der Vergangenheit und mit dem Priestertum und ging nach Paris, um dort weltliche Studien „zu verfolgen — „un savant, pas encore bachelier".

Seine Lage war keine beneidenswerte. Er liebte seine Mutter zärtlich und hatte ihr mit seinem Entschluss fast das Herz gebrochen; Freunde und Beschützer verschlossen ihm ihre Tür, auch solche, denen die Glaubensfrage nicht weiter nahe ging, fanden es gerecht, ihn seine Unklugheit büßen zu lassen.

Auf dies Alles hatte er gefasst sein müssen Ein Brief*) aus jener Zeit beweist, dass die Toleranz, die so selten Sache der Jugend und noch seltener Sache eines Menschen ist, der eben mit einer Ueberzeugung gebrochen hat, ihn schon damals erfüllte „Es hat mich schmerzlich berührt," schreibt Renan, „Sie sagen zu hören, dass künftig ein Abgrund zwischen Ihren Ansichten und den meinigen läge. Nein, lieber Freund, wir glauben dasselbe, Sie unter einer Form, ich unter einer anderen. — — O mein Gott, wie viel mehr Philosoph war Jesus! er ist nie übertroffen worden, aber die Kirche ist übertroffen."

Den größten Teil seiner selbständigen Entwickelung führt Renan auf die Deutschen zurück; wie Strauß nennt er sich den Schüler Hegels. Der großartige Zuschnitt einer Philosophie, die man die Religion Deutschlands genannt hat und heute stellenweise mit Geringschätzung behandelt, weil sie mit der exakten Forschung in Widerspruch steht, berauschte ihn um so mehr, als das damalige Frankreich eine ziemlich klägliche Figur daneben bot. Nach dem Vorgehen der Deutschen nahm Renan schon damals zu der Geschichte Stellung. Menschen und Religionen sind in seinen Augen aufeinander folgende Erscheinungen, deren Charakter durch die Mitte bestimmt wird, in der sie zur Gestaltung kommen**)

Allerdings ist diese Ansicht bei ihm häufig von spiritualistischen Wendungen durchbrochen, die es beschwerlich machen, den Grund fest zu halten. Aber er ist doch da und nach seiner eigenen Versicherung hat Renan den stattgehabten Glaubenswechsel nie bereut. Die Angriffe, die er sich durch seine Offenheit zugezogen hat, seine Absetzung vom Collège de France, als Antwort auf das Erscheinen des „Lebens Jesus" sind durch zahllose Auszeichnungen wett gemacht worden. Ueber beiden aber steht, was er selbst als das sittliche Prinzip jedes

*) An M. Cognat, Souvenirs de Jeunesse.

**) „Die Religion ist bloß als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebensstoffen gleiche Rechte hat."
Goethe-Gespräche mit Eckermann.

Menschenlebens betrachtet: das befreite Gewissen in seiner freiwilligen Pflichterfüllung.

In seinen Schriften verbindet Renan den Ruhm des produktiven Schriftstellers mit dem des gelehrten Forschers. 1863 kam sein „Leben Jesu" heraus — 1886 ist die „Urgeschichte des Christentums" mit dem Bande über Marc-Aurel zum Abschluss gekommen. Dazwischen fallen Tagesartikel, kritische und moralische Essays, philosophische Dramen, endlich die „Jugenderinnerungen," die uns den Geschichtsforscher von der rein menschlichen Seite zeigen. Sein Stil ist von eigentümlicher Schönheit. Renan macht keine Verse, aber er schreibt Gedichte in Prosa, wie sie schon Rousseau — mit weniger Wissen und mehr Glauben — dem achtzehnten Jahrhundert gegeben hat.

In der Bewunderung für deutsche Wissenschaft ist Renan sich treu geblieben und die Erfahrungen von 1870 trafen in ihm nicht nur den Franzosen, sondern den Mann des Friedens, den Anhänger einer internationalen Geistesverbrüderung aufs Schmerzlichste. Alles was Krieg heisst, ist seinem Wesen verhasst. Dass aber die Abneigung gegen den gewaltsamen Kampf nicht bis zur Verteidigung einer gesinnungslosen Unterwerfung führt, beweist seine Beurteilung der deutschen Befreiungskriege:*)

„— Es war 1817, nach der grossen Bewegung, die Deutschland gegen die echt französische Überhebung, den Geist zu regieren, ergriffen hatte. — — Die Tugend, diese, Denkern und Dichtern wie Fichte, Arndt und Uhland eingeborene Stärke, hat der Heldenkrise, die Deutschland durchschritt, einen besondern Charakter verliehen und einen der grössten Siege geschaffen, den die moralischen Kräfte der vereinten Menschheit je unter sich davon getragen haben."

„Deutschland entzückt mich," heißt es in den Erinnerungen, „nicht so sehr in seinem wissenschaftlichen Teil, als in seinem sittlichen Geist. Die Moral Kants ist seiner Logik bei weitem überlegen und die Franzosen haben kein Wort davon gesagt: Nos hommes du jour n'ont pas de sens moral."

Es ist übrigens nicht lange her, dass auch gegen den Verfasser des Lebens Jesu der Vorwurf sittlicher Lauheit — relâchement moral — nicht von klerikaler, sondern von unabhängiger Seite laut wurde. Renan hatte bei einer akademischen Feier zu Gunsten der genießenden Jugend — der „Pariser" Jugend, wie der Berichterstatter hervorhob — getoastet und nach dem Rückblick auf seine eignen ernsten Lehrjahre das bedeutungsvolle Wort hinzugefügt: „Ich glaube, dass vielleicht früher oder später eine Zeit kommt, in der unsere heutige Moral zu eng befunden wird."

Berechtigt oder nicht, das Verhalten ist charakteristisch. Unter den jungen Musensöhnen fühlte Renan sich jung und ihresgleichen. Es liegt eben in seiner Art, sich in jede Natur und jede Denkweise so lebhaft hineinzuversetzen, dass er fremdes Empfinden gelegentlich auf sich überträgt, — ein Zug, der sich weder als Selbsttäuschung, noch als Neigung zur Phrase abfertigen lässt und vielleicht von ihm selbst am wenigsten erklärt werden kann. Die Franzosen haben ihm dafür die Eigenschaft des Dilletantismus beigelegt. Aber wenn seinem Programm die Geschlossenheit abgeht, die Quelle aus der Renan schöpft ist doch rein und echt: es ist die Liebe zu allem Grossen und Guten, die das Böse wie einen Widerspruch zu unsern natürlichen Bestimmungen betrachtet.

Die auffallende Toleranz erklärt sich bei Renan durch seine geistige Objektivität. Man findet diese Fähigkeit häufig bei vielseitiger Begabung; Shakespeare hat seine Biographen mit seiner Objektivität zur Verzweiflung gebracht, Montaigne hat sie in sein berühmtes „Que sais-je?" umgesetzt. Aber Shakespeare war Dramatiker, er schuf selbständige Charaktere und was den Psychologen in seinem Bilde verwirrt, umschließt zugleich das Geheimnis seiner künstlerischen Vollendung. Eine solche Rechtfertigung kann Montaigne nicht in Anspruch nehmen, weil seine Aufzeichnungen unter eigner Flagge segeln. Moralist wie Renan, ja, der eigentliche Gründer der französischen Moralphilosophie, weicht er in seinem Grundcharakter völlig von jenem ab. Wo Renan das Leben erst nimmt, nahm Montaigne es heiter, wo jener die Lostrennung von Gott als eine schmerzliche Gewissenspflicht empfand, betrachtete Montaigne sie als die Befreiung von einer Bürde, als naturgemäße Auseinandersetzung zwischen Kinder- und erwachsenem Menschenverstand. In den Augen Montaignes war die Tugend kein steiniger Weg: „Wer das Geschick hat, kann auf bequemen, schattigen Pfaden hinauf gelangen," sagt er. Auch er zog sich von der Welt zurück, aber nicht, um wie Renan das Leben des angestrengten Forschers zu führen sondern um sich in dem Wirren einer kriegerischen, intoleranten Zeit*) mit seiner eignen Toleranz zu entschädigen. Als in Bordeaux die Pest ausbrach, verließ er seinen Posten und fand die bequemen Tugendwege im Vergessen seiner Bürgerpflicht und im Vergessen Anderer.

Wie Montaigne ist auch Renan des Pyrrhonismus beschuldigt worden, — mit Unrecht. Paradoxe finden sich wiederholt in seinen Schriften, aber darum ist er doch nicht Sophist: au dessus de Dieu il y a le divin! — eine Religion, die so weit gegriffen ist, braucht keine sophistischen Hinterthüren. Das Göttliche hat Renan nie verleugnet; ihm auf den Spuren der Geschichte und der Intelligenz nachzugehen, war von je der Zweck seines Lebens. Kam der systematische Zusammenhang bei ihm zu kurz, so dürfen wir nicht vergessen, dass die letzte Frage schließ-

*) M. Cousin — Fragments et Souvenirs.

*) Die Bartholomäusnacht und ihre Folgen.

lich für uns Alle offen bleibt. Und Jeder, der den Gang der Geschichte vergleichend überblickt, wird von dem Wechsel einer ewig kreisenden Bewegung getroffen, in Renans Gebet auf der Höhe der Akropolis einstimmen können:

„Ein Strom des Vergessens zieht uns gegen einen Abgrund, — unermesslicher Abgrund, du bist der einzige Gott! Die Tränen aller Völker sind echte Tränen und die Träume aller Weisen schließen einen Teil Wahrheit ein. Alles hier unten ist nur Traum und Symbol. Die Götter gehen dahin wie die Menschen und es wäre nicht gut, wenn sie ewig blieben. Der Glaube, den wir verloren haben, soll keine Kette sein. Man ist ihm nichts schuldig, nachdem man ihn sorgsam in das purpurne Leichentuch hüllte, in dem die todten Götter schlafen."

Berlin. M. Gallandi.



Ludwig Ganghofer, der Erzähler der bayerischen Berge.

(„Bergluft"; „Jäger von Fall"; „Aus Heimat und Fremde"; „Almer und Jägerleut'"; „Der Edelweißkönig"; „Sünden der Väter"; Erzählungen. — Dramatische Schriften: I. Sammlung: Oberbayerische Volksschauspiele. — „Bunte Zeit"; „Heimkehr"; Gedichte. — Sämmtlich Stuttgart, Adolf Bonz & Komp.)

Menschen wie Völker haben ihre Lebensalter zu durchwandeln, die Litteratur, der Ausfluss alles dessen, was die Geister und Herzen der Besten einer Zeit und damit diese selbst bewegt, sie entgeht nicht dem gleichen, naturnotwendigen Schicksale; die Litteratur unseres Jahrhundertes, die realistische Schule hat in derselben in unseren Tagen die Zügel der Herrschaft ergriffen, Wahrheit ist Schönheit lautet ihre Parole, steht, wiewohl dieses selbst fast schon am Ausgangspunkte angekommen, mitten in ihrem besten, schaffensfreudigsten Mannesalter. Darum aber weil Wahrheit, ungeschminkte Wahrheit des Fühlens, Denkens, Handelns in unserer von teils echter, teils falscher Kultur über und über verfeinerten Zeit nur mehr auf breiter Basis der in ihrem Wollen und Handeln instinktiv tief gesund gebliebenen unteren Volksschichten und auch da wieder vornehmlich in jenen unserer Land- und Gebirgsbewohner anzutreffen, darum hat die Schilderung der Sitten und Gebräuche derselben, sowohl in ethnographischer, namentlich aber in künstlerischer Beziehung in unseren Tagen die herrlichsten Blüten getrieben, darum hat sich die Dorfgeschichte in unserer modernen Novellistik einen so hervorragenden und bedeutsamen Platz zu erringen gewusst. Einem Meister ländlicher Erzählungskunst aber gelten die nachstehenden Zeilen.

Ludwig Ganghofer ist mit unbestreitbarem Rechte ein solcher, und zwar im begrenzteren Sinne ein solcher der bayerischen Hochlandsgeschichte zu nennen; er besitzt wie kaum ein zweiter die Gabe, tief innerlichst wahr und hoch bedeutsam angelegte Charaktere seiner engeren Landsleute, — wir sagen mit Absicht engere Landsleute, denn der Dichter, eines wenn auch höchst stehenden bayerischen Forstmannes Sohn, ist selbst mitten im bayerischen Hochlande aufgewachsen, ein Kind der bayerischen Berge — mit marmorharten von Meisterhand gezeichneten Zügen zu entwickeln; er versteht es, die interessantesten und dabei doch so natürlichen, mitten aus dem Leben dieser Leute geschöpften Konflikte mit fast greifbarer Plastik vor Augen zu führen und Herz und Sinne des Lesers für dieselben willenlos wie im Fluge gefangen zu nehmen; er verfügt in der Schilderung der landschaftlichen Reize seines Landes, ob er uns nun in die steilsten Höhen furchtbarer Gebirgseinöden oder in lachende Täler zwischen friedliche Hütten führt, über ein Talent der Naturschilderung, welches namentlich in überaus scharf hervortretender Beobachtungsgabe des Ablauschens feinster Züge der nimmermüden, ewig schaffenden Naturgewalten, in der reinen, wahrhaft hehren Begeisterung für dieselben direkt an Adalbert Stifter zu gemahnen scheint. Weniger glücklich ist die Hand des Autors, wenn er sich seine Stoffe aus städtischen Kreisen zu holen sucht. Die Gestalten, welche uns der Verfasser vorführt, sind stets von höchstem, sittlichen Ernst getragen, und wie herzerquickende, luftreinigende Gewitter lässt er zwischen oft bis hart an der Grenze des ästhetisch Erlaubten schreitender Herbheit der Konflikte warme Strahlen sonnenhellen Humors aufblitzen, all' sein Schaffen aber trägt in seinem ganzen Wesen und Gehaben die unverkennbarste Geistesverwandtschaft mit seinem älteren, leider viel zu früh dahin geschiedenen Landsmanne Karl Stieler zur Schau, und wie man diesen besonders charakteristisch den „Dichter der bayerischen Berge" geheißen, so glauben wir Ganghofer vollauf bezeichnend den „Erzähler" derselben nennen zu dürfen.

Der Autor hat seine nachhaltigsten Triumphe auf dem Gebiete des Volksstückes gefeiert. Wir möchten den Erzähler Ganghofer, welcher getrost mit Auerbach, Anzengruber und Rosegger in einem Zuge angeführt zu werden verdient, weit über den Dramatiker stellen, während wir dem Lyriker Ganghofer verhältnismäßig nur geringere Bedeutung zuzuerkennen in der Lage sind.

Wien. Gust. Andr. Ressel.



Erinnerungen an Karl Heinzen.

Verlag der Freidenker-Publishing-Co. Milwauke.

Am 12. November 1880 raffte der Tod, der unbittliche, einen der letzten Vertreter jener Richtung, die das Jahr 1848 heraufbeschwor, hin. Am 22. Februar 1809 geboren, hatte er sein einundsiebzigstes Jahr zurückgelegt, als der Tod ihn abrief. Ein Rheinländer von Geburt, nahm eine fremde Erde ihn auf. In Grevenbroich im Regierungsbezirk Düsseldorf geboren, verlor er früh die Mutter und wurde von seinem Vater, der als Forstmann diente, Verwandten zur Erziehung übergeben. Kräftig wuchs er heran, ein Atleth von Gestalt, und auch seine geistige Entwickelung musste gute Fortschritte machen, denn er bezog, 19 Jahre alt, bereits die Universität in Bonn, um Medizin zu studieren. Hier wurde er Mitglied der Westphalia, hielt eines Tages eine Rede, die einen seiner Vorgesetzten beleidigte und wurde relegiert.

Was blieb dem unbemittelten jungen Manne übrig, als das Weite zu suchen? Das Nächste, das sich ihm bot, war Holland, wo er sich als Soldat anwerben ließ, und nach Batavia ging. Allein nur zwei Jahre ertrug er das Soldatenleben; dann kehrte er zurück und wurde Steuerbeamter, ein Fach, das ihm wenig zusagte, allein ein sicheres Brod gewährte, woran ihm gelegen war, weil er ein Mädchen liebte, das er heimführen wollte. Acht Jahre hielt er in dieser Stellung aus, dann entriss ihm der Tod die geliebte Gattin und nach ihrem Verluste entsagte er dem Beamtentume und lebte als freier Mann von den Erzeugnissen seiner Feder.

Sein Buch „Die preußische Büreaukratie“ nötigte ihn, nach Belgien zu fliehen, von wo er dann mit Freiligrath nach der Schweiz ging, und der Mittelpunkt der revolutionären Bewegung wurde. Von Ort zu Ort gehetzt, flüchtete er im Januar 1848 nach Amerika, kehrte aber von dort wieder zurück, um an dem Einfall von Hecker Teil zu nehmen, und kam von dort, wo seines Bleibens nicht länger war, nach London, von Mazzini mit Empfehlungsbriefen versehen. Hier traf er mit Struve und Ruge zusammen, und schrieb für die Londoner Deutsche Zeitung, die der Herzog von Braunschweig, zur Vertretung seiner Rechte, unterhielt. Persönlich verkehrte er nie mit dem Herzog; denn dieser seltsame Fürst hatte sich viel mit der Kabbala beschäftigt und glaubte an unglückliche Dinge, zu denen auch die Zahl Sieben als Unglück bringend gehörte und Heinzens Name bestand aus sieben Buchstaben, folglich durfte er er ihm nicht nahe kommen, nicht die Schwelle seines Hauses übertreten. Sein Sekretär, der Schweizer Zabeltitz, vermittelte; allein das Verhältnis blieb ein geschraubtes, und brachte Heinzen nicht ein, was er unter anderen Umständen davon hätte erwarten können. Seine Frau machte Blumen und erhielt dadurch den Haushalt. Es war für die Flüchtlinge äußerst schwierig, Erwerb zu finden. Doch beugte ihn das nie, fest und hoffend blickte er in die Zukunft, ein Vertrauen, das aus seinem eisernen Naturell hervorging. Er war so ganz geschaffen, ein Held der Tat zu sein und es wurde ihm aufgebürdet, sich an dem Abwarten genügen zu lassen. Darüber hat ihn der Tod hingerafft, der unerbittliche; 70 Jahre alt, ist er in das Grab gestiegen, wo alles Hoffen ein Ende hat. Gründlich hätte er aufräumen mögen, die Trone umstoßen, die Kirchen einreißen; und nur mit Worten hat er es tun können, nicht mit der Tat. Wäre es zu Taten gekommen, was dann? müsste man fragen? Das „was dann?“ hätte er schwerlich selbst beantworten können.

Wiesbaden. Amely Bölte.



Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Max Koch, Professor an der Universität Marburg i. H. und Dr. Ludwig Geiger, Professor an der Universität Berlin. Neue Folge. — Ersten Bandes erstes Heft. Berlin 1887. Druck und Verlag von A. Haack.

Kaum ist es ein Jahr her, dass die von Professor Max Koch herausgegebene und mit Freuden begrüßte „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ in das Leben getreten ist, und schon hat sie eine Erweiterung ihres Rahmens erfahren, welche ganz geeignet ist, das Interesse an dem so verdienstvollen Unternehmen noch zu erhöhen und ihm neue Freunde zu gewinnen. Die junge Zeitschrift hat sich nämlich mit der seit drei Jahren durch Ludwig Geiger geleiteten „Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance“ verschmolzen und umfasst in ihrem Programme, unter gemeinsamer Redaktion beider Herausgeber, das Gesammtgebiet der vergleichenden Litteraturgeschichte im Allgemeinen und die geistige Bewegung vom 14.—16. Jahrhundert im Besonderen.

Welch vielfache Anregung nach diesen zwei Seiten hin geboten wird, zeigt ein Blick auf den reichen Inhalt des ersten Heftes der erweiterten Zeitschrift. Eröffnet wird dasselbe durch eine Abhandlung über „Goethe als Denker“ aus der Feder von Moritz Carrière. Daran schließen sich Forschungen über die Entstehungszeit des ersten deutschen Hamlet, Beiträge zur Litteratur und Charakteristik des magyarischen Folklore, und eine Studie über „Schiller und Vergil“. Hierauf folgen neue Mitteilungen über humanistische Dramen, Einiges aus der englischen und französischen Litteratur, sowie Besprechungen über jüngst erschienene Werke. Unter letzteren nennen wir die Anzeige der „Contes populaires de Lorraine . . . par E. Cosquin“, sowie

eine Uebersicht über neue Schriften zur Litteraturgeschichte der italienischen Renaissance.

Nach wie vor wird in der Zeitschrift die Lösung der Hauptaufgabe, einerseits die schon erfolgte und die noch zu hoffende Wechselwirkung der Litteraturen der einzelnen Völker, andrerseits den innigen Zusammenhang zwischen politischer und Litteraturgeschichte, sowie die Beziehung zwischen der litterarischen und philosophischen Entwickelung nachzuweisen, durch Mitteilung zahlreicher ästhetischer und philologischer, kritischer und historischer Forschungen verfolgt und in der überzeugendsten Weise dargelegt. Die ältesten wie die neuesten Litteraturen, die orientalischen wie die europäischen, treten hier in gegenseitige Beleuchtung und Ergründung, um nicht selten überraschende Ergebnisse zu eröffnen. Neben den umfassenden Ueberblicken über das große Ganze kömmt auch das Einzelne und scheinbar Unbedeutende zu seinem Rechte und hilft für die oft so zarten und und verwickelten Fragen eine sichere Grundlage gewinnen. Wie bisher endlich werden in der Zeitschrift die bedeutenderen neuesten Werke aus den verschiedenen Litteraturgebieten eingehend und von einem höheren Standpunkte aus besprochen.

Bei der immer mehr wachsenden Bedeutung, welche die vergleichende Litteraturgeschichte in unserer Zeit einnimmt, kann es nicht fehlen, dass ein so umfassendes Organ derselben, wie das hier geschilderte, nicht bloß in Fachkreisen, sondern bei allen Gebildeten den lebhaftesten Anklang finden wird.

Heidelberg. Theodor Süpfle.

Litterarische Neuigkeiten.

Bekanntlich übersteigt die unreife Dummheit der deutschen Kritik alle Begriffe und wird nur noch übertroffen von ihrer moralischen Verworfenheit, welche den Wahlspruch der Bismarck'schen Diplomatie als Richtschnur erkor: Do, ut des. Heut sollte man gänzlich auf die flüchtigen Wertungen der äußeren Geltungseitelkeit verzichten und in majestätischem Schweigen, das Lächeln einer erhabenen Verachtung auf den Lippen, ins Grab des Todtschweigens und der Verlästerung hinabsinken. Hier gelten die Worte der Schrift: „Sie haben Augen, um zu sehen, und sehen nicht; sie haben Ohren, um zu hören, und hören nicht." — Zu den Gepflogenheiten dieser edlen Kritik gehört es auch, alles schematisch einzuschachteln. Ein Lyriker darf beileibe nur Lyriker bleiben, ein Romanzier beileibe nicht Dramatiker werden und so fort, während natürlich wahre Genialität sich überhaupt nur in der Vielseitigkeit ausweisen kann. So erhob sich denn auch ein Zetermordio, als der feinsinnige Lyriker **Martin Greif**, einer der wenigen echten Dichter unserer Zeit, wenn auch einseitiger Manierist, sich im Drama zu betätigen suchte. Und wirklich mochte sein „Prinz Eugen" die stärksten Bedenken erregen, obschon wenigstens äußere Lebendigkeit und Charakteristik nicht völlig vermisst wurden. Von eigentlicher Poesie enthielt diese Dichtung freilich kaum einen Gran, außer einigen Versen, die nicht unbekannt klingen und anfangen: „Prinz Eugenius der edle Ritter wollt' dem Kaiser wiedrum kriegen" u. s. w. Jetzt hingegen liegen zwei neue Dramen Greif's vor (**Stuttgart, Cotta**), welche ihn in wesentlich anderem Lichte zeigen. Freilich „**Die Pfalz am Rhein**", Schauspiel in fünf Akten, bietet nur ein bescheidenes Mittelmaß dramatischen Könnens und atmet eine ebenso tödtliche Langeweile, wie etwa der epische Widerpart dieses Dramas, nämlich „Das Wort der Frau", von A. v. Heyden, worin ebenfalls die Liebe Heinrich Welf's und Agnes Staufen's gar rührend besungen wird. Eins aber tritt auch hier schon hervor, was wir nicht ohne beifälliges Staunen wahrnahmen: Das Bestreben Greif's, die Historie nach der wirklichen politischen Lage hin aufzufassen und nicht beliebig, à la Schiller — Viktor Hugo, Familienmotive und Liebesmotive hineinzuschmuggeln. Viel höher steht das Schauspiel „**Heinrich der Löwe**", obschon Greif auch hier wieder nach der entgegengesetzten Seite des Guten zu viel tut und chronikartig kleinste politische Details mit hineinverwebt, die den Leser und Zuschauer ganz kalt lassen. Wie in der „Pfalz am Rhein" im ersten Akt eine Menge Dinge erwähnt werden, die mit der dramatischen Entwickelung schlechterdings nichts zu tun haben und außerdem ganz unerklärt bleiben, so auch im Expositionsakt dieses Schauspiels, dass den so oft misshandelten Konflikt „Hie Welf hie Waiblingen!" nochmals breittritt. Künstlerisch geschlossener ist Herrig's „Friedrich Rotbart", unvergleichlich genialer die Hohenstaufendramen Grabbe's, dessen gewaltigen Namen man mit dem heutigen Zwerggeschlecht überhaupt nicht in einem Athem nennen sollte. Allein, auch Greif's Schauspiel entbehrt nicht besonderer Vorzüge. Er hat mit üppiger Breite und doch mit bedeutender theatralischer Geschicklichkeit ein Bild der damaligen politischen Weltlage entrollt. Wir bekommen einen vollgenügenden Begriff von dem vielverzweigten Wirken eines deutschen Kaisers und von der Würde des Reichs. Doch wirkt diese Ausmalung oft allzu behaglich ungezwungen und überspringt die knappen Linien einer dramatischen Komposition. An der Sprache und Charakteristik (sofern bei solchen Ritterstücken davon die Rede sein kann) dürfen wir eine gewisse derbe Tüchtigkeit nicht verkennen. Einige Szenen — die im Alpenschloss des alten Welf, die im Gebirg zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen — erheben sich über das Mittelmaß eines „nationalen" Jambendramas. Lasse sich der strebsame und auf anderem Gebiete schon so ruhmessichere Dichter nur nicht verleiten, das bestochene Lobhudeln seiner zahlreichen Freundesschaar und das unreife Geschwätz der neuen Deutschtümler (die den „nationalen Stil" gefunden glauben, falls man nur mittelaltert und von altdeutscher Treue und Minne manch tröstliches Sprüchlein redet) als Besiegelungen seiner dramatischen Befähigung aufzufassen. Strebe er rüstig weiter, denn sein „Heinrich der Löwe" wiegt immerhin als eine hochachtbare Leistung, wie sie die Münchener Mode-Dramatiker Heyse und Schack noch lange nicht aufzuweisen haben. Von dem höheren (Charakter-) Drama hat er natürlich ebenso wenig eine Ahnung, wie die ungeheuere Mehrzahl unserer deutschen Bühnendichter seit Schiller. Viel Gerede und Gehandele, und keine wirkliche Handlung, kein straffer dramatischer Konflikt. Die Entwickelung der Tragik aus den Tiefen des menschlichen Willens, zwischen Bewusstem und Unbewusstem schwankend, in ununterbrochen schnurgerader Linie psychologischer Folgerichtigkeit, zugleich in plastische Gestaltung umgegossen — das ist für Martin Greif zweifellos ebenso ein Buch mit sieben Siegeln, wie für andere „Dramatiker" von noch größerem Selbstbewusstsein, die über die Anfangsgründe der dramatischen Aesthetik noch im Unklaren tappen. — Wie es mit der Zukunft des deutschen Dramas steht, wer kann das ermessen! Der große Schöpfer des englischen Nationaldramas, Christof Marlowe, hielt sich für den Messias und diente doch nur als Riese Christof, um das Christuskind über die wilde Flut ans sichere Land zu tragen. Vielleicht ersteht unserem dramatischen Zeitalter doch noch ein großer dramatischer Dichter; vielleicht auch ist, wer sich jetzt für den Shakespeare der Zukunft hält, nur der Marlowe eines noch unbekannten Shakespeare. — Recht erfreulich wirken einige Stücke neuesten Datums: „**Der Kampf ums Recht**" von Heinrich d'Altona; ferner ein seltsames Stück eines pseudonymen Verfassers, worin der Blödsinn des sogenannten Duells gegeißelt wird; endlich: „**Brot!**" von Conrad Alberti (Leipzig, W. Friedrich). Dieses Drama soll uns Thomas Münzer menschlich näherrücken, was dem Verfasser auch insofern gelang, als er aus dem düstern puritanischen Schwärmer einen sinnlich-eiteln Lasalle machte. Doch warum nicht! Jede Freiheit ist dem Dichter erlaubt, nur das Zeitkolorit soll er nicht verwischen und grade dies hat Alberti mit kühner sicherer Hand wiedergegeben. Der erste Akt ist meisterhaft, die Brutalität der Herren Ritter mit derben Strichen gezeichnet. Zwar leidet die Liebesintrigue, auf welcher das Ganze sich aufbaut, an gänzlicher Unwahrscheinlichkeit; zwar mischen sich komische Romanticismen (sogar eine nächtliche Balkonersteigung Romeo-Münzers) den klobigen Naturalismen; zwar

kann die bombastische Rhetorik des Pathos oft nicht über den Mangel poetischen Schwunges hinwegtäuschen; zwar fehlt die dramatische Steigerung und der fünfte Akt klingt matt aus; zwar ist das Luther-Motiv nur oberflächlich gestreift. Dennoch begrüßen wir diesen vielversprechenden kräftigen Erstling des Bühnenprosaisten Alberti mit Freude und hoffen: Vivat sequens.

Großer Theaterskandal in München! Der Hofintendant Baron Perfall, Excellenz, hat den Dichtern Graf Schack und Paul Heyse ihre neuesten dramatischen Fehltritte, die natürlich eiligst die Hofbühne beschreiten sollten, retourniert —, sintemal die genannten Herrn Ritter des Maximilianordens aus dem Kapitel genannten Ordens austraten, weil der von ihrer Protektion zum Ritter vorgeschlagene Freund Anzengruber nicht aufgenommen wurde. Dieser Widerstand gegen allerhöchste Hof-Intentionen schien Herrn Baron von Perfall, Excellenz, so gotteslästerlich, zumal von sonst so wohlriechenden Männern wie Schack und Heyse, dass er ihre Dichtungen aus dem geheiligten Bannkreis der Hofbühne verbannte. Darob ungeheures Jammergeschrei in der deutschen Presse! Was, unser Heyse abgewiesen? Majestätsbeleidigung! Und als nun der Prinzregent Luitpold, von dem Zeitungsgeschrei belästigt, in anerkennenswerter Hochherzigkeit dem Baron Perfall, Excellenz, sein Missfallen zu erkennen gab und die Aufführung jener neuen Fehltritte der beiden Undramatiker befahl, — da grauße Freude in Juda und Israel!

Zweifellos lässt ein Vorgehen, wie das des Herrn Baron von Perfall, Excellenz, recht deutlich erkennen, wie denn eigentlich unsre Hoftheaterintendanten insgesammt ihre Würde als Kunstförderer auffassen. Das ist aber in der Barbarenheimat des Servilismus, unserm geliebten Deutschland, einfach der status quo, in den man sich längst gefunden hat. Uns entrüstet daher vielmehr das heuchlerische Gelärme dagegen. Denn wenn ein Anderer, als der hochgeborene Graf Schack und der modeberühmte Paul Heyse solche Unbill erleidet, so findet er nirgends ein Echo für seine Klagen. Achselzuckend wendet man sich ab: Mein Gott, dem Heinrich von Kleist ist's ja auch nicht besser ergangen, man tröste sich also!

Ja freilich, das ist der Lauf der Welt. Lüge, nichts als Lüge, Phrasen, nichts als Phrasen. Humbug und kein Ende.

Die „Collection of british authors“ (Tauchnitz edition) bringt in vol. 2488/2489 einen neuen Roman von M. E. Braddon, der den Titel führt „Like and unlike“ (Leipzig, Bernhard Tauchnitz).

„Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen.“ Von Karl Gustav Andresen. Fünfte Auflage. (Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger.) — Die rasche Folge der Auflagen, die das Buch erlebte, beweist, dass die in demselben enthaltenen Untersuchungen weiteren Kreisen des Publikums willkommen gewesen sind. Auch dieser neuen Auflage wird die verdiente Anerkennung nicht fehlen.

„In Liebesbanden.“ Nach Bakins japanischem Roman Kumono Tayema Ama Yo No Tsuki (der in einer regnerischen Nacht durch einen Wolkenriss scheinende Mond) mit Autorisation ins Deutsche übertragen von Hans Werner. Mit 26 Bildern. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein echter japanischer Originalroman, aus der Ursprache ins Deutsche übertragen, das ist für litterarische Feinschmecker ein so absonderlicher Leckerbissen, wie es deren wenige giebt. Ein solches Interesse der Eigenart bietet der vorliegende Roman, der zugleich auch das allgemein Menschliche, unter jedem Himmelsstrich Verständliche und Fesselnde in so eindringlicher Weise zeigt, dass jeder Leser sich davon angesprochen fühlen wird. Er behandelt, auf altjapanische Sagen und Ueberlieferungen gestützt, eine Sage aus dem XIX. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Die überraschenden Parallelen mit dem abendländischen Leben fallen sofort ins Auge. Durch und durch ostasiatisch aber sind die sechsundzwanzig beigegebenen Bilder nach japanischen Originalzeichnungen, die den besonderen Charakter des Werkes zu augenfälliger Anschauung bringen.

Der Schriftsteller Karl Emil Franzos, bisher in Wien, wird seinen Wohnsitz vom November ab in Berlin nehmen und die von ihm im Verlage von Adolf Bonz & Komp. in Stuttgart herausgegebene Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ von dort aus redigieren.

Der Verein Stolzescher Stenographen in Berlin eröffnet wiederum für außerhalb Berlins wohnende Personen einen unentgeltlichen brieflichen Unterrichts-Kursus in der vereinfachten (Neu-) Stolzeschen Stenographie (amtlich in Anwendung im Deutschen Reichstage, in beiden Häusern des Landtags u. s. w.) gegen Ersatz der Unkosten für das Lehrbuch und Porto (1,20 M.). Der Stenographie Kundige werden als korrespondierende Mitglieder aufgenommen. Näheres durch den Vorsitzenden, Herrn H. Schottländer, Berlin, N., Metzer Straße 43.

„Sünden unserer Zeit.“ Soziale Sittenbilder von Karl Böttcher. (Dresden, E. Piersons Verlag.) Ein Buch des Kampfes gegen grell zu Tage tretende „Sünden unserer Zeit“ ist es, das der Autor mit dieser neuen Publikation bietet. Die höchst aktuellen Themen, wie „Moderne Wohltätigkeit“, „Kinderarbeit“, „Anonyme Briefe“ etc., sind in gewissenhafter Wahrheitsliebe erörtert worden, so dass das Aufrollen dieser „Sozialen Sittenbilder“ überall berechtigtes Aufsehen erregen und das Für und Wider aufs Schärfste herausfordern wird.

Alfred Friedmann: „Zwei Ehen.“ Roman (Verlag von Rosenbaum und Hart in Berlin). — Schönheit der Form, reiche Erfindungsgabe, eine sichere Führung und Entwickelung der Handlung zeichnen auch den neuesten Roman Friedmanns aus, der ebenso wie die früheren Werke des Verfassers die wohlverdiente Verbreitung finden wird.

Von der im Kommissionsverlage der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i/B. erscheinenden Römischen Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte, herausgegeben von Dr. de Waal, liegen Heft 2 und 3 des ersten Jahrganges vor. Aus dem reichen Inhalt dieses mit vier Tafeln in Heliotypie und einer Doppeltafel in Farbendruck geschmückten Doppelheftes heben wir besonders hervor: „Das Opfer Abrahams in der altchristlichen Kunst“ von J. Wilpert; „Ueber eine Translation von Heiligen“ von Dr. de Waal; „Die apokryphen Evangelien in der altchristlichen Kunst“ von Demselben; „Deutsche Lobrede auf Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz“ von Dr. Baumgarten u. a. m.

Théodore Cahu (Théo-Critt): „Chez les Allemands.“ 9e Ed. Illustrations de S. Job. Paris 1887. Paul Ollendorff. Eine jener beliebten Reisebeschreibungen oder vielmehr deren zwei, welche dazu bestimmt sind, das chauvinistische Frankreich die Kosten der Reise zahlen zu lassen. Der Verfasser zeigt in dem Buche eine seltene Unverfrorenheit in der Klarlegung seines Charakters, den er uns von der hoffentlich unvorteilhaftesten Seite zeigt. Das Buch ist nicht ernst zu nehmen, da wir glücklicherweise nicht die undankbare Aufgabe haben, dem Verfasser die Moral zu lesen. Herbette's und Bleichröder's ist in ungemein „freundlicher“ Weise gedacht.

„Nordisk Konversations-Lexikon.“ 54. und 55. Heft. — Kopenhagen, Forlagsbureauet.

Der Supplementband zur 13. Auflage von „Brockhaus' Konversations-Lexikon“ ist soeben mit dem 15. Hefte vollständig geworden und wird binnen wenig Wochen auch gebunden vorliegen. Dieser Ergänzungsband ist bekanntlich dazu bestimmt, das in den Jahren 1882—87 in 16 Bänden erschienene und im März d. J. abgeschlossene Hauptwerk in dessen ganzem Umfange bis zur Schwelle der Gegenwart fortzuführen. Dementsprechend enthält er, abgesehen von außerordentlich zahlreichen kleineren Ergänzungen, welche viele Artikel des Hauptwerks erfuhren, auch noch eine bedeutende Anzahl größerer Artikel, die teils ebenfalls eine Ergänzung von bereits vorhandenen bilden, teils aber auch vollständig neu sind. Durch die Vollständigkeit, welche diesen Supplementband auszeichnet und allen neuen Ereignissen und Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten Rechnung trägt, ist die 13. Auflage des „Konversations-Lexikon“ zu einem Abschluss gelangt, welcher auch die früher erschienenen Artikel in jeder Hinsicht und nach allen Richtungen hin bis zur neuesten Zeit ergänzt. So ist dieser Ergänzungsband für jeden Besitzer des Hauptwerks unentbehrlich und macht dasselbe zu dem neuesten vollständig vorliegenden Konversations-Lexikon.

Alle für das „Magazin“ bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“ Leipzig, Georgenstrasse 6.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Die Leuchte Asiens.

von

Edw. Arnold.

Deutsch von **Arthur Pfungst.**

broch. M. 2.—. Eleg. geb. M. 3.—.

„Wenn eine ernste Dichtung in reimlosen Fünffüsslern es binnen kurzem zu vierundzwanzig Auflagen bringt, so ist dies wohl in der Zeit des Romanes ein Wunder; und doch hat Edwin Arnolds „The light of Asia“ diesen Erfolg errungen, welche jetzt in einer Uebersetzung A. Pfungst uns wiedergiebt: **Die Leuchte Asiens oder die grosse Entsagung** [Mahabhinischkramana]. In die überschwenglichen Lobhymnen vieler englischer Blätter wird die deutsche Kritik nicht verfallen; das Interesse bei John Bull für dieses Epos rührt wohl wesentlich daher, weil ihm hier zum erstenmal in annehmbarer und angenehm sinnfälliger Form eine Darstellung des indischen Geistesleben in seiner höchsten Reinheit geboten wird: den Inhalt der Dichtung bildet nämlich das wohlbekannte Leben Buddhas, das von einem buddhistischen Mönche erzählt wird. Einzelne Gesänge und „Schilderungen“ sind von wundersamer Schönheit; aber das ganze Werk verlangt geduldige Leser. Wem daran liegt, auf ... bequemste Weise ein Bild indischer Weltanschauung zu gewinnen, die uns ja seit Schopenhauer, Lassen, Köppen, Wurm und anderen nicht mehr ganz fremd ist, der möge an dieser „Leuchte Asiens“ nicht theilnahmslos vorübergehen.“ Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Lose Blätter.

Gedichte von **Arthur Pfungst.**

broch. M. 2.—. Eleg. geb. M. 3.—.

Der Autor hat bei dem ersten Erscheinen dieser seiner Poesien ein Pseudonym gewählt; die wohlwollende Aufnahme aber, welche dieselben allerorts fanden, veranlassten ihn, dasselbe nun abzulegen, und wir nehmen keinen Anstand zu gestehen, dass für das Herz sich manche Perle der Weisheit und mancher warm empfundene Spruch in dem kleinen Buche findet, so dass es sich wohl der Mühe lohnt, dasselbe zur Hand zu nehmen.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. R. Hofbuchhandlung, Leipzig.

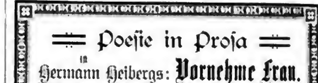
Georgische Dichter.

Verdeutscht von **Arthur Leist.**

broch. M. 2.—. Eleg. geb. M. 3.—.

Diese Uebersetzungen von Proben aus der georgischen Litteratur, die den deutschen Lesern hier zum ersten Mal zugänglich gemacht werden, sind so ausgewählt, dass neben dem Schöneren auch das für den georgischen Volksstamm Charakteristische aufgenommen ist; bei allen Freunden orientalischer Poesie wird das Werk gewiss überall Anklang und die wärmste Aufnahme finden, die es in vollstem Masse verdient.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes.



In Kürze erscheint:

Unter den
Armen und Elenden Berlins.

Wanderungen durch die Tiefen der Weltstadt von

Hans R. Fischer.

Inhalt: Büssende Magdalenen. — Modernes Elend. Eine Pfingstnacht im Privat-Asyl. — Evastöchter. Nachts in den Strassen. — Idioten — Im Rummelsburger Arbeitshause. — Verwahrloste Kinder. — In der städtischen Irrenanstalt zu Dalldorf. — In der Morgue.

Preis 1 Mark 50 Pf.

Verlag von **Rich. Eckstein Nachfolger in Berlin S.W. 12.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die Lebensgeschichte der Gestirne

in Briefen an eine Freundin.

Eine populäre Astronomie der Fixsterne

von M. Wilh. Meyer.

Mit 46 Textillustr. 2. Tafeln u. 1 Titelbild. Elegant ausgestattet.

Geh. M. 4.—, geb. M 5.—.

Der Verfasser hat wohl keinen Vorgänger, der so wie er es verstanden hätte, die Geheimnisse der Himmelskunde jedem Laien ohne irgend welche Voraussetzung zu erschliessen und seine anregenden Essays in eine so gefällige Form zu kleiden, dass sich Jedermann von der Lektüre derselben angezogen und gefesselt fühlen wird.

Jena. Fr. Mauke's Verlag.

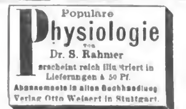
Unentbehrlich für Haus und Schule!

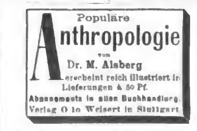
Erd- und Himmelsgloben, Tellurien und Planetarien in 8 Grössen und 17 Sprachen. Bei allen grösseren Buchhandlungen zu haben.

J. Felkl & Sohn,

Lehrmittelanstalt in **Roztok** bei **Prag.**

Illustr. Preiskourants gratis und franko.







Im Verlage von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart ist erschienen:

Basilla.

Ein thüringischer Roman von **Ernst von Wolzogen.** Preis broch. 6 Mark.

Aus der Jugendzeit.

Von **Ernst Förster.** Preis broch. 6 Mark.

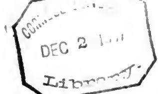
Sommerfrischen.

Erzählungen von **H. Villinger.** Preis brochirt 5 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospect von Otto Weisert, Stuttgart.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 47. — Leipzig, den 19. November. — 1887.

Inhalt:

Alphons Daudet.

Geb. 1840.

Die französische Akademie hat kürzlich einen Preis für eine Arbeit über den Romancier Balzac und seine Werke ausgeschrieben. „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!" kann man dazu sagen. Balzac starb nämlich, fünfzigjährig, vor siebenunddreißig Jahren, und war nicht Mitglied der Académie gewesen. Er hatte, wie die Spaßvögel sagen, nur auf dem einundvierzigsten Sessel gesessen, den ja auch La Rochefoucauld, Molière und manche andere Geister ersten Ranges vor ihm inne hatten. Nach seinem Tode ist er aber ein sehr großer Mann geworden und hat eine Schule gefunden. Dafür wird er jetzt sehr nachträglich entschädigt. Außerdem liegt in jenem Preisausschreiben auch eine Art Anerkennung des Realismus in der Litteratur, den Balzac bekanntlich für die französische Romandichtung zur Geltung gebracht hat. Wenn man freilich Herrn Zola reden hört, so hat er den Realismus erfunden; aber Zola ist in Sachen der Kritik ein Autodidakt, der nicht weiß oder nicht wissen will, dass der Realismus so alt wie die Welt ist. Ohne sein ganz außerordentliches Talent der Schilderung verunglimpfen zu wollen, darf man bemerklich machen, dass derselbe dem Verfasser der Comédie humaine Verschiedenes, namentlich auch die Zusammenfassung mehrerer Romane in Ein großes Kulturbild, abgeguckt hat. Dennoch ist er nicht unter Balzacs eigentliche Nachfolger zu stellen. Die Planlosigkeit seiner einzelnen Romane, die Abwesenheit des Unterschieds zwischen Anfang, Mitte und Ende, sowie das Uebermaß der Detailmalerei, sind ihm eigentümliche Unarten. Dann hat er auch, in seinem unbändigen Hochmut und durch die Angriffe seiner Gegner blindlings aufgestachelt, neuerdings über alle Stränge geschlagen und seine Rhyparographie bis ins Unglaubliche übertrieben. Wenn man sich also nach Balzacs eigentlichen Nachfolgern umsieht, so kann man Zola nicht unter sie rechnen, wohl aber, von den Todten, wie Charles de Bernard abgesehen, den trefflichen Alphons Daudet, den besten satirischen Schilderer der zeitgenössischen Sitten seines Volkes. Freilich, wer den Leuten bittere Wahrheiten sagt, der kommt damit nicht sehr weit. Balzac, so berühmt er war, so enthusiastische Bewunderer er gefunden, hatte dennoch keinen so durchschlagenden Erfolg wie Victor Hugo und der ältere Dumas, welche die große Masse beschmeichelten statt ihr den Spiegel vorzuhalten. Da jedoch die Kritik seine riesige Einbildungs- und Gestaltungskraft, seine unerbittliche psychologische Wahrheit nicht zu leugnen wagen konnte, so verlegte sie sich auf Nebendinge, wie z. B. auf seinen etwas verworrenen, weil synthetischen Stil, um den Mann in Schatten zu stellen. Auch ließ man ihn auf dem Theater, trotz mehrerer vortrefflichen Stücke, nicht aufkommen. Aehnlich geht es mit Daudet, namentlich auf der Bühne. Freilich sind seine Dramen (Sapho, Numa Roumestan) in aller Eile, wie mit der Axt, und unter fremder Beihülfe, aus den erfolgreichsten Romanen herausgehauen, aber das ist ja auch mit den meisten anderen der Fall. Dennoch haben sie, trotz der großen aufgewandten szenischen Mittel, keine so außerordentlichen Erfolge erzielt, wie z. B. die kraft-

und saftlosen, mattherzigen Machwerke eines Ohnet. Als Romanschriftsteller wird Daudet außerordentlich viel gelesen, kommt aber doch erst nach Zola. Und dies nur darum, weil er, trotz all des Naturalismus des Letzteren, innerlich wahrer ist als er. Zola hetzt die Klassen der Gesellschaft gegen einander auf, indem er eine nach der anderen verunglimpft. Dies erklärt seine Beliebtheit bei dem großen Publikum. In der blasierten abgestandenen „Gesellschaft" dagegen wird er gern, wenn auch insgeheim, gelesen, weil der Mistgeruch mit unter die starken Odeurs gehört. Nicht so Daudet. Derselbe übt wohlbegründete Kritik der zeitgenössischen Zustände, des Scheins, der statt des Wesens gilt, der Herrschaft von Phrase und Lüge, und namentlich der politischen Misère seit 1870. Die innere Nichtigkeit des parlamentarischen Regiments bei einer an sich tüchtigen und tapferen aber schlecht geführten Nation ist ihm ein Gräuel, mag sich dieselbe im Sinn der klerikalen und monarchischen Reaktion oder des blinden Fortschritts ins Blaue hinein geltend machen. Wie Balzac in seinem Envers de l'histoire contemporaine die geheime Kehrseite der Mitwelt aufzeigt, so lässt auch Daudet uns hinter die Koulissen und unter die Karten des öffentlichen Lebens blicken; wir sehen Patriotismus nach außen, Egoismus nach innen; religiöse oder republikanische Tugend vorne, Leichtsinn und Genusssucht hinten. Das ist Alles entsetzlich wahr, und ebenso klar ist es, dass die Aufrichtigkeit seiner Satire dem Romancier viele und besonders geheime Feinde gemacht hat: il n'y a que la vérité qui blesse! zu deutsch: der getroffene Hund heult.

Daudets frühere Romane, Fromont jeune et Rissler aîné, Jack, le Nabob, les Rois en exil, l'Evangéliste u. a. sind jetzt immer noch populär; noch besser haben sich, zum Teil in Folge ihrer Dramatisierung, Numa Roumestan und Sapho im Gedächtnis erhalten; eine ganz eigentümliche Wirkung aber machten, als humoristische Arbeiten ersten Ranges Tartarin de Tarascon und Tartarin sur les Alpes. Wie Auerbach seiner Zeit die Dorfgeschichten, so entdeckte auch Daudet etwas Neues, nämlich den provenzalischen Süden, auf den er schon im Numa hingewiesen. Andere vor ihm hatten bereits den Unterschied zwischen dem volkstümlichen gallischen und dem aristokratischen fränkischen Element betont, der im französischen Volkscharakter herrscht und auch in der schönen Litteratur nachwirkt. Daudet aber führt ein drittes Element vor, das lateinische, welches, wie er behauptet, in der heutigen Provence regiert. Es ist eine direkte Fortsetzung des heiteren, leichtlebigen klassischen Altertums, das sich auf jenem Boden voll Licht und Leben, voll antiker Monumente, unter einem ganz italienischen Klima, demselben Breitengrad wie Florenz, lebendig erhalten hat. Und wie die glänzende Sonne, welche das Land bestrahlt, so die Menschen. Farbenreiche Trachten, blinkendes Geschmeide, blitzende Augen, alle Welt voll Beweglichkeit, Veränderlichkeit, ganz in der Außenwelt lebend, wechselvoll in den Stimmungen, dem Augenblick hingegeben, voller Familiarität unter einander, von Gesang und Tanz, von Worten und Limonade gazeuse berauscht wie der Nordländer, je nachdem, von Wein, Bier oder Schnaps. Nur hat dieser Phantasiereichtum seine Kehrseite, nämlich die gewohnheitsmäßige Aufschneiderei, um nicht zu sagen Lüge, — nennen wir es lieber: Uebertreibung. So zeigt sich Tartarin, der vollständigste Typus des Südländers, bei seinem Ausflug in der Schweiz, wo er den russischen Nihilisten begegnet und sich in die Sonia verliebt, er ein angehender Fünfziger, sie in der ersten Jugendblüte. Die Letzteren sind Enthusiasten à tête froide und nur von ihrer revolutionären Idee besessen. Sie halten ihn, den Renommisten, der an seine eigenen Fabeln glaubt, für einen unfehlbaren Löwenjäger und -Tödter, und um den Preis ihrer Person will ihn Sonia für ihre Zwecke anwerben. Das ist ihm aber doch zu stark. Lügen, ja! solche Lügen wie seine gruseligen Jagdgeschichten, wo ihm die Zunge mitsammt dem Leoparden in der Wüste durchgeht, die tun ja am Ende Keinem einen Schaden. Aber einem Mitmenschen, und wenn es der Czar von Russland wäre, an einer Straßenecke auflauern um ihn von hinten zu ermorden — nein, das ist doch nicht anständig. In sein schönes Gärtchen unter der provenzalischen Sonne möchte er die Holde mit ihrem todtkranken Bruder heimführen, statt Menschenjagd zu üben. Aber darauf gehen die Fanatiker ihrerseits nicht ein, und so verfolgt Jeder seine Wege. Ein solcher Gegensatz wirkt rührend und komisch zugleich und ist einer der originellsten, die man finden kann. Tartarin ist ja im Grunde ein guter Mensch und nur ein unschädlicher Schwätzer. Wir können dem Fabulierer nicht gram werden. „Unsere Sonne will das so," sagt er selber; „seitdem ich geboren bin, habe ich kein wahres Wort gesprochen; wir kommen mit der Lüge auf die Welt, und so oft ich den Mund aufmache, steigt mir der Süden in den Kopf wie ein Schlaganfall; wir sind Lügner aus Einbildungskraft."

Dieser Süden hat übrigens große Männer geboren: Napoleon I. — Thiers und — — Gambetta. Aber das ist die Ausnahme; oft gelangen auch die Kleinen an die Spitze des Staates und dann wird die Sache bedenklich. So ist es mit Numa Roumestan. In der Jugendgeschichte desselben hat man Gambetta wiedererkennen wollen; doch ist die Aehnlichkeit mit allen Südfranzosen gemein, welche mit geringen Geldmitteln aber viel Kopf und Willen, wie Balzacs Rastignac und Dumas' D'Artagnan, jung nach Paris kommen um „die Hauptstadt zu bezwingen". Unbemittelte Studenten, dann unbeschäftigte Advokaten und angehende Schriftsteller, ziehen sie Jahre lang den Teufel am Schwanz herum.

bis sie plötzlich durchdringen und berühmt werden durch ein populäres politisches Plaidoyer, durch die Journalistik, durch eine Revolution oder Gott weiß was? Nun wird die leicht enthusiasmierte Heimat stolz auf sie, und von da bis zur Wahl zum Deputierten ist nur noch ein Schritt.

Von diesem Punkt an individualisiert Daudet seinen Helden. Numa hat nicht das Genie zum Handeln wie Thiers und Gambetta, sondern nur die Gabe des Wortschwalls, aber diese im höchsten Grade. Er improvisiert wie Keiner, und im Augenblick, wo ihm seine Rede entströmt, glaubt er selbst Alles was er sagt und wirkt darum überzeugend. Und gerade deshalb wird er bald Minister und zwar des öffentlichen Unterrichts. Numa ist ein Minister aus der Präsidentschaftszeit von Mac Mahon. Das tut aber seiner gegenwärtigen Naturwahrheit keinen Eintrag. Unter dem parlamentarischen Regiment sehen die repulikanischen Gewalthaber den konservativen zum Verwechseln ähnlich — nur dass die Letzteren noch mehr Arroganz zeigen als ihre Vorgänger. Jetzt spricht Numa das bekannte Wort, welches den Grundgedanken des Romans bildet: pour la seconde fois les Latins ont conquis la Gaule. Freilich sind damit die Gallier um nichts besser dran, denn Roumestan ist derselbe geblieben, der er war. Er denkt laut, und „wenn ich mich nicht reden höre, so kommt es mir so vor, als ob ich überhaupt nicht dächte.“ Darum gelangt er auch vor lauter Geschwätz nicht zum Regieren. Mit einer ganz Balzacschen Unbarmherzigkeit wird das Treiben innerhalb einer öffentlichen Verwaltung geschildert; die Soireen, zu welchen zehnmal mehr Leute eingeladen werden, als die Säle fassen können und die Audienzen in den Büreaus, wo ein Bischof nur von dem Sekretär, eine Komödiantin dagegen von dem Minister selbst empfangen wird. Dann das Leben in der Familie, welches Alles ist, nur kein Familienleben, und das Leben außerhalb derselben, an Orten, welche man mit einem deutschen Studentenausdruck die Exkneipe nennen würde, aber mit sehr starker weiblicher Zutat. Endlich, wenn dieser große Mann einmal in die Heimat kommt, welcher Empfang, welcher Triumph! Seine Vaterstadt, voll Stolz auf ihn, nimmt ihn auf wie einen jungen Gott. Er hält Reden, drückt alle Hände, erkennt die alten Bekannten wieder und verspricht Jedermann Etwas, Dem die Ehrenlegion, Jenem die Rettungsmedaille, dem Dritten einen Tabaksladen, dem Vierten bis Zehnten Plätze in seiner Verwaltung. Wenn dann alle die Beglückten nach Paris kommen und ihre Spielsachen haben wollen, so ist der Minister unsichtbar, und die stellvertretenden Sekretäre sagen, das gehe sie nichts an, worin sie in der Tat Recht haben. Dann ziehen die guten Provenzalen mit noch viel längeren Nasen, als die, mit welchen sie gekommen sind, wieder ab. Also Worte, Worte und nichts als Worte!

Es gehörte Mut, ja Kühnheit dazu, solche Gegenstände in solcher Weise zu behandeln, aber die öffentliche Meinung hat dem Schriftsteller Recht gegeben. Insbesondere wurde die Inszenesetzung des Südens neu und originell gefunden.

Alphons Daudet dürfte also mit Hector Malot, Guy de Maupassant, René Maizeroy, als der eigentliche Rechtsnachfolger Balzacs zu bezeichnen sein. Was dieser unter der Julimonarchie war, das ist Daudet unter der dritten Republik geworden, und die Nachwirkung seiner zeitgenössischen Satire wird mutmaßlicher Weise dauerhafter sein als die nackte und wahllose Kopie einer platten Wirklichkeit, auf welche sich Zola mehr und mehr versteifen zu wollen scheint.

Caen. Alex. Büchner.

Allerlei Wahrheiten.

(Schluss.)

Bekanntlich wissen die kleinen Lumpensammler der deutschen Kritikasterie nichts besseres gegen das von ihnen erfundene „Jung-Deutschland“ auszuspielen, als die Beschuldigung der Immoralität und Unbescheidenheit, was ja mit dem Litterarischen gar nichts zu schaffen hat. Da aber die „Kritik“ bekanntlich in ihrer unbegrenzten Dummheit und Unwissenheit vom Litterarischen überhaupt nichts zu verstehen braucht, so klopft sie emsig auf die oben genannten Untugenden los. Hurrjeh, wie wird also die Vorrede zu „Plebs, Novellen aus dem Volke von Conrad Alberti (Leipzig, Wilh. Friedrich)“ einen Injurien-Platzregen vom zürnenden Olymp des Jupiter Pluvius Stupidus herablocken!

Vorreden sind eine Spezialität aller Reformer, und zum „guten Ton“ einer wahrhaft vornehmen Kritik gehört es unbedingt, diese Vorreden in möglichster Verdrehung auszuschlachten. Das Buch selbst zu lesen, scheint hingegen weniger angebracht. „Bekanntlich liebt es Bleibtreu, die Kritik durch Vorreden aufzuklären; an sich nicht tadelnswert, aber komisch, wenn ein inferiores Talent es versucht,“ hob einst im „Hamburger Correspondenten“ Herr Paul Schütze, Privatdozent in Kiel, eine Rezension über meine Gedichte an. Ich möchte diesen köstlichen Satz der Vergessenheit entreißen, auf dass er meinen leider jüngst verstorbenen Berufs-Beschimpfer überlebe. Ich habe eben Unglück mit meinen Feinden. Alles stirbt mir zwischen den Händen fort. Es ist ein betrübender Kasus.

Ja, man sollte keine Vorreden schreiben. Sie missraten fast immer. Will man bescheiden sein, so setzt man sich herab. Will man großspurig auftrampsen, so macht man sich lächerlich. Ich stehe nicht an, Herrn Alberti zu beglückwünschen, weil

er beide Klippen zu vermeiden wusste. Denn bescheiden ist er nicht — ach nein! —, setzt sich also auch nicht herab. Und sein unleugbar markiges Selbstgefühl behandelt er andrerseits mit virtuoser Technik, indem er dem biederen Brustton der Ueberzeugung und dem würdigen Schlachtgebrüll eines edlen Zornes mancherlei würzige Komplimente mischt. Er drängelt ja nicht übel mit dem Ellenbogen: „Meine Herren, noch Platz in der ersten Reihe?", aber er grüßt zugleich freundlich mit dem Hute. Dieser Hut ist mir verdächtig. Sollte es der Hut Gesslers sein, so auf hoher Stange baumelt? Hier muss man sich aus dem Staube machen, sonst wird man gefasst, „weil man dem Hut nit Reverenz erwiesen." Denn diesen Hut ziert ja der fürstliche Name: Realismus.

„Wär ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell", deklamiert jedoch unser rüstiger Alberti und schmeißt den Gesslerhut tief ins Lager der Widersacher, um ihn dort wieder herauszuhauen. Also, das Schlachtgetümmel beginnt. Bumbum, Tamtam, Tschingderatata!

„Offener Brief an die „Kölnische Zeitung""!! Als ich Solches las, befiel mich abergläubische Furcht. Wie, der Kampf mit dem Drachen? Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp'? Der Knapp' wagt es und Herr Alberti taucht in den Schlund — der lernäischen Hyder am Rheine.

Ich meinesteils hätte mich nimmer zu solcher Schandtat aufgeschwungen. Aengstlich von Natur, stoße ich nur zu, wenn ich die Blöße des Gegners entdeckt habe. Aber wo säße die bei der „Kölnischen Zeitung"? Sie war es, welche in drei Spalten ihres Riesenformats die französische Ausgabe meines „Dies Irae" begeistert ins Deutsche zurückübersetzte. Noch erschlafft von solcher Kraftleistung, verschlief darum meine sanft nickende Tante am Rhein meine sämmtlichen Werke, was man im gemeinen Jargon auch „todtschweigen" nennt. Doch das tut nichts. Persönliche Gehässigkeit liegt ihr natürlich ferne. Ja, da giebt es schlimmere Blätter! Z. B. kam da an ein solches Blatt als Feuilletonredakteur ein „Baron P." Seither unterdrückte diese Feuilletonredaktion 1. Besprechungen über mein Drama „Schicksal", welches in einer Dom-berühmten Stadt (es giebt ja so viele) aufgeführt werden sollte, 2. über meine Broschüre „R. d. L.", 3. über meine Byrondramen, aus der Feder eines berühmten Autors, und leistete sich 4. mit den Haaren herbeigezogene kleine Gehässigkeiten. Das ist ja nun eigentlich nicht hübsch. Allein vor längeren Jahren wandte sich jener Herr Baron, falls mein Gedächtnis sich nicht allzu heftig täuscht, mit einem langen Briefe an meine Wenigkeit. Er berief sich darin auf „unseren gemeinschaftlichen Freund Baron Ernst v. Wolzogen", der mir seither von seiner Freundschaft auch unzweideutige Proben gab. Ich begreife natürlich, dass der gerechte Zorn, sich an eine falsche Adresse gewandt zu haben, den Herrn jetzt bestimmt, meinen Namen am liebsten ganz von der Tafel seiner Erinnerung zu löschen. „Der Tag von St. Quentin ist längst dahin, ich werf' ihn zu den Todten" und Philipp sucht einen Posa.

Wie gesagt, so stehn die Dinge bei anderen Blättern. Die „Kölnische Zeitung" aber spricht mit unserem gemeinschaftlichen Freunde Paul Lindau: „So etwas kommt bei uns nicht vor!"

An dieses, von allen persönlichen Motiven freie Weltorgan nestelt sich also unser Alberti an, wie eine Brigg der „Wasser-Geusen" an eine schwerfällige Gallione König Philipps, wie ein Torpedoboot an ein Linienschiff alter Holzkonstruktion.

Erst schmeißt er seiner spröden Feindin, die jetzo diesem Liebeswinke nicht mehr widerstehen wird, einige ehrlich gemeinte Schmeicheleien ins Gesicht.*) Sodann beginnt er gegen Verschiedenes zu protestieren und Verschiedenes zu deklarieren, wobei er immer das Wörtchen „wir" etwas unnützlich missbraucht.

„Ich und meine mitstrebenden Genossen" Wer mögen wohl diese „mitstrebenden Genossen" sein, die also um dieselbe Zeit wie Alberti (selbstschöpferische Erstlingsproduktion 1887) und zwar im selben Tone ihr helltöniges Geschmetter erhoben? Wahrscheinlich sind gemeint: E. Hartleben (ein noch flaumbärtiger, aber schneidiger Jüngling, welcher seinen Studien im xten Semester obliegt), F. Rosneck (der die tüchtige Erzählung „Mimi Schlichtingschuf), A. Zapp („Vom Babel an der Spree"), J. Hart („Sumpf"). Vielleicht auch noch F. Lange, da es ja bei dessen, von Bodenstedt bearbeiteten Erstling „Harte Köpfe" geblieben ist. Das „Jüngste Deutschland" könnte Alberti ja ohnehin nicht gemeint haben, da dieses nur mit lyrischen Gedichten die Welt befreit. Aber halt, er spricht sich ja auch mit furchtbarer Wut über diese „Blase schotengrüner Jungen" aus und lädt den Verdacht auf sich, hier in erster Linie seinen Rivalen Hermann Conradi ziemlich durchsichtig „festgenagelt" zu haben. Da bedauere ich denn, ihm ehrlich sagen zu müssen, dass ich allerdings Conradis „Lieder eines Sünders" hoch über Conradis Roman „Phrasen" stelle, da in letzterem der philosophische Gedanke selten warmen Erdkörper gewinnt, trotzdem sich in der Charakterzeichnung meisterliche Einzelheiten herausheben, — dass aber Herr Alberti ebensowenig berechtigt scheint, in solch hochfahrendem Tone über einen ihm ebenbürtigen Geist zu reden, wie ich früher Herrn Conradi meine Missbilligung aussprach über die Herablassung, mit welcher er Albertis „Riesen und Zwerge" rezensierte.

„Und mit diesen Leuten sollten Männer etwas gemein haben wie Wildenbruch, Heiberg, Herm. Conrad, Bleibtreu, Wechsler, die ernsten Vorkämpfer

*) Die „Kölnische Zeitung" hat „Plebs" denn auch so vorzüglich besprochen, wobei am Schluss wieder in der beliebten geschmackvollen Weise die Gruppe „Bleibtreu-Conrad" erwähnt und feierlich von „Größenwahn" gemunkelt wird. O ahnungsvoller Engel du!

der Litteratur der Gegenwart, denen ich mich mit freudigem Stolze anschließe?" Mich will bedünken, Alberti hat doch Grundverschiedenes vermengt.

Es repräsentieren Wildenbruch (mit 3 Vers-, 5 Prosabänden, 8 Stücken), Bleibtreu (mit 5 Vers-, 18 Prosabänden, 6 Stücken), 16 + 29 = 45 Bände, — während Conrad 10 Bände meist kritischer Art, Heiberg 10 Novellenbände, Herrig 3 Versbände, 8 Stücke nebst 2 Broschüren veröffentlicht haben. Zählen wir noch die 2 Werke in gebundener Rede hinzu, welche Ernst Wechsler uns schenkte, so stehen diese vier mit 35 Bänden den 45 Bänden der zwei Obengenannten gegenüber und alle zusammen haben's glücklich bis auf 80 Bände gebracht, eine kleine Bibliothek für sich. Untersucht man sie aber, wo der Zusammenhang? Eine solche Ineinanderwürfelung ganz heterogener Elemente muss verwirren, wenn auch der Autor an sich den löblichen Zweck verfolgt, seinen guten Freunden und Denen, so er ehrfürchtet, eine Liebkosung zu erteilen. Dass Alberti in seiner Liste Jemanden ausgelassen hat, den er schon deswegen nennen musste, weil er grade an diesen sich „anschließt", weiß er wohl selber. Der Betreffende wird sicher den Stich verspüren, wenn der Kritiker Alberti von den Novellen „Riesen und Zwerge" des Novellisten Alberti rühmt, dass sie die treueste Schilderung der gegenwärtigen Berliner Gesellschaft bieten, die bisher gelungen!! Darum bleibt Jener doch, was er ist und was Alberti einst ebenso anerkannte, da er, unter dem Einfluss meines rastlosen Eintretens, ja selbst für Jenen einmal eine Lanze brach. Also dies zur Steuer der Wahrheit und nichts für ungut.

Im Uebrigen rundet sich diese Vorrede formvoll ab und atmet einen fröhlichen Elan, obschon eine gewisse Anlehnung an ein „berühmtes Muster" nicht zu verkennen. Etwas drollig berührte mich der Satz: „Möchte man da nicht in den Ausruf des alten Fritzen beim Anblick der gefangenen Panduren ausbrechen?" Alberti hat einen kondensierenden Satz von mir („Aus meinem Tagebuch", Heft 7 der „Gesellschaft") aufgegriffen und missverstanden. Der Ausruf, den er bei mir gelesen, hat nichts mit „gefangenen Panduren" zu tun, sondern mit den ersten russischen Gefangenen und die Geschichte mit dem Panduren ist wieder eine andere Anekdote. Man muss vorsichtig sein, wenn man historische Daten aus zweiter Hand kauft. Alberti ist ein kecker verschlagener Husar, der sich in Vorpostenscharmützeln herumhaut, so dass der Feldherr oben auf dem Berge, der seine Batterien ordnet, an dem Draufgänger seine helle Freude haben muss. Nur muss der mehrfach dekorierte Rittmeister nicht urbi et orbi verkünden, er habe schon selbständig kommandiert und Schlachten gewonnen; dann wird er wegen Vergehens gegen die Disziplin gemaßregelt. — Alberti sollte denn doch nicht immerfort von „Mein Schaffen" u. s. w. reden, da er doch eben erst mit dem Schaffen beginnt.

„Was mich betrifft, so habe ich immer treu an der Meinung festgehalten, welche ich von den wertvollen Arbeiten Anderer gewann, besonders von dem reichen und hohen Stil Meister Chapmans, von den sorgfältigen und verständnisvollen Arbeiten Meister Ben Jonsons, von den nicht minder wertvollen Schöpfungen der höchst ehrenwerten und vortrefflichen Meister Beaumont und Fletcher und schließlich, doch ohne sie durch diese letzte Nennung beleidigen zu wollen, von der fruchtbaren Erfindsamkeit der Meister Dekker, Shakespeare und Heywood, so dass ich wünschte, dass das, was ich schreibe, in ihrem Licht gelesen werden möchte."

Also schrieb Webster im Vorwort seiner Tragödie „Vittoria Acorombona".

Herr Alberti ist nun zwar ebenso wenig ein Webster, als sich unter den Genossen seines „Schaffens" ein Shakespeare befindet. Allein, er verzeihe uns, wenn wir unwillkürlich an obige Vorrede dachten. Geradezu verblüffend wirkt übrigens die mit den Haaren herbeigezogene Anwedelung des graußen Wildenbruch in einem besonderen Vorwort zu der dritten Novelle.

Jetzt aber kommt das Positive an die Reihe. Mag auch Alberti in verzeihlicher Selbsttäuschung sein „Schaffen" überschätzen — heut wo jeder sonettdrechselnde Dichterling salbungsvoll sein gewichtiges Wörtchen über den Realismus mitspricht, müssen wir Albertis ehrliches Können mit warmem Wohlwollen würdigen. Alberti ist weder ein Epigonengreis noch ein jüngstdeutscher Poesie-Eunuch, er ist ein Mann. Er hat das Leben mit durstigen Sinnen angeschaut und angeschautes Leben tritt auch in seinen Novellen uns entgegen. Er hat selbst gelitten und weiß die sozialen Leiden erfahrungsgemäß zu schildern. In dieser Beziehung möchte wohl die erste der drei Erzählungen „Hammer und Nadel" den Vorrang beanspruchen. Sie enthält eine Fülle intimer Details aus dem Leben der „kleinen Leute" im Berliner Norden und Osten. Gerade das reportermäßige Behagen an dem Praktisch-Nüchternen des gewöhnlichen berolinischen Alltagslebens unterstützt die gesunde Wahrhaftigkeit dieser Schilderungen, welche eben durch ihre „poesielose" Trockenheit dokumentär wirken. Hier fehlt alle Schönrednerei, hier geht der Autor stets direkt ohne Umschweif vor, packt das Ding an sich und findet dafür das knappe richtige Wort. Die Brutalität des Berliner Lebens weiß er gut zu treffen, auch in den Redewendungen, obschon diese manchmal etwas derber sein könnten. Da ich zufällig der einzige geborene Berliner unter all den patentierten Berlin-Beschreibern bin, so darf ich für das eigentlich Berlinische denn doch ein feinfühligeres Tastorgan beanspruchen, als die Anderen. Diese scheitern meist an der Klippe der Manieriertheit und Uebertreibung — von der absoluten Unrichtigkeit,

wie etwa in Lindaus und Lubliners Versuchen, sehe ich ganz ab. Alberti bewies jedoch auch in der zweiten Novelle eine glückliche Hand: Seine Familie Dräseke, die in die Hasenhaide pilgert, erinnerte mich an den Anfang des Romans „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ von W. Alexis, die Landparthie nach Tegel. Auch Alberti versteht die typischen Züge festzuhalten. Sein Schlächtermeister Dräseke ist vortrefflich. — Am virtuosesten geschrieben, leidet die dritte Novelle an innerer Unwahrscheinlichkeit, da ein Verhältnis wie das der schönen Elisabeth zu ihrem Kutscher ins Reich der Mythe gehört. Allein, dafür sind die Gestalten des Droschenkutschers Schmarsow und des Bankiers Goldfelder ausnehmend gut gelungen und giebt besonders letztere der Hoffnung Raum, dass der Verfasser in einem größeren handlungbewegten Roman manche geistreiche Silhouette aus der Berliner Gesellschaft ausschneiden werde.

Jedenfalls ziemt es sich, dem energischen und fleißigen Kämpen realistischer Erzählungskunst wiederum einen freundlichen Handschlag und ein herzliches Glückauf zu fernerem Fortschreiten auf den Weg zu geben.

Ist Alberti ein Mann (im Gegensatz zu so vielen unreifen Jünglingen und hermaphroditischen Epigonenwinselern), so ist G. Reuter („Glück und Geld“, Leipzig, W. Friedrich) — eine Dame. Und wenn geistreiche Frauen bessere Beanlagung als die Männer zu irgend etwas mitbringen, so tun sie dies sicher zum Romanschreiben. Wenigstens zu den äußeren Griffen des Erzählhandwerks. Der Stil fließt leicht und gefällig, der Faden der Handlung spinnt sich ungezwungen ab, die Beobachtungsgabe zeigt sich fein entwickelt. Das Treiben der ägyptischen Gesellschaft — der Roman spielt im heutigen Aegypten — wird durch einige sichere Striche angedeutet. Allerdings verläuft sich die Erzählung später ins Sentimentale und Gefühlsverworrene, aber eine wohltuende Sicherheit sittlicher Weltanschauung geleitet uns mühelos bis zu Ende durch die Wirrungen eines ungewöhnlichen Frauenlebens.

Wie „Glück und Geld“ einen vielversprechenden Erstling, so bietet „Jorinde“ von Ernst Eckstein (Leipzig, Reißner) das reife Werk eines alterfahrenen Technikers. Diese kraftvolle Durchführung eines — allerdings anfechtbaren — erotischen Naturproblems, wozu auch die Anschauungen der modernen Wissenschaft geschickt herangezogen und verwertet, wäre mustergültig, wenn nicht die Auffindung der Briefe Jorindes durch ihren Gatten die poetische Licenz der Zufall-Anwendung beträchtlich überschritte. Auch hat sich Eckstein bei dem schwersten Teil der psychologischen Entwickelung, dem letzten Kampf gegen den Naturtrieb vor dem Fall der Sünderin, vorbeigedrückt, indem er mit kühnem Salto Mortale über diesen Abschnitt gleich in medias res hineinsprang. Sonst aber nötigt mir ein Buch wie dieses weit höhere Achtung ab, als die glänzenden Mosaikgemälde der römischen Romane Ecksteins.

Sein Konkurrent in letzterem Fache, der hochbegabte Dichter von „Octavia“ und „Paris der Mime“ Wilhelm Walloth versucht wiederum umgekehrt zum modernen Roman Fühlung zu gewinnen. Umsonst. Das liest sich alles so altfränkisch verstaubt wie eine Novelle von Tieck, nur viel weniger geistreich. So will ich denn auch seine Novelle „Am Starnberger See“, welche W. Friedrich in Leipzig separat herausgab, nicht besprechen, denn es tut mir weh.

Wenn man all diese Romanfabrikate durchpeitscht hat, fühlt man wie die Jungfrau, welche ihrer Mutter über die Bälle klagt: „Ach, es ist doch immer dasselbe!“ Der gewisse „Eine“ war ihr eben noch nicht im Ballsaal begegnet. —

Mit wahrem Vergnügen wende ich mich daher zum Schluss einigen ernsteren Werken zu, die wenigstens eine kurze, aber nachdrückliche Erwähnung erheischen, Werken, welche nicht ein oder mehrere Weiber, sondern Männer behandeln. „Der Serbisch-Bulgarische Krieg“ (Darmstadt, Verlag der „Allgemeinen Militärzeitung“, woselbst auch eine anregende Studie „Die neue Fechtweise der Französischen Infanterie“ erschien) bietet einen gutangelegten Umriss dieser wichtigen Aktion. Besonders die Schlacht von Slivnitza (eigentlich eine Reihe von Treffen) wird in klareres Licht gerückt. Die vorzüglichen Leistungen einzelner Bulgarischer Befehlshaber, besonders des unermüdlichen Bendereff, ergeben sich ebenso deutlich, wie die Tüchtigkeit des Truppenmaterials, aus dieser übersichtlichen Darstellung. Vor allem aber erkennen wir wiederum, dass Alexander Battenberg eine der wenigen begnadeten Heldennaturen unserer Epoche vorstellt. Die Rolle dieses zu großen Dingen bestimmten Mannes kann unmöglich schon ausgespielt sein. Er wird den Wahlspruch Lasalles im Herzen tragen: „J'attendrai mon temps.“

In nächste trauliche Gesellschaft mit einem Größten führt uns Fritz Hoenig im II. Teil des ersten Bandes, auf dessen I. Teil wir bereits in diesen Blättern hinwiesen, seines erhebenden Werkes „Oliver Cromwell“ (Berlin, Luckhardt). Dieser Teil dient wesentlich dem Zweck des genialen Militärschriftstellers, uns in Cromwell den größten Reitergeneral aller Zeiten anschaulich darzustellen. Es ist gelungen. Meisterhaft klar und bündig, fasst Hoenig Seite 207—213 sozusagen die taktische Logik der Cromwell'schen Reitertechnik zusammen. Die drei Karten-Skizzen über die Gefechtsstadien der Schlacht von Naseby erläutern die Positionsverhältnisse in etwas überflüssiger Breite. Hingegen erscheint die Karte der Festung Bristol dankenswert, wie sich überhaupt hier wichtige Aufklärungen finden über Cromwells richtige Auffassung des Festungswertes, da er auch hierin die allermodernsten An-

schauungen der Kriegswissenschaft vorwegnahm. So überschwänglich Hoenig manchmal seinen Helden preist, so kann man ihm doch eigentlich nirgends ein Uebermaß vorwerfen, sintemal die Verdienste dieses Genie-Ungeheuers über alles Lob erhaben sind. Stutzt man zuerst bei apodiktischen Apotheosen, wie z. B. derjenigen, dass Naseby alle Vorzüge von Zorndorf, Rossbach und Jena kavalleristisch vereine und Cromwells Führung der Reiterei bis heute von keinem Feldherrn wieder erreicht worden, so wird man bei genauerer Prüfung dies unbedingt unterschreiben müssen. Prinz Rupert von der Pfalz war ja gewiss ein befähigter Offizier, aber seine Anschauung ging über die eines tüchtigen Husarenobersten nicht hinaus und erwies er sich sogar schwach im wichtigsten Teil der Reiterei-Aufgabe, der Aufklärung. „General of Horse“ Cromwell hingegen erfasste die Dinge stets mit seinem überschauenden Blick im Großen als ein Ganzes und beherrschte nicht nur die Technik des inneren Dienstes mit unübertrefflicher Sicherheit, sondern passte die Anwendung seiner Reiterwaffe stets den jeweiligen Um- und Zuständen der Gesammtlage an. In geradezu unbegreiflicher Größe, wahrhaft ehrfurchtgebietend, enthüllt sich unser alter Oliver in dem Kapitel „Schöpfer der Kriegszucht im Felde“. Die geschickt beigebrachten Proben aus Cromwells dienstlicher Korrespondenz boten uns zwar nichts Neues, wurden jedoch vom Verfasser mit wichtigen aufklärenden Noten versehen und teilweise im angeblichen Datum korrigiert. Entschieden zu weit lässt sich jedoch Hoenig von seiner Begeisterung fortreißen, wenn er überall Cromwells Meisterschaft in Behandlung der Sprache preist, welche derjenigen „der ersten englischen Klassiker an die Seite gestellt werden muss!“ Wenn der selbsternannte Freischärler-Oberst Cromwell seinen Freiwilligen Ordre giebt, den neuen Waffenrock zu tragen: „Wear them or go home, I stand no nonsense from any one“, so hat man seine grimmige Freude dran und denkt sich so sein Teil. Aber vor diesem kräftigen Befehlsausdruck anbetend niederzufallen wegen seiner besonderen „Schönheit“, vermag nur der Heroen-Anbeter, welcher Trivialitäten wie: „If resistance is given, pistol him“ oder „No nonsense can be held with such“ mit der Fußnote versieht: „Welche Energie und Schönheit des Ausdrucks zugleich!“

Doch begreife ich gar wohl, was den Soldaten Hoenig in dieser Dienst-Korrespondenz so sympathisch berührt, und fühle auch mich tief ergriffen, die ungeheuere Arbeitskraft, welche jeden Knopf und jeden Stiefel seiner Schwadronen im Auge behielt („Aimez donc les détails“, riet Friedrich der Große), die sittliche Charakterstärke, die innere Wahrhaftigkeit, kurz die Klaue des Löwen breit und wuchtig in jedem kleinsten Schriftstücke zu erkennen. Ueberall haben wir hier den ganzen Mann als kompakte Taterscheinung vor Augen, in der tiefinnerlichen Unteilbarkeit seiner elementaren Persönlichkeit. Besonderen Dank verdient Hoenig, wenn er dem Verlästerer Cromwells, Ranke, dessen diplomatisch kleinliches Wesen eine solche Naturgewalt nicht zu fassen vermochte, eine schneidige Tiefquart auswischt. Aber da er auch an Macaulay sich ein paar Mal reibt, so hätte ihm nicht das Unglaubliche passieren dürfen, dass er (Seite 292) Macaulay's berühmtes Gedicht „The battle of Naseby“ allen Ernstes für ein Puritaner-Gedicht jener Tage ausgiebt!! Auch irrt er sehr, wenn er seine holperige Uebertragung*) als „Erste Verdeutschung“ anführt: Kein Geringerer als Freiligrath hat das Gedicht übersetzt!!

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die tumultuarischen Royalisten in diesem Fall das Revolutionäre und Ideologische (im übeln Sinne beider Worte gemeint) darstellen, während gerade der Puritanismus die wahrheitsernste Realität und das konservative staatserhaltende Prinzip vertritt. Bei Dunbar und Worcester (letzteres die eigentliche napoleonische „Vernichtungsschlacht“ Cromwells) sehen wir die überlegene Ordnung und klare Ruhe obsiegen über anarchische Wildheit und wüsten junkerlichen Größenwahn. Uebrigens zerstört Hoenig gründlich die Mythe von den näselnden Psalmbrüdern und malt uns in den unvergleichlichen Schwadronen Olivers, welche eine Attake „en muraille“ flotter ausführten als Seidlitzens Kürassiere, eine Kriegerkaste von gentlemanliken Sitten, die sich nur durch den feierlichen Ernst ihres strengen Idealismus und den schwärmerischen Anhauch ihrer hohen Geistesbildung über die Offizierkorps und die Soldoteska aller Zeiten und Länder erhob. Der prunkende König Karl in seinem gezierten Würdedünkel, sammt seiner geistreichen löwenherzigen Ritterschaft, wirkt plebejisch neben der kalten schlichten Vornehmheit der stolzen Puritaner und ihres Messias. Man begreift jetzt diese eifrigen Reiter, hundert Kilometer am Tage zurückzulegen fähig — heut gilt schon die Hälfte als viel. Einer anständigen Fröhlichkeit waren sie nicht abgeneigt; lautloses Schweigen, zum Entsetzen der staunenden Landbevölkerung, bewahrten sie immer nur auf dem letzten Marsch zur Walstatt. Vor dem Feind gab es Zeichen-Signale, woraus schon allein die unerhörte Vollkommenheit der taktischen Ausbildung erhellt. Man begreift dies Heer unter jenem „General of Horse“ (Ross-Marschall) und später „Chef aller Streitkräfte zu Land und zu Wasser“, der von Anfang an einen Stab aller befähigten Köpfe um sich schaarte. Man begreift endlich, warum vor diesen eisernen Fanatikern der stolzeste Adel Europas auf seinen Vollblutrennern in alle Winde zerstob, wenn der furchtbare Schlachtruf „Der Herr der Heer-

*) Ueberhaupt entbehren seine Uebertragungen mehrfach der Prägnanz und zeigen ihn denn doch nicht sattelfest genug, um Cromwells halsbrecherisches Englisch annähernd zu verdeutschen. Dazu muss man mit dem Geist der englischen Sprache aufgesäugt sein.

schaaren!“ („Lord of the Host!“) dem Himmel zu verkünden schien, dass nun der Größenwahn des Gottesgnaden-Königs zerschmettert werde und die Heiden dem Herrn verbannt mit Ross und Reutern, weil sie den Heiligen des Herrn betrübt.

„Wie Stoppeln waren sie vor unserm Schwert!“

heißt es nach Marston Moor, über welche Wundertat übrigens, wie wir hören, nene Doknmente gefunden wurden.

Jedenfalls ist dieser neue Teil des umfangreichen Werkes, dessen Fortreifen wir mit steter Spannung verfolgen werden, ein erschöpfender Beweis dafür, dass wir in Cromwell den eigentlichen Schöpfer des modernen Soldatentums, als idealste Vervollkommnung gedacht, verehren. Ursprünglich wie Cäsar, Friedrich und Napoleon ein Feind alles Militärischen, rief ihn das Schicksal mit 42 Jahren in die soldatische Karrière. Ihm half das Glück, gewiss. Denn der bloße Mann der Tat ist ja nicht der Herr der Außenwelt wie der Denker, sondern ihr Sklave. Aber die eigentliche Initiative gehörte immer ihm selbst. Genie ist Initiative. Der kommt am weitesten, welcher nicht weiß, wohin er geht — sagt Oliver Cromwell.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.



Das mitternächtige Gesicht.

Eine hochidealische Dichtung.

Innerhalb der Eisenbäume scheint es heut mir nicht geheuer;
In Takumbaus Seele schleudern Geister ihre wilden Feuer;
Auf des Astes knorrigen Zacken lehn' ich meinen Arm — den rechten:
Von Gedanken wirbelt's böse in der Stirn bei solchen Nächten.

In das grausige Dunkel starr' ich und ich lausch' dem Saus der Winde,
Das entblößte Haupt, das schwarze, press' ich an die rauhe Rinde.
Ha! Da hebt sich meinem Auge aus des Dickichts Finsternissen
Ein gespenstig bleiches Antlitz: angenagt und angebissen!

Graust mir? — Seh' ich Geister?! — Jene sturmzerfetzten Haare,
Jenes blasse Todtenantlitz, das mit Schrecken ich gewahre,
Weh!!! Ich kenn' es! — Voll und schwärzlich sah ich die verfaulten Wangen
Und im sorglich schwarzen Haarschmuck diese wirren Strähnen prangen.

Und das schwarze Ang', das einstmals hold bezaubernd mich bestrickte,
Wehe, wie es eben aus den leeren Höhlen zu mir blickte!
Warum ringst du, Königinne, mir nun deine dürren Arme,
Du, die einst mich abgewiesen, als noch schlug das Herz — das warme!

Tor ich, der allein zu lieben wähnte, dass mein Herz in Hass erlohte,
Und nun muss ich merken, leider liebte mich die liebe Todte!!
Lach' ich nicht?! Takumbau ließ die Lieder ja zu dir nicht lodern,'
Unter gelbem Tössockteppich muss dein weiches Herz nun modern!

Konnt' ich's wissen, konnt' ich's ahnen, dass für mich dein Herz geschlagen?
Ach wie hätt' 'sich mit dem König gut die Königin vertragen!
Weh, du einz'ge, wundersame, schwarzes Weib du sondergleichen,
Ist es wahr, so send' Takumbau heut' noch deiner Lieb' ein Zeichen.

Sprich, o sprich, wie soll ich's tragen?! Doch wie soll ich Trost erlangen
Ach, von dir, die ich erschlagen, ehe denn ich dich umfangen?!
Sie verschwindet. — Bleiche Nebel feuchten kühlend meine Stirne,
Kochend zischen noch die Feuer, tanzen noch durch mein Gehirne!

In der Hand die Schläfe fiebern: düster muss ich träumen, düster.
In der Eisenbäume Kronen schwirrt es, wie ein Spottgeflüster.
Ach, dass du o Königinne, musstest dich als Feind erweisen!
Darum musste dich Takumbau*) tödten, braten und verspeisen!

Stuttgart. Karl Biesendahl.

*) Takumbau, König der Fidschi-Inseln, war nämlich Menschenfresser.



Der gute und der böse Ton unter den Litteraten.

Von L. Freytag (Berlin).

In Nr. 66 der „Deutschen Schriftstellerzeitung“ h. a. schreibt ein Anonymus etwas weitschweifig, sonst aber recht treffend über die „Moral der litterarischen Kritik“, und es dürfte für jede anständige Zeitschrift und für jeden Litteraten („Litterat“ im höheren Sinne gefasst) nachgerade an der Zeit sein sich angesichts eines immer ärger werdenden Missstandes auf seine eigene Würde zu besinnen und energisch Hand ans Werk zu legen.

Wie es in unserem parlamentarischen und politischen Leben, wie es in öffentlichen Debatten, vollends in Wahlversammlungen und dergleichen heute zugeht, bedarf keiner Erörterung. Politische, soziale, kirchliche, kommunale Gegner behandeln einander öffentlich in einem Tone, als wäre der sozialistisch-anarchistische Zukunftsstaat bereits lebendig geworden oder als befänden wir uns mindestens in Amerika, wo im Wahlkampfe nicht nur Beschimpfung und Verleumdung, sondern auch Bewerfung von gegnerischen Kandidaten mit faulen Eiern und dergleichen landesüblich ist. Bei uns im lieben Deutschland ist es nahezu ebenso weit gekommen. Dass in unseren Wahlkämpfen die Gegner den Gegnern (und vice versa) Absichten und Ansichten imputieren, die nichts sind als offenbare Lügen, dass man sogar gewagt hat die Verleumdung des Gegners als erlaubte Waffe öffentlich anzuerkennen, dass der immer noch nicht überwundene Antisemitismus das läppische Märchen des jüdischen Menschenopfers noch heutzutage öffentlich verficht, dass der Kampf zwischen den beiden christlichen Hauptkirchen mit einer Rohheit geführt wird, die ans sechzehnte Jahrhundert erinnert (Dr. Sigl auf der einen, Prediger Thümmel auf der anderen Seite!), ja dass selbst an sich gutherzige Menschen denjenigen als einen Abtrünnigen verfolgen, der mit der gegenseitigen Toleranz Ernst macht: das ist eine Erscheinung, der wir auf Schritt und Tritt begegnen.

Immerhin mag man diese Ausschreitungen mit gewissen nicht ganz unberechtigten Gründen halb und halb entschuldigen: religiöser Hass ist ja vollends immer unzurechnungsfähig gewesen. Traurig freilich ist es, wenn unser bald zur Neige gehendes Jahrhundert es noch nicht einmal soweit gebracht hat, dass der Christ den Christen achtet und seine Ueberzeugung schont; das Christentum hat den Schaden davon, und die schmähenden Theologen machen der Religion der Liebe wenig Ehre.

Ein noch viel schlimmeres Beispiel aber giebt zum guten Teil die akademische, die Gelehrtenwelt, die das „homo sum, humani nil a me alienum puto“ als Devise führt, sich dieselbe aber leider nur selten zum Muster nimmt, und es ist merkwürdig genug, dass die beispiellose Verrohung des polemischen Tones gerade mit dem Siege des „Humanismus“ beginnt, ja mit demselben zusammenfällt. Der alte Iffland in seinem Nachspiel „der Magnetismus“ führt einen Herrn vor, der seinen Diener, einen alten Soldaten, als Professor verkleidet und ihm seine Instruktionen giebt. Zu allem soll er sagen: „Das weiß ich besser“; in allem soll er widersprechen, gegen den dagegen Redenden grob werden und, wenn man ihm beweist, dass er unrecht hat, schimpfen: „viele Gelehrte nennen das Freimütigkeit.“ Nun, das geschieht denn auch, und als der Alte in seiner Verkleidung einen Widersprecher mit den Worten traktiert: „Ihr seid ein Mann wie ein Vieh“, meint dieser: „Der Herr muss wohl sehr berühmt sein, der Sprache nach.“ Man meint vielleicht, das sei possenhafte Uebertreibung? Bitte sehr; ich selbst hörte im Kolleg, wie ein Professor den nebenan dozierenden Kollegen coram publico einen „dummen Esel“ nannte, und wer die gelehrten Zeitschriften und die Vorreden gelehrter Werke kennt, weiß, dass das Schimpfen und „Verreißen“ der wissenschaftlichen Gegner, zumal der Konkurrenten, nicht etwa eine Ausnahme, sondern etwas ganz gewöhnliches ist. Was soll man dazu sagen, wenn ein berühmter Professor über einen anderen ebenso berühmten schreibt: „Die Beleuchtung der Frage hat durch ihn nicht gewonnen, da Leidenschaft und Verwirrung ihn zu kleinlichen Schmähungen seine Zuflucht haben nehmen lassen, vielmehr hat er nur das erreicht, die Diskussion der Frage in eine Sphäre herabzurücken, in die ihm anständige Gegner nicht folgen konnten.“ Dies ist ein kleines Pröbchen; ich könnte mit einem artigen Blumenstrauße dieser Manier aufwarten, wenn nicht nomina odiosa und die Dinge selbst so unerquicklich wären. Der Ton mancher Zeitschriften zeichnet sich durch besonders erlesene Grobheit aus; das „fortiter in re, suaviter in modo“ Lessings wird namentlich dem Konkurrenten gegenüber nur in seiner ersten Hälfte beobachtet, und es ist ja bekannt, dass der größte deutsche Journalist und Kritiker die zweite Hälfte in seinen Streitschriften selbst oft genug bei Seite gelassen hat. Doch selbst das Schimpfen ist noch lange nicht das schlimmste; ärger ist, dass absichtliche und wohlüberlegte Verleumdung nicht zu den unerhörten Dingen gehört und dass diese Art indianischer Kriegführung kaum noch Anstoß erregt.

Dieser „humanistische“ Ton à la Fischart ist nun aber auch in diejenigen Zeitschriften und Tagesblätter übergegangen, die nicht den exklusiv gelehrten Kreisen, sondern der breitesten und weitesten Oeffentlichkeit dienen sollen; auch hier ist das Koterie- und Parteiwesen zu einer so schroffen Einseitigkeit ausgebildet, dass jede Partei und jede Clique unter sich eine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit darstellt, welche sich dem Gegner gegenüber jeder menschlichen Rücksicht aus eigener Machtvollkommenheit entbindet. Hier aber ist der allgemeine moralische Schade ungleich größer als da, wo es sich bloß um die gelehrten Kreise han-

delt; denn wenn das bloß im allgemeinen gebildete Publikum (oder auch das gar nicht gebildete) in den Zeitungen und Zeitschriften, aus denen es sich seine Belehrung holt, in allem und jedem den Ton der Gasse wiederklingen hört, so nimmt es denselben auch selber an: und diese theoretische Voraussetzung ist ja längst praktisch lebendig geworden. Liest der Viertels- oder Halbgebildete in seiner Zeitung, dass dieser oder jener große Mann oder Reformator gerade dann von dem höchsten Ideal erfüllt sei und gerade dann unsere allgemeine Bewunderung verdiene, wenn er „hanebüchen grob" werde, welch eine Lehre soll er daraus ziehen? Doch nur diese: „Wenn Du ein Ideal vertrittst (oder was Du dafür hältst), so darfst Du, ja so musst Du schimpfen und verleumden."

Welche Abwehr steht einem in maßloser, ungerechter oder gar verleumderischer Weise angegriffenen Litteraten nun aber zu Gebote? Das einfachste und natürlichste wäre die Einsendung einer „Entgegnung" an die Redaktion derjenigen Zeitschrift, die dem ungerechten Angriffe ihre Spalten geöffnet hat. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass dieser Weg so gut wie hoffnungslos ist; das „Warum" bedarf wohl kaum einer Erörterung. Sehr selten versteht sich eine Redaktion (vollends die einer gelehrten Zeitschrift) zur Aufnahme einer solchen meist notgedrungenermaßen umfangreichen Entgegnung, da sie ihre Autorität zu schädigen und ihren Mitarbeiter zu verstimmen fürchtet; tut sie es doch, so lässt sie meist sogleich die „Duplik" des Mitarbeiters folgen und erklärt damit die Sache für abgeschlossen. Dass aber der Urheber des Streites sein Unrecht anerkennt, ist geradezu beispiellos. Meist wird das Ansuchen um Aufnahme einer Entgegnung ignoriert oder gar höhnisch abgefertigt. Man hat deshalb sogar besondere Zeitschriften für „Antikritiken" begründet, natürlich ohne jeden Erfolg. Solche Zeitschriften sind gleich im Entstehen krank und erlöschen nach wenigen Monaten klanglos.

Was ist nun aber zu tun? Soll man den gerichtlichen Weg einschlagen? Nenne ich öffentlich einen wirklichen Lumpen einen Lumpen oder schlage ich ihn gar hinter die Ohren, so werde ich vor Gericht unbedingt verurteilt, und wenn ich hundertfach recht habe; für meine boshaft verunglimpfte litterarische Ehre giebt es nur in ganz ungewöhnlichen Fällen eine auch nur annähernd genügende Sühne. Ueberhaupt widersteht es wahrhaft adligen Naturen bei „Beleidigungsfällen" nach der Polizei und den Gerichten zu schreien; die ganze gerichtliche justizmäßige Prozedur hat einen widerwärtigen Beigeschmack, der lediglich abschreckend wirkt. Oder soll man schimpfen mit schimpfen vergelten? Das schickt sich für Gassenjungen. Oder soll man den schimpfenden und verleumdenden Feind vor den Säbel oder die Pistole citieren? Es wäre vielleicht das beste, jedenfalls kann niemand es unehrenhaft nennen. Aber abgesehen davon, dass in den meisten Fällen nur unverheiratete junge Leute dazu in der Lage sind, weil nur solche ihre ganze Existenz durch ein Duell aufs Spiel zu setzen wagen dürfen und der Duellant (falls er nicht Offizier ist) härter bestraft wird als der Dieb und Fälscher, kann man sich darauf verlassen, dass „bellende Hunde nicht beißen" und dass der schimpfende Verleumder sofort nach dem gerichtlichen Schutze schreien wird, wenn er für seine nichtswürdigen Taten mit der Waffe Rechenschaft geben soll. **Der litterarisch ungerecht und verleumderisch Angegriffene ist also wirklich rechtlos und schutzlos.**

Die Besserung dieser jammervollen Zustände muss von innen herauskommen, sie muss von uns Litteraten selber ausgehen. Jeder, der zur Feder greift, muss von vornherein sich auf einen ähnlichen Standpunkt stellen, wie ihn Schenkendorff einnahm als er sang: „Ich zieh' ins Feld um Himmelsgüter und nicht um Fürstenlohn und Ruhm; **ein Ritter ist geborner Hüter vor jedem wahren Heiligtum.**" Jeder sei als Litterat ein Ritter in der höchsten Bedeutung des Wortes, der mit dem würdigen Gegner ritterliche Waffen kreuzt und den unwürdigen mit Verachtung, noch besser aber ihn damit straft, dass er Böses mit Gutem vergilt. Jeder soll zumal als Kritiker sich dessen bewusst sein, dass es sich nicht um das armselige eigene Ich, sondern um eine hohe und heilige Sache, um die geistige und sittliche Erziehung der Nation handelt; jeder soll nicht vergessen, dass er auf der Höhe der Nation stehen soll, und deshalb soll man einst von ihm sagen müssen: „Weit hinter ihm in wesenlosem Scheine lag . . . das **Gemeine.**" Jeder für sich muss es als Litterat dahin bringen, dass er den litterarischen Ton aus seiner gegenwärtigen Niedrigkeit zu reiner Höhe erhebt und dass der Ausländer in dem deutschen Litteraten und Gelehrten ein echtes, ein ideales Vorbild anerkennt, wir **alle** müssen es dahin bringen, dass wir unsere Würde zurückgewinnen und dass derjenige, der von dem gegenwärtig herrschenden Gassenton nicht lassen will, unter der allgemeinen Verachtung zusammenbricht, die ihm längst gebührt hätte. „**Lasst uns besser werden, dann wirds besser sein!**"



Die Umwälzungen von 1848—49.

(Schluss.)

II.

Deutschland, das auf dem Titelblatt des Maurice'schen Werkes zuletzt erscheint, ist auch in dem Buche am Wenigsten ausführlich behandelt, obwohl es auf der Hand liegt, dass, nächst dem Fortbestande des Freistaates in Frankreich ohne Napoleonische Oberhauptschaft, der Sieg der Volksparteien in Europa

von dem Siege derselben in Deutschland, einschließlich des dazu gehörigen österreichischen Teiles, abgehangen hätte. Bei seinen geschichtlichen Rückblicken auf die vorhergegangenen 33 Jahre erwähnt der Verfasser nicht der zahlreichen deutschen Geheimbünde, welche das Seitenstück zu den italienischen bildeten, und über die sich u. A. in Ilse's „Geschichte der Politischen Untersuchungen" (1819—27; 1833—42) die Nachweise finden. Die Auslassungen, die Irrtümer, die Verschiebungen sind in den auf Deutschland bezüglichen Abschnitten des Buches auffallend zahlreich.

Wir hören da von „einem badischen Abgeordneten, genannt (!) Izstein" (!), welcher „durch einen zufälligen Umstand", nämlich durch seine und Hecker's Ausweisung aus Berlin, kurz vor 1848 „sehr viel Aufmerksamkeit auf sich zog". Mit diesem Abgeordneten, genannt „Izstein", ist nun Adam von Itzstein gemeint, der Nestor der Verfassungsparteien in Deutschland, der seit 1822 das Haupt der Liberalen war — „vielleicht das größte parlamentarische Talent in Deutschland, unter den Vordersten in den Reihen des Liberalismus, Einer der Wenigen, auf die das gesammte deutsche Vaterland stolz zu sein ein Recht hat." So ist schon in dem Brockhaus'schen Konversations-Lexikon von 1845 zu lesen.

In Zimmermann's „Deutscher Revolution", in welcher Itzstein's Bild als das erste steht, wird von dem „im deutschen Volke überall verehrten Johann Adam von Itzstein", den ich persönlich zu kennen die Ehre hatte, so gesprochen: „Itzstein, ein Freiherr im edelsten Sinne des Wortes, war, wie noch heute, auch in den Tagen der schweren Not des deutschen Volkes der Mittelpunkt für die Männer gewesen, denen die Lage des Vaterlandes zu Herzen ging." Auf seinem Gute Hallgarten, gegenüber dem Johannisberg, „sammelten sich Gleichgesinnte aus Baden, aus Württemberg, aus Sachsen, aus Rhein-Baiern und aus Rhein-Preußen, zuletzt Abgeordnete aus allen deutschen Landen". Vom Giebel des Itzstein'schen Landsitzes flaggten selbst in jenen trüben Zeiten manchmal die deutschen Farben, Schwarz-Rot-Gold. „Man einigte sich hier besonders über bestimmte Anträge, welche auf den Landtagen der einzelnen deutschen Staaten zu stellen wären, wie über die Mittel und die Wege zur Verteidigung der Volkssache mittelst der Presse."

Herr Maurice hat das Zimmermann'sche Buch*) längere Zeit in Händen gehabt und führt es unter seinen Quellen an. Gelesen kann er es kaum haben; denn die ausführliche Schilderung der Wirksamkeit Itzstein's steht bei Zimmermann gleich im Eingang, auf S. 6 und 7.

Wundern wird man sich da nicht, dass Mittermaier, der Vorsitzende beim Vorparlament — („die ehrwürdige Gestalt, von der Deutschland lange viel gehört und gelernt hatte," nennt ihn Zimmermann) —, ein Mann ebenso hervorragend in ganz Europa als Rechtsgelehrter, wie bekannt als gemäßigt freisinniger Vorkämpfer, völlig übergangen ist. Vergeblich sieht man sich auch nach dem Freiherrn von Vincke um. Es fehlt eine Reihe der bedeutendsten Führer.

Von Friedrich Hecker, dessen Name einst in Nord und Süd der volksbeliebteste war, und noch lange als Sammelruf galt, heißt es: er sei in die badische Abgeordneten-Kammer von 1847 erwählt worden. Struve aber sei „anscheinend einer der Ersten gewesen, welche den Bestrebungen des badischen Volkes Ausdruck gegeben".

Es verhält sich anders und gerade umgekehrt. Hecker hatte schon etwa vier Jahre lang vor 1847 in der Kammer gewirkt, und zwar, wie ich mich lebhaft als anwesender Zuhörer erinnere, vom ersten Tage seines dortigen Erscheinens an. Wie Karl Schurz in einem Schreiben bei Enthüllung des Hecker-Denkmals in St. Louis sagte, hatte dieser kühne Volksführer bereits eine „glänzende parlamentarische Laufbahn" hinter sich, als er sich 1848 in die revolutionäre Bewegung warf.

Gustav von Struve seinerseits, der später auftrat, verließ die diplomatische Laufbahn, um in Baden zuerst als gemäßigt Liberaler an der Spitze des von ihm geleiteten „Mannheimer Journals" zu wirken. Er verlangte anfänglich lediglich, dies aber auch mit aller Tatkraft, die Ausführung der einst von den Fürsten in Zeiten der Not erteilten Versprechungen. Durch politische, wie durch religiöse Ansichten war er von der eigentlich radikalen und zugleich freidenkerischen Partei ein Zeit lang geschieden. Nicht er gab den Bestrebungen des badischen Volkes den ersten Ausdruck. Hecker war es gewesen. In den Märztagen 1848 trat Struve allerdings mit rasch zunehmender Schärfe auf, legte einige Wochen nachher seinen Adelstitel ab, und verfocht von da an die neugewonnenen Ueberzeugungen mit dem äußersten Opfermut.

Der Abkunft und des früheren Lebenslaufes Struve's, welche seinem Entschlusse doppelt hohe Bedeutung verleihen, gedenkt das vorliegende Buch mit keiner Silbe. Eine wirkliche Geschichtschreibung würde dies nicht vergessen, gleichviel wie das Urteil über die Tätigkeit des Mannes ausfiele. Nennt man Florian Geyer im Bauernkrieg, so setzt man hinzu, dass er ursprünglich Ritter Geyer von Geyersberg hieß.

Den von Struve im Namen seiner Partei beim Vorparlament eingebrachten freistaatlichen Verfassungsentwurf für Deutschland bezeichnet Herr Maurice als

*) Es war ihm, nebst anderen „nicht leicht zugänglichen Schriften" (wie in der Vorrede bemerkt ist), und mehreren seltenen Bildnissen Robert Blum's, von dem Schreiber dieses zur Verfügung gestellt worden. Das Werk von Herrn Maurice enthält die Bildnisse Mazzini's, Kossuth's und Blum's. Dasjenige Kossuth's, obwohl aus jener Zeit stammend, würden diejenigen nicht erkennen, die ihn bei seinem ersten Erscheinen in England (1851) sahen.

„im Namen des Siebener-Ausschusses gestellt“. Der Siebener-Ausschuss war aber der Ausschuss der von Welcker und Heinrich von Gagern geführten monarchisch-konstitutionellen Verfassungspartei! Irrig ist abermals, was Herr Maurice über einen angeblichen „Mischmasch verschiedener Gedanken“ in dem von Struve vorgetragenen Entwurfe sagt. Dieser Entwurf war in sich vollkommen folgerichtig. Er hielt sich ganz innerhalb der damals unter den demokratischen Volksparteien vorwiegenden Ansichten über Heeres-Einrichtung, nationale Einheit, bürgerliche Freiheit, Trennung der Kirche vom Staat, Selbstverwaltung der Gemeinden, Schutz der Arbeit, und Uebertragung der Schweizer oder amerikanischen Verfassung auf Deutschland.

Keine Erwähnung findet in dem Maurice'schen Werke der Verfassungsentwurf des Siebener-Ausschusses selbst. Dagegen wird wieder viel von Böhmen, „Szaffarik“ (auch dieser Name ist, gleich dem Itzstein's, unrichtig geschrieben) u. s. w. gesprochen. Und doch zeigte selbst der Entwurf der monarchisch-konstitutionellen Partei eine auffällige Annäherung an die Verfassung der Vereinigten Staaten oder der Schweiz. Ja, unter dem Eindrucke der eben vollzogenen und noch mächtig flutenden Umwälzung sprach derselbe einstweilen vorsichtig nur von „einem Bundesoberhaupte mit verantwortlichen Ministern“, ohne die Erblichkeitsfrage zu berühren. Zum richtigen Verständnis des Geistes jener Tage wäre es aber nötig, derlei Vorgänge klar zu legen.

Bei Besprechung der Erhebungen in Baden nennt der Verfasser die im April 1848 von Hecker geleitete den „ersten badischen Aufstand“. Die zweite vom September nennt er selbst im Inhaltsverzeichnisse, wo am Ehesten eine gewisse ruhige Tatsächlichkeit erwartet werden könnte, den „Struve-Putsch“. Dies in Deutschland als spöttisch geltende Wort gebraucht er auch im Text. Indessen war der September-Aufstand nicht mehr und nicht weniger ein „Putsch“, als der im April von Hecker und Struve gemeinsam angeregte.

„Aus irgend einem unbekannten Grunde“, meint Herr Maurice, sei nach den September-Unruhen in Frankfurt „die Leitung des darauf gefolgten Aufstandes in Baden an Struve, statt an Hecker, übertragen worden“. Der Grund oder vielmehr die Gründe dafür waren jedoch sehr einfacher Natur. Tief entmutigt, hatte Hecker jeder weiteren Teilnahme an neuen Umwälzungsversuchen seit Monaten entsagt. Er war überdies bereits seit mehreren Wochen mit seiner Familie nach Amerika abgereist, um sich dort, am Rande des damals noch „wilden Westens“, ein Heim zu gründen, als der zweite Aufstand in Baden erfolgte. Eine so einfache Erklärung, warum Struve diesmal zur Leitung aufgefordert wurde, hätte der Verfasser sich leicht verschaffen können.

Wiederum irrt er mit der Behauptung: es sei bei dem republikanischen September-Aufstande in Baden kein Anruf an das Nationalgefühl wegen des abgebrochenen Schleswig-Holsteinischen Krieges erfolgt, was allein einen wenigstens teilweisen Erfolg hätte herbeiführen können. Nun wies aber gleich der erste Erlass der provisorischen Regierung vom 21. September auf die am 18. September zu Frankfurt wegen des Waffenstillstandes von Malmö erfolgte, durch Truppen niedergeschlagene Erhebung hin. Auch das steht in einer der Schriften, welche Herr Maurice doch als Quelle anführt. Während des Kampfes in Staufen spielte die Musikschaar der Aufständischen überdies das Schleswig-Holstein-Lied. Nach Einnahme der Stadt wurde diese Schaar in dem Verstecke, wo sie Zuflucht gefunden, entdeckt und kurzweg erschossen.

Von dem „Struve-Putsch“ bemerkt Herr Maurice: derselbe sei „schmählich“ unterlegen. Er unterlag indessen nicht schmählicher, als der vom April. Vielmehr wurde die Tapferkeit und Hartnäckigkeit der mehrstündigen Verteidigung in Staufen von dem siegreichen badischen General Hoffmann ausdrücklich bezeugt. Die Freischaaren waren ohne Geschütz gewesen, und die Stadt wurde mit Kartätschen beschossen. Trotz dieses ungünstigen Verhältnisses war der Widerstand stärker, als bei dem früheren Freischaarenzuge. Hessen-Darmstädtische, Würtembergische, Kur-Hessische und Preussische Truppen wurden massenhaft gegen den Aufstand nach Baden gezogen. Herr Maurice aber, der diese Tatsachen nicht berichtet, will von „schmählicher“ Niederlage reden.

Dass übrigens die Schweizer alle solche misslungenen Erhebungen als „Putsch“ bezeichnen, ist dem Verfasser wohl auch unbekannt. Das Wort ging von dort nach Süd-Deutschland über und wurde dann von den Gegnern einer Volkserhebung spöttisch gebraucht.

Von schmählicher Niederlage redet Herr Maurice nicht bei Erörterung der italienischen Erhebungsversuche, selbst nicht beim Savoyer-Zug von 1834. Wer von Mazzini etwas weiß, dem ist bekannt, dass die Glut seines Strebens ihn sogar zur planmäßigen Veranstaltung von Aufständen hinriss, deren Unmöglichkeit des Gelingens ihm wohl bekannt war. Man nannte dies: „Protest erheben“. Der Hass gegen Unterdrückung sollte damit wachgehalten werden. Mazzini, der eine Zeitlang von Zweifeln durchnagt war, „sah“ — wie er selbst erzählt — „die Gestalten der Erschossenen vor seinen Augen sich wie ein Spuk des Verbrechens und der nutzlosen Reue erheben“. Er „litt so tief, dass er dem Rande des Wahnsinns nahe war“. In diesem Zustande wäre er „entweder verrückt geworden oder hätte sein Leben durch Selbstmord beschlossen“. Da „baute er sein ganzes Gebäude der Sittenphilosophie von Neuem auf“ und suchte Trost und Beruhigung in religiösen Auffassungen. Es folgten dann noch manche, von Vornherein klar zur unausbleiblichen Niederlage

führende Aufstände; manche darunter ganz verfehlte „Putsche“.

Es soll hier kein Urteil gefällt, nur geschildert werden. Deutsche Volksmänner, welche in gutem Glauben an allgemeinere Begeisterung handelten und eine starke Möglichkeit des Gelingens erkannt zu haben meinten, sich auch nimmermehr mit religiösen Auffassungen über gefallene Opfer getröstet hätten, deren Niederlage gewiss war, werden von Herrn Maurice mit anderem Maße gemessen, als der italienische Führer. Von „Putschen“ spricht er da nicht. Sind da die Wagschalen gleich?

Allgemein anerkannt ist — der ultramontane Freiherr von Andlaw bezeugt es u. A. in seinem umfangreichen Werke: „Aufruhr und Umsturz in Baden“, — dass die auf die niedergeschlagene September-Erhebung von 1848 gefolgten Schwurgerichts-Verhandlungen in Freiburg den stärksten Einfluss auf die Herbeiführung der dritten, größten Erhebung (1849) in Baden hatten. Das großherzogliche Heer selbst stand zum Schutze der bedrängten Nationalversammlung auf. Es war das erste Ereignis dieser Art in Deutschland. In Rhein-Baiern und Baden bildeten sich Volksregierungen. Einer Gesammtmacht von etwa 80,000 Mann — der Hauptteil derselben von dem Prinzen von Preußen, dem jetzigem Kaiser Wilhelm, geführt — bedurfte es, eine Reihe Schlachten im offenen Felde musste geschlagen, Rastatt wieder erobert werden, ehe man der Bewegung Herr wurde.

Mehrere Monate lang dauerten die Kämpfe. Das blutige Trauerspiel schloss mit Hinrichtungen, welche vom 31. Juli bis 30. Oktober dauerten. Es fielen unter der Standrechtskugel Max Dortu; E. Elsenhans; Oberst von Biedenfeld; Friedrich Neff; N. Tiedemann, der Gouverneur von Rastatt; der Major Heilig; W. A. von Trützschler, gleich Robert Blum Mitglied der Deutschen Nationalversammlung; H. Böning; Valentin Streuber und noch eine Menge Männer vom verschiedensten Beruf.

Sämmtliche verfügbare Kasematten, alle Gefängnisse und sonstigen geschlossenen Räume des Landes genügten nicht, um die Zahl der Verhafteten und Abzuurteilenden aufzunehmen. Das Vermögen der Gefangenen und Flüchtigen wurde eingezogen, die Führer wurden für „heimatlos“ erklärt — darunter der hochbetagte Itzstein, der am Aufstande nicht Teil genommen. Zugleich wurden die Führer gesammtverbindlich zur Erstattung von 12,000,000 Gulden „Kriegskosten“ verurteilt. Die Zahl derer, die aus dem Lande flohen und wegwanderten, war größer, als es je in Polen, oder in Frankreich bei dreißigfach stärkerer Bevölkerung, der Fall gewesen. In Folge dessen sank die Einwohnerzahl in Baden derart, dass sie noch zwölf Jahre nachher geringer war, als vorher.

Diese Ereignisse erledigt Herr Maurice in 8, sage: acht Zeilen, in welchen übrigens keine einzige nähere Tatsache angegeben ist, dagegen zwei schiefe Darstellungen mit unterlaufen. Rhein-Baierns wird gar nicht gedacht. Ueber den vorhergegangenen Mai-Aufstand in Sachsen, die Wiedereinnahme von Dresden, die lange, harte Gefängnishaft hervorragender Männer — kein Wort! Hätten nicht die Namen Richard Wagner's und Semper's schon einen kleinen Anlass zur Erwähnung bieten können?

Es steht Jedem frei, auch hier, wenn es ihm beliebt, von schmählicher Niederlage zu sprechen. Doch Geschichtschreibung ist es nicht, wenn man von solchen Ereignissen, wie sie größer nicht im ganzen Verlaufe der deutschen Umwälzung vorkamen, einfach schweigt.

Kann übrigens irgendwer, der das heutige Deutschland betrachtet, vergessen, was das Streben einer beträchtlichen Anzahl Männer bei jener Massenerhebung in Sachsen, Rhein-Baiern und Baden war?

Nun in Kürze nur noch ein Paar Bemerkungen zur Kennzeichnung einiger anderen Schilderungen.

Bei Besprechung der März-Ereignisse in München sagt der Verfasser: „Der König stimmte jedenfalls zu, für jetzt eine bairisches Parlament zu berufen.“ Daraus müsste der englische Leser eigentlich schließen, eine Kammer sei vorher in Baiern nicht dagewesen. Den ersten Gedanken, zur Wiederherstellung einer Deutschen Nationalversammlung aufzufordern, unterlegt Herr Maurice im Jahre 1847 einem Manne, der nicht vor Ende 1848 oder Anfangs 1849 irgendwie bekannt wurde. Die Rückkehr des Prinzen von Preußen nach Berlin im Sommer 1848 wird gemeldet; nicht aber seine Flucht und sein längerer Aufenthalt in England. Ueber einen süddeutschen Volksführer wird gesagt: er habe den „ominösen“ Namen Metternich getragen — als ob diese zufällige Namensgleichheit irgendwelche tiefere Bedeutung gehabt hätte. Ueber den Erzherzog Johann heißt es: „er sei das einzige Mitglied des königlichen (!) Hauses gewesen, welches eine innerlich „ächte Achtung für die Freiheit (!) hatte“. Ein wirkliches Bild der März-Umwälzung in Berlin ergibt sich in dem Buche nicht. Es fehlt da, wie bei der, ebenfalls sonderbar kurz abgetanen Oktober-Revolution in Wien, an dem großen Zuge der Schilderung. Geringfügige Dinge, die sich zu Wien im März 1848 abspielten, sind weitschweifig behandelt. Der gewaltige tragische Untergang findet keine entsprechende Darstellung; und das mag eben an den slavischen Zuneigungen des Verfassers liegen.

Zu Ehren der Wiener Legion*), die übrigens auch der „nationalen Vorurteile“ und des „Mangels an Selbstbeherrschung“ bezichtigt wird, ist ein, leider schlecht übersetztes Gedicht von „Schauffer“ mitgeteilt. Es ist wohl Karl Heinrich Schnauffer

*) Das am Schluss jedes Verses stets wiederkehrende Schlagwort „Legion“ (im Englischen spricht man „Litschen“ aus) ist in der Uebersetzung auf „tone“, „won“, „thrown“ u. s. w. gereimt und der ganze Eindruck dadurch zerstört.

gemeint — gewiss einer der Besten und Treuesten, der auch manches dichterisch zündende Wort für Volkskreise hinausgesandt hat. Aber warum hören wir nichts von den im großen Heldentone gehaltenen Liedern Freiligrath's:

„Wenn wir noch knieen könnten, wir lägen auf den Knien;
Wenn wir noch beten könnten, wir beteten für Wien —"

oder das andere, nach Robert Blum's Hinrichtung als Requiem gedichtete, welches an gewaltiger Kraft kaum seines Gleichen hat?

Doch wie Freiligrath's Name, so fehlen auch die Uhland's, Anastasius Grün's, Herwegh's, Kinkel's in diesem Buche! Wäre nicht Uhland wegen seines: „Wenn heut ein Geist herniederstiege" und manch' anderen Liedes, wegen seiner tapferen politischen Tätigkeit in der würtembergischen Kammer und im Frankfurter Parlament, und als einer der Letzten, die bei der Nationalversammlung bis zum Einsprengen der Truppen treu aushielten (Uhland erhielt einen flachen Säbelhieb), der Erwähnung wert gewesen?

Wer aber weiß nicht, welche Wirkung einst die Lieder Anastasius Grün's, dessen Denkmal heute so oft in Laibach slovenisch verunreinigt wird, in Oesterreich, die Herwegh's und insbesondere Freiligrath's in ganz Deutschland übten? Und war es nicht der Mühe wert, zu berichten, dass auch Dichter ihr Leben und ihre Freiheit für die Volkssache aufs Spiel gesetzt hatten? Aber ihrer ist nicht ein einziges Mal in dem Werke erwähnt, während der verrückt aufgeputzte tschechische Bierbrauer Faster in Prag viermal, andere tschechische Größen oft genug genannt sind.

So sind hochbedeutende geistige Kräfte, auf welche es doch bei einer Bewegung ankommt, auffälligerweise in dem Werke unterschätzt oder vielmehr als nicht dagewesen behandelt. Mag das Urteil auch scharf lauten, keinem Zweifel unterliegt es, dass sich über die Vorgänge der Jahre 1848—49 aus manchem krass freiheitsfeindlichen Werke, trotz des gehässigen Tones, mehr lernen lässt, als aus diesem. Es ist uns, bei persönlich freundlicher Stellung zu dem Verfasser, nicht leicht geworden, dies niederzuschreiben, und es ist unter den Umständen mit der gebührenden Rücksicht geschehen. Doch vor Allem der Wahrheit die Ehre!

London. Karl Blind.

Litterarische Neuigkeiten.

Ein unerhörter Geschäftsskandal kam kürzlich zwischen der Firma Elischer in Leipzig und dem idealen Anzapfer der „Konventionellen Lüge", Herrn Nordau in Paris, zum Austrag. Nordau veröffentlichte in allen Blättern eine fulminante Erklärung gegen Elischer wegen Herausgabe seines Romans „Die Krankheit des Jahrhunderts", worin er Elischer deutlich des groben Betrugs beschuldigte. Wer beschreibt nun aber das Erstaunen aller Welt, als der Rechtsanwalt Elischers, Hans Blum, eine Gegenerklärung erließ, welche sich auf unumstößliche Beweise dafür stützt, dass der ideale Messias in Paris sich geradezu unverantwortlich in dieser selben Sache benommen habe und gerade der von ihm beschuldigte Elischer der wirkliche berechtigte Kläger sei! Der Prozess ist natürlich in vollem Gange. — Psychologisch interessant ist der Fall als Beweis der alten Tatsache, dass oft der Schuldige sich wie ein Unschuldsengel gebärdet. — Wir erinnern beiläufig an eine originelle Affaire, welche Nordaus strenge Wahrheitsliebe in ein ergötzliches Licht stellt. Bleibtreu hatte in seiner bekannten Broschüre „Paradoxe der Konventionellen Lügen" ganz beiläufig bemerkt, Nordau könne über deutsche Verhältnisse, die er gar nicht kenne, kaum urteilen, als geborener Ungar. Dazu in Parenthese — „Schönfeld ist bekanntlich sein wirklicher Name". Die Leser des „Magazin" erinnern sich nun vielleicht, dass Nordau eine fulminante Erklärung erließ, dass weder er noch seine Ahnen „Schönfeld" geheißen, dies aber in einem Tone sittlicher Entrüstung, welcher offenbar diese schreckliche Unterstellung als einen Beweis für Bleibtreus schnödes Vorgehen insinuierte. Ich erwiderte damals trocken, dass es wohl von geringem Belang sei, ob er den Namen „Schönfeld" oder wie sich später herausstellte „Südfeld" in den Namen Nordau verwandelt habe. Jeder Unbefangene aber wird hier die Methode Nordaus klar erkennen. Mit solchen Sophismen gegen die „Lüge" kämpfen — das ist Nordaus sittliche Entrüstung, wie der vernichtende Fall Elischer aufs neue beweist.

Von Reclam's Universalbibliothek liegen weitere 10 Bändchen und zwar Nr. 2311—2320 vor. Inhalt: „Der Kuss". Gereimtes und Ungereimtes über den Kuss gesammelt von Paul von Schönthan (2311). — „Das Verlobungsbad." Lustspiel in fünf Aufzügen von Curt Herman (2312). — „Genie und Irrsinn" in ihren Beziehungen zum Gesetz, zur Kritik und zur Geschichte. Von C. Lombroso. Mit Bewilligung des Autors nach der vierten Auflage des italienischen Originaltextes übersetzt von A. Courth (2313—2316). — „Die Wildente" von Henrik Ibsen. Aus dem Norwegischen übertragen von Ernst Brausewetter (2317). — „Die schöne Ungarin." Gesangsposse in vier Aufzügen von W. Mannstädt und A. Weller (2318). — „Schüler Liebe und andere Erzählungen und Humoresken" von Franz Freiherr von Gaudy (2319). — „Ein Kotillontour." Lustspiel in einem Aufzug von Ferd. Müller-Saalfeld (2320).

„Allerhand Leute." Von P. K. Rosegger. (P. K. Roseggers Ausgewählte Schriften. 22. Band.) (A. Hartlebens Verlag in Wien.) Ein reizendes Buch ist es, das Rosegger uns in diesem Jahre auf den Lesetisch legt und just wieder zu der Zeit, wo wir aus der freien Sommerfrische zurückkehren in die engen Mauern unserer Städte und mit Herz und Sinn noch ganz in der freien Natur sind. Da berührt uns denn ein so frisches, fröhliches Buch, wie es „Allerhand Leute" sind, doppelt angenehm und wir fliegen von Seite zu Seite, indem wir neue Gestalten des uns so lieben Alpendichters kennen lernen. Rosegger hat das Eigentümliche, dass er mit jedem Jahre an Gestaltungskraft zunimmt, und so kommt es, dass man jedes neue Buch Roseggers als sein bestes erklären muss. In „Allerhand Leute" hat sich der Dichter selbst übertroffen. Seine bekannten Vorzüge: Humor, Anmut, lebensvolle Schilderung, sie finden sich in glänzendster Weise hier wieder und wir wissen kaum, ob wir den losen Schwänken, den herzinnigen Liebesgeschichten oder den halb philosophischen Plaudereien den Vorzug geben sollten. Es ist eben Alles so edel, so wahr, so schön, dass man nicht wählt, nicht urteilt, sondern nur liest und genießt und darin, glauben wir, liegt der unschätzbare Wert eines Dichters.

„Werkstücke." Gesammelte Studien und Vorträge zur braunschweigischen Geschichte von Ludwig Hänselmann (Wolfenbüttel, Druck und Verlag von Julius Zwissler). — Der Verfasser, Stadtarchivar in Braunschweig, bietet in diesen Vorträgen und Studien, die er in den vorliegenden zwei Bänden gesammelt hat, ein überreiches Material dar, das für die Geschichte Braunschweigs von hervorragendster Bedeutung ist.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Soeben erschien:

Der Januskopf.

Roman von

Hermann Heiberg.

2 Bde. broch. M. 10.—, eleg geb. M. 12.50.

Dieser neue Roman welcher das Leben und Treiben im Buchhandel schildert, wird bei der gänzlichen Neuheit des behandelten Stoffes und der ausserordentlich anregenden Lectüre ein vielgelesenes Buch werden und auch bleiben; mich des Weiteren über den Inhalt auszulassen und demselben noch die so üblichen Trompetenstösse der Reclame beizugeben, halte ich, da der Name Heiberg an und für sich schon hinlänglich bekannt, nicht für nöthig.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Thomas Carlyle.

Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken.

Dargestellt, ausgewählt, übertragen

von

Eugen Oswald,

Vorsitzer der Carlyle-Gesellschaft in London

8. eleg. broch. 4 Mark, eleg. geb. 5 Mark.

Das Buch hat vielfach die günstigste Aufnahme gefunden. Anerkennende Besprechungen haben gebracht:

In Deutschland und Oesterreich:

Vossische Zeitung, Frankfurter Zeitung, Norddeutsche Allgemeine, Europa, Triester Zeitung, Mannheimer Journal, Göttinger Zeitung, Lippische Post, Magazin für die Litteratur, Prager Tageblatt, Oldenburger Zeitung, Hannoversche Zeitschrift, Heidelberger Zeitung, Politik, Auf der Höhe, Deutsche Volksschule, Solinger Zeitung, Saalfelder Anzeiger, Anglia, Meyers Jahres-Supplement zum Conversations-Lexicon, Blätter für litterarische Unterhaltung, Deutsche Rundschau, Goethe Jahrbuch, Brünner Tageblatt, Engels Geschichte der englischen Litteratur, Zeitschrift des deutschen Sprachvereins.

In England und Schottland:

Academy, Saturday Review, Glasgow Herald, Newcastle Chronicle, Carlisle Journal, Modern Thought, Weekly Times, Weekly Dispatch, St. James Gazette, Vanity Fair, Illustrated London News, Telephone, Spectator, Westminster Review, Londoner Zeitung, Inquirer.

Ausserdem haben die Schriftsteller:

Matthew Arnold, Edward Dowden, David Masson, Max Müller, Edward Lecky, Karl Bleibtreu, Otto Müller, Hermann Riegel u. s. w. besondere Veranlassung genommen ihre Befriedigung auszusprechen.

Sensationell! Soeben erschien: **Sensationell!**

Die Emanzipierten.

Lustspiel in 4 Acten von

M. G. Conrad & L. Willfried.

broch. M. 2. —.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

In Kürze erscheint:

Unter den Armen und Elenden Berlins.

Wanderungen durch die Tiefen der Weltstadt von

Hans R. Fischer.

Inhalt: Büssende Magdalenen. — Modernes Elend. — Eine Pfingstnacht im Privat-Asyl. — Evastöchter. — Nachts in den Strassen. — Idioten. — Im Rummelsburger Arbeitshause. — Verwahrloste Kinder. — In der städtischen Irrenanstalt zu Dalldorf. — In der Morgue.

== Preis 1 Mark 50 Pf. ==

Verlag von **Richard Eckstein Nachfolger in Berlin SW. 12.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Lose Blätter.

Gedichte von **Arthur Pfungst.**

broch. M. 2—. Eleg. geb. M. 3.—.

Der Autor hat bei dem ersten Erscheinen dieser seiner Poesien ein Pseudonym gewählt; die wohlwollende Aufnahme aber, welche dieselben allerorts fanden, veranlassten ihn, dasselbe nun abzulegen, und wir nehmen keinen Anstand zu gestehen, dass für das Herz sich manche Perle der Weisheit und mancher warm empfundene Spruch in dem kleinen Buche findet, so dass es sich wohl der Mühe lohnt, dasselbe zur Hand zu nehmen.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Unentbehrlich für Haus und Schule!

Erd- und Himmelsgloben, Tellurien und **Planetarien** in 8 Grössen und 17 Sprachen. Bei allen grösseren Buchhandlungen zu haben.

J. Felkl & Sohn,

Lehrmittelanstalt in **Roztok** bei **Prag.**

Illustr. Preiskourants gratis und franko.

Boxbeutel Weine.

Spezialität Würzburgs.

12 ganze (⅞ Lit.) Boxbeutel Steinwein M. 18.—, M. 24.—, M. 30.—.

12 halbe Boxbeutel Steinwein M. 10.—, M. 13.—, M. 18.—.

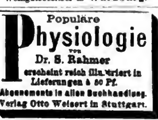
12 ganze Flaschen Schwarz Clävner roth M. 15.— u. M. 18.—.

12 halbe Flaschen Schwarz Clävner roth M. 8.— u. M. 10.—.

incl. Verpackung, ab hier, gegen vorherige Cassa oder Nachnahme. **Postprobe-Kistchen** enth. 4 Boxbeutel Steinwein zu M. 4.50 u. M. 6.—, franko und Nachnahme.

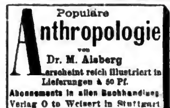
Hermann Rudolph,

Weingutsbesitzer in **Würzburg.**



Die alte und die neue **Weltanschauung**

von **Carus Sterne** erscheint in illustrierten Lieferungen à 50 Pf. = 30 kr. ö. W. und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an. Stuttgart. Verlag Otto Weisert.



Bis auf Widerruf statt 16 M. nur 10 M.

Das Inka-Reich.

Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte

des

Kaiserthums Tahuantinsuyu.

Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet von

Dr. Reinh. Bernh. Brehm,

Kaiserl. Deutscher Gesandtschaftsarzt in Madrid.

Mit 1 Karte in Chromodruck u. Holzschnitten.

Jena. Fr. Mauke's Verlag.

Soeben wurde vollständig:

Elementarbuch

der französischen Sprache

von

Dr. Wilhelm Ricken.

Erstes Jahr. Preis gebd. M. 1.20

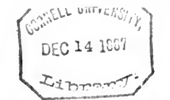
Zweites u. drittes Jahr. Preis gebd. M. 1.50.

Jede gute Buchhandlung kann auf Wunsch diese beiden Bändchen zur Ansicht vorlegen.

Oppeln. Eugen Frank's Buchhandlung (Georg Maske).

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Dieser Nummer liegen bei 4 Prospecte von: Otto Wigand in Leipzig, Breitkopf & Härtel in Leipzig, J. Engelhorn in Stuttgart, Wilhelm Friedrich in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 48. — Leipzig, den 26. November. — 1887.

Inhalt:

Italienische Dorfgeschichten.

Von Mary Nolte.

Unter dem Einflusse des gesteigerten Verkehrs und der nivellierenden Kultur unserer Zeit legt der Bauer, auch in den entlegensten Distrikten, immer mehr, zugleich mit seinem malerischen Kostüm, seine althergebrachten Sitten und Gebräuche ab. Es ist beklagenswert, dass ganze Volksstämme dem allgemeinen Streben nach Gleichheit und Brüderlichkeit ihre Individualität zu opfern genötigt sind, — es ist aber auch unvermeidlich. Doppelt interessant sind uns aus diesem Grunde, auch in kulturhistorischem Sinne, die sogenannten Dorfgeschichten, welche die rasch sich verlierenden Eigentümlichkeiten und Gebräuche der einzelnen Gegenden getreu wiedergeben und für kommende Generationen festhalten. Gerade die deutsche Litteratur ist reich an Erzählungen dieser Art, von Jeremias Gotthelf und dem „Oberhof" an, bis auf den heutigen Tag. Wer von uns kennt nicht die markigen, gemütvollen Schwarzwäldler, die uns Auerbachs Kunst in seinen „Dorfgeschichten" gezeichnet? Wer hat nicht mit Rosegger und Anderen die steiermärkischen und tyroler Gebirge erklommen, in die Sennhütten geblickt und auf hoher Alp das Echo manch' traurigen Liedleins und manch' fröhlichen Jodelns zu hören geglaubt? Wer ist nicht mit Levin Schücking über die „rote Erde" gegangen? Wer hat nicht an der fein und sicher leitenden Hand Emmy von Dincklages die weiten Heiden ihrer Heimat durchwandert und den streng rechtschaffenen, aber starren, eigenwilligen und zähe am Herkömmlichen hängenden Volkscharakter des Emslandes kennen gelernt?

Interessieren uns Skizzen des heimatlichen Volkscharakters begreiflicherweise am meisten, so werden wir doch auch die „Dorfgeschichten" anderer Länder anziehend finden und gewiss nicht zum mindesten Schilderungen aus dem Lande, wohin schon seit alter Zeit der Zug der Germanen geht, — aus dem ewig schönen Italien. Dort schildern uns der feinbeobachtende, witzige Faldella das arbeitsame Piemont, der gemütvolle Fucini die fruchtbaren Gegenden, wie auch die fieberluftatmenden Maremmen Toskanas und Verga lässt uns in seinen „Novelle rusticane" tiefe Blicke tun in das Elend des Bauernlebens auf seiner Heimatinsel Sizilien.

Wir möchten indes Domenico Ciampoli, den Dichter der Abruzzen, auf besagtem Gebiet ihnen Allen voranstellen. 1855 zu Atessa geboren, ist er selbst ein Sohn jener Berge, die er mit so viel Liebe und Begeisterung schildert. Durch seine Schriften weht ein Hauch echter Gebirgsluft. Da ist Alles kräftig, markig, wild wie die zackigen Felsgipfel der Apenninen, ungestüm wie der Bergwind, der über sie dahin fährt, oder der schäumende Gießbach, der sich zwischen ihren Felsen seinen Weg bahnt. Aber gerade diese Naturwüchsigkeit, diese Originalität packt und fesselt uns. Ciampoli schildert lebendig und wahrheitsgetreu, wenn wir auch manchmal annehmen, oder doch zu Ehren der Abruzzesen hoffen müssen, dass ihr Dichter, wie der schwarzseherische Sizilianer Verga, seine Umgebung durch ein von Pessimismus getrübtes Glas anzusehen gewohnt ist. Schon nach dem Erscheinen seiner hochbedeutenden Novellen-

sammlung „Trecce nere“*) haben ihm italienische Kritiker „zu krasse Farben“ vorgeworfen. Manche unter uns Deutschen werden ihnen nach dem Durchlesen einzelner der genannten Novellen beistimmen. Gleich die erste: „Trecce nere“ zeigt uns den Bauern Sant Iori, welcher seine von ihm heißgeliebte Frau, deren Gegenliebe er freilich nicht besitzt und die nur durch eine eigentümliche Verkettung der Umstände sein geworden ist, in einer Aufwallung berechtigter Eifersucht mit ihren eigenen langen, schwarzen Zöpfen erdrosselt. — „Biscione“ hat den Schlangenzähmer gleichen Namens zum Helden. Dieser heilt eine junge Erntearbeiterin vom Biss einer giftigen Schlange. Mit der ganzen Heftigkeit eines verschlossenen, menschenfeindlichen Gemüts verliebt er sich dann in das bildhübsche Mädchen und heiratet sie. Nach einigen Jahren Zusammenlebens tödtet er sie ebenfalls aus Eifersucht, indem er sie im Schlaf dem giftigen Zahn jener selben Natter preisgiebt, von deren tödtlichem Biss er sie einstmals geheilt. Das Entsetzen der Unglücklichen, die Verzweiflung, mit der sie ihren Mann, welcher mit verschränkten Armen schweigend dasteht, um Hülfe und Befreiung von dem Reptil anfleht, sind äußerst effektvoll und mit grauenhafter Deutlichkeit gezeichnet.

Ciampoli ließ 1884 den Novellen einen längeren Roman**) „Diana“ folgen. Wir finden hier Alles wieder, was die Eigenart des Dichters ausmacht; die lebenswahren Schilderungen, die kühnerfundenen Gestalten und Situationen, das Einweben der eigentümlichsten Gebräuche der Abruzzen. Ciampoli giebt seiner Erzählung das Shakespeare'sche Motto: „All is true“ und antwortet in der Vorrede den obenerwähnten Kritikern durch die Feder seines Freundes L. A. M. Jene Kritiker, sagt er, wollen reinliche, wohlerzogene, feingesittete Bauern sehen, geputzte, zierliche Rokkoko-Schäfer und Schäferinnen, ein ganzes Arkadien. Ich schildere die Berge und ihre Bewohner, wie ich sie sehe und kenne. Die von wilden Gebirgswassern durchrauschten, öden, felsichten Berghalden, die finsteren Wälder spiegeln sich wieder in dem Charakter ihrer Bewohner. Diese sind schroff und verschlossen. Sie reden wenig, denken selten nach, empfinden noch seltener; dennoch, oder vielleicht gerade darum, sind Gedanke und Wort ein zündender Blitz und bricht das Gefühl in wilder, glühender Leidenschaft sich Bahn. Der Abruzzese hat für den Hass die rasche Klinge, für die Liebe den heißen Kuss und zwei kräftige Arme um sich sein Brod zu verdienen.

Diana, die Heldin des Ciampolischen Romans und jedenfalls seine ansprechendste Gestalt, ist ein reines Naturkind und bei den Dorfbewohnern wegen ihres unbefangen freien Benehmens als „wunderlich“ verschrien. Sie ist die Tochter Antonios, des dem Trunke ergebenen Bürgermeisters im Ort. Tanu, der gewissenlose „Corriere“, der den Verkehr zwischen Dorf und Stadt vermittelt, hat sein Augenmerk auf das Mädchen gerichtet und hofft durch sie einen Teil seiner weitgehenden Pläne zu verwirklichen. Das Ziel derselben ist, drei Ehen zu stiften. Tanu will erstens die ältliche aber sehr heiratslustige Nichte des Pfarrers, Concettina mit einem Städter verheiraten, der, durch die reiche Mitgift angelockt, ihr Alter und ihre Hässlichkeit mit in den Kauf nehmen würde; ferner erstrebt er ein Ehebündnis zwischen dem Trunkenbold Antonio und der Nice, der Schenkwirtin des Dorfs, einer Frau von zweifelhaftem Ruf, die diesen durch eine Verbindung mit dem „Bürgermeister“ außer Angriff zu stellen wünscht; endlich soll sein eigener Sohn Andreozzo die Diana als seine Frau heimführen. Vermöge der Summen, die ihm der Erfolg in den ersten beiden Fällen einbringen soll und der seinem Sohne durch Diana zufallenden Erbschaft wird Tanu dann ein dreifach reicher Mann und kann sich das Gehöft kaufen, an welchem sein Herz hängt. Sehr geschickt weiß er einen jungen, bettelarmen Beamten aus der Stadt, Namens Titino, in die Familie des Pfarrers einzuführen. Titino lernt bei Concettina ihre Freundin Diana kennen, verliebt sich in ihr schönes Gesicht und beschließt sofort, die hässliche, unsympatische Erbin zu heiraten, die schöne Diana indes als seine Geliebte mit in die Stadt zu führen. Damit Titino in Concettinas Nähe bleibe, weist ihm Tanu eine verborgene Wohnung an in einem einsam gelegenen Gehöft, einer Besitzung des Pfarrers, der als Typus der gelderpressenden, die Bauern unterdrückenden Geistlichkeit dargestellt wird. Diana wird nun täglich an Stelle der selbst die Gefahr des Entdecktwerdens scheuenden Concettina zur Erheiterung und Pflege des zeitweise leichterkrankten Titino hinausgesandt. Sie liebt den blassen, blonden Fremden mit glühender Leidenschaft, und es wird ihm nicht schwer, sie unter Vorspiegelung eines Entweichens in die Stadt und des dort zu schließenden Ehebündnisses an sich zu fesseln. Nachdem ihr Vater die erniedrigende Hochzeit mit der Nice gefeiert hat, bleibt Diana ganz bei Titino, der nun zwischen ihr und Concettina, den beiden leidenschaftlichen, eifersüchtigen Mädchen, die ihre gegenseitige Rivalität nicht ahnen dürfen, einen schweren Stand hat. Wenngleich er tausendmal die „Torheit“ bereut, welche ihn in eine solche Klemme gebracht hat, so führt er doch mit großer Schlauheit und dem Mut des Feiglings, der nur aus Furcht vor dem schwindelnden Rückweg vorwärts geht, seine Doppelrolle durch. Unterstützt wird er darin durch einen Typhus, der Diana plötzlich auf ein schweres Krankenlager daniederwirft. Titino beschleunigt seine Angelegenheit. Tanu übt auf den bis jetzt ahnungslosen Pfarrer eine wirksame Presse aus und erzwingt von ihm die Einwilligung zu Concettinas Heirat mit Titino. Tanu wird in die Stadt gesandt um die Mutter des Letz-

*) Fratelli Treves, Milano 1882.

**) Fratelli Treves, Milano.

teren zu benachrichtigen. Er findet sie am Sterbebette von Titinos Vater, einem alten Baron, der nach jahrelangem Schweigen die frühere Geliebte hat zu sich entbieten lassen nnd ihren Sohn zu seinem Universalerben einsetzt. Sie lässt Titino sagen, er möge sich ja nicht an ein hässliches, ungeliebtes Mädchen binden, er sei durch die Erbschaft ohnehin schon reich genug. Tanu ist indes nicht der Mann, seine Pläne an einer solchen Kleinigkeit scheitern zu lassen. Er vernichtet den Brief von Titinos Mutter und sagt ihm mündlich er bringe ihm ihren Segen. — Diana ist inzwischen genesen und eilt voll freudiger Hoffnung zu ihrem Geliebten zurück. Dieser sieht durch ihr Erscheinen alle seine Pläne durchkreuzt und ihre Ausführung verhindert; er fasst in dieser Drangsal den Entschluss, das Mädchen zu ermorden. Hierzn jedoch nicht recht den Mut findend, schließt er sie endlich in den Keller des Gehöftes ein. Aus diesem Kerker befreit sie sich dadurch, dass sie mit einem Dolch, den sie bei sich führt, die Türangeln aus der Mauer löst. Ihre leidenschaftliche Liebe ist in wilden Hass verwandelt. Sie überfällt Titino am Vorabend seiner Hochzeit auf dem Wege ins Dorf, macht einen vergeblichen, ihr aber gelungen erscheinenden Versuch, ihn mit ihrem Stiletto zu erstechen, und verschwindet im Walde. Die Waffe hat sich indes bei der Arbeit an dem Gemäuer des Kerkers abgestumpft, Titino erhebt sich unverletzt nnd eilt schleunigst ins Dorf. Seinen Hochzeitstag bringt er in steter, furchtbarer Angst zu, Diana möge plötzlich erscheinen. Als er endlich mit seiner jungen Frau das Dorf verlässt und den nahe am Walde gelegenen See passiert, wird gerade aus diesem die Leiche Dianas hervorgezogen.

Dieses sind die Hauptzüge der Erzählung, wie sie uns vorliegt. Sie ist mannigfaltig und reich an Handlung; namentlich ist das Ende mit einer dramatischen Lebendigkeit geschrieben, die meisterhaft genannt zu werden verdient. Wir folgen dem Autor gespannt, gefesselt, von Moment zu Moment, folgen ihm, der kühn vorangeht wie ein echter Aelpler, der uns schwindelfrei die gewohnten Pfade führt nnd uns lehrt mit furchtlosem, festem Auge in die ihm bekannten, schwarzen Abgründe zu blicken. Mit welcher erschreckenden Naturwahrheit ist Titino gezeichnet in seiner ganzen Niedrigkeit, in seiner maßlosen, feigen Selbstsucht! Wie grauenhaft ist die teuflische Durchtriebenheit des Tanu! Wie abstoßend und doch wieder wie naturgetreu sind die eitle Concettina und der geldgierige Pfarrer! Erfrischend wie ein Trunk aus kühlem Bergquell wirkt die Schilderung des urwüchsigen, furchtlos geraden, vertrauenden Charakters der Heldin und der ihr dargebrachten, stillen, treuen Liebe Andreozzos.

Einige Szenen leiden unserer Ansicht nach an zu großer Ausführlichkeit und an allzukräftig aufgetragenen Farben. Der Dichter hat noch nicht überall jene weise Mäßigung, die sein großer Landsmann Dante il freno dell' arte nennt. Wer wird aber auch dem Bergwind und dem Wassersturz die Wege vorschreiben? Ciampoli ist gerade eine solche wilde Abbruzzennatur wie seine Romanfiguren, ihn zügeln wollen, hieße ihm einen Teil seiner Kraft nehmen.

„All is true!“ — Der Verfasser der „Diana“ hält in seinem manchmal nicht ganz unbedenklich weitgehenden Realismus an dem gewählten Motto fest. Er tut es jedoch glücklicherweise nicht auf Kosten des Idealen; seine Gedanken und Ziele sind stets edel nnd hoch. Nirgends finden wir die Freude am Laster, welche uns die naturalistische Richtung der modernen französischen Romanlitteratur so verderblich erscheinen lässt. Wir glauben, dass der Pessimismus und die hin und wieder übertrieben realistische Färbung Ciampoli nur Mittel znm Zweck sind, und zwar zu dem Zweck, den wir für den höchsten in seinem litterarischen Wirken halten, nämlich darzutun, zu welcher tiefen Stufe der sittlichen Verwilderung ein längere Zeit durch Priester- nnd Bourbonenwirtschaft allen Uebeln einer schlechten Regierung preisgegebenes Land sinken kann. Hoffen wir, dass es dem Verfasser gelingt, die Augen des neuen einigen Italien anf die öden Höhen und dunklen Täler der Abruzzen zu lenken und für ihre Bewohner die Segnungen einer gründlichen Reform zu erwirken. Das würde ein schöner Glanz auf den Lorbeeren Ciampolis sein.

Freunden der italienischen Litteratur, die einen schönen, fließenden, markigen Stil lieben und den Realismus des Verfassers nicht scheuen, können wir die Lektüre der „Diana“ nur empfehlen. Für Vieles, was manchem deutschen Leser befremdlich sein wird und dem nordischen Geschmack nicht entsprechen dürfte, finden wir die Ursache in der italienischen Heimat, in dem südlichen Charakter des Dichters. Seine Schwächen werden nach unserer Ansicht aufgewogen durch seine Originalität, seine kühne Erfindungsgabe, seine dramatische Gestaltungskraft, seine feine psychologische Beobachtung und das durch seine glänzenden Schilderungen trefflich gewahrte Lokalkolorit, welches uns gleichsam in das intime Leben jener entlegenen Berggegenden hineinversetzt.

Ciampoli erklärt in der Vorrede zu „Diana“, er beabsichtige, sofern ihm Leben und Kraft verliehen würden, diesen noch nicht von der Menge breitgetretenen Pfad zu verfolgen, weiter zu klimmen den steilen, wilden Bergsteig hinan, wo „durch Mühsal und Beschwerden hindurch von fernen Höhen herab die Hoffnung lächelt“. Wir gratulieren dem Autor zu diesem Entschluss und hoffen, dass nach seiner nächsten Veröffentlichung ihm neben der Hoffnung aufs neue — und nicht allein in seiner wälschen Heimat — auch der Erfolg lächeln möge.

Lieder des armenischen Volkssängers Sajatnowa.

I.

Wie eine Zauberin verführerisch du bist,
Denn mich nahmst du gefangen dir durch süße List;
Im weiten Westen, Osten, Norden, Süden ist
Dir keine gleich an Reizen, schöne Zauberin!

Gar Viele sind des Teufels Opfer schon durch dich,
Hab Mitleid doch mit mir und freundlich zu mir sprich!
In deiner Nähe wär' ich gerne ewiglich
Und spielte die Kamantscha*) dir, o Zauberin!

O gerne würd' ich meine vielen Leiden los,
Vergöss die Tränen alle hin in deinen Schoß,
Wie wär' an deiner Seite doch mein Glück so groß,
Denn nimmer werd' ich deiner satt, o Zauberin!

Beneidenswert durch deiner Schönheit Reiz bist du,
Längst nahm dein Zauberbild mir alle Herzensruh.
Schlag', tödte mich, du hast das volle Recht dazu,
Nur halt' dein süßes Wort, ô Zauberin!

Gesagt hat Sajatnowa: Geht zur Herrin hin
Und sagt, dass ich bereit für sie zu sterben bin,
Käm' sie, die Teure, nur zu meinem Grabe hin
Und pflanzte eine Blume drauf, die Zauberin.

II

Du tolles Herz, so höre mich doch an,
Sei nur der Keuschheit innig zugetan!
Und wär' die Welt auch dein, was hättest du?
Lieb Gott und allenfalls ein Weib dazu.
Tu' immer das nur, was Gott wohl gefällt,
Folg' dem nur, der es mit dem Guten hält.
Komm Herz und schüttle deinen Kummer ab,
Sei frohen Mutes stets bis an das Grab!
Leb' so, dass du von jedem Tadel weit,
Lieb' guten Rat, Geduld, Gerechtigkeit.
Hüt' dich vor Stolz und sei an Demut reich,
Denn vor dem Schöpfer sind wir Alle gleich.
Den Armen schütz', den Fremdling und den Gast,
Heil Sajatnowa dir, wenn du getan dies hast!
Willst deinem Seelenheile du dich weih'n,
So schränke deines Körpers Leben ein,
Und willst du einst vor dem Gericht besteh'n,
So denk ans Grab und lass die Freuden geh'n!

*) Eine Art Geige.

Tiflis. Arthur Leist.



Wiener Autoren.

Von Ernst Wechsler.

VII.

Richard Wagner II*)

Dass zur Erreichung großer Lebenszwecke ein starrer, brutaler Egoismus notwendig ist, der jedes Hindernis rücksichtslos überwindet, ist eine Tatsache, die wohl Niemand bestreiten wird. Wer ein großes, gewaltiges Ziel vor Augen hat, muss es mit eherner Energie verfolgen, muss Jeden, unbekümmert darum, ob er sein persönlicher Freund oder Feind ist, unerbittlich bekriegen, wenn er sich ihm in den Weg stellt, und muss schließlich sein eigenes Lebensglück seiner höchsten Aufgabe opfern. Ein solcher Mensch erscheint in den Augen der Mit- und Nachwelt, jenachdem er vom Erfolg begünstigt wird, als ein Held oder als ein Märtyrer. Setzt er das durch, was er gewollt, dann erdrückt die Uebermacht seiner Persönlichkeit jeden Tadel, jede Gehässigkeit all Derer, durch deren Reihen er sich eine Gasse gebahnt hat; strauchelt er aber nur einmal, dann bricht er zusammen, über ihn eilt die Menge hinweg, er besitzt entweder zu viel Stolz oder zu wenig Kraft, um den Kampf wieder zu wagen. Ein solcher Mensch spielt stets va banque und sein Loos bedeutet rauschender Triumph oder tödtliche Niederlage. Ihm mag die Natur die köstlichsten Gaben verliehen, sie mag ihn mit den schärfsten Waffen ausgestattet haben, ein wichtiges Ding versagt sie ihm oft, ein Ding, schier so verhängnisbestimmend wie Genie, Schönheit, Macht — nämlich Lebensklugheit. Diese hätte zwar sein Heldentum um einige Grade herabgestimmt oder sein Märtyrer-

*) Anmerknng der Redaktion. Aus der Fülle seiner Erfahrung hat unser verehrter Mitarbeiter hier meisterlich das künstlerische Strebertum gezeichnet. Es giebt da so manche Spielart.

Allein, unser verehrter Mitarbeiter verwischt denn doch gewisse Grenzlinien. Nach solchem Maßstab wäre Christus natürlich auch ein „Streber" gewesen. Und wenn Richard Wagner auch gewiss ein Streber war und Excellenz Goethe nicht minder, so fehlte jede Anlage dazu einem Shakespeare, Byron, Beethoven, Mozart, Michel Angelo u. s. w. Und wo sitzt bei Cromwell und Friedrich „der starre brutale Egoismus" eines Napoleon? Wenn man aber Herrn Wechslers Ausführungen buchstäblich nimmt, so sollte man glauben, jedes Genie müsse ein starrer brutal-egoistischer Streber sein?!

Welch ein unpsychologischer Irrtum! Auf ein wirklich geniales Individuum, das eine gewisse Streberhaftigkeit entfaltet, kommen Myriaden größenwahnsinniger Impotenzen, deren „starrer brutaler Egoismus" die wahren Geheimnisse der Streberei (auch Lebensklugheit genannt) viel genauer kennt, als Cäsar Borgia und Machiavell. Wenn es bloß auf Streberei ankäme, so hätten Moreau, Pichegru, Bernadotte und Konsorten viel eher die Diktatur an sich gerissen, als der kleine korsische Feuerkopf.

Selbst das wirklich streberhafte Charlatan-Genie à la Richard Wagner (Naturen, die übrigens selten genug vorkommen) steht an „starrem brutalem Egoismus" meist weit hinter der Mehrzahl der Alltagsmenschen zurück und erreicht nie annähernd die Geschicklichkeit unserer künstlerischen Handwerker und Stümper, deren ohrwurmartige Windungen aus Nichts ein Etwas machen.

tum um einige Nüancen erblassen gemacht, aber sie hätte ihm viel bittere Stunden erspart und ihm eine Menge guter Freunde gewonnen.

Heutzutage, wo das Uniformierungssystem auf allen Gebieten überhandzunehmen droht und der selbständigen Entwickelung und Entfaltung des Individuums die fatalsten Schranken gesteckt werden, ist die Lebensklugheit eine geradezu unerlässliche, ja die wichtigste Bedingung für das Gedeihen und Durchführen großer, über das Mittelmaß der Alltäglichkeit emporragenden Bestrebungen. Früher konnte das Heldentum ohne die Lebensklugheit ganz gut bestehen; früher konnte sich der Einzelne mehr und eindringlicher zu persönlicher Geltung bringen, wurde der Kampf Mann gegen Mann ausgefochten; heutzutage verschwindet der Einzelne in der Menge, kämpft Masse gegen Masse, darf derjenige, der etwas Großes verfolgt, sich nicht auf seine eigene Macht und Kraft verlassen, sondern muss der Anführer einer Mehrheit von Menschen sein, die für seine Ideen und Pläne fechten. Eine derartige Menge durch unerbittliche Zucht und militärische Disziplin organisieren und zusammenhalten, ist unmöglich, denn sie ist kein Kriegerhaufen von angeworbenen Söldnern; der beste Kitt zum einmütigen Zusammenhalten einer solchen Menge, sei sie Partei oder Clique oder Schule oder sonstwie genannt, ist das schlaue und berechnete Zusammenknüpfen der gegenseitigen Interessen, wobei allerdings eine große Uebereinstimmung der Grundanschauung jedes Einzelnen mit der seines Anführers stattfinden muss. Einen dünnen Stab kann jedes Kind mühelos entzweibrechen; ein Bündel solcher Stäbe vermag oft ein Mann kaum zu biegen, geschweige denn zu brechen. Eine solche Partei bildet eine Macht, verfügt über eine Kraftentfaltung, gegen die ein Einzelner schwer ankämpfen und die schließlich jene Leistungen zustande bringen kann, welche in früheren Zeiten ein groß angelegtes Individuum vollbringen mochte und man geistige oder körperliche Heldentaten nannte. Der starre, brutale Egoismus, der an einem so mächtigen Individuum zutage trat, war nicht nur die rücksichtslose Aeußerung seines Kraftbewusstseins, sondern auch die notwendige Betätigung seines Selbsterhaltungstriebes auf Kosten unzähliger Mitmenschen.

Dieser starre, brutale Egoismus kann heutzutage in seiner Nacktheit und Schroffheit nicht gut auftreten, er ist höfisch, diplomatisch geworden; er giebt sich je nach Bedarf den Schein jovialer Bonhommie oder schwärmerischer Idealität oder ehrlicher Rauhheit, hinter der man das goldigste, uneigennützigste und verlässlichste Gemüt suchen soll; er ist bald Wachs, bald Wind, bald Flamme, bald Stahl je nach der Individualität dessen, von dem er was wünscht; er spielt nicht nur den verteufelten Schwerenöter gegen Niedrige, er ist auch Königen und Fürsten gegenüber der Stolze, „der kein Knie beugt“, denn er weiß sehr wohl, dass die höchsten Herren heutzutage auch die liebenswürdigsten Leute sind und dass er durch die verblüffende Umkehrung der Maxime, „auf Kleine zu treten, vor Großen zu beten“, dem Unkundigen und Naiven imponiert; er ist ferner diskret, wenn er anderen — schaden, indiskret, wenn er sich nützen kann; wo er in früheren Zeiten mit dem Schwert dreingeschlagen hätte, schmeichelt er und klatscht sogar Beifall —. kurz, er muss sich jeden Moment verleugnen, verwandeln, sogar unsichtbar machen können. Ich wollte mit wenigen Worten den starren Egoismus kennzeichnen, wie er beschaffen sein muss, wenn man in der Welt vorwärts kommen will und entwarf das Bild — eines modernen Strebers.

Aber derart pflegt heutzutage die egoistische Selbstherrlichkeit und das Bestreben desjenigen mehr oder minder aufzutreten, wenn er seinen Ideen Platz schaffen und etwas Großes erreichen will. Diejenigen, die ihren starkem Wollen entspringenden Egoismus nicht unter dem faltenreichen Mantel der Lebensklugheit bergen können, spielen wie gesagt va banque; solche knochige, „vorzeitige“, anachronistische Figuren verschwinden übrigens mehr und mehr, denn die kleine Welt der Höherstrebenden wird immer klüger und berechnender und weiß sich mit den Verhältnissen der großen Welt abzufinden. Darum tritt mehr oder weniger selbst das ernst zu nehmende Talent in derselben äußerlichen Weise auf, dass es mit dem sogenannten „Strebertum“ in des Wortes lächerlichem Sinne von Fernestehenden leicht verwechselt wird. So ist eine Zeit lang z. B. Richard Wagner wie überhaupt jeder, der bedeutende Erfolge errungen, ein entschiedener Streber gewesen, bis er die nötige Anzahl von Anhängern und Verehrern seiner Leistungen gefunden hat, die das Lob seines Namens in die Lande hinaus verkündigt haben. Wenn ich daher auch Herrn Hans Pöhnl einen Streber nenne, so will ich ihm durchaus nicht die Bedeutung eines Wagner für künftige Zeiten zumessen, noch sein Streben mit den ohnmächtigen Zuckungen einer jener zahllosen Talentlosigkeiten vergleichen, deren erstes werbendes und nach überall hin sich verbeugendes Auftreten mit dem ungeschickten und zaghaften Auftauchen einer jungen Größe verwechselt werden kann.

Auch Herr Hans Pöhnl ist ein Mann, der Vieles und Großes will, und dessen künstlerischer Selbsterhaltungstrieb oder ehrgeiziger Egoismus, alles was sich ihm in den Weg stellt oder was in seinen Kram nicht passt, gern zermalmen möchte; er ist schon deshalb ein Streber, weil er etwas erreichen will allein aber dazu der Hülfe der Welt bedarf, weil er für sich noch nichts gilt und zur Durchführung seiner Ideen Anhänger braucht. Er weiß, dass die künstlerische Tat, wenn sie bescheiden und

still geschieht, im Lärm der Welt unbeachtet vorübergeht, und dass heutzutage das Interesse der Menge nur dann auf eine künstlerische Leistung in besonderem Maße hingelenkt werden kann, wenn sie unter außergewöhnlichen Umständen zutage tritt. Herr Pöhnl ist ferner ein Mann, der seine Leute kennt; viele suchen sich durch Schmeicheleien, durch gefälliges Benehmen Platz und und Geltung zu verschaffen — er aber packt die Sache anders an: er teilt Rippenstöße aus und macht sich durch Skandal bemerkbar. Ja, Herr Pöhnl, die Art und Weise, wie Sie Ihre Produkte dem Publikum und der Kritik vorführen, ist litterarisch-skandalös! Auf gesellschaftliche Verhältnisse übertragen ist Ihr Vorgehen folgendermaßen zu charakterisieren: Ein junger Mann tritt in eine große, glänzende Gesellschaft ein: er spürt, dass er in der Menge nicht beachtet wird; das ist ihm aber nicht recht und er will sofort von allen bemerkt und gekannt sein. Er nähert sich der vornehmen Frau des Hauses, der Frau Muse, und statt in bescheidener Weise ihr für die ihm gnädig gewährte Gastfreundschaft zu danken, schreit er sie in rohem Tone an, weshalb sie diesen oder jenen bewährten Mann geladen, kritisiert aufs Schärfste die anwesenden vornehmsten Gäste, reißt Vorhänge herab, stürzt Büsten von ihren Postamenten, rempelt einige Leute an, Gruppen bilden sich um ihn, die Geselligkeit ist gestört, ein entrüstetes Schweigen herrscht im Saal, aller Augen richten sich auf den Ruhestörer, der plötzlich aus der Rocktasche einige Dramen hervorzieht und sie der Gesellschaft als epochemachende Werke anpreist. Er hat seinen Zweck zwar rascher erreicht als jeder andere Streber, jedermann kennt ihn, aber wer sich mit seinen Leistungen beschäftigt, muss notgedrungener Weise einen sehr strengen Maßstab an dieselben legen.

Hans Pöhnl tritt in der Litteratur als Streber auf, der kein Wohlwollen verdient, sondern die rücksichtsloseste Strenge der Kritik hervorrufen muss; ob er vor einem solchem Forum bestehen kann, werden wir im Verlauf dieses Aufsatzes sehen. Einem litterarischen Skandalmacher gebührt nicht die geringste Nachsicht, und wenn seine Leistungen nicht die höchsten und seine Kraft nicht die größte ist, dann muss er erbarmungslos zurückgewiesen werden.

Wer ist Herr Hans Pöhnl und was will er? Er ist Dramatiker und will die nationale Kunst zu Ehren bringen. Das Drama bildet den Gipfelpunkt der Poesie und die nationale Kunst muss stets das Ehrenziel der Deutschen sein. Pöhnl trägt sich also mit hohen Plänen und müsste deshalb, falls sein Talent auch nur einigermaßen dazu ausreichte, ernst genommen werden. Seine modernen Vorbilder sind Richard Wagner und Jos. Victor von Scheffel. Aus seiner famosen Vorrede, auf die wir gleich unten zu sprechen kommen, ist deutlich zu entnehmen, dass er sich diesen beiden Größen würdig an die Seite stellt. Schon das ist eine potenzierte Ueberschätzung, da Scheffel und Wagner selbständig produzierende Künstler waren, während Pöhnl von seinen Stücken selbst Folgendes behauptet: „Der Handlungsinhalt dieser Stücke ist dem nationalen Sagenschatz entnommen und strebt denselben in getreuester Wiedergabe zu versinnlichen, die Charaktere, welche diese Handlungen vergegenwärtigen, sind den Gestalten unserer tatsächlichen Volkswesenheit gewissenhaft nachzubilden versucht worden, nationales Eigentum ist jedes Wort der Sprache dieser Stücke, Redeweise, Priamel, Gleichnis, Lied, Weistum, Rechtsformel oder uraltheilige Spruchform“ — Pöhnl ist demgemäß eigentlich ein Dolmetsch und Kompilator. Nichtsdestoweniger bin ich aus tiefster Seele überzeugt, dass er die Worte, die er Jakob Grimm widmet, auch auf sich gemünzt hat: „Als die Not dieser schlimmen Zeiten am höchsten war, stand auch Gottes Hülfe am nächsten. Er ließ einen Mann erstehen, dessen alles umfassende Gelehrsamkeit recht dazu angetan war, seinen Mitbürgern die Augen zu öffnen ob der Verkehrtheit ihres Wandels.“

Gottes Hülfe war es also, die uns zu Pöhnls „Deutschen Volksbühnenspielen“ (2 Bände, Carl Konegen, Wien 1887) verhalf. Dem ersten Band ist eine Einleitung „Unser nationales Volksbühnenspiel“ einverleibt, von der wir fürchten, dass sie dem Autor sehr schaden und ihn selbst um die kleinen Erfolge bringen wird, die seine Volksbühnenspiele ernten könnten; diese Einleitung ist ein litterarisches Kuriosum, denn sie leistet an streberhaftem Eigendünkel, an der Sucht, auf alle Fälle Aufsehen, Widerspruch und Entrüstung zu erwecken, das denkbar Mögliche und sogar noch mehr. Einen solchen Akt von künstlerischer Selbstvernichtung hat noch selten ein Autor vollzogen und Pöhnl beendet die blutige litterarische Schlacht, die er auf diesen hundert Seiten schlug, als ein auf den Tod Verwundeter. Jemand, der durch Selbstcharakteristik sich in die zweite Reihe der Künstler begiebt, spielt sich zum Richter über die anerkanntesten deutschen Dichter von immenser kulturhistorischer Bedeutung auf — und verurteilt sie; ein Korporal, der Feldmarschälle absetzt! Das ist das Gebahren des modernen Größenwahnes in seinem traurigsten Ausbruch.

Wie Pöhnl mit Goethe und Schiller umspringt, das übersteigt eben alle Grenzen; ich bin beileibe kein Verteidiger der Goethepfaffen, aber Pöhnls Bemerkungen über den größten deutschen Dichter müssen selbst den entschiedensten Feinden Goethes zu viel sein. Waren denn diese Ausfälle eines Menschen, der auf Geschmack und Urteilsfähigkeit Anspruch erhebt, nötig, um nachzuweisen, dass das nationale Element in unserer Kunst zu wenig gepflegt wird, dass wir Deutsche uns zu sehr auslän-

dischen künstlerischen Produkten auf Kosten der einheimischen hingeben? Waren denn diese Bemerkungen, mit denen sich Herr Pöhnl nicht nur lächerlich macht, sondern durch die er sich auch ein vollkommenes Armutszeugnis ausstellt, nötig, um unser Interesse für Herrn Pöhnls Bühnenspiele zu erwecken? Er wirft Goethe und Schiller die allerschwersten Fehler vor und sucht sie uns in der denkbar ungeschicktesten Form zu beweisen. Nur ein famoses Beispiel. Pöhnl „destilliert“ aus Schillerschen Stücken folgende reine Fabeln:

„Räuber: Karl Moor will sich eigene Gesetze machen und misshandelt die Vertreter der vorhandenen Gesetze, den Abgesandten etc.“ — „Fiesco: Fiesco will den Staat mit eigenen Gesetzen beglücken und misshandelt die Vertreter der vorhandenen Gesetze, Gianettino Doria, alten Doria etc.“ — „Kabale und Liebe: Ferdinand will sich eigene Herzens-Gesetze machen und misshandelt die väterliche Autorität im Vater, die fürstliche in der Milady.“ — „Don Carlos: Marquis Posa will sich eigene Gesetze machen der Gedankenfreiheit und er betrügt die Vertreter der vorhandenen Gesetze, König Philipp etc.“ — „Wilhelm Tell: Tell will sich eigene Gesetze machen, verweigert Gesslers Geboten Gehorsam und tödtet darum den Tyrannen Gessler.“ — „Maria Stuart: Maria Stuart will sich eigene Gesetze machen und beschimpft Elisabeth, die Vertreterin der vorhandenen Gesetze.“ — „Jungfrau von Orleans: Johanna will eigene Gesetze haben und bekämpft die Vertreter der aufgedrungenen, vorhandenen Gesetze, Talbot etc.“ — „Wallenstein: Der Friedländer will seine eigenen Gesetze haben und übt Felonie an den vorhandenen Gesetzen.“ — „Braut von Messina: Don Cesar will seine eigenen Gesetze haben und befehdet den Vertreter des Erbrechtes, Don Manuel.“ — „Aus der seltsamen Gleichlautung aller Grundfabeln“ — fährt Pöhel weiter — „geht wohl mit Sicherheit hervor, dass es Schillern nicht im Geringsten darum zu tun, Leidenschaften in ihrer Ursache und Wirkung zu schildern; jene Wirkung des echten Kunstwerkes, den Menschen mit sich und der Welt zufrieden zu lassen, die Gemüter zu beruhigen, war sein Zweck nicht.“

Aber, verehrter Herr Pöhnl, wie kann man sich denn nur so vergallopieren? Sie schlagen da die Dramen Schillers über einen Leisten und vergessen ganz, dass die „seltsame Gleichlautung aller Grundfabeln“ eben nur in der tragischen Schuld besteht. Jeder Held, der mit der Welt in Konflikt gerät, will eigene Gesetze haben in diesem oder jenem Sinne; wollte er das nicht, dann hört doch eben einfach jeder dramatische Konflikt auf. Eine Grundfabel haben Sie nirgends angegeben, sondern nur stets die tragische Schuld betont. Jedes Drama lässt sich selbstverständlich auf eine solche Grundfabel zurückführen, was Sie allerdings nicht weiter genieren wird, da ja Alles, was Ihnen nicht in den Kram passt, für Sie wertlos erscheint.

Dieser tollkühnen Verunglimpfung Schillers stellt sich Pöhnls „Urteil“ über Goethe würdig an die Seite. Wie er dessen Dramen auf eine und dieselbe Grundfabel zurückführt und sie als Nachahmungen Lessings hinstellt, das wörtlich zu citieren, würde eben den Raum überschreiten; nur die Stelle über den „Faust“ möchte ich hier zum Besten geben:... „während Goethes ‚Faust‘, und mögen Bibliotheken mit Kommentaren angefüllt werden, ein kopfloses Durcheinander von hunderttausend schönen Erinnerungen aus den Litteraturen sämmtlicher bekannter Völker ist. Die Charaktere des ersten Teiles sind aber, wie wir sahen, nach Lessings Charaktertypen gebildet und daher, zumal sie in der Jugend Goethes entstanden sind, nicht ohne Frische“ (!). Das ist doch eine litterarische Keckheit, die ihres Gleichen sucht! Das wagt ein Litterat, der auf das Kompilatorische und Unselbständige seiner eigenen Arbeiten selbst hinweist, über ein Werk wie den „Faust“ zu schreiben. Zum Beweise aber, wie poetisch impotent und von einer geradezu kläglichen Hilflosigkeit sich Pöhnl neben — Goethe ausnimmt, will ich aus dem „Armen Heinrich“ *) eine Stelle citieren, die an Szenerie und Stimmung mit den ersten Szenen des „Faust“, des kopflosen Durcheinander, eine gewisse Aehnlichkeit hat. Vergessen wir also den „Faust“ und lauschen dem Stammeln unseres Kritikasters:

Amos (Arzt von Salerno) sitzt im Altvaterstuhl, dreht einen Todtenschädel in den Händen, den er nachdenklich betrachtet.

Dein Beingehäus', du Knochenball,
Umfing des Feuergeistes All';
Der höchsten Heilkunst Werk vollbracht,
Sag' an, was zum Heilkünstler macht?
Ob ich zergliedre und zerschneide
Bis auf's Gebein die Eingeweide
Des Körperleibs (!!) — spür' nach dem Leben
In Muskeln, Adern, Nervgeweben,
Lung', Leber, Herz, Milz, Magen, Mark. —
Zerr' den Entseelten aus dem Sarg,
Leichname schwarz vom Hochgericht
Und starr' ins bleiche Angesicht
Des Tods — Ursitz der Geistnatur,
Dir komm' ich nimmer auf die Spur,
Es bleibt dein Schlupfwinkel zum Schluss
Der Hirngeklöße Zirbelnuss.
Ich poch' dir an die Stirn, Altmeister;
Das Grundgeheimnis unsrer Geister
War dir's bewusst im So, Sein, Soll?
Die Antwort lautet: Hohl, hohl, hohl.
Gicht, Fieber, Ruhr, Krampf, Schwindsucht, Ritt,
Schlagflüssen in Gelenk und Glied
Ließ ich Genesung angedeih'n,
Dank Heilkraft aus Getier, Kraut, Stein —
Verzerrst spottgrinsend das Gebiss,
Weil ich viel Siechtum sterben ließ?

Der Autor dieser plumpen Verse, die abgedroschene Gedanken aussprechen, wirft sich zum strengen Richter über Goethes und Schillers bedeutendste Schöpfungen auf! Er macht unseren beiden Dichterheroen die Fülle an Sentenzen, die sich bei ihnen

*) Erster Band von Pöhnl, S. 205.

vorfinden, zum Vorwurf, während er aus dürrster Spruchweisheit, die weit unter den Sentenzen Goethes und Schillers steht, eigentlich nie recht herauskommt. Doch will ich das Hadern mit Herrn Pöhnl über Einzelheiten lassen, denn es ist im letzten Grunde nutzlos und undankbar. Ich will gern glauben, dass er im Großen und Ganzen es mit seiner Kunst ernst meint, aber seine Sucht, seinen Gedanken einen so arroganten Ausdruck zu geben und um jeden Preis Aufsehen zu machen, ist ein trostloses und trauriges Zeichen moderner Verhältnisse.

Herr Pöhnl entwirft des Weiteren ein möglichst pessimistisch gehaltenes Bild unserer ganzen Litteratur — der Leser, der die Ansicht Pöhnls über Goethe und Schiller zu kosten bekommen hat, kann sich leicht vorstellen, wie er nun über andere Poeten aburteilt. Die neueste Litteratur kommt natürlich schlecht weg, besonders die dramatische. Er wirft dem Publikum krasseste Verständnislosigkeit, lächerliche Kunstsimpelei und den Autoren die unselbständige Nachahmung ausländischer Werke vor. Er sucht nachzuweisen, dass das Bestreben unserer Dramatiker, 1. den modernen Menschen auf die Bühne zu bringen, 2. das moderne Leben in allen Gedanken, Worten und Werken zu heiligen und fasslich zur Schau zu stellen, ein unmögliches ist. Lassen wir ihn selbst seine Behauptung motivieren: „Wenn ich mir das Ideal des modernen Menschen vorstellen soll, wie ihn die moderne Bühne zumeist versinnlicht, so darf ich den Worten des eisernen Kanzlers Glauben schenken, der da sagt, er sei ein Kunstsimpel. Wenn aber irgend Jemand, der kein Kunstsimpel ist, dem zweiten Gebot folgen wollte, so würde er wahrscheinlich das Bedürfnis haben, die großen Männer unserer Tage auf die Bühne zu stellen, vor allem die gewaltigen Herrscher und Feldherren. Das gestattet die Polizei nicht. Auch die Darstellungen der Kulturkämpfe, die Sozialistenfrage nicht. Die Kämpfe der Landesvertreter mit den Regierungen wird sie dann auch nicht gestatten können, weil ja eben darin die großen Männer das Wetter machen. Gewiss nicht. Ja, was bleibt uns dann vom modernen Leben übrig? Der große Krach und sonstige welterschütternde Ereignisse? Ich glaube, der große Katechismus der modernen Dichter hat ein Loch; das moderne Leben, das sie zur Darstellung bringen dürfen, ist kein anderes, als die moderne Schöngeisterei und die moderne Bierhausphilisterei, und die beiden sind so alt wie die längstverschollensten Kotzebueaden und Benedixereien, nur mit dem Unterschiede, dass die alten lustiger waren."

Gewiss, es liegt viel Wahres, viel Richtiges in diesen Worten, aber sie schießen weit über das Ziel hinaus, wenn sie auch in vortrefflicher Weise für die eigentlichen Absichten Herrn Pöhnls Stimmung machen wollen. Also weil die modernen Poeten viele Rücksichten zu nehmen haben und ihnen der Staatsanwalt und der Zensor manche Dinge auszusprechen oder zu behandeln verbieten, weil der Darstellung moderner Verhältnisse allerdings enge und unbequeme Grenzen gezogen sind, sollen unsere Bühnendichter die Flinte ins Korn werfen und darf die Welt, in der sie leben, die Nachbarschaft, in der sie sich bewegen, für ihre Kunst nicht mehr existieren? Und sollten der modernen Kunst die allergrößten Schwierigkeiten erwachsen, nie wird sie verschwinden, da es doch die Bühnendichter am meisten dazu drängt, das zu gestalten, was ihnen am nächsten liegt und weil das Publikum selbst darauf dringt, vor allem ihr eigenes Spiegelbild auf der Bühne zu sehen. Herr Pöhnl will aber um die deutsche moderne Bühne im Besondern und um die deutsche moderne Kunst im Allgemeinen eine große chinesische Mauer errichten: ausländische Werke haben für uns überhaupt nicht mehr zu existieren (dem namentlich in der Kunst so kosmopolitisch gefärbten Deutschen einen solchen Befehl zu erteilen!) und die Behandlung modernen Lebens ist für uns eine abgetane Sache. Also was soll dann eigentlich die deutsche moderne Kunst pflegen? Herr Pöhnl ist ein sehr energischer Mann, er fasst mit beiden ungeschlachten Händen das nach vorn gerichtete Haupt der Muse und dreht es mit kühnem Ruck nach rückwärts. Unsere Zeit stürmt in fieberhaftem Taumel vorwärts, aber die Muse darf das Alles nicht sehen, sie muss in das Modergerümpel längst vergangener Jahrhunderte blicken! „Seht ihr," ruft Pöhnl emphatisch aus, „da sind unsere ungeheuren Sagenkreise z. B. der Nibelungen, Amelungen, Karolingische Märenschatz, die unsere nationalen Dramatiker ausmünzen werden, wie einst Sophokles, Euripides, Aeschylos, die thebanischen, korinthischen, ithakischen Sagenkreise, ferner unsere Reichs-, Landes-, Orts- und Burgsagen, welche unsern Künstlern die Farben zur geheimnisvollen Stimmung ihrer Bilder leihen sollen, überdies haben wir die schönen Märchen, welche den nationalen Lustspieldichtern ebenso lustige, drollige und überirdische Gestalten an die Hand geben könnten, wie sie Aristophanes in seinen Fröschen, Vögeln, Wolken zeichnete. Daneben haben wir unsere Volkslieder, aus welchen unsere nationalen Schauspieldichter Art und Weise jeder Gefühlsäußerung in Leid und Freud erforschen können, den vielfachen Empfindungslauten des Volksmannes bei seiner Berufstätigkeit nachsinnen mögen(?) im deutschen Sprichwörterschatz, o weiser Kopf, dem er zu eigen wäre, ist die Lebensweisheit und Welterfahrung unsres Volkes an Jahrtausende aufgestapelt und was Alle behaupten, muss doch immer einleuchtender sein*) als eine Weisheit,

*) Ihr „edler Freund" Schiller ist etwas anderer Meinung als Sie, Herr Pöhnl, denn er ruft einmal aus: „Die Mehrheit ist der Unsinn!" Allerdings ist Schiller eben auch so irgend ein genialer Gründling, der seine Weisheit über Nacht aus dem Finger saugte; und übrigens zweifle ich, ob das Ihnen immer einleuchtend sein wird, was „Alle" über Ihre so bescheidene Vorrede behaupten werden, sollte es überhaupt dazu kommen, dass man sich allgemein mit Ihren kritischen Offenbarungen befassen wird. E. W-r.

die irgend ein genialer Gründling so über Nacht aus dem Finger saugt."

Wenn Pöhnl sich auch auf die drei großen griechischen Dramatiker beruft, so begeht er einen beispiellosen Schnitzer. Aeschylos, Sophokles und Euripides waren für ihre Zeit und die damaligen Anschauungen durch und durch moderne Dichter; sie verkündeten und gestalteten nur, was im Volke gäng und gäbe war; Kunst war eins mit der Religion, die Gesänge Homers nicht nur das Heldenepos sondern auch die Bibel der Griechen, in der jedes Kind so unterrichtet wurde wie heute die Kleinen im alten und neuen Testamente. Was sollen uns aber jetzt, die wir doch ganz andere Interessen, andere Ideenkreise haben, die abgestorbenen Sagencyklen unserer Ahnen? Was sollen wir mit diesen Märchenschemen anfangen, wie vertragen diese die Schminke und das elektrische Licht der Schauspiel-Bühne? Und dann schwöre ich tausend Eide, dass Pöhnl jeden Poeten, der wirklich auf seinen Pfaden jetzt wandeln sollte, nicht gelten lassen wird, denn nur Hans Pöhnl darf diese Sagen behandeln und kein Anderer. Ist doch der „Faust", die unvergleichliche Behandlung einer echt deutschen Sage, die unvergleichliche Darstellung echt deutschen Wesens in seinen Augen ein kopfloses Durcheinander! Eigentlich sollte Pöhnl vor Entzücken über den „Faust" hinschmelzen — aber er hat ihn nicht geschrieben und darum ist „Faust" ein miserables Ding. Und Pöhnl selbst mit seinen unselbständigen Produkten giebt ein schlechtes Beispiel zur Durchführung seiner Forderungen. Hans Sachs und Jakob Ayrer, die er himmelhoch preist und deren Werke er dringend zur Aufführung empfiehlt, waren gewiss für ihre Zeit bedeutende Poeten und sind auch jetzt und jederzeit für den, der Muße hat, sich mit ihnen zu beschäftigen, sehr interessant. Aber wie die große gebildete und ungebildete Masse den diversen Sagenkreisen fremd gegenübersteht, so sind auch die beiden genannten Poeten ihr gänzlich gleichgültig, weil sie zu ihnen nicht die geringste Fühlung zu gewinnen vermag.

Freilich höre ich jetzt das überlegene Lächeln Herrn Pöhnls: „Richard Wagner! Jeder Deutsche, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, muss Richard Wagners geniales Nationalbewusstsein preisen, da er den Mut hatte, die als romantisch verschrienen Gestalten auf die Bretter zu stellen, mit unerhörtem Erfolge. Fliegender Holländer, Lohengrin, Tannhäuser, Tristan und Isolde, Nibelungen, Parsifal! Jauchzt euer Herz nicht auf bei dem Zauber, der aus diesen Namen spricht?"

Gewiss jauchzt jedes Herz bei diesem Zauber, und namentlich ich, ein leidenschaftlicher Verehrer Wagners, unterschreibe diesmal mit voller Seele die Worte Pöhnls. Aber ich fürchte, Wagner ist das Verhängnis Pöhnls, er lässt sich von dieser Persönlichkeit so unterjochen, wie einige Naturalisten sich bedingungslos dem Einfluss Zolas unterwerfen; nur ist hier die Sache kritischer, denn Wagner ist vor allem Komponist und Pöhnl giebt sich für einen Dichter aus. Wagner ist für Pöhnl der unwiderlegbarste Beweis für seine Ansicht, dass der echt deutsche Dramatiker die weiter oben genannten Stoffe behandeln soll, denn wenn Wagner es zu „unerhörten Erfolgen" gebracht hat, warum sollten diese nicht auch ihm, dem großen, vielleicht noch größeren Pöhnl blühen? Und das ist der verhängnisvollste Irrtum unseres grimmen Federhelden. Ich glaube, dass Schopenhauer zum ersten Mal auf die Sagenkreise unseres Volkes als eine Fundgrube von vortrefflichen Opernstoffen hingewiesen hat; und tatsächlich ist nur eine solche Behandlung möglich, wenn wir die Stoffe, die Pöhnl dramatisch ausgenutzt haben will, auf die Bühne bringen. Nur in musikalischer Begleitung erwachen die todten Gestalten zu neuem Leben; ins Reich der Töne versetzt, beginnen wir Interesse an den Schicksalslagen und Abenteuern jener Helden und Fabelwesen zu nehmen, dort ist ihr eigentlicher Bezirk, wohin sich moderne Stoffe selten oder nie verirren dürfen. Wie ich mir ein modernes Schauspiel beinahe gar nicht als Oper denken kann, ebenso unmöglich ist es mir, mich in eine Tragödie, die eine der mittelalterlichen Sagen enthält, welche Pöhnl behandelt hat, zu versenken. Als Buchdrama kann ich eine solche noch hinnehmen, aber aufgeführt müsste sie uns zu wunderlich und fremdartig berühren. Den Nibelungenstoff schließe ich von dieser Behauptung aus: denn die Konflikte in demselben sind ewig giltig und die auftretenden Personen wie Rüdiger oder Kriemhild oder Hagen gelten mir als grandiose Symbole menschlicher Eigenschaften und irdischen Schicksals. In musikalischer Behandlung gewinnen die Gestalten unserer Sagen ein anderes, erhöhteres Leben, das nichts mit unserem gewöhnlichen gemeinsam hat; in einer solchen geben wir uns umso lebhafter und gläubiger ihrem Handel und Wandel hin, jemehr wir aus unserer Welt in die süßere und harmonischere der Töne entrückt werden. Und Pöhnls Ansprüche an eine nationale Kunst hat doch Wagner in glänzender Weise erfüllt; seinem Begehren, dass diese Stoffe uns nicht verloren gehen, ist ja vollkommen entsprochen worden, in vollkommener Weise durch die Musik, als es je mittelst des rauheren und schärferen Wortes geschehen kann.

Aber Pöhnl will nun einmal etwas Unmögliches: diese Stoffe auf ein fremdes Gebiet verpflanzen, auf dem sie weder Platz haben noch gedeihen können, und das Unmöglichste: die Bedeutung Richard Wagners erlangen. Dieser ist Reformator der Oper, der deutschen Musik in edelstem, nationalstem Sinne, Pöhnl soll der Luther des Dramas sein. Ja, dann muss er es aber anders anfangen. Er kann unmöglich den Weg Wagners gehen, denn der führt zur Musik. Dass Pöhnl tatsächlich diesen Pfad betritt und eigentlich nur mit seinen Stücken ein Zwitter

ding von Drama und Opernlibretto zustande gebracht hat, beweist nur seine Unselbständigkeit, seine Abhängigkeit von Richard Wagner. Er reitet nicht auf dem Pegasus, sondern hängt nur an seinem stolzen Leibe und scheint jeden Moment in die Tiefe zu stürzen.

Pöhnl ist selbst schuld, dass wir seinen Bühnenstücken ungleich geringere Beachtung schenken können, als seinem Vorwort; dieses hat uns so lange aufgehalten, dass wir die fünf Dramen eben nur ganz kurz charakterisieren können. Es ist dies eine gerechte Strafe für ihn.

Diese fünf Stücke sind streng genommen fast sämmtlich undramatisch gehalten: zwei hiervon, „Der arme Heinrich" und „Gismunda" nehmen hie und da Ansätze zu dramatischem Leben; wenn ersteres bereits aufgeführt worden ist, so beweist mir dieser Umstand nur, dass unsere Zeit durchaus nicht so materiell und allen idealen Bestrebungen abhold ist, aber mehr nicht. In „Gismunda*)" kommen wirklich einige Stellen voll Kraft und lodernder Leidenschaft vor, auch der Aufbau ist nicht ohne Geschick durchgeführt; aber das Alles lässt uns doch mehr oder weniger kühl und macht auf uns nur den Eindruck eines litterarischen Experimentes. Und erst die übrigen Stücke „Ritter Staufenberg und die schöne Meerfei", „Die schöne Magelone" entfernen sich zu riesenweit von unserem Ideen- und Gefühlskreise, als dass sie auf der Bühne Wurzel fassen könnten. Am meisten befreundete ich mich noch mit dem „Lieben Augustin". In seinem drastischen, echt historischen Kolorit, in seiner markigen Sprache macht er einen famosen Eindruck. Aber es ist das unaufführbarste Stück, das vielleicht je von einem sich mit höheren Zielen tragenden Menschen geschrieben wurde. Das Ganze besteht eben nur aus einer Kette von kulturhistorischen Genrebildern, aus denen keine Gestalt zu plastischer Größe emporwächst und die sich zu keiner Handlung zusammenfügen lassen. Und doch ist mir dieses Stück das liebste, erstens, weil es den besten Eindruck macht und zweitens weil in ihm Pöhnl zeigt, dass er ein gewisses poetisches Talent hat, das sich in den anderen Stücken oft mit hartnäckigster Konsequenz verleugnet. Dazu kommt, dass der „Liebe Augustin" in Prosa geschrieben ist; hier kommen die Archaismen, kommt die Spruchweisheit, mit der Pöhnl allzusehr und stets auf Kosten der dramatischen Wirkung prunkt, mehr zur Geltung, als in den Versen, deren plumper Bau, Konsonantenanhäufung, schauderhaften Ellisionen, verrenkte Syntax einerseits grässlich das Ohr des Lesers belästigen, andererseits ihn an den tiefsinnigen und erheiternden Lakonismus der Gedichte von Busch erinnern. Allerdings darf nicht geleugnet werden — es ist wahrhaftig schwer einem so ungerechten und dünkelhaften Kritiker wie Hans Pöhnl gegenüber objektiv zu sein und er selbst wird sich nie beklagen dürfen, wenn man über ihn scharf urteilt und dabei seine Vorzüge vergisst —, dass in diesen Stücken manchmal, aber auch nur manchmal Töne echter Leidenschaft angeschlagen werden, dass dann auch die Sprache höheren Flug nimmt und die Verse einen gewissen Wohllaut gewinnen. Aber im Großen und Ganzen sind diese Stücke undramatisch, laborieren an schweren sprachlichen Mängeln und lassen uns ganz kalt. Der mit so donnerndem Getöse auftretende Pöhnl bescheert uns mit höchst mangelhaften Leistungen; er will uns die Schätze der Litteratur rauben, die Bühne der Gegenwart entziehen und uns dafür altes Gerümpel in schlechter Renovierung geben.

Die Redewendungen, die „Spruchweisheit" sind nicht von ihm, der Inhalt das Eigentum des Volkes, was er aus Eigenem zugesteuert hat: der Aufbau, die Dramatisierung ist sehr schwach und die Charakteristik dito. Zu loben ist der unverkennbar große Fleiß, der ernste Wille. Aber diese beiden Dinge geben noch nicht die Berechtigung, so den Mund voll zu nehmen und mit einer Erhabenheit aufzutreten, als sei der deutschen Litteratur ein Messias erstanden. Herr Pöhnl kann nur im großen Gefolge Wagners einhermarschieren, als eine selbständige Erscheinung kann man ihn nicht auffassen, und seine nationale Begeisterung, die ja alle Anerkennung wert ist, macht für sich allein noch nicht den großen Künstler aus. Seine Stücke sind keine Dramen, sondern verraten unwillkürlich eine librettoartige Anlage. Der zweite Aufzug im „Armen Heinrich", der V. Akt der „Magelone", der III. Akt in der „Gismunda", das Werben der Pagen um Gislindens Leckerbissen, die Pfingsttage im „Ritter Staufenberg" sind wie geschaffen zur musikalischen Behandlung. Als Opernlibrettist will allerdings Pöhnl nicht gelten, um seine zu große Abhängigkeit von Wagner nicht deutlich zutage treten zu lassen; als selbständige Dramen hingegen sind seine Stücke absolut verloren. Ich gebe ihm einen anderen Rat: Wie wär's mit der Operette? Mein Vorschlag ist durchaus nicht so spaßhaft gemeint. Der französische Blödsinn, der auf den Operettenbühnen Tausende entzückt, müsste diesen deutschen Sagen weichen; die Operette hat ein unermessliches Publikum und Pöhnl könnte da in riesigem Maßstabe den Leuten die Liebe zur echt nationalen Kunst einflößen. In der einschmeichelnden musikalischen Begleitung würde sich auch sein

*) Soeben höre ich, dass „Gismunda" in München einen beispiellosen Durchfall erlitten hat. Und dies ist noch, wie oben bemerkt, eines der aufführbarsten Stücke Pöhnls! Dass die Kritiker Herrn Pöhnl mit grenzenlosem Hohn abgefertigt haben, ist insofern etwas ungerecht, da sie die Lichtseiten des Stückes nicht hervorhoben. Aber Herrn Pöhnl kriegt man nicht so leicht unter: er rettete, was zu retten war. Nach der Vorstellung fuhr er ins Telegraphenbüreau und sandte an große Zeitungen Nachrichten vom Erfolge (!) der „Gismunda" von Hans Pöhnl. Einige Zeitungen sind richtig „aufgesessen". Zur großen Beschämung des „Berichterstatters" korrigierten dann diese Blätter ihre Nachrichten, und gestanden offen ein, von wem dieselben herrührten!

E. W—r.

Vers besser ausnehmen; Herr Pöhnl könnte auf die Operette tatsächlich einen bedentenden Einfluss ausüben und sich einen populären Namen erwerben. Einen Komponisten zu finden. der eine zweckmäßige Musik zu Pöhnls Stücken, die allerdings in vieler Hinsicht noch umgearbeitet werden müssten, schriebe, wäre doch nicht schwer.

Schopenhauer hat Richard Wagner auf die deutsche Sagenwelt als Opernstoffe aufmerksam gemacht; ich fühle mich nach der Lekture von Pöhnls Vorrede so pessimistisch gestimmt, dass ich ganz gut den Schopenhauer Pöhnls abgeben kann: „Der moderne Operettentext bedarf eines dichterischen Richard Wagner.“ Vielleicht beherzigt Pöhnl diesen Satz, wenn er auch nicht in der Gesamtausgabe meiner nie geschriebenen philosophischen Werke steht.

Und es wäre wirklich ein größeres Vergnügen, einem so energischen, strebsamen, unternehmungslustigen Mann ein weites Feld eröffnet zu sehen, auf dem er reformatorisch wirken könnte, als jetzt die krankhaften Ergüsse seines unbefriedigten Tatendranges und die beklagenswerten Verirrungen seines ungestillten Ehrgeizes kritisieren zu müssen.



A memoir of Ralph Waldo Emerson.

By James Gliot Cabot, 2 vol. Boston, Houghton, Mefflin and Co.

Es wird uns in dieser Schilderung des berühmten Philosophen ein Lebensbild geboten, das sich würdig dem Buche, das uns Fronde von Carlyle geliefert, an die Seite gestellt. Cabot ist von der Familie des Dahingeschiedenen mit dessen Tagebüchern, und seinem Briefwechsel versehen worden, ein Material, das ihn befähigte das Wachsen nnd Werden desselben von seiner zartesten Kindheit an zu verfolgen. Höchst interessant ist es nun sich zn vergegenwärtigen, wo seine Wiege gestanden, und welches Erbteil er angetreten, als Sprosse jener alten Puritaner deren strenge Orthodoxie uns bekannt ist. Sein Vater und sein Großvater waren Geistliche gewesen, die Güte, die Wahrheit, der Edelsinn waren Bedingungen ihres Daseins. Der Knabe kannte kein Wanken, wo es galt recht zu handeln, und Selbstverleugung war für ihn mit keinem Opfer verbunden.

Sein Großvater, William Emerson, ist der Erbauer des Hauses „Old Manse“ genannt, das der Dichter Hawthorne während seines Aufenthaltes in Concord bewohnt und in seinen Dichtnngen geschildert hat. Seine Mutter, Rnth Haskins, war eine fromme Frau und er ihr viertes Kind nnd dritter Knabe Sein Tante, Miss Mary Moody Emerson blieb unverheiratet und nahm Teil an der Erziehung der Kinder, von denen der kleine Waldo ihr Liebling war, von dem sie Großes erwartete. Wenn sie dem Knaben Vorwürfe machte über seine zu große Weltlichkeit, seine Freude an Scherz, Witz und Tändeleien, so ist das von einer rührenden Komik für uns sündliche Kinder einer Zeit, die diesem schönen Ernst vollkommen entfremdet worden ist.

Den 12. Mai 1811 starb sein Vater und ließ die Familie in dürftigen Umständen zurück. Zu sparen für die Znkunft zu sorgen, war nicht üblich bei den Puritanern, „Gott wird helfen“, hieß ihr Wahlspruch und was dann kam, sei es Hunger, sei es Not, so kam es von Ihm und sie ertrugen es erhobenen Hauptes.

Die Gemeinde verließ die Familie ihres Seelensorgers, nicht sie zahlte der Wittwe nach seinem Tode noch den Gehalt für das nächste halbe Jahr und machte sich anheischig ihr für die Erziehung der Kinder für die folgenden 7 Jahre jährlich 500 Dollars zu geben. Das reichte nicht ganz; allein der Not war damit gesteuert und indem die Mutter Kostgänger nahm nnd die Hausarbeit selbst verrichtete, wobei die Knaben ihr zur Hand gingen, half sie sich spärlich durch. In dem teuren Boston musste sie bleiben, der Schule halber.

Die gestrenge Tante spielte eine große Rolle im Haushalte, und was ihre Neffen geworden sind, danken sie ihrem Einflusse. Ihr Zorn traf sie manchmal hart; doch nie ungerecht. Emerson sagte in späteren Jahren, dass man durch nichts den Geist der alten Puritaner gegenüber einer nenen Zeit, die milder denke, so gut kennen lernen könne, als durch die Schilderung des Haushaltes in seiner Familie und die kleinen Scharmützel der Neffen mit der Tante Mary Moody.

In seinem 14. Jahre — also 1817 — wurde Emerson nach Harvard College gesandt, wozu freilich keine Mittel vorhanden waren; allein es fanden sich Stipendien und Freunde, die der Wittwe zu Hülfe kamen und dazu wurde dem Knaben der Platz eines Freshman beim Präsidenten, ein Amt, das Besorgnngen für diesen bedingte, wofür er freie Wohnung erhielt.

Er gehörte nicht zu den fleißigsten Schülern, er brütete nicht über Büchern, er träumte zu viel und hatte zu viele eigene Gedanken, um sein Gedächtnis mit Angelerntem anzufüllen. Doch waren seine Zeugnisse gut. Als er, nach Verlauf von 3 Jahren, Harvard College verließ, begab er sich nach Boston, um seinem ältesten Bruder, der indessen im Hause seiner Mutter eine Mädchenschule eingerichtet hatte, Beistand zu leisten: Er unterrichtete nicht gern. Sein Vater, sein Großvater waren Lehrer gewesen, bevor sie die Kanzel bestiegen, Waldo Emerson jedoch wünschte nie auf diesem Wege sein Fortkommen zu finden. Was er ersehnte, war an eine Universität als Professor der Beredsamkeit bernfen zu werden und diese Gunst hat ihm das Schicksal nie zn Teil werden lassen.

Sein Einkommen an der Mädchenschule war sehr groß, es belief sich auf 10,000 Dollars, wovon er nur 2000 gebrauchte, also davon zurücklegen konnte. Sein älterer Bruder war indessen nach Göttingen gegangen. Emerson bat ihn seine Studien dort nicht abzukürzen, weil er jetzt im stande sei die Unkosten zu tragen. Ganz wie sein Freund, Thomas Carlyle, war die Sorge für seine Angehörigen sein erster Gedanke. Nach 3 Jahren gab er dann die Schule auf und ging nach Cambridge, um Theologie zu studieren. Hier aber traf ihn das Unglück krank zu werden. Eigentliche Studien hat er nie regelrecht absolviert; doch gestattete man ihm, trotzdem die Kanzel zu besteigen und Prediger an der zweiten protestantischen Kirche in Boston zu werden, ein Posten, der ihm, weil er sich verheiratete, wünschenswert war.

Seine außerordentliche Begabung hatte er bis jetzt noch durch nichts bewiesen, weder schriftlich noch mündlich tat er sich hervor.

Der berühmteste Kanzelredner Bostons war damals Channing, dessen Beredsamkeit alle hinriss. Mit diesem konnte er sich nicht messen, auch persönlicd konnte er, als viel jüngerer Mann, sich nicht zu ihm stellen, er hatte ihn wohl dann und wann reden gehört; aber seinen Umgang nicht gesucht, noch suchen können.

Allerlei Zweifel zogen durch Emersons Seele die er indessen nicht laut werden ließ, außer gegen seine Tante Mary Moody, der er mitunter sein Herz ausschüttete. Welcher Art dieser Briefwechsel des 24jährigen jungen Theologen mit der gestrengen, hochgebildeten, alten Dame war, ist zu eigenartig interessant, um dem Leser nicht gern eine Probe davon zu geben. Er schreibt ihr:

Concord, 27. August 1827.

Meine liebe Tante!

Ich habe Dir durch Robert die Essays von Hume gesandt, sie sind aber aus Versehen liegen geblieben. Ich kann sie 3 Monate für Dich behalten, und werde die erste Gelegenheit sie Dir zu übermitteln benutzen. Die Komödien von Baillie sind nicht leicht zu bekommen. Wozu brauchst Du sie? Nur um, wie ich, einen Blick hinein zu tun, meine Ausdrucksweise zu verbessern, oder meinen alten Gedanken ein neues Kleid umzuhängen? Will ich Dich auf diesen meinen Standpunkt stellen, so kann es freilich nicht geschehen, ohne Dich scheinbar zu kränken? aber ernstlich, was willst Du von Fräulein Baillie? — Ein Schullehrer gestattet es den Schülern die Tafeln mit Figuren zu füllen, und Arithmetik spielend zu erlernen und unser Herr und Meister erlaubt uns als Aufgabe für unser irdisches Leben eine Sprache zu haben, ihre Methode mag wechseln. Ich kenne z. B. Jemand, der zu allerlei Gedanken kommt, ohne dass der Weg dazu ein sehr rühmlicher ist. Es geht ihm dann, wie dem Scharfrichter, wenn er sein Amt zu verrichten hat. Ich möchte Dich aber durchaus nicht dadurch kränken, dass ich nach dem Wozu? fragte; doch können solche kleine Winke den Pfad des Anderen oft vorteilhaft erhellen.

Jch predige jeden Sonntag den halben Tag, und bin in der anderen Hälfte ein Hörer. Dann sage ich mir, dass es schön sein würde, wenn wir nicht konventionell nachplapperten, sondern unsere eigentümliche Anschauungsweise in Worte kleideten, wodurch wir einander interessant würden. Wie kein Blatt dem anderen gleicht, so auch gleicht kein Mensch dem anderen, und in dieser Verschiedenheit liegt der Reiz.

Fragen sind unsere Aufgabe; die Beantwortung derselben folgt darauf, es giebt Leute, wie Du, die Beides wollen. Meine Augen sind nicht stark genug um in Kompendien zu blättern. Ich möchte aber wohl wissen, was die Schrift in Wirklichkeit von dem Gekreuzigten sagt; nur dass es zu ermitteln unmöglich scheint, so weit liegt die Zeit hinter uns, und so verworren hat sich die Sprache gestaltet. Ein bischen Wahrheit aber lebt in uns Allen, und damit sind wir geborgen."

Man sieht aus diesen Anspielungen, dass des Zweifels giftiger Zahn an ihm nagte. Sein Amt, als Prediger, befriedigte ihn nicht, weil er nicht sagen durfte, was er auf dem Herzen hatte. Er meinte, dass die Art von Predigten, die gangbar, sich überlebt hätten, dass sie weder der Zeit, noch der Bildung der Menschen sich anpassten. Dann nahm er an dem Gedächtnismahle Anstoß und legte deshalb sein Amt schließlich nieder.

Es war das ein schwerer Entschluss für ihn; denn er war verheiratet, hatte seine liebe alte Mutter zu sich genommen, war seinen Brüdern eine Stütze und nahm eine angesehene Stellung ein. Allein nach sorgfältiger Beratung mit seinem Gewissen glaubte er diesen Schritt tun zu müssen. Er konnte nicht leisten, was gegen seine Ueberzeugung stritt.

Der Verlust seiner Gattin, die er schwärmerisch liebte, hatte ihn außerdem noch tief traurig gestimmt und seinen Lebensmut vernichtet. Er fühlte, dass er unterliegen würde, wenn er sich nicht gewaltsam herausreiße, und in halber Verzweiflung bestieg er ein Segelschiff, das ihn nach Italien brachte. Rom, Neapel, Sizilien, alle Stätten der klassischen Geschichte glitten an seinem Auge vorüber, ohne dass dass Geschauete ihm eigentliche Freude bereitete; denn wonach seine Seele dürstete, das waren nicht Schöpfungen der Kunst, sondern Menschen, die er verehren konnte; Menschen, die mit ihm dem großen Rätsel des Daseins nachsannen, mit ihm sich abmühten es zu lösen.

In Rom traf er mit Baron d'Eichthal zusammen, der ihm von Carlyle sprach und sich erbot ihm einen Brief an diesen mitzugeben. War dieser Schotte vielleicht von der Vorsehung dazu ausersehen, was dunkel auf seinem Pfade, zu erhellen? — Sollte der ihm sagen können, was seine Seele zu wissen dürstete, ob die Sünde mit dem Menschen geboren werde, oder

ob die Erziehung eine Gemeide der Heiligen schaffen könne, die das Ideal des Christentums ist.

Eine tiefe Sehnsucht verzehrte ihn nach einem Etwas, für das er keinen Namen hatte. Vielleicht fehlte ihm ein Freund.

Er kam nach Edinburg und trat von dort die Wanderung nach Craigenputockot an, wo Carlyle seit 5 Jahren, abgeschlossen von der Welt lebte. Tief gerührt von dem Wunsche des jungen Mannes ihn zu sehen, der eine so beschwerliche Fahrt nicht geschont, begrüßte er ihn auf das Herzlichste und behielt ihn als Gast für die Nacht. Sie sprachen eingehend mit einander über Gott, die Welt und der Menschen Anfgabe auf Erden; aber trotz des schönen Ernstes in Carlyles Wesen und seiner hohen Bildung war Emerson nicht eigentlich befriedigt von dem Austausche ihrer Gedanken; denn worauf es ihm vorzüglich ankam war, Fragen der Theologie erörtert und gelöst zu sehen und darüber war Carlyle längst hinaus, weit über Zeit und Ewigkeit hin schweiften seine Blicke, und sein Haupt beugte sich verehrungsvoll vor dem großen Rätsel des Daseins, ohne es lösen zu wollen.

Sie schieden als Freunde und blieben Freunde bis zu ihrem Tode, ohne dass eine Uebereinstimmung stattfand, außer in dem einen Punkte, die edelste Gesinnung zum Grundelement ihres Tuns zu machen. So verstanden sie sich denn immer wieder, wie weit sie scheinbar auch auseinander gingen.

Emerson begründete seinen Ruf durch seine Rednergabe; er wirkte am liebsten durch das lebendige Wort und Carlyle unterzog sich dem nur als Notbehelf. Emerson predigte auch fortwährend noch; aber nicht mehr als ordinierter Geistlicher; er sprach den Segen nicht mehr über seine Hörer aus, betete nicht mehr für sie, wählte seine Thema da nach Gefallen.

Das höchst interessante Buch ist jedem denkenden Leser zu empfehlen und wird auch in der Uebersetzung vielfachen Anklang finden, weil der Inhalt durchaus sachlich und in keiner Weise nur speziell für Amerika von Interesse ist.

Wiesbaden. Amely Bölte.



Erinnerungen eines reichsländischen Edelmannes.

In je geringerem Maße sich bisher unser wiedergewonnener Bruderstamm an dem litterarischen Schaffen unserer Nation beteiligt hat, um so freudiger ist es zu begrüßen, wenn einer der angesehensten und besten Männer des Elsass, ein Mitglied eines weitverzweigten und in seinem Kerne stets echt deutsch gebliebenen Adelsgeschlechtes die reichen und interessanten Erinnerungen seines Lebens zum Gegenstande einer litterarischen Darstellung gemacht, welche ohne jeden Zweifel in der Memoirenlitteratur unserer Tage einen der ersten Plätze einnimmt und einnehmen wird. Der Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürkheim, ehemals Präfekt und Generalinspektor der Telegraphenverwaltung unter dem zweiten Kaiserreiche, hat unter dem Titel „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit“ (Stuttgart, Metzlersche Buchhandlung, 1887) seine Memoiren veröffentlicht, welche ein ungleich größeres Recht auf Beachtung und Berücksichtigung haben als manche der in unseren Tagen unter vielverheißendem Titel angepriesenen Enthüllungen. Graf Dürkheim ist einer der elsässischen Grandseigneurs, — es dürften ihrer nicht allzuviele sein — welche wahrhaft Deutsch denken, er ist einer der Männer, deren echt deutsche Natur unter der Fremdherrschaft mit Nichten eine Einbuße erlitt. Auf deutschem Boden, in der bayerischen Pfalz, geboren, durch seine Frau, eine Enkelin von Goethes Lilli, mit dem Weibe verwandt, welches auf die Jünglingsjahre unseres Dichterkönigs so bedeutsam eingewirkt hat, betrachtete Graf Dürkheim das deutsche Volk nicht als ein fremdes, sondern als sein stammverwandtes und unwillkürlich werden wir beim Lesen der in unserer Muttersprache verfassten Erinnerungen die freudige Genugtuung des Verfassers herausfinden, die derselbe darüber empfindet, dass es ihm vergönnt ist, sein Alter in einer Zeit zu verleben, in welcher zwischen Elsass und Deutschland keine Grenzlinie mehr existiert. Graf Dürkheim ist während seines reichen Lebens mit einer Menge der hervorragendsten Männer unserer Zeit in Berührung gekommen; um von anderen zu schweigen, seien nur erwähnt Kaiser Wilhelm, Fürst Bismarck, Napoleon III. u. s. w., was er über seinen Verkehr mit diesen und anderen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten berichtet, wird die Aufmerksamkeit unserer Zeitgenossen ganz besonders fesseln, denn wir haben es hier mit Beiträgen zu dem Teile der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu tun, der ohne Zweifel der wichtigste ist, mit Beiträgen, wie sie nur ein Mann liefern konnte, der die bedeutende Stellung einnahm wie Graf Dürkheim. Nicht minder interessant ist der Teil der Erinnerungen, welcher sich auf die Zustände in Frankreich unter Napoleon bezieht. Schon unter der Herrschaft des Bürgerkönigs bekleidete der damals noch sehr junge Verfasser das wichtige Amt eines Präfekten; der Zufall wollte, dass in seinem Verwaltungsbezirke die Festung Hamm lag, in der sich damals der zukünftige Kaiser der Franzosen als Staatsgefanger befand. Dürkheim trat damals zum ersten Male in persönliche Beziehungen zu dem Manne, der später sein Gebieter wurde. Der psychologische Scharfblick, über welchen unser Verfasser verfügt, ließ ihn, im Gegensatze zu den Pariser Machthabern, welche in dem Helden des verunglückten Straßburger Putsches nur einen Charlatan erblickten, die Bedeutung und Fähigkeiten des zu-

künftigen Cäsars nicht verkennen. Zwischen beiden Männern bestand seit dieser Zeit ein sehr angenehmes Verhältnis; Napoleon bewahrte stets für den elsässischen Edelmann ein großes Wohlwollen und bezeugte ihm dies auch später, als Dürkheim, durch die Intriguen der Klerikalen, welche mit Schmerz einen Protestanten auf einem einflussreichen Verwaltungsposten erblickten, genötigt, um seine Entlassung aus dem Staatsdienste einkam. Es würde uns zu weit führen, auf die Einzelheiten der Dürkheimschen Memoiren weiter einzugehen; wir wollen weder einen Auszug aus denselben geben noch denjenigen, welche für die Zeitgeschichte Interesse haben, das Lesen des anmutigen Buches ersparen, wir möchten zum Schlusse nur noch mit einigen Worten der Stellung gedenken, welche Graf Dürkheim dem neuen Reiche und der Regierung der Reichslande gegenüber einnimmt. Es ist bei dem unverfälscht deutschen Wesen unseres Verfassers selbstverständlich, dass er die Wiedervereinigung des Elsass mit seinem alten Mutterlande mit Freuden begrüßt, dass er sich vorbehaltslos auf den Boden der neuen staatsrechtlichen Verhältnisse gestellt hat. Mit scharfen Worten rügt der Graf das Verhalten seiner Landsleute, welche im Reichstage fortwährend über die Unterdrückung ihrer „Muttersprache“, der französischen, Klage führen, sie, die sich unter Napoleon III. darüber beschwerten, dass das Kultusministerium befahl, den Religionsunterricht in französischer Sprache zu geben, sie, welche damals ob dieser Unterdrückung ihrer wirklichen Muttersprache sich in beredten Protesten ergingen, mit scharfem aber gerechtfertigtem Tadel wirft er ihnen vor, auf das Kommando des französischen Chauvinismus ihre Muttersprache geändert zu haben. Auch das bisherige Verwaltungssystem der deutschen Regierung entschlüpft nicht dem Tadel des patriotischen Edelmannes, und was er über die Fehler der Manteuffel'schen Regierung, was er über den Einfluss der deutschfeindlichen Elemente unter derselben sagt, gehört mit zu dem besten, was hierüber gesagt und geschrieben wurde. Dem Inhalte des schönen Buches ist die Form, in welche Graf Dürkheim seine Gedanken gekleidet hat, entsprechend; mit vollendeter Meisterschaft beherrscht der Verfasser die deutsche Sprache und es ist eine wahre Freude, den edlen Gedanken im edelsten Gewande zu begegnen. Möchte das Buch ein Zeichen dafür sein, dass im Elass die Liebe zum großen, deutschen Vaterland sich immer mehr ausbreite und immer kräftiger Wurzel schlage.

Mainz. Ludwig Fuld.



Sprechsaal.

Oeffentliche Erklärung.

Die „Gismunda“ von Pöhnl ist im Münchener Hoftheater zu Tode gelacht worden und die gesammte Presse brachte vernichtende Einzelheiten über den Fall. „Der arme Heinrich“, ein kaum besseres Machwerk Pöhnls, musste „aus Achtung vor dem Publikum“, das den „Armen Heinrich“ kürzlich noch mit achselzuckender Geduld über sich ergehen ließ, vom Repertoire abgesetzt werden. Nun veröffentlichte unter Andern auch der „Berliner Börsenkourier“ eine heftige Münchener Korrespondenz gegen die Hofintendanz (Baron Perfall, Excellenz), worin u. A. erwähnt wurde, dass eine elende Dilettanten-Stümperei eines gewissen Wohlmuth kürzlich dort über die Bretter gegangen sei, lediglich aus Rücksicht auf den Wunsch einer „hochstehenden Persönlichkeit“. Der betreffende Korrespondent ruft dann emphatisch den Fluch Apolls auf dies korrupte Institut herab und bezüchtigt Perfall, dass er den wahren Dichtern seine Bühne verschließe. Unter solchen Umständen fühle ich mich bewogen, das Folgende zu konstatieren. Unzählige Mal belästigte man mich mit der wohlmeinenden Frage: Wie ist's möglich, dass Ihre Dramen nirgends aufgeführt werden? und unablässig war meine Antwort: Weil ich kein Streber bin wie Herr von X. und Herr Y. Nun erkläre ich aber hiermit: Mein bestes Stück, „Schicksal“, war der Münchener Hoftheaterintendanz speziell eingereicht und dringend empfohlen. Der große Künstler, für den die Rolle des Bonaparte geschrieben war, Ernst Possart, hatte sich mit größter Wärme bereit erklärt, die Rolle zu spielen. Die gesammte Korrespondenz über den Fall befindet sich in meinen Händen. Herr Savits aber, der Regisseur des Münchener Hoftheaters, hat, ohne an mich je eine Zeile gelangen zu lassen (ich verschmähte es natürlich, in München zu stochern und zu „wühlen“), einem befreundeten Mittelsmanne gegenüber eine in verzuckerte Phrasen gehüllte Ablehnung erteilt, die sich auf so unglaubliche Albernheiten (z. B. bezüglich des „unsympathischen“ Charakters der Josephine!!) stützt, dass ich ihn nicht durch Veröffentlichung derselben blamieren will. Der wahre Grund lag jedoch tiefer. Herr Hofrat Heigel hat für die Separat-Vorstellung des seligen Ludwig II. ein Opus „Josephine“ verfasst, in welchem die Ehescheidung Napoleons behandelt wurde. Dies Theaterstückchen, eine jener üblichen Kulissenreißereien in historischem Kostüm, ist kürzlich in Leipzig, trotz der genialen Verkörperung der Napoleonrolle durch Possart (als Gast), elendig durchgefallen. Deswegen will unser Freund Blumenthal auch gleich damit sein „Theater der Lebenden“ eröffnen! Man begreift, dass meine Dichtung, welche das Liebeswerben Bonapartes um Josephine behandelt, Herrn Hofrat Heigel sehr unliebsame Konkurrenz machen möchte.

So hat sich Herr Baron v. Perfall, Excellenz, gegen mich benommen. Möge Graf Hochberg (noch nicht Excellenz) als Anfänger sich eines solchen Musters freuen! Uebrigens sind die Erfahrungen meines Freundes Hans Herrig mit dieser Münchener Wirtschaft noch schlimmere.

Karl Bleibtreu.

Litterarische Neuigkeiten.

„Blüten vom Pessimistbeet jüngst-deutscher Lyrik“ von R. Schmidt-Cabanis. (Pfeilstücker, Berlin.) Dies liebliche Büchlein hat seine Vorgeschichte. Der Verleger Herr Pfeilstücker sandte nämlich an den Herausgeber des „Magazin“ das Manuskript desselben, damit Letzterer als „litterarischer Beirat“ urteile, ob man das drucken solle. Wünsche er es nicht, so solle der Verlag unterbleiben. Umgehend schrieb Karl Bleibtreu (der nämlich in vier Extra-Gedichten hier von diesem Geisteseunuchen mit dem Simsonhaar „angeulkt“ worden ist): „Drucken Sie mit Gott! Solches Zeug findet immer Leser. Und meine alten Freunde Mosse und Levyson werden gewiss nicht verfehlen, ein langes Feuilleton darüber loszulassen.“ Wir empfehlen das Büchlein dringend allen Denen, die noch nicht im Witzblatt „Ulk“ den Witz unseres Richard Löwenmähne genossen. Wirklich ein Denkmal unsterblicher Lächerlichkeit — aber für wen, verraten wir nicht.

Wie wir hören, soll der Roman des Norwegers Christian Krogh „Albertine", den unser geschätzter Mitarbeiter Erich Holm jüngsthin in dem interessanten Aufsatz „Die Christianiabohème" besprochen hat, laut Urteil des Obersten Gerichtshofes öffentlich verbrannt werden!!

„Der Spiritismus" von Eduard von Hartmann (Leipzig, Wilhelm Friedrich) ist in russischer Uebersetzung bei A. N. Aksakow in Petersburg erschienen. Es wäre im Interesse beider Nationen wahrlich zu wünschen, dass diesem illegitimen Nachdruck durch Abschluss einer litterarischen Konvention zwischen Deutschland und Russland endlich einmal ein Riegel vorgeschoben wird.

Savits, der Münchener Theaterregisseur, erwirbt sich ein zweifelloses Verdienst, indem er die Stücke Zolas, gleich nachdem sie in Paris mit Pauken und Trompeten durchgefallen, ins Deutsche überträgt und für die Bühne bearbeitet. In „Therese Raquin" schenkte er uns bereits eine jeder dramatischen Art entbehrende Novellen-Dialogisierung, jedoch voll bedeutender dichterischer Momente. Nun hat er sich an „Renée" herangemacht (Berlin, Fischers Verlag) und eine wirklich ausgezeichnete Arbeit geliefert. „Renée" entbehrt der eigentlich dichterischen Vorzüge (mit Ausname der großartigen Schlussrede der unglücklichen Sünderin), bietet aber dafür ein Meisterwerk des szenischen Aufbaues. Dass diese virtuose Bühnentechnik in Paris niedergeschrieen wurde, beweist nur, dass auch dort nichts als Partei-Claque regiert.

Johanna Spyri: „Heidis Lehr- und Wanderjahre" und „Heidi kann brauchen, was es gelernt hat". Eine Geschichte für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben. Zwei Bändchen in 8. und 5. Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1887. Heidi ist ein urwüchsiges Alpenkind und hat schon als kleines Mädchen seine Eltern verloren. So würde es ganz verlassen sein, wenn der „Alm Oehi" sich seiner nicht annähme. Dieser ist aller Welt feind, aber innerlich ein edler, vortrefflicher und kluger Mensch, der Heidi zu einem tüchtigen Mädchen erzieht und schließlich ihre Zukunft sicher stellen hilft, wobei allerdings der liebe Gott die Hauptsache tut. Die Handlung knüpft sich im wesentlichen an den Versuch, Heidi in einer großen Stadt (Frankfurt) einzugewöhnen. Derselbe misslingt kläglich, das Alpenkind kann nur in der heimatlichen Bergluft gedeihen. — Es sind vortreffliche Menschen, die uns geschildert werden, ganz geeignet, ein kindliches Gemüt zu begeistern. Die Verfasserin versteht es meisterhaft, den kindlichen Geist zu treffen und denselben in all die Winkel zu führen, in denen sich derselbe gern verliert. Taktvoll und zart weiß die Verfasserin aber dem Kindessinn auch wieder herauszuhelfen und denselben auf Wege zu führen, die ihm die Aussicht auf die erhabensten Dinge und Güter des Lebens eröffnen. Das Büchlein — namentlich der erste Band, reiht sich dem besten ein, was wir von Jugendlitteratur besitzen. Jungen Mädchen von 10—15 Jahren können wir kein besseres Weihnachtsgeschenk wünschen.

„Sturmvögel", deutsch-nationale Kämpfe von Karl Pröll (Dresden, Verlag von E. Pierson) betitelt sich die neueste Serie von Streitgedichten dieses Verfassers, welcher seit Jahren unablässig für die Interessen der leidenden Stammesbrüder in Oesterreich-Ungarn zu wirken bemüht ist. Dieses echt nationale Streben findet sich auch in dieser Publikation scharf wiedergespiegelt. Alle diese Kampf- und Klagelieder (etwa 90), welche bald dem wahren Schmerz über die Drangsale der „Deutschen in der Fremde" schlichten, oft ergreifenden Ausdruck geben, bald mit schneidiger Satire die Feinde und Verächter unseres Volkstums angreifen, finden ihren gemeinsamen Mittelpunkt in dem Gedanken, Sympathien für die Bedrängten zu werben, auf drohende Gefahren hinzuweisen und Hülfe und Rettung einmal herbeizuführen. Der Anhang „Deutsch-österreichische Phantasien" bringt Variationen über dasselbe Thema in symbolischer Einkleidung und in einer lebhaft bewegten Prosa. Wir wünschen, dass dieses Büchlein der Sache, für welche Pröll so energisch und zähe zu wirken strebt, neue Freunde zuführen und in weiteren Kreisen Verbreitung finden wird. Diese deutsch-nationale Sache im vollsten Sinne des Wortes verdient es! Gleichzeitig erschien (ebenfall bei E. Pierson in Dresden) die zweite Auflage von Karl Prölls Broschüre: „Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz." Durch diese Schrift kann sich Jedermann über den jetzigen Stand der deutschen Frage in Oesterreich genau unterrichten.

Das Erscheinen der 6. und 7. Lieferung der „Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung" von Dr. Adolf Stern (Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung) giebt uns Veranlassung, nochmals warm empfehlend auf dieses wahrhaft gute Werk, dessen Vorzüge von Lieferung zu Lieferung mehr hervortreten, hinzuweisen.

Zwei hervorragende Novitäten von Dahn veröffentlichte soeben die Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig: „Bis zum Tode getreu" ist ein Roman aus der Zeit Karls des Großen, in dem mehr als in den bisherigen Dahnschen Romanen auf die menschlichen Motive und Leidenschaften Wert gelegt ist. Das zweite der Bücher „Kaiser Karl und seine Paladine", Erzählungen aus dem Kerlingischen Sagenkreise, ist ein Produkt der gemeinsamen Tätigkeit von Felix und Therese Dahn. In gleicher Art wie in dem von denselben Verfassern herausgegebenen „Walhall" sind hier die Sagen, die sich an die Person Karls des Großen anknüpfen, gesammelt und ohne gelehrtes Beiwerk wiedergegeben. Das Buch ist vornehmlich für die deutsche Jugend bestimmt und muss unter den für den Weihnachtstisch bestimmten Büchern für die reifere Jugend an hervorragender Stelle genannt werden.

Ausländische Neuigkeiten.

Le Vicomte de Broc: „La France sous l'ancien Régime. Le Gouvernement et les Institutions." — Paris, E. Plon, Nourrit & Cie., 1887. Das „alte Regime" dürfte in dieser Vollständigkeit noch nicht behandelt sein, da Herr de Broc nacheinander König, Hof, Heer, Beamte, die hohe Finanz der Städte und des platten Landes, Polizei und schließlich alle Gesellschaftsklassen schildert, wie dieselben vor 1789 beschaffen waren. Jene Zeit ist für die Schriftsteller der Gegenwart nicht leicht zu beurteilen, da sich leicht die Geister politischer Leidenschaft der Feder des Historikers bemächtigen. Der Verfasser hat aufrichtig gesucht, sich diesem Einflusse zu entziehen.

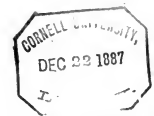
„La Vertu en France" par Maxime du Camp, membre de l'Académie Française. Ouvrage illustré de 45 gravures dessinées sur bois par Myrbach, Tofani et Ed. Zier. (Paris, Librairie Hachette). Es ist eine Sammlung von moralischen Erzählungen, die, durchweg auf streng wahrheitsgetreuer Schilderung beruhend, eine Reihe der edelsten und tugendsamsten Handlungen, deren Schauplatz Frankreich war, dem Leser vorführen. Aus dem reichen Material, das das Archiv der französischen Akademie enthält, suchte Maxime du Camp das Vorzüglichste aus und stellte es zu einem Buche zusammen, das vermöge seines Inhalts besonders als Jugendlektüre warm zu empfehlen ist.

Felice Cavalotti, der Dichter des „Alcibiades", des „Leonidas", der Uebersetzer des „Tyrtäus", hat in einem an den griechischen Gesandten in Rom gerichteten Schreiben, worin er seiner Liebe zum Vaterlande des Perikles, seiner enthusiastischen Verehrung des Hellenentums in großartiger Weise Ausdruck giebt, trotzdem das ihm vom König Georgios von Griechenland verliehene Komthurkreuz des Erlöser-Ordens deshalb ablehnt, weil es seinen Grundsätzen widerstrebt, ähnliche Auszeichnungen anzunehmen. — Tout n'est pas comme chez nous. C. Mark.

Von G. Carducci ist im Verlage von Zanichelli in Bologna ein Band Poesien erschienen: „Nuove rime", der manch schönes tiefempfundenes Gedicht enthält. — Von Mazzinis gesammelten Schriften ist der 16. Band erschienen, 500 Seiten stark; er enthält jene Artikel, welche der rastlose Agitator in seinen letzten Lebenstagen für das von ihm im Jahre 1871 gegründete Blatt „La Roma del Popolo" diktiert hatte. Zur Einleitung hat Aurelio Saffi eine lange Studie geschrieben, die dem Bande als Vorwort dient, worin er Mazzinis Schriften kommentiert und die Ereignisse der darin behandelten Epoche kritisch beleuchtet. C. Mark.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.– vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 49. — Leipzig, den 3. Dezember. — 1887.

Inhalt:

Ernst von Wildenbruch als — Naturalist.

Dass der Naturalismus auch in Deutschland immermehr Schule macht und Anhänger gewinnt, dafür hat vor Kurzem eine neue Publikation Ernst von Wildenbruchs einen überraschenden Beweis geliefert. Ja, das Unglaubliche ist geschehen: Wildenbruch, der Stolz der Familienblätter, der Lieblingsdichter aller deutschen Jünglinge und Jungfrauen hat ein naturalistisches Buch geschrieben, oder richtiger: schreiben wollen. Denn der Naturalismus, der offenbar in der Wildenbruchschen Erzählung „Der Astronom“ zum Ausdruck gelangen soll, ist doch himmelweit verschieden von dem mustergültigen Naturalismus eines Zola, Ibsen und Dostojewskij.

Auch diese neue Erzählung zeichnet sich durch die bekannten Vorzüge des beliebten Dichters aus: durch den meisterhaften Stil, durch den zielbewussten Aufbau und die abgerundete Komposition, die dem Dramatiker Wildenbruch eigen. Aber nicht minder treten die Wildenbruchschen Schwächen in seiner neuesten Dichtung zu Tage: die ewige Effekthascherei und die Vernachlässigung der psychologischen Vertiefung zu Gunsten der äußeren Wirkungsfähigkeit — Fehler, die allerdings in den Augen des großen Lesepublikums sich in Tugenden wandeln.

Das Buch hat eine sehr unsittliche Tendenz und enthält einige lüstern geschriebene, frivole Szenen. Darin scheint der Verfasser des „Astronom“ den Naturalismus gesucht zu haben. Die Fabel der Erzählung ist folgende: Zwei Brüder Doppnau leben in einer kleinen Stadt. Der Eine, vierzig Jahre alt, Professor, ist ein berühmter Astronom, der nur seiner Wissenschaft lebt und sich auf seiner Sternwarte fast ganz vom gesellschaftlichen Verkehr abschließt. Sein Bruder, ein Bürschchen von etwa achtzehn Jahren, der eben Biertrinken und Rauchen lernt, wohnt bei ihm und bereitet sich zur Universität vor. In dem kleinen Städtchen erscheint eines Tages, zu Besuch bei dem Arzt Dr. Albach, eine junge Berlinerin, reich, schön und sehr klug. Lucie steht „nicht mehr in der ersten Jugendblüte“, dennoch aber ist sie immer noch ohne ernsten Anbeter. Das kommt daher, weil die Männerwelt ihr nicht zu imponieren vermag, ebensowenig wie — die deutsche Litteratur. So äußert sie sich einmal gelegentlich über die deutschen Romane, wie folgt: „O diese deutschen Romane! Diese fürchterlichen deutschen Romane! Immer dieselbe Leier, mit ein paar neuen Modulationen, ohne eine neue Melodie. Zurechtgeschnitten wie Rechenexempel; statt des großen Ganges, den die Dinge ihrer Natur nach gehen müssten, immer den spanischen Stiefel-Gang, den der Herr Verfasser sie machen lässt, damit sie hübsch artig an das Ziel gelangen, an dem er sie haben will. Und der unglückliche Leser, der das Ziel von der ersten Zeile an mit Händen greift! Wahrhaftig, man kommt sich vor, wie ein Wanderer auf einer langweiligen Chaussee, der den Kirchturm auf einer Meile Entfernung sieht und die Pappeln zählt, die er noch hinter sich bringen muss, um bis ins Dorf zu kommen. Diese Männer, die in Druckform denken und in Aufsätzen reden! Und nun gar erst die Frauen! Diese Frauen! Das nennen sie das Leben! Das nennen sie

Menschen! Diese Uebermasse von Bildung und Bücher-Gelehrsamkeit, und dieser grässliche Mangel an Welt-Erfahrung, an Lebens-Kühnheit und Phantasie! — — Ein Buch, das ich lese, soll mir etwas nützen und unsre deutschen Romane nützen uns nichts!" — Die junge Dame hat gewiss sehr gesunde Ansichten, nur schade, dass der Verfasser des „Astronom" sich dieselben so wenig zu eigen gemacht!

Es geschieht nun, was der Leser in Folge der handgreiflichen Hinweisungen des Dichters sogleich vorausgesehen hat: Professor Doppnau, der Lucie im Hause seines ehemaligen Studiengenossen Dr. Albach kennen gelernt hat, fühlt einen Johannistrieb in sich erwachen und bewirbt sich um die Liebe des interessanten, verführerischen jungen Mädchens. Dieser hat die Gelehrsamkeit des Professors gewaltig imponiert, sie hält ihre Bewunderung für Liebe und reicht dem Astronom ihre Hand. Natürlich gestaltet sich die Ehe zwischen dem so ungleichen Paare nicht sonderlich glücklich. Die lebenslustige, verwöhnte, elegante Großstädterin fühlt sich in der Einsamkeit ihrer ehelichen Wohnung, besonders während der Wintermonate, sehr unglücklich. Der Professor vergräbt sich ganz in seine Arbeiten, schließt sich nach wie vor von jedem geselligen Verkehr ab und überlässt seine Frau sich selbst. Der junge Doppnau aber, der übrigens gegen die Frau Professor, die zwischen ihn und den schwärmerisch geliebten Bruder getreten, glühenden Hass empfindet, hat inzwischen die Universität bezogen. Lucies anfängliche Neigung für den berühmten Astronom erkaltet rapide und das Gespenst Langeweile, diese bekannte Störerin der Herzensruhe junger Frauen, stellt sich ein. Nach den tödtlich langweiligen Tagen des Winters erscheint endlich der Frühling und mit ihm Klemens Doppnau, der Student, der die Pfingstferien bei dem Bruder verleben will.

Sehr „naturalistisch" schildert Wildenbruch die Ankunft des jungen Studenten im Hause des Professors. Klemens hat sich nicht angemeldet, er will den Bruder überraschen. Da aber Lucie und der Professor im Laufe des Winters ihre Zimmer gewechselt haben, so gerät der Jüngling, der von diesen veränderten Wohnungs-Verhältnissen keine Ahnung hat, in das Zimmer der schönen Schwägerin. Diese hält gerade ihr Mittagsschläfchen; natürlich hat sie es sich bequem gemacht und sie befindet sich in einem Deshabillé, in dem eine gesittete Frau sich nimmermehr vor fremden Augen zeigt. Klemens öffnet also die Tür und ein überraschender Anblick bietet sich ihm. „Er hatte zurückspringen, hatte fliehen wollen, aber es hatte ihn festgehalten wie mit Gewalt, und mit einem aus Grausen und Entzücken gemischten Gefühle hatte er das Bild des Weibes in sich aufnehmen müssen, das berückende Bild." Der Jüngling schließt endlich die Tür und schleicht zur Treppe, um den Bruder, den er nun in dem höheren Stockwerk vermutet, aufzusuchen. Doch von der Treppe zieht es ihn wieder zurück zu dem Zimmer, von dem er soeben geflohen und er öffnet — man denke! — von Neuem die Tür, um sich noch einmal an dem Anblick der holden Schläferin zu berauschen. Wer hätte das dem achtzehnjährigen schüchternen Knaben zugetraut! Doch noch schlimmer. Lucie, die in dem Augenblick erwachte, als der Fliehende das Zimmer verließ und die Klinke ins Schloss drückte, hört den unbekannten Lauscher zu ihrer Tür zurückkehren. Wer kann es sein? fragt sie sich in erklärlicher Erregung. Ihr Gatte? Oder einer der Dienstboten? Doch nein! Denn diese wissen, dass sie ihren gewohnten Mittagsschlaf hält und würden sie nicht stören. Also ein Fremder. Sie muss doch sehen, wer es ist. Und genau in derselben Lage, in demselben interessanten Deshabillé bleibt sie liegen und beobachtet durch eine kaum merkliche Oeffnung des geschlossenen Augenlids den Eindringling. Sie erkennt, während ihr „jählings ein strömender Schauer vom Nacken bis in die Fußspitzen geht", ihren Schwager. Natürlich darf sie sich jetzt nicht verraten. „Sie drückte die Augen fest zu; ihre ganze Willenskraft raffte sie zusammen und regungslos lag sie da, in einem Zustande dumpfer Qual und dumpfer, betäubender Lust."

Das Alles ist sehr hübsch und sehr pikant geschildert, aber ist es auch glaubhaft?

In der Folgezeit verkehren Lucie und Klemens viel miteinander, während der Professor in seinem Studierzimmer oder auf seiner Sternwarte hockt. Die Vorgänge da oben bei den himmlischen Gestirnen beobachtet er mit scharfem Auge und nichts bleibt ihm verborgen, während er von dem, was in seiner unmittelbaren Nähe auf der Erde vorgeht, auch nicht das Geringste merkt. Ein rechter Trottel dieser Professor und, nebenbei bemerkt, eine richtige Schablonenfigur, ebenso wie Dr. Albach nebst Gemahlin.

Der Hass, mit dem der junge Doppnau die Gattin seines Bruders beehrte, verwandelt sich unter dem Einfluss des täglichen Verkehrs mit dem interessanten Geschöpf, ganz naturgemäß, in Liebe. Weniger natürlich scheint es mir, dass die sehr kluge, welterfahrene Großstädterin sich ebenfalls in den achtzehnjährigen schwärmenden Knaben verliebt. Doch auch mit diesem geht eine sonderbare und, nach meinem Gefühl, völlig unglaubhafte Veränderung vor. Er, der noch vor Kurzem die Schüchternheit selbst war, der bei den Anblick eines weiblichen Wesens errötete und der die Zigarre, die ihm sein Bruder bot, mit Schaudern zurückwies, dieser mädchenhafte Knabe wird auf einmal zum ungestüm verlangenden Manne. Er küsst wiederholt in glühender Leidenschaft den Arm seiner schönen Schwägerin, indem er mit den Lippen die Aermel ihres Kleides zurückschiebt, er umschlingt ihre Hüfte und nimmt sich Freiheiten heraus, die, wie man glauben sollte, ein unerfahrener, keuscher, zum ersten Male liebender

Jüngling sich niemals gestattet. Diese befremdende Wandlnng in dem Charakter des jungen Doppnau erscheint mir nicht glaubhaft motiviert. Ueberhaupt halte ich die zweite Hälfte der Novelle für geschraubt, die Vorgänge für unvermittelt und unwahr.

Anstatt das Geld, das ihm der Bruder zu einer längeren Ferienreise bietet, anzunehmen, kehrt Klemens im Sommer in das Haus des Professors zurück. Die Katastrophe rückt heran. Der Professor arbeitet, um ein großes astronomisches Werk zu Ende zu bringen, mehr als je. Er bittet deshalb den Bruder, der ihm schon früher assistierte, statt seiner die nächtlichen Beobachtungen der Sternschnuppenfälle vorzunehmen und dieselben in der Sternkarte zu verzeichnen. In der Nacht nach dem Laurentiustag, in der ein besonders starker Sternschnuppenfall stattfinden soll, überkommt den auf der Sternwarte wachenden Jüngling eine plötzliche unbezwingliche Sehnsucht nach Lucie. Er eilt hinunter, klopft an die Thür der bereits Schlummernden (die ihn früher mehrere Male vergeblich gebeten hatte, sie an den nächtlichen Observationen teilnehmen zu lassen) und ruft ein: „Komm' rasch, komm'!“ in ihr Zimmer. Sie schlüpft schnell in ihre Pantöffelchen, wirft einen Mantel über und springt so zur Sternwarte hinauf. Dort spielt sich nun etwas Unglaubliches ab. Klemens stürzt wie ein Tiger auf Lucie zu.

„Was thust Du?“ stöhnte sie. Er aber warf den Arm um sie und riss sie zu einem Stuhle fort, der am Tische, auf dem die Karte aufgenagelt war, sich befand. „Komm',“ flüsterte er heiser, „komm', komm'!“ Sie sank auf den Sessel, zu ihren Füßen lag Klemens auf den Knieen, zu ihr emporschauend mit trunkenem, verzückten Augen. Sie hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen; mit fiebernder Hand zog er sie ihr hernieder. Und wie sie nun so in das schöne, von Liebeswonne lodernde Gesicht schaute, das zu ihr emporverlangte, warf sie beide Arme um seinen Hals, ihr langgelöstes Haar umfloss sein Haupt. „O Du,“ flüsterte sie, „Du Geliebter, Geliebter!““ — — — —

Das, was nun folgt, schildert der Dichter in schwelgender Ausmalung der gewagtesten Situation. „Mit zwei Griffen hatte er die Bänder gelöst, welche ihr Hemd auf den Schultern zusammenhielten, das verhüllende Gewebe sank“ — — — Ich will nicht weiter citieren. Kurz, die Beiden versündigen sich in unentschuldbarer Weise an dem edelsten Bruder und Gatten. Zwei Wochen später, als der Student im Begriffe steht, abzureisen, vergiftet sich Lucie, die mit dem Gefühl ihrer Schmach doch nicht weiter zu leben vermag. Der Professor, der nie von dem ihm widerfahrenen Schimpf erfahren, überwindet den Verlust der Gattin sehr bald und widmet sich ruhigen Gemüts, als hätte es nie eine Lucie gegeben, seiner ihn voll befriedigenden, geliebten Arbeit. „Und jede zweite Woche kommt ein Brief von fernher, der ihm verkündet, dass ein Bruder ihm lebt (ein netter Kumpan übrigens, der zuerst dem Bruder die schwärmerischsten Liebeserklärungen macht, ihn wiederholt zärtlich umhalst und küsst, ihm dann die Frau verführt und schließlich wieder liebevolle Briefe schreibt, als sei nichts geschehen), in dessen Herz dereinstmals sein Herz, in dessen künftigen Werken das Werk seines Lebens weiterleben wird.“ Damit schließt die interessante Erzählung, mit der Wildenbruch seine Verehrer nicht wenig überrascht hat. Und die Art und Weise, wie das geschah, entbehrt eines satirischen, unfreiwillig-komischen Beigeschmacks nicht.

Der Redaktion eines unsrer bekanntesten, ältesten Familienblätter, der „Westermannschen Monatshefte“, war es gelungen, die neueste Erzählung Wildenbruchs zum Abdruck zu erwerben. Natürlich war man sehr gespannt auf die neueste litterarische Gabe des berühmten Dichters, von der man hoffte, dass sie dem Blatte Legionen neuer Abonnenten zuführen würde. Die stattliche Schaar der zahlreichen Verehrer und der noch zahlreicheren Verehrerinnen der Wildenbruchschen keuschen Muse schweigte bereits in dem Vorgenuss der in Aussicht stehenden Lesefreude. Und nun vollzieht sich das Unerwartete, Unfassbare. Mit Erstaunen und Entsetzen muss die „höhere Tochter“ und deren ehrbare Frau Mama wahrnehmen, wie Wildenbruch, der Lieblingsdichter, der vielbewunderte und verehrte „Idealist“, plötzlich zu dem gehassten, verabscheuten Naturalismus übergeht und in behaglicher, breitester Ausführung die skandalösesten Dinge erzählt, Dinge, denen gegenüber die sittlich entrüstete Leserin natürlich nur eine Taktik kennt: Das Buch mit einem entsetzensvollen: „Very shocking!“ zuzuklappen.

Wie es heißt, hat die Veröffentlichung des „Astronom“ der genannten Monatsschrift erheblichen Schaden zugefügt und ihr den Verlust einer erklecklichen Anzahl von Abonnenten zugezogen. Wunderbar muss es allerdings erscheinen, dass die Redaktion der sonst mit allen Familienblatt-Tugenden ausgerüsteten „Westermannschen Monatshefte“ sich zum Abdruck dieser Erzählung entschließen konnte. Wahrscheinlich kannte sie ursprünglich nur den harmlosen Anfang des „Astronom“ und sie konnte selbstverständlich später, nachdem sie einmal mit dem Abdruck begonnen, einem Dichter von der Bedeutung Wildenbruchs nicht das Konzept korrigieren. Sicher ist, dass weder dieses noch irgend ein anderes deutsches Blatt den „Astronom“ zum Abdruck gebracht hätte, rührte er von einem weniger beliebten, berühmten Dichter her. In diesem Falle würde man die „abscheulichen Frivolitäten“ mit Entrüstung zurückgewiesen haben — und das ist charakteristisch für die Verlogenheit und Versumpftheit unserer litterarischen Zustände.

Berlin. Arthur Zapp.

Die französischen Krondiamanten.

Hermann Determann (Ohio).

Die blitzend ihr mit eurem Feuerkranz
Des Sonnenkönigs Lockenhaupt umwoben,
Als noch nicht Herrscherstolz und Fürstenglanz
Gezittert vor des Volkes zornig Toben,

Die ihr mit eurer Funken Sprüh'n geziert
Des armen Königsweibes volle Büste,
Eh' es von roher Schergenhand geführt,
Beschimpft, verhöhnt, bestieg das Blutgerüste,

Die ihr des Korsen breite Stirn geschmückt,
Als er gebläht von frischem Schlachtenruhme,
Die Krone selber sich auf's Haupt gedrückt,
Vergötternd sich in Gottes Heiligtume,

Die flammend ihr, ein leuchtend Strahlenband,
Hispaniens Tochter einst die Stirn umwunden,
Bis plötzlich an der Maas und Seine Strand
Ihr kurzes Herrscherglück sein Grab gefunden,

Ihr Schleifen sternbesä't und golddurchstickt!
Ihr Diademe, Ketten, Ringe, Spangen,
Die ihr so manches stolze Weib bestrickt
Mit eurem Feuer, eurer Gluten Prangen!

Du köstlicher Rubin! Du blinkender Smaragd!
Ihr Kronen, Zepter, zierliche Gehänge,
Die ihr mit eurer Flammen Zauberpracht
Geziert so manches bunte Schaugepränge,

Was ihr von Seide und von Sammt umrauscht,
In buntgeschmückten, hohen Spiegelsälen,
Beim Lichterglanz und Ringeltanz erlauscht,
O, könntet ihr der Nachwelt es erzählen.

Was ihr im Schattendunkel der Alleen
Beim Minnespiel galanter Kavaliere
Im monddurchglänzten Rebengrün geseh'n,
Die Tränen, Küsse, Leiden, heiße Schwüre.

Als später euch, vertiert in wilder Lust,
Versumpft in schmachvoll niedrigen Genüssen,
Ein König wand um feiler Dirnen Brust,
Verlachend Herrscherwürde und Gewissen.

Bis plötzlich dann wie greller Wetterschlag
Aus finsterem Gewölk, wie Sturmeswehen,
Des Volkes lang verhalt'ner Zorn sie jach
Hinunterwarf von ihren stolzen Höhen.

Fürwahr! Das gäb' ein farbensattes Bild
Des stolzen Prunkes voll, doch auch der Zähren,
Die Männer trotzig wild, doch zart und mild
Die Frau'n, ein heiß Begehren, sanft Gewähren.

Wo sind sie, die an eurer Strahlenpracht,
An eurem Feuerschein sich einst geweidet,
Bis ihnen dann. aus langem Schlaf erwacht,
Das Volk das Herrscherspielen hat verleidet?

In alle Welt zerstreut, verjagt, verbannt,
Trieb sie hinaus des Volkes Grollen,
Bis einsam sie der Tod in fremdes Land
Gebettet, schnell vergessen und verschollen.

Doch ihr seid kalt, ihr Steine, eure Glut
Ist gleich koketter Frauen Flammenblicken,
Die zündend nicht des Mannes Herz und Blut
Erwärmen, nur das Auge schlau bestricken.

Jetzt wandert ihr aus eurem Prunkgemach
Hinaus in ferne Welten, fremde Zonen,
Wo längst das Volk die Sklavenketten brach
Und Männer, keine Fürstenknechte wohnen.

Was macht's euch aus? Was scheert es euch?
Ihr wisst, dass eure Strahlen nicht erlischen,
Mag auch der Zeiten Geist mit einem Streich
Der Fürsten Herrscherprunk und Glanz verwischen.

Ob ihr an freier Bürger Brust und Hand,
Ob ihr an stolzer Kaiser Stirnen funkelt,
Die Zeit, die jede Macht und Größe überwand,
Euch hat sie neidisch nicht verwischt, verdunkelt.

Und wenn schon längst, die euch jetzt fortgeführt,
In ihren Gräbern unter Rasen modern,
Euch kalte Steine lässt es unberührt,
Denn eure Gluten werden weiter lodern.



Ueber den Geschmack lässt sich nicht streiten.

Von Philaleth.

So oft selbst der Gebildetere sich einem Werke der Litteratur oder Kunst gegenüber befindet, wird er mit der Frage: gefällt dir dies oder nicht, sehr schnell ins Klare kommen, auf die Frage aber, warum es gefällt, wird er sich selbst die Antwort sehr oft schuldig bleiben oder sie erst nach langem Denken finden. Der Grund ist klar; Behauptungen sind leichter als Begründungen, und der einzige Grund dafür, dass man sich in solchen Verlegenheiten sehr schnell mit sich abfindet, liegt darin, dass man sich selbst Autorität genug erscheint. Die richtige Schwierigkeit beginnt erst, wenn zwischen zwei Menschen Differenzen darüber entstehen, ob etwas gefallen sollte oder nicht. Da wird denn hin und hergestritten, eine Behauptung rennt der andern die Stirn ein, zu Beweisen kommt es selten, und wenn man sich in befriedigender Weise ausgezankt [illegible] bleibt als ultima ratio: Uebrigens ist das Sache des Geschmackes, und über den Geschmack lässt sich

nicht streiten. Damit löst sich die Sache in Wohlgefallen auf, und die erzürnten Gegner umarmen sich.

Angenehmer kann es freilich Niemand haben! Man bedenke, was mit jenem Worte gesagt ist! Jede sogenannte Geschmacksrichtung ist gleichwertig, es lässt sich darüber nicht streiten, sie besteht zu Recht, da ihr Niemand ihre Unrechtmäßigkeit beweisen kann. Was in jener ganz miserablen Redensart liegt, ist nicht schwer abzusehen. Es liegt in ihr nicht zwar der Grund für die trostlose Kunstanschauung unserer Zeit und anderer Perioden, aber wohl der Grund für ihre scheinbare Unerschütterlichkeit. Was sollen die tun, welche mit Ekel erfüllt sind? Mögen sie mahnen, streiten, jagen und stürmen, ihre Angriffe werden abgeschlagen durch das quos ego des: Ueber den Geschmack lässt sich nicht streiten.

Ihr seid alle geheiligt, die ihr den Geschmack von heute beherrscht! Ihr seid geheiligt vermöge des fabelhaft lumpigen Zuges, der durch unsere ganze Zeit geht, der es gestattet, dass Faulheit und Halbheit das große Wort führen, und dass Leute in Kunst und Leben eine Rolle spielen, die Größeren im Geiste und Gemüte versagt gewesen ist; ihr spielt sie nicht weniger wegen eurer eigenen Unverfrorenheit, als wegen der Erbärmlichkeit des Geschmackes, welche die heute herrschenden geistigen Bestrebungen in ihrer ganzen Schäbigkeit charakterisiert. O! in welcher Unbildung steckt das Volk! Die Mühen der Geschmacksläuterer wirft es ins Wasser, es will in seinem Halbtraum nicht gestört sein, es will mit sich selbst über den Geschmack nicht streiten.

Bequemlichkeit über Alles! Keine Aufregung! Alles ist gleichwertig! Es ist vollkommen falsch, wenn man in der Bildung der Anhänger einer Kunstrichtung einen Maßstab für den Wert der letzteren zu finden glaubt, auf die Zahl kommt es an! Die Qualitäten sind ja für gleich erklärt, wir gehen dorthin, wo wir die größere Quantität sehen(!) Und da soll selbst dem Geduldigsten nicht die Zornesader schwellen? Ist das nicht zum Verzweifeln?

Was sollen uns jene großen Werke der bildenden Kunst alter und neuer Zeit, zu deren Erschaffung mächtige Meister die Tiefen ihrer gewaltigen Seelen durchwühlten? Schert euch zu dem Hanfen, die ihr glaubt, dass ihr unvergleichlich seid, glaubt mir, ihr werdet verglichen! Menzel mit deiner unbeschreiblichen Kühnheit, packe ein! Hast du nicht gesehen, wie sich die Leute drängen vor einem Fenster, in welchem eine jener beliebten Schmierereien steht, das Werk von Leuten, welche die Pinsel zerbrechen und sich an dem spitzen Stilende vor Scham aufspießen sollten? Ihr Dichter, die ihr wie ewige Gestirne schon wandelt, oder die ihr euch aus geistiger Nebelfleckenhaftigkeit zu soliden Gedankenwelten entwickelt, stellt euer Leuchten ein, wir haben der Petroleumlampen genug, sie leuchten wirklich gar nicht so übel, freilich geben sie hin und wieder einen etwas üblen Geruch, aber die Nasen von heute sind daran gewöhnt, und auf ein bischen mehr oder weniger kommt es dabei nicht an! Was soll man von der Musik sagen, jener Kunst, welche den wenig beneidenswerten Vorzug hat, von Allen „verstanden“ zu werden? Es ist wirklich lebensgefährlich, heute, in der Blütezeit der Operette, jener Ausgeburt der gemeinen Dummheit, ein Wort zu sagen gegen jene Musikspekulation der Tonjobber, welche sich ohne jede Baarmittel höchste Kredite zu verschaffen gewusst haben. Sehet, wie sie die Mengen begeistern, wie sie in die Häuser gedrungen sind und aus einer Kunst für den edelsten Familiengeist eine Dienerin der unedelsten Sinnlichkeit gemacht haben! Aber was nutzt alles Donnern und Wettern? Hoffnungslos weicht der Mensch — nicht der Götterstärke, sondern jener Macht, welcher auch die Götterstärke nicht gewachsen ist — der Dummheit. Wie sehr sich sein Inneres gegen die Erkenntnis dagegen auflehnt, er sieht ein, es lässt sich über den Geschmack nicht streiten, und er flucht dem Urheber jenes Wortes, welches der Geistlosigkeit eine unüberwindliche Schanze geworden ist. — Das für diejenigen, welche aus den nachfolgenden Untersuchungen Kapital für sich zu schlagen die löbliche Absicht haben sollten.

Ist nun jenes Wort wirklich nur eine Waffe der Unfähigkeit? Diese Frage ist der Erörterung durchaus würdig. Man wird zugestehen müssen, dass die Resultate, welche bei ganz naher Betrachtung der Dinge zu Tage kommen, an Merkwürdigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Nur muss man sich über den Begriff des Wortes Geschmack klar sein, welches, wie z. B. das Wort Glück, zwei ganz entgegengesetzte Begriffe ausdrücken kann. Lassen wir den Ungeschmack, welcher ja so oft unter der falschen Flagge: Geschmack, segelt, außer Acht und einigen wir uns darüber, was das Wort Geschmack in seinem eigentlichen Sinne bedeutet. Wenn uns die Aufgabe zufiele, den Begriff zu definieren, so würden wir uns derselben in folgender Weise entledigen. Geschmack ist die Uebereinstimmung der individuellen Neigung mit den Anforderungen der Aesthetik. Hält man sich nun an diese Definition, so werden uns einige Beispiele beweisen, dass sich in der Tat über den Geschmack nicht streiten lässt.

Es ist eine wichtige Meinungsverschiedenheit, ob Schiller größer war als Goethe, oder umgekehrt. Weshalb aber ist der Streit müßig? Unserer Ansicht nach durchaus nicht, im Gegenteil; seine Entscheidung erscheint uns so groß, dass wir nur wünschen müssen, dieselbe herbeigeführt zu sehen. Es müsste zu diesem Zwecke die Aesthetik eine Ausbildung erfahren, wie sie wohl nie erreicht werden wird, und jene müsste, wie die Diamantwage, noch auf eine Mehrbelastung von einem Zehntelmilligramm einen Ausschlag geben. Nehmen wir einmal an, zwei begeisterte, ästhetisch gebildete Menschen stritten sich über die oben aufgeworfene

Frage; wir sind nach unseren Anschauungen wohl berechtigt, Leuten, welche sich bewusst an die Besprechung derartiger Dinge heranwagen, Geschmack zuzuerkennen, was wird wohl das letzte Wort sein (an eine Einigung ist ja nicht zu denken)? Es ist Geschmackssache, wird es heißen, und über den Geschmack lässt sich nicht streiten. Wir sehen schon hier, wie berechtigt dies Wort unter Umständen sein kann. Doch, wird man mir einwenden, man beweist nicht durch Extreme, wozu die Forderung, so geringe Differenzen nachzuweisen, wie wir sie zwischen Goethe und Schiller annehmen?

Vergleichen wir auf eine andere Art! Wer ist größer Schiller oder Moliere? Welche Frage, wird man ausrufen, aber nicht aus Ueberlegenheit, sondern aus Verlegenheit, wie soll man die beiden vergleichen, einen Tragiker mit einem Komiker, zwei völlig inkommensurable Größen! Ja, warum sind sie denn inkommensurabel? Liegt das an ihnen oder an uns? Seien wir ehrlich, unsere Schwäche, das Maß zu finden, macht, dass sie inkommensurabel sind. Denn warum sollten sie nicht mit einander verglichen werden können? Weil sie sich verschiedener Stile bedienten? Wenn dies ein Grund ist, so können überhaupt zwei Geister nicht mehr verglichen werden, denn, bei Licht betrachtet, hat doch jeder Geist seinen eigenen Stil. Man müsste sich nun zunächst darüber einigen, welcher Stil wertvoller ist, der tragische oder der komische? Und warum? Weil der eine schwerer ist, als der andere, wird Keiner zu sagen wagen, denn er würde augenblicklich den Beweis anzutreten haben, und wie der gelingen würde, ist von vornherein abzusehen, wenn man nur bedenkt, welche Aufgabe es ist, objektiv zu entscheiden zwischen zwei Dingen, deren Begriff völlig auf der Subjektivität beruht. Wir müssen aber in der Tat annehmen, dass beide Stile gleichwertig sind, denn täten wir es nicht, so müssten wir bei logischer Gedankenfolge sehr bald auf der Sandbank auflaufen, dass eine mittelmäßige Tragödie wertvoller ist, als eine gute Komödie oder umgekehrt. Wir müssen daher beide Stile als objektiv gleichwertig anerkennen, es ist das Richtigste, dem Prinzipe zu huldigen, dass es auf die Wahl eines Stiles nicht ankommt, sondern nur darauf, wie der Künstler den Forderungen, welche dieser Stil an ihn stellt, gerecht geworden ist.

Es wird Leute geben, welche Schiller als das tragische, Moliere als das komische Muster betrachten, beide daher als gleichwertig anerkennen müssten; werden sie indes gefragt, wer von beiden größer war, so ist tausend gegen eins zu wetten, dass die Entscheidung für diesen oder jenen ausfällt, und kommt es zum Streite, so schließt derselbe wieder mit der beliebten Redensart: Jeder war groß in seiner Art, den Einen oder den Anderen vorzuziehen, ist rein Sache des Geschmackes, und über den lässt sich nicht streiten.

Der Leser sagt, ich bewege mich noch in zu hohen Regionen. Er soll Recht haben! Vergleichen wir zwei Männer, welche beide der komischen Muse huldigen, von denen der eine bereits zu den Unsterblichen eingegangen ist, der andere es beabsichtigt, wie wir hier gleich bemerken wollen, vergebens. Wir werfen also ohne Weiteres die Frage auf: Wer ist größer Moliere oder Blumenthal? Sollte letzterer diesen Artikel lesen, so wird er selbst, und mit ihm viele Andere, ausrufen: Wie boshaft! Und doch kann ich nur raten, recht vorsichtig zu sein, denn gerade diejenigen, welche zuerst am lautesten schreien, würden mit einem Male sich am ruhigsten verhalten, wenn man sie fragte, auf welche Beweise sie ihre Behauptung: Moliere war größer, stützen wollen. Es giebt ja eine Menge Worte, welche anzeigen, welche Forderungen man aneinen Dichter, der etwas Schönes leisten will, stellt. In unserem Falle zunächst die Dramaturgie; nun, die besitzt Blumenthal entschieden in höherem Grade als Moliere. Schönheit der Sprache! Was ist denn Schönheit der Sprache? Tiefe Gedanken! d. h. solche Gedanken, durch welche man angeregt wird, selbst tief zu denken. Ja, das ist doch sehr zweischneidig, denn ich möchte gerne das Gesicht sehen, das der Leser machen würde, wenn er einem Schriftsteller über die Seichtheit seiner Gedanken Vorwürfe machen würde, und dieser ihm einfach sagte, indem er den Spieß umkehrt: Ja, was geht mich das an? Kann ich für deinen Verstand? Wir sehen auch hier wieder, wie schwer es ist, selbst in ganz entschiedenen Dingen, einen Beweis zu führen nach dieser Richtung hin. Wir fühlen und entscheiden für uns, jeder nach seinem Gutdünken, welches das Wertvollere ist, aber zur Klarheit mit uns selbst kommen wir nicht, wir können einem strikten: Warum? kein ebenso striktes: Weil! entgegensetzen. Wir können uns nur mit dem Schein abfinden.

Und doch würde man sich irren, wenn man glaubt, dass unser subjektives Urteil gar keine Direktive hätte; die tägliche Beobachtung lehrt, dass wir nicht so ganz ins Blaue hinein hassen oder lieben, oder besser gesagt, vorziehen und hintansetzen. Das persönliche Gefühl spielt ja eine unendlich bedeutende Rolle dabei, und doch halten wir für das Wertvollste das Schwierigste. So weit kommt aber nur derjenige, welcher über das, was er genießt, auch nachdenkt. Der erste Ausruf nach dem ersten Genuss eines Kunstwerkes, eines wahren Kunstwerkes ist: Wie schön! Nach mehrmaligem Genuss gesellt sich beim Denkenden noch der Ausruf hinzu: Wie schwer! Derjenige aber, welchem beide Ausrufe gleichsam einer sind, der sich bei dem Genusse der Schönheit schon über die Größe der Schwierigkeit eines Kunstwerkes wenigstens zum größten Teile klar ist, darf auf den Namen eines wahren Kunstrichters Anspruch machen.

Dass nun das Schwerste in der Kunst in der Tat als das Wertvollste betrachtet wird ist nur des-

halb nötig zu beweisen, weil Ausnahmen vorkommen, welche indes nur scheinbar sind. Es ist noch Niemandem eingefallen, eine Tragödie von Shakespeare mit einem Kotzebueschen Rührstück auf eine Stufe zu stellen, doch wozu sich dabei aufhalten? Betrachten wir lieber eine scheinbare Ausnahme. Warum kommt es vor, dass wir eine einfache Bleistift- oder Kohlenskizze eines Meisters einem großen Gemälde eines anderen vorziehen? Dass das Gemälde das Schwierigere ist, weiß Jeder, und derjenige, welcher so weit ist, die Skizze vorzuziehen, am besten. Man denke aber, welche Schwierigkeiten der Meister hat überwinden müssen, ehe er die Kraft bekommen hat, so zu skizzieren. Jeder Strich, jede Aussparung predigt von jahrelangen Mühen und Arbeiten, und Adolf Menzel hatte vollkommen Recht, von jenem Engländer für eine, in einer Minute hingeworfene Skizze des alten Fritz eine Summe zu verlangen, wie sie mittelmäßige Künstler froh sind, für ein wohlausgeführtes, großes Oelbrustbild zu erhalten. Auch seine Antwort auf die Weigerung jenes vermeintlichen Kunstkenners, zu zahlen, zeigt ihn als den denkenden Künstler, welcher wohl weiß, dass das Genie der Fleiß ist. „Sie bezahlen mir nicht die kurze Arbeit dieser Minute, sondern die jahrelange Mühe, welche mich jetzt befähigt, in so kurzer Zeit eine Skizze von diesem Werte zu Stande zu bringen.“ Credite experto! Das Schwierigste und zugleich Schöne gilt für das Wertvollste der Kunst; leider unterliegt das Urteil über die Schwierigkeit auch noch zuviel individuellen Anschauungen, als dass allemal eine Entscheidung herbeigeführt werden könnte, allein es lässt sich doch an der Hand tatsächlicher Erfahrung zuweilen, und nicht selten, eine Einigung erzielen. Aber selbst hier bleiben noch viele Fälle, in denen die Waffen nicht zur Ruhe kommen.

Dass wir das Schwierige nicht als das für den Wert eines Kunstwerkes alleinig Entscheidende ansehen, glauben wir durch unsere Worte: Das Schwierigste und zugleich Schöne, sattsam angedeutet zu haben. Ja, wir halten dasselbe auch nicht für das hervorragend Entscheidende. Wenn wir die Schwierigkeitsfrage zuerst betrachtet haben, so geschah es, weil dieselbe, wenigstens unserer Ansicht nach, noch nicht genügend gewürdigt wird, nicht, weil wir sie für das hervorragend den einen Geschmack von dem anderen Trennende halten. Denn es helfen dort zur Entscheidung Tatsachen, welche in einzelnen Fällen geradezu beweisend sind. Für das Entscheidendste dafür, dass sich über den Geschmack nicht streiten lässt, halten wir nach unserer obigen Definition des Wortes Geschmack, die Tatsache, dass der Begriff des Aesthetischen, Schönen noch nicht definiert ist, schwankt. Der Streit um diesen Begriff dauert so lange, als überhaupt Jemand es gewagt hat, sich nach Beantwortung der Frage: gefällt dir dies oder nicht, noch zu fragen: warum gefällt es dir? Warum ist das Schöne (nachdem dieses Wort einmal erfunden war) schön oder, weniger unklar ausgedrückt, wie ist es möglich, dass ein Ding nur meinen Verstand anregt, ein anderes mein Gemüt, und dann vielleicht auch noch meinen Verstand? Warum denke ich, wenn ich ein Quadrat sehe, zunächst daran, dass sich dasselbe durch vier gleiche Seiten begrenzt, vier rechte Winkel hat, dass sich um dasselbe ein Kreis beschreiben lässt? warum verschwinden alle diese Erwägungen, sobald ich, sagen wir, eine Dose eines Meisters in meinetwegen Quadrat- oder Oblongenform in die Hand bekomme? Warum ist es bei manchen Dingen nur von mir abhängig, ob dieselben auf mein Gemüt oder meinen Verstand wirken sollen? Ich höre eine Reihe von Tönen von einem Echo zurückgeworfen, dieselben erwecken in mir einen sehnsüchtigen Gedanken, ich bekomme poetische Anwandlungen. Wer kann mir nun verbieten, mich diesen Regungen völlig zu verschließen oder besser, müssen dieselben auf mein Gemüt einwirken? Durchaus nicht, ich kann ganz naturgemäß dabei kommen auf die Schwingungszahlen der Töne, auf die Gesetze von der Berechnung der Schallwellen. Der eine wird sich freuen über die schöne Tonfolge, der andere wird sagen, sämmtliche Töne, ob hohe oder tiefe, schienen mir gleichmäßig zurückgeworfen. —

(Schluss folgt.)





Ein Kapitel aus der peruanischen Litteraturgeschichte.

Das Land des Guanos und Salpeters — seligen oder vielmehr unseligen Angedenkens — dürfte im Augenblick schwerlich einen fruchtbaren Boden für litterarische Produkte abgeben. Wer möchte dort an Verse denken, wenn die verhängnisvolle Frage um Sein oder Nichtsein, die politisch eben gerade beigelegt schien, moralisch durch den Vertrag Grace-Aranibar in ihrer ganzen verhängnisvollen Größe wieder aufbeschworen wird! Und doch — und das ist gerade bezeichnend für lateinisch-amerikanische Staaten, finden sich auch jetzt noch in Lima Schöngeister — das will nichts Besonderes sagen, denn wie sollten die Helden besserer Tage urplötzlich verschwinden oder eines anderen Berufes sich besinnen, und dazu Verleger — das ist mehr, ja — wer dürfte zweifeln? sogar Leser.

Als Beweis gelte ein niedliches Bändchen von 500 Seiten in Sedez mit zierlichen Vignetten fast auf jeder Seite und dem Titel: „Poesias de Ricardo Palma.“ Der gefeierte Verfasser der „Tradiciones“ ist es, dem wir diese Gabe verdanken. Verhältnismäßig wenig Glücklichen wird sie zu Händen kommen, denn das ist einmal so mit südamerikanischen Büchern. In wenigen hundert Exemplaren gedruckt,

gelangen sie selten in das Fahrwasser des eigentlichen Buchhandels. Ein gutes Teil schenkt der Autor seinen Freunden, ein größeres bleibt bei Sammlern haften, die die Bücher nur zählen, nicht lesen, und die übrigen sucht man vergebens. Hat man einmal eins nötig, so ist es längst vergriffen oder — vergessen.

Aber nicht die lyrischen Ergüsse Palmas sollen uns hier beschäftigen. Sie sind auch kaum eine wirkliche Neuigkeit, insofern es sich wesentlich nur um eine Sammlung von früher bereits Veröffentlichtem handelt. Palma ist zudem eine zu eigenartige Natur, um nicht eine gesonderte und einheitliche Betrachtung zu verdienen, die wir günstigerer Gelegenheit vorbehalten müssen. Nein, der geistreiche Direktor der Nationalbibliothek zu Lima, die nicht umsonst ihm anvertraut wurde, ist auch ein gewandter Litterarhistoriker auf dem Gebiete Jung-Amerikas. Zahlreiche Arbeiten und Sammlungen, wie z. B. die 1865 zu Paris erschienene „Lira Americana", beweisen es. Und so bringt er als Einleitung zu seinen eigenen Reimschöpfungen diesmal einen Abriss über die Periode national-peruanischer Dichterei, welche derselben einen eigentümlichen Stempel gab und die er selber miterlebte und mitschuf. Er nennt sie „La Bohemia Limeña de 1848 a 1860" und fügt mit mehr Recht hinzu: Confidencias literarias.

Man erinnere sich, dass Perú, der Hauptsitz der spanischen Macht, nicht nur am spätesten und mit fremder Hülfe sich von derselben befreite, sondern auch geistig viel länger und nachhaltiger unter dem Einfluss des Mutterlandes verblieb. Und wenn schon in Chile und der Argentinischen Republik nach dem Sturm und Drang der Tat der erste Anstoß zu selbständiger Gedankenarbeit zum guten Teil von spanischen Litteraten ausging, so darf es nicht Wunder nehmen, dass auch in Lima, auf dessen Umkreis sich die Ritterschaft peruanischen Geistesadels beschränkt, iberische Celebritäten, wie Sebastian Lorente, Rektor des Colegio de Guadalupe, der Jugend zum Vorbild dienten.

Vielbewundert wurde vor Allen der etwas schwärmerische und bombastische Fernando Velarde, der seine Heimat in den cantabrischen Bergen zuerst mit den Ufern des Rimac vertauschte und nachdem er dort eine Zeitschrift „El Talisman" herausgegeben, auch seine Dichtungen unter dem Titel „Flores del Desierto" zusammengestellt, sein Adoptivvaterland im Unmut 1855 verließ, weil man ihn kritisiert und er sich mit dem Kritiker geprügelt hatte. 1861 veröffentlichte er in New-York ein neues Bändchen Gedichte, in denen der limenischen Gesellschaft die Rache des gekränkten Poeten nicht erspart wurde, und 1871 erschien in London eine weitere Folge, ausgezeichnet durch den Umschlag vom fanatischen Frömmler zum vollendeten Freigeist, und das mit weißen Haaren und in ungestörter dichterischer Harmonie.

In den vierziger Jahren wurden seine Verse von manch schönen Lippen wiederholt und von mancher Jünglingsbrust andachtsvoll nachgedichtet. Vielleicht galten Verse überhaupt damals mehr wie heute. Wenigstens kümmerte man sich mehr darum. So geschah es, dass ein Student aus Guaguil, mit Namen Numa Pompilio Llona ein erotisches Gedicht „Libertinaje" in einer Zeitung veröffentlichte und in Folge dessen wegen Verletzung der Moral belangt wurde. Natürlich rissen sich Alle, die da für oder gegen ihn waren, um die verbotene Frucht, und Llona war im Augenblick eine Berühmtheit. Er hat sich den Ruhm zu wahren gewusst, und in den 1882 erschienenen vier Bänden „Clamores de Occidente" ein bleibendes Denkmal gesetzt.

So viel um einige feurige Reime. Aber auch um die Erzählung einer distinguierten Dame entbrannte ein ähnlicher Streit. „La Quena" hieß die von kleinlichem Sinn für zensurwidrig befundene Novelle von Juana Manuela Gorriti, geboren 1819 zu Salta, später Gemahlin des Generals Belzu, Präsidenten von Bolivia. Ihr Haus wurde der Mittelpunkt strebsamer Geister.

Ein echter Mäcenas war auch gefunden in der Person des Doktor Don Miguel del Carpio, der da Grundsätze vertrat wie den folgenden: „Heutzutage hat jeder Gelegenheit sich auszuzeichnen. Wer ein Gelehrter ist, mag seine Weisheit uns entdecken; wer ein Litterat, der mag reden und zeigen was er leistet. Verborgene Genies giebt es nicht." Bei ihm fanden sich regelmäßig zur Tertulia Männer wie Palma, Corpancho, Mansilla, Garcia, Camacho, Arguedas, Bonifaz Fernandez, Pastor und Andere, die den Parnass der Stadt der Könige voll machen. Dort verkehrten auch von Aelteren Ignacio Novoa, Manuel Castillo und Anibal Victor de la Torre, von welch letzterem Minister unter Manuel Pardo außer einem Bändchen Gedichte (Arequipa 1846) eine Legende „La cruz de Limatambo" (Lima 1852) zu nennen ist. Er war nicht der Einzige aus jenem Kreise, welcher es zum Portefeuille brachte.

Wie so oft, hatte Carpio die Schwäche den Dichterlorbeer höher zu schätzen als sein wohlverdientes Ansehen als Beamter und Staatsmann. Und doch hat er es neben einigen anakreontischen Liedern nur zu einer Ode auf den Vulkan Misti gebracht, von der Arnaldo Marquez sagt:

> Von Carpio kennt man eine Art von Ode
> Auf einen Berg bei Arequipa; drin
> Steckt alle seine Poesie.
> Doch nein, was sag' ich gleich!
> Dieweil das Odedrechseln nicht mehr Mode,
> Vergiebt ihm jeder gerne jenen Streich,
> Und spricht ihn aller Dichtergaben frei.

Um so unschätzbarer war Don Miguel als Gönner und Freund. Sein Haus, seine Tafel, seine Bücher und selbst seine Börse standen jederzeit den Musensöhnen offen. Als er Minister war, verschenkte er sogar einige Stellen als — Marineoffizier, d. h. eine

kleine Pfründe, an die weiter keine Verpflichtung geknüpft war als den Sold einzustreichen. Dafür war Carpio ein um so strengerer Kritiker, zumal in Theatersachen.

Die Bühne übt auf die schriftstellernde Jugend einen ganz besonderen Reiz. In allen Tonarten vom lieben Publikum als Autor gerufen und beklatscht zu werden, muss auch den Nüchternsten berücken.

Arnaldo Marquez eröffnete mit kühnem Wurf den Gang. „Die Fahne von Ayacuess" betitelte sich seine patriotisch sein sollende Leistung. Die schönen Verse bestachen; und so ließ er wenige Monate später folgen „Pablo" oder „Die Familie des Bettlers" und „Das Ministerportefeuille". Gleichwohl überzeugte Marquez sich bald, dass sein Talent nicht für die Bretter tauge. In der Folge erschienen von ihm neben unzähligen lyrischen Produkten in den verschiedensten Zeitungen zwei Bände Gedichte: „Notas perdidas". Jüngst gab er auch in Barcelona seine Uebersetzungen Shakespearescher Dramen heraus.

Ihm folgte Nicolas Corpancho. „El poeta cruzado" erzielte einen durchschlagenden Erfolg. Auch „Der Templer" erfreute sich Dank seiner musikalischen Versifikation nachhaltiger Gunst. Die dramatische Kunst ist gleichwohl nicht groß darin. Mit der Zeit gab dies Corpancho selbst zu. Sein Erstlingswerk „Der Fischer und der Vizekönig" wurde nie aufgeführt. Hauptsächlich nahm er sich Zorrilla zum leuchtenden Vorbild. Allzufrüh riss ihn der Tod hinweg. Auf der Heimkehr von Mexiko, wohin er als Gesandter gegangen war, geriet das Schiff auf hoher See in Brand; und der um seines umgänglichen, sanften Charakters willen nicht minder als wegen seines Talentes hochgeschätzte Dichter ertrank 1863. 1854 ließ er in Paris eine Sammlung seiner Gedichte drucken.

Vaterland und Politik sind in jungen Ländern schwer zu trennen. So wurden auch mit mehr oder weniger Missgeschick zeitgenössische Ereignisse in die Bühnenhandlung verflochten. „Der rettende Barbier" ist ein solches Produkt, „Clemencia die Verbannte" und „Der Insurgent", die zwei Ecuatorianer zu Verfassern haben, zählen gleichfalls dahin; ihre Bedeutung ist sehr gering.

Ein durchaus phantastisches und unmögliches Machwerk war dagegen „Der Dolch des Bajazet" von Isidro Mariano Pérez, dem man sonst einen guten Namen nicht absprechen darf. Trinidad Fernández citiert dasselbe bei Gelegenheit einer Parlamentsrede in folgender Weise:

> Tal me fastidió el sujeto
> que le hubiera asesinado,
> si a mano hubiera encontrado
> el puñal de Bayaceto.

Damals galt in der romanischen Welt als höchstes Ideal Victor Hugo. Durchaus im Sinne jener jugendlichen Schwärmer, „die ihre Zigarre an den Sternen anstecken", sind die Erstlings- und einzigen dramatischen Versuche Ricardo Palmas. „Die Schwester des Henkers", mit 17 Jahren geschrieben, wurde beifällig aufgenommen. Zur Feier des Gedenktages der Befreiung war bestimmt „Tod oder Freiheit". Einen vollen Triumph dagegen errang 1851 Rodil, Dank der Mitwirkung eines Schauspielers Namens Estruch, der später in Bolivia eine politische Rolle spielte und auch in Spanien einige Novellen veröffentlichte. Gleichwohl verlangte die Behörde Streichung einiger Angriffe gegen die Regierung. Der Autor besann sich und mied fortan die Bretter.

Mehr als ephemere Bedeutung kommt auch nicht den dramatischen Leistungen von Luis Benjamin Cisneros, geboren zu Lima 1837, zu, der mit einer wirklich schönen und feinen patriotischen Allegorie „Das peruanische Banner" debütierte. Eigentliche Repertoirestücke verträgt auch weder die Konstitution der Gesellschaft, noch eignen sich dazu nach Form und Gehalt die gebotenen Leistungen trotz aller Vorzüge im Einzelnen. „Alfred von Sevilla" verleugnet nicht die reine und gewählte Sprache, welche Cisneros auch in seinen Erzählungen, am bekanntesten darunter „Edgardo", auszeichnet. Aber der Stoff ist kaum original, lehnt sich vielmehr an „Margarethe von Burgund" von Dumas und Gaillardet und an „Die Erzählungen der Königin von Navarra" an, die Behandlung verstößt vielfach gegen die geschichtliche Wahrheit.

Auch von Narciso Aréstegui, dem Verfasser der Novelle, „Padre Horan", existiert ein Drama in Prosa „Die Rache eines Ehemanns", ebenso von Melchor Pastor, der mehr Witz als Kunst besaß „Roger" oder „Das Verhängnis".

Der Einzige aus jenem Kreise, welcher dauernd der Bühne treu blieb, ist Carlos Augusto Salaverry, Sohn des in Arequipa fusilierten Präsidenten General Salaverry, geboren zu Piura 1830. Mehr als 20 Stücke wären von ihm aufzuführen, welche aber alle wie „Abel", „Das Ideal", „Das Volk und der Tyrann", „Atahualpa", „Liebe und Geld" mehr lyrischen als dramatischen Stempel tragen, entsprechend der vorzüglichen Begabung des Dichters für den Ausdruck warmer und tiefer Empfindung. „Atahualpa" ist nach Anlage und Entwickelung vielleicht das beste seiner dialogisierten Werke. Dagegen genießen seine Gedichtsammlungen „Diamanten und Perlen" und „Albores y destellos" mit Recht den Ruf echter, unschätzbarer Perlen der Nationallitteratur. Salaverry weilt zur Zeit in Europa, heimgesucht von schweren Leiden, die ihm jede litterarische Tätigkeit unmöglich machen.

In der Komödie hatte das gewaltige Genie Felipe Pardos ein leuchtendes Vorbild gegeben mit „Don Leocadio". Seine Nachfolger waren nicht immer so glücklich. In „La Beata (Die Frömmlerin)" bleibt Manuel Ortiz de Cevallos weit hinter Moratin, den er sich zum Muster genommen, zurück. „Der Gefangene in Bolivia" von Toribio Mansilla und „Der

bestrafte Intrigant" von Pedro Paz-Soldan y Unánue dem jüngsten der „Bohemios", tragen wenigstens markierte lokale Züge an sich. „Buscarle tres piés al gato" Komödie in drei Akten von Juan Vicente Camacho scheint dagegen eher für Madrid als Lima bestimmt; gleichwohl gefiel sie. Camacho stammte aus Venezuela, er war ein Neffe von Bolivar und starb 1872 zu Paris, wo sein Bruder seine Dichtungen veröffentlichte.

Der Meister des Humors auf der Bühne war aber ohne Zweifel Manuel Ascencio Segura. Geboren 1805 gehört er eigentlich einer älteren Periode an; aber ein richtiger Humorist altert nicht. „Der Sergeant Canuto" (1839) war ein guter Anfang trotz aller Nachlässigkeit in Disposition und Sprache. „Saya y manto" und „La moza mala" bekunden einen bedeutenden Fortschritt dieses neuen Breton de los Herreros. Im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen war er sehr wenig schreiblustig. Nur auf vieles Drängen seiner Freunde hin kam es in den fünfziger Jahren zu „El resignado" und „Nadie me la pega". Die vorzüglichste seiner Leistungen ist unbedingt „Na Catita" 1856; später folgten noch „Un juguete" und „Percances de un remitido", „Lances de amancaes", „El cacharpari", „Die drei Wittwen", „El santo de Panchita". In der 1886 veranstalteten Ausgabe seiner Schriften fehlen zwei der eben genannten, deren Manuskript verloren gegangen zu sein scheint. Segura starb in Lima Ende 1871.

Impuls und Leben gewann die litterarische Bewegung in jenen Tagen besonders aus den leider rasch wechselnden Zeitschriften. Ein scharfes Richteramt führte zum Beispiel die Wochenschrift „El Diablo", an der Juan de los Heros, ein echter Kreole an Schlagfertigkeit und Formlosigkeit, vielen Anteil hatte. Hier wäre auch zu erwähnen Ramon Rojas y Cañas, gestorben 1881, ein Sittenschilderer von Ruf und Ansehen. Das beste seiner Werke ist das 1853 erschienene „Museo de limeñadas". Zuweilen regnete es auch Peitschenhiebe auf all die unglücklichen Versifaxe und Erzähler, welche das Idiom eines Cervantes für ihre Gedankenlosigkeiten bequem finden, und die nie und nirgends fehlen.

Einer ernsteren Richtung gehört José Antonio de Lavalle an, der sich durch historische Studien auszeichnete. „Don Pablo de Olavide, sein Leben und seine Werke" ist eine wertvolle Arbeit über den erlauchten Verfasser des „Evangelio en triumfo". Mit Toribio Pacheco zusammen gründete Lavalle die „Revista de Lima", die vierzehntägig in einer Ausgabe von 48 Seiten erschien und für das junge Peru keine geringere Bedeutung beanspruchte, als der „Mercurio peruano" für die Geistesaristokratie am Ausgang des vergangenen Jahrhunderts. In den Spalten der „Revista" versuchte sich unter Anderen auch Manuel Pardo, der spätere Präsident der Republik. Eine einfache und edle Schreibart charakterisiert die Untersuchungen Lavalles über O'Higgins, Antequera, Valdez, Abascal, die Perricholi und viele andere hervorragende Persönlichkeiten. Leider musste er, zum Gesandten Perus ernannt, die Leitung seiner Zeitschrift bald niederlegen. Nach José Casimiro Ulloa übernahmen dieselbe Palma und Camacho, aber ungeachtet alle Schriftsteller von Rang, wie Carpio, Novoa, Felipe, José und Manuel Pardo, Mariano Alvarez, Pacheco, Tejeda, Saldaña, Gorriti, Francisco Lazo sich an dieser Publikation beteiligten, ging sie doch ein, nachdem sie es auf sieben Bände gebracht.

Die einzige Zeitschrift, welche mit ihr sich messen kann, ist der „Correo del Perú", deren sechsjährige Existenz ihren Glanzpunkt erreichte unter Juan Sanchez Silva. Geboren zu Cajamarca am 12. Mai 1826, trat Silva als Korrektor bei diesem mit größtem Luxus ausgestatteten Blatte ein. Der Kampf gegen die Regierung, welchen er später von seinem Redaktionssitze aus eröffnete, zog ihm die Verbannung zu. 1855 zurückgekehrt, trat er bald in das Ministerium, wo er während der 25 Jahre bis zu seinem Tode 1885 verblieb. Bevor er zu diesem Amte kam, bekleidete er das eines Theaterzensors, was ihn in nächste Berührung mit den Künstlern jener Epoche brachte, mit Emilia Hernández, Toribia Miranda, den Schwestern Fedriani und der Podio, mit O'Loglhin, Manuel Dench, Pepe Alonso, Rendon und Anderen. Unter dem Pseudonym „Der Unsichtbare" gab er auch zwei Jahre lang eine Wochenschrift, ein kritisches Repertoire der Bühne, heraus.

Seine Ausstattung verdankt der „Correo del Perú" Manuel Trinidad Pérez, der eigens nach Europa reiste um eine Druckerei einzurichten. Aus derselben gingen auch fast alle übrigen Prachtausgaben peruanischer Erzeugnisse hervor. Mit dem Wegzug Perez', der 1878 als Erbschaft eine Hacienda übernahm, ging der „Correo" ein. Schon im folgenden Jahr verschwand Perez ganz vom Schauplatz des Lebens, auf seinem eigenen Landgut von einer Schaar Banditen ermordet.

Energie und physische Kraft waren die vorherrschenden Eigenschaften in diesem verdienstvollen Vorkämpfer geistiger Autonomie. Geboren zu Trujillo 1832, kam er gegen 1851 nach Lima. Komödienschreiber, Kalligraph und Schulmeister, alles zu seiner Zeit und mit Nachdruck. Auch sein Bruder Mariano Isidro schrieb für die Bühne.

Die Reihe der Poeten des jugendlichen Freistaates ist damit nicht erschöpft. Noch fehlen mit die besten.

Clemente Althaus ist immer korrekt, wie ein Akademiker; mitunter gemahnen seine Verse an Quintana. 1872 veranstaltete er eine Sammlung aller in den vorangehenden zwanzig Jahren verfassten und an den verschiedensten Orten zerstreuten Gedichte in einem Band von 600 Seiten. Auch die dramatische Kunst wurde von ihm gepflegt; sein

„Antiochus" ist als Buchdrama immer achtenswert. Der echte Romancier, der in Althaus steckt, machte ihn als Menschen etwas excentrisch; sein Schönheitssinn ließ ihn oft weibisch erscheinen. 1876 suchte er Heilung in Paris für ein schweres Hirnleiden; 1881 begruben sie ihn auf dem Père Lachaise.

Sinnesverwandt mit ihm ist Adolfo Garcia, dessen Leben eine Kette von Schicksalsschlägen darstellt, von denen die Armut nicht der am wenigsten empfindlichste ist. 1871 ließ der damalige Präsident Baltu auf Staatskosten seine Dichtungen in Paris drucken. Unter den im „Correo del Perú" enthaltenen sind zu rühmen „Luz" und „An meine Tochter Christine zu ihrer Vermählung". Der Vater hatte das Unglück zu erleben, dass eben diese Tochter sich selbst entleibte. Er litt später an Wahnsinnsanfällen und starb am 15. Oktober 1883.

Constantino Carrasco war ein Sprachkenner und tüchtiger Quichuist. Von ihm rührt eine freie Uebersetzung des berühmten Dramas aus der Inkazeit „Ollantay" her, welches eines der merkwürdigsten Denkmale altamerikanischer Kultur bildet. Eine durchaus edle Natur vertrat er den sogenannten Amerikanismus; seine schöne Ode „Auf den Chinabaum" ist eine Frucht davon. Statt aller Lobsprüche stehe hier ein bescheidenes, mitten im Todeskampfe verfasstes Sonett:

Ay, valle es este de perpetuo llanto,
¿ quién se entrega a dormir en blando lecho
miéntras oye, en el fondo de su pecho
del ageno infortunio el éco santo?

¿ Quién eximirse puede del quebranto
al ver, del mundo en el turbión deshecho,
la virtud sucumbiendo sin provecho
y sordo el cielo a sacrificio tanto?

Cuando veo; oh dolor! que mis hermanos
son vil presa de bárbaros tiranos
o esclavos gimen de destino adverso,
ni paz encuentro ni placer diviso . . .

Para ser yo feliz, era preciso
que lo fuese tambien el Universo!

Die Schwindsucht raffte ihn in frühen Jahren hin. Eugenio Larrabure y Unánue gab seine Gedichte im selben Jahre 1877 heraus.

José Toribio Mansilla war nicht so glücklich veranlagt. In seiner Jugend eifriger Soldat, gab er 1845 die militärische Laufbahn auf, und gründete das Tageblatt „El Album", das während mehr als Jahresfrist seine Gaben als Dichter und Schriftsteller bekundete. Von da bis 1860 fehlte seine Name bei keiner litterarischen Unternehmung. Aber seltsames Geschick! Kurz gehalten von einer knauserigen Mutter, sah dieser Held der Not sich eines schönen Morgens als Besitzer einer Viertelmillion. Nun begann ein anderes Leben, und noch ehe drei Jahre vergangen, war alles Geld und, was schlimmer, jede Produktionskraft verloren.

Francisco Lazo, geboren zu Tacna 1823, zählt zu den Leitern nationaler Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur. Zum Maler ausgebildet unter Paul Delaroche in Paris, erlangte er auf der Ausstellung 1855 einen Preis mit seinem Bild „Der Bewohner der Cordillera". Seine heilige Rosa hat gleichfalls Kennerlobsprüche erfahren. In der „Revista" von Lima finden sich viele Artikel von ihm; eine Ausgabe seiner Werke wird vorbereitet. Laza starb 1869.

Ein wichtiges Glied der Brüderschaft, welche sich in der Buchhandlung eines gewissen Perez, gallego und als solcher geschwätzig und witzig, zusammenfand, war José Pardo, ein Bruder jenes Felipe Pardo, dessen wuchtiges Talent unmittelbar aus der Zeit der Befreiungskriege herfließt. Don Pepe wurde mit seinem Bruder, sowie mit Juan de la Pezuela und Manuel Maria del Mazo in Madrid unter Aufsicht von Alberto Lista erzogen, der auch auf die Entwickelung der iberischen Litteratur so vielen Einfluss geübt hat. Die markigen, urwüchsigen Aeußerungen seiner Muse verlohnten es sie zu sammeln. Ihr Vater hatte bei seinen Lebzeiten dieser Kinder der Gelegenheit viel zu wenig Acht, um sich um ihr Schicksal zu bekümmern.

Brechen wir bei dem Namen dieser für Peru glorreichen Familie ab und geben wir Palma das Wort zurück, das er im Stillen bei der ganzen vorstehenden Darstellung geführt.

„Mit dem Jahre 1860 verschwindet die „Bohemia" sei es weil der Ernst des Lebens an die Meisten herantrat oder der Tod unter uns aufräumte.

„Marquez Llona, Cisneros und Arguedas Prada nahmen das Amt eines Konsuls im Auslande an. Ich selbst weilte in Chile in der Verbannung, in Folge einer revolutionären Bewegung, an der ich mich beteiligt.

„Benito Bonifaz, geboren 1829 zu Arequipa, hatte als Soldat ein ruhmvolles Ende gefunden, als er 1858 eine Schanze seiner Vaterstadt verteidigte.

„Zwei Jahre zuvor hatte der Tod uns Enrique Alvarado geraubt, dessen Gaben als Redner, Schriftsteller und Litterat Vieles versprachen.

„Wie Corpaucho, ging Narciso Aréstegui zu Grunde, indem er 1869 im Titicaca-See ertrank. Er war damals General und Präfekt von Puno.

„Die Schwindsucht raffte 1873 Trinidad Fernandez hin, der 1870 eine Sammlung seiner Dichtungen unter dem Titel ‚Margaritas silvestres' herausgab.

„Auch Juan Vicente Camacho schläft den ewigen Schlaf . . . ."

Den Ueberlebenden hat es wenigstens an Ehren nicht gefehlt, insofern die Meisten zu korrespondierenden Mitgliedern der spanischen Akademie ernannt worden sind. Und das gilt, wie die Sachen einmal liegen, als höchste Auszeichnung für Jeden, der in spanischer Sprache schreibt!

Santiago. L. Darapsky.

Ein moderner Humorist.

Mit dem Humor ist es eine eigene Sache.

Gar Viele glauben ihn meisterhaft zu handhaben, und wenn man genauer zusieht, löst sich die ganze Herrlichkeit ihrer Schreiberei in eitel Wortwitz, bissige Satire und kalte Negation auf. Und doch ist weder der verstandesmäßige Witz, die verblüffende Verbindung des logisch Gegensätzlichen, noch die Satire mit ihrer vernichtenden Kritik der objektiven Welt schon an und für sich Humor. Jenem fehlt das Gemütvolle, das Herzbewegende und Herzerwärmende, und dieser das Positiv-Schöpferische. Wohl müssen sie Beide, Witz und Satire, den höheren Zwecken des Humoristen dienen, und wehe dem Dichter, der sich in aristophanischer Kunst versucht, ohne sich der Bundesgenossenschaft dieser beiden unentbehrlichen Hülfsstreiter versichert zu haben!

Aber was den Humoristen vom bloßen Witzbold scheidet, das ist die warme Anteilnahme seines Gemütes an dem vollen Welttreiben, das ja selbst in seinen Verkehrtheiten immer noch ein Stück vom eigenen Leben darstellt. Und während der Satiriker bloß donnert und straft und verzweifelnd mit seinem Schädel Mauern einzurennen sucht, steht der Humorist, wie der olympische Zeus, über den Wirren des Augenblicks und überschaut von der Höhe des Lebens die Kämpfe der Gegenwart — traurig lächelnd. Traurig, weil er Mitleid hat mit der Menge, die tief unten unter dem Joche der Dummheit seufzt! Lächelnd, weil vor seinem Blick, der weit in die Zukunft schweift und die ganze lange Bahn der Weltentwickelung umspannt, die Gegenwart mit all ihren Kämpfen und Stürmen so unendlich klein und zwerghaft erscheint!

Der mit warmer menschlicher Anteilnahme erfasste Augenblick, im Lichte der räumlichen und zeitlichen Unendlichkeit des Universums betrachtet — das heißt Humor!

Und in diesem Sinne bezeichne ich Hans Merian, dessen neuestes Werk „Die Urahnen"*) soeben erschienen ist, als modernen Humoristen. Schon die Kühnheit des Vorwurfs kennzeichnet das feine Gefühl des Dichters für die Satire und das Grotesk-Komische. Um die Albernheit des antiquarischen Gelehrtenromans, den er bereits in seinem von mir früher besprochenen „Nilbräutigam" meisterhaft parodiert hatte, nach allen Seiten hin gründlich zu beleuchten, greift er keck in jene ersten Zeiten der Schöpfung zurück, da der Mensch, dieses „modernste Produkt" der Weltentwickelung, noch nicht existierte. Ja, er beginnt so ziemlich am Anfang aller Dinge. Mit dem gesammten Gelehrtenapparat ausgerüstet, schildert er uns mit jener Vermengung wissenschaftlicher und phantastischer Elemente, wie sie den „stilvollen" Romanen eigen ist, die Entstehung des Protoplasmas oder des „Urur", wie wohl der eigentliche Name des „ersten fressenden Wesens" geheißen hat. Aber schon hier zeigt sich die universelle Kraft seines Humors, der sich nicht ängstlich auf ein vorgefasstes Thema steift, sondern das ganze moderne Welttreiben in seinen Zauberkreis zieht. Als das erste Protoplasma zerplatzt, durchzuckt zum ersten Mal der „Weltschmerz" das Universum! Wie fein berühren sich hier Parodie und Satire! Die Manier der „stilvollen" Romanschreiber, durch scheinbare historische Parallelen das Verständnis des antiken Lebens zu fördern, wird durch ein drastisches Beispiel persifliert, welches seinerseits dem Dichter Gelegenheit giebt, den Salon-Pessimismus unserer Tage zu geißeln.

Noch mehr zeigt sich diese universelle Tendenz in den beiden anderen Erzählungen: „Muff oder Das fidele Gefängnis, eine Geschichte aus der Steinkohlenzeit", und „Die romantische Ichthyosaura, eine Geschichte aus der Jurazeit mit fahrendengesellenliederlichen Anwandlungen."

Das ist keine bloß litterarische Fehde mehr, die ebenso gewandt als kühn ausgefochten wird. Nein, es ist der Kampf des Modernen und des Alten, der Kampf der Todten und der Lebendigen, wie er sich auf dem Gebiete des litterarischen Treibens, wie in den sozialen Wirren in Staat und Gesellschaft, in Religion und Wissenschaft abspielt! Und doch vergisst man dies Alles, weil diese scharfe, rücksichtslose Polemik nicht lehrhaft vorgetragen wird, sondern organisch in ein streng einheitliches Kunstwerk verwoben ist. Die Gestalten leben, und in dem Dichter Hupfuf Pterodaktylus, der sich von der Vagantenlyrik zum Realismus bekehrt, erkennen wir unschwer den Verfasser selbst, der überhaupt in diesem phantastisch-grotesken Werke in dem echt realistischen Hang, wirkliche Individuen typisch zu verwerten, geschwelgt zu haben scheint. Dass er Realist ist, beweist auch die Rücksichtslosigkeit in der Anwendung des Derben und Gesund-Sinnlichen; dass er eine nicht zu unterschätzende lyrische Begabung besitzt, beweisen die eingestreuten Lieder; und dass sein Humor in der modernen Litteratur ganz einzig dasteht, beweist das gesammte Werk, das wir allen Freunden kerniger Lektüre warm empfehlen.

Leipzig. Edgar Steiger.



*) Die Urahnen. Ein Cyclus vorsündflutlicher Romane von Hans Merian. Verlag von Reinhold Werther in Leipzig.

Aus unserem Citatenalbum.

Es ist ganz gut, wenn man von Zeit zu Zeit einmal den hochweisen Herren Kritikern ihren Beruf, alles Neue und Eigenartige in den Staub zu ziehen, ein bischen schwer macht, wenn man ihnen aus den todten Dichtern, auf die sie sich mit heuchlerischen Blicken immer berufen, um voll Neid alles Lebende zu unterdrücken, nachweist, wie sehr sie sich im Widerspruche mit ihren vermeintlichen Götzen selbst befinden. So stoßen wir zufällig in dem Briefwechsel Schillers mit Körner auf die folgende prächtige Stelle: „Es ist im Charakter der Deutschen, dass ihnen gleich Alles fest wird; deswegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden und der strebende Künstler immer darauf verwiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es giebt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden kann“ . . . Was sagen die hochweisen Herren zu diesen Worten unseres großen Dichters? Sie, die immer behaupten, die deutsche Litteratur habe mit unseren Klassikern auf Jahrhunderte hinaus den möglichen Höhepunkt der Entwickelung erreicht, sie sind hier mit ihren eigenen Waffen geschlagen.

Diese Zeilen sollte sich jeder Kritiker über seinen Schreibtisch hängen und sie noch einmal gründlich überlesen, bevor er daran geht, ein Werk der neueren Richtung getreulich zu „vernichten“. — —

Noch ein zweites hübsches Citat. Kein Vorwurf ist in unseren Tagen häufiger, als der des litterarischen Plagiats. Kaum ein hervorragendes litterarisches Talent kann ein größeres Werk veröffentlichen, ohne dass zugleich von zehn kleinen unbekannten Seiten der Vorwurf der litterarischen Entwendung gegen dasselbe erhoben wird. Ganz natürlich in einer Zeit der unbeschränkten Herrschaft der Bourgeoisie, des Kaufmannsstandes, in welcher das Ansammeln von Besitz, das gierige Festhalten todten Kapitals zum Hauptgrundsatz gemacht wird. Wie aber denkt ein wahrer Dichter über die Frage des Benutzungsrechtes fremden Eigentums in der Litteratur? In seinen Briefen über die französische Bühne an August Lewald spricht Heinrich Heine (7. Band der kritischen Gesammtausgabe von Gustav Karpeles, Seite 117) auch über Alexander Dumas und den häufigen Vorwurf des Plagiats, der ihm seiner Zeit gemacht wurde und sagt: „Eine ungerechte Kritik, ein unter betrübsamen Umständen ans Licht getretener Aufsatz im Journal des Debats hat unserem armen Dichter bei der großen unwissenden Menge sehr stark geschadet, indem vielen Szenen seiner Stücke die frappantesten Parallelstellen in ausländischen Tragödien nachgewiesen wurden. Aber nichts ist törichter als dieser Vorwurf des Plagiats, es giebt in der Kunst kein siebentes Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu seinen Werken findet, und selbst ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälen darf er sich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich ist, den er damit stützt. Dieses hat Goethe sehr gut verstanden, und vor ihm sogar Shakespeare. Nichts ist törichter als das Begehrnis, ein Dichter solle alle seine Stoffe aus sich selber heraus schaffen, das sei Originalität. Ich erinnere mich einer Fabel, wo die Spinne mit der Biene spricht und ihr vorwirft, dass sie aus tausend Blumen das Material sammele, wovon sie ihren Wachsbau und den Honig darin bereite; ich aber, setzt sie triumphierend hinzu, ich ziehe mein ganzes Kunstgewebe in Originalfäden aus mir selber heraus.“ — —

A.



Die Freuden des Lebens.

The Pleasures of Life. By Sir John Lubbock. Third Edition. London, Macmillan & Co., 1887.

Die vorliegende Schrift des berühmten englischen Forschers ist innerhalb weniger Monate in drei Auflagen erschienen, und das liebenswürdige Büchlein verdient diesen Erfolg vollkommen. Es ist so frisch und anregend und dabei so „homely“, so gemütlich geschrieben, so durchduftet von der Atmosphäre eines guten und weisen Menschen, dass, schon wenn wir es wieder in die Hand nehmen, etwas von den „Freuden des Lebens“ in unsere Brust zu ziehen scheint.

Der Verfasser sagt, er sei in seiner Jugend selbst etwas zum Trübsinn geneigt gewesen, und da hoffe er denn, dass die Gedanken und Sprüche, welche ihm selbst am meisten Trost gebracht hätten, vielleicht auch Anderen von Nutzen sein könnten; und so überreicht er uns seine Sammlung von Vorträgen: „Die Pflicht des Glückes“, „Das Glück der Pflicht“, „Ein Bücher-Hymnus“, „Die Wahl der Bücher“, „Der Segen von Freunden“, „Der Wert der Zeit“, „Die Freuden des Reisens“, „Die Freuden des Heims“, „Wissenschaft“, „Erziehung“.

Voll weiser Sprüche in der Tat ist das Buch; eigener und fremder: in sehr glücklicher und geschmackvoller Weise sind in die Darstellung eine große Anzahl von meist kurzen Stellen aus anderen, alten und neuen Autoren verwoben, ohne dass dadurch der Einheitlichkeit des Eindrucks Abbruch getan worden wäre. Einige Worte Lubbocks gestatte man hier in der Uebersetzung wiederzugeben: sie mögen dazu veranlassen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen:

„Ich kann nicht umhin zu denken, dass die Welt besser und lichter sein würde, wenn unsere Lehrer ebensowohl bei der Pflicht des Glückes als bei dem

Glücke der Pflicht verweilten; denn wir sollten so heiter sein, wie wir nur können, sei es auch nur darum, weil es ein höchst wirksamer Beitrag zum Glücke Anderer ist, selbst glücklich zu sein."

„Heiter und froh zu sein, erfordert manchmal eine Anstrengung; es ist eine gewisse Kunst, sich glücklich zu erhalten; und in dieser wie in anderen Hinsichten ist es nötig, dass wir über uns selbst wachen und uns beaufsichtigen, fast als wenn wir jemand Anders wären."

„Es giebt Viele, die zu meinen scheinen, dass wir in einem Zeitalter zur Welt gekommen sind, wo das Leben besonders schwierig und sorgenvoll ist, wo es weniger Muße giebt als je und der Kampf ums Dasein heftiger ist, als er vormals war. Andrerseits müssen wir aber daran denken, wie sehr wir an Sicherheit gewonnen haben. Es mag eine Zeit harter Arbeit sein, aber wenn diese nicht bis zum Uebermaß getrieben wird, ist sie keineswegs ein Uebel. Wenn wir weniger Muße haben, so ist ein Grund davon der, dass das Leben so voller Interesse ist. Fröhlichkeit ist die Tochter der Tätigkeit, und Alles in Allem glaube ich, dass es niemals eine Zeit gab, wo bescheidenes Verdienst und geduldiger Fleiß des Lohnes sicherer waren."

„Wir wissen, glaube ich, unser gutes Glück, dass wir dem neunzehnten Jahrhundert angehören, nicht zu schätzen. . . . . . Renan hat das unsrige als ein höchst amüsantes Zeitalter charakterisiert; ich würde es lieber ein höchst interessantes genannt haben: da es ein solches ist, das uns eine endlose Aussicht fesselndster Probleme, unendliche Gelegenheiten und mehr Anregungen und weniger Gefahren darbietet, als sie unsere minder glücklichen Vorfahren umgaben."

„Von allen Privilegien, die wir in diesem neunzehnten Jahrhundert genießen, giebt es vielleicht keines, für das wir dankbarer sein sollten, als für die leichtere Zugänglichkeit der Bücher."

„Das, worauf es ankommt, ist nicht so sehr, dass jedes Kind unterrichtet werde, als dass jedes Kind den Wunsch zu lernen empfange." „Wenn es uns gelingt, die Liebe zur Wissenschaft einzuflößen, so wird die Wissenschaft selbst sicherlich folgen." „Giebt unser gegenwärtiges Unterrichtssystem wirklich jene Liebe zur Wissenschaft, welche besser ist als die Wissenschaft selbst? Giebt all' das Studium der Klassiker, auf das unsere Söhne so viele Jahre verwenden, ihnen eine rechte Wertschätzung derselben, oder empfinden sie nicht beim Verlassen der Schule nur zu häufig, mit Byron:

„Nun fahre wohl, Horaz; den ich so hasse!"

Hoffentlich liegt bald eine deutsche Ausgabe des Werkchens vor.

Berlin. Georg von Gizycki.

Litterarische Neuigkeiten.

„Die Krankheit des Jahrhunderts" von Max Nordau (Leipzig, Elischer). Die Reklame, welche für dies seltsame Werk inszeniert wurde, entschuldigt den Gegenstoß, dass die bisher erfolgte Kritik kein gutes Haar daran ließ. Man muss gegen Beides Stellung nehmen. Unzweifelhaft ein schlechter Roman, aber ein bedeutendes Buch. Vielleicht erstrebte Nordau zu Hohes und vergriff sich darum in der Form. Es scheint ja zweifellos verfehlt, philosophische Systeme in ein Roman-Gewand kleiden zu wollen. Das Buch enthält zwar nirgends neue Wahrheiten und dem bombastischen Titel „Die Krankheit des Jahrhunderts" entspricht der Inhalt so wenig, dass wir nach Beendigung der Lektüre immer noch über den Sinn des Titels im Unklaren. Doch muss man das ehrliche Streben des Autors anerkennen, seiner Erzählung einen Ideengehalt und einen großen Hintergrund zu geben. Wenn ihm dies in der Ausführung nur unvollkommen gelang, so trifft hier nicht den Denker, sondern den Dichter die Schuld, welchem Licht und Wärme einer elementaren Schöpferkraft versagt blieben. Um Ideen als anschaulich fassbare Erscheinungen vorzuführen, dazu gehört ein Geist vom höchsten Range und zu diesen eben zählt Nordau nicht. Er ist ein Denker, aber kein Dichter, so wie Manche Dichter, aber nicht Denker sind. Nur der Dichterdenker aber stellt in der höchsten Potenz den Schöpfer dar. — Es findet sich jedoch manches Vortreffliche in dem philosophischen Lehr-Roman auch in der Charakteristik. Frl. Ellrich ist ausgezeichnet, auch einige Nebenfiguren wie Borinski und der weltschmerzliche Possendichter Herr v. Mayboom (soll wohl G. v. Moser sein?) zeigen erfreuliche Ansätze. Aber dem Ganzen klebt doch etwas unausgesprochen Dilettantisches an, soweit die Handhabung der eigentlichen Erzählung in Betracht kommt. Dafür entschädigt teilweise das feuilletonistisch-darstellende Talent und der musterhafte Stil des Autors.

Unter dem Titel „Gegen Herrn Professor Erman. Zwei ägyptologische Antikritiken" hat Dr. Karl Abel, der Aegyptologe und Verfasser der Einleitung in ein ägyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch, soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig eine Broschüre erscheinen lassen, in der er sich gegen Professor Erman resp. die hämische und völlig ungerechte Kritik, die dieser seinem Wörterbuch zu Teil werden ließ, wendet. Die eine der beiden Antikritiken erschien bereits in Nr. 29 dieser Blätter; der plumpe Angriff des Herrn Professors ist von Abel gebührend zurückgewiesen worden.

Zwei Weihnachtsnovitäten für das Kindesalter, die in der Hochflut der Festgeschenk-Litteratur an hervorragender Stelle zu nennen sind, erschienen soeben bei Ambr. Abel in Leipzig. „Mit Ränzel und Stab." Eine Pensions- und Reise-Geschichte von Frida Schanz. Mit zwölf großen Buntbildern und „Der Märchenquell". Eine Auswahl der schönsten Märchen aus aller Welt für die Jugend gesammelt von Viktor Blüthgen. Mit vielen Illustrationen. — Ein nicht minder empfehlenswertes Buch für den Weihnachtstisch der Kleinen sind die „Zauber-Märchen und Wunder-Geschichten" von A. Gals (Jena, Fr. Mauke's Verlag [A. Schenk]).

„Was ist die Liebe?" Erzählung von Felix Dahn (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Bei der großen Beliebtheit Dahns wird auch das neueste Werk seiner fleißigen Feder vielbegehrt werden und Vielen eine willkommene Festgabe sein. Die Ausstattung, die die Verlagshandlung dem Buche mit auf den Weg gab, ist prächtig und vornehm zugleich.

Von der rüstigen Schaffensfreudigkeit des greisen Graf von Schack legen die beiden Werke, die er soeben in der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart erscheinen ließ, erneutes Zeugnis ab. Der eine der vorliegenden Bände enthält die beiden Trauerspiele „Walpurga" und „Der Johanniter", die bei dem jüngsten Münchener Theaterskandal erwähnt wurden; in dem anderen sind unter dem Titel „Aus zwei Welten" eine Reihe von poetischen Erzählungen und Bildern vereint, die zeigen, dass die poetische Schöpfungskraft des greisen Dichters noch nicht nachgelassen hat.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig

Dieser Nummer liegen bei zwei Prospekte von Leonhard Simion, Berlin, und Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 50. Leipzig, den 10. Dezember. 1887.

Inhalt:

Die Bewegung im deutschen Buchhandel.

Von Hermann Heiberg.

In einer Zeit, in der, mit Ausnahme der Religionen, nichts von dem Wechsel und der Veränderungssucht unberührt bleibt, kann es nicht befremden, dass irgend etwas, das im geschäftlichen Leben noch den Charakter des Zünftigen in sich trägt, entweder von dem drängenden Strom der Zeit mit fortgerissen wird, oder, dass es besonderer Anstrengungen der Interessenten bedarf, das Altbewährte zu erhalten.

Und da spitzt sich denn der Gegenstand durchaus nicht immer nach der wirklich vorteilhaftesten Seite zu, sondern man redet von dem fortschrittlichen Geist des Jahrhunderts, welcher gebieterisch Das und Jenes verlange.

Das Vorteilhaftere kann in den meisten Fällen schon deshalb nicht auf sein Grundwesen geprüft werden, weil allein die Praxis Zeugnis von der Nützlichkeit neuer Einrichtungen abzulegen vermag.

Es kann auch etwas zu einer Zeit recht sein, was zu einer anderen Zeit Schaden bringt und Torheit genannt werden muss. Das Verhalten der uns umgebenden Welt: Widerstand oder durch gleiche Interessen geförderte Hinneigung ist bestimmend.

Im Allgemeinen vergessen wir bei unserer Verbesserungs- und Veränderungssucht zweierlei: Immer in den Spiegel der Natur zu schauen, welche uns lehrt, dass alle Ueberstürzung für sie selbst von Uebel, und dass nur die „allmähliche Entwickelung" aus dem Samenkorn eine Pflanze, gar einen Baum gedeihen lässt.

In der Tat. Wir gerieren uns auf vielen Gebieten mit einem Eifer, als ob unser Erdball in wenigen nachweisbaren Jahren dem Feuer- oder Zersplitterungstode im Weltall verfallen sei. Rasch noch dieses, jenes Neue, schnell noch ein Gesetz, sonst spaltet der Himmel! — Aber der Himmel spaltet nicht, nirgend erscheint ein Abgesandter aus einer bessern Welt, welcher uns den Dank verkündet.

Es giebt Dinge, die der menschliche Geist nicht aus dem Verstande und der Ueberlegung, nicht am grünen Tisch schaffen kann, sondern die, wie die Gesetze — aus Nötigung entstanden — allmählich durch die Erfahrungen sich fundamentieren, erweitern und vervollständigen müssen.

Vielleicht begannen die ersten Bienen auch mit anderen Versuchen, als heute ihr vollendet konstitutionelles Staatswesen aufweist! Aber so ganz töricht es sein würde, den Bienen neue Vorschriften über eine neue Organisation zu machen, so bedenklich ist es nur allzu oft, an bestehenden menschlichen Einrichtungen zu tasten.

Was Weisheit und Erfahrung als nützlich aufbauten, das hat mit den theoretischen Grundsätzen des Fortschritts absolut nichts zu tun, und das unglückliche und sich schon so vielfältig als verderblich erwiesene Bestreben dieser Richtung, Dinge zu wollen und zu erstreben, welche nach 50 oder 100 Jahren vielleicht zu diskutieren sein werden, für die Zeit mit ihrer Gestaltung aber der Aufnahmefähigkeit aus tausend verschiedenen Gründen noch entbehren, kann gar nicht genug bekämpft werden.

Diese Gedanken drängen sich unwillkürlich auf bei dem pro und contra der neuerdings über den deutschen Buchhandel gepflogenen Verhandlungen. Die rastlos, aber ruhig arbeitende Maschine sollte durch eine neue ersetzt werden. Ihre Meister aber haben sich gegen die Aenderung und zwar mit vollem Rechte aufgelehnt.

Den Gegenstand und die Vorgänge kurz zu erklären, die Richtigkeit der Beschlüsse dazulegen und Front zu machen gegen eine Opposition, deren Absicht die beste sein mag, deren Theorie aber nichts bessert, wohl aber die Köpfe des Publikums zum Schaden seiner selbst und des Buchhandels verwirrt, ist der Zweck dieser Zeilen.

Im Gegensatz zu dem Welt-Waarenverkehr, demzufolge der Produzent sein Produkt zu dem ihm angemessen erscheinenden Preise an den Wiederverkäufer verkauft und diesem die Bestimmung des für das Publikum bestimmten Verkaufssatzes überlässt, normiert im Buchhandel der Verleger als Vermittler zwischen dem Schriftsteller und dem Wiederverkäufer (Sortiments-Buchhändler genannt) den Preis der in seinem Verlage erscheinenden Bücher und bewilligt hiervon dem Vorgenannten einen Nutzen (Rabatt), dessen Höhe variiert je nach dem Quantum des Bezogenen und der Zahlungsformen (auf Kredit oder gegen baare Zahlung).

Aus dieser Usance resultiert, dass ein und dasselbe Buch so gut in der nordischen Stadt Flensburg, wie in dem württembergischen Orte Heilbronn den und den festen Preis hat; wo immer der Käufer nach dem Werke fragt, kostet es das Gleiche.

Durch solche Einrichtung und solches Uebereinkommen sind Uebervorteilungen ausgeschlossen.

Neuerdings haben sich nun Geschäfte etabliert, welche diese Usance durchbrechen. Sie verkaufen zu billigeren, als den zwischen den maßgebenden Faktoren stipulierten Sätzen. Sie begnügen sich mit einem geringeren Nutzen und suchen sich durch erhöhten Umsatz (Absatz) zu entschädigen.

Diese Geschäfte binden sich überhaupt nicht an den soliden Ladenpreis. Solche „Schleuderer", wie der Buchhandel sie nennt, leugnen die Berechtigung der Verlagsbuchhandlung, einen festen Preis zu bestimmen. Sie sagen: „Was ich von dir bedingungslos gekauft habe, ist mein Eigentum, und ob ich es für mich behalte, verschenke, oder zu irgend einem Wert verkaufe, da hast du kein Recht, hinein zu reden."

Und in diesem ihrem Raisonnement haben die Herren vollkommen Recht, aber wer wird leugnen wollen, dass umgekehrt auch die Verleger vollkommen Recht haben, wenn sie sagen: „Was ich an Büchern hergestellt habe, kann ich entweder selbst zu einem mir billig erscheinenden Preise an das Publikum verkaufen, oder ich kann den Verkauf an das Publikum Anderen übertragen *unter der Bedingung, dass diese Anderen die von mir gestellten Verkaufspreise innehalten!* Wollen sie das nicht, so liefere ich ihnen die von mir hergestellten Bücher nicht." Und wenn man daraufhin die Frage an die Verleger richtete: Welches Interesse könnt ihr haben, den Verkauf eurer Verlagsartikel zu billigen Preisen zu untersagen, die Geschäftsverbindung mit den sogenannten Schleuderern abzubrechen, so werden sie antworten: Die Schleuderer schädigen durch ihr Vorgehen hundert und aber hundert ihrer Kollegen, machen ihnen die Existenz unmöglich und rütteln an der Gesammt-Organisation des Buchhandels, der *nur durch die, seine Prinzipien adoptierenden Geschäfte im Stande ist,* dem *Publikum die bisherigen unschätzbaren Vorteile der Einsichtnahme in alles neu Erscheinende zu verschaffen.*

Die „Schleuderer" stellen sich lediglich „eine" Aufgabe: das, was vom Publikum verlangt wird, also das, was diesem bereits bekannt, ist, möglichst rasch und billig herbeizuschaffen. Die Bekanntmachung und Verbreitung ist ihnen nebensächlich und unbequem, wie sie überhaupt ganze, *große Gebiete der Litteratur* von ihrem Geschäftsbetrieb ausschließen, ausschließen müssen, Gebiete, für welche es keinen genügenden Absatz mehr gäbe, wenn die oben erwähnten Geschäfte durch die Schleuderer ruiniert wären. Die Schleuderer sind somit durchaus keine *Förderer des geistigen Fortschritts,* sondern nur die Fortschrittler der freien Konkurrenz, die Fortschrittler auf dem Erwerbsgebiet, während nun einmal der Buchhandel mit seinem Januskopf halb in die Wissenschaft, halb in das Geschäft blickt und deshalb nach fortschrittlich-wirtschaftlichen *Schablonen-Theorien* niemals beurteilt werden kann.

Die deutschen Buchhändler haben nun soeben in ihrer Versammlung in Frankfurt am Main nahezu einstimmig beschlossen, allen Sortiments-Buchhändlern die Verkehrseinrichtungen des Börsenvereins in Leipzig zu verschließen, welche unter dem Ladenpreis resp. über einen kleinen zu gewährenden Rabatt (fünf Prozent in besonderen Fällen) dem Publikum alte und neue Werke ihres Verlages verkaufen. und über 600 Verleger haben sich verpflichtet, Solchen, welche ihre Ladenpreise nicht einhalten, entweder gar nichts mehr oder nur zu sehr erschwerten Bedingungen zu liefern. Sie wollen eben das Prinzip des festnormierten Ladenpreises absolut aufrecht erhalten. Sie wollen, wie bisher, Niemanden bevorzugen, was in diesem Falle Niemanden schädigen heißt.

Und damit wäre denn überhaupt Frage und Antwort entschieden, und jeglicher Einwand auch aus dem Publikum abgelehnt! Denn wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren. Aber die Gegner dieser nicht mehr zu ändernden Beschlüsse ereifern sich trotzdem, sprechen von verrottetem Zunftwesen und verdächtigen die Förderer der neu

beschlossenen Satzungen. Sie scheinen ein Interesse daran zu haben, Verwirrung in die Anschauungen des Publikums zu bringen.

Und da kann denn nur zur Aufklärung für das Gesammt-Publikum wiederholt werden: Der Sortiments-Buchhändler vermag von jetzt ab ein Buch billiger nicht zu verkaufen, als zum Ladenpreis, und es ist ihm also daraus kein Vorwurf zu machen, sondern er tut nur als redlicher Partner in einem großen, von Neuem bestätigten Uebereinkommen seine Pflicht. Im Uebrigen ist es natürlich Niemandem zu verdenken, dass er da einkauft, wo er die gleich gute Waare zu einem billigeren Preise erhält.

Es soll auch nur hervorgehoben werden, dass die Geschäfte, welche keine billigeren Preise bieten, gesetzlich handeln. Der eigentliche Schwerpunkt einer anzustrebenden Besserung, d. h. größeren Absatz-Möglichkeit für die Verleger und billigere Preise für das Publikum liegt durchaus nicht auf dem jetzt in die Diskussion geschobenen Gebiete.

Der Schwerpunkt liegt in billigen Ladenpreisen für alle Bücher, welchen Namen sie haben welchen Gegenstand sie behandeln, und diese Herabsetzung wird erst in Kraft treten können,

wenn einerseits der Deutsche ebenso bereitwillig 3 Mark für ein Buch, wie für eine Flasche Wein bezahlt, und wenn einmal — durch Schaden gründlicher belehrt — die ungesunde, erschreckende Ueberproduktion unberechtigter Schreibsüchtler abnimmt.

Das Vorgehen der sog. Schleuderer kann füglich Niemandem in rechter Weise dienen. Der Absatz des Verlegers verbessert sich nicht, nur die Rollen der Akteure vertauschen sich. Das Geschäft würde in die Hände weniger großer Spekulanten geraten, dem Publikum aber die Möglickeit entzogen werden, wie bisher, selbst in dem kleinsten Ort die neueste Litteratur einzusehen. Natürlich wird auch nur die eine lockende Seite von den Neueren hervorgekehrt. In der Praxis dürfte aber die Sache sicher ein anderes Gesicht erhalten.

Wenn wirklich durch Willkürpreise die jetzige solide Kontrolle aufhören würde, könnte nämlich auch der umgekehrte Grundsatz zur Anwendung gelangen: „Ich verkaufe zu dem höchsten Satze, welchen ich erhalten kann!"

So hieße also ein Abweichen von den bisherigen Usancen zugleich der Möglichkeit einer Uebervorteilung des Publikums die Türen öffnen, und aus allen diesen Gesichtspunkten konnten und mussten die deutschen Verleger zu dem von ihnen in Frankfurt am Main einstimmig gefassten Beschlusse gelangen.



El mole rachmim.*)

Gedicht von Victor Gomulicki.**)

Aus dem Polnischen übersetzt von Heinrich Nitschmann.

Ein Sommerabend war's, das Dunkel nahte,
Ich stand im Hofe einer Judenkathe,
In welchen ich gewusst mich einzustehlen;
Der Glaube eint ja nicht — er trennt die Seelen!
Dort regte sich der schwarzen Häupter Zahl:
Hausierer Itzig sollte sich vermählen.
Auf eines Trödlers Tochter fiel die Wahl.
Der Ort war hässlich wie die Gäste alle;
Erwachte Gänse schnatterten im Stalle,
Zum Lüften hing ein Bett auf dem Gelände,
Und Bratfischdunst verhieß der Küche Spende,
Zwei Bäumen drohte Schwindsucht mit dem Ende.
Die Sterne glänzten durch die hehre Nacht,
Wie Sabbatkerzen in des Goldes Pracht.
Im Festkleid unter rotem Baldachin
Stand Itzig, Kerzenqualm umwallte ihn,
Ein Bürschschen, halb ein Knabe, halb ein Mann:
Den Juden fällt die Liebe meuchlings an,
Er lässt geschlossnen Aug's das Schicksal walten,
Um unverhofft ein Weib im Arm zu halten.
Da drängten sich gewöhnliche Gestalten,
Wie sie alltäglich feilschen um die Waare,
Da sah man Trödler, Mäkler, Antiquare,
Man sah die von der Sonne braunen Wangen
Im goldnen Licht der Wachs-Hawdulen prangen,
In denen Flamme sich an Flamme nährt
Wie in Erzengels blitzgeflochtnem Schwert.
Die Häupter beugten nickend sich wie Aehren,
Ein unverständlich Plappern war zu hören,
Doch schien die Andacht Keinem der Genossen
Wie Beaumarchais nur „feierliche Possen".

Der Bräutigam verhüllte sein Gesicht,
Und Einer aus dem Volk — ein Priester nicht —
Ein schlichter Mensch, noch bleicher als die Andern
Und trauriger, ließ rings die Blicke wandern
Und sang — ein Hochzeitlied, doch keins der Lust;
Zwei Buben kreischten mit aus voller Brust,
Der Haufe brummte, halb gerührt, halb wild.

Ich sah mit Neugier aber kalt dies Bild.
Und Itzig, ernst bei Schacher wie Altar,
War mir nur Itzig — arm und ein Hausierer,
Auch in den Uebrigen, wie viel auch ihrer,
Ward ich nur Menschen niedern Schlags gewahr,
Für die Prozent und Bart und Glauben eins,
Denn trotz des Mondlichts und des Kerzenscheins,

---

*) Mit den Worten „El mole rachmim" (Gott voll Barmherzigkeit) beginnt ein hebräischer Gesang für Verstorbene Bei einer Hochzeitsfeier stimmt der Chazen oder Kantor denselben an, wenn einer der Verlobten eine Waise ist.

**) Lyriker und Novellist, geboren 1850. Die vorliegende Dichtung ist seinem, 1887 in Warschau erschienenen Werk „Poezje" entnommen.

Die sie umflossen in der Weihestunde,
Gab kein Gesicht von edlem Aufschwung Kunde.

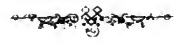
Da plötzlich schwieg der Sang — in stiller Pause
Tat sich ein Fenster auf im Hochzeithause,
Daran die Braut gemäß der alten Sitte
Mit Tränen saß in vieler Frauen Mitte.
Der Kantor hob die Arme hoch empor
(Ein Mann mit langem Bart, den Blick voll Feuer),
Er sprach vom Vater ihr, der ihr so teuer,
Und den sie schon in früher Zeit verlor,
Der heute fehle bei dem Fest der Seinen!
Da klagten Alle laut, und bei dem Weinen,
Dem Weiberschluchzen und dem Händeringen
Begann er das Begräbnislied zu singen:
„El mole rachmim“ . . . .
Anfangs unter Tränen,
Stieg der Gesang nur leise himmelwärts,
Noch hemmte seine Kraft der tiefe Schmerz,
Es war ein zitternd Jammern nur, ein Sehnen,
Doch dann, von heißem Fühlen angefacht,
Erwuchs zur Leidenschaft des Sanges Macht,
Denn nicht um eine — um Millionen Grüfte
Erhob der Klageruf sich in die Lüfte,
Er schwebte zu den Gräbern aller Lande,
Wo Israels Gebein gesät umher,
Verstreuet liegt gleich unfruchtbarem Sande.
Die Saat — so klang es — keime nimmermehr,
Nur taubes Unkraut wuchre auf den Stätten,
Zu Zwergen ward das Volk im Ungemach,
Wie schwer, wie lange drückten es die Ketten!

Der Sang enströmte mächtiger — ein Bach,
Der von dem Sturm geschwellt zur Ferne strebte,
Des Sängers Augen funkelten, es bebte
Die Brust ihm, und der Stirn, der unbedeckten,
Entperlte Schweiß. Ich sah ein Mütterlein
Gelähmt und regungslos wie Felsgestein,
Wie sie die Töne neu zum Leben weckten.
Im Zimmer flossen Tränen, ach, so heiß, —
Und als das Lied Jerusalems gedachte,
Der heil'gen Mutter fern im lichten Weiß,
Die ihren Söhnen sich zum Opfer brachte, —
Als es erinnerte an alle Not,
Verfolgung, Schmach und Bann und Martertod,
Und dass das Glück auf ewig hingeschwunden,
Da bluteten die aufgerissnen Wunden,
Der hoffnungslose Seelenkummer schwoll
Zum Aufschrei an, wild und verzweiflungsvoll.

Das rang sich aus des Busens tiefsten Falten, —
Ich hörte Menschen, klagend vor dem Herrn
Im Stolz auf jene Größe, die nun fern,
Und kühn gemacht durch bittern Leids Gewalten.
Und wunderbar jetzt wuchsen die Gestalten,
Sie standen groß, geadelt vor mir da.

Und edler schien mir Alles, was ich sah:
Nicht stieß mich Itzigs Kleidung ab und Stand,
Der bärt'gen Männer Alltagsmiene schwand. —
Mir war zu Sinn, als ob ich wachend träume.

Der Hof . . . er ward zum Tale, blühend, schön,
Am Fuß des Libanon, und Cedernbäume
Umrauschten mich wie Sang aus Himmelshöhn.
Das Tal war zauberisch vom Mond erhellt.
Krystallen wölbte sich das Himmelszelt,
Den Glutenhauch der Wüste dämpfte mild
Der Palmenblätter kühlend sanftes Fächeln,
Der Himmel schien geeint mit dem Gefild,
Jehovas Antlitz sah herab mit Lächeln,
Er segnete das Tal und was da lebt,
Und Alle beugten sich vor seiner Macht.
Von Nardendüften war die Luft durchwebt,
Die Sterne glänzten durch die hehre Nacht
Wie Sabbatkerzen in des Goldes Pracht.



Das Erlöschen des Autorrechts.

Das Gesetz vom elften Juni 1870 enthält, wie Jedermann weiß, die Bestimmung, dass dreißig Jahre nach dem Tod eines Autors die Werke desselben Gemeingut, oder, wie der technische Ausdruck lautet, „frei“ werden.

Hat dieser Autor nun Schöpfungen hinterlassen, die dem Modegeschmack nicht unterworfen, sondern auch nach drei Decennien noch für die Nation von Interesse sind, so erleben wir, dass an Stelle des einen bisherigen Verlegers, der den Erben des Autors jährlich eine gewisse fortlaufende Rente oder bei jeder neuen Auflage ein bestimmtes Honorar zahlte, drei, sechs, neun Verleger, die den Erben höchstens aus besonderer Artigkeit ein Freiexemplar gewähren, sonst aber nicht einen Pfennig für die von ihnen verwerteten Geistesobjekte entrichten, wetteifernd an die Arbeit gehen, den „frei gewordenen“! Schriftsteller den weitesten Kreisen des Publikums zugänglich zu machen, und auf Grund dieser Zugänglichmachung mehr oder minder glänzende Reingewinne in die Tasche zu stecken.

Diese Reingewinne können tatsächlich, trotz der durch die Konkurrenz aufgenötigten Billigkeit solcher Verlagsartikel, recht stattlich werden; jedenfalls repräsentieren sie mehr, als den bloßen Entgelt für die Vertriebsarbeit und die Verzinsung des Kapitals.

Es steht nun ganz außer Zweifel, dass die betreffenden Herren Verleger nicht nur auf dem Boden des positiven Rechts stehen, sondern auch moralisch absolut unanfechtbar handeln; denn es liegt hier nicht — wie etwa bei dem Nachdruck fremdsprachlicher Werke solcher Autoren, deren Nation mit der unseren keine Verträge zum Schutz des geistigen Eigentumes besitzt, — eine Lücke in der Gesetz-

gebung vor, sondern das vorhandene Gesetz sagt ausdrücklich, dass Jedermann, sobald seit dem Tode des Autors dreißig Jahre verstrichen sind, befugt sein soll, die unentgeltliche Reproduktion der „frei gewordenen" Schöpfungen in jeder ihm zweckmäßig erscheinenden Form zu bewerkstelligen.

Eine andere Frage jedoch ist die, ob jene Bestimmung dem gegenwärtigen Standpunkt unserer gesellschaftlichen Entwickelung wahrhaft entspricht, oder ob nicht derselben, bei Licht betrachtet, ein Zug innewohnt, der sie zum Ausnahmegesetz, zu einer Art von legaler Vergewaltigung stempelt.

Es wäre dies absolut nicht zu verwundern, da die Rechtsbegriffe, insoweit sie sich auf das geistige Eigentum erstrecken, im Vergleich mit den übrigen, oft schon Jahrtausende alten Prinzipien der Jurisprudenz, außerordentlich jung und zum Teil noch unentwickelt erscheinen.

Wie lange hat es gedauert, welcher geistigen Anstrengung, welchen Aufwands von Logik hat es bedurft, um der Nation und ihren Gesetzgebern zum Bewusstsein zu bringen, dass der jetzt allgemein verurteilte Nachdruck eine Schändlichkeit ist!

Wie viele der kleineren Zeitungsverleger stehen noch jetzt auf dem Standpunkt, dass sie zwar im Allgemeinen sich der positiven Gesetzgebung fügen, aber doch denken, jene Bestimmung, die den Nachdruck mit Strafe bedroht, sei, streng genommen, eine Marotte, die man gelegentlich, wo die Gefahr der Entdeckung nicht obwaltet, kaltblütig ignorieren dürfe!

Ja, wie mild fassen selbst unsere Gerichtshöfe die Nachdrucksdelikte auf!

Während sie einen armen Teufel, der in der Not ein paar Thaler entwendet, durchweg mit jener Unbarmherzigkeit züchtigen, die ja zum Schutz der Gesellschaft notwendig ist, haben sie *a priori* ein günstiges Vorurteil für den Zeitungsverleger, der nicht etwa aus Not, sondern lediglich, um sich einen verbrecherischen Gewinn zu verschaffen, einem vielleicht viel schlechter situierten Autor die Früchte seiner Tätigkeit stiehlt.

Das liegt eben daran, dass Rechtsanschauungen zu ihrer völligen Klärung eines gewissen Zeitraumes bedürfen, vor Allem aber einer gewissen Summe praktischer Anwendungen.

Diese Summe ist vorläufig noch gering; denn es versteht sich von selbst, dass die Vergehen wider das materielle Eigentum hundertmal zahlreicher sind, als die wider das geistige; wobei ferner noch in Betracht kommt, dass die Staatsanwaltschaft den Diebstahl, mit wenigen Ausnahmen, *ex officio* verfolgt, während sie bei dem Nachdruck erst dann einschreitet, wenn der Geschädigte einen Antrag auf Verfolgung stellt.

Ist somit der Schutz des geistigen Eigentums überhaupt als eine Errungenschaft zu betrachten, die von den Interessenten gleichsam täglich neu erkämpft werden muss — denn die den Gesetzesverletzern zudiktierten Strafen sind oft so geringfügig und dabei in der Meinung des Publikums so wenig die bürgerliche Ehre kompromittierend, dass ihre Wirkung vielfach illusorisch erscheint — so darf man von vornherein unterstellen, dass auch die Einzelbestimmungen des Gesetzes nicht ohne Weiteres mit Dem sich decken, was das Rechtsbewusstsein unserer Epoche auf andern verwandten Gebieten für unerlässlich hält.

Betrachten wir jene Bestimmung, der zufolge das Autorrecht dreißig Jahre nach dem Tode des Schriftstellers aufhört, zunächst aus dem Gesichtspunkt ihrer möglichen Konsequenzen, um dann eine kurze Würdigung ihrer Motive zu geben.

Nehmen wir an, ein Schriftsteller veröffentlichte in seinem dreißigsten Jahr ein Meisterwerk, das sofort einen gewissen Erfolg erzielt, und diesen Erfolg dauernd behauptet.

Der Autor hat mit seinem Verleger einen Vertrag abgeschlossen, dem zufolge dieser Verleger ihm und eventuell seinen Erben eine bestimmte Summe für jedes verkaufte Exemplar bezahlt.

Kurz nach Abschluss dieses Vertrags stirbt der Autor und hinterlässt eine zwanzigjährige Wittwe.

Dieselbe bezieht nun dreißig Jahre lang, also bis in ihr einundfünfzigstes Jahr, den Ertrag dieses Werks. Mit ihrem einundfünfzigsten Jahr hört diese Einnahme auf; denn selbstverständlich kann der Verleger — auch wenn er, ohne gesetzlich dazu gezwungen zu sein, das Honorar weiter bezahlen *wollte*, unmöglich dieser edelmütigen Regung nachgeben, da ihm die Konkurrenten, die jetzt wie Pilze aus dem Boden emporschießen, den bisherigen Ertrag des Buchs vor der Nase hinwegnehmen. Der Staat hat also die Wittwe eines fleißigen, redlichen Arbeiters einfach expropriiert, ohne ihr die geringste Entschädigung zu gewähren. Sie lebt vielleicht noch zwanzig Jahre lang: aber das Werk, das ihr verstorbener Gatte mit Aufbietung seiner besten Kräfte geschaffen hat, dient jetzt dazu, die Taschen großer Unternehmer zu füllen, während sie am Hungertuch nagen muss, denn sie ist ja möglicherweise total erwerbsunfähig!

Ist diese Situation für unser Rechtsbewusstsein empörend, oder ist sie es nicht?

Soll sich die Wittwe des Autors, der genug geleistet hat, um ihr eine anständige Existenz zu sichern, in ihren alten Tagen an den Vorstand der Schiller-Stiftung wenden, um, als Ersatz für das ihr von den Legislatoren weggenommene Besitztum, ein Almosen zu erbetteln?

Wäre aber die Wittwe auch in vergleichsweise guten Verhältnissen: welche Befugnis hat die Gesellschaft, angesichts der zur Zeit noch gültigen Erbschaftsnormen, gerade der Erbin des geistigen Arbeiters das ehemalige Eigentum ihres Gemahls wegzunehmen, während die Wittwe des Bierbrauers das von ihrem Gatten betriebene Geschäft nach wie

vor, ohne selber Hand anzulegen, durch einen Geschäftsführer fortbetreibt, ja, während die Wittwe des Rentners, der seine Kapitalien nicht selbst erworben, sondern bereits von seinen Vorfahren ererbt hat, bis ins Unbegrenzte hinein ihre Zinsen weiter bezieht und diese für sie so fruchtbringenden Kapitalien durch zahlreiche Generationen hindurch ungekränkt weiter vererben kann?

Wir sehen also: Zweierlei Maß für zwei im Grunde völlig gleichberechtigte Kategorieen von Staatsbürgern, — ein günstiges, alle Interessen wahrendes für den Inhaber materieller Besitztümer, ein ungünstiges, die Keime der widerwärtigsten Missstände in sich bergendes für den Autor.

Nun aber zu den Motiven!

Der Hauptpunkt, auf welchem jene Gesetzesbestimmung fußt, bezieht sich auf das öffentliche Interesse. Man behauptet, es sei von Wichtigkeit für die Nation, die geistigen Schätze, die von ihren privilegierten Söhnen zu Tage gefördert seien, der allzulangen Ausnutzung durch einzelne Individuen zu entziehen und sie zum öffentlichen Gemeingut zu machen.

Es mag ja sein, dass etwas Derartiges im Interesse der Nation wünschenswert ist. Aber ebenso vorteilhaft wäre es z. B. für die Gesammtheit, wenn man den Herren Rothschild, Bleichröder etc. oder gar den millionenreichen Rentiers, die nur ihr Geld verzehren, ohne etwas zu leisten, die aufgestapelten Schätze kurzer Hand abnähme und den Hülfbedürftigsten unter den Arbeitern übermittelte. Wer so Etwas ernstlich vorschlüge, würde alsbald den Vorwurf sozialdemokratischer Phantasterei ernten. Dem geistigen Eigentum gegenüber jedoch verfährt der Staat, ohne es zu ahnen, tatsächlich nach sozialdemokratischem Muster. Er bekennt sich mit einer gewissen Einschränkung zu dem Grundsatze: Eigentum ist Diebstahl — und autorisiert Jeden, der gerade Lust dazu hat, die „frei gewordne“ Beute einzuheimsen.

Der mehrfach angewandte Vergleich mit den Zwangs-Verkäufen von Privatgrundstücken bei der Anlegung öffentlicher Monumentalbauten, Heerstraßen, Eisenbahnen etc. hinkt vollständig, da man bei solchen Gelegenheiten die Expropriierten *entschädigt*. Das Gesetz über das geistige Eigentum weiß von einer solchen Entschädigung nichts. Es vernichtet einfach das natürliche Recht der Einzelnen zu Gunsten der Gesammtheit und einer meist durchaus nicht förderungsbedürftigen Minorität, nämlich der großen Verleger.

Will der Staat das Eigentumsrecht an gewissen litterarischen Werken von einem bestimmten Zeitpunkte aus im öffentlichen Interesse erwerben, so muss er es, wenn er recht handeln will, ebenso gut bezahlen, wie er das Haus bezahlt, das er behufs Anlegung eines Schienenwegs niederreißt.

Er muss den seitherigen Eigentümern ein Kapital zahlen, dessen Ertrag die bis dahin aus dem Werke bezognen Revenüen annähernd deckt.

Eine *Staatsbuchhandlung*, die ebensowenig Gewinn abzuwerfen braucht, wie andre gemeinnützige Institute, mag alsdann die betreffenden Werke vervielfältigen und zu den Herstellungskosten verbreiten. Denn wenn etwas im Interesse der Nation d. h. also des Staates geschieht, so ist es doch nicht mehr als billig, dass auch der Staat ein gewisses Opfer bringt, und dieses Opfer bestünde eben in der Abfindungssumme an die Berechtigten.

Uebrigens könnte die Staatsbuchhandlung, ohne die Billigkeit der betreffenden Werke zu schädigen, auch einen Gewinn ziehen, und dieser Gewinn, selbst wenn er nur ein Zwanzigstel von dem betrüge, was jetzt die großen Verlagsfirmen einstecken, würde reichlich hinlangen, jene Expropriations-Summe zu decken, so dass also der Nation außer dem erstrebten geistigen Gewinn auch noch ein materieller zufiele. Dabei wäre der unzuträgliche Fall aus der Welt geschafft, dass ein einzelner Staatsbürger von der Gesammtheit auf Grund eines positiven Gesetzes zur entschädigungslosen Verabfolgung dessen gezwungen wird, was ihm, solange das Erbrecht einen der Grundpfeiler unsrer gesellschaftlichen Ordnung ausmacht, von Gottes- und Rechtswegen zukömmt.

Dresden. Ernst Eckstein.



Ein neues Werk Renan's.

Renan, der große Gelehrte und Dichter, der die Entstehung des Christentums mit seinem kritischen Geiste erforscht, hat die Weltlitteratur soeben mit einem neuen Werke bereichert. Der erste Band seiner auf drei Bände berechneten „Geschichte des Volkes Israel“ erschien vor Kurzem in Paris. Sein „Leben Jesu“, seine „Geschichte der Apostel“ und die jetzt erscheinende „Geschichte des Judentums“ sind alle von demselben Geiste beseelt, haben alle den einen Zweck, den Ursprung der Lehre Christi zu erhellen.

Wir finden in diesem Buche Renans so manchen bemerkenswerten Aufschluss über das Geistesleben des alten jüdischen Volkes, so manche Ansicht, die wohl berufen ist, unsere Meinungen über das alte Israel wesentlich zu ändern.

In der Vergangenheit der Menschheit giebt es nach Renan nur drei wichtige Perioden: die Geschichte der Griechen, die der Juden, und die der Römer; diese drei bilden zusammen die Geschichte der Civilisation, denn unsere gesammte Kultur ist nur die Folge des geistigen Lebens dieser drei Völker. In dem großen Werke der Civilisation spielt Griechenland die Führerrolle, denn es hat den Grund gelegt zum rationellen fortschrittsfähigen Humanismus. Die Wissenschaft, Kunst, Litteratur, Moral, Philosophie,

Politik, Strategie, Diplomatie der modernen Völker, alles ist griechischen Ursprungs. Der moderne Fortschritt kann nur mehr den Rahmen dessen erweitern, was Griechenland geschaffen.

Eine große, bedeutungsvolle Lücke lässt aber das Wirken Griechenlands im geistigen Leben der Völker. Die griechische Philosophie erkennt nicht die Notwendigkeit eines gerechten, wahren Gottes an Die Weisen Griechenlands waren bei ihren phantastischen Träumereien über die Unsterblichkeit der Seele sehr duldsam gegen die Ungerechtigkeiten der Welt. Ihre Religion trug deutlich den Stempel der einzelnen Gegenden an sich, sie war lokal; nie erwachte in ihnen die Idee einer, der ganzen Menschheit gemeinsamen Religion. Der Genius eines kleinen, unbekannten Volksstammes Syriens war dazu berufen, diese Lücke hellenischen Geistes auszufüllen. Israel konnte es nicht begreifen, warum unsere Erde, die doch unter der Herrschaft eines gerechten Gottes steht, so viel zu leiden habe. Seine Gelehrten kamen in gerechten Zorn, wenn sie es mit ansehen mussten, wie die Frevler, die Ruchlosen, ungestört in ihrem Reichtume schwelgten. Israels Propheten waren feurige Publizisten, die man heute als Sozialisten oder Anarchisten verfolgen würde. Sie schwärmen für soziale Gerechtigkeit und stellen den Satz auf, dass es besser sei, die Welt gehe zu Grunde, als dass sie ohne Gerechtigkeit weiter bestehe. „Eine falsche, aber fruchtbare Weltanschauung; denn wie jede verzweiflungsvolle Lehre, wie z. B. in unseren Tagen der russische Nihilismus, erweckt sie Heldenmut und hält die menschlichen Kräfte aufrecht. Die Gründer des Christentums, diese direkten Nachfolger des Propheten, weisen alle auf das Ende der Welt hin; und sonderbar, mit diesem Hinweis reformieren sie die Welt.

„Durch das Wirken Jesu, der Apostel, und der zweiten Generation der Christenaera entstand aus dem Judaismus eine Religion, welche schon drei Jahrhunderte später die Stelle der religiösen Phantastereien der hervorragendsten Nationen einnimmt. Mit den Tempeln, die nichts anderes sind, als die Synagogen der Unbeschnittenen, entsteht die Idee der Völkerassoziation, welche der Demokratie der griechischen Städte ein Ende macht. Kurz, das Christentum wird ein ebenso wichtiges Element der Geschichte, als der rationelle Humanismus der Griechen, wenn auch der Bestand des erstern in gewissen Beziehungen nicht auf so sichern Grundlagen ruht. Die Tendenz des XIX. Jahrhunderts, alles zu verweltlichen, ist eine Reaktion gegen das Christentum. Aber selbst vorausgesetzt, dass diese Bewegung ihr Ziel erreicht, wird dennoch das Christentum unverlöschliche Spuren zurücklassen. Der Liberalismus wird nicht allein die Welt regieren. England und Amerika werden noch lange die Spuren des Bibeleinflusses bewahren; in Frankreich werden die Sozialisten, die, ohne es zu wissen, Jünger der Propheten sind, immer die rationelle Politik zwingen, mit ihnen als Faktor zu rechnen.“

Die großen Ideen Griechenlands und Judäas konnten aber für sich allein nicht die Welt unterjochen. Es musste erst eine große Macht entstehen, stark genug, die Schranken niederzureißen, welche der Lokalpatriotismus gegen die griechische und jüdische Propaganda errichtete. Diese große Aufgabe fiel dem mächtigen Rom zu.

„Soll ich,“ — schließt Renan sein klassisches Vorwort —, „weil ich den hellenischen Geschichtsforscher der Zukunft beneide, meine Neigung geringschätzen, die mich zur Erforschung des jüdischen und christlichen Problems treibt? Gewiss nicht! Die Geschichte des Juden- und des Christentums bildete die Freude von achtzehn Jahrhunderten; und wenn sie auch jetzt vom griechischen Rationalismus halb besiegt sind, haben sie doch noch immer einen staunenswerten Einfluss auf die Versittlichung der Völker. Die Bibel bleibt für ewige Zeiten der große Trost der Menschheit. Es ist nicht unmöglich, dass die Welt, ermüdet von dem wiederholten Stürzen des Liberalismus, noch einmal jüdisch und christlich wird. Deshalb tut es Not, dass eine unparteiische Geschichte dieser großen Dinge geschrieben werde, es ist ja möglich, dass die Aera der unparteiischen Studien über die Vergangenheit der Menschheit nur eine kurze sein wird.“

Der uns vorliegende erste Band behandelt die Geschichte das „Buch Israel“ von ihrem Ursprunge bis auf König David. Mit Hülfe der Psychologie und der Sprachenkunde sucht Renan das Dunkel zu erhellen, welches die Patriarchenzeit erfüllt. Mit besonderem Scharfsinn behandelt er die Frage, ob die Juden anfangs Götzendiener waren.

Wie alle Völker des Altertums, glaubten auch die nomadisierenden Semiten, dass sie inmitten übernatürlicher Dinge leben. Die ganze Welt wird nach ihrer Meinung von „Elohim“ umgeben, durchdrungen und regiert; die Elohim sind Myriaden aktiver Wesen, ähnlich den „Geistern“ der Wilden, welche keine besondere Namen haben, wie die Götter der Arier, so dass man sie leicht verwechseln kann. Der einzelne „Eloh“ hat keinen Namen; nur in ihrer Gesammtheit nennt sie die Sprache, wenn sie „Elohim“ sagt. Der Elohim ist allgegenwärtig, sein Hauch ist das Leben der Welt; alles lebt durch Elohim. Was geschieht, geschieht durch ihn. Er giebt Leben, er befruchtet die Mutter; Elohim tödtet; seine Erscheinung ist ungewöhnlich, sie erweckt Angst und Schrecken. Die Erscheinungen der Atmosphäre sind sein Werk. Mit Uebergehung seiner gebraucht die Sprache die unpersönlichen Ausdrücke: es donnert, es blitzt. Der Donner ist seine Stimme, der Blitz sein Licht. Alles Große, Außerordentliche entsteht durch ihn. Dieser Elohim wird auch mitunter „Beni Elohim“: Söhne Gottes, göttliches Geschlecht, genannt. Als aus dem Begriffe Elohims sich das ein-

zige bestimmte Wesen entwickelte, da verwandelten sich in der Anschauung des Volkes die „Beni-Elohim“ in die himmlische Schaar der Engel, die den Hof des göttlichen Wesens bilden. Unter diesen waren einige zu besonderen Tätigkeiten bestimmt, z. B. Satan, dessen Aufgabe es war, die Welt herabzusetzen, während die wahren „Söhne Gottes“ in ihr die vollkommenste Harmonie sahen.

„Der nomadisierende Volksstamm der Semiten“ — fährt Renan fort — „war der religiöseste Stamm, denn er war am wenigsten abergläubisch, er glaubte am wenigsten an überirdische Dinge. Der semitische Nomade bildete sich keine Legenden; sein Genius und seine Sprache konnten sich nie mit der Mythologie befreunden; die im I. Buch Mosis enthaltene Darstellung der Erschaffung der Welt ist den Chaldäern entlehnt.“

Die Frage, ob die Juden an ein jenseitiges Leben, an ein Leben über das Grab hinaus glaubten, hat bisher noch alle Geschichtsforscher beschäftigt; und es scheint dass wir nie klaren Aufschluss hierüber erlangen werden. Hören wir, wie unser genialer Forscher hierüber denkt.

„Wie alle Völker des Altertums, so glaubten auch die Hebräer, dass der Schatten des Menschen nach dem Tode unter die Erde gelange und dort in finstern Räumen ein trauriges, düsteres Dasein führe. Das sind die „Manes“ der Lateiner, die „Nenios“ der Griechen; bei den Hebräern führten sie den Namen: „Rephaim“, der Ort, wo die Rephaim sich aufhalten, hieß „Scheol“. Deshalb ruhten die Leichen in den Familiengräbern neben einander, deshalb drückten die Hebräer den Gedanken: „er stieg ins Scheol herab“ auch so aus: „er ward versammelt zu seinen Vätern“. Dort im Scheol lebten die Todten ohne Bewusstsein und ohne Rückerinnerung, in einer Welt ohne Licht, verlassen von Gott. Nicht wartete ihrer Belohnung, nicht Strafe; Gott erinnerte sich ihrer nicht. Die Aufgeklärten Israels wussten wohl, dass dies Leben sehr dem Nichts gleicht; deshalb sorgten sie dafür, sich einem bequemen Ruheplatz für die Zeit zu verschaffen, in welcher auch sie bei den „Rephaim“ sein würden. Sie liebten es zu glauben, dass sie dort mit ihren Ahnen ruhen würden.“

Moses, der große Gesetzgeber des Judentums, ist nach der Meinung Renans egyptischen Ursprunges; was wir sonst von der Person und dem Wirken dieses Mannes zu halten haben, ob es möglich, dass er, der Egypter, bei dem jüdischen Volke die Führerrolle gespielt, ist schwer zu sagen.

Wenn wir auch nicht alle Ansichten Renans teilen können und so Manches nur als sehr gewagte Hypothese betrachten müssen, so können wir doch nicht umhin, zu gestehen, dass er mit diesem neuesten Werke einen bemerkenswerten Beitrag zum Verständnis des jüdischen Volkes geliefert hat. Es wäre nur wünschenswert, dass eine tüchtige Feder das Werk auch dem deutschen Publikum zugänglich machte.

Temesvár. Romulus Katscher.

Ueber den Geschmack lässt sich nicht streiten.

Von Philaleth.

(Fortsetzung.)

Unser Denken und Empfinden ist abhängig von Sinneswahrnehmungen, so dass zwei verschiedene Ströme von einer einzigen Quelle ihren Ursprung herleiten. Am Gegenstand, welchen wir sinnlich wahrnehmen, liegt es nicht oder braucht es nicht zu liegen, dass derselbe unsern Verstand oder unser Gemüt anregt, das sieht man an dem ebenangeführten Beispiel von den Tönen; dass es an unserm Willen nicht liegt, etwas als schön zu empfinden, weiß Jedes aus eigner Erfahrung. Man kann sich die größte Mühe geben, ein Quadrat schön zu finden, man wird das Kunststück nicht fertig bringen, auch nur im Geringsten sein Gemüt erregen zu lassen, und das Letztere ist doch die einzige Wirkung, welche das Schöne als solches hervorbringt, aus welcher wir schließen können, dass das, was wir sinnlich wahrgenommen haben, schön ist. Wenn es nun aber Tatsache ist, dass etwas, was des Einen Gemüt auf das Höchste erregen kann, den andern scharfsinnig beobachten lässt, was brauchen wir noch mehr, um einzusehen, wie verschieden die Wirkung ist, die man vom Schönen hat, wie verschieden daher der Geschmack? Wenn nun schon sehr zu bedauern ist, dass die Wirkung so sehr ungleich ist, oder wenigstens sein kann, so ist noch schlimmer, dass man den Begriff des Schönen nicht definieren kann, und das Allerschlimmste, dass man gegründete Aussicht hat, ihn überhaupt niemals definieren zu können. Warum, werden wir gleich sehen.

Wie oben gesagt, kann dieselbe Ursache uns denken und im höhern Sinne empfinden lassen. Wie klar ist uns doch, wenigstens theoretisch, der Prozess des Denkens!

Vermöge genauer Beobachtung und scharfer Logik hat sich uns der Weg erschließen müssen, den unser Geist durchzumachen hat, wenn er auf dem Schlusse anlangen will, wie unklar ist uns dagegen der Weg, den unser Gefühl durcheilen muss, um auf der hohen Staffel des sittlichen Wollens sein Ziel zu erreichen! Du Bois-Reymond hat nachgewiesen, dass es uns niemals möglich werden wird, zu erforschen, wie die Materie organisiert wird, sinnlich wahrnimmt und denkt, trotzdem uns doch der Prozess des Denkens zur Genüge bekannt ist, um wie viel mehr werden wir nun daran verzweifeln müssen, zu durchschauen, wie die Materie im höhern Sinne d. h.

sittlich empfindet, ein Vorgang, dessen Zustandekommen uns so unklar und schleierhaft ist. Und das ist doch nötig, zu durchschauen, um eine Definition des Wortes Schön zu geben, welche sich auch allen neuern Erfahrungen gegenüber zu halten im Stande ist, und nicht durch jeden Windhauch geknickt wird und fällt.

Aber auch noch eine andere Schwierigkeit folgt aus unserer eben beleuchteten Kenntnislosigkeit, nämlich diejenige, entscheiden zu können, welche Empfindung normal, welche pathologisch, welche richtig, welche falsch ist. Beim Denken fällt es wenigstens verhältnismäßig selten schwer, das Falsche nachzuweisen, beim Empfinden jedoch meistens. Wie soll man Jemandem beweisen, er hätte falsch empfunden? Man kann ihm nur zeigen, dass er nicht so empfindet, wie die Andern. Behauptet Jemand, der falsch gedacht hat, das Gegenteil, so hat man den Beweis, behauptet Jemand, der falsch empfindet, das Gegenteil, so haben wir nichts gegen ihn als das Beispiel. Völlig im Unklaren über den Weg, den unser Gemüt bis zum sittlichen Wollen macht, sind wir auch ohne jede Vorstellung über die Natur der bewegenden Ursache, wir wissen nur aus ihren Folgen, dass sie tatsächlich vorhanden ist. Es ist dasselbe Verhältnis wie beim Nerven. Den Weg, den der Nerv, d. h. sein Strom nimmt bis zur Zusammenziehung des Muskels kann man sich in Folge der beobachteten anatomischen Tatsachen wenigstens theoretisch zurechtlegen, man weiß auch, dass die bewegende Ursache vom Zentrum des Nerven ausgeht, worin aber die Kraft des Zentrums beruht, darüber fehlt uns auch nur der Schatten einer Ahnung. Endgültig, wir können nicht nachweisen, dass Jemand falsch empfindet, er empfindet, wie es ihm die Natur vorschreibt, man kann mit ihm über den Geschmack nicht streiten.

Damit soll indes nicht geleugnet werden, dass in der Tat eine gewisse Uebereinstimmung im Geschmacke vorhanden ist, und wir glauben der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen, wenn wir jene auf Gemeingefühlen beruhend annehmen, deren Existenz nicht geleugnet werden kann. Liebe, Hass, Freude, Trauer sind die in uns wohnenden, teils anerzogenen, teils auf ererbten Vorstellungen beruhenden Aeußerungen des Gemütes, und die Uebereinstimmung der meisten Menschen in ihnen ist schließlich auch wieder nicht besser zu erklären, als dadurch, dass alles Empfinden doch schließlich auf sinnlicher Wahrnehmung beruht, dass es resultiert aus Eindrücken auf das Nervensystem, welches ja in seinen leitenden Bahnen den Menschen in gleicher Anordnung zuerteilt ist, jedoch Abweichungen zeigt im Bau oder Zahl der Zentralorgane, welche durch diese Verschiedenheit wenigstens einen Anhalt für die tatsächlich sich bei verschiedenen Personen verschieden äußernde Wirkung ergiebt. Wir wollen unsere Anschauungen nicht als unumstößliche Wahrheiten ausposaunen, und es steht Jedem frei, folgende Aeußerung auch nur als Vergleich aufzufassen, aber, so wenig wir einem Menschen andere Ganglienzellen einsetzen können, so wenig können wir ihn veranlassen, ebenso zu empfinden, als wir es für richtig erachten. Deshalb ist auch der Begriff, den wir vom Schönen haben, nicht derjenige, den jeder Andere haben muss. Ein Kriterium jedoch haben wir stets. Sobald ein Gegenstand der Natur oder Kunst unser Gefühl sittlich erregt, sind wir befugt denselben schön zu finden. Bei den Gegenständen der Natur, schönen Landschaften, ist die Wirkung auf das Gemüt nicht nur bei verschiedenen Leuten so sehr verschieden, sondern auch dem einzelnen Fühlenden so sehr unklar, und es ist besser, dieselben als unerklärlich wirkende außer Acht zu lassen, zumal hier noch die Schätzung der Schwierigkeit (siehe oben) völlig ausfüllt oder höchstens zum Vergleich menschlicher und elementarer Kräfte in sittlichender Beziehung Veranlassung giebt. Werke der Kunst aber können Manche schon schön finden, wenn sie nur in ihnen das redliche Wollen und den Fleiß des Künstlers erblicken, und eigentlich mit Recht, denn man kann wohl behaupten, dass derartige Bemerkungen auf ihr eignes Wollen und ihren Fleiß nicht ohne Rückwirkungen bleiben werden. Allein, da diese Anregungen auch gegeben werden könnten ohne jede Kunst und dieselben überhaupt die selbstverständlichsten sittlichen Gefühle darstellen, werden wir den Künstler selbst, welcher es nicht weiter mit uns bringt, nicht so hoch schätzen, als jenen, welcher uns jene Regungen als selbstverständlich erscheinen lässt und uns für viel höhere, weniger elementare empfänglich macht.

(Schluss folgt.)



Brasilianische Novellen.

Von Luise Schenk. Mit einem Vorwort von Gustav Freytag. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1887.

Ein Vorwort von Gustav Freytag ist an und für sich schon eine gute Empfehlung für ein Buch, namentlich aber wenn es mit solcher Wärme der Ueberzeugung, wie das hier in Frage kommende geschrieben ist. Gustav Freytag bestätigt darin voll und ganz, was in diesen Blättern, Jahrgang 1885, S. 646 über die Verfasserin gesagt worden. Wir haben es in ihr mit einem Talent von solcher Eigenartigkeit zu tun, dass wir uns vergeblich nach irgend einer ähnlichen Erscheinung in der deutschen Litteratur umsehen. Ihre Novellen haben nichts gemein mit der nach bekannten Vorbildern gefertigten Dutzendwaare aus weiblichen Federn, womit seit Jahren der Büchermarkt überschwemmt wird, sondern sie sind das urwüchsige Produkt eines selbständigen Geistes, der es verschmäht, die Welt durch die Brille Anderer zu betrachten. Wohl kommt der

Verfasserin zu statten, dass das von ihr geschilderte Stückchen Welt noch wenig in Deutschland bekannt ist; aber nicht der Reiz des Fremden allein ist es, welcher ihre Novellen so überaus interessant macht, sondern die Art der Darstellung. Auch derjenige Leser, dem Brasilien wenig mehr als ein geographischer Begriff — und aus Erfahrung weiß ich, dass bei uns die Zahl solcher Leser Legion ist — wird sich durch das allgemein Menschliche, das ihm in den vorgeführten Charakteren entgegentritt, in seinem innersten Wesen gepackt fühlen, und sein Interesse wird um so größer sein, je fremdartiger er sich durch die Umgebung, in welcher sich die Erzählung abspielt, berührt fühlt.

Luise Schenck versteht es geradezu meisterlich, den Geist des Lesers ohne Umschweife an den Ort der Handlung zu versetzen. Mit einigen humorvollen Knittelversen führt sie ihn z. B. gleich bei der ersten Erzählung nach der Hafenstadt Santos, und dort lässt sie nun ihre brasilianischen Helden reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Der Schnabel der Brasilianer ist aber anders gewachsen, als der der Deutschen, und es gehört schon eine ungewöhnlich feine Darstellungsgabe dazu, die Eigenart der brasilianischen Konversation in fremder Sprache wiederzugeben. Wer nun wie der Schreiber dieser Zeilen lange zwischen jenem Volke gelebt hat, wird mit ihm darüber einig sein, dass dies der Verfasserin in hohem Maße geglückt ist; alle anderen Leser werden aber mit Interesse vernehmen, wie die Leute in der Terra de Santa Cruz ihr Fühlen und Denken zum Ausdruck bringen. Es dürfte ihnen Manches wie Ironie der Verfasserin klingen, und ist es wohl auch. Aber welcher Deutsche, welcher Europäer überhaupt könnte auch so ganz seinen Spott gegenüber den unfertigen Verhältnissen Brasiliens und der Selbstüberschätzung seiner Bewohner unterdrücken? Ungerecht hat die Verfasserin den brasilianischen Volkscharakter trotzdem nicht behandelt, denn wenn sie ihrer vis comica auch selbst an solchen Stellen die Zügel schießen lässt, welche eigentlich eine pathetische Darstellung als naheliegend erscheinen lassen, wenn sie unter Tränen zu lachen versteht, so hat sie für das Gute und Nachahmenswerte im Geistesleben der Brasilianer doch einen offenen Blick, und sicher dürften die liebenswürdigen Seiten derselben keinen besseren Interpreten finden, als Luise Schenck. — Ich berührte soeben den Humor derselben und habe damit einen ihrer Hauptvorzüge angedeutet. Der Humor ist ein Geschenk des Himmels, das nur wenigen Sterblichen zu Teil wird, und namentlich unter den Autoren weiblichen Geschlechts findet man ihn äußerst selten. In Luise Schencks Novellen giebt er sich aber in so ungekünstelter, herzerfrischender Weise, dass man nicht müde wird, diesem liebenswürdigen Kobold bei seinen seltsamen Sprüngen zu folgen, namentlich in den beiden ersten Erzählungen „An der Barra“ und „Senhor Padrinho“.

Beide sind Liebesgeschichten. Der Held der ersten ist ein junger Brasilianer, der in Heidelberg studiert hat und nach seiner Rückkehr die Geliebte seines Herzens, mit welcher er die schönen Tage der Kindheit im Hause seiner Mutter verlebt hat, im Sturme zu erringen hofft, sich aber durch engherzige selbstsüchtige Verwandte daran gehindert sieht, bis es ihm endlich durch eine kühne Entführung gelingt.

Die zweite Novelle handelt von einem alten Junggesellen germanischen Stammes, welcher zu wenig Selbstvertrauen besitzt, um gleich dem Helden der ersten Erzählung die seinen Herzenswünschen entgegenstehenden, aber eigentlich nur in seiner Einbildung bestehenden Hindernisse zu beseitigen und ernstlich Gefahr läuft, statt der von ihm Angebeteten eine Andere heimzuführen, bis ihm denn endlich von der ersteren der Staar gestochen wird. In dieser Novelle sprudelt der Quell des Humors wie ein schäumender Wildbach, ohne aber der psychologischen Feinheit der Charakterzeichnung Abbruch zu tun, und die überaus treue und lebendige Schilderung des brasilianischen Carnevals mit all seinen Narrheiten dürfte auch diejenigen Leser interessieren, welche sonst für derartige Dinge wenig eingenommen sind. Bedenklich ist nur der Schluss mit seiner Massenverlobung, aber die Erzählung spielt ja, wie gesagt, in der Faschingzeit; wo auch das Ungewöhnliche und sonst nicht wohl Mögliche Bürgerrecht hat. — Nicht glücklich in der Komposition scheint mir die dritte Novelle „Mis' Ere“ zu sein. Darin wird uns eine Frau geschildert, die als junges Mädchen ihren Pflegeeltern in Nordamerika mit ihrem Liebsten durchgegangen. Letzterer ist in Brasilien ein Lump und ein Trunkenbold geworden, und sie hat sich von ihm scheiden lassen. Nachdem sie ihre beiden Kinder, von welchen das jüngste als eine Missgeburt geschildert wird, bei fremden Leuten untergebracht, hat sie in einem Institut Unterkommen als Lehrerin gesucht und gefunden, wird aber von ihren Zöglingen, welche ihre Geschichte kennen, nicht geliebt. Dort sucht sie ihr geschiedener Gatte, der inzwischen nüchtern, brav und wohlhabend geworden ist, auf und trägt ihr aufs Neue Herz und Hand an, ohne aber seine Abneigung gegen das jüngste Kind, das Mis' Ere trotz seiner Hülflosigkeit zärtlich liebt, zu verschweigen. Das scheint denn der Grund zu sein, dass sie ihn trotz des Wandels, der sich in ihrem Gemüt zu seinen Gunsten vollzieht, für immer von sich weist, um sich ganz ihrem Berufe zu widmen und zu versuchen, als Lehrerin in einer kleinen Stadt die Subsistenzmittel für sich und ihre Kinder zu erwerben. — Die Erzählung ist reich an ergreifenden Momenten, der Ausgang ist aber zu ungenügend motiviert, um den Stempel psychologischer Wahrheit zu tragen, wenigstens dürfte der Leser sich von ihm nicht so angesprochen fühlen, dass ihn die sonstigen Vorzüge der Novelle über den erwähnten Mangel hinwegzutäuschen

und bei ihm ein tieferes Mitempfinden mit der Heldin der Erzählung zu erzeugen vermöchten.

Aus einem Guss, voller Leben und Wahrheit ist dagegen die letzte Novelle „Auf Krücken der Liebe“. In dem ebenso unwissenden und hässlichen, als dummstolzen Fasendeiro Nhou-Quim, in seiner schönen, leichtfertigen und erbschleichenden Gattin Dona Bella, in dem in ihre Netze fallenden Doktor Jorge und den Kindern Beider, deren Glück durch die Schuld der Eltern schmählich hingeopfert wird, in dem Poeten Odyl und in Rola, der Tochter Nhou-Quims aus erster Ehe, ja auch in allen Nebenfiguren hat uns die Verfasserin Typen aus der brasilianischen Gesellschaft von solcher Naturwahrheit vorgeführt, dass ich nicht anstehe, die Erzählung als die nach jeder Richtung hin wertvollste schriftstellerische Leistung der Verfasserin zu bezeichnen. Wer die Schwierigkeiten in den Schilderungen von Seelenkonflikten so zu bemeistern vermag, wie es hier geschehen, der kann sich getrost in die Reihe der besten zeitgenössischen Erzähler stellen, der brauchte auch wahrlich seiner dichterischen Schaffenskraft keine so engen Grenzen zu ziehen, wie es die Verfasserin bisher getan hat. Die ganze Welt, die ganze Menschheit steht solchem Talent offen, und ich kann mit Gustav Freytag nur wünschen, dass sich die Verfasserin auch einmal an Stoffen aus der Heimat versuchen möge.

Auf Eines möchte ich dieselbe aber doch aufmerksam machen. Abgegriffene Phrasen, wie „lieber Leser“ oder „liebe Leserin“ sollte sie vermeiden, denn sie vertragen sich schlecht mit ihrer Originalität, und auch verschiedene andere Ausdrücke sind nicht glücklich gewählt. Wenn es z. B. auf S. 37 heißt: „Nimm dein Staatsexamen!“ so ist das nicht nur nach deutschem, sondern auch nach brasilianischem Sprachgebrauch falsch. Auch sollte die dichterische Licenz nie so weit gehen, dass sie es den Blicken zweier Männer gestattet, sich in einander zu bohren, wie es die Verfasserin auf S. 39 geschehen lässt.

Doch das sind ja Nebensachen gegenüber dem hohen ästhetischen Wert der vorliegenden Novellen, welche hoffentlich einen großen und dankbaren Leserkreis finden werden, wie sie es in Wahrheit verdienen.

Berlin. A. W. Sellin.



Zur neueren englischen Memoiren-Litteratur.

In dem Litteraturleben keines Landes ist jener Zweig des litterarischen Schaffensdranges, der sich der Abfassung von Selbstschilderungen befleißigt, zu einem so wichtigen Bestandteil der gesammten Litteratur geworden, wie in England. Seitdem Jean Jacques Rousseau in seinen „Confessions“, die er während seines Aufenthaltes in England zum großen Teile niedergeschrieben, sein ganzes Leben der Welt darlegte, ist eine Memoiren-Litteratur angebahnt und geschaffen worden, welche, zum Mindesten in England, bereits allen übrigen litterarischen Produktionsweisen den Rang abgelaufen hat. Autobiographien, Memoiren und Reminiszenzen stehen jahraus jahrein an der Tagesordnung des englischen Litteraturmarktes; keine Woche vergeht, wo nicht irgend eine schriftstellernde Größe des Vereinigten Königreichs plötzlich von der litterarhistorischen Bedeutung ihres Daseins erfüllt wird und darauf sich beeilt, ihr Leben öffentlich zu beschreiben. Bei dem auffälligen Mangel an solchen Größen, welche an die Abfassung einer Geschichte ihres Lebens schreiten, weil sie selbst Litteraturgeschichte gemacht oder auf dieselbe einen mächtigen Einfluss ausgeübt haben, sind es zumeist Größen zweiten Ranges, welche die Geschichte ihres Lebens schreiben, weil dieses in eine Zeit gefallen ist, welche sie zum Achates berühmter oder doch interessanter Litteraturhelden gemacht. Diese letztere Art von Autobiographien ist demnach auch allgemein vorherrschend, denn es giebt zu allen Zeiten zahllose Schriftsteller, welche viele, mehr oder weniger bedeutende Persönlichkeiten an sich vorüberziehen sahen, nähere oder weitere Beziehungen mit ihnen anknüpften und unterhielten, sowie interessante Züge und Erfahrungen derselben mitzuteilen in der Lage sind. Die Leichtigkeit, mit der solchergestalt Memoiren geschrieben werden können, führt diesem Zweig des litterarischen Schaffens immer neue Kräfte zu. Besonders ist dies in England der Fall, wo das historisch gewordene Wort Nelsons, dass „Jeder seine Pflicht tue“, bereits seit Langem auf die Memoiren-Litteratur derart angewendet wird, dass es heißt: „England expects every man to do his Memorabilia!“

Das neueste Produkt der englischen Memoiren-Litteratur liefert T. A. Trollope in seinen soeben veröffentlichten Reminiszenzen.*) Der cacoëthes scribendi, der sich bei jedem einzelnen Mitgliede seiner Familie Bahn brach, hatte sich auch bei Adolphus Trollope frühzeitig geäußert, ohne jedoch so reichliche Früchte zu tragen, wie bei seinem berühmteren und um fünf Jahre jüngeren Bruder Anthony. Dieser hatte die englische Litteratur um 104 Bände bereichert, seine Mutter, Mrs. Frances Trollope, die erst

*) „What I Remember.“ Von Thomas Adolphus Trollope. 2 Bände. London, Richard Bentley and Son. 1887.

in ihrem fünfzigsten Lebensjahre zur Feder gegriffen, konnte vor ihrem Tode auf 115 Bände zurückblicken, während Adolphus, der heute im 77. Lebensjahre steht, bloß auf fünfzig Bände hinweisen kann, darunter seine auch im Auslande vorteilhaft bekannte und geschätzte „History of the commonwealth of Florence“.

Gleich seinem Bruder will er nun mit seiner Selbstbiographie seine lange litterarische Laufbahn beschließen. Während uns Anthony in seiner Autobiographie nicht mehr als einen Einblick in die „Werkstatt“ seines Talentes gewährt und mit cynischer Offenheit über das L. s. d. seiner geschäftlichen litterarischen Transaktionen Rechnung ablegt, seine Familienverhältnisse, Kinder- und Lehrjahre aber nur nebenbei berührt, legt Adolphus in seinem „What I Remember“ auf die Schilderung des Trollopeschen Familienlebens, auf seine Schulerlebnisse und Wanderjahre sein Hauptaugenmerk. In detaillierter Weise geht er auf die zerrütteten Vermögensverhältnisse seines Vaters ein, der sein Advokatenmetier vernachlässigte, um Zeit und Geld der Zusammenstellung eines Kirchenlexikons zu opfern; auf seine Schulerlebnisse in Winchester und Oxford und auf seine und seiner Mutter Auswanderung nach Amerika, wo sie ihr Glück zu machen hofften. Nach Gründung eines Bazars kehrten Mistress Trollope und Adolphus nach Europa zurück. Für Beide begann nun eine Zeit regster Schaffenstätigkeit, welche zahlreiche Reisebeschreibungen und kunstgeschichtliche Arbeiten zu Tage förderte. Frankreich, Deutschland und Oesterreich wurden in die Kreuz und Quer durchzogen und schließlich Italien zum bleibenden Aufenthalt erwählt.

Auf diesen Wanderzügen kamen Mutter und Sohn mit einer ganzen Schaar berühmter heimischer und ausländischer Autoren in engere Berührung, und die Art und Weise, mit der Adolphus Trollope uns dieselben in seinen Reminiszenzen hinzustellen weiß, verleiht seiner Autobiographie ein Anrecht auf das große Interesse, welches derselben in den litterarischen Kreisen Englands entgegengebracht wird. In Paris waren es Chateaubriand, „ein Aristokrat jusqu'au bout des ongles“, Thiers, Guizot, George Sand „mit ihren großen Augen à fleur de tête“, Victor Hugo, Madame Récamier u. a., sowie sein eigener, damals in der Welt der Litteratur noch unbekannt gewesener Landsmann Thackeray, mit denen Adolphus in persönliche Beziehungen getreten und die er mit sicheren, scharf ausgeprägten Strichen vor unserem geistigen Auge hinzustellen vermag. In Florenz pflegte er längeren Umgang mit Mrs. Browning, George Eliot (welche gerade mit „Romola“ beschäftigt war und sich befliss, von Trollopes Kenntnis der Florentinischen Zustände und Verhältnisse Nutzen zu ziehen), sowie mit Lady Bulwer Lytton und G. H. Lewes, deren Persönlickeit und Charakter er in das hellste Licht zu setzen versteht. Auch bedeutende politische Persönlichkeiten, wie Prinz Metternich und Garibaldi zählten zu den engeren Freunden Trollopes, über die der Autobiograph einige neue und interessante Züge mitzuteilen in der Lage ist. Schade, dass der Verfasser die letzten zwanzig Jahre in seine Reminiszenzen nicht mit einbezogen, indem er dieselben nur bis auf das Jahr 1855 herunterbringt. Hoffen wir, dass es ihm vergönnt sein möge, sein am Schlusse derselben gegebenes Versprechen, seine Autobiographie nach Verlauf weiterer zehn Jahre ergänzungsweise ganz abzuschließen, auch wirklich einzulösen.

London. Hermann Pollock.



Sprechsaal.

Karl Heinzen und Friedrich Hecker.

Hochgeehrter Herr Herausgeber!

In einer Besprechung der „Erinnerungen an Karl Heinzen“ bemerkt Fräulein Amely Bölte: Derselbe sei 1848 nach Europa zurückgekehrt, „um an dem Einfall von Hecker teilzunehmen“. Die Ereignisse der deutschen Revolution sind heutzutage auffällig wenig bekannt. Erlauben Sie mir daher zu bemerken, dass im April 1848 kein „Einfall“ Hecker's stattfand. Vielmehr reiste der republikanische Führer, nachdem er beim Vorparlament zu Frankfurt gewesen, am 9. jenes Monats von Mannheim nach Konstanz ab, um mit Struve und Anderen die Leitung des im badischen Oberlande vorbereiteten Aufstandes zu übernehmen.

Hochachtungsvoll

Ein Achtundvierziger.

Litterarische Neuigkeiten.

„Merlins Wanderungen.“ Eine Dichtung in gebundener Rede von Rudolf von Gottschall. (Breslau, Schottländer.) Endlich einmal ein Werk in gebundener Rede, dessen man froh wird! In der goldenen Schale einer tadellosen Form reicht man uns hier die reife Frucht eines hohen dichterischen Gedankens. Diese zerstörungsfrohen Sturmlieder enden freilich mit einer gramschweren Dissonanz. Merlin ist gedacht als Sohn Lucifers, des verneinenden Geistes, dessen Sieg der Dichter in allen Formen der Sünde darstellt und dessen endlichen Triumph über alle Verheißungen des Christentums er prophezeiht. Gottschall zeigt sich hier als wahrhaft begnadeter Dichter, und im unverbrauchten Vollgenuss seiner alten Kraft.

Karl Bleibtreu bearbeitet „Eduard II.“ von Christofer Marlowe für die Bühne, um dies gewaltige Werk aus unverdienter Vergessenheit zu retten, das sich den größten Tragödien Shakespeares mehrfach ebenbürtig zeigt.

„Bis zum Tode getreu.“ Erzählung von Felix Dahn. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Die Stimme der Wahrheit gewinnt manchmal einen metallischen Klang, der durch alles Tamtamgerassel hindurchdröhnt. Und so wird denn heut Niemand mehr leugnen können, dass Licht und Wärme einer elementaren Schöpferkraft in dem poetischen Wirken des Königsberger Professors vermisst werden. Allein, dafür versagt ihm nicht ein wesentliches Erfordernis der Dichtung: Eine hohe und ernste Weltanschauung. Diese zu betätigen bot auch dies neueste Werk erwünschte Gelegenheit. Diesmal gruppiert sich die recht einfache Fabel um Karl den Großen. Bekanntlich denkt uns Dahn mit einem ganzen Cyklus von Romanen aus jener Zeit zu beglücken. Unter den bisher erschienenen dürfte wohl dieser die erste Stelle einnehmen.

„Arme Mädchen." Roman von Paul Lindau (Stuttgart, Spemann). Diese Erzählung bildet den zweiten Teil des Roman-Cyklus „Berlin", welchen uns Lindau nacheinander zu bescheeren die gefährliche Absicht hegt — in bedenklicher Konkurrenz zu Zola und Balzac, da er ja doch nun einmal der Gewohnheit huldigt, alles Französische nachzuahmen. Dabei will er sich, wie sein Prospekt sagt, keinerlei Zwang auferlegen. Wir glauben das gern und erwarten es auch von ihm nicht anders! Alles, was in diesem Berliner Roman geschieht, könnte gerade so gut in Breslau, Hamburg, Dresden, Köln vor sich gehen. Und der edle Dragonerlieutenant Graf Bruno v. Pagger-Mahldorf hätte vor fünfzig Jahren genau so gut existieren können — oder auch nicht. Denn der weltkundige Herr Verfasser fordert direkt den Spott eines skeptischen Weltstädters durch seine teils ideologische teils (wie in Reginen's Fall) unsittlich tolerante, immer aber unmögliche Darstellung heraus. Der flotte Stil, reich an Berolinismen, entbehrt der Feile. Das unbehülfliche Wiederholen von „ist", „war", „hat" würde manchmal einen Anfänger verraten. Bei Schilderung des gräflichen Exterieurs, welches der weltgewandte Verfasser seinem edeln Lieutenant verleiht, kommt das Wort „ziemlich" dreimal hintereinander binnen wenigen Zeilen. Das ist unziemlich. „Ziemlich" wäre sonst wohl die treffendste Charakteristik dieses lauwarmen Buches. Manches ist gut beobachtet und dargestellt. So die Schilderung des „kleinen Bössow", des energischen schneidigen Lebemannes neben dem aristokratischen Waschlappen Bruno, z. B. die Szene, wo Bössow auf dem Anstand liegt. Freilich kokettiert Lindau hier mit seinem Jägerlatein, so dass man die Absicht merkt und verstimmt wird. Wir glauben ja gern, dass Lindau schon mal eine Jagdpartie mitgemacht hat. Die zahlreichen Gönner und Klienten des Dichters von „Ein Erfolg" ermöglichen ihm ja, seine löblichen Arbeiten als Messiastaten ausschreien zu lassen. Wir hoffen bald, Herrn Baron v. Perfall's Kritik in der „Kölnischen Zeitung" zu lesen.

Die Zeitschrift „La Revue moderne" bringt in ihrer Nr. 47, die sich wie gewöhnlich durch große Reichhaltigkeit auszeichnet, einen hochinteressanten Artikel von L. Spizio „La Poésie d'Alfred de Musset", in welchem gegen den Musset-Kultus aufs Heftigste Front gemacht wird. Obschon wir zu den größten Verehrern Mussets gehören, müssen wir Vieles in dieser scharfen Analyse als berechtigt zugestehen. Einen entschieden falschen Standpunkt vertritt Spizio nur, wenn er die zweifellose Abhängigkeit Mussets von Byron, Goethe, Dante, Leopardi, Chénier so nachdrücklich betont. Eklektiker sind fast alle Dichter ersten Ranges. Sie folgen hierin dem Diktum Napoleons, dass man ein großer Feldherr nur werden könne, wenn man alle Einzelkräfte der Anderen ausnütze und in sich aufnehme. Goethe und Shakespeare waren Eklektiker durch und durch. Meist hindert an Erkennung solcher Wahrheiten nur litterarhistorische Unwissenheit. In wie vielen Shakespeare-Studien hört man diesen nicht gefeiert als Schöpfer des nationalen Historiendramas — und doch ging er bloß auf der Fährte weiter, welche der große Marlowe in „Eduard II." so wuchtig freigelegt hatte! — Dummes Zeug das! „Eklektizismus" und „Plagiat" und all dergleichen (was für Plagiatoren waren nicht Shakespeare, Goethe und Byron!) sind Vorwürfe, welche man — außer in direkt unerträglichen Fällen — überhaupt für immer in die Rumpelkammer werfen sollte, als verächtliche Waffe für unwissende Kritikaster. — Musset hat die fremden Einflüsse zu eigenartigem Gallizismus verarbeitet. Mit all seinen Schwächen, wer in der französischen Litteratur darf sich ihm vergleichen?

„Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften" von Franz Muncker. Mit dem Bildnis Klopstocks. Erster Halbband. (Verlag der G. J. Göschenschen Verlagshandlung in Stuttgart.) Wir kommen nach Abschluss des Werkes, das eine Lücke in unserer biographischen Litteratur auszufüllen verspricht, auf das Buch zurück.

„Volckmars Illustrierter Weihnachts-Katalog" ist soeben in seinem XI. Jahrgange erschienen. Mit seiner reichen Auswahl vorzüglicher Bücher, Atlanten und Musikalien wird er auch diesmal als zuverlässiger Ratgeber bei der Wahl eines Weihnachtsgeschenkes Vielen willkommen sein. (Leipzig, F. Volckmar.

„Hassan". Trauerspiel in fünf Aufzügen von Moritz von Engel (Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig). Der äußerst wirksame Stoff, den der Autor einer von Alex. de Lavergne bearbeiteten andalusischen Sage entnahm, ist mit dramatischer Lebendigkeit und mit viel Geschick behandelt. Die zündende Sprache, in der das Drama geschrieben, macht auch bei der Lektüre einen tiefen Eindruck auf den Leser und lässt in Moritz von Engel eine nicht gewöhnliche dramatische Begabung erkennen.

Der Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha hat soeben eine Anzahl neuer Bücher für den Weihnachtstisch unserer Kleinen veröffentlicht. Für das zehnte bis fünfzehnte Lebensjahr ein neues Werk von Johanna Spyri „Arthur und Squirrel" und Maria Rebe eine Sammlung von Märchen für das erste Kindesalter, betitelt: „Ist's wahr?" Dem neuesten Werke von Johanna Spyri reihen sich an die beiden Bücher von Lina Walther: „Mädchenherzen" und „Allerlei bunte Geschichten"; dem Büchlein von Maria Rebe eine „Prachtausgabe der Hey'schen Fabeln" mit bunten Aquarellbildern großen Formates in meisterhafter Ausführung. Der Berichterstatter hat beim Anblick dieses wahren Prachtwerkes die Augen und Wangen seines eigenen Töchterchens erglühen sehen und das Jauchzen so manches anderen Kindes gehört, das die bekannten und geliebten Bilder in der veränderten Form sah; das war ihm der beste Beweis für die Vortrefflichkeit des Unternehmens. Alle die genannten Werkchen können wir auf das angelegentlichste zur Anschaffung für den Weihnachtstisch empfehlen.

„Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" bringt im siebenten Bande ihres IV. Jahrganges eine Erzählung von H. Lafontaine, die den Titel führt: „Gute Kameraden." Eine überaus anmutige Geschichte, die mit behaglichem Humor die ideale Bedürfnislosigkeit eines vierblätterigen Künstlerkleeblattes schildert.

Im Gegensatz zu jener Schönfärberei, mit der namentlich die ältere Schule der französischen Historiker die französische Revolution von 1789 behandelte, entwirft uns Freiherr F. O. von Nordenflycht in seinem Buche „Die französische Revolution von 1789, Darlegung ihrer Anlässe, ihrer Ziele und ihrer Mittel", (Verlag von Wiegandt und Grieben, Berlin) ein objektives Bild, in dem er hauptsächlich den neueren französischen Geschichtsschreibern wie Capefigue, Tocqueville und Taine folgt. Die unparteiische Darstellung, die das begangene Unrecht und die zahlreichen Verbrechen der Revolution nicht beschönigt, lässt das Buch namentlich auch als empfehlenswerte Lektüre für die reifere Jugend erscheinen.

Eine eigenartige Gabe bescheerte uns der gefeierte Dramatiker Heinrich Kruse mit seinen „Fastnachtsspielen" (Verlag von S. Hirzel). Nach dem Muster von Hans Sachs' Fastnachtspielen hat der Verfasser drei Schwänke geschrieben, die von prächtigster Wirkung sind und die sich schon neben den Originaldichtungen des großen Nürnberger Schusters sehen lassen dürfen.

„Litterarische Reliefs." Dichterportraits von Ernst Ziel. Zweite Reihe. (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.) Diese zweite Reihe enthält die litterarischen Portraits von Ferd. Freiligrath, Jos. Victor v. Scheffel, Adolf Graf von Schack, Gustav Freytag, Karl Stieler. Wie in dem ersten Bande zeigt sich auch hier wieder die geistvolle Art des Verfassers, die charakterisierenden Momente einer dichterischen Physiognomie festzuhalten und in scharfen Umrissen ein Bild ihrer litterarischen Eigenart zu entwerfen.

Von dem rühmlichst bekannten Sammelwerk „Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernh. Seuffert" liegen uns Band 27 und 28 vor. Jener enthält „Heinrich Heines Buch der Lieder nebst einer Nachlese nach den ersten Drucken oder Handschriften" herausgegeben und eingeleitet von Ernst Elster, während dieser ein wenig bekanntes Lustspiel von K. G. Lessing, dem Bruder von Gotthold Ephraim Lessing, bringt, das den Titel führt „Die Maitresse". Die gediegene Sammlung beansprucht das Interesse jedes Litteraturfreundes und verdient die wärmste Empfehlung. (Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger.)

Graf Hochberg (noch nicht Excellenz), der biedere „Reformator" des Berliner Schauspielhauses, hat kürzlich wieder ein scheußliches Machwerk zur Aufführung gebracht, unter einem schwedischen Pseudonym. Mit Gottes Hülfe hat sich jedoch das Pseudonym gelöst und als Verfasser des natürlich auf Nimmerwiedersehen durchgefallenen Machwerk entpuppte sich ein gewisser v. Eulenburg, natürlich „Graf". Graf Eulenburg ist Attaché der preußischen Botschaft in München. Wunderbar, dass Baron Perfall, Excellenz, nicht auch diese Stümperei eines Standesgenossen sofort in Szene setzte. — Ah Dreck, Dreck!

Von der „Collection of british authors" (Tauchnitz edition) liegen uns neuerdings vor: Vol 2486/87 „Essays in criticism" by Matthew Arnold und vol. 2490 „Marzio's crucifix" by F. Marion Crawford (Leipzig, Bernh. Tauchnitz).

Eine Sammlung von zehn kleineren erzählenden Dichtungen nebst einem lyrischen Anhange ließ Julius Groẞe soeben unter dem Titel „Episoden und Epiloge" bei G. D. W. Callwey in München erscheinen. Bei der großen Beliebtheit, deren sich Groẞe mit Recht erfreut, wird auch seine neueste Schöpfung freudigste Anerkennung und weiteste Verbreitung finden.

„Wiener vom Grund." Von V. Chiavacci. (Teschen, Verlag von Karl Prochaska.) Der treffliche Wiener Humorist schildert in dem Büchlein eine Reihe von Szenen aus dem Kleinleben der großen Stadt, die mit prächtigem, urwüchsigen Humor erzählt, den Leser aufs Beste unterhalten.

Der italienische Journalismus hat in Hugo Capetti, dem bescheidenen, aber feinfühligen und tiefgebildeten Kritiker der Zeitung „La Lombardia", einen seiner tüchtigsten Vertreter verloren.

Aus der im Verlage von Lecène & Oudin, 17 rue Bonaparte in Paris erscheinenden „Collection des Classiques populaires", die wir aufs Beste empfehlen, liegen neuerdings zwei Bände vor. „Plutarque" par J. de Crozals, professeur d'histoire. Un vol. in 8. orné de plusieurs illustrations. Plutarch musste in jedem Falle in diesem Sammelwerk, das ja nicht nur die französischen Schriftsteller, sondern auch die antike Litteratur berücksichtigt, Aufnahme finden. Die Schwierigkeit bestand nur darin eine für weite Kreise geeignete Auswahl zu treffen und doch dabei den einheitlichen Charakter des Ganzen zu wahren, eine Aufgabe, deren sich Crozals glänzend entledigt hat. Der zweite Band enthält „J. J. Rousseau" par L. Ducros, un vol. in 8. orné de plusieurs reproductions de Moreau le jeune. Dem Charakter der „Collection" entsprechend ist Rousseau hier vor allem als Naturschilderer ins Auge gefasst, während sein pädagogisches und politisches Wirken nur soweit Berücksichtigung fand als es zu seiner Charakterisierung unbedingt notwendig war. Ducros' Werk ist sehr gut illustriert, es enthält ein gelungenes Porträt Rousseau's und mehrere Reproduktionen von Moreau's le jeune et von Barbier l'ainé. Für die Güte der „Collection des Classiques populaires" spricht es wohl am besten, dass das französische Unterrichtsministerium ihre Einführung in die Volks- und Schülerbibliotheken verfügt hat.

Ein eben erschienenes Buch des 1848er Freischärlers Obersten Gioacchino Bonnet „La sbarco di Garibaldi a Magnavacca" (Bologna, Società tip. Azzoguidi 1887), findet sich in erster Auflage binnen einer einzigen Woche vergriffen. Bonnet giebt die genaue und beurkundete Erzählung eines der tragischesten Ereignisse, des für Italien so traurigen Jahres 1849, die Flucht Garibaldis aus Rom, seine Einschiffung in Magnavacca, die geradezu wunderbare Art seines Entkommens durch die Reihen der Oesterreicher und endlich das traurige Ende von Garibaldis treuer Gattin Anita. Der Verfasser, wie männiglich bekannt, war damals Oberst im Garibaldischen Freikorps und hat durch seine Kaltblütigkeit und seinen Mut das Leben seines Generals gerettet. Sein Buch ist nicht allein ein Werk von geschichtlicher Bedeutung durch die Menge der darin veröffentlichten Urkunden, sondern es ist auch von großen litterarischem Werte, weil es fließend, schön und dennoch so anziehend geschrieben ist, dass es auch auf Nichtitaliener, welche die glühende patriotische Begeisterung des Autors nicht mitfühlen können, angenehmen Eindruck machen wird. C. Mark.

Erschienene Neuigkeiten.

„Zorahayda." Gedicht aus dem Sagenkreis der Alhambra in Versen erzählt von Chillonius. (München, Verlag von Georg D. W. Callway.)

„Rätsel." Eine moderne Liebesgeschichte in Versen von Siddy. (Wien, Verlag von Karl Konegen.)

„Adam." Ein dramatisches Gedicht von Diffret. (Heidelberg, Kommissions-Verlag von Carl Burow.)

„Elzeva, Königin von England." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Dr. Franz Ludorff. (Münster i. W., Im Selbstverlag der Verfassers.)

„Wegerich." Lose Blätter von Josef Grünstein. II. Auflage. (Berlin, Verlag von Richard Wilhelmi.)

„Von Capri nach Jerusalem." Tagebuchblätter von Heinz Hoffmeister. (Berlin, Verlag von Richard Wilhelmi.)

„Abadonna." Ein Schattenbild von Carl Freiherrn von Beust. (Vevey, Verlag von B. Benda.)

„Zufall oder nicht?" Roman aus unseren Adelskreisen. (Leipzig, C. L. Hirschfeld.)

Alfred Tennysons „Enoch Arden". Aus dem Englischen übersetzt von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). 27. Auflage. (Hamburg, Verlag von Hermann Grüning.)

Alfred Tennysons „Locksley Hall" übersetzt von Ferd. Freiligrath und „Locksley Hall nach sechzig Jahren" übersetzt von Jakob Feis. (Hamburg, Verlag von Hermann Grüning.)

„Gedichte" von Julius Ernst von Günthert. (Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.)

„Gedichte" von Amélie Godin. Mit Bildnis. (München, Verlag von Theodor Ackermann.)

„Der stille Teilhaber." Frei nach dem Englischen der Miss Stuart Phelps nacherzählt von A. von Schaeffer. (Hameln, Verlag von Th. Fuendling.)

„Die Sagen von den Göttern und Heroen der Griechen und Römer." Ein mythologisches Handbüchlein für die Schüler der unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten von Prof. Dr. J. C. Neuhaus. II. verbesserte Auflage. (Düsseldorf, Druck und Verlag der L. Schwannschen Verlagshandlung.)

„Geschichte der Stadt Berlin" von Oscar Schwebel. Erste Lieferung. (Berlin, Verlag von Brachvogel & Ranft.)

„Die Umgebungen der Kaiserstadt Berlin in Wort und Bild." Geschildert von A. Trinius. Mit vielen Illustrationen. (Berlin, Verlag von Otto Teemer.)

„Rechtskraft und Rechtsbruch der liv- und estländischen Privilegien." (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.)

„Zur Frage der Bilderfälschung" von Prof. Theodor Levin. (Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.)

„Geschichte des deutschen Volkes" in kurzgefasster übersichtlicher Darstellung von Prof. Dr. David Müller. Zwölfte verbesserte Auflage, besorgt von Prof. Dr. Friedr. Junge. Ausgabe für den Schulgebrauch. (Berlin, Verlag von Franz Vahlen.)

„Das Schöne." Aesthetische Betrachtungen für gebildete Kreise von Dr. Chr. Muff. (Halle a/S., Verlag von Richard Mühlmann.)

„Die Aufgabe der Mittelschule" von August Stadler. (München, Theodor Ackermann.)

„Die Mythen- und Sagen-Kreise" im Homerischen Schiffer-Epos genannt Odyssee, desgleichen der Ilias, wie auch der Argonauten-Sage von Friedrich Soltau. (Berlin, Verlag von J. A. Stargardt.)

„Mainländer, ein neuer Messias." Eine frohe Botschaft inmitten der herrschenden Geistesverwirrung. Von Max Seiling. (München, Theodor Ackermann.)

„Krupp und sein Werk." Lebensbild einer industriellen Größe dieses Jahrhunderts von Schmidt-Weißenfels. Zweites Tausend. (Berlin, Verlag von Rosenbaum und Hart.)

„Die Regeneration Ungarns." Lichtstrahlen aus Graf Stephan Szechenyis Werken. Von Peregrinis. (Budapest, Verlag von A. Tietz.)

„Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern geschildert von F. Günther. (Hannover, Verlag von Carl Meyer [Gustav Prior].)

„Vögel der Heimat." Unsere Vogelwelt in Lebensbildern geschildert von Dr. Karl Ruß. Lieferung 12—14. (Leipzig, G. Freytag.)

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Ein neuer Roman von Gerhard von Amyntor:
(Dagobert von Gerhardt.)

Eine heilige Familie.

Roman
von
Gerhard von Amyntor.

Ein Band Octav. — Elegante Ausstattung. — Preis M. 6.—, fein gebd. M. 7.—.

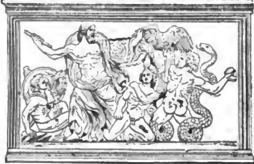
Ein echtes herziges Weihnachtsbuch! Es wird unter dem Christbaume mit zu den werthvollsten und freudigst begrüssten Gaben gehören. Die sittliche Läuterung eines leichtsinnigen jungen Lebemannes durch die Heldenkraft der selbstlosen Liebe eines edlen deutschen Weibes bildet den Kern der lebenswahren Erzählung. Dass die sociale Frage nicht allein durch die Gesetze der Staatsmänner, sondern nur durch das gleichzeitige thätige Eingreifen aller Besitzenden, durch eine sittliche Umwandlung der ganzen sogenannten Gesellschaft zu lösen ist, dies ist eine beherzigenswerte Lehre, welche die dichterische Erzählung uns nebenbei in den Kauf giebt. Nicht nur für Jungfrauen, Bräute und Mütter, auch für Jünglinge und Männer ist dieses Buch geschrieben, das wohlthätig erschütternd und zugleich in seinem glücklichen Ausgange ausserordentlich versöhnend wirkt.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung, Leipzig.

Copien der Reliefs vom grossen Altarbau

zu Pergamon

in $^1/_{10}$ der Originalgrösse 31 Centimeter hoch
von **Alexander Tondeur,**



unter Beistand namhafter Kunstgelehrten im Berliner Museum modelliert und ergänzt.

Nr. 1. **Zeus-Gruppe** à 33 M. von Elfenbeinmasse, à 22 M. von Gyps.
Nr. 2. **Athene-Gruppe** à 33 M. von Elfenbeinmasse, à 22 M. von Gyps.
Nr. 3. **Demeter und Persephone** à 40 M., resp. 28 M.
Nr. 4. **Hekate und Artemis** à 40 M., resp. 28 M.
Nr. 5. **Helius-Gruppe** (Viergespann) à 40 M., resp. 28 M.

Die Reliefs sind auch vorräthig auf dunklem Fond und mit schwarz imitiertem Rahmen u. getönten Figuren à 40 M. resp. 50 M. Dieselben mit schwarzmattem Holzrahmen à 50 M. resp. 60 M.

Die Reliefs in der Originalgrösse an dem grossen Altar in der Jubiläums-Ausstellung sind von **Alexander Tondeur** ebenfalls nach obigen Copien ergänzt. Das Preis-Verzeichnis mit Phototypien kostet 1 M. (In Briefm. einzusenden.)

Illustrierte Preis-Verzeichnisse gratis.

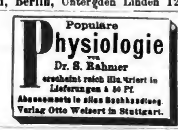
Gebrüder Micheli, Berlin, Unter den Linden 12.

Soeben ist erschienen:

F. W. Weber,
der Dichter von Dreizehn-Linden.
Eine Studie von
Heinrich Keiter.
Mit Porträt.
2. verm. Auflage. 52 Seiten. 8°.
br. M. —.60.

Verlag von **Ferdinand Schöningh in Paderborn u. Münster.**

Populäre
Anthropologie
von
Dr. M. Alsberg
erscheint reich illustriert in Lieferungen à 50 Pf.
Abonnements in allen Buchhandlung.
Verlag Otto Weisert in Stuttgart.



Schwer gebüsst. Wider Liebe u. Pflicht.
Zwei Novellen von Hans Ottensen.
Verlag von August Bagel, Düsseldorf.
Preis 2 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Aus der Praxis.

Roman von
Wilhelm Walloth.

Preis brochiert Mark 6.—, gebunden Mark 7.—.

Über Land und Meer sagt in einer längeren Besprechung des Romans u. a.: „Walloths neuester Roman „Aus der Praxis" ist ein grosser und entschiedener Fortschritt. Die erste Hälfte gehört vielleicht zu dem Feinsten und Vollendetsten, was die Erzählungskunst hervorgebracht hat. Walloth steht hier auf einer Linie mit Daudet und dem jüngeren Dumas in ihren besten Schöpfungen, die Decenz der Darstellung, die Schärfe und Pikanterie der Charakteristik, der fesselnde Reiz der Handlung sind hier gleich musterhaft."

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Paris der Mime.
Roman aus der Zeit Domitians.
broch. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Octavia.
Roman aus der Zeit Neros.
broch. M. 6.—, geb. M. 7.—.

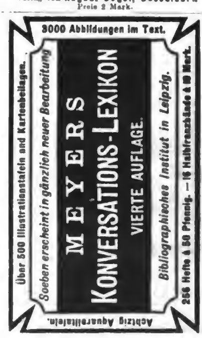
Seelenräthsel.
Moderner Roman.
broch. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Gedichte.
broch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

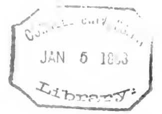
Das Schatzhaus des Königs.
Roman aus dem alten Aegypten.
broch. M. 10.—, geb. M. 11.—.

Gräfin Pusterla.
Trauerspiel in fünf Akten.
broch. M. 2.—.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig.



Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.



Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 51. — Leipzig, den 17. Dezember. — 1887.

Unsern verehrlichen Lesern wird die Notwendigkeit der baldigen Erneuerung des Abonnements in freundliche Erinnerung gebracht.

Leipzig. Die Verlagshandlung des „Magazins".

Inhalt:

Joseph Viktor von Scheffel.

Von Conrad Alberti.

Versetzt euch in die Empfindungen eines Kunstfreundes, der in seiner Sammlung ein Originalbild der Barockzeit zu besitzen vermeint, ein religiöses Bild, graziös, gefällig, harmonisch in allen seinen Teilen, mit vollendeter Beherrschung der Technik gemalt, aber doch ein wenig geziert, süßlich, überladen, mit Stellungen, Formen und Gesichtsausdruck der Gestalten, die weit von der natürlichen Einfachheit abweichen. Und eines Tages beweist ihm ein Kunstkenner, dass diese vermeintliche Schöpfung des Barock älter sei als er bisher angenommen, dass, was ihm als Original erschien, nichts sei, als eine spätere Uebermalung; und behutsam entfernt er den Firnis, die obere Farbe, und Linie um Linie tritt ihm das alte Urbild vor sein staunendes Auge, das Werk eines deutschen Malers aus der Zeit der Reformation, mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, der treuen Beobachtung und Wiedergabe der Wirklichkeit bis ins Kleinste, bis auf die Fäden des Kleidungsstoffes, bis auf die Strähnen des Haars — mit seinen Ecken, seinem spröden, harten Gesichtsausdruck, den beinahe marionettenhaften Stellungen der Glieder, den starren, spitzen Falten der Gewänder, seinen perspektivischen Fehlern. Er schüttelt anfangs den Kopf, diese rauhe, spröde, flächige, unplastische Darstellung will ihm nicht gefallen, der an die vollen, gerundeten, saftigen Töne und Formen gewöhnt ist. Aber je länger er es betrachtet, desto entzückender erscheint ihm diese unmittelbare naive Natürlichkeit des Ausdrucks, der Beobachtung, desto größer der kunstgeschichtliche Wert, desto interessanter dünkt es ihm um seiner Schwächen willen, und am Ende hat die spröde Wahrheit den vollen Sieg erfochten über die Unnatur und das Vorurteil, das der Gewohnheit entspringt.

Wie solchem Kunstfreunde erging es mir mit der Betrachtung der litterarischen Persönlichkeit Joseph Viktor von Scheffels. Selten dürfte das Leben und Schaffen eines hervorragenden Zeitgenossen für alle seine Mitbürger und Bewunderer so in Dunkel gehüllt gewesen sein, als bei diesem Dichter. Still und zurückgezogen lebte er in seiner badischen Heimat, nur die großen Umrisse seines Lebensganges waren in der Oeffentlichkeit bekannt, über die Art und Weise seines Schaffens, über die Entstehung seiner Schöpfungen verlautete während seiner Lebzeiten sehr wenig, und wir alle waren geneigt, in ihm einen glücklichen Menschen zu sehen, der, zufrieden mit den litterarischen Erfolgen seiner Jugend, die er einigen glücklichen eingebungsvollen Jahren verdankte, sich in eine würdevolle Muße zurückgezogen hatte und von dort aus als ein ruhiger, lächelnder Philosoph beim Schoppen funkelnden

Weines das Weltgetriebe arbeiten ließ wie es arbeiten wollte. Und nun erscheint kurze Zeit nach seinem Tode ein Buch, das uns an der Hand der eingehendsten, unwiderleglichsten Dokumente nachweist, wie falsch alle diese Anschauungen gewesen, das uns da, wo wir bisher Glück, Ruhe und Zufriedenheit zu sehen vermeinten, die wildesten, gewaltigsten, aufwühlendsten Leidenschaften zeigt, das dramatischste Familienunglück, das qualvollste Ringen einer leidenden Dichterseele, den vergeblichen Kampf mit sich selbst, das durch unheilvolle Naturmächte erzwungene Versiegen des poetischen Schaffens. Es ist die vor kurzem erschienene Lebensbeschreibung Scheffels von Johannes Prölss (Berlin, Freund und Jeckel), welche uns diese erschütternden Aufschlüsse giebt, ein dickleibiger Band von 42 Druckbogen, das Werk bewundernswerten Fleißes und emsiger deutscher Geduld. Keine kunstmäßige, harmonisch durchgebildete Biographie, nicht besonders anziehend durch die Reize der Darstellung, den Freund und Bewunderer der Scheffelschen Dichtung durch die Masse der dokumentarischen Enthüllungen oft geradezu vor den Kopf schlagend, aber doch zufolge seines rein sachlichen Gehalts von einem unschätzbaren Wert für die Erkenntnis der Gesetze und die Pathologie des dichterischen Schaffens. Es zeigt uns mit großer aber unwiderleglicher Offenheit die im Grunde tief unglückliche Natur Scheffels und legt dar, wie Temperament, Familienverhältnisse, tausend widerwärtige Umstände auch das frischeste und gesundeste Talent auf die Dauer lähmen und zerstören müssen. Der Verfasser hat sich in der Vorrede eine spätere übersichtlichere Ordnung, eine künstlerische Abrundung der Darstellung ausdrücklich vorbehalten, wir haben daher kein Recht wegen der Form und der Breite seiner Auseinandersetzungen und dem wörtlichen Abdruck ausgedehnter Aktenstücke im Texte mit ihm zu streiten und können uns umso ungestörter mit den Ergebnissen seiner Forschungen beschäftigen, welche namentlich für die Förderung und die Lehren der realistischen Kunstanschauung von geradezu einziger Bedeutung sind.

Scheffels Stellung in der modernen deutschen Poesie ist ohne Zweifel zu seinen Lebzeiten vielfach überschätzt worden; nach seinem Tode haben sich die Ansichten gekühlt und geklärt. Niemand behauptet heute mehr, dass er ein bahnbrechendes Genie gewesen sei, und die Litteraturgeschichte dürfte ihn kaum zu den Begründern der Poesie des modernen Geistes zählen, ihn den Gutzkow oder Freytag an die Seite setzen. Scheffel ist der letzte in unsere Zeit hineinragende Ausläufer der Romantik, die versuchte, sich mit der Zeit auseinander zu setzen, in die sie nicht mehr hineinpasste, sich in den modernen Geist hineinzubohren und neue Kräfte zu gewinnen, indem sie dessen Säfte in sich einsaugte. Aber diese Romantik Scheffels ist nicht angenommen, nicht künstlich erworben, wie bei vielen Mitgliedern dieser Schule, sondern der Dichter steht bezüglich seiner ganzen Schaffensrichtung völlig unter dem Gesetze der Vererbung. Beide Eltern gehörten altdeutschen Patrizierfamilien an; die Ueberlieferung des Geschlechts war mächtig in der Familie — sie wirkte auf die ganze Erziehung des Knaben und hat sein ganzes Denken und Empfinden bestimmt. Scheffels Vorfahren saßen als Berghauptleute auf Küssaburg bei Säkkingen und bauten ihre Aecker in der Nähe des Hohentwils. Und als der Dichter seinen „Trompeter“ und seinen „Ekkehart“ schrieb, die beiden Hauptwerke seines Lebens, verwebte er in dieselben zahlreiche Familienerinnerungen, ja, man kann sagen, dass diese Werke die notwendige Verkörperung der Scheffelschen Familienüberlieferungen im Geiste eines poetisch veranlagten Nachkommen sind.

Das Schaffen des Genies steht unter dem Zwange erblicher Ueberlieferung. Dieser Satz, für den schon Goethes Leben ein Beweis ist, wird durch Scheffel aufs Neue erhärtet. Die romantisch-historische Richtung des Letzteren war keine gelehrte Liebhaberei und Spielerei, wie bei den meisten seiner Nachahmer, sondern sie wuchs aus seinem Inneren heraus. Er, der Dichter, handelte unbewusst unter dem Zwange ererbter und von früher Kindheit an anerzogener Anschauungen. Allein seine Eltern waren viel zu vernünftige und geistig hochstehende Leute, um ihn in solchen rückschauenden Empfindungen untergehen zu lassen. So streng in der Familienerziehung die geschichtliche Ueberlieferung betont ward, so hatte dieselbe doch einen durchaus freien Charakter, und eine völlig moderne Lebensanschauung ward in ihn eingepflanzt.

So kam es, dass diese mittelalterlichen Anschauungen zwar in ihm lebendig blieben, dass er aber nicht in ihnen unterging, sondern sich mit einem freien und selbständigen Humor über dieselben zu erheben verstand. Scheffels Mutter muss, wie so viele deutsche Dichtermütter, eine hochbedeutende Frau gewesen sein. Es liegt Etwas in ihrer Natur, wie sie uns aus Briefen, Gesprächen und ihren eigenen poetischen Versuchen entgegentritt, was lebhaft an die „Frau Rat“ erinnert. Sie war weltklug, vernünftig, heiter und poetisch veranlagt. Sie erzählte ihren Kindern Märchen, die sie selbst verfasst hatte und die später herausgegeben worden sind. Das gestaltende, plastische Element in Scheffel rührt von ihr her. Nachdem Joseph Viktor das Karlsruher Lyceum besucht hatte, boten ihm die Hochschulen von München, Heidelberg, Berlin Aufnahme. Aber das Studium der Rechte, dem er sich nach des Vaters Willen ergeben musste, bot ihm nicht die mindeste Anregung, es widerstrebte ihm geradezu. Gegen alle trockenen abstrakten Untersuchungen, gegen alles Spekulieren und Philosophieren hatte er eine unüberwindliche natürliche Abneigung. Doch auch nicht die Poesie war es, die ihn in diesen Jahren

reizte, sondern die Malerei. Er bildete sich ein, dass in ihm das Zeug zu einem großen Maler stecke. In Heidelberg erwachte in ihm die Liebe zur Natur, besonders zum deutschen Walde. Als Sekretär Welckers, an dessen Seite er sich begab, lernte er das ganze Elend der damaligen politischen Zustände in Deutschland kennen, er sah der Bewegung von Achtundvierzig mit den größten Hoffnungen entgegen, und der Schmerz über die Enttäuschung nagte tief an ihm, und wie so Viele verzweifelte er an einer jemaligen glücklichen Lösung der verwickelten Fragen. Er wandte sich ganz vom politischen Leben ab und glaubte in der Geselligkeit allein Trost für alle diese Enttäuschungen und weitere Anregung zu finden. Damals entstand ein Teil seiner bekannten Kneiplieder. Sie sind nicht geboren in fröhlicher jauchzender Lust, sondern es sind Beweise für die trübsinnige melancholische Abkehr von der Außenwelt. Scheffel teilte mit vielen Deutschen den Mangel an jeglichem politischen Talent. Es lebte doch auch in ihm ein Stück von jenem deutschen Philistertum, welches schnell verzweifelt, sowie nur ein Frost einmal die Blüten seiner Träume versengt und welches sich dann murrend und grollend wie eine Schnecke in ihr Haus zurückzieht.

Mit Gram und Schmerz im Herzen hatte sich Scheffel nach Säkkingen begeben. Die Stellung als Dienstrevisor, die er beim dortigen Amt bekleidete, konnte ihm natürlich nicht gefallen. Der stille Mann in der Höhle des Erdmännleins, den er später im „Trompeter“ zeichnet, ist er selbst. Eine schwermütige Resignation beherrschte ihn. Aber hier in Säkkingen sammelten sich in seiner Seele alle die Elemente, die sich späterhin zu dem „Trompeter“ zusammenfanden und gestalteten. Proelß weist nach, wie alle Motive, ja selbst die kleinsten Nebendinge im „Trompeter“ durchaus auf realer Grundlage beruhen. Hier lebte das Urbild des Katers Hiddigeigei, hier fielen an lustiger Kneiptafel selbst alle die einzelnen, später so volkstümlich gewordenen Redensarten: „Schmerz lass' nach“ u. s. w. Hier lernte Scheffel den Charakter des allemannischen Volkes, besonders der Hauensteiner Schwarzwaldbauern, von Grund aus kennen, jenen derben, gesunden, aber auch sanfbereiten und prozesssüchtigen Charakter, der dem seinen in so mancher Hinsicht verwandt war. Hier erblühte auch eine hoffnungslose Liebe in seinem Herzen zum Urbild der Margarethe. Immer lebhafter wurden diese seelischen Schmerzen, immer furchtbarer tobte in seinem Innern der Kampf gegen den verhassten trockenen Beruf, die Sehnsucht nach dem freien Künstlerleben und Schaffen; und um sich vor sich selbst zu retten, entfloh Scheffel nach Italien. Hier aber, im Lande der Kunst, inmitten einer Zahl echter, von der Natur wahrhaft zur Malerei geborenen Künstler, hier, wo jeder Stein, jede Blume Poesie ist, ging ihm die Erkenntnis über seine eigenen Schwächen und Talente auf. Hier lernte er mit schwerem Herzen dem schönsten Traum seiner Jugend entsagen. Und alle diese Kämpfe, diese Schmerzen, die tausend Erinnerungen an die Heimat wogten in ihm, sammelten sich und gestalteten sich aus zu dem „Trompeter von Säkkingen“, den er in kurzer Zeit niederschrieb. Diese Entstehungsgeschichte des Buches, die uns erst jetzt völlig klar vorliegt, ist ein großer und sprechender Beweis für die Wahrheit der Forderungen des Realismus, sie ist auch in hohem Grade charakteristisch für den Vorgang des poetischen Schaffens selbst. Beim echten Dichter ist dieses nicht eine objektive, freie Tätigkeit der Phantasie und des Verstandes, nicht ein kühler Prozess des Empfindens, Durchdenkens und Gestaltens, sondern es ist ein Ausleben eigener Leidenschaften und Kämpfe, bei denen gar oft der Zufall über den Stoff und die Behandlung entscheidet. Erst jetzt können wir das Werk so richtig würdigen, erst jetzt verstehen wir die Fehler und Schwächen desselben, die durchaus unrichtige ungenügende Zeitfarbe, die gänzlich entstellte Wiedergabe der Lebensverhältnisse zur Zeit, da das Gedicht spielt; namentlich in der Darstellung des Bauernaufstandes, und die seltsame Vermischung von Epik, Lyrik und Didaktik. Aber um so stärker begreifen wir jetzt auch die unmittelbare, mit geradezu elementarer Gewalt packende Kraft des Werkes. Es ist eben wie der „Werther“ und wie die „Räuber“ nicht ein von einem erhabenen, über den irdischen Wolken schwebenden Standpunkte aus geschaffenes Werk, etwa wie die „Dichtungen“ Heyse's, sondern ein persönliches Dokument, das Kind seelischer Kämpfe und Leiden. Und ebenso verhält es sich mit Scheffels zweitem und bedeutendstem Werke, dem „Ekkehart“. Der Verfasser beabsichtigte seiner Zeit eine rechtsgeschichtliche Abhandlung zu schreiben, und aus dieser Gelegenheit entstand der Roman. „Romantik wird jedenfalls nicht getrieben“, schrieb er an einen Freund, als er gerade an dem Buche arbeitete. Und in der Tat finden wir auch hier alle Motive aus der Wirklichkeit, aus der Seele und dem Leben des Dichters herbeigeholt; selbst einzelne charakteristische Szenen, wie das Hinübertragen der Herzogin über die Klosterschwelle, entsprechen wahren Vorkommnissen aus Scheffels Leben. Ekkehart ist er selbst, ein Schreiber, der bis dahin Nichts von Liebe wissend, in seiner stillen Klause bei trockener Arbeit gesessen hat, der in die Bande einer schönen Frau gerät, sich nach herbem Kampfe von derselben befreit und dabei zum Dichter wird; und die Poesie ist es, die sich ihm als Retterin erweist. Und diese formvollendete Gestaltung des eigenen Schicksals, eigener Empfindungen unter geschichtlicher Maske, ist auch hier wieder die vorzüglichste Ursache des großen Erfolges des Buches und der mächtigen Wirkung desselben, der sich kein Leser entziehen kann.

Der „Ekkehart“ bezeichnet den Höhepunkt des dichterischen Schaffens Scheffels. Er hatte sich der Arbeit mit allzuviel Feuer hingegeben, eine Ueber-

anstrengung seines Gehirns, eine erhöhte Reizbarkeit der Nerven war die nächste Folge. Wir finden ihn von jetzt an rastlos mit neuen und immer neuen Entwürfen zu künstlerischen Schöpfungen beschäftigt, aber es gelingt seinem Geiste nicht, sich die erste Bedingung zur Vollendung eines einheitlichen Kunstwerkes zu verschaffen — innere Sammlung. Vor lauter Entwürfen und Entwürfen kommt er nie zur Ausführung. Sein Biograph sagt sehr richtig: „Auch die Tatsache, dass die nächste Arbeit, die Scheffel nach dem „Ekkehart" dem Büchermarkt überließ, ein Werk philologisch-bibliographischer Forschung war („die Handschriften altdeutscher Dichtungen der Fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donau-Eschingen") hat zu einer falschen Annahme geführt, als habe der Dichter während der Zwischenzeit nur gelehrten germanistischen Forschungen obgelegen. In Wahrheit hat er bis in die Mitte der sechziger Jahre sich beständig mit poetischen Plänen getragen und emsig und unermüdlich, ja oft mit fieberhaftem Fleiße den Vorarbeiten und Konzeptionen von verschiedenartigen groß entworfenen Dichtungen seinen Geist gewidmet, — und nicht eines dieser Werke hat er zur Vollendung gebracht! Alles, was er von nun an dem Buchhandel anvertraute, dünkte ihm selbst jeweils nur eine Abschlagszahlung von Schätzen, die teils im Pult, teils im Kopfe der endgültigen Ausführung harrten. „Juniperus", „Frau Aventiure", wie „Bergpsalmen" sind selbst nur Fragmente des größten dieser nie vollendeten Werke. So ist der Zeitpunkt, an welchem unsere Darstellung jetzt einsetzt nicht nur der Höhepunkt seiner dichterischen Laufbahn, sondern zugleich auch die Peripetie einer Dichtertragödie. Denn das Schicksal, dem Scheffels Schaffenskraft und Dichterglück in so einziger Weise erlag ist im höchsten Sinne des Wortes ein tragisches zu nennen. Nicht eigene direkte Verschuldung, sondern die Verkettung ungünstiger Verhältnisse und die naturgemäßen Kehrseiten seiner großen Vorzüge als Mensch wie als Dichter haben es im Wesentlichen bestimmt."

Zuerst begann er die Entwürfe zu einem großen Roman, dessen Mittelpunkt Tizian und seine Schülerin Irene von Spielberg sein sollten. Dann verwarf er diesen Stoff und wählte sich zum Helden den alten Landsknecht Georg Frundsberg. Schließlich auf einer Reise nach Süd-Frankreich drängten sich die Schicksale der Albigensischen Gemeinde mächtig in seine Pläne und schienen ihn zu poetischer Gestaltung zu rufen. Aber wie erwähnt — keiner dieser Pläne gelangte zur Ausführung. Die Ueberanstrengung bei der Schöpfung des „Ekkehart", verhängnisvolle klimatische Einflüsse während mehrerer Aufenthalte in Venedig und Süd-Frankreich warfen ihn mehrmals aufs Krankenbett und heftige Gehirnentzündungen lähmten völlig seine geistige Tätigkeit. Dazu kam, dass er eben in jenen beiden Erstlingswerken Alles gegeben hatte, was er zu geben vermochte, dass er in dieselben seine ganze Empfindungs- und Gedankenwelt, seine Schicksale, Erfahrungen und Anschauungen hineingelegt hatte, und dass es ihm unmöglich war, einen dieser neuen Stoffe mit seiner eigenen persönlichen und Anschauungswelt zu durchdringen, wenn er nicht in die Gefahr verfallen wollte sich zu wiederholen. Denn nur so lange vermag der Dichter wahrhafte Kunstwerke zu schaffen, als er in den Rohstoff, den ihm die Natur bietet, seine eigene große poetische Natur zu legen vermag. Kann er diese erste Forderung des Realismus nicht mehr erfüllen, hat er sich ausgesprochen und ausgelebt in seinen Werken, so wird die bloße Gedanken- und Kompositions-Arbeit, die er nachträglich liefert, nur ein fader Aufguss sein. Dies musste ein Mann von Scheffels tiefem poetischen Verständnis natürlich empfinden, an dieser Unmöglichkeit musste er zu Grunde gehen; denn in dem Gefühl sich ausgegeben zu haben, und in seinem schriftstellerischen Schaffensdrange aus Ehrgeiz musste er nach einem Stoff suchen, der ihn und seine poetische Kraft forttrüge, musste ihm das bloße Rohmaterial, welches Geschichte oder Wirklichkeit liefert, zur Hauptsache werden. Einen solchen Stoff konnte er aber schwerlich finden, zumal ihm auch jene Fähigkeit versagt war, die bisweilen über diesen Mangel hinweg zu täuschen vermag: die der minutiösen Beobachtung und Wiedergabe der Wirklichkeit bis ins Kleinste, so musste notwendig in seiner Seele ein Konflikt entstehen zwischen jenem schriftstellerischen Schaffensdrange und dem Selbstbewusstsein der poetischen Impotenz Und dieser Konflikt mag viel zu der Erschütterung seiner geistigen Gesundheit beigetragen haben, welche wir in dieser Zeit immer stärkeren Umfang annehmen sehen.

Wie denn das Schicksal, einmal gegen den Menschen verschworen, sich nicht damit zu begnügen scheint, ihn zu vernichten, sondern ein besonderes Vergnügen daran zu finden scheint, ihn stückweise zu zerbrechen, ihn scheinbar aufatmen zu lassen um ihn dann wieder mit desto größerer Wollust zu stürzen — so spielte es auch höhnisch und grausam mit Scheffel. Um sich zu retten vor den Dämonen in seiner eigenen Brust, siedelte er nach München über. Dort schien er in der Tat einen heiteren, anregenden, geselligen Kreis zu finden, dessen lebhafter geistreicher Verkehr geradezu wohltuend auf seine Nerven, auf sein Schaffen wirkte. Er begann wieder seine dichterischen Pläne aufzunehmen, vor allen Dingen den Tizianroman. Da er aus seiner eigenen Empfindungswelt nichts mehr geben konnte, so wollte er diejenige einer Frau schildern, die ihm am nächsten stand, die er zärtlich, rührend und heiß liebte — die seiner Schwester. Marie Scheffel sollte Irene von Spielberg, sollte die Heldin seines Romans sein. Auf seinen dringenden Wunsch siedelte sie nach München über, und ihre Schönheit und ihr Geist machten sie rasch zur Königin jenes Kreises.

Aber sie vertrug das scharfe und ungesunde Klima Münchens nicht, ein hitziges Fieber raffte sie hinweg, und Scheffel hatte nicht nur seine Heldin, nicht nur das geliebteste Wesen auf dieser Erde verloren, er musste sich auch noch selbst anklagen, mittelbar ihren Tod verschuldet zu haben. Für kurze Zeit gab ihm der tief fressende Gram seine dichterische Kraft zurück, ihrem Andenken widmete er den „Hugideo". Aber bald kehrten die Furien des Schmerzes zurück und zerfleischten ihn wild und wilder. Um sich vor ihnen zu retten entfloh er dem Anblick der Menschen und zog sich wie ein wunder Hirsch zurück in die grünen Tiefen des Odenwalds. Und dort in der Einsamkeit versuchte er den Schmerzen der Gegenwart zu entfliehen, indem er sich an die Erinnerung der Freuden seiner Jugend klammerte. Dort um sich zu retten vor der fürchterlichen Schwermut, vor dem herzzerreißenden Kummer, der ihn zu überwältigen drohte, schrieb er jene Lieder voll ausgelassener Kneipenfröhlichkeit und überschäumender Burschenlust nieder, die Lieder vom Rodenstein, Luftsprünge der wahnsinnigsten Verzweiflung, die sich an den Strohhalm der Erinnerung ankrallt um nicht gänzlich in sich selbst unterzugehen. So ward ihm auch hier wieder die Dichtung, was sie jedem echten Poeten sein soll — Selbstbefreiung von seelischem Leiden.

In dieser Stimmung traf ihn eine Einladung des Großherzogs von Weimar. Allein er hatte sich eben verpflichtet, die Stellung eines Bibliothekars in der Fürstlich Lassbergischen Bibliothek zu Donau-Eschingen anzunehmen, und er musste sich damit begnügen, dem Großherzog das Versprechen zu geben, den längst gehegten Wunsch desselben zu erfüllen und einen historischen Roman zu schreiben, in dessen Mittelpunkt die Wartburg und der Sängerkrieg stehen sollten. Dieses Versprechen wurde das Unglück seines Lebens. Je eingehender er sich mit den Vorarbeiten zu dem Roman beschäftigte, welcher den Titel „Viola" führen sollte, desto klarer wurde es ihm, dass der eigentliche poetische Quell zum größten Teil in ihm versiegt sei. Und nun versuchte er, von Ehrgeiz und litterarischem Schaffensdrang getrieben, denselben durch eine Fülle gelehrter Studien zu ersetzen. Immer tiefer vergrub er sich hinein in die Zustände des Mittelalters. Je mehr ihm die lebendige seelische Anregung fehlte, desto lebhafter empfand er das Bedürfnis, sie durch gelehrtes Detailstudium zu ersetzen. Er durchstudierte Bücher auf Bücher. Umsonst. Diese wissenschaftliche Maulwurfsarbeit ertödtete nur den letzten vorhandenen Rest von dichterischem Können. Er verstand nicht, sich vor den Gefahren der Wissenschaft zu retten, indem er sie eben nur als Grundlage für sein poetisches Schaffen ansah, wie es einst Schiller noch zur rechten Zeit wohl eingesehen, als er sich auf dem Trümmerfelde der Historik zu verirren drohte, aber schließlich noch Kraft genug fand, um einzelne Steine desselben dem Gebäude seiner Dichtung einzufügen. Es kam eine Reihe von kleinen Liedern im mittelalterlichen Ton bei Scheffel heraus, augenblickliche Stimmungsbilder, aber ohne den Wert von persönlichen Dokumenten, ohne die plastische Wiedergabe lebendiger Menschengestalten. Dazu die trockene Berufsarbeit, das Schematisieren und Katalogisieren der verwahrlosten Bibliothek! Endlich gelang es ihm, sich wenigstens von dieser frei zu machen . . . Aber das Buch, das Buch, das er sich zu schreiben verpflichtet hatte! . . . Ja freilich, freilich; er war sich seines Mangels nur zu selbst bewusst, er hatte es selbst mit klaren Worten ausgesprochen:

„Aus schwarzem Buch erlernst Du's nicht,
Auch nicht mit Kopfzerbrechen."

Der Roman, der wurde sein böser Geist, der drückte ihn, quälte ihn, raubte ihm die Ruhe, den Schlaf, peinigte ihn durch das Bewusstsein seiner eigenen dichterischen Ohnmacht.

Friedlos trieb es ihn die ganze Donau entlang, überall wollte er Studien machen in Bezug auf den unbekannten Dichter des Nibelungenliedes, der der Held seines Romanes werden sollte. Aber je tiefer er sich vergrub in diese trockenen wissenschaftlichen Altertumsforschungen, desto nebelhafter und unfassbarer wurden ihm die Menschen, die Gestalten, die er schildern wollte, desto weniger gelang es ihm zu innerer Sammlung, zu einem festen Plane zu kommen. Körperliche Leiden traten hinzu und nahmen ihm den letzten Rest seines Könnens. Wie furchtbar muss es in der Brust dieses Märtyrers seines Talentes ausgesehen haben, als er an jenem Weihnachtsabend, an dem die ganze Familie um den brennenden Baum versammelt war, oben in seinem Stübchen weinend vor der Büste Schillers niedersank, hülflos, gebrochen, allein. Und er musste sein Versprechen einlösen, er durfte seinen schnell errungenen Dichterruhm nicht so kläglich verwelken lassen! . . . Es war ein wütender Verzweiflungskampf, den er mit der Muse führte. Aber ach! dieser Kampf war von vorn herein entschieden, auch sein wahnsinnigstes Aufbäumen war nutzlos, und mit einem Schrei der Verzweiflung musste er zu Boden sinken. Es war, als wenn sich Alles gegen ihn verschworen hätte. Ein unglücklicher Liebeshandel kam hinzu und warf ihn vollends nieder. Er sah sich unverstanden, sah seine Bewerbungen zurückgewiesen! Wohl raffte er sich noch manchmal auf und versuchte, seinem Talent ein Lied abzunötigen: die meisten Gedichte der „Frau Aventiure", sowie die „Bergpsalmen" entstanden in dieser Zeit. Aber schenkte ihm manche besondere freie und glückliche Stunde auch noch einen guten Vers — zu einem gesammelten, einheitlichen Schaffen im großen Stil, wie er es früher geübt, konnte er nicht mehr gelangen. Alles zersplitterte sich in kleine Stöße. Kein Wunder, dass ihn dieser wahnsinnige Kampf mit sich selbst aufrieb, ihn

von Neuem aufs Krankenbett werfen musste. Da entschloss sich die Mutter, die tränenden Auges dem Leiden und Ringen ihres geliebten Kindes zuschaute, zu einem entscheidenden Schritte. Sie sah, dass dieser Roman, der ewig geschrieben werden sollte und zu dessen Ausführung der Dichter niemals gelangen konnte, das Verhängnis, den Dämon seines Lebens darstellte. In edler Hochherzigkeit tat sie den entscheidensten Schritt, ihr geliebtes Kind von diesem Dämon zu befreien. Sie wandte sich selbst an den Großherzog und bat ihn, Scheffel seines Versprechens zu entbinden. Und der hochsinnige Mann verstand, dass auch der beste Roman zu teuer erkauft sei, um die Tränen einer Mutter und den Bruch eines edlen Menschenherzens, dass poetisches Schaffen sich nicht erzwingen lasse — er gab den Dichter frei. Damit war über die Zukunft des Dichters der Stab gebrochen. Welch rührende Gestalt, diese Mutter, die selbst den Beruf ihres eigenen Kindes zerstört, um nur sein Leben, seine Existenz zu retten! Und Scheffel atmete auf; er konnte nichts tun, als seine Klage um die tief empfundene Zerstörung seines Talents und den gezwungenen Verzicht auf das dichterische Schaffen in einigen Versen der „Frau Aventiure“ aussprechen.

Damit ist das Leben des Dichters Scheffel für uns zu Ende. Was nun folgt — der letzte Rest des Lebens des Menschen Scheffel zeigt uns nur das unheimliche Bild, wie ein edles Herz sich langsam Ader um Ader verblutet, in tiefster Zurückgezogenheit und Weltverschlossenheit. Die unglücklichen Schicksale seiner Ehe, vielleicht der größten Täuschung seines Lebens, die immer zunehmende Reizbarkeit seiner Nerven, die stets von Neuem auftretende Störung der Gehirntätigkeit, manche seiner damit in Zusammenhang stehenden Schwächen, z. B. seine Prozessiersucht — das Alles, so düster und mitleiderweckend es ist, hat mit dem Dichter Scheffel nichts mehr zu tun. Wie so oft hat auch hier Jahrzehnte lang ein leerer Schein die Welt getrogen. Sie sah in Scheffel nur den glücklichen wohlhabenden, von seinem Volke geliebten und verehrten Meister, sie wusste Nichts von den Schmerzen, aus denen seine Werke geboren waren, nichts von der Bosheit der Natur, die dieses herrliche Talent zu Grunde gerichtet hatte und in einem Jahrzehnte langen Prozess Zoll um Zoll vernichtete. Nur Eines ist noch für uns von Wichtigkeit: so einsam und zurückgezogen Scheffel lebte, nach Außen verfolgte er doch den Entwickelungsgang der neueren Litteratur in Deutschland mit lebhafter Aufmerksamkeit. Und da konnten ihm die großartigen Wandlungen der Dinge nicht entgehen, die durch das mächtige Emporblühen des modernen Realismus gefördert wurden. War er auch selbst nicht mehr im Stande, umfassende Werke aus eigener Kraft zu schaffen, so war sein feinsinniges Verständnis der dichterischen Tätigkeit doch das gleiche geblieben. Und so war es natürlich, dass er sich voll Widerwillen abwandte von den platten Nachtretern seiner eigenen Richtung, von dem Bildungsphilistertum der historischen Romane und der modernen Butzenschreibenlyrik, aus denen nicht der leiseste Funke eigenen wahrhaft poetischen Empfindens sprach. Offen und unumwunden gestand er in einem Briefe an Anton von Werner ein: „Die beste und echteste Geschichtsmalerei ist die aus der Gegenwart. Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre und keinen aus der dir glücklicherweise unbekannten Reaktionszeit der fünfziger Jahre stammenden Rost in der Seele angesetzt hätte, so würde ich mit voller Energie mich ebenfalls diesen Geschichten und den neu angebahnten hoffentlich schwungvollen Entfaltungen deutscher Kraft und deutschen Geistes widmen.“ Und es fehlt nicht an zahlreichen anderen Kundgebungen (sein Biograph teilt sie mit), welche beweisen, dass er das Heil der modernen deutschen Poesie nur in der Anknüpfung derselben an das Leben und Weben der Gegenwart sah. Das ist das Vermächtnis des alten Meister Josephus an die schaffende und emporwachsende junge Dichtergeneration unserer Zeit. Und wir wissen, dass wir in seinem Geiste schreiben und dichten, wenn wir fortfahren, in dem unseren zu arbeiten.

In einer Papierfabrik.

Von Graf Snoilsky. Deutsch von Emil Jonas.

Die graue Masse, die man bald zermahlt
In der Papierfabrik, — ja, das sind Lumpen,
Doch wenn sie sprechen könnten, ausgefahlt
Und farblos, dieses Chaos schnöder Klumpen.

Man säh' sie, anfangs ohne Fehl und Fleck,
Durch alle Bahnen der Erniederung wandern.
Nun folgen sie dem gleichen Los und Zweck
Im letzten Akt, die Einen wie die Andern.

Derselbe Dampf löst hier den Schweiß der Not,
Des Hungers, der Verweiflung, Tränenzeichen,
Den dunklen Fleck, den selbstgewählter Tod
Zurückließ, dass er nie mehr sollte weichen.

Auch dieser Fleck vergeht; in blendend Weiß
Verwandeln sich die schmutziggrauen Wogen,
Doch ihres Ursprungs Schatten nahen leis
Und lagern sich auf die papiernen Bogen.

Schon harrt in Ballen rings der Bogen Zahl
Der Tinte, die aus tausend Federn quelle,
Des Typenheeres, das zu schönster Wahl
Lateinisch, deutsch und russisch sich gestelle.

Wie auch die Sprachen wechseln weit und breit,
In finstrer Einheit lassen sie erkennen,
Dass alles Lebens Grundwort liegt im Leid
Und Blendwerk muss man alles And're nennen.

Vertünchte Fetzen, Blatt für Blatt zumal,
Die sich mit Schweiß und Blut und Tränen tränkten,
Ihr bringt die alte Mär von Fluch und Qual,
Von Not und Tod, die unser Schicksal lenkten.

Doch welche Macht auch dieser Chor einst hat,
Es wird ein hehres Wort ihn überklingen;
Von diesen tausend Bogen wird ein Blatt
Mit seiner Flammenschrift die Nacht bezwingen.

Ob auch ein Herz durch des Geschlechtes Not
Zu edler Wunde kam, die immer blutet,
Aus ihr ein Lebenstrom, ein Morgenrot,
Ein Aufruf für bedrückte Brüder flutet.

Da strahlt als Licht von jenem armen Blatt
Der Herzensnot, von der die Welt umnachtet;
Barmherzigkeit entführt in ihrem Bad
Die schnöden Fetzen, die der Mensch verachtet.

Dem Leiden sei ein and'res Wort gesellt:
Mitleiden! — das ergreift der Herrschaft Zügel,
Und schwingt es sich als Flugblatt durch die Welt,
Aus eines Bettlers Lumpen schuf es Flügel.



Wiener Autoren.

Von Ernst Wechsler.

VIII.

Wiener Feuilletonisten.*)

Das Wiener Feuilleton erfreut sich mit Recht eines großen Rufes, denn in keiner Stadt wird diese moderne journalistische Erscheinungsform so sehr gepflegt und werden die Feuilletonisten so sehr verhätschelt als in Wien. Ueber die zahlreichen Licht- und Schattenseiten, die sich am Wiener Feuilleton dem unbefangenen Beobachter zeigen, habe ich mich ausführlich in dem in der Fußnote erwähnten Aufsatz geäußert. An dieser Stelle kann ich nicht gut dasselbe Thema noch einmal berühren, und muss gleich zur Aufzählung und Charakterisierung der eigentümlichsten und namhaftesten Feuilletonisten der Donaustadt übergehen. Nur einige Worte vorher: Berlin ist die Stadt des Essays im vollsten Gegensatze zu Wien. Hier, in Berlin, scheint noch vorläufig kein Boden für jene buntschillernde, duftige Blüte zu sein, die in Wien so üppig gedeiht. Viele Feuilletonisten, die in Wien tonangebend sind, wären für Berlin ungenießbar. Der Berliner ist viel zu kritisch, zu zersetzend, als dass ihm die tändelnden und schließlich mehrstenteils auch harmlosen Wort- und Gefühlsspiele vieler Wiener Journalisten gefallen könnten. Man muss Wien und den Charakter seiner Bewohner, die ganzen dortigen Verhältnisse genau kennen, um die Macht, die der Teil einer Zeitung unter dem Strich besitzt, zu verstehen.

Das Wiener Feuilleton ist inhaltlich von denkbarster Mannigfaltigkeit, äußerlich aber sehr einseitig, denn es ist an einen bestimmten Umfang gebunden und so erweist sich manchen Stoffen die Form der Feuilletons als eine Zwangsjacke, in welcher der eigentliche Kern einer Sache erstickt wird, das Leichte, Duftige aber lustig emporquillt. Eine Abhandlung, einen Essay in einem Wiener Tageblatt unterzubringen, ist schier eine Sache der Unmöglichkeit; nur einige wenige sehr anerkannte Autoren dürfen sich rühmen, für ihre Arbeiten, die in Berlin überall herzlich aufgenommen würden, in Wien einen Platz zu erhalten; ich werde im Laufe dieses Artikels Gelegenheit haben, durch die kurze Charakteristik einiger Wiener Feuilletonisten die Eigentümlichkeit und Vielseitigkeit des dortigen Feuilletons anzudeuten, will aber zuerst jene Schriftsteller nennen, deren Feuilletons in feiner und geschmackvoller Weise die Mitte einhalten zwischen der Berliner gediegenen Abhandlung und dem graziösen Wiener Feuilleton:

Alfred Königsberg, J. Lotheißen, Joseph Beyer pflegen das Feuilleton vornehmster Gattung und entnehmen die beiden ersten ihre Stoffe hauptsächlich französischer Litteratur, während Bayers Arbeiten litterarischen und kunsthistorischen Inhaltes sind. An der Seite dieser drei Autoren steht Anton Bettelheim, der Verfasser des von elegantem Geschmack und großem Wissen zeugenden Buches über: „Beaumarchais.“ Wilhelm Goldbaum ist einer der tüchtigsten und kernigsten Feuilletonisten in deutscher Sprache. Seine beiden Werke: „Entlegene Kulturen“ und „Litterarische Physiognomien“ werden viel zu wenig gewürdigt; sie enthalten eine Fülle echten kulturhistorischen Materials und trefflichster litterarischen Bemerkungen, die einen großen, durchgreifenden Erfolg im gebildeten Publikum haben müssten, wenn es nicht eben in Bezug auf Beachtung tieferer Erzeugnisse bei uns sehr schlimm bestellt wäre. Allerdings ein sogenannter „Wiener Feuilletonist“ ist Goldbaum nicht, sein Wesen ist norddeutsch verschlossen, aber es ist ein Glück, dass die Wiener Feuilletonistik auch mit solchen Elementen versetzt wird, sonst ginge sie ganz auf in Schaumperlen und Flittergold. Auch J. C. Poestion wird verhältnismäßig nicht nach Gebühr gewürdigt. C. v. Thaler hat einmal im Feuilleton der „Neuen freien Presse“ in gewinnendster Weise die Verdienste Poestions ins rechte Licht gerückt. Als Kulturhistoriker ist Poestion von wesentlicher Bedeutung, indem er uns mit den wenig bekannten Verhältnissen eines hochinteressanten Volkes vertraut machte.*) Ferner führte er bei uns mehrere

*) Zur Ergänzung dieses Artikels verweise ich den Leser auf meine in der „National-Zeitung“ vom 1. Juli d. J. erschienene Studie über das Wiener Feuilleton.

*) Bibliographie. Poestions hauptsächliche, selbständige Werke sind, soweit selbe mir bekannt: „Griechische Dichterinnen“ Leipzig. — Griechische Philosophin-

sehr bedeutende Poeten wie Kristian Elster, Kielland, R. Schmidt ein. Dass er eine feine feuilletonistische Feder und zum Essay eine ausgesprochene Begabung besitzt, beweisen seine „Griechischen Philosophinnen und Dichterinnen“, nochmehr aber „Aus Hellas, Rom und Thule“. In Berlin hätte sich Poestion längst eine ehrenvolle Position und allgemeinste litterarische Anerkennung errungen, zu der er in Wien noch nicht gelangt ist. F. R. Ehrlich, dessen geistvolle philosophische Feuilletons — ein Gegenstück zu ihnen bilden die vor einigen Jahren von S. Lipiner in der „Deutschen Zeitung“ veröffentlichten Studien — der Wiener feuilletonistischen Schule einen eigentümlichen Zug verliehen, und M. Haberlandt (etwas schwer gehaltene Arbeiten über indisches Wesen und Denken) sind ebenfalls dieser Gruppe angehörig. Den beiden letztgenannten reiht sich ein feinsinniger und geschmackvoller Gelehrter Prof. Wilhelm Jerusalem mit seinen philosophisch-ethischen Abhandlungen und Skizzen an.

Zu den nennenswertesten Autoren, denen die Mischung von Essay und Feuilleton gelingt, zählen weiterhin Dr. Wilhelm Lauser, Z. K. Lecher, Schweiger-Lerchenfeld, Höllriegl und Ideka dessen wirklicher Name mir unbekannt ist. Jeder dieser Schriftsteller besitzt im reichen Maße die Fähigkeit aus diesem oder jenem Gebiete ein Thema herauszugreifen, plastisch zu gestalten und den Leser nicht nur zu unterhalten, sondern ihm auch Anregung oder Belehrung zu gewähren.

Vier jüngeren viel verheißenden Kräften von ernsterem Gepräge gebührt hier Erwähnung: Robert Stiassny erweist sich in seinen kunsthistorischen Artikeln als ein tiefgehender, durch und durch poetisch empfindender Autor, dessen Feinfühligkeit sich oft bis zur Nervosität steigert. Seine Broschüre über Hans Makart und dessen bleibende Bedeutung gehört meiner Meinung nach zu dem Besten, was über diesen Maler geschrieben wurde. Nicht minder ernstes Streben als Stiassny bekundet Fritz Lemmermayer in seinen litterarischen Feuilletons und Essays. Warme Begeisterung für das Bedeutende, ehrliche Gesinnung sind wohltuende Züge an seinen Erzeugnissen. Eine überquellend reiche Phantasie, allerdings zu sehr auf Kosten der Charakteristik und scharfumrissenen Handlung verrät sich in seinem Roman: „Der Alchymist“. Auch als Lyriker hat Lemmermayer Ansprechendes geleistet. Es wäre sehr zu wünschen, dass der junge Litteraturhistoriker Alexander von Weilen öfters mit feuilletonistischen Arbeiten hervorträte, als er es bis jetzt getan hat, denn das Solide und Gediegene seiner Schreibweise ist in Wiener Blättern nicht gar häufig zu finden. Für mein Gefühl etwas zu talmudisch spitzfindig und zu sehr an Details hängend sind Moriz Neckers kritische Studien. Zersetzender Verstand ist in ihm vorherrschend und verdrängt das Gemüt. Er ist aber auf alle Fälle ein Kritiker, dessen Ansichten in reichem Maße Geltung verdienen.

Die Feuilleton-Kritik besteht in ihren bekanntesten Vertretern aus Speidel, Wittmann, Hanslick, Kalbeck, Thaler, Grasberger, E. Ranzoni, R. Valdek, Joh. Meissner, L. Hevesi. Was ich über Speidel in der „National-Zeitung“ sagte, setze ich aus gewissem Grunde hieher: „Speidel ist unstreitig einer der ersten lebenden Stilisten; seine Schreibweise ist klar, durchsichtig und von vollendeter Kunst. Mit erstaunlicher Feinfühligkeit weiß er in das Wesen eines Werkes einzudringen und die ihm innewohnende Stimmung in seiner Inhaltsangabe festzuhalten. Mitten im Fluss der Rede fesselt ab und zu eine den Kenner entzückende Wendung, ein oft ans Paradoxe streifender Satz, der bei näherer Prüfung sich als geistvoller Aperçu erweist. Speidels Kritiken, deren Umfang sich selten über die sechste Feuilleton-Spalte hinaus erstreckt, besitzen einen unermesslichen Einfluss, der jüngst durch den Antrag der Intendanz, die Direktion des Burgtheaters zu übernehmen, die beste Illustration erfuhr. Leider aber ist Speidels kritische Anschauung eine zu negative und abweisende. Kritik zu üben kann unter Umständen künstlerischem Schaffen gleichgestellt werden: aber wie letzteres stets ein positives Hervorbringen ist, so muss auch ersteres nach dem Beispiele Lessing stets ein positives Resultat, Belehrung oder Anregung, gewähren. Speidels Kritiken sind formell wie gedanklich Leistungen ersten Ranges, aber es mag dahin gestellt bleiben, ob Speidel ein sogenannter positiver Kritiker ist, der im Zerstören eines schlechten Werkes Anregung zum Entstehen eines besseren giebt.“ Diese Stelle hat man mir in Wien sehr verübelt; zum Beweise, dass ich nach wie vor derselben Ansicht bin, habe ich sie eben Wort für Wort hier wiederholt. Nur möchte ich eine kleine Bemerkung hinzufügen: Vor kurzer Zeit las ich von Speidel ein Feuilleton über Böcklin anlässlich der in Wien ausgestellten „Pietà“. Die kaum fünf kurze Spalten umfassende Arbeit hat mich bis ins tiefste Herz hinein gepackt: so wundersam hat Speidel die Eigenart dieses großen Malers aufgefasst und wiedergegeben, so warm und voll seine Vorzüge anerkannt, dass ich aufs freudigste überrascht war. Also Böcklin hat das Kunststück zu wege gebracht, Speidel zum Aufgeben seines Princips vom nil admirari zu zwingen! Nun muss man sich fragen, welch' unermesslich segensreiche Bedeutung könnte ein Mann wie Speidel für die Kunst gewinnen, wenn er in derselben Weise nicht Böklin allein, sondern auch andern Künstlern, seien sie nun Dichter oder Maler oder Poeten (und Speidel schreibt über alle Gebiete der Kunst gleich wunderschön!), beratend und wohlwollend zur Seite

---

nen“ Norden. — „Aus Hellas, Rom und Thule“ Leipzig. — „Island“ Wien. — „Isländische“ und „Lappländische Märchen“ Wien. — Außerdem zahlreiche Uebersetzungen und strenngwissenchaftliche Arbeiten.

stände, anstatt ihr Schaffen erbarmungslos zu zergliedern?

Hugo Wittmann ist einer der beliebtesten und populärsten Wiener Feuilletonisten; sein Stil ist von einer Glätte und einer Vollendung, die ihres Gleichen sucht. Bevorzugt er auch französische Stoffe, so ist nichtsdestoweniger ein jedes andere Thema, das er ergriff, unter seiner geschickten Hand als prächtiges Feuilleton hervorgegangen. Mit viel Glück betätigte er sich in neuester Zeit als Librettist, was auch sein Gutes hat, indem diesmal ein berufener Schriftsteller sich auf ein Feld geworfen, auf dem gewöhnlich die barste Impotenz, aufgeputzt mit allerlei Plagiaten verschämter und unverschämter Natur, sich breit machte. Ueber Hevesis novellistische Leistungen habe ich mich bereits ausführlich ausgesprochen, hier genügt nur die Bemerkung, dass auch seine kritischen Feuilletons seiner Begabung würdig sind. Das Gleiche gilt von Thaler, Grasberger und Kalbeck, welchen ich ausführliche Referate gewidmet habe.

Nun kommen wir zu den sogenannten echten Wiener Feuilletonisten: F. Schlögl, D. Spitzer, F. Groß, V. Chiavacci, E. Pötzl, J. Bauer, J. Mamroth, J. Oppenheim. Die Eigenart des besten drastischesten Sittenschilderers des alten Wien habe ich ebenfalls bereits den Lesern des „Magazins“ zu skizzieren gesucht; der gefährlichste unter den Genannten ist unstreitig Daniel Spitzer; sein Witz ist ein mörderischer und heimtückischer: er überfällt gewissermaßen aus dem Hinterhalt einer scheinbar harmlosen Wendung, eines zufälligen Wortspiels sein Opfer. Seine Artikel erschienen gesammelt in den „Wiener Spaziergängen“, in denen für den Kulturhistoriker späterer Tage ein reiches Material aufgestapelt ist. Allerdings darf dieser nicht Alles wörtlich nehmen, was Spitzer vorbringt; seine Darstellung ist nicht nur witzig verzerrt, sondern manchmal auch sehr ungerecht. Seine bereits ins Monotone übergehenden Sticheleien auf zwei sehr achtbare und sehr verdienstvolle Persönlichkeiten, L. A. Frankl und Joseph Weilen, könnte er einmal einstellen. Auch als Novellist hat sich Spitzer versucht in dem „Herrenrecht“ und den „Verliebten Wagnerianern“. Die erste Novelle hat einen kecken flotten Vorwurf und funkelt von Geist und Laune; die zweite steht litterarisch nicht so hoch, ist aber ebenfalls eines der heitersten und gelungensten Erzeugnisse dieses Genres. Ueber F. Groß schrieb ich bereits vor einigen Jahren in diesen Blättern; er ist der Strauß des Feuilletons. Einen Straußeschen Walzer hat wohl Jeder gehört, eines jener fascinierenden Tonstücke, in denen es jubelt und schluchzt bald wehmütig aufseufzt und bald in toller Lebenslust aufbraust, eines jener Tonstücke, die das Blut in feurige Wallung und das Herz in eine Alles versöhnende und Alles verzeihende Phantasie- und Gefühlsschwelgerei versetzen. Eine ähnliche bezaubernde Wirkung übt oft ein Feuilleton von Groß aus. Das ist ein rhythmisches Hin- und Herwogen der Gefühle in musikalischer Sprache; die lustig-wehmütige Selbstpersiflage, die Groß oft treibt, ist weiter nichts als eine liebenswürdig-auflachende Koketterie, die träumerisch hinsterbende Stimmung, die Groß so hübsch zu schildern versteht, hat Strauß in Tönen ausgedrückt, die Philosophie, die Groß treibt, ist ein fein ausgearbeitetes melodiöses Spiel der Gedanken, wie ein Straußscher Walzer ein zauberisches Spiel der Gefühle ist; Groß ist eben ein Musiker in Worten. Wenn er aber konkrete Stoffe behandelt, dann kann er auch durch und durch poetisch werden; er vereinigt französische Grazie mit deutscher Gemütlichkeit. Sein Stil ist von melodischer Anmut und Schmiegsamkeit, alle Lichter des Wiener Naturells blitzen in seinen Arbeiten, aber zugleich offenbart sich auch bei ihm auf's Deutlichste der dem Wiener Feuilleton innewohnende Kardinalfehler. Groß will nur für eine Viertelstunde den Leser festhalten, am Schlusse seiner Artikel hat man gewöhnlich den Eindruck eines verlohten, buntfarbigen Feuerwerkes. Seine Arbeiten erschienen bisher gesammelt in folgenden Werken: „Kleine Münze“ — „Mit dem Bleistift“ — „Nichtig und flüchtig“ — „Aus der Bücherei“ — „Heut und gestern“ — „Aus meinem Wiener Winkel“ — „Litterarische Modelle“. Auch drei kleinere Novellen sind von ihm erschienen, die mir übrigens nicht besonders gefallen. Einer der ersten Wiener Chronisten ist Vincenz Chiavacci, der Verfasser der prächtigen Skizzensammlung: „Aus dem Kleinleben einer Großstadt“. Er verfügt über einen drastischen und kräftigen Witz, beherrscht in glänzender Weise den Wiener Dialekt. Inbezug auf seine kleinen novellistischen Arbeiten gehört er eigentlich in das nächste Kapitel unseres Buches. Hier ist nur von ihm zu erwähnen, dass er der Schöpfer der köstlichen und volkstümlichen Figur der „Frau Sopherl“ ist, deren Ergüsse jeden Sonntag das Publikum einer großen Wiener Zeitung ergötzen. Als Schöpfer von typischen Figuren hat auch Franz Masaidek, der Redakteur des „Wiener Figaro“, Geschick bewiesen. J. Bauer ist Theaterkritiker; seine Rezensionen bestehen in Wahrheit aber aus einem Konglomerat von sogenannten Wiener Kalauern, die allerdings von einer besonders witzigen Ader zeugen, im Allgemeinen aber auf keiner litterarischen Höhe stehen. In dieser Beziehung ist F. Mamroth ihm überlegen: seine Feuilletons sind nicht frei von Manieriertheit, weisen aber ein eigentümliches Gepräge inbezug auf Sprache und Kolorit auf. Seine „Meilensteine“ sind ein geistvolles und anziehendes Buch. J. Oppenheim ist der Lokal-Plauderer der „Neuen Freien Presse“, seine Kauserien sind von feinster Ironie durchwürzt, ihm verdanken wir auch manch' treffliche Beleuchtung öffentlicher Angelegenheiten. Einige seiner Witze haben in Wien durchgeschlagen, wie z. B. folgender: „Die österreichischen Zweikreuzer-Zigarren sind nicht so schlecht, als einem drauf

wird.“ Ueber Pötzl (Verfasser von „Jung-Wien“, „Wiener Skizzen“, „Skizzen aus dem Gerichtssaal“) habe ich mich ebenfalls vor langer Zeit im „Magazin“ ausgedrückt. Er scheint durch seine journalistische Tätigkeit als Berichterstatter eines gelesenen Wiener Blattes auf das Eigentümliche seiner litterarischen Fähigkeit gekommen zu sein; auch er bildet eines jener Beispiele, dass strenge journalistische Pflichterfüllung nicht immer ein echtes Talent ersticken muss; in diesem Falle hat sie sich sogar fördernd gezeigt. Pötzl hat in seinem Berufe sich einen scharfen Blick für das Schilderns werte des Alltagslebens erworben und die Fähigkeit erlangt, das Komische, das oft in einer scheinbar ernsten Sache schlummert, herauszufinden. Er ist ein Meister im Genre volkstümlicher Szenen, sogar eine gewisse Farbenpracht steht ihm zu Gebote. Er mischt sich nicht nur in die Gruppen und Massen des Volkes, er sucht dasselbe auch in seinen Häusern und Hütten auf, hört den Einzelnen jammern und klagen, jauchzen und jubeln, und all' das, was er erlauscht, bringt er zu Protokoll, prägnant, scharf zugespitzt, wie einen Zeitungsbericht, aber feiner ausgearbeitet. Aber auch über Sarkasmus verfügt er, besonders da, wo er die Absonderlichkeiten und Auswüchse des Wiener Charakters schildert. Ein scharfer, schneidiger Feuilletonist ist Adam Müller-Guttenbrunn, mit ungewöhnlichem statistischen Talent ausgestattet, versteht er es, sich brennende und tiefer gehende Fragen auszuwählen, deren Behandlung denn auch große Wirkung erzielt. („Wien war eine Theaterstadt“, „Die Lektüre des Volkes“, auch ein Roman „Frau Dornröschen“.) Zwei junge Autoren, E. Wengraf und Th. Herzl, haben in neuester Zeit die Aufmerksamkeit des Zeitungspublikums auf sich gezogen, der eine durch seine kecken und scharfgesehenen Skizzen, der andere durch seine flottdialogisierten, witzfunkelnden Plaudereien. (Verfasser von „Neues von der Venus“.)

Was die Wiener Novelle anbelangt, so müssen wir uns hier kurz fassen, denn ich komme auf sie im nächsten Abschnitt zu sprechen. Ab und zu erscheint in Wiener Blättern unter dem Strich ein novellistisches Erzeugnis, namentlich von L. Hevesi, G. Schwarzkopf, F. Kapff-Essenther und B. Groller, wie schließlich die meisten der angeführten Autoren auch in diesem Genre aufgetreten sind.

Wir dürfen diese Skizze nicht schließen, ohne in freundlichster Weise noch zwei jüngere Kräfte hervorzuheben: Heinrich Glücksmann und Paul Mannsberg. Glücksmann ist ein vielseitig gebildeter Feuilletonist, der sich sicherlich in Wien einen Platz erobern wird; eine reiche, poetische Natur bezeugt Mannsberg in seinen liebenswürdigen Aufsätzen, die in zahlreichen Zeitschriften erschienen, von dem Talent des Autors einen erfassenden Beweis erbringen können, sobald sie in einer Buchausgabe vereint dem Publikum sich präsentieren werden.

Es ist unmöglich, jeden namhaften Wiener Feuilletonisten an dieser Stelle zu charakterisieren; wir wollten nur nachweisen, wie vielseitig an Tönen und Farben das Feuilleton der Kaiserstadt an der Donau ist. Welche bedenklichen Mängel aber demselben innewohnen, kann ich hier nicht gut erläutern; ich müsste den Raum sonst zu sehr überschreiten. Ich verweise nochmals den Leser auf meine diesbezügliche Studie in der „National-Zeitung“, welche mit der heutigen Arbeit verschmolzen einen Bestandteil meines demnächst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinenden Werkes „Wiener Autoren“ bilden wird.



Wie historische Romane fabriziert werden?

Eine unzeitgemäße Betrachtung.

Eines Tages stürzt mein Freund Balthasar Felber mit dem Ausrufe „ich habe eine Kapitalidee“ in mein Zimmer. Felber ist Doktor der Philosophie honoris causa, welchen Ehrentitel er durch seine berühmte Flugschrift „Der perfekte Philosoph, oder wie erlernt man die Philosophie in acht Tagen“ an einer Winkeluniversität erlangt hatte. Er tat sich zwar auf seine Doktorwürde nicht viel zu Gute und da er sich jederzeit „in momentaner Geldverlegenheit“ befand, hätte er dieselbe bereitwilligst in „klingende Valuta“ umgesetzt. Doch wer wollte bei den „schlechten Zeiten“ ein Doktorat kaufen? Niemand und so dauerte die momentane Geldverlegenheit des Herrn Doktor fort. Da sich Felber privatim auch damit befasste „wegen ungeordneter geistiger und materieller Verhältnisse“ Selbstmordversuche in unzähligen Auflagen zu vollführen, nannten wir ihn entre nous den „berufsmäßigen Selbstmörder“. Letzterer Beruf bot ihm aber leider nicht das mindeste Nebeneinkommen und so warf er sich mit großer Leidenschaft auf die Schriftstellerei. Er „arbeitete“ in Lyrik, Epik und Dramatik, ohne sich auf irgend einem dieser Felder Lorbeeren einzuheimsen. Der gute Mann war sogar gezwungen, seine erotischen Gedichte im Selbstverlage erscheinen zu lassen, bei welcher Gelegenheit er ein großes Festbankett zu Ehren des verkauften fünften Exemplars gab. Ebenso war es ihm nicht vergönnt mit seiner Anthologie „Was über die Schneider gesagt wurde“, einen durchschlagenden Erfolg zu ernten. Er widmete sich daher in seiner äußersten Not dem Feuilleton und zwar einer trefflichen Spezialität desselben, den „Werkelfeuilletons“, in denen er in Form von Skizzen, Novellen und Studien gegen die Leierkästen räsonnierte. Das war ein Genre, welches dem Publikum sehr gut gefiel und ihm zwei Jahre Lebensunterhalt gewährte. Nun war ihm aber sein „Stoff“ ausgegangen, er hatte schon dieses Sujet auf das Unmöglichste ausgebeutet. Tag und Nacht

brütete er nach einem ähnlichen Stoff. Er hatte zwar einen gefunden „Das Seelenleben der österreichischen Flöhe“, von welchem er behauptete, dass man drei Jahre davon leben könne, doch er konnte daraus bloß zwei Novellen meißeln, denen sogar „politische Bedenken“ vorgeworfen wurden. Also wieder zwei monatliche Quellenstudien, Terrainlernen über die Flöhe umsonst gewesen; da diese Insektengattung litterarisch so gar nicht lebensfähig ist. Nach diesen Flöhen verzweifelte der Doktor. Was nun beginnen? Ich war sehr gespannt hierüber. Da stürzt er, wie erwähnt, voll bacchantischer Laune zu mir. Ich frage ihn sofort: „Felber, hast du etwas entdeckt,“ worauf er freudetrunken antwortet: „Noch einmal — Amerika, aber das macht nichts; mir ist vor innerster Freude ganz kannibalisch humoristisch zu Mute, drum höre und staune, mein Freund, ich widme mich dem historischen Romane. Es ist das ein superbes, exquisites Feld und ist es mir eigentlich leid, das ich es nicht erfunden habe. So etwas Leichtes, Naheliegendes! Du, ich habe bereits Titel für meine diesbezüglichen ersten drei Romane, brillante, müssen im civilisierten Europa zumindest Furore machen; ich will dir den ersten verraten: ‚Die altbabylonische Assyrerstochter Sardanapalia‘; wäre es etwa nicht Schade zu diesem Titel keinen Roman zu schreiben? Von der Geschichte habe ich Gott sei Dank so keine Spur, dieses Genre ist daher für mich, wie geschaffen“ und er gab seiner tollen Laune in den gewagtesten Luftsprüngen Ausdruck.

„Sehr originell deine Idee,“ sagte ich, „muss mich davon erst erholen.“

„Und Stoffe habe ich bereits eine solche Menge, dass ich ein Menschenleben zu deren Aufarbeitung brauchen würde; ich werde dich anpumpen müssen, — erschrick nicht, — dass du mir einige Jahre deines Lebens leihst.“

„Schon gut, Jahre kreditire ich dir mit Vergnügen,“ wagte ich zu bemerken.

Er fuhr fort: „Gestern ist mir eine so interessante Tagesneuigkeit vorgekommen, aus der ließe sich ein ausgezeichneter — historischer Roman machen, ich will dir sie gelegentlich erzählen. Vorderhand werde ich die ‚Sardanapalia‘ bearbeiten, du kennst meine lose Phantasie, meine Erfindungsgabe, diese werden meine historischen Unkenntnisse vollauf ersetzen. Ich brauche gar keine Vorstudien, ich werde doch nicht erst nach Nimive — er wollte wahrscheinlich Ninive sagen — oder wie der Marktfleck heißt, reisen. In meinem Gehirn liegt die Simsonskraft, und für mich existiert keine Delila.“

„Du weißt etwas von Simson und Delila, das sind ja beinahe zu viel Kenntnisse, wenn man einen historischen Roman schreiben will,“ wandte ich ein.

„Du plagiierst mich ja mit deinen Worten, ich behalte mir auf meine Glossen alle Rechte vor. Um aber auf besagte Sardanapalia zu kommen, muss selbe in kürzester Zeit mit Illustrationen der hervorragendsten Maler, eine Zierde der europäischen Salontische bilden, und damit auch satirisch angelegte Personen ihre Freude daran haben, schreibe ich zugleich zu meinem historischen Roman eine Parodie unter dem Titel ‚Der jungassyrische Babyloniersohn Kunz von Sardanapales‘, welche natürlich noch mehr Sensation erregen soll, als der Roman. Den letzteren schreibe ich unter dem Originalpseudonym Knorrbull, für die Travestie habe ich noch kein passendes Pseudonym; verübe, wenn mir keines einfällt, ein Plagiat an einem guten Bekannten. Wie du siehst, habe ich Alles genau überdacht, selbst die nötigen Anachronismen — die von der Kritik in pedantischester Weise vom historischen Roman gefordert werden — sind in meinem Kopfe fertig. Ich lasse den Roman gleich in fünfter Auflage erscheinen, weißt, es macht das einen besseren Eindruck auf den Leser. O, es soll das ein klassisches Werk sein; ich sehe mich schon jetzt von sämmtlichen Recensenten des Kontinents als „verbesserte Auflage des Herrn Ebers“; als ‚zweiter Dahn‘ oder als der ‚neueste Eckstein‘ verschrieen, ich muss mir einige feuersichere Kassen für die Tantièmen kaufen ...“

„Genug des grausamen Spiels, wozu diese glänzenden Luftschlösser!“ unterbrach ich ihn.

„Nach dem ersten Roman folgen in dramatischer Steigerung immer neue, meine Produktivität soll sich mit der von Louise Mühlbach messen und ein moderner Heine wird von mir sagen:

> ‚Balthasar Knorrbull sitzt und strickt
> Am weltgeschichtlichen Strumpfe;
> Der alte Fritze ist abgetan,
> Er wählt Bonaparte zum Trumpfe‘ etc.

Ja, dann wird auch irgend eine Tagesmiscelle historisiert oder ein prädiluvianischer rumänischer Tronkandidat zum Helden eines Romans erhoben; psychologische Unmöglichkeiten, raffiniert ersonnene „Aussprüche“ hoher Persönlichkeiten sind meine Force ... ha ha ha ...“ Er lachte sehr satirisch dazu.

Wir sprachen noch kurze Zeit über seine weltenstürmenden Pläne und verabschiedeten uns sodann.

Schon nach ungefähr zwei Monaten erhalte ich einen prachtvollen Goldschnittband:

„Die altbabylonische Assyrerstochter Sardanapalia. Historischer Roman von Balthasar Knorrbull.“

Der Roman war einem kunstsinnigen Monarchen gewidmet, der eben einen Hausorden für „Kunst und Wissenschaft“ unter der Hand zu vergeben hatte. Felber hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht, die Kritik verhimmelte ihn, er ward in den gewagtesten Superlativen gefeiert. Zwei Wochen nach Erscheinen des Romans erschien auf Pergamentpapier gedruckt die von ihm selbst besorgte Travestie, die ein Meisterstück Alphonse Karr'scher Satire und Sterne'schen Humors war.

Wir Freunde des „berühmten Dichters“ waren erstaunt über seine genialen litterarischen Gaunereien und er äußerte sich nur immer in seinem gewohnten

trockenen Ton „Kunstgriffe, einfache Kunstgriffe — man muss dieses p. t. Publikum aber überlisten können". Sogar das ominöse Nimive kam im „historischen Roman" vor, Felber war zu faul gewesen, in einem Lexikon nachzuschlagen. Das Publikum jedoch betrachtete das als einen „unliebsamen Druckfehler", wie man ihnen so häufig in Dichterwerken begegnet. Und der „neueste Eckstein" ist noch immer im unbefangenen Glauben an Nimive, wohin er im „nächsten" Jahre eine Rundreise zu machen gedenkt. Er schreibt jedes Jahr seinen historischen Roman, das Publikum ist bereits gewöhnt daran und würde es ihm sehr übel nehmen, wenn er einmal damit ausbliebe. Das Erträgnis seiner Schriftstellerei ist auch gut und jetzt rüstet sich Knorrbull wieder zu einem dreibändigen Romankoloss. Das Werk möge ihm und dem p. t. Publikum wohl bekommen!

Wien. Alex. Engel.

Ueber den Geschmack lässt sich nicht streiten.

Von Philaleth.

(Schluss.)

Wir können durch diese Auffassung von der Wirkung des Schönen in der Kunst auch einen Widerspruch heben, welcher sich sonst sehr störend bemerkbar macht, und können Werke als schön retten, welche im gewöhnlichen Sinne Schönes nicht besitzen. Dass die Madonna di San Sisto schön ist, hat noch Niemand bestritten, noch kein Mensch hat sich dem Eindrucke entziehen können, dass etwas Erhabenes von dem Bilde ausgeht. Mit welchen Augen soll man nun aber vielleicht das Gegenstück dieses Bildes, die Hille Bobbe von Franz Hals ansehen. Da erblicken wir ein altes, hässlich grinsendes, augenscheinlich blödsinniges Weib, welches, vom Bier berauscht, eine Eule neckt! Ein hässliches Bild! Man bedenke, ein betrunkenes Weib, blödsinnig; wie ekelhaft, und doch wie wunderbar! Wie im höhern Sinne schön! Wir haben hier das Werk einer gewaltigen Schaffenskraft vor uns, und wenn wir vor dem Bilde auch nicht auf die Knie sinken, wir stehen davor bewundernd, als vor einer Äußerung einer elementaren, wir möchten sagen demokratischen Anschauung, welche nicht nur die im gewöhnlichen Sinne schönen Geschöpfe als Werke der Natur betrachtet, sondern dem alle gleich sind, wir staunen vor der Kraft menschlichen Geistes, welcher der Natur folgend derselben so nahe zu kommen verstanden hat, und sollte diese Bewunderung nicht etwas Hochsittliches enthalten? Sie ist es in der Tat, welche in ihrer Wirkung das Akkreditiv für ihre Herkunft aus dem Reiche der Schönheit besitzt.

Wir kommen so dem Unterschiede, welcher zwischen dem Schönen und Hässlichen herrscht, immer näher. Das Hässliche ist das Gewissenlose, das Schöne das Gewissenhafte. Entfernen wir uns etwas von der Gewohnheit jener Herren, welche den Kanon für Alles, was sich auf Kunst bezieht, schon fertig im Kopfe zu haben glauben, und kontrollieren wir unsere Sätze durch Beispiele, vielleicht finden wir in denselben eine neue Unterstützung für sie. Wir wollen uns dazu eines Namens bedienen, dessen Träger unsere Zeit zumeist bewegt: Emile Zola! Was wirft man ihm am Meisten vor? Zu große Freiheit in der Schilderung der geschlechtlichen Triebe. Meinetwegen, meinem Geschmack entspricht sie in ihr Krassheit auch nicht. Aber könnte man dieses nicht auch einem anderen Schriftsteller vorwerfen? Halt, da fällt mir ein, das ist ja auch der Fehler Paul de Kock's! Ist schon jemals ein Mensch so hirnverbrannt gewesen, jene Männer zu vergleichen? Warum denn nicht, hat Paul de Kock keinen Geist? Ganz einfach, Paul de Kock ist zunächst gewissenlos, deshalb ist er hässlich, Emile Zola ist gewissenhaft, und deshalb kann man seine Kunst auch schön nennen, nicht wie eine Madonna von Raphael, aber wie ein leidenschaftliches Bild von Caravaggio. Ob Jemand sagt, Raphael war größer als Caravaggio oder umgekehrt, ist eine Geschmackssache, denn jeder hat schließlich sein Ideal für sich und auch dieses ist nicht konstant, sondern es wechselt nicht nur nach Lebensaltern, sondern sogar sehr oft nach Stimmungen. Ein Künstler wird hier angejubelt, dort kühl aufgenommen werden, aber sobald seine Gegner zugegeben haben, dass derselbe dem Zuge seines Talentes nach seinem besten Wissen gefolgt ist, haben sie schon die Möglichkeit zugegeben, dass man ihn an anderer Stelle schön findet. Sie haben dadurch anerkannt, dass derartige Beurteilungen einzig und allein dem Geschmacke unterliegen und dass es bei dem unbeständigen Begriff des Schönen ganz und gar dem Zufalle unterliegt, welcher Geschmack der herrschende wird. Diese Umstände beruhen ganz und gar auf den unberechenbaren Faktoren Anlage und Erziehung. Jeder ehrliche Mensch wird einem ehrlichen Künstler in solchem Falle sagen: „Du bist zwar für mich nicht oder nur in geringem Grade schön, aber da du gewissenhaft bist, zweifle ich nicht daran, dass andere dich schön finden werden; wenn es mir mit einigen meiner Ideale mutatis mutandis ebenso geht, habe ich absolut keinen Grund, diejenigen, welche sich meinen Anschauungen nicht anschließen, zu verketzern, sondern, da meine Absicht und zwar meine feste die ist, dass der Kunst die Gewissenhaftigkeit erhalten bleibe, und diese sich nicht um gemeiner Interessen willen, entgegen ihrer innersten Natur, zu gemeiner Unterhaltung preisgebe, sondern sittlich wirke, — ich sage, deshalb muss ich dich anerkennen, ohne dich gerade zu lieben." Diese Anschauung ist die wahrhaft richtige und ehrliche, sie lässt die denkbar größte Auffassung des Schönen zu und weist der Kunst als ihr eigent-

liches Gebiet die sittliche Wirkung an; mit ihr wird sich keine Einseitigkeit verbinden. sie wird Jedem ihr Recht lassen und, wenn sie sich für ein fremdes Ideal nicht begeistern kann, so wird sie das nicht als eine Ueberhebung eines Anderen ansehen, welchen man in Ueberhebung und zugleich Selbsterniedrigung dafür begeifern darf, sondern sie wird jene fremde Auffassung respektieren als Geltendmachung eines Rechtes, welches für Alle gleich ist und sein muss. Die Hauptfrage bei der Beurteilung eines Kunstwerkes ist und bleibt: Welche Absicht hatte der Künstler? War sie gut, so hat er dadurch das Recht erlangt, von einigen für schön gehalten zu werden, und derjenige Künstler, welcher seine Absicht den Besten als die beste darzulegen im Stande ist, der wird mit Recht für den Größten gehalten. Letztere Entscheidung ist abhängig von der ersten; wie sie im Einzelnen ausfällt, ist Geschmackssache, aber dass sie überhaupt zur Diskussion kommt, ist nur möglich, wenn man dem Künstler die Gewissenhaftigkeit zuerkannt hat. Haben wir das und können wir uns für ein Kunstwerk auch dann nicht begeistern, so müssen wir uns das so erklären, dass unsere Natur auf Ansprachen von der Art, wie sie von jenem Werke ausgehen, gar nicht oder nur unvollkommen reagiert, und werden uns hüten, vorschnell zu urteilen.

Wie oft sind nicht schon Männer bei ihrem Leben zu den Todten geworfen und von dort zu den Unsterblichen aufgestiegen. Muss ich erst an jenes leuchtende Beispiel erinnern, das Richard Wagner unserer Zeit gegeben hat? „Winterstürme wichen dem Wonnemond." Sie weichen für jeden, dessen Absicht gut, dessen Wille sittlich ist. Aber das ist es gerade, und wir sagen das ohne weitere Umschweife, was denjenigen allzuoft fehlt, welche heute das große Wort führen.

Es fehlt die Sittlichkeit, nicht in dem Sinne, in welchem der Schutzmann und die alten Jungfern dies Wort auslegen, sondern in dem Sinne, wie die Männer dieses Wort verstehen. Eine Sittlichkeit fehlt, welche sich nicht verkauft, sei es an Einzelne sei es an die Gesamtheit, welche im Abscheu vor Feilheit und Gemeinheit sich abwendet von dem Hexentanze, den schäbige Ruhmbegier und Geldgeiz dem entsetzten Auge des Kundigen aufführen. Auf, zu den Waffen! Zu den Waffen gegen die dirnenhafte Auffassung, dass der Geist sich prostituieren müsse, um den Leib zu erhalten, zu den Waffen gegen den Aberglauben, dass weil sich über den Geschmack nicht streiten lässt, jeder Ungeschmack berechtigt ist! Kühn lege man die Axt an die Wurzel dieses Giftbaumes, dessen Atmung die Himmelsluft reiner Gerechtigkeit verpestet; eine Schande und Schmach sind jene Geister für uns, welche der Zeit ihr Kind abzunehmen sich berufen fühlen, und, üble Geburtshelfer, dieselbe ihrem Innersten vergiften! Auf, gegen jene, die Künstler zu sein vorgeben und nichts sind als Charlatane, die bauend auf die Dummheit der Menge das Haus ihres Ruhmes aufführen, deren Absicht schlecht und unsittlich ist. Auf aber auch gegen Jene, welche durch erschwindelten Einfluss zum Richter geworden sind über das Große und Erhabene, das man auch ehren muss, wenn es sich in dem geringsten wohl und sittlich beabsichtigten Werke des Menschengeistes geäußert. Aber was ist ihre Absicht, ist sie edel, ist sie sittlich, ist sie groß? Nichts von alledem, wo es nur möglich ist, durch petulanten Witz sich geltend zu machen, da sind sie in Schwärmen, wie die Heuschrecken, die die Frucht verzehren und durch ihre Menge das freie Sonnenlicht verdunkeln. Was liegt ihnen daran, die Menge aufzuklären? Nichts. Im Vordergrunde wollen sie stehen, nicht eines großen Zweckes wegen, sondern, um den Moloch ihrer eignen Persönlichkeit das Opfer zu bringen, dessen derselbe auch nur zu sehr bedarf. Denn was ist die „Berühmtheit" aller jener Leute? Nichts, Schwindel, Thon, den man zwischen zwei Fingern zerdrücken kann, was Wunder, dass sie ihn zur Widerstandsfähigkeit brennen wollen auf Scheiterhaufen, aufgerichtet aus Geisteswerken, die sie zu verstehen viel zu faul und übelwollend sind! Was ereifert ihr euch, was drückt ihr euren Abscheu aus gegen die Inquisition! Diese war vertreten von Leuten, die im Vergleich zu jenen, welche wir meinen, Ehrenmänner waren, denn sie verbrannten die Leiber um der Seelen willen, unsere Torquemadas vernichten die Geister um der Leiber willen!

Litterarische Neuigkeiten.

Zwei hervorragende Roman-Novitäten publiziert soeben die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart: „Die Leutringens", Roman von A. v. Klinckowström und „Einer aus der Masse", Roman von A. Römer. Beide Werke unterscheiden sich vortheilaft von dem Wust belletristischer Erzeugnisse, die jeder Tag auf den Markt wirft und können dem Leser bestens empfohlen werden.

Ein neuer Roman von Karl von Perfall „Ein Verhältnis" ist wie die früheren dieses Autors im Verlage von Felix Bagel in Düsseldorf erschienen. Der Verfasser hat das Wagestück unternommen, ein Thema zu behandeln, das mit so rücksichtsloser Wahrheit zu schildern nur einem wirklichen Talente gelingen kann. Dass wir diesen Versuch als völlig gelungen bezeichnen können, spricht genügend für die Güte des Buches.

„Erinnerungen aus meinem Leben" von Gustav Freytag (Leipzig, Hirzel). Freytags Leben, in den Jahren nach den Freiheitskriegen entfaltet, spann sich fort bis zur Gründung des Deutschen Reiches. Für den Berufsschriftsteller beanspruchen diese Aufzeichnungen natürlich einen besonderen Wert. Dass Freytags produktives Wirken sich allzu enge an seine gelehrten Studien anschloss, blieb ja Wissenden seit lange kein Geheimnis mehr. Um so erfreulicher wirkt durch den Gegensatz die durchaus moderne Weltanschauung des Meisters, dessen lehrreiche Betrachtungen über den Kunstwert der Prosa und des Romans bei akademisch angelegten Geistern gewiss lebhaften Widerspruch erregen. Auch wir können hier kaum seinen Standpunkt teilen. Der Vers in der Hand eines wirklich Gottbegnadeten verbürgt immer noch höhere Wirkung als die Prosa. Und vollends den Roman als Kunstform hochstellen können wir keinenfalls. Weil Freytag viele gute Romane, greuliche Gedichte, ein treffliches

Lustspiel und sonst ziemlich verfehlte Bühnensachen schrieb, darum sollen wir seine Verherrlichung der Romanform, die ihm eben als die leichteste am besten gelang, als Gesetz hinnehmen? Eine echte Tragödie ist künstlerisch mehr wert, als alle Sittenromane zusammen. — Das Urteil des erfolggekrönten Autors über die Persönlichkeiten, mit denen ihn sein Leben verknüpfte, verbirgt unter vornehmer Form einen souveränen Hochmut. Das herablassende Wohlwollen, mit welchem Freytag über Auerbach (ach, wenn er doch je einen „Diethelm von Buchenberg" geschrieben hätte!) und gar über Gutzkow redet, wirkt peinlich. Mit tiefer inniger Begeisterung gedenkt der erfahrene Weltmann nur aller Fürstlichkeiten, die in sein Leben hineinspielen. Eine kalte abgeschlossene Natur tritt dem Psychologen überall in diesen Memoiren entgegen. Der Stil ist mustergültig.

„Hymen." Roman von O. v. Redwitz (Hertz, Berlin). Ein etwas gezierter Titel, aber ein gutes Buch. Mit der ihm eigenen Ehrfurcht vor dem sogenannten Adel vertieft sich der Dichter des „Odilo" hier wieder in eine breitangelegte Adelsgeschichte. Der edle D'Israeli verschmähte in seinen Romanen alle Leute, die nicht mindestens 10,000 Pfund Rente „wert" waren, außer dem etwaigen auftretenden Reitknecht eines Lords — und der steht sich gewiss auch sehr gut. Oscar v. Redwitz lässt Niemanden vor sein freiherrliches Dichterauge treten, der nicht mindestens über zwanzig Ahnen verfügt. In seiner rührenden Andacht vor dem Adelsbegriff (lucus a non lucendo) hängt er den allgemein menschlichsten Dingen immer noch den Titel an. Bei ihm giebt's keine „Braut" schlechtweg, sondern eine „Komtesse-Braut". — Abgesehen von diesen äußerlichen Mängeln, kann man das in echt-realistischer Methode gehaltene Werk nur rühmen. Nur die Sprache entbehrt des individuellen Gepräges. Im Uebrigen wird man die straffe feste Durchführung eines (allerdings sehr unoriginellen) alten Motivs anerkennen, obschon das allzu tragische Ende à la Ludwig-Starnberger See bedenklich an Sensationsmache erinnert.

„Das Recht der Hagestolze." Eine Heiratsgeschichte (!!) aus dem Neckartal, von Julius Wolff (Berlin, Grotes Verlag). Klopfenden Herzens und voll schämiger Herzenswollust greifen wohl in diesen Tagen alle minniglichen deutschen Jungfrauen zu dem neusten Meistersang ihres Lieblingsdichters. Nannte er selbst es doch so verlockend „eine Heiratsgeschichte"! Als ob er uns je etwas Anderes gespendet hätte! Doch verbürgt dieser mit gewohntem Takt gewählte Titel schon einen durchschlagenden Erfolg. — Ins Jahr 1397 versetzt uns diesmal unser bewährter Künder wilder Märe. Doch fürchte man nichts! Nicht wie der plumpe Wilibald Alexis versucht er uns mit kulturhistorischen Finessen zu behelligen oder die Leute gar im Ton und Gedankengang ihrer Zeit reden zu lassen. Von solch unfruchtbarem Unterfangen, welches nur dazu dient, der schönen Leserin den Genuss zu verkümmern, hält der beliebte Dichter sich fern wie immer. Unstreitig wurden seine Damen Juliane, Sidonie, Richild, in einem gebildeten Pensionat für Töchter höherer Stände erzogen. Und der junge Ritter Ernst v. Steinach dürfte als Rittergutsbesitzer und Reserveoffizier, wohlfrisiert, von tadelloser Tournüre, noch heut jedes Mädchenherz keusch entzücken. — In allen Gauen des Vaterlandes wird diese „Heiratsgeschichte" sich dankbare Freunde erwerben.

Im Verlage von Eugen Peterson in Leipzig erschienen soeben: „Zwischen Donau und Theisz". Kleine Geschichten aus der Pussta, die ihren Verfasser Ernst Keiter als einen talentvollen Erzähler und Menschen und Dinge scharf beobachtenden Schilderer erkennen lassen. Die „Künstler-Geschichten aus drei Jahrhunderten", die derselbe Autor gleichzeitig erscheinen lässt, behandeln eine Reihe Sujets aus der Kunstgeschichte. Es spricht wohl am besten für die Güte des Buches, dass Rosegger ihm ein warm empfehlendes Vorwort mit auf den Weg gab. Erna Velten, die bekannte Verfasserin von „Fürs Dämmerstündchen", „Blau-Blümchen", bietet in ihrer Erzählung „Aus vergangener Zeit. Eine Familiengeschichte", ein Buch, das sich mit seiner geschmackvollen Ausstattung besonders gut zum Festgeschenk für junge Mädchen eignen dürfte. „Erinnerungen an Josephine Wessely" von L. Meiche sind eine pietätvolle Gabe, die die Verfasserin auf dem Grabe der zu früh verblichenen Künstlerin niederlegt. Der großen Zahl der Verehrer Josephine Wesselys wird das Buch willkommen sein.

„Von Haus zu Haus." Novellen-Cyklus von E. Merx (Gotha, Friedr. Andr. Perthes). Das neuste Werk der beliebten Verfasserin verdient unsere Anerkennung in hohem Grade; es ist ein Buch, das wir als Festgeschenk warm empfehlen können: das hübsche äußere Gewand, das ihm die Verlagshandlung mit auf dem Weg gab, macht es hierzu noch geeigneter.

Ein empfehlenswertes Märchenbuch, das es verdient auf recht vielen Weihnachtstischen zu liegen, ist „Neue Märchen und Fabeln". Von Friedr. Heinr. Otto Weddigen Mit 17 Holzschnitten von Carl Gehrts. III. Auflage. (München, Verlag von Georg D. W. Callwey.)

„Penu und Schenn." Eine ägyptische Dorf-, Soldaten- und Einsiedler-Geschichte aus dem ersten Jahrhundert nach Christus. Nach einer aufgefundenen Papyrusrollen-Handschrift. Herausgegeben von Georg Rebes. (Großenhain, Baumert und Ronge.) — Diese sehr witzige Parodie auf die furchtbare ägyptische Landplage jener Romane, welche Moses Ebers auf das Pharaonenland herabbeschwor, veranschaulicht uns so recht die ägyptische Finsternis der affektierten Ohnmacht, welche über den Weihnachtsgeschenk-Fabrikaten für die höhere Tochter lastet. — Wir konstatieren bei dieser Gelegenheit nur, dass diesmal die ganze Alte Garde dem neuesten Weihnachtsmarkt ihre verwaschenen blassen Mittelmäßigkeiten bescheerte. Natürlich kauft All-Deutschland das Zeug in fünfzigtausend Exemplaren. Gott bessers!

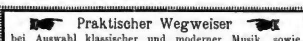
Im Verlage von B. Elischer in Leipzig erschien soeben „Aus schwerer Vergangenheit" von Wilhelm Jensen. Die neueste Schöpfung des allbeliebten Erzählers ist ein Geschichten-Cyklus, der den dreißigjährigen Krieg in seinen verschiedenen Stadien in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zur dichterischen Darstellung bringt. Dieser Grundgedanke bildet das einheitliche Band, das die fünf Novellen zusammenhält. Die bekannten Vorzüge Jensens weist sein neues Buch im reichsten Maße auf; der zahlreichen Gemeinde seiner Verehrer wird „Aus schwerer Vergangenheit" eine willkommene Festgabe sein. — Aus dem gleichen Verlag liegt in 3. Auflage vor: „Die Krankheit des Jahrhunderts." Von Max Nordau, 2 Bände. Es ist das jener Roman, der bei seinem Erscheinen in der Presse soviel Staub aufwirbelte und zu den bekannten erregten Auseinandersetzungen Veranlassung gab.

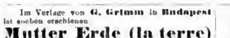
„Erinnerungen an Jane Welsh-Carlyle." Eine Briefauswahl. Uebersetzt, mit Anmerkungen und verbindendem Text versehen von Th. A. Fischer, Mitglied der „Carlyle-Society", London. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1887. Für diejenigen, welche von dem im gleichen Verlage erschienenen Leben Thomas Carlyles (1886, 2 Bde.) Kenntnis genommen haben, wird es von Interesse sein zu erfahren, dass nunmehr auch die Briefe seiner Gattin in reichhaltiger Auswahl und trefflicher Uebersetzung dem litterarischen Publikum vorliegen. Die Briefe, soweit solche in dem oben erwähnten Lebensbilde veröffentlicht sind, gereichen jenem Werke zum besonderen Schmuck und erwecken den Wunsch, eine größere Fülle von den Erzeugnissen ihrer gewandten Feder kennen zu lernen. Die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse werden berührt, zahlreiche Persönlichkeiten eingeführt und charakterisiert, so dass diese Briefe nachträglich einen reichen und lebendigen Kommentar zu Carlyles Leben bieten. Allen Litteraturfreunden und den Liebhabern einer geistvollen Unterhaltung öffnet sich hier eine reiche Fundgrube der mannigfachsten Anregungen.

„Die Bregenzer Klause." Schauspiel in fünf Akten von Hermann Lingg (München, Theodor Ackermann). Auch dieses neueste Drama des berühmten Lyrikers reiht sich, was Tiefe der Gedanken, schwungvolle Sprache und Gewalt der Diktion anbetrifft, seinen früheren dramatischen Schöpfungen würdig an.

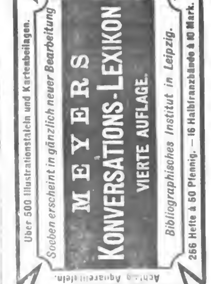
„Histoire des Vaudois d'Italie" depuis leurs origines jusqu'à nos jours par Emile Gomba. Première partie: Avant la réforme. (Paris, Librairie Fischbacher und Turin. Librairie Loescher.)

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.











Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Dieser Nummer liegen bei zwei Prospecte von J. C. C. Bruns in Minden i. W. und Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes.

Wochenschrift der Weltlitteratur.

1832 gegründet von Joseph Lehmann.

56. Jahrgang.

Herausgegeben von Karl Bleibtreu.

Preis Mark 4.— vierteljährlich.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

No. 52. Leipzig, den 24. Dezember. 1887.

Inhalt:

G. D. Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk.

Ein edler deutscher Stamm, der, vom großen Vaterlande räumlich und staatlich geschieden, seine deutsche Art trotz schwerster Bedrängnisse festhält, der Sachsenstamm Siebenbürgens, beging am 12. Dezember d. J. den siebzigsten Geburtstag seines geistlichen Oberhauptes, seines kühnen geistigen Vorkämpfers, seines hochverdienten Geschichtsschreibers, des Bischofes Georg Daniel Teutsch.

In der Reihe größerer und kleinerer Schriften, mit welchen Teutsch unter den achthundert Schriftstellern Siebenbürgens hervorragt, und deren Wertschätzung ihn zum Ehrendoktor dreier deutschen Universitäten machte, ist die „Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk“ in zwei Bänden, in erster Anflage Kronstadt 1852 und 1858, in zweiter Leipzig bei Hirzel 1874 erschienen, von so weittragender and allgemeiner Bedentung für die ganze deutsche Nation, dass längst in diesen Blättern auf sie hingewiesen werden musste; ein Versäumnis, das zu dem Ehrentage ihres Verfassers um so mehr nachgeholt werden darf, als die Geschichte der Taten und Leiden dieses Volksstammes eine Mahnung an alle Deutschen ist, demselben in seinem heutigen Kampfe gegen die alten Feinde beizustehen. Denn wie in den Jahrhunderten, deren Geschichte sein schönes Werk spiegelt, — dessen erster Band die Zeit bis zur Reformation, der zweite bis zum Frieden von Karlowitz (1699) umfasst, — so stehen sie noch heute da, ein deutscher Stamm in der ganzen Ueberlegenheit seiner höheren Bildung und reinen Sitte, Widerstand leistend der Gewalttätigkeit und Hinterlist, mit welcher ein mongolisches Volk sie in seinen Schlamm herabziehen möchte, und was Teutsch auf Seite 208 (Teil I) sagt: „Wenn ein ganzes Reich durch innere Fäulnis zu Grunde geht, ist ein einzelnes Glied, das von dem fressenden Gifte durch seine innere Lebenskraft bewahrt bleibt, eine um so erhebendere Erscheinung: eine solche sind die Sachsen“, — das darf auch für die heutige Zeit gelten. War Teutsch durch seinen ganzen Entwickelungsgang zum Geschichtsschreiber seines Volkes bestimmt — wir wissen, dass er schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Schäßburg sich historischen Studien widmete, dass er nach dem Besuche der Universitäten Wien und Berlin in seiner Stellung als Hauslehrer Gelegenheit hatte, archivalische Studien zu treiben, dass er dann als Gymnasiallehrer, in erster Linie für geschichtlichen Unterricht, sowie als Rektor des Gymnasiums, das ihn groß gezogen, das treffliche Werk vollendete, — so dass ihm ein unermesslicher Schatz historischer Wahrheit zu Gebote stand, — so hat zugleich seine Teilnahme an der ganzen geistigen Bewegung seines Volkes, wie sie die Stellung des Lehrers und Geistlichen in Siebenbürgen mit sich

bringt, und seine persönliche Teilnahme an den politischen Kämpfen der letzten vierzig Jahre ihm jene weite Anschauung gegeben, die auch in der Vergangenheit die wirkenden Volksgeister zu erkennen und in treffender Weise zu bezeichnen vermag.

Die Geschichte der Siebenbürger Sachsen ist ein fast ununterbrochener Kampf teils gegen die äußeren Feinde, teils gegen die Feinde im Ungarlande selbst, um ihr gutes Recht. Von den arpadischen Königen seit Geisa II. herbeigerufen, als diese ihr Reich gegen Kumanien (das heutige Rumänien) um das Land jenseit des Mieresch erweiterten, kamen die Sachsen aus Ripuarien her als freie Männer unter vertragsmäßiger Zusicherung ihrer Rechte und nahmen mit gekreuzten Schwertern — wie Georg Bleibtreus Bild sie zeigt — von dem öden Lande Besitz, das sie dem Ungarischen Reiche hinzufügten; den Zuzügen auf den Königsboden, auf dem sie, wie Teutsch annimmt, 50000 Höfe errichteten, folgten die sächsischen Ansiedler im Nösnerlande und die des Deutschen Ordens, welche das Burzenland als einen festen Wall an Ungarns Grenze setzten: Zum Schutz der Krone, ad retinendam Coronam, waren sie berufen, und sie haben dieses Wort bewährt. Oertlich getrennt, bildeten sie, mit Einschluss des später abgerissenen Klausenburg, in Ansehung ihrer Freiheiten eine große Einheit; der Freibrief des Königs Andreas von 1224 gilt „den gesammten deutschen Ansiedlern jenseit des Waldes", der Ausdruck Sächsische Universität, Universitas Saxonum, wird schon unter König Karl (1310) gebraucht; „sie sind immer eins gewesen", sagte Matthias Hunyadi bei Bestätigung ihrer Rechte. Das ihnen verliehene Sachsenland war ihr unbeschränktes Eigentum, ihre Flecken werden als freie Städte bezeichnet, hinzukommende Deutsche nahmen sie in ihr Bürgerrecht auf, aber keine andere Nation durfte auf dem Sachsenboden Grundbesitz erwerben, so eifrig der magyarische Adel strebte, sich in ihren Städten festzusetzen; nur als Siedler ließen sie später die anderen Nationen zu. Ihre Verfassung gaben sie sich selbst, wählten ihre Pfarrer und Beamte jeder Art, nur den Sachsengrafen ernannte der König aus ihrer Mitte. Zollfreiheit war ihnen durch ganz Ungarn verliehen, durch sie erhoben sich ihre Gewerbe zu reicher Blüte; sie hatten eigenes Münzrecht und auch ihre Münzen sind in sinnigen Sprüchen ein Abdruck ihrer Schicksale. In solcher Weise, sagt Teutsch, haben sich die Sachsen hier „in Freiheit und Gleichheit ein Gemeinwesen gegründet, das seines Gleichen wenig hatte, soweit die Sonne scheint."

Wie sie auf dem Reichstage schon seit 1292 als selbständiger Stand auftraten, so standen sie auch außerhalb des Sachsenbodens in ihren Besitzrechten dem magyarischen Adel Siebenbürgens gleich; sie erwarben und besaßen adlige Güter, lebten, wie es in den Urkunden heißt, nach der Weise der Adligen. Ihr Konnubium mit dem magyarischen Adel brachte freilich oft Nachteile mit sich und gefährdete den Bestand der sächsischen Landschaften. In den Schäßburger Artikeln von 1613 wurden die Adligen ausdrücklich aus der städtischen Verwaltung ausgeschlossen: „Quia vitas nobilitat hominem und Freiheit macht den Menschen edel, pflegt man zu sagen; weil nun nicht schönere Freiheiten allhier sein können, quam libertates Saxonum, und die Sachsen wegen derselbigen rechte Edelleute sind, wenn sie der Edelschaft recht gebrauchen, sollen derowegen alle diejenigen, so ihnen nicht genügen lassen, sondern adlige Vorrechte haben wollen und adlige Güter kaufen und sich dem Adel insinuieren, zu keinem Ehrenamte zugelassen werden."

Als selbständige Nation schlossen sie 1438 mit den Szeklern und dem magyarischen Adel den ersten Vertrag zu gegenseitigem Schutze, den sie selbst in den Stunden der Gefahr den anderen gewährten; sie selbst, die mächtigsten und kräftigsten der drei, welche den ungarischen Königen mehr Steuern zahlten, als die beiden anderen zusammen, so dass man sie die Schatzkammer des Fürsten nannte; allein im Besitze fester Städte, in welchen der Adel seine Zuflucht fand, und zahlreicher Burgen, wie sie die sieben Burgen im Schilde führten, und zum Heere des Königs einen starken Heerbann stellend. So rühmte König Matthias, wie „ihre Städte und Dörfer, mit welchen sie — der ungarischen Könige einziges und unvergleichliches Volk — das Reich geziert und vergrößert, und ihre Tapferkeit, des Landes Kraft, Stütze und Vormauer an der fernen Grenze seien", und der General Karaffa schrieb nach der Besetzung Siebenbürgens, dass „in ihnen Robur Transsilvaniae allein bestehe, indem diese Natio Nervus et Decus Transilvaniae sei".

Wie das deutsche Gemeinwesen in absolutem Gegensatze zu den Einrichtungen der Nachbarvölker stand, der deutsche Fleiß hier aus einer Wüste ein Kulturland schuf und aus allen Verheerungen neu hervorzauberte, so dass es auch heut den durch Halbasien Kommenden in Staunen setzt, die deutsche und mit dieser die klassische Bildung hier schon seit frühester Zeit gepflegt wurde — schon im vierzehnten Jahrhundert hatten die Dorfgemeinden ihre Schulen und selbst unter den Stürmen der Tartaren hielt im Schulturm der Lehrer seinen Unterricht; schon im fünfzehnten Jahrhundert wurden hier nur Pfarrer angestellt, welche eine Hochschule besucht hatten, — so tritt im Gegensatz zu den anwohnenden Völkern der deutsche Charakter des Sachsenvolkes am herrlichsten in jener Eigenschaft hervor, welche stets der schönste Schmuck des deutschen Volkes gewesen und hoffentlich bleiben wird, in der deutschen Treue. Sie zieht sich durch die ganze Geschichte Siebenbürgens, oft zum schweren äußeren Schaden, aber doch zum höchsten Ruhme des Sachsenvolkes.

„Sie sind," sprach König Ludwig 1370, „diejenigen Bürger des Reiches, auf deren Kraft die Sicherheit jener Grenzen wie auf festen Säulen ruht, und

deren unwandelbare Treue die Erfahrung fortwährend rühmlich bewährte." „Wie ihre Väter im lichten Tatenglanz strahlten," sagte 1427 König Sigmund, „so haben auch sie von der Ahnen hohem Geist beseelt, in des Reiches schweren Nöten Gut und Blut, Leib und Leben nie geschont, also, dass an ihrer Treue kein Makel haftet, und den Ruhm ihrer Taten die Zeit nie verlöschen, nie mit der Nacht der Vergessenheit decken darf." Und so schrieb Ferdinand 1535: „Da die Reinheit eurer Treue gegen uns der Art ist, dass wir euch mit besonderer Neigung zugetan sind, wird euer Ruhm und eurer Taten Gedächtnis mit Recht bei uns fort und fort würdig gefeiert und vor andern erhoben werden." Besonders bezeichnend ist der Brief Kaiser Rudolfs vom Jahre 1600 aus Prag, in dem es heißt, „sobald wir erfahren, dass Siebenbürgen wieder unter unsere Botmäßigkeit zurückgeführt sei, haben wir für unsere erste Pflicht gehalten, vor Allem zu euch ein Wort der Ermutigung zu sprechen, die ihr nach Herkunft und Sprache, und was mehr ist als Alles, nach angestammter Reinheit der Gesinnung Deutsche d. i. unseres Blutes seid. Unsere Räte und Untergeordnete, die wir in diese Gegenden geschickt, haben uns mitgeteilt, wie eifrig ihr zu jeder Zeit und so auch in den Tagen dieser jüngsten Umwälzung gewesen, uns eure Treue zu bewähren. Daher haben wir den Führern unserer Truppen und unsern Räten ernstlich befohlen und aufgetragen, in Allem besondere Rücksicht auf euch zu nehmen und lassen es uns angelegen sein, dass euch die Treue, mit der ihr uns ergeben seid, nicht gereue!" — Wohl konnte sie dieselbe gereuen: schon als sie um Ferdinands willen im Kampfe gegen Bathori Unsägliches duldeten, schrieb ihnen dieser (1581): „und das Alles ist geschehen, weil ihr jenem Fremden anhängt, der wie ein Wolf in eines Anderen Schafstall gebrochen; wahrlich, es ist ein Wunder, dass ihr Alle für Jenen so viel duldet, von dem ihr keine einzige Wohltat empfangen" — und dies bestätigte sich, als Ferdinand wirklich zur Herrschaft gelangte. Auch Kaiser Rudolf sandte ihnen das schlimmste Kriegsgesindel ins Land, dazu die Jesuiten; und doch hielten sie immer fest am Hause Oesterreich. Es berührt wunderbar, wenn Teutsch am Schluss seines herrlichen Buches auch der Worte gedenkt, welche Oesterreichs Kaiser am 21. Dezember 1848 an sein treues Sachsenvolk richtete, in welchen „die hohe Aufopferung" gerühmt wird, „mit welcher ihr bereitwillig Haus und Hof, Werkstätte und Pflug verlassen und mit freudiger Hingebung von Gut und Blut die Waffen ergriffen habt, um den seit Jahrhunderten bestehenden Bau unserer Gesammtmonarchie, ihre Einheit und Kraft, sowie die Rechte unseres kaiserlichen Hauses in dem Augenblicke drohender Gefahr zu stützen und zu schirmen" und die Versicherung hinzugefügt wird, dass „Tron und Staat wissen würden, die Bürgschaften zu schätzen, welche eure von unseren Ahnen so oft belobte Tapferkeit, Ausdauer und Treue, euer Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit und der vernünftige Gebrauch der unter euch heimischen Freiheit für den Glanz der Krone und den Bestand des Staates gewähren." Als die Geschichte Siebenbürgens in erster Auflage erschienen war, schienen sich diese Worte bewahrheiten zu sollen, das Sachsenland wurde hergestellt, — aber nur, um wenige Jahre später den erbittertsten Feinden desselben unter der Firma der Union preisgegeben zu werden.

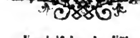
Wie schon im Eingange des Werks der Magyarenstamm als wild und ungeschlacht, beutegierig und wankelmütig, treulos und hinterlistig dargestellt wird, so kennzeichnet ihn bis heute die Geschichte. Durch ihren Treubruch ging die Schlacht bei Nikopolis verloren, durch den Verrat der Szekler die Schlacht bei Marienburg, Zapolyas verräterisches Ausbleiben bei Mohacz bereitete den Türken den Weg nach Wien. „Zwischen Deutschen und Ungarn, sprechen der letzteren Geschichtsschreiber, herrscht eine natürliche Feindschaft seit uralter Zeit; den Grund derselben fanden sie in der Herrschsucht der Deutschen und der Freiheitsliebe der Ungarn. War es aber nicht möglich, an Oesterreich die Rache zu stillen, so fanden sich ja Deutsche im Lande vor. Menschenalter war man gegen sie in Waffen gestanden; der Friede konnte nur das Schwert zur Ruhe bringen und erschien Vielen als ein Sieg, der dem alten Groll und der bitteren Leidenschaft endlich freies Feld gewährte. Daher auf so vielen Landtagen die Klagen der Sachsen über Beeinträchtigung und Rechtsgefährdung; daher der böse Spott und der beißende Hohn, der in so vielen Denkmalen jener Zeit die Stimmung der verbündeten Brüdervölker gegen die Sachsen kennzeichnet. Wenn nicht ein starker Fürst jenen verbissenen Groll zu zügeln verstand und mit strenger Hand Gerechtigkeit handhabte, so fehlte es nie an Männern, die ihre Vaterlandsliebe durch Verfolgung der Sachsen bewiesen." Mit jener unbegrenzten Verlogenheit, welche diesen Völkern eigen ist, suchten sie stets die Freiheiten der Deutschen zu negieren und zu eskamotieren und die Sachsen als ein elendes Handwerker- und Bauernvolk darzustellen. Eine der glänzendsten Stellen der Geschichte Siebenbürgens ist die Rede, mit welcher der Sachsengraf Albert Huet (1591) sein Volk „gegen den feindlichen Zahn böswilliges Neides" verteidigt: „Gott sei dafür gelobt, dass endlich so friedliche Zeiten gekommen sind, dass man sich mit Schuhemachen mag erhalten, und E. F. Gnade einen dicken, fetten und angenehmen Zins kann geben. Oder hat nicht Gott selbst zu arbeiten befohlen? Sogar Fürsten, Kaiser und Könige haben sich des Handwerks nichts geschämt" (folgen Beispiele), „darum soll E. F. Durchlaucht viel lieber dulden, und wir wollen sie viel lieber tragen die Name Kürschner, Schuster, Schneider als Diebe, Mörder und Räuber" (als bezeichnend für den magyarischen Adel). „Nichts-

destoweniger kann dieses Volk zur Zeit der Not auch zu den Waffen greifen. Glauben E. Durchlaucht, was ich kühnlich verspreche, dass sie nach geringer Uebung alles gegen den Feind wagen, sowohl ertragen sie Hunger und Durst, Frost und Hitze, sind weder dem Schlaf nach dem Wein ergeben, in Reisen und Plagen unermüdlich.“ Bei jedem Tronwechsel wurde der Versuch gemacht, die Rechte der Sachsen aus den Wahlkapitulationen zu beseitigen, und als das Staatsgrundgesetz Leopolds 1691 die Freiheiten der Sachsen aufs neue befestigte, sagten die Magyaren: „Sie würden trotz des Diploms die ehrwürdige sächsische Nation schinden und braten.“ Das haben sie nach Kräften getan und tun es noch heute; die letzten vierzig Jahre haben dem Buch der Geschichte neue Blätter von der Magyaren Treubruch hinzugefügt, welche die früheren an Schwärze übertreffen. Der edle Geschichtsschreiber selbst hat es als Landtagsabgeordneter 1848 erfahren, welche Zusicherungen die Führer der Magyaren gaben, als es sich um die Union mit Siebenbürgen handelte, und mit welcher Frechheit man den Sachsen entgegentrat, als sie an das gegebene Wort erinnerten.

Die Geschichte des deutschen Volkes ist unendlich reich an Kämpfen und Leiden, aber schwerlich giebt es einen deutschen Stamm, den so häufige und so schwere Heimsuchungen getroffen haben, wie das Sachsenvolk Siebenbürgens von den Einfällen der Mongolen ab bis in unsere Zeit. „Welch entsetzliches Unheil brachte nicht das Jahrzehnt mit Sigmund Bathoris reichsverderblichem Wankelmut und der deutschen Treue gegen König Rudolf dem armen Volke, welchen Jammer die eidvergessene Tyrannei des letzten Bathori, der Ehrgeiz des zweiten Rakotzi mit den grauenvollen Verwüstungen der Türken und Tartaren! Kein Menschenalter verging ohne die Leiden eines barbarischen Krieges, der, weil meist aller höheren Ideen bar, um welcher willen die Feuertaufe des Kampfes die Seele reinigt und stählt, jene unglücklichen Geschlechter nur groß machte im Heroismus des Leidens.“ — Auch heute, wo eine durch Trug und Verrat zur Herrschaft gelangte magyarische Junkermehrheit unter Bruch der den Deutschen verfassungsmäßig zugesicherten Rechte in Gesetzgebung und Verwaltung willkürlich haust und nicht nur, wie im Mittelalter die Sachsen in ihren äußeren Gütern plünderte sondern auch die idealen Güter dieses Stammes, der dem Mongolenadel gegenüber ein höherer Adel ist, die deutsche Sprache, Bildung und Sitte freventlich zu zerstören sucht, bedarf der Sachse dieses Heroismus des Leidens — und er wird ihn bewähren, denn um mit einem der schönen Motto zu schließen, mit welchen Teutsch die Kapitel seiner Geschichte schmückt: „Das ist die deutsche Treue, das ist der deutsche Fleiß, der sonder Wank und Reue, sein Werk zu treiben weiß!“

Als Teutsch's Geschichte von Siebenbürgen in erster Auflage erschien, zur Zeit des Bachschen Absolutismus, erhob der Staatsanwalt Anklage gegen ihn, die das Gericht zurückwies. Seitdem ist Teutschs Buch in Siebenbürgen ein Volksbuch geworden; möge es auch im deutschen Reiche in alle Häuser und Herzen Eingang finden, die Liebe zu den sächsischen Stammesbrüdern wecken, heben und pflegen, bis auch für diesen verlassenen Bruderstamm der Tag der Befreiung anbricht; möge ihr ehrwürdiger Geschichtsschreiber, der edle Bischof, jenen Tag noch schauen!

Charlottenburg. R. Böckh.



Vondelfeier in Köln.

(17. November 1887.)

Am 17. November war eine Erinnerungsfeier veranstaltet zum 300. Geburtstage des niederländischen Dichters Vondel, am 17. November 1587 von südniederländischen Eltern in Köln geboren, im Hause zur Viola.

Seine Eltern waren dem spanischen Drucke entflohen und kehrten, nachdem ihr Vaterland seine Unabhängigkeit durch kühnen Mut erkämpft hatte, wieder dorthin zurück.

Wenn auch Vondel selbst die Stadt der drei Könige verliess, seine Liebe zur Geburtsstätte blieb zurück und wie schön hat er sie später besungen!

Kein Wunder, dass Lina Schneider, die Uebersetzerin und Vorkämpferin niederländischer Litteratur in Deutschland, das Drama „Jephtha“, das Vondel selbst sein Bestes nennt, in deutscher Sprache wiedergab und veranlasste, dass das Drama am 300. Geburtstage des Dichters im Kölner Stadttheater aufgeführt wurde. Die Festvorstellung wurde durch einen, von der Uebersetzerin verfassten Prolog, von Herrn Leisner gesprochen, eingeleitet.

Obwohl das Drama den gestellten Anforderungen der Jetztzeit nicht entspricht, hat doch die Stimme Vondels mächtig zu uns gesprochen durch die herrlichen Verse, welche einen, zwar fremdartigen, aber sehr eigenartig fesselnden Zauber ausübten und alle Zuhörer zwang bis zum Schlusse aufmerksam zu lauschen, obwohl schon im ersten Akt alle Handlung verläuft und die folgenden Aufzüge nur die Klage der verschiedenen Personen enthalten.

Wohl ist es der Uebersetzerin zu danken, dass sie uns das Werk in so vollkommener Form wiedergab, die Szenen strich, die nur den Zuhörer ermüden und dadurch die Wirkung des Stückes abschwächen würden.

Der bedeutendste Strich ist der, wo die Szene der Dialektik für und gegen die Zulässigkeit und Notwendigkeit der Opferung in den stychomythischen Wechselgesprächen zwischen Jephtha, Gesetzeslehrer und Priester.

Der Reim ist beibehalten worden. — Die Darstellung unter Leitung des Oberregisseurs Lewinger aufs Sorgfältigste ausgestattet, bot dem Auge des Zuschauers manches farbenreiche Bild. Die szenische Anordnung, der Ton der ganzen Darstellung war einheitlich und stilgerecht.

Die Musik von Heinrich Zöllner, Direktor des Kölner Männergesangvereins, vermehrte den eigentümlichen Reiz des Ganzen.

„Jephtha" wurde mit edler Sprache und tiefer Empfindung gespielt von Herrn Heine, während auch die Leistungen der andern Schauspieler vorzüglich waren und man die Aufführung „Jephthas" eine Meiningsche Schöpfung nennen könnte.

Nicht nur in Köln, auch in andern Städten würde das Stück, nicht durch seinen dramatischen, aber durch seinen lyrischen und weihevollen Stil, gewiss Eindruck machen. Es liegt in der edeln Einfachheit der Dichtung etwas Bezauberndes.

Hätte ich von dem äußeren Erfolg zu sprechen, so müsste ich der Lorbeerkränze und Ehrenbezeugungen für die Dichterin, Regisseur, Komponisten und Darsteller erwähnen.

Ich übergehe das selbstverständlich und melde nur noch, dass am Tage der Aufführung die Niederländer aus allen großen Städten, von Universitäten (von Deutschland war Bonn vertreten), von Gelehrten, politischen Zeitungen, aus Künstlerkreisen, Deputationen zur Feier geschickt hatten, dass die Annalen des Kölner Stadttheaters, nach dem äußeren und inneren Erfolg, den 17. November 1887 als einen Ehrentag verzeichnen müssen.

Köln. Albert Reiger.



Karl Frenzels neueste Schöpfung.

Unter den zahllosen mehr oder weniger gut gemeinten und ausgestatteten Weihnachtsnovitäten hat sich diesmal ein ernstes und tiefes Buch in schlichtem und vornehmem Gewande eingefunden, ein Buch, dessen Daseinsberechtigung nicht mit den Lichtern des Christbaums verlöscht, das vielmehr zu den feinsten und abgerundetsten Werken gehört, womit uns das zu Ende gehende Jahr beschenkte. „Schönheit" (Berlin, Gebrüder Paetel, 1887) heißt das jüngste Werk Karl Frenzels, das in einem interessanten psychologischen Gegensatz zu des Autors vorletztem Werk „Dunst" steht. Es ist eines der anregendsten, aber auch schwierigsten Themen, den geistigen Zusammenhang zwischen den oft grundverschiedenen Werken eines Dichters zu suchen, ihre geheimen Beziehungen zu einander aufzudecken und aus ihnen gewissermaßen den Ring zu schmieden, der das Wesen, die Individualität des Autors einschließt. Wie kommt es, dass ich bei der Lektüre der Renaissance-Novelle: „Schönheit" mehrmals an des Autors modernen Roman: „Dunst" denken musste, ohne dass die beiden Werke weder dem Ton, noch dem Inhalt, noch der Tendenz nach auch nur die entfernteste äußerliche Aehnlichkeit aufzuweisen hätten? Wie kommt es, dass mir Frenzels neuestes Buch „Schönheit" oftmals als Antwort auf sein vorletztes „Dunst" erschienen ist? Im „Dunst" hat Frenzel ein eigentümlich fesselndes Bild der reinen, modernen Bestrebungen gegeben; ein reifer und weiser Künstler, hat er sich wohl gehütet, auf alle die Fragen, die er aufwirft und zum Gegenstand einer tragischen Handlung macht, eine bestimmte Antwort zu erteilen: wie eine trübe Dunstschicht den Horizont bedeckt und das Schauen in die Ferne verwehrt, so ist auch unsere Zukunft nebelverschleiert und wir können nicht bemerken, welche nahe Gefahr uns bedroht und können nicht hören, ob die Revolution mit dröhnenden Schritten bereits herannaht. Wie ein schwerer Alp liegt es auf dem Schluss dieser modernen Dichtung, die in scharfen, treffenden Zügen das Problematische unserer Zeit schildert. Und nun „Schönheit"! Scheint da nicht ein Sonnenstrahl durchs trübe Gewölk triumphierend zu leuchten? Vielleicht war es Frenzel ein Bedürfnis, den schwanken Boden der Gegenwart zu verlassen und sich in eine Zeit zu versenken, wo das Ideal der Kunst, die Schönheit, noch eine siegreiche und unbestrittene Gewalt auf Erden besaß. Doch falsch wäre es zu glauben, als stimmte hier Frenzel ein Triumphlied der Schönheit an, auch in dieser Dichtung bebt der Boden unter schweren Kämpfen und Hamerlings tiefsinnig schmerzliches Wort: „Der Tod der Schönheit ist ein Trauerlos" zittert wie eine wehmütige Melodie durch das ganze Buch.

Geheimnisreich in des Wortes edelstem Sinne, vieldeutig, reich an wundersamen Ereignissen, Welt- und Herzenskämpfen, ein glänzender Wiederschein einer vergangenen, merkwürdigen Zeit ist dieses Buch. Die Handlung ist in Kurzem folgende: Die schönheitstrunkene und lebenslustige Stadt Florenz ist wie ausgetauscht, des Mönches Savonarola Worte haben dies Wunder bewirkt. Er predigte von der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit aller irdischen Güter, von den Sünden der Welt, der Putzsucht und Eitelkeit der Weiber, den Lastern der Männer — Buße zu tun, ist höchste Zeit und im Feuer soll alles verlodern, was zu des Lebens Lust gehört, aber nur des Satans Werk ist. Mit seltsamer Gewalt der Rede war der Mönch begabt und eine trunkene Sehnsucht nach Buße, eine bacchantische Raserei, die schalen Besitztümer des Lebens zu vernichten, überfiel die Gemüter. Riesige Flammen loderten zum Himmel empor, welche kostbare Kunstwerke, Putz- und Schmucksachen verzehrten. Besaß der Mönch auf die Florentiner einen unterjochenden Einfluss, so übte er auf das schönste Mädchen der Stadt eine überirdische Gewalt aus. Sie hielt ihn für den Gesandten Gottes und sie befolgte aufs Strengste seine

asketischen Vorschriften, als hätte sie ihr Gott selber erteilt. Savonarola verfolgte genau den Lebenslauf dieses Mädchens, denn sie war die Tochter seiner ersten und einzigen Liebe und er wollte sie von den Gefahren bewahren, denen er selber mit knapper Not entgangen. So lebte das Mädchen in dieser licht- und freudlosen Erziehung heran und hielt das Leben nicht zum Frieden, zur Heiterkeit, sondern zur starren Buße, zur finsteren Entsagung bestimmt. Der langjährige alte Freund ihres Vaters, welcher in einem Landhause in der Nähe der Stadt seine letzten Jahre verbrachte, richtet an ihn die Bitte, er möge doch seine Tochter auf einige Zeit zu ihm hinauf schicken, dass er das Mädchen kennen lernte und sich an ihrer Jugend erfreute. Trotz der Abwehrung Savonarolas, aber auf ausdrücklichen Befehl ihres habgierigen Vaters stattet sie dessen Geschäftsfreunde den Besuch ab; droben, unbewegt von der öden Lebensweise ihrer Erzieher, inmitten einer herrlichen Natur, tritt dem Mädchen zum ersten Mal das Behagen des Daseins entgegen, umstrickt sie zum ersten Mal der Zauber der Schönheit, den das mit Kunstwerken reich ausgestattete Haus des alten Herrn ausströmte. Die Eindrücke dieser reinen Welt stürmen übermächtig auf sie ein und drohen all das was ihr bisher als gut und geboten erschienen, zu vernichten. Dazu kommt, dass der schöne, stolze Pflegesohn ihres alten Freundes, ohne dass sie es spürt, das Herz des spröden, kalten Mädchens zu bezwingen beginnt. Diesen Zwiespalt im Innern der keuschen Jungfrau und die aus ihm entspringende Scheu vor Giuliano hat Frenzel vorzüglich geschildert und die betreffenden Partien des Buches mit einer Unzahl von dichterischen Feinheiten ausgestattet. Elena reißt sich aber los, kehrt nach Florenz zurück und heiratet einen ihr verhassten Mann, aber durch unselige Umstände getrieben und namentlich auf Geheiß Savonarolas. Fast scheint es, als müssten sich nun die Beiden für immer aus den Augen verlieren, aber das Geschick hat es anders beschlossen. Eine Verschwörung zu Gunsten der vertriebenen Medici, die noch rechtzeitig aufgedeckt wurde und an welcher ein vornehmer Verwandter Giulianos sich beteiligt hatte, führt ihn zur Befreiung desselben in die Stadt, ein Zufall bringt ihn mit Elena auf einer Festlichkeit zusammen und Elena spürt, dass sie ihm, trotzdem sie einem Anderen angehört, auf Tod und Leben ergeben sei. Giuliano wird in kurze Haft gesetzt; Elena hört davon und setzt Alles daran, ihn aus derselben zu erlösen; es gelingt ihr zu ihm zu kommen, während unten grauenhaftes Getöse herrscht — das Volk setzt die sofortige Hinrichtung der Verschwörer durch —, sinken die Beiden einander in die Arme und wissen, dass von dieser Stunde an nur der Tod sie trennen könne. Giuliano wird nach der Hinrichtung seines Verwandten in Freiheit gesetzt, er nimmt Elena mit sich auf sein Besitztum, wo sie von Keinem, auch nicht von ihrem Gemahl gesucht wird, und einige herrliche Stunden idyllischen Friedens nahen den Beiden, während die Stadt von politischem und religiösem Hader erfüllt ist. Aber allgemach beginnt das Feuer im Herzen Giulianos zu verlöschen, der tatkräftige Mann sehnt sich nach Betätigung seiner Kräfte und die ungewisse Zukunft wirft ihre Schatten in ihr trautes Beisammenleben. Elena spürt, dass ihre Liebe zu ihm vor der Welt eine unheilige ist, dass sie als seine Geliebte, aber als die Gemahlin eines Anderen die Verachtung der Menge auf sich lenken müsste, — eine schwere Schwüle brütet über dem einfachen Landhause.

Auch in der Stadt steigert sich die Erregung von Tag zu Tag. Ein Priester forderte Savonarola zur Feuerprobe auf, die er anfangs annimmt, dann aber ablehnt. Am Tage, wo dieselbe stattfinden sollte, eilt Elena in die Stadt, von düsteren Ahnungen getrieben: sie sehnt sich nach ihrem Geliebten und glaubt sich wiederum von ihm betrogen, sie eilt ihm nach und sieht ihn an der Seite eines vornehmen Mädchens . . . voll Verzweiflung eilt sie in die Kirche zu Savonarola — ein Volkshaufe, an der Spitze Elenas Gatte, wälzt sich in das Gotteshaus. Savonarola wird gefangen genommen und Elena von ihrem Gatten, vor den Augen des hinzugekommenen Giulianos, erstochen. Giuliano hielt nichts als ihre entstellte, misshandelte Leiche in seinen Armen. „Waren das die Lippen, die er so oft geküsst, die die goldigen Haare, die er so oft um seine Hände gewickelt? Was ist die Schönheit hienieden, wenn sie in einem Augenblick in ihr hässliches und grausiges Gegenbild verwandelt werden kann?" Teilnahmlos um den Kampf, der in dem Hofe und in den Gängen des Klosters sich fortsetzte, jetzt ruhte, um dann mit wilderem Getöse wieder auszubrechen, starrte er vor sich hin, als wäre er in der Betrachtung dessen, was noch vor einer kurzen Frist Elena war, selber zu einem seelenlosen Schatten geworden, da suchten seine Augen, die für alles Irdische ihre Sehkraft verloren hatten, über die Leiche hinweg, in das Rätsel des Lebens zu dringen. Zerriss der Schleier vor ihnen, den er so lange wie die Andern Wirklichkeit genannt, sahen sie hinter dem bunten Abglanz und dem Schein der Dinge die Wahrheit? . . . „Aber welche Leiche hast du auf den Knien? Hast du deine Kunst vergeblich an ihr versucht? Pfui, wie hässlich!" „Garstig, sagst du?" und ein bitteres schmerzliches Lachen entsetzte die Genossen, die ihn jetzt umringt hatten. „Es war die Leiche des schönsten Weibes, Elena Vacchis." Schweigend verließen sie die Kirche, an dem Mönche vorüber, der neben einem Sterbenden niedergekniet war, ihm die heißen Lippen mit Wassertropfen kühlte und dazwischen leise die Sterbegebete vorsprach. Einmal draußen im Gewühl der Menschen, fand Dafli Spini die Sprache wieder: „Wenn dies der Inhalt des Lebens wäre" sagte er, sich schüttelnd, „wehe allen Geborenen! Aber, Giuliano, morgen ist auch noch ein Tag!"

Wir haben nur mit dürren Worten den Hauptinhalt des Buches skizziert: alle feinen Nuancen der Charakteristik, all die Auf- und Niedergänge der reichen Handlung muss der Leser selbst im Buche aufsuchen. Es ist ein originelles Problem, das Frenzel da aufstellte und mit aller Kraft eines zielsicheren Künstlers löste. Der fanatische, selbstherrliche Mönch als Vertilger der Schönheit, die der Heldin ihre strahlenden Geheimnisse enthüllt und mit dem süßen Schauder der erwachenden Liebe in ihrem Herzen sich ankündigt, auf der einen Seite; das ersterbende Leben in der Stadt, nur von den Psalmen der Büßer und „Heuler“ erfüllt, im schroffen Gegensatz zu dem sonstigen schönheitsseligen Treiben der Florentiner, auf der anderen Seite: also ein Problem, das Frenzel in einem allgemeinen und einem besonderen Falle uns vor Augen führt. Was die Anschaulichkeit und Plastik der Charakterzeichnung betrifft, gehört „Schönheit“ zu den besten Schöpfungen Karl Frenzels: das Liebespaar bildet in seinen Gegensätzen, seinen verschiedenen Anschauungen, ein wunderbares Bild einer tragischen Neigung; aber auch Savonarola ist in seiner Düsterkeit und seinem Zelotismus eine vortreffliche Gestalt. Die Handlung ist reich an spannenden, erschütternden und hinreißenden Momenten; das Zusammentreffen im Gefängnis mit dem grausigen Hintergrund der Hinrichtung, die Schilderung der Feuerprobe und der Schicksale Elenas an jenem Tage — das sind herrliche Szenen in ihrer psychologischen Wahrheit und ihrem phantastischem Farbenprunke. Man glaubt angesichts der Würde und Getragenheit des Tones oft eine Novelle von C. F. Meyer zu lesen, aber Frenzel besitzt nicht die marmorne Glätte, die abschreckende Kälte wie jener, Frenzels Gestalten sind Menschen, die Meyers nur Statuen; selbst in Bezug auf die an ihm so oft gerühmte historische Treue hat Meyer an Frenzel einen ebenbürtigen Rivalen gefunden: gerade diese klassische historische Treue ist es, die mich am meisten an dieser Novelle bestochen hat.

In Hamerlings neuestem wundersamen Epos „Homunculus“ kommt gegen den Schluss, wo von den Wundertaten des Helden die Rede ist, folgender Passus vor:

„Auf den wundersamen Umstand,
Dass das Licht und mit dem Lichte
Das, was auf des Lichtes Schwingen
Trifft das Aug' — der Dinge Bilder —
Manch' Jahrhundert, manch' Jahrtausend
Zeit sich nehmen, von den fernsten
Sternen bis zur Erde nieder,
Und von da zu jenen Sternen
Zu gelangen, so, dass Sterne,
Welche längst verkohlt, erloschen,
Wir noch stets am Himmel sehen — — —
Wem gereicht es nicht zu hoher,
Uebermenschlich hoher Freude,
Weise, Helden, schöne Frauen,
Welche todt schon manch' Jahrtausend,
Leibhaft lebend zu erblicken
Dieses, jenes längst Vergangne
Welthistorische Geschehen
Nachträglich in seiner vollen
Wirklichkeit, in seiner nackten
Wahrheit noch mit anzuschauen?
— — Gelāng' es
von entferntem
Fixstern hoch herabzuschauen
Auf das Erdenrund, so würde
Man auf ihm, mit Hülfe bester
Fernrohrlinsen, längst Vergangnes
Noch erschau'n als gegenwärtig!
Auf Athens erhab'nem Burgberg
Sähe man vielleicht noch wandeln
Perikles, Aspasia. — — —

Frenzel hat seine Novelle mit verblüffender historischer Treue ausgearbeitet, und man ist versucht, zu glauben, dass man, falls obige Idee wirklich ausführbar wäre, die Personen seiner Dichtung nur so sein könnten, als sie uns Frenzel hingestellt.

Berlin. Ernst Wechsler.



„Mein Debut.“ — „Monte Carlo.“

Von Ernst Ziegler.

(Dresden und Leipzig. Verlag von H. Minden.)

Was mir Zieglers Erstlingswerk sogleich sympathisch machte, war die ruhige, sichere Art, in der er sich einführte. Er wusste, was er wollte und er wusste, was er konnte, und das gab ihm die gelassene Ruhe, mit der er ins Feld zog, um sich wacker und unverzagt ins Gewühl der Kritikerlanzen zu stürzen.

Das ist sonst in der Regel nicht die Art der Debutanten. Eine gewisse Schüchternheit, — ein ängstliches Umhertappen macht sich bei ihnen bemerkbar, . . . soll ich? — Soll ich nicht? — Wird das nicht etwa den Leser ärgern, oder jenes gar den lauernden Kritikus reizen? Und so suchen sie, vom Lampenfieber gepackt, meist den Weg des gütlichen Vergleiches einzuschlagen, mit dem guten Vorsatze, später, wenn sie einmal in den Reihen der Diktatoren stehen, sich erst zu geben, wie sie wirklich sind.

„Cela est très carré: Mon début.“ schreibt Zola an den Autor, der ihm sein Buch gewidmet — „Cela est à la fois très brave et très modeste.“ So ist es auch; Ziegler geht mutig und bescheiden zu Werke, und das wirkt auf den Leser angenehm; er fühlt sogleich, dass er es mit einem Manne zu tun hat, der ihm sein bestes Können giebt, der sich aufmerksam in der Welt umgesehen und dessen scharfen Augen nichts entgangen ist.

Das, was er beobachtet und gehört, erzählt er uns in anspruchloser, aber sehr fließender und geteilter Sprache. Keine Manieriertheit, keine Effekthascherei, — Alles natürlich, nicht zu eingehend, nicht zu oberflächlich, — gerade so, dass wir ein packendes, lebensvolles Bild vor uns haben.

Da bringt z. B. die erste Novelle „Unser Hausfreund“ ein ganz vortrefflich gelungenes Porträt

eines jener Typen, in denen sich das Genie, der Narr, der Schmarotzer, der Lump vereinigt finden. Der Mann ist äußerlich und innerlich auf das feinste und charakteristischste gezeichnet, genau so, wie wir ihn perorierend, bettelnd und gleich einem ausgehungerten Wolfe fressend, schon irgendwo leibhaftig vor uns gesehen haben.

Ziegler ist ein klein wenig ein Verschwender: die vierzehnseitenlange Skizze „Der Baron“ hätte Stoff zu einer Novelle von zehnfacher Länge gegeben; der Schwätzer Ohnet würde daraus sogar einen meilenlangen Strumpf — Verzeihung — einen zweibändigen Roman gestrickt haben. Auch „Lucia“ und „Till“, — letzteres eine wahre Perle, — hätten sich zu längeren Erzählungen ausdehnen lassen, doch ich halte den Autor für reich genug, um sich solchen Luxus zu erlauben.

„Eine namenlose Geschichte“ nimmt den größten Raum ein. Die Charakteristik der Personen ist bedeutend, — wie sich Ziegler überhaupt trefflich auf das Porträtieren der Menschen versteht. In dem braven Ehepaar, das sich im Handel ein kleines Heim für die alten Tage und für das einzige geliebte Kind zusammengespart, finden wir den echten altwiener Typus personifiziert, und die Tochter, die natürlich im „Institut“ erzogen worden, ist das liebe, fröhlige, gutherzige, etwas idealistisch angelegte Wiener Kind, wie wir es jeden Tag mit seinem Notenhefte über die Ringstraße trippeln sehen können. — Auch Herr Junker, der Elegant, in dem die gutmütigen Eltern und auch Fräulein Liesbeth einen Kavalier wittern, scheint uns ein alter Bekannter, den wir schon im Leben getroffen, nur wissen wir selbst nicht gleich, wo uns der Mann einmal in den Weg gelaufen ist. So, wie er in tadelloser Kleidung und korrekter Haltung am Tische sitzt, macht er uns wirklich fast den Eindruck, als gehöre er den oberen Zehntausend an, als er aber nun seine Hand zum Gesichte erhebt, — eine große, rote Hand mit Siegelring auf dem Zeigefinger, — ah, das hat genügt, um unsere Erinnerung aufzufrischen: das ist ja Alois, der dienstbare Geist im Hause eines Bekannten, der uns schon einige Male beim Anziehen unseres Oberrockes behülflich gewesen ist! — Wie der Bursche comme il faut aussieht und wie er dem hübschen, frischen Mädchen allerlei angenehme Dinge zu sagen weiß! Das hat er seinem Herrn abgeguckt und er sucht nun die Erfahrung mit Erfolg zu verwerten.

Richtig gelingt es ihm! Liesbeth schreibt in ihr Tagebuch „je l'aime!!!!“ und mit diesen vier Ausrufungszeichen ist ihr Schicksal besiegelt. — Wohl entdeckt sie zu spät, dass nicht alles Gold, was glänzt, — Herr Junker entpuppt sich nach und nach als gehaltloser, gemeiner Lümmel, — aber dennoch hält sie treu zu dem Manne, dem sie ihre erste Liebe geschenkt, bis der Schuft endlich anderswo die seinem Geschmacke entsprechende Zerstreuung sucht, die ihm Liesbeth vor der Hochzeit nicht gewähren wollte. Vergeblich erwartet sie ihn im Bahnhofe, er kommt nicht, und der eisige Wind, der, durch die offene Halle streichend, die Harrende mit kalten Regentropfen peitscht, legt den Keim zur Krankheit, der das arme Kind bald darauf erliegen soll.

Auch Ziegler ist gleich Zola Pessimist; er liebt es, die Welt von der traurigen Seite zu betrachten, — aber er steht weniger kalt und souverän über den Gestalten, deren Schmerzen und Kummer er uns vorführt. Sein mitleidiger, mitfühlender Blick giebt ihnen das letzte Geleite, und darin nähert er sich mehr Alphonse Daudet.

„Monte-Carlo“ ist ein wertvolles Zeitbild, in welchem der Verfasser nicht nur durch treffliche Typenzeichnung, sondern auch durch bemerkenswerte Schilderungen glänzt. Es ist eine gewagte Sache, dem gemeiniglich nach Blüten lüsternen Leser eine reife Frucht vorzuführen, eine Heldin, deren Haar schon mehr als einen Silberfaden aufweist, während ihr Herz noch in jugendlicher Leidenschaft lodert, da der Rechte zufällig ihren Weg kreuzt, und doch interessiert uns diese geschiedene Frau, die nach der Spielinsel wandert, um ihren Goldträumen nachzujagen. Der Verehrer, den ihr das Schicksal vor die Füße wirft, verdiente, zum Dank für seine gutmütige Beharrlichkeit, in ihren Augen Gnade zu finden, — so wünscht es wenigstens der Leser, der fühlt, dass sie früh oder spät doch ihrem Fatum anheimfallen muss, — aber es bedarf doch erst einer totalen Erschütterung ihrer Existenz bis sie die Augen schließt und sich in die Tiefe hinabgleiten lässt. — Bestimmung! würde der Fatalist sagen. Freilich! Sie ist eben eine jener apathischen Dutzenderscheinungen, die sich auf dem Ozean des Lebens hin- und herschaukeln lassen und nur soweit eine Hand rühren, um sich auf der Oberfläche zu erhalten. Wohin sie die Strömung trägt, ist ihnen schließlich gleichgültig; hie und da machen sie vielleicht den schwachen Versuch, einer Richtung zuzustreben, aber die nächste Welle, die sie zurückschleudert, bricht auch schon den schwachen Anlauf zur Energie und Selbsttätigkeit.

Einen solchen Charakter hat sich Ziegler zum Vorwurf genommen und bis zum Ende logisch handeln, — oder vielmehr leiden lassen. — So ist es recht! Fest und beharrlich auf das vorgesteckte Ziel losmarschieren, — den Weg der Wahrheit nicht verlassen, das ist die Pflicht des Künstlers, der nach dem Leben schafft, und einem solchen Manne reichen wir gerne die Hand, indem wir ihm herzlich zurufen: Auf baldiges Wiedersehen! — — —

Harmannsdorf. A. G. von Suttner.



Litterarische Neuigkeiten.

„Napoléon et ses détracteurs" par Prince Jérome Napoleon. — Der Sohn des ci-devant Königs von Westfalen wendet sich hier gegen den großen Analytiker der modernen französischen Geschichtswissenschaft, Taine. Dieser, seiner induktiven Methode folgend, sammelte alle möglichen Tatsachen, beobachtete das „Milieu" d. h. die atmosphärische Umgebung Napoleons und begann nun verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen. Bei dieser Schlussprüfung verfährt er aber so eigenartig, dass ihn Prinz Plon-Plon der Unredlichkeit überführt. Abgeschmackt, unwürdig, lächerlich im kritiklosen und böswilligen Benutzen falscher Quellen und Verdrehen der Tatsachen, sinkt Taine bis zur Urkundenfälschung herab, wie leider aus zwei Beispielen klar ersichtlich. Auch steht es sittlich kaum höher, wenn Taine unter seine Hauptquellen zählt: „Die unpublizierten Memoiren des Herrn X." Wer ist dieser große Unbekannte, wo stecken diese Memoiren? Alle Zeugen aber, die der induktive Analytiker sonst zu Worte kommen lässt, werden von Jérome mit glänzendem Geschick entlarvt. Wer nach diesen Enthüllungen die Klatschbücher der Kokette Rémusat (wir haben diese Baronin stets im Verdacht gehabt, die laue Aufnahme ihrer zudringlichen Begeisterung habe in ihr die posthume Rachsucht einer verschmähten Liebe entzöndet), des Lumps Bourienne und des „misérable coquin" Abbé du Pradt (wie der große Kaiser ihn nannte — siehe auch das Tagebuch des englischen Arztes Warden in Hérissons „Cabinet Noir") als authentische Quellen benutzt, entehrt sich selber. In den Memoiren Graf Miots, aus welchen Taine ebenfalls mit Vorliebe falsch citiert, weist Jérome sehr richtig gewisse Stellen nach, welche überraschende Streiflichter auf den achtzehnten Brumaire und Napoleons großmütig schonendes Verhalten gegen den Streber Moreau werfen. — Wenig Wert messen wir hingegen der Anekdote bei, der spanische Freiheitsheld Mina habe bedauert, dass er gegen Napoleon focht. Wer den spanischen Krieg studiert hat, weiß, dass den Spaniern gar keine Wahl blieb, da die fränkischen Legionen den Stil Wallensteins und Tillys im Kriegführen adoptierten. — Was Prinz Jérome sonst noch in anmutender Form über „L'Homme et son oeuvre" zu plaudern weiß, schmeckt zu sehr „pro domo", als dass ein ernster Diener der Wahrheit ihm so weit folgen könnte. Vieles darin deckt sich allerdings auffallend mit der Charakteristik des demokratischen Cäsarismus in Bleibtreus „Napoleon bei Leipzig", wo direkt prophezeit wurde, dass die Rolle der Napoleoniden noch lange nicht ausgespielt sei. — Die Polemik gegen Taine entbehrt freilich der Urbanität, obschon wir die gerechte Entrüstung über Taines böswillige Fälschungen begreifen. Als der Berufs-Beschimpfer Bonapartes, Lanfrey, starb, kamen über ihn selbst eine Menge Dokumente zu Tage, die diesen erhabenen Sittenrichter selbst als gemütlosen Streber brandmarkten. So geht es immer. Wer allzu scharfsinnig die Fehler der Größe erspäht, ist gewiss selbst ein trauriger Zwerg. Seid doch vorsichtig, ihr Kleinen! Wenn man euer Leben so pharisäisch durchstöbern möchte, welche Kette von roher Selbstsucht und feiger Verlogenheit würde sich da aneinanderreihen! Die beste Rechtfertigung des Menschen Napoleon liegt für uns in dem Verhältnis des Vicekönigs Eugen zu seinem Stiefvater. Dieser hochherzige Mann schrieb an seine nicht minder brave Gattin, die bayrische Prinzessin Auguste, 1814: „In welcher Zeit leben wir und wie hat man den Glanz eines Trones herabgedrückt, wenn man zu seiner Besteigung Feigheit, Undank und Verrat verlangt! Pfui, ich werde niemals König sein." („Va, je ne serai jamais roi," im französischen Tonfall ein Wort von antiker Größe.) Er entließ seine Armee, als Alles verloren, mit der herrlichen Proklamation: „Soldaten, deren Züge ich für immer in meinem Herzen trage und all eure Wunden und Dienste — Wunden, empfangen unter meinen Augen, Dienste, deren gerechten Lohn ich befürwortete — vielleicht werdet ihr mich nimmer mehr an eurer Spitze und in euren Reihen sehen, vielleicht werde ich nie mehr euren Zuruf hören. Aber wenn je das Vaterland euch wieder zu den Waffen ruft, dann bin ich sicher, meine braven Soldaten, dass ihr gern in der Stunde der Gefahr euch wieder zurufen werdet den Namen Eugens." Und der Held, der mit gerechtem Stolz also reden durfte, antwortete dem Zaren Alexander, als ihm dieser einen selbständigen Königstron verbürgte, wenn er den fallenden Imperator verlasse: „Was Ew. Majestät die Güte haben meinen ‚Ruhm' zu nennen, ist nur ein Abglanz, den ich meinem großen Chef verdanke. Sie reden von Zurücksetzungen, die mir zu Teil geworden. Ich weiß von keinen. Und wäre selbst dies wahr, jetzt in seinem Unglück sehe ich in dem Kaiser nur eins: den Vater meiner Jugend, meinen Lehrer in den Waffen, den Gatten meiner Mutter und den Wohltäter meines Lebens." Als aber Eugen bei der Scheidung als Sohn Josefines seine Würde in die Hände seines Wohltäters zurücklegen wollte, rief Napoleon aus: „Wie, du mich verlassen! Das ist nicht dein Ernst. Wer soll denn bei dem Sohn, den ich erhoffe, meine Stelle vertreten, wenn ich fern bin? Wer soll sein Vater sein, wenn ich todt bin? Das bist du mir schuldig, Eugen." Solche Worte in solchen Augenblicken erhellen für den Psychologen klarer den innersten Kern einer Natur, als langatmige Klatschbücher neidischer Nörgler. — Lasst den Helden ruhen! Die schwache Hand der Sterblichen rührt doch nicht an seinen wahren Wert.

„Die politische Weisheit des Fürsten von Bismarck und des Grafen Camillo von Cavour." Dargelegt von Filippo Mariotti. Autorisierte Uebersetzung von M. Bernardi. 2 Bde. (Hamburg, J. F. Richter.) Die fünfundzwanzigjährige Todtenfeier Cavours war der äußere Anlass für das vorliegende Werk. Es ist eine überaus glückliche Idee Bismarck und Cavour, die ja beide die Einigung ihres Vaterlandes als gemeinsames Ziel ins Auge fassten, in ihren Gedanken und Ansichten nebeneinander zu stellen und eine Parallele zwischen den beiden größten Staatsmännern, die die moderne Zeit hervorgebracht hat, zu ziehen. Das Buch ist denn auch in Italien mit warmen Beifall aufgenommen worden und wir schulden dem Uebersetzer Dank dafür, dass er uns die Bekanntschaft dieses schönen Werkes, das auch in Deutschland der besten Aufnahme sicher sein kann, vermittelt hat.

„Geschichte der neuesten Zeit" (1815—1885). Von Professor Dr. Constantin Bulle. 4 Bde. 2. Auflage. Die neue Auflage des bei seinem ersten Erscheinen mit nahezu einstimmigem Lobe begrüßten Werkes ist soeben im Verlage von Leonhard Simion in Berlin, der dafür Sorge getragen, dass der ursprüngliche Text der letzten Bogen, der in der ersten Auflage korrumpiert war, wiederhergestellt wurde, erschienen; auch in anderer Beziehung enthält diese Auflage mannigfache Verbesserungen und man darf wohl behaupten, dass das Werk in seiner jetzigen Gestalt den weitgehendsten Ansprüchen gerecht wird und Anspruch darauf erheben darf, unter der nicht geringen Zahl derartiger Kompendien an erster Stelle genannt zu werden.

„Mythologische Landschaften." Lichtdrucke nach Gemälden von Professor Edmund Kanoldt, mit begleitenden Dichtungen von A. Leschivo. Leipzig 1877. C. F. Amelangs Verlag. Soeben erscheint in dem rühmlich bekannten Amelangschen Verlage ein neues Prachtwerk, das wir unseren Lesern angelegentlich empfehlen können. Unseres Wissens bietet dasselbe (abgesehen von den Illustrationen zu Amor und Psyche) die erste Gelegenheit, Kanoldtsche Werke in größerer Anzahl neben einander zu sehen. So findet man aber erst recht Gelegenheit, in Kanoldt den Meister in der Darstellung des Baumschlages und des Meeres mit seinen felsigen Küsten zu bewundern, die über jedes Lob erhaben ist: Aus jedem Zweige, aus jeder Welle spricht Mutter Natur ihre bald milde, bald trotzige Sprache zu uns. Wenn wir die herrlichen Eichen betrachten, die Kanoldt geschaffen hat, so wird in uns unwillkürlich der Wunsch wach, dass der geniale Meister einmal dem germanischen Altertum seine Kunst zu Gute kommen lassen möchte. — — Die Widmung und die zehn begleitenden Gedichte haben A. Leschivo zur Verfasserin, die auf das sinnigste und feinste wiederzugeben verstanden hat, was eine Iphigenie, Orpheus im dargestellten Augenblick empfand, oder was der Anschauende von den Bildern: Sappho, Dido und Aeneas, Antigone, Kassandra, Thetis und Achilleus, Echo und Narciss, Psyche nach dem Wunsche des Malers empfinden soll. Das elegant ausgestattete Prachtwerk wird jedem Weihnachtstische zum Schmucke gereichen.

Carmen Sylva, die gekrönte Dichterin, beginnt nun auch in der englischen und amerikanischen Journal-Litteratur Eingang und Anklang zu finden. In der bevorstehenden Weihnachtsnummer der bekannten englischen Frauen-Zeitung „The Queen" wird sie mit einer Weihnachtsgeschichte, betitelt: ‚The Burning Mountain' debutieren. Dem „New York Independent" hat die königliche Dichterin siebzehn bisher unveröffentliche Gedichte zur Verfügung gestellt, welche unter dem Titel: „Handwerkerlieder" in dem genannten Blatt gleichzeitig in deutscher und englischer Sprache erscheinen werden, damit, wie es heißt, „den Liedern die schöne Sprache und die glänzenden Bilder unversehrt bewahrt bleiben"

„Backfischchens Theaterfreuden." Ein Geschenk für kleine und große Fräulein. Lustspiele für die Jugend von Elise Henle, Verfasserin des Preislustspiels „Durch die Intendanz". Verlag von Levy und Müller in Stuttgart. Wiederum hat Elise Henle zur herannahenden Weihnachtszeit unserer Jugend gedacht und in „Backfischchens Theaterfreuden" eine Gabe geboten, welche gewiss von groß und klein freudig begrüßt wird. Das hübsch ausgestattete Büchlein enthält eine Anzahl Lustspiele aus der Feder der preisgekrönten Bühnen-Dichterin. Nach dem Werkchen der Frau Henle wird man um so lieber greifen, als die darin enthaltenen Lustspiele nicht nur sehr amüsant, sondern auch ohne viel Apparat überall, selbst in bescheidenem Familienkreise leicht aufzuführen sind.

„Herzensgeschichten." Ein Novellenstrauß von Julius Duboc. Dresden, R. v. Grumbkov, 1888. Eine echte Weihnachtsgabe von dem bekannten, feinsinnigen Verfasser der Physiologie der Liebe, die wir mit Freuden begrüßen. Es sind acht kleine Erzählungen, die so ganz dem Innenleben entsprossen sind, dass sie den Titel „Herzensgeschichten" mit vollem Rechte tragen.

„Geburtstagsbuch." Ein Geschenk- und Gedenk-Buch zusammengestellt von Katharina Kasch. Kiel, Lipsius und Tischer, 1887. Dies wunderhübsch ausgestattete Buch trägt im Titel die volle Inhaltsangabe. Seinen Hauptwert enthält das Buch in der außerordentlich geschmackvollen Auswahl der Sinnsprüche, die, auch entlegenen und halbverschollenen Dichtern entlehnt, immer einen erhebenden Gedanken enthalten und dem Geburtstagskinde Kompass und Leitstern für das irdische Leben sein mögen. Das Büchlein ist als feines und sinnvolles Weihnachtsgeschenk mit in erster Reihe zu empfehlen.

„Friedrich Wilhelm Robertson." Sein Lebensbild in Briefen. Nach Stopford, A. Brooke und Fr. Arnold nebst einem Anhang religiöser Reden. Mit einem Vorwort von Dr. Emil Frommel. Gotha, Fr. Andreas Perthes, 1887. Der als Pfarrer zu Brigthon 1853 gestorbene Fr. W. Robertson ist für sein Vaterland von hoher Bedeutung, weil er mutig gegen die daselbst herrschende kirchliche Engherzigkeit im Dienste eines aufgeklärten Christentumes kämpfte, indem er zugleich ein wahrer Hirte seiner Gemeinde war. Besonders heben wir hervor die Stellungsnahme Robertsons zur englischen Sonntagsfeier, zur Versöhnungslehre zu der Beteiligung der Pfarrer an der Politik. Außer dem rein biographischen Interesse bietet das Buch aber viel wahrhaft Erbauliches in den ausgewählten Predigten des Verschiedenen.

„Malerische Wanderungen in Europa" Serie I: „Deutschland". Eine Sammlung der schönsten Ansichten nach genauen an Ort und Stelle gemachten Original-Aufnahmen von Maler M. Gebhardt; Text von Friedrich von Hellwald. Kunstverlag von Paul Bayer, Dresden-Blasewitz. Dies ist bis zur Stunde der gelungenste Versuch, die schönsten und besuchtesten Gegenden unseres heimatlichen Erdteils, ebenso anziehend wie anregend zu behandeln, da abweichend von allem bisher Erschienenem die geschilderten Gegenden durch den belebenden Eindruck der Farbe dem Auge näher gerückt werden, während ein entsprechender Text des rühmlichst bekannten und beliebten Verfassers Friedrich von Hellwald für nötige Erläuterung sorgt. Trotz des billigen Preises wird dieses Werk nach der eben erschienenen ersten Lieferung zu urteilen, zu den schönsten artistischen Prachtwerken der Gegenwart zu zählen sein, und sonach ein unvergleichlich schönes, wertvolles Album für jede deutsche Familie werden.

Holger Drachmann: „Med den brede Pensel" (Gyldendals Verlag). Ein Künstlerroman, der viele geistreichen Beobachtungen über das Leben nordischer Künstler enthält und dessen Inhalt spannend erzählt ist. Das Buch wird den bereits vorher bedeutenden Namen dieses Dichters aufs Neue befestigen.

„Von Waldesrand und Meeresstrand." Gedichte von Arno Gals (Jena, Fr. Maukes Verlag). Die vorliegenden Gedichte, die einen stattlichen Band ausmachen, enthalten viel Gelungenes und zeigen ein tüchtiges Streben, dem wir besten Erfolg wünschen.

„Heinrich Heine." Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke und seiner Weltanschauung von Wilhelm Bölsche. Erste selbständige Abteilung. Leipzig, Hermann Dürselen. Bölsche beabsichtigt nicht, die biographische Litteratur über Heine um ein neues Werk zu vermehren, sein Streben ist vielmehr darauf gerichtet eine ästhetische Monographie zu liefern, die auf Grund einer planmäßigen Detailanalyse ins Einzelne vorgeht und weitgehende Schlüsse fällt. Der vorliegende Band gliedert sich wieder in vier Unterabteilungen, die die deutsche Periode des Dichters zur Darstellung bringen. Es ist ein wichtiger Beitrag von unzweifelhaft hoher litterarhistorischer Bedeutung und man darf den folgenden Abteilungen des Werkes mit berechtigtem Interesse entgegensehen.

„Gedankenlese aus Shakespeares dramatischen Werken" zusammengestellt und ausgewählt von G. Möhry. Verlag von Th. Fuendeling, Hameln. Möhrys „Gedankenlese" ist bei weitem am vollständigsten, reiht die einzelnen Stellen auf Grund einer ausgezeichneten, sorgfältig durchgeführten sachlichen Anordnung aneinander und citiert bei jeder nicht nur Akt und Szene, sondern auch die Person des Stückes, welche sie ausspricht. Die Wahl und Zusammenstellung des Stoffes ist eine äußerst glückliche.

Reclams weitberühmte Universal-Bibliothek hat ihren Bestand abermals um zehn Nummern vergrössert. Die letzterschienenen Bände (Nr. 2331—2340) enthalten: „Cyprienne" (Divorçons!), Lustspiel in drei Aufzügen von Victorien Sardou und E. de Najac. Bühnenbearbeitung von Oscar Blumenthal (2331). — „Ausgewählte Idyllen und Lieder" von Joh. Heinr. Voss. Herausgegeben von Otto F. Lachmann (2332) — „Uli der Knecht" von Jeremias Gotthelf. In der ursprünglichen Gestalt mit Worterklärungen herausgegeben und eingeleitet von Ferdinand Vetter (2333/2335). — „Der Hausvater." Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Diderot. Aus dem Französischen übersetzt von Gotthold Ephraim Lessing (2336). — „Die Poetik des Aristoteles." Uebersetzt und erläutert von H. Stich (2337). — „Hanne Nüte un de lütte Pudel." Charakterbild in drei Aufzügen nach Fritz Reuter von H. Schreiber (2338). — „Im dritten Stock." Schwank in einem Aufzug frei nach einer älteren Idee von Wilhelm Mejo (2339). — „Der Besuch im Carcer" von Ernst Eckstein. Mit sechs Original-Illustrationen von G. Sundblad (2340).

„Loreley," Rheinsage in elf Gesängen von Mary Koch. Zweite Auflage. (J. Kochers Verlag, Reutlingen.) — Die Loreleysage ist der Gegenstand der vorliegenden Dichtung, die bereits in zweiter Auflage vorliegt und dadurch beweist, dass sie die verdiente Anerkennung seitens des Publikums gefunden hat. Die blühende anmutige Sprache, die fließende Darstellung und die lebendige Schilderung sind die Vorzüge, denen das Buch seine Erfolge zu danken hat.

Der achte Band des vierten Jahrgangs von „Engelhorns allgemeiner Romanbibliothek" enthält: „Die Töchter des Kommandeurs" von Jonas Lie. Der Roman zeigt von Neuem die bekannten Vorzüge der skandinavischen Erzählerschule und besonders diejenigen Jonas Lies. Die scharfe Beobachtung, die realistische Schilderung und die Tiefe des Gemüts, die sich in diesem Roman offenbaren, bringen eine Wirkung auf den Leser hervor, deren Gewalt sich keiner entziehen kann. (J. Engelhorn, Stuttgart.)

Emile Corra: „La Bataille de Sédan, les véritables coupables par le général de Wimpffen. Histoire complète, politique et militaire d'après des matériaux inédits, élaborés et coordonnés. 9 Ed. Paris, 1887. Paul Ollendorff. Eine Ehrenrettung des Generals von Wimpffen durch Beibringung des vollständigen, seine Person betreffenden Materials. Hierbei werden scharfe Schlaglichter auf die mangelhafte Heeresleitung und Heereseinrichtung jener Zeit geworfen. Wesentlich Neues über die Schlacht selbst bringt das Buch nicht.

„A Historia dos cavalleros da mesa redonda e da demanda do Santo Graall." Handschrift Nr. 2594 der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Zum ersten Mal veröffentlicht von Karl von Reinhardstoettner. Erster Band. (Berlin, Verlag von A. Haack.) Reinhardstoettner hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen den portugiesischen Gral in der Handschrift der Wiener Hofbibliothek herauszugeben. Der Wert des vorliegenden Textes ist ein hochbedeutsamer und dürfen wir die Veröffentlichung der Handschrift als ein Ereignis von hoher litterarischer und wissenschaftlicher Wichtigkeit bezeichnen.

Der Gesammtvorstand des allgemeinen deutschen Sprachvereins in Braunschweig hat für die beste Behandlung des Themas: „Wie können Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache durch die Mundarten gefördert werden?" einen Preis von 1000 Mark ausgesetzt. Verlangt wird eine anregende und gemeinverständliche Darstellung, welche auf wissenschaftlicher Grundlage beruht und wenigstens eine Mundart eingehend behandelt. Die Bewerber wollen ihre, mit einem Wahlspruche versehenen Arbeiten, unter Beifügung eines verschlossenen Briefes mit demselben Wahlspruche, welcher den Namen des Verfassers enthält, bis zum 31. Dezember 1888 an den I. Vorsitzenden, Museumsdirektor Professor Dr. Riegel in Braunschweig, einsenden. Das Preisgericht besteht aus den Herren Prof. Dr. H. Dunger in Dresden, Prof. Dr. R. Hildebrand in Leipzig, Archivrat Dr. L. Keller in Münster i. W., Gymnasialdirektor Prof. Franz Kern in Berlin, Prof. Dr. Khull in Graz in Steiermark, Prof. Dr. D. Sanders in Alt-Strelitz, Prof. Dr. J. Seemüller in Wien, Schriftsteller J. Trojan in Berlin, Direktor Prof. Dr. S. Waetzoldt in Berlin, Prof. Dr. Weizsäcker in Berlin. Die Arbeit, welche als die beste befunden wird, wird mit dem Preise von 1000 Mark gekrönt, und zwar soll der Spruch spätestens auf der Hauptversammlung im Jahre 1889 verkündigt werden. Der Verein behält sich das Verlagsrecht auf drei Jahre, vom Tage der Verkündigung des Spruches an gerechnet, vor.

Nachdem die russische belletristische Litteratur die Aufmerksamkeit der abendländischen Völker auf sich gelenkt und die auf einige kleine Proben gestützten Erwartungen in so hohem Maße erfüllt, beginnt sich die litterarische Umschau Europas immer mehr der polnischen Litteratur zuzuwenden. — Diese durch die vor einigen Jahren durch Lipiner erfolgte neue Uebersetzung des „Pan Tadeus" von Mickiewiz inaugurierte Wendung treibt immer neue Früchte. Von den polnischen Klassikern dieses Jahrhunderts ist es insbesondere Slowacki, dessen Dramen in französischen und deutschen Uebersetzungen dem außerpolnischen Publikum zugänglich gemacht werden. — Neuerdings erschien in Wien sein „Mazeppa" in vorzüglicher deutscher Uebersetzung von Arthur Berson (Wien 1888), das Original wird von der Wiener Kritik sehr gelobt und zur Aufführung an deutschen Bühnen empfohlen. — In der vor Kurzem in Kopenhagen erschienenen Sammlung von Poesien slavischer Völker (in dänischer Uebersetzung) finden sich ebenfalls einige gut gewählte Stücke von Slowacki, daneben Abschnitte aus Mickiewiz „Grasyna" und einige Gedichte Krasinskis. — Sienkiewiz, „Mit Feuer und Schwert", dessen deutsche in der „Wiener Allg. Ztg." erscheinende Uebersetzung wir seiner Zeit angezeigt, wird auch, in einer anderen Uebersetzung, in der „Frankfurter Zeitung" gedruckt.

Kraszewskis Andenken wird in Ungarn aufgefrischt, indem der „Pester Lloyd" seine „Skizzen" in guter Uebersetzung von Dr. Gölendhay erscheinen lässt; die eigenhändigen auf diese Arbeit bezughabenden Zeichnungen Kraszewskis sollen in ungarischen illustrierten Blättern Platz finden. Gleichzeitig erscheint im „Budapester Tageblatt" eine biographisch-litterarische Studie über Kraszewski von Sacher-Masoch, welche objektiv zu sein versucht.

Zielinskis „Kirgiz", welcher bereits in der Reclamschen Universalbibliothek in deutscher Uebersetzung erschien, wurde neuerdings von Sigmund Sudomis übersetzt und in Holics herausgegeben. — Bałuckis Lustspiel „Grube ryby" („Goldfische") wurde in Freiwaldau mit großem Erfolge (deutsch) aufgeführt. Die Entsch'sche Theaterzeitung in Berlin bringt eine sehr vorteilhafte Rezension dieses Stückes. Von demselben Autor wurde früher im Wiener Stadttheater ein Lustspiel „Die Räte des Herrn Rats" gespielt.

Matyas Vallady: „France et Allemagne. Les deux Races." Paris 1887. Paul Ollendorff. Der Verfasser geht von der sehr richtigen Ansicht aus, dass die deutsche und französische Nation bei aller Stammverwandtschaft wesentlich von einander verschieden sein. Alsdann giebt er zu, dass die Deutschen gewisse Eigenschaften hätten, welche Frankreich gefährlich geworden sind und noch weiter gefährlich werden können. Die Darlegung dieser Eigenschaften und die Angabe der gegen dieselben zu brauchenden Mittel hüllt Vallady in einen dicken Mantel schmählichster Anschuldigungen und Verdächtigungen, die jedenfalls den edlen Chauvinismus schön warm halten werden, den wir aber nicht in seine Flicken zerlegen wollen.

Der von uns bereits angekündigte Roman von F. von Fritsch, „Eine Heimstätte", ist im Verlage von W. Friedrich in Leipzig soeben erschienen. Wir haben es in der „Heimstätte" mit einem ausgesprochenen Tendenzroman in der besten Bedeutung des Wortes zu tun. Es ist eine brennende soziale Frage, der die Verfasserin in dem vorliegenden Buche näher tritt und deren Lösung sie anstrebt. Die Romanform ist offenbar mit der Absicht gewählt, ihr Werk in die breiten Schichten des Publikums eindringen zu lassen. Wir wünschen dem Roman, der nicht nur wegen seiner edlen Tendenz, sondern auch wegen seiner litterarischen Eigenschaften, worunter die schöne maßvolle Darstellung nicht, in letzter Linie zu nennen ist, die weiteste Verbreitung.

Von B. von Suttners bekannten Werk „Ein Manuskript" (Leipzig, W. Friedrich) ist eine norwegische Uebersetzung im Verlage von Cammermeyer in Kristiania erschienen.

Am 1. Januar k. J. wird dem von Paul Heinze in Dresden-Striesen herausgegebenen „Deutschen Dichterheim" bereits das dritte Konkurrenzblatt, welches bislang unter dem Titel „Norddeutsches Journal" in Noerten erschien, einverleibt werden. Dieser Umstand veranlasst die Redaktion des „Deutschen Dichterheim", den Termin ihres unlängst erlassenen Poetischen Preisausschreibens, bei welchem 300 Mark ausgesetzt sind, bis zum 31. Dezember 1887 zu verlängern, damit sich neu hinzutretende Abonnenten noch an demselben beteiligen können. Alle näheren Bedingungen über dieses Preisausschreiben sind von der Redaktion des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen zu erfahren.

Im Verlage von F. W. Ellmenreich in Meran erscheint in Kurzem „Leben, Organische Philosophie und Poesie, Geistes-Ehe". Wir verfehlen nicht schon heute auf dieses Werk, das durch den reichen Inhalt und die Eigenart der Anschauungen das Interesse jedes Gebildeten erregen wird, aufmerksam zu machen.

Der bekannte russische Novellist Orloffsky, bisher in England durch keines seiner Werke vertreten, wird demnächst durch eine in Vorbereitung befindliche Uebersetzung seiner letzten Novelle, deren Widmung die Prinzessin von Wales gütigst angenommen hat, in den englischen Lesekreisen eingeführt werden. Da die Baronin Langenau, eine persönliche Freundin der Prinzessin von Wales, die Uebersetzung besorgt, dürfte Orloffsky bei den höheren Gesellschaftsschichten Englands, die seit Turgenjew an der Schilderung der Schattenseiten der gesellschaftlichen Zustände Russlands großes Interesse nehmen, rasch populär werden. Orloffskys Verleger sind: Sonnenschein & Co.

Demnächst werden auf dem italienischen Büchermarkte die folgenden Neuigkeiten erscheinen: Paolo Mantegazza, „Festa", ein Buch für Knaben, dass ein Seitenstück werden soll zu Edmondo de Amicis vortrefflichen Werke „Cuore" ... Ferdinando Martini bereitet eine Sammelausgabe seiner „Erzählungen" vor; von Panzacchi wird ein Band „Versi-racconti e saggi critici" erscheinen. Capuana überarbeitet seine poetischen Werke zu einer Gesammtausgabe unter dem Titel „Semiritmi". Cesare Pascarella ist mit den Korrekturen der zweiten Auflage seines epischen Gedichts „Villa Gloria" beschäftigt. Rovelta legt die letzte Hand an einen Roman, der den Titel „Le lagrime del prossimo" führen wird. Barrili, der Vielschreiber, hat nicht weniger wie drei Romane druckreif, sein Nacheiferer Faldella deren einen. Von Giuriati ist ein Band „Memoire d'un vecchio avvocato" im Druck. Barbiera bereitet eine neue „Antologia poetica" vor, Boccardi seinen neuesten Roman „Cecila Fermiani" und Jarro wird gar mit zwei Romanen zugleich hervortreten. Wie zu ersehen ist, fehlt es der italienischen Litteratur nicht an der Quantität des Erzeugten; über die Qualität dieser Massenproduktion soll späterhin gesprochen werden. Noch ist zu erwähnen, dass soeben bei Treves in Mailand das „Supplemento del 1887 del Dizionario Universale di Geografia, Storia e Biografia", bekanntlich von Emilio Treves und Gustavo Strafforello redigiert, ausgegeben worden ist. C. Mark.

Alle für das „Magazin" bestimmten Sendungen sind zu richten an die Redaktion des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes" Leipzig, Georgenstrasse 6.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

FRANZ LISZT als Künstler und Mensch.

Von L. Ramann.

2. Bd. 1. Abtheilung

Geh. 6 M. — Fein geb. 7 M. 50 Pf.

Die mit Spannung erwartete Fortsetzung der Liszt-Biographie behandelt die glänzende Virtuosen-Laufbahn des Künstlers in den Jahren 1840 bis 1847.



Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Statt M. 10.— nur M. 4.—.

II. Jahrgang complet von

Die Gesellschaft.

Monatsschrift für Litteratur und Kunst.

Herausgegeben von

Dr. M. G. Conrad.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. R. Hofbuchhandlung, **Leipzig.**

Populäre Physiologie von Dr. S. Rahmer erscheint reich illustriert in Lieferungen à 50 Pf. Abonnements in allen Buchhandlung. Verlag Otto Weisert in Stuttgart.

Einbanddecken

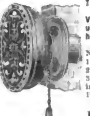
zum „Magazin" wie zur „Gesellschaft" sind per Semesterband zu

M. 1.20 bezw. M. 1.50

durch jede Buchhandlung zu beziehen.



Zimmer-Ventilatoren.



In jedem Schornstein oder Kamin anzubringen. Vorzüglich bewährt für Wohn- und Schlafzimmer, Krankenhäuser, Schulen, Restaurationen etc.

Nr.		cm.	M
1.	Durchm. d. Rosette	25,	8.75
2.	„ „ „	30,	11.—
3.	„ „ „	40,	16.—

incl. Kiste gegen Nachnahme. Preisliste gratis und franco.

Zeppernick & Hartz, Berlin, S.W, Lindenstr. 15

Soeben verliess die Presse:

Unter flatternden Fahnen.

Militärische Novellen von **Detlev Freiherr von Liliencron.**

broch. M. 6.—, eleg. geb. M. 7.20.

Ein neues Buch von Liliencron bedeutet immer ein frohes Ereignis für die Leserwelt im Allgemeinen sowohl als für die litterarischen Feinschmecker im Besonderen und der Dichter verdient auch reichlich das ihm allseitig entgegengebrachte lebhafte Interesse, denn er malt seine wahrhaft poetischen Prosaskizzen mit so pochendem Realismus, mit so naturalistischer, dabei künstlerischer Treue, dass man von seinen Schilderungen tief ergriffen und hingerissen wird. Wer diese Erzählungen auch nur einmal gelesen, vergisst sie nicht wieder!

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhandlung, Leipzig.

Neues Freirelig. Sonntagsblatt.

Herausgeber

Dr. Voelkel, Magdeburg.

Pr. viertelj. 1 Mark. (Postliste Nr. 4099.)

Neuer Verlag von

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt.

2 Bde. gr. 8°. geh. 12 M.

Fein geb. 14 M. 50 Pf.

Grösste Freude

für jeden Musikfreund als Geschenke sehr zu empfehlen:

Geschichte der Musikkunst von W. Schreckenberger. Preis M. 1.50.

Lehrbuch der Harmonie und des Generalbasses. Von A. Michaelis. br. M. 4.50, geb. M. 5.50.

Vorstudien zum Contrapunkte und Einführung in die Composition von A. Michaelis. br. M. 3.—. geb. M. 4.—.

Populäre Instrumentationslehre mit genauer Beschreibung aller Instrumente und zahlreichen Partitur- und Notenbeispielen und Anleitung zum Dirigieren von Professor H. Kling. 2. Aufl., br. M. 4.50, geb. M. 5.50.

Anweisung zum Transponieren. von Prof. H. Kling. Preis br. M. 1.25.

Praktische Anleitung zum Dirigieren von Prof. H. Kling. Preis 60 Pf.

Der erste Unterricht im Clavierspiel, sowie Einführung in die Musiktheorie im allgem. Von F. M. Berr. Compl. M. 3.—.

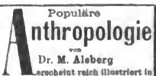
Gegen Einsendung des Betrages frei von **Louis Oertel, Hannover.**

Schwer gebüsst. Wider Lieben u. Pflicht.

Zwei Novellen von **Hans Ottensee.**

Verlag von **August Bagel, Düsseldorf.**

Preis 2 Mark.



Boxbeutel Weine.

Spezialität Würzburgs.

12 ganze (7/8 Lit.) Boxbeutel Steinwein M. 18.—, M. 24.—, M. 30.—.

12 halbe Boxbeutel Steinwein M. 10.—, M. 15.—, M. 18.—.

12 ganze Flaschen Schwarz Clävner roth M. 15.— u. M. 18.—.

12 halbe Flaschen Schwarz Clävner roth M. 8.— u. M. 10.—.

incl. Verpackung, ab hier, gegen vorherige Casse oder Nachnahme. **Postprobe-Kistchen** enth. 4, Boxbeutel Steinwein zu M. 4.50 u. M. 6.—. franko und Nachnahme.

Hermann Rudolph,

Weingutsbesitzer in **Würzburg.**

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Bleibtreu in Charlottenburg. — Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichnis ausgewählter Werke aus dem Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

